THE LIBRARY
OF THE

PERIODICAL ROOM
CLASS 053
BOOK M823

Digitized by Google

A. Quart 9 s.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

Juli.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Brunnen, von Schön. 157.
Erinnerungen an Adria, von A. Grün. 162.
Morgen, von R. Köstlin. 171.
Sonntagsfeier auf den Alpen, von Stöber. 172.
Der Glückliche, von Kreuser 175.
Aus der Dichterwelt, von Manfred. 179.
Charade: Handkuß. 164.
Sylbenpalindrom: Taktik. Tiktak. 170.
Logogryph: Ball, Bell, Bill, Boll, Bull. 176.
Räthsel: Rad. 181.

Erzählungen und Romane.

Der Eulenthurm. 158 — 162.
Kriegerische Scenen. 161. 165.
Meine Geschichtsforschung in B. 173 — 179.

Länder- und Völkerkunde.

Das heutige und das ehemalige Klima Roms. 170. 171. 172.
Gesellschaftlicher Zustand zu Port au Prince. 173.
Die Abendgesellschaft, ein russisches Sittengemälde. 177. 178. 179. 180.
Die Ausbrüche des Aetna. 156. 157.
Sierra Leone. 159. 160.
Die Gaunerkilbe in Gersau. 166.
Die Schmarotzer auf dem Korso. 182.

Reisen.

Die Gemsenjagd in den Schweizeralpen. 168. 169. 170.

Naturgeschichtliches.

Sterne als Kometen, von Pfaff. 163. 164.
Die Dronte. 181.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Bemerkungen über Tonkunst. von L. Bauer. 156. 157. 158. 160. 161. 162. 163.
Betrachtungen und Skizzen. Ueber alte und neue Geschichtschreibung u. s. w. 165. 166. 167. 168. 169.
Die Linientaufe. 167.
Ueber den Verfall des französischen Theaters. 171. 172.
J. J. Rousseau und Voltaire. 174. 175. 176.
Gastronomische Preisaufgaben. 180.
J. J. Rousseau und La Harpe, d'Alembert, Diderot. 181. 182.

Korrespondenz.

Paris. 156. 157. 158. 168. 169. 170. 172. 176. 177. 180. 181. 182. — Neapel. 159. 160. 161. — Zürich. 161. — Aus dem Rheingau. 162. — London. 165. 171. 175. 176. 177. — Berlin. 173. 174. — Leipzig. 159. — Lyon. 163. 164. 165. 166. 167. — Straßburg. 166. 167. 168. — Aus der Schweiz. 157. 158. 169. 170. — Gießen. 178. 179. 180. 181. 182.

Digitized by Google

Kunst-Blatt.

Nro. 52.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung von J. M. Wagner. (Fortſ.) — Paris. — Warſchau. — Konſtantinopel.

Nro. 53.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Fortſ.) — London. — Paris.

Nro. 54.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Fortſ.) — Jean Goujon's Werke. — Nekrolog. — Bekanntmachung.

Nro. 55.

Concurs zur Verzierung des Giebelfeldes der Magdalenenkirche in Paris. — Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Fortſ.) — Lithographien. — Ueberſetzungsanzeige.

Nro. 56.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Fortſ.)

Nro. 57.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Fortſ.) — Der Platz Ludwig XV. zu Paris.

Nro. 58.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Fortſ.) — London.

Nro. 59.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Fortſ.)

Nro. 60.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre urſprüngliche Aufſtellung. (Fortſ.) — Nekrolog. — Berichtigung.

Literatur-Blatt.

Nro. 67.

Staatswiſſenſchaften. 21) Handbuch der Finanzwiſſenſchaft und Finanzverwaltung, von C. A. von Malchus. — Zur dritten Jubelfeier der Augsburgiſchen Konfeſſion.

Nro. 68.

Schau- und Trauerſpiele. 1) Theater der Hindus. Aus dem Engliſchen von Wilſon.

Nro. 69.

Schau- und Trauerſpiele. 1) Theater der Hindus. (Fortſ.)

Nro. 70.

Schau- und Trauerſpiele. 1) Theater der Hindus. (Fortſ.) — 2) King Henry IV. by W. Shakespeare, von F. E. Feller.

Nro. 71.

Schau- und Trauerſpiele. 3) Hernani ou l'honneur Castillan, par V. Hugo. — 4) Hernani oder die kaſtilianiſche Ehre, von V. Hugo, überſetzt von J. B. Werner.

Nro. 72.

Schau- und Trauerſpiele. 5) Cromwell. par V. Hugo. — 6) Cromwell, überſ. von J. B. Werner.

Nro. 73.

Schau- und Trauerſpiele. 7) Don Juan und Fauſt, eine Tragödie von Grabbe.

Nro. 74.

Schau- und Trauerſpiele. 7) Don Juan und Fauſt. (Fortſ.) — 8) Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, Tragödie von Grabbe.

Nro. 75.

Schau- und Trauerſpiele. 8) Struenſee, Trauerſpiel von M. Beer. — Zeitgeſchichte. Moeurs politiques au 19 siècle, par A. Dumesnil.

Nro. 76.

Geſchichte. Scènes contemporaines et scènes historiques par la Vicomtesse de Chamylly. — Schau- und Trauerſpiele. (Fortſ.) 10) Hans Sachs von Deinhardſtein. — 11) Meiſter Pilgram, von F. Duller. — 12) Sertorius, Tragödie von Dr. Lommel. — 13) Der Türkenſturm auf Marburg im Jahr 1529, von Profeſſor Suppantſchitſch.

Nro. 77.

Schau- und Trauerſpiele. (Fortſ.) 14) Bertram. Romantiſches Drama von Maturin, eingeführt durch Walter Scott und Lord Byron. Ueber zwanzigmal nach einander aufgeführt auf dem Drurylanetheater in London. Freie metriſche Ueberſetzung von Dr. Carl Ickes. — 15) Der treue Diener ſeines Herrn, Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer. — Univerſitätsſchrift. Ueber die Abſchaffung der Duelle unter den Studirenden, mit beſonderer Rückſicht auf die hierauf bezüglichen Schriften der HH. Kirchenräthe Paulus und Stephani, von Dr. K. H. Scheidler.

Digitized by Google

№. 156.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Juli 1830.

Ein holder Zauber spielt um deine Sinnen,
Ergieß ich meinen Strom von Harmonien;
Und sey' ich meine Leiter an von Tönen,
Ich trage dich hinauf zum höchsten Schönen.

Schiller.

Bemerkungen über Tonkunst.

Von Ludwig Bauer.

Erster Artikel.

Alle ächten Erzeugnisse der Kunst stimmen darin überein, daß sie das Schöne darstellen. Demungeachtet werden wir uns nicht in der nämlichen Stimmung befinden, je nachdem wir ein gelungenes Gemälde betrachtet, oder ein geistreiches Gedicht durchlesen haben. Unser Geist wird jedesmal auf eine andere Weise angeregt, und auf eine andere Weise thätig seyn. Hierin liegt eine große Schwierigkeit für den Kunstphilosophen. Wir erwarten von ihm Aufschluß über unsere eigenen Empfindungen; wir verlangen, daß er den flüchtigen Zauber der Schönheit in Begriffe auflöse und auf Gesetze zurückführe. Bei diesem an sich schon verwickelten Geschäfte muß er nun noch überdieß die getheilten Interessen des Bildhauers und des Dichters, des Baumeisters und des Redners, des Malers und des Tonkünstlers immer zugleich im Auge behalten. Es ist keine leichte Aufgabe, so verschiedenartige Ansprüche gegen einander auszugleichen, und die freie Union der Künste für dieselbe Verfassung zu gewinnen. Man darf sich daher keineswegs wundern, daß diese Aufgabe noch nicht vollkommen gelöst worden ist. Nur könnte es befremden, wie man oft sogar über das Wichtigste im Allgemeinen entscheiden mochte, ohne erwogen zu haben, ob die aufgestellte Regel auf jede einzelne Kunst sich anwenden lasse. Am wenigsten hat man die Tonkunst berücksichtigt, theils, weil selten ein Philosoph zugleich Musiker ist, theils, weil die Musik die jüngste Tochter der Kunst ist; besonders aber deßwegen, weil sie sich am weitesten vom Sinne des Gesichtes entfernt. Durch diesen Sinn wird ja zuerst das ästhetische Bewußtseyn in uns geweckt; das Auge zeigt uns die Schönheit im Bilde des Menschen, von welchem selbst die idealste Göttergestalt nur eine kühne Nachahmung ist. Sogar der Name des Schönen ist ursprünglich für sichtbare Gegenstände erfunden worden. Anschauungen dieser Art sind es, welche unser ästhetisches Nachdenken nicht nur begleiten, sondern demselben gewöhnlich zu Grunde liegen. Wir versetzen uns in Gedanken vor ein Apollobild, wenn wir uns den Begriff der Vollendung veranschaulichen oder der Symmetrie ihre Gesetze ablauschen wollen. Für den Sinn des Gesichtes hat jede Sprache die meisten und die bezeichnendsten Ausdrücke. Für das Auge ist ein Gegenstand hell oder dunkel, durchsichtig oder trüb; für das Auge gibt es Farben und Formen, Höhe und Tiefe, Breite und Länge. Selbst von geistigen Dingen reden wir, als ob sie vor das Auge gehörten. Wir sprechen von Einsicht und Nachsicht, von der Geradheit des Charakters und den Tiefen der Wissenschaft; auch die Vernunft bedarf des Lichtes, und unsre Dichter wissen wohl, was auf Wahrheit sich reimt. Ganz anders verhält es sich mit demjenigen, was wir durch das Gehör inne werden. Hier können wir nur nach dem Wohl- oder Mißklange unterscheiden. Sobald wir in feinere Bestimmungen eingehen wollen, müssen wir die Anschauun-

594613

Digitized by Google

gen anderer Sinne zu Hülfe nehmen. Und auch in diesem Falle hat der Sinn des Gesichtes die ersten Ansprüche. Da werden helle und runde Töne, da wird ein reinliches und fließendes Spiel von dem Tonkünstler verlangt. Schon deßwegen befindet sich die Musik den übrigen Künsten gegenüber im Nachtheile. Sie muß eine fremde Sprache reden, wenn sie ihre eigene Sache vortragen will, und an ihre Nebenbuhlerinnen appelliren, um sich gegen sie zu behaupten.

Der Baumeister und der Maler stellt unmittelbar ein sichtbares Objekt vor unser Auge. Der Dichter thut es zwar nur mittelbar, aber unterstüzt von dem ganzen Reichthum der Sprache und unter dem freiesten Spiele der Einbildungskraft. Seine Begebenheiten knüpft er an Personen, und seine Urtheile verkörpert er zu Anschauungen. Aus dem Zwange gekünsteleter Sitten flüchtet er uns in die harmlose Natur, und aus den Einsamkeiten der Natur führt er uns zurück in das Gewühl der Menschenwelt. Dieß alles steht dem Tonkünstler nicht zu Gebote. Das Element, dem seine Töne entquellen, wird nicht mehr als Stoff empfunden, weil es unsichtbar ist, und selbst dieser unsichtbare Stoff wirkt nur durch seine Bewegung auf unser Gemüth. Der Spieler und sein Instrument sind als Figuren für den Effekt einer Komposition gleichgültig; in der Regel wird uns sogar ein verdecktes Orchester das erwünschteste seyn. Die ganze sichtbare Welt ist dem Musiker nur eine Fläche, über welche sich die Schwingungen seiner Töne verbreiten, und an deren Grenzen sie sich dergestalt brechen sollen, daß dadurch der höchste Wohlklang entsteht. Die Musik ist daher unter allen Künsten zur Darstellung am wenigsten geeignet. Sobald sie nichts als die bloße Darstellung bezweckt, wird sie in Spielerei ausarten, oder doch nur eine halbe Wirkung hervorbringen. Selbst Empfindungen kann sie nur in soweit schildern, als sie fähig ist, uns dieselben mitzutheilen. Auch in der Oper entwickelt sie (abgesehen vom Texte) keine Charaktere, sondern Empfindungszustände. Das eigentlich Komische hat sie eben so wenig in ihrer Gewalt, als ein gutmüthiger Mensch die Satire. Ihr Scherz ist nur eine singende Fröhlichkeit; höchstens ein Lächeln darf sie uns abgewinnen, aber den Lachenden hat sie nie auf ihrer Seite. Alle die angeführten Umstände trugen dazu bei, daß man die Musik in der Wissenschaft des Schönen lange Zeit beinahe gänzlich übersah. Gewöhnlich war die Sitzung schon geschlossen, wenn man, gleichsam aus Gefälligkeit, auch ihre Aussagen vernahm; und es war ein glücklicher Zufall, wenn diese mit dem bereits Statuirten zusammentrafen.

Das Kunstprodukt, welches der Baumeister oder Bildhauer vor unser Auge stellt, können wir in einem Akte der Anschauung umfassen; schon in der Erscheinung kündigt es sich als ein Ganzes an, und der Verstand braucht den Begriff der Einheit nicht darauf überzutragen, sondern nur darauf anzuwenden. Nicht so bei einem musikalischen Kunstwerke. Ein einzelner Ton oder ein einzelner Zusammenklang von Tönen kann uns zwar wegen seiner Reinheit gefallen, und durch seine Fülle sogar erschüttern; aber eine musikalische Schönheit begründet er nicht. Diese entsteht immer erst durch eine Aufeinanderfolge von Tönen, sie ist wesentlich durch den Wechsel, durch das Fortrücken, durch die Bewegung bedingt, oder mit andern Worten: sie kann nur in der Zeit angeschaut werden. Während also die Tonkunst die rasche Forderung des nach Totalität strebenden Verstandes für den Augenblick zurückweist und sie nur allmählig erfüllt, so schließt sie sich desto genauer dem Selbstbewußtseyn des Menschen an. Sie wendet sich geradezu und ohne alle Vermittlung an den innern Sinn, sie erscheint schon unter demselben Gesetze, an welchem die Zustände unsers Bewußtseyns abrollen. Und hiedurch hat sie sich einen bedeutenden Vortheil gesichert. Es kommt bekanntlich viel auf den ersten Eindruck an, den wir von einem Kunstwerke erhalten. Der bildende Künstler muß es darauf wagen, ob wir gerade in der rechten Stimmung vor seinem Werke erscheinen. Sobald er es enthüllt hat, haben wir auch empfunden, und zwar den Totaleindruck seiner Schöpfung. Durch Nachdenken und wiederholte Betrachtung werden wir mehr und mehr auf einzelne Züge geleitet. Wenn der erste Eindruck ein ungünstiger war, so kann zwar unser Urtheil noch die Parthei des Künstlers ergreifen, aber unsere Empfindung hat bereits ihre Stimme gegeben, und was ihr der erste Augenblick nicht geleistet hat, kann ihr kein folgender ersetzen. Der Tonkünstler ist dieser Gefahr nie, wenigstens nie in gleichem Grade ausgesezt. Nur die Wirkung der ersten Töne hängt von dem Empfindungszustande ab, der uns vor das Orchester begleitet hat; die folgenden Töne treffen schon einen veränderten Zustand, und gleichsam eine musikalische Fürsprache in unserem Gemüthe an. Je kunstgemäßer nun der Komponist seine Ideen verarbeitet hat, je mehr er im Anfang durch allmählige Entfaltung uns aufmerksam zu machen, im Verlaufe durch das Zusammentreffen musikalischer Gegensätze uns in Spannung zu setzen, und am Schlusse durch die überraschende Auflösung uns zu befriedigen wußte, desto fühlbarer wächst von Takt zu Takte seine Herrschaft in unserem Gemüthe, und desto unfehlbarer wirken die lezten entscheidenden Schläge. Gerade da, wo er die heterogensten Empfindungen bekämpfen und in musikalische umschaffen mußte, feiert er seine schönsten Triumphe. Denn während der vorbereitete Zuhörer die Musik wie eine Gespielin lieb gewinnt, wird sie der unvorbereitete bewundern, weil er sich von ihr besiegt fühlt. Begeistern kann uns der Dichter, bezaubern der bildende Künstler, aber von Empfindung zu Empfindung unwiderstehlich fortreißen und im eigentlichsten Sinne des Wortes

Digitized by Google

überwältigen kann uns nur der Tonkünstler. Die Musik ist ihrem Wesen nach innig, weil sie den kürzesten Weg zu unserem Bewußtseyn einschlägt, und weil sie sich vor jeder Zerstreuung bewahrt hat. Denn unbekümmert um das bunte Treiben der sichtbaren Welt, gehorcht sie nur ihrem eigenen Gesetze, dem der Harmonie, und beschränkt sich auf die Hervorbringung des Wohllauts als auf ihr erstes und einziges Ziel. Daher die magische Gewalt, mit welcher sie unsre Seele beschleicht, und die Schnelligkeit, mit der sie unvermerkt in alle unsere Empfindungen einströmt, und die Temperatur auch des kältesten Geistes umsezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ausbrüche des Aetna.

Im gegenwärtigen Augenblicke, wo der Aetna wieder so große Verwüstungen anrichtete, werden einige allgemeine Bemerkungen über denselben und eine Statistik seiner Ausbrüche nicht ohne Interesse seyn.

Lange hielt man den Aetna für den höchsten Berg in Europa, und der englische Reisende Brydone, der im Jahr 1770 schrieb, wagt nur schüchtern die Vermuthung, der Montblanc könnte doch höher seyn. Und doch ist der Aetna nur 12,000 Fuß hoch, d. h. 4000 Fuß niedriger als der Montblanc, aber er macht einen weit stärkern Eindruck auf die Einbildungskraft. Er steigt gerade aus dem Spiegel des Meeres auf und auf tausend Punkten der Küste übersieht ihn das Auge ganz. Ueberdies sind die Berge, die ihn umgeben, nicht sehr hoch, und lassen ihn durch den Kontrast eher größer, als kleiner erscheinen. Es läßt sich nichts Schöneres, nichts Imposanteres denken, als dieser ungeheure, so regelmäßig und doch so kühn gebaute Berg, den unten eine herrliche Vegetation deckt, den in der Mitte zwei Gürtel umgeben, ein Wald- und ein Schneegürtel, über welch lezterem sich das ewig rauchende Haupt erhebt; es gibt nichts Merkwürdigeres als die Berge, die er selbst erzeugt hat, die breiten schwarzen Lavaströme, die sich nach allen Seiten durch das Land ziehen. Selbst der Vesuv, gegen ihn ein wahrer Zwerg, kann keinen Begriff vom Aetna geben. Beim Vesuv geht überdieß bei den Ausbrüchen fast alles im obern Kegel vor; dieser Kegel ist gleichsam ein Gefäß, das, wenn es sich einmal durch einen Ausbruch entleert hat, sich allmählig wieder füllt, bis es überläuft und wieder geleert wird. Beim Aetna ist es ganz anders: hier berstet der obere Kegel selten; blos stärkerer Rauch und ein lauteres Getöse in der Höhe verkünden jedesmal den Ausbruch, wo er aber statt finden wird, läßt sich nie voraussagen. Plötzlich öffnet sich irgendwo unten, oft sehr weit vom Kegel, die Erde und verschlingt alles, was auf ihrer Oberfläche ist. Häuser, ganze Dörfer verschwinden, und es erfolgt ein gewaltsamer Ausbruch von Feuer, Asche und Steinen. Diese häufen sich auf und bald ist ein neuer Kegelberg gebildet, der mehrere Tage lang Feuer speit. Endlich scheint der Vulkan ruhig zu werden, es wird auch wirklich stille, dies ist aber nun der furchtbarste Zeitpunkt für das Land: die geschmolzene Masse hat nicht mehr Kraft genug, sich bis zum Gipfel emporzuarbeiten, sie schafft sich unten am Fuße Luft, und nun beginnt ein dicker rother Strom sich langsam hervorzuwälzen. Für die Menschen ist dabei wenig Gefahr; denn da der Strom im Fließen beständig erkaltet, so macht er des Tags nicht leicht über eine halbe Meile; aber wehe den Feldern, wehe den Städten oder Dörfern, die auf seinem Weg liegen. Kein Hinderniß hält ihn auf, keine menschliche Gewalt vermag ihn zum Stehen zu bringen. Gewöhnlich fließt er dem Meere zu, und hier findet seine Wuth eine Schranke; aber welche Umwege macht er, bis er dahin kommt! Stößt er auf einen Hügel, so theilt er sich, kommt er an einen tiefen Grund, so breitet er sich gleich einem See aus, ehe er seinen Weg fortsezt. Diese schreckliche Wanderung dauert oft Monate lang.

Es läßt sich darnach abnehmen, welch schreckliche Spuren diese Ausbrüche rings im Lande hinterlassen müssen. Während der Vesuv allein stehen bleibt, gruppiren sich um den Aetna eine Menge Söhne, Zeugen seiner furchtbaren Macht. Während die Lava des Vesuvs über einige Thäler in der Höhe fast nicht hinaus kommt, strömt die Lava des Aetna über das tiefste Land und bedeckt die fruchtbarsten Felder. Es gibt Lavaströme, bei einer Stunde breit und dreihundert Fuß hoch. Sieht man sie von einer Höhe herab, so gleichen sie einem plötzlich erstarrten Dintenguße; stößt man auf sie, so bemerkt man hohe, ungleiche, zerklüftete, verwitterte Mauern; geht man auf ihnen, so findet man ein hartes, schwarzes, dicht mit scharfen Spitzen besäetes Gestein. Aber mit der Zeit zerfällt dieser Stein und wird nach und nach fähig, Pflanzen zu nähren; an einigen Stellen bleibt die Lava glatt und kahl, während an andern bereits kräftige Pflanzen emporsprießen. Später kommt der Mensch darüber; es werden Bäume darauf gepflanzt, Felder und Gärten angelegt und Häuser gebaut. Es läßt sich dann kein fruchtbareres Erdreich, keine herrlichere Vegetation denken. Die Laven sind in dieser Beziehung nicht alle gleich; so ist die Lava von 1669 noch schwarz und nackt, fast wie am ersten Tage; jüngere Laven dagegen bekommen schon einen Anflug von Grün. Die Lava von 1538 ist noch dürrer als die von 1669; diejenige dagegen, die vor acht bis neunhundert Jahren den Hafen des Ulysses ausfüllte und das Meer drei Meilen weit hinausdrückte, ist jezt der herrlichste, fruchtbarste Garten im Lande. Welch sonderbarer Kontrast zwischen dem ewig drohenden Berge und diesen lachenden Fluren! Ringsum Wälder von Bäumen

und Sträuchen mit glänzendem Laub von allen Schattirungen von Grün; ein dichter Pflanzenteppich über alles gebreitet, selbst über die elenden Lavamauern, mit denen Felder und Gärten eingefriedigt sind; Häuser, welche hinter des Oelbaums dunklem Grün oder aus Orangengehegen mit Blüthen und Früchten halb hervor blicken; eine herrliche, gewürzige Luft; ein schönes, kräftiges, zufriedenes Volk, und dieß alles auf einem Schlacken-, Aschen- und Lavaboden; dahinter der rauchende Gipfel des Aetna und ringsum schwarze, kahle, vulkanische Massen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Merville. Scribe.

Von neuern Schauspielen wäre viel nachzuholen, wenn ich alles auf den Bühnen Dargestellte anführen wollte; glücklicherweise hat das Publikum selbst Mehreres sogleich verworfen, z. B. ein Stück von Merville, das schon einmal unter einem andern Titel ausgepfiffen worden war. Damals war die Hauptperson ein deutscher oder elsäßer Romantiker, welcher sich bei einer ehrsamen Pariser Familie einschleicht, die Tochter vom Hause durch sein empfindsames Romantisiren entzückt und mit ihr zuletzt davonlaufen will, indeß der Vater, ein enthusiastischer Alterthumsforscher, mit einigen alten Scherben beschäftigt ist. Es kamen auch noch eine botanisirende Abenteurerin und sonstige eigene Figuren oder Karrikaturen darin vor, die das Publikum aber nichts weniger als possierlich fand und daher mit Unwillen verwarf. Merville weiß, daß das Pariser Publikum zu viel Zerstreuung hat, um sich lange einer Sache zu erinnern. Er meinte also, wenn er sein Stück ein wenig umschmölze und ihm einen andern Titel gäbe, werde es wahrscheinlich Niemand wieder erkennen. Das Publikum war aber schlauer, es erkannte die bereits verworfenen Zerrbilder wieder und pfiff nun wieder frischweg. Vermuthlich wird der Dichter endlich das Pfeifen satt haben und sein verfehltes Stück auf immer in seinem Pulte vergraben; denn des heroischen Entschlusses, das Manuskript ins Feuer zu werfen, halte ich ihn nicht fähig. Dieser Merville hat mit einigen Stücken vielen Beifall eingeerndtet, z. B. mit seiner Familie Glinet (die man, sonderbar genug, eine Zeitlang dem König Ludwig XVIII. zuschrieb, vielleicht weil er den Wunsch geäußert hatte, man möchte ein Stück schreiben, worin das Gehässige des Parteigeistes in einer Familie lebhaft geschildert werde); „die beiden Engländer," ein altes, von Merville wieder aufgefrischtes Lustspiel, und „die erste Ehrensache" (wider das Duell) haben sich auf der Bühne mit Ruhm erhalten; wogegen andere nur eine oder zwei Darstellungen erlebt haben. Auch ein Volksmelodram von demselben, „der Galeerensklave," rührt das Publikum der Boulevardstheater gewaltig und wird oft gegeben. Mittlerweile schreibt Merville Romane und Novellen, die sich zwar geläufig lesen lassen und wahrscheinlich auch ihr Publikum haben, besonders bei den eben nicht kritischen Lesern, sonst aber keine bedeutende Stelle in der neuern französischen Literatur einnehmen. Scribe ist in der letzten Zeit keineswegs unthätig gewesen; man sollte glauben, ein Mann, der einen so ausgebreiteten Ruf hat, wie er, dessen Vaudevilles und Operetten nun schon so lange das Publikum entzücken und auf deutschen, englischen, italienischen, spanischen und vielen andern fremden Bühnen nachgeahmt werden, der, so zu sagen, der einzige beliebte Dichter dramatischer Kleinigkeiten in Europa ist, habe genug geleistet, um in der Académie française einen Platz zu verdienen. Es wiß gibt es unter den Akademikern viele, welche ihm an Talent, an geistreicher Darstellung, an Ruf nicht gleichkommen; die halbe Akademie ist im Auslande nicht so bekannt, wie er allein. Dennoch erhielt er, als neulich eine Akademikerstelle zu besetzen war, nur sehr wenige Stimmen; Ancelot, von dem zwar einige Trauerspiele mit Beifall auf den beiden Hauptbühnen gegeben worden sind, der aber doch bei weitem nicht die Originalität und den unerschöpflichen Erfindungsgeist Scribes besitzt, bekam weit mehr Stimmen, und ihnen beiden ward ein Hr. Pongerville vorgezogen, dessen einziges Verdienst darin besteht, daß er Lukrez's Gedicht de natura rerum ziemlich elegant übersetzt hat. Nun hatte sich freilich dieser Pongerville gewiß zwölfmal gemeldet und war eben so oft zurückgesetzt worden, weshalb die Akademiker endlich wohl denken mochten, es sey Pflicht, diesen Herrn nicht länger vor der Thüre stehen zu lassen, zumal da er in einigen Journalen kräftig unterstützt wurde. Man behauptet, Scribe habe deshalb so wenig Stimmen bekommen, erstlich, weil er sich zum erstenmale darstellte und die Herren in der Akademie gewohnt sind, sich mehrmals bitten zu lassen; zweitens, weil einige Akademiker auf das Vaudeville wenig Gewicht legen und dasselbe für eine allzu niedrige Gattung in der Literatur halten, als daß ein Vaudevilledichter Anspruch auf einen Sitz in der erhabenen Gesellschaft der sogenannten vierzig Unsterblichen machen könnte; drittens, weil man Scribe eine allzu große Geldgier vorwirft, weshalb er aus dem Dichten eine kaufmännische Spekulation macht, was einem Akademiker zur Unehre gereichen könnte. Das mag nun alles wahr seyn; dennoch kann nicht geläugnet werden, daß Scribe einer der geistreichsten und gefälligsten Dichter und Schriftsteller der französischen Nation ist, und wenn auch die Hälfte seiner Stücke auf Rechnung seiner Mitarbeiter käme, so bliebe ihm doch noch so viel übrig, daß er stets einen Wettstreit mit den meisten Akademikern eingehen könnte. Deßhalb werden ihm auch wahrscheinlich die Thüren der Akademie nicht ewig verschlossen bleiben, und zuletzt wird die Akademie einsehen, daß, so lange ihr ein so ausgezeichneter Dichter wie Scribe fehlt, sie nicht vollständig ist. Auf dem Operntheater hat Scribe neulich das Ballet **Manon Lescaut, nach einem bekannten Romane des Abbé Prévot**, gegeben, mit Musik von Halevy und ältern Meistern. In diesem Ballet hat der Dichter den possierlichen Einfall gehabt, eine dramatische Darstellung gerade wie vor einem Jahrhundert zum Besten zu geben, wo der Liebesgott mit frisirten Haaren und rosenrothen Hosen auf der Bühne erschien; äußerst ergötzlich sind alle die seltsamen Kostüme aus jener Zeit, und das Ballet le Triomphe de l'amour, welches die Großväter und Großmütter der jetzigen Pariser entzückte, wird von dem heutigen Geschlechte herzlich belacht. Es ist dies von Seiten des Dichters eine lustige Satire auf den verschrobenen Geschmack der Voreltern; eine Satire, in welche das Publikum von ganzer Seele einstimmt; da die Ultraparthei beständig die vergangene Zeit auf Kosten der gegenwärtigen rühmt, obschon sie in keiner Hinsicht viel taugte, so mag der freisinnige Theil des Publikums diese lebendige Satire auch wohl als eine Art von kleiner Rache ansehen und beklatschen. Genug, der Scherz Scribes hat vielen Beifall erhalten; nur findet man, daß er etwas zu lang ist. Das heutige Publikum hat nicht Geduld genug, einen ganzen Triomphe de l'amour auch nur zum Spasse mit anzusehen; eine Stunde lang über den frisirten Amour zu lachen, ist doch etwas zu ermüdend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 157.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. Juli 1830.

Ewig klagen und beklagt zu werden,
Ist der Menschheit allgemeines Loos.

Schiller.

Der Brunnen.

Ich blieb des Nachts am Brunnen steh'n,
Und mußte lauschen diesem Rauschen,
Und mußte diesem Rauschen lauschen,
Und konnte nicht von dannen geh'n.

O Brünnlein, sprach ich, Alles ruht,
In Platz und Gassen schläft die Stille,
Die Menschen athmen Schlaf in Fülle;
Nur dir allein wird's nicht so gut.

Da nahm des Brünnleins Rauschen zu.
Und klang wie Lachen so vergnüglich,
Und sprach: der Menschen Ruh' ist trüglich,
Und meine Unruh', die ist Ruh.

Sieh' da, die Tropfen, ungetheilt,
Sich stets entweichen, stets erreichen,
Und sich zum Strahl des Wassers gleichen,
Der immer eilt und immer weilt.

Die Menschen weckt der Tag des Lichts —
Versezt' ich ihm — sie wirken, wandern,
Und Liebe führet eins zum andern;
Du lebst allein und weißt von nichts.

Da klang des Brünnleins Fließen mild,
Wie Weinen klang's: der Menschen Herzen
Zerreißen Lieb' und Haß in Schmerzen,
Ich bin der Lieb' und Treue Bild.

Sieh da, die Tropfen wie aus Haß
Sich suchend flieh'n, im Flieh'n sich treiben,
Nur um in Treue frei zu bleiben,
Wie Liebe liebt ohn' Unterlaß.

Doch — sprach ich — bist du leicht und schwach;
Der Menschen Leib ist fest und kräftig,
In Arbeit und Genuß geschäftig.
Da klang des Brünnleins Fall, wie Ach!

Was ist der Menschen Glück und Freud'?
Ein endend Leid, Beginn Verdrießens;
Und blüht in Fülle des Genießens
Ihr Leib, — er reift zum Sterbekleid.

Sieh! mein Erguß ohn' Ueberdruß
Muß im Vergeh'n Bestehn erwerben;
Weil all mein Leben fließt in Sterben,
Ist all mein Sterben Lebensfluß.

Ein Morgenstrahl drang jezt herfür —
Ich sah mein bleiches Bild im Wasser,
Und schlich mich fort. Das leichte Wasser,
Das rauschet, rauschet hinter mir.

A. Schöll.

Bemerkungen über Tonkunst.

(Fortsetzung.)

Wir haben die musikalische Schönheit als das Ergebniß einer wohlklingenden Tonfolge bezeichnet. Damit ist jedoch keineswegs gemeint, als ob es hinreichend wäre, wenn je die zwei nächsten Töne sich zusammenreimen. In diesem Falle freilich hätten selbst unsere musikalischen Wagehälse gewonnenes Spiel; manche notenreiche Sonate, die höchstens als Turnübung für die Finger gelten kann, würde in den Rang eines Kunstwerks eintreten; und kaum einige der neuesten Geniestücke, worin auch die nächsten Töne nicht mehr zusammenstimmen wollen, müßten wir als unrettbar verloren geben. Allein die musikalische Schönheit herrscht nur in einer solchen Tonfolge, deren Wohlklang auf dem Ganzen beruht. Nicht genug, daß jeder einzelne Ton sich mit seinem Nachbar verträgt, muß vielmehr jede Tonreihe einen Mittelpunkt, einen bestimmten Sinn haben. Wir dürfen also auch die Töne nicht blos so auffassen, wie sie nach einander das Ohr berühren: wir müssen sie zusammenhören, und erst ihr Zusammenklang entscheidet über den Kunstwerth der Komposition. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, werden wir manche Komposition, die uns durch ihre Neuheit bestochen hatte, als Kunstwerk aufgeben müssen. Selbst eine der gepriesensten Opern, welche allgemeine Berühmtheit erlangt hat, dürfte von diesem Schicksale nicht ausgeschlossen seyn. Sie beruht ihrem ganzen Entwurfe nach auf Gegensätzen; aber es sind die Gegensätze der Logik, nicht die der Harmonie. Am wenigsten läßt sich die Auflösung derselben rechtfertigen. Nachdem wir fast drei Akte hindurch mit tragischen Zurüstungen hingehalten und auf das Schauerlichste vorbereitet worden sind, ergibt es sich am Schlusse, daß man uns blos wegen eines verzögerten Hochzeitspasses so bange gemacht habe. Aber ein plötzlicher Freudenschrei ist nicht eben das delikateste Mittel, um uns aus einem ängstlichen Traume zu wecken, und wer unsere Erwartungen Lügen straft, hat uns nicht auf eine gefällige Weise überrascht. — Daß jede Tonreihe nach ihrem Zusammenklange aufgefaßt werden müsse, erhellt auch aus Folgendem: Der Ton der Hoboe wird uns ein anderer zu seyn scheinen, je nachdem wir zuvor eine Flöte oder eine Klarinette anspielen hörten. Eben so hat auch in einem Musikganzen kein Ton eine Geltung für sich selbst: er ist ein anderer, jenachdem er in anderer Folge erscheint; die Wirkung, welche er auf unser Gemüth äußert, ist durch die ganze Tonsäule bedingt, auf welcher er ruht. Wo sind denn nun aber alle früher erklungenen Töne, wenn der lezte erklingt? Dasselbe unsichtbare Element, welches sie geboren hatte, hat sie verschlungen; sie sind nirgends mehr vorhanden als in der Seele des Hörenden. Dort dauern ihre Schwingungen fort und verbreiten sich, von den nachfolgenden vorwärts getrieben, wie auf einer ruhigen Fläche weiter und weiter, bis sie endlich an der Rückwirkung entgegengesezter Geistesthätigkeiten sich brechen. Das Werk des bildenden Künstlers empfinden wir nicht nur als ein Ganzes, es ist auch wirklich als ein Ganzes in der Sinnenwelt vorhanden. Die musikalische Schönheit aber existirt nur in unserer Seele. Die Sinnenwelt gibt uns Töne, und wir vernehmen Harmonien. In der Sinnenwelt lösche gleichsam der folgende Ton den vorhergehenden aus, und unsere Seele empfindet erst dann die volle Wirkung der früheren Töne, wenn sich die spätern zu ihnen gesellen. Man wende hier nicht ein, daß wir ja in der Partitur die musikalische Schönheit sichtbar und materiell vor uns haben. Die Partitur hat nur für denjenigen einen Sinn, der die vorliegende Tonschrift lesen kann, und enthält in jedem Falle nur das Zeichen der Schönheit, nicht aber diese selbst.

Sowohl hieraus, als überhaupt aus dem bisher Gesagten erhellt, daß die Musik dem größern Antheile nach geistiger Beschaffenheit ist. Ihre Wurzeln senken sich in die Materie, aber ihre Früchte reifen in der Geisterwelt. Der Dichter wendet sich bald an das Gefühl, indem er uns rührt oder begeistert; bald an den Verstand, indem er das verborgene Triebwerk der Handlungen aufdeckt; bald an den Willen, indem er ihm das Schicksal gegenüber stellt; bald an die Vernunft, indem er die höchsten Zwecke des Lebens berührt. Die Musik wirkt mit all ihrer Kraft immer nur auf Einen Punkt, auf die Empfindung. Und weil es keine Geistesthätigkeit gibt, die nicht von einem bestimmten Empfindungszustande begleitet wäre, und keinen Empfindungszustand, der sich nicht durch Musik entweder steigern oder herunterstimmen ließe, so findet sie immer einen Zugang in unser Gemüth, und eignet sich unter allen Künsten allein zur beständigen Gefährtin des Menschen. Sie gibt den erschlaffenden Nerven ihre Reizbarkeit und verblichenen Erinnerungen ihre Jugendfrische zurück. Sie leiht dem überschwänglichsten Gefühl eine faßliche Sprache, und selbst unsern Klagen einen Wohllaut. Sie stimmt im Chorale zur Andacht, und ladet als Walzer zum Reigen ein. Sie entzündet im Krieger den Muth zum Sterben, und in der Seele des Schwermüthigen neue Lebenslust. Sie begleitet als Volkslied die Sage; sie ist so alt als die Liebe und so unentbehrlich als die Hoffnung. Manchmal, wenn wir zum gestirnten Himmel aufblicken, und für das Unaussprechliche, das uns bewegt, vergeblich nach einem Ausdrucke sinnen, schlüpft uns unwillkührlich die einfache Weise eines Chorals über die Lippen, und es ist uns, als hätten wir dem Schöpfer ein wohlgefälliges Opfer dargebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Ausbrüche des Aetna.

(Beschluß.)

Man zählt eilf berühmte Ausbrüche des Aetna vor — und fünf-und-sechszig seit unserer Zeitrechnung. Die furchtbarsten waren der Ausbruch von 1169, wobei alle Häuser in Catanea, Lentini und Syrakus einstürzten; der von 1329, wobei aus vier ungeheuern Kratern sich zugleich vier Lavaströme ergoßen; der von 1381, der den Hafen von Catanea ausfüllte; der von 1537, mit dem ein furchtbares Erdbeben verbunden war, das ganz Sicilien und Unteritalien erschütterte; die Ausbrüche von 1634 und 1636, die zusammen nur Einen ausmachen, da achtzehn Monate lang die Lava unaufhörlich floß; der Ausbruch von 1669, wobei Catanea zum Theil verschüttet; der von 1693, durch welchen Catanea völlig zerstört wurde; der von 1766, wo sich vierzehn neue Krater auf einmal öffneten; der von 1780, welcher der Vorläufer des berühmten Erdbebens im Jahr 1783 war; die Ausbrüche von 1787, 92, 97, 98, 99, 1800, wo man, da sie so furchtbar rasch aufeinander folgten, den Untergang des ganzen Landes fürchtete; endlich die Ausbrüche von 1805, 1811 und 1819.

Unter diesen Ausbrüchen ist keiner, der nicht schreckliche Folgen hinterlassen hätte, keiner, den nicht irgend ein Umstand traurig merkwürdig machte; aber der Ausbruch von 1669 ist vielleicht der schrecklichste von allen. Bei dem wohlhabenden, volkreichen Dorfe Nicoloß öffnete sich, nachdem es zwei Tage lang finstere Nacht gewesen, und ein furchtbarer Donnerschlag, ein Erdstoß auf den andern gefolgt war, ein Schlund, aus dem ein Berg emporstieg, der jezt sogenannte Berg Monteroßi. Dieser Schlund, der zu verschiedenen Malen den Platz und die Form änderte, war einmal vier Stunden lang und fünf bis sechs breit, und mehrere Tage lang warf er ungeheure Massen Asche und Sand aus. Endlich bildete sich am Fuße des neuen Berges eine breite Oeffnung — man sieht sie noch heutzutage — aus der die Lava strömte und Catanea zulief. Entsetzen ergriff die Cataneer; indessen wollten sie nicht ohne Kampf unterliegen. Als man nicht mehr daran zweifeln konnte, daß der Lavastrom sie bedrohe, rückten sie ihm entgegen und begannen mit Hacken und Spaten einen Hügel aufzuwerfen, um ihm eine andere Richtung zu geben; dann hätte aber die Lava eine andere Gegend verheert. Die Einwohner der leztern rotteten sich also auch zusammen und zogen bewaffnet aus, die Cataneer an ihrem Vorhaben zu hindern. Es kam zum Gefechte am Fuße des Feuerstroms, der indessen seinen Weg langsam, unwiderstehlich fortsezte; man schlug sich mit aller Erbitterung, zu der eine dringende Gefahr reizt. Wahrhaftig, ein einziges Schauspiel, ein beispielloser Bürgerkrieg! Die Cataneer wurden geschlagen und die Lava strömte nun ungehindert fort. Nach langen Tagen endlich kam sie vor den Mauern der Stadt an. Aber diese Mauern waren hoch und fest, und halberkaltet, hatte die Lava nicht mehr Kraft genug, sie umzustürzen. Sie schwellte sich also, stieg und stürzte sich, als sie die Höhe der Mauer erreicht hatte, als Feuercascade hinab in die Stadt. Wie oft ist dieses Catanea verwüstet und zerstört worden! Im sechszehnten Jahrhundert ergoß sich ein Lavastrom weit hinaus ins Meer, und gab der Stadt damit einen Hafendamm, den man bisher vergeblich zu errichten gestrebt hatte; im siebzehnten Jahrhundert wurde sie zum Theil begraben, ihr Hafen ausgefüllt und der Fluß, der sie bisher durchströmt hatte, abgedämmt. Und doch gibt es immer noch ein Catanea, immer und jedesmal schöner und regelmäßiger wird es wieder aufgebaut; hie und da gräbt ein Kunstkenner die Lava auf und findet, vierzig, fünfzig Fuß tief, Trümmer von Kirchen und Palästen.

Vor der Eruption, von der im gegenwärtigen Augenblicke die Rede ist, war der Ausbruch von 1819 der lezte gutartige, d. h., nach den Sizilianern, ein solcher, der etwa nur sechs Wochen dauerte. Dieser Ausbruch fand überdies blos in den hohen, unbewohnten Regionen des Berges statt. Auf der Plateforme, auf der der große Kegel aufruht, und in der Nähe der unförmlichen Trümmer, die lächerlicherweise der Thurm des Empedocles heißen, öffnete sich ein Krater, von dem aus die Lava einem öden Thale zulief; hier bildete sie Thäler und Hügel, kam aber nicht darüber hinaus und verschonte die bewohnten Landstriche. Wie diesmal der Ausbruch ablaufen wird, erfahren wir erst in einigen Monaten; denn die Ausbrüche des Aetna währen sehr lang, und wer aus unsern Gegenden sich auf den Weg macht, wenn die erste Nachricht von einem Ausbruch anlangt, kommt immer noch zeitig genug nach Sizilien. Es ist sonderbar, daß ein so interessantes Schauspiel nicht mehr Neugierige, Gelehrte oder Ungelehrte, hinzieht. Selbst wenn der Ausbruch vorbei wäre, dürfte der Naturforscher nicht fürchten, die Reise vergeblich unternommen zu haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juni.

Statistik der Strafrechtspflege.

Zu den neuesten verdienstlichen Leistungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft gehört unstreitig der von ihr ausgegangene Antrieb zur Bearbeitung der Statistik der Strafrechtspflege in den Schweizerkantonen. Völlig abgesehen von den Resultaten, welche daraus für die Fortschritte der Gesetzgebung in diesem Zweige der Staatsverwaltung sich ergeben müssen, hielt der sich vorzugsweise mit der öffentlichen Erziehung und dem Zustande des Armenwesens beschäftigende Verein mit Recht dafür, daß zu besserer Begründung einer richtigen Kenntniß des moralischen Zustandes der Landesbewohner die sorgfältige Benutzung auch der Strafrechtsverhältnisse wichtig seyn würde. Unter den im verflossenen Jahr an die Gesellschaft gelangten Uebersichten

verdienen die Tabellen von Genf am meisten Aufmerksamkeit, die, von einem erläuternden Bericht des Hrn. Rigaud, Kriminalgerichtspräsidenten in Genf, begleitet, nicht blos durch zweckmäßige und bequeme Fassung und Form, sondern mehr noch durch Vielfältigkeit und scharfsinnige Auswahl ihrer Rubriken dem wissenschaftlichen Statistiker werthvoll erscheinen müssen. Drei dieser Tabellen sind den Vergehen (delits et contraventions) gewidmet und enthalten 1) die systematische Aufzählung dieser Vergehen; 2) die Angaben der verhängten Strafen, und 3) ein sogenanntes moralisches Gemälde der Verurtheilten, welches eine Uebersicht der für jede Art dieser Vergehen bestraften Individuen nach Geschlecht, Alter, Beruf, Religion und Herkunft gewährt. Drei andere Blätter behandeln auf ähnliche Weise die Verhältnisse der Verbrechen (affaires criminelles), mit einer weiteren Vervollständigung, indem der Uebersicht der Verbrechen der Mittelpreis von Brod und Wein in jedem Jahr, und dem erwähnten moralischen Abriß der Grad des empfangenen Unterrichts nach den Rubriken: kein Unterricht, Elementarunterricht, höherer Unterricht — beigefügt ist. Ein siebentes Blatt gibt die Uebersicht der Rückfälle von bestraften Individuen.

Das Verzeichniß der verübten Kriminalverbrechen mit der beigefügten Anzeige des jedesmaligen Mittelpreises von Brod und Wein, bestätigt die schon oft gemachte Erfahrung der Wechselwirkung zwischen diesem Preis und der Zahl und Art der Verbrechen. Das Theuerungsjahr von 1817, wo der Mittelpreis des Brods auf eilf Sous stieg, zeigt die größte Zahl von Verbrechen in einem dreizehnjährigen Zeitraum, nämlich 36, und zwar meistens Eigenthumsverletzungen. Doch scheint diese Erfahrung ein wenig durch die beinahe gleich große, auf 33 steigende Zahl von Verbrechen geschwächt, die im Jahr 1828 verübt wurden, in welchem der Mittelpreis des Brods nur 5 Sous betrug. Zwar wird man einwenden, daß die Zeiten des allzu niedrigen Preises der Lebensmittel, wegen gleichfalls oft mangelnden Verdienstes, hinsichtlich der Zahl der Verbrechen den Theuerungsjahren beinahe gleichzukommen pflegen; dagegen aber streitet einigermassen die geringe Zahl von 16 Kriminalverbrechen im Jahre 1822, bei einem Mittelpreis von 4 Sous. In Jahren des wohlfeilsten Weins erscheinen die meisten Verbrechen und Vergehen gegen die öffentliche Ordnung und gegen Personen.

Besonders anziehende Nachweisungen enthalten die zwei „moralischen Uebersichten." Bedeutend gering erscheint die Zahl der weiblichen Verbrecher im Verhältnisse zu den männlichen; auch zeigen sie, daß das Alter vom zwanzigsten zum dreißigsten Jahr das fruchtbarste für die Bildung zum Verbrecher ist; jüngere und ältere erscheinen in weit geringerer Anzahl. Von 302 kriminell bestraften Personen hatten 10 den höheren Unterricht, 155 den Elementarunterricht und 137 gar keinen Unterricht genossen. Das Verzeichniß der Rückfälle zeigt, daß von 21 Recidiven 11 im ersten Jahr nach der ausgestandenen ersten Strafe stattgefunden haben; ein für Gesellschaften zu Versorgung entlassener Sträflinge nicht unwichtiger Umstand, welcher mahnt, daß man vorzüglich darauf bedacht seyn müsse, den Züchtlingen wenigstens für das erste Jahr nach ihrer Entlassung Unterhalt oder Versorgung zu sichern. (Der Beschluß folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Scribe. Champein.

Für sein Lieblingstheater, das Théâtre de Madame, hat Scribe einen ganzen Roman erfunden und dramatisirt, welcher nun beständig unter großem Zulaufe gegeben wird. Das Stück heißt Philipp, nach der Hauptperson des Stücks. Philipp hat während der Revolution, als er unter den Fahnen des Vaterlandes diente, das Glück gehabt, ein Fräulein von hoher Abkunft zu beschützen und ihre Gunst zu erlangen; die Geburt eines Sohnes ist sogar die Folge der heimlichen Zuneigung des jungen, sich selbst überlassenen Fräuleins gewesen. Nach der Revolution aber kommt das Fräulein wieder zum Besitz ihres Vermögens und macht ein ansehnliches Haus in Paris. Hr. Philipp wird Majordome oder Haus-, Hof- und Küchenmeister bei der Frau vom Hause, und der junge Mann wird als ein Schützling des Fräuleins im Hause erzogen, ohne daß Jemand weiß, wer sein Vater und seine Mutter sind. Dieser junge Mann macht dumme Streiche, verliebt sich in eine Nichte des Fräuleins, will sich mit einem Nebenbuhler schlagen und sezt seine heimlichen Eltern in die größte Verlegenheit, bis zulezt das Geheimniß seiner Geburt herausplatzen muß. Zweideutige Verhältnisse, wie das einer Demoiselle, die Mutter geworden ist und die einen Soldat republicain liebt, welcher sich hernach zum Hof- und Küchenmeister brauchen läßt, müssen auf einer französischen Bühne äußerst zart behandelt werden, wenn sich das Publikum nicht mit Widerwillen davon abwenden soll. In dieser Kunst aber ist Scribe ein Meister; was Niemanden gelingen würde, ist für ihn ein Spiel. So hat er es denn mit seiner geistreichen Darstellungsgabe dahin gebracht, daß man den ganzen Roman mit innigem Wohlbehagen darstellen sieht; es ist möglich, daß sich eine ähnliche Geschichte wirklich zugetragen hat, und obschon Einiges in dem Stücke unwahrscheinlich ist, so wird dies doch durch so manchen geistreichen Zug verdeckt, daß das zuhörende Publikum sich nicht dabei aufhält. Es ist jezt von einer neuen Operette Scribes die Rede, wozu sein gewöhnlicher Gefährte, Auber, wieder die Musik gesezt hat. Es hat sich seit einigen Jahren kein Tonkünstler gefunden, welcher diesen Auber von der Bühne verdrängt hätte, und es ist wirklich einiger Mangel an guten Opernkomponisten. Hätte Rossini in den lezten Jahren der großen Oper nicht ausgeholfen, so würde sie wahrscheinlich schlechte Geschäfte gemacht haben, und jezt, da er fort ist, rechnet man sehr auf eine neue Oper Meyerbeers, die schon seit einigen Jahren geschrieben ist und wozu Scribe und Germain Delavigne den Text verfertigt haben, unter dem Titel: Robert le diable. Es lebt in Paris ein alter Opernsezer, Namens Champein, dessen Operetten vor vierzig Jahren vielen Beifall hatten, z. B. le Melomane, Don Quichotte, les Dettes u. a. Von diesen Opern wird höchstens eine, le Melomane, noch von Zeit zu Zeit gegeben, und der Mann hat wirklich seine Geistesprodukte überlebt. Da er nun keinen andern Gewinn hatte, als den Ertrag aus den Darstellungen seiner Operetten, so ist er in Armuth versunken, und man hat sich daher neulich genöthigt gesehen, zu seinem Besten eine Vorstellung zu geben, wobei man sich jedoch nicht die Mühe geben mochte, eine seiner veralteten Opern hervorzuziehen; es wurde von ihm auch nicht das Mindeste bei dieser Benefizvorstellung aufgeführt; vielleicht hatte man es nicht gewagt, die veralteten Stücke einer Mißbilligung preiszugeben, wodurch dem alten Manne eine harte Kränkung widerfahren wäre. Die Darstellung soll ihm eine Summe von 5000 Franken eingebracht haben. Ist es nicht zu bedauern, wenn ein Künstler, welcher in seiner blühenden Zeit durch Geistesprodukte seine Zeitgenossen ergözte und von ihnen mit Ehren und Dank überhäuft wurde, in seinem späten Alter diese seine Schöpfungen als veraltete Stücke bei Seite legen sieht, und das Mitleid des jüngern Geschlechts anflehen muß, um sein bischen Leben zu fristen?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 158.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Juli 1830.

Der, welcher einsam duldet, duldet schwer;
Doch ist der Schmerzen Hälfte überwunden,
Wenn man des Grams Genossen aufgefunden.

Shakespeare.

Der Eulenthurm.

Novelle von Gräter *).

Vor ungefähr zehn Jahren lebte in der Stadt Schwäbisch-Hall ein Mann Namens Honig. Seine Sitten und seine Lebensweise stachen so sehr gegen die seiner Mitbürger ab, als ein neuer Lappen auf einem alten Kleide. Wenn er aber wollte, dann wußte er seinen eigenen Styl zu leben dem buntschäckigen, abgetragenen Schnitt der guten Bürger von Hall so gut anzupassen, als wären sie beide aus demselben altmodischen Zeug gewoben. Er war ungefähr fünfzig Jahr alt, stark gebaut, etwas über Mittelgröße; sein Gang war frei und aufrecht, der Ausdruck seiner Züge milde Ironie; doch die Adlernase, die hohe, vielgefurchte Stirne zeigten an, daß der, dem sie angehörten, auch anderer Gedanken fähig sey, als heitrer, und im Gegensatz zu dem halb spöttischen Lächeln des feingeschnittenen Mundes, war sein großes, scharfes, blaues Auge voll freundlichen Ernstes. Jeden Morgen mit dem Grauen des Tages, jeden Abend, Schlag neun Uhr, konnte man ihn, einen Maaßstab in der Hand, durch das alte Gelbinger Thor zu den Salzwerken wandern sehen, wo er das kleine Amt eines Zimmerwerkmeisters bekleidete. Sein Rock war gering und grob, sein dunkles, theilweise schon graues, gelocktes Haar oft unbedeckt. So ging er hin, meist einen alten Marsch pfeifend, und hinter ihm sein großer schwarzer Hund, den er Ruß nannte.

Unter den Gevatterinnen in Hall erzählte man sich mancherlei absonderliche Geschichten aus seinem frühern Leben. Er war, so sagte man, von hoher Geburt, hatte studirt und als Offizier lange Zeit im Kriege zugebracht. Daß er aber jezt so zurückgezogen in einer niedern Hütte in der Gelbinger Vorstadt wohnte, das konnten sie blos einer Grille zuschreiben; denn reich war er, daran zweifelte Niemand, der seine Mildthätigkeit und seine Sorglosigkeit in allen Geldgeschäften kannte. Einige hatten ihn im Verdacht, er treibe Magie, sie thaten daher allerlei verfängliche Fragen an ihn und gaben ihm Winke, die er jedoch größtentheils mit einem zweideutigen Lächeln beantwortete.

Einen alten Thurm an der Stadtmauer, den er gekauft und eingerichtet hatte, und den man Eulenthurm nannte, hielt man für sein Laboratorium. Dort brachte er den größten Theil seiner Feier-Stunden zu; in einem Zimmer im obersten Stocke desselben erblickte man oft bei Nacht seine Lampe, und aus dem Ofen, nahe am Eingange unten, den eine schutzlose Töpferfamilie nach dem lezten großen Brand erbaut hatte, sah man nicht selten weißen Rauch in den Abendhimmel aufsteigen. Oft auch hörte man seltsame Stimmen rings um den Thurm, wie wenn Hunde heulten und unheimliche Käuzchen krächzten, wobei denn einige schlaflose Nachbarn die Köpfe schüttelten

*) Der Verfasser, ein ausgewanderter Würtemberger, hat diese Erzählung seinen neuen Landsleuten in Nordamerika in englischer Sprache mitgetheilt.

und am andern Tage darüber geheimnißvoll flüsterten. Doch waren Honigs Sitten nicht ungesellig; eine Stunde brachte er jeden Abend regelmäßig im Bierhause in der Vorstadt, unter seinen dampfenden, aufmerksamen Nachbarn zu, wunderbare Geschichten erzählend und guten Rath ertheilend. Auch Sonntags Nachmittags, wenn er zu seinem kleinen Gemeinde-Holztheil ins Hessenthal ging, erfreute sich jeder Bauer, der des Wegs kam, seines Grußes und seiner freundlichen Anrede.

An einem solchen Abend ging er einst den Fußsteig um die Stadtmauer; die Sonne senkte sich so eben in der vollen schweigenden Schönheit eines Sabbathabends im Westen hinab, da gewahrte er an einem Haselnußstrauch, gerade vor Doktor Haspels Obstgarten, einen jungen weinenden Menschen. Als der wachsame Ruß ihn beschnüffelte, sah er empor und zeigte ein feines blasses Gesicht; blaß war es, trotz der hectischen rothen Flecke auf den Wangen und des belebenden Strahls der Abendsonne, der von seinen feuchten Augen wiederglänzte. Honig kannte ihn. Es war der arme französische Lehrjunge beim Nachbar Buchbinder. Er schritt auf ihn zu, und indem er ihm sanft das Gesicht empor hob, das von Neuem wieder in Thränen zerfloß, ließ er die Hand auf seiner Stirne ruhen und sprach: „Baptist, wie viel weinende Augen, wie Deine, glaubst Du wohl, sieht die sinkende Sonne jezt, und wie viele werden Morgen getröstet seyn, wenn sie aufgeht? wirst Du unter der Zahl seyn? Erzähle mir Deinen Kummer; so fremd bist Du nicht in dieser Stadt, daß Du nicht einen Freund hättest außer Gott, der überall ist.“

Er küßte die Stirne des traurigen Knaben, er nahm ihn bei der Hand und zog ihn sanft von dem Steine, worauf er saß. „Komm, laß uns zusammen nach Hause gehen, und laß diesen Sonntag den Geburtstag unserer Freundschaft, unseres Vertrauens seyn. Wohl mag es lang seyn, daß Du zulezt mit Jemanden zu Tische saßest, der Dich liebte. Sey mein Gast diesen Abend, und laß mich's bei Deinem Meister vertreten, daß Du heute nicht nach Hause kömmst.“

Der Knabe stand regungslos, das trübe Auge zum Boden geheftet; dann fing er an zu zittern, sein Blick wandte sich zu Honig, und mit einem Male warf er sich diesem wie krampfhaft an die Brust und schluchzte bitterlich.

Drei Jahre waren vergangen, und er hatte noch keinem befreundeten Wesen begegnet, kein Wort der Liebe gehört. Die lezten waren die seiner sterbenden Mutter. Gewiß war ihr Geist gegenwärtig, als ihr verlassenes Kind einen Freund fand. Eine Fluth von Thränen erleichterte Baptists Busen; seine Hand hatte Honigs feige fest gefaßt, so gingen sie durchs Gelbinger Thor, die Mauer entlang, bis sie Honigs Garten in der Blendstadt erreicht hatten. Ein Feuer ward auf dem Heerde des Eulenthurms angezündet, und Brod, Milch, Früchte und einige andere bescheidene Vorräthe bald zum Abendmahl herbeigeschafft. Sie theilten es schweigend, ja sogar heiter. Baptists Augen leuchteten und sein Herz schlug unruhig, wie die Blätter nach einem schweren Regenschauer von den glänzenden Tropfen zittern. Als die Abendröthe erloschen war, stiegen sie zur Spitze des Thurmes hinauf. Die Nacht sah zum Fenster herein, mit tausend halboffnen Augen; Chöre von Nachtigallen sangen die Landschaft unten in Schlummer; Glocken antworteten einander in der Ferne, und mit ihren Tönen verschmolz sich die melancholische Musik des Herzens. So wurde der Gram des armen Baptist in Liebe und Vertrauen besänftigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Tonkunst.

(Fortsetzung.)

Je mehr es dem Komponisten gelingt, aus einem bestimmten harmonischen Mittelpunkte heraus zu dichten, desto mehr wird er sich den Idealen musikalischer Schönheit nähern, und desto ausschließender wird er ein Publikum im Auge haben, das nicht von Melodien *gewiegt*, sondern von ihrem *Strome gehoben* werden will. Deßwegen mußte die Musik mehrere Epochen durchlaufen, bis sich für ein solches Publikum Komponisten fanden, und für solche Komponisten sich ein Publikum gebildet hatte. Es ist noch nicht so lange her, daß Händel, den ich ein religiöses Genie nennen möchte, seinen Messias, Gluck seine Iphigenie, Mozart seinen Don Juan dichtete. Erinnern wir uns an das zulezt genannte Kunstwerk, das jeder, wenn auch nicht studirt, doch wenigstens mehr als einmal gehört hat. Hier ist alles, bis auf die unbedeutendste Melodie herab, von Einem Geiste beseelt. Der Komponist hat uns zu einem Mahle geladen, bei welchem ein Gast aus dem Todtenreiche den Vorsitz führen soll. Daher hat er selbst den Becher der Freude mit Schauer gemischt, und die lachendsten Gruppen verrathen durch ihre Hast, daß die Erinnyen in ihrem Gefolge sind. Beginnen konnte die Musik mit Kunstwerken dieser Art nicht, so wenig als die Malerey mit titianischen Gemälden. Es wird schon ein *geübtes* Ohr erfordert, um das harmonische Verhältniß ganzer Tonreihen herauszufinden und gleichsam in die Ferne zu hören. Der Anfänger faßt Klänge und keine Harmonie auf; was sich in seinem Ohre unmittelbar berührt, nur dieß vermag sein Gemüth zu verknüpfen. Die *ersten Musikstücke* bestanden daher blos in einer *gedehnten Aneinanderreihung von Tönen*, und man bedurfte eines gewaltigen Hebels, um sich aus diesem Zustande der Unbehülflichkeit aufzuringen. Es war ein *Deutscher*, welcher der Kunst diesen wich-

Digitized by Google

tigen Dienst erwies. Franko aus Köln, Zeitgenosse Kaiser Friedrichs des Ersten, wird als Begründer des Mensuralgesanges genannt. Der Gebrauch des Taktes war für die Musik gerade so entscheidend, als der Gebrauch des Kompasses für die Schiffahrt. Erst jezt, von diesem untrüglichen Führer geleitet, konnte man es versuchen, das wechselvolle Gebiet der Töne nach jeder Richtung zu durchschneiden. Setzen wir den Fall, eine lange Reihe von Gestalten bewege sich allmählig an uns vorüber. So lange uns nichts als die bloße Aufeinanderfolge derselben bemerklich wird, erhalten wir auch nur die unbestimmte Vorstellung einer beweglichen Menge. Nun aber fällt es uns auf, daß jene große Reihe aus mehreren kleinen besteht, die sich in abgemessenen Zwischenräumen folgen. Dies führt uns auf den Begriff der Ordnung, und durch diesen Begriff werden wir orientirt. Obgleich wir von unserm Standpunkte aus nicht die ganze Prozession auf einmal überschauen können, so geben uns doch mehrere gegliederte Theile ein Bild des gegliederten Ganzen. Wenden wir dies auf die Einführung des Taktes in die Musik an. Die nächste und unausbleibliche Folge davon war die, daß man nun nicht mehr blos den lezten Ton bei dem folgenden im Ohre behielt. Gerade der Anfänger — und mehr war damals der Künstler noch nicht — legt auf den ersten Ton jedes Taktes einen merklichen Nachdruck. Der so hervorgehobene Ton klingt also noch im Gehöre fort, wenn der erste Ton des folgenden Taktes angeschlagen wird. Daher faßte man von nun an die Musik nicht mehr nach einzelnen Tönen, sondern nach Takten auf. Mancher feinere Mißklang, der sich bisher in der losen Aufeinanderfolge verloren hatte, trat nun störend hervor und mußte vermieden werden. Die einzelnen Töne, welche bisher nur einander nachgerückt waren, fingen nun an, sich auf einander zu beziehen, sich in kleine Sätze zu ordnen und als Melodien zusammenzuklingen. Mit Einem Worte: das Tonmaß mußte man haben, wenn man der Töne Meister werden wollte. Dafür wurde nun aber auch der Komponist und die Musik von dem Tonmaße abhängig, jener in der Erfindung, diese in der Bewegung. Erinnern wir uns an alte Volkslieder oder ländliche Walzer. Da ist das Thema so ganz in den Takt eingeschlossen, daß es nur in ihm vernommen werden kann. Mit ihm hören wir es steigen und fallen, fortrücken und schließen. Es ist nichts als der in Tönen hergezählte Takt, und wird bei der Wiederholung unserem Ohre fast eben so peinlich als die Nachbarschaft eines nach dem Takte arbeitenden Handwerkers.

(Beschluß des ersten Artikels.)

An den Rheinfall zu Schaffhausen.

Noch hör' ich dich donnern, du schäumender Fluß,
Noch stürzt sich vor mir dein unendlicher Guß
Hoch über die zitternden Felsen herab,
Herunter ins gähnende, wirbelnde Grab,
Noch strahlt mir vom duftigen Nebel der Bogen,
Den Iris mit rosigem Finger gezogen.

Wohin denn ihr Fluthen, was seyd ihr so wild?
Seht ihr nicht dort drüben das freundliche Bild?
So schweigt doch nur einmal mit eurem Gebraus,
Sie neigt sich zum Fenster des Schlosses heraus;
Ihr nezt ihr die Locken mit stäubendem Regen,
Doch hält sie euch lächelnd das Köpfchen entgegen.

Wohin denn, ihr Fluthen? Warum denn so wild?
O seht doch da hüben das andere Bild!
So schweigt doch ihr Räder und klappert doch aus!
Sie neigt sich zum Fenster der Mühle heraus!
Ist jene das Fräulein im Schlosse dort drüben,
So ist dieß die niedliche Müllerin hüben.

Bald däucht mir die links, und bald wieder die rechts,
Die schönste des blühenden Mädchengeschlechts,
Bald zieht mich mein Herz zu dem Fräulein dahin,
Bald wieder zur reizenden Nachbarin. —
O Rheinstrom, das sind zwei gefährliche Klippen,
Mir brennen die Augen, mir brennen die Lippen. —

Die Sonne sank nieder zur kühlenden Ruh,
Die Fenster der Burg und der Mühle sind zu,
Es sprüzt mich die Welle mit neckendem Hohn,
Und eilt mit den andern dann kichernd davon;
Hell schimmert der Mond — doch mir fehlen zwei Sterne —
Den Morgen drauf war ich schon weit in der Ferne.

August Schnezler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Neue Theaterstücke.

Vor zwei Jahren, als Gosset starb, meldete sich Champein bei der Académie des beaux arts, um statt jenes Künstlers in die Akademie aufgenommen zu werden. Die Akademie aber zog ihm den jezt so beliebten Auber vor, und der arme Champein mußte zurücktreten. Leider scheint dieser Künstler sein ganzes Feuer in der Jugend verspröbt zu haben; es muß ihm nichts übrig geblieben seyn, um mit dem fortschreitenden Kunstgeschmack gleichen Schritt zu halten, und die Söhne zu ergözen, wie er die Väter ergözt hatte. Auf andern Theatern hat man in den lezten Wochen einige Sittengemälde dargestellt, z. B. auf der Odeonbühne das Stück: „Meine Frau und meine Stelle;" es ist dies ein bereits mehrmals behandelter Stoff, eine Situation, die in der wirklichen Welt

Digitized by Google

häufig vorgekommen seyn mag, nämlich ein zwischen einer hübschen Frau und einer glänzenden Stelle, zwischen der Liebe und dem Ehrgeize in die Klemme gerathener Ehemann, der zwar recht gern sieht, daß ihm seine schöne und gefällige Frau zu einem höhern Posten verhilft, der aber dieses Emporschwingen nicht auf Kosten seiner Ehre und häuslichen Ruhe erkaufen möchte; die Verlegenheit eines solchen halb verliebten, halb eifersüchtigen, aber im Grunde doch gutmüthigen Ehemanns haben die Verfasser besagten Stückes komisch geschildert, wiewohl sie nicht die ersten sind, die ein solches Gemälde entworfen haben. Eben so hat ein Dichter, Namens Delaville, einen schon oft behandelten Stoff fürs Théâtre français aufs Neue bearbeitet. Es handelt sich hier um einen alten Ehemann, der mit einer jungen Frau vergebens nach dem häuslichen Glücke strebt. Der bejahrte Ehemann des Delaville hat dies Besondere, daß er lange Zeit als Junggeselle gelebt und sich von einer Haushälterin oder sogenannten Gouvernante hat beherrschen lassen; aus diesem eben nicht erbaulichen Verhältnisse zwischen dem Junggesellen und der Haushälterin ist eine Tochter entsprungen, welche in dem Lustspiele auch eine Rolle spielt. Um der mürrischen Laune dieser alternden Gouvernante zu entgehen, hat der Junggeselle sich in den Ehestand begeben, ohne daß er jedoch, wie es scheint, des Hauskreuzes hat los werden können. Die üble Laune nun, worin ihn die Gouvernante versetzt, muß die junge Frau entgelten, und er beweist sich gegen diese eben so launisch und despotisch, als die Gouvernante gegen ihn. Dies behagte dem Publikum nicht sehr; es äußerte sich mißbilligend bei der ersten Vorstellung; jedoch hat sich das Stück bei den folgenden etwas besser ausgenommen und schleicht so hin; lange wird es aber wohl nicht auf der Bühne bleiben. Hernani wird noch immer gegeben; allein Vict. Hugo's sogenanntes Meisterstück findet zu viel klassische Feinde, und schwerlich wird sich dieser kühne Versuch, der dem französischen Geschmacke allzuwenig angepaßt ist und leider auch nicht viel Theilnahme erregt, außer bei den Ultra-Romantikern, lange auf der Bühne erhalten. Bessern Erfolg wird Dumas „Christine" haben, obschon auch dies ein kühner Versuch ist; aber hier ist wenigstens eine kräftige, anziehende dramatische Handlung; hier ist ein wahres Trauerspiel. Im Grunde scheint Vict. Hugo ein originellerer Kopf zu seyn, als Dumas; zu einem Schauspiele mag er aber wohl etwas allzu excentrisch seyn; zum Drama ist er vielleicht nicht geboren, und durch ihn wird die der französischen Dramatik drohende Revolution wohl nicht vollendet werden. V. Hugo ist zwar ein Reformator, aber nicht von der Art, daß er die Menge mit sich fortreißen und in eine neue Welt versetzen könnte. Dg.

Aus der Schweiz, Juni.

(Beschluß.)

Statistik der Strafrechtspflege.

Wir wollen hier noch einige vergleichende Zusammenstellungen der Genferischen Angaben mit denen aus den Kantonen Bern, Thurgau und Waadt mittheilen. Bern zählt in sechs Jahren 1287 Bestrafte, also im Jahr im Durchschnitte 214, bei einer Bevölkerung von 340.000 Einwohnern; also auf 2000 1⅔ Bestrafte. Thurgau hat in zehn Jahren 209 Verurtheilte, also aufs Jahr im Durchschnitte 20, bei einer Bevölkerung von 80.000 Einwohnern; somit einen auf 4000. Waadt zeigt in sechs Jahren eine Mittelzahl von 76 jährlich Bestraften, bei einer Bevölkerung von 80.000 Einwohnern; also auf 2000 nicht ganz ein Individuum. Genf dagegen zeigt in einem Zeitraum von zehn Jahren 2150 Bestrafte, also auf ein Jahr im Durchschnitte 351, bei einer Bevölkerung von 31.000 Einwohnern; somit auf 2000 13. Dieses letztere so auffallend ungünstige Verhältniß mag nun wohl zum Theil dem größern Zusammendrang von Einwohnern, besonders der untern Klassen, in einer bevölkerten Stadt, aber ohne Zweifel vorzüglich dem Umstande zuzuschreiben seyn, daß die Genfer Tabellen nach andern Grundsätzen, als die der übrigen Kantone, und besonders viel vollständiger abgefaßt sind.

Eben so auffallende Resultate gewährt eine Vergleichung des Verhältnisses der Vergehen gegen die Personen, und derjenigen gegen das Eigenthum in den vorgedachten Kantonen. Im Kanton Bern sind in einem sechsjährigen Zeitraum von 1287 Verurtheilten 395 für Vergehen gegen Personen und 726 für Vergehen gegen das Eigenthum bestraft worden. Waadt zählt in 23 Jahren unter 1916 Verbrechen 224 gegen die Personen, und 1314 gegen das Eigenthum. Thurgau in zehn Jahren unter 189 Verbrechen 41 gegen Personen und 122 gegen das Eigenthum. Genf zeigt auf 1868 Vergehen 753 gegen Personen und 521 gegen das Eigenthum.

Wollte man nun auf diese Zahlenangaben den bekannten und oft angerufenen Grundsatz unbedingt anwenden, daß in Ländern, die auf niedriger Stufe der Civilisation stehen, die Vergehen gegen die Personen zahlreicher sind, als die gegen das Eigenthum, und umgekehrt, so würde sich wieder ein sehr ungünstiges Verhältniß für Genf ergeben. Hierbei zeigt sich wohl am ersten die Richtigkeit der von Zachariä entwickelten Bemerkung, daß solcher Unterschied allerdings zugleich auf andern Ursachen, und nicht blos auf der Verschiedenheit des Standes der Civilisation beruhe. Dazu kommt dann die einstweilen noch überhaupt vorhandene große Schwierigkeit einer auf sichern Grundlagen beruhenden Statistik der schweizerischen Strafrechtspflege. Dafür sind außer einer genauen Kenntniß der vielen verschiedenen Strafgesetzgebungen, Justizeinrichtungen und örtlichen Verhältnisse der einzelnen Kantone, vollständige, nach gleichen Grundsätzen abgefaßte Tabellen ein unerläßliches Erforderniß, indem dermalen gleiche oder gleichartige Delicte in den verschiedenen Kantonen unter verschiedene Gesetze subsumirt werden und daher unter verschiedenen Rubriken erscheinen, so wie wiederum die gleiche Rubrik oder Benennung eines Delicts in den verschiedenen Kantonen ungleich verstanden wird. So lange diese also berichtigten Tabellen fehlen, müssen die Vergleichungen, aus einzelnen derselben gezogen, immerhin sehr gewagt heißen.

Sylben-Palindrom.

1. 2.

Heilsame Geistesarznei für den,
Der ihr nicht weichlich sucht zu entgehn;
Doch wer sie nicht gut zu bereiten weiß,
Der spende sie nicht! sie macht gar heiß.

Der übelberathne Nicht-Patient
Den Spender wohl einen Pfuscher nennt;
Herb schluckt er die eigne Arznei dann ein;
So möcht' ich kein Apotheker seyn.

2. 1.

Seyd Ihr auf der Karte von Afrika
Vom Institut her bewandert? „O ja!"
So sucht mir ein ungleich Dreieck drauf,
Dann habt Ihr 's Räthsel noch in den Kauf.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. Juli 1830.

— Dieser Boden
Ist nur ein unrein Königreich der Pest.

Méry und Barthélemy.

Sierra Leone.

Die ungeheure Sterblichkeit in den Niederlassungen auf der westlichen Küste von Afrika nimmt immer mehr die Aufmerksamkeit der englischen Nation in Anspruch. Die sehr zahlreiche, bei der Erhaltung der Sklaverei in Westindien interessirte Parthei hat einen großen Theil der Presse, und zwar von der Toryseite, bei welcher das Bestehende nothwendig immer das Beste ist, in ihrem Solde, um das Volk gegen jene, auf Betrieb der Abolitionisten (wie man die Vertheidiger der Negerbefreiung nennt) angelegten und erhaltenen Niederlassungen einzunehmen. Die Abolitionisten dagegen läugnen zwar nicht, daß die Anstalt viele Menschen kostet, sagen aber, das Klima sey nicht ungesunder als das westindische, ferner, es würde nicht so viele Menschen umbringen, wenn man so viel wie möglich Beamte und Truppen aus der schwarzen und farbigen Bevölkerung Westindiens hinschickte, und meinen, wenn man in Westindien, blos um zeitlicher Vortheile willen, jährlich so viele Tausende opfere, dürfe man doch auch um der Menschlichkeit willen etwas aufopfern. Ferner ist noch zu bemerken, daß viele, die dort sterben, blos des Handels wegen dahin gehen, wie man z. B. vor Kurzem in den Zeitungen von zwei Schiffen las, die zu Sierra Leone liegen bleiben mußten, weil die ganze Mannschaft vom Tode weggerafft worden war. Auch soll die Sterblichkeit größtentheils von dem Fieber herrühren, welches die in den engen Schiffsräumen eingezwängten Sklaven nach ihrer Befreiung durch königliche Schiffe in die Kolonie mitbringen und dort verbreiten. Die folgende Skizze von der Feder eines, allem Anscheine nach unpartheiischen brittischen Offiziers dürfte als zeitgemäß willkommen seyn.

„Den 23sten November waren wir im Angesicht der Goldküste; um drei Uhr Nachmittags erscholl es vom Mastkorbe: „Land vor uns!“ Aller Augen folgten der Richtung, und in weniger als einer Stunde zeigte sich vom Verdecke aus das Vorgebirg Sierra Leone wie eine Wolke am fernen Horizont. Das Lüftchen, welches bisher geweht, fiel, und die blauen Gewässer lagen unbeweglich. Die Dämmerung, welche zwischen den Wendekreisen so kurz ist, zerrann bald in Finsterniß. Wir lagen die ganze Nacht wie angenagelt auf einer Stelle, und am Morgen wehte nicht so viel Luft, als eine Feder hätte bewegen können; die Sonne strahlte in blendender Pracht, kein Wölkchen trübte den Himmel und die Hitze ward immer drückender; obgleich eine dicke Leinwand über das Verdeck gebreitet war, so schossen die Strahlen doch so heiß durch dieselbe, daß es mir unmöglich war, länger als ein Paar Minuten oben zu bleiben. Gegen drei Uhr erhob sich ein Seelüften, womit wir bis um sechs Uhr fortsegelten. Jezt trat zwar wieder Windstille ein, aber ohne die gestrige Langeweile mitzubringen; denn es kamen eine Menge Kähne mit Kroomännern an die Schiffsseite, welche ihre Dienste dem Kapitän und den Reisenden anboten. Diese Leute kommen arbeitsuchend aus einer südlich von Sierra Leone gelegenen Landschaft. Sie sind meistens groß, stark und

Digitized by Google

wohlgebaut, und thätiger und geschickter als die benachbarten Völkerschaften. Sie haben ein offenes, männliches Gesicht, eine hohe, freie Stirne, und sind nicht so schwarz als die mehr im Innern wohnenden Afrikanern, denn ihre Farbe ist meist blos dunkelbraun, ja bei manchen kupferfarbig. Sie gleichen in ihrem Wesen und ihren Sitten den Lissaboner Wasserträgern. Ihre Anhänglichkeit an ihr Vaterland ist so stark, daß sie, wenn sie in die Sklaverei geschleppt werden, sich häufig umbringen, ja, wenn sie ihren Zweck nicht anders erreichen können, sich aushungern; ist dieß auch nicht der Fall, so sind sie doch zu nichts nütze, weil sie der Freiheit nie vergessen und vor Kummer abzehren. Sie waren vor dem Jahre 1826 in ihren kleinen, aus einem ausgehöhlten Baumstamm verfertigten Canoes in Menge nach Sierra Leone gekommen; aber in jenem Jahre mußte der Statthalter viele derselben in ihr Vaterland zurückschicken, weil sie sich, vom Mangel getrieben, viele Verbrechen hatten zu Schulden kommen lassen. So vielen, als man für den Dienst der Kolonie nöthig hatte, erlaubte man zu bleiben, und diesen gab man ein numerirtes Blech, woran sie zu erkennen sind. Man bedient sich ihrer beim Laden des Teakholzes im Innern und in der Stadt; sie sind meistens ehrlich und fleißig, und halten ihr Geld zu Rathe. Sie bleiben gewöhnlich nur drei bis vier Jahre in der Kolonie, kaufen sich dann mit dem ersparten Gelde einige europäische Waaren, womit sie in ihrem Vaterlande Handel treiben und Leute von Bedeutung werden sollen. Das höchste Ziel ihrer Wünsche ist, einen Hut und eine Jacke zu besitzen, und es ist zum Lachen, wenn man sie Sonntags mit der Selbstgefälligkeit eines europäischen Stutzers mit abgetragenem Hut und Jacke und ohne weitere Bekleidung als ein Lendentuch umherstolziren sieht.

Als wir uns dem Ufer näherten, kamen uns eine Menge Böte entgegen, da seit acht Monaten kein Schiff von England hierher gekommen war, und alle Weißen begierig Nachrichten aus dem Vaterlande erwarteten. Wie schrecklich ungesund der Platz sey, war sogleich auf jedem Antlitz zu lesen; die ungesundeste Jahreszeit war eben vorüber und hatte ihre verderblichen Spuren in den langen, hagern, gelben Gesichtern zurückgelassen. Einer meiner Reisegefährten erschrack über den Anblick so sehr, daß er beschloß, mit dem ersten abgehenden Schiffe wieder wegzusegeln. Wenn die uns Besuchenden neugierig waren, so waren es die mit uns aus England zurückkehrenden Kolonisten nicht weniger, und eine ihrer ersten Fragen war; „Wer ist todt?“ Die Antwort war ein langes Verzeichniß, welche der ehemalige Statthalter, Sir Niel Campbell, eröffnete.

Freetown, die Hauptstadt von Sierra Leone, liegt an der Mündung des Mitomba oder Sierra Leone, auf der linken oder südlichen Seite des Flusses, und ist von einem Halbkreise von Bergen umgeben, die dicht am Flusse emporsteigen und fast überall bis zu den Gipfeln mit dichter Waldung bedeckt sind. Die Pflanzenwelt entfaltet hier einen ungeheuren Reichthum, und wer sich dem Orte in der trockenen Jahreszeit nähert und die prachtvolle Landschaft überschaut, sollte meinen, er betrete ein Paradies, voll Gesundheit und Leben. Aber ach! es ist ein Wolf im Schaafpelze, und wer dort zwei oder drei Jahre am Leben bleibt, darf es als ein Wunder ansehen. Die Stadt liegt am Abhange eines Berges, und das Hinaufsteigen vom Gestade ist in dem heißen Klima sehr ermüdend. Die öffentlichen Gebäuden sollen ungeheure Summen gekostet haben, und dennoch sind mehrere derselben schon wieder im Verfall. Die Kirche, ein gothisches Gebäude, von welchem im Jahre 1827 erst die nackten Wänden standen, hatte bereits 60,000 Pfund Sterling gekostet. — Die schwarze Bevölkerung der Niederlassung betrug 1826 etwas über 13,000 Seelen, wovon gegen 11,000 befreite Sklaven waren. Weiße waren im September 1827 ungefähr 370 da, wovon 232 zum Militär gehörten; die schwarzen Truppen beliefen sich auf 510 Mann.

(Der Beschluß folgt.)

Der Eulenthurm.

(Fortsetzung.)

Die Hauptsache von Baptists und seiner unglücklichen Mutter Geschichte ist Folgendes: Der Vater, ein flüchtiger irländischer Edelmann, hatte sich mit einer Französin von hoher Geburt und großem Vermögen, gegen den Willen ihrer Eltern verheirathet. Sie floh mit ihm aus der geliebten Heimath ins Waadtland, wo sie im Verborgenen lebten. Baptist ward dort geboren. Später trat der Vater, um ihren ungewissen Zustand zu verbessern, als Offizier in österreichische Dienste. Von der Armee aus sandte er gar manchen Gruß an Weib und Knaben, die er nicht wieder sah. Er fiel in der Schlacht von Aspern. Im Jahre 1810 kam Baptist mit seiner Mutter nach Hall. Sie waren eben auf der Reise nach Brüssel begriffen, wo die Arme Schutz bei einer Schwester zu finden hoffte, welche dort verheirathet war. Es war ein fröstelnder Herbstabend, als sie die alte Stadt Neuenstein, mit ihren grauen, zerbrochenen Mauern und Thürmen verlassen hatten. Der Weg dehnte sich vor ihnen in einer weiten, öden Fläche hin, gleich einer Aussicht in ein Leben ohne Hoffnung; die lezten Blätter der Pappeln an der Straße waren gelb und zitterten wie in Todesangst im rauhen Nordwind. Baptists Augen waren auf das Gesicht seiner kranken Mutter gerichtet, ihre Züge schienen ihm sonderbar verändert, verzogen, bleich, und dennoch blieb ihnen jene erhabene Ruhe, jenes — ich weiß nicht war's Stolz oder Entsagung zu nennen; ihr tiefblaues Auge, meist erstorben, glänzte

Digitized by Google

jezt auf Augenblicke in ungewöhnlichem Feuer, und auf dem blaßen Roth ihrer Lippen ſchwebte das Lächeln einer ſterbenden Mutter; noch wußte Baptiſt nicht, was es war, er erfuhr es erſt ſpäter. Im Wagen waren noch ein Paar ältliche Frauen, ein Jude und ein junges Mädchen. Baptiſt würde lezteres ſo wenig als die andere Geſellſchaft bemerkt haben, hätte er nicht geſehen, daß des Mädchens Blicke beſorgt ſtets auf die ſchwache Geſtalt ſeiner Mutter gerichtet ſeyen. Die Weiber meinten, nicht Jedermann könne rückwärts in der Kutſche fahren, der Jude bot ihr, nach einigem Zaudern, ſeinen Siz Nr. 2 an, aber nur bis zum nächſten Dorf, fügte er hinzu. Das junge Mädchen fragte ſchüchtern, ob ſie etwas für ſie thun könne? Sie dankte ihr in gebrochenem Deutſch, und neigte dabei verbindlich den Kopf. In dieſem Augenblicke wurden ſie geſtört; einer der Reiſenden im Kabriolet verlangte, man ſolle einſperren, ehe es den ſteilen Berg nach Minkheim hinabgehe. Der betrunkene Poſtillon ſchwur, er habe den König von Baiern einen ſteilern Weg im Galopp hinabgefahren, und wegen einer Kutſche voll Juden und Weibern die nicht einmal deutſch könnten und kein Trinkgeld gäben, halte er ſich nicht auf. Glücklicherweiſe, noch ehe ſie den ſteilen Weg erreicht hatten, ſcheute das Handpferd, der Wagen wich gegen das Geländer, welches den Fall in den Abgrund hinderte, aber dort prallte er ab und fiel um. Deichſel und vordere Achſe brachen, die Reiſenden waren unverlezt, hatten aber keine andere Wahl, dem drohenden Regen zu entgehen, als zu Fuß ins nächſte Dorf zu eilen. Baptiſts Mutter war gezwungen, einige Momente auf einem rauhen ſteinernen Kreuz am Wege, dem Denkmale irgend eines frühern Unfalls, auszuruhen; ſammelte ſich aber bald mit wunderbarer Stärke. Die andern Reiſenden und der Poſtillon mit ſeinen Pferden waren vorangeeilt, blos der alte Jude blieb und das junge Mädchen, welches nicht für ſich, ſondern nur für die unglückliche, bleiche Fremde, Baptiſts Mutter, ſorgte. Dieſe ſtand endlich auf und ging, durch die mitleidige Hülfe des Juden unterſtüzt; den kleinen Baptiſt führte das artige Mädchen an der Hand. Beim erlöſchenden Zwielicht erſchien ſie ſeiner fieberiſchen Einbildungskraft wie ein Schuzengel aus den Legenden, die ihm ſeine Mutter erzählte. „Mein Sohn,“ ſprach dieſe, „bald wird uns Gott ans Ende unſrer Reiſe führen, nimm meinen Segen mit auf den Weg;“ ſo ſtiegen ſie den Abhang völlig hinab, indeß die Nacht einbrach, und mit ihr ein kalter, ſchneidender Regen. Sie mußten mehr als eine Stunde gehen und oft zurückklimmen, um den verlornen Pfad zu finden. Endlich ſahen ſie die Lichter des Dorfs vor ſich. Sie waren zu müde, um ſich deß zu freuen, blos der Jude murmelte eine Art Dankgebet. Im Wirthshaus angekommen, fanden ſie alle Zimmer von den Hochzeitgäſten eines Bauern aus der Nachbarſchaft beſezt. Der Wirth wollte ſolche Fremde, wie ſie, deren Aeußeres nicht viel Gewinn verſprach, nicht einlaſſen. Der Poſtillon erkannte ſeine Paſſagiere, er war gerade im Begriff, mit einer andern Kutſche nach Hall abzufahren, und nahm ſie ein. Eine lange Stunde noch fuhren ſie in den naſſen Kleidern, ſprachlos, vor Froſt zitternd. Endlich knarrten die alten Stadtthore von Hall in den Angeln. Als der Thorwart, ſich eine Pfeife Tabak von den Herrn Reiſenden erbittend, die Laterne erhob, war das erſte Geſicht, auf welches das Licht fiel, das Geſicht eines Todten. Baptiſt ſchrie laut auf und fiel ſinnlos zu den Füßen der kalten Leiche ſeiner Mutter.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juni.

Italieniſche Oper. Meſſe. Cenſur.

In der Zahlwoche kam die italieniſche Oper von Dresden hierher, um einen Cyklus von Vorſtellungen zu geben. Eine Art Patriotismus, die eben nicht zu den großartigſten gehört, hat in neuerer Zeit in Dresden eine Oppoſition gegen dieſes Kunſtinſtitut gebildet, und die Befürchtung, ein gleicher Sinn möchte ſich auch hier theilweiſe finden, machte, daß die Geſellſchaft Anfangs mit einiger Beklommenheit auftrat, um ſo mehr, da hier das öffentliche Urtheil durch keine Nebenrückſichten ſich gebunden fühlt. Die Aufnahme, welche gleich die erſte Vorſtellung (Semiramide) fand, mußte den Ankömmlingen jedoch das Gegentheil zeigen, und daß nicht blos der Reiz der Neuheit ihnen dieſen Beifall verſchaffte, wies die Folge, ſelbſt bei den verſchiedenen Repetitionen, aus. Der Wunſch, die italieniſche Oper nächſtes Jahr wieder hier zu ſehen, iſt ſehr allgemein, um ſo mehr, da zugleich die Beſcheidenheit dieſes Künſtlervereins nicht minder als ſeine Leiſtungen angeſprochen hat.

Die lezte Meſſe war im Ganzen eine recht günſtige; im Ganzen, denn im Einzelnen fanden demungeachtet mehrfache, und leider nicht unbegründete, Klagen ſtatt. Beſonders war dies der Fall bei unſern einheimiſchen Fabrikanten, die hinſichtlich ihrer Erzeugniſſe mit England zu konkurriren haben. Das iſt allerdings um ſo ſchlimmer, da durch dieſe Ungunſt der Verhältniſſe die Fabrikherren ſich genöthigt ſehen, auf Einſchränkungen in ihrem produzirenden Perſonale zu denken, und dadurch wieder in dem ohnedin faſt übervölkerten Gebirge eine Menge fleißiger Arbeiter in ihrer ſo ſchon precären und dürftigen Exiſtenz bedroht werden. Wie man verſichert, haben mehrere der angeſehenſten Fabrikhäuſer in Chemnitz gleich nach der Meſſe zahlreiche Reduktionen in ihrem Arbeiterperſonale vorgenommen. Auch in der Buchhändlerwelt hörte man viele Klagen, theils über die ungeheuren Remittenten, theils über langſame Zahlung. Bei der jährlich größer werdenden Ueberführung dieſes Marktes — man erlaube mir dieſen Ausdruck; Bücher ſind ja auch eine Waare, und in neuerer Zeit häufig nichts als dies — wird man ſich über die erſtere Klage nicht wundern; leider vereint ſich aber in Sachſen noch etwas mit dieſem Umſtande, was dem Gange des hieſigen Buchhandels vorzüglich ſchädlich zu werden droht, und die Zeit her auch bereits, namentlich den Leipziger Preſſen, vielfach nachtheilig war. Ich meine unſere ſchon oft und auch von mir bereits in dieſen Blättern beſprochene Cenſur und die Anſichten, welche dieſelbe leiten. — Von lez-

teren ist kürzlich wieder ein Beispiel gegeben worden, das wirklich niederschlagend ist. Seit einiger Zeit lebt der früher in Weimar angestellte und als Schriftsteller bekannte Regierungsrath Alex. Müller hier. Im Verlag von F. A. Brockhaus sollte von ihm mit Anfang Juli eine Zeitschrift, der canonische Wächter genannt, erscheinen. Die Ankündigungen und ein Prospektus, die Tendenz dieser Zeitschrift näher bezeichnend, werden mit Erlaubniß der Censur gedruckt; da erfolgt auf einmal, ehe noch ein Blatt von der Zeitschrift selbst da ist, ein Befehl: daß dieser canonische Wächter, „seines anstößigen Inhaltes wegen," nicht ans Licht treten und von den Leipziger Buchhändlern verbreitet werden dürfe. — Wäre Sachsen ein unter der Herrschaft ultramontaner Bischöfe stehendes Land, so möchte sich ein solches Verbot erklären lassen, denn der canonische Wächter sollte, wie in seiner Ankündigung ausdrücklich gesagt wurde, eine antijesuitische Zeitschrift werden — obschon das Verbot wegen Anstößigkeit eines Inhaltes, der noch gar nicht existirt, immer befremdlich bliebe — allein in einem rein protestantischen Lande, in der Wiege des Protestantismus, von einer protest. Behörde (das Verbot ging vom Kirchenrath in Dresden aus) den Kampf gegen Jesuitismus untersagt zu sehen, ist ein Zeichen so merkwürdiger Art, daß darüber sich wirklich Jeder wundern muß.

Zum Schluß erlaube ich mir noch auf eine literarische Erscheinung aufmerksam zu machen, von der nur eine kleine Anzahl Exemplare in den Buchhandel kommt, die aber die Beachtung der Reisenden im Harz sowohl, als aller derer verdient, welche sich für eine geistreiche und wahrhaft interessante Schilderung schöner Naturscenen sowohl, als die Ansichten eines Denkers über mehrfache Gegenstände interessiren. Das Werkchen heißt: Lettres sur Alexisbad et ses environs (Leipzig 1830). Verfasserin desselben ist die Staatsräthin von Freygang, deren treffliche Briefe über den Kaukasus und Georgien allgemein bekannt sind, und die hier in einem höchst eleganten Französisch sich über die oben erwähnten Gegenstände ausspricht. Daß ihr Gemahl, der am hiesigen Ort als kaiserlich russischer Konsul residirende Staatsrath, Ritter v. Freygang, bei dem Werk über Georgien und den Kaukasus als Autor mit Theil nahm, ist bekannt; ein Gleiches dürfte auch bei diesen Lettres sur Alexisbad der Fall seyn, die übrigens, wie ich höre, binnen Kurzem auch in deutscher Sprache erscheinen, und in dieser Ausgabe in den Buchhandel im Allgemeinen kommen werden.

Neapel, 20. März.

(Fortsetzung von Nr. 139.)

Solfatara. Puzzuoli. Bajä.

Ich war am Schlusse des lezten Briefs in meiner Beschreibung zum Agnanersee und der Hundsgrotte gelangt, und beschließe heute den Bericht über meine Wanderungen in Unteritalien.

Von der Hundsgrotte gelangt man an die wunderbare Solfatara, deren weißgelbe Felsenwand man weit im mittelländischen Meer schimmern sieht, und deren tiefer, rings von hohen Bergen umschlossener Schwefelkessel ohne Zweifel der eingestürzte Krater eines alten Vulkans ist. Der ganze Boden ist heiß; an einigen Stellen bricht der mit Schwefel und Salmiak geschwängerte Dunst brausend hervor, und die hohlklingende Kruste, auf welcher man wandelt, beweist die unterirdische Thätigkeit dieses Bodens; an andern steigt ewig Rauch auf und eine tiefe Höhle, welche man zu Schwefelschwitzbädern eingerichtet hat, hat vielen asthmatischen Leidenden wieder Gesundheit gegeben. Die Bereitung des Alauns ist hier höchst einfach, indem man irdene Gefäße, mit Wasser gefüllt, in den heißen Boden setzt und Asche hineinlegt. Von hier gelangt man in das uralte Puzzuoli am Vorsprung des Meeres, das Cicero das kleine Rom nannte, wo man noch kostbare Ueberbleibsel römischer Baukunst sieht, unter denen sich der herrliche Tempel des Jupiters Serapides auszeichnet, welchen man so leicht hätte erhalten oder herstellen können, wenn das Plünderungs- und Centralisationssystem der Alterthümer nicht so herrschend geworden wäre. Die noch stehenden drei Riesensäulen, deren früher zweiundvierzig waren, so wie das ganze Marmorparket und die herrlichen Kapitäler und sonstigen Fragmente zeigen, welch herrliches Gebäude hier gestanden hat. Die heißen Mineralquellen, welche man hier fand, dienen noch jezt zu Bädern, welche in Italien sehr berühmt sind. Der Hafen von Puzzuoli zeigt die Ueberbleibsel einer der stupendesten menschlichen Unternehmungen, indem von hier aus Caligula durch eine Brücke den ganzen 3600 Schritt langen Meerbusen bis Bajä verband, ein Werk, das nach Sueton ungeheure Summen gekostet haben soll. Das Amphitheater in Puzzuoli faßte über vierzigtausend Menschen und ist noch ziemlich erhalten. Bei jedem Schritt stößt man auf Ueberbleibsel von leider beinahe unkenntlich gewordenen alten Bauwerken. Die Wasserleitungen, der Arco felice, welcher nach Cumä führte, das Amphitheater, der Tempel Apolls, die Grotte der Sybilla cumana, so wie die Wände der Hohlwege, durch welche man geht, zeigen nur durch vorschimmernde Stücke von Mosaik, rothem Marmor und anderm kostbaren Material, was hier zu Grunde gegangen ist. Weiter rechts liegt die Stadt Linterno, wo der afrikanische Scipio ferne vom undankbaren Vaterlande den ruhigen Tod fand; links hinab gelangt man an den austernreichen See Fusano; von da nach Bajä, auf dessen Höhen einstens die Prachtpaläste des Julius Cäsar, des Nero und der Julia Mammea, des Pompejus und Marius die schäumende See kühn überragten; nach jenem Bajä, wo der Andrang der Römer so groß war, daß man Werke im Meere aufführen mußte, um neue Wohnungen darauf zu bauen, das Horaz allen andern Orten der Welt vorzog, vor welchem Seneca warnte, wenn man seiner Leidenschaften Herr bleiben wolle, wo man noch jezt, trotz des ungeheuren Verfalls, die schönen Ueberbleibsel der Tempel der Venus Genitrix, in dem man die Aeuslik studiren sollte, der Diana und des Merkurs findet, wo man noch weit ins Meer hinein kostbare Säulen und andere Zeichen jener Größe entdeckt, und wo man unter Nero's Pallast, tief im Felsenschoß, die berühmten Schwitzbäder fand, zu deren heißer Quelle schmale Gänge führen, deren Besuch nur entschlossenen entkleideten Menschen gelingt, weil die Hize so groß ist, daß schon mehrere Menschen ein Opfer ihrer Neugierde wurden. Allein alle historischen Erinnerungen werden auf diesem wundervollen Boden noch durch das mystische Dunkel der alten Fabelwelt verdrängt. Hier wird man begreifen, wie der Dichter der Aeneis seinen trojanischen Helden mit geographischer Gewissenhaftigkeit durch die Unterwelt geführt hat; hier hätte unser gelehrter Heyne und so viele andere Kommentatoren den sechsten Gesang Virgils studiren sollen, anstatt sich im deutschen Vaterlande um Worte und Phrasen zu bekriegen, deren Sinn so einfach und natürlich an Ort und Stelle sich enthüllt, und hier würde sich ihnen der Ungrund ihrer Behauptungen, daß die meisten dunkelscheinenden Anspielungen poetischer Lizenz zugemessen werden müssen, auf dem Spaziergange eines Tages anschaulich dargethan haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 160.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. Juli 1830.

Der Zauberer spielet in Tonlabyrinthen,
Wie Mädchen im Lenze mit Blumengewinden,
Mit Herzen, und führet in lieblichem Lauf
Sie unbedingt herrschend hinab und hinauf.

Seume.

Bemerkungen über Tonkunst.

Von Ludwig Bauer.

Zweiter Artikel.

Auf der im ersten Artikel bezeichneten Stufe, wo sie sich nämlich dem Takte unterworfen hatte, blieb die Musik wohl geraume Zeit stehen, und mußte sich's gefallen lassen, unter dem einförmigen Schwunge des Taktstabes ihre lieblichen Einfälle wie eine Lektion herzusagen. Daß sie jedoch ihre Freiheit nicht für immer an das Ebenmaaß verlor, dazu gab dieses selbst die erste Veranlassung. Denn weil der Takt sich nicht nach den Tönen fügte, so mußten sich die Töne nach ihm bequemen. Man brach und theilte daher die Noten auf mancherlei Weise, durch den Takt wurden die Töne berechenbar, und sogar für die Mathematik fixirt. Aus Erfahrungen bildeten sich Gesetze, aus Gesetzen erwuchs mit der Zeit eine Lehre der Musik. Dieß führte zu dem kühnen Gedanken, die Musik auch in der Anwendung als ein System von Tönen zu behandeln. Die strenge Fuge ist freilich nur ein musikalisches Rechenexempel, und widerstreitet gewißermaßen dem Zwecke der Musik, weil sie den Verstand auf Kosten des Wohlklangs befriedigt. Demungeachtet ist durch fugirte Sätze, in welchen man sich frühzeitig schon versuchte, die Entwicklung der Musik wesentlich befördert worden. Die Fuge leitete den Komponisten, ohne daß er es wollte, auf die entlegensten Tonverbindungen; sie nöthigte ihn, aus Dissonanzen, denen er nicht ausweichen konnte, vermittelst der Auflösung neue Harmonie zu schaffen. Er mußte gleich bei der Wahl seines Themas jede mögliche Umsetzung desselben ins Auge fassen, weil er sonst in der Ausführung scheitern konnte. Für den Zuhörer hatte es einen eigenen Reiz, das stehende Thema aufmerksam zu verfolgen und unter jeder Verkleidung wieder zu erkennen. Er lernte jede Komposition als ein Ganzes betrachten, während der Komponist sich gewöhnte, die Töne in Massen zu behandeln. So wurde die Musik aus einem Sinnenkitzel ein Gegenstand der Anstrengung, und sezte sich selbst bei dem Verstande in Kredit, weil sie sich unter seine Gerichtsbarkeit begeben hatte.

Mit Hülfe der Fuge gewann man einen Reichthum von Harmonien, der die starren Grenzen des Tonmaßes an manchen Stellen überragte; zugleich flößte die wachsende Gewandtheit den Muth ein, die bisher unbedingte Herrschaft des Taktes nur noch unter Bedingungen anzuerkennen. Dahin gehört, daß man nun die Töne bald anschwellen, bald abnehmen ließ, und ihnen neben der stätigen eine wellenförmige Bewegung mittheilte; daß man durch eine anhaltende Tonverstärkung mehrere Takte vor den übrigen hervorhob, und sogar oft den Aufschwung des Taktes durch ein zwischeneinfallendes Storzato verdeckte. Was Licht und Schatten für die Malerei, das ist die abwechselnde Stärke und Schwäche der Töne für die Musik, und gleichwie der Maler durch allmählige Annäherung Licht in Schatten und Schatten in

Digitized by Google

Licht verschmelzen kann, so verschwimmt in der Musik durch Crescendo und Decrescendo das Forte in Piano und das Piano in Forte. Noch entscheidender war es, daß man das Ebenmaß nicht mehr blos auf einzelne Takte, sondern auf ganze Tonsätze, und überhaupt im Großen anwandte. Kehren wir zu dem obigen Beispiele zurück. Eine lange Reihe von Gestalten, welche nur aus Gliedern von je zweien oder dreien besteht, wird uns durch das Einförmige ihres Anblicks bald zum Ueberdrusse werden. Ein weit interessanteres Schauspiel aber wird sie uns gewähren, wenn je vier oder acht kleinere Glieder eine größere Gruppe bilden, und jede dieser Gruppen mit den übrigen im Verhältnisse des Ebenmaßes steht. Denn die Ordnung ist nur dann peinlich, wenn sie allzuoft wiederkehrt, und dieß findet immer da statt, wo sie unter einen kleinen Maßstab fällt. Im Großen hat sie sogar etwas Begeisterndes. Nicht jeder hat die Geduld, den Organismus einer Milbe zu studiren, aber die regelmäßige Bewegung der Himmelskörper ist für jeden ein Gegenstand der Bewunderung. Man verfuhr nun nicht mehr nach einzelnen Takten, sondern faßte eine Anzahl derselben je zu Einem Tonsatze zusammen, welchem dann jedesmal ein entsprechender Tonsatz gegenübergestellt wurde. Hiedurch brachte man das Ebenmaß nicht nur unter einen größern Maßstab, sondern es mußte nun auch immer mit dem Interesse der Harmonie zusammentreffen, weil es nicht aus dem Takte, sondern aus den Ideen hervorging. Aus diesem Bestreben erklärt sich auch die zwei- oder mehrmalige Wiederholung desselben Gedankens. Er wird nämlich so oft wiederholt, bis das Ohr vollkommen befriedigt ist, und dieß ist dann der Fall, wenn zwischen dem lezten Tonsatze und den vorhergehenden das Verhältniß des Ebenmaßes hergestellt ist.

Eine Tonfolge, welche unsern Empfindungszustand blos durch das Gefühl des Wohlklangs bestimmt, nennen wir harmonisch; melodisch aber eine solche, die außer dem allgemeinen Gefühle des Wohlklangs auch noch ein bestimmtes Gefühl von Freude und Trauer, von Begeisterung oder Wehmuth, von Sehnsucht oder Zufriedenheit in uns hervorruft. Von der Harmonie fordern wir vorzugsweise Klarheit, von der Melodie Innigkeit. Die erstere leistet dann ihr Höchstes, wenn sie unter Dissonanzen den Wohlklang, und bei wechselnden Uebergängen die Klarheit behauptet. Daher neigt sie sich zur Fuge, wie die Melodie zur freien Komposition. Denn eine bestimmte Empfindung ist an bestimmte Tonverhältnisse gebunden, und wird meistens verschwinden, sobald dieselben Töne in andern Verhältnissen erscheinen. Die Harmonie wird zuweilen durch ihre Erhabenheit poetisch, nie aber sentimental. An dieser, könnte man sagen, freuen wir uns als Menschen, an jener als Individuen. Die Musik hat offenbar einen bedeutenden Fortschritt gemacht, als man anfing, Harmonie und Melodie sich gegenseitig begleiten zu lassen. Beispiele hievon finden wir in den gelungensten Kompositionen jeder Musikgattung, hauptsächlich jedoch in der Symphonie. Denn diese hat ja den Zweck, harmonische Klarheit mit melodischem Reitze zu verbinden, oder vielmehr, die Strenge der Harmonie durch den Schmelz der Melodie zu mildern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Eulenthurm.

(Fortsetzung.)

Dieß waren die Umstände, welche Baptist mit seiner todten Mutter nach Schwäbisch-Hall brachten. Honig kannte sie schon seit einigen Tagen von Rosinen, demselben freundlichen Mädchen, dessen schon als Begleiterin der Unglücklichen in dem Wagen gedacht ward; aber er bat den freundlosen Knaben, offen zu seyn und ihm seine eigenen traurigen Erinnerungen zu erzählen. Als er zur Geschichte seines Lebens in Schwäbisch-Hall kam, und von der Neugierde und dem rohen Mitleid sprach, mit welchem er in des Buchbinders Haus aufgenommen wurde, als er des gefühllosen Spotts erwähnte, mit welchem man seine Unkenntniß der Sprache und seine Religion behandelte, des Neides ferner, welcher entstand, als durch Fleiß und Aufmerksamkeit, so wie durch natürliches Geschick, der Lehrling bald seine Lehrer, die Gesellen, übertraf, da bemerkte Honig, welch peinliche Gefühle ihn bewegten. Aber Honig wußte mehr. Er hatte seit wenigen Tagen von seinem Fenster aus bemerkt, mit welch verborgener Begierde, mit welchem Erröthen der einsame Knabe in seinen kurzen Augenblicken der Muße jedes offene Fenster in dem Hause Nachbar Hornungs, des Vaters Rosinens, beobachtete, und wie er bleich ward und schüchtern sich zurückzog, wenn Rosine selbst am Thor erschien oder aus einem Fenster sah. Wäre Honig auch in den reichen und kummervollen Tiefen des menschlichen Herzens nicht genug erfahren gewesen, um zu errathen, daß Baptist alle Liebe seines verwaisten Gemüths auf das erste, einzige menschliche Wesen gewendet hatte, das ihm in diesem fremden, rauhen Land freundlich begegnet, das seine Mutter gekannt, auf welches diese gelächelt hatte, seine eigene Führerin durch Nacht und Regen, so mußte er dieß den warmen Tönen aus Baptists Flöte angehört haben, die an Sommerabenden in sanften Klagen aus seinem Dachstübchen klangen, manchen Sonntag auch von dem buschigten Hügel, dem Eulenthurm gegenüber, in brennenden Akkorden voll lyrischen Schmerzes.

Rosine Hornung war die Tochter eines ungebildeten Brauers, der schnell reich geworden war, und einer gutmüthigen, aber einfältigen Mutter. Das Bestreben ihrer

Eltern ging dahin, in ihrer Tochter alle jene Vollkommenheiten zu vereinigen, die ihnen selbst mangelten, und die man für Geld haben kann. Aber auch hier, wie so oft im Leben, brachte eine falsche Richtung in der Erziehung gerade das Gegentheil hervor. Je mehr der reiche Hornung und sein Weib ruhmrederisch ihres Geldes erwähnten und der Kenntnisse ihrer Tochter, je mehr sie die Uebrigen verachteten, desto demüthiger ward Rosine, und es schien, als wollte sie stets durch freundliches Entgegenkommen den rohen Stolz ihrer Angehörigen entkräften. Zeugten nicht das meist gesenkte schöne Haupt, die niedergeschlagenen Augen von diesem bescheidenen Gefühle? Und wenn sie auf dem Klavier spielte, schien nicht jeder sanfte Ton zu fragen, ob er gefalle oder nicht, ob er nicht zudringlich und eitel sey? Diesem Bilde schlug das Herz Baptists mit der ganzen Kraft seines heißern elterlichen Temperaments entgegen. Es schien zu welken wie eine edle tropische Pflanze, für wärmern Sonnenstrahl bestimmt, wenn sie in den neblichten Norden und seinen traurigen Schnee versetzt wird. Er liebte sie, wie er seine Mutter liebte, und wenn er sein Ave Maria betete, so vermischten sich der heiligen Maria und Rosinens Bild. Er liebte außerdem Nichts. Ausdrücken konnte er seine Liebe nicht; kaum kannte er sie selbst, still und verzehrend wohnte sie in seiner Brust.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sierra Leone.

(Beschluß.)

Die Zeit wurde mir hier entsetzlich lang. Es ist ein ewiges Einerlei. Wem seine Gesundheit lieb ist, der muß sich von Morgens 8 bis um 5 Uhr des Abends in sein Zimmer einschließen; man hat keine Gesellschaft, als die wenigen Kameraden, die ihr Quartier zu verlassen im Stande sind, und die Unterhaltung bei Tische ist die traurigste in der Welt, denn man redet von nichts, als ewig von Krankheit und Tod. Die Bibliothek enthält das elendste Zeug, das man sich nur denken kann, und die schwüle Trübseligkeit, welche über allem brütet, lähmt den Geist für jede heilsame Aufregung. Alle denken nur an die liebe Heimath und an das böse Geschick, das sie nach dem „Todtenhause Afrikas“ gesandt. Alle Soldaten sind am Heimweh krank, und die Aengstlichkeit, womit jeder dem Augenblicke entgegenschmachtet, wo er den Fuß wieder auf vaterländischen Boden setzen darf, ist nur mit den Gefühlen des armen Sünders zu vergleichen, der von Tag zu Tag seiner Begnadigung entgegenharrt.

Ein Aufenthalt von ein paar Tagen in der Stadt und ein Ritt in die Gegend überzeugen einen auch bald, daß man sich in Hinsicht der Fruchtbarkeit des Bodens geirrt hat, und daß der Anblick von der See her ein täuschender war. Der Boden ist, wenige Stellen ausgenommen, felsig und unfruchtbar. Hie und da blickt der grobe, rothe Granit aus der dünnen Erdkruste hervor. Dies ist besonders in der Stadt und am Wege nach der Kaserne auffallend, wo man in der trockenen Jahreszeit fast keine Spur von Gewächsen erblickt. Aber langes, hartes Gras schießt, wo man es Wurzel fassen läßt, während der Regenzeit und so lange der Boden noch feucht ist, in Menge auf, und nicht weit vom Fort sieht man nahe am Wege die Indigopflanze unbeachtet wachsen. Es gibt einige Orangebäume, deren Frucht ausnehmend wohlschmeckend ist. Auf den Bergen wachsen eine Menge Limonenbäume, und der Ananas gibt es so viele, und zwar von der vortrefflichsten Sorte, daß man sie zur Zeit der Reife für 1 bis 1½ Penny (3 bis 4½ kr.) auf dem Markte kauft. Auch hat man viele und gute Bananas und eine Art vortrefflichen Obstes, welches der Citrone gleicht. Vorzüglich aber baut man Reis, Cassada und Plantanen. Trauben lassen sich durch Pflege erzielen, das Produkt ist aber der Sorge und Mühe nicht werth. Tabak wollte nicht gedeihen; dagegen hat ein Pflanzer eine bedeutende Menge Ingwer gezogen, welcher dem besten westindischen nichts an Güte nachgibt. Auch Thee- und Kaffeepflanzen sieht man auf den Anhöhen, aber ihr Erzeugniß ist auf jeden Fall zu unbedeutend zur Ausfuhr, und ich weiß überhaupt nichts, das ausgeführt würde, als Holz und Palmöl.

Ich unternahm einen Ausflug in die benachbarten Dörfer. Die meisten derselben sind schlecht gebaut und auf allen Seiten mit nackten Felsen umgeben. Jedes Dorf besteht aus wenigen Hütten von Holz, Lehm oder unregelmäßigen Steinen, und mit Stroh oder Rohr gedeckt. Jede Hütte hat ein Grundstück, worauf man dann und wann Plantanen, Cassaden oder Bananas wachsen sieht; selten aber findet man einen Einwohner an irgend einer Arbeit; meistentheils liegt er in träger Ruhe in der Sonne, oder entlockt einem musikalischen Instrument, das dem Bogen eines Schulknaben gleicht, mittelst Zähnen, Lippen und Fingern grelle Töne. Die Trägheit und Undankbarkeit des befreiten Afrikaners sind sprüchwörtlich. Man kann ihn zu keiner Arbeit bewegen, die zu seiner Erhaltung nicht unumgänglich nothwendig ist, und sagt man ihm, die Engländer haben ihn befreit, sie kleiden und ernähren ihn, so antwortet er: „Ja, aber ich habe den Weißen nicht darum gebeten.“ Ich gewann nichts bei meiner zweitägigen Reise, als die Ueberzeugung, daß die Menschenfreundlichkeit meiner Landsleute bei diesen Elenden rein verloren ist. Die Erschöpfung beim Ritt und die heißen Dünste im Gebüsche, welches wir durchritten hatten, legten bei mir den Grund zu der Landplage, dem Fieber, wovon sich auch schon am folgenden Tage die ersten Anzeichen kund thaten.

Digitized by Google

Ein starkes Brechmittel that dem Würger Einhalt, und nach zwei Tagen hatte ich das Glück, wieder hergestellt zu seyn. Die Regenzeit kündigte sich mit einem heftigen Gewitter an, furchtbarer und erhabener, als ich je eins gesehen hatte: Erde und Himmel schienen in Feuer zu schwimmen, die Donnerschläge erschütterten den Boden, und die Gährung der Elemente riß die Schiffe von den Ankern. Der Regen fiel in Strömen, und bald war jede Rinne ein Bach. Nach Verlauf einer Stunde legte sich der Sturm, und es erfolgte Todtenstille.

Mein gutes Geschick wollte, daß ich nicht die ganze Regenzeit hier aushalten mußte; nach Verlauf eines Monats erhielt ich die erfreuliche Nachricht von meiner Versetzung in ein anderes Regiment, und nach wenigen Wochen begrüßte ich wieder die vaterländische Küste. — Aber ach! von denen, welche ich in dem Pesthause zurückgelassen, sind nur wenige noch am Leben, und diese haben vielleicht auf immer ihre Gesundheit eingebüßt, welche in Sierra Leone ein Fremdling ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, Ende März.

(Fortsetzung.)

Procida. Ischia. Pästum.

Es war ein herrlicher Festtagmorgen, an welchem wir von den elyseischen Feldern auf die benachbarte, reichbevölkerte Insel Procida übersetzten. Da glaubten wir uns plötzlich nach Griechenland versetzt, als wir das ganze Volk in der Tracht dieses Landes erblickten. Es gewährte einen überraschenden Anblick, eine Kirche, die wir betraten, mit Menschen in solch fremder Tracht gefüllt zu sehen, welche um so malerischer aussieht, als beide Geschlechter hier sehr schön sind. Die rothen phrygischen Mützen der Männer und die bunten Farben der Frauen kleiden außerordentlich gut, und diese Erscheinung ist um so lieblicher, als sie, die einzige in Italien, vom griechischen Ursprung der Neapolitaner Zeugniß gibt. Wir nahmen ein Frühstück auf der schönen, über einem Felsenriff hängenden Villa des Königs, die früher ein Kastell war, und hatten hier das Vergnügen, die nationelle Tarantella tanzen zu sehen, wozu wir viele der schönsten Mädchen und junge Leute eingeladen hatten. Nachdem man die unbeschreibliche Anmuth und züchtige Grazie, mit der diese Naturmenschen ihren leidenschaftlich geliebten Tanz ausführen, gesehen, kann man an dem bacchantischen Herumrasen, mit welchem unsere Balletmeister ihn uns vorführen, kein Wohlgefallen mehr finden. Von hier steuerten wir nun auf die große, prachtvolle Insel Ischia, die sich nebst dem stolzen Capri zum Schutze des herrlichen Neapels gegen die andringende Fluth aufgethürmt hat. Weit ragt ihr gähnender Epomeus über das große, stets von ihm bedrohte Eiland hinaus. Die ganze Formation dieser Insel deutet auf ihren vulkanischen Ursprung, und wenn auch gleich seit Jahrhunderten kein Ausbruch mehr statt fand, so lassen doch die überall mit Macht hervordringenden, mit Schwefel und Eisen überschwängerten heißen Quellen hinlänglich das bevorstehende Schicksal dieses schönen Landes erkennen, und was jetzt heil- und rettungspendend Hunderten das Leben erhält, das wird vielleicht in kurzer Frist Tod und Vernichtung über die sorglosen Bewohner bringen. Hat man nun mit Ischia den ganzen Cyklus dieses Zauberpanoramas beschlossen, so wende man sich von der Stätte, wo Aeneas gelandet, um das größte Reich zu gründen, hinab zu den unzerstörbaren Ueberbleibseln der erhabensten Baukunst aller Zeiten, zu der prachterfüllten Posidonia der Sybariten, zu dem uralten Pästum, welches weder Sarazenen, noch Jahrtausende zu zerstören vermochten, wo man lernen kann, wie man gebaut hat und wie man bauen sollte, und dessen fast unversehrte drei Tempel die schönsten, erhabensten Momente des Alterthums in Europa sind. Obgleich sie 54 Miglien von Neapel liegen, wird doch gewiß Niemand bereuen, die zu dieser Excursion erforderlichen drei Tage geopfert zu haben, um so mehr, als man mit dem Wege nach Pästum noch manchen andern Genuß verbinden kann, welcher sonst wieder manchen besondern Tag in Anspruch nehmen würde. So besichtigten wir das in einer engen Bergschlucht kühn am Felsen hängende Benediktinerkloster St. Trinita bei dem hübschen Städtchen Cava, welches theils von den Felsen, die in und über seine Kirche hereinragen, getragen wird, theils sie selbst stützt. Das Kloster enthält die ersten longobardischen Handschriften. Der Weg in die tiefe Schlucht hinab zu einer Tropfsteingrotte ist höchst romantisch, so wie die ganze Straße bis nach und über Salern voll Abwechslung ist. In dem freundlichen Städtchen Vietri schifften wir uns ein und machten die herrliche Fahrt nach Amalfi, welche wir Jedem, der in Neapel wohnt, dringend empfehlen. Man kann sich nichts Malerisches denken, als diese ganze Bergkette, auf welcher man bei jedem Umbug um einen der vielen Vorstöße durch einen neuen reizenden Anblick, durch ein neues, glänzendweißes Dörfchen überrascht wird. Alle diese Ortschaften, so wie Amalfi selbst, hängen auf eine unbeschreiblich pittoreske Weise an den Bergwänden umher, und das Romantische von Amalfi wird durch eine Menge dasselbe umgebender alter, zum Theil noch ziemlich fester Sarazenenschlösser und Thürme, und durch hundert natürliche Wasserfälle, welche diesen Ort zu einem der betriebsamsten in Fabriken aller Art machen, aufs Höchste gesteigert. Catel und Weller in Rom haben manche dieser schönen Parthien aufs Glücklichste dargestellt, worunter besonders die Auffassung des erstern im Mondlicht äußerst gelungen ist. Wir verließen Amalfi, welches dem Rebellen Masaniello das Leben gab, und wendeten uns nun nach dem Golfe von Salerno, dem Eden des italienischen Himmels. Allein von hier aus, besonders wenn man den Fluß Sele überschritten hat, dessen versteinernde Kraft sich an den dortigen großen Trümmern so kräftig bewiesen, nimmt die Schönheit der Gegend stets mehr ab. Sümpfe wechseln mit mühsam bebauten Feldern, und Disteln und wilde Weinreben sind an die Stelle der Rosenfelder getreten, die uns Virgil so reizend schildert. Hier liegen an der See in tiefer Stille und Einsamkeit die herrlichen griechisch dorischen Tempel, die sich als die dreitausendjährigen Reste Pästums ankündigen. Diese herrlichen Ueberbleibsel lassen sich mit dem weibischen und überfeinerten Geschmack der reichen Sybariten nicht recht vereinigen, sondern sie erscheinen im Gegentheile wie die einfachen, großartigen hindusischen Bauwerke, welche uns Daniels kühner Pinsel gemalt hat; und in des Neptuns majestätischem Riesentempel, unter diesen Ehrfurcht und Staunen gebietenden, von Menschenhänden der Gottheit errichteten Hallen fühlt man sich von den heiligen Schauern umweht, welche Michel Angelo's ewiger Dom mit seiner innern Säulenpracht uns einflößt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Juli 1830.

Zarte Seelen werden von drei Räubern angefallen: vom Volke, dessen rohe Begriffe ihren weichen Herzen nichts als Narben geben, vom Schicksale, und vom eignen Herzen.

Jean Paul.

Der Eulenthurm.

(Fortsetzung.)

Honig ahnete die ganze Gefahr und Stärke von Baptists Gefühlen, er durfte diese wunde Stelle nicht berühren. Aber er mußte, um dem armen Baptist mehr Trost zu geben, noch zweier anderer traurigen Umstände seiner trüben Lage erwähnen. „Baptist," sprach er und zog den Knaben an seine Brust, und küßte seine kalte Stirne, „Baptist, mein Sohn, hast Du mich mit allem Deinem Kummer bekannt gemacht? Vertraust Du nicht ganz auf einen alten Mann, Deinen Freund, weil Du ihn nur kurze Zeit kennst, und alle andere in dieser Gegend, beinahe alle, möcht ich sagen, so hart und ungerecht gegen Dich waren? Glaube mir, weil ich Dir's auf Manneswort betheure, ich habe nie an Deiner Unschuld gezweifelt, mein verläumdeter Freund, und mit Deiner zerbrochenen Flöte verlor ich eben so viel Freude als Du selbst. Laß mich alles genau und deutlich wissen, erkläre mir alles, was ich mir so vorneherein von der Diebstahlgeschichte und der Flöte zusammenreimte. Denk, jede Bürde ist leichter, wenn zwei sie tragen."

„Jungfer — es wurde ein Buch" — fing Baptist stammelnd an, „man schickte ein Gesangbuch zu uns, um es in Sammt zu binden und in Silber zu fassen." — „Gehörte es nicht Jungfer Hornung?" fragte Honig. — „Ja," antwortete Baptist schnell, aber kaum hörbar, und stürzte an Honigs Brust, der die Schläge seines Herzens fühlen konnte. „Am letzten Sonntag hätt' ich gar so gern darin gelesen oder gebetet, das Buch sah so schön und feierlich aus; schon oft hatt' ich gedacht, wie freudig müssen glückliche Menschen beten, da fiel mir ein, ich würde wieder freudig und dankbar fühlen, wenn ich in dem schönen Buch lesen könnte. Ich nahm's mit hinauf in meine Kammer. War's gleich ein ketzerisches Buch, es konnte dennoch keine Sünde seyn, drin zu lesen; denn Jungfer Rosine las ja daraus, die so freundlich gegen meine Mutter war, und sie würde gewiß nicht böse werden, dachte ich, wenn sie mich auch lesen sähe. Ich fand eine Seite mit einem blauen Seidenfaden eingemerkt," fuhr Baptist hastig fort, „ich öffnete das Buch schnell, ich sah das Lied:

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und auf ihn hoffet allezeit —

Vielleicht hab' ich geweint, oder mein Gesicht auf's Buch gedrückt," sprach Baptist erröthend; „ich hörte die Gesellen in der Kammer nebenan lachen; sie konnten durch die kleinen Ritzen in der Wand sehen. Aber gerade jezt rief mich der Meister hinunter und schickte mich in einem dringenden Geschäft zum Küster in der Altstadt. Ich hatte nicht mehr Zeit, zur Kammer zurückzugehen und das Buch an seinen Platz zu legen. Als ich nach Hause kam —" hier stand er in heftiger Bewegung von seinem Sitze auf; „war das Buch weg," sagte Honig und zog ihn freundlich wieder auf den Stuhl nieder. „Das Buch war

Digitized by Google

weg, sie sagten, ich hätte es gestohlen — o mein Vater, meine Mutter! — ich stehlen — und alle glaubten es, alle! Jungfer Rosine ist nicht in der Stadt und wird es auch glauben. Ich werde sie nicht wieder sehen, um mich von diesem Verdacht reinigen zu können.“ So heftig waren die Ausbrüche seines Schmerzes, daß Honig es für gefährlich hielt, ihnen geradezu mit der Nachricht zu begegnen, daß alles entdeckt und Baptists Unschuld bewiesen sey. „Und wie war's mit der Flöte?“ fragte er weiter, um ihn zu zerstreuen. „Meine Flöte, meines Vaters Flöte, die sein Freund vom Schlachtfeld von Aspern zurückbrachte, ich fand sie am Boden; sie zerschlugen sie, als sie nach dem Buche suchten. Und die Gesellen lachten und sagten, es wäre für meine kranke Lunge gut, daß die Flöte zerbrochen sey.“ — „Ich fürchte, mein Freund, sie möchten da etwas Wahres gesprochen haben. Oft dachte ich, wenn ich Dich spielen hörte, so ein voller, und dann wieder weicher, zitternder Ton, so biegsam in Höhe und Tiefe, kann aus keiner gesunden, festen Brust kommen. Aber, Baptist, ich habe frohe Neuigkeiten für Dich!“ — „Ach! sie kommen zu spät, wie sie auch seyn mögen.“ — „Du weißt, daß der Instrumentenmacher von Komburg hier war; er hat Deine Flöte gesehen und erklärt, er könne sie wieder herstellen, ohne daß der Ton litte, und so, daß man es kaum bemerkte.“ — „O mein lieber Freund, ich möchte Vater sagen,“ sprach der Knabe in sanfter Rührung und neigte sein Haupt in Honigs Schooß, „es ist zu spät, legt sie in mein Grab zu mir. Meine Brust brennt, ich hoffe, ich hoffe, daß ich meine Mutter recht bald wieder sehen werde; ich sehe sie jezt in allen meinen Träumen. Aber in der lezten Nacht rief sie mich bei Namen, und ich sah die Weinberge des Waadtlandes, unter deren breiten, grünen Blättern und schwellenden Trauben ich sie einst verlor, bis ich nach einiger Zeit ihr schönes mütterliches Gesicht zwischen dem Laube wieder erblickte, und sie mich rief, wie in der lezten Nacht. O Gott, wie schön war dieß Alles, und wie lange schon ist es her!“

Honig unterdrückte schwer seine eigene Rührung. „Baptist, ich habe noch bessere Zeitung, mein geliebter Freund. Was würdest Du sagen, wenn Jungfer Rosine ihr verlorenes Buch wieder gefunden hätte, wenn man entdeckt hätte, daß einer Eurer Gesellen der Dieb war, und daß Dein guter Name gerettet ist?“ — „Ist's so, Jesus Maria, ihr heiligen Engel! und sie weiß es? Gott sey Dank, nun sterb ich ohne Sorgen.“ — „Baptist,“ sagte Honig, „sprich nicht vom Sterben. Hänge nicht solchen Träumereien nach. Du bist krank, gewiß, und Dein Gesicht glüht jezt im Fieber; aber Du bist jung, und Friede und Freude sind mächtige Heilmittel. Den ersten hast Du, für die leztere ist auch schon gesorgt. Einige Freunde haben es mit Deinem Meister so abgeredet, daß Deine Lehrzeit abgekürzt wird und morgen endet. Herr Kaiser, ein jüngerer Meister in der Stadt, und ein freundlicher Mann, der in Frankreich gewesen ist und Deine Sprache spricht, will Dir Arbeit geben; Deine Buchbindereien, die er sah, gefallen ihm. Da er in seinem Hause nicht Raum hat und nicht weit von mir wohnt, so magst Du in dem kleinen netten Zimmer unter mir wohnen, wenn Du willst, und an eines Freundes Tisch essen. Heute Nacht schon kannst Du in meinem Hause schlafen. Aber laß' uns hinabgehen, es wird spät und kühler, und so eine frische Sternennacht ist gesund für kranke Herzen, aber nicht für kranke Lungen.“ Aber Baptist stand nicht auf. „Honig,“ antwortete er schwach, „ich danke Euch. Es ist zu spät. Ich habe es schon Monate lang gefühlt; in den lezten Wochen sind die Fieberanfälle bei Nacht stärker geworden. Dann kam die Geschichte mit dem Buch, und meine Flöte zerbrach, ich glaube, auch mein Herz und mein Leben sind gebrochen.“

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen über Tonkunst.

(Fortsezung.)

In jeder schönen Symphonie ist entweder ein harmonischer Tonsatz nach Art der Fuge durchgeführt, oder werden mehrere solche Tonsätze einander gegenüber gestellt, um bald neben einander herzulaufen, bald sich zu begegnen und zu verwickeln. In jedem Falle aber wird die Entwicklung der Harmonie zuweilen durch ein melodisches Thema unterbrochen, welches dann besonders seine Stelle findet, wenn wir eben an einem harmonischen Wendepunkte vorübergekommen sind und nun das Bedürfniß fühlen, von dem brausenden Erguß der Wohlklänge das leise Echo in unserem Herzen zu belauschen. Die vollendetste aller Symphonien ist wohl Mozarts Ouvertüre zur Zauberflöte. Hier tritt die Vereinigung des Harmonischen und Melodischen schon im Thema ein; denn dieses liegt genau zwischen beiden in der Mitte, und klingt uns daher bald als Harmonie, bald als Melodie entgegen. Die Art der Behandlung nähert sich der Fuge, während unser Ohr nur ein bezauberndes Spiel zu vernehmen glaubt. Diese Klänge dringen aus einer Höhe herab, wo es keine Gegensätze mehr gibt; und hiezu stimmt die Oper, auf welche wir dadurch vorbereitet werden, sie schildert nicht streitende Gefühle, sie athmet nur Liebe und Andacht, entfaltet nur jenes Eine Grundgefühl, welches uns sowohl an die Erde fesselt, als auch zum Himmel erhebt. Wir können daher das Ganze als ein Sinnbild des Einklangs, als einen Spiegel betrachten, den die Musik sich selbst vorhält. Indem man, wie oben bemerkt wurde, das Harmonische mehr und mehr mit dem Melodischen paarte, ge-

Digitized by Google

wann jedes Musikstück an Lebendigkeit und Interesse. Der Zuhörer wurde von allen Seiten gefaßt und hatte keine Muße mehr, daran zu denken, daß diese wechselvollen Tongruppen dem einförmigen Kommando des Taktes gehorchten. Zugleich vermied man immer sorgfältiger jede Härte, jeden Sprung in der Tonfolge; geschmeidig und leicht ließ man die Töne in sanft geschlängelten Linien dahinrollen, und überwölbte den steifen Entwurf mit fließenden Umrissen. Wer hat wohl je die Werke eines Haydn und Mozart studirt, ohne über die Feinheit des Gewebes zu erstaunen, mit welchem sie sowohl einzelne Takte als ganze Tonsätze zu überspinnen wußten? Hiezu kommt noch eine andere Bemerkung. Gewisse Tonsätze bewirken in der Seele dessen, der sie hört, unmittelbar die Vorstellung eines bestimmtes Gegenstandes. Ich meine hier nicht die bekannte Art, den Eindruck ganzer Musikstücke nach Anhörung derselben durch eine hinzugedachte Begebenheit oder etwas Aehnliches zu schildern. In diesem Falle schafft unsere Einbildungskraft schon mit Bewußtseyn, und manchmal geschieht es aus Ziererei, weil jeder, der im Konzerte war, das Schönste dabei gedacht haben möchte. Nein, ehe wir im Stande waren, über das Gehörte nachzudenken, steht oft vor unserer Einbildungskraft, wie hingehaucht, irgend ein einfaches, aber genau verzeichnetes Bild. Und dieß geschieht selten in Folge ganzer Musikstücke, sondern meistens an einzelnen, und gerade an solchen Stellen einer Komposition, die weniger scharf hervorstechen. Die Ursache, wie mir scheint, liegt in Folgendem: Einigen vorzüglichen Künstlern ist es gelungen, ihren Tonsätzen einen so reinen Fluß der Harmonie und eine so gefällige Klarheit mitzutheilen, daß, wenn diese kaum begonnen haben, im Gehöre schon ihr Schluß anklingt, und wir uns besinnen müssen, ob wir sie nicht früher schon einmal gehört haben. Tonsätze von dieser Art werden kaum mehr als etwas in der Zeit sich Entwickelndes empfunden, sondern beinahe mit derselben Totalität wie eine Anschauung im Raume aufgefaßt, und deßwegen werden sie auch wirklich oft von einer solchen begleitet. Wenn nun dieß der Fall ist, wenn die Musik mit solcher Einheit der Empfindung auf uns wirkt, daß wir durch das allmählig uns Mitgetheilte wie durch etwas zugleich Vorhandenes affizirt werden, so ist auch mit Sicherheit anzunehmen, daß uns dabei der Takt nicht mehr als solcher, nicht als ein Zeitmaß vorschweben, und im Genusse der musikalischen Schönheit stören könne. Und dieß ist es, was wir zu zeigen suchten. Einem geschickten Tänzer soll man es nicht ansehen, daß er zuvor des Tanzmeisters bedurft hat, und ein schöner Gedanke soll nicht im Reime, sondern der Reim im Gedanken liegen. Die Musik bezweckt den Wohlklang; dazu ist der Takt ein nothwendiges Mittel, aber immer nur ein Mittel. Er darf also nie für sich selbst, er darf nur verhüllt im Wohlklange erscheinen. Als eine unsichtbare Gewalt formt er die Harmonien, ohne sie zu fesseln, und während sie seinem unerbittlichen Gesetze folgen, müssen sie die Leichtigkeit einer freien Bewegung beibehalten.

Hiermit haben wir zugleich die Epochen der Musik im Allgemeinen bezeichnet. Zuerst bestand sie in einer losen Aufeinanderfolge von Tönen. Dies war ein Zustand der Ungebundenheit, und weil das Schöne erst durch Begrenzung entsteht, so gehörte sie damals noch nicht unter die Zahl der Künste. Mit Hülfe des Tonmaßes erhielt sie einen Platz, aber noch keine Stimme im Reiche der Kunst; sie stand unter der Vormundschaft der Regel. Endlich trat sie in den Zustand der Mündigkeit über, indem sie durch freiwillige Gesetzmäßigkeit jeden Zwang überflüssig machte; und dadurch erreichten ihre Leistungen die Linie des Klassischen. Denn klassisch ist jede Schöpfung der Kunst, welche als ein Erzeugniß der vollkommensten Freiheit erscheint, während sie den strengsten Forderungen der Regel entspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Juni.

Arbeiten der naturforschenden Gesellschaft.

Es hat die Zürchersche naturforschende Gesellschaft unter dem Vorsitze ihres Präsidenten, des Staatsrath Usteri, den Jahresbericht ihrer Geschichte und Verhandlungen vom April 1829 bis dahin 1830 am 5. Mai angehört. Mitglieder sind in Zürich selbst 122, und aus ihren Beiträgen zunächst oder am meisten geht eine Jahreseinnahme von beiläufig 300 Louisd'or hervor, die größtentheils auf Vermehrung der Bibliothek, des zoologischen Museums, der übrigen Sammlungen und den Unterhalt des Pflanzengartens verwandt wird. Wir wollen hier nur einiger der in dem Bericht aufgezählten Arbeiten erwähnen: Die Lehre von der geographischen Länge trug in umfassenden Entwickelungen Hofrath Horner vor, und diese Arbeit wird in das physikalische Wörterbuch, dessen Mitherausgeber er ist, übergehen. Der Zürchersche, in Graubündten angesiedelte Arzt. Dr. Schrämli, sprach von der Geschichte, Vervollkommnung und Nutzbarkeit der geographisch-topographischen Reliefs, in deren Verfertigung er sich selbst geübt und mehrere technische Vortheile dafür gewonnen hat. Diese plastischen Karten eignen sich ganz vorzüglich für Gebirgsländer; verhältnißmäßig sind darum auch in der Schweiz die meisten veranstaltet worden, und wo sie, auf eigene und genaue Messungen gegründet, minder bekannte oder wichtige Theile des Hochgebirges darstellen, muß auch ihr wissenschaftlicher Werth anerkannt werden. Der tüchtige und muthige Alpenwanderer Hirzel-Escher, von dem im verflossenen Jahr ein erstes Bändchen Reiseberichte durchs Alpengebirg erschienen ist, theilte die Resultate seiner jüng-

sten Excursionen mit. Von der Seewelisalpe, hoch im Schächenthal des Kantons Uri, setzte er seinen Weg durch beinahe noch gar nicht bekannte und beschriebene, doch aber höchst merkwürdige Gegenden fort; ein Weg, welchen einzuschlagen nur sehr geübten, besonnenen und furchtlosen Bergsteigern nicht zu mißrathen ist, und bei dessen Schilderung man sich unwillkührlich gedrungen fühlt zu fragen: ob der Gewinn für die Wissenschaft die Gefahr für den, der das Wagestück ausführt, aufwiege? Von der Seewelisalpe umging der Wanderer die Windgelle in einer bedeutenden Höhe von ihrer nordwestlichen Seite nach der südlichen hin, genoß dabei reizender Ansichten des Thals und der Gebirge, und stieg alsdann in den Hintergrund des Maderaner- und Kentelenthals hinab; von hier aus besuchte er die seit ungefähr siebenzig Jahren wegen geringem Gehalt, Strengflüssigkeit des Erzes und lang anhaltender Kälte verlassenen, in der Höhe von 7600 Fuß an der Windgelle gelegenen Eisenerzgruben; mit den Angaben des Dr. Lusser zusammentreffend und zum Theil nach denselben, zählt er die Reihenfolge der Felsarten bis nahe an die höchste Kuppe der Windgelle auf. Aus dem Maderanerthal ist seit hundert Jahren kein Paß mehr nach dem Lintthale gangbar; der Wanderer beschloß also, nach Graubündten auf Disentis durch das Brunithal und die sogenannte Bündnerlucke seinen Weg zu nehmen; ein Paß, der über einen von zahlreichen und breiten Spalten durchschnittenen Gletscher führt und nur selten, ja, seit vor einigen Jahren ein Mädchen in eine der Spalten stürzte, gar nicht mehr gebraucht wird. Zahlreiche Gemsen boten sich in diesen, auch von Jägern unbetretenen Gegenden in nicht großer Entfernung dem Blicke des Wanderers dar. Eine kurze Strecke jenseits der Höhe konnte der Begleiter, der bis dahin als Führer gedient, weder durch Bitten, noch Drohungen bewogen werden, weiter zu folgen, und der Reisende blieb in der unwirthbaren Höhe von ungefähr 8000 Fuß sich selbst überlassen; nach zwei Stunden gelang es ihm inzwischen, glücklich die obersten Alphütten im Kaureinthale, 5000 Fuß über Meer, zu erreichen, welches mit dem Ilems- und Rofeinthale einen großen Gebirgskessel bildet, dessen Ausgang nach Disentis führt. Von hier stieg Hirzel bis in den hintersten südlichen Theil des Tavetschthales, nahe am Badnz, wo deutsche Sprache ihn wieder überraschte, und er wollte versuchen, um die Ostseite des Badnz herum, ins Canariathal hinüber nach Airolo zu gelangen. Ungünstige Witterung nöthigte ihn, über die Operalp sich nach Urseren und auf die Gotthardtstraße zu begeben, bei deren Arbeiten er nun umständlich verweilt. Der Doktor und Oberrichter Schinz las die Erzählung seines im Sommer 1829 nach München und Stuttgart gemachten Reiseausflugs und des Besuchs der naturwissenschaftlichen Institute und Sammlungen beider Hauptstädte. Von seiner nächstens im Druck erscheinenden Schrift über das Stottern las Dr. Schultheß mehrere Bruchstücke, welche die neuerlich empfohlenen Heilmethoden würdigen und eigene damit angestellte Versuche beschreiben.

Neapel, Ende März.

(Beschluß.)

Theater. Gesellschaft.

Ich habe mich in meinem Berichte über Neapel mehr nach Außen gewendet, weil dieses bei einem hiesigen Aufenthalte die Hauptsache seyn muß. Es kann Städte geben, welche man noch schöner gelegen glauben mag, als Neapel, aber reizendere Umgebungen sucht man auf Erden vergebens. Indessen bietet Neapel auch alle Annehmlichkeiten des innern Lebens, und seine Theater wetteifern mit denen aller großen Städte. Ich versuche eine genauere Charakteristik derselben, so wie eine Schilderung des Lebens in Neapel auf andere Gelegenheit. In dem goldenen San Carlo ertönt jetzt Lablaches kräftige Baßstimme, und die schöne Tosi wetteifert mit der leidenschaftlichen Boccabadati in Kraftanstrengungen. Die Fodor tritt sehr selten auf und singt meistens nur in Abendgesellschaften. Ihre Stimme soll etwas verloren haben, doch wüßte ich sie in Fülle und Pracht der Rouladen und Koloraturen, in dem so seltenen, üppigen Hervorströmen der perlenähnlich aneinander gereihten Töne mit Niemand, als den uns leider zu früh entrissenen Vespermann zu vergleichen. Der hier lebende Donizetti schreibt viel für die hiesige Oper, die in ihrer Ausführung, so wie der Meisterschaft ihres Orchesters wohl ihren alten Ruhm behauptet. Der hier, wie in ganz Italien jetzt beliebteste Kompositeur ist aber der geniale Bellini, dessen Donna Charitea, Pirata und andere herrliche Werke nun wohl längst in Deutschland bekannt seyn werden. — Die hiesige erste Gesellschaft ist eine der angenehmsten der civilisirten Welt, und obgleich nur etwa zwanzig bis dreißig eingeborne Familien daran Theil nehmen, so sind gerade durch diese Auswahl und durch Beschränkung des Cirkels die Bande desto fester geknüpft und die Verhältnisse desto angenehmer. Man findet hier ganz die Feinheit, die Leichtigkeit, die zuvorkommende Artigkeit, wie in den Pariser Gesellschaften, und wenn man auch hier die Bildungsstufe, auf der man dort steht, vergebens sucht, so ist man dafür durch wohlwollende Herzlichkeit und wahre Zuneigung hinreichend entschädigt. Denn von der furchtbaren, zerstörenden französischen Selbstsucht, von dem blos konventionellen Lebensbetrieb, der nur Interesse und Form kennt und der das Gefühl auf eine Höhe mit Stupidität stellt, weiß der Italiener zu seinem Glücke noch nichts, daher auch hier der größere gesellschaftliche Verband durch wahre Zuneigung, Freundschaft und Liebe unendlichen Reiz erhält. Ich rathe jedem Fremden, selbst wenn er sich nur wenige Zeit hier aufhält, die Gesellschaft zu besuchen. Sie wird ihn für den, wirklich jede menschliche Geduld erschöpfenden Konflikt mit dem gemeinen Volke, dessen Berührungen der Fremde nie ganz entgehen kann, entschädigen, sie wird ihm die bessern Elemente und damit zeigen, was aus dieser Nation zu machen wäre. Viele sind der Drangsale, welchen der an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnte Tramontaner in der, dieser beiden Eigenschaften so ganz entbehrenden großen Stadt entgegentreten muß, und ich wüßte, wenn man sich hier vor Aerger nicht aufzehren will, keinen bessern Rath zu ertheilen, als sich zum unerschütterlichen Grundsatze zu machen, sich durch keine vorkommende Unverschämtheit in Harnisch bringen zu lassen, niemals dasjenige zu geben, was man fordert, zu allem Klagen und Geschrei zu lachen, gegen die Millionen Bettler Ohren und Augen zu verstopfen und mit Niemanden zu disputiren. Wer dieses Rezept gewissenhaft gebraucht, der vergißt in den ersten acht Tagen, daß er sich hier und da noch ärgern könnte, er bemerkt den Stoff zum Zorne nicht mehr, und sieht am Ende mit Bedauern auf eine Nation herab, die wirklich von der Natur zu Besserem bestimmt ist, welche aber leider gänzlich gefesselt gehalten wird, und deren einziger geistiger Aufschwung gegenwärtig darin besteht, Mittel und Wege zu finden, die, gastfreundliche Aufnahme bei ihnen suchenden Fremden zu prellen und zu überlisten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 162.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Juli 1830.

— Ihm sank auf die Augen ein sanftbetäubender Schlummer —
Jetzt, wie auf ebener Bahn vier gleichgespannete Hengste
Ungestüm sich erheben, den Weg in Eile vollendend,
Also erhob sich das Steuer des Schiffs. —
Schnell und sicheren Laufes enteilten sie.

Homer.

Erinnerungen an Adria.

Von Anastasius Grün.

Seemährchen.

Schon glänzt der Mond im Meeresplan,
Noch fern ist das Schiff vom Hafen!
Die Mitternacht bricht mählich an,
Die Passagiere schlafen.

Die Wacht am Maste schielt hinein
In Mond und Sternenkreise,
Bis überblendet vom Strahlenschein,
Das Aug' sich geschlossen leise.

Der Steuermann belauscht zu viel
Des Meeres Plätschern und Klingen,
Bis ihn die Wellen mit list'gem Spiel
In Schlummer hinübersingen.

Der Kapitän guckt auch zu tief
Ins Glas nach Ankergründen,
Bis er ganz sanft und süß entschlief,
Bevor er sie konnte finden.

Weh dir, verlassnes, armes Schiff,
Weh allen Passagieren!
Wer wird durch Sandbank, Sturm und Riff
Euch nun zum Hafen führen?

Da nahm eine kecke Welle das Wort:
Ihr Schwestern, was kanns verschlagen!
Wir schieben zum Spaß am Schifflein fort,
Laßt sehn, wie weit wir's tragen.

Da dachte Boreas: Fast ist's Zeit,
Zu ruhn von dem vielen Bewegen.
Will mich einmal gemächlich breit
Zur Rast in die Segel legen.

Hei, wie das Schiff durch die Fluthen schoß,
Getrieben von Wind und Wellen!
Doch weh, nun gehts auf den Fels dort los!
Hilf Gott, nun muß es zerschellen!

Den Blinden und Lahmen im Wege pflegt
Zu weichen ein Mann von Sitte;
So denkt der Felsen und bewegt
Zurück sich um sechs Schritte.

Vorbei das Schiff durch die Fluthen schoß,
Getrieben von Wind und Wellen;
Nun geht's grad auf den Hafen los,
Nun wird's an der Küste zerschellen!

Den Ankern ward es zeitlang fast,
Die müßig am Borde hingen,
Da sagte einer: Ihr Brüder laßt
Zum Bade ins Meer uns springen!

Digitized by Google

Gesagt, gethan! er hüpft vom Bord.
Das Volk im Schiff erwachte;
Sie liegen vor Anker mitten im Port;
Wie freundlich das Ufer lachte!

Sie stiegen an's Land, gar inniglich
Entzückt von des Schiffes Führern. —
Gott wolle meine Freund' und mich
Bewahren vor solchen Führern!

Doch woll' er meinen Freunden und mir
Solche Wellen und Winde geben,
Und solche Felsen und Anker dafür,
Zur See, und auch im Leben!

Die Einsamen.

Einsam steht ein grauer Felsen,
Mitten in das Meer gesät;
Fast schon wollt' ich ihn beneiden,
Daß er einsam, fest doch steht.

Einsam auf dem grauen Felsen
Grünt ein Baum, gar stolz und kühn;
Fast schien mir sein Loos zu loben,
Daß er einsam, doch so grün.

Einsam kreist um Baum und Felsen
Eine Lerche leichtbeschwingt;
Fast wollt ich sie glücklich preisen,
Daß sie noch so fröhlich singt.

Aber Felsen, Baum und Lerche,
Nimmer preis' ich jetzt euch sehr:
Denn es warf ein Stoß des Windes
Schnell den einzlen Baum ins Meer.

Müd' ins Wasser sank die Lerche,
Eh' die Schwestern sie erreicht;
Und die Fluthen unterwühlten
Selbst den Fels, den einzlen, leicht. —

Ach, da mußt' ich eurer denken,
Dichter meines Vaterland's!
Die ihr einzeln, fern den Brüdern,
Wähnt zu pflücken euren Kranz.

Gegen Nord und Süd und Osten
Steht ihr sehnend hingewandt;
Ach, doch alle mit dem Rücken
Gegen's eigne Vaterland!

Einzle Felsen nur im Meere,
Einzle Bäume seyd ihr nur,
Einzle Lerchen, einsam singend
In dem öden Luftazur.

Trotz'ge Felsen, rückt zusammen!
Irre Lerchen, sammelt euch!
Stolze Bäum') umrankt, umschlinget
Euch in Zweig' und Wurzeln reich!

Mögt ihr seyn ein Wall von Felsen,
Der als Damm, gar stolz und fest,
Von dem Meere der Gemeinheit
Sich nicht unterwühlen läßt!

Mögt ihr seyn ein Wald von Bäumen,
Im Verein erst doppelt grün;
Ueber den verschlungnen Wipfeln
Rauscht der Sturm ohnmächtig hin!

Mögt ihr seyn ein Chor von Lerchen,
O dann klingt er doppelt schön,
Der Gesang von hundert Kehlen
Wirbelnd in die Sonnenhöhn!

Bemerkungen über Tonkunst.

(Fortsetzung.)

Indessen ist es Zeit, einem Einwurfe zu begegnen, der nicht nur gegen das zulezt Gesagte gerichtet, sondern scheinbar auf dasselbe begründet werden möchte. Klassische Produkte konnte die Musik erst dann hervorbringen, als sie zu ihrer vollen Freiheit gelangt war, und zu dieser gelangte sie erst durch den Gebrauch der vorhin genannten Kunstmittel. Wie kommt es nun, könnte man sagen, daß sich in einer Zeit, wo jene Kunstmittel noch nicht alle im Gebrauche, noch nicht einmal alle bekannt waren, demungeachtet schon viele Kompositionen auffinden lassen, deren hoher Werth jedem Vernünftigen einleuchten muß? Jomelli z. B. bediente sich meines Wissens zuerst des Crescendos, Glucks Ouverture zur Iphigenie in Aulis ist das älteste Muster einer vollendeten Symphonie. Wie kommt es, daß lange vor Jomelli und Gluck Tonstücke gesezt wurden, die durchaus vortrefflich, in mancher Hinsicht sogar unerreichbar sind? Um diesen anscheinenden Widerspruch aufzulösen, werden wir uns auf einen Unterschied berufen müssen, der sich ohne Ausnahme durch alle Gebiete der Kunst hindurch zieht. Die ideale Schönheit, die dem Künstler begeisternd vorschwebt, und aus welcher der Kunstphilosoph seine höchsten Begriffe schöpft, kann, wie jede Idee, nie vollkommen rein und nie in Einem Bilde dargestellt werden. Sie entfaltet sich daher unter einer doppelten Form der Erscheinung, und tritt bald als das Erhabene, bald als das eigentlich Schöne vor unser Auge. Und zwar ist es in der Regel die Form des Erhabenen, in welcher sie sich zuerst dem Menschen ankündigt. Die Eumeniden sind früher gedichtet worden als die Antigone, und der olympische Jupiter ist älter als der belvederische

keit. Die Ursache hievon liegt ziemlich nahe. Das Erhabene ist seiner Natur nach einfach, erfordert also die wenigsten Kunstmittel. Es ist ein Ausdruck der Kraft, und nicht des Reizes. Was dem eigentlich Schönen zum Schmucke gereicht, würde uns am Erhabenen schon als Ueberladung mißfallen. Dieß gilt auch im vorliegenden Falle. Jene herrlichen Kompositionen aus früherer Zeit zeichnen sich nicht sowohl durch ihre Schönheit, sondern durch ihren Ernst, durch ihre Ruhe, durch ihre Erhabenheit aus. Daß ihren Urhebern manche, erst später gebrauchte Kunstmittel abgingen, war ein günstiger Umstand für ihre Entstehung. Denn sobald wir über die Einfachheit hinaus sind, haben wir selten die Lust, und kaum je die Fähigkeit, zu ihr zurückzukehren. Als Pergolesi sein stabat mater, Sacchini seinen Oedipus dichtete, fehlte noch manche Feinheit, durch deren Anwendung man seither die Herrschaft des Taktes gemildert hat. Nichtsdestoweniger konnten jene Meister ihren Zweck erreichen. Erhabene Kompositionen bewegen sich gewöhnlich in einem langsameren Tempo, die Taktschläge folgen sich also in größeren Zwischenräumen und verhallen einzeln in unserem Ohre, ohne uns zu stören. Ueberdieß muß das Hervortreten des Taktes nicht selten dazu dienen, uns das Erhabene feierlich zu machen. „In der Musik," sagt Schiller, „wird das Feierliche durch eine langsame, gleichförmige Folge starker Töne hervorgebracht; die Stärke weckt und spannt das Gemüth, die Langsamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Taktes läßt die Ungeduld gar kein Ende abwarten." Obgleich nun aber die Musik ältere Meisterwerke aufzuweisen hat, welche in ihrer Erhabenheit bisher nicht einmal erreicht worden sind, so glaube ich doch die Leistungen der Mozart'schen Zeit mit Recht als eine höhere Stufe der Kunst bezeichnet zu haben; und zwar deßwegen, weil erst in dieser letzteren Epoche das eigentlich Schöne ausgebildet worden ist. Erhaben ist dasjenige, was die Sinnenwelt überragt, und daher von dem Sinn nur noch ergriffen, nicht aber umfaßt werden kann. Unsere sinnliche Natur erschrickt vor seiner Größe, während unser Wille sich angespannt, und unsere Vernunft, wie durch ein geheimes Gefühl der Verwandtschaft, sich begeistert fühlt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Eulenthurm.

(Beschluß.)

Baptist glitt vom niedern Stuhle zu Boden. Honig, erschreckt, faßte ihn in die Arme und richtete ihn empor. „Baptist, was ist dies?" Er fühlte des Knaben Hand feucht, er zog ihn näher ans Fenster und sah im Sternenlicht, daß schwarzes Blut von seinen Lippen floß. „Und auf ihn hoffet allezeit!" — waren die letzten Worte des Sterbenden. „O Gott im Himmel!" rief Honig, „ist's wirklich zu spät? Armer Baptist!" Sein letztes schweres Athmen erstarb. Honig lud sich den kalten, starren Körper auf; Kopf und Arme hingen über seiner Schulter, mit dem linken Arme faßte er ihn um den Leib und trug ihn so die steile, enge Treppe hinab. Der Hund folgte winselnd. Bei einer der Treppenwindungen fiel Baptists Kopf plötzlich gegen Honigs seinen, und es schien diesem, als hätte er einen leisen Athemzug gehört und einen warmen Hauch an seinem Ohr gefühlt. Er zitterte beinahe vor Freude und Ueberraschung; aber das düstere Licht durch eine der Schießscharten zeigte ihm des Knaben Züge kaum mehr kenntlich, starr; sein Körper war ganz kalt, alles stille. Er trug ihn die letzten Stufen hinab. Dort brachte er ihn auf einen Sitz in der Ecke, bis er die Lampe angezündet hatte. Baptists Körper war ein wenig niedergesunken und neigte sich auf eine Seite. Sein schöner Kopf hatte ungesucht eine Stütze an dem Kasten einer alten Wanduhr gefunden, seine Arme hingen herab, seine Füße waren ausgestreckt. Vor ihm saß der Hund, leise winselnd, und wedelte mit dem Schweif. „Weg, Ruß," rief Honig, „weg Thierseele! Den ganzen Tag hast du dich neidisch und brummig gezeigt. Willst du mich lehren, mit Liebe und Freundschaft hurtig zu seyn, da der Tod so schnell die Adern einer Brust öffnet und unserer trägen Neigung spottet? Oft fiel mir dieses Knaben Gesicht auf und ich sammelte in meinem Gedächtnisse die wenigen Umstände, die ich über sein Schicksal gehört hatte; ich dachte, laß den Knaben seine edle Abkunft vergessen, lehr' ihn für sich selbst sorgen, dann wird er geschickter und reifer für Freundschaft und Vertrauen seyn. Und als Rosine mir seinen lezten Unfall erzählte — selbst das verhehlt' ich Alles noch ein paar Tage, damit Alles bereit wäre, ihn auf einmal zu überraschen. Ja — ihn zu überraschen! Wie wird Rosine diese Nachricht aufnehmen? Vielleicht hätte ich auch sein Unglück nur fruchtlos verlängert. Gott allein weiß es. — Welch schönes Menschenantlitz! Ja, ich traure um Dich, Kind des Kummers. Dir folgen keine Thränen, als meine und Rosinens. Ich traure um Dein kurzes, freudenloses Leben, um die stillen Flötentöne Deines gepeinigten Busens. Ich traure um den künftigen Mann, den Dein gedankenvolles Auge versprach, den Dein stilles Leiden verkündete, Dein schmerzvolles Abmühen mit Deiner stechenden Brust, Deine festen, dauernden Gefühle. Hätte ein Fremder Deine Phantasien auf der Flöte gehört, er hätte von Giroweß oder von Pleyel gesprochen, denn von ihnen mußtest Du einige Sonnette gehört haben, oder ein Adagio Mozarts. — Hätte man entdeckt, Du seyst der verlorne Sohn eines Königs, sie würden Dein großes Herz im Leiden bewundern. Wärest Du nicht ein Katho-

Digitized by Google

ist und ein Franzose gewesen und von unbekannten Eltern, oder hätten sie von Dir in einer sentimentalen Novelle gelesen, sie würden Deine christliche Stärke bewundern, Deinen edlen Kummer und Dein allzu frühes Ende. So stirbst Du vergessen. — Wie schön ist dies Gesicht, das erst noch weinend an dem meinen lag! Jezt lehnt es an der Uhr, die ihren erbarmungslosen, regelmäßigen Gang fortschreitet. Laß mich diese Augen schliessen. Wie muß Deine Mutter Dich geliebt haben, als sie zum erstenmale sich ihr öffneten! wie muß sie Dich geliebt haben, als sie vor ihren ersterbenden Blicken in der Nacht verschwanden!“ —

Honig blieb bei dem todten Knaben und schritt im kleinen Zimmer auf und ab. „Mitternacht ist vorüber,“ sprach er zulezt, „die Nachbarn wird's nicht ärgern, wenn sie mich zufällig arbeiten hören. Ich will ein Kreuz für sein Grab zimmern.“ Bald schollen Art, Säge und Hobel durch die Nacht, während er die traurige Melodie von eines alten Pilgers Wanderlied summte.

Als der Tag anbrach, lehnte das Kreuz fertig neben der Thüre, seine Bestimmung erwartend. Honig klopfte an Meister Kilians Fenster, und benachrichtigte den erstaunten Buchbinder von seines Lehrburschen Tode. „Wollt Ihr's bei Gericht anzeigen und das Begräbniß auf morgen anrichten? Die Kosten will ich tragen.“

Der Lärm des Tages begann, als wäre nichts geschehen; die Kupferschmiede hämmerten in der Vorstadt, Blech- und Grobschmied waren an der Arbeit, die Marktleute kamen durchs Stadtthor. Honig ging allein mit seinem Maßstab, Ruß hinter ihm. Man bemerkte später blos, daß er heute nicht gepfiffen hatte und jeder Nachbar einen doppelt freundlichen Gruß erhielt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Rheingau, Juni.

Der Johannisberg. Dampfschiffahrt. Kunst.

Unser Rheingau ist, seit der Fürst Metternich mit seinen beiden höchst liebenswürdigen Prinzessinnen auf dem Johannisberg weilt, wieder ein Sammelplaz der elegantesten Welt geworden. Die Chausseen sind mit Equipagen bedeckt und es kreuzen sich fortwährend vornehme und berühmte Reisende, dem Heroen der Staatskunst zu huldigen. Unter den hier Angekommenen befinden sich die Fürsten Schwarzenberg, Löwenstein, Schönburg, Salm, Esterhazi, der Duc de Caraman u. s. w.; andere Fremde von bedeutendem diplomatischen Charakter geben ab und zu, so daß wir uns plözlich in die Kaiserstadt Wien versezt glauben. Der Fürst macht fröhliche Landparthien umher, und scheint sich dem Genuß der herrlichen Natur ganz mit dem ihm eigenen Geist und Lebendigkeit hinzugeben. Wer den Hochgefeierten sieht und hört, kann kaum glauben, daß diese heitere Stirn je von trüben Wolken umschattet war. Er hat immer ein freundliches Lächeln auf der Lippe, und ist ein so liebenswürdiger Gesellschafter, daß man vergißt, einen berühmten Piloten vor sich zu haben, der, wie keiner noch, mit scharfem Aug' und fester Hand das schwerfällige Schiff Europa durch Sturm und Nacht zum Eiland der Ruhe steuerte.

Johannisberg, die schönste unter den schönen Herrschaften des Fürsten, ist ein Göttersiz. Man behauptet, die sämmtlichen innern und äußern Anlagen, Einrichtungen und Veränderungen am Schloß hätten 200.000 fl. gekostet. — Das imposante Schloß auf einem Vorberg des Taunus, im 18ten Jahrhundert durch den Fürst-Bischof von Fulda, Grafen Walderndorf, erbaut, beherrscht eine Aussicht, die mit den berühmtesten Mitteleuropas an Schönheit wetteifern kann. Der Rhein von Biberich bis Bingen mit seinen umbüschten Auen (Inseln) und Rebenufern liegt in unbeschreiblicher Anmuth da. Das hohe Taunusgebirg wirft tiefe Waldschatten auf den malerischen Hintergrund, und die blauen Gebirgsfernen nach Westen und Osten, in denen sich das Auge so gerne verliert, geben der Gegend einen Reiz, der nur gefühlt, nicht beschrieben werden kann. Der nach Süden gewendete Berg, worauf das Zauberschloß steht, trägt, wie bekannt, Reben, aus denen der treffliche Johannisberger gewonnen wird. Wie hoch die Kultur dieser Weinberge gestiegen ist, seit sie im Besiz des Fürsten sind, mag dadurch bewiesen werden, daß vor Kurzem auf zwei der besten Stücke 1822er der enorme Preis von 28.000 fl. geboten wurden. — Wie man vernimmt, wird die Schwester des Fürsten, eine Herzogin von Würtemberg, nach ihrem Aufenthalt in Mainz, wo sie bis gegen Ende dieses Monats bleibt, längere Zeit auf dem Johannisberg in Gesellschaft der beiden Prinzessinnen Metternich verweilen. Leider wird uns der Fürst schon bis zum 28. dieses Monats wieder verlassen.

Die Dampfschiffahrt, nun auch bis Mannheim eingerichtet, bringt ungemeines Leben und Regsamkeit in unsere Gegenden. Besonders werden wir immer mehr von Engländern heimgesucht, die entweder nur die zauberschnelle Spazierfahrt von London bis Mainz und zurück machen, oder in die Bäder des Taunus gehen. Die Bemühungen unserer trefflichen Regierung, den Aufenthalt in den Bädern den Fremden so angenehm als möglich zu machen, haben auch einen so glänzenden Erfolg, daß man trotz des vorigen schlechten Regensommers in Wiesbaden allein fünfzehnhalbtausend Kurgäste und Durchreisende zählte.

Bei der am 1. Juni in Mainz stattgehabten Kunstausstellung hat unter mehreren braven rheinischen Künstlern unser Simmler seinen ehrenvollen Ruf aufs Neue bewährt. Er gab mehrere sehr gelungene Porträts und eine treffliche große Waldlandschaft aus einer Gegend des hintern Rheingaus. Von seinen neuesten Arbeiten nächstens ein Mehreres. — Von den Quartalblättern des Vereins für Literatur und Kunst in Mainz sind die zwei ersten Hefte erschienen, und enthalten sehr gediegene Mittheilungen von den Mitgliedern des seit sieben Jahren bestehenden Vereins. Es ist ein allgemein empfundener Verlust sowohl für uns, als auch die vielen Reisenden, welche uns besuchen, daß die Gemäldegallerie des Grafen von Schönborn in Reinhardshausen, die einzige, welche wir (außer der neu angelegten öffentlichen in Wiesbaden) besizen, nicht mehr gezeigt werden darf. Der edle Graf hat sich durch die Anlegung dieser Gallerie ein so großes und allgemein anerkanntes Verdienst um die neuere Geschichte der Kunst erworben, möchte er uns doch auch den langentbehrten Anblick so herrlicher Werke mit der ihm immer eigen gewesenen Humanität wieder gestatten, möchte er uns gestatten, zu bewundern, was sein feiner Kunstsinn als das Beste und Würdigste aus den Werken jezt lebender Künstler gewählt hat, seine Sammlung zu schmücken.

A. v. St.

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 163.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. Juli 1830.

Alsdann erst kann der Mensch sich einen Menschen nennen,
Wenn seine Lust ihn trägt, was über uns, zu kennen,
Steigt Eifers voll empor. — Mein Sinn, der steiget schon
Geflügelt in die Luft und reißet mich davon.

Opitz.

Sterne als Kometen, oder der fliegende Stern im Schwan.

Daß, seit der Kalender erfunden und gedruckt ist, der Landmann sich nicht mehr, wie zu Hesiods Zeiten, viel um den Auf- und Untergang der Sterne bekümmert — den Sternkalender hatte er damals übrigens, ohne Stempel zu bezahlen — das ist mir nicht auffallend. Ich glaubte aber mit einigem Mißbehagen zu gewahren, daß, wenn auch alle Sterne ausgelöscht würden, nicht viele sich besonders darum kümmern würden. Ich möchte etwa die Eskimos ausnehmen, die in ihren mehrmonatlichen Winternächten an diesen flimmernden Punkten sich erfreuen, sodann noch einige Dichter und Liebende, und die Philologen wegen der Erklärung der alten Schriftsteller. Ich sah mich um Trost bei den Philosophen um; darunter fand ich einen, der schien noch barbarischer zu seyn als die Eskimos, denn er weiß gar nichts zu sagen von den Sternen, und ist in die Planeten verliebt. Er meint, der Tanz der Planeten um die Sonne, mit Umsichselbstdrehen, sey Ausdruck der Lebendigkeit, und darum viel vortrefflicher, als die Ruhe des Mittelpunkts des Systems, nämlich als die Ruhe der Sonne. Mir däuchte, dieser Gelehrte sey ein umgekehrter Feueranbeter, da er die Sonne verschmähet und das Dunkle, den Planeten, verehrt. Ich mag wohl glauben, daß viele der Leser, besonders aber die Leserinnen, dem Philosophen beistimmen, daß ein Planetentanz ein sehr angenehmer Ausdruck der Lebendigkeit sey; sie werden aber wohl zugeben, daß es auf Erden noch andere gibt, also wohl auch am Himmel, und daß die bloße Bewegung, sie mag nun geschehen wie sie wolle, wenn sonst nichts dabei ist, etwas höchst Langweiliges ist. Dieser Freund der dunkeln Planeten scheint fast die ruhende Sonne für todt zu halten, und so ward mir wenig Trost für meine Sterne von der Philosophie gereicht, und ich schaute trüb in die Tiefe des Himmels. Die Todtenstille, die Todtenruhe, besonders da die herrliche Umdrehung der Himmelskugel mit ihren leuchtenden Punkten mir durch die Wissenschaft als eine Täuschung entrissen worden, versenkte mich in Trauer. Alles schien mir wie eine Leichenbegleitung, die ruhig am Grabe stand mit ihren Lichtern und Fackeln; ins Unendliche hinaus erstreckte sich der Trauerzug, immer schwächer und dämmernder und dünner wurden die Sternflämmchen in der Ferne; die Erde und die Planeten kamen mir wie große Grabstätten vor, worin die Ueberbleibsel des Kampfes zwischen dem Nichts und dem Leeren niedergelegt sind; so also, dachte ich, steht dieser Leichenzug mit gesenkten Fackeln ewig, seit dem ersten Pulsschlag eines Lebendigen, in ewiger Ruhe?

Ist nicht die Bewegung im unendlichen Raum immer ein Nichts? Immer und überall ist man ja im Mittelpunkt der unendlichen Kugel. Darum verschwindet für uns die Bewegung der Sterne und der Sonne, die ihre Planeten durch den unendlichen Raum mit sich fortreißt. In der That aber ist keine Ruhe in den Sternen. Nur der Fein-

Digitized by Google

heit der astronomischen Beobachtung wird sie, aber wohl erst nach Jahrhunderten aufgeschlossen. Das Auge wird sie nicht sehen; denn dieses sieht ja nicht einmal die Bewegung der Sterne um den Pol; man sieht sie nur nach einiger Zeit an anderm Ort angelangt und schließt daraus, daß sie sich bewegt haben. So sieht der Mensch die Eiche wachsen, weil in Jahrzehenden aus kleinem Saamen ein Bäumchen hervorgesproßt ist, und so glaubte der Philosoph, die Sonne ruhe, weil er auch das Gras nicht wachsen sieht.

Die Ordnung in diesem System von Sternbewegungen ist für folgende Jahrtausende ein Gegenstand der Forschung, uns sind nur einige Blicke in das Ganze gestattet. Die menschliche Erkenntniß ist gleichsam eine Gestaltung durch Krystallisation aus dem Flüßigen der Unwissenheit. Sie muß, wie jede Krystallisation, einen Ansatz, einen Anfangs- und Anhängepunkt haben; dieser ist für das Menschengeschlecht die Erde; von hier an schoßen die bildenden Strahlen aus zu der Sonne, zu den andern Planeten; sie reichten nach einem Zeitraum von 5000 Jahren erst bis an den Uranus. Welche lange Zeit, welches winzige Problem, welch kleiner Schritt in die Unendlichkeit hinaus! Noch 5000 Jahre, und vielleicht hat dann der forschende Strahl, das tastende Fühlhorn des Menschengeschlechts, der menschliche Geist, der sein Spinnengewebe über das Planetensystem nunmehr sicher und fest gesponnen hat, den nächsten Stern erreicht und dann erst die Thüre in den Sternhimmel geöffnet.

Und doch, ehe ihm dieß gelungen, ehe er den Maßstab an jenes für ihn in der That noch unendliche Jenseits legen kann, spricht er Träume aus, die vielleicht einst Wirklichkeit werden.

Auch ich öffne dem Leser einen Blick in den Himmel, um ihm einen Gegenstand vorzuführen, dem er seine Aufmerksamkeit nicht versagen wird.

Da wo der getheilte Strom der Milchstraße sich wieder schließt, im Sternbilde des Schwans, am linken Flügel, findet sich ein Stern sechster Größe. Er hat nicht die Ruhe eines Fixsterns; er bewegt sich, man kann seine Bewegung schon in einem Jahr gewahren; andere Fixsterne bewegen sich auch, aber man gewahrt ihre Bewegung kaum, oder mag nur nach längern oder kürzern Zwischenräumen darauf schließen. Seine Bewegung an der hohlen Himmelskugel — diese hat einen unbekannten, nur in der Phantasie festgehaltenen Durchmesser — kann man sogar mit Bewegungen in unserem Planetensysteme vergleichen. Dieser Fixstern bewegt sich für uns in sieben Jahren so weit, als Uranus in einem Tage. Er steuert, wie es scheint, gegen das Sternbild des Orion zu; dorthin steuern auch einige aus dem Sternbild der Kassiopea, das ihm vorausgeht. Vor einigen tausend Jahren stand er im Adler, und er bleibt in seinem Laufe, wenn er ihn so fort hält, in dem Getümmel der Milchstraße.

Es war uns leicht, seinen Weg mit dem Laufe eines unserer Planeten zu vergleichen; darum müssen wir aber nicht uns rühmen wollen, daß wir vertraut mit ihm seyen. Ich könnte eben so gut sagen: wenn er 5000 Siriusweiten von uns entfernt wäre, so wäre seine Geschwindigkeit so groß als die des Lichts; ich wüßte doch nichts. Wie kindisch täuschen wir uns und glauben den Maßstab der Welt in uns zu haben, und nennen uns die kleine Welt (Mikrokosmus), weil die Sterne uns in die dunkle Kammer des Auges hereinblicken, der Mond und die Planeten, nach der Meinung der Alten, Liebe und Haß in uns erregen; wir meinen, das unendliche Nichts begreifen zu können, weil wir es aussprechen können, und dünken uns die Herren dieser Welt, weil wir sie in Gedanken vernichten können. Wahr ist es und unsere Stärke: für die Zeit haben wir den Maßstab in uns. Mit Pulsschlägen unseres Herzens, oder mit den Blicken unseres Auges, mit der Reihe unserer Gedanken und freien Bewegungen messen wir die Zeiten aller Lebendigen am Himmel und auf der Erde. Wir brauchen keinen andern Maßstab, um die Umdrehung eines fast unsichtbaren Thierchens im Millionenmal vergrößernden Mikroscop zu rechnen, und den Umlauf eines Trabanten. Die Ewigkeit wie die Minute erreichen wir damit. Für den Maßstab des Raums sind wir dagegen nicht ausgerüstet, und wenn wir im Traum oder in Gedanken unsere Arme von einem Stern zum andern ausstrecken, ist dieß eben so wirklich, als wenn wir mit dem Staub, in den unser Leib zerfällt, das Universum ausfüllen wollten.

Vielleicht führt uns eine genauere Bekanntschaft mit diesem fliegenden Stern im Flügel des Schwans zu weitern Aufschlüssen.

Dieser Stern sechster Größe, der in der Milchstraße gegen das Orionsternbild fortwandelt, von dessen Entfernung wir nichts wissen, von dem wir aber doch aussagen können, daß, wenn sich seine Bewegung gleich bliebe, er etwa in 50,000 Jahren zum Orion gelangen würde, hat ein sehr kleines, düsteres Sternchen bei sich, das mit ihm die große Reise macht, während es um ihn wie ein Mond sich dreht; dieß alles frei und ungestört unter den unzähligen Sternen der Milchstraße, er der schnellste unter allen. Die Astronomen haben im Verlauf der Zeiten die Bahn dieses Sternchens oder Sternplaneten-Mondes um den größern Stern berechnet. Dieß Sternchen wird etwa in 360 Jahren seinen Mittelpunkt, jenen Stern, umkreisen. Ziemlich gewiß wissen wir diese Zeit, obgleich noch nicht achtzig Jahre verflossen sind, daß wir von diesem Sternwesen etwas wissen. Wäre freilich Herschel nicht, so wüßten wir noch weniger.

Auf nun! Wir wollen unsere Icarusflügel ausspannen, uns hinaufschwingen von unserer Erdkugel in die

Digitized by Google

Milchſtraße, ein Ueberbleibſel des Sonnenbrands, nach der Sage der Alten, und die Sonne aufſuchen, um die unſer Stern ſich bewegt, während das kleine Sternchen wie ein Mond um ihn ſich dreht. Ein Schwindel wird uns ergreifen, wenn wir keinen feſtern Halt haben, als die Begriffe, die wir aus dem Kreiſe unſerer Planeten und Trabantenwelt holten; wir werden herabſtürzen von jenen leuchtenden Höhen in die Tiefe unſeres Erdenkloſes, ohne Bewußtſeyn unſerer Selbſt, weil wir an ein zu großes Räthſel uns gewagt. — Machen wir es uns recht deutlich, was für Geſetze in unſerem Planetenſyſtem regieren. Bei uns herrſcht das Leere und das Dunkle. Der Planet iſt bei uns tauſend, ja zehntauſend Mal unkräftiger und gehaltloſer als die Sonne, um die er ſich bewegt; der freie Uranus in ſeiner Entfernung iſt noch faſt 20,000 Mal unkräftiger, der nahe Merkur faſt zwei Millionen Mal. Iſt unſer Stern, um den das kleine Sternchen wie ein Trabant ſich bewegt, auch ein Planet, der um ſeine Sonne läuft, ſo können wir uns eine Sonne denken, die tauſend, ja Millionen Mal mehr iſt als dieſer Stern, dieſer leuchtende Körper, dieſer Bewohner der Milchſtraße. Bei uns iſt ein entſchiedenes Geſetz im Trabantenſyſtem, daß der Planet mehrere hundert Millionen Mal weiter von ſeiner Sonne entfernt iſt, ja tauſend Millionen Mal, als der Trabant von ihm. Wollen wir es wagen, zweien Sternen die Diſtanz unſeres Monds von der Erde zu geben? Dieß iſt nicht möglich, wenn wir auch wollten, denn die Bahn dieſes Sternchens iſt uns immer noch deutlich ſichtbar, und deutlicher als die Bahn der Trabanten um unſere Nachbarplaneten. Geſezt aber, unſere kühne Hypotheſe, in ihm einen Mond wie unſern zu ſehen, wäre richtig, ſo hätten wir uns (wie die Berechnung ergäbe) dahin verirrt, daß wir den Stern ſechſter Größe näher bei uns annehmen müßten als Uranus. Einen Stern innerhalb der Grenzen unſeres Planetenſyſtems! Und welch ein langſamer Mond, der 360 Jahre zum Umlauf braucht, und ſo nahe ſeyn ſoll, als der unſrige bei uns; und welch noch langſamerer Stern, da er in dieſer Nähe bei uns in ſieben Jahren ſo weit kommt, als Uranus in einem Jahre!

(Der Beſchluß folgt.)

Bemerkungen über Tonkunſt.

(Beſchluß.)

Unſere ſinnliche Natur erſchrickt vor dem Erhabenen. Die Kunſt iſt aber, wie der Menſch ſelbſt, etwas Sinnlich-Vernünftiges, und findet daher ihre Beſtimmung mehr in dem eigentlichen Schönen, das ſie ganz umfaſſen und an welchem ſie alle ihre Kräfte in gefälligem Spiele entfalten kann. Und weil wir die freie Entwicklung aller Kräfte nie als einen Durchgangspunkt, ſondern immer als das Ziel des Menſchen betrachten, ſo folgt, daß auch die Kunſt da ihre höchſte Stufe erreiche, wo ſie am allſeitigſten und am freieſten erſcheint. Dies gilt inſonderheit für die Muſik; denn der Begriff des Wohlklangs bringt es ſchon mit ſich, daß ſie mehr als irgend eine andere Kunſt für das eigentlich Schöne beſtimmt ſey.

Ob die Muſik wohl gegenwärtig noch im Fortſchreiten begriffen iſt? Dies müßten wir ſchon aus Vernunftgründen bezweifeln, wenn auch die Erfahrung nicht dagegen ſpräche. Eine Kunſt, die im Mittelalter ihren Urſprung genommen, die von dort an ſich unaufhaltſam entwickelt, alle Stufen durchlaufen und eben erſt eine Reihe vollendeter Meiſterwerke ins Daſeyn gerufen hat, wird gewiß endlich einmal, und wahrſcheinlich eben jezt, nach ihren größten Anſtrengungen, einen Stillſtand machen. Ziehen wir nun noch die Erfahrung zu Rathe, ſo bleibt uns faſt nichts anders übrig, als anzunehmen, ſie ſey bereits von ihrem Höhepunkte gewichen. Beiläufig muß ich hier erwähnen, daß man den Vorſchlag gemacht hat, das Tonmaß aus der Muſik zu verbannen. Dieſer Vorſchlag hat allerdings, wie jeder excentriſche Gedanke, keinen bleibenden Erfolg gehabt. Indeſſen zeigt er uns doch die Richtung an, welche man neuerdings genommen hat. Die Muſik ſteht im Begriff, dahin zurückzukehren, von wo ſie ausgegangen iſt: ſie ſchweift ins Ungebundene über. Die Innigkeit zerfließt ins Schmachtende, das Große verliert ſich ins Prächtige, das Erhabene wird ſchwülſtig und bizarr, und die Schönheit wird zur Tändelei verklimpert. Das größte Uebel iſt, daß es überall von Komponiſten wimmelt. Jeder hat ſeine guten Freunde, die ihm zu lieb das von ihm Komponirte ſchön finden wollen. Durch häufige Anhörung des Mittelmäßigen verlieren wir den Geſchmack am Klaſſiſchen. Gewagte Uebergänge, verſchwendetes Pathos, ſeufzende Cavatinen, raſende Preſto's bringen unſere Nerven in eine unnatürliche Schwingung, die, wenn ſie ſich oft wiederholt, habituell wird. Gewöhnt ans Strotzende, halten wir den reinen Saz eines Haydn für leer und dürftig. Unſer überſpanntes Gehör lechzt nach einer Springfluth von Crescendo's, und es muß donnern, wenn wir erſchüttert werden ſollen. Singen und Spielen wird zur feinen Bildung gerechnet, und daher auch von demjenigen erlernt, der keinen Sinn dafür hat. Wer bei beſchränktem Talente unter ſo Vielen ſich auszeichnen will, muß die Mode zu Hülfe nehmen und nach dem Neueſten greifen. Sollte nun dem Liebhaber nicht jede Arie gefallen, wenn er ſie zum erſtenmale von der Geliebten ſingen hört? wenn ſie noch überdies mit aller der Süßigkeit überwürzt iſt, die ihm ſeine eigenen Gedichte ſo ſchmackhaft zu machen ſcheint? So verändelt das Publikum ſein richtiges Urtheil; mit

dem Publikum aber wird unvermeidlich die Kunst herabgezogen. Das Bessere findet kein Ohr mehr. Der Tadler des Neuen gilt als Sonderling. Nachdem er sich lange herumgestritten hat, gibt er als der Klügere nach. Im Theater wird zwar sein Geschmack nicht befriedigt; aber desto gemächlicher kann er sich zerstreuen, und oft gerade dann am Herzlichsten lachen, wenn es rings um ihn her von Thränen regnet. Und hört er vollends einmal Parterre und Gallerie in höchster Entzückung einem tanzenden Affen Bravo rufen, so kann es nicht fehlen: sein bisheriger Groll über das Publikum wird allmählig in einen andern mildern Affekt übergehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

Städtisches. Bettlerasyl.

Wenn mir recht ist, habe ich Ihnen voriges Jahr von dem traurigen Zustand unserer städtischen Finanzen, von unserer Schuldenlast durch unverständige Wirthschaft u. s. w. erzählt. Dies ist nun zum Ausbruch gekommen. Es liegt am Tage, unsere Schuldenlast stieg durch die Unordnung und Verschwendung der neuen Verwaltung in vier Jahren auf sechs Millionen Franken, und wir müssen alles Ernstes an deren Abtragung denken. Wie es in unsern Verwaltungszweigen zugeht, wie schamlos da gestohlen und betrogen wird, ist auch neuerdings — freilich viel zu spät — bei unserm großen Leihhaus an den Tag gekommen. Die Anzeigen waren zu dringend, als daß die Behörde nicht hätte untersuchend einschreiten sollen. Zu diesem Zweck verfügten sich zehn bis zwölf Polizeileute in die Bureaux des Leihhauses und nahmen da Alles, Bücher, Register, Magazine und Siegel in Beschlag, sogar dem Direktor der Anstalt wurde nicht gestattet, ferner zu unterzeichnen. Was bis jezt an den Tag gekommen, machte sofort die Absezung aller Beamten nöthig. Die obersten hatten am Unverschämtesten Diebere und Unterschleif getrieben, und was am Abscheulichsten ist, besonders gegen Arme und Nothleidende, deren Nothschreie, wie sie meinten, nicht gehört werden würden, und die wirklich auch lange überhört wurden. Sie kommen bei dieser Gelegenheit um das Ihrige und haben auf keinen Ersatz zu hoffen.

Wenden wir uns von diesen Gräueln zu etwas Erfreulicherem. Lyon ist nahe daran, durch freiwillige Beiträge ein Zufluchts- und Arbeitshaus zur Abschaffung der Bettelei zu erhalten, ganz nach dem Muster des Pariser, das der edle Belleyme gegründet hat und das sein Nachfolger, der unedle Mangin, so sehr als möglich am Aufkommen hindert. Einer unserer wackersten Männer machte eigends deßhalb eine Reise nach Paris und prüfte das dortige Bettlerasyl genau. Was er uns darüber mitgetheilt hat, erregt die günstigsten Erwartungen von dieser Anstalt. Man vermied dabei alles Vornehmthun und hielt sich streng an die Nothwendigkeit. Darum wurde ein altes Kloster dazu genommen und eingerichtet. Ueberall herrscht Ordnung, Reinlichkeit und Gesundheit. Die Anstalt zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, in Interne, d. h. solche, die im Hause wohnen, und Externe, die nur den ganzen Tag da arbeiten und essen, des Abends aber in ihre Wohnungen zurückkehren. Bei der Aufnahme der erstern nimmt man es natürlich etwas genau, nicht so hinsichtlich der Externen. Ist ein Armer — beiderlei Geschlechts — vierzehn Jahr alt, so kann er ins Asyl kommen, wenn er ohne Arbeit ist und doch arbeiten will. Will er als Interner ganz darin aufgenommen seyn, so geht er zuerst zum Polizeikommissär seines Viertels und stellt ihm seine Umstände vor, worüber dieser ein Protokoll aufnimmt und demselben seine Bemerkungen über den Armen und dessen Umstände beifügt. Damit geht dieser ins Asyl. Bei der Administration des Hauses beginnt ein zweites, genaues Examen; dann entscheidet sie, ob der Arme aufgenommen werden soll, oder als Externer zurückzuweisen sey. Dies ist allerdings ein schwieriger Punkt, denn zur Aufnahme als Interne drängen sich die Armen. Wärr man aber damit nicht vorsichtig, so würde die Anstalt bald in ein Spital oder in ein Haus für Incurable ausarten, was sie doch durchaus nicht seyn soll, wenn sie ihren Zweck nicht ganz verfehlen will. Ist aber seine Aufnahme entschieden, weil der Arme durchaus kein anderes Unterkommen hat, so wird er ins Bad gebracht. Hier untersucht ihn der Arzt, um zu sehen, ob er zur Arbeit tauglich ist und ob er keine ansteckende Krankheit hat. Ist lezteres der Fall oder wird er incurabel befunden, so schickt man ihn in ein Hospital. Nach seiner Aufnahme bekommt er vom Haus neue Kleider und frische Wäsche; die seinigen kommen in eine Schwefelräucherkammer und werden da gereinigt, bis der Arme das Haus wieder verläßt, wo er sie zurückerhält. Hierauf geht es gleich an die Arbeit, die in zwei Hauptklassen zerfällt, in die des Hauses und die der Werkstätten. Jene ist für die Schwachen und Ungeschickten, denn sie beschränkt sich nur auf die innern Verrichtungen der Reinlichkeit, Ordnung, Küche u. s. w.; es wird da Wäsche und Kleidung ausgebessert, mit einem großen Rad Wasser geschöpft und in alle Theile des Hauses vertheilt, auch Ziegelsteine zu Cement für die Mauern zerstoßen, eine Arbeit, die selbst die Unfähigsten verrichten können. Einem solchen Arbeiter zahlt das Haus täglich 30 Centimen. Ganz anders ist es mit den Armen, die in den Werkstätten beschäftigt werden. Diese sind gar sinnreich eingerichtet; in den großen Sälen sind Werkstätten von verschiedener Art eingerichtet, Baumwollenspinnereien, Pferdehaargeflechte, Teppichwebereien, Seidenwebstühle, Werkstätten für Buchbinder, Schneider, Schuhmacher, Kupferblechzieher. Alle sind von Privatunternehmern auf ihre eigene Kosten eingerichtet, und werden nach dem Bedürfniß zahlreicher gemacht, ganz eingezogen oder durch andere ersezt. Hier beschäftigt die Administration immer hundert Arbeiter als Lehrer für die Andern, die neu ankommen; ja, wenn es an tauglichen Armen dazu fehlt, stellt sie eigene geschickte Arbeiter aus der Stadt an. Dies ist sehr weise und auf das Herbeiströmen der Armen zu gewissen Zeiten, im Winter oder in der Theurung, berechnet. Wer in diesen Werkstätten arbeitet, erhält von den Unternehmern eine Bezahlung, die mit seiner Geschicklichkeit und Thätigkeit im Verhältniß steht, aber nie weniger denn 60 Centimen betragen darf. So viel bekommt er gleich vom ersten Tage an, wenn er auch noch gar nichts versteht. Der Unternehmer verliert nichts dabei, denn zur Ausgleichung seiner Ausgabe liefern ihm später die geschickt gewordenen Arbeiter Fabrikate, deren Fertigung ihn auf dem gewöhnlichen Wege bei weitem höher zu stehen kommen würde. Bei dieser Beschäftigung der Armen ist auch noch der große Vortheil, daß sie ein Handwerk fertig lernen, welches ihnen, wenn sie wieder aus dem Asyl kommen, ehrlichen Unterhalt für ihre Zukunft gewähren kann. Zur Leitung der Arbeiter kann der Unternehmer eigene Arbeiter anstellen. Alles, was die Armen für Arbeiten im Haus und in den Werkstätten empfangen, zerfällt in drei Theile; einer gehört dem Asyl, der zweite wird für den Armen auf die Seite gelegt und dieser erhält ihn bei seinem Austritt aus dem Haus, den dritten Theil endlich empfängt er alle zehn Tage und er kann ihn verwenden, wie er will.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 164.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Juli 1830.

Mort de ma vie! Dahin ist alles, alles!
Verachtung sitzt und ew'ge Schande höhnend
In unsern Federbüschen. O mechante Fortune! —
Lauft nicht davon!

Shakespeare
Heinrich V.

Kriegerische Scenen.

Hanau.

„Zum Teufel mit dem Ruhm! es gibt nichts mehr zu essen in Deutschland. Mainz zu! Mainz zu!“ Seit dem Uebergang über die Elster war dieß die Losung der Banden von Flüchtlingen, die plündernd vor dem französischen Heere herzogen. Sie hatten die Gewehre weggeworfen und liefen dem Rheine zu, Bratpfannen und Kessel auf dem Rücken; man nannte sie Bratenwender. Es waren ihrer wohl gegen zwölftausend Mann, worunter viele Verwundete und Kranke, meistens Rekruten. In diesem Wirrwar von Fußgängern und Reitern von allen Regimentern vermochte man kaum noch die Uniform zu unterscheiden; einer war so schmutzig, so abgezehrt, vom Rauch der Bivouaks so schwarz als der andere, und so liefen sie auf der großen Straße in Rudeln dahin, wie Schaafe, welche der Hund hezt. Oft kam ein panischer Schreck über die ungeheure Heerde, sie sprengte rechts und links über Hecken und Graben aus einander und zerstreute sich weithin ins Land. War die Gefahr oder der Schreck vorüber, so sammelten sich die versprengten Flüchtlinge wieder in Haufen; „nach Mainz!“ hieß es, und so zogen sie wieder in Massen, ängstlich, keuchend dahin, bis der Schatten eines Kosaken sie wieder auseinanderjagte. Diese Leute hatten bei Lützen, bei Bautzen gesiegt, hatten sich unter Dresdens Wällen mit Ruhm bedeckt; aber damals ging es vorwärts; der Rückzug hatte sie demoralisirt, wie Napoleon sagte, und so war es unmöglich, sie aufzuhalten. Man schoß auf sie, wie auf den Feind, und sie liefen immer geradezu. Ich erinnere mich, daß Marschall Oudinot eines Tags ein Exempel statuiren wollte; er befahl daher, ein halbes Dutzend Flüchtlinge aufzugreifen. Man machte kurzen Prozeß mit ihnen: „Wer bist Du?“ — „Ein Bratenwender.“ — „Unverschämter! wo ist Dein Regiment?“ — „Was weiß ich!“ — „Auf die Knie nieder!“ — Einen Augenblick darauf war er erschossen. Einige hundert Bratenwender, vorwitziger als ihre Kameraden, wohnten der Exekution bei. Da sprang auf einmal einer der Verurtheilten, der schon auf den Knieen lag, auf, machte einen Luftsprung und verlor sich im Haufen; flugs packte man einen der Zuschauer und erschoß ihn an jenes Statt; als die Vorstellung zu Ende war, pfiffen die Bratenwender sie aus und fezten sich wieder in Marsch. Sie waren aber nicht immer so gut bei Laune, und dieß erfuhr der Escadronschef Rossignol. Hinter einem kleinen Dorf bei Hünefeld wollte er nebst einigen Offizieren einer ihrer Banden den Weg verlegen; mit dem Säbel in der Faust rief er ihnen zu: „Canaillen, die Ehre und der Ruhm —“ Aber man ließ ihn nicht ausreden; unter Fluchen und Lachen wurden sie von den Pferden gerissen und Alles ging über sie weg. Der Rest unseres Regiments fand seinen Anführer in diesem Zustande; man verband seine Wunden und machte ihn wieder beritten, aber von Stunde an wich der Trübsinn, der ihn früher nur zu Zeiten angewandelt, nicht mehr von ihm. Er betrachtete mit

Digitized by Google

banger Aufmerksamkeit die gelben, abgezehrten Gespenster, mit denen beide Straßenränder besäet waren und über denen Tausende von Raben kreuzten. „Ich sehe ihn doch nicht unter den Gerippen," sagte er zu mir. — „Wen, Kapitän?" — „Nun, den Dumanet, unsern höllischen Pfarrer." — Es war dieß ein armer normännischer Seminarist, den ein Befehl des Polizeiministers zum Lanzenträger umgeschaffen hatte. In seinem Seminar hatte er so ein närrisches Zeug zu Ehren des Pabsts gemacht, ich glaube eine lateinische Ode, in der er Pius VII. den regnator orbis nannte. Darüber erboste Herr von Rovigo, der jezt zwar ein römischer Fürst ist, damals aber ein wüthender Gallikaner war, und der Poet mit der Tonsur wurde zur Buße als gemeiner Soldat in unser Regiment gesteckt. Wahrlich eine harte Buße! Nicht genug, daß er von allen seinen Kameraden mißhandelt, vom schlechtesten Rekruten verhöhnt, gehänselt wurde, hatte er einen unversöhnlichen Feind am Kommandanten Rossignol.

Dieser alte republikanische Pandur war Oberoffizier seit der Schlacht von Jemmapes und hatte es mit ansehen müssen, wie seine Kameraden alle, einer um den andern, Generale, Marschälle, Könige wurden; er allein blieb Eskadronschef vor wie nach. Statt ihn zu avanciren, warf man ihm Bänder zu; er war Offizier der Ehrenlegion, Ritter der eisernen Krone und des Ordens de la Réunion, und von seinem alten Republikanismus hatte er nichts behalten als seine Ohrringe à la Dumourriez und seinen Abscheu vor den Priestern. Gott weiß, wie viele Hiebe mit der flachen Klinge er dem guten Dumanet um der Clerisey willen gab. „Ha! schlechter Priester," hieß es; „gehängt werdet ihr jezt nicht mehr, aber ich habe euch nicht vergeben!" Dumanet ertrug alles, Schimpf wie Mißhandlung, mit wahrhaft christlicher Geduld; er versah seinen Dienst immer pünktlich, bei Leipzig hatte sich keiner braver gehalten, aber seitdem war er verschwunden. „Er kommt wieder," sagte Rossignol zu wiederholten Malen, „er kommt wieder, der Rabe verfolgt mich." — „Die Todten kommen nicht wieder, Kapitän, gewiß ist er todt." — „Ich traue nicht; er kommt wieder zu meinem Unheil. Ha! ist er nicht dort?" Er wies auf einen abgemagerten, nackten, von Lanzenstichen durchbohrten Körper. Der Hufschlag unserer Pferde rüttelte den Halbtodten auf, er schleppte sich auf den Händen uns nach und schrie: „Kameraden, um Gotteswillen, einen Bissen Brod!" Einer unserer Soldaten hatte Mitleid mit ihm und drückte seinen Karabiner auf ihn ab.

Am 29ten Oktober bivouakirten wir bei einem guten Feuer. Der Kommandant Rossignol schien in tiefes Nachdenken verloren. Nach seiner Gewohnheit hatte er den Rock abgelegt, sich besser zu wärmen, und auf seiner tatowirten Brust war ein ganzes Regimentsmuseum zu sehen: ein Soldat, der seiner Geliebten eine Rose reicht, Trophäen, eine Freiheitsmütze, darunter ein Adler. An einer goldenen Kette trug er ein großes Medaillon, das er von Zeit zu Zeit mit verliebten Blicken betrachtete. Es war das Bildniß einer Frau, eine derbe Schöne mit einer großen dreifarbigen Schärpe. „Ach! Julie!" rief er, „das ist ein wahrer Emigrantenfeldzug! Mehr als das halbe Regiment, Obrist, Adler, Alles ist fort, und wir auf dem Rückzug. Was steckt man aber auch Pfarrer ins Heer? — Nun, Ihr Herrn, was sagt Ihr zu der Frau hier? Ich stand im Begriff, sie zu heirathen; sie war mit mir in Italien gewesen, im ersten Kriege gegen die Vorurtheile. Leider fiel sie auf St. Domingo sammt unserem Gepäck in einen Hinterhalt der Neger und — Was kommt denn da schon wieder?" — „Nichts, es sind blos Bratenwender; sie ziehen sich heute Abend an uns und man jagt sie mit Flintenschüssen fort. Die Kosaken treiben sie gegen uns zurück, vielleicht auch die Baiern; man sagt ja, diese Verräther wollen uns den Weg verlegen."

(Der Beschluß folgt.)

Sterne als Kometen, oder der fliegende Stern im Schwan.

(Beschluß.)

Was wäre das für ein Licht, das näher bei uns als Jupiter wäre, und doch nur ein Punkt erschiene, und in dem stärksten Fernrohr sich gleich bliebe; dieß wäre ein Räthsel, viel geheimnißvoller als das, womit wir uns beschäftigen. Noch ein Gesetz der Trabantenwelt tritt hier auf, daß der Trabant weit langsamer läuft als sein Planet. Auch diesem würde jene Hypothese von der Aehnlichkeit mit unserem Monde widersprechen.

Von der Entfernung dieses Sterns wissen wir also nichts. Ich glaube auch, daß alle unsere Bemühungen vergebens seyn werden, die Distanz der Sterne zu messen mit Lineal und Richtscheit, und denke, wir werden die Ordnung des Himmels erforschen und aus dieser endlich auf den Maßstab desselben schließen müssen. Wir haben demnach bis dahin freie Wahl und können uns nach Gefallen ausdehnen. Geben wir unserem Stern eine Siriusweite, d. h. 20,000 Uranusweiten *) von uns Entfernung; er ist dann 20,000 Mal entlegener als der letzte Planet unseres Sonnensystems, oder er ist so weit weg, als ein vierzehnter jenseits des Uranus, wenn die Planetenreihe fortgeführt wird. Dann ist das kleine Sternchen, sein Begleiter, zwei Uranusweiten von ihm entfernt, und wir haben am Himmel einen Sterntrabanten oder Mond eines Sterns, der noch zweimal so weit von seinem Centrum entfernt ist, als der Planet Uranus von seinem Centrum,

*) Der Kürze halber nehme ich eine Uranusweite zwanzig Mal so groß an, als die Entfernung der Erde von der Sonne.

Digitized by Google

der Sonne. Der Stern könnte dann auch ein Planetensystem haben, das sich so weit erstreckte wie das unsrige, er hätte seinen Merkur, und so fort bis zum Uranus; dann würde noch einmal so weit als Uranus, eine kleine Sonne um das ganze System kreisen, gleichsam als Hüterin für diese Planeten. Sie würde zugleich als ein unendlich hellerer Mond die Nächte aller Planeten beleuchten. Der Gedanke hat nichts Widersprechendes oder Ungeheures, manchem mag er wohl sogar anziehend erscheinen; doch wir wollen sehen, wie es bei diesem Maßstab mit der Sonne sich verhält, um die unser Stern sich bewegt. Er vollendet seinen Umlauf um dieselbe in 216,000 Jahren. Wäre seine Sonne ihm und der unsrigen an Kraft gleich, so würde er 180 Uranusweiten von ihr entfernt seyn. Welche Ueberraschung! er würde seiner Sonne über 200 Mal näher als uns; der Maßstab zwischen Sternen hätte sich so sehr verkleinert? Haben wir noch Lust, die Gesetze unserer Trabantenwelt anzuwenden? der Stern ist in diesem Falle nur neunzig Mal weiter von seiner Sonne entfernt als sein begleitendes Sternchen von ihm; bei uns steigt dieß aufs Hundertmillionenfache. Kurz, wir verwickeln uns in ein Labyrinth, wenn wir die Sonnenkräfte und Trabantengesetze unserer Planetenwelt auf unsern fliegenden Stern im Schwan anwenden wollen. Würde ich diese Betrachtungen noch auf andere Sterne ausdehnen, welche gleichfalls begleitende Sternchen haben, wo die Bewegungen des Sternchens, die Distanz von seinem Stern und die Bewegung dieses leztern selbst die größte Mannigfaltigkeit zeigen, so möchte die Verwicklung vollends kein Ende nehmen.

Noch einen Versuch wollen wir machen, und den Stern uns zehn Mal näher rücken, nur 2000 Uranusweiten entfernt; wir können den Maßstab nicht viel kleiner nehmen, sonst widersprechen wir leicht den Beobachtungen der Astronomen. Das kleine Sternchen wird dann ein Trabant ungefähr in Jupitersweite; sein Centrum, unser Stern, sinkt auf eine tausendmal schwächere Kraft herab, seine Sonne, wenn sie so weit von ihm entfernt ist, als er von uns, wird Millionen Mal mächtiger als er. Die übrigen Trabantengesetze werden verzerrt und die Widersprüche bleiben. Ein vergrößerter Maßstab führt neue Räthsel herbei. — Eines wird bei den vorhergehenden Betrachtungen vielleicht willkührlich erscheinen, nämlich daß wir es gewagt haben, aus dem Lauf des Sterns in der kurzen Zeit von achtzig Jahren, d. h. blos aus dem 3000sten Theil seiner Bahn, seine ganze Umlaufszeit um seine Sonne berechnen zu wollen; es ist dieß gerade, als wenn man aus dem Lauf von zehn Tagen die Bahn des Uranus finden wollte. Dann ist noch zu bemerken, daß der Lauf des Sterns, von seinem Centralkörper (seiner Sonne) aus betrachtet, schneller oder langsamer erscheinen kann, als von unserem Standpunkt aus, daß seine wahre Umlaufszeit also viel größer oder viel kleiner seyn kann. Es mag dieß aber seyn wie es will, immer bleibt das Ungereimte in den Verhältnissen seines Trabanten zu ihm selbst und dem Wesen unserer nächsten Umgebung.

Die Freiheit der Ansicht muß uns frei machen; wir sprechen es also aus: Sterne sind freie Kometen, ihre Trabanten sind selbst Sterne, wie unser Beispiel gezeigt hat, und wie es Tausende am Himmel gibt. Sie sind eben dadurch, daß sie selbst eine Sonne sich zu ihrem Begleiter gewählt haben, keiner andern Sonne unterthan und wie ein Planet gefesselt. Wir wollen es genauer ansehen, was es heißt: Sonne ist Trabant einer Sonne. Der Trabant ist von gleicher Würde wie seine Sonne, und es gibt viele Beispiele, wo beide Sonnen einander gleich sind; jede ist der Trabant der andern. Solch eine Vereinigung spielt nun ihre eigene Rolle; sie bildet die freien Wanderer am Himmel. Wir wissen nicht, welches Gesetz ihnen ihren Weg vorgezeichnet; aber das behaupten wir, das es ein höheres ist als dasjenige, welches in unserer Nähe waltet. Diese Sterne sind nicht frei von der Leiblichkeit, aber sie sind erhaben über die Unersättlichkeit der Materie, alle andern an sich zu reißen, mit sich zu vereinigen; auf ihre begleitende Sonne ist alle ihre Kraft verwendet, und die zerstörende Macht der Attraction gegen andere Weltkörper ist gelöst und verschwunden. Ein solches Sonnenpaar nennt Herschel einen Doppelstern, und da er anerkennt, daß in diesem Sonnenpaare eine Sonne um die andere auch in gleichen oder ungleichen, längern oder kürzern Kometenbahnen ausschweifend laufen könne, so möchten wir einst das Schauspiel haben, daß eine solche Sonne in unser Planetensystem herabstiege, nicht feindlich, um durch ihren Drang Materie an sich zu reißen und unser System in Unordnung zu bringen, sondern friedlich, in sich selbst schon gesättigt, nur wie ein leuchtender Gedanke.

Der Leser wird bei einigem Nachdenken sich überzeugen, daß hiermit das allgemeine Weltgesetz, welches seit Newton für alle Weltkörper als wechselseitig angenommen war, aufgehoben ist. Nicht jeder Himmelskörper fühlt für den andern und will, wie man sagt, sich mit ihm vereinigen. Keine Gefahr ist da, daß einst das Weltall in einen formlosen Klumpen zusammenstürze; frei von aller äußern Störung haben sich unzählige Sonnen in Sternhaufen und Sternschwärme vereinigt; sie bleiben gesättigt in Ruhe und ewigem Sonnenschein. So zieht Gleichgesinntes sich zum Volk zusammen und hat keine Neigung zum Fremden. Der Komet fühlt die Macht seiner Sonne, seiner verwandten Planeten, aber ruhig wallt er hinaus aus dem Gebiete der Sonne in die Nähe mächtiger Sterne, und nach Jahrhunderten kehrt er wieder zurück, ungekränkt und in selbstständiger Bahn. Wie wohl könnte der Gedanke thun, in einer von Fesseln befreiten Welt zu seyn! Sollte denn auch am Himmel das Bild der Sklaverei seyn, das uns überall verfolgt?

Digitized by Google

Ehe ich von dem Leser scheide, muß ich noch einmal auf unsern fliegenden Stern im Schwan und seine Verwandten in der Milchstraße zurückkommen. Wenn wir auch mit unserer Sonne, mit jenen Sternen und wie sie uns bewegen, so ist ja all jene Bewegung nur Schein, und die Finsterniß unserer Unwissenheit wird noch dichter. Wir sind dabei in ähnlichem Falle wie mit unsern Mitplaneten; sie scheinen uns vorwärts, rückwärts zu gehen, schneller und langsamer, ja sogar stille zu stehen. — Wenn wir so schnell gingen als jener Stern, so würden wir glauben, er ruhe, weil wir von unserer eigenen Bewegung nichts gewahren; gingen wir schneller als er, würde er rückwärts zu gehen scheinen. Alles wäre maßstablos, und ein schwerer zu entwirrendes Räthsel, als das, welches uns vorhin beschäftigte. Dem Kopernikus, als er sich in Gedanken auf die Sonne stellte und von da aus in die Planetenwelt schaute, verschwand die Verwicklung, die dasselbe darbot. Vielleicht wenn wir uns in Gedanken auf einen andern Stern schwingen und von da aus in die Sternenwelt schauen, dämmert uns einige Symmetrie auf.

Der Leser ist vielleicht geneigt, sich darüber künftig unterhalten zu lassen. J. W. Pfaff.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Bettlerasyl. Gefängnisse.

Die Nahrung in unserm Arbeitshaus ist einfach, aber hinreichend und gesund. Des Morgens bekommen die Armen eine geschmelzte Suppe von Knochenfleischbrühe, gegen 3 Uhr eine tüchtige Portion geschmelztes Gemüße und anderthalb Pfund Brod. Sonntags wird Fleisch gegeben. Das Getränk ist Wasser. Wein hat man für ganz unnöthig gefunden; doch kann ihn Jeder für sein Geld haben. In großen, lustigen Sälen schlafen die Männer getrennt von den Frauen; in ihnen stehen 50 bis 60 Betten aus Eisen mit einem Strohsack, einer Matratze, zwei Leintüchern und zwei Decken. Niemand ist einen Augenblick gezwungen, im Hause zu bleiben; Jedem steht es vielmehr frei, es zu verlassen, wann er will; nur muß er dann die Kleider und die Wäsche des Hauses zurückgeben, wogegen er die seinigen empfängt. So viel von den Internen. Die Anstalt der Externen ist noch von größerem Nutzen; denn jeder Arme ohne Arbeit kann ins Asyl kommen, wo er in geheizten Sälen arbeitet, genährt und bezahlt wird und am Abend wieder in seine Behausung zurückkehren kann. Dadurch kann jeder Unbemittelte und Arme mit Frau und erwachsenen Kindern seinen Unterhalt finden, wenn er arbeiten will, und wird den Seinigen dabei nicht entzogen: eine überaus schätzbare Hülfe in einem Lande, wo Handel und Industrie so große Schwankungen und Veränderungen leiden. Das Pariser Asyl ist auf dreihundert Interne und das Doppelte Externe berechnet; im Nothfall können letztere auch noch in größerer Menge aufgenommen werden. Es ist nicht zu zweifeln, daß diese Anstalt ihren Zweck erfüllen wird, weil sie die Armen und Bettler auf anständige Weise klassifizirt, die verschiedenen Kategorien nicht mit einander vermischt, sondern sorgfältig scheidet. Die Kränklichen und Schwachen kommen in die Hospitäler, die hartnäckigen Bettler werden den Gerichten zur Bestrafung übergeben, gutdenkende Unglückliche aber werden auf die beste Weise unterstützt, sie lernen etwas, womit sie sich später fortbringen können, empfangen Nahrung, Wärmung und Kleidung und überdies noch ein kleines Stück Geld.

Unser neues Gefängniß in Perrache ist nun bald fertig. Die dafür ernannte Kommission hat eine kleine Denkschrift über die von ihr vorgenommenen Verbesserungen und über das, was in dieser Beziehung noch Gutes gewirkt werden könnte, herausgegeben. Sie ist voll richtiger Bemerkungen. Vorzüglich werden darin die Centralhäuser in und bei Paris und die Bagnos angegriffen. Die Kommission beweist, daß mit den Gefängnissen in den Departements eine sehr glückliche Veränderung vorgegangen ist, daß sich die Sterblichkeit darin erstaunlich vermindert hat, daß man da die Gefangenen in physischer und moralischer Beziehung mit Aufmerksamkeit behandelt und auf ihre Besserung bedacht ist. Hiernach ist die Kommission der Meinung, daß die korrektionell Verurtheilten in den Departementalgefängnissen bleiben sollten, weil man da mehr Acht auf sie gebe und weil sie fern von der scheußlichen moralischen Ansteckung seyen, die ihrer in den Centralgefängnissen und in den Bagnos wartet, wo sie gewöhnlich als Irrende hinein- und als vollendete Verbrecher herauskommen. Diese Maßregel wäre auch eine bedeutende Ersparniß für die Regierung; denn jeder Verurtheilte kostet sie in den Centralhäusern 40 bis 48 Centimen täglich, ungerechnet die allgemeinen Kosten der Gefängnißunterhaltung; in den Departements kommt er aber nur auf 36 C. Alles in Allem zu stehen. Aber auch die Departements würden dadurch gewinnen, denn je mehr Gefangene sind, um so wohlfeiler ist es, Einrichtungen und Werkstätten für sie anzulegen und Arbeitsmaterial anzuschaffen; überdies würden dann die Kosten für den Transport der Gefangenen in die Centralgefängnisse erspart. Gleiche Bemerkungen machte die Kommission hinsichtlich der korrektionell verurtheilten Frauen, die nach Embrun gebracht werden. Dort, wo fast gar keine Industrie herrscht, können die Gefangenen nur spinnen; anderwärts hingegen wäre es ihnen leicht, einträglichere Arbeiten zu unternehmen und sich dadurch für die Zeit ihrer Befreiung eine Hülfsquelle zu eröffnen, die sie wenigstens gegen die erste Noth schützt. In einer andern Denkschrift schlägt dieselbe Kommission vor, in Lyon ein Asyl für alle, nach dem Verlauf ihrer Strafe aus Gefängnissen oder Bagnen Entlassenen zu gründen. Dies ist ein Vorschlag von höchstem Interesse, dessen Ausführung beispielgebend auf ganz Frankreich wirken und einem großen Uebelstand im Lande abhelfen könnte. Uebrigens hat eine Anstalt dieser Art, welche Hr. Baboin de la Barollière nur für Frauen gegründet, schon so große Vortheile dargeboten, daß an deren Ausführbarkeit nicht im geringsten zu zweifeln wäre, brauchten wir nicht gegen 200.000 Fr. dazu. Wo aber diese bei der argen Verschuldung der Stadt hernehmen? Ja, hätten wir nicht mit 1½ Million ein neues, überflüssiges Theater bauen müssen, so könnten wir wohl für einen edlen Zweck eine schöne Summe ausgeben. Privatzusammenschüsse dürften hier schwerlich ausreichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nr. 158:
Tadel. Delta.

Charade.

Ein jeder Mensch dem, was er liebt,
Die erste und die zweite gibt.
Er folgt dem Drange der Natur;
Ein Kunststück ist das Ganze nur,
Wenn einer zierlich, tief gebückt,
Die zweite auf die erste drückt.
Ein jedes Wort klingt gut für sich,
Das Ganze Manchem widerlich.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 165.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. Juli 1830.

Wie der köstlichste Wein von seinem Boden Geschmack nimmt,
Saft und Farbe, so sind wir die Gewächse der Zeit.

Herder.

Betrachtungen und Skizzen.

Ueber alte und neue Geschichtschreibung, große Männer und Vaterlandsliebe.

Es gibt eine Menge Leute, vorzüglich unter den Gelehrten, denen Nichts recht ist. Sie schütteln über Alles den Kopf, reden wegwerfend über alle neuern Erscheinungen und Bestrebungen, kurz, keiner kann den Alten, Griechen wie Römern, das Wasser reichen. Das soll nämlich ein Lobspruch der Alten seyn, und es ist diese sonderbare Art der Verehrung jezt fast Sitte geworden. Ob man bei solchen Sprüchen sich viel denkt, ist eine andere Frage, und man sollte meinen, das neunzehnte Jahrhundert nach Christus habe ganz andere Zwecke, Ansichten, Lebensbedingungen, Entwicklungs- und Bildungsstufen, Nothwendigkeiten, als das neunte oder irgend ein anderes Jahrhundert vor Christus. Die Neugriechen und Neurömer würden gewiß etwas recht Erbärmliches werden, wenn sie, falls es anders möglich wäre, Altgriechen und Altrömer werden wollten; denn der Mensch soll vorwärts, und Augen und Beine sehen nicht nach dem Rücken. Das eigene Maaß eigener Kräfte soll jeder in sich ausbilden und in That ausüben, wie mit dem eigenen Kopfe denken, und wenn er dieses von den Alten lernt, hat er, meines Erachtens, nicht den schlechtesten Theil erwählt. Die Leute aber bleiben dabei: keiner kann den Alten das Wasser reichen. Je-nun, wenn es keiner kann, so können es auch, sollte man meinen, eben diese gelehrten Leute selber nicht. Was folgt daraus? daß wir etwas geistesunkräftiger sind, oder, rund heraus gesagt, ein wenig dummer als die Alten. Viel Ehre für sie, wie man meint. Aber ich meine, ein Spitzbube lobt schlecht die Ehrlichkeit, und wenn Dummköpfe, z. B. wir, die Weisheit, z. B. die Alten preisen, so möchten diese über das Lob eher roth werden als froh; denn es ist eine Entwürdigung, keine Würdigung dessen, was die Alten waren und warum sie es waren und nicht anders seyn konnten. Herder, Lessing und so viele andere schäzten und schätzen auch die Alten; aber wer wird verlangen, daß der schon im Evangelium verdorrte Feigenbaum jezt wieder Früchte tragen soll?

Es ist gewiß nie die Absicht eines Verständigen, die Alten herunterzusetzen; denn der redliche Forscher spricht selbst über die kleinsten Erscheinungen nie ab, sondern sucht lieber ihren lebendigen Zusammenhang auf; ist doch das Bächlein für seinen Landsaum, was der Strom für das Land, das Meer für die Erde, und Groß und Klein sind Worte und Maaße, aber keine Wesenheit. Aber wird zu Viel sagen und Nichts sagen für gleich gehalten, dann möchte wohl zu viel Lob auch gar kein Lob seyn. Dazu lobt kein Verständiger eine Zeit oder ein Volk auf Kosten der andern, am wenigsten aber der Gegenwart, denn die Lobredner thäten besser, in und für die Mitzeit zu arbeiten, als zum Preise der Vorzeit wohlfeile Worte auszukramen.

Unter vielen andern Vorurtheilen hört man nun auch nicht selten eine Menge Klagen über unsere jetzige Geschicht-

Digitized by Google

ſchreibung. Welch ein Jammer! tönt's von den gelehrten Schöppenſtühlen, die doch ſo leicht den Jammer enden, nämlich beſſere Geſchichten ſchreiben könnten; was für Männer ſind dagegen Herodotos, Thukydides, Xenophon, Salluſtius, Livius, Tacitus! Allerdings wackere Männer, aber auch die ausgezeichnetſten, denen vom Lügen-Kteſias bis auf die geiſteskranken und vermönchten Byzantiner keiner gleich kommt. Aber ich meine dennoch, ſtatt zu loben (denn den Tüchtigen loben ſeine Werke), thäte man beſſer, zu unterſuchen, worin und wie die Leute tüchtig waren, oder warum z. B. Herodotos, mit der perikleiſch-attiſchen Pflanzung nach Italien gewandert, ſo offenbar Parthei für die Athener nimmt; warum Thukydides in der Zeit des entfeſſelten Pöbels ſeine Tafeln mit edelm Unmuthe über den tollen Volkshaufen füllt; warum der vielgereiſete, lebensfluge und redliche Xenophon ſchlichter auftritt; wie die Zeiten und Naturen eines freiſinnigen, vom Brauſen zur Klarheit gekommenen Salluſtius, eines tiefſinnigen Tacitus und breit herausſtreichenden Livius verſchieden waren; wir lernten dann wenigſtens den Standpunkt kennen, von welchem, die innere Geiſteskraft abgerechnet, die alten Geſchichtſchreiber ausgingen, und hätten mehr Einſichten und weniger Worte. Aber iſt auch die Klage wahr, daß unſere Geſchichtforſchung hinter der der Alten zurückſtehen muß? Es wäre ſchlimm, und achtzehn Jahrhunderte in dieſer Hinſicht verloren, indem Nichtvorwärtsſchreiten Rückſchreiten iſt.

Unterſuchen wir die Klage, ſo wird es allgemein zugegeben, daß Griechenland und Rom ſowohl in der Kunſt- als Staatsentwicklung ſo vollendet daſtehen, weil ſie, ſo viel als dieſes beim Zuſammenleben der Menſchen wie der Völker geſchehen kann, ſich gegen Außen abſchloſſen und aus ihrer Eigenthümlichkeit alles Fremdartige auszuſcheiden ſich bemühten. Kurz, der Alte bildete und behauptete einen vollendeten Gegenſatz zwiſchen ſich und ſeiner Mitzeit; denn er wollte nur er ſelbſt ſein und ſich geachtet, d. h. geſchieden wiſſen von allem Fremdartigen, das ihm verächtlich ſchien und darum nicht einmal kennenswerth. So war der Hellene nur Hellene; alles Uebrige hieß ihm Fremdling (Barbar), der, höchſtens zur Knechtſchaft beſtimmt, keine Beachtung verdiente, ja in helleniſcher Meinung nicht einmal Menſchenrechte hatte; denn Menſch hieß und war ihm nur der Hellene. Von Bildung, Kunſt, Höherſtehen des Fremden kann nicht die Rede ſeyn; denn ſo wenig glaubte der Hellene daran, daß er ſich nicht einmal die Mühe nahm, um irgend ein fremdes, geiſtiges Gut, fremde Sprachen, Sitten und Kunſterzeugniſſe ſich zu kümmern, in ſofern ſie nicht zu ſeinem eigenen Leben einen Bezug hatten oder mit ihm verflochten waren. Dieſen Satz zu beweiſen, wäre überflüſſig, jede Zeile des Alterthums athmet dieſen Geiſt. Auch unterſuchen wir nicht, wie weit die Religion, gleich allen alten Religionen, ein örtlicher Volks- oft Stadt-Gottesdienſt, darauf Einfluß hatte. Genug, kein Hellene hat ſich je zu dem Begriffe der Menſchheit emporgeſchwungen; ſelbſt der menſchliche Sokrates und der göttliche Platon verſteigen ſich höchſtens zu einem allgemeinen Hellenenverbande; der erdichtete Staat mit ſeiner waltenden Gerechtigkeit iſt nur für Hellenen geſchaffen und duldet keinen Fremden außer den Knechten. Allerdings herrlich für ein Volk, in ſofern Vollendung nur in der Abſchließung möglich iſt, ob aber auch für die höhere Beſtimmung der Menſchheit, iſt eine andere Frage. Ja wir können ſagen: der Begriff Menſch, Menſchheit und Menſchenrecht fehlt dem Alten ganz, und nach ſeinen Begriffen konnte er nur Bürger, Bürgerthum und Bürgerrecht denken. Und kann Einer überhaupt anders denken als nach ſeinen Begriffen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Kriegeriſche Scenen.

(Beſchluß.)

„Die Baiern! uns den Weg verlegen!“ rief der alte Soldat erröthend; „ha, das wäre ein wenig zu ſtark! Indeſſen, ſeit wir den verdammten Prieſter haben, bin ich auf Alles gefaßt. Ihr lacht? hört mich an: es iſt ſchon gar lange her, der Kaiſer war juſt erſt Offizier, ich ſchon Kapitän, da zog ich mit meiner Kompagnie in Baſel in der Schweiz ein. Auf der Straße ſehe ich einen Pfarrer und ſtoße ihm ohne Weiteres meinen Säbel in den Leib. Er hatte mir nichts zu Leide gethan, kein Wort geſprochen; vielleicht war es Unrecht von mir; der Enthuſiasmus damals — ihr verſteht mich. Kurz, ich brachte ihn um; aber im Sterben warf der Unſelige mir einen Blick zu, der zu ſagen ſchien: Ich will mich rächen! Und wahrhaftig, überall iſt er mir erſchienen, und ſein Erſcheinen verkündete jedesmal Unglück: in Madrid vor dem Aufruhr am 2ten Mai; in Kowno, am Abend, wo der große Sturm war, und von Stunde an wußte ich — ich wollte es auch dem Kaiſer ſagen — daß der ruſſiſche Feldzug ein ſchlimmes Ende nehmen würde; bei Dresden endlich führt Ihr uns eine Abtheilung Rekruten zu, und auf wen fällt mein erſter Blick? auf den Menſchen da, den Dumanet.“ Ich ſah Roſſignol beſtürzt an; ich meinte, er ſey verrückt geworden. „Wie, Kommandant, Ihr glaubt —“ — „Ich glaube weder Gott noch Teufel, aber ich ſage es Euch zum voraus, wenn Ihr Luſt habt zu meiner Stelle, ſie wird bald vakant. Ich ſehe Frankreich nicht wieder; der ſchreckliche Prieſter leidet es nicht.“ — „Ihr habt ihn ja umgebracht und —“ „Er iſts, ſage ich Euch, oder ſein Sohn.“ Auf einmal läßt er ſeine Pfeife fallen und bleibt erſtarrt ſtehen. „Was iſt Euch, Kommandant?“ — „Seht hin! da iſt er!“

Und wahrhaftig, beim Scheine des vom Regen fast erloschenen Feuers sehe ich Dumanet, ein blutiges Schnupftuch um den Kopf gewunden, sich schüchtern nähern. Seit zehn Tagen suchte uns der arme Junge; er brachte wieder den verlornen Adler des Regiments und überreichte ihn Rossignol bescheiden, ohne ein Wort zu sagen. Der Kommandant nahm sich zusammen und sprach, so wenig aufgelegt er zum Spassen war: „Also Du bringst uns den Regen mit, Herr Pfarrer? Du solltest wenigstens dieses Wasser in Wein verwandeln, wie bei der Hochzeit zu Kana.“ So sehr des Ritters Rossignol Erziehung in religiöser Hinsicht verwahrlost war, dieses Wunder, das in den bacchantischen Liedern zu des Kaisers Zeit so oft vorkam, kannte er doch. Stolz auf das Bonmot, das er von sich gegeben, kehrte er sich zu mir und sagte: „Ihr seht, Vorurtheile habe ich nicht.“ Er nahm den Adler, küßte ihn und sprach, ohne den, der ihn gerettet hatte, anzusehen: „Es ist gut, schlechter Priester; fort zu Deiner Kompagnie!“ Mit diesem Kompliment zog Dumanet ab, und Tags darauf marschirte er mit uns nach Hanau.

Schon drei Stunden hielt Rossignol in der Hanauer Schlacht mit den Trümmern seines Regiments eine Batterie. Am Ende fielen die Kugeln, die uns früher über den Köpfen weggeflogen waren, vor uns nieder und schlugen in unsere Reihen. Dumanet schlug Kreuze, wie gewöhnlich, und der Kommandant murmelte in einem fort: „O über den Priester! er bringt uns alle die Kugeln über den Hals!“ Unser kleiner Trupp hielt, den Säbel in der Scheide, lange im Kugelregen aus; aber endlich, als unsere Reihen zu sehr gelichtet wurden, riß Unordnung ein; da sprach Rossignol und zwang sich zu einem Scherze, um seinen Soldaten Muth zu machen: „Seht hin, Herr Pfarrer, parirt die Haubitze, die da herangesprungen kommt. Rasch, ein Kreuz geschlagen!“ Dumanet hatte nicht mehr Zeit dazu; bereits war er von der Haubitze getroffen. Sein Pferd scheute und bäumte sich; doch der Seminarist saß noch fest und bei jedem Sprunge seines Pferdes flatterte sein zerschmetterter Arm, wie der Wimpel seiner Lanze. Ohne ein Wort der Klage wandte er sich zu einer Ambulance, und Rossignol, ich und gar viele folgten ihm bald dahin nach. Hier wirthschaftete ein Apothekerjunge, der in den Chirurgenrock geschlüpft war, um der Konscription zu entgehen, unter einem Rudel von Verwundeten und schrie: „Ich kann nicht aller Welt die Beine abschneiden.“ Neben ihm wartete Dumanet, auf einem zerbrochenen Wagen sitzend, geduldig, bis die Reihe an ihn käme, da sah er, wie der Kommandant halbtodt von zwei Lanziers herbeigeschleppt wurde. Sogleich stand er auf, ihm Platz zu machen — dieß hieß die Höflichkeit weit treiben — und setzte sich auf einen Rain am Waldsaume. Nachdem der Chirurg aus dem Stegreif Rossignols Wunde lange untersucht, that er den Ausruf: „Ein Bein ist hin!“ — „Angenehme Zeitung! Schnell, operire mich; siehst Du, wie die Kugeln unsern Teufelspriester suchen? sie nähmen mir auch das zweite Bein weg.“ In diesem Augenblicke pfiff und rauschte es um uns, und Dumanets blutendes Haupt lag zu unsern Füßen. „Seht ihr ihn?“ rief Rossignol, „da ist er schon wieder! immer ist er da! fort mit ihm! Also sterben soll ich, Ungeheuer!“ — Er bäumte sich, als wollte er aufstehen, und sank mir in die Arme. „Ich thue Ihnen doch nicht wehe?“ sprach der Operateur, dem dicker Schweiß über die Stirne rann — er operirte einen Leichnam. Als Oberoffizier machte man Rossignol ein Grab unter einer großen, von den Kugeln zerrissenen Eiche, und da Platz war, warf man Dumanet zu ihm hinein. „Wenn sie lang genug bei einander sind,“ meinten die Lanziers, „werden sie vielleicht gute Freunde.“

Fünfzehn Jahre darauf reiste ich in Deutschland und besuchte ihr Grab. Ich erkannte die alte Eiche, die es beschattete; auf dem schwarzen Stamm sah man noch einen Adler, grob mit der Säbelspitze eingeschnitten. Bei diesem Anblick konnte ich mich einer lebhaften Rührung nicht erwehren; unwillkührlich dachte ich an Frankreichs Geschick vor und nach der Schlacht von Hanau, gedachte dessen, der weit über dem Meere den Tyrannenübermuth mit langer Marter abgebüßt, gedachte eines andern Grabes, an dem keine Thräne geweint wird. Die Pistole eines Deutschen, dachte ich, hätte hier Napoleons Leben ein Ende machen können; da hätten doch wir ihn begraben, und ein Adler bezeichnete auch sein Grab.

Vor Kurzem las man in englischen Zeitungen: „In Schottland ist ein Schiff angekommen, das Menschenknochen geladen hat; sie sind auf den Ebenen von Hanau und Leipzig ausgegraben worden. Man will Beinschwarz daraus machen.“ Armer Rossignol! er hat auf den Antillen und bei Moskau, unter den Mauern von Wien und von Madrid gefochten. Und wofür? was hat er in hundert Schlachten gewonnen? Nicht drei Fuß deutscher Erde, nicht ein wenig Ruhm, denn wer außer mir weiß jetzt vom Kapitän Rossignol? Du stürmtest die Bastille, warst bei Marengo und Austerlitz, an der Moskwa und bei Bautzen, und jetzt wichst man mit Deinem verbrannten Gebein die Stiefeln eines Glasgower oder Edinburger Dandys! Warum bist Du nicht mit den Bratenwendern gezogen!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

London nach des Königs Tod.

Nach einem zehnwöchentlichen Krankenlager starb endlich Georg IV. am 24. Juni, ohne Nachkommen, und ließ seinem Bruder als Wilhelm IV. Großbritannien und Hannover zurück. Wer das brittische Volk in seiner Eigenthümlichkeit kennen lernen will, ver-

Digitized by Google

säume ja nicht, es in Momenten zu sehen, wo es eine Familienangelegenheit gilt, denn mit einem andern Namen lassen sich solche Ereignisse, wie sie hier aufgefaßt werden, nicht belegen. Schon die Art und Weise, wie die Bulletins über das Befinden des Königs in den beiden letzten Monaten dem Publikum mitgetheilt wurden, hatte etwas Eigenthümliches. Morgens in Windsor von den beiden Leibärzten ausgefertigt, trafen sie hier um Mittag in der Amtsstube des Kammerherrn-Departements ein. Täglich um 2 Uhr Nachmittags wurden dann die Thüren des St. Jamesschlosses dem Publikum ohne Ausnahme geöffnet. Im obern Geschosse standen an beiden Seiten Hellebardiere oder die königlichen Yeomen in ihrer alterthümlichen Kleidung, während andere Hofdiener Abschriften der Bulletins in der Hand hielten und sie jedem Vorbeigehenden vorzeigten. In einem der Schloßsäle versahen zwei königliche Kammerherrn den Dienst, und hier ließen der Adel und andere Hoffähige ihre Namen zurück. Nach St. James gehen und sich nach des Königs Gesundheit erkundigen, wurde zuletzt ein wahres Volksfest, und besonders war der Sonntag ein Tag der Last und Arbeit für die armen königlichen Lakayen, deren Aufgabe es war, Ordnung zu halten unter den Tausenden, die dahin strömten, sowohl des Königs Befinden zu erfahren, als einen Flügel des Schlosses in Augenschein zu nehmen, und hierauf die neuen geschmackvollen Anlagen des erst im vorigen Jahre eröffneten St. Jamesparks zu besuchen. Es kann nicht geläugnet werden, daß die Theilnahme an dem Befinden des Königs allgemein war; in den zahllosen Privatvereinen und Clubbs, deren Zimmer den Mitgliedern täglich geöffnet sind, sah man die erschienenen Bulletins an den Spiegel geheftet, und jedes Gespräch zwischen Damen wie zwischen Herrn wurde immer mit den Worten eröffnet: „How is the king?“ Sogar das beliebte Wetterthema, das so vielen Stoff zu einer interessanten Unterhaltung gibt, mußte in den Hintergrund zurückweichen und spielte nur eine untergeordnete Rolle. Doch nahm man während dieses ganzen Zeitraums keine Veränderung in dem äußern Ansehen der Stadt wahr, außer in der Nähe des St. Jamespallastes in den erwähnten Nachmittagsstunden. Endlich lief am 21. Vormittags die Nachricht ein, der König sey gestorben, und in einer halben Stunde darauf war schon ganz London auf den Beinen. Das Wetter begünstigte diese plötzliche Regung, da der König gerade am ersten warmen, trockenen Tage den Geist aufgab, und von einem Ende dieser ungeheuren Stadt bis zum andern waren die Straßen mit Equipagen und Fußgängern angefüllt. Die besten Telegraphen sind bei solchen Gelegenheiten die halbgeschlossenen Fenster der Kaufläden. Die Etiquette verlangt nämlich diesen Beweis der Achtung bei dem Ableben des Fürsten oder der nächsten Mitglieder der königlichen Familie, und ein Nachbar macht es sogleich dem andern nach; ein Cobbet oder Carlisle zeigen sich hierin eben so loyal, wie der Courier und die Morning-Post mit ihren schwarzen Rändern. Auch in den Häusern Aller, die durch Geburt, Amt oder Würde mit dem Hofe und der Staatsverwaltung im engern Verbande stehen, und überhaupt in den Wohnungen Aller, die einmal zum haut ton gehören wollen, sah man die Fensterladen zugezogen. Eigentlich ist dies Alles nur Modesache; Fashion, die Herrscherin der brittischen Sitten, will es einmal so. Fragen Sie mich aber, ob das Gefühl Theil an diesen und ähnlichen Trauerbezeugungen habe, so darf dieses zuverlässig mit „Nein“ beantwortet werden. Die Aeußerungen einzelner öffentlichen Blätter, besonders des sykophantischen Couriers, dürfen Sie nicht irre führen. Georg der Vierte genoß eben nicht sehr der Liebe seiner brittischen Unterthanen; ich hörte nie ein vom Herzen kommendes Lob über ihn aussprechen. Als Regent über ein konstitutionelles Land besaß er aber eine große Tugend, nämlich die, daß er seinen verantwortlichen Ministern mehr Weisheit als sich selbst zutraute, und eben so friedfertig in ihre Ansichten einging, als er im Privatleben sich eigensinnig zeigte. Nur die Marquisin von Cunningham hatte in der letzten Zeit noch einige Gewalt über seinen unbeugsamen Willen, und so sehr auch diese Frau verachtet wird, so ist doch nicht zu läugnen, daß der Einfluß, den sie auf den König hatte, bisweilen wohlthätig war. Als z. B. im vorigen Jahre der gegenwärtige König mit seiner Gemahlin sich nach Windsor begab, ihm einen Besuch abzustatten, wollte er sie ohne irgend einen Grund durchaus nicht vorlassen, und bestand darauf, allein bleiben zu wollen. Der arme Marquis war schon in der peinlichsten Verlegenheit, auf welche Weise er den königlichen Willen dem Herzoge und der Herzogin kund geben sollte, und klagte der Marquisin seine Noth. Diese begab sich sogleich zum Könige, stellte ihm das Unschickliche eines solchen Betragens vor, und ihr Einfluß verschaffte dem fürstlichen Paare den gewünschten Zutritt. R—t.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Flußbau. Neues hydraulisches System.

Es steht uns jezt, neben einem neuen Palais de justice, das gegen fünf Millionen kosten dürfte, ein großer, unumgänglich nöthiger Flußbau bevor, der nach dem Anschlag nicht weniger denn 1½ Million Franken kosten wird. Schon lange wünschten die Anwohner der Rhone, die Einwohner der Guillotière und Lyons, daß der Fluß eingedämmt und durch Flußbaue gesichert werden möchte. Ihr Verlangen ist nur zu gut gegründet, denn die Rhone überschwemmt immer bei hohem Wasserstand die große Ebene an ihrem linken Ufer zwischen Jonage und Lyon. Außerdem droht sie vom Dorf Vaux an auf mehreren Punkten, sich ein neues Bett zu graben. Dadurch litte der beste Theil der Ebene, die Vorstadt Guillotière und Lyon selbst einen unersetzlichen Schaden, denn der Strom würde die mit großen Kosten erbauten Kays, Hafen u. s. w. verlassen und unnütz machen, auf dem linken Ufer aber für mehr denn fünfzig Millionen Gründe und Häuser, unter andern sämmtliche Hospitäler von Lyon vernichten. Schon seit 1826 wurden deßhalb von den Behörden Schritte gethan, die erst jezt zu einem förmlichen Beschluß und Operationsplan geführt haben. Bei der deßhalb angestellten Untersuchung an Ort und Stelle fand sich, daß die Rhone seit einem Jahr sehr drohende Fortschritte gemacht hatte, um sich ein neues Bett zu bilden, und daß es die höchste Zeit ist, ihr kräftigen Einhalt zu thun.

Der kräftige, kühne Strom ist aber auch ein nützlicher, dienstfertiger Nachbar, wenn man ihn recht zu behandeln weiß. Dies hat neuerdings der geschickte Ingenieur Aimé Bourdon recht bewiesen, denn er hat ein neues hydraulisches System erfunden, durch das die bisher so beschwerliche Schiffahrt stromaufwärts nun durch des Stromes eigene Kraft sehr leicht gemacht wird. Mehrere glückliche Versuche sind schon damit gemacht worden. Dem lezten wohnte ich selbst bei; der Strom war sehr unruhig und warf bei dem heftigen Wind hohe Wellen. Vier Kähne, die mit 12 starken Pferden beladen waren, konnten nicht gegen den Strom fahren und mußten einen Tag lang auf dem linken Rhoneufer liegen bleiben, um die Beruhigung des Stroms abzuwarten. Bourdons Dugsiermaschine zog dagegen zwei sehr beladene Kähne fast halb so geschwind (d. 45) gegen den Strom an, als sein Lauf ist. Bei günstigerem Wetter ging es vor einigen Tagen noch schneller. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 166.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. Juli 1830.

Mei Bett hat ke' G'ſtell,
Mei G'ſtell hat ke' Bett.
Doch wüßt ich mit enem,
Der's luſtiger hett.

Goethe.

Die Gaunerkilbe (Kirchmeſſe) in Gerſau, Kanton Schwyz.

In Gerſau herrſcht eine ſonderbare Sitte, von deren Urſprung auch die älteſten Leute nichts zu erzählen wiſſen.

Am Samſtag, Sonntag und Montag nach der dortigen Kirchweihe dürfen die Gauner (in Gerſau Feker genannt) von der Polizei nicht weggewieſen werden; ſie halten dann ihren Landtag, der ſehr zahlreich beſucht wird. Während dieſen drei Tagen führen ſich dieſe Leute untadelhaft auf; Streit, Zänkereien, Diebſtähle, ſind etwas Unerhörtes, und wenige Vereine dürfen ſich rühmen, mehr Anſtand, man möchte ſagen mehr Würde zu beobachten. Auch in dieſem Jahre erſchienen die Mitglieder dieſer Geſellſchaft ſehr zahlreich; man ſchäzte ſie auf mehr als 200 Männer und Weiber, ohne die Kinder mitzurechnen. Schon am Freitag Abends fanden ſich die Fouriere oder Quartiermeiſter ein, und am Samſtag ſtrömte von allen Seiten, über Berg und Thal und See dieß luſtige Völklein, mit Geräthſchaften aller Art und Kindern beladen, herbei und nahm Beſiz von den Gaden (kleinen Hütten), Ställen und Scheunen, in welchen wahrſcheinlich ſchon ihre Urgroßväter ihr Abſteigquartier genommen hatten. Sogleich werden Küchen im Freien an Hecken, Fußwegen und Bächen aufgerichtet, Töpfe über das Feuer und die Kaffeemühlen in Bewegung geſezt. Gruppen eines Callots würdig! ein Diſteli oder Heß hätten ſich da in kurzer Zeit eine hübſche Mappe mit Skizzen füllen, und Vogel ein Gegenſtück zu ſeiner Kirchweihe entwerfen können. Mir fiel beſonders eine recht maleriſche Familiengruppe auf: ein ſchöner kräftiger, junger Mann ſaß auf einem Stein, den Kopf auf die Hand geſtüzt, und ſah einem halben Dutzend halbnackter Kinder zu, die im Graſe ſpielten; ein bildſchönes, wohlgewachſenes Mädchen von zwanzig Jahren gab einem Kinde zu eſſen, während eine alte Hexe mit einem wahren Sibyllengeſicht, die Kaffeemühle drehend, mit dem Mädchen keifte. Das Treiben der jungen Brut mochte ihr mißfallen.

Glückliches Geſindel! dachte ich; ein Augenblick Ruhe, und du vergiſſeſt alle Mühſeligkeiten, vergiſſeſt, daß Landjäger und Bettelvögte auf dich lauern, wie die Katze auf die Mäuſe; vergiſſeſt Gefängniß und Prügel, die deiner warten, und das traurige Ende, welchem nur wenige entgehen! Ich redete die Alte an und bedauerte, ſie in ihrem vorgerückten Alter ſo vielen Mühſeligkeiten preisgegeben zu ſehen. Sie geſtand mir aufrichtig, daß ſie ihr Schickſal mit keinem andern vertauſchen möchte; ſie ſey der freien Luft und des herumziehenden Lebens gewohnt, nur werden die Zeiten immer ſchlechter, man pfuſche ihnen in das Handwerk und wolle keine kleinen Diebe mehr dulden; die Wohlthätigkeit nehme täglich ab. „Ich habe es ihnen (den Gaunern) oft vorhergeſagt," ſezte ſie hinzu, „wenn ſie aus Muthwillen beim Küchlen (Kuchenbacken) die Erlen- und Haſelſtauden in die Pfanne tauchten und dann ausriefen; ſeht, die Küchli wachſen an den

Digitized by Google

Hecken! es werde eine Zeit kommen, wo sie froh an der vergeudeten Gottesgabe wären.“

Am Sonntage nach dem Gottesdienste versammelten sie sich nach alter Sitte, der Landjäger an ihrer Spitze, und zogen von Haus zu Haus, eine Kirchweihgabe zu erbetteln. Die jungen Männer und die Mädchen schlossen sich dem Zuge nicht an, nur Greise, Weiber und Kinder, die Mitleiden erregen konnten, bildeten diese Proviantkolonne. Unter ihnen bemerkte ich ein recht artiges Weibchen, mit einem hübschen Gaunerchen auf dem Rücken, der diese Lebensweise nicht recht zu behagen schien; wenn man ihr eine Gabe zukommen ließ, erröthete sie jedesmal. Ich glaubte, sie sey etwa eine zugelaufene Verunglückte, und eigentlich kein Mitglied des Vereines; aber man versicherte mich, sie sey unter den Gaunern aufgewachsen.

Nach beendigtem Umzug kehrten sie wieder in ihre Schlupfwinkel zurück; nun fing das Sieden und Braten an, und in den Scheunen wurde munter getanzt. Die ältern Männer zogen sich in einen Gaden zurück, um über die Angelegenheiten der wandernden Republik sich zu berathschlagen. Ob etwas abgeschlossen wurde, konnte ich nicht erfahren, denn sie haben den Grundsatz der Oeffentlichkeit noch nicht angenommen; er behagt verworfenen Menschen nicht, sie mögen herumziehen oder festsitzen. Am Montage hielten die Aristokraten unter ihnen, die sich vielleicht der „Stern der Gauner“ nennen, einen großen Ball in einem Privathause.

Niemand würde die Leute für Gaunergesindel angesehen haben, denn sie waren reinlich und recht hübsch gekleidet, tanzten mit Anstand, und die Tafel war recht gut besezt.

Ein früherer Augenzeuge einer solchen Gaunerkilbe in Gersau erinnert sich, daß in dem Wirthshause, wo viele derselben tanzten, am Abend, als die Betglocke geläutet wurde, Alle niederknieten und der Wirth laut den Engelsgruß vorbetete, während sich alle andern ganz still hielten, was sehr rührend zu sehen war, worauf dann wieder lustig darauf los getanzt wurde.

Am Dienstag Morgens sechs Uhr zogen die meisten wieder ab, der Nachtrab segelte Abends neun Uhr aus dem friedlichen Hafen von Gersau, wo sie auch nicht den kleinsten Grund zur Beschwerde zurück ließen. Und wer von ihnen unter der Zeit nicht etwa ins Gefängniß oder ins Zuchthaus wandern muß, hofft, will's Gott, über's Jahr wieder nach dieser Freistätte zu kommen.

Betrachtungen und Skizzen.

Ueber alte und neue Geschichtschreibung, große Männer und Vaterlandsliebe.

(Fortsezung.)

War der Römer vielleicht anders als der Hellene? Nein; dieselbe Abschließung, derselbe Begriff vom Fremden. Rom ist die Welt, und der Bürger der einen Stadt Bürger und Herr der Welt, nicht aber umgekehrt. Außerhalb der Mauern gab es zwar sogenannte Freunde, aber keine Gleichberechtigten, und wie mit ihnen verfahren ward, davon sind die Bücher voll. Zwar sollte man erwarten, das Volk, dem die Menschheit zinsbar ward, hätte zuerst den Begriff von Menschenwürde und Recht in sich entwickeln müssen, und wirklich finden sich einige Weise, die es aussprachen: „Nichts Menschliches ist mir fremd;“ allein erst in der Zeit der allgemeinen Dienstbarkeit, als Rom nicht mehr Rom, nämlich ein freies war, fanden im Gefühle des allgemeinen Joches solche Gedanken Raum, aber wenig Nachahmung und Beachtung. Je weiter aber Rom herrschte, um so verderblicher war der Begriff vom damaligen Menschen oder dem römischen Bürger, und wirkte schlimmer als in Hellas. Bei den Hellenen standen Sparta, Athen, Syrakus, Argos, Theben und so viele andere Städte und Staaten einander selbstständig gegenüber; jeder hielt zügelnd und gezügelt den andern im Gleichgewicht; gegenseitige Furcht und Eifersucht zwangen oft zum Maaßhalten und zu gegenseitiger Achtung; nachdem aber Rom nach der Zerstörung Karthagos seine Gegenkraft verloren, verschlang es ungehemmt alles um und neben sich, trat in seinem Uebermuthe, der bei den Hellenen sich nicht so riesenhaft ausbilden konnte, Völker und Völkerrechte in den Staub, und vernichtete jede Selbstständigkeit, endlich seine eigene.

Allein was geht dieses die Geschichtschreibung an? Wir werden es bald sehen. Der Hellene ist nur Hellene, der Römer nur Römer; beide sind unfähig, sich in andere Lagen, Völker, Sitten und Rechte zu versetzen; ja fremde, ganz abweichende religiöse Meinungen, Namen der Gottheiten u. s. w. (und wie tief wirkt gerade solcherlei auf den Unterschied der Völker!) werden von ihnen in ihre Begriffe umgedeutet und übersezt, als ob jedes Volk selbst in seinem Heiligsten sich nach ihren Begriffen bequemen und denken müsse oder auch könne. Kurz, der beste Alte war der beste Bürger seines Staates, aber eben darum auch, wenn auch nicht der größte Feind, doch der schlechteste Bürger jedes andern Staates. Wie der Mensch, so der Künstler, Dichter, Redner, so und nicht anders auch der Geschichtschreiber. Die trefflichsten hellenischen wie römischen Forscher sind nur Hellenen und Römer, und in ihres Volkes Würdigung nur trefflich. Treten sie aus dem Kreise der Häuslichkeit, um mich so auszudrücken, heraus, sollen fremde Völker nach ihrem Werthe geschäzt, in ihrer Eigenthümlichkeit erkannt werden, wie ganz anders gestaltet sich das Bild: selten klar und umfassend, gewöhnlich flach wie von Hörensagen und allgemein, meist verschroben und in schiefes Licht gestellt durch die Uebersetzung fremder Begriffe und Namen in ihre eigenen. So vielfach beschäftigt sich Herodotos mit den Persern, ja der Inhalt

Digitized by Google

seiner neun Musen ist nur der Perserkampf; aber würde sich einer getrauen, auch nur ein mittelmäßiges Bild von dem Perservolke nach diesem Schriftsteller zu entwerfen? Das ganze zweite Buch handelt von Egypten; aber gibt es uns, nebst Diodoros und Andern, etwas mehr als umgedeutete Namen und Mähren, wo nicht Mährchen, die von den Alten eben so wenig als von uns verstanden werden, wenn man nämlich sich nicht mit den Worten begnügt, sondern sie verstehen will? Von Megasthenes und Ptolemäos, Aristobulos, Nearchos bis auf Arrianos gab es eine Fluth von Schriftstellern, die über Indien geschrieben. Wissen wir etwas mehr davon, als die Namen Brachmanen, Indus, Hydaspes und einige gar zu abentheuerliche Mährchen? Doch warum in das ferne Indien ziehen? Thukydides und Xenophon waren Thrake so nahe, Ersterer sogar dort begütert; Thrake und die Länder um die Dardanellen sind der Mittelpunkt des hellenischen Handels, ja nach dem Perserkriege Athens Lebens- wie Todesquelle. Kennen wir die thrakischen Völkerschaften, so daß wir ein lebendiges Bild ihres Wirkens und Strebens entwerfen könnten? Lernen wir vielleicht aus Livius etwas mehr als Oberflächliches über das merkwürdigste Volk Italiens, die Etrusker? oder auch über Großgriechenland und das alte italienische, jezt lombardische Gallien? Gewiß sind dem Forscher Cäsar, Tacitus, Ammianus Marcellinus und wer sonst ehrenwerthe Ueberreste, ja wir preisen in unserer Armuth uns glücklich, sie aus dem Sturme der Zeiten zum Ersatz besserer Quellen gerettet zu sehen. Allein lernen wir über Gallien, Britannien und Germanien, ihre Verfassung, Lebens- und Religionsweise etwas Wesentliches? Allerdings, wenn man sich mit den Namen Teutates, Merkurius, Herkules, hercynische Wälder u. s. w. zufrieden stellen läßt. Allein genug der scheinbaren Klagen. Der alte Hellene schrieb für Hellenen, der Römer für Römer und nicht für unsere Jahrhunderte. Was wir vermissen, war ihm gleichgültig, was wir finden möchten, durfte er übersehen. Nur seinem Volke wollte er verständlich werden, nur in Bezug auf sein Vaterland beachtete er das Fremde, kurz, er wollte nicht schreiben, was uns am lehrreichsten, seiner Zeit aber nutzlos schien. „Die Deutschen verehren einen Merkurius, sagt Tacitus, die Egypter eine Artemis, einen Herakles und Dionysos.“ Hellenen und Römer verstanden, was beide wollten; daß wir es aber nicht verstehen, daran konnten natürlich die guten Alten nicht denken. Ihnen genügten solche Berichte über die Fremde, und tiefer einzugehen, verschmähten sie sogar gewöhnlich die Mittel, unter denen die Kenntniß der Fremdsprachen gewiß obenan steht. Wie tüchtige Hausväter, bekümmerten sie sich nur um ihr eigenes Gehöfte, und um Fremdes nur so viel, als die Wirthschaft und Nachbarschaft nothwendig erheischten. Kann nun uns Neuere diese Einseitigkeit und Eigensucht nicht ansprechen, so müssen wir bedenken, daß sie nothwendig in ihren Ansichten, ihrem Leben, ihrer Verfassung und Religion begründet lag, und daß kein Verständiger das Unmögliche wollen kann. Ist aber alle Größe, so zu sagen, einseitig (denn Vielseitigkeit zersplittert sich, und zwar um so mehr, je größer die Kraft), so erndten wir von dieser Einseitigkeit eine andere Frucht, nämlich daß wir um so klarer in das Leben und Treiben der Alten selbst schauen, je mehr sie dieses in sich abgeschlossen und Alles auf dieses bezogen haben. Ja darin liegt die Möglichkeit, daß einige alten Geschichtforscher so vollendet darstellen konnten, wie sie gethan. Sie nur waren sich selber Zweck, und der damalige Standpunkt der Welt ließ einen solchen Zweck zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Strasburg, Juli.

Das Strasburger Musikfest.

Ein schon lange gehegter, mehrmals vergebens ausgesprochener Wunsch ist endlich in Erfüllung gegangen. Das erste Musikfest, von elsäßischen Musikliebhabern gebildet, hatte in Strasburg am 12. und 13. April dieses Jahres statt, und da das Interesse desselben nicht an den Augenblick gebunden ist, so berichte ich darüber, obgleich wir bereits den 5. Juli schreiben. Ein über alle Erwartung großes Gelingen krönte das Fest. Kunst, vaterländischer Sinn und Herzlichkeit feierten einen gleich hohen Triumph. Wer je mit der Organisation eines Musikfestes vertraut gewesen ist, kennt die unzähligen Schwierigkeiten, welche von einem solchen Unternehmen unzertrennlich sind; um wie viel größer mußten aber diese vollends hier seyn, wo eine getheilte Sprache fast zwei Nationen bildet und ein deutsch fühlendes und ein französisch-denkendes Publikum in seinen Ansichten sich häufig widerstrebt. Wie Vieles mußte da geebnet werden, um ein gemeinschaftliches Wirken zu erzwecken! wie viel größer mußten ferner noch die Schwierigkeiten seyn, wenn man bedenkt, daß seit vielen Jahren die Musik hier eher rückwärts, als vorwärts schritt, daß bei dem immer größern Verfall des Theaterorchesters, bei der gänzlichen Auflösung des Liebhaberkonzertes die Kunst ihrem Verderben entgegensah und die Symptome ihres Untergangs sich vervielfältigten! Und in solch einem Augenblicke wurde ein Musikfest unternommen und gelang!

Allein gerade in Besiegung aller dieser Schwierigkeiten zeigte die Kunst ihre göttlichen Rechte und lieferte einen von den vielen Beweisen, wie das wahrhaft Schöne, Große und Gute in jedem Fache und auf jedem Boden immer mehr Wurzel fassen und die Menschheit ihrer geistigen Entwickelung näher bringen wird. Wenn es im Leben des einzelnen Menschen Momente gibt, wo sein innerer Charakter lebhafter und bestimmter sich ausdrückt, so gibt es auch in der Geschichte eines ganzen Landes solche Momente, wo sein wahrer Charakter unverkennbar sich zeigt. Wie sehr ist nicht unser Elsaß 1815 wegen seines ihm so übel angerechneten Napoleonismus im Auslande verschrieen worden, während der billiger Denkende doch leicht die Ursachen hätte finden und entschuldigen können.

Digitized by Google

welche jene Geistesstimmung damals nothwendig herbeiführten. Wenn auch die Elsäßer mit Leib und Seele Franzosen in politischer Hinsicht sind, so sind sie in ihrer Denkart und Handlungsweise selbständig Deutsche geblieben und werden es immer bleiben, so lange die politische Außenwelt nicht selbst ihre ganze Lage ändern wird. Wie oft gaben nicht die Elsässer durch so Manches die überzeugendsten Beweise, daß sie ihren Nationalcharakter noch nicht verläugnet haben? Denn einzelne Entartungen dürfen nie einem ganzen Lande angerechnet werden, und wo gibt es deren nicht? Nur darf hier nie vergessen werden, in welchen Klassen sich der Charakter eines Landes am kräftigsten ausspricht. Es ist unverkennbar, daß der herrschende Geist einer Nation am bestimmtesten in den Mittelklassen sich äußert; von da geht alles Wirken aus, und die obern und untern Klassen werden immer mehr dem Einflusse dieses Standes unterworfen werden. Wie trefflich hat sich nicht in so manchen Augenblicken der Noth unsere hiesige Mittelklasse gezeigt? Alles, was mit der Philanthropie in Verbindung steht, erhält hauptsächlich durch sie Leben und Nahrung, und wie trefflich zeigte sie sich nicht auch bei diesem Musikfeste? Dem ruhigen Beobachter waren sie allerdings sehr merkwürdig die Zeichen der Zeit, welche auch hier sich äußerten. Hier, so wie überall, fühlen die Menschen immer mehr das Bedürfniß, sich zu nähern, sich einander mitzutheilen. Der Geist der Associationen hat auch hier bereits Wurzel gefaßt und wird immer kräftiger werden. Eines der dringendsten Bedürfnisse, besonders im jetzigen Zustande der Gesellschaft, ist unstreitig die Kunst. Es gilt hier nicht mehr, dieselbe blos als Unterhaltungsmittel zu betrachten; eine solche Ansicht ist schon längst von allen nur einigermaßen Gebildeten aufgegeben worden. Nein, sie steht in der innigsten Verbindung mit der Geisteserhebung, darum sind auch ihre Resultate so ergreifend, so auffallend, wenn es gilt, wahre Kunst zu verbreiten. Eine zweite Bemerkung war diese: daß jedes neue Unternehmen nur ausführbar wird, wenn es sich an irgend eine Grundidee reiht. Es wäre unmöglich gewesen, mit den vorhandenen Bestandtheilen und unter den gegebenen Umständen ein Musikfest zu organisiren, wenn nicht eine solche Idee, als ächt patriotisch, sich blitzesschnell allen Köpfen mitgetheilt und die Hindernisse bald besiegt hätte, welche ihr im Wege lagen.

(Die Fortsezung folgt.)

Lyon, Juni.

(Fortsezung.)

Eisenbahnen. Der Dauphin in Lyon.

Unsere Eisenbahn nach St. Etienne ist nun bald im Gang; sie geht von der Nordseite des Plateaux Charles X. aus und alle benachbarten Fabrikbesitzer oder Landwirthe können sie benuzen, indem sie Wege dahin führen. Unser Departement und die benachbarten haben in Frankreich den ersten Versuch mit diesen Bahnen gemacht. Nach unserer individuellen Erfahrung ist manches bestätigt, was man früher in England und in Frankreich über dieselben gesagt hat, viele Hoffnungen sind aber auch gemäßigt und beschränkt. Der Vortheil dieser Bahnen zeigt sich vorzüglich bei der Fortschaffung der Güter, welche dadurch unendlich viel leichter wird, denn bei gleicher Last verhält sich die Masse des Transports mit Einem Pferd — gleichviel mit welcher Schnelligkeit — wie 7½ zu 1. Ein Pferd kann auf einem Kanal dreimal, ja selbst viermal mehr ziehen, als es auf der Eisenbahn fortbringt, vorausgesezt, daß es nur ½ Lieue weit in einer Stunde zu ziehen braucht, denn geht es schneller, so wächst der Widerstand des Wassers, so daß bei ½ Lieue auf eine Stunde das Pferd auf dem Kanal schon eben so viel zu ziehen hat, wie auf der Eisenbahn, und daß es bei noch zunehmender Schnelligkeit auf lezterer sogar mehr fortbringen kann, als auf dem Kanal. Die Eisenbahnen haben also den Vorzug vor den Kanälen überall, wo der Handel schnellen und wohlfeilen Waarentransport verlangt; sie sind aber theurer, weil ihre Unterhaltung mit den Fortschaffungsmitteln mehr kostet, als bei Kanälen. Diese können auch in trockenen, wasserarmen Gegenden, oder in solchen vorzuziehen seyn, wo Fabriken, Mühlen, Hochöfen oder Festungen Wasser bedürfen, oder wo sumpfige Gegenden trocken gelegt werden müssen. Hingegen können sie in manchen Gegenden gar nicht gegraben werden. Viele haben sich bei uns eingebildet, mit Dampfwagen, die auf Eisenbahnen gehen, werde man auch bei uns in Einer Stunde 12 bis 14 Lieues zurücklegen; demnach werde man damit in Einer Stunde nach St. Etienne fahren oder vielleicht gar in der Folge des Morgens von Lyon abreisen, um in Paris zu schlafen. Daran haben aber Verständige gar nicht gedacht. Eine solche reissende Schnelligkeit würde bald den Wagen verderben, die Eisenschienen zerstören und eine außerordentliche Menge Brennmaterial erfordern. Unsere Dampfwagen werden nur drei bis vier Lieues in der Stunde zurücklegen, was immer allen Ehren werth ist und allen den vielen Diligencen-Unternehmern, die jezt wie Pilze aufwachsen und über einander her sind, den Muth nehmen wird, mit Pferden auf der gewöhnlichen Straße ein Gleiches zu leisten.

Die Anwesenheit des Dauphins auf seiner Hin- und Rückreise von Toulon hat hier wenig Eindruck gemacht, so viel auch darüber von einer Parthei posaunt worden ist. Man hätte sich herzlicher gefreut, ihn zu sehen, wenn er nicht von einer Menge Menschen umgeben wäre, die allen Gutdenkenden, die es mit Land und Volk wohl meinen, zuwider sind. An dem gewöhnlichen Wesen, festlichen Einholungen, Paraden, Kanonenschüssen, Musik, Beleuchtung, Bällen und schwülstigen Anreden fehlte es freilich nicht, zumal die dunkle Parthei seine Ankunft wie eine Ovation ausah. Wie ganz anders war es voriges Jahr, als Lafayette hier war!. Da feierte das ganze Volk ein herzliches Fest, jezt hingegen wurde nur ein befohlener Aktus celebrirt. Das hat sich den Fürst freilich nicht einfallen lassen, und seine Umgebungen werden sich gehütet haben, ihn darauf aufmerksam zu machen. Er wohnte in der Präfektur, wo er eben auch keine reine Luft eingathmet hat. Unsere Akademie ist ihrer Mehrheit nach sehr liberal gesinnt, das hat sie vor einigen Jahren durch ihre Opposition gegen das berüchtigte Peyronnetsche Justice- und Amourgesez bewiesen. Solche Stimmung hätte aber zu einer Harangue an den Dauphin in den jezigen Umständen schlecht gepaßt, und doch wollte ihr Präsident La Prade eine solche halten. Daher hielt er einen Vortrag, den er der Akademie nicht vorher mitgetheilt und dazu ihre Zustimmung erhalten hatte, und über den die mehrsten Akademiker am folgenden Tag, als er gedruckt erschien, nicht wenig erstaunt waren. Abends war glänzende Soirée in der Präfektur, wo man dem künftigen König alle gebührende Hochachtung erwies, den Marineminister aber, der bei ihm war, überall allein stehen ließ.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 167.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Juli 1830.

Was? müssen wir ins kalte Bad?

Shakespeare.

Die Linientaufe.

Eine Schiffsscene.

Eben ging die Sonne auf, und die Verdecke waren kaum gewaschen, als auch schon die rührigen Matrosen Vorbereitungen zu einer wichtigen Festlichkeit trafen; denn sie hatten Tags zuvor den Offizier von der Vormittagswache dem Kapitän die Breite zu zwanzig Minuten Nord berichten hören, und wußten, daß heute Neptun seine Aufwartung machen werde. Das kleine Boot wurde aus den Haken gehoben und auf den Gang gestellt, alle Pumpen im Schiff in Bewegung gesezt, die Speigate verstopft, daß das Wasser nicht wieder ablaufen konnte, so daß in kurzer Zeit das ganze Verdeck unter Wasser stand. Das Boot selbst war bis zum Dolbord voll, und ganz zum Gebrauch als Badwanne eingerichtet, in ihm aber eine buntfarbige Stange aufgesteckt, mit einer Aufschrift, welche auswies, daß dieß Neptuns bequeme Barbierstube sey. Alles war voll Geschäftigkeit und Leben; die Zimmerleute verwandelten ein altes Kanonengestell in einen Triumphwagen, der Stückmeister bereitete Fahnen zu seiner Verzierung, sein Gehülfe war beschäftigt, die Matrosen, welche als Wallrosse auftreten sollten, anzustreichen; der Wagenlenker aber legte die Livree Neptuns an. Endlich war Alles zur Aufnahme des Königs der See bereit.

„Hallo!“ rief die Wache. „Ein fremdes Segel, Sir, gerade vor uns!“ — „Gut, Junge, kannst Du sehen, was es ist?“ — „Es sieht aus wie ein Boot, Sir!“ Unter der anscheinend lustigen Gruppe auf dem Spiegel erbleichte jezt manches Gesicht, und strafte das laute Gelächter manches Zuschauers Lügen. Der Kapitän erschien auf dem Verdeck, um den nahenden Fremden zu rekognosziren. „Hoho! das Schiff ist da!“ rief eine laute Stimme von vorne.

Ein Horn erklang, und über dem Bug erschien König Neptun sammt Gefolge. Er war in Schaaffelle gekleidet, trug einen hänfenen Bart, der bis auf die Mitte des Leibes herabhing, und hatte einen Dreizack in der Hand, an dessen Gabel ein Fisch stack. Die Prozession sezte sich in Bewegung. Voraus zog die Schiffsmusik, in festlicher, phantastischer Kleidung, und spielte Rule Britannia! aus Leibeskräften; nächst ihr folgte der Triumphwagen, mit verschiedenen Flaggen verziert; auf ihm saßen Neptun, Amphitrite und Triton, hinter ihnen kam ihr Gefolge, bestehend in dem Barbier, dem Doktor, dem Schreiber und einem Dutzend buntgekleideter Halbgötter, welche als Wasserschergen figurirten. Bevor der Zug sich in Bewegung sezte, wurden alle die Unglücklichen, welche die Linie noch nicht passirt hatten, hinabgetrieben, die Gitterthüren vorn und hinten vorgelegt, und, damit keiner entrinnen konnte, Schildwachen davor gestellt. Der Prachtaufzug kam heran: Neptun sah so majestätisch aus, als Dreizack und Schaafpelze ihn nur immer machen konnten; Amphitrite war mit Hülfe rother Schminke und werguer Locken ein leidliches Conterfei der Seeunholdin; der Barbier schwang seine Messer, der Schreiber zog seine Liste hervor, und in seinem dreispitzigen Hut, seiner Perrücke, mit der Feder hinter

Digitized by Google

dem Ohr und dem Dintenfaß, das ihm vorn am Knopfloche hing, sah er äußerst klug und verständig aus; die Rosse bäumten sich wunderlich, und der Kutscher, stolz auf seine Livree und Armbänder, knallte lustig mit der Peitsche.

Der Kapitän stand zum Empfange Neptuns bereit und eröffnete ein Gespräch, welches damit endete, daß Se. Majestät ersterem zu verstehen gab, er und seine Gemahlin hätten sich bei ihrer weiten Morgenfahrt durch die Fluthen den Magen erkältet; ein Wink, den der Kellermeister des Kapitäns sogleich verstand und ihre Bedürfnisse befriedigte. Das ganze Gefolge fühlte im Augenblick dieselbe Beschwerde und bat um dieselbe Arznei. Se. Majestät reckte jezt nach des Kapitäns Küchenmeister den Dreizack aus, als wollte er ihn anspießen, in der That aber, solchem mit dem darauf gesteckten Fisch eine Zulage zu des Kapitäns Mittagsmahl zu bescheren. Während dieser Ceremonie stand die Schiffsmannschaft, mit ihren Wassereimern, nassen Kehrwischen u. s. w. bewaffnet, an der Laufplanke aufgestellt und harrte ungeduldig des Hauptspaßes. Die Musik und der Zug begannen von Neuem, lezterer kam aber nicht so bald bei der Laufplanke an, als die Prozession mit Strömen Wassers begrüßt wurde und Se. Gottheit beinah in ihrem eigenen Element erstickte. Nach diesem Willkomm verließ Neptun seinen Wagen und bestieg einen Sitz, um hier in königlichem Staate über die Operationen des Tages die Aufsicht zu führen. Der Schreiber händigte Se. Majestät die Liste ihrer Kinder ein und empfahl sie seiner besondern gütigen Aufmerksamkeit. „Saunders Quake ist der erste auf der Liste," sprach Neptun; „bringt ihn herauf!" Hinweg eilten die Tritonen oder Konstabels, die bis zur Hälfte des Leibs nackt, oben phantastisch bemalt waren, auf dem Kopfe Teufelsmützen und kurze bemalte Stäbe in den Händen trugen. Die große Lückenklappe ward aufgethan und hervortrat, von zwei Tritonen geführt, der arme Saunders, mit einem Gesicht, so weiß als das Schnupftuch, welches seine Augen bedeckte, und zitternd in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Seine Quäler sezten ihn auf den Rand des kleinen Boots über der Laufplanke, und der Barbier fragte, gegen Neptun gewandt: „Ew. Gnaden erlauben, welches soll ich gebrauchen?" Damit hielt er drei Messer hin, von denen man zwei sehr gut für Sägen von verschiedener Größe hätte halten können, das dritte aber bestand aus einem glatten, eisernen Reifstück, ohne Zähne. „Wir wollen zuerst hören, was er von sich zu sagen weiß," sprach Neptun. „Woher kommst Du, Saunders?" — „Aus Schott — oh! oh!" schrie der arme Tropf, denn der Barbier fuhr ihm mit einer wohlgefüllten Theerdürste in den Mund. „Wie lang ist es, daß Du's verlassen hast?" Aber Saunders war gewitzigt, er biß seine Zähne über einander, drückte seine Lippen zusammen und saß da, ein possierliches Bild von Furcht und verzweifelter Entschlossenheit. „Ein verschlossener Schotte, wie ich sehe," sprach Neptun; „seift ihn ein, daß sein Bart geschlachter wird, und lehrt ihn den Mund öffnen." Der Barbier seifte die Wangen seines Patienten mit Theer, schwang mit vielem Anstand sein sanftestes Messer und vollbrachte die Operation, ohne eben viel Haut wegzunehmen. Der Doktor, mit seiner Flasche Theerwasser und seiner Büchse mit unbeschreiblichen Pillen stand daneben, bereit, jedes unwillkührliche Schnappen des armen Schottländers zu benutzen. Auf ein gegebenes Zeichen ward ihm die Binde von den Augen genommen und er plözlich rückwärts gestoßen, so daß er im Wasser sich hin und her wälzte, bis ihn eine mitleidige Hand wieder herauszog. Halb ertrunken und blind vom Salzwasser, rannte er fort wie ein Hase vor seinem Verfolger, und stolperte über ein Seil, das als Fallstrick für den Unbehutsamen über das Verdeck gespannt war, und während er so ausgestreckt lag, bekam er den Inhalt aller Wassereimer auf dem Schiffe über den Kopf. Er stand auf, rannte fort und fiel wieder. Endlich erreichte er das Vorderkastell, ergriff einen Wassereimer und eilte, sich für seinen Schrecken und seine Leiden dadurch zu trösten, daß er seinen Nachfolgern that, wie ihm selbst geschehen war.

Betrachtungen und Skizzen.

Ueber alte und neue Geschichtschreibung, große Männer und Vaterlandsliebe.

(Fortsetzung.)

Hat, fragen wir jezt, die Geschichtschreibung in unsern Tagen noch dieselbe Aufgabe zu lösen? Sind dieselben Bedingungen, Ansichten, Verhältnisse, Zwecke gegeben, so daß wir die Geschichtschreibung der Alten nachahmen können oder auch nur dürfen? Mancherlei wäre hier zu sagen; doch warum noch viele Worte, und nicht lieber gleich in den Mittelpunkt der Sache? Man halte von Religion was man wolle, so wird man eingestehen, daß sie die Grundlage der Volksbildung, aller Begriffe und aller Lebensansichten und Einrichtungen einer Nation ist, und daß mit jener auch diese sich verändern. Eben so wenig ist es zu läugnen, daß unser jetziges Europa ein christliches Europa ist. Was heißt dieses? Ein Europa, eins in der Grundansicht, die alle übrigen bedingt. Sonderbarer Gegensatz, durch welchen sofort die alte Welt der neuen schroff entgegentritt. Früher eine Menge Reiche und Völker, jedes durch Glauben vom andern getrennt, jeder Götterdienst unabhängig vom andern; jezt ein gemeinsames Band um Alle geschlungen, ein gemeinschaftlicher Lebensquell, Geistergemeinschaft und keine Verschiedenheit noch Zwiespalt den Hauptgrundsätzen nach, wenn

auch, wie bei Verwandten häufig sich findet, über Einzelnes die Meinungen uneins seyn mögen. Ganz Europa, oder vielmehr die ganze Christenheit, handelt nach demselben Geiste, und die sittliche Grundlage der verschiedenartigsten Völker und Staaten ist eine und dieselbe, eine Erscheinung, welche das Alterthum kaum als möglich denken konnte. Was ist aber der Geist des Christenthums, seine Höhe? Fast schämt man sich es zu sagen; denn obgleich von dem Heilande bis in die spätesten Zeiten alle Edeln aller Zungen dahin wirkten und wirken werden, so will dennoch die Frucht nicht recht gedeihen, eben weil wir Menschen und keine Engel sind. Der Geist des Christenthums heißt Menschheit, Menschenrecht als ewiges Sittengesetz, und Aufhebung aller Volksabgeschiedenheit in dem großen Familienvereine der Menschheit, die vor dem Höchsten gleich, weder durch Zunge, noch Standpunkt, noch sonstige Bevorrechtung ausgezeichnet ist. Duldung und Liebe ist daher die erste Pflicht, und das ganze, wenn auch selten befolgte Gesetz. Kann Wahrheit ihrem Wesen nach nie das Eigenthum einer Zunft oder eines Stammes oder Volkes seyn, und sehen wir ein Fortschreiten der Welt zum Bessern nur darin, daß die allgemein menschliche Wahrheit oder der Geist des Christenthums, nicht aber seiner Partheien, sich immer mehr ausbreite, so liegt die große Umwälzung zu Tage, welche das Christenthum und sein ausgesprochenes, ob auch noch so mangelhaft befolgtes Grundgesetz herbeiführten. An die Stelle des aufgehobenen und vereinzelten Volksthums trat ein im Geiste vereinigtes Menschenthum; Menschenrecht im höchsten Sinne an die Stelle eines örtlichen Stammrechtes. Daß diese Verwandlung in der Wirklichkeit sich nicht plötzlich, sondern nur allmählig gestalten konnte, versteht sich von selbst, und in der That glauben wir, daß die eigentlich christliche, d. h. menschliche Zeit erst da beginnt, als durch eine sonderbare Fügung des Geschickes mehrere Umstände zusammentrafen, alle Vereinzelung und Bevorrechtung aufzuheben, als die Buchdruckerpresse den Geist entfesselte, die aufgefundene neue Welt, der Welthandel und Anderes die vergangenen Jahrhunderte sammt ihrem Wollen und Wissen begrub. Reißend schnell ist seitdem die Menschheit zum Bessern fortgeschritten, und der redliche Forscher freut sich, wenn er auch hie und da Gebrechen gewahrt. Wie ist aber jezt die Welt, die christliche, beschaffen? Lebt noch ein Volk abgetrennt, wie einst in Hellas oder Rom? Oder ist auch nur eine solche Vereinzelung möglich, wie sie selbst noch im heiligen römischen Reich, dem Ueberbleibsel des heidnischen römischen Reiches, sichtbar war? Handeln, denken die Völker und Staaten noch in ihrer alten unverletzlichen Geschiedenheit? Nein, ein Volk lebt in, wie neben dem andern; der Argus der Staatsklugheit schaut mit seinen hundert Wächteraugen nach allen Seiten, selber wieder bewacht; die geistigen wie die irdischen Güter wandern von einem Ende der Erde zum andern und theilen sich mit; die Stimme des einen Welttheils widerhallt in den übrigen, und so wenig sind die Völker in ihrer Wesenheit verschieden, daß sie Künste und Wissenschaften, Erfindungen und Forschungen gefahrlos einander abborgen und benutzen; denn sie sind nur verschiedene Aeste, aus derselben Lebenswurzel und demselben Stamme aufgeschossen, nämlich dem Christenthume. Vorzüglich erfreuliche Aussicht gewährt es gerade bei den Wissenschaften, zu bemerken, wie sie die bisherige Zunfttarnkappe immer mehr fahren lassen und alles Menschliche mit gemeinsamer Liebe umfassen, komme es vom fernen Hindostan oder dem nächsten Nachbar.

Kehren wir zu dem Geschichtschreiber zurück und fragen: ist dem neuern Geschichtschreiber dieselbe Aufgabe gestellt, wie dem alten? Ich meine, eine viel höhere und schwierigere, und gerade um so viel höher, als Menschheit über Bürgerthum steht, und gerade um so viel schwieriger, als das Besondere leichter zu durchschauen ist, als das Allgemeine. Zwar kann uns auch der kleinere Kreis erfreuen, und wenn wir der Weite müde sind, flüchten wir ins engere Haus, und so kann es sich treffen, daß ein Machiavel in seinen florentinischen Geschichten oder ein Lebensbeschreiber eines einzelnen großen Mannes, eines Staates oder gar einer Stadt mit den Alten auf derselben Fährte zusammenkommt, und von ihnen allerdings viel lernen kann; aber wir fragen nochmals: ist das die Aufgabe des neuern Geschichtforschers? Ich sage, nein. Schrieb der Alte als Bürger seines Staates, so würde der Neuere als eben solcher sehr erbärmlich schreiben; denn die Wahrheit ist an kein Volk geknüpft, sondern an die Menschheit, und wir sind allerdings Staatsbürger, aber noch was Besseres, Weltbürger. Zwar bestehen noch die alten Schranken, Sprachen trennen noch die Völker wie früher; aber trennt sich auch noch das Reich des Geistes nach Völkern, oder ist er nicht vielmehr überall verbunden für das Höchste, das heißt, das Menschliche?

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Beschluß.)

Der Dauphin in Lyon. Böse Zeichen der Zeit.

Vor seiner Abreise besuchte der Dauphin unsere ansehnlichsten öffentlichen und Privatanstalten. Die Gensd'armen zwangen mehrere Leute, die Hüte abzunehmen, als der Prinz vorüberfuhr; er aber ließ ihnen bedeuten, sich solche Gewaltthätigkeiten nicht zu erlauben. Nach dem neuen Gefängnisse besah der Dauphin die interessante Werkstätte und den Bauplatz der Brüder Seguin in Perrache, wo die Eigenthümer mehrere von den Lastwagen aufgestellt hatten, die sie durch eine Dampfmaschine auf einer Eisenbahn fortschaffen lassen, die ungefähr 200 Meter lang ist und einen eben so starken

Abhang hat, als die Eisenbahn von Lyon nach St. Etienne. Zwölf Wagen wurden mit ungefähr 200 Personen besetzt, so daß sie gegen 21,000 Kilogramme wogen; hierauf wurden sie durch die fortschaffende Mechanik sehr schnell und leicht auf und ab gezogen, was ein Verhältniß von beiläufig 4 Lieues auf die Stunde ergab. Diese Einrichtung wird bald auf unserer neuen Eisenbahn angewendet werden. Als die Herrschaften so staunten und gar keine Worte für ihre Verwunderung finden konnten, hätte ich ihnen sagen mögen, daß in München schon vor zehn Jahren v. Baader diese Sache besprochen und klar dargelegt habe, und daß auch später darüber Versuche angestellt worden seyen, daß wir aber in Deutschland immer beim Erfinden und Versuchen stehen bleiben, bis man uns in Frankreich und England mit unsern eigenen Erfindungen unter der Nase wegfährt. Eine der überraschendsten Erscheinungen Lyons ist unstreitig die neue Stadt, die sich auf der Halbinsel Perrache zwischen der Rhone und Saone bildet, und von der das „Ausland" voriges Jahr einen Riß gegeben hat. Dies wird unstreitig der schönste, regelmäßigste und wohlgelegenste Stadttheil, eine Industriestadt neben der Manufakturstadt. Auch der Dauphin war von ihrer herrlichen Lage überrascht. Hernach besah er noch das neue Salzmagazin, das er mit Recht für seine Bestimmung zu schön, und er hätte hinzufügen sollen, zu gesalzen fand. In der Präfektur hatte man ihn schon seit einer halben Stunde erwartet. Hier standen in zwei Reihen die siebenzig Taubstummen des Comberryschen Instituts, Knaben und Mädchen. Als endlich der Prinz kam, fielen sie nach ihrer Art über ihn her, und das hübscheste Mädchen schrieb schnell ein gedrechseltes und gefirnißtes Kompliment mit dem ultra-royalistischen Ausgang: Vive le Roi! Vive le Dauphin! Vivent les Bourbons! auf eine Schiefertafel, die sie dem Prinzen darreichte. Es hat mir in der Seele weh gethan, diese armen, unbefangenen, so zu sagen mit der Welt zerfallenen Geschöpfe zur Komplimentenmacherei, Schmeichelei, Speichelleckerei und in den politischen Schlamm geschleppt und Komödie spielen zu sehen.

Glauben Sie mir, wenn man die Leute gehen ließe, so hätten wir bald wieder die fürchterlichste Feudal- und Mönchszeit. Davon nur einige Proben aus der Nähe. In der Gegend von Grenoble lebt ein reicher, junger Wüstling, der Marquis B. In einem seiner Pachthöfe dient ein sehr hübsches, aber braves Bauermädchen; er stellt ihr auf alle mögliche Weise nach, bis er entdeckt, daß sie einen jungen Bauerburschen liebt. Was geschieht nun? Der Bursche geht eines Tages mit drei andern am Schloß vorüber; da fährt ihm eine Kugel durch den Oberarm, die aus der Flinte des Hrn. Marquis kommt. Der Kriminalhof von Grenoble instruirt hierauf und erkennt, daß die Sache nur vor die korrektionelle Polizei gehöre, denn es sey ja offenbar nur eine Unvorsichtigkeit und ein unglücklicher Zufall, daß der Hr. Marquis seine mit zwei Kugeln geladene Flinte auf den Tisch ans Fenster gelegt, und daß sie ein Diener aus Unvorsichtigkeit herunter geworfen habe, wo sie dann los gegangen und der Schuß zum Fenster hinaus gefahren sey, und unter drei jungen Burschen, die eine gute Strecke davon gestanden, gerade jenen getroffen habe.

Ein Herr Anton Sarres hatte eine sehr brave Tochter, die sich aber mit einem Protestanten verheirathet hatte. Als es zum Sterben kommt, wird er so gut bearbeitet, daß er seine „verworfene, ketzerische Tochter," die aber eine musterhafte und glückliche Ehe führt, enterbt und dagegen die Kongregation der Schwestern des heiligen Joseph zu Lyon zu Erben seines ganzen Vermögens einsetzt. Durch eine königliche Ordonnanz vom 21. Februar d. J. wird diese Schenkung auch bestätigt, und alle geistlichen Herrn loben den christlichen Vater.

Straßburg, Juli.

(Fortsetzung.)

Das Strasburger Musikfest.

Ein neues, frisches, reges Leben zeigte sich alsobald in unserer hiesigen Musikwelt; die heterogensten Elemente traten zusammen und die Kunst zeigte auch da wieder ihren göttlichen Einfluß, indem sie theils Menschen zusammen brachte, welche sich vorher ganz fremd geblieben waren, theils unter andern das schon längst bestehende Band der Zuneigung inniger flocht. Wie wohlthätig ist es nicht für den Beobachter, wenn in einer Welt, welche man als selbstsüchtig schildert, die Opfer, welche gemeinnützige Unternehmen erheischen, immer zahlreicher werden und es sich unverkennbar zeigt, daß alles Gute und Schöne leicht Unterstützung findet, wenn es nur in einer gefälligen Form vorgetragen wird. Eine dritte auffallende Bemerkung war die Betriebsamkeit, welche Jedermann bewies, um Theil an diesem Musikfeste zu nehmen. Während zum Besuch von andern Konzerten die Zuhörer nur mit der größten Mühe zu bringen sind, so waren hier, sobald die Ankündigung und Feststellung in öffentlichen Blättern erschien, in 24 Stunden schon alle Logen bestellt und in wenigen Tagen auch alle übrigen Plätze in dem sehr geräumigen Schauspielhause, und dies zwei volle Monate vor dem Konzerte.

Friedrich Schneiders herrliches Oratorium, **das Weltgericht**, wurde zur Aufführung des ersten Tages bestimmt. Obgleich schon früher in der Kirche und im Konzerte Mehreres davon war gehört und gewürdigt worden, so rümpften doch Viele die Nase, wie man es nur wagen könne, ein Publikum, und vollends ein so zahlreiches, mit einem so trockenen, monotonen Konzerte zu langweilen, wie die Aufführung eines Oratoriums zu versprechen schien. Wie ganz anders war aber das Urtheil, als dieses treffliche Werk gehört wurde. Nun erkannten und fühlten erst die Meisten, was eigentlich wahre Musik sey. Einen ganz neuen, noch nie empfundenen Genuß gewährte ihnen das Zusammenwirken von beinahe 400 Executanten, worunter allein 180 Sänger waren, welche dieses herrliche Werk mit Liebe und dem schönsten Zusammenklang ausführten. Es hätte aber auch kein besseres Werk gewählt werden können, als gerade dieses, in welchem der Verfasser so schön die Klassizität der ältern Komponisten mit dem phantasiereichen Aufschwung der neuern verband. Nur ein solches Werk war fähig, den nöthigen Eifer aufrecht zu erhalten, welchen das Einstudiren erforderte. Man bedenke, daß die für die Proben bestimmte Zeit einen Raum von vollen drei Monaten einnahm und daß solche gerade die Faschingszeit in sich begriff, wo besonders die mitwirkenden Damen manches Opfer bringen mußten.

Der Freitag, 9. April, war der zum allgemeinen Eintreffen bestimmte Tag. Eine Kavalcade von ungefähr 60 Reitern nebst einer Menge Wagen, wovon einer mit vollständiger Blechmusik besetzt war, holte die ankommenden Liebhaber des Oberrheins in Grafenstaden, 1½ Stunde von hier, ein. Nach dem herzlichsten Willkommen von beiden Seiten fuhr der Zug durch die zahlreiche Volksmenge, welche vor den Thoren versammelt war und alle Straßen anfüllte, nach dem Schauspielhause, wo das Quartieramt aufgeschlagen war. Einen sehr originellen Anblick gewährten die vollgepackten Diligencen und Postchaisen, welche an einem Theater anfuhren und hier ihre Ladung abgaben. Aufs Neue ertönte Musik und Vivat. Freude erfüllte alle Gemüther und unter den aufrichtigsten Herzensergießungen zertheilte sich die Menge.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 168.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Juli 1830.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Schiller.

Die Gemsenjagd in den Schweizeralpen.

Ich hatte im Sommer 1821, gleich tausend Reisenden, auf den gewöhnlichen Pfaden die Schweiz bereist, und die Gemsen kannte ich nur von den Wirthstischen her. Das Jahr darauf entschloß ich mich, auch die verborgeneren, nicht am Wege liegenden Schönheiten des Gebirgslandes zu besehen, und brach mit einem Freunde nach Graubündten auf, zugleich in der Absicht, wo möglich uns den Genuß der Gemsenjagd zu verschaffen.

Das Engadin und Veltlein ist gegenwärtig der klassische Boden der Gemsenjagd; nur hier noch sind diese Thiere so zahlreich, daß der Jäger hoffen kann, für Mühe und Gefahr belohnt zu werden. Wir hatten uns einige Tage im Engadin aufgehalten und machten uns nun auf, dem berühmtesten Gemsenjäger weit und breit unsern Besuch abzustatten. Er heißt Marchietti Colani, und man erzählt sich Wunderdinge von ihm. Er hielt ein schlechtes Wirthshaus auf dem Berninaberg, am Paß, der aus dem Engadin ins Veltlein führt. So schlecht wir hier aßen und schliefen, hielten wir uns doch drei Tage auf; denn wir wußten wohl, daß wir in einem Lande waren, wo es Gemsen genug gibt, und bei dem Manne, der besser als Jemand in der Welt im Stande war, uns das Vergnügen der Jagd zu verschaffen, wenn er anders wollte. Die Vorschläge, die wir ihm deßhalb machten, schienen ihm aber nicht recht zu behagen, und er maß uns mit mißtrauischen Blicken, die erst am Tage unserer Abreise wieder freundlich wurden.

Marchietti ist kein gewöhnlicher Mensch; im Schlimmen wie im Guten steht er auffallend über seiner Umgebung. Als Jäger ist er ganz ohne Nebenbuhler. Sein Vater, ein berühmter Gemsenjäger, weihte ihn frühzeitig in die Geheimnisse seiner Kunst ein, und er schoß eine Gemse, ehe er noch zwölf Jahre alt war. In seinem ganzen Leben hat er, seiner eigenen Schätzung nach, etwa fünfhundert erlegt. Eines Tags schoß er sieben auf einmal von einer Heerde, die er in einer sackförmig geschlossenen Schlucht traf, wo sie nur dadurch entkommen konnten, daß sie gewaltsam durch den Eingang brachen, wo er sich aufgestellt hatte, was nur dreien oder vieren gelang, denen die Verzweiflung den Muth dazu gegeben hatte.

Marchietti ist etwas unter Mittelgröße, ausnehmend kräftig und gewandt. Er schießt so sicher, daß man ihn an den Preisschießen in der Nachbarschaft nicht Theil nehmen läßt. Man glaubt nicht anders, als er schieße mit verherten Kugeln, und allgemein heißt er der Herenmeister. Kein Mensch zweifelt daran, daß er sich dem Teufel verschrieben hat; aber außerdem, daß ihm der Böse hilft, hat er auch noch eine vortreffliche Doppelbüchse und ein sehr gutes Fernglas, mit dem er das Wild in der Ferne beobachtet. Da er weit von einer Stadt wohnt, so muß er alle Handwerke für sich treiben, und er bringt fast ohne Werkzeuge eine Menge Arbeiten zu Stande,

Digitized by Google

wie der beste Zimmermann oder Schlosser; von allem weiß er etwas; da er aber lediglich keine Erziehung genossen hat, so sieht man mit Bedauern, wie sich hier ein kräftiger Geist in den Banden der Unwissenheit sträubt, die er zerreißen möchte, die ihm aber zu stark sind. Leider hat er sehr heftige Leidenschaften, und von irgend einem Grundsatze, der sie im Zaume hielte, ist nicht die Rede. Lang ist das Verzeichniß von Verbrechen aller Art, die man ihm Schuld gibt. Gewiß ist es, daß er zwei Weiber und von jeder mehrere Kinder hat; noch nicht lange machte er den Versuch, ob sie nicht unter Einem Dache sich vertragen könnten; er fand aber bald, daß dieß nimmermehr angehe, und jagte eine wieder fort. Ferner ist es gewiß, daß er wenigstens Einmal einen Tyroler erschossen hat, und seine Nachbarn schreiben ihm noch ein Paar Dutzend andere Mordthaten zu, die alle ungestraft geblieben sind. Er hat ein Zimmer in seinem Hause, in welchem Flinten, Messer und andere Gegenstände von Tyroler Arbeit hängen, welche für jene Beschuldigung zu sprechen scheinen; denn nie sah man ihn etwas der Art kaufen, und daß er die Sachen geschenkt bekommen, glaubt Niemand. Indessen hat man hier wohl, wie immer, den Teufel schwärzer gemalt als er ist. Da er auf der Grenzscheide von Italien, Tyrol und Graubündten lebt, so würden die Berge umher, in denen er das Jagdrecht ausschließlich für sich in Anspruch nimmt, nie leer von streifenden Jägern, wenn er sie nicht durch den Schrecken, den er der ganzen Nachbarschaft einzuflößen gewußt hat, ferne hielte. Er weiß gar gut, in welchem Rufe er steht, und da ihm sein Verstand sagt, daß dieß seinen Absichten förderlich ist, so gibt er sich alle Mühe diesen Ruf zu erhalten. Er versicherte mich, er würde nie einen Tropfen Menschenblut um einer Gemse willen vergießen; kommt ihm aber zu Ohren, daß ein Fremder auf dem Gebiete jagt, das er einmal stillschweigend als sein Eigenthum betrachtet, so läßt er ihm sagen, wenn er sich noch einmal blicken lasse, könnte es leicht geschehen, daß man nichts mehr von ihm hörte: daher sieht man auch im wilden Gebiete, wo Marchietti haust, so selten einen Wilddieb als im sorgfältigst bewachten Park. Er schlägt die Zahl der Gemsen in seinen Bergen auf zweihundert an, die Jahr für Jahr vierzig Junge geben; etwa ebensoviele werden jährlich geschossen. Er spielt eigentlich den König in der Gegend, und ganz charakteristisch ist, daß er einmal Napoleon besuchen wollte, in dem er einen Geistesverwandten zu erkennen meinte; alles war schon zur Reise gerüstet, da erfuhr er die Niederlage in Rußland und gab seinen Plan wieder auf.

Wir begleiteten ihn zwei Mal auf die Jagd. Am ersten Tag führte er uns zu einer hohen, rings von Gletschern umgebenen Felsenmasse. Von der Spitze derselben hatten wir die herrliche Aussicht auf den Bernina, die benachbarten Berge und den ungeheuren Gletscher, der sich daran heraberstreckt. Auf dem Wege dahin fiel mein Freund in eine Eisspalte, die mit frischgefallenem Schnee bedeckt gewesen war. Ich werde nie vergessen, wie mir zu Muthe war, als auf einmal mein Gefährte verschwand und an der Stelle, wo er gestanden hatte, blos ein Alpstock auf dem Schnee lag. Rasch lief ich hinzu, verzweifelte aber daran, den Unglücklichen zu retten, denn diese Spalten sind häufig mehrere hundert Fuß tief; zu meiner unaussprechlichen Freude fand ich indessen, daß es ihm gelungen war, sich sechs bis acht Fuß unter der Oberfläche des Gletschers zu halten. Die Gletscher sind gewöhnlich nach allen Richtungen von Spalten von verschiedener Länge durchzogen, die in der Mitte breit, an beiden Enden schmal sind. Mein Freund war gerade am Ende der Spalte hineingefallen; ein Paar Schritte weiter, und es war um ihn geschehen; denn wäre er auch nicht zu todt gefallen, so hätte er vor Kälte und Hunger umkommen müssen. Er stemmte sich mit aller Kraft an die beiden Eiswände und durfte weder Hand noch Fuß rühren, wenn er nicht in den Abgrund stürzen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen und Skizzen.

Ueber alte und neue Geschichtschreibung, große Männer und Vaterlandsliebe.

(Fortsetzung.)

Dieser Geisterbund ist ein schönerer und heiligerer, als der Fürsten- und Völkerbund neuerer Zeit, obgleich auch dieser im Alterthume nie möglich gewesen wäre, und überhaupt seines Gleichen nicht aufzuweisen hat als in den Kreuzzügen, die aber ja auch nichts anderes waren, als, nach damaligen Begriffen, Rettung der edelsten Güter der Menschheit und des Christenthums. Die Völkerstimme Europas ruft jezt: Menschenrechte selbst dem Sklaven und Abschaffung des Sklavenhandels, mag er in den westindischen Zuckerpflanzungen oder in dem niedergetretenen Hellas seufzen. Was würde ein Alter dazu sagen, und was würde aus dem Staate eines Platon und Aristoteles werden, wenn man zu ihrer Zeit so hätte reden, so handeln wollen? Zwar sind auch zu unserer Zeit manche solcher Stimmen Nothschreie, die nicht recht von Herzen kommen, und unter der Hand spielt man der Menschheit so mit, wie man eben kann. Allein es ist schon viel, unendlich viel gewonnen, daß man vor der allgemeinen Stimme Scheu trägt und das Brandmal der Menschheit fürchtet. Nimmt man allmählig den Schein der Menschlichkeit an, so wirkt dieser fast wie Wirklichkeit; denn unmenschliche Thaten müssen dann, wo nicht vermieden, doch versteckt werden. Kurz, sonst fühlten sich Griechen und Römer als Griechen und Römer; jezt fühlen sich auch noch Deutsche, Franzosen,

Engländer u. s. w. als solche; aber sie fühlen auch ihre gegenseitige Ehre als Menschen überhaupt, und achten und verachten sich nach den höchsten Gesetzen der Sittlichkeit, was im Alterthume nicht der Fall war. Ob sich alles dieses auf den Geschichtschreiber anwenden läßt? Wohl keine Frage. Auch an ihn macht nicht sein Volk, sondern die Menschheit gleiche Ansprüche, und ein deutscher, französischer oder sonstiger Geschichtschreiber, der engherzig sein Vaterland, wie der Hahn seinen Misthaufen ansehen würde, möchte mit Recht wohl wenig Beifall finden. Die Völker wohnen und wohnten neben einander, wie Nachbarskinder, verkehren mit einander in Liebe und Hader, handeln und wandeln, geben und nehmen, und modeln sich oft unbewußt Eines nach dem Andern um. Diese Völkerbewegungen, die wie Flußströmungen immer Ansatz nachlassen, diese Lebensregungen, Verkettungen, Verwandlungen hat der neuere Geschichtschreiber zu beachten, selbst in der alten Geschichte, die in ihrer Selbstgenügsamkeit mit ihrer Volksthümlichkeit gerade von dieser Seite ihre größten Mängel hat, während aus derselben Quelle auch ihre größten Vorzüge stammen. Ob es schwer ist, diesen Zusammenhang des Lebens, das oft so unsichtbare Fäden spinnt, klar darzustellen, und Völkerschicksale so sicher zu entwirren, als die Schicksale eines Volkes, bleibe dahingestellt; genug, alte und neue Geschichte geht von verschiedenen Standpunkten aus, und so wenig es abgetrennte Völker gibt, wie im Alterthume, eben so wenig kann es auch eine abgetrennte Geschichte der Völker in seinem Sinne geben. Ob hier nun Jedem der geschichtliche Blick gegeben ist, oder ob wir Neuere in der Sucht, Alles zu fassen, nicht vielleicht Luft fassen, und, um den Fehler der Engsichtigkeit zu vermeiden, nicht leicht in den Fehler neblichter Weitseherei verfallen, kann uns wenig kümmern; denn der Geschichtforscher scheint mir eben so wie der Dichter geboren werden zu müssen, und die denkenden Geschichtschreiber kann man auch bei den Alten an den Fingern herzählen.

Leicht könnte uns nun aber Einer den Vorwurf machen, zumal in unsrem lieben Deutschland, wo es so viel Deutschthümelei und von jeher so wenig Vaterlandsliebe gab: solche Ansicht der Geschichte zerstöre die Vaterlandsliebe, das Volksgefühl und wie sonst die Namen heißen mögen. Man könnte leicht antworten und sagen: hat es der Geschichtsforscher mit der Vaterlandsliebe oder mit der Wahrheit zu thun? Wehe seiner Wahrheitsliebe, wenn sie sich nach dieser andern Liebe bequemen muß! Aber auch hierüber einige Worte. Es ist oft bemerkt worden, daß die alten Staaten mehr große Männer und mehr Beispiele von Vaterlandsliebe aufzuweisen haben als die neuere Zeit. Es mag wahr seyn, denn kein Plutarch streicht die großen Männer mehr heraus, und wenn es auch Zeitgenossen gibt, so sind diese noch nicht durch den Rost des Alterthums heilig geworden, ihr Text ist noch nicht verstümmelt, verbessert, bekrittelt, bezweifelt, hundert Mal herausgeben, kurz, noch nicht klassisch geworden; denn die Herrn Gelehrten lieben und lesen gewöhnlich keine Zeitgenossen als sich. Aber mag es auch wahr seyn (woran kein braver Genosse seiner Zeit, besonders unserer, so vielfach bewegten, gerne glaubt), so hätte die Sache wieder ihren guten Grund. Um bei den großen Männern anzufangen, fragen wir ganz einfach: wo ist es schwerer, ein großer Mann zu seyn und sich auszuzeichnen, in Rom, Athen, Sparta, Theben? oder im preußischen, jedem andern deutschen, französischen, englischen oder gar russischen Staate? Ein Adler in der Stube ist ein gar gewaltiges Thier, in freier Luft wird er kaum bemerkt, und bleibt doch immer derselbe gewaltige Adler. Sagen wir also besser: in unsern neuern Staaten tritt der große Mensch mehr zurück, in den alten Staaten, d. i. Städten, tritt er überall vor und ins Licht, und dazu mit persönlicher Gegenwart. Was wir an großen Männern besitzen, wird die Nachwelt am Besten würdigen; was das Alterthum besaß, genoß es in der Wirklichkeit, zumal seine Verfassung eine öffentliche war. Ob es ferner leichter ist, in einer Stadt oder in einem Staate sich auszuzeichnen, alle übrigen Verhältnisse des Alterthums ungerechnet, beantwortet sich von selbst. Die alten lombardischen, die deutschen Reichsstädte hatten eben so gut ihre großen Männer und Volksführer als Griechenland und Rom, nur daß sie leider, statt gepriesen, vergessen werden; aber man setze sie in den großen Staatenverband neuerer Zeit, und sie selber verschwinden nicht nur unbeachtet, sondern sogar ihre Städte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Strasburg, Juli.

(Beschluß.)

Das Strasburger Musikfest.

Sonntags vereinigte sich die Mehrzahl der ausübenden Dilettanten zu einem großen Bankett, welches der ungeheuchelste Frohsinn und die größte Herzlichkeit zu einem wahren Familienmahle machten. Ein Toast verdrängte den andern, und von den Gefühlen der Freude und Freundschaft beseelt, verließen die Theilnehmer sehr spät den Versammlungsort. Am andern Morgen frühe hatte die Generalversammlung aller Liebhaber und Künstler des Ober- und Niederrheins statt, um die provisorisch aufgesetzten Statuten des zu bildenden elsässischen Musikvereines Punkt für Punkt durchzugehen. Abends um halb sieben Uhr begann die Aufführung des ersten Konzertes, welches das Weltgericht ganz allein ausfüllte. Einzig war die Wirkung, welche dieses herrliche Werk auf ein Publikum von beinahe 2000 Menschen hervorbrachte; einzig war aber auch der Anblick, welchen sowohl das festlich geschmückte

Digitized by Google

Publikum selbst, als die übrige Ausschmückung des Lokals dem Zuschauer gewährten. Eine solche glanzvolle Versammlung ist gerade wie ein schöner Rahmen um ein vortreffliches Gemälde und dient nur dazu, seine einzelnen Schönheiten noch mehr herauszuheben. Einen eben so glanzreichen Anblick bildete auch das sehr geschmackvoll und zweckmäßig gebaute Orchester, welches amphitheatralisch sich erhob und die ganze Bühne einnahm. An den Wänden waren sehr sinnreich die Wappen derjenigen Städte angebracht, aus welchen mitwirkende Dilettanten gegenwärtig waren. Mit Geist und Seele wurde das ganze Werk aufgeführt, mit Begeisterung aber auch von dem Publikum genossen. Wie manche interessante Aeußerung erklang nicht, wenn die Stimmen der Engel, welche mit einer Reinheit ausgeführt wurden, die bewunderungswürdig war, die Seelen der Zuhörer gleichsam zum Himmel erhoben, während die Ehöre der Höllengeister und Verdammten sie mit Entsetzen erfüllten.

Entzückt verließen alle Anwesenden das Konzert, und waren schon mit dem Vorschmacke des Genusses erfüllt, welchen ihnen die Aufführung des zweiten Konzertes am folgenden Tage versprach. Auch wurde diese Erwartung in hohem Grade erfüllt. Noch nie hatte unser Publikum die Wirkung empfunden, welche ein zahlreiches, wohl eingeübtes Orchester hervorbringen kann. Die beiden Orchesterstücke, die Symphonie von Beethoven aus Odur, welche das Konzert eröffnete, und die herrliche Ouvertüre aus Webers Oberon, am Anfange des zweiten Theiles, wurden mit einer Präcision und einem Glanze, besonders rücksichtlich der Violinen, aufgeführt, welche den Zuhörer überraschten. Er glaubte sich im Geiste nach Paris, Wien oder sonst in eine große Hauptstadt, versetzt. Die drei Solostücke bestanden in Variationen für die Violine, komponirt und gespielt von dem jungen talentvollen Salomon Waldteufel, einem kaum achtzehnjährigen Jünglinge, der schon auf einer außerordentlich hohen Kunststufe steht; in einem Violoncellkonzert, komponirt und vorgetragen von Musikdirektor Burgmüller in Mülhausen, und endlich in einem Konzertino für die Oboe von unserm Landsmanne Vogt, erstem Hoboisten an der königlichen Kapelle zu Paris, welchen Vaterlandsliebe bewog, unser Musikfest mitzufeiern. Wem in der musikalischen Welt ist der Ruf dieses großen Künstlers unbekannt? Noch selten hat ein Künstler so tief den Geist der Oboe, dieses von Natur ganz naiven und poetischen Instrumentes, aufgefaßt wie Vogt.

Alle Arien und isolirte Gesangstücke waren aus einem Konzerte verbannt, dessen Zweck nur gemeinschaftliches Zusammenwirken war, und nur Ensemblestücke bildeten die Vokalpartie des zweiten Konzertes. Das erste dieser Stücke war das Finale des ersten Aktes des Tancred, das zweite Chöre aus der Preciosa, mit Begleitung einer durch einen hiesigen Liebhaber arrangirten Blechmusik; das dritte und zugleich Schlußstück des ganzen Konzertes war eine zu Ehren des Elsasses gedichtete Hymne, in Musik gesetzt von Hrn. Juvin, unserm verdienstvollen Violinlehrer an der vor einigen Jahren gestifteten Violinschule. Das Ganze bestand aus Chören und mehreren Sologesangstücken, mit Begleitung des vollen Orchesters. An ein Gelegenheitsstück, und vollends ein solches, welches in der größten Eile mußte verfertigt werden, darf nie der Maßstab einer strengen Kritik gelegt werden.

Ein glänzender Ball krönte am dritten Abend mit Jubel und Freude alle diese Feierlichkeiten. Er hatte ebenfalls im Schauspielhause statt, und es war allerdings kein geringes Unternehmen, in einer Nacht das ganze Orchester abzubrechen, den Ballboden einzurichten und die übrige Ausschmückung zu besorgen; auch durfte dabei keine Minute verloren werden, und die letzten Hammerschläge ertönten noch, als schon die geputzte Menge sich hereindrängte. Wie durch einen Zauberschlag war Alles umgewandelt; die Wappen zierten nun die untern Logen, eine äußerst geschmackvolle Draperie mit den Stadtfarben umgab die höheren Logen, kurz, der ganze innere Raum war mit Eleganz, Pracht und Geschmack verziert.

Die nächste Vereinigung wird wahrscheinlich in Colmar in den Pfingstfeiertagen von 1831 statt haben. Schon freut sich Alles darauf, und es ist vorauszusehen, daß die Liebe zur Kunst, welche den Oberrhein stets auszeichnete, auch dort schöne Früchte tragen wird.

Paris, Juli.

Der Prozeß wegen Couriers Ermordung.

Nun ist eben der zweite Kriminalprozeß wegen der Ermordung des berühmten Schriftstellers Paul Ludwig Courier geendigt, und auch diesmal ist Niemand als schuldig verurtheilt worden; allein die Wahrheit schimmert doch hindurch, so dunkel die Thatsachen auch dargestellt werden. Bekanntlich lebte Courier mit seiner Familie auf seinem Landgute zu Veretz, von wo aus einige seiner witzigen und originellen politischen Flugschriften datirt sind. Leider lebte er mit seiner Frau, einer Tochter des bekannten Gelehrten Clavier, der auch Richter am Kassationshofe war, in keinem guten Einverständnisse. Obschon sie eine Frau von vielem Geiste ist, so scheinen ihre Neigungen sehr gemein zu seyn; Courier hatte die Ueberzeugung, daß sie heimliche Einverständnisse mit den Leuten habe, die er auf seinem Landgute besoldete; er hatte einigemal den Vorsatz geäußert, sich von ihr zu trennen und sie wegen schlechter Aufführung in ein klösterliches Haus führen zu lassen. Dies wußte die Frau und klagte darüber in heimlichen Briefen an die Leute auf dem Landgute. Hiervon sind Beweise vorhanden. Unter so bewandten Umständen nun wurde Courier eines Tages, als er seinem Förster den Auftrag ertheilt hatte, ihn in seinem Gehölze nicht weit von Veretz einzuholen, in eben diesem Gehölze todt geschossen. Man fand seinen Leichnam erst am andern Tage; der Verdacht fiel natürlich auf den Förster; man zog diesen ein, und hier mögen die Richter wohl sogleich das schändliche Gewebe durchschaut und aus Rücksicht für Claviers Familie gefürchtet haben, das Geheimniß zu enthüllen. Der Förster ward vor Gericht gezogen und die Wittwe Courier bei diesem Kriminalprozesse verhört. Sie sprach mit solcher Gewandtheit, und wußte so geschickt allen Anschein von Mitschuld zu entfernen, daß die Richter sie nicht mit in den Kriminalprozeß ziehen konnten, und da auch kein Zeugniß wider den verdächtigen Förster vorhanden war, so ward dieser freigesprochen. Der Ausgang dieses Prozesses gab zu mancherlei Gerede in Frankreich Anlaß. Man äußerte die Vermuthung, die Ultrapartei habe Courier ermorden lassen, um sich eines gefährlichen Schriftstellers und Gegners zu entledigen, der dieser Partei gewaltig viel zu schaffen machte. Die Folge hat jedoch gelehrt, daß diese Vermuthung völlig ungegründet war. Freilich stehen die beiden Partheien feindlich einander gegenüber und beschuldigen sich wechselseitig oft arger Dinge; allein zu Mordthaten ist doch keine von beiden fähig, und ihr Gefecht besteht blos in einem sehr lebhaften Federkriege und in dem Streben, einander das Staatsruder aus den Händen zu reißen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 169.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Juli 1830.

— Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit,
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

Schiller.

Betrachtungen und Skizzen.

Ueber alte und neue Geschichtschreibung, große Männer und Vaterlandsliebe.

(Beschluß.)

Demosthenes und Cicero regten ihr Volk auf und retteten es; wie wollte es ein zehnfacher Demosthenes jezt anfangen, wenn seine Stimme nicht reicht vom Aufgange bis zum Niedergange? Ich denke, er wird es bleiben lassen. Setze den Cäsar, der in einem Flecken lieber der Erste als zu Rom der Zweite seyn wollte, nach Frankreich, nach Paris, und er hat Mühe, Abgeordneter oder gar Minister und doch immer ein Gleicher unter Gleichen zu werden. Keineswegs sey dieß gesagt, um die Größe des Alterthums zu verunglimpfen; denn sittlich große Menschen (von Glücks-großen Menschen kann ohnehin nicht die Rede seyn) sind ehrenwerth, gleichviel, ob in der Hütte oder auf dem Throne, in Rom und Athen oder in den indischen Wüsten. Aber erforderte es schon ein großes Maaß sittlicher Kraft, um in den alten Staaten oder vielmehr Städten ausgezeichnet zu seyn, wo Alles mit den schärfsten Umrissen nahe gerückt war, ist nun nicht ein größeres Maaß nothwendig, um in unsern größern Staatsvereinen bei höhern Zwecken und zugleich Mitteln bemerkt zu werden? Von sonstigen Verhältnissen, welche die Entwicklung der Alten im Gegensatze zu unserer Zeit begünstigten, wollen wir nicht einmal reden; aber so viel ist gewiß, wie zu Rom und Athen die tüchtigen Männer ihrer untergebenen Städte (und welche Stadt und Zeit hätte nicht ihre herrlichen Kraftmänner?) nicht genannt wurden, sondern spurlos und ruhmlos untergingen, so würden Rom und Athen als Bestandtheile gegenwärtiger Staaten sich gleich andern Städten verhalten. Aber schon zu viel ist von dieser Sache geredet. Andere Ursachen, andere Wirkungen, und es ist Thorheit, fremdartige Zeiten und Menschen mit Anforderungen zu vergleichen, oder vom Kirschbaume zu verlangen, daß er Aepfel trage, oder vom Griechen und Römer, daß er ein christlich großer Mensch seyn solle und umgekehrt. Vor den großen Männern alter wie neuer Zeit wollen wir uns beugen; denn die sittliche Kraft fordert Achtung, welchen Namen sie auch trage.

Aber die Vaterlandsliebe! Auch hier scheint es mir, als ob es keines langen Streites bedürfe. Jedem Menschen, wie ich glaube, ist die Vaterlandsliebe wie Vater- und Mutterliebe angeboren; das väterliche Haus, der Ort und das Land unserer Kindheit bleiben unsre ewigen Lieblinge. Nicht blos den Schweizer zieht es mit unnennbarer Gewalt zu seinen Bergen zurück, sondern auch das flache Geburtsland, selbst die unfreundliche Wüste übt ihre Allmacht über ein wohlgeordnetes, fühlendes Herz. Von dieser Vaterlandsliebe aber, dem Kinde süßer früher Angewöhnung, mit allen Reizen jugendlicher Träume ausgeschmückt, kann hier natürlich nicht die Rede seyn; sie war und ist bei Allen gleich. Es handelt sich von jener thätigen Liebe, die wirksam überall für das Wohl der Heimath und, wo es Noth that, sich aufopfernd, Kräfte,

Güter und Leben für das Gemeinwohl hingibt. Allein untersuchten wir diese allerdings edle Vaterlandsliebe genauer, so würde es sich bald ergeben, daß sie nicht nur mit den zartesten Gefühlen, mit dem Drange der Selbsterhaltung an unser und der Väter Daseyn geknüpft, endlich mit allen geschichtlichen und noch bestehenden Lebensverhältnissen zusammenhängt, sondern daß sie vielmehr und vorzüglich auf dem Bewußtseyn edler Pflicht beruht, das heißt auf der Erkenntniß, daß der Einzelne nichts ist als ein Glied in der Kette des Ganzen, in welcher jeder nach seiner Stellung halten und tragen muß. Es wird aber jeder leicht eingestehen, daß in der alten wie neuern Zeit der große Haufe gleichmäßig viel dachte, also diese Erkenntniß damals, wie jezt, nur in den edelsten Gemüthern wohnen konnte. Hier möchte man wieder behaupten können: es war, wie es ist, denn die Menschheit mit ihrem Guten und Schlechten bleibt sich so ziemlich gleich, und auch im Alterthume sehen wir neben der edelsten Aufopferung die niederträchtigste Feigheit und Feilheit, wie die wandelbaren Wolken des Aristophanes uns so schön belehren. Aber dennoch möchte ich behaupten: die Vaterlandsliebe tritt bei den Alten schärfer heraus als in neuerer Zeit. Worin mag also der Grund liegen? Die alten noch überlebenden Reichsstädter, wie hängen sie noch jezt an ihrem Vaterlande, oder vielmehr ihrer Vaterstadt! Und sind Athener, Römer u. s. w. etwas anderes als Reichsstädter? und ist ihre Vaterlandsliebe vielleicht etwas mehr als Vaterstadtliebe? Thrasybulos, Pelopidas, Decius mögen für mich antworten. Was der Mensch kennt und mit seinen Gefühlen, wie Kräften erreichen kann, das liebt er am stärksten. Das Haus mit Weib und Kind, die gekannte Stadt und Nachbarschaft haften darum an unserer Seele mit tausend Hacken. Im Unbekannten und Weiten verspreizt und verliert sich das Gefühl, und ein großes Vaterland, wie das römische Reich etwa, wird gewiß gleich dem lieben Herrgott am kältesten geliebt, wenn nicht andere Gefühlshebel auf andere Weise das Feuer anschüren. Für den eigenen Herd kämpft auch der Wackere am wackersten, und so möchte auch in diesem Betrachte alte und neue Zeit sich wieder gleich stehen, und der Pariser und Berliner, Wiener und Mailänder ist im Ganzen in seine Heimath eben so verliebt, als es nur ein Alter seyn konnte. Und dennoch wiederhole ich's: die Vaterlandsliebe scheint im Alterthume größer gewesen zu seyn. Wie so? Gehen wir auf unsere frühern Behauptungen zurück, und wir werden finden, daß die Sache tiefer liegt, und die Ursache weniger in uns, als in dem Wesen und in den Folgen des Christenthums zu suchen ist. Was bezweckten die Alten? Abgeschlossenes Bürgerthum. Verfassung und Religion wirkten auf dieses eine Ziel hin, der Krieg, meist zerstörender Art, sonderte nur um so schärfer, und der Handel, jezt neben der Druckerpresse das herrlichste und freundlichste Band der Völkergeselligkeit, mochte auch nicht viel näher bringen, wenigstens hat uns die Geschichte der Karthager, Tyrier, Milesier, Athener, Syrakuser keinen Beweis aufzuzeigen. Im Gegentheil, wie Spaniens Handel mit der neuen Welt die Ureinwohner vernichtete, so scheint auch Athens Handel mit Thrake, Karthagos mit Sicilien und Sardo gewirkt zu haben. Was bezweckt hingegen das Christenthum? Etwas, was einem Staate, einem Orte, einer Zeit nüzt? Nein, nur das allgemeine Sittengesetz, Menschlichkeit, in die Brust jedes Menschen gelegt, welchem Alter und welcher Zeit, welchem Staate und welcher Zunge, welchem Stande und welcher Bildung er immer angehöre. Bürgertugend war dem Alten das Preiswürdigste, wir kennen eine höhere Menschentugend, welche die bürgerliche einschließt. Heide oder Erwählter, Kind oder Gelehrter, Mittelalter oder neues Jahrhundert, Alles ist gleich vor Gott, und seinen Feinden Gutes thun, was bei den Alten Verrath am Vaterlande gewesen wäre, ist hier höchste Tugend. Zwar gibt es ein gemeinsames Vaterland, aber das ist nicht von dieser Welt, und ist es auf dieser Welt, so ist es nur in solchen Herzen, die in ihren Gedanken ein Tempel des Geistes sind und in ihren Werken Thatzeugen christlicher, d. i. menschlicher Tugend. Haben darum manche gesagt: das Christenthum wirke wenig auf die Beförderung der Vaterlandsliebe, so stimme ich leicht bei; aber ist dieß etwa ein Verlust, und werden wir nicht durch eine weit höhere Liebe schadlos gehalten? Ueberhaupt schwazt man so viel von Vaterlandsliebe; allein wird der ächt-sittliche Mensch je ein Verräther am Vaterlande werden können, der die Sache der Menschheit nicht verräth? Er wirds nie können, aber wohl ein Alcibiades und Koriolanus. Der Alte stand in seinem Staate und seiner öffentlichen Verfassung meist handelnd da, als Einzelner seiner Stellung und seines Gewichtes sich wohl bewußt; in religiöser Hinsicht war er fast nur leidendes Werkzeug hergebrachter Formen, und nur in diesen Formen bestand sein Gottesdienst. Im Christenthum ist die Sache umgekehrt. Selbst in den freiesten und öffentlichsten Verfassungen kann der Einzelne nie mit solcher Entschiedenheit und Bestimmtheit auftreten; in religiöser Hinsicht aber steht er frei und selbstständig da, obgleich die Eigensucht und falsche Götzendiener uns auch oft Aeußerlichkeiten für Religion und geweihtes Wasser für geweihte Thaten empfehlen wollen. Nimm dem alten Römer, Athener, Spartiaten sein Rom, Athen, Sparta, und er ist vernichtet; mit dem Vaterlande verliert der Flüchtling nicht nur seine Bedeutung als Bürger, sondern als Mensch. Der Christ wandre ins Elend, wenn überhaupt der sittlich-kräftige Mensch ins Elend wandern kann: überall findet er ein neues Vaterland, wo Menschenwerth und Menschentugend wie in der Heimath geachtet sind. Wir könnten die Sache noch

Digitized by Google

weitläufiger auseinander setzen; doch für den Denker ist genug gesagt, und für den Nichtdenker wird keine Ewigkeit genug sagen, um ihm zu beweisen, daß es unverständig ist, von verschiedenen Zeiten, Völkern, Ländern Entwicklungen, wie von zwei verschiedenen Bäumen, dieselbe Frucht verlangen zu wollen. Grieche kann nie Römer, Römer nie Grieche, der Christ keines von beiden werden, und sie zu vergleichen oder gar über ihren Vorzug zu streiten, führt so weit, als wenn man die Palme des Morgenlandes mit der Eiche des Nordens zusammenstellt. Jedes Land und jede Zeit hat ihr Eigenthümliches, dieß Eigenthümliche zu begreifen, ist Sache des Geschichtforschers, aber ein Thor, wer unter der Linie sucht, was nur am Pole gedeiht, und umgekehrt.

Kr.

Die Gemsenjagd in den Schweizeralpen.

(Fortsetzung.)

Ich weiß nicht, ob ich und der graubündtische Jäger, den wir bei uns hatten, meinen Freund aus dieser schrecklichen Lage hätten reißen können; zum Glück aber weiß Marchietti in solchen Fällen Rath. Wir sagten ihm, was geschehen war. „Könnt ihr ihn hören?“ war seine erste Frage, und als wir bejahten, fuhr er fort: „Könnt ihr ihn sehen?“ — „Er ist blos ein paar Fuß weit unten.“ — „Gut, gut, wartet nur!“ Er trat hinzu, ohne sich eben zu eilen, besichtigte die Spalte genau, hieb Kerben in das Eis und ließ sich zum Verunglückten hinab; darauf wand er ihm ein Schnupftuch um die Hände und zog ihn so leicht herauf, als wäre es ein Kind. Ich gestehe gerne, ich war noch nicht lange genug Gemsenjäger, als daß diese, wie mir schien, wunderbare Rettung mich nicht tief hätte erschüttern sollen, und dieser Unfall verdarb mir die Freude auf den ganzen Tag. Wir fuhren indessen fort zu jagen und wurden drei Gemsen ansichtig; aber Marchietti stellte uns so, daß uns keine zum Schuß kam, während es ihm leicht war, eine zu erlegen. Er entschuldigte sich damit, daß der Ort, wo die Gemsen waren, für uns nicht zugänglich gewesen sey; um ihm aber zu beweisen, daß er uns zu wenig zutraue, kletterte ich mit ihm in die Schlucht hinab, in die das Thier gestürzt war. Da hatte ich Gelegenheit, die Gewandtheit und außerordentliche Keckheit des Gemsenjägers zu bewundern. Einmal zog er seine Schuhe aus, um einen spitzen Felsen zu erklettern; nur eine Gemse hätte ihm nachklettern können.

Tags darauf gingen wir in die Berge, die sein engeres Jagdgebiet ausmachen. Die Gemse ist, wie alle Wiederkäuer, sehr lüstern nach Salz. Alle Monate legt Marchietti welches in eine Felsenspalte, und jedesmal findet er das Salz aufgeleckt und ringsum eine Menge Losung von Gemsen. Er kann darauf rechnen, daß er in der Gegend ein Paar Gemsen ansichtig wird, hütet sich aber wohl, sie hier zu schießen; er lauert auf sie weiter weg und erlegt sie ganz nach Gefallen. Wir sahen ihrer mehr denn vierzig in verschiedenen Rudeln, konnten aber nicht ein einziges Mal zum Schuß kommen, theils weil es uns unmöglich war, uns nahe genug zu schleichen, ohne sie zu verscheuchen, besonders aber, weil eine Aenderung des Wetters uns zum Rückzug nöthigte. Drei Stunden lang hatten wir ihre Bewegungen durch unsere Ferngläser beobachtet; unsere eigenen Beobachtungen und Marchiettis Bemerkungen über den Instinkt und die Lebensart der Gemsen hatten uns sehr angenehm beschäftigt, da bemerkten wir auf einmal große Bewegung unter den verschiedenen Rudeln, und nicht lange, so verließen sie den Platz, wo sie geweidet, aber bei weitem nicht so eilig, als wenn sie durch Menschen verscheucht werden. Es war herrliches Wetter, aus jenen Anzeichen aber schloß Marchietti, daß es sich ändern werde, und hieß uns nach Hause eilen; so rasch wir aber auch zuschritten, so brach doch, lange bevor wir das Wirthshaus erreichten, ein heftiges Gewitter gerade über uns aus.

So begann ich mich zum Gemsenjäger zu bilden. Im folgenden Jahr zu Anfang des Herbsts war ich wieder in der Schweiz, und mein nächster Zweck war dießmal, die große südliche Kette zwischen der Schweiz und Italien, die höchsten Alpen von Europa, wozu der Montblanc, der große Bernhard, das Matterhorn, der Monte Rosa gehören, zu besuchen, und in Chamouni hatte ich das Glück, eines Schauspiels zu genießen, das mich nicht weniger anzog als die Gemsenjagd. Gerade als ich hier war, unternahmen Doktor Clarke und Kapitän Sherwill ihre bekannte Besteigung des Montblanc, und ich begab mich auf den Breven, um aus der Ferne den Marsch der kühnen Bergsteiger zu beobachten. Ich hatte sie um sieben Uhr Morgens von Chamouni aufbrechen sehen und verfolgte nun vom Breven aus, mittelst eines Fernrohrs, ihren Marsch bis zu den Grands-Mulets, wo sie die Nacht zubrachten. Den folgenden Morgen sah ich sie ihren Weg bis auf die Spitze des Berges fortsetzen.

Ich beschloß, die ganze Kette des Montblancs zu durchwandern. Nachdem ich über den Col de Forclaz gegangen, kam ich eine Viertelstunde vom Bassin von St. Gervais zu einer sehr reinlichen Schenke. Hier verabredete ich mit zwei Jägern, Namens Jacquet, eine Gemsenjagd. Der jüngere begab sich nach Contamines, um die Vorräthe einzukaufen, deren wir bedurften, während mich der ältere auf einem langen Umweg durch die Berge zu einer Sennhütte führte.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Der Prozeß wegen Couriers Ermordung.

Ueber ein Jahr lang ward von der Ermordung Couriers nichts weiter gehört. Aber vor einigen Monaten gab ein ganz unerwarteter Umstand einiges Licht über die Missethäter. Eine Bauerndirne, welche mit einem Pferde durch den Wald zog, worin Courier war ermordet worden, sah ihr Pferd plötzlich sich sträuben, als sie an einen etwas offenen und lichten Ort des Waldes gekommen war, und dies veranlaßte, daß sie unwillkührlich ausrief: „Immer sträubt sich der Gaul so an dem Orte, wo ich Courier habe ermorden sehen.“ Dies wurde von Jemanden gehört und die Dirne erzählte nun, wie sie mit einem Bauernknechte sich wegen eines Liebesverständnisses in den Wald begeben habe, und wie sie, während sie daselbst versteckt waren, den Förster mit noch vier andern, die sie nannte und wovon einer bereits gestorben ist, auf Courier haben zukommen und ihn ermorden sehen. Diese Aussage wurde in kurzer Zeit ruchbar und gelangte zu den Ohren der Obrigkeit, welche gleich die Dirne verhörte und dann die drei des Mordes Beschuldigten einziehen ließ. Gegen den Förster Fremont konnte diesmal nicht gerichtlich verfahren werden, weil nach der französischen Gesetzgebung Jemand, der einmal wegen einer Beschuldigung freigesprochen worden ist, nicht wieder desselben Verbrechens halber vor Gericht gestellt werden darf. Nun ergab sich aber aus der Dirne Aussagen, daß gerade dieser Förster auf seinen Herrn einen Schuß gethan und ihn ermordet hatte, indeß die Uebrigen ihn blos zur Erde geworfen und seinen Leichnam umgekehrt hatten, um sich zu überzeugen, daß er wirklich todt sey. Der eigentliche Mörder konnte also frei umhergehen, indeß seine Helfer gefangen saßen und gerichtet werden sollten. Diesmal trieb ihn aber das Gewissen und die Aussage der Bauerndirne zu einem aufrichtigen Geständnisse seiner Mordthat; dennoch durfte er nicht wieder gerichtet werden. Entweder sind die Gesetze wirklich so abgeschmackt, daß sie in solchem Falle verbieten, den Thäter wieder vor Gericht zu stellen, oder die Richter legten die Gesetze so aus, um eine Untersuchung zu vermeiden, die auch andern Personen hätte gefährlich werden können. Genug, es wurde entschieden, der Förster Fremont könne blos als Zeuge, nicht aber als Mitschuldiger verhört werden. Mad. Courier wurde verhaftet, indem das Gericht Anzeigen wider sie gefunden haben wollte; allein acht oder vierzehn Tage darauf ward sie wieder freigelassen; es hieß, man habe keinen Beweis gefunden, daß sie mit den Verbrechern einverstanden gewesen sey. Seitdem erschien sie nicht einmal als Zeuge bei dem Prozesse, der übrigens auch nicht in ihrem Namen, sondern im Namen ihrer Kinder gegen die Mörder betrieben wurde. Einige Zeitungen versicherten sogar, sie sey nicht mehr in Frankreich. Welchen Grund hatte sie wohl, in diesem wichtigen Augenblicke ihr Vaterland zu verlassen? Ist diese Auswanderung gegründet, so ist sie wahrlich ein schlimmes Zeichen, und es hat allen Anschein, als ob man sie habe entschlüpfen lassen, mit dem Bedeuten, sie thue wohl, wenn sie sich so bald als möglich aus dem Staube mache.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Schweiz, Juli.

Oeffentlichkeit der Verhandlungen auf den Synoden.

Seit in fast allen Schweizerkantonen für die Verhandlungen der stellvertretenden souveränen Versammlungen, oder der sogenannten großen Räthe, die Oeffentlichkeit als Bedingung ihres wahrhaften Lebens, ihrer wohlthätigen Wirksamkeit und derjenigen Kontrolle, welche die Nation und ihre öffentliche Meinung über sie handhaben soll, gefordert und erzielt worden ist, sind nun die Vortheile dieser Oeffentlichkeit auch in andern Verhältnissen mehrfach erkannt und angesprochen worden; besonders geschieht dies in der reformirten Schweiz für jene jährlichen Versammlungen der Geistlichkeit in den Kantonen, die unter dem Namen der Synoden bekannt oder, richtiger gesprochen, unbekannt, fast durchaus in gehaltlosen Formen erstarrt waren und eben darum keine Theilnahme einflößten und von keiner solchen angeregt werden konnten. Im Lande Appenzell-Ausserrhoden hat der freisinnige und geachtete Pfarrer in Grub, J. Walser, zum erstenmale einen Bericht über das, was in der zu Ende Aprils in Trogen gehaltenen Synode verhandelt ward, bekannt gemacht. Einige Charakterzüge dieses Gemäldes dürften auch außer der Schweiz gerne gelesen werden. „Von nun an soll man wissen, was von uns gethan wird; der Geist der Zeit fordert Oeffentlichkeit aller, nicht nur einiger Angelegenheiten und Berathungen, die auf den Namen vaterländischer Anspruch machen wollen, und welche Gesellschaft sich deren weigern wollte, würde sich selbst das Urtheil sprechen. Zudem hat jezt eine neue Zeit für unsere Synode begonnen; wir haben neue Vorsteher in Folge einer neuen Wahlart (es ward auf die durch Verjährung bisher als verpflichtend erachtete Altersfolge verzichtet), bei der nicht die Jahre, sondern die Kräfte den Ausschlag gaben. Ein neues Leben trat auch sogleich in die Verhandlungen. Wir beriethen ein im Lande aufzustellendes Examinationskollegium für Studirende und Kandidaten der Theologie. Hierüber ist zu bemerken, daß nach der Appenzellischen Synodalordnung Jeder, der sich im Lande um eine Pfründe bewerben will, gehalten ist, sich in Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen oder St. Gallen examiniren oder, wie die Leute sagen, „ausstellen“ zu lassen, gleich als ob man im eigenen Lande nicht auch ausstellen könnte, und als ob man in jenen Städten besser als bei uns wüßte, wer und was für Appenzeller Kanzeln taugt. Hoffentlich wird es nicht mehr lange dauern, bis dieser unsern Kanton entehrende Brauch aufhört; einstweilen ist die Sache einer Kommission zur Begutachtung übertragen. — Wir schritten zur Personalcensur. Diese uralte Sitte hat heutzutage, da man von einem eigenen Gerichtsstande der Geistlichen mit Recht nichts mehr wissen will, Sinn und Bedeutung gänzlich verloren. Dennoch scheint sie neu aufleben zu wollen; warum? begreife ich nicht. Die Herren Landammänner und die übrigen Beisitzer von der Regierung mögen es unterhaltend finden, uns alljährlich einen nach dem andern die Musterung passiren zu lassen, während sie selbst dabei frei ausgehen; aber höher achten werden sie uns deshalb schwerlich, so sehr wir sie auch bei jedem aufgerufenen und nun abtretenden Amtsbruder versichern hören, er sey ein Mann ohne Makel, treu, gerecht, bieder, klug, weise, verständig, gelehrt und ein vortrefflicher Prediger. Wir glauben es ja selbst nicht immer! Unsere natürlichsten Censoren sind wohl unsere Gemeinden, unter denen wir leben und in deren Sold wir stehen; von ihnen werden wir unsere Gebrechen inne, noch ehe das Kapitel sich versammelt, und also überlasse man ihnen dieses Geschäft.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Juli 1830.

Die Natur hat sich geändert; wie hätten die Menschen dieselben bleiben sollen.

Joh. Müller.

Das heutige und das ehemalige Klima Roms.

Wie überall in Europa, hört man auch in Rom häufige Klagen über die mit jedem Jahr zunehmende Verschlimmerung des Klimas. Der reisende Nordländer, der unter Hesperiens gepriesenem Himmel nicht selten empfindlichen Frost leidet, ist sehr häufig geneigt, diese Klagen der Römer für gerecht zu halten, wenn ihm, soweit er mit den Alten bekannt ist, nicht beifällt, daß diese viel über Kälte geklagt hätten. Daher ist schon oft die Behauptung aufgestellt worden, es sey heutzutage die mittlere Temperatur bedeutend niedriger als sie zu Anfang unserer Zeitrechnung war. Der verflossene strenge Winter hat mich auf den Gedanken gebracht, diesen Gegenstand etwas näher zu betrachten, wobei ich jedoch das ursachliche Moment ganz aus dem Spiel lasse und mich darauf beschränke, die Sitten und Gebräuche der Vorzeit, soweit sie uns bekannt sind, mit der jetzigen Welt zu vergleichen, und daraus im Allgemeinen Schlüsse auf die Temperatur beider Epochen zu ziehen.

Das heutige Klima Roms ist während der eigentlichen drei Wintermonate von der Art, daß Niemand ohne Feuer ausdauern kann; die Armen behelfen sich mit dem gehenkelten Kohlentopfe (scaldino), welchen Männer und Weiber, wo sie gehen und stehen, mit sich führen und bei der Arbeit neben sich stehen haben, um sich von Zeit zu Zeit die Hände daran zu wärmen, welchen aber die Weiber nie unter sich stellen; die Wohlhabendern halten eiserne oder kupferne Kohlenpfannen im Zimmer; eigentliche Kamine finden sich nur in den größten Palästen und werden auch hier, bei der ungemeinen Sparsamkeit der Römer, höchst selten angezündet. Mit Einführung der Ofen wäre allen geholfen; aber dazu haben sich die Römer bis jezt noch nicht entschließen können, theils weil dieß einen solidern Bau der Wohnungen nöthig machen, theils, und insbesondere, weil ihnen die eingeschlossene Luft nicht zusagen würde. Die freie Luft von allen vier Himmelsgegenden her ist ihnen eben so nöthig, als das Athmen selbst.

Die Bekleidung der Römer ist im Winter ohnstreitig überladener als in jedem andern Lande der Erde, ausgenommen im äußersten Norden, wo man Pelzwerke trägt; aber auch dort werden Hals und Kopf weniger bedeckt als in Rom. Der Römer aus der untern Klasse trägt unter seinem Hute noch eine baumwollene Mütze; bei den höhern Ständen wird leztere durch ein schwarzes oder rothes wollenes Käppchen vertreten, welches, da es für keine Kopfbedeckung gilt, allenthalben aufgesezt wird, wo der Anstand den Hut abzunehmen gebietet, wie zum Beispiele in der Kirche, in Gesellschaft u. s. w. Die Sorgfalt für das Warmhalten des Kopfes ist hier überhaupt so allgemein, daß selbst die jüngsten Bursche das Käppchen bei sich führen, und es, während sie mit der einen Hand den Hut abnehmen, mit der andern augenblicklich an seine Stelle setzen. Aeltere Personen tragen das Käppchen sogar unter dem Hute; ja es gibt viele, welche es auch im Som-

Digitized by Google

mer nicht ablegen. Die Körperbekleidung iſt dieſelbe wie im übrigen Europa, doch mit dem Unterſchiede, daß das wollene oder baumwollene Leibchen in Rom für unerläßlich gehalten wird, während es im Norden noch zu den Ausnahmen gehört. Was aber der hieſigen Kleidung ein Uebergewicht, im eigentlichen Verſtande, über die Kleidung im ganzen übrigen Europa gibt, iſt der ungemein weite und lange Mantel, in welchen ſich Alle, Jung und Alt, Vornehm und Gering, Reich und Arm, ſechs Monate im Jahre dergeſtalt einhüllen, daß kaum die Naſenſpitze hervorſieht. Wohnung und Kleidung der heutigen Römer beweiſen alſo, daß ſich die Kälte bei ihnen auf eine empfindliche Weiſe verſpüren läßt. Sehen wir jezt, wie beides vor zweitauſend Jahren im alten Rom beſchaffen geweſen ſeyn mag.

So weit ſich die Privatwohnungen der alten Römer aus den wenigen Ruinen, welche davon bis auf unſere Zeiten gekommen ſind, beurtheilen laſſen, waren ſie von einer Höhe und einem Umfange, welche die Verhältniſſe der Zimmer in den älteren hieſigen Palläſten um mehr denn die Hälfte zu überſteigen ſcheinen. Im ſechszehnten Jahrhundert ward auf dem Palatinus eine Thür aufgefunden, deren Pfoſten aus ſalinifchem Marmor vierzig römiſche Palmen (eine Palme iſt die Spanne einer großen Mannshand) hoch waren. Die meiſten Zimmer empfingen ihr Licht durch eine runde Oeffnung in der Decke, andere durch die Thür; in keinem aber findet ſich die Spur eines eigentlichen Fenſters; was dafür genommen wird, iſt das Werk ſpäterer Zeiten. Die nächſte Vermuthung, welche ſich beim Anblicke dieſer Zimmer darbietet, iſt, daß ſie eher zur Abwehrung der Wärme als zum Schutze gegen die Kälte gedient haben mögen; man könnte ſie für Sommerzimmer halten!, wenn ſich andere entdecken ließen, welche die Stelle von Winterzimmern vertreten haben könnten. Eine Vorkehrung, Feuer zur Erwärmung zu unterhalten, findet ſich nicht; diejenigen Antiquare, welchen die Oeffnung in der Decke ein Abzugsleiter des Rauchs geſchienen hat, täuſchen ſich auf eine gröbliche Weiſe, denn offenbar diente leztere dazu, wie eben geſagt, dem Zimmer Licht zu verſchaffen; auch widerſtrebt es dem Begriffe, welchen wir uns von der Kultur Roms unter den Kaiſern machen, zu glauben, daß man ſich, gleich wilden Völkern, der Unbequemlichkeit des Rauchs habe Preis geben wollen, ohne ein Mittel zur Ableitung deſſelben ausfindig zu machen.

Kommen wir jezt zur Kleidung der alten Römer. Dieſe beſtand im Hauſe in der bis auf die Kniee herabreichenden Weſte ohne Aermel. Den Gürtel trugen ſie nur beim Ausgehen oder während der Arbeit, zum Schutze gegen Verletzung des Unterleibes, wie ſich noch heutiges Tages unſere Handwerker auf dieſelbe Weiſe und zu demſelben Endzwecke mit einem Schurze verſehen. Der Toga bedienten ſie ſich, wie Jedermann weiß, blos außer dem Hauſe. Wer dieſe mit unſeren heutigen Mänteln vergleichen wollte, würde irren. Die Toga war ohne allen Vergleich kürzer und enger, überdem von den Hüften bis auf die Kniee herab zugenäht und nur auf der Bruſt offen und weit genug, um über die linke Schulter geworfen zu werden; der rechte Arm blieb frei. Das Haupt bedeckten ſie mit der bekannten Filzmütze. Bei dieſer Bekleidung blieben, wie man ſieht, im Hauſe der Hals, die Arme und die Beine völlig blos, außer dem Hauſe hüllte die Toga, nebſt dem Körper, die linke Schulter ein. Ich frage: ſcheint dieſe Kleidung, gleich der Wohnung, nicht vielmehr zur Abwehrung der Hitze, als zum Schutze gegen die Kälte zu dienen? In keinem einzigen alten Schriftſteller geſchieht eines Kleidungsſtückes, welches im Winter zu den obigen hinzugefügt worden wäre, Erwähnung; dagegen laſſen ſich eine Menge von Beweiſen auffinden, daß die Bedeckung der Römer während des Winters durchaus dieſelbe, wie die oben beſchriebene, geweſen ſey. Von vielem nur Eins. Julius Cäſar ward am 15ten März ermordet. Wir wiſſen aus Sueton, daß er im Augenblicke, wo er unter den Dolchen ſeiner Mörder fiel, über Knie und Beine die Toga zuſammenſchlug, um den Anſtand nicht zu verletzen. Dies beweiſt zweierlei: daß die Römer im Winter nicht wärmer gekleidet waren als im Sommer, und daß die Toga unten bei weitem kürzer und enger war, als unſere heutigen Mäntel.

Aus der Wohnung und Kleidung der Römer läßt ſich alſo, meiner Meinung nach, ſo ziemlich auf die Abweſenheit jeder poſitiven Kälte, das heißt, jedes eigentlichen Froſtes, ſchließen und annehmen, daß ſich die Temperatur im alten Rom ſtets über dem Gefrierpunkte erhalten habe.

Im Privat- und öffentlichen Leben, in den Sitten und Gebräuchen, in den Feſten u. ſ. w. der Römer ſtoßen wir auf Züge und Eigenheiten, welche dieſe Vermuthung noch beſtätigen. Den größten Theil des Tages brachten ſie im Freien, meiſtens auf dem Forum zu, entweder weil Staatsgeſchäfte ſie dahin riefen, oder der Mangel an dem, was wir häusliches Leben nennen, ihnen eine Unterhaltung außer dem Hauſe nothwendig machte. Jezt frage ich: hätte im Winter eine Kälte von fünf und mehrern Graden unter dem Gefrierpunkte geherrſcht, wäre ihnen, ſo leicht bekleidet, wie ſie waren, ein Aufenthalt von ſechs bis acht Stunden in der freien Luft möglich geweſen, beſonders da ſie, beim Nachhauſekommen, kein geheiztes Zimmer fanden, wo ſie ſich, wie die Nordländer heutzutage thun, hätten wieder erwärmen können? Daß Julius Cäſar das Forum zur Abwehrung der Sonnenſtrahlen mit Segeltuch überſpannen ließ, leſen wir in den alten Schriftſtellern; keiner aber thut der Kohlen- oder Holzfeuer Erwähnung, die er etwa hätte anzünden laſſen, um ſeine Mitbürger vor der Kälte zu ſchützen; und doch mußte

ihm alles daran gelegen seyn, diese so warm als möglich zu halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gemsenjagd in den Schweizeralpen.

(Beschluß.)

Auf dem sehr mühseligen Marsche kam uns nicht ein einziges Stück Wild zu Gesicht. Ich aß zu Nacht und schlief in einer der Hütten; mein Bett war ein Leintuch, über frischem, duftendem Heu ausgebreitet, in der einzigen Stube der Hütte, wo auch die ganze Familie des Senners und meine Führer schliefen. Nie habe ich besser geschlafen, nie war mir wohler, als unter diesen einfachen, muntern, gefälligen Menschen. — Lange vor Sonnenaufgang waren wir auf dem Wege. Wir wurden einige Gemsen ansichtig, konnten aber nicht zum Schusse kommen, und bereits fingen wir an, am Glück des Tags zu verzweifeln, da gewahrten wir auf einmal eine Heerde von zwanzig Gemsen, die am Rande eines Gletschers weideten. Die Stelle war äußerst schwer zugänglich; jedoch erreichten wir nach einem geschickt berechneten, mühseligen Marsch, wobei uns ein Nebelregen, der unsere Bewegungen verdeckte, zu statten kam, eine Stelle, vierzig Klafter weit von der Heerde. In der heftigsten Aufregung feuerte ich meine Büchse ab, und als sich der Pulverdampf verzogen hatte, sah ich zu meiner unaussprechlichen Freude ein Thier auf dem Rücken liegen. Unmöglich läßt sich das Entzücken beschreiben, in das mich dieser Anblick versetzte; ich weiß nicht mehr, was ich alles that, und fürchte, ich habe große Thorheiten begangen. Die beiden Jaquet schossen auch auf die Gemsen, die nach allen Seiten die Felsen hinauf rannten, trafen aber nicht. Meine Beute war eine männliche Gemse von fünfunddreißig Pfund. Wir gingen nun am großen Trelogletscher hin, der sich in ein tiefes Thal hinaberstreckt; er zeichnet sich durch seine Größe, seine Biegungen und die lichtblaue Farbe seiner Eispyramiden aus; es ist einer der schönsten, die ich gesehen. Der Abend war trüb und unser Nachtlager in Nant de Bournant erbärmlich; aber mein Jagdglück hatte mich so berauscht, daß ich auf nichts achtete. — Mit meinen andern Abentheuern in diesen Alpen mag ich dem Leser keine Langeweile machen, aber Jedem, der Lust hat, sich, wenn er in jene Gegend kommt, mit den Gemsen bekannt zu machen, will ich dringend meine Führer empfehlen. Es sind treffliche Jäger und höfliche, muntere Burschen.

Zum Schlusse begleiten mich wohl die Leser noch in das Macugnanathal auf der italienischen Seite des Monte Rosa, das durch seine Minen und seine schönen Frauen bekannt, und mir besonders wegen der herrlichen Aussichten und der vielen Gemsen in den Bergen lieb ist. Mein Führer war ein Italiener, Martinal, allerdings ein geschickter Jäger, der aber noch weit mehr aus sich machte, als er war; er wollte mir weißmachen, er habe 3460 Gemsen, 2000 Murmelthiere und ich weiß nicht wie viele Adler geschossen. Am ersten Tag erlaubte uns die Witterung nicht, hinauszugehen; der zweite versprach nichts Gutes, da sahen wir von dem schlechten Wirthshaus aus, in dem ich wohnte, mit unsern Ferngläsern eine Heerde Gemsen eine Stunde über uns weiden. Mehr brauchte es nicht, um uns auf die Beine zu bringen; aber an der Stelle, wo sie waren, konnten wir sie unmöglich treffen. Wir verscheuchten sie indessen vom Platze; als wir zurückkamen, wie erstaunte ich, da ich die Gemsen demselben Ort wieder zueilen sah, von dem wir sie eben verjagt hatten. Ich schoß eine an und tödtete sie mit dem zweiten Schuße, konnte ihrer aber nicht habhaft werden, da sie in eine völlig unzugängliche Felsspalte gefallen war; überdieß mahnte uns die Ave Mariaglocke, die aus dem Thal heraufschallte, an den Einbruch der Nacht.

Den folgenden Tag befanden wir uns am frühen Morgen mitten unter den Gletschern. Wir sahen mehrere Gemsen, die wir der Entfernung wegen nicht schießen konnten. Endlich wurden wir ihrer drei ansichtig, ganz oben auf einem ungeheuern, unzugänglichen Felsen. Martinal und ich stellten uns an die beiden Pässe, durch welche die Thiere auf der Flucht kommen mußten, und hießen einen Führer sich den Gemsen an der entgegengesetzten Seite zeigen. Was wir vorausgesehen hatten, geschah; nicht lange, so sahen wir sie auf uns zurennen. Martinal schoß zuerst und fehlte; die Gemsen stürzten sich nun gegen eine fast senkrechte Felsenwand und erklimmten sie mit unbegreiflicher Schnelligkeit. Ich hatte bemerkt, daß die beiden ersten auf einer Felsenspitze, die auf ihrem Wege lag, Halt gemacht hatten; ich wartete nun, bis die dritte kam und schoß sie durch die Brust im Augenblick, da sie sich zeigte. Sie versuchte Anfangs noch, den andern nachzulaufen, bald aber fiel sie, wälzte sich längs des Bettes eines Bergwassers fort und wollte eben eine Stelle erreichen, wo man nicht hätte beikommen können, da hielt sie ein zweiter Schuß aus meiner Büchse auf. Auf einem Wege, wo ich hundert Mal Gefahr lief, in tiefe Abgründe zu stürzen, gelang es mir endlich, ihrer habhaft zu werden. Voll ausgelassener Freude über meine Beute, und auch, um der Mühe des Tragens überhoben zu seyn, wälzte ich das Thier an einem Abhang mit dem Fuße vor mir her, da sah ich es auf einmal verschwinden. Ich hatte ihm einen zu starken Stoß gegeben, und es war in eine zwei bis dreihundert Fuß tiefe Schlucht gefallen, aus der man es unmöglich herausbringen konnte.

Ich glaube nicht, daß diese flüchtige Skizze meiner Jagdabentheuer in den Alpen vielen Jagdliebhabern, so

groß ihre Anzahl seyn mag, Lust machen wird, ihr Glück mit den Gemsen zu versuchen; aber den Tausenden, welche Europas Hochgebirge besuchen und nie eine Gemse zu Gesicht bekommen, möchte ich zusprechen, einmal von den betretenen Fahr- und Reitpfaden abzulenken, und in einer Natur, welche sich von der der gewöhnlichen Marschroute der Neugierigen nicht selten, und zu ihrem Vortheil unterscheidet, des einzigen Schauspiels eines Gemsenrudels zu genießen, der pfeilschnell über ein Schneefeld hinfliegt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juli.

(Beschluß.)

Oeffentlichkeit der Verhandlungen auf den Synoden.

„Die Synode (heißt es in dem Berichte des Pfarrers J. Walser weiter) empfing ein umständliches Schreiben von dem zu Teufen privatisirenden Altpfarrer Siegner, welcher vorstellte, daß ihm unthätig zu bleiben unmöglich sey, und deßhalb ihm doch erlaubt werden möchte, an den Sonntagsabenden, nach vollendetem Gottesdienst, in den Kirchen, wenn schon nicht im Kirchenrock und auf der Kanzel stehend, doch unter der Kanzel und in bürgerlicher Kleidung zur Förderung der heiligen Missions- und Bibelsache kleine Anreden an die zu halten, die ihn hören wollen. Sollten ihm die Kirchen nicht geöffnet werden, so bittet er um die Erlaubniß, in Privathäusern und Sälen derjenigen Gemeinden reden zu dürfen, deren Geistliche ihm den Zutritt gestatten wollen. Würde auch dieses abgeschlagen, so bittet er, daß doch die verehrten Herren an seine Stelle treten und mit hohem Ernst sich für die große und heilige Sache anstrengen und verwenden möchten. Zuletzt widerlegt er die Einwürfe, die gegen sein Vornehmen erhoben werden möchten, und schließt mit den Worten; „Verehrungswürdige Väter und Hirten des theuren Vaterlandes! erhören Sie doch meine dringend ehrerbietigen Bitten. Seyen Sie mir doch barmherzige Samariter! machen Sie doch, daß ich wieder leben und den Herrn loben, und für den Mann Alles thun dürfe, der Alles für uns that. O wie will ich dann meine Trübsale segnen und mit dem äußerlich gemeinsten Loose zufrieden seyn!“ — Pfarrer Siegner, der seit einer langen Reihe von Jahren aus der Synode weggeblieben ist, dachte sich bei seinem Schreiben vermuthlich noch die gute alte Zeit derselben, wo man die Geistlichen unsers Landes fragen mußte: ob es erlaubt sey, die Theologie zu studiren? eine Buchdruckerei zu errichten? und dergleichen mehr; sonst würde es ihm nicht eingefallen seyn, uns zu fragen: ob er mit denjenigen von der Missions- und Bibelsache reden dürfe, die ihn hören wollen; vielmehr würde er gedacht haben: was geht doch die Geistlichen an, von was ich rede oder nicht rede? Sie sind ja nicht die Gesetzgeber und auch nicht die Richter im Staate; ist es ihnen erlaubt, bei gastlichem Mahle auf Landes Kosten von ihren Sachen zu reden, so wird es mir auch erlaubt seyn, von dem zu reden, was meine Seele bewegt, ohne daß es das Land etwas kostet. Ein Herrschaftsrecht der Geistlichen über Reden und Meinen paßt zu einer Demokratie wie eine Faust auf ein Auge, und wäre von allem Heillosen sicher das Heillosefte; sollte auch die ganze Fluth der Baseler Missionärs und Baseler Traktatenfabrikanten gegen uns im Andrang seyn, es wäre dies gegen jenes nur ein geringes Uebel. Die Synode erklärte, nicht eintreten zu wollen.“ Dies mag genügen; wir wollten nur einige Charakterzüge der Synode von Appenzell ausheben.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Der Prozeß wegen Couriers Ermordung.

Der zweite Kriminalprozeß wegen Couriers Ermordung begann nun vor dem Gerichte zu Tours. Der Förster Fremont erschien mit verstörtem Gesichte, als ein von Gewissensbissen gefolterter und allgemein verhaßter Mann, und wiederholte sein Geständniß. Auch die Bauerndirne wiederholte nochmals ihre Aussagen. Der Bauernknecht, der mit ihr im Holze gewesen seyn sollte, läugnete aber Alles schlechtweg: er sey mit der Dirne niemals im Walde gewesen, er habe nichts gesehen und wisse von nichts. Auch die Beschuldigten läugneten ihre That. Die geschwornen Männer befanden sich in nicht geringer Verlegenheit. Der wahre Mörder war frei und konnte nicht bestraft werden; die Strafbarkeit der Andern beruhte blos auf der Aussage einer Dirne von übelm Rufe und von beschränktem Verstande. Bei diesem Zustande der Dinge mochte es ihrem Gewissen zuwider seyn, die drei Beschuldigten als strafbar anzuerkennen. Sie sprachen sie also frei. Nach zwei Kriminalprozessen hat die Gerechtigkeit ein schreckliches Verbrechen noch nicht ahnden können! Das Auffallendste bei diesem Kriminalprozesse war wohl der klägliche Zustand des Försters Fremont. Da Jedermann ihn nun als einen Mörder kennt und flieht, so befindet sich der Elende in einer Lage wie etwa jene, denen ehemals Feuer und Wasser untersagt wurde. Jeder Schritt ruft ihm sein Verbrechen ins Gedächtniß zurück. Die Zeitungen haben angekündigt, er sey einige Tage nach dem Prozesse an einem Blutflusse gestorben. Dies wäre möglich. Es scheint, man hatte doch einigermaßen Mittel gefunden, ihm beizukommen. Die Kinder des Ermordeten hatten nämlich von ihm vor Gericht bürgerliche Genugthuung verlangt und es hieß, das Gericht habe ihn zur Erlegung einer Summe von 10 000 Franken verurtheilt. Ich begreife aber nicht recht, wie dies möglich gewesen ist; denn wenn das Gesetz verbietet, Jemand zweimal wegen desselben Verbrechens zu belangen, so geschieht dies doch wohl, weil vorausgesetzt wird, er sey das erstemal mit hinlänglichem Grunde als unschuldig freigesprochen worden. Wie kann er denn aber in der Folge zu einer Entschädigung in Geld angehalten werden, indeß sein Verbrechen selbst ungestraft bleibt? Ich fürchte, in dieser wichtigen Angelegenheit haben die Richter nicht ganz ihre Schuldigkeit gethan.

Dg.

Auflösung der Charade in Nr. 164:
Handkuß.

Sylben-Palindrom.

1. 2.

Es ist von großem Werth im Kriege,
Dem Feldherrn zeigt es die rechten Züge;
Auch üben's Minister und kluge Frauen,
Daß wir nicht zu tief in die Karte schauen.

2. 1.

Die erste Sylbe voraus der zweiten,
Wird es gleichförmigen Gang bedeuten;
Doch wird sich der Gang nach der Uhr mit nichten,
Wohl aber die Uhr nach dem Gang sich richten.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 171.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. Juli 1830.

— An luftigem
Gefäd', an Spinnweb' hänget der Zeitvertreib.

Klopstock.

Ueber den Verfall des französischen Theaters.

Daß das Theater gegenwärtig und seit längerer Zeit in ganz Europa im Verfall ist, läugnet Niemand mehr, und über den kläglichen Zustand der deutschen Theater ist in diesen Blättern schon manches Wort gesprochen worden. Hören wir einmal zur Abwechslung, wie sich ein Franzose jene Erscheinung in seinem Vaterlande erklärt; vielleicht gibt uns dieß auch über die Krankheit unserer Schaubühne einige Aufklärung. Denn sonderbar! erst seit wir das Deutschthum proklamirt haben und uns schämen, öffentlich etwas den Franzosen nachzuahmen, ist es der Mühe werth, etwas von ihnen zu lernen. Der Franzose sieht den Grund des Verfalls des französischen Theaters vorzüglich in dem Umstande, daß die Nation, in Folge der Revolution, aus einer frivolen und flatterhaften, eine denkende und politische geworden ist. Wenn dieß nicht ganz unrichtig ist, so leidet vielleicht unser Theater auch etwas an den Nachwehen der Revolution, wie unsere Staatskörper, um am Ende sind wir politischer, als wir wissen.

* * *

Es ist schon vielfältig ausgeführt worden, warum Griechenland so viele dramatische Meisterwerke hervorgebracht hat, warum es den Römern nie damit gelingen wollte, warum Corneille und Racine, trotz ihres Genies, Paris nicht zu der Kunsthöhe erheben konnten, auf der einst Athen stand. Die Dichter Griechenlands sangen von ihren Helden und Göttern vor einem zahllosen Volke; jene Heldensagen lebten warm und kräftig in dem Gemüthe und der Phantasie jedes Griechen, sie waren der Kern, an den sich ihr ganzes politisches Leben schloß. Die lateinischen Tragiker führten einer kalten, ungläubigen Menge unbekannte Helden vor und Götter, an die Niemand mehr glaubte; der Herr der Welt unterhielt sich darum auch bald besser bei Thierhetze und Fechterspiel als vor der ernsten tragischen Bühne. Corneille und Racine fehlte Athens glückliche Freiheit, und es standen ihnen keine nationellen Stoffe zu Gebot, oder sie meinten dieß doch. Aber unter Ludwigs XIV. despotischer Regierung drängte man sich in die Schauspielhäuser; ja, die leidenschaftliche Vorliebe für das Theater erhielt sich im Publikum während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts; und jezt, da wir freier, reicher, damit, sollte man meinen, vergnügungssüchtiger geworden sind, stehen die Schauspielhäuser leer. Gewöhnlich sieht man den Grund dieser Veränderung in den geringen Fähigkeiten der Schauspieler; offenbar aber ist der Verfall der Poesie und der Schauspielkunst nicht die Ursache, sondern die Folge jener merkwürdigen Erscheinung. Wären Schauspiele ein wirkliches Volksbedürfniß, so ständen gar bald Männer von Genie auf, die Meisterwerke dichteten, und Talmas, die sie spielten. Die ganze Geschichte beweist es: nie sind der Völker wahre Bedürfnisse unbefriedigt geblieben. Es fehlt uns gegenwärtig nicht an Köpfen; im Gegentheil, überall beklagt man sich über die zu große Konkurrenz; das Bedürfniß schafft Talente in

Digitized by Google

Menge überall, in allen Fächern. Wie viele, wie große Feldherrn lieferte Frankreich aus seinen Provinzen allen, als Frankreich Schlachten gewinnen mußte. Fand sich doch sogar ein Napoleon, der Mann des Geschicks, der die Revolution beendigen sollte. Wir haben gegenwärtig keine Talma, keine Corneille, weil wir der Talma und der Corneille entrathen können. Bedarf ihrer einmal das Volk, so werden die rechten Männer nicht lange auf sich warten lassen. Man lernte gar bald, Zucker aus Runkelrüben machen, als unsere Kolonien uns keinen mehr schicken konnten. Es war dieß wohl ein kitzlichteres Ding, als ein Trauerspiel zu machen, und hätten die Engländer nicht unsere Häfen blokirt, so äßen wir noch heute lauter Rohrzucker. Wo sind aber heutzutage die Leute, die das Theater leidenschaftlich lieben? Man hat zu Hause keine Langeweile mehr; die Winterabende verstreichen einem gar angenehm am Kamin, warum soll man da weit laufen und doch nicht mehr Spaß haben? Man ziehe von dem Theaterpublikum die neugierigen Fremden, die Weiber und Zierbengel, die hingehen, um sich sehen zu lassen, die Leute ab, die umsonst hineinkommen, und man wird sich überzeugen, wie wenig Theil die Masse der Bevölkerung an diesen Spielen nimmt, die keine Volksbelustigung mehr sind und gleich weit außerhalb der Moral, wie der Literatur liegen.

Es gibt ein unfehlbares Mittel, die Schauspielhäuser wieder zu füllen, aber nur ein einziges: man darf nur die Zeitungen unterdrücken und die Lesekabinette schließen. Die Theaterdirektoren mögen dieß wünschen, es kann sogar seyn, daß sie nicht die einzigen sind; aber alles wohl bedacht, dürfte dieß nicht ganz thunlich seyn. Die Presse ist heutzutage die wahre Speise für die Neugierde des Volks. Sie führt uns jeden Tag das ernsteste und anziehendste aller Dramen vor Augen. Bei ihr sind alle unsere Gedanken, alle unsere Wünsche, alle unsere Besorgnisse. Wir haben nicht Zeit, uns für eingebildete Leiden zu interessiren, während die wichtigsten Interessen eines Jeden in Gefahr sind. Frankreich war vor der Revolution zur völligen Nichtigkeit, zur größten geistigen Leerheit verurtheilt; zu sprechen wußte man nichts, als von Tanz und Hofgeschichten; war es da zu verwundern, daß ein neues Werk oder eine erste Vorstellung im Theater großen Lärm machte? War dieß nicht das Wichtigste, was sich ereignen konnte? Ein Mann hatte ein ernstes oder unterhaltendes Thema in seinem Kopfe verarbeitet, und er theilte nun dem Publikum alle seine Ideen mit; man konnte kritisiren, applaudiren, sich seine Empfindungen mittheilen. Was brauchte es mehr, um ganz Paris auf die Beine zu bringen? Ist es dagegen zu verwundern, daß man gegenwärtig, wo so viele Ideen die öffentliche Meinung beschäftigen, kaum darauf achtet, wann der Theaterzettel ein neues Stück ankündigt? Die Umwälzung, welche die Sitten erlitten haben, ist also nur eine Folge der großen politischen Umwälzung.

(Der Beschluß folgt.)

Das heutige und das ehemalige Klima Roms.

(Fortsetzung.)

Man wende nicht ein, die Römer seyen abgehärtet genug gewesen, um eine Kälte von ein Paar Graden ohne Beschwerde ertragen zu können. Denn im Gegentheile scheinen sie sehr empfindlich dafür gewesen zu seyn. Martial nennt das heutige Tivoli gelidum Tibur, und macht sich über diejenigen lustig, welche blos der Mode wegen dort und in Präneste Landhäuser anlegten und dem dasigen kalten und steinigen Boden eine Fruchtbarkeit abzugewinnen suchten, welche, wie er behauptet, gegen seine Natur sey. Tivoli ist aber heutzutage nicht kälter und nicht wärmer als die umliegende Gegend; nur wird es durch seine nach Nordost gekehrte Lage gegen die sengenden Sonnenstrahlen der drei Sommermonate geschützt. Aus diesem Grunde zogen schon zu Auguste Zeiten einige Römer nach der Mode Tivoli der übrigen Gegend vor; andern dagegen (und zu diesen mag der Epigrammatiker gehört haben) schien schon seine gemäßigte Temperatur zu kühl.

So viel ich beim flüchtigen Durchblättern der Komiker, das heißt, des Plautus und Terenz, abnehmen können, ist wohl hin und wieder von großer Hitze, aber nie von großer Kälte die Rede; dagegen finden sich im Livius mehrere Stellen, welche der leztern in den bestimmtesten Ausdrücken Erwähnung thun: dieser Historiker gedenkt eines Jahrs, wo auf dem albanischen Berge (im engern Sinne genommen, der höchsten Spitze derjenigen Kette, welche im Allgemeinen mit demselben Namen bezeichnet ward, jezt Monte Cavo genannt) eine solche Menge Schnees gefallen sey, daß man die latiarischen Feste nicht habe feiern können, und eines andern, wo die Tiber zugefroren gewesen sey. Wenn von der einen Seite diese beiden Beispiele von Kälte gegen meine Vermuthung, daß das Klima Roms vor ungefähr zweitausend Jahren milder gewesen sey als heutzutage, zu sprechen scheinen, so lassen sich von der andern gerade aus ihnen, wenigstens aus dem Schnee auf dem albanischen Berge, Beweise für dieselbe ableiten. Ich löse dieses scheinbare Räthsel. In welchem Monate des Jahres die latiarischen Feste auch gefeiert worden seyn mögen (im Augenblicke, wo ich dieses schreibe, bin ich nicht im Stande, mir bestimmte Auskunft darüber zu verschaffen), so beweist doch der von Livius angeführte Umstand des gefallenen Schnees, daß diese Feste im Winter stattgefunden haben müssen. Die latiarischen Feste (Feriae Jovis Latialis) waren, ihrem Ursprunge nach, bürgerlich-politisch-religiöse Versamm-

Digitized by Google

lungen aller Völker Latiums, bestimmt, leztere in einen gemeinschaftlichen Bund zu vereinigen, ihnen ein gemeinschaftliches Interesse einzuflößen und, wie widerstrebend auch die einzelnen Theile seyn mochten, ein zusammenhängendes Ganze daraus zu bilden. Zu dem Ende wurden im Tempel des latiarischen Jupiter Sühnopfer gebracht, Streitigkeiten geschlichtet, Feindschaften ausgeglichen und Versprechungen künftiger Verträglichkeit abgelegt; es schien eine einzige große Familie zu seyn, welche, nachdem für eine gewisse Zeit der Unfriede in ihr geherrscht, ein allgemeines Versöhnungsfest feierte. Daß auch bürgerliche Geschäfte abgethan, Gastfreundschaften eingegangen und Käufe und Verkäufe geschlossen wurden, ist um so eher zu vermuthen, als von der einen Seite die Gelegenheit, sich hier auf einem Punkte zusammenzufinden, und von der andern die Schwierigkeit des Reisens in der damaligen Zeit dazu einluden. Diese Feste dauerten drei, nach andern Schriftstellern gar acht Tage. Häuser standen oben auf dem Berge nicht; man mußte also unter Zelten schlafen. Da nun die Feste im Winter gefeiert wurden, so frage ich, ob die Menschen oben auf dem Berge hätten ausdauern können, wenn das Klima damals nicht milder gewesen wäre als heutzutage, um so mehr, da bei der beträchtlichen Höhe desselben (mehr denn zweitausend Fuß über der Meeresfläche) oben die Luft unverhältnißmäßig rauher als in der Ebene seyn mußte.

Aus dem bürgerlichen Leben der Römer kann hier noch ein Zug nachgeholt werden, der zur Unterstützung meiner Vermuthung von Wichtigkeit ist. Bekanntlich war es unter ihnen das Zeichen der Knechtschaft, mit bloßem Kopfe zu gehen; *) folglich trugen die Sklaven weder Hut, noch Mütze, noch sonst eine Bedeckung. Das wäre ihnen, da sie meistens im Freien zubringen mußten, bei positiver Kälte ohne Nachtheil nicht möglich gewesen, und ihre Herrn waren im Allgemeinen zu besorgt für sie, um sie ungesunden Einflüssen auszusetzen.

Alle bisher angeführten Umstände lassen also auf die Abwesenheit des eigentlichen Frostes schließen und blos eine gewisse Kühle voraussetzen, welche sich immer noch um mehrere Grade über dem Gefrierpunkte erhalten haben kann. Aber selbst eine solche milde Witterung mußte den Römern, welche im Sommer an eine starke Hitze gewöhnt waren, beschwerlich fallen. Es läßt sich vernünftigerweise annehmen, daß sie sich dagegen zu schützen gesucht haben. Dieß geschah vermittelst der Holzfeuer, welche man Fokus nannte. Es entsteht jezt die Frage: gab es irgendwo im Hause einen allgemeinen Fokus, an welchem sich die ganze Familie erwärmte, oder hatten die Mitglieder derselben jedes in seinem Zimmer einen besondern? Daß lezteres nicht der Fall seyn konnte, haben wir oben gesehen. Es gab also einen gemeinschaftlichen Fokus für das ganze Haus. Dieser brannte an einem Orte, wo der Rauch nicht beschwerlich fallen konnte, nämlich im Atrium, und ward hier von einem Sklaven unterhalten, der Fokarius hieß. Das Atrium diente der Familie zum allgemeinen Versammlungsorte, zum Empfangzimmer, ja selbst zur Küche; hier war der große Herd, auf welchem die Hausgötter und die Bilder der Vorfahren standen, neben denen man also Suppe kochte und den Braten wendete, und die deshalb dergestalt vom Rauche zu leiden hatten, daß sie von mehreren Schriftstellern fumosi genannt werden, so wie der Ort selbst von seiner schwarzen Farbe den Namen atrium führte. Das Atrium war oben mit einem Segel überspannt (laquearium), welches aufgezogen wurde, sobald man Feuer auf dem Herde anzündete. Die elegante Welt von heutzutage wird es vielleicht anstößig finden, daß die Römer ihre Assembleen in der Küche hielten; aber die Sache ist einmal so, und die Küche ist noch heutiges Tages in Italien das Wohn-, Eß- und Empfangzimmer der mittlern und untern Klassen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Aus diesem Grunde, und dies ist ein sehr charakteristischer Zug, nimmt noch heutzutage die mittlere und untere Klasse der Römer nur mit dem äußersten Widerwillen den Hut ab, selbst in den Zimmern der Vornehmen. Dasselbe ist seit der Revolution in Frankreich der Fall gewesen; noch vor fünfundzwanzig Jahren trat kein Handwerker unbedeckten Hauptes ins Zimmer seiner Kunden. In Frankreich wird sich vielleicht mit dem Andenken an die genossene Afterfreiheit jene Sitte nach und nach verlieren, während ihr die Römer, bei jedem Schritte auf Trümmer ihrer alten republikanischen Größe stoßend, wahrscheinlich noch für längere Zeit zugethan bleiben dürften.

Morgen.

Die Nacht stumm auf der Erde lag,
In Osten dämmernd kaum der Tag,
Mit kaltem Hauch, mit Wolken dicht,
Und weit, so weit kein einzig Licht!

Die Welt noch ohne Sorge schlief,
Mir ward so bang im Herzen tief.
Ich fragte wohl in stillem Graus:
„Ist's wahr, daß dort ein Vaterhaus?

Daß, wenn der Leib hat ausgelebt,
Der Geist auf leichten Schwingen schwebt,
Licht, fesselos, den Engeln gleich,
Hinüber in ein freies Reich?“

Und wie ich sinn' und bangend steh',
Und mir im Herzen wird so weh,
Kein Wort des Trostes zu mir dringt,
Nicht eine Thräne los sich ringt:

Digitized by Google

Da starrt' ich in die Ferne hin,
Das Auge düster, wie der Sinn.
O könnt' es, dacht' ich, alsogleich
Zum Tod sich schließen matt und bleich!

Und sieh! es trieb aus diesem Grau'n
Fast unbewußt mich, aufzuschau'n.
O Wunder! licht im Sonnenstrahl
Erglänzt auf einmal Berg und Thal.

Und was ich durch die ganze Nacht
Mit langem Grübeln nicht erdacht,
Sinkt leis mir nun, wie Traum erblüht,
Als Strahl des Glaubens ins Gemüth.

Reinhold Köstlin.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Proklamation Wilhelms IV.

Unser neue König, Wilhelm der Vierte, erwirbt sich schon durch manchen einfachen, seiner offenen Natur angemessenen Zug die Art von Volksliebe, die so wesentlich das Glück des Fürsten und seiner Bürger befestigt. Vor einigen Tagen fand seine Proklamirung als König unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten an mehreren Orten Londons statt. Bevor der Zug der Herolde vom St. Jamesschlosse sich in Bewegung setzte, mußte auch nach alter Sitte in Gegenwart des neuen Fürsten die Proklamirungsakte vom Wappenkönige im Schloßhofe selbst abgelesen werden. Schon früh Morgens war St. James mit Zuschauern angefüllt, da fiel es einem Hofmanne, Gott weiß aus welchen Spleen, ein, die zahlreiche Menge aus dem ohnehin kleinen Hofe weisen und die Thore schließen zu lassen. John Bull, sonst keineswegs so zahm, hat so viel Achtung für seine Fürstenfamilie, daß es sich im Umkreise der königlichen Wohnung solche Mandements by Authority mit vieler Gemüthlichkeit gefallen läßt. Endlich kam der Augenblick, wo die Proklamation beginnen sollte. Der König erschien auf dem Balkon, umgeben von allen männlichen Mitgliedern seines Hauses, dem Herzoge von Wellington und andern Großen; Alles war da, der Wappenkönig, zum Ablesen bereit, die Wappenherolde, die gepanzerten Ritter, ein Pianet der Garde, aber etwas fehlte — das Volk. Kaum bemerkte der König dies, als er einen Lord verwundert fragte: „Where is the people?“ (Wo ist das Volk?) und als dieser gar die Antwort gab, man habe sich dessen Gegenwart höflichst verbeten, da kannte der Unwille des Monarchen keine Grenzen; er gab Befehl, unverzüglich das Schloßthor zu öffnen; John Bull (worunter man in Westend sich immer sehr wohlgekleidete Personen aus den Mittelklassen denken muß) stürzte hinein, und ein dreimaliges Hurrah zeigte dem neuen Monarchen, daß sein Volk ihn verstand. Gleich darauf begann der King of Arms sein Geschäft, und der Zug setzte sich nun nach der City in Bewegung, an deren Grenze, von der Westminsterseite her, Temple Bar bekanntlich nach altem Brauche mit hölzernem Bretterwerk verschlossen und dem königlichen Herolde nicht eher geöffnet wird, als bis vom Lord Mayor die Erlaubniß hiezu ertheilt worden ist; ein Spielwerk zwar, ein Ueberbleibsel einer längst vergangenen Zeit, aber eine um so ehrwürdigere Reliquie, weil sie in lebendiger Darstellung an die uralte Vorsicht der freien Städte gegen die Feudalmacht erinnert. Sämmtliche hier anwesende Mitglieder des Geheimenrathes, Richter, Peers und Parlamentsglieder hatten schon vor der Proklamirung den Huldigungseid geleistet. Vom Militär hört man dergleichen gar nicht, und hierin unterscheidet sich England auch wieder wesentlich von fast allen erblichen Monarchien Europas. Man weiß hier in solchen Fällen nichts von der Aengstlichkeit, womit man in andern europäischen Hauptstädten die Vertheidigung des Militärs als erstes und wesentlichstes Erforderniß betrachtet, als ob das neue erbliche, rechtsmäßige Oberhaupt eines Reiches sich vor seinem Volke zu fürchten hätte! Aber freilich kennt auch das englische Gesetz kein stehendes Heer im Sinne des übrigen Europas; nach der bill of rights ist die Anwerbung und Unterhaltung eines Soldaten im Frieden ohne Einwilligung des Parlaments gesetzwidrig, und bis auf den heutigen Tag würde das brittische Heer ohne jene alljährlich erneuerte Einwilligung der Volksrepräsentanten von selbst als aufgelöst betrachtet seyn und kein Bürger zu seinem Unterhalte Steuern zahlen. Aus diesem Grunde steht das hiesige Heer in einem ganz andern Verhältnisse zu der vollziehenden Gewalt und dem Volke, als in andern Ländern. Dagegen wird die Seemacht als die natürliche Schutzwehr des Landes betrachtet, als das Palladium der Nation. Daß das Land einmal wieder einen Blue jacket King erhalten hat, was seit dem bigotten Jakob dem Zweiten nicht der Fall war, macht unsern gegenwärtigen König Wilhelm zum Abgott der Seeleute. Von seiner zarten Jugend an zum Seedienste erzogen, hat er seinem Stande fortwährend seine ganze Thätigkeit gewidmet, wo er sie nämlich äußern konnte und durfte; denn man wollte den königlichen Prinzen nie einer Verantwortlichkeit als Befehlshaber einer Flotte aussetzen. Hier mag auch nicht die unrechte Stelle seyn, die eigentliche Ursache zu erwähnen, welche seine frühere Spannung mit dem Herzoge von Wellington und die Niederlegung seiner Stelle als Großadmiral veranlaßte. Er war mit dem tapfern Sir Edward Codrington, dem bekannten Züchtiger der Osmanlis, sehr vertraut, und dieser äußerte ihm in einem seiner Briefe, daß eine kleine Verstärkung seiner Flotte im mittelländischen Meere wünschenswerth sey. Der Herzog, welcher sich gerade als Großadmiral auf einer Inspektionsreise in den Kriegshäfen befand, gab sogleich den Befehl zur Ausrüstung zweier Linienschiffe, die seinem Freunde Ned (Edward) Sukkurs bringen sollten. Den Herrn Diplomaten kann aber selten etwas verschwiegen bleiben. Fürst Polignac, damals noch Ambassadeur am hiesigen Hofe, von dieser neuen Ausrüstung durch irgend einen politischen Spion in Kenntniß gesetzt, verfügte sich zu Lord Aberdeen und wünschte die Ursache dieser Verstärkung der brittischen Flotte im Mittelmeere zu wissen. Die Antwort des Ministers war, Se. Exzellenz wisse mehr, als er und seine Kollegen; endlich ergab es sich, daß Se. königl. Hoheit, ganz im Charakter des Seemanns, die Ausrüstung vorläufig auf sich genommen hatte, in der Ueberzeugung, daß die großmüthigen und hochherzigen Minister gar keinen Anstand nehmen werden, seinem Freunde Ned aus reiner Liebe ein Paar Dreidecker mehr zuzuschicken. Es kam zu Erörterungen, der Herzog von Wellington, ein ganz eigener erster Lord der Schatzkammer, verweigerte mehreren Geldanweisungen seine Sanktion, und der Prinz legte zum Leidwesen der ganzen Marine seine Stelle nieder. Offenherzigkeit und Freimuth in Sprache und Handlungsweise sind überhaupt eigenthümliche Tugenden der Seeleute, die bei uns Landmännern (im Sinne des englischen Wortes Landsman) nur ausnahmsweise vorkommen, und die Verhandlungen der Seehelden auf Stationen, wo sie auch die diplomatische Feder schärfen müssen, werden scherzhaft Quarterdeck Diplomacy genannt.

R — d.

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. Juli 1830.

Wem das Herz ruhig selig schlägt, der sucht in der unsichtbaren Kirche keine sichtbare; der ganze Tempel der Natur ist der Tempel der Liebe, und überall stehen Altäre und Kanzeln.

Jean Paul.

Sonntagsfeier auf den Alpen.

Im Thale drunten schallt Geläute,
Viel Hirten wallen nah und fern:
Gar heiter winkt das Kirchlein heute,
Gar festlich strahlt der Tag des Herrn!

Ich bin allein auf diesen Triften;
Kein Lied ertönet, fromm und zart,
Kein Priester mir aus heil'gen Schriften
Die Wunder Gottes offenbart.

Doch hör' ich nicht ein fernes Rauschen,
Wie feierlichen Orgelton? —
Darf ich den Geisterchören lauschen,
Bin ich so nah dem Himmel schon?

Der Waldstrom ist's, der mit Geplätscher
Herabstürzt von der Felsenwand,
Und mahnend steht vor ihm der Gletscher
In seinem weißen Chorgewand.

Du Riese stolz! ich wank' und klimme
Zu dir hinan mit scheuem Fuß . . .
Ich höre deine Priesterstimme,
Verstehe deinen ernsten Gruß!

Lichtstrahlen flimmern und umziehen
Die Krone dir mit goldnem Glanz:
Ich liege betend auf den Knieen
Vor deiner heiligen Monstranz!

Mir ist, als hör' ich fromme Sagen,
Und mich umfängt ein Heiligthum;
Die Flur hat vor mir aufgeschlagen
Ihr Blumenevangelium.

Da rufen leis mir aus dem Mooſe
Viel tausend Alpenröslein zart,
Und künden, wie in ihrem Schooße
Der Himmel still sich offenbart.

In deiner Blumen tiefem Grunde
Les' ich mit Lust, du reiche Trift!
O Dank für deine frohe Kunde,
Für deine friedevolle Schrift!

Du lehrest mich in bunten Zügen:
„Der Vater hat die Kinder lieb!"
Ich glaube dir, du kannst nicht lügen,
Dieweil der Herr dich selber schrieb.

Wie ist mir wohl in meinem Sinne,
Wie legt so mild sich aller Schmerz!
Voll Bruderlieb' und Gottesminne,
So frisch und selig schlägt mein Herz!

Im Thale drunten läutet wieder
Das helle Glöcklein feierlich,
Verklungen sind die frommen Lieder,
Es öffnet leis die Pforte sich.

Digitized by Google

Und aus dem engen Kirchlein treten
Die Hirten alle still heraus,
Derweil ich feiernd, in Gebeten,
Gekniet im weiten Gotteshaus.

Ich wandle rasch zum Thale nieder,
Ein innig Sehnen hebt die Brust:
Ich muß hinab! — o drückt mich wieder
Ans Bruderherz mit frommer Lust!

Adolph Stöber.

Das heutige und das ehemalige Klima Roms.

(Beschluß.)

Aus dem Umstande, daß die Foci der Römer im Atrium unterhalten wurden, läßt sich abnehmen, daß die Kälte zur damaligen Zeit nicht eben streng gewesen seyn müsse. Denn das Atrium hatte wahrscheinlich, wenn wir die verschiedenen Zwecke erwägen, zu welchem es diente, einen großen Umfang; überdem war es durch keine Thür verschlossen, sondern mit einem Vorhange versehen, den ein Sklave, Atriensis genannt, auf- und zuzog; natürlich mußte das Zelt, mit welchem das Atrium überspannt war, wann das Feuer brannte, wo nicht ganz, doch zum Theil geöffnet werden. Da auch die Thüre, welche ins Innere des Hauses führte, nicht verschlossen war (noch heutiges Tages, obgleich bei vermehrter Rauhheit des Klimas, stehen Winter und Sommer alle Thüren und Fenster in Rom offen), so herrschte dort vermuthlich ein so arger Luftzug, daß, wäre noch ein eigentlicher Frost hinzu gekommen, keines Bleibens darin gewesen wäre.

Ich wiederhole also, was ich schon oben gesagt habe: meiner Meinung nach ist das Klima Roms seit zweitausend Jahren bedeutend rauher geworden. Aber nicht allein über Rom, sondern über die ganze gemäßigte Zone Europas scheint sich diese Veränderung erstreckt, die kalte dagegen eine Milderung erfahren zu haben. Diese Veränderung des Klimas auf der nördlichen Halbkugel Europas scheint übrigens nicht arithmetisch, sondern sogar mathematisch fortgeschritten zu seyn. Davon zeugt, meiner Meinung nach, unter anderm die Bauart der Häuser aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte, wie sie noch heutiges Tages in den großen Städten Italiens, besonders in Rom und Venedig gefunden werden, auf das Unwidersprechlichste; und haben hier auch die Zimmer nicht eben die Höhe und den Umfang der Gemächer im kaiserlichen Pallaste auf dem palatinischen Berge; so ist doch erstere (von fünf-und-zwanzig bis dreißig Fuß) noch immer so bedeutend, daß selbst geborne Römer im Winter mit Widerwillen darin zu leben anfangen. Ich machte einst einem römischen Großen über die grandiose Bauart seines Pallastes mein Kompliment; was er erwiederte, war eben nicht schmeichelhaft für das Andenken desjenigen seiner Vorfahren, welcher denselben erbaut hatte. Er schloß mit den Worten, „E se fosse solamente abitabile!“ (wenn er wenigstens bewohnbar wäre!) Interessant ist, daß, je älter die Palläste sind, sie desto höhere Stockwerke haben. Bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts trifft man immer nur zwei, von da an aber meistens drei Stockwerke; außerdem befinden sich noch zwischen dem Erdgeschosse und dem ersten Stockwerke, oder zwischen diesem und dem zweiten, sogenannte Mezzaninen und über dem dritten Stockwerke Mansarden. Nehmen sich die ältern Palläste, z. B. die Palläste Giraud von Bramante, Sciarra von Vignola u. s. w., wie olympische Götterwohnungen aus, so sehen die aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, an ihrer Spitze besonders der Pallast Chigi, wie Kasernen aus.

Neben den Beweisen aus dem bürgerlichen und öffentlichen Leben und aus der Bauart der Häuser der alten Römer, welche ich oben zur Unterstützung meiner Vermuthung angeführt habe, hätte ich leicht noch mehrere aus dem Thier- und Pflanzenreiche anführen können.

Schließlich nur ein Paar Worte vom Wein. In den Dichtern wird häufig, neben den kampanischen Weinen, auch der römischen gedacht, und von einer Art der leztern bemerkt, daß sie ein Alter von vier Jahren erreicht haben müsse, um gut zu seyn. Heutzutage dürfte selbst die beste Gattung der römischen Weine keinen Vergleich mit einem nur etwas im Rufe stehenden ausländischen Wein aushalten. Horaz (in der zwei-und-zwanzigsten Ode des ersten Buchs) lädt seinen Gönner Mäcenas auf einen Becher Sabiner Wein ein, den er selbst auf Flaschen gefüllt und versiegelt zu haben versichert; er bittet ihn, damit zufrieden zu seyn, weil er ihm weder Falerner noch Formianer vorsetzen könne. Aus dieser Stelle sieht man, daß man den Sabiner Wein damals nicht allein aufzubewahren pflegte, sondern daß er auch gut genug war, um einem an die besten ausländischen Weine gewöhnten Gaumen vorgesezt zu werden. Heutzutage wiederfährt die Ehre des Versiegelns selbst dem besten Civita Lavinia oder Genzano nicht, und die Sabiner Weine, von welchen kein einziger Namen hat, hält man für so schlecht, daß sie entweder gar nicht nach Rom gelangen und an Ort und Stelle getrunken werden müssen, oder höchstens, ihres geringen Preises wegen, den hiesigen Gastwirthen zur Verfälschung der bessern Sorten dienen. Aber auch die Falerner Weine, so wie überhaupt alle übrigen des glücklichen Campaniens, sind aus der Reihe der berühmten Weine verschwunden und keine einzige gelangt davon ins Ausland.

Es würde mich freuen, wenn Physiker von Profession, durch diese meine Bemerkungen aufmerksam gemacht, den Gegenstand einer eigentlichen wissenschaftlichen Beleuchtung unterwerfen, besonders wenn sie, worauf es hier allein ankömmt, was aber allerdings sehr schwer seyn wird, versuchen wollten, den mittlern Wärmegrad der lezten acht-

Digitized by Google

zehn Jahrhunderte so viel möglich zu bestimmen. Daß es in Italien Jahre gegeben haben mag, wo die Kälte stärker als gewöhnlich gewesen ist (ich selbst habe davon zwei Beispiele angeführt), beweist nichts, als daß jede Regel ihre Ausnahmen leidet und daß es atmosphärische Bedingungen geben kann, welche selbst in den wärmsten Ländern Frost erzeugen.

Ueber den Verfall des französischen Theaters.

(Beschluß.)

Sonst war die Freiheit nirgends als auf der Bühne, wenn anders der gute Wille des Herrn einen etwas freisinnigen Spruch durchgehen ließ, aus dem dann der gesunde Menschensinn der Zuschauer die Nutzanwendung zog. Jetzt, mittelst der Freiheit der periodischen Presse, denkt jeder mit Allen, und ohne über die Thürschwelle zu kommen, befindet man sich in fortwährendem Verkehr mit dem ganzen Lande. Jener kleinlichen Bühnenpublicität, jener in Vorsicht gehüllten Kritiken bedarf es also nicht mehr; erschallt ja Tag für Tag die Stimme der öffentlichen Meinung laut über ganz Frankreich. Dieß ist der Grund, warum weder Klassiker, noch Romantiker jene Vorliebe für die Bühne wieder wecken können, die im Schooße der politischen Langeweile erwuchs und die ein ernsterer Sinn dem lebenden Geschlechte völlig entfremdet hat.

Um sich unmittelbar von der Richtigkeit dieser Bemerkungen zu überzeugen, braucht man nur die Einnahme der verschiedenen Pariser Theater zu vergleichen. Man würde sogleich finden, daß diejenigen Bühnen, auf welchen die vornehmsten Werke der dramatischen Literatur aufgeführt werden, diejenigen also, denen die besten Schriftsteller ihre Werke anbieten, gerade tiefer gesunken sind als die andern. Also der aufgeklärte Theil des Publikums bleibt aus dem Theater weg; nicht als ob die Kultur Rückschritte gemacht hätte, sondern weil die geistigen Bedürfnisse andere geworden sind. Würde Tag für Tag in allen Schauspielhäusern eine Sitzung der Deputirtenkammer vorgestellt, wäre nie Platz genug für die Neugierigen. Es ist dieß einmal der Lebensinhalt des Jahrhunderts, er reißt alle Geister in seinen Kreis, und für das Theater bleibt nichts übrig als die Launen einer flüchtigen Neugier. So war es sonst nicht; sonst gab es nichts Interessanteres auf der Welt als die Bühne, vor der man sich versammelte, um in Gesellschaft zu denken. Heutzutage drängt sich die Menge hie und da nur noch zum Vaudeville, zum Melodram und zur Oper. Ins Vaudeville geht man, wenn man gerne lachen und sich zerstreuen möchte; das Melodram der Boulevards ist doch wohl nicht für die gebildeten Klassen der Hauptstadt bestimmt, und in der Oper finden sich bekanntlich Zuschauer ein, denen auf der Welt nichts an Poesie und dramatischer Kunst liegt.

Zur Zeit, als die Zeitungen dem Publikum Dinge vorsagten, die es nicht wissen mochte, als nämlich die Censur sich Mühe gab, sie so nichtsbedeutend zu machen, als die Gazette de France vor der Revolution war, da strömte wieder die Menge eifrig in die Theater, da suchte sie, indem sie begierig Anspielungen aufgriff und den Sinn der Worte drehte und wendete, zwischen vier Mauern und ein wenig laut, vor zwölf-, vierzehnhundert Zeugen auszusprechen, was die Censur jeden Tag die periodische Presse nicht sagen ließ. Damals standen alle Theater ganz vortrefflich. Das Odeon und das Théâtre français konnten sicher auf eine Einnahme von 4000 Fr. rechnen, so oft man Tartüffe gab. Das Haus war gedrängt voll Leuten, die sich eingefunden hatten, um den berühmten Vers: Nous vivons sous un prince, ennemi de la fraude, viermal zu beklatschen. Gegenwärtig ließe sich nicht Ein Bravo hören; die öffentliche Meinung ist anderswo beschäftigt, als im Theater, und äußert sich ganz anders, als durch Anspielungen.

Seit die Theater in Verfall gerathen, hat man sich vielfältig nach Gegenmitteln umgesehen. Man hätte sich aber wohl viele Mühe erspart, wenn man bedacht hätte, daß dieses Sinken der Bühnenkunst, so verdrießlich es für Schriftsteller, Schauspieler und Direktoren seyn mag, ein Uebel ist, das dem Publikum keinen großen Kummer macht, und für dessen Heilung es sich daher nicht sehr interessiren wird. Noch einmal, wenn man die Zeitungen unterdrückte, wenn man Mittel und Wege fände, das Publikum davon abzugewöhnen, so wäre der Geschmack am Schauspiel mit einemmal wieder da. Aber dieses Mittel ist etwas heroisch, und ich zweifle, ob Jemand Muth genug hat, es anzuwenden.

Die dramatische Literatur kann sich, wie jede andere, nur unter einem freien Volk entwickeln. Kommt es nun bei uns einmal so weit, daß das Theater so frei wird als die Presse, dürfen einmal politische Dramen aufgeführt werden, so ist nicht zu zweifeln, daß das Volk die großartigen, mächtigen Leidenschaften, die in der Wirklichkeit, ohne theatralische Illusion, alle Gemüther so lebhaft anziehen, mit Interesse auch auf der Bühne sich wird entwickeln sehen. Doch dahin haben wir noch weit. Noch nicht lange hat die Censur nach fünfzig Vorstellungen die Entdeckung gemacht, daß es gefährlich seyn möchte, das Publikum die drei kleinen Miniaturbilder sehen zu lassen, welche Scribe ganz unschuldig unter dem pompösen Titel: Avant, Pendant et Après ausgestellt hatte. Wie wird es gehen, wenn einmal der Mann auftritt, der im Stande ist, dieses Gemälde im Großen auszuführen?

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Ein seltsamer Mord.

Vor einigen Wochen, als ich durch die St. Margaretenstraße in der Vorstadt St. Germain ging, stand eine Menge Menschen vor den Läden und mitten auf der Gasse; alle schienen in banger Erwartung auf etwas zu harren, das vorüberziehen sollte. Da nun am Ende dieser Straße das

Digitized by Google

Militärgefängniß steht, das ehemals das Gefängniß der alten Abtei St. Germain war und als solches noch zwei kleine gothische Thürmchen, sonst aber ein ziemlich neues Ansehen hat, so erriethe ich bald, daß hier ein Gefangener vorbeigeführt werden sollte, um seine Strafe zu erleiden. Am Morgen hatten die Zeitungen angekündigt, daß das militärische Revisionsgericht die Appellation des zum Tode verurtheilten Soldaten Debuire verworfen habe. Es dauerte wenige Minuten, so kam der Zug vorüber. Voran einige Gensd'armen zu Pferde, dann eine Kompagnie Soldaten zu Fuße mit der Trommel, dann der Miethwagen, dessen Kutscher vielleicht an demselben Tage ein Liebespaar zur Trauung oder eine Gesellschaft ins Schauspiel führte; aus dem Kutschenfenster sah der Verurtheilte, ein dreißigjähriger Mann, ganz unbefangen heraus, als ob ihn die Sache gar nicht anginge; zur Seite saß ein Geistlicher, der aber, wie gewöhnlich bei den Verurtheilten in Paris, wenig Gehör fand, und vielleicht auch nichts weiter that, als für den armen Sünder beten; hinterdrein wieder eine Kompagnie zu Fuß und einige Gensd'armen zu Pferde. Der Zug ging ziemlich schnell vorüber, nach der Grenelle-Ebene außerhalb der Stadt, und in wenigen Minuten hatte sich die Menge verlaufen; die Straße hatte wieder ihr gewöhnliches Ansehen, und am folgenden Tage meldeten die Zeitungen, der Soldat Debuire habe standhaft die ihm zuerkannte Todesstrafe des Erschießens erlitten, und habe Wort gehalten, indem er zuvor zu den Soldaten gesagt: „Ihr sollt sehen, daß ich den Tod nicht fürchte!“ Weiter war von diesem Menschen keine Rede mehr. Indessen ist sein Verbrechen doch von der Art, daß die Geschichte desselben die Aufmerksamkeit der Psychologen auf sich zu ziehen verdient; vielleicht liegt auch eine Lehre für die Obrigkeit darin. Der Soldat Debuire war aus dem nördlichen Frankreich gebürtig, und hatte sich ziemlich jung an eines Andern Stelle zum Kriegsdienste einschreiben lassen. Er hatte sich immer gut aufgeführt, und daher die Achtung seines Sergeanten erworben, der ihm, da Debuire etwas schwach war, den Kriegsdienst erleichterte und ihm ruhige und nicht ermüdende Geschäfte auftrug. Als dieser Sergeant in der Folge in eine besser besoldete Kompagnie der Pariser Garnison versetzt wurde, zog er auch seinen Schützling Debuire in dieselbe und fuhr fort, sich desselben anzunehmen. Derselbe Sergeant hielt übrigens sehr auf Mannszucht und bestrafte die kleinen Vergehen und Nachlässigkeiten im Kriegsdienste mit kurzem Arreste, wie er dazu berechtigt war. Da sich vor nicht gar langer Zeit auch Debuire eines solchen Vergehens schuldig gemacht hatte, schonte er seinen jungen Schützling nicht und erkannte ihm einen viertägigen Arrest zu. Im französischen Dienste ist eine solche Strafe äußerst leicht, da sie mit keiner körperlichen Züchtigung verbunden ist und nur in dem Verbote besteht, das Arrestzimmer zu verlassen. Von diesem Tage an faßte aber Debuire einen bittern Groll gegen seinen Wohlthäter und beschloß, sich an ihm zu rächen. Dazu kam, daß einer seiner Mitsoldaten, der im Hospitale seitdem gestorben ist, auf dem Krankenbette im Gespräche mit ihm gesagt hatte: „Dieser Sergeant wird der Kompagnie sehr zu schaffen machen.“ Mehr bedurfte es nicht, um Debuire zur Ermordung seines Wohlthäters zu verleiten. Um sich eine Waffe zu verschaffen, die ihm als Mordwerkzeug dienen könne, wollte er einmal wieder auf die Wache ziehen, obschon ihn der Sergeant dieser Last wegen seiner Schwäche überhoben hatte; als er am Abende als Schildwache ausstand, zog er eine Patrone aus der Patrontasche und legte eine leere Patrone an die Stelle, damit man beim Untersuchen den Mangel nicht bemerken möchte. Als er nun wieder in seiner Kaserne ist und sich Abends zu Bette legt, hat er das geladene Gewehr neben sich, und sobald der Sergeant hereintritt, um seine gewöhnliche Untersuchung in den Schlafzimmern anzustellen, legt Debuire leise das Gewehr auf ihn an und erschießt ihn; die Kugel verwundet außerdem noch den hinter dem Sergeanten gehenden Korporal am Arm, so daß dieser hernach hat abgenommen werden müssen. Alle Anwesenden erstarren vor Entsetzen, da man nicht weiß, wo der Schuß hergekommen ist. Debuire aber ruft in seinem Bette: „Kameraden, ihr braucht nicht zu suchen, ich habe den Sergeanten erschossen.“ Man ergreift ihn und führt ihn ins Gefängniß; hier sagt er noch die gräßlichen Worte: „Ich möchte das Blut des abscheulichen Sergeanten trinken!“ und da er bemerkt, daß die Soldaten vor ihm schaudern, setzt er ganz ruhig hinzu: „Fürchtet euch nicht, euch will ich ja nicht zu Leibe.“ Im Verhöre vor Gericht gestand er die That ganz ruhig ein, und wußte keinen Grund zu seiner Vertheidigung oder Rechtfertigung anzuführen. Sein Gesicht blieb ganz ruhig, und nie hätte man in dieser Physiognomie die Züge eines Mörders gefunden. Der ihm beigegebene Advokat wußte sich auch anders nicht zu helfen, als daß er eine Monomanie, eine Geistesverwirrung vorschützte, in Folge welcher der junge Soldat unwillkührlich gehandelt habe. Da dies aber leider die gewöhnliche Ausflucht aller Sachwalter ist, welche mit einem augenscheinlichen und vom Thäter nicht geläugneten Verbrechen zu thun haben, so gaben die Richter seinen Gründen kein Gehör und verurtheilten den Mörder nach den Gesetzen zum Tode, und dieses Urtheil wurde dann vom Revisionsgerichte bestätigt. Die Richter haben gewiß die Ueberzeugung, daß sie nach Recht und Billigkeit geurtheilt haben; zudem ist die Meinung, daß das vergossene Blut auch wieder das Blut des Thäters fordere, bei den europäischen Völkern so stark eingewurzelt, daß man es sich gar nicht einfallen läßt, es könne anders seyn. Was war aber im Grunde die That dieses jungen Soldaten anders als eine Geistesverirrung? Hätte er das kochende Blut eines beleidigten Arabers, oder den Jähzorn eines cholerischen Temperaments gehabt, so ließe sich das Verbrechen aus seinem Charakter oder aus Nationallastern und Gesinnungen erklären; allein er war ein stiller und sonst sanfter Mensch mit ziemlich offenem Gemüthe; von Rachsucht und Jähzorn hatte man keine Spur an ihm bemerkt. Bei solchen Vorfällen und bei Menschen, die ihr Jugendleben in der Verborgenheit zugebracht haben, bekümmert man sich wenig um die Geschichte der vergangenen Zeit. Vielleicht hätte man in der Jugendgeschichte dieses Mörders irgend einen äußern Vorfall entdeckt, der in seinem an sich schwachen Geiste eine Verwirrung hervorgebracht hatte, obschon sich diese Verwirrung nur bei einer einzigen Veranlassung zeigte. Vielleicht gehörte er auch zu denjenigen geistesschwachen Menschen, bei denen ein unglücklicher Gedanke, wenn er sich einmal in ihrem Kopfe eingenistet hat, sich beständig weiter eingräbt und ihnen keine Ruhe läßt, bis dieser Gedanke endlich zur That geworden ist. Hätte dieser Mensch eine bessere Erziehung in der Jugend erhalten, so würden vielleicht andere und bessere Gedanken den heillosen Vorsatz verdrängt, oder ihm das Abscheuliche desselben begreiflich gemacht haben. Deshalb bemerkte ich oben, daß die Obrigkeit aus dieser traurigen Begebenheit eine Lehre zu ziehen habe. Thäte sie mehr, um die moralische Erziehung des Volkes zu befördern, unterstützte sie die edeln Menschenfreunde, welche leichte und bequeme Unterrichtsweisen zu verbreiten suchen, und legte ihnen keine Hindernisse in den Weg, so würde es wahrscheinlicherweise der Debuire weniger geben, und sie würde nicht in die beklagenswerthe Nothwendigkeit versetzt seyn, einem Menschen das Leben zu nehmen, weil er mit seinem beschränkten Verstande den Anschlag zu einem unsinnigen Morde ausgebrütet hatte. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 173.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Juli 1830.

Jede zarte Blume der Bekanntschaft
Pflanzet schon der Trennung Dorn ins Herz.

Herder.

Meine Geschichtsforschung in B.

Eine Erzählung.

Ein gelehrter Zweck hielt mich einige Monate in B fest. — Es ist ein eigen Ding für einen Fremden, sich die Zeit unter Menschen zu vertreiben, die er wahrscheinlich in seinem Leben nicht wieder sehen wird; es liegt nicht in der Natur des tiefer fühlenden Mannes, nur in der Gegenwart zu leben, auch die lockerste Verbindung wird mit dem Gedanken eines künftigen Fortführens derselben angeknüpft, und nur dieser Gedanke kann ihr Reiz verleihen. Sechs Monate unter Menschen zuzubringen, ohne den Wunsch zu fassen, ihnen einmal im Leben wieder zu begegnen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Und doch, wie unsicher ist dieses Wiederbegegnen! das sagt uns die Vernunft; darum sträuben wir uns gegen jedes innigere Gefühl, das sie uns einzuflößen beginnen; darum scheuen wir uns, unserem Herzen eine Stimme zu gönnen in den Unterredungen mit ihnen. Aber was ist ein Leben, wo das Herz stumm seyn muß, welches Interesse hat eine Gesellschaft für uns, die uns je gleichgültiger, je zuträglicher ist? und darum, meine ich, ist es ein eigen Ding, sich die Zeit an einem fremden Orte angenehm zu vertreiben.

Anfangs ließ ich mich in kein Haus einführen, aß an table d'hôte, frühstückte im Kaffeehaus, und dachte überhaupt: was willst du dich mit den Menschen hier einlassen, was gehen sie dich an? Nun ja, sie gingen mich auch nichts an, aber das war's eben, was ich nach vier langen Wochen nicht mehr ertragen konnte. Nun nahm ich mir vor: eine oder zwei Familien willst du doch besuchen und dich um die übrigen nicht bekümmern. Also nahm ich meine Brieftasche heraus, machte die Augen fest zu und zog auf's Gerathewohl eins meiner Empfehlungsschreiben hervor; es war adressirt an den Herrn Rath Z. Ich fragte den Marqueur: wo wohnt der Rath Z? Der Mensch starrte mich verwundert an. Seit vier Wochen hatte ich nach Niemanden gefragt, er konnte es daher wohl nicht begreifen, was ich jezt auf einmal bei dem Rath Z wollte; doch endlich bezeichnete er mir dessen Wohnung. Um zwölf Uhr sezte ich meinen neuen Hut auf und machte mich auf den Weg. Ich wurde in ein großes, etwas dunkles Zimmer geführt und gebeten, zu warten, der Herr Rath sey ausgegangen, aber die Frau Räthin werde sogleich erscheinen. Ich sezte mich hin, wartete etwas lange, endlich kam die Frau Räthin, noch eine Stecknadel an dem eben umgenommenen reinen Halskragen befestigend, und mit tausend Entschuldigungen, daß ich hätte warten müssen, „mit wem sie denn das Vergnügen habe u. s. w.“ Ich zeigte meinen Empfehlungsbrief und nannte meinen Namen. „Ach, der Herr Direktor L.,“ viele Freude, daß ich endlich gekommen sey; wäre ja schon vier Wochen hier; würde sich gefreut haben mich eher zu sehen, ich müsse doch noch ein wenig Frühstück haben, und mit diesen Worten eilte sie zu einem großen Wandschrank, öffnete ihn und langte daraus allerlei Eßwaaren hervor. Mir schauderte, die Speisekammer im Zimmer! Nun konnte ich mir den pot-pourri Geruch

Digitized by Google

erklären, der mich wie ein unheimlicher Geist umgeben hatte. Ich trank ein Glas Madeira, bedauerte, den Herrn Rath nicht abwarten zu können, und empfahl mich.

Mit geschlossenen Augen ziehst du nun kein Empfehlungsschreiben mehr heraus, dachte ich mir, blätterte dann unter den meinigen und entschloß mich endlich, meinen Weg zunächst nach dem Hause des Präsidenten Reiner einzuschlagen. Hier war es anders als bei Rath Z. Ein allerliebstes junges Mädchen kam mir an der Thüre entgegen, sagte mir, der Vater sey zu Hause, und führte mich in ein niedliches Zimmer, mit einer übermäßigen Menge von Kupferstichen, meist Bildnissen der interessantesten Zeitgenossen, ausgeschmückt.

Auf dem Sopha saß eine Frau von etwa vierzig Jahren und neben ihr die ältere Schwester meiner allerliebsten Thürsteherin, dieser an Schönheit weit nachstehend, aber einnehmend von Gestalt. Die jüngste ging, ihren Vater zu rufen, und mir ward freundlich ein Stuhl geboten. Der Vater kam, mein Brief wurde gelesen und ich gebeten, bei der Familie aus und ein zu gehen, wann ich wollte, und gleich den heutigen Abend — es war schon sechs Uhr — bei ihnen zu bleiben, ich würde einige ihrer Freunde kennen lernen. Ich blieb, weil es mir unter diesen Menschen behaglich war, und weil ich seit ein Paar Monaten keine Familie gesehen hatte.

Die ältere Tochter hieß Sophie, die jüngere Marie. Diese zog mich Anfangs besonders an; es war ein lieblich Kind, mit großen schönen Augen und noch zurückgestrichenem Haar, welches, wie ihr ganzes Wesen, zu sagen schien: ich bin eben erst herangewachsen. Fräulein Sophie war ruhig, und mit ihrer reinen Stirne, einem etwas unregelmäßigen Stumpfnäschen und etwas zu großem Munde, nur hübsch durch den milden und nachdenklichen Ausdruck, der darauf deutete, daß sie schon länger erwachsen war, als ihre Schwester. Sie blieb in ihrer ruhigen, ungetrübten Grazie, als nach und nach mehrere Fremde eintraten, während Fräulein Marie mit deren Namen mich bekannt machte, und mir zugleich eine kurze, schelmische Charakteristik jedes Einzelnen zeichnete. Hinter Fräulein Sophiens Stuhl stand ein Mann von etwa dreißig Jahren, gesetzten, fast kalten Ansehens, der dem Fräulein bei dem Geschäfte des Theeeinschenkens so unverwandt auf die hübschen weißen Hände sah, daß ich Fräulein Marie zuflüsterte: „ist das ein berühmter Anatom, der die Hand dort so eifrig studirt? denn er sieht mir so ernsthaft aus, daß ich nicht glauben kann, eine hübsche Mädchenhand könne ein anderes als ein wissenschaftliches Interesse für ihn haben.“ — „Ich habe doch nie bemerkt,“ sagte Marie lächelnd, „daß er andere als Sophiens Hände studirt hätte.“ Ganz zuletzt trat noch ein schöner junger Mann in Jagduniform lebhaft in das Zimmer. Ich neigte mich wieder zu meiner jungen Nachbarin Ohr: „Wer ist das?“ — „Auch ein Anatom,“ antwortete sie hocherröthend und schnell aufspringend, um ein Geschäft am andern Ende des Zimmers zu besorgen. Sie mochte wohl recht haben, denn mein junger Jägersmann warf einen flüchtigen Blick auf die Gesellschaft, und schnell orientirt, redete er gerade diejenigen Bekannten an, die den Weg nach dem Theetisch versperrten, und kam so mit guter Manier ganz in die Nähe derjenigen, die daran präsidirte. Das ist eine kuriose Stadt, dachte ich mir, an der hübschen und wahrhaftig allerliebsten Marie gehen sie vorüber, und die Sophie scheint sie behext zu haben. Nun, ich will meiner Geschichte einmal vorgreifen und gestehen, daß ich später auch gewöhnlich am Theetisch zu finden war. Aber so viel ist gewiß, was sie da heute festhielt, konnte ich nicht ergründen, denn Sophie that nichts als Thee einschenken, oder diese und jene Anrede der sie Umgebenden einfach erwiedern. Der Präsident schlug vor, einen Akt aus Wallenstein zu lesen.

Die Rolle des Max wurde dem jungen Forstmeister von Brand, so hieß nämlich mein Grünrock, die des Wallenstein dem ernsten Anatomen, dem Professor Tyrulf, und die Rolle der Thekla einer jungen fremden Frau aus der Gesellschaft übertragen. Wir alle hörten mit Aufmerksamkeit der vollendeten Scene zu; ich nahm mir vor, Fräulein Sophie etwas zu beobachten, um wo möglich zu ergründen, welchen von den beiden offenbaren Anbetern sie denn eigentlich anbete, und verlor daher keine ihrer Mienen. Mit ganz ruhigem Gesichte hatte sie dem Anfang der Vorlesung zugehört; als aber die herzergreifende Scene kam, in welcher Wallenstein den Max bittet, zu bleiben, horchte sie jedem Worte Wallensteins mit so lebendiger Theilnahme in ihren Zügen, daß sie fast schön ward. Aha! dachte ich mir, Wallenstein ist es. Bald aber glaubte ich wieder mich geirrt zu haben, denn je weiter die Scene vorrückte, je ergriffener ward sie, und als Max sich an Thekla wendet, um ihre Meinung zu erfragen, war des Mädchens Auge so thränenvoll und sprechend auf Max gerichtet, daß ich mir dachte: armer Wallenstein, auch diese Blume fällt hinweg aus deinem Leben.

Der Abend verging angenehm und ich fand mich in einem gebildeten, gemüthvollen Kreise, den ich mir vornahm, recht oft zu besuchen; so kam es auch, und noch mehr, als ich mir gedacht hatte, denn nach kurzer Zeit war ich täglicher Gast in des Präsidenten Hause, und widmete ihm und seiner Familie fast alle Zeit, die mir der Zweck meines Hierseyns übrig ließ. Ich will dem Leser auch die Verhältnisse des mir bald so befreundeten Hauses mittheilen, wie ich selbst sie nach und nach erfuhr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gesellschaftlicher Zustand zu Port-au-Prince, der Hauptstadt von Haiti (nach Mackenzie).

Die Einwohner der Republik Haiti theilen sich in drei Hauptklassen: einige wenige Weiße, Kauf- und Handelsleute, jede Schattirung zwischen Weißen und Schwarzen, und Neger. Die Schwarzen sind am zahlreichsten, die Gemischten stehen in der Mitte. Die ersten beiden theilen sich wieder nach ihrem ursprünglichen Vaterlande ab. Der Verfassung nach wird jeder, welches Stammes oder welcher Raçe er seyn möge, wenn er sich ein Jahr lang auf der Insel aufgehalten hat, Bürger derselben, und in der Praxis ist ein so langer Aufenthalt dazu nicht einmal erforderlich. Deßwegen befinden sich denn auch hier eine Menge Indier, Afrikaner und deren Nachkommen, die, mit ihrer Lage zu Hause unzufrieden, sich hierher ziehen, besonders in die Hauptstadt; die Regierung behauptet, ungeachtet der Mannigfaltigkeit dieser Bestandtheile seyen alle alten Vorurtheile in Hinsicht auf Blut, Farbe und ursprüngliches Vaterland durch die allgemeine Vaterlandsliebe verwischt. Wie wenig aber dieß der Fall ist, bezeugen eine Menge Thatsachen, und vor allen der noch immer bestehende 38ste Artikel der Verfassungsurkunde, welchen die Häupter der Regierung dem öffentlichen Vorurtheil zu Liebe beibehalten zu müssen scheinen, der Artikel, welcher allen Weißen das Bürgerrecht verweigert. „Aucun blanc" heißt es, „quelle que soit sa nation, ne pourra mettre le pied sur ce territoire à titre de maître ou de propriétaire."

So viel ich bemerken konnte, findet durchaus keine Abstufung im gesellschaftlichen Zustande statt. Der Präsident steht an der Spitze und das Militär folgt nach der gewöhnlichen Rangordnung. Nur Aemter und Geld geben ein Ansehen, aber eine höhere, mittlere und untere Klasse besteht darum nicht, und der Vornehmste und Reichste geht, ohne sich dadurch herabgesezt zu glauben, mit dem Niedrigsten und Aermsten um. Manche haben behauptet, die gemischte Raçe bilde die Aristokratie und die Neger müßten sich als gemeine Arbeiter behelfen. Dies scheint jedoch ein zu allgemeines Urtheil; die erstern bekleiden freilich die meisten höhern Aemter, und zwar wohl deswegen, weil sie besser erzogen sind, aber doch gibt es auch sehr viele Beispiele von Schwarzen, die, selbst ohne irgend eine Erziehung genossen zu haben, zu hohen Aemtern gelangen. Am meisten begünstigt diese Gleichheit wohl der Umstand, daß jeder Beamte Handel treibt, denn Gelderwerb gilt für das Höchste im Leben. Unter den Handwerkern, Knechten und Dienstboten gibt es Leute von allen Farben, und manche, jedoch nicht eben viele, der bessern und geschicktern sind eingeborne Haitier. Viele sind aus den Vereinigten Staaten von Amerika hierher gewandert, und diese taugen selten viel, weil in der Regel nur die nichtswürdigsten Schwarze und Mischlinge in der Hoffnung, hier ein Utopien des Müßiggangs zu finden, hierher kommen.

Trägheit und Müßiggang ist überhaupt das allgemeine Laster, und die folgende charakteristische Anekdote kann in diesem Punkt für eine Abhandlung gelten. Ein Engländer schickte einen Mann mit einer Bestellung aus, welche Eile erforderte. Er erwartete die Rückkehr des Boten mit Ungeduld. Endlich kam derselbe wie eine Schnecke angekrochen. „Vite! vite!" rief man ihm zu; aber der Kerl kroch nur noch langsamer. „Warum lauft Ihr denn nicht, mein Freund?" fragte man ihn, als er endlich an Ort und Stelle gekommen war. „Hier zu Lande läuft man nicht," war die ruhige Antwort, womit der Mann ohne allen Scherz den allgemein herrschenden Grundsaz aussprach. Man kann sich von der Wahrheit dieses Grundsazes zu jeder Stunde des Tages überzeugen, und die Art und Weise, wie Männer und Frauen unter dem Schatten der vor ihren Häusern ausgespannten Tücher ihre Zeit hinbringen, macht es erklärlich, weswegen man den Schildwachen Stühle sezt. Aber diese Trägheit beschränkt sich nicht nur auf die Menschen; selbst Hunde und Schweine schleichen umher, wie man es nirgends sieht, und sind zum Erbarmen elend und mager. Die Ausländer sind Kaufleute, und meistentheils Engländer, Franzosen, Deutsche und Nordamerikaner, welche einander meistens ohne Rückhalt besuchen. Man frühstückt gewöhnlich um 12 Uhr und ißt um 7 Uhr zu Mittag, oder, wie die Eingebornen richtiger sprechen, zu Nacht. Das größte Uebel bei dem späten Frühstücken ist, daß man Wein und geistige Getränke dabei genießt, und diese zuweilen im Uebermaaß. Doch ist es eine so beliebte Mahlzeit, daß Fremde sowohl als Eingeborne, die niemals zum Abendessen einladen, oft einer Gesellschaft von 50 bis 60 Personen ein Gabelfrühstück geben.

Ueber den Umgang der Eingebornen unter sich weiß ich nichts zu sagen. Fremde werden selten oder nie von ihnen eingeladen; ich glaube aber nicht, daß diese Ungeselligkeit von Mangel an Gastfreiheit herrührt, sondern vom Mangel an Mitteln.

Die Tänze bei den zahlreichen öffentlichen Bällen sind meistens europäisch, außer einem, le carabinier genannt, welcher der Insel eigenthümlich seyn soll. Die Weiber kleiden sich bei diesen Gelegenheiten nach europäischer Weise, bis auf den Kopfputz, welcher in einer Art von Turban aus einem Madrastuche besteht, und, außer daß er etwas zu hoch ist, recht gut läßt. Will aber eine Frauensperson nicht tanzen, so sezt sie einen weißen Turban auf, und diese Friedensflagge wird immer ge-

Digitized by Google

achtet; Musik und Erfrischungen sind meist erbärmlich. Dann und wann gibt es Privatkonzerte, welche nicht übel seyn sollen, indem viele der Musiker, geborne Haitier, in Europa als Hautboisten gedient haben. Die allgemeine Trägheit des Volkes, welche den Staat zu Grunde zu richten droht, machte bald nach Vertreibung oder Ermordung der europäischen Eigenthümer den Code rural nothwendig, welcher die Grundbesitzer und ihre Knechte mit fast eben so viel Strenge und Grausamkeit zur Arbeit treibt, als man nur je Sklaven treiben konnte, dessen Bestehen aber so lange von den amis des noirs in England geläugnet worden ist. Dennoch soll der Ackerbau im ganzen Lande in entsetzlichem Verfall seyn, so daß die Insel, welche sonst so viel Zucker lieferte, fast nichts mehr auszuführen hat. Die größte Vernachlässigung herrscht indessen in der Nähe der Hauptstadt. Die angebauten Stellen sind sehr selten, und bei dem außerordentlich schnellen Wachsthume in diesem Himmelsstriche ist, wenn eine Stelle vernachläßigt worden, in so kurzer Zeit jede Spur von Anbau verwischt, daß man an einem Orte, wo vor etwa dreißig Jahren eine der reichsten Zuckerpflanzungen in der Welt stand, einen hohen Wald von Kampeschen- und Akazienbäumen erblickt. Unter andern sind den Bauern die Nachttänze untersagt, außer an dem Abende vor einem Feiertage; ich wurde aber während meines Aufenthaltes zu Port-au-Prince wöchentlich wenigstens drei Mal durch den Lärm dieser Tänze im Schlafe gestört, die noch dazu beim Kapitän der Feldpolizei stattfanden, der bei der Gelegenheit seinen Gästen ihre überflüßige Baarschaft im rouge-et-noir abzunehmen wußte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Theater.

Es ist ein matter, grauer Sommer. Kaum haben wir noch ein Paar ganz heitere Tage gehabt und neben den Regenwolken und kalten Winden, welche den Horizont nicht verlassen wollen, eine niederdrückende Schwüle. Diese für Geselligkeit, Theater und Kunstleben trostlose Zeit hat endlich bewirkt, daß die sonst ununterbrochenen Konzertgenüsse einmal ruhen. Doch auch das Theater ist fast wie ausgestorben. Auf beiden Bühnen gibt es keine Oper, kein Drama, ja nicht einmal eine Lieblingsschauspielerin, welche das Theaterpublikum anzöge und aus der Apathie aufrüttelte. Nur das französische Theater wurde eigentlich, was man nennt, besucht, der Grund liegt aber nur in den herabgesetzten Preisen und dem Abonnement. Hier gab die berühmte Jenny Bertpré vom Théâtre de Madame zu Paris einen Cyklus von Gastrollen. Die Darstellerin gefiel, sie erndtete in gewissen Rollen auch wohl Bewunderung ein (ihre Kunst wenigstens); man konnte indessen in ihrem Spiel nichts von dem finden, was hinreißt und die empfänglichen, entzündbaren Herzen unserer Theatergänger in gewohnte Flammen sezt. Der ihr geworbene Beifall war vielleicht das rechte Maaß, aber wir können nun einmal nicht Maaß halten, werden wir einmal aufgerüttelt aus dem Phlegma. Das berühmte Effektstück der Romantiker auf dem Théâtre français, „Heinrich der Dritte und sein Hof" ist, nach einer Robertschen Bearbeitung auf der Hofbühne aufgeführt, die einzige bemerkenswerthe Neuigkeit derselben, denn Grillparzers „Ottokar" kann füglich nicht dahin gerechnet werden, wenn er gleich erst vor einigen Wochen hier zum erstenmal gegeben wurde. Er ist kaum einmal wiederholt worden, und es spricht Niemand davon. Dies ist nun wohl mit Heinrich dem Dritten nicht der Fall, er wird häufiger wiederholt werden, aber selbst die gräßlichen Effektscenen erregen keine Theilnahme. Um den Kräften der Schauspieler einmal eine andere Aufgabe zu stellen, als Raupachsche Tragödien, in denen ihre geistige Muskelkraft anfängt steif zu werden, mag die Einbürgerung der fremden Tragödie zu billigen seyn, aber ihr ästhetisches Verdienst berechtigt sie nicht dazu. Hr. Robert hat hie und da nachgeholfen. — Die Schröder gastirt — vor leeren Bänken, transit gloria mundi! Nichtsdestoweniger hieße es ungerecht seyn, zu sagen: ihre Kunst sey mit ihrem bezaubernden Rufe untergegangen. In Rollen, die ihre Persönlichkeit ganz ausfüllt, wie z. B. Medea, ist sie noch groß. Ebenso befriedigt sie im deklamatorischen Vortrage, z. B. der Glocke, und eine in der Ankündigung etwas sonderbare Vorstellung: „Gemüthsbewegungen, von Mad. Schröder, mimisch-plastisch dargestellt," fand den Beifall der Kritik, nur wünschte man die Darstellerin zu den meisten dieser Gemüthsbewegungen jünger. Weniger sprach sie in der Braut von Messina an; hier bemerkte man Verzerrungen, ein theatralisches Auftragen in den Affekten, das nicht mit der Schönheit und Wahrheit der dramatischen Kunst stimmte, und selbst vom Publikum herausgefühlt wurde. Zum Besten ihrer Kunst und vielleicht ihrer selbst sey es gewünscht, daß die ausgezeichnete Schauspielerin ihr herumwanderndes Leben verlasse und sich wieder irgendwo fixire. Noch fehlt ihr nicht die Kraft, um den Ruf wieder zu bewähren, der keine Gabe des Zufalls war.

Die Königsstädtische Bühne geht, wenn auch nicht ihrem Untergange, doch einem Zustande gänzlicher Auflösung entgegen. Zwar geschieht etwas für die Oper, und es ist ein ganz leidliches Personale zusammengekommen, dessen Matadore, Mlle. Vio, Hr. Spitzeder und Forti, sämmtlich Wienerischen Ursprungs, nicht allein dasteben, aber der Zauber des Neuen und des ganz Ausgezeichneten fehlt auch diesem Vereine. Weit schlimmer ist es mit dem Schauspiel bestellt. Das Repertoire, früher nur aus Angelyschen Stücken komponirt, enthält jezt fast nichts als Wiener Lustspiele und Zauberpossen. Dies wäre an sich keine Verschlimmerung, aber jede einseitige Richtung bringt das Theater herunter, dem es überdies an einer ein- und umsichtigen Leitung fehlt. Die Wiener Stücke haben ihren Werth, sind aber doch etwas Fremdes. Alle, die früher für dieses Theater Stücke lieferten und sich dafür interessirten, weil man es als ein vaterländisches Institut betrachtete, haben sich davon unter der jetzigen Leitung zurückgezogen. Den empfindlichsten Verlust hat das Theater vor wenigen Tagen durch den Abgang der ehemaligen Dlle. Holzbecher, jetzigen Frau v. Holtei, erlitten, welche mit ihrem Gatten zu einem ehrenvollen, ihrem Talente angemessenern Wirkungskreise bei der neuen Hofbühne in Darmstadt Berlin verlassen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 174.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Juli 1830.

Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen.

Schiller.

J. J. Rousseau und Voltaire.

Betrachten wir die neuere französische Literatur, die seit fünf Jahren in allen Fächern einen bedeutenden und selbstständigen Aufschwung genommen hat, so finden wir nicht nur die parlamentarische Beredtsamkeit und die Geschichte, so wie die dramatische und lyrische Dichtung in mächtigem Aufstreben, wir gewahren auch, wie überhaupt Ernst, Einfachheit und Besonnenheit in der sich umgestaltenden Nation, einen würdigern Geist in der neuen Schule, der hier und da etwas Selbstlob wohl zu verzeihen ist, so wenig sie dessen von Nöthen hat. Wie ganz anders stellt sich in dieser Beziehung die französische Literatur in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in jenem schändlichen Siècle de Louis XV. dar, wo sich die d'Alembert, Diderot, Grimm, Marmontel, Voltaire, Lahарpe, Holbach und seine Coterie mit einer Menge schlechter Weiber in Erbärmlichkeiten aller Art, in Falschheit, Hinterlist, heimlicher Verfolgungssucht, in Neid und Klatschereien, in sittlicher Verworfenheit und Lasterhaftigkeit überboten und darin noch einen Stolz suchten! Anders stehen jezt Chateaubriand, Lamartine, Viktor Hugo, Delavigne u. s. w. da. Ihr Leben ist so einfach und rein wie ihr literarisches Wirken. Was sie arbeiten, ist blos Schöpfung ihres Genies, ohne allen weitern Einfluß. Sehen sie wirklich, wie man ihnen vorwirft, nebst ihrer sich im Globe aussprechenden Schule mit einigem Stolz auf jene elende Zeit, ihre Richtung, ihr Treiben und ihre Verfechter herab, so ist es ihnen nicht zu verdenken.

Mitten unter jenen, auch einst bei uns in Deutschland und an den ersten Höfen Europas hochgehaltenen sogenannten Schöngeistern stand ein Mann, dem wohl mancher Vorwurf gemacht werden kann, der aber nie zu der Erbärmlichkeit seiner literarischen Zeitgenossen herabgesunken ist, den Alle lästerten und traten, der aber nie wieder gelästert und getreten hat, wiewohl er höher stand als alle andern. Dieser Mann war J. J. Rousseau. Um ihn bewegte sich feindselig die ganze damalige literarische Welt.

Ein Rückblick auf jene Zeit, mit Zusammenfassung des Charakteristischen, dürfte in unsern Tagen nicht ohne Interesse seyn, zumal in dieser Beziehung seit zehn Jahren vieles klar geworden ist, was früher in Dunkel gehüllt war, z. B. Rousseaus Verhältniß zu David Hume und sein Aufenthalt in England. Franzosen und Deutsche stehen jezt durch eigenes Verdienst, durch Würdigkeit und Reinigung hoch genug, um sich zu freuen, daß das Vergangene vergangen, und daß im Anwehen des Weltgeistes vieles besser in beiden Ländern geworden ist. Bei dieser Darstellung nehmen wir Rousseau als Mittelpunkt an und betrachten seine literarischen Zeitgenossen, einen nach dem Andern, jedoch nur in nächster Beziehung zu ihm, zu seinem feurigen Streben, zu seinem, der ganzen Menschheit liebevoll zugewendeten und hingegebenen Herzen. Für dießmal stellen wir ihn mit Voltaire zusammen.

Der unbemittelte Rousseau unterzeichnete für Voltaires

Digitized by Google

Statue, für das Denkmal „des Mannes, der nach seiner Meinung allen, die ihm nahe kämen, den Weg zum Ruhme zeigte, des berühmten Mannes, der, wenn er gewollt hätte, die Bewunderung der ganzen Welt verdiente, der dem Menschengeschlechte einen großen Dienst erweisen und auf der glänzendsten Bahn wandeln könnte, die jemals ein Wissenschaftsmann durchlaufen, des Mannes endlich, den Rousseau wie seinen Meister ehrte, und dem er sein eigenes kleines Talent verdanken zu müssen glaubte.“ Was that dagegen Voltaire? Er schimpfte, schalt und tobte unaufhörlich in seinen Schriften gegen Rousseau, öfter und heftiger noch als die d'Alembert, Diderot, Grimm und Marmontel. Bald aber war die Reizbarkeit seiner Nerven, die ihn immer beherrschte, bald seine üble Laune, Neid und unbändiger Zorn daran Schuld, doch nie reiflich überdachte und berechnete Kombination, nie versteckte, im Dunkeln schleichende Feindseligkeit, die langsam und besonnen ihre Angriffsmittel vorbereitet und für günstige Gelegenheit zurecht legt. Voltaire stand in keiner Verbindung mit Rousseau, es ist nicht einmal ausgemacht, ob sie sich je gesehen haben. Sein feindseliges Benehmen war wenigstens nicht, wie bei den andern, Folge bübischer Freundschaft und hinterlistigen Vertrauens. Er hörte blos auf anderer Reden und Schelten, besonders auf das d'Alemberts. Liest man in den Schriften jener Zeit, wo Rousseau Greuel und Unthaten Schuld gegeben werden, so ist immer von „bewiesenen Thatsachen“ und von „unzähligen Beweisen seiner Undankbarkeit“ die Rede. Wo sind diese Thatsachen und diese Beweise? Nirgends. Nicht ein einziges Faktum ist in dieser Beziehung vorhanden; alles beruht auf vagen Allgemeinheiten und Deklamationen, wiewohl jene Masse von Beweisen und Thatsachen alle von Rousseaus genauesten Freunden kommen sollten. Voltaire, der gewiß nicht zu ihnen gehörte, und den Genfer nicht einmal kannte, machte sich doch kein Gewissen daraus, gegen ihn die Waffen zu gebrauchen, mit denen er so meisterlich umzugehen verstand und die damals in Frankreich eine so große Bedeutung hatten — Witz und Lächerlichmachen. So schrieb er am 29ten August 1757 an d'Alembert: „Schreiben Sie mir doch, wenn Sie einen Augenblick übrig haben, wie sich Rousseaus Denkorgane befinden, und ob er immer noch an der Zirbeldrüße leidet. Gibt es einen unwiderlichen Beweis gegen die Unsterblichkeit der Seele, so ist es gewiß diese Gehirnkrankheit. Man hat einen Fluß in der Seele wie in den Zähnen.“ Dieses Flusses ungeachtet, schrieb Rousseau damals gerade seine Nouvelle Heloïse, beendigte seinen Contrat social, und bereitete seinen Emile vor. Der Stachel des Witzes und des Lächerlichen stumpft sich schnell ab, wenn er nur eine Einzelnheit betrifft. Daher half es Voltairen nicht lange, von der Sauvagerie oder der Wildheit des Verfassers des Emile zu sprechen und ihm ein Erziehungssystem aufzubürden, wonach er die Menschen in die Wälder zurückweisen wollte, um da von Eicheln zu leben und auf allen Vieren zu gehen. Von alle dem stand im Emile nichts, und man kam dem Witz bald auf die Schliche. Die sogenannten Freunde des „Wilden“ machten es ganz anders. Sie nahmen mit anscheinendem Wohlwollen die feine Verläumdung zu Hülfe, die mit einem leise hingeworfenen Wort, mit einer Miene spricht, und der Wirkung gewiß seyn kann. Voltaire wiederholte nur mit seinem Witz, was ihm jene vorsagten und erfanden. Er schrieb Grobheiten mit gemeinen Ausfällen gegen Rousseau, die oft auch nicht einmal das geringe Verdienst des Witzes hatten, z. B. in seiner elenden guerre de Genève. Entschuldigen wir aber noch Ironie, Sarkasmen und sogar Grobheiten so leidenschaftlicher Schriftsteller, wie Voltaire. Leidenschaft ist auf jeden Fall eine schlechte Entschuldigung, aber es ist doch eine; denn es läßt sich wenigstens annehmen, daß bei ihren Aeußerungen keine Ueberlegung voraus ging. In einem historischen Werke aber, wo alles reiflich überdacht und abgewogen werden muß, ist Leidenschaft und gallige Gehäßigkeit unerträglich. Was sagen wir nun zu Stellen, wie die in dem Precis du siècle de Louis XV.: „Es hat Narren gegeben, die behaupteten, man dürfe seiner Arbeit nicht froh werden. Die Menschen seyen nicht nur einander gleich, sie hätten auch dadurch, daß sie sich gleichen, die Ordnung der Natur umgekehrt; der Mensch sey dazu geboren, wie ein wildes Thier zu leben, die Biber, die Bienen und Ameisen handelten gegen die ewigen Gesetze, weil sie in Republiken lebten. Dieß sind Tollheiten, die ins Narrenhaus gehören. Sie konnten daher auch nur einige Zeit Mode bleiben, wie die Affen, die man auf Jahrmärkten tanzen läßt. Ein wilder Marktschreier trieb sie aber in seiner Verrücktheit, in einem neuen Erziehungsprojekt, so weit, daß ꝛc.“ Wer sollte glauben, daß hier vom Verfasser des Emile die Rede sey? Solche Angriffe tragen jedoch in sich selbst ihre Widerlegung. Sie sind schmutzige Ausflüsse eines wilden, leidenschaftlichen Charakters, im Grunde aber doch noch weniger verächtlich als die hinterlistigen Beschuldigungen, halblauten Andeutungen, Winke und dergleichen, welche sich Grimm, d'Alembert und Marmontel gegen Rousseau erlaubt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meine Geschichtsforschung in B.

(Fortsetzung.)

Der Präsident Reiner war ein inniger Freund des Obersten von Brand, des Vaters des jungen Forstmannes, der uns schon vorgeführt worden ist. Als dieser, im Alter eines rüstigen Mannes, starb, ernannte er den Freund zum Vormund seines einzigen Sohnes Friederich und

Digitized by Google

zum Verwalter seines beträchtlichen Vermögens. Der damals sechszehnjährige Jüngling kam in das Haus des Präsidenten und ward als Sohn von ihm erzogen und geliebt. Sophie war damals zehn, Marie sechs Jahr alt. Von dem Augenblick seines Eintritts in die Familie, war Friedrich der Ritter der kleinen Sophie, und sie war ihm mit kindlicher Freundschaft zugethan. Er half ihr bei ihren Spielen und sie leistete ihm alle kleinen Dienste, die in ihrer Macht standen. Der Präsident hatte keine Söhne, und alle Liebe, mit der ihr kleines Herz einen Bruder hätte umfassen können, war Friedrich gewidmet; er wußte das auch sehr wohl, und fing frühe an, eifersüchtig auf diesen Vorzug zu seyn. So wuchsen die beiden jungen Leute in enger, treuer Freundschaft heran. Friedrich setzte seine Studien als Forstmann eifrig fort, und erhielt bald eine Anstellung, die ihm die doppelte Freude gewährte, sich selbstständig zu wissen und in der Stadt bleiben zu können, die seine Sophie bewohnte. Des Präsidenten Haus war gastlich, angenehm und besucht. Unter den Besuchenden zeichnete sich bald der Professor Tyrulf aus. So stumm und anscheinend kalt er auch in der gewöhnlichen Unterredung war, so geistreich und hinreißend konnte er seyn, wenn sein Gemüth von dem Gegenstande ergriffen war, den er behandelte. Man entdeckte bald ein schönes Talent zum Vorlesen in ihm, eben so verschieden von jenem übertriebenen deklamatorischen Vortrage, der früher als höchst kunstvoll angestaunt worden, als von der monotonen Art, die in neuerer Zeit als ein vortheilhafter (wenigstens ein bequemer) Gegensatz zu der vorhergehenden bewundert worden ist. Er las mit tiefer, voller Stimme, mit Würde und Gefühl, jedem Worte seinen richtigen Ton gebend und den Zuhörer jede Schönheit empfinden lassend, ohne sie durch zu lebhaftes eigenes Gefühl zu seiner subjektiven Aeußerung umzugestalten oder gar durch affektirten Schwulst zu verunstalten. Auch Friedrich las gut, ungeregelter, feuriger, aber voll Wahrheit und Gefühl. Bald war es klar, daß kein Gegenstand in des Präsidenten Hause Tyrulfs Gemüth mehr ansprach, als Sophie, und doch machte sie ihn nicht geistreich und hinreißend, sondern stumm und oft düster. Das war allen offenbar, nur dem jungen Brand nicht; der fand, daß der Professor in Sophiens Gegenwart noch viel zu lebhaft war, und da er dieß eines Tages gar zu deutlich zu bemerken glaubte, entschloß er sich kurz und gut, und hielt bei dem Vater förmlich um Sophiens Hand an. Der Vater sagte: „rede mit ihr, mein theurer Friedrich, meinen und der Mutter Segen hast du.“ Friedrich klopfte mit pochendem Herzen an ihre Thüre. Sie ging ihm freundlich entgegen, reichte ihm unbefangen die Hand, und ließ es geschehen, daß er diese mit Innigkeit an seine Lippen drückte. Er sagte ihr darauf den ganzen Zweck seines Besuches mit aller Leidenschaft, mit allem Feuer seiner Seele. Stumm, und ohne ihn zu unterbrechen, horchte sie seinen Worten, dann erwiederte sie bewegt, aber doch ruhig: „Friedrich, ich habe Sie so herzlich lieb, aber wie könnte ich Ihre Frau werden? wir sind ja immer Geschwister gewesen.“ — „Ich nie,“ fiel ihr Friedrich lebhaft ins Wort. „Nein, nein,“ sagte Sophie, den Blick zur Erde gesenkt, „Sie können es noch nicht einmal wissen, ob Sie mich wahrhaft lieben; Sie haben mich ja immer ununterbrochen gesehen, und Niemanden so viel, als mich; ach, ich gäbe Alles darum, Sie glücklich machen zu können; aber es ist mir nie eingefallen, daß es so seyn sollte. Es kann auch nicht seyn; gehen Sie ein und aus bei uns, wie immer, aber denken Sie daran nicht mehr.“

Friedrich ging sehr bestürzt aus dem Zimmer und klagte dem Vater sein Leid. Dieser meinte, er solle der Tochter nur Zeit lassen, es habe sie zu sehr überrascht. So befolgte er denn den Rath seiner Freundin, ging ein und aus wie zuvor, aber immer und immer stieß er auf den Professor, sobald er sich Sophien nahte, und war seiner Eifersucht kaum Herr, wenn sie mit diesem, wie mit allen Andern freundlich sprach. Und doch konnte er dem Tyrulf nicht gram seyn, denn er war ein edler, ruhiger und gehaltener Mann, so daß Friedrich sich es oft gar nicht denken konnte, daß derselbe wirklich in Sophie verliebt seyn könne. Eines Tages saß Sophie mit ihrem Vater allein im Zimmer; sie hatte ihn einer Unpäßlichkeit wegen nicht verlassen wollen, während Mutter und Schwester ausgegangen waren, ein wenig Luft zu schöpfen. Tyrulf kam eben, den Präsidenten zu besuchen, als dieser, in dringenden Geschäften abgerufen, das Zimmer verlassen mußte. Sophie nöthigte den Gast, sich zu setzen. Das Anfangs unbedeutende Gespräch wandte sich zufällig auf Shakespeare, dessen Schönheiten das sonst so empfängliche Mädchen bisher nie in vollem Maße genießen konnte, weil des Dichters Geist dem ihrigen allzu fremd schien. Tyrulf war ein leidenschaftlicher Verehrer des großen Britten, und mit allem Feuer, das ihn beleben konnte, begann er, dessen Vertheidigung zu übernehmen. Sophie hörte ihm still zu, allmählig entsank die Arbeit ihren Händen und sie sah den Sprechenden bewundernd an. Plötzlich schwieg er, von dem Ausdruck ihres seelenvollen Gesichtes betroffen, und wußte nicht mehr, wo er stehen geblieben war. „O fahren Sie fort,“ sagte sie, „ich könnte Ihnen mein Leben lang zuhören.“ Er aber ergriff ihre Hand, die auf dem Tische lag, drückte seine heiße Stirne lange darauf, und als er sich wieder aufrichtete, war sein Gesicht mit dunklem Roth überzogen. Schnell stand er auf, und eben so schnell verließ er das Zimmer. Sophie stützte den Kopf nachdenklich in ihre Hand, und so fand sie der Vater noch, als er wiederkam.

Friedrich hatte unterdessen verschiedentlich versucht, einen stillschweigenden Brautstand zwischen sich und So-

phien anzuknüpfen; aber auch die kleinste Freiheit, die er sich erlaubte, wurde mit freundlichem Ernst zurückgewiesen. Und doch hieß es in der ganzen Stadt, die beiden jungen Leute seyen versprochen, und hatte auch Friedrich kein Wort, keine Andeutung sich vorzuwerfen, wodurch dieses Gerücht entstanden seyn konnte, so gab doch schon das innigere Verhältniß zum Hause des Präsidenten, in dem er stand, Ursache genug, um ein Ding, das so genügsam ist, als ein Stadtgeschwätz, nicht Hungers sterben zu lassen.

So standen die Sachen ungefähr, als ich in des Präsidenten Hause ein täglicher Gast wurde. Marie war meine Freundin, und durch sie erfuhr ich alle die kleinen Geheimnisse dieser Familie. Am Ende ihrer vertrauten Mittheilungen pflegte sie wohl zu sagen: „Ich weiß gar nicht, wie die Sophie den Friedrich ausschlagen kann; aber," setzte sie einstens, ihr selbst unbewußt, seufzend hinzu, „sie hat ihn ja noch nicht ausgeschlagen; Papa sagt, sie habe sich nur noch nicht erklärt." — „Und woher, liebes Kind," sagte ich ihr eines Tages, „woher wissen Sie denn die Geschichte von der begeisterten Vertheidigung des Shakespeare?" — „Die hat mir Sophie gleich nachher erzählt." Dann, dachte ich, liebt sie ihn nicht, sonst hätte sie's für sich behalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Theater.

Auch Herr von Holtei gehörte dem Königsstädtischen Theater durch seine leichte, wohlgefällige dramatische Thätigkeit an. Die Dichter in Deutschland sind selten, welche wie er den Moment zu erfassen und dem Gelegenheitsstücke, wie dem Gelegenheitsgedichte einen poetischen Werth unterzulegen wissen. Die Blüthezeit des Theaters war während Holteis Theilnahme für dasselbe, und es war ein Fehler der drei Direktionen, die aufeinander folgten, einem so talentvollen und mit der Technik des Theaterwesens vertrauten Manne nicht mehr Einfluß zu geben. Es ist ein trauriger Rest Politik aus dem modernen Bürgerthum, den Sachverständigen nicht zu trauen und, aus Mißtrauen gegen die Männer vom Fach, die Sache selbst anzugreifen und zu verderben. Es rächt sich auf gleiche Weise, wenn der Hof und die Kammerherrn, oder Schneider und Handschuhmacher am Theater regieren wollen. Hr. v. Holtei hat manche Fehler, und bei einem etwas faktiösen, lebendigen Charakter hätte er nicht unumschränkt einer Bühne vorstehen dürfen; unter allen denen, welche man zur Leitung dieses Theaters berief, war er indessen ohne Frage der geeignetste. Bei einem wohlfundirten Theater, wie das Darmstädter es zu werden verspricht, kann seine Thätigkeit von der besten Wirkung seyn, obschon sein Talent zur zweckmäßigsten Entwickelung eine große Stadt fordert.

Die allgemeine Sommererschlaffung hat sich selbst, wie es scheint, über den bitter geführten Pietistenstreit verbreitet. Man glaubte Wunder, was nach den Auftritten in Halle, nach den Kreuz- und Querangriffen der hiesigen evangelischen Kirchenzeitung und den Broschüren und Traktätlein pro und contra daraus werden dürfte, allein es scheint nichts zu werden. Das Publikum liest und spricht nicht mehr davon. Eine eben erschienene geistreiche Schrift: die Höllenstrafe der Frömmler, zwei Supplementgesänge zur Dantesche Hölle, voll scharfer Blicke und mit einer derben Geißel, ist kaum, nachdem ihr Verfasser, ein ausgezeichneter Staatsbeamter und ebenso ehrenwerth bekannter Uebersetzer und Dichter, genannt worden, ins eigentliche Publikum gekommen. Auch die Zwistigkeiten über das neue Gesangbuch scheinen sich auszugleichen. Damit sey nicht das Prognostikon gestellt, daß es so bleiben wird; es ist nur ein Zeichen der allgemeinen Apathie, die für den Augenblick die lebendigere Streitlust überwältigt hat. — Das dreihundertjährige Erinnerungsfest der Uebergabe der Augsburgischen Konfession bewegte am 25. dieses Monats auf eigenthümliche Weise unsere Stadt. Doch blieb es auch dabei mehr bei Veranstaltungen von oben, und die Theilnahme war nicht die allgemeine, populäre, wie bei dem Reformationsfeste; gefühlt und gebilligt wurde jedoch von allen Seiten das, was geschah. Schon am frühen Morgen verkündeten Musikchöre von allen Kirchthürmen herab den hochfeierlichen, wirkungsreichen Tag, alle Kirchen waren eröffnet und gefüllt, manche überfüllt, und der Dom sah gewissermaßen die Vertretung der ganzen Monarchie in der Person unsers verehrten Königs, des ganzen Hofes, der Staatsbeamten, Gelehrten von der Universität und des Militärs in seiner Mitte. Dem schloß sich die akademische Feier im Universitätsgebäude an, wo Gesang mit bezugreichen Reden wechselte. Feierliche Doctorscreationen ausgezeichneter Männer wurden nach althergebrachter Weise vorgenommen. Sollte man aber glauben, was versichert wird, daß ein Mitglied einer Fakultät, welche nicht die theologische ist, sich der Ertheilung eines hohen Staatsbeamten zum Doktor widersetzt habe, weil der Beamte nicht Christ in dem Sinne der Erwählten sey! Die Universität Oxford wurde einst von Jakob dem Zweiten aufgefordert, einem Katholiken einen ihrer Grade zu ertheilen, was sie aber ablehnte, worauf von des Königs Seite ihr entgegnet wurde, daß sie vor einem Jahre doch kein Bedenken getragen habe, dem mohamedanischen Sekretär des marokkanischen Gesandten den Doktorhut aufzusetzen. Die Universität hatte zwar in dem speziellen Falle Recht; bei der Gelegenheit wurde aber zur Genüge erörtert, daß Doktordiplome, honoris causa ertheilt, nichts mit Kirche und Religion zu thun haben. Es gibt jüdische Doktoren in drei Fakultäten, und Niemand hat daran Anstoß genommen. Wir wollen deshalb auch den Widerspruch für ein muthwilliges Gerücht halten.

Indem ich dies niederschreibe, verbreitet sich die betrübende Nachricht vom plötzlichen Tode unsers Staats- und Finanzministers, Hrn. v. Motz. Das Ausland hat seine Verdienste um die Herstellung unserer Finanzen und des preußischen Kredits schon zu würdigen gewußt. Er war der erste Finanzminister, der in einer absoluten Monarchie ein Budget publizirte. Hoffentlich ist unser Kredit fest genug, um nicht von eines Mannes Leben abzuhängen. — Ein anderes Unglück drohte vor einigen Tagen unser Land. Die Sträflinge des Spandauer Zuchthauses, wie man sagt neunhundert an der Zahl, benutzten den Spandauer Markt, um auszubrechen. Schon war das Leben eines Inspektors bedroht, schon stand die wilde Rotte mit den Steinen des entpflasterten Hofes bewaffnet, als die Energie der Militärbehörden Stadt und Land vom Ausbruch dieser entfesselten Horden rettete. Schon hatten sie den Angeber ihres Komplottes ermordet, die Aufforderung, sich zu ergeben, verlacht, als eine scharfe Salve, in Folge deren viele Bösewichter das Leben verloren, sie zur Unterwerfung brachte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 175.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. Juli 1830.

Alle das Steigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Goethe.

Der Glückliche.

Kennst du ein Schwert, das keinen trifft,
Und dennoch Wunden schlägt,
Getränkt mit unheilbarem Gift,
Das kalt um's Herz sich legt?

Ist auch der Pfeil dir nicht bekannt?
Vom Bogen fährt er nie,
Und spaltet doch des Herzens Wand,
Daß es blutet spät und früh?

Sahst du wohl je ein flammend Licht,
Das, kalt wie nordisch Eis,
Das Blut vereiset, bitter sticht,
Von Wärme selbst nichts weiß?

Warst du noch nimmer sterbenskrank,
Obgleich von Leib gesund?
Trankst du noch nie den Todestrank,
Ob du auch lebst zur Stund?

Hast Wunden du noch nie gefühlt,
Die nie dein Aug' erschaut?
Ein Eis, was brennt, ein Feu'r, was kühlt,
Ein Glück, daß es dir graut?

Dann, Glücklicher, entfliehe nur!
Die Liebe kennst du nicht.
Doch achtsam hüte deine Spur!
Denn sie hält schnell Gericht.

Kreuser.

J. J. Rousseau und Voltaire.

(Fortsetzung.)

Grimm behauptete, und viele seiner Zeitgenossen haben es ihm nachgesagt, Voltaire werde immer gelesen werde, Rousseau hingegen werde in Vergessenheit kommen; diese Voraussagung ist bisher nicht eingetroffen. Keiner von beiden Schriftstellern wird in Vergessenheit gerathen, und darüber kann man sich nur freuen. Schon jezt aber zeigt sich, daß verhältnißmäßig viel mehr von Voltaires Schriften als verschossen und abgestanden auf die Seite gelegt wird, denn von den Rousseau'schen. Alles, was blos zum Lachen und Lächerlichmachen geschrieben ist, hat nur momentanen Werth, und wird altbacken, wenn der Augenblick vorüber gegangen, für den es geschrieben wurde und wo es in Frankreich Wunder gewirkt haben kann. Vieles von Voltaires Schriften gehört in diese Kategorie. So schlagend und hinreißend es zu seiner Zeit war, so unbedeutend erscheint es jezt. Ganz anders ist es mit Rousseau: was er gedacht, gefühlt und geschrieben, ist für alle Zeiten, denn, wiewohl man ihm Schuld gab, er wolle die Menschen wieder in Wälder und Höhlen zurückweisen, seine größern Werke athmen nichts als den glühenden Wunsch, die menschliche Gesellschaft und die Menschen glücklich und menschlich zu machen. Daher ist es denn auch gekommen, daß eine gerechtere Nachwelt Rousseau immer neben Voltaire stellt.

Beide Männer haben einiges mit einander gemein,

Digitized by Google

sind aber in den mehrsten Beziehungen sehr verschieden. Keine andere Literatur hat einen Schriftsteller aufzuweisen, der über so vielerlei geschrieben, wie Voltaire. Ob gründlich, ob oberflächlich, ob mit Belegen und Unparteilichkeit, oder blos mit Witz und mit der Waffe der Lächerlichkeit, dieß war ihm ganz einerlei. Ganz anders war es mit Rousseau. In keinem seiner Werke ist Tiefe und Begeisterung für die Wahrheit zu verkennen. Voltaire spricht immer leicht und anmuthig, selbst über die schwierigsten und abstraktesten Dinge. Bei Rousseau entfalten sich die größten und tiefsten Ideen aus den unbedeutendsten Gegenständen. Beide Männer hatten bei so verschiedenen Mitteln, auf so verschiedenen Wegen doch denselben Zweck, das Glück der Menschheit. Voltaire greift alles an, was ihr schaden kann, den Despotismus, den Fanatismus, den Aberglauben und die Eroberungssucht, aber nur niederreißen ist seine Sache. Rousseau hingegen lebt und spricht für Alles, was der Menschheit nützen kann, er will gründen und aufbauen. So stellte er für die Erziehung und für den bürgerlichen Verein ganz neue Ideen, eine ganz neue Schöpfung auf. Voltaire und Rousseau sind genial in ihren Schriften. Beide fühlen lebhaft den Jammer und das Unglück ihrer Zeit und den niedrigen Stand der Menschheit, die ihnen so sehr am Herzen liegt, beide erheben sich zu den ewigen Grundsätzen der Wahrheit und des Rechts, an denen das Glück der Menschen an diamantnen Ketten liegt. Aber wie gesagt, Voltaire erschüttert Alles, reißt nur nieder, Rousseau hingegen baut Neues und Herrliches auf, und steht dadurch als Pförtner einer neuen Zeit, als Baumeister einer neuen Heimath da. In der Bekämpfung ihrer Feinde sind beide merkwürdig, gehen aber auch darin ganz verschiedene Wege. Voltaire greift seine Widersacher mit einem Haufen Flug- und Streitschriften, mit Wortspielen, Epigrammen, beißendem Witz, Diatriben, besonders aber mit der leichten Waffe des Lächerlichen an, die er so meisterlich zu handhaben wußte. So greift er den Fanatismus an, neckt und sticht ihn von allen Seiten und schlägt ihn endlich in die Flucht. Ganz anders benimmt sich Rousseau. Er verschmäht alle die Waffen des Witzes, Spotts und des Lächerlichen. Muthig und stark durch eigene Kraft, geht er blos mit den Waffen des Verstandes auf das Ungethüm zu, packt es bei den Hörnern und wirft es zu Boden. Als Voltaire und Rousseau in Streit mit einander lagen, zeigte dieser, daß man dem Gespenste des Lächerlichen dadurch trotzen könne, daß man nichts darauf gibt. Er selbst aber hat nie falsche Hiebe geführt, ist nie hinterlistig und giftig geworden, sondern ging seinem Gegner immer gerade und offen zu Leib.

Aber Rousseau und Voltaire haben sich auch vergriffen und geirrt, jeder auf verschiedenem Weg. Bei diesem litt das Genie unter der Jagd nach Witz, umgekehrt war es bei jenem, denn sein Genie erdrückte seinen Witz. Der größte Vorwurf, den man Rousseau machen kann, trifft wohl seine Behauptung über den Nachtheil der Wissenschaften. Er selbst aber widerlegte sie am bündigsten durch sich selbst, durch den trefflichen Gebrauch, den er zum Wohl und Glück der Menschheit, zur Verbreitung der Tugend und guten Sitten davon gemacht hat. Voltaire hingegen spricht immer von dem beglückenden Einfluß der Wissenschaften; gibt es aber einen guten Beleg zu Rousseaus System, so wäre es der nachtheilige und verwerfliche Gebrauch, den Voltaire sein Leben lang von ihnen gemacht hat. Beider Philosophie umfaßt und durchdringt alle Verhältnisse des menschlichen Lebens. Bei Voltaire spricht die Philosophie der Glücklichen; Jean Jacques hingegen steht bei denen, welche am meisten Trost brauchen, bei den Unglücklichen, und er weint mit ihnen. Es findet sich gar oft, daß Voltaires Heiterkeit den Denkenden und Fühlenden traurig macht, Rousseaus Schmerz aber tröstet und ermuthigt. Dieß kömmt daher: Voltaire zeigt uns nur immer Vergnügen und Freuden, die wir schon zum Ueberdruß genossen haben, oder die wir nicht erreichen können, er nimmt uns dagegen welche, und das sind gerade die besten, ohne etwas anderes Erfreuliches an ihre Stelle zu setzen. Dadurch macht er seine Leser oft mißvergnügt mit der Welt, mit sich selbst und mit dem Autor. Rousseau hingegen zerstört freilich die erkünstelten und gesuchten Vergnügungen der Gesellschaft, er bietet uns dagegen bessere und edlere an, die Vergnügen und Freuden der Natur.

(Der Beschluß folgt.)

Meine Geschichtsforschung in B.

(Fortsetzung.)

Nach einem langweiligen Geschäftsnachmittage ging ich eines Abends in das Haus meiner Freunde und fand, außer der Familie, wie gewöhnlich Brand und Tyrulf, und noch ein Paar Fremde. Das Gespräch drehte sich fröhlich um Vergangenheit und Gegenwart, und wer unbefangenen Herzens war, der mußte sich erfreuen in dem Kreise dieser lieben Menschen. Friedrich saß neben Sophie, und die Gesellschaft merkte es kaum, daß sie ihm ihre spitze Scheere und ein anderes Instrument ihres Arbeitkästchens gab, um eine verbogene Stelle an ersterer gerade zu biegen. Plötzlich gab er einen Laut des Schmerzes von sich. Die Spitze war abgesprungen und ihm ins Auge geflogen. Alles sprang erschrocken auf. Der Präsident gab Befehl, einen Arzt zu holen; doch ehe dieser vollführt werden konnte, kam Sophie, die augenblicklich und unbemerkt hinweggeeilt war, schon wieder zurück, und zwar mit ihres Vaters großem Magnet, den sie mit zitternder Hand an das verletzte, mit Mühe geöffnete Auge hielt. Die Stahlspitze

Digitized by Google

blieb hängen; die Hülfe war schnell und schmerzlos, und dankbar küßte ihr Friedrich die Hand, während sie die seinige mit ihren beiden ergriff und mit der zärtlichsten Theilnahme ausrief: „lieber, lieber Brand, wie leid thut es mir, ich allein war Schuld daran!“ Brand vergaß alle Menschen, die um ihn herumstanden, hielt ihre Hände fest und sah ihr entzückt ins Auge. Das ihrige durchflog schnell das Zimmer, und eben so schnell zum Gefühl ihrer Lage zurückgebracht, machte sie sich los und nahm ruhig, doch hocherröthend, ihren vorigen Platz wieder ein. Dieser Vorfall, dachte ich, vergönnte uns doch einmal einen gründlichen Blick in das unergründliche Herz. Doch sie blieb nicht gar lange mehr auf ihrem Platze, sondern machte sich etwas zu thun und näherte sich dem Professor, der, wie eine Salzsäule, noch immer in derselben Stellung beharrte, in welcher er bei der Herbeischaffung des Magnets sich befunden. „Wollen Sie uns nicht etwas vorlesen, lieber Herr Professor?“ sagte sie mit sanftem, fast schüchternem Tone. „Thut mir leid,“ antwortete er trocken, „mir ist nicht wohl, ich kann wirklich nicht lesen, ich fühle einen Druck in mir, als hätte ich einen Magnetstein verschluckt.“ Schnell ging sie auf ihren Platz zurück.

Ich verlor nichts von diesem kleinen Auftritt, und fand, daß Tyrulf eine Art von Wehrwolf sey, weil er das sanfte Mädchen so abfertigen mochte, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie, wie wir Alle, den jungen Brand liebenswürdiger fand als ihn. Das gute Vernehmen zwischen den beiden Nebenbuhlern hatte seit jenem Tage eine Störung erlitten. Tyrulf war sichtlich abstoßend gegen Friedrich, dieser hingegen freundlicher als sonst. Das war natürlich, Glück stimmt milder als Unglück.

Die ersten Tage des Frühlings brachten neues Leben in die Natur und in uns alle. Dies machte mich geneigt, Sophien zu tadeln, denn es verdroß mich, daß sie nicht endlich den guten Brand für seine Treue belohnte; aber sie blieb sich so gleich in ihrem Benehmen, daß mir wenig Hoffnung blieb, diesen Trotzkopf so bald bekehrt zu sehen. Eine Begebenheit, die uns manchen Tag zu sprechen gab, schien jedoch meine Wünsche zu begünstigen.

Wir machten eine Spazierfahrt, an welcher außer der Familie des Präsidenten nur Brand und ich Theil nahmen. Die beiden alten Leute fuhren in einer kleinen Kalesche, wir Andern in einem vierſitzigen Wagen. Ein schönes Thal zu unsern Füßen reizte uns Junge, (ach Gott, ich vergesse immer, daß ich schon nahe an den Fünfzigen stehe!) den Weg zu Fuß fortzusetzen. Wir stiegen also aus und gingen den geraden Fußpfad hinab, die Fahrstraße abkürzend, welche in abwechselnden Windungen sich ins Thal senkte. Plötzlich hörten wir ein entsetzliches Angstgeschrei und sahen den Wagen über uns dicht am Abhange von den wildgewordenen Pferden fortgerissen. Mit einem Sprunge war Friedrich oben, fiel den scheuen Thieren in den Zügel und brachte sie, einige Schritte fortgeschleift, durch seine Kraft und Geschicklichkeit wieder zum Stehen. Die armen Mädchen waren todtenbleich und regungslos vor Schrecken; erst als sie sahen, wie der kühne junge Mann sich wieder hervorarbeitete, während ich, der ihm nachgelaufen, die Pferde hielt, und wie die Eltern beide unversehrt aus dem Wagen stiegen, konnten sie sich von der Stelle bewegen. Nun gab es eine rührende Scene der Freude und des Dankes, dessen Gegenstand der Retter ihrer Eltern. Beide Mädchen lagen an seinem Halse und er war selig, wenn auch bleich und an mehreren Stellen verlezt, besonders am rechten Fuße, der von einem der Pferde getreten war. Der Präsident und seine Frau drangen in Friedrich, in ihr Haus einzukehren und dort seine Genesung abzuwarten, damit ihre Pflege sein Krankenlager versüßen könne. Er nahm den Antrag dankbar an, und langsam ging unser Zug nun wieder nach Hause zurück.

Sophie hatte während der lezten Verhandlungen mit gefalteten Händen zum Himmel emporgesehen, als legte sie ein heiliges Gelübde ab, und war dann beruhigter zur Einrichtung des Wagens für den Kranken geschritten. Marie aber hatte ihn unter lautem Weinen angesehen und ihre Eltern viel leidenschaftlicher als sonst umarmt.

Nun folgte eine schöne Zeit für Brand, obwohl sein Fuß stark gequetscht war, und er sein Lager auf dem Sopha lange nicht verlassen durfte. Alle Glieder der Familie wetteiferten in der zartesten Pflege für ihn, und er war jezt der unbestrittene Sieger, was mich recht herzlich erfreute, wiewohl es mich andererseits doch innig rührte, als am Tage nach diesem Zufalle Tyrulf in das Zimmer trat, sich dem Patienten nähernd, dessen Hand ergriff und mit bewegter Stimme zu ihm sagte: „Sie haben sich ein schönes Recht auf die Dankbarkeit dieses Hauses erworben; möge sie Ihnen werden nach Ihren besten Wünschen.“ Mit Sophie, die am Lager des Kranken saß, sprach er gar nicht; allein beim Abschiede drückte er, wie zum Zeichen der Entsagung, einen sanften Kuß auf ihre Hand. Sie wendete mir den Rücken zu, während dies geschah; ich hätte ihr gern ins Gesicht gesehen. Nach vierzehn Tagen durfte Friedrich wieder aufstehen, und gleich darauf bezog er auch seine Wohnung wieder. Die Wunde heilte schnell, aber die Dankbarkeit der Familie blieb und erneuerte sich täglich. Nur eine kleine mädchenhafte Scheu schien noch Friedrichs Wünschen entgegenzustehen, denn Sophie behandelte ihn mit unverkennbarer Zärtlichkeit, und gegen Tyrulf, der nur selten mehr in das Haus kam, war sie sichtlich kälter. Tyrulfs Liebe aber schien mir nun leidenschaftlicher als vorher, obgleich er sich enge Schranken gesezt hatte. Kein bitteres Wort entfuhr ihm mehr gegen Friedrich; er sprach, wie zuvor, wenig, aber milder und freundlicher, als er sonst gethan. Mit

Digitized by Google

Sophien unterhielt er sich fast nie, streifte er jedoch von ungefähr an ihr Gewand, traf ihn unerwartet der Ton ihrer Stimme, so erbebte er fast merklich und war oft so ergriffen, daß er sich mit Anstrengung wieder sammeln mußte. Kurz, ich fing an, ihn recht lieb zu gewinnen, und bedauerte nur, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, ein Haus zu meiden, wo für ihn kein Glück mehr blühte, denn Sophie verstummte, ja sie schien erkaltet und unbehaglich, so wie er ins Zimmer trat.

Jezt, da Friedrich so offenbar im Vortheile war, fing ich allmählig an, mich für seinen Nebenbuhler mehr und mehr zu interessiren.

Der schöne Frühling und das Grün waren wieder zurückgekehrt, und alles flog aus zu größern Landparthien in die schönen Umgebungen der Stadt. Auch der Präsident lud zwanzig bis dreißig seiner Bekannten zu einer solchen ein, und an einem schönen Junimorgen bestiegen wir alle ein großes, sicheres Boot, um eine Meile weit auf der lieblichen Meeresbucht zu segeln und dann in einem, von hohen Buchen beschatteten öffentlichen Garten ein einfaches Mittagsmahl einzunehmen. Die Hinfahrt war köstlich; ich saß zwischen meinen beiden Lieblingen, Sophie und Marie, Friedrich uns gegenüber, und Torulf starrte in die Weite, wozu er durch seinen Platz am Steuer auch gewissermaßen berechtigt war.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Wilhelm IV. und Georg IV.

Der Tod Georgs IV. hat allen Dingen bei uns eine neue Gestalt gegeben. Der neue König hat sich zwar seit vielen Jahren wenig im Publikum gezeigt, außer wenn er bei irgend einem zur Unterstüzung einer wohlthätigen Anstalt gehaltenen Gastmahle den Vorsiz führte, war aber dennoch nicht unbeliebt. Sein Wesen ist frei und männlich, ja wohl etwas barsch, aber, wie man versichert, ist er sehr geneigt, sich von seiner klugen, edlen Gemahlin lenken zu lassen. Gleich bei seiner Thronbesteigung gab er einen Beweis von Rücksicht für das Volk, indem er den gewöhnlichen Befehl, wornach bis nach dem Begräbniß des verewigten Monarchen alle Schauspielhäuser geschlossen werden, widerrufen ließ und blos auf vier Tage beschränkte. Auch hat er, der Bequemlichkeit der Bürger zu Liebe, den Befehl zur Oeffnung eines neuen Eingangs in den St. Jamespark gegeben, um welchen man unter der vorigen Regierung selbst im Parlamente vergebens angehalten hatte. Dabei läßt er sich gern öffentlich sehen, lebt mit allen seinen Verwandten in liebevoller Einigkeit, und wenn er nur, bei dem jezigen bedrängten Zustand des Landes, keine Neigung zur Verschwendung blicken läßt, so wird er gewiß sehr populär werden. Georg IV., welcher zu Windsor starb, wird auch dort am 13. in der Familiengruft beigesezt werden, wozu man jezt Anstalten trifft, so wie zur vorhergehenden zweitägigen feierlichen Ausstellung der Leiche. Die Kramladen, welche sogleich geschlossen wurden, sind es noch und die Nation ist in Trauerkleidern, aber dennoch blickt alles mehr mit Hoffnung nach der aufgehenden Sonne, als mit Trauer nach der untergegangenen. Wie auf einen Zauberschlag war alles Volk schwarz gekleidet, da wegen des längst vorauszusehenden Todes des Königs sich Jedermann mit Schwarz versehen hatte, und zwar aus Oekonomie, weil es Herkommen ist, daß die Schneider sechs Wochen lang nach dem Tode eines Mitgliedes der königlichen Familie den doppelten Arbeitslohn für schwarze Kleider fordern, und überhaupt alles Schwarze theurer wird; die schwarzen Seidenzeuge haben längst um 1 Schilling die Yard aufgeschlagen.

In dem königlichen Haushalt haben mehrere Veränderungen stattgefunden, und obgleich der Marquis von Cunningham, dessen Gemahlin so lange Georgs IV. Haushälterin gewesen und deren Familie mit Ehrenstellen, Geschenken und Einkünften aller Art überhäuft worden war, seiner Aemter noch nicht enthoben ist, so zweifelt doch die Nation nicht daran, daß dies geschehen wird, und die Karrikaturenzeichner haben die öffentliche Meinung bereits mannigfaltig ausgesprochen. Auch der König geht bei diesen Wurfspielen nicht leer aus. Bald sieht man ihn als Will, den Fährmann, der mit seiner Schönen im Boot dem Herzog von Wellington den Fährlohn, sein Boot ungeschoren zu lassen; bald als Mauthsoldaten, der sich nach den Schleichhändlern umsieht; bald nimmt er als Kapitän Clarence von dem Schiffe British Constitution Besiz; bald steht er nebst dem Herzoge von Cumberland vor dem als Wirth gekleideten John Bull, dem a cracked sovereign (ein Souverän mit einem Hieb) lieber ist, als ein base sovereign (ein falscher).

Der Sonny, den Georg IV. Künsten und Gewerben angedeihen ließ, seine Milde gegen Nothleidende, seine Leutseligkeit bei öffentlichen Gelegenheiten, aber besonders seine Selbstverläugnung, die seine Persönlichkeit nie mit den Staatsangelegenheiten in Widerspruch kommen ließ, machten ihn bei Hohen und Niedern beliebt, so oft auch die Nation während seiner Regierung den Kopf geschüttelt hatte. Er würde noch populärer gewesen seyn, wenn er sich öfter seinen Unterthanen gezeigt hätte; aber seine Corpulenz und zunehmende Altersschwächen machten ihn von Jahr zu Jahr ungeneigter, sich sehen zu lassen. Zuerst in seinem Pallaste zu Brighton und in den lezten Jahren in der sogenannten Loge, einem im Windsorpark gelegenen Lustschlosse, eingeschlossen, beschränkte er sich auf die Gesellschaft einiger wenigen befreundeten Hausgenossen, von denen jedoch Niemand zu seiner Familie gehörte. Dann und wann gab er dort seinen Ministern und auch andern Standespersonen große Gastmahle, aber diese wurden immer seltener. Während der Parlamentssizungen kam er auf einige Zeit in die Stadt, hielt ein Paar Cour-Tage und ging ein- oder zweimal im Staat in jedes der beiden großen Schauspielhäuser. Dies geschah noch im vorigen Jahre, obgleich er schon längst sich der Pflicht begeben, das Parlament persönlich zu eröffnen und zu vertagen. Ein Hang, der ihn bis an sein Ende nicht verlassen zu haben scheint, ist die Lust zum Bauen und Verzieren, oder vielmehr zum Niederreißen und Umändern. Dies hat John Bull oft Anlaß zur Klage gegeben, und war die ewige Plage seiner Minister, die zu allen möglichen Erfindungen ihre Zuflucht nehmen mußten, um diese Sucht zu befriedigen. Noch ist Vieles hierüber im Dunkeln; aber schon die öffentlich hierzu verwilligten Summen waren groß genug, um den prächtigsten Pallast damit zu erbauen, den England je gesehen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 176.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Juli 1830.

— Ihre Zweifel, ungestüm Verjagen,
Und bange Schau'r und blasse Schüchternheit!

Shakespeare.

Meine Geschichtsforschung in B.

(Fortsetzung.)

Am Ufer erwarteten uns alle Genüsse einer harmlosen Freude in Gottes schöner Schöpfung. Selbst unser armer Tyrulf wurde heiter und aufgeregt. Wir gingen auf einem Damme, längs einem breiten Wassergraben hin. Eine der jungen Damen warf einen Veilchenstrauß, woran sie einen kleinen Stein befestigt hatte, über den Graben und rief in lauter Fröhlichkeit:

Wer mir die Blumen kann wieder zeigen,
Der mag sie behalten, sie sind sein eigen.

Alle jungen Leute schickten sich sofort an, hinüber zu springen; aber da nur eine Stelle sich zu diesem Zwecke eignete, so ward beschlossen, daß ein regelmäßiges Springen nach dem köstlichen Preise veranstaltet werden sollte. Der Unglückliche, der nicht hinüber kam, sah freilich nur ein feuchtes Grab für seine Wünsche und seinen Ruhm. Auch Tyrulf wollte sich in den Haufen der Springenden stellen, als eine leise Berührung am Arm ihn zurückhielt. Er wandte sich um, und sah Sophie hinter sich stehen, die aber schon den Fuß zum Weiterschreiten erhoben hatte. Augenblicklich verließ er den Kreis der lustigen Jugend, um ihr zu folgen. Sie bog um eine Ecke, als wolle sie ihm entfliehen, aber schnell holte er sie ein und fragte: „Fräulein Sophie, warum hielten Sie mich zurück?" — „Was hätte ein Professor der Staatswissenschaften wohl für eine Ehre davon gehabt, hinüber zu springen?" war ihre Antwort; „und wie fatal wäre es für Sie gewesen, hineinzufallen! man hätte Sie doch nur ausgelacht." — „Sophie," erwiederte er, „es standen ihrer zehn da, die hineinfallen konnten, warum hielten Sie gerade mich zurück?" Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „und wenn ich nun gerade Sie ungern ausgelacht sehen wollte, wäre denn das etwas so besonderes?"

Sie waren weiter gegangen und standen jezt am Eingang eines Gartenhäuschens. Der Spaziergang, die Fröhlichkeit, in die er unvermerkt gerathen war, die plötzliche Ueberraschung bei Sophiens unerwartetem Zeichen der Theilnahme, alles dieß hatte Tyrulf seine gewöhnliche Selbstbeherrschung geraubt; er war seiner nicht mehr mächtig, zog das bestürzte Mädchen rasch in das Häuschen hinein, warf sich ihr zu Füßen und stammelte, am ganzen Körper bebend und fast keiner Worte mächtig, das Geständniß, daß er sie lange, lange schon unaussprechlich liebe, daß er sie um Erbarmung anflehe, daß er nicht leben könne ohne sie. Sophie saß da, schmerzlich bewegt, und konnte lange keine Sylbe hervorbringen. Endlich sprach sie: „Nein, es kann nicht seyn — Friedrich — erlassen Sie mir, lieber Tyrulf, jede weitere Erklärung." Und diese zu geben, wäre sie auch gar nicht im Stande gewesen, denn Thränen erstickten ihre Stimme und raubten ihr auf geraume Zeit die Sprache. Tyrulf erholte sich zuerst wieder. „So ist denn Alles aus!" sprach er; „ich wußte es wohl, warum konnte ich nicht schweigen, wie bisher! Aber sagen Sie mir eins: lieben Sie Brand?" Sie schwieg. „Also

Digitized by Google

ja; noch eins muß ich bitten: wenn Sie einem Manne Ihre Hand zusagen wollen, lassen Sie mich's nur durch Sie selbst erfahren, versprechen Sie mir das?" — „Gewiß," sagte sie feierlich. Sie standen noch eine Weile einander stumm gegenüber, dann hob Sophie an: „Lassen Sie uns ins Freie gehen, hier kann ichs nicht mehr aushalten;" und schweigend gingen sie hinaus, er um seine liebste, beste Hoffnung gebracht, und sie nicht fröhlicheren Herzens als er. Für uns andere wurde indessen der Spaziergang nicht gestört und erst in späterer Zeit erfuhr ich den Auftritt, der sich im abgelegenen Gartenhäuschen ereignet hatte.

Friedrich war den Rückkehrenden freudig entgegengesprungen und hatte, ihre Stimmung nicht bemerkend, Sophien den Strauß überreicht, den er als der beste Springer erobert hatte. Tyrulf, der mit festgeschlossenem Munde daneben stand, entschuldigte seine Stimmung, die freilich auffallen mußte, mit heftigen Kopfschmerzen. Bei seiner ungewöhnlichen Blässe zweifelte keiner an der Wahrheit dieser Entschuldigung; man bedauerte ihn und fuhr übrigens frohen Muthes nach Hause. Nicht lang darauf führte des Vaters Geburtstag die Freude in verjüngter Gestalt in das Haus zurück. Es sollten Tableaux ausgeführt werden, da der Alte diese Ergötzung vor allen liebte. Sophie, die ein schönes Talent für Malerei mit Fleiß ausgebildet hatte, übernahm die Anordnung des Ganzen. — Einige Scenen aus den Retzischen Umrissen zu Goethes Faust wurden nach kurzer Ueberlegung gewählt. Diese vortrefflichen Skizzen waren erst vor Kurzem erschienen und dem Vater noch gar nicht bekannt.

Marie war ein liebliches Gretchen, wie sie in ihrer Unschuld dargestellt ist, und weiter sollten auch die Tableaux nicht fortgeführt werden. Aber es fehlte an Faust. Die alte Präsidentin meinte: „Kinder, ich weiß einen trefflichen Faust, wir wollen Tyrulf bitten, die Rolle zu übernehmen." Aber Sophie entgegnete, flüchtig erröthend: „Er ist so lange nicht im Hause gewesen, wer weiß, ob er Lust hat, wieder zu kommen, wir wollen ihn doch nicht dazu zwingen." Die Mutter gab ihr Recht und schlug den Herrn von Brand vor. „Nein," erwiederte Sophie, „Friedrich muß zusehen, auf sein Urtheil freue ich mich besonders; er meint immer, mit den Tableaux wäre es doch eigentlich nichts, man müßte ewig und ewig warten, um endlich einen flüchtigen Genuß zu erhaschen, den die ängstlich gezwungene Stellung der Handelnden, oder vielmehr Leidenden, einem noch verkümmere. Aber diese Tableaux," setzte sie scherzend hinzu, „soll er in seinem Leben nicht vergessen." Das gute Kind wußte nicht, wie prophetisch sie sprach.

(Die Fortsetzung folgt.)

J. J. Rousseau und Voltaire.

(Beschluß.)

Voltaire hing den Großen, Vornehmen und Reichen an, suchte ihren Umgang und schmeichelte ihnen, Rousseau hingegen war ihnen abgeneigt, hielt aber die Niedern und Unglücklichen sehr werth. Diese ganz verschiedene Richtung zeigt sich auch in ihrem Streben, das religiöse Leben anders zu gestalten. Voltaire, der immer die Religion mit ihren Dienern verwechselte, ließ von Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn bis an ihr Ende seinen Zorn an der niedern Geistlichkeit, an Bettelmönchen, an kleinen Theologen und Pfarrern aus, aber bei den Bischöffen, Kardinälen und Fürsten ist er ein gehorsamer, unterthäniger Diener, und hütet sich wohl, ein Wort gegen sie zu sagen. Im Gegentheil, er eignet ihnen in Unterthänigkeit Schriften zu und streut ihnen unaufhörlich Weihrauch, den sie in Gnaden annehmen. Wie ganz anders Rousseau! Seine Verehrung zollt er einem armen Landpfarrer, der ihm in seiner Demuth und ächt christlichen Wirksamkeit das Muster der Geistlichen scheint, er ehrt den niedern, aber getreuen Arbeiter im Weinberg des Herrn, und eifert nur gegen die, welche ohne Arbeit, Mühe und Sorge seinen Wein trinken.

Indessen fehlte es doch dem reichen Voltaire nicht an Mitgefühl; vielen Unglücklichen hat er mit Geld, mit gutem Rath, mit seinem Ansehen und mit seiner Feder geholfen; er stattete die Urenkelin Corneilles aus, und machte überhaupt einen guten Gebrauch von seinem bedeutenden, aber nicht auf ehrenvollem Weg erworbenen Vermögen. Viel höher steht aber auch in dieser Beziehung Rousseau: er hatte kein Vermögen und schlug die ihm von Königen und Fürsten angebotenen Pensionen aus, weil er lieber frei und unabhängig von dem Fleiß seiner Hände leben, als andern, und zumal Vornehmen, etwas zu verdanken haben wollte. Diese Vermögenslosigkeit hinderte ihn jedoch nicht, im Stillen viel Gutes zu thun und von seinem kleinen Erwerb den edelsten Gebrauch zu machen.

Der Ruf beider Männer ist universel und sie haben darin viel Aehnlichkeit mit einander. Der von Voltaire ist vielleicht ausgebreiteter, Rousseaus Ruf aber ist tiefer, denn er greift inniger in die neue Gestaltung der Gesellschaft ein, die großen Theils sein Werk ist. Jenes klare Darstellung und Sprache machte, daß ihn Alle, auch die Niedrigsten, verstanden; deßhalb war er allgemein gekannt und geliebt in Paris, und wenn er ausfuhr, so umgaben tausend Menschen seine Kutsche, und als er krank war, so bekümmerte man sich in allen Gäßchen und elenden Häusern, wie in den Palästen der Großen um ihn; Packknechten und Kohlenträgern lag seine Gesundheit am Herzen. Ganz anders war es mit Rousseau. Das Volk hatte nicht Gemüth und Phantasie genug, um seine Schriften ganz zu verstehen; daher kannte es ihn wenig, und beleidigte ihn sogar einmal auf der Straße, weil es dazu von andern angereizt war. Und

Digitized by Google

doch dachte Jean Jacques immer nur auf des Volkes Glück, Voltaire hingegen arbeitete mehr für sein Vergnügen und seine unbegränzte Eitelkeit. Die Mittelklasse der Franzosen, die von Reichthum und Armuth gleich weit entfernt ist, überhäufte Voltairen mit unsäglichem Lob und Preis; damit trug sie nur die Schuld der Dankbarkeit gegen ihn ab, denn er hatte Klassen und Stände gelobt und allen klug geschmeichelt, die eine literarische Reputation machen können. Rousseau hingegen hatte sie alle getadelt, Journalisten, Schauspieler, Künstler, die für den Luxus arbeiten, Aerzte, Financiers, Buchhändler, Musiker und alle Literatur- und Wissenschaftsleute. Demungeachtet hatte er Freunde in allen den Ständen, von denen er nachtheilig sprach; Voltaire hingegen, der ihnen hofrend so viel um den Bart gegangen, hatte keine Freunde, sondern nur Anhänger und Bewunderer. Dieß ist auch ganz natürlich. Rousseau trat als Kämpfer für die natürlichen Menschenrechte auf, Voltaire nur für die Rechte der Gesellschaft. Es gibt aber glücklicherweise nur wenige Menschen, die nicht manchmal die Stimme der Natur vernehmen und es gern hören, wenn ein Herz zu dem ihrigen spricht. So mancher lebt lange im Strudel und im Treiben der Welt und der Menschen; früh oder spät aber wird er unzufrieden mit ihnen und kehrt geheilt in sich selbst zurück. Dann verzeiht er Rousseau gern alles Ueble, was er bisweilen mit Uebertreibung von den Menschen gesagt hat, denn daraus geht doch hervor, wie lieb er sie hatte, und wie sehr ihm ihr Glück am Herzen lag. Diejenigen freilich, welche so hoch stehen und so unglücklich sind, daß sie nie in die niedern und wahren Lebensverhältnisse eingehen, sind ganz und ausschließlich für Voltaire. Deßhalb ist er auch von den Großen mit Lob, Schmeicheleien und Geschenken überhäuft worden, denn darin wetteiferten Fürsten und Könige mit dem Pabst. Kaiserin Katharina von Rußland ließ ihm eine Statue errichten. Der König von Preußen zog ihn sogar zu sich und überschüttete ihn mit Komplimenten in Prosa und schlechten Versen. Rousseau hingegen ist von beiden hohen Häuptern das Gegentheil widerfahren, sie verspotteten ihn und suchten ihn lächerlich zu machen. Nur eine Auszeichnung ließ ihm ein König widerfahren. Stanislaus der Wohlthätige, König von Polen, griff zur Feder, um ihn zu widerlegen. Dieß scheint mir mehr Ehre, als was Voltaire geschah. Denn es ist gewiß ehrenvoller, einen König zum Gegner und Rival, als zum Patron zu haben, wenn es sich von Menschenglück handelt. Ueberdieß haben Gottlob die Könige nicht über geistiges Verdienst zu entscheiden, nur die Nachwelt urtheilt darüber, und diese Nachwelt tadelt Friedrich II. und Katharinen von Rußland.

Der Geist des Unglaubens zeigt sich nicht überall gleich bei Voltaire. Oft zerstört er mit einer Hand, was die andere aufgebaut hat. Das ist bei ihm nicht Widerspruch und Inkonsequenz, sondern lediglich Autoreitelkeit; er will damit seine Geschicklichkeit in Darstellung aller Meinungen zeigen. Rousseau hingegen, den der Streit der Philosophen und die Gelehrtensysteme irre machten, sagte sich, wie Schiller, von aller Religion los, aus Religion, und verwarf alles Menschenzeugniß als Menschenwerk. Er schlug sich aber mit vollem Herzen zur christlichen Religion wegen des erhabenen Charakters ihrer Moral und wegen des göttlichen Sinnes, den ihr Stifter ausgesprochen hat. Wie ganz anders war dies bei Voltaire! Ihm war alle Religion ein leerer, unreiner Schall, und alles Höhere im Menschen eine Lächerlichkeit. Dadurch nahm er vielen seiner schwachen Zeitgenossen den Glauben an Unsterblichkeit, ohne ihnen etwas anderes dafür zu geben, als dialektischen Dunst. Rousseau hingegen spricht immer mit Begeisterung und Liebe von der Vorsehung. Dies gibt seinen Schriften einen unaussprechlichen Reiz und den unverkennbaren Stempel der Tugend.

Voltaire erwarb sich ein bedeutendes Vermögen auf sehr unreinem Wege, durch seinen Antheil an Kriegslieferungen. Rousseau mußte Tag und Nacht arbeiten, um unabhängig von aller Gnade und Gunst leben zu können, und da er in seinem Alter nicht mehr genug erwerben konnte, so mußte er nothgedrungen im 66sten Jahre von guten Menschen ein Asyl annehmen. Jener war in Paris geboren, dessen toller, schlammiger Strudel ihm über Alles ging, suchte aber bei Genf ländliche Ruhe. Rousseau hatte Genf zur Vaterstadt, das Landleben ging ihm jedoch über Alles, demungeachtet glaubte er nur mitten in Paris Unabhängigkeit zu finden.

Auch Mirabeau hat die beiden Zeitgenossen und Nebenbuhler mit einander verglichen, und sagt in dieser Beziehung zwar mit großer Schärfe, aber mit Ueberschätzung von Voltaire's poetischem und dramatischem Talent: „Voltaire, den sein eigenes Genie über allen Neid stellte, scheute sich doch nicht, den würdigsten Mann zu beleidigen und zu verhöhnen, Rousseau'n, der immer nur Lob über ihn ausgesprochen hatte, der unglücklich, arm und verfolgt war, dessen Feder sich nicht mit denselben Gegenständen beschäftigte, der aber in dem, was er schrieb, Voltaire'n überlegen war. Voltaire, der durch so Vieles unsterblich ist, der mehr als irgend ein Mann die Bewunderung und die Verachtung der Menschen verdient, steht als Dramatiker im ersten Rang, ist überall ein grosser Dichter und in der Geschichte des Menschen eine Wundererscheinung. Dagegen erscheint er in seinen historischen und philosophischen Werken oft nur als schöner Geist. Rousseau hingegen, der sich durch seine Sitten und durch seinen edlen, unbeugsamen Muth auszeichnet, und der in allen seinen Schriften als Gott der Beredsamkeit dasteht, führt uns zur Achtung der Tugend und des Menschenwerths, und niemals hat sein Talent, wie so häufig bei Voltaire geschah, der Schmeichelei oder der Satire gedient."

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Die deutsche Oper. Mad. Schröder-Devrient.

Als ich das leztemal von der deutschen Oper in Paris sprach, äußerte ich die Besorgniß, es werde der deutschen Truppe diesmal nicht so gut gehen, wie im vorigen Jahre, wofern ihr nicht ein Zuwachs von einigen der ausgezeichnetsten Sänger und Sängerinnen Deutschlands zu Theil werde. Die Ankunft einer einzigen Sängerin, der Madame Schröder-Devrient, hat sie aus aller Verlegenheit gerissen und ihren Darstellungen einen neuen Schwung gegeben, so daß die Truppe diesmal weit mehr Aufsehen in Paris erregt, und die deutsche dramatische Musik viel größern Beifall erhalten hat, als das erstemal. Mad. Schröder-Devrient ist vom Pariser Publikum als eine der größten Opersängerinnen anerkannt worden, die je in Paris aufgetreten sind, und sie hat zuerst den Franzosen gezeigt, was eine vollendete deutsche Schauspielerin vermag. Ueber ihr Talent sind alle Stimmen einig, und ich habe auch nicht eine einzige Theaterkritik gesehen, welche ihr nicht Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen. Nur hat man bemerkt, daß sie besser die ernsthafte, leidenschaftliche Musik singt, als die anmuthige und graziöse. Mit einer so vortrefflichen Sängerin und mit einem Tenor, wie Haitzinger, nebst einigen andern auch nicht unbedeutenden Talenten, konnte die Oper nun bestehen und zwar auf eine glänzende Art, besonders da die deutschen Chöre den Parisern etwas ganz Vortreffliches dünken. Hier bestehen die Chöre aus Leuten, welche ein wenig Musik gelernt haben, meistens aber nicht den mindesten Geschmack besitzen, den Tag hindurch ein anderes Geschäft treiben und nur Abends in der Oper zu ihrem zweiten Handwerke sich vereinigen. Wenn diese Leute einen Chor lange einstudirt haben, singen sie ihn nicht übel weg; denn wenn in einem Chore nur die ersten richtig und im Takte singen, so ist es den andern etwas Leichtes, wie Schafe zu folgen. Bei den Chören der deutschen Oper bemerkt man aber gleich, daß die Leute ein musikalisches Ohr und, was noch mehr ist, auch musikalisches Gefühl haben. Da geht alles von der Seele, als ob die Leute zum Singen geboren wären und in ihrem Leben nichts anders gethan hätten, als chorweise zu singen. So etwas gefällt den Parisern außerordentlich; es entzückt sie, einen belebten Chor zu sehen, statt eines mechanisch singenden Haufens; die Chöre tragen daher viel zur guten Aufnahme der deutschen Opernmusik bei. Der Freischütz und Fidelio bekamen ein neues Ansehen, als Madame Schröder-Devrient darin auftrat. Erst jezt konnten die Pariser die Vortrefflichkeit dieser beiden Opern recht genießen. Die Meistersängerin führte ihnen auch Weigl's „Schweizerfamilie" und C. Kreutzers „Cordelia" vor; allein alles ihres Talentes ungeachtet, wollte die, ihnen übrigens schon durch Nachahmungen bekannte Musik den Parisern nicht behagen; erstere fanden sie zu seicht, leztere nicht kräftig genug für eine monologische Oper; diese Stücke wurden bei Seite gelegt. Pixis Bibiana, deren Text für den abgeschmacktesten aller Theatertexte in den hiesigen Theaterkritiken erklärt wurde, erhielt zwei Vorstellungen und wurde dann ebenfalls bei Seite gelegt.

(Der Beschluß folgt.)

London, Juli.

(Fortsezung.)

Bauten Georgs IV. Verfall der Wissenschaften.

Leider ist das Geld meiste verschleudert worden und wir haben fast nichts dafür aufzuweisen: Carlton-Haus ist nicht mehr vorhanden, und der Pavillon zu Brighton wird, wenn man ihn nicht verfallen läßt oder niederreißt, nur noch als ein Raritätenkasten erhalten werden. Der St. Jamespallast sieht noch immer wie eine Kaserne aus und das Gebäude, welches man im St. Jamespark an die Stelle von Buckingham-Haus erbaut hat, steht vielen Landsizen unserer Edelleute nach; die Lodge zu Windsor ist prachtvoll und bequem im Innern, aber unansehnlich im Aeußern. Nur das auf den Pallast zu Windsor verwendete Geld kann nicht als weggeworfen betrachtet werden, indem man sich nicht erlaubte, an diesem alten Nationalgebäude etwas zu verändern, und sich darauf beschränkte, es auszubessern und nach dem alten Plane zu erweitern. Se. Maj. hat in seinen Häusern viele kostbare neue und alte Kunstwerke gesammelt, die, wie man vermuthet, zum Theil dazu bestimmt sind, dereinst in öffentlichen Anstalten den Kunstsinn der Nation fördern zu helfen; auch meinen Einige, der König habe große Summen erspart und dieselben gleichfalls zu Kunstzwecken bestimmt.

Ein merkwürdiges Buch von dem in der wissenschaftlichen Welt wohlbekannten Babbage ist so eben unter dem Titel erschienen: Reflections on the decline of Science in England, and on some of its causes. Wie stolz auch England auf seine technischen Fertigkeiten und die Fähigkeit seiner Mechaniker im Erfinden und Verbessern aller Arten von Maschinen seyn darf, eine Fertigkeit, welche unstreitig eine Frucht der Aufmunterung ist, welche gegenwärtig alles Praktische bei uns findet, so gesteht doch Jeder, der nur einigermaßen mit den Fortschritten der Wissenschaften in Frankreich und Deutschland bekannt ist, daß England in allen Fächern derselben zurücksteht. Indessen war es Babbage vorbehalten, diese unangenehme Wahrheit der Nation öffentlich ins Gesicht zu sagen, und zugleich die Ursachen dieser Erscheinung in dem Vaterlande der Newton, Hunter, Davy u. s. w. mit furchtloser Gewissenhaftigkeit auseinander zu sezen. Diese Ursachen sind nach ihm die schlechte wissenschaftliche Erziehung der Jugend, der Mangel an öffentlicher Aufmunterung ausgezeichneter wissenschaftlicher Männer, und der üble Einfluß der Gesellschaft, welche, in der Absicht gegründet, die Wissenschaft zu fördern, sie vernachlässigt und verkehrt. Auf den Universitäten wird außer den Brodwissenschaften nur wenig Wissenschaftliches gelehrt, man nimmt keine Rücksicht auf die besondern Fähigkeiten der Studirenden, und was man von ihnen zum Promoviren verlangt, ist so wenig, daß die Aristokratie keine hohe Meinung von den Wissenschaften bekommen konnte, weswegen kein Großer im Lande als ihr Beschüzer auftritt. Es gibt in England weder Aemter noch Ehrenstellen für den rein wissenschaftlichen Mann von hohem Talent, während der Aerzte, der Geistlichen, besonders aber der Rechtsgelehrten Rang, Reichthum und Ehre warten. Da auch die öffentliche Meinung dafür nicht entschädigt, so ist es natürlich, daß alle Männer, welche Kraft in sich fühlen, sich blos den Brodstudien ergeben, und die Wissenschaft höchstens als eine Art von Liebhaberei treiben.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nr. 170:

Taktik. Tiktak.

Logogryph.

Mit a ist's überall beliebt,
Wo Jugend Lust und Spiele liebt;
Mit e ist seine Kunst bekannt,
's ist ein Schulmeister aus Engelland;
Mit i kommt's häufig ins Parlament;
Mit o fecht's Schwefel, der heilt, nicht brennt;
Mit u, den Burschen, stark und dumm.
Macht sein Taufname zum Publikum.

J. C. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 177.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Juli 1830.

Der Mensch legt Kleider und Gewohnheit ab,
Verändert Sprache, Sitte, Meinungen,
Wie sie der Zeiten rastlos gebnder Schritt
Ihm aufdringt, wie die große Mutter ihm
In ihrem Schoeße bildet Herz und Haupt.

Herder.

Die Abendgesellschaft (Wetscherinka)*).

Ein russisches Sittengemälde.

Ich hielt mich vor mehreren Jahren auf einer Reise zu Petrosawodsk, der Hauptstadt des Olonezkischen Gouvernements am Onegasee, einige Zeit auf. Eines Tags, während eines Mittagsmahles bei dem hiesigen Hauptarzte, ward viel über die Unverträglichkeit und Prozeßsucht der olonezkischen Bauern unter einander gesprochen, und ein jeder der Anwesenden hatte mehrere Beispiele davon aufzuzählen. „Das mag wohl seyn," sagte der Doktor, „aber dagegen hat unser Städtchen ein Beispiel von Familieneintracht aufzuweisen, wie wohl selten eins irgendwo zu finden seyn möchte. Die drei Brüder G**, hiesige Kaufleute, bewohnen schon seit vielen Jahren Ein Haus, und zwar so, daß ihre Schlafzimmer an einander stoßen und daß ihr Gastzimmer, ihr Speisesaal, ihre Küche und die ganze Wirthschaft gemeinschaftlich sind. Obgleich in ihrem Alter, ihrer Kleidung, ihren Sitten u. s. w. eine große Verschiedenheit stattfindet, so herrscht doch unter den Brüdern, und was wohl noch mehr sagen will, unter den drei Schwägerinnen, eine wirklich musterhafte Freundschaft und Eintracht. Die beiden ältern Brüder, alte, ächte Russen, haben den jüngern im hiesigen Gymnasium allerlei lernen lassen, was wohl sonst unter dieser Klasse, hier zu Lande, nicht gewöhnlich ist, haben ihn dann auf einige Zeit nach Petersburg geschickt, damit er sich etwas in der feinern Welt umsehe, und nach seiner Rückkehr vor einem Jahre verheirathet. Heute ist der Namenstag der jungen Frau, der Abends durch eine Wetscherinka gefeiert wird; ich bin dazu eingeladen, es wird dort, nach hiesiger Weise, hoch hergehen und mancherlei zu beobachten geben. Sie sollten auch mit hingehen." Ich fand es doch sonderbar, so in ein mir ganz unbekanntes Haus hinein zu fallen, ohne eingeladen zu seyn; doch der Doktor erinnerte mich an die hier noch nicht entartete, ächte altrussische Gastfreundschaft, nach deren Grundsätzen ich als Fremder und Reisender, von ihm eingeführt, gewiß ein willkommener Gast seyn würde. Ich ließ mich gern überreden, prägte meinem Gedächtnisse die sechs Doppelnamen der drei Wirthspaare sorgfältig ein, und um sechs Uhr (hier die bon ton Stunde) machten wir uns auf den Weg.

Gleich in der Vorstube, wo um eine blankgescheuerte große Theemaschine einige junge Mädchen, Verwandte des Hauses, mit Theebrauen beschäftigt waren, empfing mich die hübsche junge Hausfrau und bot mir zum Willkommen ein großes Glas Wein an, wobei sie sowohl als ihr Mann mich ganz geläufig bei meinem Vor- und Zunamen nannten und mich freundlich einluden, näher zu treten und an ihrer Fröhlichkeit Theil zu nehmen.

*) Wir entnehmen diese lebendige Schilderung russischer Sitten den seit einiger Zeit zu Petersburg erscheinenden „russischen Miscellen zur genaueren Kenntniß Rußlands und seiner Bewohner; herausgegeben von Georg Engelhardt," einer sehr interessanten Zeitschrift, die auch in Deutschland mehr verbreitet zu seyn verdiente.

Digitized by Google

Ich trat in den Saal und wurde dort eben so freundlich von den beiden ältern Brüdern und ihren Frauen empfangen; nur fügten sie, nach altem Brauch, zu den gewöhnlichen Bewillkommungsreden noch große Danksagungen für die Freude und die Ehre hinzu, die ich ihnen durch meinen Besuch erwiesen hätte. Die beiden alten Damen begleiteten dieß mit einer zahllosen Menge tiefer Bücklinge, bei denen ich nicht genug die ins Unendliche gehende Biegsamkeit ihrer Rückenwirbel bewundern konnte. Während dieser Operation, die ziemlich lange dauerte, hatte ich Zeit, das Kostüm meiner drei gastfreundlichen Ehepaare etwas zu betrachten, welches eine recht anschauliche Stufenleiter der seit den lezten dreißig oder vierzig Jahren mit der Nationalkleidung vorgenommenen Modernisirungen darstellte. — Der heutige Festgeber und seine junge Frau waren in russischer Zwittertracht; er zwar noch im Kaftan und (wie mir schien, der eleganten Form wegen, etwas gestuztem) Barte; aber der Rock hatte zwei Reihen besponnener flacher Knöpfe nebst einem stehenden Kragen, und um den Hals bauschten ein Paar Arschinen feinen Nesseltuchs; von dem stark parfümirten, dünnen gelbseidenen Schnupftuch guckte ein Zipfel neugierig aus der Tasche hinten im Rockschooße hervor, um anzuzeigen, daß sein Herr wohl wisse, wo man in Petersburg die Schnupftücher hinsteckt; die junge Frau im sauber ausgenähten rosenrothen Mousselinkleide, und mit einem blauseidenen, golddurchwirkten Tuche um den Kopf; dabei schön weiß und roth geschminkt und mit einem Paar gewaltig großer brillantener Ohrgehänge geziert; in den mit zitronengelben Handschuhen bekleideten Händen wurde ein battistenes Tüchelchen geknetet. — Der zweite Bruder hatte zwar auch einen schon etwas verdeutschten Rock, doch ohne Kragen und nur mit einer Reihe seidener Knöpfe an der rechten Seite herab; statt der lustigen Kravatte, umgab den Hals ein derbes rothseidenes Tuch, mit einem tüchtigen Knoten vorne. Auch stak das blau und roth quadrirte baumwollene Schnupftuch noch nach der Väter Sitte im Busen. Seine Hausehre war in ziemlich reinem Nationalkostüme, an dem mir der aus unzähligen kleinen Perlen zusammengereihte Kopfputz mit der über die Stirn herabhängenden, auch aus solchen Perlen geklöppelten, beinah handbreiten Kante, besonders gefiel; ein Paar atlassene, reich gestickte Petersburger Schuhe ohne Absätze, und ein gewaltig großer neapolitanischer Fächer mit einem feuerspeienden Vesuv darauf deuteten schon auf eine kleine Anwandlung zum Modernisiren. — Endlich das dritte Paar; er, ein ehrwürdiger Alter mit kahlem Kopfe, greisem Barte und bloßem Halse; im ächt russischen Hemde mit dem kugelförmigen Knöpfchen und einem seidenen Kuschak, der ihm den lang heruntergehenden Kaftan fest um den Leib hielt; sie, eine mit tausend kleinen Runzeln im Gesichte gezierte Matrone, in dem in steifen runden Falten bauschenden Rocke aus schwerem, großblumigem Stoffe, mit breiten goldenen Tressen, und dem ganz niedrig und dicht um den Kopf gebundenen seidenen Tuche; statt der Schuhe hatte sie, wie sichs gebührt, Pantoffeln ohne Hinterstücke, aber dagegen mit recht hohen spitzigen Absätzen, und trotz der Hitze in den Zimmern, ein kleines Müffchen, welches durchaus zum völligen Staate gehört.

So verschieden diese drei Ehepaare in Kleidung, Kenntniß des Weltlones u. s. w. waren, eben so verschieden war auch die Einrichtung und das Ameublement ihrer drei Schlafzimmer, aus denen man ziemlich genau die Epoche der Verheirathung eines jeden herausrechnen konnte. — Das Schlafzimmer der jungen Eheleute, welches zunächst an das gemeinschaftliche Gastzimmer stößt, ist im neuesten Geschmack: ein stark geschweiftes Mahagoni Ehebett von der neuesten Form, mit geschnizten und vergoldeten Verzierungen und Füßen; ein großer goldener Vogel an der Decke hält die mit breiten, goldgelben Franzen eingefaßte hochrothe seidene Gardine, die, in ihrem zierlichen Wurfe, nichts von der Eleganz der mit Spitzen reich besezten Mousselindecke und Kissen verbirgt. Ein großer Toilettspiegel à la Psyché, mit ein Paar Bronzearmleuchtern, bietet der Besitzerin beim Auflegen der weißen und rothen Schminke seinen guten Rath dar, und ein kleines vergoldetes Heiligenbild ist, als Barometer der steigenden Aufklärung und sinkenden Religiosität, hoch oben in den Winkel hinter der Thüre verwiesen, um den Effekt der in zierlichen Rahmen an den Wänden herumhängenden bunten englischen Kupferstiche nicht zu stören.

(Die Fortsezung folgt.)

Meine Geschichtsforschung in B.

(Fortsezung.)

„Nun aber, wer ist unser Faust?“ fragte die Mutter. „Ei, was suchen wir lange,“ rief Sophie fröhlich aus, „da sizt er ja bei uns und macht bei unsern Konferenzen ein so weises Gesicht, daß wir's uns nicht beser wünschen können.“ Ich sträubte mich bescheiden und meinte, ich sey zu alt. Die Lampen, entgegnete sie, und das Costum würden mich gar leicht um zehn Jahre verjüngen; so könne ich denn für einige und dreißig gelten, und in dem Alter, schloß sie lächelnd, seyen die Männer noch am erträglichsten. Kurz ich ward zum Faust bestimmt, und meine liebe Marie zu meinem Gretchen. Die Leute nahmen gar keine Rücksicht darauf, daß ein vierzigjähriges Herz noch immer aus brennbaren Stoffen besteht u. s. w. Alle dergleichen Redensarten halfen mir nichts, ich mußte mein Herz wappnen. — „Und,“ fragte ich, „wer wollen Sie denn seyn, meine liebe Sophie? Sie werden doch bei des Vaters Fest auch eine Rolle spielen?“ — „Ja, wenn es der Mutter recht ist, so möchte

ich mich anziehen, wie Angelika Kaufmann in dem Bilde, das sie von sich selbst gemalt hat, und dann die Deutung der Gemälde übernehmen.“ So ward es denn beschlossen. Der Tag kam heran, und nur wenige Freunde wurden als Zuschauer gebeten. Der kleine Cirkel war versammelt, der Vorhang flog zur Seite, und Sophie, in hellgrünem Gewande, mit ihren braunen Locken unter dem weißen Schleier, saß sinnig und ernst, wie eine begeisterte Malerin, ihrer Staffelei gegenüber. Sie sprach einige zarte Worte über ihre Kunst, über deren Zweck, das Leben edler Menschen zu verschönern; erwähnte dann, wie sie ihre besten Stücke gesammelt habe, um ihrem Freunde den ersten Besuch, den er ihr als gekrönten Künstlerin in ihrer Werkstatt machen wolle, zum Freudenfeste zu gestalten, und sprach mit weicherer Stimme zum Schluß noch einige, an den beglückten Vater selbst gerichtete Worte. Dann zog sie im Hintergrunde des kleinen Theaters einen zweiten Vorhang hinweg, und meine Wenigkeit saß da als Faust, in tiefen Studien versenkt. Sie hatten mich vortrefflich drapirt, gut beleuchtet, und ich hätte mir's nicht träumen lassen, daß ich in meinen alten Tagen noch eine so glänzende Erscheinung machen würde. Aber leider wurden meine glücklichen Erfolge durch die Fortsetzung gar sehr verdunkelt, denn des Beifalls war kein Ende, als das liebliche Gretchen, schön und unschuldig wie ein Engel, und noch ein wenig schnippisch obendrein, mir gegenüber stand und meine keck angebotene Begleitung zurückwieß. Angelika fügte ihren Bildern die kaum nöthige Erklärung hinzu, doch mit so wohlklingender Stimme und so sinnvollen Worten, die sie stets mit einer Anspielung auf den Vater beschloß, daß das hübsche Fest doch dadurch erst seine rechte Bedeutung erhielt. Es kam denn auch endlich zum Schluß, so gerne die Zuschauer die liebliche Unterhaltung verlängert hätten, und nun muß ich sagen, daß der Herr Forstmeister v. Brand an diesem Abend mehr Kunstsinn verrieth, als ich ihm jemals zugetraut hatte; denn er nahm ein so lebhaftes Interesse an dem allerliebsten Gretchenbilde, welches nun aus dem Rahmen getreten war, daß er die Malerin wirklich etwas darüber zu vergessen schien. Diese war mit Zärtlichkeit um ihren Vater beschäftigt, vergaß jedoch nicht, mehr als einmal die Frage an Friedrich zu richten, wie es mit seiner Abneigung gegen die Tableaux gehe? Aber das liebe Kind hatte ihn wohl nur zu radikal davon geheilt, denn wahrlich, von diesem Tage an schien er erst bemerkt zu haben, daß Mariechen nun völlig erwachsen und eine ganz ausgezeichnet hübsche Jungfrau geworden sey. Er war voll Achtung, Freundschaft und Aufmerksamkeit für Sophie, aber die jüngere Schwester beschäftigte ihn nicht minder. Jene schien mir diese Veränderung auch gar bald wahrzunehmen, denn sie verfiel zusehends in Schwermuth, und wenn Friedrich recht angelegentlich mit Marie sprach, ruhte ihr Auge wie träumend und oft voll sanften Schmerzes auf ihnen. Sie war immer still gewesen, jezt wurde sie wortkarg; sie scherzte selten mehr und nahm nur zur Erheiterung ihrer Eltern Theil am Gespräch.

Einst wollte ich des Nachmittags zu ungewöhnlicher Stunde zum Präsidenten gehen; ich fand das erste Zimmer leer und im zweiten, dessen Thüre nur halb geschlossen war, Sophie, in die Ecke eines Divans zurückgelehnt, die Augen mit der linken Hand bedeckend, ohne jedoch die hervorquellenden Thränen mit derselben ganz verbergen zu können. Ich betrachtete sie eine Weile, betrübt und schweigend; dann trat ich näher und sagte leise: „Liebe Sophie, was ist Ihnen?“ — Sie erschrak ein wenig, als sie mich aber erkannte, reichte sie mir ohne aufzustehen die Hand und schluchzte kaum vernehmbar: „Ach, ich bin nun so verlassen!“ — „Armes, liebes Kind,“ erwiederte ich mit herzlicher Theilnahme; „aber warum haben Sie ihn auch so laufen lassen, warum griffen Sie nicht zu?“ — „Ach ich fürchte,“ sagte sie wie träumend, „es ist nun zu spät.“ — „Das fürchte ich selbst,“ war meine wenig tröstliche Antwort. „Lieber Herr Direktor,“ fuhr sie aufstehend fort, „ich habe mich Ihnen recht schwach gezeigt; ich bin sonst kein weinerlich Ding und habe schon manchen Kampf gekämpft; lassen Sie uns nie mehr davon sprechen.“ Ich that, was sie verlangte, und suchte ein anderes Gespräch anzuknüpfen. In meinem Sinne aber ärgerte ich mich über den bösen Brand, daß er mir nun Sophie bei Seite ließ, wie es mich früher verdroß, daß er Marie nicht vorzog. Ich weiß nicht, was das war; ich habe doch sonst in meinem Leben keinen solchen Widerspruchsgeist in mir bemerkt, aber mit den Menschen hier ging es mir besonders, sie konnten es mir nie recht machen. Uebrigens hatte ich noch mehr auf der Seele, was mich betrübte. Meine Geschäfte gingen zu Ende und ich sah den Augenblick nicht mehr fern, der mich von den mir so theuer gewordenen Menschen trennen sollte; und wie sollte ich sie verlassen? Die arme Sophie, so lange angebetet und verehrt, nun ausgestochen von der jüngern schönern Schwester, die, das mußte ich mir gestehen, im Ganzen besser für den Springinsfeld paßte; aber daß es Sophie so tief fühlte, daß ihre Wangen täglich blässer wurden! Ach ich hätte sie herzlich gern selbst genommen, wenn das sie hätte trösten können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Deutsche Oper.

Webers Oberon wurde nun von der deutschen Oper vorgenommen, und obwohl das Stück hier nicht mit der Pracht

gegeben wird, wie es in London Anfangs aufgeführt wurde, so erkannten doch die Pariser gleich das Gepräge des musikalischen Genies wieder, und Oberon erhielt den rauschendsten Beifall. Zulezt wurde noch F. Ries „Räuberbraut" zur Benefizvorstellung der Mad. Fischer vorgestellt, aber so verunstaltet und man kann sagen verhunzt, daß die Franzosen vom Texte und von der Musik wenig begreifen konnten. Die deutschen Schauspieler haben sich hier an dem Tonsezer gröblich versündigt. Auch Mad. Fischer, welche doch in diesem Stücke glänzen wollte, sang sehr mittelmäßig und konnte nie den rechten Ton treffen. Die „Räuberbraut" ist ihr übel bekommen, und sie hat selbst Sorge getragen, den Tonsezer zu rächen. Im vorigen Jahre war diese Sängerin die Prima Donna der Truppe, und erhielt ziemlich vielen Beifall; allein sobald dieses Jahr die Schröder-Devrient erschien, war die arme Fischer ausgestochen, und man will bemerkt haben, daß sie, statt zu gewinnen, in ihrem Gesange verloren hat, so daß sie jezt oft mittelmäßig erscheint. Einige Theaterkritiker meinen, es sey etwas Verdruß über den rauschenden Beifall, welcher der gefeierten Schröder gezollt wird, dabei mit im Spiele. Ganz anders fiel die Benefizvorstellung aus, welche Madame Schröder-Devrient für sich eingerichtet hatte. Sie gab den zweiten Aufzug der Spontinischen „Vestalin," das heißt den besten Theil dieser Oper, welche die Pariser zuweilen auch an der großen französischen Oper aufführen sehen. Diesen Aufzug sang sie auf eine unübertreffliche Weise; zwar machte der Muthwille des Parterre, welches sich über den Licinius und mehr noch über den erbärmlichen Cinna lustig machte, sie etwas irre; sie mochte an solche Lustigkeit in Deutschland nicht gewöhnt worden seyn; doch faßte sie sich, und es lief Alles gut ab. Im Fidelio sang sie besser als je, und zur Abwechselung wurde zwischen den beiden Opern Holbeins Lustspiel: „Liebe kann Alles" gegeben, und zwar sehr gut, da Mad. Haizinger die Hauptrolle trefflich darstellte. Die Franzosen erkannten in dem Stücke denselben Vorwurf, wie in dem französischen Lustspiele la jeune femme colère wieder, und begriffen das Minenspiel der Mad. Haizinger sehr wohl, wenn sie auch sonst von dem deutschen Texte wenig verstanden. Diese ganze Vorstellung hatte so wohl gefallen, daß sie das nächstemal wiederholt werden mußte. Mad. Schröder-Devrient wurde hervorgerufen und bekam der Kronen eine Menge. Das Publikum hat sogleich gedacht, der Beitritt einer so vortrefflichen Sängerin würde für die französ. Oper ein großer Gewinn seyn, und in den Zeitungen ist vorgeschlagen worden, man solle darnach trachten, sie in Paris zu behalten. Ja sogar den gesammten deutschen Chor rieth man der Operndirektion, zu miethen oder anzukaufen. Von diesen Vorschlägen ist aber keiner ins Werk gesezt worden. Natürlich müßten die Leute so gut französisch können als deutsch, um auf der Bühne der französ. Oper aufzutreten. Wahrscheinlich wird nun Haizinger auch seine Benefizvorstellung bekommen, und dann wird es mit dem Spiele der deutschen Truppe zu Ende gehen. Eine italienische Komödientruppe ist bereits bestellt, um ihre Stelle einzunehmen. Etwas ist den Franzosen an den deutschen Sängern noch besonders aufgefallen, nämlich die Fähigkeit, eine Menge Töne durchzusingen, ohne die geringste Schwierigkeit des Athmens; dies hat man vorzüglich bei Haizinger bemerkt, der seine Töne so leicht gibt und so lange und rein anhält, als ob es Orgeltöne wären. Schon bei der Dlle. Sontag war diese Eigenheit, die sich mit den zarten Kehlen der Pariser Sängerinnen nicht verträgt, aufgefallen; aber bei Haizinger war dieselbe noch weit mehr vorherrschend; daher auch ein Tageblatt, der Universel, scherzend sagt, er habe gehört, Dlle. Sontag sey in einem Athemzuge von Paris nach Berlin gefahren; er glaube zwar, sie habe auf dem Wege mit dem Athem etwas nachgeholt; aber Haizinger brauche dies wohl nicht, und er werde gewiß von Paris nach Hause nur einmal zu athmen brauchen.

Dg.

London, Juli.

(Beschluß.)

Verfall der Wissenschaften.

Die Oekonomisten behaupten zwar, es sey nicht Sache der Regierungen, Erfindungen zu belohnen, indem das Publikum ja von selbst das wahrhaft Nüzliche ergreife; aber dies läßt sich nur aufs Praktische anwenden; diesem aber muß, wenn es nicht einseitig und oft irrig werden soll, die Theorie häufig den Weg bahnen, und wann findet der bloße Theoretiker beim Publikum Belohnung? Da dieses nun von jeher von den Männern der Wissenschaft erkannt worden ist, so haben sich dieselben von Zeit zu Zeit zu Gesellschaften vereinigt, um aus ihrer Mitte die Unterstüzung zu gewähren, welche das Publikum versagt. Diese Vereine aber haben alle den Zweck verfehlt, vor allen die berühmte königliche Gesellschaft, welche Babbage als eine Feindin der Wissenschaften darstellt. Um Mitglied derselben zu werden, bedarf es einiger guten Empfehlungen und fünfzig Pfund Sterling als Eintrittsgebühr. Da nun eine solche Summe für den Gelehrten oft bedeutend ist, so läßt sich denken, daß die meisten Mitglieder Männer sind, deren Hauptverdienst darin besteht, daß sie reich genug waren, um einen leeren Titel zu kaufen. Die Register werden nachlässig geführt und, wie B. gezeigt hat, gelegentlich verfälscht. Die Gesellschaft hat nur wenige Aemter, und diese werden auf ein Paar Personen gehäuft; die Gelder werden nuzlos verschwendet, die Denkmünzen gegen die Statuten vertheilt, die sich die Gesellschaft selbst gegeben, die Vorlesungen sind unbefriedigend, kurz Alles verräth Unwissenheit und Eigennuz, der wohl nirgends in der Welt mit mehr Schamlosigkeit zur Schau getragen wird, als in England; Alles, so gut auch die Absicht der Stifter seyn mochte, verwandelt sich hier in sogenannte Jobs, und wenn auch zufällig allgemeiner Nuzen aus einer Anstalt entspringt, so bleibt solcher doch immer dem persönlichen untergeordnet. Die Ursache hiervon ist sichtbar die allzu hohe Achtung, die man hier dem Reichthum zollt, was die Menschen zu den niedrigsten Handlungen verführt, weil sie wohl wissen, daß ein großes Haus, ein guter Tisch, Livree-Bediente, Kutschen und Pferde eine Menge kleinen Sünden decken. Ferner sind die Reichen, welche ihr Vermögen oder ihr Stand über die Versuchung erheben würde, zu bequem, um sich mit Geschäften zu befassen, und die hohen Namen, die man an der Spize jeder Anstalt sieht, scheinen zu nichts zu dienen, als daß einige unbekannte Spekulanten sich unter dem Schuze derselben mästen können. Als Beleg theile ich noch folgende Anekdote aus besagtem Werke mit: Vor einigen Jahren erfuhr ein Mitglied der königlichen Gesellschaft zufällig, daß in einer Trödelbude in der Themesstraße eine große Menge Bände von den Beobachtungen von Greenwich, die auf herrlichem Papier, mit breitem Rand, ohne alle Rücksicht auf Sparsamkeit gedruckt sind, als Makulatur zu verkaufen seyen. Er fragte nach und fand, daß noch 2½ Tonnen (25 Centner) zu verkaufen und bereits eben so viel abgesezt worden seyen. Der Handelsmann sagte, er bekomme 4 Pence (12 kr.) für das Pfund, und das Papier sey trefflich zu Bristol Mappe. Wenn der königliche Astronom (ein Beamter der königlichen Gesellschaft) ein Recht auf diese Bücher hat, so ist dies wohl die außerordentlichste Weise, einen Beamten zu besolden, die noch ersonnen worden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 178.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. Juli 1830.

— Größer Dinge werd' ich inne. —
Ja Wunder sind's der süßen Minne,
Die Minne hat der Wunder viel.

Uhland.

Meine Geschichtsforschung in B.

(Fortsetzung.)

Um einen Mann war es Sophie nicht zu thun, ach nein! sie wollte nur den, den sie liebte, und warum hatte sie den nicht? — Ja, wie die Mädchen sind! weil sie seine Treue und die Aechtheit seiner Liebe so lange hatte prüfen wollen, bis am Probirstein selbst das Beste sich abschliff und auch die lang bewährte Treue nicht mehr Stich hielt. Und kann ich's ihm verdenken? Zwei Jahr hält sie ihn hin, führt ihn fast ein Bischen bei der Nase herum; er sieht das niedliche Mariechen täglich, die sich inzwischen zum Sterben in ihn verliebt, und — nun die Fortsetzung weiß man ja. Und ich, ich mußte scheiden, mit schwerem Herzen; aber es half nichts, die Abschiedsstunde kam heran. Den jungen Leuten gab ich beim Lebewohl auf eine zarte Weise zu verstehen, daß ich etwas von ihren Herzensgeheimnissen ergründet habe, und fühlte mich recht scharfsichtig, als sie beide nicht wußten, was sie antworten sollten. Den Eltern sagte ich die herzlichsten Worte des Dankes, und Sophien — der sagte ich nichts, aber meine Augen waren trüb und naß, als ich ihr die Hand gedrückt hatte.

Drei Monate waren vergangen, als ich Briefe aus B. erhielt, deren Inhalt ich dem Leser nicht vorenthalten will. Aber die Briefe selbst theile ich nicht mit, die fallen gleich mit der Thüre ins Haus. Besser scheint es mir, meine Erzählung geregelten Schrittes fortlaufen zu lassen.

Eines Tages, es mochten schon Wochen seit meiner Abreise vergangen seyn, nahm die gute Präsidentin ihre Tochter Sophie recht liebend in die Arme und sagte ihr: „Mein Kind, vertraue mir, was Dir fehlt, ach, hättest Du es längst gethan!“ Unter tausend Thränen erzählte nun Sophie die ganze Geschichte ihres Herzens, und schloß mit den Worten: „daß ich nicht längst gesprochen habe, geschah nur, weil ich fürchtete, die Liebe meiner Eltern würde mich hindern, auszuführen, was ich für meine Pflicht hielt, und jetzt, seitdem ich verlassen bin, hielt mich die Scham zurück.“ — „Kind, Kind!“ sagte die Mutter in vorwurfsvollem Tone, „wie kannst Du von verlassen sprechen? konnte er denn anders handeln? Ich will schon das Lächeln auf Deine Wangen zurücklocken.“ — Tags darauf ward der Bediente in die Stadt geschickt, mit dem Auftrag, den Herrn Professor Tyrulf zu einem freundschaftlichen Mittagessen bei dem Herrn Präsidenten einzuladen. Der Professor nahm die Einladung an.

Für Sophie war der nächste Morgen eine qualvolle Zeit. Sie ging unschlüssig auf und ab, nahm ein Gebetbuch zur Hand, las ein Paar Seiten und legte es seufzend wieder hin; sie versuchte zu arbeiten, aber sie fühlte jede Ader pochen und legte die Hände wieder in den Schooß. Endlich schlug die Thurmuhr drei und bald darauf trat Professor Tyrulf, fast zugleich mit dem Forstmeister in

Digitized by Google

das Haus. Dieser grüßte freundlich, wie immer, jener, wenn nicht kalt, doch fremd. Man ging zu Tische, und ein fast unheimlich abgebrochenes Gespräch ließ das gastliche Haus des Präsidenten an diesem Tage nicht wieder erkennen. Friedrich zwar scherzte in gewohnter Heiterkeit mit Marie und mit Sophie, doch zulezt nur mit Marie, weil sie allein in einer entsprechenden Stimmung war. So stand man endlich auf, nicht heiterer gelaunt, als man sich gesezt hatte. Nach Tische forderte der Präsident die Gäste auf, mit den Seinigen einen kleinen Spaziergang zu machen, während dessen er selbst seine Mittagsruhe zu halten wünschte.

Friedrich ging mit den beiden Mädchen voran, die Mutter und Tyrulf folgten langsamer nach. Es war ein schöner Herbstnachmittag, das Wasser blau, die Bäume noch voll belaubt, doch zum Theil schon braun und roth gefärbt und von der Früchte Last gebeugt.

Vor einem kleinen Hügel angelangt, auf dessen Höhe ein niedlicher Pavillion stand, in welchem man Erfrischungen mancher Art erhalten konnte, äußerte die Präsidentin den Wunsch, den Kaffee hier unter den Bäumen zu trinken. Während die andern eine schattige Bank suchten, die zugleich eine freie Aussicht in die freundliche Umgegend gewährte, eilte Sophie, das Nöthige zu bestellen, und war recht innig froh, ein Geschäft zu finden, das sie auf kurze Zeit von dem drückenden Gefühle befreien sollte, welches jezt in der Gesellschaft des Mannes, dem sie einst so theuer gewesen war, sich ihrer bemächtigte. Ein bequemer Fahrweg lief in ein Paar Krümmungen den Hügel hinan; Sophie aber wählte den steilern, kürzeren Fußpfad. Kaum hatte sie ein Stückchen hinter sich, als sie bemerkte, daß die abgefallenen Blätter den Weg schon sehr schlüpfrig gemacht hatten; sie schämte sich jedoch, wieder umzukehren, und mühte sich, vorwärts zu kommen, allein nach wenigen Schritten glitt sie wieder zurück und konnte sich kaum auf den Füßen erhalten. Als Tyrulf dieß gewahrte, flog er mit Blitzesschnelle ihr nach, um sie an seinem Arme hinaufzuführen. Ohne ein Wort zu sprechen, kamen sie in das Haus, wo Sophie die erforderlichen Bestellungen machte und sich dann auf eine Bank niederließ, weil ihre innere Unruhe es ihr unmöglich machte, gleich wieder zurückzukehren. Tyrulf stand vor ihr, das Auge sprachlos auf sie geheftet. Endlich nahm sie, wohl fühlend, daß von diesem Augenblicke das Glück ihres Lebens abhänge, ihre ganze Kraft zusammen und sprach in ziemlich ruhigem Tone: „Wir haben uns lange nicht gesehen.“ — „Seit dem 9ten Mai nicht,“ fiel er ihr rasch ins Wort und sezte bedeutungsvoll hinzu: „seit jener Landparthie nicht, bei welcher ich nicht nach dem Ziele springen durfte.“

(Der Beschluß folgt.)

Die Abendgesellschaft (Wetscherinka).

(Fortsezung.)

In dem anstoßenden Schlafzimmer des seit etwa fünfzehn Jahren verheiratheten Bruders steht ein hohes, viereckiges, schon ganz dunkelbraun gewordenes Bettgestell, mit Pfosten und Himmel. Die schweren, grünstoffenen Vorhänge sind mit einem sogenannten Agrement besezt, und sorgfältig mit Schnüren und Troddeln an die Pfosten angedrückt, damit die quadrirt gesteppte, steife atlassene Decke sichtbar werde. — Zwischen den Fenstern steht ein sogenannter Putztisch, ubòrnoj stol, mit seinem Nesseltuche überzogen und einer ähnlichen Gardine über dem, in einen schweren silbernen Rahmen eingefaßten ovalen Spiegel; vor demselben ein silbernes Waschbecken, ein Paar dergleichen Leuchter und allerlei ehemalige Toilettengeräthschaften, die aber, allem Anscheine nach, jezt nur noch Schaugerichte sind. — Dem Bette gerade gegenüber hängt ein sehr großes Heiligenbild, dessen steife, alte Malerei ganz seltsam gegen den Reichthum der aus Silber, Gold und allerlei funkelnden Steinen bestehenden Einfassung absticht. Die davor hängende Krystallampe war, vielleicht des Balles *) halber, nicht angezündet, aber ein grosser Oelfleck auf dem Fußboden, gerade unter derselben, bewies klar, daß hier gewöhnlich Ueberfluß an Oel herrschen muß.

Das dritte und lezte Schlafzimmer endlich hat sich ziemlich rein russisch erhalten: dicht neben der les'hànka **) steht ein spiz nach oben zulaufendes Zeltbette, mit dicken steifen Vorhängen von dunkelgrünem, gewässertem, wollenem Moor, welche durch kleine, eigelbe Schleifchen von oben bis unten zusammengezogen, weder Luft noch Licht in dieses vierzigjährige Ehestandsfutteral hinein lassen. Neben dem Bette lag, über die Lehne des hohen alten Stuhles geworfen, der mit leichtem Pelzwerk gefütterte seidene Schlafrock (tulùp) des Alten, und an der andern Seite zeigten sich, bescheiden unter der Bettgardine hervorguckend, ein Paar antike, reichgestickte sammtene Pantoffeln seiner Ehehälfte, vielleicht noch ihre Brautpantoffeln, die zu diesem Ehrentage hervorgeholt waren. Ein kleiner erblindeter Spiegel, in der dunkelsten Ecke aufgehängt, beweist, daß die Bewohner des Zimmers seiner nicht mehr viel bedürfen; dagegen aber steht in der

*) Ball nennen die Russen jede Gesellschaft, wo ein Paar Lichter mehr als gewöhnlich angezündet sind, und wo einige Tassen Thee mehr getrunken werden als sonst.

**) Die les'hànka, eine Art von Ofenbank aus Kacheln oder Ziegeln, in der Länge eines Menschen, und an dem einen Ende mit einer schrägen Erhöhung für den Kopf, darf in dem Wohnzimmer eines alten russischen Kaufmanns nicht fehlen. Da die Heizung in der Lesbanka selbst ist, so wird diese beinahe glühend heiß; das hindert aber die Leutchen nicht, mit großem Wohlbehagen darauf zu liegen oder zu sitzen.

obern Ecke ein großer Mahagoni Kiwot, von oben bis unten mit den reichsten Heiligenbildern angefüllt, vor denen, trotz dem Balle, eine Lampe brennt.

Die Frauen hatten sich, wie gewöhnlich, abgesondert von den Männern, in dem Gastzimmer um einen großen runden Tisch gelagert, der mit einer ungeheuren Menge in Zucker eingekochter Beeren*), getrockneter Feigen, Datteln, Rosinen, Mandeln, allerlei Pfefferkuchen, in Wasser geweichten Brußnika und Moroshka, allerlei Zuckerbackwerk und hauptsächlich mit Nüssen verschiedener Gattung besetzt war. Diese lezteren sind ein ganz unerläßliches Requisit jeder Gesellschaft, jeder Lustbarkeit des Russen, und dürfen dabei nie fehlen. Auf allen Jahrmärkten, bei den Eisbergen in der Maßlaniza (Butterwoche, Karneval), und um die Schaukeln zu Ostern sieht man ganze Berge von Nüssen, die immer Abnehmer finden, und wo nur eine Volksversammlung Statt gehabt hat, da ist gewiß der ganze Platz mit Nußschaalen dicht bedeckt. Die Nüsse sind eben so national als der Branntwein. Die Erwachsenen fordern für irgend eine Dienstleistung ein Trinkgeld, na wòdku, und die kleinen Bursche und Mädchen bitten sich statt dessen etwas na orèchi, zu Nüssen aus.

Die Unterhaltung in dem Cirkel der ältern Damen war sehr belebt, aber nicht allgemein, denn immer unterhielten sich nur die nächsten Nachbarinnen halb laut mit einander, so daß das Knacken der Nüsse durchaus vorherrschend war, und nur von Zeit zu Zeit durch das mit vielen Bücklingen begleitete Nöthigen einer der drei Wirthinnen unterbrochen wurde, die unaufhörlich mit den Tellern und Schaalen herum gingen, aus welchen mit dem gemeinschaftlichen, auf jeder Schaale befindlichen Löffel gegessen wurde. Das Nußknacken beim traulichen Plaudern ist so sehr eingewurzeltes Bedürfniß, daß mehrere der alten Matronen, die zwar der äußern Figur nach sich ganz füglich zu Nußknackern eigneten, aber leider schon längst die dazu erforderlichen Zähne eingebüßt hatten, sich doch die unschuldige, freundliche Reminiscenz aus der Jugendzeit erlaubten, ein Nüßchen in den Mund zu nehmen, als könnte es dort noch geknackt werden.

In dem ersten Schlafzimmer saß längs den Wänden eine Reihe von achtzehn jungen Mädchen, größtentheils in Sarafane gekleidet, die man, aus einer kleinen Entfernung angesehen, für ein Wachsfigurenkabinet hätte halten können. Schön geputzt und gemalt saßen sie, wie leblos, jede mit einem Tuche in der Hand, stumm und starr da; selten nur wisperte hier und da eine ihrer Nachbarin gleichsam verstohlen etwas zu, und nur wenn irgend ein neuer Gast ins Zimmer trat, zeigte sich unter ihnen eine Art von Leben; wie durch einen elektrischen Schlag geweckt, erhoben sich dann alle achtzehn Wachsbilder, um mit dem Oberdheile ihres Körpers herabwärts einen rechten Winkel gegen den Untertheil zu bilden; diese geometrische Uebung heißt poklòn, der Gruß. Gewöhnlich folgen auf den ersten tiefen Bückling noch ein paar leichtere bückende Bewegungen, gleichsam um allmählig wieder in die vorige Steifheit zurück zu gelangen. Auch hier gab es wohl Nüsse, aber weit weniger als in dem vorigen Zimmer, da die Sittsamkeit von den jungen Mädchen fordert, daß sie nur nach langem und vielem Nöthigen etwas von Eßwaare mit den Fingerspitzen und mit dem Lippenrand berühren.

Es ist jammerschade, daß Steifheit hier zum guten Ton unter den jungen Mädchen zu gehören scheint, und daß die heillose weiße und rothe Schminke so allgemein ist, selbst unter den jüngsten, die ohne dieselbe gewiß weit liebenswürdiger wären. Ein hochrother oder himmelblauer Sarafan, mit gefalteten Mousselinärmeln, und das prächtige, aus lauter feinen Perlen und allerlei Steinen bestehende Stirnband müßten bei einem lebendigen Wesen einen allerliebsten Effekt machen, besonders wenn die jungen Mädchen mit etwas Grazie den, leider fast ganz aus der Mode gekommenen herrlichen Nationaltanz ausführten. Da würden sich Kleidung und Figur ausnehmen; jezt sieht man nur hölzerne, weiß und roth gemalte Drahtpuppen, über welche die schönen Sachen gehängt sind. Uebrigens ist diese Steifheit, wie es scheint, nur konventionell in großen Gesellschaften, denn ich habe mehrere derselben jungen Frauenzimmer im kleinen häuslichen Cirkel gesehen, wo sie, sich ihrem natürlichen Charakter überlassend, lebendig, unterhaltend und liebenswürdig waren.

Der Saal, den die Männer einnahmen, bot auch ein seltsames Gemische von alter und neuer Zeit dar. Da hingen an der Wand ein paar große steife und schon ganz schwarz gewordene Porträts Peters I. und seiner Gemahlin, in antiken, geschnirkelten Rahmen, an denen noch hin und wieder etwas von der ehemaligen Vergoldung hervorblinkte, neben ein paar schönen Spiegeln in Mahagonirahmen mit Bronzeleisten; in der einen Ecke stand in hohem, schwarz lackirtem Kasten mit chinesischen Figuren eine alte Wanduhr, die mit ihrem knarrenden Pendel und ihrem heisern Glockenspiel ein ächter Repräsentant der alten Zeit war. In der zweiten Ecke war eine Büste Kaiser Alexanders auf einem zierlichen marmornen Fußgestelle befindlich, und dieser gegenüber ein dunkelbrauner, inwendig hellbraun angestrichener Eckschrank mit Glasthüren, hinter welchen allerlei Tassen, Gläser, bunte kleine Porzellanpuppen und einiges altes Silbergeräth zu sehen war. Die Einschnitte vorne in den Brettern, welche sonst immer dazu dienen, die silbernen Löffel hinein zu hängen,

*) Warènja, Eingekochtes, mit welchem großer Luxus getrieben wird. Es gibt dieser Confitüren wohl an vierzig verschiedene Gattungen, von welchen viele mit drei, vier und fünf Rubel bezahlt werden.

waren leer, so wie überhaupt der Schrank, wie es schien, einen großen Theil seines Inhalts zum heutigen Feste hergegeben hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Gießen, Juli.

Städtisches. Umgebungen. Das Zuchthaus Marienschloß.

Man gewahrt nicht ohne Vergnügen die Thätigkeit, mit welcher in neuerer Zeit an der Erweiterung und Verschönerung dieser Stadt gearbeitet wird. In der Stadt selbst, so wie an dem nördlichen Ende derselben sind in den letzten Jahren viele freundliche Wohnungen entstanden, und an dem Südende bilden sich nach einem umsichtig entworfenen Plane neue Straßen und Gruppen von Gebäuden, welche sich durch Eleganz und eine reizende, gesunde Lage auszeichnen. Besonders gewährt hier das neue Universitätsgebäude, in welchem die Bibliothek, das Kunst- und naturhistorische Museum u. s. w. sich befinden, einen imposanten Anblick. Hinsichtlich des geselligen Lebens zeichnet sich Gießen vor den meisten ähnlichen Orten sehr vortheilhaft aus. In dem Klubb findet man die interessantesten Tagesblätter und Zeitschriften, und vereinigt sich daselbst zu Spiel und Unterhaltung. Auf den Bällen und Casinos erfreut ein reicher Blüthenflor junger Schönen das Auge. Die musikalische Gesellschaft hat durch die Thätigkeit einiger Sachkundigen, welche sich dieser Anstalt annahmen, einen neuen Schwung erhalten. Lesegesellschaften, in welchen man die ausgezeichnetsten Erzeugnisse der deutschen und französischen Literatur findet, geben die vielseitigste Anregung. Die Zahl der Studirenden vermehrt sich von Jahr zu Jahr, und man lobt allgemein den Fleiß und das gesittete Benehmen der Studenten. Die akademischen Institute erfreuen sich einer gedeihlichen Pflege, und die Staatsregierung bietet alle Mittel auf, die Universität zu heben, die bestehenden Einrichtungen den Forderungen der Zeit anzupassen und neue ins Leben zu rufen. So sieht man mit allgemeiner Freude ein neues Klinikum, die katholisch-theologische Fakultät, deren Wirksamkeit mit dem nächsten Semester beginnen wird, u. a. ins Leben treten. — Die Umgebungen von Gießen bieten eine Menge einladender Punkte, wo man an Sonn- und Feiertagen Gesellschaften aller Art versammelt findet. Die Ruinen von Gleiberg, Vetzberg, Staufenberg, die Badenburg, Schiffenberg werden, der schönen Aussicht wegen, welche sie gewähren, zahlreich besucht. Zu entfernteren Ausflügen eignen sich Hohen-Solms, die herrlichen Ruinen des berühmten Münzenbergs und Wetzlar, wohin ein überaus lieblicher Weg die Lahn entlang führt, der das schöne Dörfchen Garbenheim (aus Werthers Leiden unter dem Namen Wahlheim bekannt) durchschneidet. Wetzlar selbst ist nun öde und todt; aber die Erinnerung dessen, was es war, die Spuren ehemaligen Glanzes und die prächtigen Umgebungen der Stadt, für Empfindsame wohl auch manches durch Goethe's Werk heilig gewordene Plätzchen ziehen den Wanderer an und fesseln sein Interesse. In vielfacher Hinsicht möchte aber ein Ausflug nach Marienschloß der anziehendste seyn. Da unsers Wissens das größere Publikum noch keine ausführliche Nachricht über diesen Ort erhalten hat, und besondere Umstände mir eine detaillirtere Ansicht desselben möglich machten, als sie flüchtigen Reisenden werden kann, so will ich eine nähere Schilderung versuchen. Marienschloß liegt auf einer leichten Erhöhung an der Wetter, vier Stunden südlich von Gießen und eine kleine Stunde östlich von dem Städtchen Butzbach, das die Heerstraße nach Frankfurt durchschneidet. Die älteren Gebäude gehörten einer Cistercienser Nonnenabtei an, welche in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gestiftet wurde. Man glaubt, daß das älteste Schloß von Rockenburg hier gestanden habe, und daß das Kloster auf den Ruinen desselben gebaut, zu Ehren Mariens geweiht und so Marienschloß genannt worden sey. 1803 wurde das Kloster aufgehoben und 1810 zu einem Zucht- und Besserungshaus eingerichtet. Der großherzoglich hessische Regierungspräsident, Freiherr von Stein, hat die oberste Leitung dieser Anstalt. In der Gesellschaft dieses trefflichen Staatsbeamten besuchte ich Marienschloß. Wir durchwanderten die Zimmer und Säle, wo man Professionisten aller Art nach ihren Befähigungen beschäftigt. Eine gesunde Luft durchweht diese Räume; überall herrscht die größte Reinlichkeit; überall bezeigten sich die Gefangenen auf die Frage des Hrn. v. Stein, ob sie über Essen u. dgl. keine Klage hätten, sehr zufrieden; die Wäsche ist reinlich, die Kleidung gesund und einfach, die Kost, welche wir versuchten, verhältnißmäßig reichlich und nahrhaft, das Brod trefflich. In die Direktion der Anstalt theilen sich zwei Männer, welche für dieses mühselige, aber in seinen Früchten auch reich lohnende Amt ganz geschaffen sind, Major Krauß und Kommerzienrath Funk. Die Ordnung, die Thätigkeit, die Freude an der Arbeit und an dem Erfolge der Bemühungen, denen zufolge die Gefangenen nach vollendeter Strafzeit als nützliche Glieder der bürgerlichen Gesellschaft in die Welt zurückzukehren überall Hoffnung geben, benehmen diesem Aufenthalte und diesem Menschenkreise all das Abstoßende und Unheimliche, dessen man sich an ähnlichen Orten selten entschlägt. Nur die Zuchthäuser von Lausanne und Genf und einige ähnliche Anstalten in London und Amerika zeigen diese Zweckmäßigkeit der Einrichtung, diese Verschmelzung von Ernst und schonender Menschlichkeit, diese Weisheit in Leitung und Anordnung des Details. — Die Kleidung ist bequem und gesund. Beim Eintritt in das Haus erhält jeder Sträfling das doppelfarbige (schwarz und gestreifte) Wamms und die eben so geschiedenen Beinkleider. Musterhaftes Betragen und Fleiß veranlassen den Regierungspräsidenten, diese mit der gestreiften Kleidung zu vertauschen; ein noch höherer Grad von Belohnung besteht in der Kleidung von einfachem blauem Tuche, welches diejenigen Sträflinge tragen, denen man die Aufsicht in den Sälen anvertraut. Nachmittags war die Stunde anberaumt, wo jeder Sträfling vor Hrn. v. Stein seine Wünsche und Beschwerden vorbringen konnte. Beschwerden hörte ich nicht, wohl aber wünschten viele, die doppelfarbige Kleidung ablegen zu dürfen; wenn die vorliegenden Zeugnisse dies gestatteten, so wurde es zugestanden, und ich sah die Freude in den Gesichtern dieser armen Menschen leuchten, die so gewissermaßen eine höhere Stufe ihrer Existenz betraten. Während wir uns zu einem Spaziergang bereiteten, kam ein allerhöchstes Reskript an, wodurch ein auf Lebensdauer in das Zuchthaus verurtheilter junger Mensch seine Freiheit erhielt. Der Bursche hatte mich schon am Morgen interessirt. Ein offenes Gesicht, ein freier Blick, eine schöne Haltung und das beste Zeugniß empfahlen ihn sehr. Er saß seit sieben Jahren wegen Theilnahme an einer Rauferei, wobei durch ihn ein Soldat gefallen seyn sollte. Man denke sich die Freude dieses Menschen, als ihm Hr. v. Stein, nachdem er auf das Zarteste vorbereitet worden, sein Glück verkündigte. Er sank auf die Knie und war lange keines Wortes mächtig; endlich ergoß sich sein Dank in Thränen. Alles in dem Gebäude theilte die Freude des guten Menschen, der am folgenden Tag, mit neuen Kleidern und Reisegeld versorgt, in seine Heimath zurückkehrte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Juli 1830.

Was singt, das trägt nur vom Verlangen
Und von der Sehnsucht nur die Spur,
Vom Glück noch keine Saiten klangen.

Lamartine.

Aus der Dichterwelt.

An der Wiege.

In der Wiege liegt der Knabe,
Wie ein stilles Engelbild,
Von des Schlummers süßer Labe
Ist sein blaues Aug' umhüllt.

Sorgsam bei dem holden Kleinen
Sitzt die Mutter, jung und schön,
Doch ihr Auge schien dem Weinen
Manchmal nicht zu widerstehn.

Aber in der Ecke sinnend
Steht der Vater, stumm und still,
Manches im Gemüth beginnend,
Was er bald vollenden will.

Lieder nach der alten Weise,
Sie beleben seinen Sinn,
Und betrachtend tritt er leise
Vor den kleinen Schläfer hin:

„Segenvoller Himmelsfrieden,
Der dein frommes Auge deckt,
Sey er einst dir auch beschieden,
Wenn der Lärm der Welt dich weckt."

„Frieden, wie ihn Seelen fühlen,
Die im heißen Lebensstreit
Wie in leichten Liebespielen
Ihre Reinheit nie entweiht;"

„Frieden, den ein Mann empfunden,
Der sein rechtes Ziel gewann;
Frieden, den ich nie gefunden
Und wohl nimmer finden kann."

„Mag der Himmel dir ersetzen
Alles, was er mir geraubt,
Und mit seinen besten Schätzen
Segnen dein unschuldig Haupt."

„Aber ewig vorenthalten
Sey dir, was er mir verlieh,
Dieses eigene Gestalten,
Diese Gluth der Phantasie;"

„Diese sengend heiße Flamme,
Die die Seele mir zerstört,
Die, gebannt vom Erdendamme,
Nur nach Himmlischem begehrt."

„Bleibe fremd dir dieses Streben,
Dieser räthselhafte Drang,
Fremde Seelen zu erheben,
Was noch keinem ganz gelang."

Digitized by Google

„Schwer ist's, Seelen sich gewinnen,
Schwerer noch, verstanden seyn:
Denn die Kunst impft das Beginnen,
Doch nicht die Vollendung ein."

„Herr, der mir du zu vererben
Diese Qual beschlossen hast,
Wolle nicht mein Kind verderben
Durch so sehnsuchtschwere Last!"

„Laß Ein Opfer dir genügen,
Das sich auserkor dein Blick,
Lächle diesen Unschuldzügen
Gnadenvoll ein bessres Glück!"

Als das Wort verklang, erwachte
Leis' der Knab' aus seinem Schlaf,
Und sein heitres Auge lachte
Fröhlich beiden, die es traf.

Sorgsam nimmt die junge, schöne
Mutter ihn auf ihren Schoos,
Und es ringt sich eine Thräne
Ihrem blauen Auge los.

Manfred.

Meine Geschichtsforschung in B.

(Beschluß.)

„Tyrulf," erwiederte Sophie mit zitternder Stimme, „erinnern Sie sich des Tages noch?" Er sah sie unverwandt an, ohne zu antworten. Den Blick verstehend, oder sich deutend, fuhr sie fort: „Ach ich meine nicht, ob der Tag und was an demselben vorging, noch in Ihrem Gedächtnisse lebt, ich meinte vielmehr: sind Sie noch derselbe, der Sie damals waren?" Gedämpft und leise, doch mit sicherer Ruhe sagte er: „derselbe." — „Erinnern Sie sich auch des Versprechens noch, das Sie mir in jenem Augenblicke abverlangten?" fragte sie weiter, eben so leise. „Ja," fuhr er rasch auf, „aber ich erlasse es Ihnen, ich will nichts wissen, gar nichts, das werde ich immer früh genug erfahren." Nun war die Verzagtheit, die Ungewißheit, mit der Sophie bisher gesprochen hatte, verschwunden, sie fühlte sich noch geliebt, feurig und treu, wie je. „Nein," sagte sie, „mein Tyrulf! Sie erfahren es nie früh genug; ich habe gewählt!" Und ihre Augen strahlten ihm, wie zwei Sonnen. Ein fast kaltes „wen?" war seine ganze Erwiederung; sie aber ergriff seine beiden Hände, sah ihm liebevoll ins Auge und sprach: „Sie, Tyrulf, Sie!" Wer vermag die Freude des lange Gequälten, des jezt plötzlich so Beglückten auszusprechen? Lange hielt er sie in seinen Armen, an seinem Herzen und dachte nicht daran, zu fragen: „warum damals nicht, warum jezt?" Sanft entwand sie sich seiner Umarmung mit den Worten: „Lassen Sie uns einen Gang durch's Gehölz machen, ich habe Ihnen noch vieles zu erzählen." Sie gingen erst eine Weile und ließen ihren Gefühlen Zeit, sich zu beruhigen, so schreibt Sophie, aber ich muß gestehen, dießmal kann ich ihr nicht glauben, sie hatten gewiß anderes zu thun, ehe sie zum ruhigen Erzählen kam; der Inhalt der Erzählung war folgender: „Sie wissen es ja, Friedrich Brand war mein theurer, mein bester Jugendfreund gewesen, er hatte mich geliebt, als ich noch Kind war und liebte mich fortwährend mit Leidenschaft. Wie eine hoffnungslose Liebe in diesem lebhaften Gemüthe so lange fortdauern konnte, das begreife ich nicht, es war aber so. Er ließ nicht von derselben, obgleich er wohl wußte, daß ich sein loderndes Feuer nur mit schwesterlichen Gefühlen erwiedern konnte. So war es, als ich Sie kennen lernte, und ich kannte Sie nicht lange, als ich schon alle Gefühle, die Friedrich so oft mit Ungestüm für sich verlangt hatte, für Sie in meinem Herzen erwachen fühlte. (Hier z. B. ward die ruhige Erzählung vermuthlich eine Weile unterbrochen). Aber den mir so theuern Friedrich dieß merken zu lassen, das konnte ich nicht übers Herz bringen. Immer hoffte ich, ein anderer Gegenstand sollte mich bei ihm ersetzen, allein es blieb beim Alten. Um diese Zeit rettete er mit eigener Gefahr das Leben meiner Eltern, und in dem Augenblicke, da ich ihn blaß und blutig unter den Pferden sich hervorwinden sah, legte ich mir das Gelübde auf, dieses treue Herz nie zu betrüben. Tags darauf besuchten Sie uns; Sie waren so theilnehmend, ich las es in Ihren Mienen und hätte Ihnen um den Hals fallen mögen, aber ich durfte nicht. Nun komme ich auf den schwersten Tag meines Lebens, an dem ich den Mann meiner Liebe hätte mein nennen können und ihn von mir weisen mußte; Friedrich wäre damals in Verzweiflung gerathen, wenn ich mein Herz Ihnen gegeben hätte. Ich bin immer ein wahrhaftes Mädchen gewesen, ohne Arglist, ohne Verstellung, aber die Trostlosigkeit meiner Lage ließ mich doch einen kleinen Kunstgriff gebrauchen. Ich suchte nämlich Friedrichs Aufmerksamkeit auf meine Schwester zu leiten, die ihn längst schon liebte. An meines Vaters Geburtstage, mit Hülfe der Tableaux, ist es mir gelungen. Hier haben Sie die kurze Geschichte meines Herzens; das Weitere ist Ihnen bekannt. Noch hat es sich Friedrich nicht gestanden, daß Mariens Bild das meine in ihm verdrängt habe, aber es ist so, und er wird es jezt mit Fassung hören, daß ich ihm entrissen bin, er weiß ja, wo er Trost suchen und finden kann."

Tyrulf hörte der Erzählung seiner Geliebten mit Entzücken zu, und als sie endlich zu der Bank gelangten, wo die andern saßen, war der Kaffee längst kalt. Die Präsidentin sah ihnen mit mütterlicher Liebe und Ungeduld entgegen, die freudestrahlenden Gesichter sagten ihr alles.

Digitized by Google

Friedrich warf ein Paar forschende Blicke auf das Paar, das Arm in Arm vor ihnen stand, und eine dunkle Röthe überflog sein Gesicht. Marie zitterte; als sie diese Aufwallung sah; aber Sophie nahm ihn sanft bei der Hand und sagte freundlich: „Friedrich, es war so gewiß besser.“

Und nun muß ich schließen, lieber Leser, denn ich habe noch alle Hände voll zu thun, weil ich morgen nach R. reise, um bei der Hochzeitfeier der beiden Schwestern Serdie und Marie zu tanzen, als wäre ich erst zwanzig Jahre alt.

Die Abendgesellschaft (Wetscherinka).

(Fortsetzung.)

Nicht weit von dem beschriebenen Eckschrank stand ein großer viereckiger Tisch, mit einer rothen Serviette bedeckt, auf welcher die Stadt Jaroslaw abgebildet war. Dieser Tisch der reichlich mit allen zum Punschbrauen erforderlichen Materialien besezt war, ist hier für die Männer eine eben so unerläßliche Bedingung einer jeden Abendversammlung, als es die Näschereien für die Frauen sind; er wird überall gleich nach eingenommenem Thee herbeigetragen, und ist der Hauptsammelplatz der Gäste, die theils sitzend, theils stehend und ab- und zugehend, sich mit allerlei Gesprächen über ihre Angelegenheiten unterhalten. Endlich stand ein Postontisch da, an welchem der Vicegouverneur mit zwei der hier dienenden Beamten und einem Petersburger Kaufmanne eine Partie machte. Die hiesigen Kaufleute, wie überhaupt die Russen aus der niedern Klasse, halten nicht viel auf das Kartenspiel; außer Petersburg, und vielleicht Moskau, sieht man selten einen ächten Russen am Kartentisch, und ein kartëžnik, Spieler, steht bei ihnen in üblem Rufe. Dagegen spielen sie gern und leidenschaftlich auf dem Damenbrette, mit welchem man auch in der Residenz die Kaufleute vor ihren Buden immer beschäftigt sieht.

Obgleich in dem Saale wohl vierzig Menschen beisammen seyn mochten, und obgleich die geleerten Rum- und Arrakflaschen fleißig durch frische ersezt wurden, so ging doch alles sehr still und ruhig her; das Gespräch war fast durchgehends nur halblaut, auch wurde es nie allgemein, sondern beschränkte sich immer nur auf die nächsten Nachbarn, so daß ich, als Fremder, nicht füglich Theil daran nehmen konnte. Mir fiel ein alter Graukopf auf, der ziemlich verlassen da saß, und weder an den Gesprächen noch an dem Punsch Antheil zu nehmen schien; ich erkundigte mich nach ihm und erfuhr von meinem Mentor, dem Doktor, er sey ein Abkömmling der Obel'nye krestjane, Freibauern, deren es mehrere in diesem Gouvernement gibt, und ein sehr wohlhabender Kaufmann. „Plaudern Sie mit dem alten Manne,“ sezte der Doktor hinzu, „es wird Sie nicht reuen; es ist ein gescheuter Kopf und rein russisch, aber verstecken Sie Ihre Tabaksdose, denn er ist ein Altgläubiger *).“

Ich sezte mich zu ihm, und um ihm Rede abzugewinnen, that ich, als wüßte ich nichts von ihm, und brachte die Muthmaßung vor, er müsse auch wohl, wie ich, kein Hiesiger seyn, weil er so wenig Antheil an der Gesellschaft nehme. „O nein, lieber Herr, war die Antwort, ich bin nie von hier fort gewesen, aber eben dadurch bin ich hier den Meisten fremd; die Leutchen sind alle Petersburger geworden, und dünken sich Wunder wie klug und aufgeklärt, weil sie aus des Vaters Kaftan einen Sertuk (Ueberrock) gemacht haben, und sich seiner Sitten und seines Bartes schämen. Sieh' sie nur an, besonders das junge Volk; statt in die Badstube zu gehen und sich ordentlich zu baden, salben und waschen sie sich mit Gott weiß was für französischem Spiritus, daß man sie schon von weitem riecht, wie unsere Apotheke, wenn im Sommer die Fenster offen sind; in die Stube treten sie, ohne sich zu kreuzen, scharren mit den Füßen, statt einen ordentlichen Poklòn (Gruß) zu machen, wissen nur von Petersburg und dem dortigen ausländischen Wesen zu schwatzen, und blähen sich in ihrer Dummheit wie ein Knecht, der sich einmal auf des Herrn Stuhl gesezt hat und meint, nun sey er was recht's geworden. Unsere Väter machten's nicht so, die waren und blieben Russen.“ — „Aber Väterchen, unterbrach ich ihn, die Ausländer haben uns doch manches Gute gelehrt, das unsere Väter nicht kannten, und vieles Nützliche.“ — „Ja, das ist nicht zu läugnen, die Deutschen sind unsere Lehrmeister gewesen, lohn's ihnen Gott! und gehn uns immer noch mit gutem Beispiele vor; 's ist nicht ihre Schuld, daß wir's leichter finden, ihnen im nutzlosen Aeußern, im Plunder nachzuahmen, statt das gründliche Gute von ihnen zu lernen. Wenn unser junges Volk den Deutschen Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Pflichten, Ordnung in seiner Wirthschaft, Zuverlässigkeit in seinen Geschäften ablernen wollte, so wär's gewiß gut, denn darin können die Deutschen wohl unsere Meister seyn; aber gerade das ist uns zu schwer, wir mögen immer gern nur die obern Spitzen von Allem abnehmen, uns nur an die Außenseite halten, und meinen, es sey genug, wenn's

*) Alle Altgläubigen insgesammt haben einen Abscheu vor dem Tabak, den sie Bogomérskoja Travà, ruchloses, Gott mißfälliges Gras, und Wawilònskoje Sèlje, Babylonisches Kraut, nennen. Wenn ein Durchreisender, dem sie es nicht füglich verbieten können, in ihrer Stube geraucht hat, so wird dieselbe drei Tage nach einander gewaschen und ununterbrochen mit Weihrauch geräuchert; die Gefäße, deren er sich bedient hat, werden vernichtet, oder wenigstens ganz abgesondert weggestellt, um vielleicht ein andersmal in ähnlichem Falle gebraucht zu werden.

Digitized by Google

nur so aussieht, als hätten wir unsere Pflicht gethan, ohne in das Innere, in den wahren Geist der Sache einzudringen."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Gießen, Juli.

(Fortsetzung.)

Selbstbiographie des Gauners Mosche Rudel.

Am nächsten Morgen wohnten wir dem Gottesdienste im Zuchthause zu Marienschloß bei, wo einige passende Lieder von den Sträflingen gesungen wurden — ein ergreifender Choral! — worauf der Geistliche eine eben so herzliche, als erbauende Rede hielt. — Bevor wir diesen Ort verließen, hatten wir noch eine Unterredung mit einem Straßenräuber, der Löwenkopf genannt, einem Juden, der in Gesellschaft des berüchtigten Gauners und Abentheurers, Mosche Rudel, manche Gaunereien verübt hatte und bei einem gewaltsamen Einbruch am Rhein ertappt und festgesezt worden war. Er erzählte uns vieles Anziehende von diesem Gauner, der vor Kurzem erst zu Marienschloß gestorben ist. Nach der Aussage dieses Joseph Isaak, vulgo Löwenkopf, war der Vater des Mosche Rudel zu Amsterdam auf Lebenszeit gefangen gesezt worden, hatte sich, dem Gefängniß entsprungen, an Damian Hessel angeschlossen und war zu Toulon mit seinem Sohne Samuel auf vierundzwanzig Jahre an die Galeere geschmiedet worden; seine Mutter zog mit den Kindern auf den Märkten umher, und Mosche Rudel zeigte schon früh die größte Verschlagenheit in der Ausführung kleiner Diebstähle u. s. w. Je mehr Löwenkopf uns von diesem Gauner erzählte, um so begieriger wurde ich, mich genauer über die Lebensgeschichte dieses „Ritters der Nacht" zu unterrichten; ich hörte jedoch von allen Seiten, daß er nie vor Gericht irgend eine Auskunft über sich gegeben, vielmehr durch die widersprechendsten Aussagen ein absichtliches Dunkel über seine Herkunft, seinen eigentlichen Namen und sein Leben verbreitet habe. Die Zuschriften des Staatsprokurators von dem Kreisgerichte zu Mainz an die Direktion der Anstalt zu Marienschloß gewährten keine andere Auskunft, als daß er ein äußerst gefährlicher, unter mancherlei Namen bekannter Räuber sey, der in vielen Gegenden Deutschlands eine Menge Verbrechen verübt und häufig als Anführer an der Spitze einer Bande von meist jüdischen Räubern gestanden habe; daß er oft verhaftet und in Untersuchung gewesen, stets aber Mittel gefunden habe, zu entweichen; weder sein Geburtsort, noch sein Alter könnten ausgemittelt werden, doch scheine er ein Vierziger zu seyn; man müsse ihn mit aller Wachsamkeit behandeln, die ein so verschmizter Mensch nur irgend nothwendig machen könne, damit er nicht entspringe oder von seinen Verbündeten entführt werde. Ich war daher erfreut, zu hören, daß dieser Gauner an seinem Todestage vor dem Geistlichen des Ortes und dem Kommerzienrath Funk ein vollständiges Bekenntniß abgelegt habe und daß dieses zu Papier gebracht worden sey. Dieses merkwürdige Aktenstück liegt vor mir und die Leser werden mir es Dank wissen, wenn ich es hier ganz vollständig und unverändert mittheile.

„Ich heiße Moses Isaak und bin zu Körbke bei Arnsberg im ehemaligen Herzogthum Westphalen im Jahr 1788 geboren. Meine Eltern habe ich nicht gekannt. Ich wurde von der berüchtigten Familie Rudel, welche auf dem Lande umherzog, als Kind angenommen und bekam von derselben den Namen Mosche Rudel, unter welchem ich allgemein figurirte; mein eigentlicher Name aber ist Moses Isaak und unter diesem habe ich mich in Willebadessen, vier Stunden von Paderborn, sieben Monate aufgehalten. Auf welche Weise ich zu der Familie Rudel gekommen bin, ist mir unbekannt. Unter ihr brachte ich meine frühere Jugend mit kleinen Diebstählen auf den Märkten zu und blieb bei ihr, bis sie mit der Bande des Damian Hessel zu Mainz arretirt wurde. Zu dieser Zeit (1808) kam ich zu Trier, wo ich als Beutelschneider festgesezt wurde, in die Gesellschaft eines gewissen Matthäus Munge, vom Hundsrücken, mit welchem ich schon früher Marktdiebstähle begangen hatte. Munge arbeitete sich durch, ich aber wurde von dem Gerichte zu Trier nach einer zehnwöchigen Untersuchung zu einer zweijährigen Zuchthausstrafe nach Vilvord in den Niederlanden, zwei Stunden von Brüssel, verurtheilt und dahin gebracht. Meine Strafzeit brachte ich in diesem Zuchthause in der Gesellschaft von mehreren hundert Menschen aller Nationen zu, machte Bekanntschaft mit vielen großen Bösewichtern und wünschte sehr, noch länger dort verweilen zu dürfen, indem ich daselbst manches zu meinem Handwerk Dienliche hätte lernen können. Hier lernte ich auch vorzüglich meine Taschenspielerkünste und trug, als Beweis meiner Kraft, die sogenannte englische Spinnmaschine zum Vergnügen der übrigen Züchtlinge oft auf dem Munde balancirend herum. Nach Abbüßung meiner Strafe wurde ich aus dem Zuchthause von Vilvord entlassen und nach Amsterdam verwiesen, weil diese Stadt in meinem Passe als mein Geburtsort angegeben war. Ich ging auch dahin, blieb aber nur wenige Tage und reiste nach Nymwegen. Hier lernte ich einen Portugiesen, gleichfalls einem Juden, der mit Sassafras handelte, kennen; mit ihm hausirte ich und wir verkauften einem polnischen Juden vierzig Pfund Sassafras für zwei silberne Uhren; wir sezten sie in Geld um und hatten so für den Schabbes zu leben. Nach dem Schabbes ging ich auf der Brücke zu Nymwegen spazieren und begegnete einem Manne, der mich fixirte und den ich fragte, ob er etwas zu verkaufen habe; er reichte mir eine goldene Repetirubr, wofür er 88 fl. forderte. Ich nahm die Uhr und sagte dem Fremden, ich würde in einer halben Stunde wieder auf dem Platze seyn, um die Zahlung zu leisten. Während wir miteinander sprachen, kam ein anderer Jude dazu, der für eine Kleinigkeit jede schlechte Handlung in ein günstiges Licht zu stellen bereit war; ich gab ihm einige Batzen, wofür er mich als einen braven und bekannten Handelsmann schilderte. Ich entfernte mich mit der Uhr in der Tasche und eilte der Post zu, um sogleich abzureisen, traf aber in der Nähe des Postbauses einen Juden, Namens Abraham aus Cleve, dessen Eltern in Cleve festgesezt waren, während er als Ausreißer umherstreifte. Er gab mir drei Gulden, um mit ihm nach Thiele zu gehen. Hier aßen wir Schabbesbrod und Fleisch, welches Abraham bei sich hatte, kauften uns etwas Liqueur und reisten bis Büren. Ich ging zu einer armen Wittfrau, Kresschen genannt, deren Manne ich viel Gutes erzeigt hatte, und ließ mir von ihr drei Gulden leihen, welche ich dem Abraham zurückgab. In den Niederlanden ist es Sitte, daß man, wenn man als Freund zu einem Juden kommt, eine Tasse Kaffee oder Thee erhält; die Frau brachte mir Essen herbei; ich sagte ihr, daß ich mit ihren Kindern bekannt sey, eben aus dem Gefängniß komme und eine gestohlene Uhr bei mir trage. Kresschen weinte sehr bei dieser Nachricht; der eine Sohn bemerkte mit Bedauern, daß er Soldat werden müsse und nicht wisse, wie er seine Mutter und seine Geschwister, von denen der eine Bruder buckelicht war, ernähren solle."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 180.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Juli 1830.

Wir sind ein lustig Volk von Schmeckern
Und singen laut der Tafel Preis.

Béranger.
Chanson: l'age futur.

Gastronomische Preisaufgaben.

In Paris erscheint seit einiger Zeit ein Journal unter dem Titel: der Gastronom oder allgemeine Zeitung der Feinschmeckerei, herausgegeben von einer Gesellschaft von Essern und Literatoren (hommes de bouche et hommes de lettres). Dieses Journal berichtet einerseits über die materiellen, praktischen Fortschritte der Kochkunst, über neue Entdeckungen und Handgriffe, andernseits entwickelt es die Theorie der Kunst; es zieht einerseits die Statistik und Geschichte der Speisen bei allen Völkern, andernseits die Philosophie des Geschmacksinns in seinen Kreis. Mit der Politik hat das Blatt nichts zu schaffen; denn einen Magen haben alle Partheien. Unter den tausend Kunstgriffen, welche die französischen Journale anwenden, um Abonnenten anzulocken, ist wohl kaum einer glücklicher ersonnen als der des Gastronomen, nämlich von Zeit zu Zeit gastronomische Preisaufgaben zu stellen, über die eingegangenen Abhandlungen zu berichten, die gekrönten abzudrucken und die Preise mit Pomp zu vertheilen. Die Aufgabe, für welche vor Kurzem die Preise ausgetheilt wurden, hieß: Ist besser sitzend oder liegend zu essen? oder wohl mit andern Worten, war das Eßsystem der Alten dem unsrigen vorzuziehen oder nicht? Darüber läßt sich nun allerdings sehr viel Spaßhaftes und Witziges sagen, aber die Hauptsache wäre wohl ein unmittelbarer Versuch; denn wenn auch viele unserer Speisen unzweifelhaft sitzend gegessen werden müssen, besonders weil das Manöver mit Messer und Gabel liegend nicht wohl ausführbar ist, so würde es einem doch vielleicht auf dem Triclinium bei Lucullus oder Heliogabalus, denen es liegend so trefflich schmeckte, auch nicht übel behagen; nur müßte man sich nicht scheuen, gleich den Herrn der Welt, etwas mehr mit den Fingern zuzugreifen. Es ist wirklich Schade, daß sich unsere heutigen Großen in einem, dem Alterthume so fern liegenden Ideenkreise bewegen, und daß sie mit Griechen und Römern bei weitem nicht so vertraut sind als ihre Urgroßväter. Jakob I. hätte sicherlich mehr als einmal römisch gespeist, wenn ihm Georgs IV. wissenschaftlich gebildete Köche zu Gebote gestanden wären. Denn allerdings, zu einer Zeit, wo die Kochkunst nichts als grobe Routine war, wo ein gebratener Pfau und ein marzipanener Liebestempel die Meisterstücke einer Tafel waren, wo man so viele Thiere, welche im Wasser und in der Luft leben und welche die Römer als Leckerbissen verspeisten, so viele Kräuter, womit sie ihre Brühen würzten, nicht kannte, konnte man, wenn man auch noch so gelehrt war, an so großartige Versuche nicht denken. Aber jezt, da die Kochkunst durch die Riesenschritte der Chemie, Botanik, Zoologie so viel gewonnen hat als die philologische Kritik, könnte man sich mit Glück daran wagen, ohne daß die Gäste des erhabenen Experimentators in Gefahr kämen, bald närrisch zu werden, wie die Geladenen des Arztes in Peregrine Pille, und auf jeden Fall wäre es leichter, ein Lucullisches Gastmahl nachzuahmen, als eine Sophokleische Tragödie aufzuführen. Dieselben geistigen Gourmands, die es als das

Digitized by Google

Ideal ihrer ästhetischen Feinschmeckerei verkünden, unter blauem Himmelsdach, vor unzähligem Volke eine Antigone über die Bühne schreiten zu sehen, ließen es sich gewiß ganz wohl gefallen, unter kühlem Portikus, während ein Bächlein Goldfische über das Marmorpflaster führt und ein Staubregen wohlriechenden Wassers auf die Gesellschaft niederthaut, das salbenduftende Haar mit Rosen bekränzt, das Haupt auf den linken Ellbogen gestützt, Muränen und Straußengehirne zu speisen. — Ihr Schrift- und Naturgelehrten, die ihr den Großen und Reichen naht und euch an ihren Tafeln niedersetzt, versucht es einmal, euren Mäcenaten einen Genuß zu verschaffen, der in hohem Grade geistig und sinnlich zugleich, gewiß zu den pikantesten gehört. Stellt einmal eure Bibliothek in der Speisekammer auf, kopirt, statt die Poeten der Griechen, die Küchenmeister der Römer, komponirt statt einer Ditdyrambe eine Sauce für einen Stör und ein Füllsel für einen Fasan, reißt eurer Lorbeerkrone ein Paar Blätter aus und würzt damit klassische Brühen, und wenn nun, nachdem ihr den Vormittag, die Schürze vor den Beinkleidern, den Plinius in der Hand, in der Küche kommandirt habt, die Gesellschaft sich erwartungsvoll um die antike Tafel lagert, so ist euer Verdienst desto größer, als euch wohl vom Kosten der Brühen und dem Dunst der Speisen der Appetit vergangen ist. Der Mann, der ein paarmal ein Diner à la Lucullus arrangirt hätte, wäre sicher gewesen, den Preis des Gastronomen zu gewinnen; statt mit seinem Witz, hätte er mit seiner Erfahrung gesiegt, die wohl allen Konkurrenten um jenen Preis abging, so zahlreich sie auch waren.

Sieben-und-fünfzig Abhandlungen sind bei der Redaktion des Gastronomen eingelaufen, und zwölf nach dem Termin des 20sten Juni aus dem Aus- und Inland eingelaufene konnten nicht berücksichtigt werden. Den ersten Preis, bestehend in einer Pastete nach der Wahl des Preisträgers und einem Korb voll Champagner, gewann Nr. 33 mit dem Motto: Publius Lucullus; ein zweiter außerordentlicher wurde Nr. 49 zuerkannt. Drei Accessit berechtigen zu einem unentgeldlichen halbjährigen Abonnement, und ein vierteljähriges Abonnement wird zwei Abhandlungen zuerkannt, deren ehrenvolle Erwähnung geschah.

Es ist nun ein neuer Konkurs über folgende wichtige Frage eröffnet worden: Welches sind die Ursachen und die Folgen der Veränderung, die seit der französischen Revolution mit den Speisestunden vorgegangen ist? Franz I. und Kaiser Maximilian speisten um zehn Uhr zu Mittag, um sechs Uhr zu Nacht; noch am Ende des vorigen Jahrhunderts war es ziemlich allgemeiner Brauch in Europa, um die Zeit des astronomischen Mittags das Hauptmahl zu halten und ein Paar Stunden nach Sonnenuntergang zu Abend zu essen, und jezt ist es so weit gekommen, daß häufig nicht in der Nacht des laufenden, sondern in der Frühe des folgenden Tags soupirt wird. Abgesehen von diesen Uebertreibungen des Hochmuths, der sich nur behaglich fühlt, wenn er alles anders macht als andere Leute, ist es einmal unter vielen Großen und Reichen in Deutschland, in Frankreich, England, Amerika unter ganzen Ständen längst Sitte, das Hauptmahl des Tags auf die späten Nachmittags- oder Abendstunden zu verlegen. Dieser Gebrauch kann nicht blos Modesache, er muß tiefer gegründet seyn; die Frage nach seinen Quellen ist es allerdings werth, nicht blos im Spaße gelöst zu werden, und der Verfasser einer geistreichen Abhandlung darüber verdient den gastronomischen Preis wohl. Wir sind vielleicht später im Stande, eine der gekrönten Abhandlungen mitzutheilen; für diejenigen Leser aber, welche zu konkurriren wünschen, bemerken wir, daß der zu Ehren der Stadt Bordeaux gestiftete Preis in fünf-und-zwanzig Flaschen Chateau-Lafitte besteht, und daß die Abhandlungen, die nicht über zwei Kolumnen des Journals einnehmen dürfen, am 20sten August dieses Jahrs eingereicht seyn müssen.

Die Abendgesellschaft (Wetscherinka).

(Beschluß.)

„Nun," meinte ich, „das wird nach und nach auch schon kommen." — „Nein, lieber Herr, das wird nicht kommen; daran denkt keiner. 'S ist gerade mit den heutigen jungen Burschen, wie mit den jetzigen neumodischen Meubeln. Sieh' nur den Unterschied von sonst und jezt: der alte Tisch da in der Ecke stammt noch vom Großvater her; er ist freilich wohl etwas schwer und plump, aber er ist derb und zuverläßig, wackelt nicht und dient treu; dagegen das Ding hier, das erst vor acht Tagen aus Petersburg gebracht wurde — ja, es sieht wohl auch wie ein Tischchen aus, ist fein und von neumodischer Form, und glänzt von Firniß und vergoldeten Schnirkeln, aber zum Gebrauch taugt's nicht, weil das innere Holz feucht und wurmstichig ist; es knackt hier, es plazt da, und wenn man einmal etwas Schweres darauf stellt und meint, es steht, so fällt der ganze Plunder zusammen. Gerade so ist's mit unserm jetzigen jungen Volke; das sieht von fern aus, als ob's Gott weiß wie gebildet und klug sey, aber wenn's einmal gilt, wenn man einen zuverläßigen Arbeiter braucht, so ist keiner zu Hause."

Hier wurde der Alte, zu meinem großen Leidwesen, in seiner Philippika, die freilich wohl etwas Galle, aber auch viel Wahres enthielt, durch die junge Hauswirthin gestört, welche uns freundlich einlud, ihr Salz und Brod nicht zu verschmähen. Sie führte mich in ein anstoßendes Zimmer, wo zwei lange schmale Tische gedeckt und so sehr mit Speisen, Kuchenwerk, Schaalen mit Eingemachtem,

Digitized by Google

Weinflaschen und Gläsern beladen waren, daß die Teller der Gäste kaum mehr Platz darauf hatten. Man sezte sich, sehr gedrängt, an die Tische, zwischen denen die Aufwartenden sich mit Mühe und mit Gefahr für das, was sie trugen, durchdrängen mußten. Dieses Amt versahen, außer den drei Ehepaaren, einige junge Mädchen und Söhne, Verwandte des Hauses. — Den Anfang des Mahls machten mehrere kalte Fleisch- und Fischspeisen, mit Gallert übergossen; dann erschienen zweierlei Suppen, und darauf folgte eine endlose Menge Gerichte aller Art. Jede Schüssel wurde von einer der drei Wirthinnen begleitet, die jeden Gast einzeln und mit vielen Bücklingen ermahnte, doch wenigstens etwas davon zu kosten; ihnen unmittelbar auf dem Fuße folgte einer der Hausherren mit einer neuen Gattung Wein, dem sie allerlei auf das abentheuerlichste verstümmelte Diminutivnamen*) gaben, und der, wie mir nach Farbe und Geruch schien, eben nicht immer von der besten Gattung seyn mochte. Ich hatte dieß vorausgesehen und daher bestimmt erklärt, ich dürfe, meiner Gesundheit wegen, gar keinen Wein trinken und nie zu Abend essen; dadurch hatte ich gehofft, von dem Nöthigen und Sitzen befreit zu seyn, und als ruhiger Beobachter herum gehen zu können; aber da half nichts, ich mußte mich zwischen zwei alte dicke Herrn einzwängen lassen und, trotz meiner vorausgeschickten Erklärung, bei jeder neuen Schüssel und Flasche die ganze Litanei von Nöthigungsphrasen aushalten und abwehren. In leztern sind sie unerschöpflich, und wenn ich nicht mitspielende Person gewesen wäre, hätte es mir wohl Spaß gemacht, so aber war es beinah unerträglich. Mein Nachbar rechts hingegen sagte ein Paar Mal ganz ernsthaft und im vollen Dankbarkeitsgefühle, indem er sich mit der Serviette den Schweiß von der Stirne wischte: „Na, das muß man sagen, unsre Wirthe verstehen ihre Gäste aufzunehmen und ihnen zuzusprechen, mir perlt der Schweiß auf dem Gesichte.“ Meine beiden Nachbarn, so wie überhaupt sämmtliche männliche Gäste (die Frauen saßen abgesondert an einem Ende des Tisches beisammen), thaten aber auch ein Ansehnliches in Essen und Trinken, und schienen völlig Rabelais Meinung zu seyn, welcher behauptet, man müsse über Tische nie plaudern, weil dadurch viele Zeit fürs Essen verloren gehe. Außer den, eben nicht sehr aufrichtig gemeinten Versicherungen an die nöthigenden Wirthe, daß man schon vollkommen genug habe, wirklich nicht mehr könne u. s. w. habe ich von den mir zunächst Sitzenden durchaus nichts gehört, als dann und wann einmal eine Bemerkung über das lezte Glas Wein. So sagte z. B. mein Nachbar links, als er eben ein Glas weißen französischen Weines verschluckt hatte, der ihm auf den vorhergegangenen brennenden Madera etwas wässerig schmecken mochte: „das Weinchen ist wohl in Wasser gebadet und nicht abgetrocknet worden, man fühlt's gar nicht auf der Zunge.“

Endlich, nach mehr als zwei tödtlich langen Stunden, brach die Gesellschaft auf; alle Gäste bedankten sich einer nach dem andern für die gute Aufnahme bei den Wirthsleuten, die zu diesem Behufe an der Thür standen. An diese ziemlich langwierige Ceremonie knüpfte sich unmittelbar eine zweite, das Abschiednehmen, welches auch nicht wenig Zeit und Bücklinge erforderte, wobei ich aber mit Erstaunen bemerkte, daß, trotz der Menge geleerter Flaschen, die Gäste größtentheils noch ihres Kopfes und ihrer Beine mächtig waren. Nachdem sämmtliche Danksagungen, Entschuldigungen, Beurlaubungen und Bitten, bald wieder zu kommen, gegenseitig ausgetauscht waren, begann die lezte Operation, das sogenannte Mützensuchen (schàpotschnoj raszòr), von der man sich ungefähr einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß bei uns Nordländern jeder der Gäste einen großen Pelz, eine Mütze, ein Paar Pelzstiefeln oder rauhe Schuhe (kongi) und warme Handschuhe haben muß, und daß also bei einer etwas zahlreichen Gesellschaft im Winter ein ungeheurer Berg von Kleidungsstücken entsteht, besonders wenn, wie hier, die Gäste keine Bediente bei sich haben, die den Pelz u. s. w. ihres Herrn bewahren. Hier lagen alle diese Sachen in einem verschlossenen Stübchen*) neben dem Vorzimmer kreuz und quer durch einander, und aus diesem Pelzchaos mußte ein Jeder das Seinige hervorsuchen. Da geschah es nun oft, daß die Frau ihre Hülle gefunden hatte, der Mann aber die seinige noch nicht, und wenn es diesem endlich geglückt war, so fehlte noch der Pelz des Töchterchens. Die junge Dienerschaft des Hauses gab sich unsägliche Mühe, um Jedem zu seinem Eigenthume zu verhelfen, aber das Chaos war zu groß und wurde durch das Hin- und Herwühlen und Werfen der einzelnen Stücke immer noch vermehrt. Nach Verlauf einer halben Stunde war ich so glücklich, meinen Pelz zu erwischen und konnte mich gegen ein Uhr nach Mitternacht davon machen; aber ich bin überzeugt, daß viele der Gäste, besonders die mit Frauen und Töchtern, wenigstens noch ein paar Stunden länger haben aushalten müssen.

*) Wie z. B. Renwènskojo Winsò, Rheinwein/Weinchen; Maderuschka, Maderachen.

*) Es gehört durchaus zu einer guten Aufnahme, daß die Pelze der Gäste in Beschlag genommen und verschlossen werden, damit kein Gast entwischen könne, ehe das ganze Fest zu Ende ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Theaterbankerotte.

Vor sechs Monaten ward ein Theater, der Cirque olympique, bankerott, und jezt trifft ein gleiches Schicksal die

Digitized by Google

komische Oper, die vor einem Jahre mit so vielem Pompe in ihren neuen Schauspielsaal eingeführt worden war, und von welcher man sich das Beste versprach. Allein gerade dieser schöne und neue Saal soll zum Untergang der Oper beigetragen haben. Eine Gesellschaft von Kapitalisten hatte nämlich, mit Unterstützung der Regierung, wie es scheint, ein schönes Gebäude auf einem neu angelegten Platze mit großen Kosten errichten lassen, und als dieses Gebäude fertig war, wurde die in Stocken gerathene komische Oper einem neuen Unternehmer übergeben, mit dem Bedeuten, er müsse so und so viel Miethe für den Saal jährlich zahlen (nach einigen Zeitungen über hunderttausend Franken). Die Regierung versprach einen jährlichen Zuschuß von hundertfünfzigtausend Franken, behielt sich aber vor, die rückständigen Schulden und Pensionen davon abzuziehen. Die Unternehmung ging nun ins Große; man erhöhte die Preise der Plätze, der Unternehmer, ein gewisser Dacis, der wohl nie ein Theater geleitet hatte, sondern Kavallerieoffizier gewesen war, ließ sich das Direktorwesen wohl gefallen und machte beträchtlichen Aufwand. So gerieth denn bald die Unternehmung in Stocken. Es fehlte an Geld, um die Schauspieler und Lieferanten zu bezahlen, und als neulich an einem Abende das Schauspiel angekündigt war und das Publikum sich vor den Thüren meldete, hieß es, man könne an diesem Abend nicht spielen, weil das Gaslicht ausgegangen sey. Es konnte wohl seyn, daß die Beleuchtungskompagnie kein Gas ohne baare Zahlung mehr liefern wollte; aber auch die Schauspieler hatten sich geweigert, länger zu spielen, wenn man sie nicht bezahlte, und so mußte das Haus geschlossen werden. An solche Auftritte ist man in Paris ziemlich gewöhnt. Der Schauspielunternehmungen sind so viele und die damit verbundenen Kosten so ungeheuer, daß es wahrlich zu verwundern ist, wie man noch Leute findet, die sich zur Leitung derselben hergeben mögen. Aber freilich werden die meisten Schauspiele auf Aktien unternommen, und diese an Leute verkauft, welche ihr Geld unterbringen wollen und manchmal von einem Theaterunternehmen keinen richtigen Begriff haben. Der Direktor aber ist ein Mann, der bei dem Unternehmen sich Ansehen und einen guten Gewinn zu erwerben hofft. Geräth nun durch seine ungeschickte Leitung das Werk in Stocken, so schiebt er die Schuld auf Andere, läßt die Aktienträger in der Verlegenheit und zieht sich immer mit heiter Haut heraus. Zuletzt kommt ein Vertrag mit den Gläubigern zu Stande; es werden neue Gelder zugeschossen; ein neuer Direktor wird an die Spitze der Unternehmung gestellt; man sieht sich nach Schauspielern von großem Rufe um; die Zeitungen kündigen Wunderdinge an und nun geräth die Maschine wieder in Bewegung auf gut Glück. Zuweilen begünstigt der Zufall und kluge Leitung das Unternehmen, aber öfter noch versinkt man wieder bis über die Ohren in Schulden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gießen, Juli.

(Fortsetzung.)

Selbstbiographie des Gauners Mosche Rudel.

„Dieser neunzehnjährige Mensch (heißt es in dem Geständnisse Mosche Rudels weiter) erhielt von mir, indem er bitterlich weinte, die gestohlene Uhr zum Verkauf; er brachte für dieselbe 108 fl. in baarem Geld und eine dreigehäusige silberne Uhr; ich schenkte ihm letztere; der Mutter gab ich zur Anschaffung eines Stück Viehes 28 fl. Eine Tochter dieser Frau diente in Keilenburg bei Büren, und ich erhielt den Auftrag von der Mutter, sie zu besuchen. Ich ging nach Keilenburg, hütete mich aber wohl, dieses Dienstmädchen zu besuchen, sondern ging in ein Christenhaus, dessen Besitzer Johannes Kehr hieß und dessen Frau mit dem damaligen Polizeikommissär in gutem Einverständnisse lebte. Ich beschenkte den stets berauschten Mann, gab der Frau ein schönes Tuch, das ich zu Büren um 9 fl. gekauft hatte, und theilte ihnen mit, daß ich wegen meines verlornen Passes in Verlegenheit sey. Durch Vermittelung meiner Wirthin erhielt ich einen Paß, worin ich als Frankfurter Kaufmann, Namens Moses Huth, bezeichnet war, reiste mit demselben durch die Niederlande und nährte mich mit dem Uhren-, alten Silber- und Kattunhandel. Dies mag in das Jahr 1811 fallen. Mit diesem Passe reiste ich am Rhein herauf und kam nach Kaiserswerth, wo jedes Jahr eine goldene Todtenlade herumgetragen wird. Ich blieb hier über Nacht und gewann von einem Juden 30 Stück Niederländer Thaler im Spiele. Des nächsten Tags reiste ich nach Düsseldorf, wo ich im Täubchen abstieg und, mit französischen Douaniers spielend, Einiges gewann. Auf meiner Reise nach Köln begegnete ich einem Douanenoffizier, der mich in seine Chaise aufnahm; er hatte Waaren weggenommen und ich hörte bald, daß er dieselben zu verkaufen wünsche. Ich gab ihm zu verstehen, daß ich dergleichen, wenn er für 10.000 Louisd'or zu verkaufen hätte, an mich bringen würde. Auf der Kupferbrücke zu Köln stiegen wir aus, gingen in ein Wirthshaus, genossen daselbst etwas, und hier zeigte mir der Douanenoffizier die Proben von langen Waaren, welche ich ihm Stück für Stück zu 20 Sous abkaufte. Diese Waaren lagen zu Milen am Rhein in einem geheimen Hause und waren gegen 1000 Franken werth. Von Milen reiste ich mit zwei Dirnen in einer schönen Chaise (ich wollte den Herrn spielen) nach Deutz bei Köln und stieg bei Händelchen ab. Ich erzählte der Wirthin die Begebenheit mit dem Douanier und fragte sie, ob sie Geld schaffen könne. Sie brachte die Summe zusammen, reiste mit nach Milen und nahm die Waaren in Empfang. Nach Ablieferung der Waaren saß ich mit dem Offizier und den zwei Mädchen an der Tafel, und raubte jenem von der bereits bezahlten Summe 40 Napoleon, und zwar mit solcher Behendigkeit, daß mehrere in der Gesellschaft befindliche Douaniers es nicht gewahr wurden. An den gekauften Waaren gewann ich gegen 80 Napoleon, das ungerechnet, was ich während des Handels gestohlen hatte. Von hier reiste ich die Lahn herauf und kam nach Friedberg in der Wetterau, wo eben Jahrmarkt war. Ich wurde da mit einem Juden, der einen Guckkasten trug, uneins und stieß ihn mit meinem Stöckchen ins Auge. Er rief nach der Wache; ich wurde festgehalten und, da mein Paß besagte, ich sey von Frankfurt, mit Gensd'armen dahin transportirt. Hier kam ich auf die Constablerwache, wurde den folgenden Tag auf den Römer geführt und gefragt, wie ich dazu käme, mich für einen Frankfurter auszugeben. Ich erwiederte, mein Vater habe David Feist geheißen, meine Mutter sey unter dem Namen der dicken Reil bekannt gewesen, beide jedoch nun todt. Diese Ausflucht konnte ich um so leichter nehmen, als ich die beiden Leute früher gekannt hatte. Mein Paß blieb auf dem Römer liegen und ich wurde durch den Polizeidiener Kayenmeier auf mein Begehren zu einer Frau Bortmann, die ich schon früher gekannt hatte (sie wohnte hinter der schlimmen Mauer) gebracht. Bei dem Eintritt in das Haus winkte ich der Frau Bortmann mit den Augen und diese Frau bezeugte, daß ich derselbe sey, für den ich mich ausgegeben, worauf man meinen Paß zur Weiterreise visirte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 181.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. Juli 1830.

— Ein selbstisches Gemüth
Kann nicht der Qual des engen Neids entfliehen.

Goethe.

J. J. Rousseau und La Harpe, d'Alembert, Diderot.

(Fortsetzung von Nro. 176.)

Es ist natürlich, daß der Mann, welcher dem Patriarchen von Ferney schmeichelte und liebediente, so lang er am Leben war, daß La Harpe mit leidenschaftlicher Feindseligkeit über Rousseau herfiel und alle Mittel für recht hielt, selbst Lügen und Verdrehungen, um den gefeierten Genfer zu verkleinern und herabzusetzen, dessen Ruhm seiner Eitelkeit unerträglich war. Sein cours de literature, wo Rousseau so heftig angegriffen wird, erschien zwar erst lange nach des leztern Tod; aber auch bei seinem Leben machte er sich ein Geschäft daraus, ihn von seiner Höhe herabzuzerren. Von der einen Seite stellte er ihn als Narren dar, dessen Verrücktheit sich schon in den ersten Jünglingsjahren zeige; von der andern aber nennt er ihn einen Charlatan, der bald tölpelhaft, bald geschickt, immer aber ein nichtswürdiger Heuchler sey; als wenn sich Narrheit und Heuchelei nicht gegenseitig ausschlössen! Es war ihm ein Kleines, Dinge über Rousseau zu behaupten, die in der Folge als offenbar falsch befunden worden sind.

In der Reihe der Voltaireschen Liebediener, die, wie La Harpe, viel Unebenes thaten, um nur dem Ferney'schen Patriarchen zu gefallen, nimmt auch d'Alembert eine bedeutende Stelle ein. Ihm war's nicht genug, sich in den mathematischen Wissenschaften auszuzeichnen, er wollte auch in der schönen Literatur glänzen. Dazu hatte er aber kein Talent, und sein Freund Grimm sagte daher von ihm: „d'Alembert ist freilich ein ausgezeichneter Kopf, in Allem aber, was Geschmack in schöner Literatur und Kunst betrifft, fehlt es ihm an dem Takt und dem Schönheitsgefühl, die mathematische Sätze, Raisonnements und didaktische Prinzipien unmöglich ersetzen können.“ Dergleichen Takt und Schönheitsgefühl muß man aber haben, wenn man Dichterisches, Werke der Phantasie, und zumal Rousseaus Schriften nach Verdienst würdigen will.

Anfänglich war d'Alembert in freundlichen Verhältnissen mit Rousseau, der ihm Gefälligkeiten erwieß, Artikel für die Encyklopädie ausarbeitete u. s. w. d'Alembert wurde aber bald neidisch über sein schönes Talent, und um sich auch Voltairen zu verbinden, ward er sein Feind, aber nur im Rücken, wie es damals Mode war; denn um offen gegen ihn aufzutreten, dazu fehlte es ihm an Muth. Aengstlichkeit und Vorsicht waren die Hauptzüge seines Charakters, darum verstellte er sich, so lange Rousseau lebte, und fiel erst verläumdend in seinen Schriften über ihn her, als Jean Jacques todt war und nicht mehr antworten konnte. Unter andern gab er ihm Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter, den Milord Maréchal (G. Keith) schuld, was lange ohne weitere Belege und Beweise auf d'Alemberts bedeutende Autorität hin nachgesprochen und erst in der neueren Zeit klar widerlegt worden ist. Der Verläumder hatte aber die Sache recht fein angelegt, ehe er schriftlich mit seiner Behauptung herausrückte. Darüber schrieb du Peyrou im Jahr 1779 sehr richtig: Ich weiß nicht, ob Herr d'Alembert seine

Digitized by Google

gegen Jean Jacques ausgesprochene Beschuldigung auf etwas anderes und zuverlässigeres gründet, als seine eigene Behauptung, oder ob er sich dabei schmeichelte, daß seine bloße Behauptung in Europa dasselbe Gewicht habe, wie in seinen Pariser Cirkeln. Nur so viel weiß ich, daß, ehe er mit dieser Beschuldigung gegen Rousseau hervorrückte, er sie mündlich in seiner Gesellschaft in Umlauf sezte und als etwas ganz Ausgemachtes vorbrachte, was er selbst von einem Sekretär des Lord Maréchal habe. Dieser Sekretär war aber vor seinem Herrn gestorben. Später wurde d'Alembert aufgefordert, die sogenannten achtungswerthen Personen zu nennen, die es ihm gesagt. Da rückte er mit dem Brief eines Herrn Muzell-Stock heraus, aus dem der Akademiker überdieß noch einen falschen Auszug gegeben hatte. Lord Keith widerlegte aber selbst in seinen Briefen die Angaben gegen Rousseau. D'Alembert verstand es meisterlich, seinen Haß gegen Jean Jacques zu verstellen und selbst das Gegentheil zu heucheln, wenn er es mit Freunden desselben zu thun hatte. Davon haben wir folgenden Beweis, den Corancez erzählt, dessen Wahrhaftigkeit nie in Zweifel gezogen worden ist. „Ich sah ihn (d'Alembert) oft in einem dritten Haus. So lange Rousseau lebte, vermied ich immer mit ihm von demselben zu sprechen, weil ich wußte, daß er dessen geschworner Feind war. Nach dessen Tod sprachen wir aber oft von ihm; ohne ihm einen direkten Vorwurf zu machen, stellte ich Jean Jacques und seine Verhältnisse immer so dar, daß d'Alembert sein eigner Richter werden konnte. Da hörte ich denn, wie er sich offen und bitter seine gehäßigen Umtriebe gegen denselben vorwarf, und dabei nur einen Irrthum vorschüzte. Ja, eines Tags weinte er sogar darüber.“ Wie kann man aber auf diese Thränen etwas geben, wenn man sieht, wie sich d'Alembert zu derselben Zeit vor der versammelten Akademie über Rousseau aussprach? Dazu gibt es aber auch einen Schlüssel.

D'Alembert besaß eine große Fertigkeit, von der er nach Zeit und Umständen Gebrauch machte, er konnte nämlich die Manieren, Bewegungen und die Stimme anderer Personen mit täuschender Genauigkeit nachahmen. So konnte er auch weinen und lachen, wann er wollte. Er war aber so schlau, diese wenig Achtung und Zutrauen gebietende Fertigkeit nur in kleinen Cirkeln und vor wenigen Freunden zu üben, denn in größern Cirkeln hätte er seiner Reputation damit geschadet, weil man die tiefen Ideen und Kenntnisse eines Gelehrten nicht leicht mit den Schwänken und Grimassen eines Hanswursts zusammenreimen kann. Diesem Thränentalent d'Alemberts verdankte La Harpe allein die günstige Aufnahme seiner Mélanie. Der Anstand verlangte damals, daß man in dem Trauerspiel eines befreundeten Autors weinte. Da nun d'Alembert immer mit La Harpe ins Schauspiel ging, so war dieß auch bei der ersten Vorstellung jener armseligen Tragödie der Fall. Im Anfang des Stücks zeigte er sich sinnend und aufmerksam und erregte dadurch Gleiches bei den vielen Personen, die auf ihn sahen, um zu wissen, was sie von dem Stücke zu halten, was sie zu thun und zu lassen hätten. So machte er auch im ersten Aufzug auf die philosophischen Ansichten und Ideen des Werks aufmerksam, hierauf aber benuzte er sein pantomimisches Talent, um zu weinen, was in der Folge immer bei denselben Stellen geschah. Dadurch wurden die Damen von gutem Ton genöthigt, gerührt zu werden. Wie hätten auch ihre Augen trocken bleiben können, da sogar ein Philosoph in Thränen zerfloß? Diese Umstände rechtfertigen Rousseaus Aeußerung: d'Alembert würde aus dem jungen Großfürsten von Rußland nur einen Hanswurst gemacht haben, wenn er ihn erzogen hätte. D'Alemberts Lügensinn ist auch hinlänglich durch andere Umstände dargethan. Einmal erklärt er in Beziehung auf Jean Jacques: man müsse sich über Unglückliche nicht lustig machen, zumal wenn sie uns nichts zu Leid gethan; er könne durch die achtungswerthesten Zeugen beweisen, daß er immer bestrebt gewesen sey, Rousseau zu verbinden! Später, wo alle seine Umtriebe gegen den Unglücklichen entdeckt waren, und wo er sie nicht mehr läugnen konnte, klagte er sich deßhalb an und weinte dabei!

Aber unter den Zeitgenossen und früheren Freunden Jean Jacques ist keiner so bemüht gewesen, ihm zu schaden und ihn zu verläumden, als Diderot. Um diesen Mann und sein Betragen recht zu begreifen, hören wir vorerst, was sein Freund Grimm über ihn sagt. Diderot war lange tief betrübt — navré, wie sich Grimm ausdrückt — darüber, daß Virgil kein Wort von Lucrez sagt. Lange suchte er in dessen Gedichten ein Lob auf lezteren, aber mehrere Jahre umsonst. Endlich fallen ihm bei den beiden Versen:

> Felix qui potuit rerum cognoscere causas,
> Fortunatus et ille deos qui novit agrestes.

die Schuppen von den Augen. Sonnenklar schien es ihm nun, daß Lucrez damit gemeint sey, er redete immer nur von dieser Entdeckung, die ihn ganz begeisterte, wiewohl Virgil gewiß bei dieser Stelle nur Allgemeines im Sinn hatte und es ihm nicht einfiel, auf Lucrez anzuspielen. Wenigstens konnte Diderot nicht einen einzigen Grund für seine Meinung anführen, und Alles beruhte auf leerem Enthusiasmus. Aber, seine ganze Ruhe hing davon ab, und da seine Freunde sahen, daß er seit dieser wichtigen Entdeckung besser aß, trank und schlief, so thaten sie, als wären sie seiner Meinung. Dieser Zug kann darthun, wie fest Diderot an seinen Ideen hing, und wie wenig er Widerspruch leiden konnte. So sagt auch Naigeon, sein Bewunderer: „Es war Diderotен unmöglich, in einem Buche zu sehen, was wirklich darin steht. Oft redet und streitet er über Dinge, die sich in seinem Kopfe festgesezt und die nur in seiner Einbildungskraft Realität haben. Er verwechselt und mischt Alles untereinander. Selten stüzt er sich auf einen Umstand

oder eine Thatsache, ohne sie ganz anders zu gestalten.“ Bei alledem sprach Jean Jacques immer achtungsvoll von seinem ehemaligen Freund, und warf ihm nie seine Fehler und Lächerlichkeiten vor, wiewohl sich Diderot unwürdig und falsch gegen ihn benommen hatte, und sich verschiedene Verläumdungen gegen ihn erlaubte. Diese stehen in der berüchtigten Stelle, wo Diderot sagt: „Man hat behauptet, mein Ausfall beziehe sich auf J. J. Rousseau. Hat denn Jean Jacques ein Buch geschrieben, wie ich es meine? Hat er seine alten Freunde verläumdet? Hat er die schwärzeste Undankbarkeit gegen seine Wohlthäter gezeigt? Hat er vertraute oder erhaschte Geheimnisse bekannt gemacht? Ist dieß der Fall, so sage ich, und werde es auf sein Grab setzen: dieser Jean Jacques war ein verkehrter, verdorbener Mensch. Hat er aber von alle dem Nichts gethan, so ist hier nicht von ihm die Rede. Richter! ich habe einen häßlichen Kopf gezeichnet, und ihr habt den Namen des Originals darunter gesezt. Sind die Konfessions nicht vorhanden? Der Streit ist zu Ende.“

(Der Beschluß folgt.)

Die Dronte.

Wenn der Gedanke an die Vernichtung seiner eigenen Existenz und seines Geschlechts den Menschen mit tiefem Schauder erfüllt, so erregt die Vorstellung eines einst blühenden, nun vom Erdboden gänzlich verschwundenen Thiergeschlechts eine Art von wehmüthigem Interesse, und noch mehr wird die Einbildungskraft bestochen, wenn die Geschichte des Thiers halb in fabelhaftes Dunkel gehüllt ist.

Die Holländer, welche zuerst am Ende des sechszehnten Jahrhunderts auf den Inseln Isle de France und Bourbon landeten, fanden daselbst einen sehr großen, sonderbar gebildeten Vogel in Menge. Er war so groß als ein Schwan, aber durch seine Plumpheit und Unbeholfenheit das Widerspiel dieses zierlichen Thiers. Der Vogel trug auf dem Kopf eine häutige Haube, sein Schnabel war stark, groß, blasenartig aufgetrieben und vorne stark umgebogen; er hatte große schwarze Augen, die Flügel waren sehr kurz, nur mit einem Büschel krauser, schwarzer Federn besezt, die mit denen des Straußes Aehnlichkeit hatten und dem schweren Vogel unmöglich zum Fliegen dienen konnten; der Schwanz bestand aus vier bis fünf graulichen Federn, der Körper war mit braungrauen zarten Federn bedeckt; die Füße waren kurz, stark, mit vier Zehen versehen. Sein Magen enthielt immer Steine, wie der Kropf der Hühner; das schwärzlichte fette Fleisch wurde durch Kochen immer härter und schmeckte schlecht; nur das Brustfleisch war nicht übel und das Thier so reichlich damit versehen, daß fünf und zwanzig Personen davon speisen konnten. Es soll nach einigen Reisebeschreibern über fünfzig Pfund gewogen haben, was sicher übertrieben ist. Die Vögel sahen sehr dumm aus, waren so fett, daß sie kaum gehen konnten, und die Holländer nannten sie daher Dodnews; später wurde der Name Dronte allgemein.

Viele Naturforscher vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts geben Beschreibungen und Abbildungen der Dronte; im Jahr 1626 fand sie sich bestimmt noch auf Isle de France und Bourbon, aber nicht lange darauf verschwand sie gänzlich; denn die Europäer gründeten nun auf jenen Inseln bedeutende Niederlassungen, und man begreift leicht, wie sich dieser plumpe Vogel den Nachstellungen der Menschen nicht entziehen konnte; seine gänzliche Ausrottung bleibt indessen immer auffallend. Trotz der sorgfältigsten Nachforschungen im vorigen Jahrhundert war keine Spur mehr von ihm zu entdecken, und 1778 war das Thier den ältesten Einwohnern der Inseln völlig unbekannt. Die einzigen Ueberreste dieses seltsamen Thieres bestanden bisher in einem schlecht erhaltenen Kopf und zwei Füßen in englischen Kabinetten, und manche neuere Gelehrte läugneten daher sogar die Existenz des Thieres und behaupteten, die ungeübten Naturforscher des 17ten Jahrhunderts haben auf die Berichte von Seefahrern, die es nicht so genau nehmen, einen Pinguin zu jenem seltsamen Vogel ausgemalt. Man hatte es längst aufgegeben, über das Thier mehr zu erfahren, und ein Fund, den vor Kurzem Cuvier gethan hat, ist daher sehr interessant. Er hatte von Isle de France eine Sammlung organischer Ueberreste erhalten, die unter einer Lavaschichte gefunden worden waren; die Knochen gehörten fast sämmtlich grossen Landschildkröten an, aber unter denselben entdeckte er einige Vogelknochen, ein Brustbein, einen Kopf, einen Schulter- und einen Flügelknochen. Alsbald erkannte er sie für Knochen der Dronte und zugleich, daß der Vogel nicht etwa dem Straußengeschlecht, wie man früher meinte, sondern dem Hühnergeschlecht angehört haben mußte. Der Vorsprung des Brustbeins ist 2 Zoll hoch und der Schädel 5 Zoll breit; die Flügelknochen sind sehr kurz; Alles dies stimmt mit der Beschreibung der Holländer vollkommen überein. War das Thier auf Isle de France und Bourbon beschränkt, so ist es freilich wohl gänzlich ausgerottet; ist dieß aber nicht der Fall, warum sollte man es nicht einst im Innern von Madagascar oder auf der Küste von Mozambique wieder finden?

Korrespondenz-Nachrichten.

Gießen, Juli.

(Fortsetzung.)

Selbstbiographie des Gauners Mosche Rudel.

„Nach einigen Tagen (heißt es in dem Geständnisse Mosche Rudels weiter), welche ich noch in Frankfurt hinbrachte, begab ich mich nach Stuttgart, wo gerade Messe war, handelte hier mit alten Kleidern und kaufte unächte Steine, welche ich in Gold fassen ließ und auf diese Weise in einigen Wochen gegen 130 fl. verdiente. Nun reiste ich über Heilbronn nach Ederspenam, wo ich mich drei Wochen aufhielt und im Spiel über dreitausend Gulden verlor, die ich mir theils durch mei-

Digitized by Google

nen Handel, theils durch Diebstähle zu verschaffen gewußt. Den Odenwald, die Wetterau u. s. w. durchstreifend, kam ich nach Münster. Hier suchte mich ein Bekannter auf und ich übernahm vierzig Stück Leinwand, die ich nach Frankreich bringen sollte. Ich wurde verrathen, festgesezt und, weil ich Contrebande transportirte, zu einjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, die ich unter dem Namen Moses Hutb zu Münster verbüßte. Aus dem Zuchthause entlassen, verschaffte mir die Frau eines ebenfalls zu Münster gefangenen Zigeuners, die sich Marschalsche nannte, eine Marschroute, welche nach Frankfurt lautete und gleichfalls auf Moses Hutb ausgestellt war. Ich ging nach Herborn, wo ich einen Juden unter dem Vorwand, ich hätte mehrere gute Händel zu machen, um 60 alte Konventionsthaler prellte und damit nach Hadamar reiste. Hier kam ich (es war im Jahr 1812) eines Sonntag Abends an. Man schrie Feuer. Die herrschaftlichen Scheunen brannten. Ich eilte der Brandstätte zu, bestieg eine Feuerleiter, verlangte von den Leuten Wasser zum Löschen, und verlor bei dieser Gelegenheit meine Brieftasche nebst Marschroute und meine zehn Gebote. Nachdem wir das Feuer gelöscht hatten, bewirthete mich die Gemeinde mit Branntwein. Ich wohnte bei dem Juden Deckel Wolf, dessen Sohn, Nebelchen Wolff genannt, ein Bekannter von mir war und der mir, so wie die Geschwornen, das Zeugniß gab, bei dem Brande thätige Hülfe geleistet und meinen Paß verloren zu haben. Damit ging ich zum Maire, dessen Scribent das Berg'sche Siegel unter das Zeugniß sezte. Ich reiste nun nach Düsseldorf, um mir einen Paß zu verschaffen, den ich auch durch Vermittelung eines Juden, welchem ich drei Brabanter Thaler gab, nach Frankfurt erhielt. Zu Düsseldorf schaffte ich mir einen grünen Anzug an und ging wieder nach Hadamar. Hier wurde mir heimlich die Kunde, daß man mich verfolge. Ich eilte daher nach Elberfeld, wo ich einem Fabrikanten gegen zehn Päcke sogenannte Bastücher stahl, welche ich in dem Futtertuch meines Rockes verbarg, das hierzu eigends eingerichtet war und zwar so, daß das ganze Futter einer verborgenen Tasche glich, in welcher ich, da der Oberrock lang war, mancherlei bequem verbergen konnte. In diesem Kaufladen gefiel mir weiter nichts und ich ging mit meinem damaligen Begleiter, Koppelchen genannt und zu Bork im Münsterschen ansäßig, in einen andern jüdischen Laden, wo ich, während mein Begleiter sich mit der in dem Laden befindlichen Jüdin unterhielt, ein Stück Kattun auf dieselbe Weise, wie die Bastücher, entwendete. Ich wohnte in einem schlechten Hause bei einer Mad. Karoline; es war Meßzeit und ich konnte die gestohlene Waare leicht in Geld umsezen, worauf ich Koppelchen seinen Antheil gab und ihn nach Haus schickte. Ich hatte mir nun ein beträchtliches Vermögen erstohlen, erhandelte in Elberfeld ein Reitpferd und reiste mit demselben als Handelsdiener durch mehrere Gegenden Deutschlands, wo ich, was ich durch kleine Betrügereien und Diebstähle bekommen konnte, mitnahm."

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Das Variétéstheater.

Obiges ist die Geschichte mancher Theater in Paris; demungeachtet gibt es noch Spekulanten, welche meinen, es seyen noch nicht Theater genug in Paris und es gebe gewisse Reviere, auf die man Jagd machen und wo man den Leuten das Theatergeld aus der Tasche pressen könne. Diese wollen dann Erlaubniß zur Eröffnung neuer Theater erhalten, und belästigen das Ministerium des Innern mit Bittschriften. Am schlimmsten ist es, wenn die Regierung sich in die Angelegenheiten eines Theaters mischen will; denn alsdann bewirken die Schliche der untergeordneten Beamten sicher ein Stocken, wo nicht gar den Untergang desselben, obschon sie gewiß gerade das Gegentheil zu bewirken hofft. Unter den vielen Theatern in Paris ist vielleicht das Variétéstheater das einzige, das sich seit dreißig Jahren beständig unter derselben Direktion auf gutem Fuße erhalten und seine Unternehmer bereichert hat. Freilich hat es sich auch dies Theater emsig angelegen seyn lassen, das Publikum stets durch neue und lustige Stücke herbeizuziehen; es gibt jeden Abend vier kleine Stücke, so daß es seinen Namen Variétéstheater mit vollem Rechte verdient; keines dieser Stücke verursacht große Kosten; es sind Schwänke und Volksscenen, worin die untern Volksklassen der Stadt Paris meistens sehr komisch, zuweilen etwas allzu gemein geschildert werden. Allein so etwas belustigt Einheimische und Fremde, und es ist daher leicht zu begreifen, wie man hier in diesem kleinen Theater fremde Prinzen und Prinzessinnen zu sehen bekommt. So war neulich bei der zweiten Darstellung einer Volksposse: „Der Degen und der Knittel," worin die Schlägereien und Raufereien des Pöbels aus den Vorstädten, leider ohne Talent, dargestellt sind, die Herzogin von Berry mit ihrer Mutter, der Königin von beiden Sizilien, zugegen. Das Stück mißfiel bei der zweiten Darstellung, wie bei der ersten, und die Zuschauer pfiffen daher recht derb; da nun die Verfasser ihre Freunde hatten, welche das Stück durch Beifallklatschen aufrecht halten wollten, so wurde der Lärm noch ärger, dauerte lange und heftig fort, gleichsam als ob auch das Parterre eine Scene von seiner Art zum Besten geben wollte, um einer fremden Königin einen recht deutlichen Begriff von dem Gepolter in einem kleinen Pariser Theater beizubringen. Allein an einen solchen Sturm sind zarte Prinzessinnen nicht gewöhnt. Es mochte ihnen bange werden und sie eilten nach der Beendigung dieses Stückes hinweg, ohne die andern abzuwarten. Am folgenden Tage belehrten die ministeriellen Blätter das Parterre des Variétéstheaters, daß, wenn Königinnen dem Schauspiel beiwohnen, man sich nicht so aufführen dürfe. Ich zweifle aber, ob die Lektion befolgt werden wird. Ein Pariser Parterre läßt sich nicht leicht das Recht, seinen Beifall und seine Mißbilligung zu äußern, nehmen. Schon Boileau hat gesagt, dieses Recht erkaufe man sich am Eingange des Schauspiels, und davon ist jeder Pariser so gut wie von seiner Existenz überzeugt. Wenn also Könige und Königinnen dem Pfeifen und Poltern abhold sind, so dürfen sie keiner ersten oder zweiten Aufführung eines schlechten Stückes in den kleinern Pariser Theatern beiwohnen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 176:
Ball, Bell, Bill, Boll, Bull.

Homonyme.

Sein Körper ist fast lauter Fuß.
Doch kann's allein nicht gehen.
Und wenn es laufen soll, so muß
Erst fremde Kraft es drehen.

Es theilt die Zeit in Stunden ein,
Weit schärfer als die Sonne,
Vertheilet aus dem Schatze sein
Des Goldes manche Tonne.

Wer's schlägt, dem röthet's das Gesicht.
Vier liebt man, haßt das fünfte;
Ein Schaffner ist's, müd wird er nicht,
Ein Zeichen mehrer Zünfte.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 182.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Juli 1830.

So sehr heulte der Hunger?

Juvenal,
fünfte Satire.

Bilder des römischen Volkscharakters.

Die Schmarotzer auf dem Corso.

Der Corso ist der Sammelplatz sämmtlicher Bettler, Schmarotzer, Müßiggänger, Projektmacher und Mäckler von allen Gattungen, welche es in Rom gibt. Aber auch die rechtlichen Leute kommen dahin, und zwar aus dem Grunde, weil es langweilig ist, stets mit Leuten seines Standes zu thun zu haben, wie Joseph II. einst den Adelstolz seiner Höflinge zurechtwies, indem er sagte: „Wenn ich nur mit meines Gleichen umgehen wollte, müßte ich in die Gruft der Kapuziner hinabsteigen.“ Ueberhaupt gehört Hochmuth keineswegs weder zu den Lastern, noch zu den Tugenden der Römer. Ein Pharisäer, welcher an seine Brust schlägt und ausruft: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie dieser,“ wird nicht an der Tiber geboren. So kömmt es, daß nicht selten ein Mann von gutem Ruf mit einem sehr zweideutigen Menschen auf dem Corso Hand in Hand geht, wenn er seiner bedarf; mi servo di lui (ich brauche ihn), ist die Beschwörungsformel, welche allen Bemerkungen darüber auf der Stelle ein Ende macht. Da man es also mit dem Charakter nicht so genau nimmt, was Wunder, daß auf die Toilette noch weniger gesehen wird! So geht ein Stutzer im Liebesapfelmantel neben einem Burschen, dem die mit dem ersten aller Lebensbedürfnisse angefüllten Schubsäcke ellenlang unter dem weit klaffenden Ueberrocke hervorhängen und die bloßen Fersen aus den Strümpfen sehen; eine kupfernasige Dame mit einem farbigen Atlaßhute neben einer gemeinen, aber bildschönen Fraskatanerin u. s. w. Freilich beruht diese Vereinigung auf dem oben bemerkten Grundsatze: sie bedürfen einer des andern. Ja es scheint sogar, als ob das eine Paar des andern bedürfe. Dies läßt sich wenigstens aus dem telegraphischen Rapport schließen, welcher zwischen beiden stattfindet. Man fragt, warum man durch Prokuration handelt und sich nicht geradezu an die Adresse wendet? Daß hier alles durch Mittelsmänner getrieben wird, hat seine guten Gründe; im angegebenen Falle, z. B. kann der Liebesapfelmantel mit dem zerlumpten Burschen, dieser mit der Dame, und diese mit der Fraskatanerin reden, ohne Anstoß zu geben. Aber laßt sich erstern unmittelbar an leztere, oder auch nur an die Dame wenden, gleich ist Anstoß da. Die beiden Mittelspersonen haben einen schweren Stand: es gehört ungemein viel Takt und Umsicht (leztere im eigentlichen Verstande, um sich vor den Gensd'armen in Acht zu nehmen) dazu, um nicht dem Generalvikariate in die Hände zu fallen. Weniger Gefahr laufen, aber nicht minderer Anstrengung bedürfen die Schmarotzer und Projektmacher. Erstere besonders zeigen, daß sie, auf dem klassischen Boden des alten Parasitenwesens lebend, dieses fortwährend zur Kunst ausgebildet haben. Es ist rührend (ich weiß mich nicht besser auszudrücken) zu sehen, wie ein solcher Schmarotzer seinen Geist auf die Tortur spannen muß, um eine Tasse Kaffee für zwei Bajocchi, oder einen Maritozzo für einen Bajocco zu erhaschen. Steht ein Projektmacher mit einem Geschäftsmanne im Gespräche, gleich tritt der Schmarotzer zu ihnen.

Digitized by Google

Er beginnt damit, auf die Wagen, Esel und Lastträger aufmerksam zu machen, welche vorüberpassiren; nähert sich ein solcher, so schiebt er jene sanft an die Mauer, indem er sagt: „Si guardino.“ (Wollen Sie sich in Acht nehmen.) Dabei geht seine Aufmerksamkeit so weit, daß er sogar vor den Equipagen warnt, welche auf der entgegengesezten Seite fahren. Nöthigenfalls sezt er den lezten Drucker auf, das heißt, er stellt sich, als sey er selbst gequetscht oder sonst verlezt worden. Dann sagt er: „Ma, Signori miei stimatissimi, non saressimo meglio di entrar in questo caffè?“ (Aber thäten wir nicht besser, hochzuverehrende Herrn, in dieses Kaffeehaus zu treten?) Dieß geschieht endlich. Jezt, glauben die Leser, habe er gewonnen Spiel. Aber mit nichten! denn es ist Sitte in Rom, daß von hundert Personen, welche in ein Kaffeehaus gehen, nur zehn eine Tasse Kaffee trinken. Er muß jezt seine Batterie von neuem spielen lassen. Daß er seinen Patronen die Stühle sezt, in ihrem Namen Dinte, Feder und Papier verlangt, damit sie den etwa zu machenden Kontrakt schreiben können, auf den Schmuz der Kaffeetische aufmerksam macht, ehe sie die Ellbogen hineinlegen, und ihnen andere dergleichen Aufmerksamkeiten erweist, ist in der Ordnung. Aber jezt kommt es darauf an, zur Abschließung des Handels beizutragen, hic labor. Dazu gehört, daß er sich gleich von vorne herein mit dem Charakter des Projekt- und Geschäftsmachers, nicht weniger mit der Natur des abzuschließenden Geschäfts bekannt gemacht habe, um die Wage auf der Seite desjenigen, wohin sie sich ohnehin neigt, noch mehr zum Sinken zu bringen. Das Resultat ist natürlich zweierlei: entweder wird der Handel abgeschlossen oder nicht. Im ersten Falle reibt er sich die Hände, schnalzt vor Freuden mit der Zunge und ruft überlaut und in ziemlich herrischem Tone: „Bottega, due tazze di caffè per questi signori, e un gotto dolce e bollente per me, mà dolce e bollente assai, sà.“ (Kellner! für diese Herrn zwei Tassen, und für mich ein Glas Kaffee, aber macht es süß und ganz warm; verstanden, süß und recht warm.) Hier muß ich den Lesern mit zwei Worten erklären, daß in Rom der Kaffee auf zweierlei Art servirt wird: die Honoratioren trinken ihn aus Tassen, der Pöbel aus Trinkgläsern (gotti); leztere sind in der Regel etwas größer. In Betreff der Art, wie er gezuckert wird, gibt es fünf Abstufungen: amaro, amaretto, dolce, dolcetto, mà dolce assai. (Ganz bitter; bitter; gezuckert; süß; recht süß.) Der Kaffeewirth weiß den Takt des Geschmacks sicherer zu treffen, als manche Orchesterdirektoren den musikalischen Takt. Ist endlich der Kaffee gekommen, so schlürft ihn unser Schmarotzer mit so sichtbarer Begierde und unter so hörbarem Geräusche ein, daß dem Zuschauer die Lust, auch welchen zu trinken, entweder kömmt oder vergeht. Kaum hat er das lezte Tröpfchen aus dem Glase gleichsam herausgedrückt, so steht er auf und eilt mit den Worten: „Tante grazie, amici miei; a rivedere,“ (Schönsten Dank, meine Freunde; auf Wiedersehen.) von dannen, um draußen nach einem andern Wild zu jagen. Auf die beschriebene Weise geht es, wenn der Handel abgeschlossen wird. Kommt dieser nicht zu Stande, so verlassen die beiden Kontrahenten das Kaffeehaus, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, und dann bleibt ihm, der erschöpft, mit trockener Kehle, zitternden Lippen und krampfhaft nach dem Kaffeetopfe stierenden Augen, da sizt, nichts als das leere Nachsehen. Freilich rächt er sich im Weggehen, indem er ihnen den abscheulichsten, obgleich gewöhnlichsten aller römischen Flüche: „Morite d'accidente, spilorej maledetti!“ (möchtet ihr verderben, verwünschte Geizhälse) nachschickt; aber dieß sind leere Worte, welche in der Luft verhallen, ohne seinen leeren Magen zu füllen. Wollte ich die Anstrengungen schildern, denen er sich unterwerfen muß, um dann und wann ein Mittagessen zu erschnappen, so müßte ich ein Buch schreiben.

J. J. Rousseau und La Harpe, d'Alembert, Diderot.

(Beschluß.)

Ja, Rousseaus Konfessionen sind vorhanden, nicht aber Diderots Suppositionen, der gern beides mit einander verwechseln möchte. Jean Jacques hat nie seine alten Freunde verläumdet, im Gegentheil, er verschwieg, besonders in Beziehung auf Diderot, eine Menge Umstände und Thatsachen, die ihnen zur Last fielen, und nur so viel hat er von ihnen gesagt, als zu seiner eigenen Vertheidigung gegen sie nothwendig war. Rousseau ist auch nie mit Worten oder Handlungen undankbar gegen seine Wohlthäter gewesen. Alle bisherigen Behauptungen dieser Art mangeln alles Halts und sind mit Nichts belegt. Ja, Milord Keith, der in dieser Beziehung besonders als Beispiel angeführt wird, liebte Rousseau bis auf dessen lezte Stunde und sprach dieß in jedem seiner Briefe aus. Milord Keith hat auch selbst in seinen Briefen jenen Beschuldigungen bündig und ausdrücklich widersprochen. Rousseau hat keine anvertrauten Geheimnisse verrathen. Was er gesagt hat, ist ihm rein persönlich; im Gegentheil, er wirft einen dichten Schleyer auf die Geheimnisse seiner Freunde und Feinde, z. B. auf die Umstände, welche die Reise der Frau von Epinay nach Genf veranlaßten, und die sie selbst mit merkwürdiger Schaamlosigkeit in ihren Memoiren erzählt. Niemand als die Familie der Frau von Warens hätte ein Recht, sich wegen Offenbarung von Geheimnissen über Rousseau zu beklagen, wenn diese Familie nicht schon seit 1743 ganz ausgestorben wäre. Die Konfessionen erschienen erst nach jener Frau Tod, ja nach Jean Jacques Willen sollten sie erst 1800 ans Tageslicht treten. Schreiber dieses will Rousseau hinsichtlich seiner Aeußerungen über Madame Warens weder vertreten, noch anklagen. Vergessen wir aber nicht, in welcher sittenlosen, frechen Zeit er lebte, und

Digitized by Google

daß ihre Ansichten über weiblichen Werth Gottlob nicht mehr die unsrigen sind. Damals konnte Jean Jacques wohl glauben, er schade dem Andenken einer Frau nicht, wenn er von ihren freien Sitten spreche und darüber ins Einzelne gehe, da er mit so viel Hochachtung von ihren vielen guten Eigenschaften, von ihrer Herzensgüte, ihrer Wohlthätigkeit, ihrer Nachsicht gegen fremdes Irren spricht, und durch dieß Alles ein einziges Unrecht aufgewogen glaubt. Er mußte auch um so nachsichtiger gegen Madame Warens und ihre sittlichen Verirrungen seyn, da sie keinen Mann, keine Kinder, nicht einmal Verwandte hatte. Da er nun in den ersten und geachtetsten Ständen zu Paris eine Menge Ehefrauen sah, die sich mit ihrer Untreue brüsteten, und doch die öffentliche Achtung in einem hohen Grad besaßen, so konnte er wohl denken, daß der alleinstehenden Mad. Warens bei ihren sonstigen guten Eigenschaften über ihren freien Lebenswandel eben kein großer Vorwurf gemacht werden könne. Zum Verrath, der Rousseau Schuld gegeben wird, gehört aber vor allem böse Absicht.

Diderot sagt ferner: All' mein Groll gegen ihn beschränkt sich darauf, daß ich seine wiederholten Versuche, sich mir zu nähern, zurückwieß. Betrachten wir einmal diese Versuche in der Nähe. Der Graf Escherny, der eben so nahe mit Diderot wie mit Jean Jacques befreundet war, spricht in seinem 1814 herausgekommenen Buch weitläuftig davon. Daraus erfahren wir, daß ihn Diderot bat, ihn mit Rousseau zu versöhnen, daß er auch deßhalb mehrere Versuche machte, aber immer vergeblich, denn Rousseau antwortete unter dem 6ten April 1765 in einem Brief aus Motiers: „Ich begreife nicht, wie Diderot auf einmal nach sieben Jahren zu dem Wunsche kommt, sich mir wieder zu nähern. Ich verlange nichts von ihm, und habe ihm nichts abzubitten, bin aber weit entfernt, ihm übel zu wollen, ihm Böses zu thun, oder dergleichen nachzusagen. Ich weiß bis ans Ende die Rechte der Freundschaft zu ehren, selbst wenn sie erloschen ist; aber ich knüpfe sie nicht wieder an; das ist mein fester und unveränderlicher Grundsatz.“ Ueber diesen Gegenstand ist auch noch ein sehr beweisender Brief desselben Grafen Escherny an de Peyron vom 18ten Julius 1779 vorhanden. Darin heißt es: „Als Diderot seine Wuth an der Leiche eines Mannes ausließ, der ehemals sein Freund gewesen war, der sich aber für immer von ihm entfernte und seine Annäherung zurückstieß, auch bestimmt versicherte, daß er nie wieder sein Freund werden könne, beging er einen unverzeihlichen Fehler (so nannte man damals die niedrigste Herzlosigkeit) und hat sich unendlich dadurch geschadet. Sein Benehmen in dieser Sache ist selbst ungeschickt, es zeigt nur, daß ihm die Leidenschaft alle Ueberlegung genommen hatte. Ich kann mir schmeicheln, Diderot zu kennen, denn ich habe ihn außer der Bühne gesehen, im vertraulichen Privatleben, auf dem Lande, auf der Reise. Kennte ich nichts von ihm, als seine Note in dem Essai sur la vie de Senèque, so spräche ich wie Sie: Diderot ist ein Ungeheuer. Aber ich kenne ihn besser und weiß, daß jene Note aus freiem, offenem Haß geflossen und daß sie deshalb so unverständig und linkisch ausgefallen ist. Denn Diderot ist linkisch, sehr linkisch, er weiß sein Gift nicht vorzubereiten, er ist darin nicht kunstfertig, wie viele Andere, im Gegentheil, man kann ihm Ungestüm und Uebereilung vorwerfen. Im Grunde (?) ist er ein seelenguter Mensch (!). Er liebt, wie er haßt, ohne Verstellung und Kunst. Diderot hat herrliche Eigenschaften und ein treffliches Herz, aber einen Kopf, einen Kopf!“ Wir überlassen es unsern Lesern, darüber zu urtheilen, was hier der Freund über den Freund sagt, und ob ein guter Mensch mit einem trefflichen Herzen so lügenhaft und verläumderisch über einen Todten sprechen kann, der freilich dazu schweigen muß.

Dieser treffliche Diderot sagte von Jean Jacques, er verläumde den Mann, den er am meisten schätze, und zwar nachdem er seine Schuldlosigkeit erkannt und sich nach jener Verläumdung bemüht hatte, sich ihm wieder zu nähern.

Eine Versöhnung zwischen ihnen war aber unmöglich, weil eine der Ursachen vorlag, die, wie Rousseau selbst schreibt, alles Freundschaftsgefühl zerstören, und die selbst die Bibel für Freundschaft lösend erkläre, nämlich das Ausplaudern eines anvertrauten Geheimnisses. So war es auch: Jean Jacques hatte Diderot ein Geheimniß anvertraut, die Aussetzung seiner Kinder ins Findelhaus. Dieser aber hatte nichts nothwendigeres zu thun, als die Sache unter die Leute zu bringen, und dadurch wurde sie zuerst bekannt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Gießen, Juli.

(Beschluß.)

Selbstbiographie des Gauners Mosche Rudel.

„Als der Kampf gegen Napoleon begann (schließt das Geständniß Mosche Rudels), war ich in dem Bergischen, und es wurde mir verrathen, daß ein holländischer Bauer ein bedeutendes Vermögen besitze; durch einen Juden wurde ich mit ihm bekannt und verhandelte ihm ein Kreuz der französischen Ehrenlegion, mehrere Ringe und eine schlechte Uhr zu dem hohen Preise von 2500 fl. Als die Franzosen ihren Rückzug nahmen, war ich zu Assiar und in der Umgebung. Alles war in der größten Unordnung und ich dachte bei dieser Gelegenheit, wie ich mich denn auch nicht täuschte, bedeutende Geschäfte zu machen. So kehrte ich z. B. auf einer unternommenen Reise nach Bremen zu Fußfuß in einem Wirthshause ein, und sah zu meiner großen Freude einen betrunkenen Kosacken mit einem stark angefüllten Leibgurt auf der Streue liegen; ich wußte ihm auf eine gewickte Weise den vollen, mit sogenannten Pomaschkes garnirten Gurt von dem Leibe wegzunehmen und erbeutete auf diese Art gegen 50,000 fl. Mit diesem Fang ging ich nach Bremen, wechselte gegen das Gestohlene preußisches Gold ein und begann nun ein flottes Leben zu führen. Ich hielt mich größtentheils zu Bremen auf und vergrößerte durch Handel mit Uhren u. a. meine

schen bedeutende Baarschaft. Im Frühjahr 1813 reiste ich auf die Messe nach Braunschweig. Unglücklicherweise wurde während meiner Anwesenheit das Haus eines jüdischen Kaufmanns erbrochen und ihm der Werth von 2000 Thalern geraubt; obgleich ich weder bei dem Einbruche gegenwärtig war, noch von dem Vorgange überhaupt etwas wußte, wurde ich in dem Gasthause zum Einhorn festgenommen, in das Stadtgefängniß gebracht und von einem Assessor ins Verhör genommen. Ich mußte 27 Tage in diesem Kerker bleiben. Durch einen christlichen Handelsmann, Namens Silberschmidt, erhielt ich einen geschickten Advokaten und der Assessor kam selbst in das Gefängniß, mir zu meiner Freilassung Glück zu wünschen. Während meiner Gefangenschaft unterstützte ich viele arme Gefangene und gab dem Beschließer Köhler, einem sehr braven Manne, manches zu verdienen. Diese Verhaftung kostete mich mehrere tausend Gulden. Ich ging nun nach Minden (Hannover), wo ich mich gegen sechs Monate herumtrieb und dann nach Bremen zurückkehrte. In dem Gasthofe zur Kleinen-Seite, wo ich wohnte, gewahrte ich, daß der Wirth viel Geld in seinem Bureau hatte und faßte den Plan, mir etwas davon zuzueignen. Ich bezahlte meine Rechnung, reiste auf dem Wege nach Hamburg ab, kehrte aber bald um und nahm meine Wohnung in einem Gasthause der Vorstadt. Hierher beschied ich drei meiner Bekannten, theilte ihnen mein Vorhaben mit und wir öffneten einst Nachts, wo die Wächter in dem Hofe, da es sehr kalt war, nicht gehörig auf ihrer Hut seyn konnten, das Fenster des Bureaus. Wir nahmen fünf Geldsäcke, in welchen ungefähr 20.000 fl. enthalten waren, und eine goldene Uhr, 25 Karolin im Werth. Die drei Gefährten (deren einer sich Aaron von Bremen nannte) erhielten 6000 fl.; das Uebrige behielt ich für mich. Ich hatte mir nun ein bedeutendes Vermögen erworben, mit dem ich überall als ein angesehener Mann auftreten konnte, und so war ich in der Lage, meine nachherige Frau, Esther Salomon von Bremen, welche aus einer sehr angesehenen Familie stammte und sehr gebildet war, kennen zu lernen. Ich lebte, obgleich sie nur der Deckmantel meiner spätern Räubereien war, glücklich mit ihr und führte einen Galanteriehandel. Unser einziges Kind ist bei meiner jetzt in Sachsen oder Ostpreussen lebenden Frau. Lange schon ging ich damit um, mir für meine ansehnliche Baarschaft einen sichern Wohnsitz zu erwerben; allein mein unruhiger Geist, mein Hang zur Erwerbung noch größerer Schätze, so wie meine Leidenschaft zur Befriedigung aller nur erdenklichen sinnlichen Gelüste ließen dies nicht zu. Meine Frau, mit meinen Verhältnissen einigermaßen bekannt, sah dieses sehr gut, allein sie war mir zu ergeben, als daß sie sich von mir hätte trennen können, und durchreiste mit mir, um den Nachforschungen zu entgehen, mehrere Länder, namentlich Holland, England und Frankreich. Wir kehrten darauf wieder an den Rhein zurück und brachten hier unsere Zeit hin, bis ich in Gesellschaft von mehreren Genossen den berüchtigten Einbruch in der Gongenheimer Mühle verübte. Da dieser Einbruch großes Aufsehen erregte, so suchte ich mich so schnell als möglich aus dieser Gegend zu entfernen und es gelang mir, Würtemberg, Baiern und Oestreich unangefochten zu durchstreifen. In diesem Zeitraum bis zu meiner Verhaftung habe ich wieder Betrügereien und Diebstähle verübt, jedoch immer unter der Maske eines Galanteriehändlers, wobei mir meine Frau stets als Deckmantel diente; allein ich erduldete auch manche harte Schicksale, welche mich einen großen Theil meiner Baarschaft kosteten, bis mich endlich der Hauptunstern meines Lebens in das Großherzogthum Hessen zurückführte, und meine Verhaftung meinem bisherigen Lebenswandel ein Ziel setzte." Hier erbat sich Mosche Rudel einige Ruhestunden und wollte dann noch mancherlei von ihm verübte Verbrechen näher schildern; allein der Tod überraschte ihn; als der Geistliche wieder kam, war Mosche Rudel verschieden.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Das Palais royal.

Gewöhnliche Reisende würden sich vielleicht an diesem Gepolter eines fremden Parterres eine Weile belustigen; allein von Königen, welche von Jugend auf gewöhnt worden sind, alles vor sich in stummer Ehrfurcht zu erblicken, kann man dergleichen nicht erwarten. Einige Schmeichler hatten vorgeschlagen, die Stadt oder eigentlich der Stadtrath solle dem Könige und der Königin von Neapel ein großes Fest geben. Dafür wurden sie aber in den freisinnigen Tageblättern hart mitgenommen. Haben wir denn, hieß es, des Geldes zu viel, daß wir es zu Gunsten fremder Herrschaften wegwerfen können? Ist unsere Stadt nicht mit Schulden belastet, war der lezte Winter nicht für die Nothleidenden äußerst drückend, und müssen wir nicht für unsere Armen sorgen, ehe wir daran denken können, fremde Fürsten zu bewirthen? Die öffentliche Meinung gab diesen Zeitungen Recht, und so mußte das Fest unterbleiben, obschon man bereits einige Schritte gethan hatte, um dasselbe ins Werk zu setzen. Daß der Herzog von Orleans diesen hohen Gästen ein glänzendes Fest im Palais royal gab, war ganz natürlich, und an diesem haben Ministerielle sowohl als Liberale Theil genommen; denn der Herzog von Orleans hat die löbliche Gewohnheit, daß er Personen von beiden Parthieen, wenn sie sonst achtungswerth sind und sich durch Talent oder durch andere Eigenschaften auszeichnen, bei seinen glänzenden Gesellschaften zu vereinigen sucht, so sehr es auch manchmal den Ministern zuwider ist, sich mit ihren politischen Gegnern in einem Saale zu befinden. Bei diesem Feste war, zum erstenmale vielleicht, das gesammte Palais royal beleuchtet und nahm sich in seiner majestätischen Größe vortrefflich aus. Zwar wurde das Fest durch einen unerwarteten Auftritt im öffentlichen Garten gestört, indem der Pöbel alle Stühle, deren er habhaft werden konnte, auf einen Haufen warf und anzündete, wodurch beinahe eine schöne Kopie des Belvederischen Apollos zu Grunde gegangen wäre. Allein die Polizei war sogleich bei der Hand und der Lärm hatte ein Ende. Wäre noch die hölzerne Budenreihe vorhanden gewesen, welche 40 Jahre lang ausgehalten hat und jedes Jahr 200.000 Franken eingebracht haben soll, so hätte der angezündete Holzstoß dem Palais royal gefährlich werden können; allein diese so ergiebige Ladenreihe ist vom Herzoge niedergerissen und an deren Stelle eine schöne Gallerie von Stein und Eisen, ohne alles Holz, erbaut worden, welche dem Schutthaufen kühn trotzen konnte. Ueberhaupt gestaltet sich jezt das Palais royal, oder wenigstens der Vordertheil desselben, auf eine prächtige Art. Dies Gebäude war nie ausgebaut worden; jezt vollendet es der Herzog nach einem schönen Plane. Zuvor konnte man kaum begreifen, wie eine fürstliche Familie hier neben oder vielmehr mitten in einem Kaufhofe wohnen könne. Jezt bekommt der Vordertheil das Ansehen eines wahren Pallastes, und der übrige Theil behält seinen vorigen Glanz als großer Bazar. Sonst war das Palais royal übel berüchtigt wegen des Schwarms schöner oder schön geschmückter Hetären, welche hier ihre Reize feil boten, sobald die Sonne unter dem Horizonte verschwand. Jezt darf sich keine mehr öffentlich zur Schau stellen. Daher hat man dem Herzoge nachgerühmt, er habe den Stall des Augias gereinigt. Dg.

Auflösung der Homonyme in Nr. 181:
Das Rad.

Beilage: Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1850.

August.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1850.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Verunglimpfungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 1 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gold und Silber, von Schneyler. 183.
Rückblick, von G. Schwab. 183.
Lieder aus Pfäfers, von Wessenberg. 190.
Träume, von Victor Hugo, übers. von Werner. 193.
Der Graf von Reichelberg, von G. Schwab. 201.
Erinnerungen an Adria, von A. Grün. 203.
Erinnerungen an eine Alpenreise, von Halirsch. 205.
Charade: Vielleicht. 188.
Logogryph: Streben. Reben. Eben. Ben. u. 194.
Räthsel: Wespennest. 200.
Charade: Nachtigall. 206.

Romane und Erzählungen.

Mariens Reise, von Gräter. 186 — 200.

Reisen.

Der neueste Ausbruch des Vesuvs. 183 — 187.
Wanderung durch die Gebirge der alten Volkster und Hernike, von Arndt. 193. 194.

Länder- und Völkerkunde.

Wappen und Lehenswesen in Vorderindien. 183.
Die Höhen über Paris. 199. 200.
Die englischen Ehemänner. 205.
Die Schwingfeste der Grindelwalder und Lauterbrunner. 207.

Naturgeschichtliches.

Ueber sympathetische Uhren, von Nürnberger. 201.
Ueber den Cretinismus. 202. 203.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker, in ihren Beziehungen zur Geschichte betrachtet. 184. 185. 188. 189. 190. 197. 198.
J. J. Rousseau und Grimm. 191. 192.
J. J. Rousseau, D. Hume und Horaz Walpole. 196.
Parallele zwischen dem Reisen in Deutschland und in Frankreich. 202. 203. 204. 205.
Miscellen. 202. 204.
Ungedruckte Briefe Diderots. 204. 206. 207. 208.
Bicêtre. 206.
Ueber einen galanten Sprachfehler. 208.

Korrespondenz.

London. 183. 187. 188. 194. 195. 196. 202. 204. 208. — Osnabrück. 184. 185. — Baaden. 185. 186. 197. 201. — Marseille. 186. 187. — Lyon. 189. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 203. 206. 207. — Lausanne. 191. 192. 193. — Berlin 198. 199. — Rom. 200. 201. — Paris. 203. 207.

Kunst-Blatt.

Nro. 61.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung von J. M. Wagner. (Forts.) — Paris. — München. — Aus einem Schreiben aus Baaden. — Nekrolog.

Digitized by Google

Nro. 62.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung. (Forts.) — Neue Kupferstiche. — Berichtigung einer Stelle in Dürers Tagebuch seiner Reise in die Niederlande.

Nro. 63.

Ueber einen antiken Carneol, in der Sammlung des Grafen Anatolio Demidoff. — Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung. (Beschluß.) — Neue artistische Werke. — Berichtigungen.

Nro. 64.

Beiträge zur Geschichte der Kunst und der Künstler in Ulm, von A. Wevermann. — Kupferstich und Holzschnittkunde. Nachtrag zu den Zusätzen zu Hellers Leben und Werke Albr. Dürers. — Lithographie. Die Madonna des heil. Sixtus von Rafael, von G. Bodmer.

Nro. 65.

Die neue Isaakskirche in St. Petersburg. — Mazeppa, gem. von H. Vernet, gest. von Jazet. — Mort de Napoléon, p. pr. Steuben, g. pr. Jazet. — The Gallery of Beauty, pr. H. Gravedon. — Beiträge zur Geschichte der Kunst in Ulm. (Forts.)

Nro. 66.

Beiträge zur Geschichte der Kunst in Ulm. (Forts.) — München. — Neue artistische Werke.

Nro. 67.

Künstlerbiographieen. Friedrich Weinbrenner, von Al. Schreiber. — Beiträge zur Geschichte der Kunst in Ulm. (Forts.) — Neue artistische Werke.

Nro. 68.

Untersuchungen über den Unterschied zwischen Genre und Historie in der bildenden Kunst, von C. Förster. — Künstlerbiographieen. Friedrich Weinbrenner. (Forts.)

Nro. 69.

Untersuchungen über den Unterschied zwischen Genre und Historie in der bildenden Kunst, von C. Förster. (Forts.) — Künstlerbiographieen. Friedrich Weinbrenner. (Beschluß.) — Paris. — Versteigerung.

Literatur-Blatt.

Nro. 78.

Schau- und Trauerspiele. (Beschluß.) 16) Roland und Maria, von K. Babrs. — 17) Der Tag des Gerichts und der ewigen Versöhnung, von Dr. L. A. Kähler. — 18) Gesammelte poetische und prosaische Schriften von W. Scheerer. — Sanitätswissenschaft. Der Scheintod in seinen Beziehungen auf das Erwachen im Grabe, von Dr. Taberger.

Nro. 79.

Länder- und Völkerkunde. 1) J. L. Burckhardts Reisen in Arabien. Aus dem Englischen. — 2) Reisen in Europa und im Morgenlande von J. Berggren. Aus dem Schwedischen, v. Ungewitter.

Nro. 80.

Länder- und Völkerkunde. 3) Clappertons zweite Reise ins Innere von Afrika. Aus dem Engl. — 4) Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien, von Dr. F. Rüppel.

Nro. 81.

Länder- und Völkerkunde. 4) Rüppels Reisen ꝛc. (Forts.) — Sprachlehre. **Abrégé de la grammaire allemande par C. M. Rapp.**

Nro. 82.

Länder- und Völkerkunde. 5) Reise nach Marocco i. J. 1826, vom Kap. Beauclerk. Aus dem Engl. — 6) Reise durch die Türkei. Aus dem Engl. des Hrn. Walsh. — 7) Die Wallachei und Moldau, von R. Lindau. — 8) Reise des jungen Anacharsis, von Barthélemy. Aus dem Franz. von Ch. A. Fischer. — 9) Dreißig Ansichten Griechenlands zu den Werken griechischer Autoren. — Volkserziehung. Leibesübungen. Erstes Heft.

Nro. 83.

Länder- und Völkerkunde. 10) C. F. v. Ledebours Reise durch das Altaigebirge. — 11) Reise von St. Petersburg in die Krimm und den Kaukasus, von B. Jäger. 12) Bruchstücke aus einigen Reisen nach dem südlichen Rußland, in d. J. 1822—28.

Nro. 84.

Länder- und Völkerkunde. Rußland wie es ist; nach dem Franz. des Dupré de St. Maure, von A. Kaiser. — 11) Rußland in der neuesten Zeit, von E. Pabel — Damenschrift. Der unterhaltende und belehrende Frauenanwalt ꝛc., von Dr. Ungewitter.

Nro. 85.

Länder- und Völkerkunde. 13) J. B. Frasers Reise nach und in Khorasan in d. J. 1821—22. Aus dem Engl. — 16) Leben des berühmten amerikanischen Reisenden John Ledyard, von Jared Sparks.

Nro. 86.

Schulschrift. Mustersammlung aus deutschen Dichtern mit dem Nibelungenliede im vollständigen Auszuge, von Dr. Söltl. — Länder- und Völkerkunde. 17) Land- und Seereisen im niederländischen Indien, von Joh. Olivier. Aus dem Holländischen. — Dichtkunst. **Poésies de feu Dovalle.**

Nro. 87.

Physik. Lehrbuch der Experimental-Physik, von Biot, bearbeitet von G. T. Fechner.

Nro. 88.

Physik. Lehrbuch der Experimental-Physik, von Biot, bearbeitet von G. T. Fechner. (Beschluß.)

Digitized by Google

N°. 183.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. August 1830.

Sieh diesen Spiegel
Dieses Golfs, weitoben und segelreich an!
Sieh von fern herwehen den Rauch Neapels,
Sieh des Vesuvs Rauch!

Platen.

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

Von E. v. H.

Ein frischer Vento greco trieb uns von den ewig blühenden Fluren Siciliens nach den herrlichen Gestaden Neapels. Wir hatten Palermo Nachts 9 Uhr verlassen, und befanden uns des andern Morgens bereits im Angesicht von Ustika. Eine so günstige Fahrt ist selbst bei den besten Seglern eine Seltenheit, und der wackere Kapitän, ein munterer, tüchtiger Genueser, machte uns die schönsten Hoffnungen zu einer glücklichen Ueberfahrt, als der ohnehin schon günstige Wind gegen Abend beinahe Scirocco wurde. Nichts gleicht der Abspannung auf einem Schiffe während der tödtlich langweiligen Windstillen; nichts der allgemeinen lauten Freude, wenn günstiger Wind die Segel schwellt, und das Schiff über die bewegten Wellen hinfliegt. Und so war auch bei uns Jubel und Gesang, und die Freude stieg aufs Höchste, als wir bei den lezten glühenden Strahlen der eben in voller Pracht sich ins Meer senkenden Sonne die hohen Felsenufer der Tiberius'schen Marmorinsel entdeckten.

Wir verließen ein Paradies, um ein anderes zu betreten. Niemand empfand bei der Nähe des neuen schönen Zieles das Bedürfniß des Schlafes, und ob wir gleich wußten, daß wir bei nächtlicher Ankunft im Hafen vor dem nächsten Morgen nicht die Erlaubniß erhalten konnten, ans Land zu steigen, entschlossen sich doch alle, die schöne Nacht wach zu bleiben, und die Gesellschaft der Fremden versammelte sich in der eleganten Kajüte, welche mit ihren Camerine's den Damen zum Nachtlager angewiesen war. Es fehlt den Reisenden in diesen schönen Ländern niemals an Stoff zur Unterhaltung, und nirgends könnte die Unmöglichkeit der Mittheilung unglücklicher oder doch unzufriedener machen, als in Italien. Man hat so viel gesehen, erfahren, genossen, daß die eigene Brust nicht lange das Herrliche in sich verschließen kann. Es drängt jeden, seinen Gefühlen Luft zu machen, und die Regungen, welche die außerordentlichsten Naturerscheinungen im Gemüthe des Menschen hervorrufen, fordern gebieterisch das Recht, ausgesprochen zu werden. Dinge, welche der Meditation anheimfallen, kann man im Innern ausgähren lassen und nach Gefallen verarbeiten; Dinge aber, die mächtig auf die Sinne einwirken, schließen sich von jeder willkührlichen Besonnenheit aus, und das überströmende Herz muß Worte suchen und Menschen, um seinen Gefühlen Raum zu geben, und seinen Jubel gleichgestimmten Seelen zuzurufen.

In diesem, von Allen empfundenen Bedürfnisse begegnete sich unsere kleine, aber gewählte Gesellschaft. Ein Geschichtchen, eine Anekdote, eine Bemerkung drängte die andere, und der Ernst der Männer wurde oft durch den muthwilligen Scherz der geistreichen Frauen gemildert. So flogen uns die ersten Stunden der Nacht mit der Blitzesschnelle dahin, mit welcher unser Schiff die See durcheilt hatte, und immer heiterer wurde das Geplauder, immer neckender der Scherz, als plötzlich ein allgemeines

Hurrah der Matrosen über uns ausbrach und der Ruf il monte! il monte! uns aufs Verdeck rief.

Wer niemals einen feuerspeienden Berg gesehen, vor dem hat die Natur ihre höchste Kraft noch nicht erschlossen. Unter allen Wundern der Erde ist das ihrer feuerkochenden Gebirge gewiß das außerordentlichste. Alle Begriffe aber übersteigt dieses Phänomen, in einer dunkeln Nacht vom Meere aus gesehen. Kein nichtssagender Ausdruck kam über unsere Lippen, keine laute Bemerkung störte das Hingeben Aller an den großen Eindruck. Die Majestät der glühenden Erscheinung fesselte die Zungen, und eine unbeschreiblich feierliche Stimmung bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft. Es bedurfte längere Zeit, bis wir uns unser Staunen, unser Entzücken mittheilen konnten, und wir beschlossen, den noch übrigen Theil der Nacht auf dem Verdecke im Angesichte des Feuerberges zuzubringen. Feldstühle wurden herbeigebracht und wir sezten uns alle im Halbkreise gegen das die unsichtbare Erdfläche hoch überragende Phänomen gewandt. Die laue Frühlingsnacht und der sich stets mindernde Wind machten diese Stunden zu den reizendsten unserer Reise, und das sich immer mehr nähernde, erhabene Schauspiel verbreitete einen magischen Reiz über das unnachahmliche Nachtstück. Die stets dichter emporströmende Feuersäule machte selbst den Glanz der Gestirne erblassen, und wir sahen keinen lichten Punkt am ganzen unermeßlichen Firmamente, als den in allen Feuerfarben in die höchsten Himmelsräume hineinbrausenden Gluthstrom.

So liefen wir in den Hafen. Jeder hatte sich seinen Plan entworfen, wie er das Herrliche in der Nähe schauen wolle. Jeder pries sich glücklich, zu einer Zeit nach Neapel zu kommen, wo der selten erreichte Wunsch aller dahin Pilgernden erfüllt wurde, und keiner wollte in der Kühnheit der Entwürfe, wie man diesem ersehnten Wunder so nahe als möglich rücken könne, gegen die andern zurückstehen. Diese allgemeine Begierde wurde um Vieles gesteigert, als ich erzählte, daß ich bereits vor meiner Reise nach Sicilien zweimal in den Krater hinabgestiegen sey, wie wundervoll, in Schwefel und Lava getaucht, ich diesen Abgrund gefunden, wie ich sogar den kleinen Vesuv in demselben erkletert, wie die breiten Spalten auf den, diesem Schlunde als trügerischer Boden dienenden Lavafeldern dichte Feuermassen unter meinen Füßen hervorgesendet, wie die Wände ringsum Rauch ausgegossen, wie ich auf der braunen, siedendheißen Lavaerde kaum mehr den steilen innern Rand des Kraters hinaufzuklimmen vermocht, und wie mir dieß endlich mit der äußersten Anstrengung, aber nur mit verbrannten Stiefeln und Kleidern gelungen sey. Schon damals hatten die erfahrenen Bewohner von Resina und des schon so oft und so furchtbar zerstörten Torre del Greco nach untrüglichen Zeichen eine herannahende Katastrophe verkündet, und die bei meinem lezten Besuche konisch emporquellende weiße Rauchsäule, das Versiegen der Quellen in den am Fuße des Vesuvs liegenden Dörfern, besonders aber die gährende Bewegung im Innern dieses gefährlichen Nachbars, hatten die armen Menschen mit Sorgen über die, solchen Verboten gewöhnlich folgenden Ereignisse erfüllt. Ich erklärte meinen Entschluß, wieder hinaufzusteigen, und wo möglich die Eruption im Innern des Kraters selbst mit anzusehen. Alle riethen mir aufs Wärmste von diesem Entschlusse ab, da man ja auf dem Rande über demselben dieses Schauspiel zur Genüge genießen, und bei einer Luftveränderung, worauf, wie bekannt, Alles ankommt, der Gefahr, verschüttet zu werden, leichter begegnen könne. Alle riethen mir ab, bis auf — ein junges englisches Frauenzimmer. Ich fragte sie, ob sie allein mit meinem Vorsatze einverstanden sey, sie aber lächelte und schwieg.

Die Sonne war über Kalabrien heraufgestiegen und hatte das Feuer des Vesuvs unsichtbar gemacht. Seine Rauchwolken legten sich über die Appenninen und verfinsterten häufig das Tageslicht. Der Hafen wimmelte von Fahrzeugen und auf dem Molo standen Tausende von Neugierigen. Die Barke der Dogana näherte sich endlich unserem Schiffe, und nachdem das strenge Oberhaupt derselben sein absolvirendes Siete in pratica! über uns ausgesprochen, eilte jeder, in einen der uns umschwärmenden Nachen zu kommen. Mit dem freundlichen Zuruf: „Auf dem Vesuve!“ trennte sich die Gesellschaft, welche die glückliche Seefahrt so enge verbunden hatte, und jeder suchte, nach gemeinschaftlich überstandenen Drangsalen der Mauthvisitation, in seinen Gasthof zu gelangen.

Ist Neapel stets in einem gährenden Zustande, so war dieß heute wo möglich noch mehr der Fall. Der Ausbruch des Vesuvs war von Tag zu Tag heftiger geworden und hatte diese Nacht eine furchtbare Höhe erreicht. Man fing an für die Ortschaften an seinem Fuße zu bangen, und beschäftigte sich mit Rettungsanstalten. Aber Neugierige ohne Zahl strömten in langen Wagenkolonnen nach Portici, Torre dell' Annunziata, Resina, Pompeji, und viele auf den Berg selbst, um ihn so nahe als möglich in seiner fürchterlichen Schönheit zu betrachten. Unter der Zahl der lezteren befand auch ich mich.

(Die Fortsezung folgt.)

Wappen und Lehenswesen in Vorderindien.

Mit Ueberraschung liest man in dem vor Kurzem erschienenen Werke des Engländers Tod über das Reich Radjastan in Vorderindien, daß eine Verfassung, welche bisher für ein eigenthümliches Erzeugniß des christlichen Europas und des Mittelalters gegolten, seit undenklicher Zeit bei einem asiatischen Volke besteht.

Digitized by Google

Die asiatischen Monarchien haben zwar manche Aehnlichkeit mit der Feudalverfassung des Mittelalters, aber daran dachte Niemand, daß in einem Winkel von Asien ein Lehenssystem bestehen würde, das dem unsrigen, wie es bestand und zum Theil noch besteht, fast Punkt für Punkt gleicht, und zwar so sehr, daß Tod auf den Gedanken kommen mußte, dieses System, das sich in Europa erst weit später entwickelt hat, sey aus dem Morgenland ins Abendland eingeführt worden. Ist dieß nun auch nicht der Fall, so ist es doch merkwürdig, daß eine Verfassung, die Viele für eine Blüthe des Christenthums angesehen, sich so gut mit einer asiatischen Religion verträgt.

Die Radjputischen Stämme sind so stolz auf eine edle Abkunft, als es eine deutsche Familie nur immer seyn kann, und ihr kriegerischer Geist, ihr Unabhängigkeitssinn mögen wohl Früchte dieses Stolzes seyn. Seit undenklicher Zeit sind bei ihnen Wappen im Gebrauch, eine Sitte, welche die Kreuzfahrer erst aus dem Morgenlande zu uns gebracht haben. Der Pfau, der sich in Indien sehr häufig findet, ist eines der hauptsächlichsten Wappenbilder der radjputischen Krieger; das große Banner des Staates Mewar führt eine goldene Sonne im rothen Felde; auf den Bannern der Anführer sieht man einen Dolch. Der schreitende Löwe im silbernen Feld ist mit dem Staat Tchanberi verschwunden. Dieser Gebrauch der Wappen soll nach ihrer Zeitrechnung bis über den trojanischen Krieg hinaufreichen. Sie halten Nationalversammlungen oder Merzfelder; sind in verschiedene Stände oder Kasten abgetheilt, und nur Radjputen von reinem Stamm können Krongüter zu Lehen tragen. Ministern und Civilbeamten, die nicht Radjputas sind, werden zwar auch Titel, ja persönliche Lehen ertheilt, aber diese Titel und Lehen gehören rein blos zum Amt, und vererben sich nicht. Sämmtliche hohe Hofämter, Mundschenk, Oberhofmeister, Stallmeister, finden sich am Hofe des Königs von Mewar.

Der Baumeister des Fürsten, sein Maler, sein Arzt, sein Barde oder Hofdichter, sein Genealogist, seine Herolde, alle erhalten Benefizien. Die Aemter sind erblich, die Dienste aber persönlich. Vor Alters war das Land in Distrikte abgetheilt, deren jeder fünfzig bis hundert Städte und Dörfer umfaßte. Hohe Kronvasallen regierten in diesen Bezirken und erlegten dem Oberherrn Tribut dafür. Ihnen war ein Civil- und ein Militärbeamter beigegeben. Lezterer war gewöhnlich ein Vasall zweiten Rangs und hatte seinen Sitz im Hauptort des Bezirks, der gewöhnlich befestigt war. Die gesetzgebende Gewalt war in Mewars guter alter Zeit in der Hand des Fürsten, der vier Minister der Krone und ihrer Deputirten. Der Kriegsdienst wurde von den Lehensmännern und sämmtlichen Vasallen versehen. Fünfzehntausend Ritter leisteten dem Fürsten die Heeresfolge und der Fürst konnte diesen Dienst ansprechen, wann er wollte. Die Muthungsgebühr, eines der Hauptmerkmale der Feudalität, besteht heute noch in Mewar. So oft ein Wechsel des Lehensträgers eintritt, schickt der Fürst einen Civilbeamten und ein Paar Soldaten und läßt in seinem Namen vom Kronlehen Besitz ergreifen. Der Erbe bringt dem Fürsten die Lehensgebühr dar und bittet um die Belehnung; darauf huldigt er und leistet den Eid der Treue; er erhält sofort einen neuen Lehensbrief, und der Fürst umgürtet zum Schluß des feierlichen Belehnungsaktes, ganz nach altem Brauche, den neuen Lehensträger mit einem Schwerdte. Außerdem bekommt er noch ein Pferd, einen Turban, einen Federbusch und Staatskleider, und die Belehnung ist vollzogen. Der Sequestrator kommt jezt an den Hof zurück; der Belehnte dagegen nimmt sein Lehen in Besitz und wird von seinen Vasallen begrüßt und beglückwünscht. Die Freibauern können unter gewissen Bedingungen ihren Besitz veräußern, die Lehen aber sind unveräußerlich; nur im Fall der Felonie oder des Aussterbens fallen sie der Krone heim. Die Vasallen werden in der Minderjährigkeit wie bei uns bevormundet. Ursprünglich waren die Lehen nicht erblich, aber wie in Europa wurden sie, aus ursprünglich widerruflichen, bald beständig und erblich. Es gibt auch Allodialgüter, welche im Besitz kriegerischer Stämme sind und von Sklaven angebaut werden, welche sich durch eine Kopfbedeckung von Pferdshaaren auszeichnen. Tod theilt verschiedene Urkunden oder Lehensbriefe mit, aus denen die Rechte, Privilegien u. s. w. der Lehensträger zu ersehen sind. Er traf an den Radjastanschen Höfen sogar unsere ehemaligen Hausmaier (Major-Domus) an. Das Königthum ist erblich, ebenso die verschiedenen hohen Staatsämter, und somit sehen wir im fernen Asien ein Reich mit einem ganz vollständigen Feudalsystem.

Gold und Silber.

Gold und Silber schätz' ich sehr,
Könnt' es auch wohl brauchen,
Hätt' ich nur ein ganzes Meer,
Mich darein zu tauchen!

Muß just nicht gepräget seyn,
Hab' es dennoch gerne,
Wie des Mondes Silberschein
Und die goldnen Sterne.

Leise murmelnd fällt mir ein
Noch die Silberquelle,
Aber um den goldnen Wein
Tausch' ich auf der Stelle.

Doch viel schöner ist das Gold,
Das vom Lockenköpfchen
Meines holden Mädchens rollt
In zwei lange Zöpfchen.

Digitized by Google

Darum fröhlich, liebes Kind,
Laſſ' uns jezt noch küſſen,
Bis die Locken Silber ſind
Und wir ſcheiden müſſen.

August Schnezler.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Feier der Augsburgiſchen Konfeſſion. Mackintoſh Geſchichte von England. Lawrences Porträt des jungen Napoleon.

Auch in allen hieſigen deutſchen Gemeinden iſt das große Religionsfeſt der Deutſchen ernſt und würdevoll gefeiert worden. Jeder, der nur auf das Entfernteſte die Bedeutung der wichtigen Erinnerungsfeier aufzufaſſen oder die Folgen zu ahnden vermochte, welche das große Werk dereinſt noch haben wird, nahm Theil daran. In ſämmtlichen deutſchen Kirchen waren die Verſammlungen ſehr zahlreich. Der von allen hieſigen Landsleuten hochgeſchäzte Prediger der St. Georgenkirche, Dr. Schwabe, verband mit dieſem Feſte zugleich die fünfundzwanzigjährige Stiftungsfeier der Freiſchule für Kinder unbemittelter hieſiger deutſcher Eltern. Dieſe Schule dankt allein dem würdigen Manne ihr Entſtehen; meiſtens ſind es Kinder deutſcher, mit Engländerinnen verheiratheter Väter der arbeitenden Klaſſe, welche ſie beſuchen; ſie wird durch freiwillige Beiträge erhalten, wozu auch die deutſchen Mitglieder der königlichen Familie jährlich beiſteuern. Ein Verein würdiger hieſiger deutſchen Frauen trägt für die anſtändige Bekleidung der ärmern Kinder, ſo wie für die Anſchaffung von Belohnungen für Fleiß und gute Aufführung Sorge. Die Zahl der Schulkinder beiderlei Geſchlechts beträgt jezt 130. Daß auch der Unterricht in der deutſchen Sprache nicht vernachläſſigt wird, verſteht ſich von ſelbſt. Sie ſehen, daß wir auch unter einem andern Volke nicht unempfindlich für unſer Vaterland und deſſen große Intereſſen bleiben. Ueberhaupt ſcheinen wir hierin auf einen beſſern Standpunkt zurückgekommen zu ſeyn, als der war, von welchem unſere Vorgänger ihr Vaterland betrachteten, wenn ſie ſich einmal in England niedergelaſſen hatten. Noch vor zwanzig Jahren ſoll beinahe jeder junge Deutſche hier es als die erſte Pflicht betrachtet haben, nur ſo ſchnell wie möglich auch das geringſte Zeichen deutſcher Abkunft abzulegen und als Pſeudo-Engländer aufzutreten; ja es gibt noch manche deutſche Narren, welche ſogar mit ihren Landsleuten in ſchriftlicher oder mündlicher Unterhaltung den Engländer ſpielen wollen. Doch ſind dieſe Fälle nur Ausnahmen, und der junge Deutſche fühlt es jezt, daß man mit der Ueberfahrt über den Kanal das Vaterland nicht abzuſchütteln braucht. Trotz mannigfacher Schwierigkeiten ſuchen vielmehr die hieſigen Deutſchen, deren Anzahl indeſſen achttauſend nicht überſteigt, ſich ſeit dem allgemeinen Frieden durch Vereine einander mehr zu nähern, eine Erſcheinung, die man von den untern bis zu den höhern Klaſſen verfolgen kann. Es würde intereſſant ſeyn, zu erfahren, ob ſich dieſer Sinn auch in andern Hauptſtädten, wo Deutſche leben, kund gibt, wie in Paris, St. Petersburg, Kopenhagen u. a. m.

Seit wenigen Tagen ziehen zwei andere Erſcheinungen, ein wiſſenſchaftliches und ein Kunſtwerk, die Aufmerkſamkeit unſers gebildetern Publikums auf ſich: die Geſchichte Englands von Sir James Mackintoſh 1ter Band, und das Bild des jungen Napoleons von Sir Thomas Lawrence, geſtochen von Bromley. Beide Werke ſind unter eigenthümlichen Verhältniſſen dem Publikum übergeben worden, die viel Licht auf den Charakter der Zeit und der Menſchen werfen. Sir James ſchrieb urſprünglich ſeine Geſchichte nicht für die Leſer des Volksbuchs: Cabinet Cyclopaedia; er hatte ein Publikum im Sinne, wie Hallam bei der Abfaſſung ſeiner konſtitutionellen Geſchichte von England ſich eins dachte; doch waren die Anerbietungen der Verleger der populären Encyclopädie zu lockend, als daß Sir James ſein Werk nicht für den „general Reader" hätte ummodeln und mit Scott und Moore ein Kleeblatt der populären Geſchichte des vereinigten Königreichs bilden ſollen. Der Gewinn dabei iſt unſtreitig auf der Seite des Publikums, das ein ausgezeichnetes, einen tiefen philoſophiſchen Geiſt athmendes und alle neueſten Forſchungen berückſichtigendes Geſchichtswerk erhält, wozu noch überdies der ſehr mäßige Preis von 18 Schill. für ſämmtliche drei Bände gerechnet werden darf. Indeſſen ſcheint der eigenthümliche Zweck des Verfaſſers doch nicht ganz erreicht zu ſeyn: für den gewöhnlichen Leſer iſt ſeine Geſchichte zu gelehrt, und für den Geſchichtsforſcher enthält ſie zu viel Ueberflüſſiges. Bei dieſer Bemerkung habe ich aber nur das brittiſche Publikum im Auge. Sein Werk wird nichtsdeſtoweniger das ſchönſte und dauerndſte Denkmal bleiben, das ein hochgefeierter und freiſinniger Staatsmann, wie Sir James Mackintoſh, ſich ſetzen kann; es iſt eine ſchöne Gabe, aus welcher nicht nur ſeine eigene Nation, ſondern alle andern Völker, die das freie Geſetz als ihr höchſtes Gut anerkennen, Nutzen ſchöpfen werden. Unſern großen deutſchen Geſchichtsforſchern wird darin vollkommene Anerkennung ihrer Verdienſte. Ich enthalte mich aller Auszüge aus dieſem Werke, weil daſſelbe ohne Zweifel ſehr bald in einer deutſchen Ueberſetzung erſcheinen wird. Möge es einen des ausgezeichneten Verfaſſers würdigen Ueberſetzer finden! — Eine eigene Bewandniß hat es ferner mit der Erſcheinung des Bildes des jungen Herzogs von Reichſtatt. Als Sir Thomas Lawrence aus Auftrag des verſtorbenen Königs Georgs IV. in Wien war, um Kaiſer Franz II zu malen, mußte ihm auch der kaiſerliche Enkel, der Sohn des merkwürdigen Mannes, den Sir James Mackintoſh in ſeiner ſo eben erwähnten Geſchichte „a man entitled to a place in the first class of human minds" nennt, für ſeinen königlichen Patron ſitzen. Sir Thomas Lawrence war, wie ich glaube, in Wien im Jahre 1818 und malte folglich den jungen Prinzen in deſſen achtem Lebensjahre. Mit ſeiner meiſterhaften Leiſtung ſelbſt ſehr zufrieden, ließ er nach ſeiner Rückkehr nach London einen vortrefflichen Stahlſtich vom Bilde verfertigen, was für ihn und die Kunſthandlungen eine ſehr einträgliche Spekulation geworden wäre. Sir Thomas beging aber den Fehler, daß er bei dem Könige, welcher Eigenthümer des Bildes war, nicht um Erlaubniß für den Stich deſſelben anhielt; die Platte war geſtochen, mehrere tauſend Exemplare waren abgezogen, allein der König verbot ihm den Verkauf derſelben, und das Bild durfte nicht erſcheinen. Doch was ſhont der Tod nicht aus? Maler und König gingen ſchnell nacheinander ins Reich der Schatten, und kaum waren des leztern Augen geſchloſſen, als das Kartongefängniß des herrlichen Blattes ſich öffnete, und nun prangt es frei und viel bewundert in allen Kunſtläden. Wer je Napoleon ſelbſt geſehen hat, wird eingeſtehen, daß der Eindruck, welchen der Weltſtürmer auf ihn machte, ſich bei dem Anblicke jenes Bildes wieder erneuert; ſelbſt der kälteſte Engländer betrachtet es mit Intereſſe, und dieſes iſt gewiß das größte Lob, das dem Genie des großen Meiſters ertheilt werden kann.

R—s.

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 184.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 3. August 1830.

— So zeiget sich fest die geordnete Bildung,
Welche zum Wechsel sich neigt durch äußerlich wirkende Wesen.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geschöpfe
Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen.
Diese Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur sie.

Goethe.

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker, in ihren Beziehungen zur Geschichte betrachtet.

Erster Artikel.

Ist es wohl möglich, in den physischen Charakteren der jetzigen Völker die verschiedenen großen Familien zu erkennen, welche, wie uns die Geschichte berichtet, ursprünglich ein Land bewohnten oder in Besitz nahmen? Können uns wohl Naturgeschichte und Physiologie mit Sicherheit bei diesen Untersuchungen leiten? Schon lange war Edwards davon überzeugt; daher benüzte er auch eine Reise, welche ihn durch einen großen Theil des ehemaligen Galliens führte, um seine Ansichten in dieser Beziehung zu berichtigen.

Diese neue Art, die Physiologie anzuwenden, verleiht dem Studium der Naturgeschichte neues lebendiges Interesse. Wir sind überzeugt, daß uns die Naturgeschichte bey der Frage, die uns hier beschäftigt, sicherere Mittel zur Erforschung der Wahrheit an die Hand gibt, als die geschichtlichen Dokumente und die Vergleichung der Sprachen, deren man sich gewöhnlich zu diesem Zwecke bedient. Ist es aber wirklich auch nur möglich, die alten Völker in den heutigen wiederzufinden, da doch in einer langen Reihe von Jahrhunderten ein verändertes Klima, die Fortschritte der Civilisation oder Rückschritte in der Kultur, die vielfachen Kreuzungen der Raçen, mehr oder minder mörderische Kriege und politische Umwälzungen hundertfältigen Einfluß auf sie geäußert haben?

Eine sorgfältige Vergleichung der Sprachen weist oft in denjenigen, welche man heutzutage spricht, die alten Idiome nach, denen sie ihre Entstehung zu danken hatten, und man findet auf diese Weise in einem Lande, wo man dieß nicht vermuthet hätte, einen ununterbrochenen Zusammenhang zwischen den alten und neuen Bewohnern. Sollten aber die körperlichen Formen vergänglicher seyn, als Sprachformen? Sollten wir nichts von den Zügen unserer Ahnen erhalten haben? Sollten dieselben bis zur Unkenntlichkeit verändert worden seyn? Sollten die Kreuzungen alles vermengt, die Civilisation eine vollständige Regeneration bedingt, die Gewalt alles verdrängt oder vernichtet haben? Werden Pflanzen unter einen neuen Himmelsstrich, in ein neues Vaterland versezt, so bedecken sie sich mit Haaren oder Dornen, oder verlieren dieselben; ihre Blätter können sich theilen, ihre Blumen mit andern Farben sich schmücken, ihre Blumenblätter sich vervielfältigen, ihre Früchte ihren Geschmack verändern, ihre Größe zu- oder abnehmen; allein nichts desto weniger behalten sie fast immer einige der ursprünglichen charakteristischen Züge bei, die so sicher an ihren Ursprung erinnern, daß selbst das ungeübteste Auge sie nicht verkennt. Die Natur bewahrt den Originaltypus mit solcher Kraft, daß sie sehr häufig bricht, ehe sie sich nach den Aenderungen biegt, welche fremde Kräfte ihr aufdringen wollen.

Die Hauptveränderung, welche die Hausthiere, die der Mensch mit sich in ganz verschiedene Klimate führt, abgesehen von der Kreuzung der Raçen und andern Ur-

Digitized by Google

sachen, allein durch das Klima erleiden, betrifft ihre körperliche Bedeckung, welche, dem Wärmeverhältniß gemäß, dichter oder dünner, feiner oder gröber wird, und die Farbe wechselt; diese Thiere werden fetter oder magerer, ihre Nachkommenschaft nimmt manchmal an Körpergröße zu oder ab; nie aber ändern sich Verhältnisse und Formen bedeutend. Das Knochengerüste bleibt immer dasselbe, einige seltene Fälle, in Folge gewisser Krankheiten, abgerechnet.

Der Mensch ist gleichfalls den klimatischen Einflüssen unterworfen, widersteht aber denselben am kräftigsten unter allen Thieren. Wandert er aus Süden gen Norden, so gibt ihm sein Erfindungsgeist Schutzmittel gegen die Kälte an die Hand; er trägt, so zu sagen, in diesem Falle sein Klima mit sich hinüber. Verstände er es eben so gut, seine Atmosphäre abzukühlen, als sie zu erwärmen, so könnte er beinahe ungestraft das Klima vertauschen; jedoch wäre dann seine Existenz eine ganz künstliche, und er besizt auch überdieß nicht immer Mittel, die ihn vor den schädlichen Einflüssen des Himmels und der Luft zu schützen geeignet sind. Andererseits lassen ihn die Leidenschaften, die ihn überall hin begleiten, bald die Kombinationen seiner Intelligenz vergessen, und überliefern ihn schnell den Naturkräften.

Betrachtet man die Bevölkerung der Aequatorialregionen, welche seit mehreren Jahrhunderten zum Theil durch verschiedene Länder Europas geliefert wurde, so findet man eine mehr oder minder ausgebreitete Vermischung mit den schwarzen Sklaven, und daraus entsprang eine eigenthümliche Kaste, die, obwohl sie deutliche Merkmahle ihres Ursprungs trägt, mit der weißen Bevölkerung nicht verwechselt werden kann. Welchen Einfluß aber hatte auf leztere die so lange fortgesezte Einwirkung dieses äußersten Grades der Temperatur, gegen welchen ihre Erfindsamkeit sie am wenigsten schützen kann? Erkennen etwa England, Frankreich, Spanien ihre Söhne nicht mehr? Sehen sie wohl, wenn sie dieselben ein wenig gebräunt, empfänglicher für die Luft und körperlicher Bewegung abgeneigter finden, auch verschiedene Züge an ihnen? Ein englischer, spanischer, französischer Kolonist, hat er nicht die eigenthümlichen Charaktere seiner Landsleute? Allein ein Beispiel, aus unserer Umgebung genommen, wird uns die klimatischen Einflüsse noch besser würdigen lehren. Die Züge der Juden sind so charakteristisch, daß man sich in ihnen schwerlich irrt, und da man Juden fast in allen Ländern Europas trifft, so ist wohl keine Nationalphysiognomie allgemeiner bekannt und leichter erkennbar. Seit Jahrhunderten bilden sie einen Theil der Bevölkerung der Länder, in denen sie sich niedergelassen haben. Da sie ihre Religion, ihre Sitten und Gebräuche beibehalten, und sich mit den Völkern, unter denen sie wohnten, fast nicht vermischt haben, so möchte es schwer seyn, Verhältnisse aufzufinden, die geeigneter wären, den Einfluß des Klimas ins Licht zu setzen. Dieser mächtige Einfluß nun hat die Juden mit den Nationen, unter denen sie leben, nicht assimilirt, ja, was noch wichtiger ist, sie gleichen sich alle unter den verschiedensten Himmelsstrichen. Ein englischer, französischer, deutscher, italienischer, portugiesischer ꝛc. Jude ist und bleibt immer Jude seiner Physiognomie nach. Sie gleichen einander weit mehr unter sich, als den Nationen, unter welchen sie leben, und das Klima hat, trotz der lange dauernden Einwirkung, ihnen nichts gegeben, als Varietäten in der Färbung. Will man sich überzeugen, daß sie auch vor Alters waren, was sie heutzutage sind, darf man nur das Abendmahl von Leonardo da Vinci betrachten. Die heutigen Juden sind darauf Zug für Zug, und man weiß, welche Sorgfalt jener große Meister dem Ausdruck des Nationalcharakters widmete. Ja, auf einem alten egyptischen Monumente, dem Grabmahle eines Königes, sind Juden mit solcher Wahrheit abgebildet, daß man die Porträte einiger Individuen dieser Nation, die eben über die Straße gehen, zu sehen glaubt. Belzoni beschreibt dieses interessante Grabmal und sagt: „Die äußersten Figuren des Zuges stellen sichtbar Juden, Aethiopier und Perser vor. Die Juden erkennt man an ihrer Physiognomie und ihrer Hautfarbe, die Aethiopier an ihrer Farbe und ihrem Schmucke, und die Perser an dem Kostüme, welches sie auf allen egyptischen Bildwerken tragen.“ Wir haben mithin hier ein Volk, welches denselben Typus während seiner ganzen Geschichte behalten hat, und doch, wann hat je eine Nation größere Drangsale erlitten, ward je eine mehr und unter die verschiedensten Völker und Klimate zerstreut? Kann man ein Volk anführen, das öfters verfolgt, verhöhnt, verachtet wurde? Wahrlich, der menschlichen Natur muß eine gewaltige Kraft innewohnen, da sie über alle diese Einflüsse zu siegen vermochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

(Fortsetzung.)

Es wird nothwendig seyn, zum Verständniß derjenigen Leser, welche den Vesuv nach der Eruption von 1822 nicht mehr, oder gar nicht gesehen, seine gegenwärtige innere Gestalt zu beschreiben, woraus man abnehmen kann, daß das Hinabsteigen in seinen Krater nicht mehr so schwierig wie früher ist, und daß dieß sogar während seines lezten Ausbruchs nicht unmöglich war. Bei der erwähnten Eruption, welche eine der bedeutendsten war, die noch stattgefunden haben, stürzte die ganze höchste Spitze, durch welche früher die Auswürfe erfolgten, in den längst vorher durchhöhlten Krater, wodurch dieser

Digitized by Google

eine ausnehmende Ausdehnung erhielt. Diese Spitze hat sich in ihrer früheren Form in dem nun offen stehenden Bauche des Berges niedergelassen, steht also noch jezt auf der eigentlich feuerbereitenden Oeffnung des Berges, und aus ihr kamen bei dieser neuen Eruption die Feuersäulen hervor, aus ihr brachen die Lavaströme in das sie umringende Thal des großen Kraters. Diese Spitze nennt man den kleinen Vesuv; sie erreicht an Höhe kaum die Mitte der den Krater einschließenden Felsenwände. Von den Rändern dieser Wände übersieht man nun den ganzen Kessel, welcher an einigen Stellen mehrere hundert Fuß tief ist. Man kann den ganzen Krater oben umgehen, was freilich da, wo man auf allen Vieren klettern muß, sehr beschwerlich wird. Gewandte Fußgänger können in zwei bis drittehalb Stunden herum kommen. Der Anblick dieser Schlucht erregt wirklich die außerordentlichsten Empfindungen, wie da gegenüber der schönen Aussicht über das mittelländische Meer und den herrlichen Golf mit seinen Inseln, der Feuerheerd mit seinen unterirdischen Schrecken uns angähnt. Wunderbar fällt es vor Allem auf, daß der kleine Vesuv mit Gras bewachsen ist, welches jedoch von seinen gefährlichen Umgebungen eine besondere Farbe angenommen hat. Die Farben der Lava- und Schwefelformationen sind ganz eigene und außergewöhnliche, so daß man zwar sagen kann, die Lava ist grau, sie schillert aber in die sonderbarsten andern, beinahe fremd aussehenden Farben, und das hochglänzende Schwefelgelb scheint zu anderer Zeit wieder jede Farbe, nur nicht gelb. Dieser Farbenwechsel muß von der verschiedenen und häufig wechselnden Temperatur herrühren. Als ich im verflossenen März d. J. das erste Mal hinabstieg, war die ganze Decke des Kraters dergestalt erhizt, daß man unaufhörlich von einem Lavablock zum andern, über die oft sehr breiten Spalten, aus denen Feuer hervorschoß, springen mußte, während man mir erzählte, diese Felder seyen den Winter über ganz kühl und leicht zu betreten gewesen. Es möchte sehr schwer seyn, das Innere eines Kraters zu malen; die unzähligen Farbenmischungen desselben auszudrücken, halte ich aber für unmöglich. Das Erste, was einem einfällt, wenn man diese Schwefel- und Flammenregionen zu Gesicht bekommt, ist Dante's Hölle. Ich glaube nicht, daß er seine Bilder von den Strafen der Unterwelt entwerfen konnte, ohne einen Krater gesehen zu haben. Es bedarf sehr wenig Phantasie und Erinnerungskraft, um beim Anblick desselben sich alle seine kräftigen Bilder von den Qualen des Tartarus vor Augen zu rücken. Schon bei meinem ersten Besuch drangen Rauchsäulen ringsum aus den heißen Wänden und aus dem kleinen Vesuve, und Flammen zuckten aus den geborstenen Lavafeldern hervor, mit denen der Krater gleich einem Parkette belegt ist, und welche höchst unregelmäßig, meistens in kolossalen Klumpen an- und übereinander hängen. Es geschieht oft, selbst im ganz ruhigen Zustande des Berges, daß Felsenblöcke herabrollen und beim Auf- und Absteigen im Krater lösen sich häufig Lavabrocken unter den Tritten und stürzen in die Tiefe hinab, welches für die Nachfolgenden oder Vorausgehenden gefährlich werden kann. Eine ebene Fläche sucht man in dieser Unterwelt vergebens, und das Gehen darin wird besonders durch die Ungleichheit des Bodens und durch die häufigen Unterbrechungen desselben beschwerlich.

So hatte ich bei meinen ersten Besuchen den Krater gefunden. Wie ganz verändert war die Scene aber heute! Eine weiße, dichte Rauchsäule stieg gerade aus dem Schlunde empor, und vertheilte sich erst in ungemessener Höhe in die wunderbarsten, den herrlichen Pinien ähnliche Gestalten. So heiter der Himmel war, so verfinsterte sich doch häufig die Luft, wenn der sich über den ganzen Horizont ausbreitende schneeweiße Rauch ins Aschgraue umschlug, wodurch die Sonne selbst ihre Kraft verlor. Ob ich gleich auf der Spitze des Kraterrandes gegen das Meer zu stand und es Mittag war, so trat doch mehrmalen eine solche Dunkelheit ein, daß das ausströmende Feuer und nicht die Sonne die Gegenstände erleuchtete.

Ich hatte mir einen der entschlossensten jungen Führer ausgesucht und beobachtete mehrere Stunden den Gang der Eruption. Das Getöse im Krater war so fürchterlich, daß wir uns mehrmalen die Ohren zuhalten mußten, aus Besorgniß, am Gehör Schaden zu leiden. Der Wind war noch immer Südost, so daß der Rauch und die thurmhoch geworfenen Steine ohne Veränderung nach dem nebenstehenden Somma getrieben wurden, der ganz mit glühender Asche bedeckt war und einem zweiten Vesuve ähnlich sah. Ich entwarf mit meinem Führer einen Plan für den Abend, da ich gehört hatte, daß noch wenige Tage früher viele Fremde zur Nachtzeit hinabgestiegen waren und ich diesem Beispiele folgen wollte, obschon die Eruption damals noch keinen so ernsten Charakter angenommen hatte. Wir begaben uns zum Eremiten zurück, welcher Anstalt machte, sich nach Neapel zu retten. Hier nahm ich mein Mittagsmahl mit mehreren, früher in Rom und Neapel mir bekannt gewordenen Reisenden, welche den Ausbruch bei Nacht zu sehen gekommen waren. Nichts vereinigt Menschen leichter, als eine gemeinschaftlich zu bestehende Gefahr, und so schloß sich auch die muntere Schaar beim Lacrymä Christi, mit dem wir unsere Flaschen für die Nacht füllten, recht herzlich an einander. Als wir uns eben auf den Weg nach oben machen wollten, traf die englische Familie, mit welcher ich die Ueberfahrt gemacht, bei uns ein. Unter solchen Umständen freut man sich doppelt, Bekannte zu finden, und es war wohl kein leeres Kompliment, wenn wir uns wechselseitig versicherten, daß uns nichts Erwünschteres hätte zustoßen können. Unsere Karavane bestand nun aus vier

Digitized by Google

Damen und dreizehn Herrn von verschiedenen Nationen. Der silbergraue, ehrwürdige Eremit empfahl uns Vorsicht; bis jezt hatte ich weder ihm, noch der Gesellschaft meinen Plan mitgetheilt.

So lange wir durch die verdeckten Lavahohlgassen ritten, aus denen man nicht hinaussehen kann, herrschte laute Freude unter der Reiterschaar, obgleich wohl Manchem bei dem unter unsern Füßen stets heftiger werdenden Krachen das Herz pochen mochte. Als wir aber auf den flachen Platz am Fuße des Kegels gekommen waren, wo man die Thiere verläßt und nun die steile steinigte Höhe erklimmen muß, als wir den gluthdampfenden Berg so nahe vor uns sahen, und der kleinste Druck der Luft uns unter Felsen und Asche begraben konnte, da wurden diejenigen, welche am meisten gelärmt hatten, stille, und es ließen sich Stimmen vernehmen, welche genug gethan wähnten, wenn wir hier unsern Rückmarsch anträten. Ich erklärte sogleich fest, hiermit nicht einverstanden zu seyn, und da das Sprechen bei dem Getöse des Berges sehr beschwerlich war, so machte ich mich unverzüglich auf den Weg, den Kegel hinanzuklimmen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichter.

Osnabrück, Juli.

Umgebung. Verschönerungen. Volksleben.

Wenn der freundliche Dichter Jacobi und der bittere alte Voltaire, welche bei Gelegenheit ihrer Reisen durch einen Theil Westphalens im vorigen Jahrhundert dieses Land und seine Bewohner beklagten und verspotteten, gegenwärtig wiederkehrten, so würde wohl der erstere sich über die glückliche Umwandlung menschlich erfreuen, und der zweite sich einen andern Schauplaz für seinen Candide wählen müssen. Zwar haben beide, so viel ich mich erinnere, unsere Stadt unberührt gelassen, auch zeichnete sich das freundliche, wohlhabende Osnabrück in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besonders durch des herrlichen Justus Mösers und ihm gleichgesinnter Männer beglückenden Einfluß vortheilhaft aus; doch gestehen unsere ältesten Mitbürger mit Freuden ein, daß innerhalb und außerhalb unserer Mauern seit ihrer Jugend die glücklichsten Fortschritte unverkennbar seyen. — Das Hasethal, aus welchem die alten Thürme Osnabrücks sich erheben, darf sich zu den freundlichsten Gegenden des deutschen Vaterlandes zählen. Hügel mit wohlgeordneten Gartenanlagen umgeben zunächst die Stadt. Das ehemalige Kloster Gertrudenburg, auf einem derselben, ist jezt zum Militärhospital umgewandelt. Eine Stunde von der Stadt liegt der Piesberg, welcher Steinkohlen in Menge liefert, woran überhaupt die Gegend reich ist. Denkmale des Mittelalters, wie die romantischen Ritterburgen des südlichen Deutschlands, sucht man hier vergebens, will man nicht die Schloßruinen Tecklenburgs, des Ravensbergs u. a., die jedoch einige Meilen fern liegen, dahin rechnen. Dagegen ist die nächste Umgebung reich an Denkmalen des grauen Alterthums, an sogenannten Hünengräbern oder Heidenaltären, an welche sich manche romantische Sage knüpft; nur fehlt uns ein Uhland, sie zu erneuern. — Durch den Eifer des Altermanns Wagner ist zur Beförderung der Obstkultur schon Vieles geleistet worden, und bald werden hoffentlich unsere Kunststraßen, wie in Süddeutschland, mit Obstbäumen besezt seyn. Leider sieht man dagegen weniger der blaublühenden Flachsfelder, als in früherer Zeit, wo der Linnenhandel eine so ergiebige Quelle des Wohlstandes unserer Gegend war.

Wie ihre Umgebungen, so verschönert sich die Stadt selbst von Jahr zu Jahr. Früher die Residenz eines Fürstbischofs, ist Osnabrück gegenwärtig eine der ersten Provinzialstädte des Königreichs Hannover. Die wohlerhaltenen Kirchen, die öffentlichen Gebäude: als das Schloß, das Rathhaus, die Kanzlei, die Gymnasien ꝛc., gewähren durch ihre gediegene Massivität dem Bürger die beruhigende Ueberzeugung, daß das Rechte und Tüchtige, wie es von den Vätern ererbt ist, auch den Nachkommen zu Nuz und Frommen seyn werde; eine Beruhigung, die in unserer wechselvollen, unstäten Zeit hoch zu schäzen ist. So werden denn auch alle neuen Privathäuser massiv von Steinen erbaut, und aus den Hauptstraßen werden bald alle ältern Holzgebäude verdrängt seyn.

Das gesellige Leben der höheren Stände ist bekanntlich in ganz Europa so ziemlich uniform; nur im Mittelstande und im Volke bietet sich noch Eigenthümliches dar. Es ist zu beklagen, daß eigentliche Volksfeste hier fast gänzlich fehlen. Die Turnübungen kamen hier nicht auf und brauchten daher — auch nicht wieder verboten zu werden. In Dänemark sah ich die Schulknaben, den Lehrer an der Spize, allerlei lustige Leibesübungen vornehmen; so ein ganz legitimes Beispiel verdiente wohl allenthalben Nachahmung. Eine vortreffliche Leibesübung ist aber das jährliche Exerzitium der Landwehr, welchem sich jedoch die Söhne wohlhabender Eltern durch Erlegung von 100 Thlrn. in die Kriegskasse zu entziehen pflegen. Das neueingeführte Bajonnettiren bringt eine Behendigkeit und Kraft in die Bewegungen der jungen Männer, woran bei dem steifern Exerzitium der frühern Zeit nicht zu denken war. Nur Schade, daß, wie gesagt, die Söhne der Wohlhabendern für solche Uebungen keinen Ersaz haben. Tanz und Kegelspiel sind die Sonntagsbelustigungen der Handwerker; dabei ist leider das gute alte deutsche Bier von dem unheilbringenden Branntwein fast völlig verdrängt. Wie der heitere Gott des Weines beglückend durch die alte Welt zog, so überzieht hingegen, wie es scheint, der trübe Dämon des Branntweins in unserer Zeit das Volk mit unbeschreiblichem Verderben. — In den Vereinen der Gebildeten herrscht ein guter Ton; gewöhnlich ist Tanz und Musik das allgemeine Bindungsmittel für die junge Welt; möchten doch die Karten, wozu ich anderswo auch die jungen Leute schon begierig greifen sah, für immer den ältern Gliedern der Gesellschaft überlassen bleiben!

Im Spätherbst kommt die Gesellschaft des Fürstlich Detmoldschen Hoftheaters, unter des wackern Pichlers Direktion, von Pyrmont hierher, um einige Monate das Publikum durch recht gute Darstellungen zu vergnügen. Fürchten Sie nicht, daß ich Sie nun mit einer detaillirten Theaternachricht behellige. Ist es doch, wenn man so manche Korrespondenzartikel ansieht, als ob das gesammte deutsche Volksinteresse an die Bühne geknüpft wäre; mir wenigstens ist eine ehrliche politische Kannengießerei von Gevatter Schuster und Handschuhmacher interessanter, als die meisten dergleichen Theaterartikel.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№ 185.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. August 1830.

Jetzo verweilt der festere Blick in des Lebens
Vorigem sich, und ich fühle, was dahinfloh,
Fast als hielt' ich's noch. — —
Aber ich werd' auch Leiden gewahr im Vergangenen,
Wehmuth!

Klopstock.

Rückblick.

Mit zwanzig leichten Lenzen
Lag ich in diesem Wald,
Und seh' ihn heute glänzen
In gleicher Lichtgestalt;
Es duften seine Würzen
Und seine Bäche stürzen,
Ja, nimmer wird er alt!

Mit rüst'gen Mannesschritten
Geh' ich noch durch ihn hin:
Ich bin an Willen, Sitten,
Ich bin der Alt' am Sinn;
Und dennoch muß ich sagen,
Ich muß mit Schmerzen klagen,
Daß ich ein Andrer bin!

Die Buchen und die Eichen
Mit Wurzeln tief und breit,
Sie waren meines gleichen.
Was wußt' ich von der Zeit?
Gleich diesen Felsenquadern
Fühlt' ich in allen Adern
Getrost Unsterblichkeit.

Wohl bin ich jetzt ein Andrer,
Bin kein Gewächs des Hayn's;
Ich bin ein flücht'ger Wandrer,
Und denke nur an Eins:

Daß ich wie Windeswehen
Durch diesen Wald muß gehen —
O kurzer Traum des Seyns!

Gustav Schwab.

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

(Fortsetzung.)

Zu meinem Erstaunen waren die Frauen die ersten, welche, von Führern gezogen, dem gegebenen Beispiele folgten, und mit freudiger Ueberraschung sah ich die junge Engländerin, welche mir auf der Ueberfahrt durch ihr schönes entschiedenes Wesen schon aufgefallen war, unter den ersten der Steigenden, und zwar ohne Hülfe. So kamen wir nach einer mühseligen Stunde auf die Höhe, als eben die Sonne sich nach dem Horizonte neigte. Nur einige ältliche Personen waren zurückgeblieben. Der Anblick war außerordentlich, und die Wuth des uns so nahen Kraters erregte ein nicht zu bezwingendes Schaudern. Die glänzend herüberblitzenden Strahlen der bereits über dem Meer schwebenden Sonne machten die letzten Versuche, dem flammenden Berge sein eigenes Licht zu rauben. Sie sank hinab, und nun entwickelte sich vor unsern Augen ein Schauspiel, das mit keinem andern entfernt verglichen werden darf. Was früher Rauch schien, war nun Feuer. Die rothe Flammensäule schleuderte glühende Felsen hoch in den Himmel empor, und die Alles

versengende heiße Asche, so wie die aus allen Oeffnungen hervorbrechende siedende Lava kleideten Berg, Himmel und Erde in ein furchtbar blendendes, feuriges Roth. Das stets zunehmende Dunkel erhöhte dieses Schauspiel bis zum Entsetzlichen, und der ewig rollende Donner in den in vollem Aufruhr begriffenen Eingeweiden des Berges vermehrte seine Schrecken in der Finsterniß. Mein muthiger Führer rief mir zu, er sey entschlossen, sein Versprechen zu halten, allein wir müssen ohne Verzug uns auf den Weg machen, da der Wind jezt günstig sey. Ich erklärte mit wenigen Worten der Gesellschaft meinen Entschluß, und wollte mich verabschieden, als die junge Engländerin zu mir trat und entschieden sagte: ich gehe mit.

Man macht oft im Leben, besonders aber auf Reisen, die Bemerkung, daß die Frauen mehr Muth besitzen, einer sichtlichen Gefahr entgegen zu gehen, als die Männer; allein eine solche Entschlossenheit, ein solches Herausgehen aus allen, nach unsern Begriffen dem weiblichen Geschlecht gesteckten Schranken konnte in diesem Augenblicke wohl Niemand von einem jungen Mädchen erwarten. Man nahm auch keine Rücksicht auf ihr Anerbieten, und bot nur Alles auf, um mich von meinem Vorhaben abzuhalten. Nachdem aber jede freundschaftliche Ermahnung sich fruchtlos erwiesen und ich mit meinem Führer abging, so entstand ein lauter Jammer hinter mir, da die Engländerin darauf bestand, mit hinabzusteigen. Als ich mich umsah, lagen die beiden Schwestern des Mädchens vor ihr auf den Knieen, der Vater ging händeringend umher, und die Gesellschaft war beschäftigt, sie von ihrem Entschlusse abzubringen. Ich eilte zurück und vereinigte meine Bitten mit denen der Umstehenden. Zu spät sah ich, daß die Schilderung meines frühern Hinabsteigens sie am meisten in ihrem Vorsatze bestärkt hatte, ich stellte ihr daher vor, daß die Umstände ganz anders seyen. Sie entgegnete, daß sie Alles wohl überlegt, daß sie erfahren habe, wie noch vor wenigen Tagen viele Fremde, selbst Frauenzimmer, im Krater gewesen seyen, und daß sie ihren Entschluß schon auf der ganzen Reise mit sich getragen. Als ich ihr endlich erklärte, daß ich meinen Vorsatz aufgegeben habe, äußerte sie sehr bitter, sie glaube dieß gerne, es liege ganz im Sinne der Männer, von Gefahren zu sprechen, ohne sich ihnen auszusetzen, und nichts werde sie abhalten, allein zu gehen. Ich beruhigte in etwas den Vater mit dem Versprechen, Alles aufzubieten, was in meiner Kraft stehen würde, um seine Tochter zu schützen, und da das Mädchen nicht abzubringen war, so entstand eine wirklich rührende Scene des Abschiedes. Sie lag ihrem Vater und ihren trostlosen Schwestern lange an der Brust, und schien eine Zeitlang zu fühlen, wie ungerecht sie handle, den vielen, sie liebenden Menschen so tiefen Schmerz zu bereiten. Die stets greller werdende Beleuchtung erhöhte die Rührung dieses Augenblickes, und durch das Gebrülle des Berges drang das dumpfe Schluchzen der Scheidenden.

Als wir uns allein auf den steilen Abhängen befanden, auf denen man um den Krater herumgehen muß, um zu der einzigen Stelle zu gelangen, welche das Hinabsteigen in ihn erleichtert, und die gegen das verschüttete Pompeji zu liegt, bot ich noch einmal umsonst Alles auf, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen; vergeblich. Der Führer ging voran und ich hielt mich an seinem Stocke, während die Engländerin mich am Kleide faßte. So kamen wir an die verhängnißvolle Stelle, die derjenigen, wo wir die Gesellschaft verlassen hatten, beinahe gegenüber liegt. Wir mußten uns hier eine Weile niedersetzen, um uns Kräfte zu sammeln. Der Führer trieb unaufhörlich und schien kein großes Behagen mehr an der ganzen Expedition zu finden. Ich theilte der Engländerin seine Bedenklichkeiten mit, daß der Wind stets schwanke und daß wir ohne Rettung verloren seyen, wenn er sich gegen uns wende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker.

(Fortsetzung.)

Weit mächtiger als die Einwirkung des Klimas in Hervorrufung von Modifikationen ist die Kreuzung der Raçen. Alle Völker, deren Geschichte wir kennen, wurden ihr mehr oder minder unterworfen, und es scheint diese Ursache um so kräftiger zu wirken, da sie auf die innerste Organisation einfließt. Die Erforschung des Ganges der Natur bei dieser großen Verschmelzung verspricht kostbare Aufschlüsse über den Gegenstand unserer Untersuchung. Die Unterschiede der Kasten und Stände, deren Ursprung oft auf eine Raçenverschiedenheit zurückgeht, setzen häufig jener Kreuzung eine Schranke, die man zwar, ungeachtet der Strenge der Gesetze und der Gewalt der Vorurtheile, öfters überschritten hat, die jedoch lange Zeit die große Menge bannte. Sehen wir daher, was geschehen würde, wenn gar keine Schranke der Art vorhanden wäre. Hier muß man nun vor allem das numerische Verhältniß der sich mischenden Raçen und ihre respektive Vertheilung über denselben Strich Landes in Betrachtung ziehen, denn darauf kommt fast alles an. Einmal wissen wir genau, wie die Natur gemeiniglich zu Werke geht, wenn das Mißverhältniß groß ist: in diesem Fall verschwindet meist der Typus der kleinsten Anzahl ganz und gar. Sehen wir, nach wie vielen Generationen dieses gewöhnlich stattfindet. Man kreuzt ein Hausthier mit einem andern von verschiedener Raçe, man kreuzt dann das Produkt dieser Mischung mit einem Individuum von einer der reinen Raçen; das neue Produkt nähert sich der leztern. Man fährt mit den Kreuzungen nach

Digitized by Google

demselben Prinzip fort, bis endlich das Produkt zu einem der ursprünglichen Typen zurückkehrt, was gemeiniglich am Ende der vierten Zeugung stattfindet. Wir wissen ebenfalls bestimmt, was im gleichen Falle bei Menschenraçen sich ergibt: der Charakter des Negers und des Weißen verschwindet mit der vierten oder fünften Generation, was mit dem obigen allgemeinen Resultate übereinstimmt. Dieses Faktum scheint auf den ersten Anblick das Aufsuchen der alten Raçen in den neuen nicht sehr zu begünstigen. Es würde in der That schwer, ja unmöglich seyn, alle Elemente wieder zu finden, die eine Nation gebildet haben; allein unser Zweck ist nur, die großen Völkerfamilien aufzufinden, und dieß ist weit leichter, da kleine ingredirende Elemente die Formen der großen Mehrzahl nicht geändert haben können. Allein setzen wir sogar den Fall, zwei Raçen seyen sich an Zahl gleich, und man wird finden, wie viele Bedingungen auch dann noch eintreten müssen, wenn sie in einen vollkommenen Mittelschlag zusammenschmelzen sollen. Jedes Individuum der einen Raçe muß sich dann nämlich mit einem Individuum der andern verbinden; jedes muß Theil an der Verschmelzung der Charaktere nehmen, denn leichte Schattirungen entstellen einen Typus nicht. Ist aber eine solche Bedingung wohl zu erfüllen? schwerlich. Kaum der ärgste Despot könnte solche Verbindungen erzwingen. Ueberdieß lehrt uns die Beobachtung, daß, selbst wenn diese Bedingung erfüllt würde, noch eine weitere nothwendige Bedingung stattfinden müßte: die Raçen müßten nämlich so viel als möglich untereinander verschieden seyn. Pferd und Esel, Hund und Wolf oder Fuchs geben stets Bastarde, d. h. immer genau den Mittelschlag. Sind sich im Gegentheil die Raçen sehr nahe verwandt, so findet keine solche genaue Mischung statt. Daher geben die Menschenraçen, welche am meisten von einander abweichen, immer Bastarde; so ist der Mulatte das unvermeidliche Resultat der Mischung der weißen und schwarzen Raçe. Sind aber die Eltern von zwei verwandten Varietäten, so bemerkt man häufig, daß der eine oder der andere Typus rein reproducirt wird, wie man dieß ganz gewöhnlich bei den europäischen Nationen beobachten kann. Die Kreuzung ruft daher bald die Schmelzung, bald die Trennung der Typen hervor; lezteres Resultat ist jedoch weit gewöhnlicher als das erste. Kurz, es läßt sich schließen, daß, wenn sich auch Völker, die Varietäten von verschiedenen, jedoch verwandten Raçen angehören, sich auf die hypothetische Art, die wir oben angedeutet haben, verbänden, ein Theil der neuen Zeugungen doch immer die ursprünglichen Charaktere beibehalten würde. Was noch dazu beiträgt, dieselben zu erhalten, ist die geographische Vertheilung von Völkern verschiedener Raçe auf demselben Gebiete. Denn wie kann man eine so gleiche Vertheilung annehmen, daß sich dabei nicht eine Menge von Gruppen bildeten, wo bald die eine oder andere Raçe im großen Verhältniß vorherrscht? Diese Bedingung allein reicht schon hin, das Erlöschen der ursprünglichen Raçen unmöglich zu machen.

Was die Ausrottung von Völkern betrifft, wovon die Geschichte so oft spricht, so weiß man, was man davon zu halten hat. Horden, kleine Völkchen können unter dem feindlichen Schwerte fallen, allein schwerlich eine Nation oder gar eine Raçe. Es wäre dazu eine hartnäckige Grausamkeit erforderlich, welche nicht in der menschlichen Natur liegt. Und welches Interesse hätten überdieß Eroberer, die besiegten Völker auszurotten? Sah man je eine Nation von solcher Freiheitsliebe und solcher Lebensverachtung beseelt, daß sie den Tod der Knechtschaft vorgezogen hätte? Eine kleine Anzahl kann sich dem Tode weihen, nicht aber ein ganzes Volk.

Es ist selbst äußerst selten, daß eine Nation eines weit ausgedehnten Landes beraubt wird; die Wilden allein liefern davon Beispiele; so haben die amerikanischen Indier den Europäern ungeheure Länder abgetreten. Allein in der Geschichte des alten Kontinents ist keine Rede von Wilden; es handelt sich nur von Barbaren, d. h. von Völkern, bei denen Civilisation und Kunstfleiß bereits Wurzel geschlagen haben, was vollständige, freiwillige oder gezwungene, Auswanderungen undenkbar macht. Denn Häupter, die einen Eroberungszug vorschlagen, besitzen weder die Macht, noch den nöthigen Einfluß, um eine ganze Nation an ihre Schritte zu fesseln und nach sich zu ziehen. Sobald man Besitzungen hat, rechnet man, und nicht alle rechnen auf dieselbe Weise.

Wenn eine Nation angegriffen und überwunden wird, sucht sie der Sieger nicht gänzlich auszutreiben; er will Platz, zumal wenn er Nomade ist, und vertreibt einen Theil derselben; allein da er auch Tribut, Sklaven oder Hülfsvölker will, so wünscht er den Rest zu behalten. Die Ueberwundenen theilen sich: die einen, von Liebe zur Unabhängigkeit getrieben, verlassen den väterlichen Boden, die andern finden sich mit den Siegern ab. Man muß auch bemerken, daß Sieger den Besiegten ihren Namen aufdringen können, ohne damit bedeutende Veränderungen in den physischen Charakteren derselben hervorzubringen; denn im Allgemeinen stürzt sich nicht eine Nation auf die andere, sondern ein oft sehr kleiner Theil eines unruhigen Volkes unterjocht eine ganze Nation. So waren die Normannen, die sich beinahe des ganzen mittäglichen Italiens bemeisterten, eine Handvoll Menschen. Gallien änderte Herrn und Namen unter den Franken, und man weiß, wie klein Clovis Heer war. Nur auf einander folgende Eroberungszüge eines und desselben Volkes könnten bedeutenden Einfluß haben; so bemächtigten sich die Sachsen Englands und pflanzten dort ihren Stamm fort.

Der Einfluß der Civilisation auf die Formen und Verhältnisse der Menschenraçen ist uns unbekannt;

Digitized by Google

es ist jedoch wahrscheinlich, daß er sehr gering ist. Ueberall, wo Edwards einen auffallenden Racencharakter entdeckte, fand er denselben in allen Ständen der Gesellschaft, in den Städten und auf dem Lande, vom unwissendsten und ärmsten Bauer und Handwerker an bis zu den Gliedern der alten und auf alle mögliche Weise ausgezeichneten Familien.

Diese Betrachtungen führen zu der Ueberzeugung, daß die physischen Hauptcharaktere eines Volkes sich eine lange Reihe von Jahrhunderten in einem großen Theile der Bevölkerung erhalten können, trotz der klimatischen Einwirkung, der fremden Invasionen und der Fortschritte der Civilisation. Wir begleiten nun im Folgenden Edwards auf seiner Reise durch Frankreich, Italien und einen Theil der Schweiz.

(Beschluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baaden, Juli.

Hazardspiel. Neue Projekte.

Das Hazardspiel gehört zu den Uebeln, die sich von einem vielbesuchten Badeort schwerlich ganz entfernen lassen. Was eine verständige Polizei hierbei thun kann, ist Beschränkung desselben. In manchen Bädern sind dem Spiele nur gewisse Stunden eingeräumt, und dabei ist das Minimum des Einsatzes genau bestimmt. Beide Anordnungen müssen sehr gebilligt werden, denn es ist gewiß von mancherlei verderblichen Folgen, wenn die Spieltische den ganzen Tag über und bis tief in die Nacht offen stehen, und der Satz bis herab zu 24 kr. angenommen wird, wodurch so häufig Menschen aus der arbeitenden Klasse angelockt werden, ihren kärglichen Erwerb den Wechselfällen der Spielbank preiszugeben. Wie oft sind zerrüttetes Familienglück, Diebstahl und Selbstmord die schrecklichen Folgen hiervon! Bemerkenswerth ist es in Baaden, daß unter allen Nationen, die hier zusammentreffen, die Engländer am seltensten spielen, die englischen Frauen fast gar nicht.

Was die Einrichtung der hiesigen Bäder betrifft, so ist sie nicht in allen Badehäusern gleich zweckmäßig und bequem. Eine in jeder Hinsicht treffliche Anstalt sind die Dampfbäder, für welche ein besonderes Gebäude neben der Hauptquelle aufgeführt worden ist. Seit einigen Jahren wird das Baadner Mineralwasser auch häufig und in manchen Zufällen mit glücklichem Erfolg getrunken. Die Säulenlaube für die Trinker liegt der eben gedachten Quelle gegenüber und gewährt eine herrliche Aussicht in die Thäler und Gebirge. Es soll im Vorschlag seyn, einen größern Säulengang zum Behuf derer, welche das hiesige oder ein anderes Mineralwasser trinken wollen, auf dem Platze vor dem Conversationshause zu errichten und eine der warmen Quellen dorthin zu leiten. Wir können den Gedanken nicht glücklich nennen. Unstreitig rührt die Wirkung des innerlich gebrauchten Baadener Mineralquells hauptsächlich mit von seiner natürlichen Wärme her. Durch eine weite Leitung würde aber diese Wärme nicht nur vielleicht um die Hälfte vermindert, sondern mit derselben verlören sich auch die feinern, geistigen Theile des Wassers. Bedenkt man außerdem, daß die Ausdünstungen eines warmen Quells auf dem Conversationsplatze eben keine erfreuliche Erscheinung seyn könnten, und weniger noch die Kloaken, welche man mit einer solchen Einrichtung verbinden müßte; bedenkt man ferner, daß jener geräuschvolle Platz kein willkommener Aufenthalt seyn mag für Leidende, und daß die Tausende von gesunden, lebensfrohen Menschen, die täglich daselbst lustwandeln, durch den Anblick so mancher Kranken eben auch nicht sehr erfreut werden dürften, so hat man Gründe genug, eine Beseitigung jenes nicht gut berechneten Projektes von Herzen zu wünschen. Baaden ist wahrlich groß genug, daß nicht alle Gegensätze auf einem Punkte zusammengestellt werden müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Osnabrück, Juli.

(Beschluß.)

Homöopathie.

Die Neuerungen unserer Zeit, als: die ästhetischen Thees, die mystisch-pietistischen Umtriebe und die Homöopathie haben, meines Wissens, hier noch keinen Eingang gefunden, so wenig es auch an Kunstfreunden, an Vereinen zu guten Werken und Aerzten fehlt. In diesen Blättern ist öfter von der Homöopathie die Rede gewesen. Es wurde den Aerzten, namentlich der Versammlung der Naturforscher, zum Vorwurf gemacht, daß sie die Sache noch nicht ins Klare gebracht, entweder dafür oder dawider mit Bestimmtheit sich entschieden hätten. Man muß aber bedenken, daß nur das, was im Gebiete des gemeinen Verstandes liegt, sich wie ein gerichtlicher Prozeß durch Gründe und Gegengründe ausmachen läßt; mit den Ansichten über die Natur hat es eine andere Bewandniß; die Natur erkennt keine legitimen Richter an. Die Homöopathie hat überhaupt zwei Klassen von Aerzten gegen sich: die alte empirische Schule und die neue physiologische. Sie selbst ist rein empirischer Natur und stellt sich den alten Schule mit gleichen Waffen, Erfahrung genannt, entgegen; beide spielen fortwährend ihre besten Trümpfe aus und die Sache nimmt kein Ende. Die neue deutsche naturhistorische Schule, die naturphilosophische oder physiologische, befaßt sich, ihrer Natur gemäß, gar nicht mit direkter Bekämpfung der alten; sie konstruirt, erbaut sich von Grund auf, sie hat keine Zeit und Lust, sich in die Streitigkeiten nebenher einzumischen, überzeugt, daß wenn die Gesetze des Lebens vom niedrigsten Lebenskeim bis zum Menschengeist in eine zusammenhängende Kette gebracht seyn werden, alle systematischen Luftschlösser von selbst zusammenstürzen werden. Gut Ding will aber Weile haben! Erstaunliches ist in ein Paar Decennien geleistet worden; um es zu würdigen, muß man jedoch selbst recht ernst und tüchtig mitarbeiten, von unten auf dienen, Geologie, Pflanzenphysiologie, Zoologie studiren; es wird dann nicht an freudigem Genuß und verdienter Anerkennung der Zeit fehlen.

Vor Kurzem kam Hr. Oberschulrath Kohlrausch aus Münster durch unsere Stadt, um in Hannover seinen neuen Posten anzutreten. Unter der Oberaufsicht dieses ausgezeichneten Gelehrten und praktischen Schulmannes steht für die Schulverfassung unsers Landes die glücklichste Entwickelung zu erwarten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 186.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 5. August 1830.

— Du holde Blume
Der Einsamkeit!

Byron.

Marien's Reise.

Novelle von Gräter.

I.

Die Sonne warf breite Abendschatten auf das Haus des Försters Bernhard, der, ein starkgebauter Mann mit grauen Haaren, zwei kastanienbraune Dachshunde hinter sich, den steilen Fußpfad niederstieg, der von dem Mühlberge herabführt. Die Jagdhunde, die vor dem Hause umherstrichen, begrüßten ihren Herrn mit Springen und Bellen, indeß einige andere, die an der Kette lagen, durch ihr Geheul ihn willkommen hießen. Marie, seine Tochter, hob ihr jugendlichblühendes Angesicht empor, und sprang von ihrem Sitze unter dem breitästigen Nußbaum auf, um ihm entgegen zu gehen. Des alten Mannes Gruß: „Guten Abend, mein Kind!“ war ernster als gewöhnlich, und seine rauhe Hand zitterte fast in der ihrigen, als er, ohne, wie gewöhnlich, erst seine Büchse an Ort und Stelle zu bringen, neben ihr sich unter dem Baume niederließ. Noch einen Augenblick verweilte die Sonne auf dem Hügelkamme, der jenseits des Flusses wie eine Mauer hinlief. Sie beleuchtete das Antlitz des Alten, auf welchem dadurch sein gewöhnlicher Ernst um so sichtbarer wurde; man sah eine von Sorgen tiefgefurchte hohe Stirne, scharfe, aber sanfte blaue Augen, die sich auf den Boden hefteten, und einen Mund mit einem Zuge gutmüthiger, aber melancholischer Offenheit. Derselbe Sonnenstrahl fiel auch auf das schöne Gesicht der Tochter, und indem er das üppige Grün des Baumes vergoldete, bildete er hinter den beiden einen breiten Kreis zitternder Lichter. Eine Zeitlang saßen sie schweigend neben einander, als horchten sie dem Rauschen des Neckars. „Meine Tochter,“ sagte endlich der Förster, „seit sechszehn Jahren hast Du die Sonne kaum hinter einem andern Berge niedergehen sehen, als hinter jenem. Hier bist Du aufgewachsen wie ein junge Waldpflanze, in Einsamkeit und stiller Freude. Aber wir müssen jezt Deine Geburtsstätte und das Grab Deiner Mutter verlassen. Jene jungen Wüstlinge drüben im Schlosse lassen Deine Unschuld und meine grauen Haare nicht mehr in Frieden. Der General und sein Verwalter haben mir meine Entlassung verweigert und mit neuer Anklage gedroht. Meine Vatersorgen ängstigen mich Tag und Nacht, und das Bild meines sterbenden Vaters winkt mir hinüber zu den Schneegipfeln und grünen Alpen meiner Jugend. Unsere Abreise muß daher beschleunigt werden, bevor vielleicht eine ungerechte Verhaftung dir meinen Schutz entzieht und mich hindert, ihn noch am Leben zu treffen nach mehr als vierzig Jahre langem Ungehorsam. Morgen also, bevor der Tag anbricht, sey gerüstet, meine Tochter, und halte alles für unsere Abreise bereit. Und nun blicke noch einmal um Dich, Kind meiner Sorgen, bevor der lezte Strahl des Tages erlischt, nimm Abschied von Deinen Bäumen und Blumen, von Deinem Reh und Allem, was Dir hier lieb war, und bitte Gott, daß er Deine ersten Schritte in die trügerische Welt leiten möge!“ Mit diesen Worten küßte er die Stirne seiner Tochter,

Digitized by Google

welcher Thränen aus dem Auge rollten. Als sie aufblickte, war er schon weggegangen. Die fernsten lichten Wölkchen waren noch von den lezten Sonnenstrahlen gefärbt, und die Nacht hob sich herauf über Land und Strom, still und dunkel.

Mit einem tiefen Seufzer und wie halb im Traume über das, was sie gehört hatte, und ohne es noch fassen zu können, daß sie für immer von diesem Orte scheiden müsse, mit banger Ahnung der Zukunft, mit wenig Hoffnung und noch weniger kindlicher Neugier, die Welt zu sehen, verließ sie endlich ihren Sitz und ging in das Haus, um für den nächsten Morgen die nothwendige Zurüstung zu treffen.

Mariens Mutter war gestorben, als ihre Tochter erst sechs Jahre zählte. Von ihr hatte Marie ein zartes, edles Herz geerbt und ein tiefes, frommes Gemüth; aus ihrer Hinterlassenschaft aber ein Miniaturbild ihrer Mutter als Kind und eine kleine Bibliothek von Romanen, meist in dem Geiste des bekannten Siegwart, in welchen die Brust nichts als Liebe kennt, und die Liebe nichts als melancholische Thränen. Ihr Vater hatte sie im Lesen und Schreiben unterrichtet, ihr einige Kenntniß der Pflanzen und Thiere beigebracht, und sie auf einem alten Klavier einige Psalmen und Hymnen spielen gelehrt. Oft erzählte er ihr von dem heißen Sonnenbrand, von den riesenhaft wuchernden Pflanzen und von den wilden Thieren und Menschen ferner Welttheile. An manchem Abend unterhielt er sie mit Heldensagen aus dem Mittelalter, mit Geschichten aus der urältesten Kirche, von den kühnen Reformatoren und der Befreiung des Schweizervolkes, unter welchen der Einsiedler Niklas von der Flue und der Graf Rudolph von Toggenburg ihre Lieblingsgeschichten waren. Die Gedichte Hallers und die Idyllen Geßners waren gleichfalls Gegenstände, welche ihre junge Seele erfüllten. Oft las er mit ihr in der Bibel und in den Schriften Speners und des Grafen von Zinzendorf. Ein altes Manuscript „von dem Geheimnisse Gottes und der Naturgeister" trug noch mehr dazu bei, ihr Gemüth von der Außenwelt abzuziehen. Aber sie wurde wieder auf die schöne Erde zurückgeführt durch ihren einsamen Aufenthalt in einer anmuthig wilden Gegend, durch ihre Waldpflanzen, durch ihren Garten, durch ihr liebes Reh, den harmlosen Gespielen von ihres Vaters Hunden, aber vorzüglich durch die Liebe und Sorge für ihren schwermüthigen, edlen Vater.

Alle diese verschiedenartigen Elemente ihrer Erziehung waren durch die natürliche Klarheit und Schönheit eines unverdorbenen schönen Herzens in Einklang gebracht. Die Seele ihres Vaters schien mit sich selbst in Zwiespalt; eine sanfte und fast abergläubische Frömmigkeit wechselte und stritt mit einer romantischen, heftigen Gemüthsstimmung, indeß beides sich gewöhnlich unter der rauhen Einsylbigkeit eines Forstmanns in Benehmen und Rede verbarg. Aber der bitterste Feind seines innern Friedens schien eine schmerzliche Erinnerung zu seyn.

So lange sein Freund, der alte Freiherr, lebte, über dessen Wälder und Waldwerk er die Oberaufsicht führte, lebte er ungestört und geachtet in seinen Verhältnissen. Mehrere alte Leute in dem gegenüber liegenden Dorfe erinnerten sich seiner noch bei seiner Ankunft als eines feurigen, aber finstern Jünglings, und wie er als Gehülfe bei dem vorigen Förster angestellt wurde. Als sein Vorgänger, ein Alchymist, starb, heirathete er dessen Nichte, eine Waise aus Sachsen. Wechselseitige Achtung, nicht Liebe, schien das Band geknüpft zu haben, welches der Tod frühzeitig trennte.

Sein Leben spann sich in trüber Ruhe fort, die allein durch fromme Aufwallungen, aber noch häufiger durch innere heftige Kämpfe unterbrochen wurde. Seine einzige ungetrübte Freude war Marie, die jezt zu einem lieblichen Bilde natürlicher Schönheit und träumerischer Jugend aufgeblüht war, aber einen seltsamen und wunderbaren Ausdruck hatte, wie eine ausländische Pflanze in dieser Waldgegend. Ihre Gestalt war zart und nicht groß, mehr schmächtig, als stark gebaut. Ihre Kleidung hatte etwas Fremdartiges, da sie sich, dem Wunsche ihres Vater gemäß, wie ein Landmädchen des benachbarten Schwaben trug. Sie bestand aus einem scharlachrothen Mieder mit schwarzen Sammtstreifen besezt, großen weiten Aermeln, aus einem dunkelblauen Rock von Tuch, der in reichen, gleichmäßig gelegten Falten von ihrer Hüfte herabfiel, und in einer weißen Schürze.

(Die Fortsezung folgt.)

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

(Fortsezung.)

Nichts konnte die junge Engländerin in ihrem Entschlusse irre machen, und als der Führer endlich erklärte, daß sie in ihrem langen Frauenkleide da unten gleich in Flammen gerathen würde, ja selbst nicht den Berg werde herunterspringen können, so trat sie bei Seite, rollte ihr Kleid bis um die Hüften als Gürtel auf und kam als Mann gekleidet wieder zu uns. So viele Beharrlichkeit mußte siegen. Ich verwandelte mein Abrathen in Scherz, und suchte nun, ihr den Muth einzuflößen, welcher sich denn doch wahrscheinlich bei einer zartgebauten Frau verlieren mußte, wenn sie nur erst die noch nicht begriffenen Gefahren der Unternehmung vor sich sah. Ich bereitete sie auf Alles vor, da Zurufen im Krater selbst unmöglich wurde, und so sehr ich auch früher Besorgnissen Raum gegeben hatte, so verschwanden sie doch jezt bei der Nothwendigkeit der entscheidenden That.

Digitized by Google

Ich wurde voll guter Hoffnung und ahnete nicht entfernt den tragischen Ausgang unseres Unternehmens.

Wir stellten uns in eine Reihe, jeder hielt eine Hand des Mädchens, und so stiegen wir hinab. Die heiße braune Lauerde dampfte unter unsern tiefeinbrechenden Füßen glühenden Rauch aus, wir fielen bei jedem Schritte zehn bis zwanzig Schritte hinab, ohne uns halten zu können, und wir gelangten daher auf den Grund des Kraters so blitzesschnell, daß wir selbst nicht wußten, wie es zugegangen war. Allein schon hier erwarteten uns ganz andere Erscheinungen, welche die höchste Geistesgegenwart, Gewandheit und Vorsicht in Anspruch nahmen, um ihnen nicht zum Opfer zu werden. Das erste Hinderniß, auf welches wir stießen, war ein breiter Spalt, über den wir noch im Hinunterlaufen springen mußten; denn an ein Anhalten war nicht zu denken, und wenn diese Kluft breiter gewesen wäre, so würden wir unfehlbar in sie hineingestürzt seyn. Das außerordentliche Mädchen, welches wir begleiteten, legte hier die erste Probe ihrer Kühnheit ab, und ihr Muth steigerte sich bald zur Tollkühnheit. Das Gebrüll des Berges wurde so arg, daß ich glaubte, er müsse jeden Augenblick bersten. Nicht die heftigste Kanonenschlacht, nicht der stärkste Donner lassen sich mit diesem entsetzlichen Lärm vergleichen, so wie es überhaupt unmöglich ist, Alles zu beschreiben, was in diesem Höllenschlunde vorging. Feuer war um, unter und über uns, und wir bedurften unglaublicher Aufmerksamkeit, um nicht in Brand zu gerathen. Die Hitze von unten war noch viel stärker als die von oben, und die kleinen Flämmchen, welche hier und dort gleich Irrlichtern an uns heraufschossen, so wie die langen breiten Feuerstreifen, welche oft ganz unversehens unter uns hervorbrachen, machten das Vorwärtsbringen äußerst beschwerlich. Wir mochten uns ungefähr eine halbe Stunde im Krater befinden, als uns der erste Lavastrom entgegen kam. Blutroth und majestätisch dahin fließend, bahnte er sich seinen Weg gegen den Ottajano zu, und zerstörte Alles, was seinem Laufe in den Weg kam, unter furchtbarem Gekrache. Wir näherten uns seinem Gluthbett, das nicht besonders breit, aber sehr hoch war. Die Lava floß so langsam, daß man ihrem Fluß leicht ausweichen konnte, und wer je Kanonen gießen sah, kann sich die beste Vorstellung von ihrer Strömung machen. Die Miß eilte zuerst darauf zu, um ihr Taschentuch an einem Ende darin zu verbrennen. Allein die Hitze, welche aus der Lava strömt, ist so furchtbar, daß augenblicklich das Tuch lichterloh brannte, und sie sich die Hand sehr beschädigte. Ich warf eine Münze hinein, welche der Führer nach vieler Mühe mit seinem eisenbeschlagenen Stock herausholte. Die Lava, die sich um den Silberscudo geschlagen hatte, verhärtete augenblicklich, wie sie aus dem Flusse kam, und dies ist das Einzige, was wir von unserer Unternehmung davonbrachten. Wir sezten nun unsern Weg gegen das Centrum des Kraters fort, obgleich bei jedem Schritte die Erscheinungen drohender, das Getöse fürchterlicher wurde. Endlich befanden wir uns am Fuße des kleinen Vesuvs. Er war ganz in Feuer und dergestalt von der herabfließenden, dunkelglühenden Lava bedeckt, daß die Feuersäule über ihm aus dem großen Krater selbst zu kommen schien. Die Hitze wurde hier so arg, daß wir am ganzen Leibe glühten. Wir durften keinen Augenblick ruhig stehen, da wir sonst anbrannten, und dieses beängstigende Gefühl, so wie das betäubende, alle Sinnen raubende, schauderhafte Donnern rings um uns ließ uns auf den Rückzug denken. Ich gab dies zu verstehen und wollte die Miß zurückführen, als sie mich, aus welchem Grunde wußte ich nicht, plözlich nach der entgegengesezten Seite riß. Wahrscheinlich wollte sie den Anblick von der andern Seite des Berges haben. Unser Führer blieb, wie erstaunt über dieses Entfernen, stehen, und ich sah ihn in der überhellen Beleuchtung ängstlich auf den Lavaquadern herumtrippeln und mit weit ausgestreckten Armen uns zu sich winken. Wir waren durch das neue Gemälde zu sehr beschäftigt, um ihm Gehör zu geben, und überdies ärgerte es mich, daß der Mensch uns nicht folgte; ich schrieb dies der Feigheit zu und bemerkte nicht, welch gräßliches Hinderniß der wahre Grund seines Zurückbleibens war. Zwischen uns hatte sich nämlich ein Lavaguß entwickelt, der gerade der Wand des Kraters zufloß, an welcher wir oben vorbei mußten und wodurch uns der Rückweg auf immer abgeschnitten war, wenn wir ihm nicht zuvorkamen, bevor er die steile Felsenwand erreichte. Wir beide erkannten zugleich die Gefahr, und die Angst beflügelte unsere Schritte. Wir erreichten glücklich den Anfang dieser ungeheuern Feuerströmung; allein hier befand sich eine so breite Kluft, welche man überspringen mußte, um jenseits der Richtung zu gelangen, welche die Lava genommen hatte, daß wir erstarrt davor stehen blieben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Juli.

Aufschwung des Handels im Mittelmeer. Ueber die Kälte des vorigen Winters.

Lassen wir den Franzosen immer ihre komische Eitelkeit, mit der sie jezt, nachdem sie gelungen ist, auf eine Expedition schauen, die sie vor zwei Monaten noch für unsinnig hielten und darüber als über eine Thorheit schrien. Das Gute, das sie für alle handeltreibenden Nationen Europas durch die Säuberung Algiers gestiftet haben, ist unermeßlich, und wenn sie es nicht gethan hätten, so wäre es nie geschehen, so viel ist gewiß. Schon jezt verspüren wir hier die Folgen davon; viel freier bewegt und regt sich der mittelländische Handel, und es wird ihm nichts mehr im Wege stehen, wenn einmal die christlichen Griechen ihre Seeräuberei ganz lassen, wozu sie aber gezwungen werden müssen, denn diejenigen unter ihnen,

Digitized by Google

welche sich mit derselben abgeben, sind um kein Haar besser als Türken, Beduinen und Araber.

Merkwürdig ist der unendliche Aufschwung unserer Stadt. Eine Spekulation für die neuen Kolonien drängt die andere. Um den Ankauf von Schiffen und besonders von Dampfbooten reißt man sich. Das Haus Bazin hat sich an die Spitze einer vielversprechenden Unternehmung gestellt. Bisher hatte das neapolitanische Dampfboot „Ferdinand" die Schiffahrt zwischen Marseille und den italienischen Häfen Genua, Livorno, Civita-Vecchia, Neapel und Palermo allein; jezt endlich ist es dem im Süden noch in den Kinderschuhen steckenden Associationsgeist gelungen, zwei ähnliche Dampfboote in Gang zu bringen. Dazu ist kein Ort geeigneter, als Marseille, die Hauptniederlage aller Erzeugnisse der mittelländischen Küstenländer, der Sammelpunkt einer Menge Reisender, die von hier aus schnell, sicher, angenehm und billig nach allen Hauptpunkten Italiens gelangen können. Der Nordamerikaner Church, der seit zwölf Jahren schon so viele Dampfboote auf den Schweizer und Italienischen Seen gebaut und in Gang gebracht hat, wird auch diese zwei unternehmen. Die Maschinen werden von den vorzüglichsten Fabriken in England verfertigt, und diese Boote, die im nächsten Frühling in See gehen sollen, werden an Schönheit, Bequemlichkeit, Dauer und Sicherheit den besten englischen und nordamerekanischen nichts nachgeben. Jedes wird 400,000 Fr. kosten.

Wenn unser Handel einen bedeutenden Aufschwung nimmt, so bleibt auch unsere Akademie nicht zurück. Die bedeutende Thätigkeit und die Entdeckungen unserer Sternwarte in der neuesten Zeit sind bekannt; weniger auf jeden Fall eine Abhandlung, die der Akademiker Toulouzan neulich über den vergangenen harten Winter und den Gang der Kälte verlas, und aus der ich Ihnen ihres besondern Interesses wegen einige Bemerkungen mittheilen will. „Die schnelle Kälte trat schon in den lezten Tagen des Novembers unter dem 60° n. Br. ein. Vom 30. November an war die Schiffahrt auf dem bothnischen und finnischen Meerbusen durchs Eis unterbrochen; am 1. Dezember fror das Kattegat zu, und bald darauf konnte das ganze baltische Meer nicht mehr beschifft werden. Dieser große Frost, der fünfzig Tage früher als gewöhnlich eintrat, drang auch schnell, aber doch mit verschiedenen Modifikationen, nach dem Süden und Westen. Die Kälte nahm drei Hauptrichtungen, gleichsam drei Streifen in der Richtung der Längengrade. Der Oststreif begann mit 25° östl. L. (von Paris), der Mittelstreif vom 5° bis zum 25° und der Weststreif vom 5° östl. Länge bis zum atlantischen Ozean. Beim Oststreif ist St. Petersburg der Ausgangspunkt der Kälte, denn am 30. November fiel dort der Thermometer schon auf 24°; hernach fiel er immer mehr, bis endlich das Quecksilber ganz fror und gehämmert werden konnte."

(Der Beschluß folgt.)

Baaden, Juli.

(Beschluß.)

Literarische Anstalten. Ansichten der Gegend. Klima. Frequenz.

Daß die Produkte der Kunst, der Literatur, des Luxus und der Mode zum Theil in dem Conversationshause selbst, zum Theil in dessen Nähe ausgestellt werden, ist ganz an seinem Orte. Der hiesige Kurort zeichnet sich auch hierin aus. Es bestehen hier den Sommer über zwei Buchhandlungen, deren eine mit einem Lesekabinet verbunden ist, und die manches Neue aus der deutschen, französischen und englischen Literatur liefern; ferner zwei Kunsthandlungen, unter denen die Weltsche einen reichen Vorrath von Handzeichnungen, Kupferstichen, Musikalien ꝛc. enthält. Für Putz und hundert Gegenstände des täglichen Bedarfs sorgen eine Menge Kaufleute, die ihre Buden zu beiden Seiten der Kastanienallee haben, welche in den rechten Flügel des Conversationshauses führt.

Vielleicht gibt es keine Gegend in der Welt, die, seit fünfzehn Jahren ohngefähr, so viele Zeichner, Maler, Kupferstecher und Lithographen beschäftigt hat, als das Thal von Baaden. Blos die Zahl der gestochenen und lithographirten Ansichten geht weit in die Hunderte. Daß unter der Menge dieser Blätter viel schofel seyn müsse, läßt sich wohl denken. Das Beste, und was in jeder Hinsicht als preiswürdig erkannt werden muß, haben Frommel, Haldenwang, Kung, Eckemann Alessen, Scheuchzer und Obach geliefert. Einige frühere Ansichten, von Artaria in Mannheim herausgegeben, müssen hier gleichfalls genannt werden.

In anderer Hinsicht erwartet Baaden noch seinen Marcard oder Huseland. Für die Analyse der Quellen ist Treffliches geleistet worden, doch nicht so für den Gebrauch derselben. Hier reicht der Standpunkt dürftiger Empirie nicht aus, und die gewöhnlichen Krankengeschichten sind wahrlich nun nicht viel besser, als die Lobpreisungen von Theaterstücken, welche wandernde Gesellschaften auf ihre Theaterzettel setzen.

Für die Topographie Baadens ist so ziemlich das Mögliche geleistet worden. Blos eine Beschreibung in englischer Sprache fehlte bis jezt, doch wird eine solche demnächst erscheinen.

Wenn übrigens auch die Heilquellen den launenhaften Veränderungen der Mode unterworfen sind, wie dies die Geschichte von Aachen, Spaa, Pyrmont ꝛc. beweist, so kann Baaden doch immer auf eine gewisse Frequenz rechnen, die ihm sein mildes Klima, seine schöne Natur sichern. Die Luft ist mild und die Kälte im Winter immer um einige Grade geringer, als auf der nahen Ebene; aber auch die Hitze des Sommers hat hier nicht das Erschlaffende, Abspannende, wie dort, was ohne Zweifel von den Ausdünstungen der Tannenwälder, der Bergpflanzen und von den hundert frischen Quellen herrührt, die von allen Hügeln herabrieseln. Auf unsern Höhen ist nicht die reine, oxygenirte Luft, welche für schwache Lungen so nachtheilig ist, doch ist sie daselbst rein genug, um in manchen Krankheiten, z. B. der Lustrohrschwindsucht, die heilsamsten Wirkungen hervorzubringen. Brust- und Lungenkranke ziehen den Aufenthalt im benachbarten Lichtenthal vor, wo die Luft etwas feuchter ist und die Berge näher zusammenrücken. In der That verdanken jährlich viele Leidende ihre Genesung weder den Mineralquellen, noch der Therapeutik überhaupt, sondern blos dem etwas längern Aufenthalte in dem reizenden Thale, welches die Natur mit so manchen Vorzügen ausgestattet hat. Darum bringen auch seit einigen Jahren mehrere deutsche und ausländische Familien den Winter hier zu. Wohl mag hier auch die Wohlfeilheit mitwirken, die von andern viel besuchten Badeorten nicht immer gepriesen wird.

Eine lobenswerthe philanthropische Anstalt ist das hiesige Armenbad, welches unter sorgfältiger ärztlicher Aufsicht steht. Dagegen ist zu bedauern, daß die früher vorhandenen Stufen- und Schwimmbäder eingegangen sind.

Die Zeit der steigenden Frequenz im Besuche des hiesigen Kurorts beginnt mit dem Jahre 1808. In diesem Jahre betrug jedoch die Zahl der Fremden noch nicht 3000, im lezt vergangenen Jahre belief sie sich auf 11,156. Steigt sie im gegenwärtigen Sommer nicht höher, so liegt die Ursache in den gegenwärtigen innern Verhältnissen Frankreichs, dessen jährliches Kontingent von 2 bis 3000 Kurgästen diesmal schwerlich auf ½ davon kommen dürfte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 187.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 6. August 1830.

— Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich.
Und der Mensch versuche die Götter nicht!

Schiller.

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

(Beschluß.)

Das arme Mädchen, welches bisher das Unglaubliche geleistet, war erschöpft. Sie hatte sich ihre schönen Locken verbrannt, mit Mühe hatte ich ihr leicht brennbares Frauenkleid, das mehrmal zu brennen begann, gerettet, allein nun schwand bei dem armen Geschöpf Körper- und Seelenkraft zugleich, und sie sank mir auf den Arm. Es war ein fürchterlicher Moment. Verzweiflung lieh mir ungewöhnliche Kraft. Ich faßte die süße Bürde auf, und rannte nun rückwärts, um nur die Kraterwand zu erreichen. Es gelang mir. Ich suchte einige Fuß über den Lavaboden an der Wand hinauf zu kommen, und fand auch wirklich eine weniger erhitzte, höhlenähnliche Schwefelgrotte, wo ich das Mädchen niederlegte und ihr die Schläfen mit Wein aus meiner Feldflasche rieb. Nachdem sie sich wieder etwas erholt, gab ich ihr zu trinken und beschwor sie nun, alle ihre Kräfte zu sammeln, um einen Ausweg zu suchen. Allein sie fiel auf die Kniee, um zu beten, und bat mich, sie ihrem Schicksale zu überlassen, da sie nicht mehr gehen könne. Sie zeigte auf ihre Füße, und mit Entsetzen bemerkte ich, daß der rechte ganz versengt war.

Der Lavastrom hatte seine Bahn bis an die große Wand vollbracht, wendete sich hier rechts und zog sich unter unsern Füßen an ihr fort. Die Hitze wurde hierdurch so unausstehlich, daß wir es keine Minute länger ausgehalten hätten. Ich nahm die immer betende Miß auf und trug sie über die Schwefelhöhle. Hier fand ich einzeln hervorragende Felsen, die mir gestatteten, behutsam weiter zu klettern, und ich glaubte mich schon gerettet, als einer dieser Felsen, auf den ich zuletzt getreten war, nachgab und ich mit ihm hinabrollte. Eine Menge Steine folgten uns nach, und ein Wunder war es, daß keines von uns beschädigt wurde. Die Lavaströmung war nun hinter uns, allein wir befanden uns abermals vor der breiten Feuerkluft. Ich fühlte mich selbst, besonders durch die Hitze, sehr erschöpft, und wenn ich auch für mich selbst den Sprung wagen durfte, so konnte er mir doch nicht gelingen, wenn ich ihn mit dem Mädchen versuchen wollte. Sie sah dieß selbst und flehte mich an, sie zu verlassen und mich zu retten. Allein wie konnte ich mich dazu entschließen?

Als ich so, nach Rettung spähend, umherblickte, sah ich plötzlich unsern braven Führer neben mir. Er war mit einem kühnen Sprung über die Kluft gekommen. Neue Kraft belebte mich, und ich glaubte meinen rettenden Engel in ihm zu sehen. Ich umarmte ihn; er aber wieß nach oben und rief mit einem schrecklichen Schrei: cambia il vento! und im selben Augenblicke waren wir mit einer Fluth glühender Asche bedeckt und große Felsenmassen stürzten krachend um uns nieder. Der Boden begann unter uns zu wanken, und sein Gedröhne wurde so gräßlich, so betäubend, daß ich glaubte, der ganze Berg falle nun zusammen und begrabe uns unter seinen Trümmern. Der

Digitized by Google

junge Salvator aber umfaßte die halbtodte Engländerin und stürzte in raschem Sprunge über die Kluft. Ich folgte ihm, und nun sezten wir das Mädchen auf unsere gekreuzten Arme, und rannten über Felsen und Spalten und Gluth und Feuer nach der rettenden Wand. Wie ich diese erklommen, weiß ich nicht zu berichten. Der dampfende Qualm drang von unten nach oben auf uns ein, und wir sanken oft weit zurück, wenn wir mit der äußersten Anstrengung eine kleine Strecke vorwärts gemacht hatten. Glücklicher Weise hatte sich der Wind noch nicht ganz bis hierher gedreht, sonst wären wir nimmermehr hinaufgekommen. Oft schwanden mir die Augen, die Knie brachen ein und ich mußte mehrmals das arme Mädchen sinken lassen, da ich kaum mehr Kraft fand, mich selbst hinaufzubringen. Auch der Führer war aufs Aeußerste erschöpft, und nur der Rest meiner Lacrimä Christi konnte uns wieder auf die Beine bringen. Als wir zwei Drittel des steilen Abhanges erklimmt hatten, wurden die uns umblitzenden Erscheinungen grausenhaft. Der Berg schien uns mit aller Gewalt ausspeien zu wollen. Seine Donner rollten und die Wand, an welcher wir uns hinarbeiteten, begann so furchtbar zu beben, daß wir uns kaum zu halten vermochten, und die Gefahr, durch die Bewegung hinabgeschleudert zu werden, jeden Augenblick zu wachsen schien. Das Bewußtseyn, so nahe dem Ziele zu seyn, verlieh uns übermenschliche Kräfte, und wir waren endlich auf dem höchsten Rande angelangt. Von kaltem Schweiß übergossen, sank ich hier bewußtlos nieder, und es verstrichen mehrere Stunden, bis wir im Stand waren, weiter zu gehen. Ein Paar Herrn aus der Gesellschaft, worunter der dem Wahnsinn nahe Vater der unglücklichen Engländerin, waren mit ihren Führern hierher gedrungen, um uns zu Hülfe zu eilen. Sie kam leider zu spät: das arme Mädchen war in beständigem Paroxismus; dem Führer war durch einen herabgefallenen Stein der rechte Arm beinahe zerschmettert worden, alle waren versengt und übel zugerichtet. In tiefem Schweigen trat die Karavane ihren Rückweg an, wie ganz verschieden von dem lauten Jubel, mit dem sie gekommen war. Die Engländerin wurde ohne Bewußtseyn hinabgetragen. Mit Tagesanbruch kamen wir in Resina an; wie ganz anders waren unsere Empfindungen bei dem gestrigen Sonnenaufgange gewesen, und welches Elend können vier-und-zwanzig Stunden über den Menschen bringen. Einem Leichenzuge ähnlich, zogen wir in Neapel ein, und bald verbreitete sich die traurige Kunde. Mitleid und Bestürzung erfüllten alle theilnehmenden Seelen bei der Nachricht von dem Unglück des von allen, die sie kannten, hochgeachteten Mädchens, welches keine ärztliche Hülfe mehr zu retten vermochte.

Ich verließ Neapel und die trostlose Familie mit tiefem Kummer in der Seele; und ob ich mir gleich keiner Schuld bewußt bin, ob gleich die Familie selbst und alle Anwesenden mich zu beruhigen und zu trösten suchten, so wird dieses furchtbare Ereigniß doch stets beängstigend mir vor der Seele schweben und meine schönsten Erinnerungen an das himmlische Land trüben.

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Vorzüglich zeichnete sich Mariens Haar aus, das von der Stirne und den Schläfen zurückgestrichen, in zwei langen, dicken Zöpfen, die mit farbigen Bändern durchflochten waren, über ihre Schultern herabfiel. So zeigte sich ihre klare Stirne völlig frei, unter welcher ihre ganze Seele aus zwei tiefblauen Augen, voll Liebe und Würde, sprach, während ihre Lippen und Wangen jenes unbeschreibliche Lächeln des Friedens unentweihter Kindlichkeit umspielte.

Das stille häusliche Leben Bernhards und seiner Tochter endigte mit dem Abende, an welchem die Lichter und Fackeln von dem gegenüber liegenden Schlosse, der Glockenklang des Dorfes und der höher liegenden Kapelle, der Gegend das Leichenbegängniß des alten Freiherrn verkündigten. Sein Bruder, der General Marchthal, der Vormund des jungen Baron Adolph, bezog das Schloß Marchthal. Er haßte den Förster Bernhard, sowohl seiner Ehrlichkeit als seines Aberglaubens wegen, vorzüglich aber, weil er sich früher den Jägern des Generals bei ihrem Versuche, in dem Revier des verstorbenen Freiherrn zu jagen, widersezt hatte. Mit dem General kamen seine beiden Söhne, Moritz und Ferdinand, der eine Major, der andere Hauptmann in dem Regimente der Leibgarde des Herzogs von W., beide vollendete Wüstlinge; der ältere, Moritz, kälteren Blutes und mit einem schärferen Verstande begabt, mäßiger und mit einem Anstriche von Rechtlichkeit; der jüngere, Ferdinand, größer, fetter und bläsſer, und um so widerlicher durch eine süßliche, frivole Sentimentalität und durch einen affektirten Enthusiasmus für Schönheit und für schöne Kunst. Ihr Vetter, der junge Adolph, war unter der Obhut eines ehrbaren und pedantischen Hofmeisters aufgewachsen, und in der lateinischen und französischen Grammatik, im Heidelberger Katechismus, in Rürners Turnier-Buch, im Waidwerk, im Reiten und in der Waldkultur unterrichtet worden. Uebrigens wuchs er in gutmüthiger Eitelkeit und gesunder Kraft auf. Von den neuen philosophischen Ideen und dogmatischen Ketzereyen war er unbefleckt erhalten worden; aber die leichtfertigen Grundsätze seiner Vettern und die Einflüsse eines kurzen Aufenthaltes an dem benachbarten Hofe hatten sich bald seines offenen Herzens und leeren Kopfes bemächtigt, und die ganze Kraft seiner Natur zu einem wilden Fieber entzündet.

Digitized by Google

Zu derselben Zeit, als die Verfolgungen des Generals gegen Vater Bernhard begannen, lenkten die beiden älteren Wüstlinge die Aufmerksamkeit Adolphs auf das Försterhaus am Michelsberge, und seine Leidenschaft für Marien wurde um so heftiger, je mehr seine bessere Seele, wie in Verzweiflung über sich selbst, daran Theil nahm. Häufige Besuche im Försterhause unter dem Vorwand von Jagdanordnungen und Vorladungen des Vaters nach dem Schlosse, um bald über dieß, bald über jenes Rechenschaft abzulegen, störten fortan den Frieden der Familie, und weckten die beschwichtigten Stürme in Bernhards Seele wieder auf. Mariens Unwille und Angst wurde mehr durch den Ton, die Blicke und das Betragen der verdorbenen Junker aufgeregt, als durch ihre zweideutigen Scherze oder ihre zärtlichen Schmeicheleien, die sie weder verstand, noch bemerkte.

Eines Abends, als Marie eben aus dem Walde zurückkehrte, wohin sie ein Besuch des Junkers verscheucht hatte, stand ein Schweizer Musselinhändler vor ihrem Hause. Er trat in das große Zimmer im untern Stockwerke, welches mit Hirschgeweihen auf geschnizten und gemalten Hirschköpfen, mit umherhängenden Büchsen und Flinten ausgeschmückt war, und wo Bernhard den größten Theil des Tages schweigend, in Kummer versunken und mit übereinandergeschlagenen Armen saß. Nachdem der Kaufmann den Förster gefragt hatte, ob er nicht mit seinem Taufnamen Heinrich heiße und früher in Ilanz gelebt habe, übergab er ihm einen Brief. Bernhard öffnete ihn und begann zu lesen, während die Tochter dem Fremden einen Stuhl und Erfrischungen bot. Der Förster hatte nun gelesen und den Brief wieder zusammengefaltet, als beide erst bemerkten, wie er erbleichte und zitterte. Plözlich streckte er seine Arme zum Himmel empor und rief mit einer markdurchdringenden Stimme: „O Gott, mein alter Vater! o Gott, meine Heimath!“ Er sank zurück in seinen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich. Einige Tage darnach theilte der Vater Marien seinen Entschluß mit, ihre gegenwärtige Heimath zu verlassen und eine Reise in die Schweiz zu machen, wo er seinen alten Vater noch einmal vor seinem Tod sehen wolle. Er versprach ihr, sobald sie auf dem Wege seyn würden, über sein früheres Leben und seine Geschichte Aufschluß zu geben. Er hielt hierauf um seine Entlassung an; aber Anfangs zögerte man mit der Antwort; endlich schlug man ihm sein Gesuch rund ab, und verstrickte ihn in neue Klagen über seine schlechte Waldwirthschaft, so daß er einsah, nur eine schleunige Flucht könne seiner Tochter und seine eigene Freiheit retten.

Als die Nacht hereingebrochen war, welche auf diesen Abend folgte, an welchem der Vater Marien seinen Reiseplan mitgetheilt hatte, verließ sie denselben im untern Stockwerke des Hauses, beschäftigt, seinem Gehülfen und zwei Burschen Aufträge zu geben, was in dem Forste jenseits des Neckars geschehen solle, welche Stämme zum Hauen ausgezeichnet, und was für Wild am folgenden Tage geschossen und auf das Schloß geliefert werden müsse. Dann sonderte er sorgfältig, was zu seinem Dienst und dem Baron gehörte, von seinem Eigenthum und suchte die bereits völlig abgeschlossenen Rechnungen hervor. Marie hatte indeß im obern Zimmer einen Kasten mit Kleidungsstücken geöffnet und das Nothwendigste in einen Bündel gepackt. Ermüdet von der Arbeit und noch mehr von ihrem Kummer, kniete sie vor ihrem Fenster nieder und blickte hinab in das stille, dunkle Thal. Das Schloß konnte von dieser Seite des Hauses nicht gesehen werden, aber von der fernen Mühle blinkte ein einsames Licht durch die Finsterniß; das schwache Bellen eines Hofhundes scholl aus derselben Richtung herüber; etwas näher hörte man aus der Tiefe verworrene Stimmen aus einem vorüberfahrenden Schiffe; durch das Ufer-Dickicht und herauf, näher ans Haus heran rauschte der Nachtwind, während über diesen hinsterbenden Tönen der Erde die schweigende Ewigkeit mit ihren tausend goldenen Augen herabsah. Marie gedachte ihrer Kindheit und der Heimath, die sie jezt verlassen mußte, dachte an das Leben, an die Welt, an das unbekannte, noch gestaltlose Schicksal, dem sie entgegenging. Sie gedachte ihres Vaters, den sie so selten frei von Kummer, an ihren Großvater, den sie noch nie gesehen hatte, den sie nun aber bald kennen lernen sollte. Ihre trüben Gedanken waren von einer Angst begleitet, die sie noch nie empfunden hatte. Ohne ihr Haupt aufzuheben, faltete sie ihre zitternden Hände und betete; bald aber gingen ihre Gedanken verwirrt durcheinander. Die Bilder wechselten mit Blitzesschnelle; sie sah ihren Vater hoch auf einem Schneeberge, dann die Gestalt einer Jungfrau, von der man erzählte, daß sie durch einen Sprung von einem Felsen in den Neckar ihr Leben geendet; diese blickte zu ihr aus einer hohen Burg bleich und lächelnd herab; dann sah sie viele schöne Thäler und Flüsse im Abendroth und Morgenlicht, und nun hörte sie ihre Mutter rufen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Universität. Prämienaustheilung. Organisation.

Am 14. dieses Monats fand eine Prämienaustheilung an die Studirenden auf der hiesigen Universität statt, welche ausschließlich in Geschenken kostbarer Werke bestand. In Gegenwart des Publikums wurde ihnen, nach einigen erläuternden Worten der Professoren über das Verdienst der Arbeiten, von dem Präses des Universitätsraths die wohlverdiente Belohnung eingehändigt. Mit sehr wenigen Ausnahmen waren es Jünglinge zwischen dem vierzehnten und achtzehnten Jahre.

Digitized by Google

von welchen die meisten in Deutschland noch zu den höheren Vorbereitungsschulen gehören würden. Der Name eines jungen Mannes mag hier erwähnt werden, der viele Hoffnungen erregt und gewiß einst als die größte Zierde seines Vaterlandes glänzen wird; es ist der Graf Catharin, ältester Sohn des Marquis von Palmella. Seit Errichtung der Universität hat dieser hoffnungsvolle Jüngling die höchsten Preise in der angewandten Naturlehre und Chemie, und nun diesesmal in der mathematischen, griechischen und englischen Klasse davon getragen. Es ist kein Zweifel, daß die Professoren bei der Zuerkennung der Prämien mit der größten Gewissenhaftigkeit zu Werke gingen und jener junge Mann den großen, ihm von den Zuschauern gespendeten Beifall vollkommen verdiente, als er sich zu wiederholtenmalen bescheiden dem Präses nahte und den ermunternden Lohn für seine Verdienste in Empfang nahm. Diesem Jünglinge ist von dem Despotismus, den Spezialgerichten Don Miguels, der dritte Theil seines väterlichen Vermögens geraubt worden, nachdem die Elenden den ausgezeichneten Vater, einen der geachtetsten und würdigsten Diplomaten Europas, zum Tode verurtheilt hatten, weil er die alten Rechte seines gesunkenen Volkes vertheidigen wollte. Leid ist es mir) berichten zu müssen, daß bei der hiesigen Universität Spaltungen eingetreten sind, die ihr den Untergang drohen. Nur eine gänzliche Umgestaltung der Grundsätze, nach welchen diese Anstalt bisher geleitet worden war, kann sie vom Sturze retten, der sonst unvermeidlich ist. Der ganze Plan, nach welchem diese Hochschule eingerichtet worden, war in allen seinen Verzweigungen vom Grunde aus fehlerhaft und mußte zu dem Resultate führen, das jezt eingetreten ist, nämlich: Entzweiungen im Universitätsrathe, Entzweiungen unter den Professoren selbst und mit dem Universitätsrathe, und endlich Erkältung der Theilnahme des Publikums an einem so großen und nützlichen, nach vielen Opfern ins Daseyn gerufenen Institut. Es ist in der That mehr als befremdend, wie die Männer an der Spitze dieser Anstalt im Universitätsrathe, von denen viele als Legislatoren und Gelehrte sehr hoch stehen, und die sich auch der Sache mit großem, lobenswerthem Eifer annahmen, der Universität eine so mangelhafte Verfassung geben konnten, daß man wahrlich weder mit den Eigenschaften eines Gesetzgebers, noch überhaupt mit einem großen Maaß von Weisheit und Scharfsinn begabt zu seyn brauchte, um eine große Krisis mit Gewißheit vorhersagen zu können. Diese Krisis ist auch bereits im zweiten Jahre des Bestehens der Universität eingetreten, und es ist sehr zu befürchten, daß sie eine moralische Auszehrung zur Folge haben wird. Da nun die Errichtung der hiesigen Universität blos durch Aktien, unter der Verwaltung von Privatleuten und ohne Privilegien, als eine bloße Privatunternehmung, eine Erscheinung war, welche das civilisirte Europa bisher nicht kannte und deren Beispiel segensreich auf die Verbreitung der Wissenschaften in andern Welttheilen wirken kann, wie denn auch schon die Einwohner von Calcutta und der Capstadt ähnliche Hochschulen gestiftet haben, so werden Sie vielleicht mit mir die Meinung theilen, daß eine kurze Darstellung der Fehler, welche die Stifter jener gelehrten Anstalt hauptsächlich aus Unerfahrenheit begangen haben, hier nicht ganz am unrechten Orte seyn wird.

(Der Beschluß folgt.)

Marseille, Juli.

(Beschluß.)

Ueber die Kälte des vorigen Winters.

„Von St. Petersburg (heißt es in der Abhandlung Tenlonzans weiter) zog der Nordwind ohne Hinderniß über die Waldai-Ebene und die Steppen zwischen der Donau und dem Dnieper bis zum schwarzen Meer. In Nowogorod fror es am 1. Dezember, am 2. in Kiew, in der Nacht vom 2. auf den 3. in Odessa, dessen Hafen bald darauf ganz mit Eis bedeckt wurde. Am 7. kam der Frost an der Kette des Taurus an und brach sich daran, denn Kleinasien hat nichts davon empfunden. In dem ganzen Oststreif kam der Frost gerade von Norden; er kam schnell, war trocken und es fiel kein Schnee vorher. Im Mittelstreif ging die Kälte von Berlin aus. Sie begann dort mit einem merkwürdigen Meteor, einer Purpursäule zwischen zwei andern in Regenbogenfarben; damals waren 21° Kälte. Am 23. Dezember gegen Abend kam sie in Dresden und Prag, am 24. in Wien und Venedig an; die Apenninen aber und das adriatische Meer hielten sie auf und änderten ihren Charakter. Bis hierher war derselbe dem Oststreif gleich; hinter den Apenninen aber ändert er sich, der Wind springt in Nordost um und bringt Schnee, der am 25. in Genua und fast durch ganz Italien in Menge fällt; dabei war selten mehr denn 5° bis 6° Kälte. Im Weststreif ging der Frost von Hamburg aus. Ueberall fiel dort großer Schnee vorher, in Hamburg am 15. Dezember, in London am 16., in Antwerpen den 17., in Paris den 18., in Nantes den 20., in Lyon und Bordeaux am 22., in Toulouse am 26., in Celle am 27. und zu Marseille am 28. Fast überall war Nordostwind. Nach dem Schnee aber sprang er in Nord, ja in Nordwest um. Hieranf legte sich der Wind und der Frost wurde heftiger, der Thermometer fiel im Norden auf 15°, in der mittlern Region auf 12° und im Süden auf 8° bis 10°. Alle Kanäle, alle Flüsse, selbst die reißende Rhone frieren zu. Bei Martigues fror das Meer einen Fuß tief vom Hafen Bouc bis zum Berreteich. In den Alpen zwischen dem Mittel- und Weststreif fiel nicht überall Schnee vor dem Frost. In den am höchsten gelegenen Ländern, z. B. in der Schweiz, wehte Nordwind vom 24. bis zum 29.; darauf kam windstille Kälte und die mehrsten Seen frieren zu; die Kälte erreichte 11° bis 15°. In den Niederalpen hingegen fiel so viel Schnee, daß man sich keines ähnlichen erinnert, hier und da über 6' hoch. In den Pyrenäen war es ebenso, nur einen Tag früher als in den Alpen, denn der Schnee fiel dort, wie hier in Marseille, am 28. Dezember. In den höchsten Gegenden fiel gar kein Schnee und die Kälte erreichte wie in den Hochalpen 14°. (Hier vergißt der Akademiker die sonderbare Erscheinung, daß, während man in Genf am Leman und in Chambery 15° hatte, die Kälte zu Chamouni zwischen den Gletschern, an der Nordseite des Montblanc, nie über 5° gestiegen ist.) In der spanischen Halbinsel fielen entsetzliche Regengüsse, wodurch alle Flüsse austraten. Dann fiel Schnee bei Nordostwind, hierauf begann die Kälte am 21. Dezember in Gibraltar, am 29. zu Madrid, am 31. in Carthagena und am 1. Januar in Porto. In Madrid war 10° Kälte. Nur zwei Länder in Europa, Griechenland und die Türkei, blieben von der heftigen Kälte verschont. Die Balkankette hielt den Nordwind auf, er hielt sich in dem Donaubecken und fiel dann ins schwarze Meer. In Westen hielten ihn die Tyroler Alpen von dem adriatischen Meer und dessen Küstenländern ab. Aus all' diesen Angaben erhellt, daß in dem Oststreif der Nordwind in drei Tagen von St. Petersburg bis Odessa ungefähr 150 Moriametres (das Moriameter enthält 10,000 Metres = 5' 2'' 2''' rheinisch) weit drang. In dem Mittelstreif ging er in zwei Tagen von Berlin nach Venedig nur 100 Myriometer weit; am langsamsten aber ging er in dem westlichen Streif, denn da legte er den Weg von Hamburg nach Carthagena, 200 Myr. weit, erst in 11 Tagen zurück.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. August 1830.

— Keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.
Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes. —

Goethe.

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker, in ihren Beziehungen zur Geschichte betrachtet.

Zweiter Artikel.

Ehe wir Edwards auf seiner Reise begleiten, erinnern wir daran, was zur Bildung eines Typus in den physischen Charakteren wesentlich ist.

Die Charaktere, welche man von der Form und den Verhältnissen des Kopfes und den Gesichtszügen hernimmt, sind ohne Zweifel die wichtigsten. Man erkennt die Identität eines Menschen nicht wohl weder aus seinem Wuchse, noch aus dem Grade der Körperfülle, noch aus seiner Hautfarbe, noch aus seinem Haare, wohl aber aus der Physiognomie, d. h. aus der Form des Kopfes und aus den Verhältnissen der Gesichtszüge. Die Ansicht dieses einzigen Theiles des Körpers reicht hin, um ihn kenntlich zu machen, und daher erkennt man vollkommen die Identität eines Individuums an seiner Büste. Edwards nimmt zwar auch Rücksicht auf die Modifikationen des Haupthaares, auf die Hautfarbe, den Wuchs, wenn diese Charaktere ziemlich allgemein sind; allein er betrachtet sie immer als sehr untergeordnet und ungeeignet, für sich selbst Racencharaktere zu bilden.

Kaum an Burgunds Gränzen angelangt, stellte sich Edwards ein Ganzes von Formen und Zügen dar, die einen eigenthümlichen Typus bildeten. Dieser wurde deutlicher und wiederholte sich öfter in dem Maße, als er in dem Lande vordrang. Zu Chalons sur Saone an einem Markttage angekommen, konnte er die Physiognomien des Landvolkes der Umgegend in Fülle beobachten, aber zu seiner großen Ueberraschung fand er unter den Bauern sehr viele, die von denjenigen, welche er bisher beobachtet hatte, gänzlich verschieden waren; ja der Kontrast zwischen beiden war wirklich schneidend. Er wollte für den Augenblick sich keine Konjektur in dieser Beziehung erlauben, sondern begnügte sich, das Faktum sich aufzuzeichnen, bis sich Gelegenheit darböte, davon Gebrauch zu machen. Während seiner ganzen übrigen Reise durch Burgund bemerkte er denselben Typus vorherrschend und scharf ausgesprochen, den er bis Chalons beobachtet hatte. Derselbe Charakter blieb auch im Lyonesischen, obwohl die Gesichtsfarbe sich änderte; ebenso im Dauphiné, und obgleich in Savoyen, bis an den Mont Cenis, sich eine andere Gesichtsfarbe zeigte, so blieben doch die Formen und Proportionen ganz und gar dieselben. Freilich war nicht die ganze Bevölkerung in denselben Model gegossen, aber mit Ausnahme der kleinen Gruppe, die der Reisende zu Chalons beobachtet hatte, fand er jenen Typus allein deutlich ausgesprochen.

Es leuchtet ein, daß, wenn er der Färbung mehr Wichtigkeit beigelegt hätte, als den Formen und Verhältnissen, er zwischen Auxerre und den Alpen nichts als Burgunder, Lyoner, Dauphinesen und Savoyarden gesehen haben würde, statt daß er nun in ihnen Ein Volk sah, von ein und derselben Race. Edwards macht im

Digitized by Google

Vorübergehen, und ohne sich noch dabei zu verweilen, die Bemerkung, daß dieses Gebiet in den ältesten Zeiten von Galliern, gleichviel von welchen, bewohnt war; daß in der Folge die Römer, und später die Burgunder und Franken es eroberten; daß aber diese verschiedenen erobernden Völker immer verhältnißmäßig viel minder zahlreich waren, als die ursprünglichen Bewohner; der Typus der leztern konnte daher dadurch wenig verändert werden, weil, wie wir wissen, die kleinere Zahl ihre physischen Charaktere nicht auf die größere überträgt.

Italien lag vor ihm, und es drängte ihn, sich zu überzeugen, ob auf den Gesichtern der Abkömmlinge derer, welche jene Denkmäler erbaut, die wir noch in ihren Trümmern bewundern, sich nicht noch die Züge ihrer Ahnen herausfinden lassen. Als er durch Florenz kam, ergriff er die Gelegenheit, welche ihm die herzogliche Gallerie bot, um den römischen Typus zu studiren. Er zog dazu die Büsten der ersten Kaiser vor, weil diese von alten Familien abstammten und nicht, wie ein großer Theil ihrer Nachfolger, fremden Stämmen angehörten. Es ist merkwürdig, daß sie nicht nur im Allgemeinen ähnliche Formen und Verhältnisse haben, sondern auch einen so scharf ausgesprochenen Charakter, den man nicht leicht vergißt oder verkennt. Jeder kann sich einen Begriff davon verschaffen, wenn er in einem Museum die Büsten von August, Sextus Pomponius, Germanicus, Claudius, Nero und Titus betrachtet. Der senkrechte Durchmesser ist kurz, das Gesicht folglich breit; da der Scheitel ziemlich abgeplattet und der untere Rand der Kinnlade fast horizontal ist, so nähert sich der Umriß des Kopfes, von vorne gesehen, sehr einem vollkommenen Vierecke. Die Seitentheile unter den Ohren sind gewölbt, die Stirne ist niedrig, die Nase ist eine wahre Adlernase, d. h. die Krümmung fängt oben an und endet, ehe sie die Spitze erreicht, so daß die Basis horizontal ist. Der Vordertheil des Kinns ist gerundet.

Auf dem ganzen Wege von Florenz nach Rom, über Perugia, zeigte sich unserem Reisenden dieser Charakter sehr häufig. Es ist unnöthig zu bemerken, daß derselbe auch in lezterer Stadt sich deutlich ausspricht, denn diese Bemerkung ist schon oft gemacht worden. Aber man braucht ihn nicht in einer Vorstadt oder in irgend einem Winkel Roms aufzusuchen, wie Manche gethan haben, man trifft ihn überall, und was noch mehr ist, bei beiden Geschlechtern, in allen Ständen der Gesellschaft an. Die Aehnlichkeit beschränkt sich nicht allein auf den Kopf, sie erstreckt sich auch auf die Statur, denn man weiß, daß die Römer von Mittelgröße waren. Edwards glaubt, daß der römische Typus sich im obern Theile des Königreiches Neapel fortsezt, wenigstens nach einigen Individuen zu urtheilen, die daher stammten. Auf alle Fälle ist derselbe nördlich von Rom, nicht nur auf der Seite von Perugia, sondern auch in der andern Richtung, gegen Siena, Viterbi und weiterhin, verbreitet.

Dieser Typus ist, ohne ganz allgemein zu seyn, so sehr verbreitet, daß er den wahren Charakter der heutigen Bewohner dieser Gegenden bildet, und so scheint es auch im Alterthume gewesen zu seyn, da nicht nur die Kaiser, sondern auch eine Menge Soldaten und andere Privatleute, die auf Basreliefs und Büsten abgebildet sind, diese Züge tragen. Was sollen wir nun vom römischen Volke denken? kann es wohl vom Aeneas und den Troern herstammen, und eine, Italien fremde, und so zu sagen in den Umkreis Roms eingeschlossene Nation gebildet haben? Da immer das Land den Städten, und nicht die Städte dem Lande die Bevölkerung geben, zumal wenn es sich von einem beträchlichen Gebiete handelt, so wird auch Rom auf diese Weise bevölkert worden seyn, und mehrere Nachbarvölker, wie die Sabiner und ein großer Theil der Hetrurier werden, wie noch heutzutage, derselben Race angehört haben. Die Völker, die diesen Boden bewohnten, waren aber dergestalt in unabhängige Völkerschaften vertheilt, die verschiedene Namen und Interessen hatten, daß fast alle Geschichtsschreiber ihnen verschiedenen Ursprung zugeschrieben haben. Doch Micali und Niebuhr denken anders, und die obigen Thatsachen werden ihre Ansichten zum Theil bestätigen. Welchem Volke die Hetrurier ihre Sprache, ihre Institutionen und Künste verdankten, ob dasselbe ein in- oder ausländisches war, wissen wir nicht, diese Frage ist noch lange nicht entschieden. Die Geschichte lehrt uns nur, daß die Bevölkerung gemischt worden war, und die Beobachtung der Formen bestätigt dieß. Allein unter den Elementen, aus denen sie besteht, erkannte unser Reisender einen Typus, welchen er erst später auf seinen Ursprung zurückführen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

II.

Marie wurde aus ihrem Schlummer durch einen Lärm vor dem Hause aufgeweckt. Die Bäume um den Garten und der Zaun desselben wurden vom Widerschein des Lichts, das aus den Fenstern des Hauses fiel, beleuchtet und wieder verdunkelt von innen hin- und herwandelnden Gestalten. Unter Gelächter, Gesang, lustigem Geplauder und Geschrei unterschied sie den tiefen Baß ihres Vaters, der, wie es schien, etwas verweigerte. „Sie muß herunterkommen, ich will sie sehen;“ dieß schien die trunken lallende Stimme des jungen Barons zu seyn, und erfüllte sie mit Schrecken. Dann meinte sie die schreiende Stimme Baron Ferdinands und seine widerliche Geschwätzigkeit zu

Digitized by Google

erkennen, wogegen eine eintönige tiefe Mannsstimme, wie die von Moritz, abstach; doch alle diese Töne gelangten nur verwirrt an ihre aufgeregten Sinne, zum Theil auch wurden sie übertäubt durch das Gebell der Hunde. Jezt hörte sie Adolphs Worte: „Alter Schurke!“ Sie schrie auf in Angst, und ihr Vater donnerte im heftigsten Zorne: „Junger Mann, achtet Euer eigenes Gewissen und meine Ehre, oder Gott mag vergeben, was daraus entsteht!“ Einen Augenblick Stille — Marie rang die Hände in unaussprechlicher Angst — ein lautes Gespräch, Gelächter, ein Ton, wie von einem Faustschlag, dann ein Getümmel, ein kurzes Bellen und Knurren der Hunde, dann alle Stimmen zugleich durcheinander, ein Schuß und noch einer — ihre Sinne verließen sie.

Die Stimme ihres Vaters, der sie aufhob, brachte sie wieder zu sich selbst. Sie schlug die Augen auf, er stand vor ihr mit Tasche und Hirschfänger; seine Büchse hing über der Schulter, und in der Linken hielt er eine Lampe, in deren Licht er noch einmal so groß und bleich aussah. Seine Stimme war wie die eines Erschöpften, aber doch zugleich fest und ruhig. „Tochter, die Stunde unserer Abreise ist schnell gekommen; nimm keine große Bürde mit Dir, unsere eignen Herzen werden schwer genug sein.“ Er unterstützte die Wankende die Treppe hinab. Vor der Seitenthüre des Hauses fanden sie den Gehülfen des Försters und die zwei Burschen; der eine schnallte den Sattel fest, der andere legte einem kleinen Pferde die Zügel an. Die Burschen schickten sich an, ihm zu folgen, aber der alte Bernhard verbat es sich Anfangs, dann aber befahl er ihnen, zurückzubleiben. Ludwig allein erhielt die Erlaubniß, das Pferd den Michelsberg hinanzuführen. „Bleibt und wahret meines guten Namens, so viel Ihr könnt, und belastet mein Gewissen nicht noch mehr dadurch, daß Ihr Euch unglücklich macht. Möge Euch der gute Gott Eure treue Liebe lohnen. Verachtet nicht die Segnungen eines sündigen Mannes, Gott ist in eines jeden Munde, welcher segnet.“ — „So lebt wohl, Herr, ich und die Burschen wollen bis zu Eurer gesunden Wiederkehr Euch das Haus hüten, und Gottes Segen begleite Euch, Jungfer Marie.“ Marie konnte kein Wort sprechen, sie wurde auf den kleinen Klepper gehoben, und nun ging es den Fußpfad aufwärts. Marie, bald in Schlummer versunken, wurde aus ihren ängstlichen Träumen oft aufgeschreckt durch die vom Thau benezten Buchenzweige, welche über den Weg hingen und kalt und naß ihr Gesicht streiften.

Nach einer Stunde lichtete sich der Wald, das lezte Viertel des Mondes stieg eben auf der einen Seite empor, während in Nordost der junge Tag zu dämmern begann und nur die Mitte des Morgenhimmels noch der Nacht gehörte. Hier stand eine alte Kapelle. Marie erkannte dicht vor ihrem Portale den heidnischen Altarstein, den ihr Vater ihr oft als ein aus der Römerzeit übriggebliebenes Denkmal bezeichnet hatte. Ein hohes steinernes Kreuz, das zehn Schritte hinter und oberhalb der Kapelle vor dem Hause des Küsters stand, war aus dem Mittelalter stehen geblieben. Die dunkelgrauen Berge des Odenwaldes lagen ernst und schweigend im Kreise umher. Die Nacht war so stille, daß man die Glocke des leeren Mühlgangs unten läuten hören konnte, sogar das Rauschen des Neckars. Bernhard sah umher und murmelte vor sich: „Ganz so, wie vor vierzig Jahren! Und bin ich, obgleich älter, viel verändert und weiß ich besser, wo ich die nächste Nacht mein Haupt hinlegen werde? Aber nur eine Sorge, sezte er lauter hinzu, habe ich für die Zukunft, nur eine Freude, nur ein ängstlich bewachtes Glück in der Gegenwart — Marie, mein Kind, wie kalt sind deine Wangen!“ Schon zwitscherten einzelne Lerchen wie im Traum, und in dem katholischen Kloster auf der andern Seite des Flusses hörten sie die Glocke der Morgenhora läuten. „Nun laßt uns zu Fuß nach Gundelsheim hinabgehen,“ sagte Bernhard. „Ludwig führe das Pferd wieder heim und lebe wohl. Habe Gott immer vor Augen und im Herzen, fürchte Niemand und sey brav. Grüße Robert und Friederich.“ Aber Ludwig rief halb mit Thränen, halb mit Trotz: „Seitdem hier in diesem Hause der alte Küster starb, habe ich weder Vater noch Freund auf der Welt, und außer Euch und Jungfer Marie liebe ich keinen Menschen und werde von keinem geliebt, nicht einmal von dem Gehülfen und von Friederich, von keinem lebenden Wesen, als von dem braunen Dachshunde. Ich bin des Lebens hier satt und will die Welt sehen, um sie zu lieben oder zu hassen. Laßt mich um Gotteswillen mit Euch ziehen. Seyd eine Zeitlang mein Vater und Ihr mein Schutzengel, so lange wir beisammen bleiben können; denn ich fürchte mich vor mir selbst, und wer weiß, wozu ich Euch helfen kann.“ — „Jeder ist seines Glückes Schmied,“ sagte der Förster, „und ich will Dir nicht den Hammer aus der Hand nehmen; komm mit uns.“ Selbst Marie mußte lächeln über den rothhaarigen rauhen Burschen, welcher mit einer Zutraulichkeit, wie man sie noch nicht an ihm bemerkt hatte, als fühlte er den ganzen Stolz des Unglücks, das Alles gleich macht, ihr vom Pferde half, das sie ledig laufen ließen, und ihr den Bündel abnahm, um ihn zu tragen.

Das graue Dämmerlicht erhellte jezt mehr und mehr den schroffen Pfad, welchen sie zwischen Weinbergen hinabstiegen, und als die Sonnenscheibe über die Bergspitzen des Odenwaldes heraufstieg und die Fenster und die rothangestrichenen Mauern des Schlosses von Gundelsheim vergoldete, da war es, als sähen und fühlten sie jezt erst, daß ihre unglückliche Lage kein Traum war, sondern klare, deutliche, traurige Wirklichkeit. Alle gingen schweigend neben einander; der Förster seufzte tief und seine Unruhe schien sich zu vermehren. Er bemerkte ein Schiff im Nek-

Digitized by Google

klar, daß sie, da der Fluß angeschwollen war, schnell nach Heidelberg zu bringen versprach; er beschloß, es zu besteigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Beschluß.)

Fehlerhafte Organisation der Universität.

Es ist allgemein bekannt, daß bisher die herrschende Parthei in diesem Staate, die Großen der Episcopalkirche, zu welchen der ganze Adel, die hohe Geistlichkeit und alle hohen Mitglieder und Beamten der Regierung gezählt werden müssen, auf eine wahrhaft skandalöse Weise das Erziehungswesen der mittleren Stände gleichgültig behandelt haben, so daß der Verfall der Wissenschaften in England während der riesenhaften Fortschritte der europäischen Kontinentalnationen von vielen Patrioten bereits tief und schmerzlich empfunden wird. Wer nicht zur Episcopalkirche gehörte und nicht hinreichendes Vermögen oder Patronage besaß, um nach Oxford oder Cambridge gehen zu können, hatte Mühe, außer in Schottland Institute zur fernern Ausbildung zu finden, wenn er auch so glücklich war, in einer der wenigen guten Schulen eine gute klassische Vorbildung genossen zu haben. Aber sogar die beiden alten Landesuniversitäten haben in diesem Jahrhundert wenig Männer geliefert, die in den Wissenschaften einen europäischen Ruf sich erworben hätten, weil sie ihrer ganzen innern Verfassung nach den Fortschritten der Zeit fremd blieben. Die andere große Parthei im Staate, die Anti-Episcopalianer, empfanden diesen Mangel immer tiefer und entwarfen endlich den Riesenplan, selbst eine Universität zu errichten, die Kosten durch Aktien zu decken und die Lehrstühle in allen Zweigen der Wissenschaften mit den ausgezeichnetsten Männern zu besetzen, denen man, wie auf den andern Landesuniversitäten, den Professorentitel gab. Nur Theologie sollte wegen der vielen Sekten, die ohnehin schon sämmtlich für die theologische Erziehung ihrer Geistlichen gesorgt haben, ausgeschlossen bleiben, damit alle Eifersucht vermieden werde. Wer sich des Fanatismus erinnert, mit welchem noch vor drei Jahren (vor der Aufhebung der Gesetze gegen die Dissenters und die Katholiken) im ganzen Lande gekämpft wurde, ein Fanatismus, der in jedes Haus Intoleranz und Zwiespalt gebracht hatte, weiß, daß jene Ausschließung eine weise Maßregel war; allein die Stifter vergaßen, daß ihre Gegner, die herrschenden Episcopalianer, gerade diese Ausschließung der Theologie als eine Waffe gegen sie benutzen und in alle Ohren laut das Wort Gottlosigkeit schreien würden. In der That gewannen jene elenden Heuchler Viele für ihre Fahnen, um durch Mißtrauen das Gedeihen der neuen Anstalt zu untergraben. Dieser Sieg wäre aber nur von kurzer Dauer gewesen, da mehrere Lehrer der Universität, die zugleich Theologen der Episcopalkirche sind, Lehrstühle der Theologie errichteten, hätte nicht von Anfang an die fehlerhafte Verfassung des innern Triebwerkes den Keim zum Untergang der Anstalt gelegt. Alle Arbeiten des Universitätsraths, dem die Ausführung des ganzen Plans und die Ausarbeitung der Statuten oblag, zeigten die unverkennbarsten Spuren von Uebereilung und Mangel an aller Ueberlegung; sie glaubten, das Gebäude von Mauer- und Holzwerk müsse nur dastehen, und sogleich werden Tausende von Jünglingen dahin strömen, um an der reinen Quelle der Wissenschaft ihren Durst zu löschen; es fiel ihnen aber nicht ein, daß sämmtliche ältere gelehrte Vorbereitungsschulen, deren Privilegien in genauem Verband mit den Episcopaluniversitäten stehen, sich ihnen feindselig entgegenstellen und ihren Zöglingen den Besuch der leztern noch mehr erleichtern würden. Sie vernachläßigten daher das erste Erforderniß, nämlich die Errichtung von gelehrten Schulen, an welchen das Land einen so empfindlichen Mangel leidet, um Zöglinge für ihre Universität zu erziehen, welche vorbereitet genug wären, um den Professoren die Mühe zu ersparen, sich zu Elementarlehrern hergeben zu müssen. Noch größere Fehler wurden bei Feststellung der Verhältnisse der Professoren begangen, Irrthümer, welche die Auflösung der Universität unwiderruflich nach sich ziehen müssen. Zuvörderst beschloß man, den Professoren keinen bestimmten Gehalt zu bewilligen, damit dieselben gezwungen würden, sich durch Eifer und Anstrengung ein zahlreiches Auditorium zu bilden. Nur der Betrag der Kollegiengelder sollte den Lehrern ihre Existenz sichern, sie sollten demnach von den Launen der Studenten und der Popularität ihrer speziellen Wissenschaft abhängen. Dieser närrische, unpraktische Plan wurde ein Fundamentalgrundsatz der neuen Universität genannt. Zwar garantirte man den Professoren die Kollegiengelder für eine gewisse Anzahl Zuhörer, so daß diese Herren nicht vom Anfang an schon zu darben brauchten; allein diese Garantieen gehen nur auf ein Jahr, und der Universitätsrath ist zu keinen weitern Leistungen gegen die Professoren verpflichtet. Es ist unbegreiflich, wie ausgezeichnete Gelehrte und Familienväter unter solchen precären Verhältnissen ihre frühere Stellung verlassen konnten. Einen fast noch größern Mißgriff beging der Universitätsrath darin, daß er sich selbst die unbeschränkteste Macht anmaßte, während er den Professoren durchaus keine einräumte; und in jenem Rathe sitzen die ersten Legislatoren des Landes, mit einem Manne wie Brougham an der Spitze! Männern, von deren Ruf und Gelehrsamkeit allein das Gedeihen der Universität abhing, sollte, mit Ausnahme der Disciplin in ihren eigenen Hörsälen, die jeder Dorfschulmeister mit ihnen theilt, kein Einfluß, kein Antheil an der innern Verwaltung der Universität eingeräumt werden, so daß sie ohne einen konstituirten Ausschuß, ohne alle Kraft dastehen und nur durch eine Mittelsperson, den s. g. Warden oder Secretär des Universitätsraths, der mit der ausgedehntesten Vollmacht versehen ist, einzeln dem Rath Vorstellungen machen dürfen. Während nun die Professoren gleich Unterlehrern in einer Erziehungsanstalt behandelt wurden und nicht einmal einen bestimmten Gehalt erhielten, erhob die Verfassung der Universität den Warden Horner zum unumschränkten Universitätsfürsten mit einem jährlichen Gehalte von 1200 Pf. und 200 Pf. für Hausmiethe. Das Merkwürdigste hierbei ist, daß dieser Mann seine furchtbare Gewalt länger als ein Jahr ausübte, ehe der weise Universitätsrath daran dachte, die Grenze derselben schriftlich zu bestimmen, bis große Streitigkeiten zwischen ihm und den Professoren endlich jene Legislatoren erinnerten, daß die Abfassung irgend eines Gesetzes über diesen Gegenstand ganz vergessen worden sey, was denn zuvörderst am 22. Mai vorigen Jahres nachgeholt wurde. Dies ist ein Pröbchen von dem gänzlichen Mangel an aller Weisheit in der Verfassung dieser neuen Universität, und ich wage es vorauszusagen, so tief es mich auch betrübt, daß sie ohne eine gänzliche Umgestaltung ihrer organischen Gesetze, ehe zwei Jahre vergehen, genöthigt seyn wird, ihre Pforten zu schließen.

R—d.

Zweisylbige Charade.

Leicht ist das Zweite, gar nicht schwer,
Das Erste viel gewichtiger.
Und wer das lose Ganze spricht,
Der sagt wohl meist das erste nicht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 189.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. August 1830.

Was bringt die Menschen noch schneller einander näher als die Freude? — Das Unglück.

Fr. v. Staël.

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Im Schiffe fanden sie eine sehr gemischte Gesellschaft, welche Mariens Aufmerksamkeit wenigstens für den Augenblick fesselte und sie von dem Gedanken an ihren eigenen Kummer ablenken mußte. Eine Schaar katholischer Wallfahrer, welche von dem wunderthätigen Bilde unserer lieben Frau von Waldthüren zurückkehrte, fiel ihr zuerst auf. Unter ihnen befand sich eine alte blinde Frau mit ihren Töchtern, welche die Wallfahrt gemacht hatten, in der Hoffnung, daß ihre Mutter wieder zu ihrem Gesichte gelangen würde. Sie kehrte zwar blind wieder zurück, aber ein hoffnungsvolles Lächeln spielte auf ihren Zügen, wenn von wunderbaren Wirkungen erzählt wurde, welche sich erst Tage und Wochen nach der Rückkehr an den Kranken geäußert hatten. Ferner befanden sich hier ein Paar hausirende Juden mit Fernröhren und Brillen, Offiziere der Reichsarmee, die gewaltig damit großthaten, wie sie die lumpigen Jakobiner in die Pfanne hauen wollten; Landgeistliche mit ihren Familien, Taschenspieler, die auf den benachbarten Jahrmarkt ziehen wollten; einer von ihnen wurde auf einem Diebstahle ertappt, ins Wasser getaucht und durchgeprügelt; außerdem noch viele Kaufleute, Hausirer und Müller. Das geräuschvolle und bunte Schauspiel konnte indeß unsre Reisenden nur auf kurze Zeit zerstreuen; dann versenkten sich ihre Gedanken wieder um so tiefer in die Betrachtung ihrer Lage, aus welcher sie weder die abwechselnden Schönheiten der Ufer, noch die Musik, welche aus den Jahrmarktbuden zu Neckargemünd ertönte, wecken konnten. Marie fand endlich Gelegenheit, mit Ludwig allein zu sprechen, und ihn über die Vorfälle der vergangenen Nacht zu befragen; denn wenn sie ihrem Vater ins Gesicht blickte, erstarb ihr die Frage auf der Zunge. Ludwig begann eine verwirrte Erzählung, aber kaum hatte sie daraus so viel abgenommen, daß ihr Vater einen der Barone, der auf ihn Feuer gegeben, getödtet haben müsse, als Bernhard ihr Gespräch bemerkte und mit einer ungewöhnlichen Härte des Tones, den er jedoch sogleich bis zum sanftesten: „meine theure Marie“ milderte, ihnen weiter zu fragen und zu antworten verbot. Marie wagte es kaum, ihn anzusehen, aus Furcht, die Wahrheit von Ludwigs Erzählung auf seinem Gesichte bestätigt zu lesen.

Der Abend brach an. Zwischen den majestätischen, wilden, grünen Bergen, die ihre Schatten über den Fluß und die Weinberge am andern Ufer warfen, gleitete ihr Schiff abwärts gen Heidelberg, unter dessen prächtigem Schloß mit seinen zertrümmerten Thürmen das reiche, ebene Land weithin sich ausbreitet. Auf der Brücke von Heidelberg sahen sie eine große Menge Wagen mit Familien und ihren Habseligkeiten, die, wie es hieß, vor den Franzosen flohen, welche bereits über den Rhein vorgedrungen waren. Nach der entgegengesetzten Richtung hin zogen Truppenabtheilungen der Reichsarmee in ihrer unbehülflichen, altfränkischen Rüstung, und eine Menge fran-

Digitized by Google

zösischer Emigranten, die auf die abentheuerlichste und bizarreste Art bewaffnet waren.

Als Bernhard mit seiner geängstigten Tochter und seinem dienstfertigen, neugierigen Ludwig gelandet hatte, versuchte er umsonst, in einem der von Menschen vollgedrängten Gasthäuser Unterkunft zu finden; und doch brauchten sie so nothwendig einen Zufluchtsort, da der Vater fürchtete, die Nachricht seiner Flucht möchte schon vor ihm von Marchthal angelangt seyn. Die seltsame Kleidung seiner Tochter, die man zu wechseln nicht für nöthig erachtet hatte, zog offenbar die Augen der Leute auf sich, zumal an einem Tag, wo aller Blicke auf neue Dinge gerichtet waren. Er sendete Ludwig ab, um wo möglich ein Quartier und einen Wagen zu bekommen, und bestieg mit seiner Tochter das Schloß. Als sie auf der Höhe über der Stadt standen, und in die violette Ferne hinausblickten, und zwischen den schon aufsteigenden Nebeln den geschlängelten Lauf des Rheins sahen, der wie eine goldene Stickerei an einem silbernen Schleyer herüberschimmerte, rief Bernhard, bewegt: „diese Wogen kommen aus meinem Heimathland!“ Nach langem Stillschweigen sezte er hinzu: „Vater im Himmel, blick herab auf einen bekümmerten Vater und sein Kind!“ Er hatte kaum dieses gesprochen, als er einige Schritte hinter sich dieselben Worte, aber mit fremdem Accente wiederholen hörte. Sie wendeten sich um und erblickten einen großen Mann in Bernhards Alter, mit einem jungen schönen Frauenzimmer in schwarzem Gewande. Beide Theile schienen betroffen über ihr Zusammentreffen und ihre gleiche Lage, bis endlich der emigrirte Edelmann, denn als solchen bezeichnete ihn sein Aeußeres und die Verhältnisse der Zeit, das Stillschweigen brach und sagte: „zwei Väter, die durch einen Zufall mit ihrem gegenseitigen Kummer bekannt geworden sind, können vielleicht Freunde werden, oder wenigstens einander Dienste erweisen.“ Der Förster drückte ihm die Hand mit der Heftigkeit eines einsamen und verschlossenen Mannes. Eben wollte er antworten, als er durch Ludwigs Zurückkunft unterbrochen wurde, der den Hügel heraufrannte und schon von Ferne rief: „Nirgends ist ein Haus zu finden, wo man uns aufnehmen wollte, und jeden Augenblick langen neue Gäste in der Stadt an; kaum habe ich für morgen ein Fuhrwerk auftreiben können.“ Der Fremde, welcher noch immer Bernhards Hand hielt, sagte sogleich: „Ich bin so glücklich gewesen, in einem entlegenen Wirthshause jenseits des Neckars eine Unterkunft zu finden; wenn Sie mir dahin folgen wollen, so wird sich dort gewiß für Sie und dieses Mädchen ein Plätzchen finden.“ Die beiden Alten wanderten hierauf den Fußpfad hinab, und das fremde Fräulein hing sich an Mariens Arm. Marie sah auf einmal einen Lieblingstraum ihrer romantischen Einbildungskraft ins Leben getreten, und zugleich eine ihrer liebsten Jugenderinnerungen erfüllt, wie nämlich zwei edle Seelen sich sehen, verstehen und lieben auf den ersten Blick. Sie sah dieses Glück in der schönsten Wirklichkeit und Vollendung vor sich. Die unglücklichen Mädchen blickten sich beim lezten matten Strahl des scheidenden Tageslichtes noch einmal ins Auge. Zwei große, schwarze Augen begegneten Mariens Augen; sie schlossen ihre Hände fest in einander, und bevor sie noch ein Wort gesprochen, sanken sie einander in die Arme und küßten sich so herzlich und mit so unverhaltener Liebe, wie zwei Schwestern, die sich nach langer Trennung wieder sehen. Sie kürzten ihren Weg ab, indem sie am Fuße des Berges in einem Fischerboote über den Neckar sezten, und bald sahen sie sich von einer dicken freundlichen Wirthin und drei gutmüthigen Mädchen aufgenommen. Nachdem sie sich in der kleinen niedlichen Stube zu einem freundlichen Abendessen niedergesezt hatten, füllte der alte Mann ihre Gläser und sprach mit Anstand, aber mit bewegter Stimme zu dem Förster: „Meinen sehr geachteten Gefährten im Unglück.“ Hierauf erzählte er ihnen in Kurzem, wie ihr Schloß Marchthal im Elsaß (sein eigener Name, sagte er, sey Baron Marchthal) von den Rebellen niedergebrannt worden sey, welche Gefahren sie auf ihrer Flucht haben bestehen müssen, nachdem er den Anführer derselben mit eigener Hand niedergemacht, und daß er jezt im Begriffe sey, eine Tagreise weiter seinen Verwandten, den General Marchthal, bei Gundelsheim zu besuchen, über seine Güter in Deutschland die nöthigen Anordnungen zu treffen, und dann den Feldzug zur Wiedereroberung Frankreichs mitzumachen. Während die junge Baronin ihr Gesicht auf Mariens Hand preßte und weinte, fragte der Freiherr mit freundlicher Artigkeit: ob er in ihnen nicht auch Opfer des revolutionären Wahnsinnes vor sich sehe? Der Förster nickte Anfangs mit dem Kopfe wie bejahend, aber selbst über diese schweigende Verletzung der Wahrheit erröthete seine gefurchte Stirne über und über, und Mariens Gesicht brannte an der bleichen Wange ihrer neuen Freundin. „Gottes Hand liegt auf mir, ist das nicht genug? Aber was Sie auch von mir denken mögen, denken Sie nur nicht hart von ihr!“ sagte er, indem er auf seine Tochter deutete. Die Stirne des Barons konnte ein kleines Mißbehagen nicht verbergen; aber nach einigen Augenblicken verlegenen Stillschweigens entschuldigte er sich wegen seiner Neugierde.

Frühzeitig trennte man sich, um zu Bette zu gehen. Marien wurde mit Eugenien ein und dasselbe Schlafgemach angewiesen, und sie gestand ihr mit kindlicher Offenheit, ohne jedoch, um ihres Vaters willen, Namen und Ort zu nennen, wie einsam und ferne von aller Gesellschaft sie bis jezt gelebt habe, wie bisher ihre besten Freundinnen die Heldinnen gewesen seyen, die ihr ihre Bücher beschrieben, und wie sehr sie jezt Gott danke, daß die erste weibliche Freundin, der sie in der Welt begegne,

Digitized by Google

so ganz anders sey als jene, und doch nicht minder gut und schön.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker.

(Fortsetzung.)

Agricola, einer der vorzüglichsten Maler Roms, hatte die Bildnisse der vier größten Dichter Italiens, Dante's, Petrarca's, Tasso's und Ariosto's, gemalt; seine Studien waren nach den gleichzeitigen Monumenten gemacht, und er zeigte Edwards die Sammlung seiner Zeichnungen. Aus ihrer Vergleichung ersah er, daß diejenigen, welche Dante darstellten, sehr ähnlich seyn mußten, da sie unter sich sehr wenig verschieden waren. Die Verhältnisse sind aber auch so ausgezeichnet und die Züge so ausgesprochen, daß kein Maler sie verfehlen konnte. Dante hatte ein langes Gesicht, eine hohe Stirne, eine gebogene Nase, wobei die Spitze nach unten gerichtet und die Nasenflügel aufwärts gezogen waren, endlich ein vorspringendes Kinn. Diese so deutlich charakterisirte Physiognomie machte auf Edwards einen tiefen Eindruck; es fiel ihm jedoch nicht ein, ihren Typus in Toskana zu suchen, als er, kaum an der Grenze auf der Straße von Siena angekommen, zu Radicofani zufällig mehrere Personen sah, die ihm die ersten Exemplare desselben lieferten; eine dieser Personen besonders war das lebende Bild Dante's. Bei seinem ersten Aufenthalte zu Florenz hatte er einige ähnliche Figuren in der herzoglichen Gallerie unter den Statuen und Büsten der Familie der Medicis, so wie auch unter dem Volke bemerkt; allein diese Züge hatten sich ihm damals ihrem ganzen Ausdruck nach noch nicht vollkommen eingeprägt. Da er sich aber diesesmal längere Zeit in diesem Lande aufhielt, hatte er Gelegenheit, zu beobachten, daß dieser Typus unter den Toskanern sehr verbreitet ist. Er existirte schon zu Zeiten Dante's; viele berühmte Männer der Florentinischen Republik zeigen ihn, und er wurde vom Reisenden sogar an verschiedenen hetrurischen Statuen, Büsten und Basreliefs beobachtet. Er sah denselben ferner zu Bologna, zu Ferrara, zu Padua und in allen Orten zwischen diesen Städten. Zu Venedig fand sich dieser Typus nicht nur häufig, sondern hatte daselbst offenbar von jeher in überraschendem Verhältnisse geherrscht. Im Pallaste des Dogen, wo alle Bildnisse der Dogen beisammen sind, konnte man ersehen, wie häufig vor Alters dieser Charakter war. In dem Maße, als er sich Mailand näherte, fand er denselben häufiger, und oft sogar so grell ausgesprochen, daß er ins Karrikaturmäßige fiel. Als er zwei Stunden lang auf dem großen Platze eines Dorfes verweilte, wo sich eine Menge Landvolk versammelt hatte, wurde er nicht müde, die Bauern wegen der vollkommenen Aehnlichkeit mit einem der Typen, die er in Frankreich getroffen hatte, zu betrachten. Er glaubte sich plötzlich auf den Marktplatz zu Chalons versezt, wo er, wie wir oben gesehen haben, unter den Bauern eine Physiognomie beobachtet hatte, die von der der andern Burgunder ganz und gar abwich.

Der beträchtliche Landstrich, auf dem er diesen Charakter antraf, sein häufiges Vorkommen, seine große Bestimmtheit ließen Edwards keinen Zweifel, daß ein scharf charakterisirter und zahlreicher Volksstamm über den ganzen Norden Italiens verbreitet sey. „War ich nicht," rief er aus, „im cisalpinischen Gallien? Sah ich nicht ein ähnliches Volk in Gallien, jenseits der Alpen? Warum sollte es nicht nach der Geschichte dasselbe seyn? Warum nicht Gallier?" Um sich indessen von dieser Identität mit der Gewißheit zu versichern, die allein dem Geiste Befriedigung geben kann, hatte er noch weitere Beobachtungen zu machen. Er mußte wo möglich diesen Typus noch auf einer größeren Landesstrecke verfolgen. Er mußte auf seiner Rückkehr einen Theil der Schweiz bereisen, die ehemals im Besitze gallischer Völker gewesen war; er konnte dort die eine oder andere Raçe, oder vielleicht beide treffen. Der nördliche Abhang des Simplon gibt dem Rhonethale seinen Ursprung. Die ersten Einwohner, die man trifft, sind Deutsche, die sich von den benachbarten Völkern durch Physiognomie und Sprache unterscheiden. Bald aber, wenn man sich Wallis nähert, ändert sich die Sprache und damit zugleich die Physiognomie. Jezt hörte der Reisende nur noch den französischen Dialekt, und erkannte überall dasselbe Volk, das er in Savoyen gesehen hatte, mit denselben Zügen und selbst derselben Hautfarbe. So wie er sich aber Genf näherte, bemerkte er einzelne Individuen von jenem andern Typus; in Genf waren sie zahlreich, und völlig jenen ähnlich, welche er im Norden Italiens und zu Chalons gesehen hatte. Hier findet sich also eine Bevölkerung, die vorzugsweise aus zwei Raçen besteht, die unter sich vollkommen verschieden sind und, wie wir schon früher bemerkt haben, einen schneidenden Kontrast bilden. Die eine hat einen mehr runden, als ovalen Kopf, gerundete Züge, und ist von Mittelgröße; die andere hat einen langen Kopf, eine breite und hohe Stirne, eine gebogene Nase mit abwärts gerichteter Spitze und aufwärts gezogenen Nasenflügeln, ein stark ausgesprochenes und vorspringendes Kinn und einen hohen Wuchs. Er hatte aber auch Gelegenheit, alle intermediären Bildungen, eine Folge ihrer Verbindung auf demselben Boden, zu beobachten. Wir wollen diese Typen einstweilen mit den Namen erster und zweiter Typus bezeichnen. Um dieselben Beobachtungen auf einem andern Landstriche fortzusetzen, entschloß sich Edwards, seine Richtung über Bresse nach Maçon und Chalons zu nehmen. Er hoffte so, in einer fast ununter-

Digitized by Google

brochenen Kette die Bevölkerung zu verfolgen, die dem zweiten Typus angehört. Auf der großen Straße, über Bresse, fand er den Elementen nach wirklich dieselbe Mischung wie bisher, aber in sehr verschiedenen Verhältnissen. Der erste Typus herrschte nämlich hier so vor, daß er fast nur Spuren des andern sah. Allein bei Maçon und auf dem übrigen Wege gegen Chalons zu, über das Gebirge, wurde dieser gemein. Zu Chalons, wo er glücklicherweise wieder an einem Markttage ankam, hatte er Gelegenheit, seine Erinnerungen mit dem gegenwärtigen Eindrucke zu vergleichen. Dies sind Edwards Beobachtungen auf seiner Reise; sehen wir nun, welche Anwendung er davon macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

Betragen des Klerus.

Ich schreibe Ihnen heute Einiges, was unser Leben und Treiben bezeichnen kann, und nicht ohne Beachtung gelassen werden darf, da Lyon die zweite Stadt des Königreichs ist, und in mancher Beziehung mehr eigenthümliche Farbe hat, als Paris.

Unsere Nonnen wandelt so gut wie Andere manchmal die Lust an, ihren Gewahrsam zu verlassen und andere Fesseln zu tragen, die immer mit Rosen anfangen, aber oft mit Dornen endigen. In unserer Nähe begünstigte ein junger Maurer das Entkommen einer Carmeliternonne über eine Mauer, die er auszubessern hatte. Jenseits fand sie Mannskleider und in diesen entkam sie, stellte sich aber vor den nächsten Friedensrichter und erklärte, sie sey zum Schleyer gezwungen worden. Wiewohl dieser nun die schöne Flüchtige gern festgenommen und ins Kloster zurückgebracht hätte, so getraute er sich doch nicht, da das Volk Parthei für die Nonne genommen hatte. Das Volk ist aber Gottlob bei uns mehr, als Manche wohl denken und wünschen. Diesen Skandal, der einem Kloster freilich nicht sehr zur Ehre gereicht, würde die Priorin vermieden haben, hätte sie es gemacht, wie die Vorsteherin eines Nonnenklosters in Poitiers, aus deren Hellisthum auch schon einige Entweichungen stattgefunden hatten. Dort mußten die innern Mauern auch ausgebessert werden. Um nun alle Gemeinschaft der Nonnen mit den Arbeitern zu vermeiden, wurde jedem am Morgen, wenn die Arbeit begann, eine Schelle um den Hals gehängt; den Nonnen wurde aber auf die Seele gebunden, den Ton dieser Glöckchen zu vermeiden und sich schnell zu entfernen, wenn sie eins vernähmen, ja in diesem Fall auf die entgegengesetzte Seite zu fliehen. Zu gleicher Zeit sollte die Glocke anzeigen, wenn ein Arbeiter seine Kelle und seinen Mörtel verlasse und Allotria treibe. Nun sagen aber die Leute in Poitiers, die Arbeiter seyen doch von ihrer Arbeit weggegangen und hätten das Glöckchen gehalten, so daß es still gewesen; einige Nonnen sollen auch über dessen Herannahen so erschrocken seyn, daß es ihnen ging, wie den Vögeln mit der Klapperschlange, sie konnten nicht mehr fliehen, sondern eilten der Gefahr entgegen.

Zu unserm Bischof kam der Präfekt, um ihm vorzustellen, daß es sehr nützlich und den väterlichen Absichten der Regierung gemäß seyn würde, wenn die Pfarrer von der Kanzel die Ankunft der von einem Ort zum andern reisenden Kuhpockenärzte verkündigten und beifügten, wann sie ihre unentgeldlichen Impfungen vornähmen; dabei sey es auch wohl gut, den Leuten die Impfung anzuempfehlen und sie dazu zu ermuntern. Hierauf erwiederte der Bischof: „Meine Geistlichkeit kann und darf sich mit einer solchen Bekanntmachung nicht befassen. Hier ist von Blutvergießen die Rede; die canonischen Bücher verbieten aber solches ausdrücklich, die Kirche verabscheut dasselbe auch und darf es nie billigen.“ Der Präfekt sprach nun von dem allgemein anerkannten Nutzen der Vaccination, von dem Wohl der Kinder, von ihrer Gefahr bei den Blattern, von dem Willen und dem Befehl der Regierung in dieser Beziehung, aber alles Reden war umsonst. Es blieb dabei, der Bischof erlaubte keine kirchliche Bekanntmachung.

In unserer Nähe kam vor Kurzem eine Erneuerung schöner Scenen aus dem Mittelalter vor. Es starb eine angesehene, wegen ihrer milden Tugenden und ihres Wohlthuns vielgeliebte Frau. Der Geistliche des Orts, ein achtungswerther Mann, war eben im Begriff, Anordnungen wegen ihres Begräbnisses zu treffen, als er von seinem Bischof den Befehl erhielt, dem Leichname der zufällig ohne die lezten Sakramente gestorbenen Frau die Kirchenthür zu verschließen, sie nicht einzusegnen und zum Kirchhofe zu begleiten. Die Vorstellungen ihres Gatten bei dem Maire hatten nicht den gehofften Erfolg, denn dieser scheute sich, die Kirchenthüren von Obrigkeitswegen öffnen zu lassen, wie doch das Gesez für diesen Fall befiehlt. Was geschah nun? Früh um 8 Uhr füllt eine unzählige Menschenmenge den Dauphineyplatz, wo das Sterbhaus liegt. Nach einigen Stunden öffnen sich die Flügelthüren und acht junge Frauen — die angesehensten der Stadt — schreiten mit dem Sarg heraus, den auf der Seite Gabelträger mit Stangen unterstützten. Hinter dem Sarg geht der achtzigjährige Vater der Verstorbenen, ihr Mann und alle Verwandte in langer Reihe her; mehr denn viertausend Einwohner und Einwohnerinnen aus allen Ständen schließen sich an und folgen der Leiche zum Kirchhof. Die Verwandten stellen sich um das offene Grab; der Sarg wird hinuntergesenkt und der Wittwer wirft zuerst eine Handvoll Erde hinunter mit den Worten: „Möge Dir die Erde leicht seyn, die eine befreundete Hand hier auf Deinen Sarg wirft! Bei dem Ausgang aus einem Leben voll Tugend und Wohlthun versagte Dir die Kirche ihre Gebete und meinte Dich damit zu beschimpfen; Deine Mitbürger meinten es aber anders und folgten zu Tausenden Deinem Sarg. Mögest Du segnend und dankend auf sie herabschauen!“ Unbeschreiblich war die Rührung der Menge nach diesen Worten.

In der Nähe von Belley hatte ein Geistlicher so lange und durch eine solche Menge schamloser Handlungen die öffentliche Verachtung auf sich gezogen, daß ihm seine wohlwollende Behörde sein Amt nicht länger mehr lassen konnte. Er wurde daher abgesezt, und da ihm alle Mittel fehlschlugen, seinen Unterhalt zu gewinnen, so erschoß er sich, bereute es aber in dem Augenblick, wo die Pistole losging. Durch die rasche Bewegung seiner Hand fuhr daher der Schuß nicht in den Kopf, sondern in die linke Schulter. Dies war sein Glück, denn nun hat sich der Bischof seiner aufs Thätigste angenommen, und es heißt, er werde in Kurzem in einem fernen Departement eine neue Stelle erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 190.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 10. Auguſt 1830.

Die Geſtalt des Menſchen iſt nur eine Hülle des innern Triebwerks, ein zuſammenſtimmendes Ganzes, wo jeder Buchſtab zwar zum Wort gehört, aber nur das ganze Wort einen Sinn gibt.

Herder.

Die phyſiſchen Charaktere einiger europäiſchen Völker.

(Fortſetzung.)

Da Edwards die ſüdlichſten Provinzen des alten Galliens an den Pyrenäen und dem Mittelmeer, wohin A. Thierry in ſeiner Geſchichte der Gallier *) die Basken und Ligurier verſetzt, nicht beſucht hat, ſo kann von dieſen hier nicht die Rede ſeyn. Im übrigen Gallien nimmt Thierry ſchon in ſehr alter Zeit zwei Völkerfamilien an, die ſich durch Sprache, Sitten und ihre ganze geſellſchaftliche Verfaſſung von einander unterſcheiden. Sie bildeten die ganze Maſſe der Bevölkerung und beide waren, ihr numeriſches Verhältniß mag nun geweſen ſeyn welches es will, ſehr zahlreich. Nun erkennt Edwards, wie oben ausgeführt wurde, in der gegenwärtigen Bevölkerung Frankreichs zwei vorherrſchende Typen, die ſo genau charakteriſirt ſind, daß ſie ſich unmöglich verkennen laſſen. Der eine dieſer Stämme, es ſind dieß die eigentlichen Gallier, war zahlreicher, denn ſie ſind die älteſten Einwohner des Landes, das ſie vor der Niederlaſſung des andern Stammes, der Cimbern, faſt ganz inne hatten. Der erſte der oben erwähnten Typen, der zahlreichere, gehört den Galliern, der zweite den Cimbern an.

Auf daſſelbe Reſultat kommt man, wenn man ihre geographiſche Vertheilung vergleicht. Im öſtlichen Gallien wohnten vorzugsweiſe Cäſars eigentliche Gallier; im nördlichen Gallien, welches Cäſars Belgien und Armorika umfaßt, wohnte das Volk, das Thierry unter dem allgemeinen Namen Cimbern begreift. Im öſtlichen Gallien mußten die Gallier am wenigſten gemiſcht ſeyn, weil die Cimbern nie mit gewaffneter Hand hieher gedrungen waren; und wirklich fand Edwards, als er die Provinzen Frankreichs, die dem öſtlichen Gallien entſprechen, nämlich Burgund, das Lyoneſiſche, Dauphiné und Savoyen von Nord nach Süd durchreiſte, den Typus, den wir als den eigentlich galliſchen bezeichnet haben, ſo ausgeſprochen und zahlreich, daß er Anfangs gar keinen andern bemerkte, außer einmal, in Chalons; erſt auf der Rückreiſe fand er den zweiten Typus auch hier häufiger.

Bei dem galliſchen Typus iſt der Kopf rund, der Kugelform ſich nähernd; die Stirn iſt von mittlerer Höhe, etwas gewölbt und weicht gegen die Schläfe zurück; die Augen ſind groß, offen; die Naſe iſt, vom Eindruck an der Wurzel an, beinahe gerade; Naſenſpitze und Kinn ſind abgerundet, der Wuchs iſt mittelmäßig; mit wenigen Worten: mehr runder als ovaler Kopf, gerundete Züge, mittlerer Wuchs.

Edwards bereiſte einmal früher Nordfrankreich, Cäſars galliſches Belgien, von dem Ausfluß der Somme bis zum Ausfluß der Seine, und hier fielen ihm zum erſten Mal die Züge auf, welche den zweiten Typus charak-

*) Die Abhandlung, der wir Edwards Beobachtungen entnehmen, führt den Titel: Des caractères physiologiques des races humaines, considérées dans leurs rapports avec l'historie; lettre adressée à M. Amadée Thierry, auteur de l'histoire des Gaulois, par W. F. Edwards. Paris.

Digitized by Google

teriſiren, und zwar waren ſie oft auffallend grell ausgeſprochen: ein langer Kopf, eine breite, hohe Stirne, eine gebogene Naſe, die Naſenſpitze abwärts gerichtet, die Naſenflügel aufwärts gezogen, ein ſtarkes, vorſpringendes Kinn und ein hoher Wuchs. Allem nach gehört dieſer Typus den alten Bewohnern des Landes, Cäſars Belgiern, Thierrys Cimbern an, denn Niemand hat wohl je behauptet, die Scandinavier, die im Mittelalter Normänner hießen, haben die eingeborne Bevölkerung Neuſtriens ausgerottet oder verjagt, und dieſe Eroberer waren gar nicht zahlreich genug, um ihren Typus der Bevölkerung mitzutheilen, die von jeher wegen des fruchtbaren Bodens und des milden Klimas wohl ſehr ſtark war. Man findet indeſſen in dieſen Provinzen auch den andern Stamm, jedoch in untergeordnetem Verhältniſſe.

Das ſüdliche Großbritannien, ſo weit das jetzige eigentliche England reicht, bewohnte nach Thierry urſprünglich daſſelbe Volk, welches das nördliche Gallien inne hatte, nämlich die Cimbern. In England glaubt man allgemein, es gebe keine Nachkommen dieſes Urvolkes mehr; Edwards verſichert aber, daß derſelbe charakteriſtiche Typus, der ehemals in Nordgallien vorherrſchte und noch vorherrſcht, ſich in England findet, ja, auf dem einſt von den Sachſen eroberten Gebiete ſehr gemein iſt. Er repräſentirt die alten Britten, die urſprünglichen Beſitzer des Landes, und wenn ihr Name verſchollen iſt, ſo kommt dieß blos daher, daß ſie durch die ſächſiſche Eroberung ihre bürgerliche Exiſtenz verloren hatten; aber die Reſte des großen Volkes lebten fort, und mancher Engländer, der ſich von ſächſiſchem oder normänniſchem Stamme glaubt, iſt in Wahrheit ein Abkömmling der Britten.

Die Helvetier hält Thierry für Gallier; Edwards zweifelt daran nicht, weil er an den heutigen Helvetiern dieſelben phyſiſchen Charaktere beobachtete, welche dieſe Familie in Gallien ſelbſt bezeichnen. Indeſſen findet ſich heutzutage auch der cimbriſche Charakter ſo häufig in der Schweiz, daß wohl gewiß unter den alten Helvetiern auch Cimbern gewohnt haben.

Es iſt hiſtoriſch gewiß, daß einſt in dem nördlichen Italien, zwiſchen Alpen und Apenninen, galliſche Völker in überwiegendem Verhältniß gewohnt haben. Man findet ſie hier, ſobald es in der Geſchichte etwas Licht wird, dauernd angeſiedelt; nach den glaubwürdigſten Quellen erſcheinen ſie daſelbſt als ein großes Volk, von den fernſten Zeiten bis weit in die römiſche Geſchichte hinein. Wir ſprechen hier nicht von den andern Völkern, die ſich ſeitdem mit ihnen vermiſcht haben, wir fragen nicht nach ihrer Zahl, ihren Sprachen, der Dauer ihrer Niederlaſſung; genug, daß hier Gallier in großer Mehrzahl lebten. Wir finden mit Edwards die Züge derſelben im transalpiniſchen, wir finden ſie wieder im cisalpiniſchen Gallien. Aber im cisalpiniſchen Gallien nimmt Thierry ſo gut als im transalpiniſchen Gallier und Cimbern neben einander an, und Edwards ſieht wirklich heutzutage daſelbſt Cimbern nicht nur in den Provinzen, wo Thierry ſie ehemals wohnen läßt, ſondern auch anderswo. Das cispadaniſche Gallien hatten nach Thierry Cimbern inne; er ſchildert ſie als ein ſehr unruhiges Volk, das in einemfort weite, gefahrvolle Kriegszüge unternahm. Sobald die Römer mit den italiſchen Galliern handgemein werden, treten Cimbern im Kampfe auf; und dieß konnte auch nicht anders ſeyn, weil ihr Gebiet, von Anbeginn ihrer Niederlaſſung an, an Etrurien grenzte; nur die Apenninen lagen dazwiſchen, die ein ſchwacher Damm für ein ſolches Volk waren. Sie hatten ſie wohl mehr als einmal überſchritten, bevor ſie die Römer zittern machten, und wahrſcheinlich hatten ſich welche unter den Etruskern niedergelaſſen, denn Edwards erkennt ihren Typus im nördlichen Toskana und erſieht aus alten Denkmalen, daß er ſchon in ſehr früher Zeit ſich daſelbſt fand. Ueberdieß iſt das nördliche Italien zwiſchen Alpen und Apenninen eine weite Ebene, durch welche der Po fließt; im Laufe der Jahrhunderte hatte wohl, wenn auch Anfangs das cimbriſche Volk auf Ciſpadanien beſchränkt war, der Krieg, der die Völker untereinanderwirft, und der Friede, der ſie verſchmilzt, die Cimbern über den größten Theil dieſer Ebene verbreitet. Konnte nicht der Schrecken über Attilas drohenden Einfall einen großen Theil der Bevölkerung auf die benachbarten Inſeln im adriatiſchen Meere treiben, die an der Mündung des Po, dem alten Wohnſitze der cimbriſchen Völker, liegen? Und wir erinnern uns, daß Edwards den cimbriſchen Typus auf den Bildern der alten und den Geſichtern der jetzigen Bewohner Venedigs wieder fand.

Fällt einem auch der Typus der andern Familie, der galliſchen, in Oberitalien nicht ſo häufig in die Augen, ſo kommt er doch ohne Zweifel gar nicht ſelten vor, und unſer Verfaſſer ſchließt dieß aus einer intereſſanten Beobachtung, die er in Mailand zu machen Gelegenheit hatte: in einem Buchladen fand er einen Kalender in Einem Blatte, Lunario genannt, mit einem Kupferſtiche, der zwei etwas groteske Figuren vorſtellt, die ſich über einander luſtig machen. Es waren dieß aber leibhaftige Zerrbilder der beiden Typen der alten galliſchen Landeseinwohner; juſt die charakteriſtiſchen Züge waren mit Uebertreibung herausgehoben, ja, den Kontraſt beider vollſtändig zu machen, ſind ſie von bedeutend verſchiedenem Wuchs: der Cimber iſt hoch gewachſen, der Gallier iſt von Mittelgröße. Der Zeichner war ſicher weder ein Natur- noch ein Alterthumsforſcher; er faßte blos Figuren auf, die einen auffallenden Kontraſt darboten und wie ſie ihm häufig vor Augen kamen. Bei dieſer Gelegenheit bemerken wir, daß wenn die Römer, in ihren erſten Kriegen mit dieſen Völkern, von auffallend großen Galliern ſprechen, wohl gewiß Cimbern gemeint ſind. Der gemalte Kopf des rieſigen Galliers, der auf

Digitized by Google

dem Forum zu sehen war, gehörte diesem Stamme an. Daraus erklärt sich ein scheinbarer Widerspruch zwischen den Berichten der alten Geschichtschreiber und dem Umstande, daß die jetzige Bevölkerung Frankreichs nur von Mittelwuchse ist. Man hat schon oft gefragt: wo sind jene hochgewachsenen Gallier, von denen die Römer sprachen? Unterscheidet man die beiden Familien, welche die Natur in Wahrheit geschieden, die Geschichte aber häufig untereinandergeworfen und verwechselt hat, so verschwindet der scheinbare Widerspruch.

(Beschluß des zweiten Artikels.)

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Die Augen der Fremden ruhten mit dem Ausdrucke schmerzlicher Freude auf Marien; sie sagte: „in wessen Busen könnte ich meine bittern Schmerzen, die ich nicht mehr ertragen kann, besser ergießen als in Deinen, Du gutes Kind? So wisse denn, meine Schwester, der Anführer der Rebellen, welchen mein Vater getödtet hat, war ein junger Edelmann, den seine Grundsätze zu unserem Feinde machten. Er war mein einziger Freund und mein Verlobter. Seit diesen letzten fünf Tagen reise ich an der Seite meines theuren Vaters, des Mörders meines Geliebten. Keiner Seele in der Welt hätte ich meine Liebe zu gestehen gewagt, noch weniger meinen unsäglichen Schmerz, als er getödtet wurde. Diesen Abend, als selbst mein harter Vater mit Euch so schnell Freundschaft schloß, als Dein Angesicht, mein theures Kind, so liebend mich anlächelte, da konnte mein Herz sein schmerzliches Geheimniß nicht länger verschließen; ja, ich mußte Deine freundlichen Augen mit meiner traurigen Geschichte trüben. Sage Nichts, es gibt für mich keinen Trost. Er ist todt, und mein eigener Vater hat ihn getödtet!“

Marie preßte schweigend der Fremden Hand in der ihrigen, küßte und badete sie mit Thränen, drückte sie an ihre Brust und zog Eugenie sanft an ihr Herz. Eugenie gewann zuerst ihre Fassung wieder. Der äußerste Kummer erhebt und kräftigt das Herz. Sie machte sich sanft aus Mariens Arm los, ging an ihren Koffer und kam mit einem kleinen Etuis in der Hand zurück. „Nimm dies Bild, meine theure Schwester, zum Andenken an diese Stunde, und laß es eine Vergeltung des Kummers seyn, den ich Dir verursacht habe. Oeffne es nur, wenn Du Dein Herz in Frieden und Ruhe fühlst, eher nicht.“ Marie versprach es mit kindlicher, fast religiöser Rührung. Der Morgen brach roth und wolkig an; der Baron und der Förster schüttelten sich mit kalter Höflichkeit die Hände. Eugenie und Marie trennten sich mit Wehmuth und Schmerz. Die Emigranten nahmen ihren Weg gegen Gundelsheim. Der Förster wanderte über die gedrängt volle Brücke an den Ort, an welchem, wie Ludwig angeordnet hatte, die gemiethete Kutsche sie erwarten sollte. Nachdem sie eine Zeitlang vergebens gewartet hatten, zwang sie ein Regenschauer, in ein nahes Wirthshaus zu treten. So frühe es war, so füllte sich das Zimmer doch bald mit Menschen, und Bernhard wurde nicht wenig überrascht, als er plötzlich einige wohlbekannte Gesichter sah; indeß blieb er mit Ludwig und seiner Tochter in einem Winkel des Zimmers noch immer ruhig und unbemerkt. Mehrere Reisende traten herein und erzählten schreckliche Geschichten von den Grausamkeiten der Revolution, von der drohenden Annäherung des Feindes und von den Zeichen der Rebellion, die man schon diesseits des Rheins an vielen vornehmen und gemeinen Leuten bemerkt. Ein Barbier von Gundelsheim, welchen Ludwig auf der Stelle erkannte, schrie; „Was wollt Ihr sagen? sogar unsern Odenwald hat die Arbeiterei schon angesteckt; vorgestern hat der Förster von Marchthal seine drei Barone wegen der Freiheit und Gleichheit erschossen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder aus Pfäfers.

1.

An der Quelle.

Hier, wo Felsen nur sich zeigen,
Nur des Stromfalls Donnerstimme spricht,
Deren Schall das hehre Schweigen
Schauervoller Wildniß unterbricht,
Mußt du, Pilger! aufwärts steigen,
Tief zur Quelle, hoch zum goldnen Licht.
Hat dein Herz erquickt die warme Quelle,
Kehrst du heitern Sinn's zur Sonnenhelle.

Schönes Bild vom Erdenwallen
Durch die Nacht und Dämmerung zum Tag!
Blüthen, Früchte, Blätter fallen;
Wehmuth folgt dem fröhlichen Gelag;
Oft beim Lied der Nachtigallen
Weckt aus süßem Traum ein Donnerschlag.
Darum Muth gefaßt aus ew'gen Quellen,
Und dein Ziel wird wunderbar sich hellen.

2.

Die Verschwundene.

Bist du, die vor wenig Stunden
Blühend unser Aug' noch sah,
Bist auf ewig du verschwunden,
Mädchen, gleich Proserpina!

Digitized by Google

Welche Macht hat dich so plötzlich
Uns wie einen Traum entführt?
Das Verschwinden ist entsetzlich,
Wenn es sich in Nacht verliert.

Sagt uns, grause Felsenschlünde,
Strom, der wild im Abgrund tost:
Wo sich die Vermißte finde?
Gebt uns Kunde, gebt uns Trost!

Ach umsonst! Die bange Frage
Kehrt im Echo bang zurück;
Fühllos hört ihr unsre Klage,
Seht ihr unsern nassen Blick.

Doch der Himmel hüllt sich traurig,
Und die Fluth der Wolk' entsteußt,
Und es donnert dumpf und schaurig
Tief im Schlund des Bergstroms Geist.

Schäumend hebt sich eine Welle,
Die mit ehrfurchtsvollem Grau'n
Eine Leiche trägt zur Stelle,
Wo die Freunde niederschau'n.

Und es scheint ihr Haupt die Leiche
Händefaltend zu erhöh'n,
Rosig über ihre bleiche
Wang' ein Morgenduft zu weh'n,

Und der Augen Aetherbläue
Zu entstrahlen hehres Licht,
Da der Mond mit stiller Weihe
Aus zerriss'nen Wolken bricht.

3.

An ihrem Grabhügel.

Ruh' im Frieden! sanft umschwebe
Himmelsodem deinen Staub;
Seinen Hügel überwebe
Zart der Myrth' und Rose Laub!

Keine Schlange nahe, trübend
Durch Gezisch den Frühlingsklang
Deines Seyns, das frisch und liebend
Floß wie Nachtigallgesang!

Als mit dunkelm Vorgefühle
Du des Lebens Ernst erblickt,
Als du ahnetest die Schwüle,
Die so oft den Waller drückt,

Löste schnell die Sinnenbande
Dir dein guter Genius;
Oben blinkten Sternenlande,
Unten donnerte der Fluß.

Und den Leib empfing die Welle,
Doch den Geist das Sternenland,
Wo in reiner Aetherhelle
Ihm der Erde Qualm entschwand;

Wo ihm jezt den süßen Frieden
Kein Gewölk, kein Trugbild trübt;
Wo, vom Wechsel er geschieden,
Ewig liebt und wird geliebt.

J. H. v. Wessenberg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Ankündigung

eines höchst interessanten Werkes über die neueste französische Revolution.

In der Unterzeichneten erscheint in ganz kurzer Zeit:

Umständlicher Bericht

eines

Augenzeugen

über den

letzten

Auftritt der französischen Revolution

Ende Julius 1830;

erstattet von

J. M. Schnitzler,

Verfasser des „Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie."

Stuttgart und Tübingen den 5. August 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 191.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. August 1830.

So viel Einbildungskraft hat Jeder, daß er sich auf sich selbst etwas einbildet.

W. Menzels Streckverse.

J. J. Rousseau und Grimm.

(Fortsetzung von Nro. 176.)

Grimm, dieser deutsche Baron, der sich roth und weiß schminkte und sich stellte, als wollte er vor Liebe zu der Schauspielerin Fel sterben, auch sich in seiner Verzweiflung nur von eingemachten Kirschen nährte, ist unstreitig eine der widerlichsten Erscheinungen jener Zeit. Rousseau machte Grimms Bekanntschaft, als er blos noch Vorleser des Herzogs von Sachsen-Gotha war. Später stieg er bekanntlich noch viel höher, denn er wurde Sekretär des Marschalls d'Estrées, des Herzogs von Orleans, literarischer Korrespondent mehrerer deutschen Fürsten, Gesandter des Herzogs von Gotha am französischen Hof, und endlich Katharinens II. bevollmächtigter Minister bei den Niedersächsischen Ständen. So hoch konnte sich damals ein so leerer Mensch wie Grimm durch Witz, Politur und Schmeichelei bei den Fürsten emporschwingen! Er hing, wie Jean Jacques, der italienischen Musik sehr an, und dieß brachte beide einander nahe. Ja Rousseau stellte ihn in den Cirkeln vor, wo er selbst gern gesehen war, und wo man seinen Freund nicht aufnehmen wollte, blieb auch er weg. Dafür war Grimm auf seine Weise dankbar, denn er verdrängte Rousseau bei seinen Bekannten und Freunden, und machte sie einander aufsätzig. Grimm hielt, wie gesagt, sehr viel auf ausgewählten Putz, dessen er freilich auch sehr bedurfte. Seine lustige Geschichte mit der Schauspielerin Fel machte ihn in Paris zur Mode; deßgleichen sein Schmerz über den Tod des Grafen Fries, wo er immer ein Tuch vor den Augen hielt, das er in die Tasche steckte, um ein Buch herauszunehmen. Mit einem Worte, Grimm war ein guter Komödiant und sah ein, daß man es seyn müsse, um zu seiner Zeit zu Geld und Ehren zu gelangen. Auf einmal nahm er auch den Titel Baron an, worüber eine Zeitlang sehr in Paris gespöttelt wurde, bis eine noch größere Lächerlichkeit die Grimmsche verdrängte. Dieß nahm er auch nicht übel, denn er wurde nur über die Leute unwillig, die ihm nichts anhaben konnten und von denen er nichts zu fürchten hatte. Es ist heutzutage unmöglich, Grimms literarisches Verdienst mit Genauigkeit anzugeben, ja der Mann ist eine Erscheinung, die ihres gleichen nicht hat. Seine ganze lange literarische Laufbahn hindurch hat Grimm kein einziges Buch von einiger Bedeutung geschrieben, denn seine Flugschrift: le petit prophète de Bœhmischbroda, ist nur eine witzige Schrift über den Modegegenstand der damaligen Zeit, über den Musikstreit, nichts weiter. In den lezten zwanzig Jahren seines Lebens schrieb er gar nichts öffentlich, und erst nach seinem Tod erschien seine literarische Korrespondenz, in der Urtheile voll Geschmack, Takt und Beobachtungstalent zu finden sind. Was gehört ihm aber davon, was ist sein Eigenthum? da wir jezt wissen, daß ihm Diderot, Raynal und andere talentvolle Schriftsteller viele Artikel für seine Korrespondenz lieferten, so ist dieß unmöglich zu bestimmen. Erst war er blos von der Herzogin von Gotha an-

Digitized by Google

gestellt, hernach aber wurde er Literaturminister von sieben andern Fürsten, unter denen drei gekrönte Häupter waren, nämlich die Kaiserin Katharina, die Königin von Schweden und der König von Polen; ferner der Herzog von Zweibrücken, die Landgräfin von Hessendarmstadt, der Prinz Georg von Hessen und die Prinzessin von Nassau-Saarbrücken. Allen sendete er seine literarische Korrespondenz. Naigeon gibt ihm Schuld, er habe die Diderot'schen Artikel entstellt, weil er fürchtete, dadurch den Fürsten zu mißfallen, von denen er doch Geschenke, Ordenskreuze und Titel haben wollte.

Um die Wahrheit von Jean Jacques Urtheil über Grimm recht einzusehen, muß man damit zusammenhalten, was die Freunde des Literaturministers von demselben sagen. Nehmen wir zuerst den Abbé Galiani, der übel auf Rousseau zu sprechen ist, und keinen Gefallen an seinen Schriften fand, der aber mit Diderot, Hollbach, Grimm und Madame Epinay sehr genau bekannt war. Es ist merkwürdig, seine Aeußerungen über Grimm mit denen Rousseaus zusammenzuhalten. Jean Jacques sagt, Grimms hervorstechender Zug sey die Eitelkeit und eine unerträgliche Fadheit gewesen. Diese nahm noch zu, als er Baron wurde, man weiß nicht, ob durch einen der sieben Fürsten, deren literarischer Korrespondent er war, oder aus eigener Fabrik. Von nun an antwortete er dem Abbé Galiani gar nicht mehr, und dieser schrieb ihm daher im Jahr 1772 von Neapel: „Der colera morbus, an dem Sie leiden, kömmt aus dem Unterleib, den Sie durch Ihre vielen und tiefen Reverenzen beschweren. Lassen Sie sie doch seyn und kommen Sie hierher, um ein Bischen Unhöflichkeit zu lernen.“ Am Ende des Briefs heißt es: „Erzählen Sie dieß Alles dem „rechten Baron.“ Damit war der Freiherr von Gleichen gemeint, dessen Baronie nicht so jung war wie Grimms seine. „Wir müssen wahrhaft,“ sagt er einmal zu Madame d'Epinay, „einen Namen suchen, um Grimm von dem wahren Baron zu unterscheiden.

Grimms Aeußerungen über Rousseau gestalten und ändern sich in seiner literarischen Korrespondenz nach der Zeit, in welcher sie geschrieben wurden. Im Monat September 1753 setzte er ihn unter die berühmten Männer, da wo er von der Stelle spricht, die Marmontel unter Jean Jacques Bildniß schrieb:

A ces traits, par le zèle et l'amitié tracés,
Sages, arrêtez-vous, gens du monde, passez.

Er meint dabei ganz richtig, der erste Vers sey kalt und unnütz, und müsse daher weg. Damals trat Jean Jacques mit seiner ersten Abhandlung auf, und sein Devin de village war im Monat März mit großem Beifall in der Oper gegeben worden. Grimms Neid war noch nicht aufgeregt, denn er sah Rousseaus große Ueberlegenheit über ihn noch nicht. In dieser ehrenden Sprache redet er fort bis zu Ende 1757. In diesem Jahre wurde er uneins mit Jean Jacques. Bisher war die Abhandlung gegen die Wissenschaften mit Feuer und Kraft geschrieben, in der Vorrede standen Seiten, die Montesquieus würdig seyen; nur der beredte und tugendhafte Genfer war würdig, über die Natur und ihre Gesetze zu schreiben; die Abhandlung über die Ungleichheit der Stände war in einer einfachen und zugleich edlen Sprache geschrieben; sie ist voll Licht, Kraft und Wärme. Die Schriften Rousseaus erhalten durch ihre hinreißende Beredtsamkeit etwas gar Rührendes und durch sie wird sich der Verfasser einen großen Namen machen.

Im Jahr 1758, d. h. schon einige Monate nach Grimms Bruch mit Rousseau, spricht er aus einem ganz andern Ton. Nun ist Jean Jacques auf einmal nur ein Sophist und seine Gründe sind nur scheinbar, seine Schlüsse und Raisonnements sind voll Zwang und Künstelei. Bei alledem, denn es wäre unmöglich und lächerlich gewesen es zu läugnen, und hätte Grimm um allen Kredit bei seinen Korrespondenten gebracht, erkennt er seine beredte Sprache und das Zauberische seines Stils an, wodurch er ein sehr gefährlicher Gegner werde. Hier müssen wir an das erinnern, was Jean Jacques seiner Zeit selbst ausgesprochen und bewiesen hat, nämlich daß seine neuen Lehren schon in seinen zwei ersten Abhandlungen enthalten sind, daß selbst seine Oper, der Devin de village, ganz in Einklang mit dieser neuen Lehre steht, und daß alle seine spätern Werke nur eine Wiederholung und weitere Ausführung jener Grundsätze sind.

(Der Beschluß folgt.)

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Alles drängte sich um den Barbier, Alles schrie nach genauerem Bericht, und in dieser Verwirrung gelang es dem Förster, mit den Seinigen durch die Hinterthüre des Hauses unbemerkt zu entkommen. Unter dem Thor fanden sie mehrere Leute und einen Hausierjuden, der eben damit beschäftigt war, einem unglücklichen Emigranten seinen braunen Ueberrock und lichtfarbigen Hut abzupressen; Bernhard bot den doppelten Preis, wozu er noch seinen eigenen grünen Rock fügte, und versöhnte den aufgebrachten Juden dadurch wieder, daß er von ihm für Marie ein seidenes Kleid und eine Haube, und für Ludwig eine Art Livree kaufte. Bald darauf wurden sie vollends durch eine leere Kutsche erlöst, welche vorbeifuhr, und sie glücklich nach Heilbronn brachte. Sie setzten diesen Tag ihre Reise ohne einen sonderlichen Vorfall fort. Nachmittags zeigte ihnen der Kutscher eine kleine Stadt auf einem nicht weit

Digitized by Google

entfernten Hügel. „Wenn wir zwei Stunden seitwärts von der Landstraße fahren könnten, so würden Sie eine schöne Exekution sehen. Sie richten dort heute einen alten Mörder hin.“ Der Förster erblaßte, Marie zitterte. Kein Wort wurde mehr gesprochen, bis das Gasthaus einer alten Stadt sie aufnahm. Als sie am nächsten Morgen vor Tagesanbruch wieder in ihrer Kutsche saßen, welche die steilen Straßen in der hügeligen alten Stadt langsam hinauffuhr, wendete sich Bernhard mit folgenden Worten zu Marie: „Meine Tochter, wäre es möglich gewesen, ich hätte gewünscht, Dich auf immer mit der Welt unbekannt zu lassen. Du würdest von ihr außer Gottes schöner Natur nichts erfahren haben, als die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte und die Voraussagungen von dem tausendjährigen Reiche. Aber nachdem es der Fügung des Himmels gefallen hat, Dich aus dem stillen Garten Deiner Heimath zu reißen und Dich mitten in die Welt zu schleudern, so mögen Dich die Lippen eines Freundes in die Gegenwart einführen; und damit Du um so mehr die Sünden, Thorheiten und Leiden dieses Lebens fühlest und fürchtest, so lerne sie aus der Geschichte Deines eigenen Vaters kennen.“

III.

Ich bin geboren unter den ewigen Schneegebirgen Rhätiens. Mein Vater lebte in Wohlstand, aber einfach, als Landprediger in dem Graubündtner Hochlande. Er sowohl als meine Mutter waren streng und gottesfürchtig, hingen aber dabei doch an den Gütern dieser Welt. Ich wurde zu Hause zum Gelehrten erzogen, ganz in der pedantischen Weise jener Zeiten. Meine freien Stunden brachte ich zu wie ein Sohn der Alpen. Der Lieblingsspielplatz der Dorfjugend war unter dem hohen alten Baume, wo die Freiheit der Graubündtner beschlossen und beschworen wurde. Hier erzählten wir uns die Geschichten alter Schlachten und Tyrannen und die Sagen von den Geistern des Gebirges. Während meines Aufenthalts in der Schule zu Chur fand meine Eitelkeit reichliche Nahrung in dem Lob meiner Lehrer wegen meiner Fortschritte in den Sprachen und der Philosophie, während das Studium der Geschichte und der italienischen Dichter mir Herz und Einbildungskraft füllte. Endlich verließ ich die heimathlichen Berge und Thäler mit dem feierlichen Segen meines Vaters und meiner Mutter, um sie mit den traurigen Sandebenen zu vertauschen, in deren Mitte die deutsche Universität Halle liegt. Hier füllte ich mein Gedächtniß mit theologischen und schönen Wissenschaften aller Art, aber meine Seele blieb leer und wurde ein Spiel der Zweifel. Meine alten Gefühle, noch schmerzlicher aufgeregt durch das Heimweh, zogen mich oft zu den pietistischen Schülern Speners, während mein Verstand sich in den Argumenten und glänzenden Sophistereien Voltaire's gefiel, und meine Einbildungskraft nach Abenteuern dürstete. Ein anderer Zwiespalt bildete sich in meinem äußern Leben, welches mich auf der einen Seite mit gelehrten Männern und pietistischen Clubbs in Berührung brachte, auf der andern aber mit den rohen, lärmenden Studenten jener Zeit, die durch Nachtschwärmereien und Duelle mich gewaltsam aus der Einfalt meiner heimathlichen Sitten rissen. Ich bestand meine Prüfung mit vielem Lobe, und eilte nach Hause, um meines Vaters Stelle, während einer langen Krankheit desselben, zu versehen. Hier fand ich viele Bewunderer meiner gelehrten Beredtsamkeit; indeß glühte ich selbst innerlich vor Schaam über meine eigenen Phrasen, die mein Herz blos vom Hörensagen kannte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juli.

Das Irrenhaus des Kantons Waadt.

Die gegenwärtigen Verhältnisse und die Leistungen des zunächst bei Lausanne auf dem sogenannten Champ de l'air gelegenen waadtländischen Irrenhauses sind von dem Arzt der Anstalt, Doktor Perret, in einer sehr beachtenswerthen, so eben ausgegebenen kleinen Schrift dargestellt und gewürdigt worden, der wir die nachfolgenden Angaben entheben.

Wenn die Lage des Hauses und seine Umgebungen vortrefflich heißen können, indem solche in jeder Rücksicht für seine Bestimmung nicht günstiger gewählt oder gewünscht werden könnten, so bietet dagegen das alte, für ganz andern Gebrauch errichtete Gebäude, außer seiner Geräumigkeit, nichts Zweckmäßiges dar, und wenn durch Sorgfalt und Mühe aus dem unbequemen Hause der möglichste Vortheil gezogen ward, so muß darum nicht minder der Wunsch stets lebhafter sich regen, daß in nicht allzu langer Zeit die treffliche innere Einrichtung in ein entsprechenderes Gebäude möge versetzt werden können. Die Regierung des Kantons beschäftigt sich mit diesem Gedanken, und der blühende Staatshaushalt wird die Mittel darbieten, um auch für die Irrenanstalt zu leisten, was neuerlich mit dem besten Erfolg und auf die befriedigendste Weise für das nahe gelegene Strafgefängniß geschehen ist.

Die Anzahl der in der Anstalt versorgten Irren war in den letzten sieben Jahren zusammen beträchtlicher, als in den vorhergehenden. Von Eröffnung des Hauses im Jahr 1810 bis zum 1. Oktober 1822 betrug die Zahl der aufgenommenen Irren 241; von da bis zum 30. September 1829 wurden 213 aufgenommen, mit Einschluß von 51 zurückgebliebenen. Die Bevölkerung des Hauses hat sich demnach ungefähr verdoppelt, und wirklich ward auch durch ein vom großen Rath vor zwei Jahren erlassenes Dekret die früher geringere Zahl der Betten auf siebzig festgesetzt. Aber unrichtig wurde daraus die Folgerung gezogen, die Zahl der Irren oder Gemüthskranken im Waadtlande habe sich in der jüngsten Zeit vermehrt. Ein einziger vorübergehender Umstand scheint in dieser Rücksicht beachtenswerth. Die ungewöhnliche Sommerhitze des Jahres 1827 hatte plötzlich manche Verrücktheiten entwickelt, und im Zeitraum von zehn Wochen ward ein volles Dutzend eben erst von der Krankheit befallener Irren in die Anstalt aufgenommen. Mit dem Spätjahr trat alsbald auch wieder das gewohnte Verhältniß ein. Jene religiöse Ueberspannung, die im Kanton Waadt bekanntlich eben so auffallende Erscheinun-

gen darbot, wie in manchen andern Ländern, kann auch nicht als eine Quelle häufigerer Verrücktheit betrachtet werden; denn wenn zwar allerdings bei einigen schwachen Gemüthern ein Wahnsinn eintrat, der den religiösen Charakter jener Lehrsätze, die ihre Phantasie erfüllten, an sich trug, so war die Zahl solcher Fälle doch nur sehr klein, und es findet sich in sieben Jahren nicht über ein halbes Dutzend Irren dieser Art, welche in die Anstalt aufgenommen wurden. Die Zunahme ihrer Bevölkerung liegt vielmehr in Verhältnissen, die ihr eigenthümlich sind, in vermehrtem Gebrauch und Mißbrauch, welche Gemeinden und Privaten davon zu machen ihrem Vortheile entsprechend achteten. Dadurch sind unheilbare Irren, Blödsinnige, mit der fallenden Sucht behaftete und andere unglückliche Menschen in die Anstalt gekommen, denen freilich allen eine gute Versorgung zu gönnen war, die aber anderswohin als ins Irrenhaus gehörten, in welchem sie nur Störung verursachen und Nachtheil bringen konnten. Von den siebzig Irren, welche gegenwärtig im Hause sich befinden, mögen höchstens zehn heilfähig seyn, und die übrigen gehören zu den völlig unheilbaren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Volkselend. Neues Mehl. Platz Bellecour. Sonderbare Zufälle.

Da höre ich eben eine unser sittliches Leben ganz bezeichnende Geschichte, die vor einigen Tagen in dem Cordeliers-Viertel vorgefallen ist. Man hört dort das heftige Schreien eines Kindes, zu dem Niemand dringen kann. Endlich nach einigen Stunden schlägt man die Thüre ein und findet ein kleines Mädchen, das kaum noch so viel Kraft hat, um zu sagen, seit drei Tagen sey es ohne alle Nahrung und die Mutter weggegangen; es schreie aus Hunger und Durst so. Man gibt ihm etwas zu essen und zu trinken und schlägt die Thür wieder zu. Nach einigen Stunden geht das Hungergeschrei wieder an; da die armen Nachbarn aber wissen, warum, so bekümmern sie sich nicht weiter darum; endlich öffnet das arme Kind das Fenster und stürzt sich drei Stock hoch in die Straße herab. Am Abend endlich kommt die Mutter zurück, und da sie ihr Kind todt und zerschlagen findet, stürzt sie sich in die Rhone. So weit treibt Arbeitlosigkeit und Armuth die Seidenarbeiter, neben der Pracht und dem Luxus der höhern Stände in Wohnungen und auf Kaffeehäusern, wo den Abend Alles tagheil gelichtet ist, wo ungeheure Spiegel, Marmor, Bronzen, Krystall- und Silbergeschirr prangen, während in jenen Gäßchen eine Armuth und ein Jammer herrscht, von dem wir keinen Begriff haben. Für diese armen Leute wäre es ein großes Glück, wenn die Entdeckung des neuen Mehls sich bestätigte, die vor Kurzem in Dijon gemacht worden ist. Ein Müller hatte seine Mahlsteine ausbessern lassen. Man läßt sie in diesem Fall eine Zeitlang auf einander laufen und streut Kleie dazwischen, um den Steinstaub wegzunehmen. Dies sollte nun auch jetzt geschehen. Es fand sich aber, daß eben keine Kleie vorhanden war; daher ließ der Müller gehacktes Stroh zwischen die Mahlsteine schütten und sie damit umlaufen. Wie erstaunte er, als gleich darauf graulichtes Mehl aus dem Staubbeutel kam, das fast ganz schmeckte wie Roggenmehl. Man gab es zuerst den Pferden, die es mit Begierde fraßen, dann machte man einen Brei daraus den die Schweine verschlangen, endlich wurde auch Brod daraus gebacken, und auch dies aßen Alle ohne Widerwillen. Es wird leicht werden, dies neu entdeckte Mehl noch zu verbessern und dadurch Menschen und Vieh ein gesundes, wohlfeiles Nahrungsmittel zu liefern.

Während der General Bourmont vor seinem algierschen Triumphzug hier war und, umgeben von einem glänzenden Generalstab, Revuen auf dem Platz Bellecour hielt, konnte ich mich ergreifender Ideen über den Wechsel und Unbestand menschlicher Dinge und Herrlichkeiten nicht enthalten. Dieser Platz ist vor vielen geeignet dazu. In der Mitte des großen Vierecks steht die Statue des dünkelhaften Königs, der zu sagen pflegte: „l'état c'est moi.“ Was könnte er uns nicht Alles über die Leerheit alles höfischen Lebens und Glanzes sagen! über die Armuth und Armseligkeit, die sich hinter prächtig gestickten Kleidern, hinter Ordensbändern und stolz wogenden Federbüschen verbirgt! Dieser Platz hat Mannigfaches und Widerstreitendes in Menge in kurzer Zeit gesehen. Hier standen vor einigen Jahren noch die stolzen, sieggewohnten Heerschaaren und gehorchten lautlos dem Befehl ihres Heerführers, der ruhmgekrönt von Sieg zu Sieg eilte. Fragt man nun, wo ist der Heerführer, seine Schaaren, der Sieg und die Besiegten, wo ist Alles hin? Es ist, als wäre Alles ein Traum gewesen. Ueber diesen Platz zogen die Soldaten, die sonnenverbrannt aus Egypten zurückkamen; die trugen die Nase hoch. Ihr General setzte sich auf einen Thron. Wo sind nun Soldaten und Feldherr? Andere kamen bald darauf siegreich mit zerschossenen Fahnen aus Italien zurück; sie hatten das Land zwischen dem Po und der Adria unterworfen und erworben. Was haben wir noch davon? Bald darauf kam der Sieger selbst. Tausend Freuden- und Jubelrufe erschallten ihm auf diesem Platz; ebenso später, als er mit der eisernen Krone über ihn zog. Leerer Jubelschall! Er ist verhallt und die Krone ist verloren. Nun kamen schwere, unglückliche Zeiten. Fremde Truppen zogen als Sieger über den Platz, dann für einen Augenblick wieder der kleine Riese von Elba mit seinem Wunderheer. Aber bald trommeln die höfischen Truppen von Neuem darauf und Alles versinkt. Und jetzt Bourmont und die Soldaten, die nach Algier ziehen! Sollte man dies Alles nicht für ein langes Alpdrücken, für eine Art von Wunder halten?

Wollte man bei uns von Wundern reden, so hätte man viel zu thun. Davon nur einige Exempel. Bei Vaucluse essen einige gute Freunde in einem Cercle zusammen. Es wird eine der guten Forellen aus der Sorgue aufgetragen und vertheilt. Alle essen mit Lust, nur einer ist dem Ersticken nahe; man hilft ihm, man klopft ihm auf die Schulter, denn Alle denken, daß ihm eine Gräte in den Schlund gekommen; endlich bringt er es heraus; es war aber keine Gräte, sondern ein schöner — Diamant, über tausend Franken an Werth. Wie ist dieser nun in den Bauch des Fisches aus dem kleinen Fluß gekommen? Dies will ich Ihnen sagen. Als Petrarch Lauren zum letztenmal vor dem Antritt seiner Reise sah, geschah es an dem schönen Wasserfall des Flusses. Zum Andenken schenkte er ihr einen Diamantring, den er vom Kaiser Karl IV. empfangen. Als Laura später, da Petrarch in Verona war, ihren sogenannten schwarzen Tod herannahen fühlte, ließ sie sich in einer Sänfte nach Vaucluse auf dieselbe Stelle tragen und warf den Ring in die Fluth, wie sie Petrarch einst versprochen, auf daß keine ungeliebte Hand das Kleinod trage. Der Ring ist nun so zwischen Steinen und Sand fast fünfhundert Jahre lang im Wasser herumgeworfen worden und hat dabei seine goldene Fassung verloren, bis eine junge Forelle das helle, leuchtende Korn verschlang und gleich darauf gefangen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 192.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 12. August 1830.

Mein, also hat sich noch die Wahrheit nicht verdunkelt,
Daß nicht ihr reiner Strahl durch Dampf und Nebel funkelt.

Haller.

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Ein Besuch in dem Bade von Pfeffers verschaffte mir die Bekanntschaft des gefürsteten Abtes von Pfeffers, eines ehrwürdigen Greises, dessen ganzes Wesen von der Religion durchdrungen war, zu der er sich bekannte. Bei ihm lernte ich seine Nichte, Therese, kennen, die eben die Kinderjahre zurück gelegt hatte, ein Wesen von so harmonischer Schönheit der Seele und des Körpers, daß ich mich bei meinem zerrütteten Gemüthe, ohne Glauben und ohne Hoffnung, mit meinem nagenden Ehrgeiz, in ihrer Nähe tief gedemüthigt fühlte. Auf meinem Spaziergange zu den heißen Quellen von Pfeffers öffnete ich ihr mein von Zweifeln zerrissenes Herz, dem in der Liebe zu ihr in diesem Augenblicke die erste Hoffnung des wiederkehrenden Friedens dämmerte. Sie tröstete mich mit kindlicher Freundlichkeit und bat mich, auf Gott zu vertrauen. Meine Seele war nicht stark genug, zu unterscheiden, daß der Friede der Ueberzeugung, der ihr und des Abtes Leben beseligte, unabhängig von der Form war, in welcher der Verstand seine Lehren ausspricht; außerdem hatte der katholische Glaube meine Einbildungskraft von jeher durch seine symbolische Pracht, durch sein Alterthum und seine Allgemeinheit mit heiligem Schauer erfüllt. Zwei Kapuziner von dem Kloster des heiligen Lucius, voll hitziger Bekehrungssucht und erfahren in der Welt und dem menschlichen Herzen, hatten mich bald, trotz der Warnungen des Abtes und Theresens vor unreifen Entschlüssen, zum Apostaten gemacht. Doch, Gott weiß es, meine Absicht war gut; ich wünschte allen zerstreuten Kirchen die Rückkehr zu ihrer ursprünglichen Liebe und Einigkeit.

Die Kühnheit, mit welcher ich meine Ueberzeugung predigte, die Thätigkeit, mit der ich auf Leute von allen Ständen zu wirken suchte, ließen meine Absichten nicht lächerlich erscheinen, sondern zogen mir die Verfolgung meines kleinen demokratischen Staates zu. Meinen Eltern wurden die gehäßigsten Anschuldigungen hinterbracht, man sagte ihnen, um Theresens Hand zu erlangen, habe ich mein Gewissen verkauft, und sie mißdeuteten einige heftige Worte meiner Leidenschaft als eine feierliche Bestätigung derselben. Sie trieben mich mit ihrem Fluche von sich. Zu gleicher Zeit hörte ich, daß Therese für das Kloster bestimmt, und meine Mutter vor Kummer erkrankt sey. Ich wandte mich um Trost zu meinen Freunden, den Kapuzinern; aber sie hatten von ihren Obern meinetwegen Vorwürfe erhalten, und behandelten mich mit kaltem Hohne.

An dem Abende dieses unheilvollen Tages, an welchem alle Uebel über mich hereinbrachen, wanderte ich auf dem schmalen Fußpfade, der von Pfeffers nach Ragaz führt, ein Flüchtling, verstoßen von den Menschen, und, wie ich meinte, auch vom Himmel. Ich wurde auf meiner Wanderung von einigen Offizieren eines französischen Regiments aufgehalten, unter denen ich auch Theresens Bruder erblickte. „Sieh da den neuen Propheten, den

Digitized by Google

inspirirten Hofnarren der Abtei Pfeffers," schrie er mit Lachen, „beliebt es vielleicht Ihrer republikanischen Herrlichkeit, uns etwas aus dem Wege zu gehen?" Der Pfad war enge, auf der einen Seite ein tiefer Abgrund, mit losem Schiefergerölle überdeckt, auf der andern stieg der steile Berg empor. Ich stand stille, und bat sie, mich in Frieden zu lassen. „Ihr Schwager scheint nicht gut gelaunt," rief ein anderer Offizier. „Ich will nicht einmal im Scherz den Namen meiner Schwester neben einem schweizerischen Bauerntölpel genannt hören," antwortete der Major. Mein Blut kochte. „Ausgewichen, ihr gemietheten Helden," schrie ich, und schwang meinen Alpstock. Die beiden vordersten klommen zur Seite den Berg hinan, aber Theresens Bruder stürzte mit gezogenem Degen auf mich los, und indem ich durch meinen starkgeschwungenen Stock seine Klinge parirte, flog sein Degen ihm aus der Hand und er, der, ohne an seine gefährliche Stellung zu denken, darnach griff, machte einen Fehltritt und stürzte in die schwarze Tiefe, Steine hinter und über ihm, in den Schaum der brausenden Tamina.

„Laß mich, meine Tochter, über die Tage des Elends hinwegeilen, welche nun folgten. Mit Fluch belastet und als Mörder irrte ich umher; des Lebens überdrüßig, krank, ohne Geld, überlieferte ich mich gleichgültig den Werboffizieren des Herzogs von ..... Ich wurde mit einem Regimente verkaufter Elender nach Afrika gebracht. Drei Jahre lang lebte ich da im tiefsten Elende, und was ich Dir oft erzählte von den Wundern der brennendheißen Tropenländer, von Löwen und nächtlichen Lagern, und Gefechten mit wilden Stämmen, habe ich nicht aus Büchern entlehnt; es waren Erinnerungen aus der unglückseligsten Zeit meines Lebens. Ich war durch den Soldateneid gezwungen, der Mörder unschuldiger Kaffern in einem ungerechten Kriege zu seyn, aber endlich empörte sich mein Herz, und ich entwarf mit noch sechs andern verzweifelten Gesellen den Plan zur Flucht. Einige gefangene Hottentotten, die wir zu bewachen hatten, aber freiließen, wurden unsre Führer durch die Wildniß, über angeschwollene Ströme und durch wilde Feinde. Nach einer, viele Tage langen Wanderung längs der Seeküste, wurden wir in einem vorbeisegelnden Schiffe als Schiffbrüchige aufgenommen, und an der Küste Frankreichs ans Land gesezt. Noch ist der Abend mir lebendig wie gestern, als ich nach langer Reise durch Frankreich und Deutschland im Odenwald den Weg verloren hatte, und nachdem ich in den Wäldern herumgeirrt war, endlich einen freien Platz auf der Spitze des Gebirges erreichte und über die schwankenden Gipfel der Buchen ein steinernes Kreuz hervorragen sah, und bald darauf das niedrige Thürmchen einer alten Kapelle: es war die Kapelle vom Michelsberge.

(Die Fortsezung folgt.)

J. J. Rousseau und Grimm.

(Beschluß.)

Da Rousseaus Ruf mit jedem Tag stieg, so erkundigten sich wahrscheinlich die Fürsten bei ihrem literarischen Minister Grimm, und wünschten Genaueres über den merkwürdigen Mann zu hören, dessen Schriften so viel Lärm machten. Darum schrieb er am 15ten Juni 1762 in seiner Korrespondenz folgendes: „Seit den vier Jahren, wo Jean Jacques in Montmorency lebt, wohnte er manchmal in seinem kleinen Haus in der Stadt, manchmal dort auf dem Schloß. All seine alten Freunde, zu denen besonders ich und der Philosoph Diderot gehörte, hatte er verlassen und sich mit ihnen überworfen, um an unsere Stelle Leute vom höchsten Rang zu setzen. Ich will nicht entscheiden, ob er beim Wechsel gewonnen oder verloren habe. So viel ist aber gewiß, daß er im Umgang mit seinen Freunden, Achtung und Freundschaft gefunden hätte. Ihr ausgezeichneter Ruf und ihr überlegenes Talent, das er bei mehreren anerkennen mußte, machte ihm aber wahrscheinlich den Umgang mit ihnen peinlich. In Montmorency hingegen hatte er gar keine Nebenbuhler und lebte allein von dem Weihrauch der größten und vornehmsten Personen des Königreichs. Die Sonderlingsrolle gelingt immer, wenn man den Muth hat, sie stets und unausgesezt zu spielen. So hat J. J. Rousseau sein ganzes Leben hindurch die Großen verschrieen, darauf erklärte er aber, nur bei ihnen habe er Tugend und Freundschaft gefunden. Beide Extreme sind gleich philosophisch. Ich machte mich oft über seine vorgefaßte Meinungen lustig, und es that mir wohl, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Ein großes Unglück für Rousseau ists unstreitig, daß er vierzig Jahre alt geworden ist, ohne zu wissen, daß er Talent habe. Das Schicksal hat ihn, ich weiß nicht wie, nach Paris geführt, da wurde er mit Herrn von Montaigu bekannt, der als französischer Gesandter nach Venedig ging, und ihn als Sekretär mitnahm. Diese beiden Männer waren durchaus nicht für einander gemacht, und konnten daher auch nicht lange zusammen bleiben, und trennten sich bald. Rousseau kam nach Paris zurück, ohne Geld, ohne Bekanntschaft. Damals gab er sich blos mit Musik und Versmachen ab. Er machte eine neue Methode zur Schreibung der Musiknoten bekannt, sie hatte aber keinen Eingang. Außerdem machte er ziemlich schlechte Verse, von denen einige im Merkur abgedruckt worden sind. Auch Komödien machte er; sie sind aber nie ans Tageslicht gekommen. Der Amant de lui-même, den er spielen und drucken ließ, beweist daß Rousseau für das Lustspiel kein Talent hat wie Molière. In derselben Zeit beschäftigte er sich mit einer Maschine zum Fliegen. Es blieb aber bei einigen mißglückten Versuchen. Indessen kam er doch nie ganz von seiner Idee zurück, und konnte es daher nicht leiden, daß

Digitized by Google

man sie für leer und chimärisch hielt. So können seine gläubigen Freunde hoffen, ihn einmal in der Luft schweben zu sehen. Damals rieth ich ihm, ein Kaffeehaus auf dem Platz des Palais Royal anzulegen. Dieser Gedanke machte ihm lange viel Spaß. Es war auch wirklich ein lustiger Scherz, da er aber auch eine nützliche Seite hatte, so war er zu verständig, als daß ihn der Citoyen de Genève hätte ernstlich auffassen sollen; statt dessen ging er in sein Vaterland, kam aber nach sechs Wochen schon sehr unzufrieden aus demselben zurück. Nun lebte er abermals zwei bis drei Jahre mit seinen Freunden, und da Madame d'Epinay im Wald von Montmorency ein kleines Haus besaß, so plagte er sie so lange, bis sie ihm dasselbe lieh, denn er behauptete, nicht lange in dem scheußlichen Paris leben zu können. Dieß sind die vorzüglichsten Punkte aus dem Leben dieses berühmten Schriftstellers. Sein Privatwandel und sein häusliches Leben wäre nicht weniger merkwürdig, aber nur zwei bis drei seiner ehemaligen Freunde kennen es genau, diese aber haben zu viel Achtung vor sich selbst, um darüber ein Wort zu reden."

Folgen wir dieser Schmähschrift Wort vor Wort, so finden wir überall den lügenhaften Grimm wieder. Nicht Rousseau hatte seine alten Freunde verlassen, er mußte sich wohl von ihnen trennen, weil sie ihn verriethen; Grimm erhielt zuerst nur durch Jean-Jacques Freunde, und er verstand es meisterlich, sie ihm alle abwendig zu machen. Er spricht auch von dem überlegenen Talent derselben wie von einer ausgemachten, unwiderleglichen Sache. Freilich meint er sich auch selbst mit dieser Superiorität. Nun bestanden aber jene Freunde, nebst einigen nähern Bekannten, in folgenden: Diderot, der Baron Holdbach, Grimm, Francueil, Raynal, Duclos, Marmontel, Saint-Lambert, Mably, Helvetius, d'Alembert und Desmahis. Wer von ihnen wäre denn Jean-Jacques in irgend einem Genre überlegen, das dieser behandelt? Wenn sich Rousseau über Grimm beklagt, so betrifft es nie dessen Lustigmachen über seine vorgefaßten Meinungen, sondern das impertinente Ansehen, das sich der neue Baron gab, seine Falschheit, seine Steifheit und seine Heuchelei, um für einen gefühlvollen Mann zu gelten. Grimm — und dies beweisen alle Seiten seiner Korrespondenz — beobachtete immer gut, besonders wenn es seinen Vortheil galt. Was er beobachtet hat, spricht er auch mit Talent und Geschmack aus; er untersucht gut, wenn er seine Vorurtheile auf die Seite sezt. Aber mit Scherzen ging es ihm schlecht. Dazu hatte er nicht Leichtigkeit genug und trug selbst zu viel Lächerliches an sich. Gar komisch ist der Vorwurf, daß Rousseau so spät zum Bewußtseyn seines Talents gekommen sey. Zu dem, worin er all' seine Zeitgenossen übertroffen hat, gehörte besonders Reife, Erfahrung und Beobachtung. Emile hätte unmöglich von einem jungen Manne geschrieben werden können, selbst nicht von dem geistreichsten. Hr. v. Montaign nahm Rousseau nicht nach Venedig mit, denn er reiste mit einem andern Sekretär dahin; dieser aber verließ ihn sogleich, als er den Hrn. Ambassadeur näher kannte. Darauf erst reiste Rousseau allein nach Venedig. Von dem Fliegprojekt hat von allen Zeitgenossen Niemand, und auch der aufrichtige Jean-Jacques in seinen Confessionen nicht gesprochen; es ist also höchst wahrscheinlich blos ein Spaß des Hrn. v. Grimm, um darauf einen andern Spaß zu gründen. Aus beiden kann man denn abnehmen, was der Mann für witzig hielt und worüber er sich selbst ein Kompliment machen zu müssen glaubt. Sollte man nach solchen Aeußerungen nicht meinen, Jean-Jacques habe nichts Nützliches, sondern nur Unverständiges geschrieben? Was Grimm von Frau von Epinay und Rousseau sagt, ist keine bloße Unrichtigkeit, sondern eine Lüge. Nicht er plagte diese Dame um ihr Haus im Wald von Montmorency, sondern sie ihn; dies geht aus den Memoiren jener Dame hervor, die im Jahre 1818 erschienen sind. Darin finden sich über diesen Gegenstand Briefe von beiden Theilen, aus denen erhellt, daß Frau von Epinay nicht bei Rousseau mit Bitten nachließ, diesen Zufluchtsort zu beziehen, und daß er ihn endlich nur unter den von ihm vorgeschriebenen Bedingungen annahm. Grimm mußte dies ja wissen, denn er hatte die Briefe und die Memoiren unter den Händen; er wußte auch recht gut, wie Alles zugegangen, er *wollte* aber die Wahrheit nicht sagen. Durch sein affektirtes Schweigen über Rousseau's innere und häusliche Verhältnisse will er sich ein Ansehen geben und seine Verschwiegenheit zeigen; gerade aber er und Diderot, die beiden Freunde Jean-Jacques, hatten dessen anvertrautes Geheimniß, die Aussetzung seiner Kinder, zuerst ausgelandert und unter die Leute gebracht. Niemand aber hat ihn lauter und bärter über dieses Unrecht angeklagt, als Rousseau selbst in seinen Confessionen, wo er kein Geheimniß aus seinem Vergehen macht. Dergleichen gezwungenes Schweigen ist ein herrliches Mittel, damit die Stellen auszufüllen, wo man keine Fakta und Beweise hat. Mit dem besten Erfolg dient dergleichen den Verläumdern, die nicht verläumden könnten, wenn sie die Wahrheit genau, offen und unverholen sagten. Grimm hat mehrmal diese Manier gegen Jean Jacques angewendet, und lange mit günstigem Erfolg, bis sein gehäßiges Verfahren durch die Memoiren der Madame Epinay klar geworden ist, und auch aus seiner fünfzig Jahre nachher herausgegebenen literarischen Korrespondenz, zusammengehalten mit Rousseaus Konfessionen, unwidersprechlich hervorgeht, daß er mit seltener Tücke gegen den alten Freund gehandelt hat, zumal in der Zeit, wo Jean Jacques unter der Last eines ungerechten Verhaftsbefehls in einer entfernten Provinz von England lebte, und sich nicht gegen Beschuldigungen und

Digitized by Google

Umtriebe in Frankreich vertheidigen konnte, welche die d'Alembert, Hume, Diderot und Grimm gegen ihn anzettelten und mit seltener Kunst durchführten. Grimm ist der einzige Mensch, gegen den Rousseau immer ein peinliches Gefühl behalten hat. Er machte auch zwischen ihm und Diderot einen großen Unterschied, und sagt darüber: als ich mit Diderot brach, wußte ich, daß er nicht sowohl boshaft und plaudercaft, als indiskret und schwach war. Im Herzen bin ich ihm immer zugethan geblieben, ja ich denke sogar noch mit Freude, Achtung und Schätzung an unsere ehemalige Freundschaft zurück, die von seiner Seite so aufrichtig war, wie von der meinigen. Mit Grimm ist dieß ganz anders, denn er ist schon seinem Charakter nach ein falscher Mensch, der mir nie herzlich gut gewesen ist, ja der selbst unfähig ist, irgend eine Kreatur zu lieben; blos aus Laune, weil es ihm Freude machte, und er seiner schwarzen Eifersucht genug thun wollte, verläumdete er mich hinter der Maske herzlicher Freundschaft. Darum ist er mir auch gar nichts mehr. Diderot hingegen wird mir im Herzen immer der alte Freund bleiben."

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Sonderbare Zufälle. Garnerays Bild von der Schlacht von Navarin.

Das Sonderbarste bei obigem Wunder war aber, daß ein Nachkomme der Familie Sade das den Schatz bergende Stückchen Forelle aß und den Stein fand, der schon einmal in seiner Familie gewesen war. Kurze Zeit nach diesem Vorfall will ein hiesiger Koch einen Hecht zurechtmachen. Der Bauch des Fisches schien ihm härter und dicker, als gewöhnlich; er schneidet ihn daher auf, und nichts gleicht seinem Erstaunen, als er in den Eingeweiden einen kleinen goldenen Schlüssel findet, von dem Kunstverständige behaupten, er stamme ungefähr aus der Zeit Königs Franz I. Auf jeden Fall ist dies ein kurioser Schlüsselträger.

Aber nicht blos mit Flußfischen begibt sich hier Wunderliches, sondern auch mit Stockfischen. Da wohnte vor einigen Tagen ein junger Lord mit seinem Hofmeister in unserm prächtigen Hôtel de l'Europe. Das Kamin seines Zimmers ziert eine herrliche Uhr von vergoldeter Bronze und dahinter ein großer Spiegel. Der junge Britte will doch auch seines Lebens froh werden, deßhalb schlägt er mit seinem Stock Uhr und Spiegel in Stücken, gerade als der Wagen zur Abreise vorgefahren ist. Nach dieser Heldenthat, worüber er glücklicherweise ein gewaltiges Lachen ausstößt, das die Kellner aufmerksam macht, springt er schnell die Treppe hinunter, setzt sich in den Wagen und rollt fort. Aber gleich darauf muß der Postillon stillhalten, weil er ein wiederholtes arrêtez! arrêtez! hinter sich hört. Die Kellner kommen heran, erzählen den Casus, der Hofmeister steigt, ohne ein Wort zu sagen, aus, geht ins Wirthshaus zurück, betrachtet den Schaden, zahlt ohne Widerrede 1200 Franken dafür und setzt sich dann mit demselben Gleichmuth wieder in den Wagen zu seinem Zögling.

Ueber Garnerays Bild, vorstellend die Schlacht von Navarin, das lange hier ausgestellt war, hat schon ein anderer Korrespondent im Kunstblatt gesprochen, und ich bin so ziemlich seiner Meinung. Eine Seeschlacht zu malen, wie es Hinz und Kunz oder gar die Regierung haben will, ist allerdings ein sehr schwieriges und undankbares Unternehmen, das jeden Künstler hindern und beschränken wird, hätte er auch zehnmal mehr Genie als Garneray. Welche Aufgabe! eine Seeschlacht in engem Raum und im Halbzirkel zusammengedrängt. Da muß die gigantische Schlacht zu einem Protokoll werden, in dem die Nachwelt die Aktion lesen kann. Darum ja keine Brigg und keinen Brander vergessen, denn das würde Unzufriedene machen, die Schiffe auch alle hübsch neben einander gestellt, so daß man jedes sehen und erkennen kann, und daß keines verborgen wird. Rauch muß auch angebracht seyn, das ist natürlich, aber ja nicht zu viel und nicht zu dick, ja nicht wahr, denn sonst könnte man nicht zehn Schritte weit sehen. Ich bin nun neugierig, was uns Garneray aus Algier mitbringt, wohin er in gleicher Absicht abgegangen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lausanne, Juli.

(Fortsetzung.)

Das Irrenhaus des Kantons Waadt.

Der geheilten Irren waren bis dahin 50 Männer und 39 Weiber. Die Heilung der meisten war gründlich und dauernd; nur 13, also ein Siebtheil davon, kamen wegen Rückfällen in die Anstalt. Rechnet man nur die ganz Geheilten, d. h. die innerhalb Jahresfrist keine Rückfälle hatten, so ist ihr Verhältniß zu der Gesammtzahl wie 89 zu 243, oder ungefähr von $^2/_3$. Will man hingegen die immer in der Anstalt zurückbleibende Masse der unheilbaren Irren abziehen, so machen die Geheilten die volle Hälfte der Aufgenommenen aus. Von den 89 Geheilten wurden 9 Irren im ersten Monat nach ihrem Eintritt in die Anstalt geheilt und wieder entlassen, einer nach zweijährigem Aufenthalt, zwei nach dreijährigem Aufenthalt. Die Durchschnittszahl der Tage für eine Heilung war 142, und es ergibt sich, daß während des ersten halben oder auch ganzen Jahres Hoffnung zur Heilung der aufgenommenen Irren vorhanden ist, wogegen später nur einzelne und seltene Fälle der Heilung eintreten. Für eine eigentliche Heilanstalt von Irren sollte es demnach Regel seyn, die nach Abfluß eines oder spätestens zweier Jahre ungeheilten Irren zu entlassen, d. h. in eine Verpflegungsanstalt und Sicherheitshaus zu versetzen; denn ihr Zurückbleiben in der Heilanstalt kann nur störend auf die Einrichtungen und Zwecke der letztern zurückwirken. Hinwieder weist eben jenes Verhältniß der Heilungen nach, wie wichtig es seyn muß, daß die ersten Monate der Krankheit nicht vernachlässigt, und daß für zweckmäßiges Verfahren die Zeit nicht versäumt werde, in welcher das günstigste Verhältniß der Heilbarkeit angetroffen wird.

Ueberhaupt sind die Fälle des Wahnsinns, wenn er anfänglich meist als bizarre Krankheit erscheint, verhältnißmäßig leicht und mehrentheils auch mit günstigem Erfolg zu behandeln, während der chronisch gewordene Wahnsinn, wenn er durch Gewohnheit und die Herrschaft, die der Irre über seine Umgebungen ausübt, eingewurzelt ist, die Monomanie, wenn die sie auszeichnende fixe Idee sich tief eingeprägt hat, schwerer zu heilen sind. In dieser letztern Periode der Krankheit werden inzwischen die meisten Irren in die Anstalt gebracht. Das beruhigende, kühlende, beänstigende und herabstimmende Verfahren, welches für den ersten Zeitraum durchaus passend sich erzeigt, muß hier einem abweichenden Platz machen. Störende und aufregende Mittel können nun wichtig werden; sie entrücken, für Augenblicke wenigstens, den Irren der ihn beherrschenden Vorstellung; sie bringen einen gewaltsamen Eindruck auf seinen Geist und Körper hervor, und der Schrecken, welchen sie einflößen, ist ein wahrhaftes Heilmittel. Für solchen Zweck werden in der Anstalt von Lausanne die kalten Douchen, kräftige Ausleerungsmittel, Canterisationen im Nacken, die Brechweinsteinsalbe u. s. w. angewandt; Blutentleerungen hingegen selten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 193.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 13. August 1830.

Froh empfind' ich mich nun auf klassischem Boden begeistert,
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.

Goethe.

Wanderung durch die Gebirge der alten Volsker und Herniker.

Von Eduard Arnd.

Wir hatten beschlossen den Weg von Neapel nach Rom durch das Gebirge, d. h. über St. Germano, Ceprano, Frosinone und Ferentino zu nehmen. Wir hatten auf der Hinreise den unvergleichlichen Weg über Velletri, Terracina und Gaeta kennen gelernt, wo auf der einen Seite ein Meer glänzt, das wenigstens eben so schön als klassisch ist, auf der andern aber die schönsten Gebirge mit den mannigfaltigsten Formen, das Auge überraschen. Es wurde uns schwer, dieser Tour zu entsagen, wo die Mythen des Ulysses und Aeneas noch immer auf den malerischen Abhängen der Berge und in den kühlen, schönen Buchten zu leben scheinen. Wer könnte der Felsen und Ufer von Terracina und Gaeta, der himmlischen Gefilde von Minturná und St. Agatha vergessen?

Wir wünschten aber sowohl die Gegend als die Einwohner in den Gebirgen zwischen Rom und Neapel kennen zu lernen, den Boden und die Trümmer uralter Städte und eine Bevölkerung zu erkunden, deren Ansehen an überraschender Eigenthümlichkeit, an Erinnerung einer kräftigern, größern Vorwelt, selbst in Italien, dem Lande der Ruinen, nicht ihres Gleichen findet. Auch lockte uns Monte Cassino, einer der interessantesten historischen Punkte in Italien, der, wenn auch von seiner geistigen Höhe gefallen, seine herrliche Lage und geschichtliche Bedeutung nicht verloren hat.

Von St. Germano aus, wo während unserer Anwesenheit ein sehr besuchter Markt begann, und wo wir eine große Menge Landleute aus den Gebirgen sahen, unter denen uns die Frauen durch bunte malerische Tracht, die Männer aber durch äußerst scharfe charakteristische Gesichtszüge und freies, muthiges Wesen ergezten, gelangten wir, immer zwischen ansehnlichen Bergen schwebend, die aus der Entfernung angesehen, bald wie ein Wald zusammen standen, und wenn wir ihnen nahe kamen, wie Wellen auseinander traten, an einem Sonntag Nachmittag in Frosinone an, der Hauptstadt der Provinzen Maritima und Campagna und dem Sitz des päbstlichen Delegaten.

In dieser Gegend, wo die Räuber vor der Thronbesteigung Pabst Leo XII., wie in einer privilegirten Freistadt hauseten, und jede Art von Frevel verübten, reisten wir an einem schönen Sonntage so ruhig und sicher wie am Genfersee. Von Zeit zu Zeit begegnete uns ein Bauer, der mit seiner Frau auf Einem Pferde saß, zuweilen ein junger rüstiger Franziskaner, der sich besser in den Stall oder hinter den Pflug gepaßt hätte, nun aber auf seinem Esel, mit Bettelsäcken umgeben, friedlich einherzog. Auf den Bergen zwischen Ceprano und Frosinone schwebten kleine Städte, krystallartig, wie in die Lüfte gebaut. Auch gab es einige freie Punkte, wo sich eine Menge Hügel, auf diese Art gekrönt, dem erstaunten Auge zusammen zeigten. Der Boden war sehr ungleich, im Ganzen aber, bis

Digitized by Google

Frosinone hin, das eine hohe, außerordentlich schöne Lage hat, sehr mittelmäßig kultivirt; die Ebene dagegen, die Frosinone im Süden und Westen umgibt, ist äußerst fruchtbar und vollkommen gartenartig angebaut.

In Frosinone fanden wir eine Art Nachspiel des römischen Karneval, ein Pferderennen, das in einer langen, die Stadt fast durchschneidenden, Straße abgehalten wurde, bei dem wir die ganze Bevölkerung an Hausthüren und Fenstern versammelt fanden. Frosinone ist, den Umfang anlangend, keine kleine Stadt, aber wie sich von selbst versteht, von Allem entblößt, was bei uns selbst kleine Orte auszeichnet, d. h. ohne Spuren irgend einer Kultur. Jedoch sahen wir hier eine Bevölkerung, die wir, Rom selbst kaum ausgenommen, an Schönheit der Formen, an Kraft des Ausdrucks, über Alles stellen, was wir jemals in dieser Art gesehen haben. Bekanntlich ist in diesen Gebirgen die Bevölkerung eine der reinsten in Italien, in physischer Beziehung kein geringer Vorzug, da die Italiener hierin von den überalpischen Völkern wenig gewinnen können. Die Longobarden haben hier nicht gewohnt, und die Saracenen sind nur vorüber gestrichen.

In einer langen Straße, im Ganzen mit schlechten Häusern besezt, saßen zu beiden Seiten Männer von so hohem und kräftigem Wuchs, so schattigen Gesichtern und blitzenden Augen, die so frei und muthig aussahen, daß uns das martialische Geschlecht ihrer Ahnen in diesen Enkeln wieder aufzuleben schien. Da es heiß war, so war der größte Theil dieser Leute nur sehr leicht bekleidet, im Winter oder bei schlechtem Wetter, wenn sie in ihre langen blauen oder braunen Mäntel gehüllt sind, müssen sie den Reisenden für einen Augenblick auf den altrömischen Marktplaz versezen. Ihre, obgleich sehr belebten, doch etwas harten Gesichter, das Feuer ihrer Augen, und die Art ihrer Haltung und Bewegung, die eben so verschieden ist von der ungestümen, tollen, neapolitanischen Lebendigkeit, als dem nordischen Phlegma, erhöhte das Interesse, das wir ohne dieß an diesem alten, ungemischten Stamme zu nehmen geneigt waren. Die Frauen und Kinder waren großentheils an den Fenstern der Häuser versammelt. Vor einem der Häuser sahen wir mehrere Mädchen von so zarter Farbe und so schönen Augen, daß uns diese Blüthen jener Bäume nicht unwerth erschienen.

Das ungemein eigenthümliche, kräftige Ansehen dieser Bevölkerung beruht übrigens nicht auf einem blos zufälligen Eindrucke oder irgend einer Vorliebe für malerische, frappante Wirkung. Die ganze Gegend war einst von Volskern und Hernikern bewohnt, zwei Völkerschaften, deren Bezwingung den Römern mehr Mühe machte, als später die Eroberung mancher großen Reiche. In den Zeiten der römischen Republik, vom ersten punischen Kriege an, wurde diese Gegend, wie man in Livius liest, mit römischen Colonien wie übersät. Hier sind vielleicht die ächtesten Nachkommen der alten Welteroberer zu suchen, die ihren athletischen Stamm so zu sagen auf die Wurzeln der kleinen tapfern lateinischen und sabinischen Völkerschaften propften.

In der Vorstadt erreichte uns ein junger Mensch, der schon eine Zeitlang dem Wagen nachgelaufen war, und forderte den Vetturin auf, in einer Lokanda der Stadt, die er äußerst anpries, zu übernachten. Der Vetturin, dem diese ganze Gegend, weil sie früher voller Räuber gesteckt hatte, sehr verhaßt war, antwortete ihm, daß die Bewohner von Frosinone als so arge Spizbuben bekannt wären, daß er lieber unter Wölfen als unter ihnen die Nacht zubringen wolle. Zu unserer großen Belustigung nahm der junge Bürger von Frosinone diese offene Erklärung keineswegs übel; er lachte dazu wie zu einer Wahrheit, deren volle Kraft man zwar fühlt, die man aber doch nicht sogleich und nicht unbestritten zuzugeben gedenkt. Nach einigem Hin- und Herreden, was keineswegs die ehrenrührigen Titel, sondern blos die Lokanda anging, entfernte er sich. Der Vetturin war so schwarzen Humors und diese Gegend ihm so ärgerlich, daß er ohne Veranlassung den Leuten, die uns begegneten, die unangenehmsten Benennungen an den Hals warf. Beim Herausgehen aus Frosinone sahen wir hinter den Stäben eines Gefängnisses eine Anzahl Frauen, eine in Italien, und besonders im Kirchenstaate seltene Sache, wo es mit andern Ländern verglichen, wenig weibliche Verbrecher gibt, eine Erscheinung, die selten beobachtet und besprochen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Mariens Reise.

(Fortsezung.)

Mein Auge streifte umher in den Schatten des Zwielichts, als wollte es hier meine Zukunft erspähen. Ich vergaß, daß ich keinen Weg wußte und keine Nachtherberge, und blieb auf einem Grabsteine sizen, versunken in die Betrachtung meines Schicksals, bis endlich die Nacht den lezten Strahl des Tages überwältigte. Ich wurde aus meinen Träumen durch das Licht einer Lampe geweckt, das aus den Fenstern des Küsterhauses fiel. In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre, zwei Männer schüttelten sich die Hände und nahmen in geheimnißvollen Worten von einander Abschied; der Eine war der verstorbene Küster, Ludwigs Vater, der andere mein Vorfahrer auf dem Forstamte. Ich holte diesen ein und bat ihn, mir den rechten Weg zu zeigen. Er sagte mir, „das nächste Dorf und Wirthshaus Marchthal sey vier Stunden entlegen. Aber auf der Hälfte des Weges," fügte er hinzu, „liegt mein Haus, und Ihr sollt nicht davor vorübergehen. Niemand weiß," fuhr er in einem leisen und bedeutungsvollen Tone

Digitized by Google

fort, „wenn er einem andern begegnet, ob nicht für einen von beiden etwas Gutes daraus erfolgt.“ So wandelten wir mit einander dem Forsthause zu. Der Förster Schwarzbach war ein Schatzgräber; sein Gehülfe in diesem Geschäfte der Küster auf dem Michelsberge. Er war außerdem noch ein Alchymist, und hatte sein Laboratorium in einer kleinen Höhle in dem Felsen hinter unserem Haus. Dahin führte er mich jezt, und weihte mich, ohne ein sonderliches Geheimniß daraus zu machen, in seine Absichten und Plane ein, wahrscheinlich durch mein bleiches Aussehen zu mir hingezogen. Ich hörte ihn an, ohne ihn zu unterbrechen, und durchblätterte einige magische Bücher in griechischer und lateinischer Sprache, welche er mir zeigte. Nun eröffnete ich ihm meine Absicht, eine Stelle als Wildhüter oder Förster zu suchen. Meine Kenntniß der alten Sprachen schien ihm sehr willkommen zur Entwirrung der griechischen und hebräischen Zauberformeln, mein wenig Chemie und Botanik für seine alchymistischen Versuche; und als ich ihm den nächsten Tag Proben ablegte, daß ich kein übler Schütz, und mit der Waldkultur nicht unbekannt sey, so ging er mit Freuden einen Dienstvertrag ein, mittelst welches er hoffen durfte, daß sein Forst und seine Geschäfte in Ordnung gehalten, und er so in den Stand gesezt würde, mehr Zeit auf seine goldenen Künste zu verwenden. Der alte Freiherr von Marchthal war bald zu meinen Gunsten gestimmt, als ich ihm vorgestellt wurde, und nahm mich zum Forstgehülfen Schwarzenbachs an, wofür der leztere einen kleinen Theil seiner Besoldung an mich abtrat. Ich hatte nun was ich gewünscht, Einsamkeit, Wälder und Unabhängigkeit von allem andern, als von meiner Dienstpflicht, die ich mit Eifer, aber ohne Freude verrichtete.

Mein Leben war in zwei Hälften zerfallen, von denen keine mit der andern etwas zu thun zu haben schien; mein äußeres Sinnen und Denken war auf mein Wild und meine Bäume gerichtet, während meine aufgeregte Seele sich in ihre eigenen Tiefen versenkte und sich darin quälte. Die Erinnerung an meine jugendlichen Hoffnungen, meinen kurzen Liebestraum, meine theologischen und philosophischen Systeme, mein Stolz auf klassische Gelehrsamkeit, meine phantastischen Reformatorenentwürfe, selbst die auf dem Kap erduldeten Leiden, ja jede heitere, freundliche Erinnerung erloschen allmählig so ganz in meiner Seele, daß sie mir wie Erzählungen von dem Schicksal unbekannter Personen vorkamen, die man vorlängst gehört und wieder halb vergessen hat. Nicht so die Qualen meines nagenden Gewissens. Oft erschien mir in Träumen, oder wenn ich durch den einsamen Wald schritt, das Bild meines Vaters, wie er seine alten Hände über seiner großen beschlagenen Bibel faltete, oder meine Mutter, wie sie dieselben rang; die Töne der Kirchthurmglocken zu Marchthal erinnerten mich wieder an meinen verlassenen Beruf und an die Seelen, welchen ich Trost und Segen hätte ertheilen können, oder Theresens mildes, lichtbraunes Auge sah auf mich und schien zu sagen, warum konntest Du nicht Deine Blicke zum Himmel emporrichten, statt zu mir, um meinen Besitz zu wünschen? und dann schaute sie mich ängstlich an, wie um ihres Bruders willen, während in meinem Ohr die düstere Tamina rauschte und die Steine hinunterdonnerten. Zuweilen schwang der braune Arm eines verwundeten Kaffers noch einmal schwach den Wurfspieß und sank und zuckte im Todeskrampf zusammen. Ich, ein freigeborner Sohn der Berge, hatte ihn getödtet, weil er seinen heimathlichen Boden vertheidigte! Dann lief ich oft durch den Wald mit leeren Gedanken und herzlosem Gebet, und saß so manche Nacht hindurch mit starren Augen auf meinem Lager. Ich fühlte mich von einigen Büchern des Försters angezogen. Sie handelten von den Elementargeistern, deren Streit ich in meiner Seele wüthen fühlte. Meine Gedanken versenkten sich in die geheimen Tiefen der Natur, und zeigten mir durch ihre Mysterien hindurch den Weg zur Religion und zum Frieden. Ich las Anfangs in der Bibel nur das alte Testament und die Offenbarungen. Die Herrlichkeit von Christus Frieden war zu gewaltig und zu mild für meine aufruhrvolle und wunde Brust; ich konnte seinen Anblick nur in dem süßen Dämmerlichte von Jesaias Prophezeihungen ertragen, oder ich suchte ihn mit Zittern auf in den Schrecken des Weltgerichts.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juli.

(Beschluß.)

Das Irrenhaus des Kantons Waadt.

Narcotische Mittel haben sich nicht erprobt, mit Ausnahme eines einzigen Falls von Monomanie, in welchem eine seit drei Jahren in ununterbrochene religiöse Verzweiflung versunkene Frau durch Opium völlig geheilt ward. Zehn Gran, die sie jeden Abend davon verschluckte, brachten ihr mit dem nächtlichen Schlaf Unterbrechung ihres Jammers, und das Wohlbehagen, das davon auch den Tag über zurückblieb, beruhigte ihren Geist dermaßen, daß sie nach drei Monaten völlig geheilt war und bisher ohne Rückfälle geblieben ist. Das ärztliche Verfahren im engern Sinne bleibt beim Wahnsinn meist nur von untergeordneter Wirksamkeit. Von dieser Ansicht geleitet, ist dasselbe in der Anstalt auch stets mehr beschränkt worden. Von 1815 bis 1825 war der Durchschnittsbetrag der Arzneikosten 531 Fr. jährlich; in den vier lezten Jahren betrug er 181 Fr.

Um so wichtiger erscheint die moralische Behandlung der Irren, bei denen mittelst einer neuen Erziehung irrige Vorstellungen bekämpft und ausgetilgt, wahnsinnige Gewöhnungen verändert werden müssen. Das wirksamste Mittel, welches hierfür in der Anstalt von Lausanne angewandt wird, ist die Arbeit, und sobald man es dahin gebracht hat, daß sie freiwillig und gern sich beschäftigen, so ist die Heilung zur Hälfte erzielt. Die Wärter müssen dafür mit dem Beispiel voranGehen, um die Irren zur Mithülfe desto geneigter zu machen.

Digitized by Google

Oefters sind im Umfang der Grundstücke des Hauses Versetzungen von Erdreich aus einer in die andere Oertlichkeit zunächst dafür veranstaltet worden, um in der guten Jahrszeit andauernde Beschäftigung für die Irren im Freien zu erhalten, und vielfältig hat sich der wohlthätige Einfluß von Arbeiten, die, während sie den Körper ermüden, zugleich die Aufmerksamkeit festhalten, erprobt. Ein Monomane (um nur ein einziges Beispiel zu erwähnen), der sich ausnehmend starrsinnig erzeigte, blieb jeden Tag unthätiger Zuschauer der Arbeiten seiner Kameraden; allzeit stand er unbeweglich an der Stelle, wo man ihn hingebracht hatte, und seit mehreren Monaten hatte er kein Wort gesprochen. Eines Tages gelang es dem Arzt, ihm ausgegrabene Kiesel in die Hände zu legen und ihn damit beladen an den nicht weit entfernten Ort, wo sie aufgehäuft werden sollten, viel mehr hinzustoßen, als hinzuführen; nachdem dies mühsame Treiben und Nöthigen eine halbe Stunde war fortgesezt worden, entschloß er sich endlich, den Gang selbst zu unternehmen, und bei allseitigen Aufmunterungen ging es von Tag zu Tag besser mit dieser Arbeit, er fing nun auch zu sprechen an und konnte nach Abfluß weniger Wochen geheilt entlassen werden.

Wie preiswürdig die Verbesserungen aller Art sind, die seit dreißig Jahren ungefähr, in Folge der anerkannten Wichtigkeit der moralischen Behandlung, in den Irrenhäusern stattgefunden haben, so ist man doch auch wohl hierin wieder auf Extreme oder in Uebertreibungen gerathen, die eigenthümliche Nachtheile herbeiführen müssen. In mehreren Anstalten, die für Irren der höhern Klassen bestimmt sind, scheint man es zunächst darauf angelegt zu haben, den Gemüthskranken alle möglichen Arten von Zerstreuungen in stetem Wechsel darzubieten. Der hierin begangene Irrthum beruht aber darauf, daß man vergessen hat, wie dem Menschen, was immer auch sein geselliges und geistiges Verhältniß seyn mag, die Beschäftigung ein größeres Bedürfniß ist, als die Zerstreuung. Jegliche Arbeit übt die Kräfte und gewöhnt sie an regelmäßigen Gebrauch. Die Zerstreuungen hingegen, wie viel theilnehmende Aufmerksamkeit sie auch in Anspruch nehmen, regen doch zunächst die Leidenschaften nur auf und wirken auf die Sinne; so verhält sichs z. B. mit den Spielen, der Musik u. s. w. Beim Wahnsinnigen soll die Vernunft in ihre Rechte wieder eingesezt werden. Die Beschäftigung, wofern sie der obwaltenden Schwäche der Geistesträfte angepaßt ist, liefert unstreitig dem Nachdenken die zweckmäßigsten Gegenstände; der Verstand wird angestrengt und je nüzlicher die Arbeit ist, desto leichter und mehr wird der Irre sich davon angezogen fühlen, wenn vollends auch bei ihrer Auswahl seine Neigungen und Gewohnheiten zu Rathe gezogen worden sind. Handarbeiten und anstrengende Körperübungen haben vor andern Beschäftigungen noch den eigenthümlichen Vorzug, daß sie auf den Abend Ermüdung bringen und die nächtliche Ruhe begünstigen.

Ein dem Wahnsinn eigenthümliches, denselben charakterisirendes Verhältniß bilden die schlimmen Angewöhnungen der Irren, die aus einer bei ihnen vorherrschenden Neigung zu sonderbaren und seltsamen Dingen herrühren; mit der Andauer und dem Fortbestande dieser steigert und befestigt sich aber auch der Wahnsinn mehr und mehr, und bevor man diese wahnsinnigen Gewöhnungen zu tilgen und den Irren an Regel und Ordnung zu gewöhnen vermag, darf keine Herstellung getroffen werden. Für jenes aber bedarf es großer Ausharrung und Geduld; es wird dafür um so mehr Talent und Geschicklichkeit erfordert, als der Irre schlau und gewandt sich allen, seinen Wahnsinn störenden Bestrebungen zu entziehen sucht.

Für die Familien und Freunde der Irren muß es eben darum von höchster Wichtigkeit seyn, diese schnell und sobald das Daseyn der Krankheit außer Zweifel gesezt ist, in eine wohleingerichtete Heilanstalt zu bringen, und nicht mit fruchtlosen Versuchen unter ungünstigen Verhältnissen die köstlichste Zeit für die Heilung vorübergehen zu lassen. Ungünstig sind aber die Familienverhältnisse in jedem Fall, denn allzeit wird gefehlt, sey es, was öfter geschieht, durch Zärtlichkeit und nachgebende Schwäche, oder durch Strenge und Härte, die erbittert und gleich dem entgegengesezten Extreme den Wahnsinn steigert. Die Vermeidung des Einen und des Andern ist es, die das Verdienst guter Irrenhäuser bildet, und ihre schnelle Benuzung wird jederzeit den Erfolg und diesen in der möglichst kurzen Zeit sichern.

Lyon, Juni.

(Fortsezung.)

Chappuys-Montlaville's Antrittsrede in der Akademie der Wissenschaften.

In einer der lezten Sizungen unserer Akademie der Wissenschaften kam einiges Interessante vor, bezeichnete es auch nur den literarischen Ungeist mancher Redner. Es sollte Hr. Chappuys-Montlaville als neues Mitglied aufgenommen werden. Der Mann hatte zum Gegenstand seiner Antrittsrede den Einfluß der Restauration und der konstitutionellen Regierung auf die Literatur. Schon nach den ersten fünf Perioden hatte ich weg, wo der Wind herkam. Ich hätte es im Grunde schon aus dem Gegenstand selbst merken können, denn die Restauration, die geistig so höchst unbedeutend ist, hat gar keinen Einfluß auf die Literatur geübt, sondern nur die konstitutionelle Gestaltung Frankreichs, die aber recht gut ohne diese Restauration gedacht werden kann. Die ganze Rede war recht hübsch gedacht und gerundet, es fehlte nicht an wohlklingenden und glänzenden Stellen, die die Franzosen nun einmal haben müssen, wie die Kinder Spielzeug, wenn sie nicht schreien sollen. Gegen die jezt lebenden Schriftsteller, besonders gegen die Historiker, war Chappuys sehr ungerecht. Sollte man's denken? Von Lacretelle, Mignet und besonders von Thiers, dem geistreichen Wiederhersteller von Frankreichs Geschichte, von dem Verfasser der Lettres sur l'histoire de France und der Geschichte der normännischen Eroberung Englands, war mit keiner Sylbe die Rede, sondern nur von Barante unter den neuern, dem nach Verdienst großes Lob gespendet wurde. Warum aber das wohl? Nichts natürlicher. Chappuys ist ein Unfreier; Lacretelle aber und Mignet haben so von der Revolution gesprochen, wie es geistreiche, unbefangene Männer müssen, indem sie alles Lobenswerthe derselben, besonders in ihren Folgen und Beziehungen auf das Heute, herausheben; Thiers stellt das uralte Frankreich mit seinen Freiheiten dar, wodurch freilich ein nachtheiliges Licht auf die spätern Könige, ihre Unterdrückungssucht und ihren bösen Sinn fällt. Solche Geschichtschreiber gehören nun natürlich nicht in Chappuys Gram, Barante hingegen kann er leicht loben, da er nicht von Frankreich, sondern nur von Burgund spricht. Wie man aber jener drei Männer gar nicht erwähnen kann, wenn man von der neuesten französischen Literatur spricht, das begreift Niemand, der nicht weiß, daß der französische Parteigeist über Alles geht. Uebrigens kam nichts von einiger Bedeutung in dieser akademischen Sizung vor; kleine Poesien, armselige Witze über die romantische Schule u. s. w.

Die Regierung hat 2000 Fr. für die Nachgrabungen in der Stadt Vienne ausgesezt. Delorme leitet sie, und vor Kurzem ist ein sehr schöner antiker Torso aus Parischem Marmor und eine Menge seltene Münzen gefunden worden.

(Die Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 194.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. August 1830.

Es ist die Himmelssprache des Gebets
Die angeborne Sprache jedes Geistes;
Auf Erden faßt sie zarte Liebe nur.

Lamartine.

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

So vergingen Jahre im Kampfe mit der Verzweiflung und unter furchtbaren Schreckbildern der Phantasie. Ich wurde immer mehr hineingezogen in die mystischen Lehren, und die Versuche, die göttliche Kraft in der Natur, der Geschichte und dem Geisterreiche aufzudecken. Da begann endlich der Sturm in meinem Innern sich zu legen; denn Gebete und Gedanken an Gott und seine Natur, wenn auch mit irrigen Begriffen und Wünschen verbunden, bleiben niemals ohne die Frucht des Friedens und der Wahrheit. Das Gefühl treuer Pflichterfüllung, das Bewußtseyn, daß meine Dienste vom Baron und vom Förster dankbar erkannt wurden, mußten Zufriedenheit in meine Brust bringen; meine religiösen Betrachtungen wurden weniger heftig aber mehr praktisch. Um diese Zeit starb Schwarzbach in Armuth und Schulden, bevor er noch das Lebenselixir oder den Stein der Weisen gefunden hatte, von dem er sich ewige Jugend und Gesundheit versprach. Ein Jahr vor seinem Tode hatte er eine Nichte aus Sachsen, ein Mädchen, das von ihrem Bräutigam verlassen worden war, in sein Haus aufgenommen. Es findet eine geheime Sympathie zwischen Unglücklichen und Traurigen statt, wenn auch die Ursache ihres Kummers noch so verschieden ist. So fanden auch wir eines in des andern Umgang Trost, und als an ihrem Oheim sein lezter Traum und seine lezte Hoffnung vorübergegangen, und sie allein in der Welt war, bot ich ihr meine Hand, und mein Haus, das ich jezt als Nachfolger des alten Försters in Besitz nahm. „Ich denke, es soll besser werden als Sie denken," mit diesen Worten gab sie ihre Einwilligung; „ich achte Sie als einen braven und gottesfürchtigen Mann, und vielleicht gelingt es mir, noch manche unserer Lebensstunden zu versüßen. Sie hielt mehr, als sie versprochen hatte, deine gute Mutter! aber kaum hatte der Himmel Dich als ein sichtbares Zeichen seiner wiederkehrenden Gnade mir geschenkt, da schied sie von mir."

Sie waren, während der Vater so erzählte, bis über Tuttlingen gekommen, als sie durch den Kutscher unterbrochen wurden, der ihnen von dem Berge oberhalb der Stadt am südlichen Horizont die fernen Streifen der Schweizergebirge und den Silberblick des Bodensees zeigte. Es war dieß nach langer Zeit der erste Augenblick der Heiterkeit, ja der Freude. Das Auge des Försters glänzte von jugendlichem Feuer beim Anblick seiner Heimath, und in der Hoffnung, seinen Vater wieder zu sehen. Mariens Blicke hingen bald an der wunderbaren Schönheit des fernen Landes, bald an dem ungewohnten Freudenschimmer auf dem Gesichte ihres theuren Vaters. „Nur wenig hab ich noch hinzuzufügen;" fuhr Bernhard nach einiger Zeit fort. „Dein eigenes Leben, das noch hinter Deinen Erinnerungen liegt, war nur eine Verheißung, die deine späteren Jahre in Erfüllung brachten. Du warst immer ein stilles, schönes Kind, und viele wunderten sich über dein schweigendes Lächeln, mit welchem Du alles Schöne um Dich her zu

Digitized by Google

betrachten pflegteſt. Ich erinnere mich noch, wie wir eines Abends, es war einer der lezten in deiner Mutter Leben, auf einem Boote von Gundelsheim zurückkehrten; Du ſahſt den erſten Stern aufgehen und ſich im Neckar ſpiegeln; da kamſt Du aus Deiner gewöhnlichen Ruhe, ſtrecktest die kleinen Hände aus, zuerſt nach dem Stern im Waſſer, dann nach ſeinem Urbild oben am Himmel, und dabei glänzte dein Auge gerade wie jezt, da Du jene fernen Eisthrone von Gottes Herrlichkeit in der Natur begrüßeſt, an deren Fuß ich, wie ich hoffe, Ruhe und Schuz für dieſe grauen Haare und für Deine Jugend finden werde. Wie mächtig ruft mir dieſer Blick," fuhr er fort und legte die Hand zärtlich auf der Tochter Schulter, „wie mächtig ruft er mir die Jahre Deiner Kindheit und Deiner Mutter Leben zurück!" — „Es iſt mir ſelbſt," erwiederte Marie, „als könnte ich mich jenes Abends und der Geſtalt meiner Mutter noch erinnern. O, daß wir wieder ſo eine Heimath hätten, und ſo in Frieden lebten! Ach, Vater, wie hat mich der lezte Abend in Marchthal mit peinlicher Angſt für die Zukunft erfüllt, und," fügte ſie mit leiſerer Stimme hinzu, „wie war es mit dieſem Abende?" Mit finſterer Stirne und die Augen auf den Boden gerichtet, antwortete der Förſter: „die Plane des Generals und der drei Junker kannſt Du nicht ganz verſtehen, gute Marie, auch will ich Dein Herz mit Erklärung derſelben nicht noch mehr erſchüttern. Wenn Moritz von meinem Schuß gefallen iſt; ſo möge Gott der Hand eines verzweifelten Vaters vergeben!" Er mußte hier inne halten, und verhüllte ſein Geſicht. Marie hatte Troſt darin gefunden, daß Thereſens Bruder durch Zufall, nicht durch ihres Vaters Schuld ums Leben gekommen war; und die Kaffern in Afrika waren ſo weit entfernt, und es war ſchon ſo lange her; aber dieſer Mord war unter ihrem eigenen friedlichen Dache, an einem Menſchen verübt worden, den ſie im Leben gekannt hatte, und durch dieſelbe Hand, welche jezt auf ihrer Schulter ruhte! Sie ſchauerte bis in ihre tiefſte Seele hinein, und es war ihr, als ſtiegen alle Ermordeten in den romantiſchen Heldenſagen, die ſie geleſen hatte, mit lebenden Geſichtern vor ihr auf, und tadelten es als eine Sünde, daß ſie ſich an ihrer Geſchichte erfreut hatte. Es dauerte lange, bis der Förſter ſo weit die Faſſung wieder gewonnen hatte, um ſeine Erzählung zu vollenden. „So iſt dieß Leben, mein Kind, und ſo iſt die Welt um uns her! Ich habe ein Gefühl, daß ich mit beiden bald meine Rechnung werde abgeſchloſſen haben. Aber, meine Tochter, könnte ich mit dieſen Augen noch ſehen, wie Du zur Ehre Gottes die Anlagen, welche in Dir verborgen ſeyn müſſen, entfalten wirſt, wie zufrieden wollte ich ſie ſchließen. Doch Alles liegt in Gottes Hand!"

Indeſſen hatten ſie die Höhen und Schluchten der Alp verlaſſen und faden ſich in einem ebenen Thale, das ſich allmählig vor ihren Blicken erweiterte; die waldigen Gipfel und Felſen, die mit manchem alten Schloſſe prangten, traten mehr und mehr zurück, und vor ihren Augen erhob ſich, faſt ſenkrecht, der majeſtätiſche Fels-Kegel, welcher die, einſt für unüberwindlich gehaltene Feſte Hohentwiel trägt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wanderung durch die Gebirge der alten Volsker und Herniker.

(Beſchluß.)

Hinter Froſinone kamen wir in eine beſſere Straße. Die Ausſicht blieb immer dieſelbe, gleich groß und frei. Wir ſahen die Gebirge, deren Anblick den Weg durch die pontiniſchen Sümpfe erleichtert, die das Land der Circe noch heute wie vor Jahrtauſenden, mit einem unbeſchreiblichen Zauber umgeben, die bei Terracina und Gaeta in den phantaſtiſchten Formen glänzen, hier im Rükken an, wo ſie zwar immer groß und ſchön, aber weniger mannigfaltig als von der Meeresſeite aus, erſcheinen. — Gegen Abend kamen wir in Ferentino (häufig, obwohl unrichtig geſchrieben Fiorentino) an, einer kleinen Stadt, deren Bürger ſämmtlich von ländlicher Arbeit leben. Auch dieſer Ort liegt auf einer Anhöhe, welche die ſchönſten Ausſichten gewährt. Ein großes Haus, wie ein verwünſchtes Schloß, in ächt italieniſchem Styl, d. h. mit wenigen ganzen Fenſtern und überall offenen Thüren, das von dem Vetturin für die beſte oder vielmehr einzige Herberge der Stadt ausgegeben wurde, empfing uns hier. Eine ſehr dicke aber gutmüthige Wirthin und ein originneller Wirth, der zwar unaufhörlich beſchäftigt war, eigentlich aber nichts vor ſich brachte, boten uns die beſten Betten und ein ſchönes Abendbrod, beſtehend aus mehreren Gerichten, an. Daß dabei Alles von der erſten Qualität ſey, verſtand ſich von ſelbſt. Da wir in Italien keine Neulinge mehr waren, ſo ſchenkten wir dieſen Verſprechungen wenig Glauben, ſchienen indeß mit Allem zufrieden zu ſeyn, und verbaten uns nur Lamm- und Ziegenbraten, zwei Dinge, die, ſo patriarchaliſch ſie ſeyn mögen, zu unſern Antipathien gehören.

Ein kleiner Junge von dreizehn Jahren, der jüngſte Sprößling unſeres Wirths, erbot ſich, uns die Merkwürdigkeiten von Ferentino zu zeigen, und wir folgten ihm um ſo lieber, da uns in dieſer Gegend, über welche die meiſten Reiſebeſchreiber ſchweigen, faſt Alles neu war.

Wir gingen durch kleine krumme Straßen hin, in denen gleichwohl Alles voller Leben erſchien, da dieſe Gegend, ihrer großen Fruchtbarkeit wegen, ſehr bevölkert iſt. An unſern jungen Wegweiſer ſchloſſen ſich einige Männer mit auffallend glänzenden Augen und ſchönen kräftigen Geſtalten

Digitized by Google

an, die sich freiwillig erboten, uns die Merkwürdigkeiten von Ferentino zu zeigen. Am westlichen Ende der Stadt fanden wir zwei römische Thore, fast völlig erhalten, in herrlichen Quadern erbaut, und Reste der alten Via Labicana, oder richtiger Latina. Wir waren erfreut in dieser schönen Natur auch Monumenten der Kunst zu begegnen, unsere Freude wuchs aber bedeutend, als wir nicht weit davon die cyklopischen Mauern von Ferentino fanden, die nicht zu den lezten Merkwürdigkeiten dieser Gegend gehören. Diese Mauern werden von ungeheuern Polygonen gebildet, die mit großer Kraftanstrengung zusammengefügt sind, auf deren Höhe sich aber ein zweiter, niedrigerer Bau aus spätern Zeiten erhoben hat, ohngefähr wie bei dem Grabmahle der Cäcilia Metella.

Es ist hier nicht der Ort, Vermuthungen über die Gründung dieser Bauwerke anzustellen, nur so viel ist historisch, daß anfänglich hier Volsker, dann Herniker wohnten, von den punischen Kriegen an römische Kolonien hergeführt wurden, und die aus Rom gesandten Prätoren, wie aus Ciceros pro domo sua gehaltener Rede hervorgeht, unter den Eingebornen häufig eine sehr harte Herrschaft ausübten.

Wir kamen in unser Wirthshaus zurück und hier erwartete uns ein ächt italienisches Abendbrod, voll Genusses auf der einen, und voller Entbehrungen auf der andern Seite. Unsere Kollation, die so viel besprochen, war noch nicht fertig, und wir begaben uns anstatt auf unser Zimmer, in einen großen Saal zu ebener Erde, der Schenkstube, Küche und Vorrathskammer zugleich war. Im Hintergrunde saßen an einer schmalen Tafel eine Menge junger Männer aus Ferentino, die anstatt zu Hause, nach italienischer Art, ihr Abendbrod in der Trattorie suchten, und da es Sonntag war, der Flasche fleißig zusprachen. Sie wurden von dem riesenhaften Sohne des Wirths, einem schönen jungen Menschen und einer Magd bedient, die in großem Staat, das heißt in phantastisch bunten Kleidern und einem glänzend weißen Schleier, in der Mitte des Saals an einem Balkon saß, und die Getränke austheilte. Diese junge Person, die in einen der ländlichen Gäste verliebt schien, würdigte uns keines Blickes. Wir, d. h. zwei deutsche Reisende, saßen indessen an einem freistehenden Herde, um den rings Bänke standen, und bildeten die Hauptpersonen, um die das Gros der Familie beschäftigt war. Der Wirth erschien von Zeit zu Zeit mit einem Löffel und nahm den Schaum aus einem Topfe, in welchem ein Huhn für uns gekocht wurde, indem er das Gefäß dem Feuer bald näher, bald entfernter rückte. Er bediente sich, um in dasselbe zu leuchten, einer Art Lampe, die uns bedenklich machte, da ihre Ingredienzen sich leicht mit dem Abendbrod vermischen konnten. Von Zeit zu Zeit ließ er einen Ausdruck der Zufriedenheit über das Verhalten des kochenden Huhns fallen, das uns zu verstehen geben sollte, daß Alles gut gehe. Während dieser Zeit saß seine Tochter, ein Mädchen von 15 bis 16 Jahren, uns gerade gegenüber und betrachtete uns mit ernsthaften, neugierigen Blicken, so, als wenn sie zum erstenmale Fremde sähe. Da sie ungemein hübsch war, so ermüdete uns ihre Art von stummer Aufmerksamkeit nicht, und wir vergaßen über dieser holden Figur der elenden Präparate, die zu unserm Abendbrod gemacht wurden, die uns jezt immer deutlicher einleuchteten. Diese italienische Wirthstochter wußte ihre edle Gestalt und ihr schönes Gesicht so anmuthig zu wenden, so leicht zu tragen, so sinnend zu stützen, daß wir uns nicht leicht eines hübschern Bildes erinnern. Endlich schlug die verhängnißvolle Stunde unsers Nachtessens, zu dem wir uns eine Treppe hinauf in das Zimmer der Familie, wie sich unsere Wirthin ausdrückte, begaben, wo ungeheuer große Betten standen und die Wände mit Heiligenbildern überdeckt waren. Bei unserer Aufwartung war, nach patriarchalischer Art, die ganze Familie beschäftigt und unser Liebling brachte uns den Salat, die einzige erträgliche Substanz unsers Soupé's.

Wir begaben uns endlich zur Ruhe neben dem Zimmer der Familie, was wir anfänglich für eine Art Auszeichnung zu halten geneigt waren. Wir hörten zwar die Stimme und den Tritt unserer schönen Hausgenossin, wurden dagegen von römischen Flöhen dermaßen zernagt, daß uns diese Nacht, die so angenehm begonnen hatte, in ihrem Verlaufe ungemein verdrießlich wurde. Keiner von uns konnte ein Auge schließen und diese Pönitenz dauerte bis zum Morgen, der für unsere Ungeduld spät genug herankam.

Die Erinnerung an die cyklopischen Mauern, das schöne Mädchen in Ferentino und die kleinen Vampyre, diese drei Dinge, so verschieden sie unter sich sind, werden noch lange ein lustiges Bild in unserm italienischen Reiseleben abgeben.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Geographische Gesellschaft. Beabsichtigte Weltumseglung.

Am 16. dieses Monats versammelten sich die Mitglieder der neuen geographischen Gesellschaft zum ersten Male zu einer nur vorbereitenden Sitzung unter dem Vorsitze des bei der Admiralität einen hohen Posten begleitenden Herrn Barrow. So haben endlich die hiesigen Gelehrten sich entschlossen, zur Förderung der Erdkunde nach einem höhern wissenschaftlichen Standpunkte zusammenzutreten, und sich dadurch vom Vorwurfe befreit, den ihnen mehrere Hauptstädte des Kontinents mit Recht machen konnten. Das Ausland darf aber auch nunmehr mit Zuversicht auf manche ausgezeichnete Leistungen hoffen. Zuvörderst spricht dafür der Entschluß der Stifter, keine blos prunkende, sondern vielmehr eine arbeitende Gesellschaft bilden und eifrig ans Werk gehen zu wollen; Namen, wie Barrow, Leake, Franklin, Frazer, Elphinstone, Hall, Smyth und viele andere ausgezeichnete Männer, welche die Geschäfts-

führung als Ausschuß leiten, bürgen schon für ein kräftiges Streben; und in welchem Lande kann auch wirklich ein löblicher Ehrgeiz dieser Art leichter befriedigt werden? Herrn des Meeres, im Besitz unermeßlicher Länderstriche in allen Welttheilen und mit dem angebornen Hange zu weiten Reisen, besitzen die Engländer bei weitem mehr Hülfsmittel aller Art, als jedes andere Volk, und es fehlte nur ein leitender Verein, der die Anregung zu einer mehr wissenschaftlichen Behandlung dieses Zweiges der Literatur zu geben vermöchte. Die meisten Mitglieder des Ministeriums, wie der Herzog Wellington, Lord Aberdeen, Melville, Sir George Murray u. s. w. sind der Gesellschaft beigetreten, und der Vorsitzer gab die officielle Versicherung, daß sowohl die Admiralität, als das Colonialdepartement, an deren Spitze die beiden letztgenannten Minister stehen, mit der größten Bereitwilligkeit die Schätze ihrer Archive und Documente im Fache der Länderkunde, Statistik u. s. w. der Gesellschaft mittheilen werden. Die Zahl der Mitglieder übersteigt bereits vier Hundert, unter welchen sehr viele dem Auslande rühmlichst bekannte Geographen und Naturforscher sich befinden. In jener ersten Sitzung wurde beschlossen, vorläufig alle Gouverneurs sämmtlicher Brittischen Besitzungen in und außerhalb Europa von ihrer Constituirung in Kenntniß zu setzen, und sie zur Theilnahme und Mitwirkung einzuladen. Auch wurde auf eine Anfrage des Herzogs von Bedford die gegründete Hoffnung geäußert, daß die seit mehreren Jahren bestehende Afrikanische Gesellschaft sich mit dieser neuen vereinigen und derselben ihre Sammlungen überliefern werde. Auch der Präsident der ostindischen Compagnie hat als Mitglied seine thätige Mitwirkung versprochen; man darf daher mit Recht von dieser Gesellschaft viel Vorzügliches erwarten. Die erste allgemeine Sitzung ist auf den November d. J. anberaumt. Da hier einmal von Länderkunde die Rede ist, so mag auch eine neue Weltumseglung nicht unerwähnt bleiben, die der Reisende Buckingham beabsichtigt, und die wegen ihrer Eigenthümlichkeit — sie wird auf Subscription unternommen — gewiß der Aufmerksamkeit des Auslandes nicht unwerth ist. Die Schicksale Buckinghams sind bekannt. Als Seemann erzogen und später von der ostindischen Compagnie wegen Aufdeckung vieler Mißbräuche in Ostindien verfolgt, ist er im Bewußtseyn der Gerechtigkeit seiner Sache als der furchtbarste und wirksamste Feind der Compagnie aufgetreten; er hat das ganze Land gegen diese monopolistische Gesellschaft eingenommen und ihren außerordentlichen Einfluß*) tief untergraben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es ist Thatsache, die hier ohne Furcht einer Widerlegung angeführt werden kann, daß es beinahe keine einzige angesehene Familie der höheren und besseren Classen im ganzen Königreiche giebt, die nicht durch Dienstverhältnisse von Blutsverwandten in den asiatischen Besitzungen mittelbar oder unmittelbar im Verbande mit der ostindischen Compagnie stände. Die unermeßlichen Länderbesitzungen in Asien, die Besetzung aller Civil- und Militärstellen von Fähnrich an durch Europäer, die Verheerungen des Climas, wodurch fortwährend eine Menge neuer Candidaten angestellt wird, und die Vortheile, welche der Dienst immerhin noch gewährt, erklären jenes Phänomen. Dennoch wankt der Einfluß des mächtigen Körpers, weil auch nach seinem Hinscheiden der Länderbesitz der Nation verbleibt, und die Einzelnen nur einen sicherern Herrn — den Staat selbst — erhalten.

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Jacotot'sche Zeichenmethode.

Die Anwendung der Methode Jacotot auf den Unterricht im Zeichnen hat hier schon viele Freunde, und selbst Manche von denen sind ihr geneigt, die sich früher dagegen erklärten. In dieser Beziehung kam vor Kurzem ein recht bezeichnender Umstand vor. An der Mauer der Zeichenschule von St. Pierre, wo die Methode Jacotot nicht angewendet wird, arbeitete ein Tüncher, dessen Bube, ungefähr zwölf Jahr alt, ihm Anfangs bei der Arbeit hilft, aber bald müde wird und zu seiner Schiefertafel greift, um darauf sehr verkleinert mit einigen kecken Strichen eine Büste abzuzeichnen, die in der Nähe stand. Eben war er im Begriff die Zeichnung wieder auszuwischen und eine andere zu machen, als Arthaud, der Director der Zeichenschule, zu ihm tritt. Der Professor urtheilt, der Knabe müsse drei Jahre lang Privatunterricht im Zeichnen gehabt haben. Darauf erfährt er, erst seit drei Monaten gehe er mit vielen andern Knaben in die Jacotot'sche Schule, und angefangen habe er mit dem Kopf des Apolls von Belvedere. Der Professor ergießt sich nun in bittern Tadel dieser verkehrten Methode, wo man damit anfange, wo andere Schüler aufhörten, vergißt aber ganz, daß der Knabe gerade durch diese Methode in so kurzer Zeit so weit gekommen. Man hält ihn vielmehr für ein ausgezeichnetes Genie und bewegt daher den Vater, ihn in die St. Peters-Zeichenschule zu schicken. Da dieselbe unentgeltlich ist, so willigte dieser ein. Was geschieht nun? Der geschickte Knabe schreitet nicht allein bei der da angewendeten Methode nicht vorwärts, sondern geht entschieden zurück, bis ihn der Vater da wieder wegnimmt und in seine ehemalige Zeichenschule bringt. Hier beginnen seine Fortschritte von Neuem und nehmen zu. Dieß ist aber gar nichts Außerordentliches, sondern bei allen Schülern wird das Gleiche bemerkt, was den Hauptgrundsatz der Jacotot'schen Lehrart — daß alle Schüler gleiche Anlagen hätten, und daß es nur Schuld des Lehrers wäre, wenn sie nicht gleich entwickelt würden — zu bestätigen scheint. Es ist nicht zu läugnen, diese Zeichenschule, die vorigen Winter begann, hat alle Erwartungen übertroffen, die selbst die Freunde der Jacotot'schen Methode von ihr gehegt hatten und die allen Andern übertrieben und lächerlich schienen. Jacotot, dieser Lyoner Pestalozzi, hat damit gewiß der Menschheit ein großes, nicht genug zu preisendes Geschenk gemacht. Unberechenbar sind diese Vortheile, die daraus für sie hervorgehen, denn in Beziehung auf Unterricht und geistige Ausbildung hört nun der doppelte, so niederdrückende Unterschied zwischen Bemittelten und Armen, Anlagevollen, Beschränkten und Talentlosen auf; von nun an wird der Unterricht weit weniger kosten, wie bisher, und mit einigem Eifer und Fleiß bringt es das geistesarme Kind, wenn auch nicht so weit wie das geistreiche, doch viel weiter, als bisher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 188:

Vielleicht.

Logogryph.

Immer, so lange du lebst, mußt thun du, was ich gebiete;
Krankheit nur und der Tod machen dich ledig der Pflicht.
Nimm mir ein Doppelzeichen, so nenn' ich die köstliche Mutter,
Deren Söhne dich oft machen den Himmlischen gleich.
Aber ein Zeichen entfernt, und ich hasse die Berg' und die Hügel;
Nur das Flache benenn' ich und das Niedrige stets.
Rücke noch eines hinweg, und ich bin ein hebräisches Wörtlein.
Nun noch eines, und dir nenn' ich ein Zeichen der Schrift.

H. D.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 195.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. August 1830.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis seyn?
Mit Niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schooßkinde,
Der Phantasie.

Goethe.

Träume.

Von Viktor Hugo, übersezt von J. B. Werner.

I.

Ihr Freunde! fern von Städten,
Fern von der Kön'ge Haus,
Fern von des Hofes Ketten,
Mich von der Welt zu retten,
O suchet, sucht mir aus,

Wo sich an dunkler Stelle
Die Seele träumend wiegt,
An silberklarer Quelle,
Wohin nicht Wind noch Welle
Des Menschenhaufens fliegt,

Auf wild verschlung'nen Wegen
Von ehedem ein Haus,
Eine Bucht am Strand gelegen,
Ein Nestchen in Gehegen,
Ein Schloß in Waldesgraus!

Sucht es in düstern Räumen
Recht ruhig, und bedeckt
Mit vielen, wilden Bäumen,
Mit schwermuthsvollen Träumen,
Im Schatten tief versteckt.

Da soll mein Lied verschwiegen,
Auf unbetret'ner Bahn,
Auf Rosen bald sich wiegen,
Bald mächt'gen Schwunges fliegen
Zum hohen Berg hinan;

Den Flügel soll's entfalten,
Und soll der Lüfte Reich,
Von keinem Band gehalten,
Den Raum durchmessend, spalten,
Dem freien Vogel gleich.

II.

Ein Traum trag' mich von hinnen
Fort aus gewohntem Raum;
Es soll mir nicht entrinnen,
Daß Nachts ich möge sinnen
Ob meinem Tagestraum!

Weiß, wie die Segel schweben
An Horizontes Saum
Und einen Stern umweben,
Steh' zwischen meinem Leben
Und zwischen mir der Traum!

Du Muse, die in meine
Nacht niedertauchet licht,
Bestrahl' mit gold'nem Scheine,
Doch störe ja mir keine
Der Traumgestalten nicht!

Digitized by Google

Da ſollen ſich entfalten
All' die Gedanken mein,
Sich feſt umſchlungen halten,
Und freundlich mich umwalten,
Um meinen Heerd ſich reih'n.

Und meinen Traum umſchlingen,
Mit lichter Augen Schein,
Und wiegen und ihn ſchwingen,
Wie ſchweſterliches Singen
Das kleine Brüderlein!

III.

Auf hohem Meeresſtrande,
In Wäldern, grün umlaubt,
Da athmet man, der Bande
So frei, daß man dem Lande
Den Himmel näher glaubt!

Und alles ſpricht und regt ſich,
Gleich einem holden Traum,
Die Welle ſteigt und legt ſich,
Es flüſtert und bewegt ſich
Die Luft im grünen Baum.

Der tiefſten Tief' entquollen,
Ein Lied erſchallet, hehr;
Es iſt der Sphären Grollen,
Es iſt der Welten Rollen
Auf weitem Himmelsmeer.

Der Pſalmen Wiederhallen
Iſt's, zu Jehovas Lob,
In jenen Friedenshallen,
Wohin wir alle wallen,
Wer ſich dem Staub enthob.

Wo keine Wunden bluten,
Kein Auge nimmer weint,
Wo ſich, wie Gluth mit Gluthen,
Wo ſich, wie Fluth mit Fluthen,
Mit Geiſtern Geiſt vereint!

IV.

Dieß Lied zu allen Zeiten
Süß weinender Natur
Hört man in Einſamkeiten;
Stadtlärm kann uns bereiten,
Ach! eitle Klänge nur.

Ein Fels, umſchäumt von Wogen!
O Alt-Bretagnerland!
Ein Schloß mit goth'ſchen Bogen,
Vom Celtenwald umzogen! —
Nur trag' des Thurmes Rand,

Wo ich mir möchte bauen
Mein gaſtlich, wirthlich Haus,
Ein Thor, in Stein gehauen,
Und ſeine Stirn laß' ſchauen
Des Epheu's grünen Strauß!

Ein ſtolzes Wappen hange
Hoch an Kamines Saum,
Das hocherleuchtet prange,
Und äſtereich umfange
Die Wand als wie ein Baum.

Im Sommer ſoll den reinen
Blauhimmel mir entzieh'n
Das Buchengrün, beſcheinen
Im Winter ſoll die Meinen
Die Flamme im Kamin!

Und wenn des Nachtwinds Streichen
Die Lüfte ſeufzen macht
In meinen Wälder-Reichen,
Geſpenſtern ſollen gleichen
Die Zinnen in der Nacht!

Auch ſollen Mägdlein dienen
Mir aus dem Geiſterland,
Umſchwärmen mich wie Bienen,
Mit jugendlichen Mienen,
Im faltigen Gewand.

Von Helden, die gefallen,
Die Geiſter ſollen zieh'n
Und flüchtig klagend wallen
Weiß, unter meinen Hallen,
Schwarz, vor den Fenſtern hin.

V.

Wenn meine Muſ' entſchwungen
Ihr Neſtlein trägt von dann'
Mit den beſchwingten Jungen,
Wo einſt der Tritt erklungen
Von einem Eiſenmann:

So iſt's, weil Herrlichkeiten
Der, wenn nicht beſſern, doch
Viel ſchönern alten Zeiten
Ich lieb', und gern mag ſchreiten
Durch ſie; — und dazu noch

Hat oft die Schwalb', errettet
Aus dem Gewitterſturm,
Die kleine Brut gebettet
In's Geverneſt, gekettet
An einen Felſenthurm.

Digitized by Google

Und ihre Kleinen stachen,
In Spielen mancherlei,
Mit ihren zarten, schwachen
Gelbschnäbelchen, und brachen
Des Riesenvogels Ei.

So, unter Waffen werden
Im alten Heldenschloß,
Meine Lieder sich geberden,
Mit Helmen und mit Schwerdten,
Wie Zwerge, riesengroß!

VI.

So sollen meine Stunden
Im stolzen Ritterschloß
Mir grünen, leicht gebunden,
Gleichwie zum Kranz gewunden
Des Epheus grüner Sproß.

Schloß aber oder schlichte
Strohhütte — von der Zeit
Getrennt, leb' ich vom Lichte,
Vom Traume, vom Gesichte,
Und in Vergessenheit!

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Während sie am Fuße dieses merkwürdigen Berges vorbeifuhren, unterhielt sie der Kutscher von der wunderbaren Belagerung, da General Wiederhold im 30jährigen Kriege dieses Schloß drei Jahre gegen die kaiserlichen Heere vertheidigte. Sie fuhren durch die Gehölze, welche das Thal zwischen Hohentwiel und dem Bodensee bedecken, und der Vater zeigte Marien schon die Stadtthürme und Kirchen von Rorschach: „in einer halben Stunde sind wir außer aller Gefahr der Verfolgung, dann wird uns ein Boot aus diesem Hafen über den See in mein freies Schweizerland hinübertragen!

„Herr," rief Ludwig, „da kommen vier Reiter hinter uns im Galopp angesprengt. Sind das Räuber oder schwedische Reiter, die vom dreißigjährigen Krieg noch übrig geblieben sind?" — „Es scheinen Landdragoner von Hohentwiel zu seyn," sagte der Kutscher; „sie suchen vielleicht einen aus dem Schloß entwischten Verbrecher." In demselben Augenblick hatten die Reiter die Kutsche erreicht, und während zwei von ihnen dem Kutscher Halt zu machen befahlen, zeigte sich an jedem Kutschenschlage unter einem dreieckigen Bortenhute mit Federbusch ein altes rothbraunes Gesicht. „Sind Sie der Förster Bernhard von Marchthal?" fragte der Korporal. „Ich bin's," antwortete nach kurzer Zögerung der Förster mit einem trostlosen Blicke auf seine Tochter. „Sie sind des Mords und der Empörung angeklagt, und ich nehme Sie im Namen des Herzogs in Verhaft." — „Wie Gott will," sagte der Förster. „Aber ich hoffe, dieses unschuldige Geschöpf wird ungehindert zu ihren Verwandten gehen dürfen." Förster Bernhard von Marchthal, mit seiner Tochter und einem andern Mitschuldigen, heißt es in meiner Ordre. Kutscher, an der nächsten Ecke fährst Du rechts. Ist der Bursche vorn gebunden?"

Bald waren sie am Berge angelangt. Die erschöpften Pferde schleppten nur langsam und unter vielen Peitschenhieben des Kutschers und den Flüchen der Reiter die Kutsche die Höhe hinan. In derselben wurde kein Wort gesprochen, nur sagte der Vater: „Tochter, lasse mir den einzigen Trost, daß ich Etwas in dieser Welt nicht vergeblich gethan, daß ich Dich beten gelehrt habe. Wenn wir getrennt werden, was vielleicht bald und für immer geschieht, so wanke nicht in Deinem Vertrauen auf Gott, und bete für Deinen Vater!" Marie hörte ihn kaum. Sie betete schon, ihre Augenlieder waren geschlossen, ihr Haupt geneigt, und ihre Hände ruhten gefaltet auf ihren Knieen.

Endlich rasselte die Zugbrücke herab, die Angeln der Thore knarrten, und der hohle Schall der Hufe zeigte ihnen an, daß sie durch den gewölbten Thorweg in das untere Schloß einfuhren. Man deutete ihnen an, zu halten und auszusteigen. Kaum hatten sie Zeit, einen Blick umher zu werfen, welcher ihnen zeigte, daß sie sich auf einem offenen Platze befanden, der von vier großen, regelmäßigen Gebäuden umschlossen war, so brach man schon mit ihnen nach der obern Festung auf. Sie mußten durch viele Thore gehen, bei welchen sie von den Invaliden, die Hunderte von dergleichen Unglücklichen denselben Weg hatten gehen sehen, mit gleichgültigen Augen betrachtet wurden. Nur am lezten Thore sagte ein silberhaariger, aber noch kräftiger Feldwebel in tiefem Baß, jedoch mit einem mitleidigen Blick auf Marie: „Fast ein zu schöner Vogel für einen so alten finsteren Käfig!" Auf einem offenen Platz mußten sie wieder Halt machen, Mariens Angst stieg bei diesem Verzug zur höchsten Pein; da lenkte der Vater ihre Aufmerksamkeit auf die Landschaft, die unter und vor ihnen ausgebreitet lag; im grauen Abendduft zeigten sich die Alpen von Tyrol, der hohe Sentis und die weiter entlegenen Gebirgsspitzen von Glaris und Graubündten, eine Reihe mächtiger, silbergrauer Riesen. Blitzende Streifen fielen von ihren Schultern nieder, ihre starren Häupter erglühten in duftigem, durchsichtigem Purpurroth. Hinter ihnen hing ein dunkelschwarzer Mantel von Regengewölk, vor ihnen, als wäre es zu ihren Füßen, breitete sich mit seinen Buchten der klare Spiegel des Bodensees aus, der das ganze Land, bis zu den glühenden Berggipfeln hinauf, wiederstrahlte.

Digitized by Google

Zwei-, dreimal versuchte es der Vater zu reden, aber immer schlossen sich seine Lippen wieder. Endlich deutete sein ausgestreckter Finger in sicherer Richtung, und er sagte mit leiser Stimme: „Dort ist das Thal meiner Heimath; hinter jenen zwei Bergspitzen liegt meines Vaters Haus.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Buckinghams projektirte Reise um die Welt.

Buckingham gehört zu den Menschen, denen es zu Hause nie behagt, und so entschloß er sich, ein neuer Weltumsegler zu werden und dabei folgende Zwecke zu verfolgen: 1) einen größern Markt für die Consumption brittischer Kunsterzeugnisse zu suchen, 2) neue Austauschartikel aufzufinden, 3) unsere Kenntnisse des gesellschaftlichen Zustandes in China zu erweitern, und 4) europäische Kultur unter die Asiaten, durch Mittheilung von Modellen zum Ackerbau, Zeichnungen, Schriften u. s. w. zu verbreiten. Er will also den Handel in genauere Verbindung mit den Werkzeugen zu einer höhern Kultur bringen, als bisher geschehen war, und gerade von diesem Gesichtspunkte aus verdient sein Plan die allgemeine Aufmerksamkeit der Handelsstaaten. Wie selten segelt ein Kauffahrteischiff aus Europa nach andern Welttheilen ab, dessen Rheder die Absicht haben, der Wissenschaft oder der Kultur des Menschengeschlechts auch nur entfernt zu dienen! Und auf diese Weise kann doch so viel geleistet werden. Buckinghams Hauptaugenmerk bei seiner Unternehmung ist aber auf den indischen Archipel und alle Inseln und Küstenländer von der Straße von Malacca bis zum nordöstlichen China gerichtet. Vom Publikum verlangt er zu diesem Behufe ein völlig ausgerüstetes Schiff als Geschenk; allerdings ein großes Geschenk, da die Kosten eines zu einer solchen Unternehmung tauglichen Schiffes auf wenigstens 50000 Pf. angeschlagen werden müssen. Zweihundert Personen, worunter die Herzoge von Sussex, Gloucester, Somerset, Bedford, Leicester, Devonshire und viele andere Lords und Parlamentsmitglieder, haben sich schon jeder für fünf Guineen unterzeichnet. Da aber eine Summe von 1000 Pf. lange nicht hinreicht, Buckingham mit einem solchen Meuble, als ein Weltumseglungsschiff ist, zu versehen, so wurde vor wenig Tagen unter dem Vorsitze des Herzogs von Sussex eine öffentliche Versammlung im Hörsale der Royal Institution gehalten, und somit das ganze Publikum zur Theilnahme eingeladen. Es war eine Freude, Männer, wie der Herzog von Sussex, Lord John Russel, Durham, Sir Sydney Smith, Sir Alexander Johnstone mit vieler Beredtsamkeit und in den wärmsten Ausdrücken ihre Gefühle und Ansichten über die Nützlichkeit einer solchen Unternehmung äußern zu hören. Der Saal war mit Damen und Herrn gefüllt; der Held von Acre, Sir Sydney Smith, wurde mit den größten Beifallsbezeugungen begrüßt, und als der Herzog von Sussex unter andern bemerkte, daß er in Folge des vertrauten Umgangs mit seinem königlichen Bruder die Versicherung geben könne, daß sein erster Gedanke die Beförderung des Glückes seines freien und geliebten Volkes sey, wollte das Beifallsrufen gar nicht aufhören. Solche Art von Oeffentlichkeit ist es, welche einen so mächtigen Einfluß auf die Nationalität dieses Volkes ausübt, und es zur größten und mächtigsten Nation der Erde stempelt, trotz aller Scheelblicke und Verläumdungen. Buckingham selbst entwickelte in einer meisterhaften Darstellung den Umfang seines Planes; durch den Tauschhandel hofft er alle Kosten seiner Unternehmung zu decken, nur ein Schiff verlangt er kostenfrei, und es ist kein Zweifel, daß er es zuletzt bekommen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Jacotot und das Urtheil der Universität über ihn.

Durch die Jacototsche Methode ist die Laufbahn der Wissenschaften und Künste Allen geöffnet, die sich mit Ernst damit beschäftigen wollen, Reichen und Armen. Genie und Talent ist nicht mehr das ausschließliche Privilegium einiger Wenigen, von der Natur Begünstigteren, sondern der gewisse Lohn für Arbeitsamkeit, Mühe und Beständigkeit. Diese Methode bewirkt jetzt in allen Lehrfächern eine so große Umgestaltung in Frankreich, daß ich noch einmal darauf zurückkommen muß, wiewohl ich schon früher in einem meiner Lyoner Berichte fürs Morgenblatt in Kürze davon gesprochen habe. Schon lange ist in allen Ecken die Rede davon, aber im Klaren sind nur Wenige. Es hat auch keine kleinen Schwierigkeiten, darüber ein klares und richtiges Urtheil zu fällen, zumal wenn sich Vorurtheil und vorgefaßte Meinungen einmischen. Das liebe Publikum horcht rechts und horcht links und wiederholt, was es eben zuletzt gehört. In gar manchen Ländern ist ein Vater recht in Verlegenheit, wenn er über den Unterricht seines Sohns einen Entschluß fassen will; da werden ihm hundert Methoden anempfohlen, von denen jede die beste seyn soll. Bei uns in Frankreich ist dies ganz anders, da sorgt die Universität für Alles; unter ihr steht, unter ihr lernt, wer Mediziner, Jurist, Theolog, Kaufmann, Diplomat oder Soldat werden will. Sie weiß Alles, sie kennt Alles, ihre Methode ist die allein herrschende, die allein seligmachende. Daß daraus entsetzlich viel Unwesen für den Unterricht hervorgegangen, begreift in Frankreich jedes Kind, außer die Herrn von der Universität, die davon leben. Gehört man aber nicht zur Universität, und bedenkt man mit kaltem Blut, daß diese uralte Anstalt und Körperschaft immer in ihrem alten Zustand aufrecht gehalten und gestützt wurde, während Alles um sie her in Staub und Trümmer fiel, dafür aber viel neues, junges und kräftiges Leben aufsproßte, so möchte man glauben, sie sey in ihrem Geschäft vollkommen geworden und habe darin alle Geschicklichkeit weg, ja sie habe sich wie Andere eine Art von Legitimität erworben. Dies erklärt, warum Jacotot so verschiedenartig beurtheilt worden, selbst von unterrichteten Männern. Sämmtliche Universitätsleute schrieen gleich, die neue Lehrart sey absurd und schädlich. Dies war nicht sowohl ihre Ueberzeugung, sondern das Handwerk forderte, das Publikum zu verdutzen und dagegen einzunehmen, ehe es recht nachdenke und prüfe. Es wird bei der Universität wie im Handel gemacht: neue Konkurrenten müssen erdrückt werden, es koste, was es wolle. Dies ist im Grunde der Universität als Körperschaft gar nicht übel zu nehmen; wir würden es vielleicht eben so machen, wenn wir dazu gehörten. So viel ist gewiß, man muß die Universität nicht hören, wenn sie über Jacotot spricht, und ihn nicht, wenn er sich über die Universität und über gelehrte Körperschaften überhaupt äußert. Auch in Belgien, wo Jacotot zuerst auftrat und wo er noch lebt, besteht eine Universität; auch sie war dem Mann und seinem System abgeneigt; er aber hatte feste Beharrlichkeit, und die Sache war für ihn entschieden, als er mehrere ausgezeichnete Schulmänner gezogen hatte, die hernach mit ihm arbeiteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 196.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 17. August 1830.

Das Gespinnst der Lüge umstrickt die Besten; der Schein regiert
Die Welt und die Gerechtigkeit ist nur auf der Bühne.

Schiller.

J. J. Rousseau, David Hume und Horaz Walpole.

(Fortsetzung von Nro. 192.)

David Hume tritt nur für einige Monate in Jean Jacques Leben ein, stand aber in dieser Zeit in so genauer Verbindung mit ihm, und hatte so viel Einfluß auf dessen kurzen Aufenthalt in England, daß er unter seinen Zeitgenossen nicht fehlen darf. Wie Hume in seiner Geschichte von England falsch, partheiisch und unzusammenhängend ist, so auch in seinem übrigen Leben und Thun. Dieß hat Niemand besser dargethan als sein Freund und Landsmann Horaz Walpole, der ihn kurzweg einen Lügner nennt. Während er in Paris mit Jean Jacques in freundlichem Verhältniß stand, machte er in Gesellschaft Witze über ihn, unter andern über einen Brief, den Friedrich II. an Rousseau geschrieben haben sollte. Diesen Gedanken faßte Horaz Walpole auf, um darnach einen solchen Friedrichsbrief aufzusetzen und unter seinen Bekannten kursiren zu lassen, worüber denn nach damaliger Weise viel gelacht und über Jean Jacques gespottet wurde. Während Hume sich so über Rousseau äußerte, that er sein Möglichstes, um ihn zu einer Reise und zu einem Aufenthalt in England zu bewegen. Dieß geschah auch, und Hume gab sich wirklich viel Mühe, ihm dort eine angenehme Existenz zu verschaffen. Diese Bemühungen scheiterten aber an Jean Jacques Eigensinn und Verblendung. Unglücklicherweise erfuhr er eines Tags durch einen Brief aus Paris, wie sich Hume in derselben Zeit über ihn lustig gemacht, wo er ihn unter hundert Freundschaftsversicherungen einlud, mit ihm nach England zu gehen. Weiter bedurfte es nichts, um ein Gemüth, wie Rousseaus, leidenschaftlich aufzuregen. Er schrieb Hume einen heftigen Absagebrief. Hume fürchtete, derselbe werde in Paris bekannt werden und ihm durch so manches Wahre, das er enthielt, bei seiner Coterie schaden. Um ihm zuvorzukommen und die Gemüther für sich zu gewinnen, ließ er ihn selbst in einem Exposé succinct drucken, an dem Holbach, Suard und d'Alembert gearbeitet haben. In einer Vorrede lobt sich Hume selbst auf ganz unverschämte Weise, oder läßt sich von seinen Leuten lobhudeln. Dieß Betragen schadete ihm aber sehr bei allen Gutdenkenden, denn Jedermann sah ein, daß er nicht nöthig gehabt hätte, diese reine Privatsache öffentlich zu machen, wenn er sich damit nicht hätte weiß brennen wollen. Qui s'excuse, s'accuse, dachten alle. Rousseau hingegen schlug den richtigeren Weg ein — er schwieg. Hume charakterisirt sich vollständig in seiner unzarten Untersuchung über Jean Jacques Vermögensumstände, worüber mehrere Briefe von ihm vorhanden sind. Einmal sagt er, Rousseau habe doch wahrscheinlich ein ganz geringes Einkommen, was er ihm verschwiegen. Er wollte sogar darüber durch Madame Boufflers Nachfragen bei dem Wechsler Rougemont in Paris anstellen lassen, diese Dame aber that es nicht, denn sie kannte Jean Jacques recht gut, und wußte, daß er keiner Verstellung fähig sey. Später, als das Exposé succinct unter

Digitized by Google

Humes, Suards und d'Alemberts Zusammenwirken gegen Rousseau herauskam, war obige Vermuthung zur Gewißheit geworden, und Hume sagte: „ich weiß jezt ganz gewiß, daß Rousseaus Vorgeben von Elend und Armuth nichts ist, als eine Charlatanerie, wodurch sich der Mann nur interessanter machen, und das Mitleid anderer mehr rege machen will.“ Seitdem hat man mit Gewißheit erfahren, daß Hume die Unwahrheit gesagt hat. Nie hat Rousseau seinen kleinen Vermögenszustand verhehlt, im Gegentheil, er spricht manchmal davon, und das fand sich auch genau so nach seinem Tod. Er hatte 1140 Livres jährliche Leibrente, wovon 600 Livres Theresen blieben. Diese Rente kam von Jean Jacques Buchhändler, der sie aus Erkenntlichkeit für den großen Vortheil zahlte, der ihm durch Rousseaus Schriften geworden war. Rousseaus Leben in Trie, Bourgoing, Paris und Ermenouville hat hinlänglich dargethan, daß seine Dürftigkeit keine Affektation war. Er wäre also allein in England reich gewesen. Im Jahr 1770 und nachher wohnte er in der Rue Platrière zu Paris im vierten Stockwerk, und kopirte Musik zu vierzig Sous täglich; später, 1776, ließ er eine Schrift cirkuliren, worin er für sich und Theresen um die Aufnahme in ein Hospital bat, und zwei Jahre darauf, 1778, starb er bei fremden Leuten unter gastlichem Dach. Corancez und Saint-Pierre haben uns Genaueres über das innere häusliche Leben dieses Reichen berichtet, der nicht so viel Wein bezahlen konnte, als seine Gesundheit erheischte, und darum täglich nur einmal welchen trank. Wie ganz anders war dieß bei Hume, der am Ende seines Lebens Alles im Ueberfluß hatte. Merkwürdig ist der hohe männliche Muth, mit dem er täglich seine Kräfte abnehmen sah. In einem Brief an Madame Boufflers spricht er über sein ganz nahes Ende, und beschreibt dabei die Symptome seiner Krankheit mit großem Gleichmuth und vieler Laune. So war auch sein Ende.

Horaz Walpole war der Sohn des berüchtigten Robert Walpole, Grafen von Orford, Großkanzlers, ersten Lords der Schatzkammer und Staatssekretärs, den die Engländer Vater der Bestechung nannten, weil er sich rühmte, den Preis aller Parlamentsglieder aus Erfahrung zu kennen. Dieser Muth der Schande hat seines Gleichen nicht gefunden. Von solchem Vater wurde Horaz Walpole erzogen. Geburtsadel war ihm zu Folge das erste und höchste Verdienst eines Mannes. Dieses unbegreifliche und doch bei den Hoch-Torys so häufige Vorurtheil war auch Ursache, warum Walpole die französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts so sehr haßte, besonders Jean Jacques. „Ich bewundere Voltaire und Helvetius,“ sagte er oft, „kann aber Rousseau nicht ausstehen, weil er die Geburt nur für ein Werk des Zufalls hält.“ Deßhalb behauptete er auch, um sich einen Begriff von seinem persönlichen Charakter zu machen, müsse man zu vielen Prätensionen noch einen Gran Narrheit fügen. - Indessen fiel doch auch Voltaire bald bei ihm in Ungnade, und aus seiner Achtung für ihn ward Verachtung. So schrieb er 1770: „ich habe alle Gemeinschaft und Verbindung mit ihm abgebrochen, weil mich seine Lügen und seine Niederträchtigkeit gar zu sehr erzürnen.“ Anders hätte er aber wohl von Rousseau gedacht, wenn er ihn persönlich gekannt hätte. Dieß war jedoch nie der Fall. Sie haben sich nie gesehen, und Walpole hat nur von dritten Personen von Jean Jacques reden hören. Denn als er im September 1765 nach Paris kam, war Rousseau auf der St. Pierre Insel, und im folgenden December kam er zwar für einige Wochen nach Paris, Walpole vermied aber mit ihm zusammenzukommen, denn er hatte schon im Sinn, den bewußten Brief des Königs von Preußen an ihn zu schmieden, um Jean Jacques damit lächerlich zu machen. Nicht ohne Interesse und Wahrheit ist, was Walpole 1765 über den Literaturgeist im Allgemeinen nach England schrieb: „Die Franzosen haben eine wahre Leidenschaft für alles, was Philosophie, Literatur und liberale Ideen betrifft. Ihre Philosophie hat mich jedoch nie angezogen und ihre Literatur bin ich herzlich satt. Ihre liberalen Ideen haben Sie mehr für sich, denn für andere.“ Walpole lebte in der Gesellschaft und war vielleicht gerade deßwegen Misanthrop. „Sie pressen mir das Herz zusammen,“ schrieb Madame du Deffand im Jänner 1767 an ihn, „wenn ich Sie so Ihren Haß gegen das Menschengeschlecht aussprechen höre. Hätten Sie denn so viel Ursache, sich über die Menschen zu beklagen? ich kann es nicht glauben. Sie sind also auf Ungeheuer, Hyänen und Krokodille gestoßen? Ich kann dieß nicht sagen, denn mir begegneten nur Narren, eitle Hansen, Charlatane, Neidhämmel und manchmal Hinterlistige. Nun sehen Sie, das hat mir den Muth nicht genommen.“

Es scheint, Walpole habe später seine Härte gegen Jean Jacques bereut, wenigstens sagt er in einem Briefe: „Rousseau ist ein großer Narr, aber man macht sich doch Vorwürfe, an seinem Unglück gearbeitet zu haben.“

Mariens Reise.

(Fortsezung.)

Die Sonne war niedergesunken, der Alpen glühendes Roth erlosch, in den Wolken am Horizonte rollte ferner Donner. Der Gefängnißwärter stand vor ihnen. Sie mußten nun eine hohe Treppe hinaufsteigen, bis sie ein steinernes Gebäude erblickten, aus dessen obern Fenstern die Köpfe mehrerer wohlgekleideten Damen herabsahen; auf einer Doppeltreppe standen mehrere Offiziere, meistens invalide, alte Männer, steif gekleidet und gepudert. Aus ihrer Mitte erscholl des Kommandanten Stimme: „ist's dieser? Werft ihn in's finsterste Loch,

Digitized by Google

und schließt ihn am Boden fest, den verdammten Rebellen! Laßt mir ihm ja nicht entwischen, sag ich Euch; die Franzosen können uns ohnehin jeden Tag auf den Hals kommen.“ — „Und die junge Dirne — führt sie auch weg, in den viereckigen Nordthurm!“ fuhr der Kommandant fort. Als Marie sah, daß sie von ihrem Vater getrennt werden sollte, schrie sie laut auf, flog in seine Arme und lag lange sprachlos an seinem Halse.

V.

Der alte Förster saß in einem engen, dumpfen Gefängnisse, an den Boden gefesselt, auf einem Bunde Stroh; er fühlte wenig Neugier, die Namen und halbverwischten Bemerkungen zu entziffern, welche die früheren Bewohner dieses traurigen Aufenthaltes an den Wänden zurückgelassen hatten. Zwei Mauerlücken hoch oben an der Wand ließen einen matten Lichtstrahl in das Dunkel fallen, das jezt von Zeit zu Zeit durch einen Blitz erhellt wurde. Bald wendeten sich seine Gedanken auf seine eigene Lage zu. Nachdem er die Umstände ruhiger und verständiger erwogen, als man es von seinem Charakter und seiner gegenwärtigen Stimmung hätte erwarten sollen, war es ihm nur allzu gewiß, daß der Tod ihm bevorstehe. Aus der Zeitung im lezten Flecken hatte er ersehen, daß Baron Moritz an seiner Wunde gestorben war, und daß alle Umstände des Vorfalls, so wie der Beistand, welchen ihm seine Untergebenen geleistet hatten, schlau benüzt worden waren, die That zu erschweren, und ihm eine vorbedachte revolutionäre Absicht unterzuschieben. Er war entschlossen, alle ihm zu Gebot stehenden Mittel aufzubieten, um seine Tochter von allem Verdachte der Theilnahme zu reinigen, die Herzen der Richter zu ihren Gunsten zu rühren, ihr eine sichere Unterkunft in einem entlegenen Orte auszumitteln, und dann zu sterben wie ein Mann. Seiner Lage vergessend, sprang er rasch auf, fühlte sich aber sogleich wieder von seinen Fesseln zu Boden gezogen, und die traurige Wirklichkeit eines langwierigen Gefängnisses stand, in schneidendem Kontraste mit den schnellvorausgeeilten Gedanken seiner Seele, vor ihm. Seine Stimmung hatte schon lange, seinem Willen und seiner Vernunft zum Trotze, mit dem Donner außen zusammengeklungen, und nun erhob sich in ihm die alte leidenschaftliche Wuth, tobend gleich dem Sturm, der um die alten Festungswerke heulte. Längstentschlafene Qualen und Gewissensbisse kehrten wieder, und der ganze verwehte Zug vergangener Hoffnungen und Wünsche flüsterte ihm höhnend zu: „ist dieß dein Ende und deine Bestimmung?“ Sein ganzes düsteres Leben lag in einem Bilde vor ihm. So tief gewurzelt ist in der menschlichen Seele die Idee gleichmäßiger Vertheilung des Guten und des Bösen, und so innig verflochten ist sie mit unsern Wünschen für Glückseligkeit, daß unser Geist, dem oft die Aussicht in das verheißene Land der Vergeltung getrübt wird, schon in der gegenwärtigen Welt sich nach Ausgleichung umsieht, und entweder mitten in unverdientem Glücke ängstlich zittert, oder unter den Leiden eines lang andauernden Mißgeschickes sich unwillig empört, und noch vor seinem Ende Gerechtigkeit fordert. So murmelte auch eine Stimme in Bernhards Brust: „Habe ich nicht immer allein das Gute gewünscht, und auch nach dem Besten gestrebt? Und habe ich nicht selbst im größten Elende alle Menschen geliebt, sogar die glücklichsten? Und muß Unbesonnenheit durch das Schicksal zum Verbrechen gemacht werden? Muß jedes gute und edle Gefühl und jede Hoffnung sich in Hohn verkehren und mein Gewissen zerfleischen? Soll ich keine Zeit haben, meine Fehltritte gut zu machen, wie ich so heiß und sehnlichst wünschte? O mein Vater! soll dies die Versöhnung mit dir seyn, dies die lezte Kunde, welche dein sterbendes Ohr trifft: mein Tod durch das Schwerdt des Henkers! Und meine einzige Hoffnung auf dieser Erde, meine Marie! — ist dieß der versprochene Hafen ihrer Ruhe? — das Schaffot ihres Vaters!“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Beschluß.)

Owen. Wilhelm IV. Brittische Kunst.

Unter den mannigfachen Planen aller Art, welche die Engländer unaufhörlich in Bewegung erhalten, so daß der Ausspruch Bossuets noch immer auf England paßt: l'Angleterre plus agitée en sa terre et dans ses ports, que l'océan qui l'environne, verdient auch die Owensche Glückseligkeitsgesellschaft Erwähnung. Owens System ist bekannt; sein höchstes Prinzip ist Gütergemeinschaft im ausgedehntesten Sinne. In dieser Gemeinschaft findet er den Schlüssel zum ewigen Frieden. Religion, und zwar nicht blos die positive, will der enthusiastische Menschenfreund, wie Manche ihn hier nennen, wiewohl er diesen Namen gewiß nicht verdient, ganz verbannen. Damit nun seine Lehre Eingang finde, hält er jeden Sonntag zweimal Vorlesungen. Mit dem Schlage eilf Uhr Morgens und drei Uhr Nachmittags, wo sich sämmtliche Kirchthüren der Hauptstadt öffnen, nimmt auch der Hörsaal des Hrn. Owen in Leicester Place die gutmüthigen Anhänger seiner Lehre gegen die Eintrittsgebühr von drei und sechs Pence auf. Hier zieht der Weltweise furchtbar gegen alle Religion, alle bürgerlichen Institutionen los. Das Gefühl für erstere nannte er — ich war selbst zugegen — ‚mental slavery and cowardice;‘ gegen lezstere zieht er mit seinem Grundsaze „no individual responsibility“ zu Felde. Nach Beendigung seiner Vorlesung fordert er gewöhnlich die Anwesenden auf, ihm Fragen vorzulegen oder ihm ihre Zweifel über sein System mitzutheilen. Der anthusiastische Mann hat aber selten Zuhörer, die im Stande wären, sein System mit der Waffe strenger Prüfung des Unabhängigkeitsprinzips in der menschlichen Natur zu bekämpfen. Gewöhnlich sind es ab-

Digitized by Google

geſchmackte Fragen ohne Zuſammenhang, die an ihn gerichtet werden, und die er, eine wahre ruse de guerre, eben ſo gewöhnlich mit begeiſternden Deklamationen beantwortet. Glücklicherweiſe ſind ſeine Spekulationen ſo ausſchweifend, daß es ihm nie gelingen wird, für ſeine Meinung Viele zu gewinnen. Eine andere Aufregung gibt uns jezt der neue König und die Parlamentswahlen. König Wilhelm der Vierte ſcheint ſchon lange den Entſchluß gefaßt zu haben, ſeinem Volke nach ſeiner Thronbeſteigung zu zeigen, daß zwei Brüder in ihren Geſinnungen wie zwei Pole getrennt ſeyn können. König Wilhelm iſt offen, treuherzig, ohne Falſch, ein guter Gatte, Vater, Freund und eifrigſt bemüht, ſich die wahrhaftige, nicht blos die Zeitungsliebe ſeines Volkes zu erwerben. Nie iſt darum wohl das Andenken an einen Fürſten bei einer gewiß biedern und treuen Nation ſo ſchnell in Vergeſſenheit gerathen, als das Georgs des Vierten. Kaum hört man noch ſeinen Namen nennen, wiewohl Jedermann noch in Trauerkleidung erſcheint, weil der Brauch es ſo will, und dieſer nebſt der Mode der unumſchränkteſte Gebieter der Britten iſt. Es wird jezt als ein ſeltener Fall in der Geſchichte angeführt, daß ein König von England in der Straße frei umherwandelt. König Wilhelm verſchmäht gleich ſeinen Brüdern auf dem Kontinente jene Coquetterie ſeiner Vorgänger, und zeigt ſich der Nation. Sollte man es nun glauben? die hohe Ariſtokratie und die Magnaten der Kirche rümpfen die Naſe über dieſe Profanirung der königlichen Würde! Die Wahrheit iſt, daß die Popularität des Fürſten ihren Stolz beleidigt. Die ſprüchwörtlich gewordene Zurückgezogenheit des vorigen Königs in Windſor war für ſie ein goldenes Zeitalter. Der hohe Adel ſtellte ſich in den Vordergrund, die Krone war unſichtbar. Dieſe ſchönen Tage ſind nicht mehr, und die Ariſtokratie muß vorläufig bon gre mal gré ihren Ton etwas herabſtimmen, weil der König ſich ſelbſt als Herr ſeines Volkes zeigt. Als Seemann erzogen und einen Stolz darein ſezend, ohne Prunk und einfach zu erſcheinen, wo die Staatsformen es nicht anders fordern, iſt er ſeinen Freunden ein Freund und will den Britten ein verlornes Paradies zurückbringen. Sein Benehmen gegen ſeinen vortrefflichen und gelehrten Bruder, den Herzog von Suſſex, gegen Sir Sydney Smith und Sir Robert Wilſon, welchem leztern er eigenhändig ſeine Beförderung zum Generallieutenant vom Jahre 1825 an angezeigt haben ſoll, zeugen für ein königliches Herz. Beim lezten Lever ſchlug er mehrere gelehrte Perſonen, unter andern den Aſtronomen South und den Präſidenten der königlichen Malerakademie zu Rittern. An leztern erließ er ein offenes Schreiben mit der Bitte, ihm Plane vorzulegen, auf welche Weiſe die Kunſt gehoben werden könnte. Dieſes geſchah kurz nachdem er mit der Königin unſere Gemäldeausſtellung beſucht hatte; wahrſcheinlich fühlte dabei er und noch mehr die vortreffliche, kunſtliebende deutſche Fürſtin die in der engliſchen Schule, mit Ausnahme weniger ausgezeichneter Männer, herrſchende Geiſtesarmuth. Allein alle Plane, die Kunſt zu heben, ſind fruchtlos, wenn die Nation ſelbſt keinen Kunſtſinn hat und das Höhere nicht zu empfinden vermag. Der ausgezeichnetſte der brittiſchen Künſtler, Wilkie, wurde nach dem Tode des Sir Thomas Lawrence vom vorigen Könige zum erſten Hofmaler ernannt. Die Mitglieder der Akademie, auf dieſe ſo ſchnelle Ernennung eiferſüchtig, ſahen hierin von Seiten des Hofes einen Verſuch, einen Eingriff in die Freiheit der Präſidentenwahl zu thun, und im Unwillen wählten ſie zum Präſidenten einen Mann, der, ſo liebenswürdig und vortrefflich er im Privatleben auch ſeyn mag, als Künſtler nicht werth iſt, einem Wilkie die Schuhriemen aufzulöſen, und das Publikum gab dieſer Wahl ſeinen Beifall, weil — Hr. Shee, der neue Präſident, ein Gentleman iſt! Eine ſolche Akademie und ein ſolches Publikum verdienen in ihrer Mittelmäßigkeit zu bleiben.

R—e.

Lyon, Juni.

(Fortſetzung.)

Jacotot.

Von dieſem Augenblicke an bekam der allgemeine Unterricht einen außerordentlichen Schwung in dem Lande. Jacotots Ruf drang auch nach Paris. Dies war aber zu einer Zeit, wo das ganze Wiſſenſchaftsweſen ſeinen heutigen Ernſt noch nicht erlangt hatte. Man ſprach freilich einige Zeit davon, dann wurden aber einige anſcheinend geiſtreiche Witze darüber gemacht, und nun lachte Alles über Jacotot und ſeine Methode. An Ueberlegung und Urtheil war dabei nicht zu denken, es wurde nur gelacht. Dies war in der Zeit, wo der Miroir und das alte Journal de Paris ihr Weſen trieben. Schon in einigen Monaten war Alles vergeſſen, und den M. Jacotot hielt man längſt für todt, als er vor kurzer Zeit wieder auftrat, und diesmal nicht nur Paris, ſondern das ganze denkende Frankreich in Rumor brachte, ſo daß es jezt faſt zur Mode gehört, eine Reiſe nach Löwen zu machen, um ſagen zu können: ich habe Jacotot kennen lernen. Der Mann ſelbſt entſpricht aber durchaus nicht ſeinem geiſtigen Ruf; er iſt alt durch Jahre und Kränklichkeit, von vieljährigen Schmerzen, die ihm keinen Augenblick Ruhe laſſen, niedergedrückt, und ein Schlag hat ſeine Halsmuskeln ſo gelähmt, daß er den Kopf immer in der Schlinge tragen muß, die er mit einer Hand hält. Dieſer Kopf aber trägt den lebendigſten Ausdruck, wiewohl er immer zittert und das Geſicht über und über gerunzelt iſt. Sein Blick iſt durchdringend und ſein Lächeln voll Spott, ſeine Unterhaltung voll Leben und Intereſſe. All' ſeine Gedanken ſind eigenthümlich, und er kleidet ſie in lebendigen, metaphoriſchen Ausdruck. Leicht vergißt man das Alter und die körperliche Gebrechlichkeit eines Mannes, deſſen Ideen voll Leben und Feuer ſind, und der mehr malt als ſpricht. Dies Alles genügt freilich nicht, um eine neue gute Unterrichtsmethode aufzuſtellen, es beweiſt aber die dünkelhafte Ungerechtigkeit ſeiner Feinde, die ihm allen Geiſt abſprachen, aber nicht wenig erſtaunten, als er der Univerſität auf ihre groben Angriffe auf eine Art antwortete, welche die Lacher ganz auf ſeine Seite brachte. Seit ſeine Lehrart in Frankreich ein ſo großes Aufſehen macht, ſieht man eine Menge kleiner Pädagogen, die ihren armſeligen Schriften ein: à la méthode de Jacotot vorſetzen, um ihnen unter dieſer Firma Abgang und Leſer zu verſchaffen; von des Mannes Geiſt iſt aber nicht das Geringſte an ihnen. Zuerſt einige Worte über die Lehrart in Beziehung auf die Erlernung der eigenen Sprache und der fremden. Von allen Abhandlungen und Syſtemen, die je von Grammatikern, Rhetoren, Philoſophen und Gelehrten aller Art ausgegangen ſind, iſt die Jacototſche die wunderlichſte und unregelmäßigſte. Gewöhnlich geben die Methoden-Verfaſſer von einem Syllogismus, von einer Sentenz zur andern über. Der Styl iſt ſchwer, feierlich und langweilig, wie der Gegenſtand. Alles dies iſt hier nicht der Fall; Jacotots Werk fängt mit Witz und Spaß an, und der füllt auch den größten Theil des Buchs. Spott über die Univerſität und die gelehrten Geſellſchaften, denen er nicht das geringſte Verdienſt läßt, aber zumal Spott über die auf zehn Jahre berechnete Lehrmethode der Univerſität findet ſich häufig und allzuhäufig.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. August 1830.

So tritt die Physiognomik auf den alten natürlichen Weg, auf den sie ihr Name weiset, nach welchem sie die Auslegerin der lebendigen Natur eines Menschen, gleichsam die Dolmetscherin seines sichtbar gewordenen Genius seyn soll.

Herder.

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker, in ihren Beziehungen zu Geschichte betrachtet.

Dritter Artikel.

Edwards hat zwar die Wohnplätze slavischer Völker, den Osten Europas, nicht besucht; dennoch aber fand er Gelegenheit, die physischen Charaktere dieser Volksstämme zu beobachten. Die kaiserlichen Truppen im lombardisch-venetianischen Königreich bestehen fast durchaus aus Schlesiern, Böhmen, Mährern, Polen und Ungarn. Er erhielt Erlaubniß, sie in allen ihren Quartieren zu besuchen und einen Zeichner mit sich zu nehmen. Zuerst suchte er auszufinden, ob an jedem dieser Völker Züge zu bemerken seyen, die jedes vom andern deutlich unterscheiden. Zu diesem Zweck stellte man in bedeutender Anzahl die Individuen zusammen, die aus Einem Lande waren und dieselbe Sprache hatten. So ward es ihm leicht, den charakteristischen Gesichtsausdruck dieser verschiedenen Nationen zu vergleichen; er konnte aber keine bestimmte Nationalphysiognomie herausfinden. Nicht lange aber, so bemerkte er, daß sich viele Individuen glichen, obgleich sie nicht aus demselben Lande waren, und bald stellte sich ihm der diesen Völkern allen gemeinschaftliche Typus rein dar. Die slavische Sprache ist auch fast allen gemeinschaftlich und die Sprachen dieser verschiedenen Völker sind nicht viel mehr als Dialekte derselben, worin alle Sprachforscher übereinstimmen.

Der Umriß des Kopfs, von vorne gesehen, stellt so ziemlich ein Viereck vor, denn die Breite beträgt fast so viel als die Höhe; oben ist der Kopf merklich abgeplattet und die Richtung der untern Kinnlade ist wagerecht. Die Nase ist nicht so lang als der Raum vom Kinn zur Nase; sie ist vom Einschnitt an der Wurzel an fast gerade, d. h. nicht merklich gebogen, und findet eine Krümmung statt, so ist die Linie der Nase etwas konkav, d. h. die Nasenspitze stülpt sich etwas nach oben; der untere Theil derselben ist ein wenig breit und die Spitze abgerundet. Die etwas tief liegenden Augen stehen genau in derselben Linie, und wenn sie einen besondern Charakter haben, so sind sie kleiner, als sie dem Verhältniß des Kopfes nach seyn sollten. Die nicht starken Augenbraunen stehen sehr nahe an den Augen, besonders am innern Augenwinkel; von hier laufen sie oft schief nach außen. Die Lippen sind nicht dick, der Mund springt nicht vor und steht weit näher an der Nase als am Rand des Kinns. Ein auffallender, sehr durchgreifender Charakter ist der schwache Bart; nur die Oberlippe macht eine Ausnahme davon. Diesen Typus findet man nicht allein bei Polen, Schlesiern, Mährern, Böhmen und Ungarn, er ist auch bei den Russen sehr häufig. Ohne Zweifel sind am Schädel dieser Völkerschaften noch andere Charaktere zu erkennen, um aber darüber ganz ins Reine zu kommen, müßte man an Ort und Stelle seyn. Edwards hat indessen seine Beobachtungen genützt, so gut er konnte.

Deutschland kann man nach den Völkern, die es bewohnen, in zwei ungleiche Hälften theilen: im westlichen

Digitized by Google

Deutschland wohnen Germanen, im größten Theil des östlichen Slaven, mit Germanen vermischt. Das eigentliche Oesterreich, wo durchaus deutsch gesprochen wird, ist fast überall von Ländern umgeben, in denen der Grundstock der Bevölkerung slavisch ist. Wahrscheinlich wohnten auch in Oesterreich vor der Eroberung der Deutschen Slaven, und diese Deutschen haben wohl, indem sie sich mit den Slaven mischten, die Sprache der Letztern verdrängt; auf den Gesichtern der jetzigen Bewohner werden aber ohne Zweifel die Charaktere beider Völker noch erkennbar seyn. Um sich davon zu überzeugen, ließ sich Edwards eine Anzahl geborner Wiener vorstellen, die, so weit sie wußten, aus deutschen Familien stammten, und erkannte bald zwei stark ausgeprägte Typen an ihnen, nämlich den slavischen und den germanischen.

Ein großer Theil der Bevölkerung Ungarns ist slavisch, aber mitten im Lande lebt ein Volk, das eine ganz andere Sprache spricht, die Magyaren, oder, nach Edwards, die eigentlichen Hungarn. Er hält sie für ein fremdes Volk, das sich erst später unter den Slaven, die von jeher im Besitz des Landes waren, niedergelassen hatte. Lange suchte er vergeblich unter den kaiserlichen Truppen nach Gestalten, die an die alten Hungarn oder ein anderes der Völker, die sich nach der Geschichte in jenem Lande niedergelassen haben, erinnern konnten. Endlich fiel ihm bei, daß er früher einmal zu Venedig auf den Galeeren Ungarn und darunter einen unter Mittelgröße gesehen hatte, der ihm sehr stark auffiel. Unwillkührlich rief er aus: „dieß ist ein Hunne!“ Während seiner bisherigen Beobachtungen zu Mailand hatte er fast lauter Grenadiere zu Gesicht bekommen; von jener Erinnerung geleitet, fragte er nun, ob es keine Ungarn von kleinem Wuchse gebe? Man führte ihm den einzigen vor, der sich fand, und zu seinem großen Vergnügen erkannte er an ihm dieselbe Schädelbildung, die ihm zu Venedig aufgefallen war, zwar nicht so stark ausgeprägt, jedoch ganz unverkennbar.

(Der Beschluß folgt.)

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Der alte Förster kämpfte mit aller Kraft seines Geistes gegen diese bittern Qualen, er rief in seine Seele alle jene Helden der stoischen Schule und die alten Schlachtfelder zurück; abermals sprang er auf, und abermals rissen die Ketten sein graues Haupt auf den Boden nieder. Einige Minuten lag er schweigend und betäubt da; dann aber, als flüchtete sich sein empörtes Gefühl, wie um Hülfe flehend, in seine harmlose Kindheit zurück, weinte er bitterlich, laut wie ein Kind. Ruhe, ja sogar Freudigkeit trat aus dem Sturm seiner erschütterten Seele hervor, seine Sorge für Marien ging im Vertrauen auf Gott unter, und wie keine Aufregung des menschlichen Gemüths lange von irdischen Elementen rein bleibt, so mischte sich jetzt Aberglauben in seinen Glauben und diente dazu, ihn noch mehr zu kräftigen. Er erinnerte sich an jene alten Sagen, welche vor der Verbindung mit Menschen warnen, die das Glück flieht; aus diesem Gesichtspunkte erschien ihm sein Tod nur als Bürgschaft für den künftigen Frieden seiner Tochter, und während dieser Gedanken senkte sich ein sanfter Schlummer auf seine ermüdeten Sinne herab.

Marien ging es nicht besser: sie war in einen großen, runden Thurm gebracht worden, der, nach der Tiefe zu urtheilen, in welcher sie den Blitz zucken sah, sehr hoch und auf dem äußersten Felsen gelegen seyn mußte. Der erste Gedanke des unglücklichen Kindes, nachdem es, wie jeder Mensch unwillkührlich thut, einen Blick auf die Wände geworfen hatte, welche sie von der übrigen Welt trennten, war ihr Vater. „Angeklagt als Mörder und Rebell!“ flüsterte sie und stützte die sorgenvolle Stirne auf die gefalteten Hände, „und getödtet hat er, und wer Blut vergißt, deß Blut soll wieder vergossen werden!“

Während sie so im tiefsten Schmerze lag, brüllte der Sturm außen wilder und wilder, jeder neue Donnerschlag rollte lauter und näher durch die Nacht, die kleinen runden Glasscheiben klirrten in ihrem Blei, und die flammenden Blitze verdunkelten das Licht der kleinen Lampe. Aber Marie fürchtete sich nur vor den Menschen; sie fühlte sich getröstet, als sie Gottes Stimme in den Elementen hörte; ihre Thränen flossen linder, ihre Gedanken sammelten sich, sie sah ein, daß ihr Vater aller Wahrscheinlichkeit nach das Leben verlieren müsse, aber auch, daß der Zufall, der sie und ihren Vater so unglücklich gemacht hatte, ihn wieder retten könne, und wenn nicht, daß er immer noch, wie sie selbst, in Gottes Hand stehe. Sie kniete nieder und flehte zu dem allmächtigen Gott, ihren Vater zu retten, und ihnen beiden in dieser harten Anfechtung beizustehen; erst rufte sie Gott laut an, dann leiser, und als sie keine Worte mehr fand, betete ihre Seele noch fort ohne Worte. Dann ergoß sich ein unaussprechlicher Friede in ihr Herz, alles stand vor ihr in einem so milden Lichte der Verklärung, wie es die Seelen der Märtyrer bei ihren irdischen Leiden schauen mögen. Selbst an das drohende Schicksal ihres Vaters dachte sie ohne Furcht, und mit sanftem Mitleid an die Schmerzen, durch die er seinem Ende entgegengehen mußte. Sie lächelte über ihr eigenes Schicksal, als ob die Engel Gottes sichtbar vor sie träten, in deren Schutz sie sich empfohlen hatte. Endlich erhob sie sich, und als stimmte die Natur zusammen mit den Gefühlen ihrer Brust, rollte der Donner nur fern und ferner, und milder, erquickender Regen ergoß sich

Digitized by Google

auf die lechzende Erde. Sie hatte gedacht, gefühlt und gebetet, was sie denken, fühlen und beten konnte, und in süßer Erschöpfung sezte sie sich jezt neben der mattdämmernden Lampe nieder. Da fiel ihr das Geschenk der Fremden und ihre Worte ein, es zu öffnen, „wenn sie eine Stunde der Ruhe finde.“ „O gewiß,“ sprach sie, „das ist Ruhe, was mir jezt die Seele füllt.“ Und so nahm sie das Kistchen aus ihrem kleinen Bündel. Das Gemälde, in einem alten goldenen Rahmen, mit seltsamem Laubwerk und einigen kleinen Rubinen an den Ecken, war kaum eine Hand breit und stellte in herrlichem Farbenschmelz den heiligen Christoph vor, der das Jesuskind durch die Fluthen trägt. Ueber die Landschaft war jene saftige Frische ausgegossen, welche dem ersten Dämmern des Morgenstrahls vorangeht und es begleitet: eine sinnvolle Allegorie des Lichts der Welt, welches in seiner Kindlichkeit auf der Schulter des heiligen Riesen durch die Schatten des Vordergrundes lächelt. Der fernste Streif des Horizonts hatte sich bereits an dem ersten Strahl des jungen Tags entzündet und spiegelte sich in den Wogen, hier in breitern und schwachen Massen, dann in kleinen funkelnden Streifen, während an der rechten Seite eine einsame Kapelle auf einem Felsen durch ihre Fenster noch einen freundlichen Strahl des ewigen Lichtes warf, bevor sein matter Schein in den Strahlen der aufgehenden Sonne ersterben mußte. Mariens Lampe war verlöscht, und sie saß im Dunkel, das Bild in ihrer Hand und ihr Herz voll von seinen himmlischen Strahlen.

VI.

Kürzer und kurzweiliger waren die Betrachtungen, mit welchen Ludwig seine einsamen Stunden ausfüllte. Er befand sich in seinen Ketten äußerst unbehaglich; aber da die Sache nicht zu ändern war, so that er das Beste, was ein Mensch in Fesseln thun kann — es wäre denn, er trüge sie mit Würde — er spielte mit ihnen. Als der Gefängnißwärter bei ihm nachsah, fragte er mit großer Treuherzigkeit, wo der Förster sey und wie sich Jungfer Marie befinde? Der alte Aufseher hielt ihm die Lampe vor das Gesicht, nahm ihn beim Ohre und sagte: „Spitzbube, deine kleinen Maulwurfsaugen haben zu viel Galgenmäßiges, als daß du solche Fragen thun könntest aus purer Dummheit.“ Ludwig fühlte sich durch dieses Kompliment geschmeichelt und lächelte. Als er sich wieder allein befand, warf auch er einen Blick auf sein vergangenes Leben, aber aus einem ganz andern Gesichtspunkte, als der Förster. Im Ganzen war er froh, daß durch ihre Flucht von Marchthal Wechsel in sein einförmiges Leben gekommen war. Auch freute er sich, dem Förster und seiner Tochter in ihrem Unglücke beistehen zu können; denn so sehr er auch äußerlich einem Schelm gleichsah, so schlug doch sein Herz für höhere Gefühle, und diese waren das Andenken an seine verstorbene Mutter, tiefe Hochachtung und Liebe für den Förster, und eine Bewunderung Mariens, in die sich kein selbstsüchtiger Gedanke mischte. Mit diesen Gefühlen Hand in Hand ging ein unbegrenztes Verlangen, die Welt zu sehen, etwas zu thun und sich mit andern Menschen näher zu befreunden, als blos mit seinen Kameraden im Försterhause, deren Neckereien über seine Häßlichkeit er mit boshaften Streichen zu vergelten pflegte. Vor Allem aber war er froh, daß er auf dieser Reise bereits so viel von der Welt gesehen hatte: neue Menschen, Soldaten, Städte und auf der Alp manch schönen Rehbock, in einem herzoglichen Wildgarten sogar große Wildschweine. Eine Erinnerung beunruhigte hier ein wenig sein Gewissen, wenn er einen gewissen Vorfall mit seiner jetzigen Haft in Verbindung brachte. An einem der lezten Abende nämlich, als der Förster und seine Tochter ihren Wagen leer durch eine kleine Stadt gehen ließen, und ihren Weg wie gewöhnlich zu Fuß um die Stadtmauer machten, um der Nachfrage nach ihrem Paß auszuweichen, war er etwas weiter von der Straße abgegangen, nämlich durch den nahen Wald, und zwar mit seiner Büchse. Ein stattlicher Hirsch hatte das Unglück, ihm im Mondschein zu begegnen, und war nicht so bald gesehen als niedergeschossen worden. So schnell als möglich hatte er ihm mit seinem Waidmesser das Fell abgestreift und dasselbe zu sich gesteckt, worauf er im Vorbeigehen bei einem entlegenen Hause eines Lederhändlers in der Vorstadt anfragte: Ob man hier zu Land solche Felle brauchen könne? Der Mann antwortete: „Zu Zeiten kauft man sie, und wenn Du sie mir für das Geld auf dem Tische da lassen willst, so entschließe Dich, denn ich bin gerade im Begriff nach der Stadt zu gehen, um einen Wilddieb henken zu sehen.“ Ludwig strich schweigend das Geld ein. Der Gedanke, dem Förster mit dem Geld aushelfen zu können, und der, daß er als Bernhards Mitschuldiger angeklagt sey, fuhren ihm zugleich durch den Kopf; aber sie konnten ihn nur einen Augenblick in Unruhe setzen; denn in der Tiefe seiner Brust regte sich die Ungeduld, so frischweg als möglich zu leben oder zu sterben. Er machte einige Versuche, ein Paar unbequem drückende Glieder seiner Ketten zurecht zu legen, und dem Donner und Sturm zum Trotz, versank er bald in einen festen Schlaf.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baaden, August.

Badleben. Namhafte Gäste. Frequenz.

Die Ereignisse in Frankreich haben wohl auf keinen deutschen Badeort so merklich eingewirkt, als auf den hiesigen.

Digitized by Google

Die drei Eilwagen, welche täglich zwischen Baaden und Straßburg hin und hergehen, und wovon zwei den romantischen Namen dame blanche führen, konnten die Heimkehrenden nicht mehr alle fassen, und wenn sonst in dieser Jahreszeit freie Wohnungen schwer zu finden waren, so werden jezt dergleichen öffentlich angeboten. Inzwischen haben jene Wagen ihre Fahrten nicht eingestellt und bringen noch täglich einzelne Kurgäste. In das Badeleben haben die französischen Begebnisse eine größere Bewegung gebracht; alles drängt sich zu den öffentlichen Blättern, und da die französischen Nachrichten hier sehr frühe bekannt werden (die telegraphischen an dem Tage, an welchem sie in Straßburg erscheinen), so erhält die politische Neugierde fast mit jeder Stunde neuen Stoff. Im Ganzen herrscht bei Engländern, Franzosen, Deutschen ꝛc. über die Pariser Katastrophe eine ziemlich übereinstimmende Ansicht, was allerdings zu ernsten Betrachtungen Anlaß gibt. Der Menschenfreund sieht nicht ohne Theilnahme den Fall eines alten Königshauses, während er sich gestehen muß, daß dieses Haus seinem Lande fremd geworden war, wie ihm selbst seine Zeit fremd geblieben. Ob der Stamm nicht neue Wurzeln hätte fassen können, ist eine andere Frage.

Von den ausgezeichneten Fremden, die gegenwärtig in Baaden verweilen, nennen wir blos Ludwig Tieck, Ernst Raupach, Paganini, Lafond, Mayerbeer ꝛc. Spontini blieb nur wenige Tage. Paganini gab am 8. August ein Konzert und erregte, wie allenthalben, Bewunderung, besonders in dem Gebet des Moses von Rossini, welches er mit Variationen auf der G Saite vortrug. Man glaubte flehende Menschenstimmen zu hören, und manche der Anwesenden wandelte ein Grauen an. Ein Hr. Ernst, der als Paganini's Vorläufer erschien und sich selbst als seinen Nachläufer ankündigte, ließ sich einige Tage früher hören, nebst einer Demoiselle Micolino, die als Prima Donna auf dem Frankfurter Theater figurirt haben soll. Dieser Hr. Ernst verdient Lob, sobald er auf eigenen Füßen steht und nicht nachahmen will, was einzig in einer ausgezeichneten Persönlichkeit liegt.

Unter der Menge von Zeichnern und Malern, welche auch jezt wieder an den herrlichen Veduten um Baaden sich versuchen, verdient vorzüglich Hr. Laurent, Professor am Forstinstitut in Nancy, bemerkt zu werden. Ein glückliches Auffassen der Natur, ein frisches Colorit, genaues Verständniß der Perspektive und leichte, geistreiche Behandlung zeichnen seine in Oel gemalten Ansichten aus. Auch als Schriftsteller verdient Hr. Laurent hohe Beachtung. Sein Cours de la peinture, der in den beiden ersten bis jezt erschienenen Heften die Linear- und Luftperspektive enthält, ist gründlich, neu und eigenthümlich. Eben so sein Cours des travaile graphiques für die Forstschule in Nancy. — Das Theater wird mittelmäßig besucht, am meisten noch die Oper.

Die Zahl der Kurgäste dürfte in der gegenwärtigen Saison schwerlich so hoch kommen, als in der vorigen, da die französischen Gäste fehlen. Engländer kommen noch täglich an. Die Stahlbäder hier und in Lichtenthal, so wie die Molkenanstalt werden häufiger benuzt, als früher. Es ist bekannt, daß einer guten Sache oft mehr von ihren Freunden geschadet wird, als von ihren Feinden. Wenn, wie neulich in einer Druckschrift geschehen, die Stahlwasser und Molken in Baaden denen von Schwalbach und Gais gleichgestellt werden, so ist dies eine Uebertreibung, die der Verständige unmöglich billigen kann. Baaden besizt so viele reelle Vorzüge, daß es nicht nöthig ist, ihm noch problematische beizulegen.

Seit einigen Jahren bringen manche fremde Familien theils aus Oekonomie, theils ihrer Gesundheit wegen, auch den Winter in dieser Stadt zu. Dies würde ohne Zweifel noch weit häufiger geschehen, wenn für das gesellige Vergnügen in dieser Jahreszeit etwas gethan wäre.

Lyon, Juni.

(Fortsezung.)

Jacotot.

Der langen Rede kurzer Sinn ist nun folgender: Lerne irgend ein Buch, beziehe darauf alle andern, ja Alles überhaupt, denn Alles ist in Allem. Das sind die Einsezungsworte; mit andern Worten: Lerne den Telemach, wiederhole ihn täglich, gib alle seine Stellen in mehrfachen Synonymen, Nachahmungen und Reflexionen wieder, nimm alle deine Worte und Ausdrücke aus dem Telemach, denke und überlege nichts, was nicht mit Fakten aus dem Telemach in Verbindung steht, übersetze ihn, ahme ihn nach, drehe ihn auf hundert verschiedene Weise, zerlege ihn in seine geringsten Theile; wenn du ihn dann recht hin und hergewendet, decomponirt, recomponirt und dadurch gänzlich durchgeknetet hast, so kannst du nicht allein die Orthographie und Grammatik ganz, sondern auch den Styl in allen seinen Feinheiten und mannigfaltigen Formen. Denn ein Buch, so behandelt, enthält alle übrigen: Alles ist in Allem. Bossuet, Pascal und Racine, ja Chateaubriand und Victor Hugo sind im Telemach. So viel für die Muttersprache. Will man eine fremde lernen, z. B. Griechisch, Lateinisch oder Spanisch, so nehme man nur ein Buch in diesen Sprachen, zur Seite in die Muttersprache übersezt. Da nehme man denn eine Redensart erst in lezterer und dann in der fremden Sprache vor, man vergleiche sie dann mit einander; im Anfang wird man nichts erkennen, als die Redensart im Ganzen, später wird man die Worte, die erst nicht losgemacht werden konnten, in andern Redensarten und Wendungen mit andern Nachbarn wiederfinden; dann wird deren wahre Bedeutung leichter. Damit muß immer fortgefahren und dabei das Durchgemachte in verschiedenen und neuen Wendungen wieder vorgenommen werden; dann treten alle andern Einzelnheiten, Endigungen, Beugfälle und Conjugationen heraus. Ist man endlich bis auf diesen Punkt gekommen, so legt man das Buch mit der Uebersezung weg und nimmt den Telemach in griechischer, lateinischer oder spanischer Sprache, um damit, wie die Franzosen mit dem französischen Telemach, Auseinandersezungen, Nachahmungen, Umschreibungen u. s. w. in derselben Sprache zu machen; diese führen dann zu demselben Ziel. Denkt man etwas nach, so zeigt sich, daß diese, alle Grammatiken und Diktionnaire beim Lernen überflüssig machende Sprachmethode nicht nur möglich, sondern auch zweckmäßig, nüzlich und naturgemäß ist. Wie lernt das Kind seine Muttersprache? fast auf dieselbe Art; ebenso ein Fremder die Sprache in einem fremden Lande. Beide beginnen mit Zeichen und einzelnen Lauten, die sich immer vervollkommnen und vermehren. Jacotot macht es seinen Lehrlingen noch viel leichter, denn eine Uebersezung zur Seite ist eine viel größere Hülfe, als die ausdrucksvollste Pantomime. Wenn dann der Zögling seine erlernte Sprache fertig und schön spricht, dann sagt Jacotot zu ihm: „Nun nimm eine Grammatik, lies sie und überzeuge dich, daß du die Sprache ganz inne hast, ohne sie gelernt zu haben; lies dann auch einen guten Schriftsteller in derselben Sprache, und du wirst dieselbe Ueberzeugung bekommen.“ Hier in Lyon ist nun diese Methode auch mit dem glücklichsten Erfolg auf Zeichnen und Musik angewendet worden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 198.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 19. August 1830.

O lässige, saumsel'ge Kriegeszucht!
Wie sind wir eingehegt und rings umzäunt,
Ein kleiner Rudel scheues Wild,
Von Kuppeln fränk'scher Hunde angeklafft.

Shakespeare.

Mariens Reise.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag des andern Tags trat der Gefängnißwärter in Mariens Gemach und verkündete ihr mit niedergeschlagener Miene, daß die Festung den Franzosen übergeben werde. „Aber ich dachte an Sie, mein Kind," fuhr er fort, „und habe die Frau des Generals darauf aufmerksam gemacht, daß es wohlgethan wäre, Sie in dieser Verwirrung nicht zu verlassen; so ist Sie frei, und kann mir zu der Dame folgen, die Sie erwartet." — „Aber mein Vater!" rief Marie. Der alte Soldat blickte eine Zeitlang vor sich hin auf den Boden, endlich sagte er: „Ich will auch an ihn denken." Marie raffte ihr kleines Bündel auf, und steckte ihr Bild noch besonders zu sich, um es im Augenblicke der Gefahr allein retten zu können.

Die Frau des Generals Wolff besaß ein edles und kräftiges Gemüth. Kummer, welcher die meisten Menschen erbittert oder betäubt, machte ihre Seele nur noch ruhiger, klarer und gütiger, so daß sie in Mitte dieser Verwirrung, dieser Schmach und Beschämung, des schönen, unglücklichen Mädchens von gestern gedachte. Sie nahm Marien mit großer Güte bei der Hand, ließ sie auf einem Stuhle neben sich niedersetzen und sagte: „Mein liebes Kind, wir alle sind gleich Dir elende Flüchtlinge. Hier siehst Du," fuhr sie fort, indem sie durch das Fenster zeigte, „unsere Feinde in dem unbezwinglichen Schlosse, darum bleibe bei uns."

Vor dem Hause des Festungskommandanten waren drei Kompagnien Musketiere versammelt, meistens Invaliden, ungefähr hundert und fünfzig Kanoniere und fünfzig Dragoner, deren man sich gewöhnlich zum Transport und zur Säuberung der Umgegend bediente. Sie blickten niedergeschlagen, aber neugierig auf ihren Befehlshaber. Die Offiziere äußerten sich sehr verschieden; auf den Gesichtern einiger, im Dienst und untergeordnetem Range grau und invalid gewordener Soldaten, las man Unwillen und verwundeten Stolz; aber die höhern Offiziere, fast alle durch Hofgunst befördert, sahen verlegen aus, wie ihr Kommandant.

General Wolff gab nun seinem Adjudanten den Befehl, die Besatzung mit der Kapitulation bekannt zu machen. Dieser, ein junger, zierlicher Galanteriedegen, der Sohn von irgend einem weitläuftigen Vetter einer Excellenz, sprach einige Worte zur Einleitung: „Der tapferste und unerschütterlichste Held könne nicht gegen den Drang der Umstände, gegen die eiserne Nothwendigkeit kämpfen. So würde es jezt nur Wahnsinn seyn, die Festung, bei ihren geringen Vorräthen und bei so schwacher Besatzung, gegen die französischen Heere zu vertheidigen; deßhalb (hier wickelte er seine Rede in einen Blumenstrauß prächtiger Redensarten) habe der Kommandant nach angehörtem Kriegsrath den Entschluß gefaßt, so viel Menschenblut und das Leben so vieler tapfern Soldaten des Herzogs zu schonen und den Platz zu übergeben, unter der Bedingung freien Abzugs der Garnison mit klingen-

Digitized by Google

dem Spiel und fliegenden Fahnen.“ Gemurmel, verächtliches Gelächter und Flüche folgten dieser Rede. Einige Offiziere zerbrachen ihre Degen, aber die Augen Aller lenkte der Gefängnißwärter auf sich, der mit einigen seiner Gehülfen einen dicken Bund Schlüssel brachte und fragte: „General, was soll mit den Verhafteten und Verurtheilten geschehen?“ — „Wir können uns jezt nicht mit ihnen befassen; wir hinterlassen sie dem Feinde, das größte Uebel, das er von uns erdenken kann.“ — „Also auch die Gefangenen, die noch nicht verhört sind?“ — „Warum nicht? sie werden es jedenfalls besser finden, als sie es verdienen.“ „Gut, dann bin ich meines Amts quitt,“ sagte der alte Mann; „zwanzig Jahre habe ich als Soldat gedient, und fünfzehn Jahre habe ich hier mein Amt erfüllt, um es jezt beschämt niederzulegen. Verflucht sey die Stunde, die unsere Ehre durch Feigheit den Franzosen verrathen hat!“ Diese Worte machten allgemeinen und tiefen Eindruck. Nach einigen Augenblicken tiefer Stille rief der Kommandant: „Arretirt ihn, er soll vor den Herzog gebracht werden.“ Aber keine Hand rührte sich, den Befehl zu vollziehen.

Der Marsch begann, das Fußvolk voraus, hinter ihm einige Wagen mit den Familien der Offiziere. Marie hatte ängstlich, aber vergeblich ihren Vater zu sehen verlangt. „Es ist unmöglich,“ war die einzige Antwort, die sie erhalten konnte. Sie saß im Wagen der Gemahlin des Generals, deren strenge Würde, nachdem sie die Festungsthore verlassen hatten, sich in stumme Verzweiflung verwandelte. Die andern Weiber schluchzten laut, aber trotz ihres Schmerzes, erregte der Anblick, der sich ihnen jezt darbot, lebhaft ihre Neugierde.

VII.

Als sie die äußersten Werke der untern Festung verlassen hatten, sahen sie die ansteigenden Höhen gegenüber bis ins Thal herab, und die dazwischen liegende Ebene weit und breit mit bunten, in Waffen blitzenden Kolonnen bedeckt, die sich unter Geschrei, Lärm, Gelächter und enthusiastischen Liedern vorwärts bewegten. Sie kamen ihnen näher und erstaunten über den seltsamen Anblick dieser Menschen, die meistens mit dem Ausdruck eitler Beweglichkeit und rücksichtslosen Muthes, unter alten Helmen, rothen Mützen oder dreieckigen Hüten mit der dreifarbigen Kokarde, trotzig hervorblickten. Viele waren mit Ohrringen geschmückt und trugen Halsbinden, die über Kinn und Wangen hinaufreichten, während der untere Theil ihrer Kleidung, außerdem daß er im Ganzen völlig ungleichförmig war, oft sehr vernachläßigt erschien. Sie waren nicht, wie die Emigranten am Rhein, mit Waffen, aber häufig mit allerhand schmucken Sachen beladen, nur mit solchen nicht, die ihnen gehörten. Die vorüberziehende Festungsmannschaft wurde von ihnen mit mitleidigem Spott begrüßt, und ein Handkuß und ein gar lauter Witz von dem ersten, welcher der Frauen ansichtig wurde, fand so viel Beifall und Nachahmung, daß ein allgemeiner Jubel und Lärm ausbrach, wodurch der Schmerz der unglücklichen Dame zum peinlichsten Unwillen gesteigert wurde. Sie vergaß der Klugheit, welche ihr geboten hätte, diese Neckerei stillschweigend zu ertragen, und rief laut: „Meine Herrn, ich würde Ihnen sehr dankbar seyn, wenn Sie mir einen bessern Begriff von französischem Edelmuthe gegen Frauen und besiegte Invaliden gäben.“ Diese Worte machten einen wunderbaren Eindruck auf die französischen Incrovabeln. Ernste Stille verbreitete sich nach kurzem Geflüster längs den Kolonnen, und die Frauen sezten ihren Weg durch diese halbwilden, halb übercivilisirten und überfeinerten Feinde ungestört fort.

Ein langer Aufenthalt in einem Dorfe, welchen französische Bagage-Wagen und einige kleine Feldstücke verursachten, gab Marien Zeit, wieder zu sich selbst zu kommen. Die rauchenden Trümmer einiger Häuser, mehrere Leichen ihrer Bewohner, die die Vertheidigung ihres Eigenthums mit dem Leben bezahlt hatten, die Soldatenschwärme, die, Siegeslieder brüllend, durch die Wagen hindurch sich Bahn machten, alles zeigte ihr, daß sie sich mitten in den Schrecknissen des Krieges befand, sie, ein verlassenes Mädchen, zum ersten Mal ohne die Obhut ihres Vaters, unter dem Schutz von fremden Menschen, die selbst zitterten und wahrscheinlich einen Weg einschlugen, der sie immer weiter von ihrem Vater entfernte. Aber sie stärkte ihr Herz durch die Erinnerung an die erste Nacht in ihrem Gefängnisse. Nun erkundigte sie sich nach dem Wege, den man nehmen würde, und erfuhr, daß sie auf der Straße zogen, welche nach Würtemberg führte, nach dem Land, das sie mit ihrem Vater eben erst verlassen hatte; aber kaum hatte sie die Einladung der Generalin gehört, mit ihr zu gehen und bei ihr zu bleiben, als wieder ein neuer Vorfall ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Die Franzosen hatten kaum von der Festung Besitz genommen, als sie sogleich alle Gefangenen und mehrere Hundert Sträflinge in Freiheit sezten. Die lezteren, größtentheils der Auswurf der menschlichen Gesellschaft, steckten dreifarbige Kokarden auf ihre Mützen, ergriffen Flinten und andere Waffen, und stürzten sich, nachdem sie die Keller der Festung besucht hatten, brüllend wie Wahnsinnige in das Dorf, wo sie sogleich zu plündern begannen und nur durch die französische Bedeckung abgehalten werden konnten, die abziehende Besazung und die Wagen der Offiziers-Frauen anzugreifen.

(Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Die physischen Charaktere einiger europäischen Völker.

(Beschluß.)

Man sagte Edwards, in der Kaserne San Francesco gebe es Ungarn, wie er sie haben wolle, genug; er begab sich dahin und sah sich in seiner Erwartung nicht getäuscht: alle zeigten denselben Charakter, mehr oder weniger rein oder verwischt. Er wählte einen aus der Gegend von Debrezyn, bei dem der Typus sehr stark ausgesprochen war, um ihn abzeichnen zu lassen. Während der Maler an der Arbeit war, holte ein Unteroffizier den Soldaten ab. Dieser Befehl fiel Edwards auf, und als er sich nach der Ursache desselben erkundigte, ergab es sich, daß man unzufrieden war, weil er das allerhäßlichste Subjekt, das für eine Art Mißgeburt galt, gewählt hatte, um ein Bild des Ungarnvolks zu entwerfen. Hübsch war der Bursche allerdings nicht, aber sein Typus war rein und der Beobachter durfte ihn nicht hinauslassen; zum Glück war er im Stande, sich zu rechtfertigen: er schickte den Offizieren verschiedene Porträts von hübschen Ungarn, die er schon hatte abzeichnen und ihre Namen nebst ihrem Geburtsort darunter schreiben lassen, und ließ sagen, den Häßlichen habe er gewählt, weil er in ihm einen Abkömmling eines alten Volkes erkenne, das sich einst unter den Ungarn niedergelassen. Diesen Grund ließ man gelten, und er durfte weiter zeichnen lassen.

Dieser Typus ist aber auch wirklich der Art, daß er trotz der Vermischung und Kreuzung der Raçen sehr erkennbar bleiben mußte. Der Kopf ist ziemlich rund, die Stirne niedrig, zurückweichend; die Augen sind schief gestellt, so daß der äußere Winkel höher steht; die Nase ist ziemlich kurz und abgeplattet, der Mund vorspringend, die Lippen dick, der Hals sehr stark, so daß der Hinterkopf beinahe in gerader Linie mit dem Genick läuft und abgeplattet erscheint; der Bart ist schwach, dürftig, der Wuchs klein. Um sich von der Identität dieses Typus mit dem hunnischen zu überzeugen, braucht man nur obige Beschreibung mit den Schilderungen zu vergleichen, welche die Alten von den Hunnen entwerfen. Priscus beschreibt den Attila so: Er war klein von Gestalt, breit von Brust, sein Kopf war unmäßig groß, seine Augen klein, der Bart dürftig, die Nase abgeplattet, die Gesichtsfarbe schwarz. Ammianus Marcellinus sagt: „Die Hunnen werden alt, ohne einen Bart zu bekommen; sie haben alle plumpe, kräftige Glieder und einen dicken Hals.“ Nach Jornandes sind die Hunnen häßlich, schwarz, klein; ihre Augen klein und schief, die Nase platt. — Von der Gesichtsfarbe spricht Edwards nicht, weil er dieselbe in diesem Falle nicht für charakteristisch hält und sich die Nüanzen der Färbung überhaupt nur sehr schwer erhalten. Was Attilas großen Kopf betrifft, so kann dies zufällig seyn; bei dem Hunnen, den Edwards in Venedig sah, war der Kopf auch verhältnißmäßig ein wenig zu groß; er wagt indessen doch nicht auszusprechen, daß dieses Merkmal wesentlich zum hunnischen Typus gehöre. Das hält er aber für gewiß, daß die alten Hunnen im Wesentlichen denselben Typus hatten, wie die von ihm beschriebenen Ungarn. Nach der Bemerkung verschiedener Reisender findet sich dieser Charakter in Ungarn viel zu häufig, als daß man ihn einzig und allein von den Hunnen herleiten könnte, die sich im fünften Jahrhundert in diesen Ländern niedergelassen haben. Wie groß auch Anfangs ihre Zahl gewesen seyn mag, so haben sie, als sie von hier aus Europa überschwemmten und seine Geißel wurden, dabei sehr viel gelitten, und beim Falle ihres Reichs in Ungarn, kurze Zeit nach Attilas Tod, mußten sie nothwendig noch weit mehr gelichtet werden. Ja nach der Sage sollen sie damals ausgerottet worden seyn; man weiß aber, was man von solchen sogenannten Ausrottungen zu halten hat. Ihr physischer Charakter muß also durch die Magyaren, die derselben Nation angehörten und sich unter ihrem Anführer Arpad im neunten Jahrhundert in Ungarn niederließen, noch weiter verbreitet worden seyn.

Dieser charakteristische Typus der eigentlichen Ungarn oder Magyaren fällt zusammen mit dem Typus der mongolischen Raçe und fast aller Völker des östlichen Asiens; und dieß bestätigt ja auch die Geschichte und die Vergleichung der Sprachen vollkommen; nach allen Zeugnissen sind sämmtliche Völker mit mongolischer Gesichtsbildung im westlichen Asien und weiter heraus in den europäischen Grenzländern eines und desselben Ursprungs.

Noch spricht Edwards von einem kleinen Volke, das in den vicentinischen und veronesischen Gebirgen lebt und das bisher für einen Ueberrest der von Marius geschlagenen Cimbern galt. Er hat sich aber überzeugt, daß es Allemannen sind, die von Clovis verfolgt, in jenem Lande unter dem Schutze Theodorichs, Königs der Ostrogothen, Zuflucht suchten. Unser Beobachter zweifelt auch kaum daran, daß sich in einigen Gegenden Griechenlands die wahren Abkömmlinge der Hellenen, namentlich der Pelasger, auffinden ließen; letztere, meint er, wären besonders unter den Albanesern zu suchen, die in mancher Hinsicht in Griechenland das zu seyn scheinen, was die Basken zu beiden Seiten der Pyrenäen, die Britten in Frankreich, die Gallier in England, und die Erisch sprechenden Stämme in Schottland und Irland sind, nämlich Ueberreste der Ureinwohner.

So flüchtig diese Skizzen seyn mögen, so wünschten wir doch, über noch mehrere europäische Völker ähnliche Beobachtungen mittheilen zu können. Vorzüglich interessant wäre es, die germanischen Völker, die zwischen den Alpen und Scandinavien wohnen und denen die Kultur so viel verdankt, nach diesen Grundsätzen zu studiren,

Digitized by Google

ferner die von neuern Geschichtsforschern sogenannten iberischen Völker, die über Südfrankreich und die pyrenäische Halbinsel verbreitet sind; diese Völker haben sicher nicht blos Einen Typus. Leider sind ihre physischen Charaktere noch nicht bekannt genug, um sie in Verbindung mit der Geschichte betrachten zu können; kennen wir ja noch nicht einmal den eigentlichen Typus der Basken, auf deren hohes Alterthum und große Bedeutung im alten Iberien Wilhelm von Humboldt aufmerksam gemacht hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Nordischer Sommer. Forcirte Volkslust. Tivoli.

Mit Algiers Eroberung ist die lange dort zurückgehaltene Wärme zu uns gekommen, und statt der ewigen Westwinde haucht es aus Ost und Süd; aber das arme Geschlecht unserer Tage ist so an den neuen traurigen Nordsommer gewöhnt, daß es schon über Hitze klagt. Ihr Korrespondent hält dies für arge Versündigung, und wenn unsere Pietisten predigen (siehe die in der Reinschen Buchhandlung erschienene Schrift ꝛc.), daß die Sturmfluthen, der grausame Winter und der nasse Sommer mit allen meteorologischen Erscheinungen der letzten Monate nichts anders seyen als Vorboten des jüngsten Tages, so sollte der Nichtpietist wenigstens froh seyn, daß die Prophezeihung unserer Meteorologen: wir rückten dem Nordpol näher, für den Augenblick bald zu Schanden wurde. Die Zeit, wo man von Staatswegen in den Magazinen die Milch der fetten Kühe zum Besten der magern aufspeicherte, ist vorüber, und unsere liberale Handelspolitik will nichts von der eines Friedrichs wissen; aber sollte man nicht jetzt, wo der Geist so mächtig über die Materie geworden ist, etwas von der Hitze für die folgende Kälte aufsparen? Wo das nicht durch einen allgemeinen chemischen Prozeß staatsrechtlich thunlich ist, sollte doch das Individuum es sich zur Pflicht machen, um wenigstens dereinst in der Erinnerung warm zu bleiben, und gegen die Eulenstimmen der Frommen und Klugen die seinige erheben zu können. Einige zwar, Spekulanten auf Seidenzucht und Weinbau, hatten die entgegengesetzte sanguinische Hoffnung genährt: die Kultur würde den Nordpol überwinden; allein wir haben noch keine Seide gesponnen und die Maistürme haben neulich in Grüneberg die Weinberge dergestalt gefegt, daß wieder Jahrhunderte vergehen können, ehe unsere Bauern Grüneberger Champagner trinken. Nun, die französischen thun auch noch nicht alle Sonntag ein Huhn in den Topf!

Zu jenen sanguinischen Sommerspekulanten gehören auch unsere Tivolibauer. Sie zaubern, oder wollen es, einen Sommer, der nicht in der Natur, und eine Lust, die nicht im Winde liegt. Möchte es ihnen gelingen, eine Volkslust zu erschaffen! Eher aber verwandelt unsere vorgerückte Chemie den Templower Berg in einen feuerspeienden, als die Feste auf demselben zu wirklichen Volksfesten, das heißt zu solchen, an denen das Volk als Volk Antheil nimmt. Indessen bleibt dies auch nur der vorgespiegelte Zweck, der erste und eigentliche heißt Geld, und dies fließt den Entrepreneurs zu, nicht so lange die Anstalt Vergnügen gewährt, sondern so lange, als sie Mode ist. Das Tivoli auf dem Kreuzberge lockt noch bedeutend und dürfte mit Vollendung der Chaussee, welche dahin führt, noch an Besuch gewinnen; man will indessen behaupten, daß die Auslagen noch immer nicht durch die enorme Einnahme gedeckt würden. Auch müssen sämmtliche Anlagen noch einmal, solider, angebaut werden, da die städtische Baupolizei das Fundament nicht billigen konnte. Desgleichen, meint man, könnte das Unternehmen von einer andern Seite bedroht werden, indem die Gebäude so hoch gewachsen sind, daß sie das Kriegsdenkmal auf dem Berge verdecken. Zum 3. August will der Unternehmer indessen ein Nachtkonzert auf den Dächern des Tivoli veranstalten. Die ausgezeichnetsten Sänger werden Festwonnen zu unsers verehrten Königs Geburtstag, der nächtlichen Stadt zugewandt, singen, und das heiligt vielleicht die eben nicht heilige Nähe an dem ernsten Denkmal. Die nächtlichen Feuerwerke auf der Höhe gewähren ein imposantes Schauspiel.

(Der Beschluß folgt.)

Lyon, Juni.

(Beschluß.)

Fortschritte des Elementarunterrichts.

Unsere für den Elementarunterricht zusammengetretene Gesellschaft, die endlich die königliche Billigung erhalten hat, ist im glücklichsten Gedeihen und Fortschreiten, wiewohl unsere Behörden durchaus nichts für sie thun, da in allen Schulen der Lancastersche Unterricht eingeführt wurde, der diesen Leuten noch immer ein großer Dorn im Auge ist. Ihre Einnahme von den 1314 Subscribenten betrug 32,800 Franken; dafür wurde nicht nur eine große Musterschule für 270 Kinder, sondern auch noch zehn andere Stadtschulen und Schulen für Erwachsene gewonnen. In allen zusammen erhielten 1092 Individuen Unterricht. Sehr groß ist der Vortheil, der daraus für alle Klassen hervorgegangen ist und der sich täglich mehr in unserer mit Menschen überfüllten Stadt fühlen läßt, wo so krasse Unwissenheit und Rohheit, so viel Verdorbenheit und Sittenlosigkeit auszumerzen ist. Sehr wohlthätig wirken besonders in dieser Hinsicht die Schulen, worin erwachsene Männer den in Frankreich so versäumten Unterricht nachholen können. Hier sitzen alte Soldaten und Handwerksburschen, rabenschwarze Kohlenträger mit weißen Müllersknechten traulich und friedlich zusammen, denn Alle fühlen das Bedürfniß des Unterrichts und Wissens gleich sehr. Diese Lancasterschulen äußern noch einen andern herrlichen Einfluß. Auch die frères de la doctrine chrétienne, die dem gegenseitigen Unterricht nicht hold sind, haben doch die Nothwendigkeit eingesehen, in ihren Schulen nicht hinter den neuen zurückzubleiben. Daher führen sie da bedeutende Verbesserungen ein, und benutzen die guten neuen Methoden. Schon jetzt bemerkt man in ihren Schulen mehr Aufmerksamkeit, Eifer, freundliches Benehmen und Bemühen der Lehrer, die alten Schüler zu erhalten und neue dazu zu bekommen. Wie hat sich dies in Kurzem geändert! Es ist noch nicht lange her, da schrieen diese Herrn heftig nicht nur gegen den gegenseitigen Unterricht, sondern gegen den Volksunterricht überhaupt, den sie für höchst nachtheilig für Altar und Thron hielten; mit Händen, Füßen und Mäulern kämpften sie gegen die neuen Volksschulen, die sie für des Teufels Werk ausgaben. Wenn die frères chrétiens nicht alle ihre Schüler verlieren und als Ignorantins verachtet seyn wollten, so mußten sie dem neuen Beispiel folgen, und sie sind ihm gefolgt, weil die fortschreitende und reinigende Gewalt der Zeit stärker ist, als alles feindliche Streben dagegen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 199.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 20. August 1830.

Paris ist so groß als Ispahan; die Häuser sind so hoch, daß man schwören sollte, es wohnen lauter Astrologen darin. Eine Stadt, die in die Luft gebaut ist, wo sechs, sieben Häuser über einander stehen, ist natürlich sehr volkreich, und wenn all das Volk sich auf der Straße befindet, so ist der Wirrwarr nicht gering.

Montesquieu
lettres persanes.

Die Höhen über Paris.

Je länger der Fremde in Paris ist, er mag sich im bunten Gewühl der Boulevards und des Palais Royal herumtreiben, oder nach Luft und Freiheit in den stilleren Vorstädten suchen, desto mehr drängt sich ihm das Verlangen auf, einmal eine Höhe zu finden über dem grauen Häuser- und dem bunten Menschenmeer, in welchem er umherwogt, wie der Schwimmer, der von dem Ocean getragen wird und mit ihm kämpft, ihn aber nicht sieht. Die große Stadt bietet keine Terrassen. Eine enge hohe Gasse verliert sich in die andere; und wer einmal so viel über sich gewinnt, von der Pracht der Kaufläden, von dem Glanz der Passagen, von der Eleganz der Fußgänger und dem Rädergerassel der Fiaker, Kabriolets und Omnibus in die Höhe zu blicken, und so durch Paris spazieren zu gehen, möchte das nicht unebene Gleichniß finden: es sey ein ungeheurer, grauer Kalkfelsen, in den man ein Labyrinth von tiefen, engen und krummen Schluchten eingegraben. Die durch die Häuserquarrés durchgebrochenen Passagen wären dann Höhlen, durchgebohrt durch die stehen gebliebenen Felswände, um einen labyrintischen Gang mit dem andern zu verbinden. Sie bringen noch mehr Unordnung, noch mehr Verwirrung in dieß Straßenlabyrinth der eigentlichen Kaufmannsstadt, des Marais, der Cité und der Faubourg St. Jacques. Ohne die Kaufmannspracht der Souterrains, ohne die Vorhänge vor ganzen Häuserfronten mit rothen und weißen Kattundraperien, ohne die ellenlangen Maueriuschriften und die buntbemalten Schilder, hinaufhängend bis in den vierten Stock, kurz, ohne das, was in deutschen Städten als Marktschreierei gälte, blieben die Häuserfronten ein todtes, einförmiges Grau, denn die wenigsten Häuser haben, was wir eine Farbe nennen, erhalten. Auch nur wenige neuere Straßen sind mit architektonischer Schönheit aufgebaut, und die öffentlichen Gebäude, Kirchen, Theater, Schlösser, stehen so getrennt, so eingeschlossen von uralt fundirten Wohnhäusern, daß sie so wenig als die einzelnen Marktplätze zu Lichtpunkten werden. Es gibt viele alte Reichsstädte mit eben so engen, winklichen Gassen, wo auch das Licht nur sparsam durch ihre Höhe auf die Erde hinunter dringt; die spitzigen Ecken, die wunderbar getrennten Giebel, der Wechsel zwischen Hütten und gethürmten Schlössern, und dann auch die in der Linie laufenden unmassiven Häuser unterscheiden diese Städte indessen vollkommen von dem alten Paris, wo mehr italienisch geebnete Dächer oben eine gerade Linie hervorbringen.

Nur in der halbkreisförmigen Umwallung der eigentlichen Stadt durch die Boulevards bekommt man einen Begriff von ihrer Lage. Auch hier fehlt aber jede Aussicht. Nur von der höher gelegenen Porte St. Martin gewinnt das Auge eine Uebersicht, und wenn gegen Abend die Millionen Lichter auf den Boulevards sich entzünden, folgt das Auge von hier mit Vergnügen dem bunten Lichtstrom, der hügelauf, hügelab, links über den Boulevard Montmartre nach dem Boulevard des Italiens sich hin-

Digitized by Google

zieht. Die Quais an der breiten Seine sind schon etwas ganz anderes. Von dem Pont Louis XVI. über den Pont des Arts nach dem Pontneuf, hat man den großartigsten Anblick von Fluß und Stadt. Man sieht, die Seine hat das große Felsplateau gespalten, nach beiden Seiten starren die senkrechten Wände in die Höhe, und in der Mitte blieb eine Insel stehen. Hier wird das Gleichniß täuschend. Diese ganze Isle du Palais ist ein großes steinernes Gebäude, mit seinen Wänden in all den willkührlichen Formen fortlaufend, wie die Ufer der Insel, mit denen, von weitem gesehen, die Häuserfronten eins sind. An die scharfen Spitzen dieser Steinecke lehnt sich der Pontneuf, und hier thront auf einer würdigen Stelle die bronzene Reitergestalt des vierten Heinrich. Aber sie übersieht doch nur das Flußbett und nicht mehr. Wie die labyrinthischen Gänge sich durch die endlosen Straßen von St. Denis, St. Jacques u. s. w. rechts und links in die Häusermassen hineinschlängeln, bleibt dem Blick verborgen. Freilich ist die Isle du Palais, das alte Paris, allein schon eines Blickes werth, denn so höhlenartig verwachsen, so verschlungen durch Gänge, Corridors, Schwiebbogen, möchte man nirgends ein Stadtviertel von gleicher Ausdehnung finden. Mitten hinein verwachsen ist das Palais de Justice, dessen mächtige Hallen und Kreuzgänge einem unterirdischen Schlosse anzugehören scheinen. Eine Welt von Kaufleuten, Käufern, Neugierigen und Justizbeamten lebt und webt hier in den verschlossenen und doch lichthellen Räumen. Ueberall hin führen die Ausgänge dieses kleinen, unterirdischen Labyrinths, hier stößt man noch auf Alterthümer, und man findet nur mit Mühe den eigentlichen Eingang, die Hauptfacade des Gebäudes.

Die gewöhnlichen Punkte, die der Fremde aufsucht, um eine objektive Anschauung von der Weltstadt zu gewinnen, sind die Kuppeln der St. Genevieve (ehemals das Pantheon), die Plattform der Notre Dame und die Siegessäule auf dem Platz Vendome. Auf allen drei Punkten gewinnt man nur etwas, man sieht, wie groß das Element ist, in dem man sich gefangen befindet, aber man übersieht es nicht. Es ist das Aufflattern eines Meervogels, der wohl gewahrt, wie weit die Wasser, über denen er fliegt, rauschen, dem aber die Kraft der Schwingen erlahmt, ohne daß er ein Ufer erblickt, wohin er seinen Flug richten kann. Am malerischsten, oder wenn man will, am poetischsten ist, so partiell gesehen, die Ansicht von einem Hügel des botanischen Gartens aus. Das unten und zunächst liegende wird von Strauchwerk verdeckt und dindurch zwischen den Gipfeln der Bäume blickst du auf Kuppeln, Thurmspitzen und Dächer der verschiedenartigsten Theile der Stadt. Alles ist blaßgrau, verwittert, aber das Grün der Staffage vollendet das Gewälde. Der Anblick von der Siegessäule der Place Vendome hat nur deßhalb etwas magisches, weil man durch den dunkeln, engen Leib der Säule sich langsam auf einer Wendeltreppe hinaufwinden muß. Nach solchen Vorbereitungen wäre auch ein minder bedeutendes Rundgemälde überraschend. Aber die Säule ist doch zu niedrig und der nächstgelegene Theil der Stadt nicht interessant genug.

Der Kirchhof des Pater La Chaise erhebt sich auf den östlichen, die Stadt begränzenden Höhen. Wo ist ein Reisebeschreiber mit frommem oder sentimentalem Sinn, der nicht in poetische Entzückungen über diesen großen Todtenacker ausbricht, welcher die Chimäre einer allgemeinen Gleichheit realisirt? Selbst der Franzose von heut gedenkt nicht ohne Anklang von Rührung der weiten Wahlstadt, wo seine großen Männer schlummern und jeder ohne Ausnahme, weß Glaubens, weß Standes, welcher Nation er sey, neben ihnen sein leztes Lager aufschlagen darf. Er rechnet mit einer Art Ehrfurcht, daß der Kirchhof im Osten bald mehr Einwohner fassen wird als das lebende Paris unten zu Füßen des Berges. Nur einige bedenkliche Einwohner der Vorstadt St. Germain lassen ihre Leichen nicht hier beisetzen, der ketzerischen und liberalen Nachbarschaft wegen, dann aber auch, weil nur ein kleiner Theil des Grund und Bodens kirchlich geweiht ist.

(Der Beschluß folgt.)

Mariens Reise.

(Fortsezung.)

Unter der wilden Menge bemerkte Marie Ludwig, welcher mit dem Förster verabredet hatte, unter einem hohen Apfelbaume, den sie von der Festung aus im Felde sehen konnten, wieder zusammenzutreffen, und dann herabgeeilt war, um Marien aufzusuchen und ihrem Vater zuzuführen. Aber in dem Augenblick, wo er sie bemerkte, war auch der Weg wieder frei geworden, der kleine Trupp hatte sich wieder in Bewegung gesezt, und die Wagen folgten. Was sollte nun Marie thun? sich der Führung eines jungen Menschen, durch alle Schrecken, die sie umgaben, anvertrauen, oder vielleicht auf immer der Hoffnung entsagen, ihren Vater wieder zu sehen? Die Baronin, welcher sie ihren Kummer mittheilte, rief mit fast gebieterischer Stimme: „Kind, sey nicht wahnsinnig! Diesem Burschen und seiner saubern Gesellschaft wolltest Du Dich anvertrauen? schweig und folge uns.“ Ludwig schrie bald drohend, bald in verzweifelter Angst: „Dort ist der Apfelbaum, Marie, wo vielleicht eben Ihr Vater angekommen ist.“ Marie warf trostlos ihre Augen umher, dann rief sie plözlich: „Vater im Himmel, Du wirst ein Kind nicht verlassen, das alles wagt, um seinen Vater auf Erden zu finden!“ Mit diesen Worten sprang sie aus dem Kutschenschlage, den Ludwig geöffnet hatte. Ein französischer Offizier, der zunächst stand, bot ihr in deutscher Sprache seinen Schuz an. Einige andere Soldaten thaten desgleichen; aber sie riß sich von ihnen los, faßte Ludwigs Hand

Digitized by Google

krampfhaft, und so eilten sie durch ein Seitengäßchen ins freie Feld. Da sahen sie den Förster, begleitet von einigen bewaffneten Männern, Bauern und weinenden Weibern, gleich ihnen dem Apfelbaum zueilen. Betrunkene Züchtlinge zogen hinter ihnen her. Die drei Parthien trafen fast zu gleicher Zeit unter dem Baume ein, und nicht lange, so erhob sich ein wüthender Angriff von Seiten der berauschten Züchtlinge. Die Weiber schrien, die Bauern griffen nach Feldsteinen und Baumästen, um sich zu wehren. Marie lag auf ihren Knien, Hände und Augen zum Himmel erhoben, geisterbleich. Ihr Vater stand vor ihr, ruhig und fest, Brust und Arm, an welchem noch ein Stück der zerbrochenen Kette hing, zur Vertheidigung seiner Tochter dem Feind entgegenstemmend. Ludwig schlug mit seinem Flintenkolben den Vordersten zu Boden; aber bald stürzte er, mit Wunden bedeckt. Bernhard hatte mit sicherer Hand und raschen Bewegungen bereits drei oder vier sich vom Leibe gehalten, als eine Kugel aus der einzigen Flinte, die geladen war, in seine Brust fuhr und er rückwärts zu Boden stürzte. In diesem Augenblicke kam ein Offizier mit einigen Franzosen dazu und verjagte die Freibeuter.

Marie stürzte in sprachlosem Jammer über ihren verwundeten Vater; endlich blickte sie zu dem fremden Offizier empor und sagte mit flehender Stimme: „Können Sie nichts thun für meinen Vater?“ — „Wir wollen thun, was möglich ist; meine Leute sollen ihn ins nächste Dorf tragen, und Sie selbst, wollen Sie sich meinem Schutze anvertrauen? Vertrauen Sie einem Manne, der auch Mutter und Schwestern zu Hause gelassen hat. Ich werde dafür Sorge tragen, daß Sie und Ihr Vater bald in Sicherheit sind.“ Der alte Mann blickte mit dankbarem Lächeln zu ihm auf und sagte mit schwacher Stimme: „Der Himmel lohne Ihnen in dem Maaß, als Sie uns Gutes thun. Tochter, folge ihm!“ Ludwig richtete sich mühsam empor, ein Ausdruck von Milde und Hoheit adelte zum ersten und lezten Male die Züge des Sterbenden und er rief: „Sie sind gerettet, Marie? O, nun glaube ich an Gott!“ Marie wandte sich mit dankbarer Rührung zu ihm, aber der Offizier drang in sie, zu eilen. Im Weggehen war es ihr, als hörte sie von den erbleichenden Lippen Ludwigs noch die leisen Worte: „War es nicht gut, daß ich Euch folgte?“ — Vier Soldaten blieben freiwillig bei dem verwundeten Förster, und nachdem sie, so gut es ging, in der Eile seine Wunde verbunden und seine Hand von dem Kettenringe befreit hatten, trugen sie ihn auf ihren Flinten in das Wirthshaus des Dorfes, wo der menschenfreundliche Elsäßer einen Wagen für ihn besorgt hatte. Ein Arzt hatte die Wunde, welche unter dem Brußbein durch die Lunge ging, nicht für durchaus tödtlich erklärt, aber angeordnet, daß der Kranke vor jeder geistigen und körperlichen Erschütterung bewahrt werden solle.

Der alte Mann sprach nur wenig, er drückte dankbar dem Offizier die Hand und sah mit heiterm Lächeln auf sein gerettetes Kind. Mit der Bagage eines französischen Regiments, welchem sie der Elsäßer empfohlen hatte, gingen sie nach Rorschach ab. Hier nahm sie ein Nachen auf und führte sie über den See. Kein Wort störte den Schlummer des Verwundeten, und nur das Plätschern der Ruder brach die Stille der Nacht. Alle Augen richteten sich, als der Tag anbrach, auf Hohentwiel, und die Schiffer klagten, daß eine so stolze Festung so schändlich den Händen der Feinde überliefert worden sey. Während sie noch sprachen, fuhr plötzlich ein breiter Blitzstrahl von dem Felsen auf, eine mächtige schwarze Rauchsäule folgte, einige Augenblicke darauf schlug ein Donnerknall an ihre Ohren, der rings an den Ufern wiederhallte: es war der Fall von Hohentwiel.

Unerfahrene Seelen, die, wie unsere Marie, aus einem selbstbeschaulichen Leben herausgerissen und mit einemmale in die Stürme der Welt hinausgestoßen werden, erstarren sonst blutend unter den Streichen der erbarmungslosen Nothwendigkeit; Marie aber stärkte sich an ihrem innigen Vertrauen auf Gottes Vaterhand, und sie liebte ihr Unglück, das sie mit ihrem Vater theilte. Dieses erweckte in ihr, trotz ihrer Unerfahrenheit und ihres zarten Wesens, die Kraft, alle nöthigen Anordnungen für ihren kranken Vater zu treffen, den ein heftiges Wundfieber besinnungslos und unfähig gemacht hatte, selbst für sich zu sorgen. Seine lezten Worte, die er noch mit Bewußtseyn gesprochen hatte, waren: „Tochter, wenn mich die Krankheit, die ich herannahen fühle, unfähig macht, zu handeln, so sorge, daß man mich zu meinem Vater bringt. Almosen für deinen Vater zu erbitten, ist keine Schande; lasse dich nicht aufhalten, ich mag mich befinden, wie ich will. Ich würde keine Ruhe im Grabe finden, nach dem ich mich sehne, müßte ich sterben, ohne seine Verzeihung erhalten zu haben.“ Marie versprach es feierlich und sie hielt Wort.

Zu Arbon, wo sie ans Land stiegen, umringte sie, nachdem die Schiffer den Verwundeten ins nächste Wirthshaus getragen hatten, ein Haufe neugierigen Volkes. Marie erzählte die Geschichte ihres Unglücks mit einfacher, ergreifender Wahrheit, ohne Furcht vor den vielen rohen Gesichtern, die sie im Kreis ihrer Zuhörer erblickte, und schloß, indem sie sich an die Aeltesten und Ehrbarsten der Versammlung wandte: „Ich habe keine Mittel, ihn zu seinem alten Vater zu bringen, wenn mich Gott nicht christliche Herzen finden läßt. Ihr seyd seine Landsleute; vierzig Jahre lang hat er darnach geschmachtet, sein Vaterland wiederzusehen; Ihr werdet einem kranken Manne und seinem hülflosen Kinde Euren Beistand nicht versagen.“ Viele Stimmen riefen: „Man muß ihm helfen, er ist ein Opfer der Franzosen.“ Und

Digitized by Google

so geschah es auch, die Frau des Hauses hieß ihren Mann einen Wagen anspannen, und gab Marien einen Brief an ihren Sohn zu St. Gallen mit. Sie reisten ab; von Stadt zu Stadt erneuerte sie ihre Bitten und nirgends vergeblich.

So gelangten sie in das glückliche und freie Land von Appenzell mit seinen grünen Alpen und zerstreuten Hütten. Hirten trugen den Verwundeten auf einer Bahre über das Gebirg, an den Bergströmen hin, unter Felsenklüften weg. Als sie die Straße am Stoß herabstiegen, wo einst in alten Tagen die barfüßigen Bergbewohner unter der Anführung von Mariens Lieblingshelden, Rudolph von Toggenburg, ihre schwer bewaffneten Feinde auf dem schlüpfrigen Boden geschlagen hatten, erinnerte sie sich mit wehmüthigem Lächeln, wie oft sie gewünscht hatte, den Boden zu sehen, wo die Helden jener Jahrhunderte gelebt und geblutet. Nun sah sie ihn, aber mit Augen voll Kummer. Ihr Vater kam die ganze Zeit nur auf einige Augenblicke zu sich; selbst wenn er sprach, schien er sich in seine Umgebung nicht finden zu können. Aber in seinen gebrochenen, unzusammenhängenden Reden konnte Marie oft die Worte unterscheiden: „Ilanz — Vater — Vergebung!“ Sie zogen an den wilden Krümmungen des Rheins hinauf, über Felder voll Felstrümmern, den Zeugen seiner Verwüstungen; sie kamen vorbei an der Abtei Pfeffers, wo die Tamina bei Ragaz in den Rhein braust; sie gingen durch Chur, durch alle Orte seines frühern Lebens, und er erkannte sie nicht. Da wo das Thal des vordern Rheins eine Biegung macht, auf dem Felsen, wo man die Häuser von Ilanz durch zerstreute Kiefern blicken sieht — hier schlug Bernhard zum ersten Mal nach langer Zeit die Augen auf.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Recreatorium, Elysium. Bauten. Vegas und Höckers Gemälde. Lear, Falstaff. Caspar Hauser.

Nun haben zwei gelehrtere Spekulanten auf der ganz entgegengesezten Seite Berlins, auf dem ehemaligen Gesundbrunnen, einer morastigen Oase in dem großen Sandmeere, in dem eine eisenhaltige, dem Ort den Namen gebende Quelle entspringt, einen neuen Volksvergnügungsort geschaffen und ihm den Namen Recreatorium gegeben. Die Sache ist besser, als der barbarische Name. Endlich sind drei Thiergartenbesitzungen zusammengeschmolzen und daraus ein Elysium geworden. In diesem Elysium rutscht man, statt wie im Tivoli auf einem Sandberge, auf einem Luftberge umher, chinesische Pavillons, Terrassen, Schaukeln, Wippen, Feuerwerke zu Wasser und zu Lande machen die überirdische Luft aus, der es nur noch an Schatten gebricht. Sie sehen, es ist alles Spekulation, Nachahmung, nichts hier Geborenes, durch das Bedürfniß Hervorgebrachtes. Doch ist ein Bedürfniß geweckt, und wenn keine äußern unglüklichen Ereignisse dazwischen treten, werden sich die Etablissements unter dieser oder jener Gestalt halten. Ein neuer harmloser Sinn wird aber nicht dadurch geweckt.

In der Stadt wird weniger gebaut; der Luftgartenbau schreitet vorwärts, wiewohl die Fontaine in diesem Jahre wohl noch nicht springen wird; das Museum wird am 3. August eröffnet. Vor dem königlichen Schlosse hat man einen Candelaber errichtet, gewissermaßen den Repräsentanten der Gasbeleuchtung. Für den Zweck ist er nur kleinlich. Galanteriewaare. Es werden keine Flammen auf den großen, weiten Platz ausgesprüht, in kleinen Laternen flackern nur einige kleinliche Flämmchen, ganz unwürdig des großen Schloßgebäudes, das in seiner gigantischen Abendgröße eine verhältnißmäßigere Fackel verdiente.

Der Herbst bringt diesmal wieder eine Gemäldeausstellung, von der man sich viel verspricht, da Ausgezeichnetes aus Düsseldorf geliefert werden soll, und auch die hiesigen Künstler, Maler wie Bildhauer, sich geregt haben. Zwei einzelne Vorläufer der Ausstellung zogen vor einiger Zeit die Aufmerksamkeit besonders an. Es war ein Altarblatt von Begas: die Auferstehung, für die neue Werdersche Kirche bestimmt, und eine: Maria mit dem Kinde in Glas, von Höcker aus Breslau. Ersteres Altarblatt ist das beste, in Composition und Ausführung, was von dem geachteten Künstler geliefert worden ist; die Anerkennung war allgemein, und der Effekt wird noch größer seyn, wenn es in der Kirche, wofür die besondere Lichtgebung berechnet ist, steht. — Hrn. Höckers Glasgemälde erregte eine Aufmerksamkeit anderer Art. Als Bild an sich ist die Composition nicht übel, würde indessen als Oelgemälde schwerlich jene besonders anziehen. Aber die technische Vollendung des Glasgemäldes erregt Erstaunen über den Fleiß, die Ausdauer und die Geschicklichkeit des Künstlers. Vier Jahre hat er daran gemalt und gebrannt, jeden Augenblick in Gefahr, durch einen Sprung im Feuer die Früchte von Jahren zu verlieren. Noch besizt man kein Glasgemälde von dieser Größe aus einem Stück, und das auch als Gemälde auf Werth Anspruch machte. Indessen bleibt immer die Frage: weshalb so viel technische Mühe auf ein Kunstwerk verwandt, oder weshalb die Kunst vergeudet für ein technisches Kunststück? Bei der alten Glasmalerei denkt man doch immer nur an das Fenster, an die Wirkung aus der Ferne; die Feinheit der Malerei verschwindet dem Auge, das nur eine grelle Wirkung verlangt. Dies große schöne Gemälde in ein Fenster zu setzen, ein kostbares Kunstwerk der Vernichtung durch jedes Hagelwetter auszusetzen, wäre Thorheit, Verschwendung, schon der großen Glasscheibe wegen. Will man es aber im Zimmer aufstellen, weshalb dann auf Glas, weshalb die unsägliche Mühe, die Gefahr, die Zeitverschwendung, die Kosten, und kann der Künstler beim Wechsel alles Menschlichen erwarten, daß man eine Glasscheibe länger erhalten wird, als ein Bild auf Leinwand? Auch ist das theure Bild noch nicht verkauft worden; indessen ist sein Preis doch gering für die Angst und Anstrengung, die es seinem Meister gekostet haben mag.

Von Mordgeschichten will ich Sie nicht unterhalten, und über unser Sommertheater zu berichten, erlassen Sie mir heute. Man hat den „Lear“ zum erstenmal nach einer getreuen Uebersetzung des Hrn. Kauffmann (hier bei Nicolai erschienen) gegeben, und das war gut, den Falstaff hat man in der Königsstadt nach dem Französischen auf die Bretter gebracht, und das war nicht gut. — Caspar Hausers Schicksal erregt jezt durch Hitzigs Aufforderung in seinen Annalen hier größere Theilnahme, als näher liegende Vorfälle. Doch alles Auffallende und Wunderbare erregt auch den Geist des Widerspruchs. Es hat sich daher sogleich ein Champion dafür gefunden, daß Hauser ein Betrüger sey; der Polizeirath Merker will den Beweis in seiner polizeilichen Zeitschrift führen; wir hoffen, daß es ihm nicht gelingen wird.

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. August 1830.

Natur! wohl braucht es solcher Stunden,
So innig und so liebevoll,
Wenn dieses arme Herz gesunden,
Das welkende genesen soll.

Uhland.

Mariens Reise.

(Beschluß.)

VIII.

In dem Pfarrhause zu Ilanz, in der obern Stube, durch deren Fenster die alte Kirche düster und ernst hereinschaut, stand eine traurige Versammlung: große starke Männer des Graubündtnerlandes in ihrer eigenthümlichen Volkstracht, Frauen mit Haarflechten, die auf dem Scheitel mit einem silbernen Pfeil zusammengeheftet waren, schon Jahrhunderte lang die Tracht dieses Gebirgsvolkes, vielleicht noch aus den Zeiten der alten etruskischen Ansiedler, deren Sprache, mit Deutsch vermischt, noch auf seinen Lippen lebt. In der Mitte des Kreises saß zurückgelehnt in einen großen ledernen Armstuhl, die Hände über der Bibel gefaltet, der Pfarrer Rudolph Bernhard, in seinem neunzigsten Jahre und in der lezten Stunde seines Lebens. Auf einer Decke zu seinen Füßen ausgestreckt, lag ein sterbender Mann mit grauen Haaren, sein Sohn, der Förster von Marchthal. Das Mädchen an ihrer Seite, welches mit einer Hand sich am Stuhle ihres Großvaters hielt, und das Haupt auf ihren Vater herabneigte, der ihre andere Hand an die verwundete Brust drückte, war Marie. Vater und Sohn waren versöhnt; der Vater hatte vergeben und seinem Sohne den Segen ertheilt. Dieser sah mit heitern Blicken in das Antlitz seines Vaters, der mit seiner lezten Kraft seine Pfarrkinder folgendergestalt anredete: „Ihr seht hier vor Euch, was ich seit siebzig Jahren Euch gepredigt habe, die Eitelkeit des menschlichen Lebens. So endigen unsere Sünden und Sorgen, unsere Hoffnungen und Bemühungen. Aber jenseits des Grabes empfängt uns Christus mit den Armen der Versöhnung. Glücklich diejenigen, die von ihrer Kindheit an diesen Frieden in ihrer Brust tragen, und ihn überall sehen in der Welt und in der Natur. Ich hoffe, dieß wird Dein Loos seyn, meine Tochter Marie. Ich fühle, es ist mein lezter Athemzug; er gibt Euch Gottes Segen! — Heinrich, mein Sohn, komme!“ — Und mit einem Mal raffte sich der Förster ohne Beistand auf und blickte strahlenden Auges jezt in seines Vaters, jezt in Mariens Antlitz, dann sagte er zu seinen Landsleuten: „Lasset meinen Tod diese Lehren Euch bekräftigen! Gott vergebe mir, und segne meine Tochter! — Vater, ich komme — Marie — Therese.“ Er sank zurück, und aus der aufgesprungenen Wunde strömte Blut und Leben dahin.

Bei seinen lezten Worten war eine Dame hereingetreten, die zwar schon bei Jahren war, aber nach der Sicherheit und Anmuth ihres Ganges und nach dem milden Glanz ihrer braunen Augen noch der Jugend anzugehören schien. Es war Therese; sie trat zur Leiche des Försters und sprach: „Du hast viel geliebt, und Dir wird deßhalb viel vergeben werden. Als Du jung warst, durfte ich Dir nicht sagen, wie sehr mein Herz Dich liebte; nun aber, da Du todt bist und ich alt geworden bin, sage ich es an Deinem Grabe, zeige ich es Deinem Kinde. Komm

Digitized by Google

Du mit mir," so wendete sie sich zu Marien, „Tochter meiner Seele! Dein Vater war kein Fremdling diesem Herzen, das Dich als Mutter aufnimmt. Theile Du mit mir meine Einsamkeit und meinen Frieden."

Oberhalb Chur auf einer Anhöhe, gerade über dem Felsen, unter welchem die Plessur einen schönen Wasserfall bildet, steht ein altes steinernes Haus, einst der Sitz eines adelichen Geschlechts, von grünen Matten umgeben. Gegenüber, nach Osten zu, erheben sich die weißen Hörner, oft in düstere Wolken gehüllt. Auf einem Felsen an ihrem Fuße, ungefähr zwei Meilen von dem Kapuzinerkloster, ist die Höhle mit der Kapelle des heiligen Lucius, des Bekehrers dieser wüsten Thäler, der, wie die Legende erzählt, von diesem Felsen herab dem Volke unten die Lehren des Heiles verkündigte, bis die Felsen und die Herzen davon widertönten. Gegen Süden liegt Chur mit seinen alten gastlichen Häusern, tiefer unten rauscht der Rhein zwischen grünen Wiesen, und weiter hinaus erheben sich wieder mit schneegekrönten Felsenspitzen die Berge von Kalanda, während sich im Westen eine anmuthige, aber beschränkte Aussicht nach der Via Mala hin öffnet und nach den Hochlanden von Graubünden. Hieher hatte Therese Marien gebracht, die nach dem Tode ihres Vaters, als hätte ihre ganze Kraft nur durch die Sorge für ihn sich aufrecht erhalten, in völlige Ermattung versunken war. Ihr Leben und ihre Gefühle verschlossen sich in ihrer Brust; sie äußerte keine Ungeduld, keinen Schmerz, und noch weniger Freude; sie sprach selten und verrieth kaum durch einzelne dankbare Blicke ihre Gefühle gegen Theresen. Da befreite eine körperliche Krankheit ihre Seele von der Last des Kummers, der sie erdrückte. In diesem Zustande schlummerte sie ganze Tage, während ihre nächtlichen Träume sich gewöhnlich mit einer Lebhaftigkeit äußerten, die ihr im Wachen fremd war. Endlich genaß sie wieder und begann Theil an ihren Umgebungen zu nehmen. Theresens ganze Thätigkeit war diese Zeit über größtentheils Marien gewidmet, aber nun kehrte sie zu ihren früheren Beschäftigungen zurück, zu welchen sie auch Marien zu vermögen suchte. In ihrer Abgeschiedenheit hatte sie sich alle Unglückliche der Nachbarschaft zu Freunden gemacht, und war ringsum nur unter dem Namen „der guten Nonne vom Hügel" bekannt. Die Zeit, welche sie zu Hause zubrachte, war getheilt zwischen der Sorge für einen kleinen Garten, zwischen dem Lesen religiöser Bücher aus dem christlichen Alterthum und dem Spiel der Harfe. Marie lauschte ihr mit Entzücken, aber sie zeigte kein Verlangen, sich von der Freundin in dieser Kunst unterrichten zu lassen, wie sie ihre andern Beschäftigungen zu theilen begann. Aber die Liebe, mit welcher Marie oft stundenlang das Bild der Fremden betrachtete, die Vergleichungen, welche sie zwischen ihm und der Natur anstellte, und einige gute Gemälde in der bischöflichen Kirche zu Chur und im Kloster des heiligen Lucius brachten Therese auf den Gedanken, ihr Unterricht im Zeichnen zu geben. Marie machte wunderbar schnelle Fortschritte, und bald erlaubte ihr die Lehrerin, sich, nach Anleitung ihres kleinen Gemäldes, ganz der Natur hinzugeben. Ihre Seele war so frei von aller sklavischen Nachahmung, als die Natur selbst; das Leben in der Natur, die Elementargeister, schlummernd oder lächelnd, oder im majestätischen Zorn, wußte sie durch den Zauber ihres begeisterten Gemüths und ihrer Kunst zu beschwören. Man bemerkte, daß sie niemals auf ihren Gemälden menschliche Gestalten anbrachte. Hatte sie das Leben zu sehr erschreckt unter der Gestalt des Menschen? — Aber wenn ein neblicher Herbstmorgen rauhe Felsen und grüne Matten, wilde Wasser und rauchumhüllte Dörfer in eine phantastisch duftige Harmonie verschmilzt; oder wenn der Donner in den Alpen rollt, während alles tief unten im Dunkel liegt, über den Gewitterwolken die ewigen Bergspitzen blendend emporragen, und der unendliche Himmel rein und mild darüber sich ausspannt; oder wenn am Abend der westliche Himmel glüht, und jeden Schatten in Purpur, und jedes Licht in Gold taucht; oder wenn von dem grünen Alpengras und hundert lebendigen Wasserfällen die uralten Pfeiler der Erde in jugendlicher Frische aufzuleben scheinen; oder wenn die Wogen eines stürmischen Sees wie durch einen mächtigen Zauber sich mit einer glatten, durchsichtigen Eisdecke überkleiden; des Mondes Wiederschein an den silbernen Bergen, die blauen Wogen der Alpseen — solche Bilder tauchten sich tief in ihr geistiges Auge, und ihre Farben verschmolzen sich zum Spiegelbild ihrer Seele.

So brachte Marie in Betrachtung und Darstellung von Gottes schöner Natur ihr Leben hin, überall, wo sie an Theresens Seite erschien, begrüßt wie ein wohlthätiger Engel Gottes.

Die Höhen über Paris.

(Beschluß.)

Wie oft liest man in Romanen von Besuchen auf diesem Kirchhof; getrennte Liebe weint hier auf den Gräbern, ernster gestimmte Gemüther blättern in Youngs Nachtgedanken; Ausländer erzählen, sie wünschten in Paris zu sterben, um hier begraben zu werden. Seltsam, auf mich hat der berühmte Kirchhof einen ganz verschiedenen Eindruck gemacht, und ich ging fort mit dem ernsten Wunsche, das Schicksal möchte es nicht fügen, daß auch mein Körper einmal unter diesem Walde von Marmorsäulen eingeschaufelt werde. Man denke an kein Vorurtheil, an keine ironische Stimmung. Weit entfernt von beiden, sehnte ich mich, nach wochenlangem Geräusch eines bunten und doch in seinen Resultaten für den Geist

Digitized by Google

so gleichgültigen Stadtlebens, nach der erhabenen Einsamkeit eines Kirchhofs, der durch solche Erinnerungen geheiligt wurde. Die metaphorischen Bilder unserer Sprache: „hier ruht in kühler Erde“ und „hier unter grünen Rasen *schläft*,“ haben für mich einen eigenen Reiz. Davon erwartete ich doch etwas, aber ich fand weder die Einsamkeit, noch die kühle Erde, noch den grünen Rasen.

Ich fand ein dumpfes Geräusch über den ganzen Berg schallend, von den Rädern der Leichenwagen, der Trauerkutschen, den Tritten der Neugierigen und den Hammerschlägen der Steinmetzen. Nicht der Todtengräber wühlte in der feuchten Erde, sondern der Maurer polirte drüber und seine Schaufel warf Kalk auf Kalk und er sezte Stein auf Stein. Von den schweren Rädern der Leichenwagen war der Weg zu Staub zerrieben und trotz der feuchten Witterung, war Busch und Halm ringsum weiß. Heut hatten sie zwar einen Marschall und Pair von Frankreich, den Fürsten von Hohenlohe, von dem einst der Constitutionnel sagte: ce n'est pas celui, qui fait des miracles, mit militärischen Ehren beigesezt, aber liefert nicht Paris täglich genug Todte, um einen Marschall vergessen zu machen? Schon von den Leichen und ihren Verwandten wird die Einsamkeit verscheucht. — Nun denke dir einen ganzen, weiten Bergabhang, nicht voll grüner Rasenhügel, wo dann und wann ein Kreuz, eine Urne, eine Trauerweide vorragt, nein, ein unermeßliches Feld steinerner, kalter Monumente. Wohl wuchert mancher grüne Strauch dazwischen, es sind aber meist Gewächse fremder Länder und Zonen, von der Kunst gepflegt, sie haben mit den Todten nichts zu thun. Die künstliche Anordnung, die Absicht ist zu deutlich. Ich will auf dem Kirchhof auch den Schierling sehen und den Stechapfel, die mit dem üppigen Sammtgrase aus dem feuchten Moderboden Nahrung ziehen. Was soll hier am Eingange Abelard und Heloisens gothisches Denkmal, aus der Kirche herüber verpflanzt? die modernen, fein polirten Denksteine moquiren sich darüber. Die Mode und etwas Sentimentalität läßt täglich Blumenkränze und Immortellen auf die Grabstätte der Märtyrer der Liebe werfen; trotz der Blumen und trotz der Kränze, sieht aber das Denkmal entsezlich verlassen und verwaist aus. Da hat ein Marquis dicht am Wege auf seiner geschmacklosen Familiengruft eine Jungfrau Maria aushauen lassen, und die Mutter Gottes präsentirt ihr Kind den Vorübergehenden und sagt ihnen dabei, wie fromm der Marquis gewesen; der Mann hat es gefaßt, man muß der Welt sagen, daß man fromm war, sie glaubt es sonst nicht.

Etwas höher hinauf verschwindet auch das künstliche Grün. Hier liegt Stein an Stein, Säule erhebt sich an Säule, Sarkophag stößt an Sarkophag. Das Auge trifft nur auf platten, eckigen Marmor, der Fuß tritt nur auf Marmorstaub. Hier ruhen meistens große Männer, deren Wiege des Ruhms von der Revolution geschaukelt wurde. Wie glatt und kalt ist es in diesem Revier! die ächte Ruhestätte einer gemacht antiken Welt. Formen und Inschriften — es ist keine Wärme, es ist kein Trost darin. Die Nachwelt soll lesen und staunen, das ist alles. Nicht einmal, wenn Nebel darüber fährt, schweben ihre Geister dazwischen, wie die Halbwesen der ossianischen Welt. Es ist auf dem ganzen Kirchhof kein Plätzchen, kein Winkel für einen Geist. Aber auch viele Fremde haben die Nähe der tönenden, vornehmen Namen gesucht. Das Denkmal der russischen Familie Demidoff brillirt vor allen. Nur das, welches Frankreich seinem ersten Redner, dem General Foy sezt, soll es an Größe und Pracht überbieten. Es ist noch nicht vollendet und die Franzosen haben keine Schinkels und Rauchs. Ein spanischer Edelmann hat seinem Kinde ein Epitaph errichtet, und eine pomphafte kastilianische Inschrift sagt dem Wanderer in Versen, daß das Kind, obgleich nur zwei Monate alt, doch in tausend Jahren nicht werde vergessen werden. — Unbefriedigt wandte ich mich ab von diesen versteinerten Trümmern eines todten Ehrgeizes und suchte die von Unkraut und wildem Gesträuch verwachsenen Seitenpartien des Kirchhofes. Auch hier nur Kalkboden und kein duftiger Rasen; aber so mancher schon halb zerstörte Grabstein unbekannter Menschen fesselte mich länger, als die Sarkophage der Marschälle mit allen ihren Schlachten, und ein einfacher Stein, zur Hälfte in der Erde versunken und mit Nesseln überwachsen — aber die Inschrift war noch ganz zu lesen: „ma mère je l'attends“ — blieb für mich das sprechendste Denkmal unter allen auf dem Kirchhof des Pater La Chaise.

Von dieser glänzenden Ruhestätte der Todten hat man eine schöne Aussicht über Paris, und doch kein ganzes Bild. Man sieht den jenseitigen Triumphbogen an der Barriere von Neuilly, das große unvollendete Mark- und Wahrzeichen der Weltstadt im Westen; aber nach Nord und Süd will Paris kein Ende finden, und immer neue Häusermassen und Gruppen schließen sich den Parthien an, die wir für die lezten zu halten geneigt waren. Indessen gewinnt der Landschaftsmaler für seine Kunst von hier die beste Auffassung.

Nicht so der Dichter. Der betrachte, um es ganz in seiner Seele aufzunehmen, Paris von der höchsten Kante des Montmartre. Dicht an der nördlichen Seite der Stadt sich erhebend, ist dieser berühmte Berg der höchste Punkt in der Nähe. Das Auge überfliegt das weite, graubraune Dächermeer, von Rauch und Dampf schattirt. Die Sonne ist im Untergehen und das violette Licht gießt sich über das weite Seinethal aus. Dann hört man das dumpfe Geräusch aus der Tiefe, die tausend und tausend Stimmen der Jubelnden und der Klagenden, die Ambosschläge der Fabriken, das Rasseln der Maschinen, den Paukenklang der Musikchöre, den Gesang einer Sontag, das Geplärr eines Marktschreiers, das Gebrüll des

Digitized by Google

Schlachtviehes, alle diese Töne, die den Pariser betäuben, entzücken oder stumpf lassen, hier in der Höhe werden sie ein dumpfes Gebrause. Lege dich hier auf den dürren Gipsboden, blicke über dich, wo die ersten Sterne dich grüßen, schließe die Augen und du hörst unter dir den Strom der Zeit, heut wie gestern, und heut wie morgen. Das Leben lebt sich unten fort, bewußtlos, ohne Abtheilung, ohne Grenzen, ohne Aussicht. Die Gleichheit, so liebenswürdig in der Nähe, wie fürchterlich von hier oben! Das große Paris, worin die Welt aufgehen soll, wird ein einzelner Punkt, und alle Stimmen, die hier ertönen, werden ein dumpfer, unverständlicher Laut. Noch etwas höher, und man hört nicht mehr das Gebrause.

Meine Freunde wollten nie wieder auf den Montmartre, so unheimlich war ihnen von hier der abendliche Blick auf Paris. Wer die Einsamkeit in der Weltstadt sucht, der steige hier hinauf, und wenn er auch hundert Begleiter mitbringt, er wird sie finden.

W. Alexis.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juli.

Zunahme der Verbrechen im weiblichen Geschlecht. Maaßregeln dagegen.

Seit der Wiederherstellung der päbstlichen Regierung haben sich die Mordthaten, von Weibern an ihren Männern und Liebhabern oder auch an andern Weibern begangen, auf eine beunruhigende Weise vermehrt. Erst in diesen Tagen wurde ein junger Mensch von zwanzig Jahren, der erst seit neun Monaten verheirathet war, am Morgen früh, während seine Frau, kaum achtzehn Jahre alt, zum Scheine ausgegangen war, um einzukaufen, ermordet in seinem Bette gefunden. Der Frau läßt sich nichts beweisen; sie sagt, der Mann habe selbst Hand an sich gelegt. Das Sonderbarste bei der Sache ist, daß aus dem Schnitte im Halse durchaus nicht abzusehen seyn soll, ob er von eigener oder von fremder Hand herrührt. Diese Blutgier des weiblichen Pöbels schreibt man dem Umstande zu, daß hier kein Weib mit dem Tode bestraft werden darf, sondern daß jede mit lebenslänglicher Einkerkerung davon kommt. Es sollen daher mehrere bedeutende Männer dem Pabste eine Schrift überreicht haben, in welcher sie die traurigen Folgen dieses Gesetzes schildern und um Abschaffung desselben bitten. Der Pabst soll die Sache in reifliche Ueberlegung gezogen und sich geneigt gezeigt haben, dem Gesuche zu willfahren. Nun sollen, heißt es, in den nächsten Tagen zwei Weiber, welche ihre Männer ermordet haben, guillotinirt werden. Dabei, daß bis jetzt die Capitalstrafe der Weiber in lebenslänglicher Einkerkerung bestanden hat, ist dem Menschenfreunde und Beobachter von jeher auffallend gewesen, daß die zu dieser Strafe verurtheilten Weiber nicht abgesondert, sondern mit andern weiblichen Gefangenen, und nicht allein mit eigentlichen Verbrecherinnen, sondern selbst mit solchen Personen, deren ganzes Vergehen in einem Verstoße gegen die Sittlichkeit besteht, vermischt werden. Welchen Nachtheil muß für Mädchen oder Frauen, die sich, trotz ihres regellosen Lebenswandels, recht gut vom Hange zu eigentlichen Verbrechen frei erhalten haben können, das Zusammenleben mit Diebinnen, Räuberinnen und Mörderinnen haben! Der vorige Pabst hatte alle diese Weiber aus dem Michaels-Hospitale, welches eigentlich ein Waisenhaus ist, weg- und auf den Diocletianischen Terminenplatz bringen lassen, „damit," war seine Aeußerung, „die Unschuld der im Hospitale erzogenen Kinder, durch das Zusammenleyn in einem und eben demselben Gebäude mit verworfenen Weibern, nicht gefährdet werde." Da der Terminenplatz im Geruche der ungesunden Luft steht, hatte man diesen Grund geltend zu machen gesucht, um ihn von seinem Entschlusse abzubringen; er aber war standhaft geblieben, ja hatte sogar zur Antwort gegeben: „Was schadet es, wenn dieser Abschaum des weiblichen Geschlechts jährlich mit ein paar Fiebern zu kämpfen hat?" Ist dies wirklich seine Aeußerung gewesen (woran jedoch noch sehr zu zweifeln steht), so muß man sie für Ironie nehmen, denn er selbst glaubte an keine ungesunde Luft in Rom. Davon hat er durch seine beständige Residenz auf dem Vaticane, wo, nach dem allgemeinen Glauben, in den drei Sommermonaten der Sensenmann stark spuken soll, den deutlichsten Beweis gegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 194:

Streben. Reben. Eben. Ben. n.

Räthsel.

Die Kaserne.

Ich bin ein kleines Haus
Und gleiche grauem Löschpapier;
Viel schlanke Krieger zieh'n bei mir
Oft ein und aus.

Im schönen grünen Wald,
Da bauten sie mich selber hin,
Nach freier Beute steht ihr Sinn,
Die macht sich bald.

Sie haben keine Wehr,
Als jeder einen kleinen Spieß.
Der sucht sein Ziel und trifft's gewiß,
Der scharfe Speer.

Sie haben keinen Herrn,
Und sammeln keinen Vorrath ein,
Sonst würden's etwa Bienen seyn;
Frei sind sie gern.

Und wenn sie müde nun
In meinen Kammern sich versammeln,
Und künstlich sich darin verrammeln,
Um auszuruhn:

So störe du, mein Kind,
Die ruhenden Freibeuter nicht,
Sonst fahren die Spieße dir ins Gesicht.
Und du bist blind.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 201.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. August 1830.

Ein feuchter Schleier webt ſich vor das Auge,
Wenn an das Herz des Herzens Stimme klingt.

V. Hugo.

Der Graf von Aichelberg.

„Seht ihr das Gut am Berge dort?
Es glänzt wie grüner Edelſtein;
Deß Lehen ſoll's von heute ſeyn,
Der zu mir ſpricht das liebſte Wort!“

Und alle Mannen, die zu Pferd
Dem Grafen folgen in das Thal,
Zu ſprechen heben an zumal
Ein Wörtlein, das ihm däuchte werth.

Da heißt er gütig, heißt er ſchön,
Ein reicher Herr an Volk und Feld,
Uralt von Stamm, ein ſtarker Held,
Sein Schloß das herrlichſte der Höh'n.

So hallt ſein Lob zum Roſſeshuf;
Da ſteht am Weg ein Mütterlein,
Am Stab gebeugt, vom Alter klein,
Die läßt ertönen ihren Ruf.

„Du lieber Sohn! Gott grüße dich!“
So ſchallt ihr Gruß am Pferd empor,
Der Graf neigt ſchmerzlich Aug' und Ohr,
Die ſtolzen Ritter wundern ſich.

„Was ſprichſt du für ein thöricht Wort?
Die Mutter liegt im Grabe mir,
Sie war der Edeltöchter Zier,
Von ihrer Bruſt trug man mich fort!“

Da ſprach das Mütterlein: „Ja, Sohn!
Man trug dich fort von ihrer Bruſt,
Doch eh du ſpürteſt den Verluſt,
Lagſt du an meinen Brüſten ſchon!

„Dein Auge, das ſo traurig ſchaut,
Es lachte hold an mir empor,
Es lauſchte meinem Lied dein Ohr,
Und ſanft war deiner Stimme Laut.

„In deinen Adern floß mein Blut,
Ich ſtahl die Milch dem eignen Sohn;
Drum laß mir meinen Ammenlohn:
Ich nenne „Sohn“ dich wohlgemuth!“ —

Im Nebel ſchwamm des Grafen Blick,
Und vor ihm ſchwankte Berg und Thal,
Dann ward ſein Aug' ein Sonnenſtrahl,
Er bog vom Pferd ſein ſtolz Genick.

Die Rechte bot er dar der Frau,
Sein Mund auf ihrer Lippe ruht,
Den Rittern ſtieg zu Haupt ihr Blut,
Er aber deutet' auf die Au':

„Siehſt du das Gut am Berge dort?
Es glänzt wie grüner Edelſtein;
Dein Lehen ſoll's von heute ſeyn,
Du ſprachſt zu mir das liebſte Wort!“

Guſtav Schwab.

Ueber sympathetische Uhren.

Auch eine Ansicht von der Nachtseite der Natur.

Von Dr. Nürnberger.

Sympathetische Uhren? werden die Leser fragen, wir haben wohl von sympathetischen Kuren, von einer Sympathie der Seelen u. s. w. gehört, aber eine Sympathie zwischen Uhren?

Man hat schon vor Jahrhunderten mit Grund behauptet, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gebe, von welchen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt, und die Natur besitzt eine Nachtseite, vor welche die besonnene Forschung mehr fragend und rathend, als errathend tritt. Mit den sympathetischen Uhren, d. h. mit den Uhren, zwischen welchen eine geheimnißvolle Sympathie besteht, wie wir sehen werden, hat es so gut seine vollkommene Richtigkeit, wie mit den sympathetischen Kuren. Was aber die lezteren betrifft, so weiß ziemlich Jedermann einzelne Erfahrungen darüber beizubringen, wenn auch der Begriff der Sache selbst in ihrem ganzen Umfange nicht scharf bestimmt seyn mag. Als das bei aller Sympathie wirksame Agens muß man schlechterdings eine gewisse, wenn auch unerklärbare, geheimnißvolle Wechselwirkung zwischen den verschiedenen organischen Wesen und unorganischen Körpern der Natur annehmen, eine Wechselwirkung, welche sich zwischen Menschenkörpern und Geistern, Gestirnen, Thieren, Pflanzen u. s. w. offenbart, und welche eben so wenig handgreiflich dargethan, als frech weggeläugnet werden kann. Es gehört diese geheimnißvolle Wechselwirkung, wie gesagt, zu der unendlich großen und noch unendlich interessanteren Nachtseite der Natur, zu welcher der aufrichtige Forscher nur mit ehrfurchtsvollem Schauer tritt.

Eine solche Sympathie nun, wie sie in diesem Sinne geheimnißvoller Wechselwirkung selbst zwischen leblosen Körpern bestehen kann, ist unlängst von dem berühmten Pariser Uhrkünstler und Mechaniker der französischen Marine, Breguet, auch zwischen Uhren entdeckt worden, und diese eben so geheimnißvolle als interessante Entdeckung ist es eben, die ich den Lesern hier vorlegen will. Zwei, mit der größten Sorgfalt und genau nach denselben Grundsätzen, Verhältnissen und Dimensionen verfertigte Uhrwerke werden in demselben Gehäuse dergestalt neben einander befestigt, daß beide Unruhen einander so nahe als nur irgend möglich kommen, ohne sich jedoch wirklich zu berühren. In diesem Zustande wird zwar der Gang beider Uhren, aller angewandter Sorgfalt ohnerachtet, anfänglich immer noch nicht vollkommen übereinstimmen, ja es werden sich in dieser ersten Zeit mitunter ziemlich beträchtliche Differenzen zeigen, deren gänzliche Wegräumung auch alle blos mechanischen Kräfte und Kunstgriffe selbst der vollkommensten Uhrmacherkunst übersteigt; allmählig aber fangen die solchergestalt eng vereinigten Uhrwerke an, einen geheimnißvollen sympathetischen Einfluß auf einander zu üben, dergestalt daß sie, wie unglaublich es auch klingt, fernerhin nicht im mindesten mehr von einander abweichen, indem die Schwingungen beider Unruhen nunmehr ganz genau mit einander übereintreffen und beide Zeiger durchaus denselben Strich zeigen. Am merkwürdigsten dabei ist, daß die Uhren in dieser Vereinigung nicht absolut richtig zu gehen brauchen, sondern daß vielmehr eine kleine Unrichtigkeit der einen den richtigeren Gang der andern sogar alteriren kann, um nur den sympathetischen Hauptzweck des Wechseleinflusses, nämlich die vollkommene Gleichheit des beiderseitigen Ganges, zu erreichen. An der vollkommenen Zuverläßigkeit dieser Resultate einer solchen Uhrenvereinigung darf aber gar nicht gezweifelt werden, da dieselben von den Astronomen des Pariser Bureau des longitudes sowohl ihrer unendlichen Merkwürdigkeit, als des davon zu erwartenden Nutzens wegen, einer langen und äußerst strengen Prüfung unterworfen und durchaus bestätigt worden sind. Von der geheimnißvollen Ursache dieses regulirenden Wechseleinflusses endlich haben die auf diese Weise konstruirten Uhren den Namen der sympathetischen Doppelchronometer erhalten.

Bei dem Interesse, welches diese Entdeckung darbietet, habe ich mich zuvörderst bemüht, noch andere Beispiele eines solchen sympathetischen Wechseleinflusses anscheinend frei und von einander unabhängig bewegter Körper aufzufinden, und habe Spuren ähnlicher Beobachtungen auch schon in älteren Schriften angetroffen. So bemerkt bereits der berühmte holländische Mathematiker und Naturforscher Huygens *), daß die Pendel zweier nahe neben einander gehender Uhren einen Wechseleinfluß auf einander ausüben, und ein Ungenannter theilt im Märzhefte des Journal des savans für 1665 eine Beobachtung mit, welcher zu Folge die Schwingungen solcher Pendel, ihre gleiche Länge vorausgesezt, nach einer gewissen Zeit übereinkommen. Noch wichtiger aber sind die Erfahrungen des englischen Naturforschers Ellicot **), welcher zwei Pendeluhren, jede in einem besondern Gehäuse, an die nämliche hölzerne Latte lehnte, und zu seiner großen Ueberraschung wahrnahm, daß in dieser Verbindung die Pendel beider Uhren, wenn sie Bogen von einer gewissen Größe beschrieben, ihre Ungleichheiten durch gegenseitige Beschleunigung oder Verminderung auf eine höchst merkwürdige Art ausglichen, bei Beschreibung sehr kleiner Bogen aber einander abwechselnd zum Stillstehen und zur Bewegung brachten.

Der gegenseitige Einfluß nahe neben einander gehender Uhrwerke ist also auch schon vor Breguet längst bekannt gewesen, und ihm kommt nur das Verdienst der Anwendung dieses Umstandes auf Regulirung des Uhrenganges

*) In seinem bekannten Werke: Horologium oscillatorium.
**) Philosophical Transact. 1741.

Digitized by Google

selbst und der Bezeichnung der geheimsten Natur dieses Wechseleinflusses, durch die Beziehung auf Sympathie, zu. In der That mag man das, was bei den sympathetischen Uhren vorgeht, analysiren wie man will, so bleibt kaum etwas anderes, als jene Beziehung auf eine geheimnißvolle sympathetische Neigung der Natur übrig. Das Plausibelste wäre vielleicht noch, anzunehmen, daß zwei neben einander gehende, durch dieselbe Unterlage oder andere Verbindung mit einander kommunicirende Uhrwerke beide dieser Unterlage ihre Vibrationen mitzutheilen streben und, bei getheilter Wirkung auf dieselbe, eine Kompensation hervorbringen, deren Rückwirkung sich hernach auf die Uhren selbst äußere; allein es bleibt, auch unter dieser Voraussetzung, bei näherer Betrachtung, noch so vieles im Vorgange unerklärt, daß man schlechterdings zur Sympathie seine Zuflucht nehmen muß.

Diejenigen Vorgänge in der Natur, welche man unter dem Namen der sympathetischen zusammen begreift, haben schon die Aufmerksamkeit der ältesten Naturforscher erregt. Man mußte gewahr werden, daß in unzähligen Fällen, ohne alle in die Sinne fallende Verbindung oder sonstigen Causalbezug, zwei oder auch mehrere Körper die auffallendsten Wechselwirkungen und Einflüsse auf einander zeigen. Dergleichen Einflüsse erklärte die scholastische Philosophie aus einer geheimen, unbekannten Verbindung, die sie zu ihren „verborgenen Qualitäten (qualitates occultæ)“ zählte, und mit dem Namen Sympathie oder Antipathie belegte, nachdem der hervorstechende Charakter jenes Einflusses eine Neigung oder Abneigung anzudeuten schien. Weder der Ausdruck noch der Begriff sind also blos eine neuere Erwerbung, und tausendjährige Erfahrungen stehen ihnen, neben dem Volksglauben *), als Autoritäten zur Seite. Auch gibt es ganz unverkennbare Aeußerungen, sowohl der Sympathie als der Antipathie, bei welchen man sich gezwungen findet, eigenthümliche, geheime Gründe der Zuneigung und Abneigung anzunehmen, ohne darüber etwas Bestimmteres anzudeuten, weil sich diese Fäden in die dunkle Region der Gefühle verlieren. Die Philosophen, welche in der neuern Zeit jene Andeutungen der Scholastiker über Sympathie und Antipathie weiter verfolgt haben, und unter ihnen einer der hellsten jetzt lebenden Köpfe, Krug zu Leipzig, haben daher auch keinen Anstand genommen, eine eigene Wahlverwandtschaft der Geister und Körper in der ganzen Natur als letzten Grund aller sympathischen und antipathischen Erscheinungen anzunehmen, und dieser fruchtbare Gedanke dürfte tief in das eigentliche Wesen des sympathetischen Naturgeheimnisses hinabführen. Die Sympathie der Seelen scheint sich demnach auf eine geistige Wahlverwandtschaft zu gründen, die aus der innigsten, uns vielleicht selbst kaum bewußten Beziehung zu ähnlich organisirten Gemüthern entspringt; und es wird leichter, nach einer solchen Voraussetzung, auf den Begriff einer Sympathie, welche durch die ganze Natur, und selbst durch ihren scheinbar unbelebten Theil herrscht, überzugehen. Der sonst fast unbegreifliche Wechseleinfluß unserer sympathetischen Uhren z. B. dürfte sich hiernach auf eine sympathetische Neigung der, jene Kunstwerke in Bewegung setzenden und erhaltenden Urkräfte der Natur zurückführen lassen, unter den rechten Umständen einen gewissen Rhythmus der Bewegungen zu begünstigen, eine Idee, auf welche der Verfasser dieses Aufsatzes Werth legt, und deren weitere Ausführung, die sich für die engen Grenzen dieser Blätter nicht eignet, er den Lesern selbst überläßt.

*) Wie sehr man die Thatsachen, welche der Volksglaube in seiner Unschuld geltend macht, zu respektiren hat, und mit welcher Vorsicht die scheinbar am besten begründeten Doctrinen angewendet werden müssen, wenn sie mit jenen Thatsachen in Widerspruch gerathen, davon hat die neueste Naturerscheinung wieder ein auffallendes Beispiel gegeben. Bekanntlich bezeichnet der Volksglaube die Eisschollen, mit denen sich die Ströme bei den ersten bedeutenderen Frösten bedecken, mit der Benennung Grundeis, und weist ihnen dadurch ihren Ursprung auf dem Grunde der Gewässer an. Gegen diese Behauptung hat sich die gelehrte Physik des ganzen vorigen Jahrhunderts erhoben, und Nollet z. B. beweist in der Hist. de l'acad. roy. des sc. 1773 nach seiner Meinung die gänzliche Unhaltbarkeit dieses Volksglaubens. Gleichwohl aber haben neuere Forschungen auf ganz unzweifelhafte Weise dargethan, daß er vollkommen gegründet sey, und ich will mit dieser Anführung nur nochmals diejenige Bescheidenheit einschärfen, welche eine umsichtige Naturforschung, dem so oft verlachten Volksglauben gegenüber, nie verläugnen sollte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Baaden, August.

Verschönerungen. Badeleben.

Die großen Veränderungen im gesellschaftlichen Leben von Europa seit der französischen Revolution haben sich besonders auch in den Bädern sichtbar gemacht. Man besucht jetzt den Sommer über wenig mehr einsame Landgegenden, sondern strömt an Heilquellen zusammen, wo mit der schönen Natur zugleich alle Lockungen der Stadt sich auf einige Monate vereinigen. So ist es gekommen, daß unter acht- bis zehntausend Fremden, welche jährlich Baaden besuchen, wohl kaum zweitausend eigentliche Kurgäste gezählt werden. Viele weilen hier, um sich zu zerstreuen oder neue Zerstreuungen zu suchen, und mit dem zwanglosen Aufenthalte alle Annehmlichkeiten der Gesellschaft und alle Genüsse der verlassenen Stadt zu verbinden. Dadurch hat Baaden, wo man früher nur unbedeutende Wohnungen mit bescheidener bürgerlicher Einrichtung fand, sich seit ungefähr zwanzig Jahren so gänzlich umgewandelt. Elegante Wohnungen mit aller Pracht und Bequemlichkeit des Luxus, reizende Anlagen, glänzende Soirées, Konzerte, Bälle, Restaurationen, die es den Parisern gleich thun ꝛc., sind nach und nach entstanden, und wo sonst einsame Spaziergänger oder traute Gruppen zu Fuße wanderten, begegnet man jetzt modernen Equipagen, hübschen Miethwagen, eleganten Reitern und Reiterinnen, theils auf festbaren Pferden, theils auf Eseln, die besonders für Kinder und schüchterne Frauen gewählt werden. Auch das gehört unter die neuen Erscheinungen am hiesigen Kurorte, daß die Zahl von Kindern und Frauen die der Männer gewöhnlich über-

Digitized by Google

steigt, wodurch allerdings das Badeleben eine reizendere Mannigfaltigkeit erhält, und der Ort selbst mehr die Physiognomie einer großen Stadt, die sich plötzlich bildet, um dann wieder auf sechs Monate zu verschwinden.

Der Badebesuch beginnt mit dem Mai und endigt mit dem Oktober. Die größern Wohnungen werden gewöhnlich schon im Anfange des Frühlings gemiethet und meist für die ganze Kurzeit. Baaden ist allmälig ein europäisches Bad geworden; man kann das jährliche Verhältniß der Fremden aus allen Theilen Europas folgendermaßen annehmen: ⅓ Deutsche, eben so viele Engländer und Franzosen, und ⅓ Niederländer, Italiener, Russen, Polen, Amerikaner ꝛc. Die hier den Sommer über herrschende Sprache ist darum auch die französische. Dagegen bilden die verschiedenen, meist leicht kennbaren Nationalphysiognomien, die mancherlei Sitten, die bisweilen seltsam abstechenden Trachten ein überraschendes und anziehendes Gemälde. Die nationellen Verschiedenheiten der Badegäste machen sich hier auch im täglichen Leben bemerklich. Den Engländer erkennt man schon an Gang und Haltung, an seinem Frühstücke, an der Zeit seines Mittagessens; bei aller Wirthschaftlichkeit liebt er Eleganz und Bequemlichkeit, ist weniger umgänglich, und die Familien halten sich im Ganzen ziemlich abgeschlossen. Dagegen haben die meisten englischen Frauen bedeutsame Physiognomien; die häuslich-religiöse Erziehung ist überall in ihrem Thun und Wesen sichtbar; sie lieben Kunst und Natur und beschäftigen sich häufig mit Musik und Zeichnen. Schon zum Theil ihre Kleidung und Haltung verräth auf den ersten Blick die brittische Insulanerin. Der Franzose ist genügsamer, geselliger, anschließender, höflicher. Dabei bleibt er unverändert in der Fremde, wie in seinem Lande. Den Britten lernt man erst auf seiner Insel kennen, den Franzosen überall, wo man ihn findet.

Man sollte übrigens denken, der Aufenthalt an einem Badorte, der von so vielen Menschen aus allen Theilen des gebildeten Europa besucht wird, müsse sehr kostbar und für Manche außerdem ziemlich lästig seyn. Dies ist jedoch bei Baaden keineswegs der Fall, indem hier jeder Fremde ohne Zwang, nach seinem Sinn und seiner Börse leben kann. Auch bietet dieser Kurort, in seinen reichen Umgebungen, eine Menge Spaziergänge dar, wo der Freund der Natur und der ländlichen Stille vom Lärm und Gewühl der bunten Menge unberührt bleibt. Es sind hier nur zwei Punkte, auf denen sich die größere Menschenzahl (meist in den Abendstunden) hin und her bewegt: die Anlagen um das Conversationshaus und die heitern Alleen, die nach dem Kloster Lichtenthal und von da in das romantische Beurerthal führen. Aber auch hier, wo der Reichthum und die Mode ihren Schimmer entfalten, kann man sich unbeachtet, im schlichten Ueberrocke, in das wogende Gedränge mischen, und selbst Gecken, die durch bizarre Kleidung Aufmerksamkeit erregen wollen, wie dies bisweilen geschieht, erregen keine Aufmerksamkeit und finden sich in ihrem lächerlichen Calcul getäuscht.

Wer das: Freut euch des Lebens, zu seinem täglichen Morgensegen macht, der darf in Baaden nicht über Mangel an Gelegenheiten klagen, seine Zeit, sein Geld und, wenn er will, auch seine Gesundheit los zu werden. Für das öffentliche Vergnügen bestehen hier: 1) Ein gesellschaftlicher Verein unter dem Namen Union, 2) ein Theater, 3) eine Spielbank. Die Union versammelt sich Abends nach dem Theater im Conversationshause, wo zugleich eine Restauration ist. Nur Personen aus den gebildeten Klassen der Gesellschaft werden zugelassen. Man abonnirt sich auf eine bestimmte Zeit, oder löst jedesmal sein Eintrittsbillet. Die Unterhaltung besteht in Gesprächen, Musik und Tanz; jeden Sonnabend ist bal paré. Wer bloßer Zuschauer seyn will, geht auf die Gallerie. Höchst anziehend für den Beobachter ist dieser gesellige Verein durch die Mischung von verschiedenen Nationen; der Fremde findet hier eine günstige Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen; es herrscht dabei Anstand ohne Zwang, und die verschiedenen Nüancen von Rang und Stand verlieren sich in geselliger Lust und dem heitern Gefühl eines in solchen Momenten unabhängigen Daseyns.

In dem niedlichen, geschmackvollen Theater, welches einen Theil des Conversationshauses ausmacht, spielt gewöhnlich die Freyburger Aktiengesellschaft, die zu den besten kleinen Gesellschaften in Deutschland gehört. Manche Stücke gehen mit einer Rundung, einer Lebendigkeit, wie man sie nicht immer auf größern Bühnen sieht. Die Oper wird mehr besucht (auch von Engländern und Franzosen ꝛc.) als das Schauspiel. Das Orchester könnte besser seyn. Die Blasinstrumente sind gut, aber es fehlt ein gutes Violinquartett.

Rom, Juli.

(Beschluß.)

Hitze. Krankheiten. Große Fruchtbarkeit.

Wir haben hier, seit Anfang des Juli, eine ungemein starke und anhaltende Hitze; das Barometer erhält sich fast stets auf 29 Grad Reaumür. Dabei hat es seit länger denn zwei Monaten nicht geregnet. Diese Dürre, bei stetem, heftig wehenden Nordostwinde, fängt an, nicht sowohl Fieber, als vielmehr Brustbeschwerden zu erzeugen, und die Krankheiten, deren während der Monate Mai und Juni auffallend wenige gewesen waren, bedeutend zu vermehren. Auch Diarrhöen, vom unmäßigen Genusse des unreifen Obstes erzeugt, grassiren in der untern Volksklasse. So können die Apotheker nicht genug Abführungsmittel anschaffen, und das Oglio di riccini steht bei ihnen in doppelten Reihen aufgeschichtet. Das Oglio di riccini ist die Panacee der Römer; wer zehn Oktaven davon im Leibe hat, glaubt sich unsterblich. Daher vergeht kein Monat, wo nicht eine Dosis genommen wird. Wer es versäumt hat und sich unpäßlich, das heißt außer Stande fühlt, seine gewöhnlichen vier Mahlzeiten in derselben genau abgemessenen Quantität zu halten, der sagt erbost zu sich selbst: „Geschieht mir doch recht; warum habe ich kein Oglio di riccini genommen!“ Trotz dem gibt es Leute, die einen unbesiegbaren Widerwillen dagegen haben; unter diesen mag der verstorbene Pabst Pius VII. den ersten Rang behauptet haben; nichts hat ihn in seiner letzten Krankheit bewegen können, eine Portion davon zu nehmen, selbst nicht der Fußfall seines Lieblings, des nun auch verstorbenen Kardinals Consalvi.

Gehe ich von den Riccinibeeren zu den übrigen Vegetabilien über. Diese sind alle ohne Ausnahme dieses Jahr besser gerathen, als man es seit langer Zeit erlebt hat. Die Kirschen wurden am Ende nicht mehr nach Pfunden, sondern wagenweise verkauft, und die Apricosen hat man auf die Düngerhaufen werfen müssen; dasselbe wird wahrscheinlich auch mit den Pfirsichen geschehen, welche in noch größerer Menge vorhanden sind. Was aber die allgemeine Freude auf den höchsten Grad steigert, ist der ungemeine Ertrag, den die Weinlese verspricht; man sieht keine Blätter, sondern nur Beeren. Das Volk scheint schon im Voraus betrunken zu seyn. Der Wein hat daher beträchtlich abgeschlagen; derjenige, von welchem die Foglietta (zwei große Biergläser) fünf Bajocchi (ein Geringes mehr denn zwanzig Pfennige) kostete, wird jetzt für drei gegeben; ja die unterste Klasse kann welchen für zwei und für anderthalb Bajocchi trinken. So fließt der Wein, als wenn es Wasser wäre. Wollte der Himmel, es mischte sich nicht auch Blut darunter!

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 202.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 24. August 1830.

Was hier nicht ist, das siehst du dort,
Sein Eignes hat ein jeder Ort,
Und jeder liebt das Seine.

Cramer.

Parallele zwischen dem Reisen in Deutschland und in Frankreich.

Indem ich mir vornehme, im Folgenden das Reisen in Deutschland und in Frankreich neben einander zu stellen, hebe ich einige Hauptmomente heraus: die Landstraßen, die Menschen, die Gasthöfe, die Gegenden und die verschiedenen Reisemethoden.

Was zunächst die Straßen betrifft, so werden die Beschreibungen derselben, wie wir sie noch in Büchern, die vor dreißig Jahren geschrieben sind, finden, bald zu den Mährchen gehören. Fänden wir nicht glücklicherweise noch eine Menge Neben- oder sogenannte Landwege, die uns das Bild der ehemaligen Straßen vergegenwärtigen, so würden wir alle jene Beschreibungen für Fabeln, oder doch für die ungeheuersten Uebertreibungen halten. Vergleichen wir die jetzigen Straßen in Deutschland mit denen in Frankreich, so gebührt ohne alle Widerrede im Allgemeinen den ersten der Vorzug. Als Normal können die Chausseen in Böhmen an die Spitze gestellt werden. Wer einmal von Prag nach Karlsbad gefahren ist, dem genügt so leicht keine andere Straße. Ganz dieser gleich war im Anfange die von Breslau nach Berlin. Leider hat dieser aber die Zeit sehr schnell Runzeln eingedrückt. Die durch Oberschlesien dagegen steht noch in ihrer jugendlichen Blüthe da, und kann mit jeder wetteifern. In Bayern, Würtemberg und Baden hat man wenig zu klagen; auch ist man dort besonders der Ueberlast überhoben, alle Augenblicke durch einen Schlagbaum aufgehalten zu werden, um Wegegeld zu bezahlen, indem man es ein für allemal an der Grenze entrichtet. Schön ist es freilich, gute Wege zu finden, aber die Freude darüber wird sehr gemäßigt, wenn man, wie in Sachsen und Preußen, so viel dafür zu bezahlen hat. Da komme man einmal nach Frankreich; dort fällt es niemanden ein, sich den Weg bezahlen zu lassen, weil es der Staat für Schuldigkeit hält, gute Wege zu unterhalten. Sind nun auch dort die Straßen mitunter etwas uneben, so kommt dieß von dem unbeschreiblich vielen Fahren auf denselben. Nur die kurze Strecke vor Wien, wo die Straßen von Prag und Brünn sich vereinigen, gibt ein Bild von dem Treiben auf der Straße von Metz nach Paris. Wenn nun auch alles Mögliche gethan wird, einen solchen Weg gut zu erhalten, so kommt man bei schlechtem Wetter damit doch nicht zu Stande, weil wenige Stunden hinreichen, um sie wieder zu verderben. Im Ganzen sind auch die dortigen Straßen viel zu wenig mit Vorräthen von Kies und zerschlagenen Steinen versehen, um jede schadhaft gewordene Stelle sogleich wieder herzustellen.

Was die Menschen betrifft, mit welchen man auf Reisen in nähere oder entferntere Berührung kommt, so wird der Deutsche natürlicherweise in seinem Vaterlande mehr angesprochen als in Frankreich. Jedoch ist dieß in den verschiedenen Gegenden Deutschlands nicht überall gleich. Im Norden findet er eine Art von geschraubter Bildung, im Süden dagegen mehr Gemüthlichkeit.

Digitized by Google

Wenn in Deutschland, besonders im östlichen und nördlichen Theile desselben, die Menschen sich mit ihren Arbeiten zurück in die Häuser ziehen, so wird dagegen in Frankreich alles öffentlich getrieben. Man sollte dabei freilich glauben, daß durch das immerwährende Vorübergehen und Fahren die Arbeiter gestört werden müßten; es ist dieß jedoch wenig der Fall, und die Gewohnheit macht, daß die Menschen sich, trotz ihrer natürlichen Neugierde, wenig darum bekümmern, was vorbei passirt.

Werfen wir aber einen Blick auf Gestalt und Schönheit, und fassen wir dabei besonders das weibliche Geschlecht ins Auge, so verliert Frankreich sehr gegen Deutschland. Einen fast ununterbrochen unangenehmen Anblick hat man im Elsaß und Lothringen. Denn sind auch die Mädchen dort mitunter noch erträglich anzusehen, so wendet man doch seine Augen unwillkührlich ab, wenn man betagten Frauen begegnet. Man hätte sich zwar in Würtemberg und Baden schon mitunter an diesen Anblick gewöhnen können, aber die vielen scharf gezeichneten und mit lieblichen Zügen begabten jungen Gesichter geben hier reichlichere Entschädigung als dort. Vielleicht übt die Gewohnheit, von Jugend auf schwere Lasten auf dem Kopfe zu tragen, großen Einfluß auf die Verzerrung der Gesichtszüge. Könnte man einzelne Gegenden des übrigen Deutschlands, z. B. Salzburg, Oberösterreich, Schlesien, Sachsen u. a. unmittelbar nach dem Elsaß und Lothringen durchreisen, so würde man einen höchst angenehmen Eindruck empfinden. Denn die vielen dort vorkommenden, zartgeformten und mit so lieblichen Zügen begabten Madonnengesichter würden einen schroffen Gegensatz mit jenen braunen, verzogenen und tief gefurchten bilden. Trotz ihrer Eitelkeit, räumen selbst die Franzosen, als wahre Kenner, ein, daß Deutschland unter den Frauen ungleich mehr Schönheiten aufzuweisen hat, als Frankreich. Nach ihren Begriffen würden diese aber noch mehr Reiz haben, wenn sie plus de coquetterie hätten, wie sie sich ausdrücken. Und gerade daß sie diese nicht haben, das ist es, was wir Deutschen unsern Frauen zur Tugend rechnen. Man muß freilich den Begriff genau kennen, den die Franzosen mit dem Worte coquetterie verbinden. Bei ihnen bezeichnet es das Streben, sich angenehm und auf seine Umgebungen einen günstigen Eindruck zu machen. Daß es häufig in das übersieht, was wir Deutschen hineinlegen, nämlich in Gefallsucht, ist sehr natürlich.

Beobachten wir die Menschen in ihrer Nationalität, so kommen wir auf ganz verschiedene Resultate. Während man in Deutschland die Deutschen sucht, ist in Frankreich jeder Knabe, der uns aufstößt, ein Franzose. Seine charakteristische Lebhaftigkeit, sein Nationalstolz, sein Gemeingeist, der sich in allen Aeußerungen kund thut, alles macht ihn zu einer Partikel eines großen Körpers, der Nation. Welch ein Zusammenhang, welch eine übereinstimmende politische Ansicht fand ich im Mai dieses Jahrs, nachdem die Deputirtenkammer aufgelöst worden war. Es war darum auch gar nicht schwer, zu prophezeihen, daß, trotz aller Bemühungen des Ministeriums, bei den neuen Wahlen die Liberalen den glänzendsten Sieg davon tragen würden. Encore une dissolution et nous avons une revolution, war der vielfach wiederhallende Refrain. In Deutschland würde man, wenn in einem Staate desselben Aehnliches von Seiten der Regierung geschähe, sich Anfangs verwundern, und zulezt die Deputirten auslachen, die man nach Hause geschickt hätte.

Will man das Volk in Parade sehen, so geben die Sonntag-Morgen in Deutschland dazu die beste Gelegenheit. Im großen Staate wallt alles zur Kirche, und auf dem Lande kommen dann alle charakteristischen Nationaltrachten zum Vorschein. So ist es aber in Frankreich nicht, denn wenig merkt man dort vom Sonntage. Bis gegen Mittag werden alle Geschäfte, Handel und Arbeiten aller Art getrieben, und nur erst dann puzt man sich etwas und gönnt sich Ruhe. Der Besuch der Kirchen wird aber noch schwach getrieben, und so viel Mühe sich auch die Väter der Propaganda geben, noch ist es ihnen nicht gelungen, auch nur äußerlich die Ehre der Kirche wieder herzustellen. Die Ursache davon ist in zweierlei zu suchen. Einmal ist der Franzose nicht bigott, und jede etwaige Anlage dazu hat die Revolution zerstört; zweitens ist in Frankreich jezt die Religion in die Politik gezogen worden. Religiös seyn, ist fast synonym mit Royalist seyn. Die Liberalen können also das erste nicht, weil sie das zweite anzunehmen oder sich dessen verdächtig zu machen fürchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Cretinismus.

In der Versammlung der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher in St. Gallen am 27ten Juli d. J. wurde von Dr. Trorler aus Basel eine sehr scharfsinnige Denkschrift über das endemische Uebel der Schweiz, den Cretinismus und seine Formen, vorgetragen. Da die Schlußbetrachtungen dieser Abhandlung nicht nur allgemein interessant sind, sondern auch, weil jenes Uebel leider überall sich findet, gemeinnüzig werden können, so theilen wir sie hier mit.

* * *

Das innerste Leben des Menschen, und zwar um so mehr, je näher er seinem Ursprung ist, beruht auf einer geheimen Wechselwirkung mit einer in der körperlichen verborgenen geistigen Außenwelt, die nur zuweilen, und alsdann mit auffallenden und der materialistischen Ansicht unerklärbarn Erscheinungen aus ihrer Hülle hervortritt Unbefangene Naturforscher haben dieß auch schon längst geahnet, nur nicht zur Theorie ausgebildet. Eine Spur der

Digitized by Google

Art findet sich bei unserem Zimmermann; er sagt: „Der Sonnenstich ist in der Schweiz auf dem Lande nichts ungewöhnliches. Ich habe Landleute gesehen, die auf ihrem Acker plötzlich niedergesunken und gestorben sind, andere, die von dieser hitzigen Krankheit genasen, aber nachdem sie das Bett verlassen und von neuem der Hitze sich ausgesezt hatten, in wenig Stunden starben. Auch sehr heftige Tobsuchten sah ich auf diese Weise entstehen. Im untern Wallis müssen die Einwohner ihre Kinder im Sommer auf die hohen Berge versenden, damit sie nicht in den zwischen hohen Felswänden liegenden Thälern wahnsinnig werden. Vermuthlich gibt es nur aus dieser Ursache in dem von Rousseau so ungemein gelobten Wallis so viele Thoren, daß deren Zahl in den Ebenen zwischen den Bergen unglaublich ist.“ Um solche animalisch-tellurische Einflüsse in einer höheren Betrachtungsweise würdigen zu lernen, nehme man hinzu, was Ackermann von der sonderbaren Wirkung der von Schnee- und Gletscherfeldern zurückprallenden Sonnenhitze, was Saussure von ähnlichen Verhältnissen in seinen Alpenreisen, was Humboldt und viele andere von sonderbaren Wirkungen athmosphärischer Störungen unter gegebenen Lokalverhältnissen erzählen. Man vergleiche die noch von Niemand erörterten höchst merkwürdigen Wirkungen des südlichen Alpenwindes, den wir Fön nennen, und man erforsche die hieher gehörige, ihrem Wesen nach immer noch dunkle Seekrankheit, die aus Sumpfluft entspringenden Wechselfieber u. s. w. Doch es muß genügen, zu unserem Zweck diese Idee angedeutet zu haben.

Kant hatte schon in seiner Anthropologie die Intelligenz der Taubstummen, die er nur für ein Analogon der Vernunft erklärte, Itard in seinem Buche über die Krankheiten des Gehirnorgans die Moralität derselben tief herabgewürdigt, indem er lehrte: „l'homme n'est aimant, que parce qu'il est éclairé et civilisé;“ andere Philosophen und Humanisten haben mit gleicher Befangenheit und Härte die Blindgebornen beurtheilt, indem sie wie kurzsichtige und engherzige Theologen wähnten, alles Licht und Heil könne nur von außen in den Menschen kommen, und nicht erkannten, daß nichts in ihn hinein kommen kann, was nicht in ihm liegt und schon auf halbem Wege entgegengekommen ist. Darum, sagen wir, sind einzig und allein die Cretine die wahrhaft elenden Geschöpfe und einzig unglücklichen. Ihr Geist ist wie ihr Körper, er kann sich nicht selbst helfen, und darum hilft ihm auch Niemand, weil bei ihnen kein Weg hat gefunden werden können, auf welchem die Heilkraft der Natur hätte geweckt, und kein Sinn, wodurch ein anderer etwa hätte ersezt werden mögen; weil die Sinnlichkeit, des Körpers Blüthe and des Geistes Wurzel, in ihrem organischen Grunde untergraben ist. Keine jener großartigen Methoden, wodurch, was nicht geheilt werden kann, ersezt wird, keine jener Methoden, wodurch de l'Epée und Hauy Blindheit und Taubheit bezwangen, und wie Schöpfer mit den hehren Künsten, welche ein Ulrich und Näf unter uns üben, Menschen aus dem Todtenreich der Finsterniß und Dumpfheit ans Licht und an den Tag der Kultur riefen, keine jener Methoden weiß hier Rath und Hülfe. Die Priester aller Stände, die mitleidigen Samariter der medizinischen, wie die hochschwebenden Leviten der theologischen Fakultät, eben so die Pädagogen und Diplomaten und namentlich die Landpfleger unserer zweiundzwanzig Gaue von A bis Z gehen an ihnen vorüber: sie sind an den Anblick gewöhnt und vom Mitleid entwöhnt. Glücklich und selig möchte ich hier jene in fremde Kriegsdienste verkauften Seelen und jene im Elend herumziehenden Heimathlosen preisen; glücklich und selig, im Vergleich mit den Unglücklichen und Armseligen, die von allen Menschen und von sich selbst verlassen sind, auf die sogar weder unsere Industrie, die sonst, wenn auch nicht aus Zähnen, doch mit Zähnen Menschen aus der Erde hervorruft, noch unser Pietismus, der seine überzähligen Schätze zu zweideutigen Bekehrungen wildfremder Horden spendet, ein Auge wirft, für die sie weder Spekulation, noch Liebeswerke haben.

An uns, schweizerische Naturforscher, scheint also der von so vielen Seiten abgelehnte Ruf ergangen zu seyn, Rath und Hülfe zu schaffen den elenden Geschöpfen, deren Zahl in unserm Vaterlande Legion ist; und sollten wir dies nicht vermögen durch Mittel und Wege, welche die Quelle des Unheils verstopfen oder verhüten? Nicht mit Verzweiflung, mit Begeisterung muß man beginnen. Auf diese Weise sind bereits in unserm Vaterlande stokkende Sümpfe ausgetrocknet und verdorbene Verfassungen verbessert worden. Die von Mitgefühl und Theilnahme geleitete Naturwissenschaft muß hier den ersten Schritt thun. Die Aufgabe ist groß und herrlich, und wenn nur etwas davon gelöst wird, muß in jedem Fall der Erfolg lohnend seyn. In dem Hauptsiz des Uebels kann und wird das Heilmittel dagegen erkannt werden. Die Schweiz ist das natürliche Land der Naturgeschichte; ihre Gebirgswelt ist eine ganze Erde, begreift alle Zonen und Klimate, alle Tiefen unter den Bergen, alle Höhen über dem Meere, alle Jahreszeiten und Regionen, alle Zustände der Atmosphäre und Temperatur, alle Arten von Wasser und Erde, eine unendliche Fülle von Pflanzen und Thieren, und endlich den Menschen in einer Vielgestaltigkeit und Verschiedenartigkeit, wie ihn die Erde anderwärts auf einer so kleinen Strecke wohl kaum hervorgebracht hat. Nur darum scheint unserm Vaterlande auch der Cretinismus, mit seinem ganzen Gefolge von so außerordentlichen Metamorphosen unsers Geschlechts, beschieden zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Miscellen.

Der verewigte Herder sagte oft in seiner lezten Krankheit: „Ach wenn mir nur eine neue, große, geistige Idee irgend woher käme, die meine Seele durch und durch ergriffe und erfreute — ich würde auf einmal gesund!“ — Leider starb nicht blos Herder am Mangel einer solchen Idee, ganze Zeiten und Nationen sterben daran.

*

In ältern Zeiten beschlossen und wagten die Herrscher selten etwas ohne ihre Hofastrologen oder Hofnarren, in spätern nichts ohne ihre Hofpatres oder Hofprediger. Jezt richten sie ihren Blick gern auf die Hofdiplomaten und Hofpolitiker. Unter allen diesen Rathgebern waren, wie hundert Anekdoten beweisen, die Hofnarren weder die schlechtesten, noch die verrücktesten. — Wer schenkt unserer ernsten Zeit bald wieder einen lustigen Pfaffen vom Kalenberge, einen diplomatischen Eulenspiegel, und wenn die Noth am höchsten steigt, wie bei Sempach 1386, einen närrisch-geschenten Heini von Uri?

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Beisetzung Georgs IV. Popularität Wilhelms IV.

Am 15. Juli fand die Beisetzung Georgs IV. zu Windsor statt. Der Zug sezte sich um 9 Uhr des Abends in Bewegung, und es wurde Mitternacht, ehe alle Anwesenden die Kapelle verlassen hatten. Die Anwesenheit des Königs und seiner Brüder, die Menge der Hofbedienten und Großen in ihren reichen und mannigfaltigen Trachten, das langsame Anschlagen der Glocken aller umliegenden Gemeinden, der Donner des Geschützes, die Trauermusik, die Tausende der Zuschauer in- und außerhalb der Kapelle, machten das Ganze zu einem imponirenden Schauspiel. Aber es war leider auch nur ein Schauspiel; die Feierlichkeiten waren ganz dieselben wie die, womit man die Hülle des edlen Georgs III. zur Ruhe geleitet hatte; aber damals war nicht blos äußere Trauer; denn obgleich schon seit Jahren das Gemüth des guten Fürsten verfinstert war, und folglich sein Hintritt kein unmittelbarer Verlust genannt werden konnte, auch sein Sohn, der schon lange als Regent geherrscht hatte, als Fürst nichts zu wünschen übrig ließ, so war es doch, als habe Jeder einen guten Vater verloren, und wo nicht wirkliche Thränen flossen, da verkündigte doch anständiger Ernst auf den Gesichtern, daß man wenigstens die Gesinnung der Nation theile. Am 15. aber stach die Heiterkeit der Gesichter und die leichtfertigen Bewegungen der Zuschauer ganz sonderbar gegen den Ernst der Feierlichkeit und die äußer Trauer ab. In London indessen war dieses noch auffallender; die Laden waren zwar wie bei der erwähnten Gelegenheit geschlossen, alle Glocken hallten Grabgeläute, das Innere der Kirchen war schwarz behangen und in den meisten ward Gottesdienst gehalten; aber damals waren die Kirchen voll von Betenden, und mit Begierde vernahm das Volk aus dem Munde der Prediger die Aufzählung der Tugenden des heimgegangenen Monarchen; am 15. Juli aber waren die Kirchen leer und voll nur — die Wirthshäuser. An 9000 Menschen sollen sich an diesem Tage auf den Dampfbooten am Tower eingeschifft haben; dabei waren alle andern Lustfahrzeuge, Eilwagen, Miethkutschen und Pferde in Requisition gesezt; schon vor 12 Uhr war zu Gravesend alles Brod aufgezehrt, und die Wirthsleute mußten nach Rochester um neuen Vorrath schicken; fast in allen Städten und Dörfern auf viele Stunden in der Runde mußten in der Eile Lämmer und Schaafe geschlachtet werden, und das Fleisch wurde warm von den Thieren gebraten, denn die Londoner Million hatte sich den Tag, an welchem Georg IV. zu seinen Vätern versammelt wurde, zum Feiertag erkoren. Was sehr Vieles dazu beiträgt, der Nation einen Monarchen so schnell aus dem Gedächtniß zu bringen, zu dessen Lobe bei seinen Lebzeiten der ganze Journalistenwitz sich erschöpft hatte, das ist der Charakter des neuen Königs. Wilhelm IV. macht keine so elegante Verbeugung, und weiß vielleicht einen Zudringlichen nicht wie sein Vorgänger mit einem einzigen Blicke niederzudonnern; aber er ist thätig, leutselig, gutmüthig und vor allen Dingen — gerecht. In den wenig Wochen seit seiner Thronbesteigung hat er dem Volke mehr Gelegenheit gegeben, ihn in der Nähe zu sehen, als Georg IV., seitdem er Regent geworden ist. Nicht zufrieden, auf drei, vier Paraden und Musterungen gewesen zu seyn, erschien er ein paarmal unerwartet und ohne Begleitung unter der aufziehenden Wache im Schloßhof, so einfach gekleidet und ohne alle Auszeichnung, daß ein junger Offizier, den er einmal um den Namen des Regiments fragte, dem unbekannten Frager den Rücken zukehrte. Einmal ging er zu Fuße mit einem alten Bekannten in der Pall-Mall Straße auf und ab, und wurde von einem Weibe ungestüm umarmt und mit dem Ausruf begrüßt: „Wie gehts, lieber Will?“ Er fährt oft in einem offenen Wagen mit der Königin spazieren, und scheint überhaupt seine Freude daran zu finden, seinen Unterthanen recht nahe zu seyn. Auch sieht man es gern, daß Se. Maj. beständig die Mitglieder seiner Familie um sich hat, und alle gleicher Achtung und Liebe zu würdigen scheint. Zwar hat er nicht, wie Manche erwartet, seine alten persönlichen Freunde ins Ministerium gedrängt; aber darin handelt er weise.

Bei einer Musterung neulich fiel ein Zuschauer in der Nähe des Königs vom Pferde. Sogleich eilten ihm der König und der Herzog von Gloucester zu Hülfe, und während dieser ihm aufhalf, reichte ihm der König den entfallenen Hut und fragte ihn besorgt: „Ich hoffe, mein Herr, Sie haben keinen Schaden genommen.“ Der Mann war unbeschädigt, aber so verwirrt, daß er nicht einmal zu danken vermochte. Diese Anekdote, die ich selbst von einem Augenzeugen gehört habe, ist ein würdiges Seitenstück zu der menschenfreundlichen Aufmerksamkeit der Königin, welche eine Frauensperson, die vor der herantrabenden Reiterei außer sich vor Schrecken davon floh, beim Arm faßte und so lange unter ihrem Schutze behielt, bis der König sie durch einen seiner Begleiter aus dem Gedränge bringen ließ. — Als bei dem gestrigen Lever Sir Robert Wilson Sr. Maj. vorgestellt wurde, faßte der König den ritterlichen Krieger freundlich bei der Hand, hörte seine Danksagungen für seine Ernennung zum Generallieutenant an und erwiederte: „Danken Sie nicht mir; meine Minister haben mir, was ich für Sie gethan, dringend empfohlen, und ich werde nie im Wege stehen, wenn die Krone einen verdienten Mann belohnen kann. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich Ihrer bedürfen sollte, ich einen guten Offizier und treuen Unterthan in Ihnen finden würde.“

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 203.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. August 1830.

Du heiliges und weites Meer,
Auf deiner Wogen blauem Schooß
Wiegt Dichters Phantasie sich groß.

F. L. v. Stollberg.

Erinnerungen an Adria.

Von Anastasius Grün.

Auf dem Meere.

Auf's Meer bin ich gefahren
Im Kahne ganz allein,
Begeisterung im Herzen,
Im Korb die Flasche Wein.

Auf's Meer bin ich gefahren,
Zu leeren die Flasche rein;
Sieht man so vieles Wasser,
Schmeckt doppelt süß der Wein.

Den vollen blinkenden Becher
Heb' ich empor in der Hand:
Hoch all' ihr fernen Lieben!
Hoch deutsches Vaterland!

Hinaus bin ich gefahren
Zu sehn, was bewegter wallt:
Mein Herz, wenn's denkt der Lieben,
Das Meer, wenn's in Wogen sich ballt?

Ein Zug von holden Gestalten,
Der schreitet über den Plan,
Als Heiland mit dem Oehlzweig
Wallt jede von ihnen heran.

Es sind viel Bilder der Lieben,
Sie sitzen zu mir herein;
Gottlob, daß es nicht die Leiber,
Sonst sänke der Nachen ein!

Auf's Meer bin ich gefahren,
Zu schwören festen Eid,
Beständ'ges hier inmitten
Der Unbeständigkeit:

Treu stets an dem zu halten,
Was wahr und recht und schön,
Kann ich zu den Besten nicht klimmen,
Doch nie bei den Schlechten zu stehn!

Wo edel der Kampf, zu kämpfen,
Doch fern, wo Wahnwitz ficht!
Und Herz und Mund und Thaten
Für Freiheit, Recht und Licht!

Liegt Einer krank auf dem Lager,
Der hat zum Scherzen nicht Zeit;
Trennt wen ein Brett nur vom Tode,
Der schwört keinen falschen Eid.

Auf's Meer bin ich gefahren,
Zu singen nebenbei
Ein Lied in den freien Aether,
Wie er so frisch und frei!

Digitized by Google

Hat guten Klang das Liedlein,
So klingt es doppelt gut,
Wenn's auf den Flügeln der Lüfte
Sanft hinschwebt über die Fluth.

Hat üblen Klang das Liedlein,
So hat es ja Keiner belauscht,
So wird's ja verweht von den Winden,
Und von den Wellen verrauscht.

Parallele zwischen dem Reisen in Deutschland und in Frankreich.

(Fortsezung.)

Ich komme drittens zu den Gasthöfen. Jeder Reisende weiß wohl, daß sie zum Vergnügen einer Reise wesentlich beitragen. Wer das Schicksal gehabt hat, viel in Böhmen, Mähren und Schlesien zu reisen, dem ist die Freude gewiß unzählige Mal durch die erbärmlichen Gasthöfe verdorben worden. Ich spreche hier nicht etwa von Dörfern, sondern von Städten, und zwar auch, mit weniger Ausnahme, von den großen. Man komme nur einmal nach Brünn oder Breslau. Eine schöne natürliche Teintüre (die Profanen nennen es Schmuz) glänzt dort in vielen Gasthöfen auf den recht einfachen Meublen. Schlechte Bewirthung und schlechte Bedienung schließen sich daran, und um das Ebenmaaß nicht zu stören, kommt hintennach eine theure Zeche. Auffallend ist es, daß man in Mähren und Schlesien jezt in den kleineren Provinzialstädten in Hinsicht der Gasthöfe weit besser daran ist, als in den Hauptstädten. Jedoch ist namentlich in Breslau auch nicht Unbilliges zu fordern. Stets strömen dort so viele Fremde hin, daß alle Gasthöfe besezt sind, und man müßte die Wirthe der Verschwendung anklagen, wenn sie Ausgaben, z. B. für Verschönerung der Zimmer, bessere Bewirthung ꝛc. machen wollten, da sie ihre schlechten Einrichtungen jederzeit anbringen und gut dafür bezahlt werden. Anders ist es freilich in Süddeutschland, und nur noch bis nach Wien haben sarmatische Gewohnheiten und Einrichtungen in einigen Gasthöfen sich erhalten. Dagegen ist die höhere Kultur schon bis nach Prag vorgedrungen. Kommt man aber über das Böhmer Waldgebirge hinaus, nach Nürnberg und von dort weiter, so findet man unter den Gastwirthen doch die wohlthätige Vorstellung verbreitet, daß anständige Menschen auch anständig bewirthet seyn wollen. Die ganze Länge des Rheins hinab erhöht die gute Einrichtung und Billigkeit der Gasthöfe das Vergnügen der Reise. Unmerklich ist dabei der Uebergang über den Rhein; denn jenseits findet man es in der Güte wieder, wie man es hier verließ. Der angenehme Taumel wird aber zerstreut, wenn man weiter gegen Paris vorrückt. Denn findet man auch hier überall tapezierte und mit großen Spiegeln bekleidete Zimmer, und hie und da marmornen Fußboden, so fällt einem doch unwillkührlich die Floskel ein: „wenn ich nur was davon hätte!“ Man ist nämlich, was den Magen betrifft, wohl auch gerade nicht übel daran, ob man sich gleich erst an die französische Küche gewöhnen muß, aber die Rechnungen arten meist in Prellerei aus. So wie man das Haus betritt, wird man mit Fragen bestürmt und mit einem ganzen Schwall von hergezählten Gerichten überschüttet, wovon der Deutsche meist nicht das Zehnte der französischen Benennung nach kennt. Entfahren ihm aber, um sich vor der Fluth der Anerbietungen zu retten, die Worte: servez-moi de ce que vous avez, dann ist er verloren. Denn nun wird er mit drei bis vier Gängen traktirt, und jeder Gang bringt fünf bis sechs Schüsseln. Fragt man nun am Ende nach seiner Zeche, so antwortet der Wirth mit vielen Komplimenten: Monsieur, vous avez six francs. Zuweilen sind es zwar nur fünf, oftmals aber auch sieben. Selbst auf die Benennung kommt es an. Tritt man Nachmittags um sechs bis sieben Uhr in einen Gasthof, so fragt der Wirth sogleich: Monsieur dinera? Besteht man aber darauf, daß man nicht diniren, sondern soupiren will, so kosten dieselben Gerichte sogleich ein bis zwei Franken weniger. Was aber diese Uebertheurungen besonders zu Wege gebracht hat, das sind die Messagerien (Estposten). Denn da man auf diesen sehr schnell reist, und ihrer so viel sind, so kommt es seltener wie sonst vor, daß Fremde in Gasthöfen einkehren. Darum müssen sich die Wirthe an diejenigen halten, die ihnen das Schicksal zuführt. Ueberhaupt ist es ein Charakterzug des Franzosen, der sich bei den Gastwirthen besonders klar ausspricht, daß sie eine offenbare Prellerei eines Fremden sich gar nicht übel nehmen, so sehr sie auch sonst auf Ehre halten. Derselbe Mann, der es für eine unauslöschliche Schande halten würde, Jemanden auch nur einen Sous zu stehlen, findet gar nichts Entehrendes darin, auf die gedachte Weise die Fremden offenbar zu betrügen. Es scheint, als setzen sie sogar eine Ehre darein, die sie wohl in der Schlauheit suchen, welche sie anwenden, um die Leute zu prellen. Am meisten ist man diesem ausgesezt, wenn etwas am Wagen zerbricht oder man sonst einen ähnlichen Unfall auf der Reise erfährt. Ein solcher traf mich in Chateau-Thierry, wo ich eine Reparatur an meinem Wagen vornehmen lassen mußte. Dort übersezten mich der Schmied und der Rademacher dermaßen, daß die Gastwirthin, die sich ihre Rechnung auch doppelt hatte bezahlen lassen, doch nicht schweigen konnte, und mit jenen über ihre Unverschämtheit in heftigen Streit gerieth. Um nun diesen offenbaren Betrügereien zu entgehen, ist nur ein Mittel übrig, es ist dasselbe, was man auch in Italien überall anwenden muß, nämlich: gleich vorweg über alles zu handeln und die Preise fest zu sezen. Viel honneter aber sind die Pariser, und man hat dort selten über Vertheurung zu klagen.

Viertens will ich meine Parallele auf die verschie-

denen Arten des Reisens ausdehnen. So sehr man sich ehemals scheute, mit dem Postwagen zu reisen, so ist dieß doch ohne alle Widerrede jezt die wohlfeilste, zeitsparendste und fast auch bequemste Art. Seitdem in Deutschland die Schnellposten und Eilwagen nach dem Vorbilde der ehemaligen französischen Diligencen, aber in verbesserter Form, eingeführt worden sind, hat das reisende Publikum außerordentlich gewonnen. Die Kosten sind nicht größer, wie ehemals in den rippenbrechenden alten Postwagen, und doch fährt man jezt mit aller möglichen Bequemlichkeit, und hat dabei noch den Zeitgewinn, indem man doppelt so schnell weiter befördert wird. Rechnet man dazu noch die größere Höflichkeit des sämmtlichen Postpersonals, welche besonders in Preußen der Generalpostmeister von Nagler wie mit einem Zauberschlage herzustellen verstand, so kann man wohl sagen, daß im Ganzen nur noch wenig zu wünschen übrig bleibe.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber den Cretinismus.

(Beschluß.)

Es ist nur eine und dieselbe menschliche Natur, welche hier umgewandelt wird, und nur eine und dieselbe Außenwelt mit ihren verschiedenen Elementen und Einflüssen, welche auf sie einwirkt, und je nach Maßgabe der gegenseitigen und wechselweisen Verhältnisse eben so wohl Veredlung als Entartung veranlassen kann. Die Möglichkeit des einen liegt nur neben der Möglichkeit des andern. Hahler bemerkt daher wahr und treffend, daß in demselben Land, wo der Cretinismus einheimisch ist, auch die stärksten, lebendigsten, gesündesten Menschen angetroffen werden. Gewiß ist, daß, wenn nur in tiefen Thälern und Niederungen, wo die Erde feucht, das Wasser schlecht, die Luft dumpf und schwül, stockend oder nur von Süd- und Westwinden einförmig bewegt ist und viel von Nebeln durchzogen wird, cretinische Uebel herrschen, dagegen an Orten, welche 2400 Fuß über der Meeresfläche und unter offenem Himmel dem Sonnenstrahl zugänglich liegen, oder auch in Ebenen und Thälern, die nicht zu tief und eng sind, deren Atmosphäre von Nord- und Ostwinden bewegt wird, die mit frei über der Erde stehenden, nicht von Waldungen, Bäumen, Felsen u. s. w. zu dicht umschlossenen Wohnungen, mit guten Trinkbrunnen versehen sind, nirgends endemischer Cretinismus vorkommen wird. Deßwegen hat sich auch im Wallis durch theils zufällig eingetretene, theils absichtlich veränderte Lokalverhältnisse und unter Mitwirkung günstiger moralischer und physischer Ursachen, wie bessere Lebensweise und Erziehung, der Cretinismus bedeutend vermindert und ist an einigen Orten gänzlich verschwunden. Auch ist durch Erfahrung bewiesen, daß selbst von cretinischen Eltern an Geist und Körper vollkommen gesunde Kinder erzeugt und geboren worden sind, so wie daß Kinder mit bestimmten und deutlichen Anlagen zu Cretinismus, mittelst Versetzung in höhere, freie Gebirgsgegenden geheilt, und an geringeren Graden leidende durch zweckmäßige ärztliche Behandlung, durch schickliche Erziehung zu menschlichem Leben und Wirken gebildet worden sind. Es ist also auch darin mehr, als man gewöhnlich glaubt, in der Menschen Hand und Macht gegeben. Gewiß ist es Sünde und Schande, daß in der Schweiz, wo die Sonnenhöhen der weltbeherrschenden Gebirge sich als wahre Geburtsstätten der Kraft und Gesundheit, als Veredlungsplätze unsers Geschlechts und als wahrhaft wunderthätige Heil- und Gnadenorte für Kranke und Schwache, besonders für Thalsieche aller Art erweisen, noch immer der Cretinismus in vielen Gegenden endemisch herrscht. Wo aber der Mensch wirken und helfen will, muß er erst das Uebel ergründet und erkannt haben, und dieses ist bei großen Naturverhältnissen auch nur mittelst der Vereinigung vieler Kräfte möglich.

Deswegen, vaterländische Naturforscher, habe ich es gewagt, diesen Gegenstand zur Sprache zu bringen. Ich wollte aber die Sache hier keineswegs erschöpfen, sondern vielmehr nur Sie zu ihrer Untersuchung anregen. Das Studium des Cretinismus, dieser über so viele Theile der Schweiz und der Erde endemisch und sporadisch verbreiteten Entartung des Menschengeschlechts, fordert weit umfassenderes Studium, als bis jezt darauf verwandt worden ist. Von erster und höchster Wichtigkeit wäre die Ausmittlung der äußern und entferntern Ursachen, welche die cretinische Entartung im Ganzen und in ihren besondern Formen, Arten und Graden bedingen. Um nun aber diese in ihren naturgetreuen Erscheinungen, so wie die ihnen entsprechenden Gelegenheitsursachen kennen zu lernen, wäre das Nothwendigste und Zweckmäßigste die Aufnahme einer allgemeinen topographischen Charte oder statistischen Uebersicht des Cretinismus in unserm gesammten Vaterlande. Es ist mit Grund zu erwarten, daß sowohl die Naturwissenschaft, als die leidende Menschheit sich glücklicher Erfolge von solch einem Unternehmen zu erfreuen haben werden.

Und wer wird wohl anstehen, unter allen Aufgaben, die der Philosoph und Menschenfreund, in welchem Stand und Gewand er immer wandle, zu lösen wünschen kann, diejenigen als die höchsten und dringendsten obenan zu stellen, welche darauf hinzielen, einen Theil der Nation vor dem Verlust der lebendigen Seele zu bewahren und für die Menschheit und ihre Kultur wieder zu gewinnen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

L'insurrection von Méry und Barthelemy.

Paris gleicht einem ungeheuren Lager nach einer gewonnenen Schlacht, und das Morgenblatt ist kein politisches Jour-

nal. Man weiß, was dies in Deutschland sagen will, über was soll ich also berichten? Wenn man in kürzerer Zeit, als sonst ein hiesiger Kleiderkünstler braucht, um eine neue Mode zu komponiren, einen König vom Thron stürzen und einen neuen auf den Schilden des Volks erheben sieht, so gehören natürlich alle Gedanken und Gefühle den ungeheuren Ereignissen an, und sogar ich, der ich nicht Franzose bin, habe noch nicht Zeit und Muße gefunden, mich umzusehen, was für Gesichter die Pariser zu ihrem Siege machen. Zwar zweifle ich nicht, daß Paris den Scepter der Kunst, des Luxus und der Mode, den es auf einen Augenblick bei Seite gelegt, um den Prätorianern eine Schlacht zu liefern, bald wieder ergreifen, und daß dann die Ausbeute für die deutschen nichtpolitischen Journale desto reichlicher seyn wird, aber für den Augenblick ist selbst die nichtperiodische Literatur rein politisch; Geschichten der Revolution von 1830, improvisirte epische Gedichte, Hymnen und Lieder erscheinen in Menge, und die Chorführer dieser patriotischen Poeten sind natürlich diejenigen, welche die dreifarbige Fahne so oft vor den Ohren der Herrn Villele und Polignac besungen haben — Méry und Barthelemy. Sie haben so eben ein Gedicht erscheinen lassen: L'insurrection, das sich zwar ohne Zweifel mit reißender Schnelligkeit auch über den Rhein verbreiten wird, aus dem ich Ihnen aber doch zur Probe eine Stelle mittheile, die wenigstens für einen Theil Ihrer Leser, denen das Ganze nicht oder doch später zu Gesicht kommt, Interesse haben wird.

Ich schicke, als sehr charakteristisch, die Dedication an die Pariser voraus:

„Ihr seyd groß, wie eure Väter. Ein König verabschiedete eure Bürgerwache, eure Bürgerwache hat diesen König verabschiedet. Die Fremden, die euch sahen, erklären euch für das Volk, dem keines gleich kommt. Ihr habt euch voll Verstand gezeigt im Aufstande, erhaben im großen Kampf, großmüthig und ruhig nach dem Sieg. Handwerker, Künstler, Gewerbsmänner, Handelsleute, Greise, Kinder, Schüler, Schriftsteller, Reiche, Arme, junge Mode- und Lebemänner, du Wundervolk, das wiedervergestellte Frankreich hat nicht genug Kränze für dich. Zwei Marseiller weihen euch dieses Gedicht."

Voici ce que disaient les courtisans prophètes:
Voyez-la cette ville idolâtre des fêtes!
Comme aux jours décrepits de l'empire romain,
Dans l'ivresse du cirque où son peuple se plonge
Chaque soir de la vie il s'endort, sans qu'il songe
A ses maitres du lendemain.

Ainsi passe leur vie. En ses faubourgs de fange,
Que fait la plèbe vile? Elle boit, elle mange,
Elle exhale sa joie en de cyniques chants;
Ignobles journaliers, grotesques politiques,
On les verrait encor trembler dans leurs boutiques
Devant le prévôt des marchands.

Ils ne sont plus ces jours où la voix de Camille
Convoquait la revolte au pied de la Bastille;
La rouille a dévoré la pique des faubourgs.
Tout ce peuple abruti dort d'un penible somme,
Et Santerre aujourd'hui, sans eveiller un homme,
Passerait avec ses tambours.

Osons tout, oublions leurs vieux anniversaires,
Deployons sans effroi des rigeurs nécessaires;
Le trône de Saint Cloud est bâti sur le roc:
D'un brumaire royal faisons naitre l'aurore,
Si Paris se levait, il tomberait encore
Devant le canon de Saint-Roch.

Eh bien! ils ont osé... Quand la lave voisine
S'apprête à secouer Agrigente et Messine,
D'abord la grande mer, par élans convulsifs,
Pousse des flots huileux sur l'algue des récifs;
De bleuâtres vapeurs s'échappent du cratère,
Et la voix d'un volcan gronde au loin sous la terre.
Tel bouillonnait Paris. Les travaux et les jeux
S'arrêtent tout à coup sur un sol orageux;
Un peuple entier, sorti des foyers domestiques,
Ondule en murmurant sur les places publiques,
Et partout sur les murs du splendide bâzar
De prophétiques mots menacent Balthazar.
Un cri tonne: à ce cri les fleurs de lys brisées
Tombent en provoquant de sinistres risées;
Ce vieil écu de France, orgueilleux écriteau,
Se disperse en éclats broyé sous le marteau;
El l'obscur artisan, héroique Vandale,
Arrache à nos palais l'insigne féodale.
Voyons! qui vengera la sainte royauté?
Accourez, professeurs de légitimité!
L'heure sonne: au secours des vieilles monarchies!
Arborez le panache à vos têtes blanchies!
Héroiques Lambesc, superbes Besenval,
Montrez vous, c'est l'instant de monter à cheval;
Sortez du carrousel par les hautes arcades,
Poussez vos fiers chevaux contre nos barricades,
Appelez au soutien du trône et de l'autel
Les enfants de Melchthal et de Guillaume Tell.
Ils sont venus! voyez leur livrée écarlate;
Là, dans leurs pélotons, la fusillade éclate:
Ici les hauts lanciers, la javeline en main,
Sur les groupes massifs labourent un chemin,
Et dans les rangs confus surgit auprès du glaive
Le chapeau galonné des licteurs de la Grève.

La mort nous enveloppe, entendez vous nos cris?
Au secours, au secours, défenseurs de Paris!
Venez prendre une part dans nos combats épiques,
Vous qui sorties jadis avec cent mille piques,
Redoutables faubourgs Saint-Antoine et Marceau,
Du vieil Hôtel-de-ville envahisses l'arceau;
Saluez en passant l'ombre de la Bastille,
Le canon du dix août va tonner à la grille:
Reprennez les marteux qui brisent sur les gonds
Les lourds battants de bronze où veillent les dragons.
Et vous qui prolongez vos lignes parallèles,
Saint Denis, Saint-Martin, grandes cités jumelles,
Venez, armez vos bras du fer des ateliers.
Tombez du Panthéon, généreux écoliers,
Quittez vos bancs; payez par votre jeune audace
La grande inscription qu'aucun maitre n'efface;
Montrez vous les premiers au front des combattants,
Enfants de Gouttemberg opprimés si long temps!
Gloire à vous, jeunes gens de plaisirs et de fêtes!
Quels bravos sont sortis de nos coeurs de poètes,
Quand vous avez paru dans le poudreux chemin,
Sous les habits de luxe, un fusil à la main!
Et vous dont les accents électrisent une âme,
Un rôle vous est dû dans ce merveilleux drame,
Artistes citoyens! Amoncelez ici
Les sabres de Corinthe et ceux de Portici;
Fouillez pour soutenir notre lutte civile
Tout, jusqu'à l'arsenal du joyeux Vaudeville.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. August 1830.

Moitié renards, moitié loups,
Notre règle est un mystère.
Nous sommes fils de Loyola,
Vous savez pourquoi l'on nous exile.

Béranger.

Ungedruckte Briefe Diderots.

In Kurzem werden in Paris vier bis fünf Bände ungedruckter Schriften und Briefe von Diderot erscheinen; diese Sammlung verspricht in mancher Hinsicht sehr interessant zu werden. Wir zweifeln nicht daran, daß die folgenden, dieser Sammlung entnommenen Briefe eines der merkwürdigsten und einflußreichsten Männer des vorigen Jahrhunderts den Lesern willkommen seyn werden. Sie sind an Mademoiselle Volland gerichtet, mit der Diderot fünf-und-zwanzig Jahre lang korrespondirte. Diese Briefe sind besonders dadurch interessant, daß Diderot, der sich überhaupt keinen Zwang anthat, sich darin noch mehr gehen läßt als gewöhnlich.

* * *

Paris, 12ten August 1762.

Liebe Freundin, da haben Sie den Leichenzettel der Jesuiten *). Ich habe ihn so knapp beschnitten, als ich konnte, damit die Post nichts davon merke; die Seiten sind übrigens alle numerirt. Da bin ich denn eine Menge mächtiger Feinde auf einmal los. Wer konnte dieß Ereigniß vor anderthalb Jahren ahnden? Sie hatten so viele Zeit, diesem Streich zuvorzukommen, daß nothwendig ihr Einfluß sehr gering, oder der König fest entschlossen gewesen seyn muß, sie auszurotten: lezteres ist wohl das Wahrscheinlichste. Was in Portugal vorgegangen ist, hat ohne Zweifel auf das, was in Frankreich vorging, so viel Licht geworfen, daß sie vor dem König in ihrer ganzen Gehässigkeit dastanden, und da hat er denn den Zeitpunkt abgesehen, wo er sich Leute, die ihm schon einmal zu Leib wollten und die, wie er wohl wußte, beständig die Hand drohend gegen ihn aufgehoben hatten, vom Halse schaffen konnte. Sie mischten sich aber auch in zu vielerlei. Unter den zweihundert Jahren, seit sie bestehen, ist fast nicht Eines, das nicht an einen großen Frevel von ihrer Seite erinnerte; sie brachten Verwirrung in Kirche und Staat; sie standen in ihren Häusern unter dem Zwange eines Despotismus ohne Grenzen, und warfen sich dagegen in der Gesellschaft zu den niederträchtigsten Lobpreisern desselben auf; sie predigten dem Volke blinden Gehorsam gegen die Könige und die Unfehlbarkeit des Pabstes, damit sie, einmal Herrn eines Einzigen, Herrn Aller wären. Außer ihrem General erkannten sie keine Autorität an; er war für sie der Alte vom Berge. Bei alle dem konnte Ein Mann wie Bourdaloue sie retten; aber er war nicht mehr unter ihnen. Gar komisch ist, mit welcher Treuherzigkeit die Jansenisten über ihre Feinde triumphiren; sie merken nicht, daß bald kein Mensch mehr an sie denken wird; es ist wie in der Fabel von den zwei gegen einander gestützten Sparren, die sich mit einander stritten: der Baumeister, des Zanks müde, hieb den einen ab und der andere fiel von selbst. Die unzufriedenen Bischöffe wissen weit besser, was ihr Vortheil ist. Dieser Jesuitenkram enthielt gutes und schlechtes Zeug aller Art; aber gut versehen war er,

*) d. h. den königlichen Befehl zu ihrer Verbannung.

Digitized by Google

und die Krämer waren große Charlatans; sie mußten Leute in Menge an sich zu ziehen und St. Peters Barke war herrlich flott. Diese Geschichten geben den Philosophen viel zu lachen. Die guten Väter hatten übrigens bis auf den lezten Augenblick Hoffnung behalten; dieß beweißt ihre Ueberraschung, ihre Bestürzung, als man ihnen die Befehle eröffnete; mehr als einer sah aus wie ein Uebelthäter, dem man sein Urtheil spricht. Einer meiner Bekannten, der, durch seine Stellung veranlaßt, in ihrer Gesellschaft lebt, und ihnen nichts weniger als hold ist, konnte es bei ihrem Jammer nicht mehr aushalten und ging davon. Jezt hat man Mitleid mit ihnen, morgen spottet man über sie in Versen, übermorgen denkt kein Mensch mehr an sie; so ist einmal das liebe Volk der Franzosen.

Gestern den ganzen Morgen lasen sie Messe in ihren drei Kirchen und ließen welche lesen, um Gott für ihre Erhaltung zu bitten; er hat sie aber nicht erhört. Zwischen eilf und zwölf Uhr war in ihrem Hofe ein Haufe Andächtiger, die die Hände rangen, sich die Mützen vom Kopfe rissen und wie unsinnig heulten. Sie können sich denken, was für Lärm dieß Alles macht. Man erwartet in wenigen Tagen einen dritten Erlaß des Parlaments, welches Inhalts weiß ich nicht, und unmittelbar darauf ein Edikt des Königs, welches die Erlasse des Parlaments bestätigen soll.

Ich meine, ich sehe und höre Voltairen; er hebt Augen und Hände zum Himmel empor und spricht: nunc dimittis servum tuum, domine, quia viderunt oculi mei salutare tuum.

Der unbegreifliche Mann hat ein Ding geschrieben, das er Éloge de Crebillon nennt. Sie werden finden, welch wunderliche Lobpreisung dieß ist: die Wahrheit ist es, aber Wahrheit im Munde des Neids verlezt. Eine solche Kleinlichkeit kann ich einem so großen Mann nicht verzeihen; wo er ein Piedestal sieht, fällt er darüber her. Er arbeitet an einer Ausgabe des Corneille; ich wette, was man will, die Anmerkungen, mit denen er sie durchspikt, werden lauter kleine Satiren. Aber immer zu, immer herabgezerrt! ich kenne ein Dutzend Männer im Volke, die, ohne auf die Zehen zu stehen, ihn um eine Kopflänge überragen. Der Mann ist nur der zweite in allen Fächern . . .

Paris, 5ten Sept. 1762.

Bereits habe ich gehorcht, theuerste Freundin, und im vorlezten Briefe mein Tagebuch wieder vorgenommen. Unter Ihren Augen zu leben, ist meine Lust; nur die Augenblicke, in denen ich mir vornehme, an Sie zu schreiben, haften in meinem Gedächtniß; die andern alle sind verloren. Ich war, glaube ich, bei unserer Reise nach Biche stehen geblieben. Ich kannte dieses Haus noch gar nicht; das Wasser, die Gärten, der Park, Alles ist wild schön. Damilaville und ich kamen zur Tafelstunde hier an; wir speisten sehr gut und waren sehr heiter. Nach Tisch fuhren wir spazieren; Damilaville, Grimm und der Abbé Raynal sprachen von Politik; die russische Revolution machte besonders dem Abbé viel zu schaffen. Vor dem Nachtessen wurde gelesen, gespielt, Musik gemacht, gesprochen, besonders schwazte man viel von der Jesuitengeschichte, die noch ganz neu war. Ich war so frei zu sagen, ihrer Geschichte nach seyen diese Leute eine Rotte von Fanatikern, die von einem machiavellischen Oberhaupt despotisch regiert würden. Dem Abbé Raynal, der Exjesuit ist, behagte meine Definition nicht sehr, wenn er gleich hat drucken lassen, die Gesellschaft Jesu sey ein Schwerdt, dessen Handgriff in Rom und dessen Spitze überall sey. So ist einmal der Mensch: er verfolgt den Schlechten, wenn es ihm gut geht, er vergißt ihn, wenn es ihm übel geht, er beklagt ihn, wenn er nichts mehr von ihm zu fürchten hat. Man rechnet sich das einemal seinen Muth, das anderemal seine Menschlichkeit zum Verdienst; unsere Eitelkeit weiß alles zu drehen. Zwar zuweilen vergißt man sich auch und gibt zum Spaß einem, der schon zu Boden liegt, einen Puff; der Art war, was einer dem Pater Griffet zur Antwort gab. Nach einem langen Klaglied, wie strenge man mit ihnen verfahre, fuhr Griffet fort: „Man jagt uns fort, man hat uns Kleider, Namen, Stand, das Haus genommen, wo die Herzen unserer Könige uns umgaben.“ — „Ehrwürdiger Vater,“ erwiederte einer, „Ihr konntet es aber auch gar nicht erwarten, bis Ihr Ludwigs XV. seines bekamet.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Parallele zwischen dem Reisen in Deutschland und in Frankreich.

(Fortsetzung.)

In noch vollendeterer Art und weit größerer Ausdehnung finden wir diese Anstalten in Frankreich. Die edemaligen Diligencen führen jezt den Namen Messagerieen, deren so viele auf allen Hauptstraßen und zu allen Zeiten fahren, daß fast das ganze reisende Publikum sich deren bedienen kann. So fahren allein zwischen Straßburg, Metz und Paris deren täglich zwölf, sechs hin und sechs her; das heißt, zwölf Wagen gehen an jedem Orte alle Tage durch. Rechnet man nun, daß die Fahrt drei Tage dauert, so sind sechs-und-dreißig Wagen stets auf dieser einzigen Straße im Gange. Jeder dieser Wagen hat vier Abtheilungen. Die vordere, ganz in Form einer halbgedeckten Kutsche, heißt das Coupet, die zweite, ganz bedeckt, das Interieur, die dritte, eben so gestaltet, die Rotonde, und oben über dem Coupet ist noch ein gleiches

Verhältniß, die Banquette genannt. Im ersten sitzen drei, im zweiten und dritten je sechs, und im vierten wieder drei Personen, zusammen achtzehn. Wenn nun alle sechs-und-dreißig Wagen voll sind, und nur selten sind sie es nicht, so gibt dies stets 648 Reisende auf dieser einzigen Tour. Nun kommen aber dazu noch eine Menge kleiner Wagen, die theils zwischen den größern Provinzialstädten hin und her, theils auch von diesen nach Paris fahren. Jezt nehme man zu diesen Passagierfuhrwerken noch die unzählige Menge von Frachtwagen aller Art, die oft auf ganze Strecken die Straßen im eigentlichsten Sinne des Wortes bedecken, so wird man sich eine Vorstellung von dem Treiben und Leben auf denselben machen können. Die Schnelligkeit dieser Messageriecn, der wohlfeile Preis, wofür man fährt (von Metz bis nach Paris nach der Ordnung der Plätze für siebzehn bis vier-und-zwanzig Franken), und die Bequemlichkeit erklären den Zudrang zu denselben. Sie sind meist von Privatunternehmern errichtet, und nur etwa ein Viertheil derselben ist königlich. Gegen diese großen Unternehmungen sind freilich die Eilwagen in Deutschland nur ein Schatten. Hier gibt es dagegen eine Menge Lohnkutschen, die zwischen den größern Städten, besonders im südlichen Deutschland, beständig im Gange sind, und mit denen man zwar ziemlich wohlfeil und bequem, aber bei weitem nicht so rasch fortgeschafft wird, wie auf den französischen Messageriecn. Es ist freilich sehr natürlich, daß von dieser wohlfeilen und bequemen Art zu reisen eine unzählige Menge Gebrauch macht, die es sonst nicht thun konnte, und daher zu Fuß gehen mußte. Darum nimmt die leztere Art zu reisen auch immer mehr ab, und selbst Handwerksbursche, die nur irgend die Mittel haben, setzen sich in solche Fuhrwerke, und sparen das, was sie hier zu zahlen haben, an der Zeit und an den Schuhen. Dadurch wird denn die Reisegesellschaft etwas bunt, und man muß es mit den Ansprüchen an Bildung nicht genau nehmen.

Mit eigener Equipage zu reisen, ist in Frankreich so selten, daß es auffällt, und man ist dabei den Uebertheurungen aller Art vorzüglich ausgesezt. Dasselbe gilt von dem Fahren mit Extrapost. „Monsieur est Anglais," ist die gewöhnliche Bemerkung der Gastwirthe, wenn man ankommt, und damit ist man denn gewissermaßen schon um einige Franken mehr besteuert.

Zum Schlusse mache ich noch einige Bemerkungen über Gegenden und andere dem Reisenden aufstoßende Gegenstände.

Nicht Eigenliebe ist es, die den Deutschen sein Vaterland wenigstens eben so schön finden läßt, wie Frankreich. Rechnet man die herrlichen Gegenden von Oestreich, Böhmen im nördlichen Theile, Schlesien, Sachsen, Magdeburg, Thüringen, Baiern, Salzburg, Tyrol, Würtemberg, Baden und die Rheinprovinzen zusammen, und nehmen wir dazu noch die erhabenen Ansichten, die man in Baden und Würtemberg von dem nördlichen Rande der schweizer Alpen hat, so gibt dies unstreitig ein Uebergewicht über alle Schönheiten Frankreichs. Nur der südlichere Himmel, den dieses vor Deutschland voraus hat, kann dies einigermaßen ausgleichen. Reist man in den Weinländern im Frühjahre, so gleichen sie einem Frauenzimmer, das noch nicht Toilette gemacht hat. Kaum erkennt man sie wieder, wenn man sie sonst immer im Sommer und Herbste sah. Da ist im April und zu Anfang des Mai alles noch so kahl; die sonst mit üppigen Reben prangenden Weinberge liegen wie verödet; denn noch deckt sie kein Grün. Selbst das Leben, das durch die Arbeiter in sie gebracht wird, verliert sich und bleibt unbeachtet. Anders ist dies aber mit romantischen und großartigen Gebirgspartien. Diese haben gerade zur gedachten Zeit einen eigenthümlichen Reiz, denn gewöhnlich sind dann die Häupter der Berge noch mit Schnee bedeckt, während an deren Fuße die Vegetation eintritt und das zarteste Grün überall hervorschimmert. Darum muß man jede schöne Gegend zu verschiedenen Jahreszeiten sehen, um ihre Vorzüge ganz zu würdigen. Wenn man aber in solchen herrlichen Gegenden überall von einer Schaar von Bettlern angefallen wird, wie das z. B. unbegreiflicherweise noch in Baiern, Baden, Hessen und auch in den meisten Gegenden von Frankreich der Fall ist, dann wird einem dieser hohe Genuß aufs Unangenehmste vergällt. Wann wird denn endlich die Civilisation die Landespolizei so hoch stellen, daß solchen Uebelständen allgemein abgeholfen wird? In Böhmen, wo diese Bettelei sonst mehr als irgendwo herrschte, ist sie fast ganz abgeschafft; in Schlesien bemerkt man sie kaum, so wie in fast allen preußischen Provinzen. Wäre es manchen Gegenden wegen vorherrschender Armuth auch wirklich nicht möglich, ihre Armen aus eigenen Mitteln zu ernähren, so müßten sie darin von andern unterstüzt werden. Ja selbst das äußerste Mittel, die Fremden zu diesem Zweck beim Eintritte in solche arme Provinzen eine Abgabe entrichten zu lassen, wäre nicht halb so belästigend, als dieses Lagern an den Straßen und dieses Umgeben des Wagens, sobald man anhält.

Ob ein Volk seinen Regenten liebe, das zeigt sich hie und da an besondern Merkmalen. So steht z. B. in der Gegend von Landshut in Bayern an einer Tafel beim Eingange in eine Obstallee: „aus Liebe zum Könige schont die Bäume," und ich fand an der ganzen Straße, die von diesen Bäumen eingefaßt war, dieselben gut erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Unsere scharfsinnigsten Professoren und Diplomaten waren in großer Verlegenheit, als Napoleon, von allen Groß- und Klein-Mächten zugleich angefallen, sich die Kaiserkrone hatte entreißen lassen. Sie meinten und glaubten und bewiesen sogar, jetzt müsse er sich vergiften wie Hannibal, erhängen wie Maximianus Herculeus, oder erschießen wie Goethe's Werther. Nichts von alle dem. Sogleich behaupteten sie, es fehle ihm dazu an Muth und Lebenskraft. Da ward bekannt, wie richtig und scharf er auf dem Felsen von St. Helena dachte und schrieb, und welche Licht- und Feuerfunken er auch dann noch in die Welt hinausschleuderte. Nun blieb nichts übrig, als den klugen Satz anzunehmen: er werde seine stolze Rolle bis ans Ende spielen, aber bei Annäherung des Todes schon beten lernen. Auch hier täuschte sie die innere Kraft des angeschmiedeten Prometheus. Wer hätte sich auch einbilden können, daß Napoleon über den Tod gerade so denken würde, wie der ruhig-verständige Lessing, nämlich: „Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, aber vor meiner Todesstunde zittere ich nicht."

*

Kaiser Joseph II. besuchte seine Schwester, die Königin von Frankreich. Nicht weit von Paris schlummerte er in seinem Wagen, als man gerade durch den berühmten Wald von Rosny fuhr, und erwachte erst eine Stunde nachher. Nun erinnerte er sich, daß Sully einst diesen Wald, sein schönstes Eigenthum, für 70,000 Livres verkauft hatte, um das Geld seinem damals von allen Hülfsmitteln entblößten Heinrich IV. zu geben. Sogleich befahl Joseph den Postillons, umzukehren und den Wald in allen Richtungen zu durchfahren. Mit eigenen Augen wollte er die Größe des Opfers ermessen, welches Sully seinem königlichen Freunde gebracht hatte. — Welche Consequenzen er wohl daraus gezogen habe, läßt sich leicht errathen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Parlamentswahlen. Karrikaturen.

Allem Anscheine nach wird sich der König den größten Theil des Jahres in London aufhalten, und dieses, nebst den häufigen Levers und Courtagen, wird in die Stadt, welche durch des vorigen Königs Zurückgezogenheit merklich gelitten hat, neues Leben bringen. Die Krönung wird indessen wohl erst im Frühjahre stattfinden. Auch die bevorstehenden Parlamentswahlen verheißen eine bedeutende Bewegung im Lande, denn zu solcher Zeit geht das demokratische Element im Staate aufrecht einher, und die Aristokratie schmiegt und bückt sich und besticht das Volk entweder mit baarem Gelde, mit Versprechungen von Aemtchen u. dgl., oder doch mit starkem Bier; ein System, welches die Art des Abstimmens, die von jeher in England Sitte war, nothwendig herbeiführen mußte und welches auch häufig zu stürmischen Auftritten Anlaß gibt. Dies muß man durchaus ins Auge fassen, wenn, wie wohl jetzt oft geschehen mag, die Frage aufgeworfen wird: wie kommt es, daß in Frankreich bei einer allgemeinen Gährung der Gemüther die Wahlen so friedlich vorübergegangen sind, während es in England und Irland, selbst in den ruhigsten Zeiten, fast allenthalben blutige Köpfe setzt? Doch glaubt man, daß es diesmal ziemlich friedlich hergehen wird, indem wahrscheinlich aus mancherlei Ursachen, vorzüglich aber, weil die Reichen ihre Beutel schonen wollen, wenige Wahlen stark bestritten werden. Merkwürdig ist es dabei, daß trotz der großen Bewegung, welche der Vorschlag zur Emanzipation der Katholiken im Lande verursacht hatte, jetzt, da die erste allgemeine Wahl seit dieser Emanzipation eintritt, Niemand sich darum zu bekümmern scheint, ob viele Katholiken ins Parlament kommen werden oder nicht. So gewöhnt man sich an Alles, besonders bei dem raschen Gang der Begebenheiten in unserer Zeit.

Die Subscription für Buckinghams Unternehmung einer Weltumseglung ist schon bedeutend, und ich zweifle gar nicht, daß die Sache zur Ausführung kommen wird. Man sagt, die ostindische Gesellschaft werde heimlich die Ausrüstung befördern, weil sie dadurch eines sehr fähigen und beharrlichen Gegners los wird, welcher durch seine Schriften und öffentlichen Vorlesungen alle nicht mit ihr verbundenen Kaufleute gegen ihr Monopol in Harnisch gebracht hat.

Keine Nation in der Welt besitzt den Humor im Karrikaturenzeichnen, wie die englische; bei den Franzosen ist die Zeichnung meistens unbedeutend, und der Scherz dreht sich gewöhnlich um ein Wortspiel; hier sind die Bilder, so roh sie auch hingeworfen seyn mögen, immer sprechend, die Gesichtszüge sind bei den willkührlichsten Uebertreibungen vollkommen ähnlich, und besonders seit den letzten Jahren Gruppirung und Faltenwurf sehr malerisch. Auf einem Blatte reiten der König und sein erster Minister auf einem Pferde; der erste sitzt vorne in breiter Bequemlichkeit, während der letztere durch seine klägliche Stellung und Gebehrden zu erkennen gibt, wie wenig ihm ein solches Reiten behagt. Dagegen sieht man den Herzog in einer andern Karrikatur auf einem feurigen Rosse in edelstolzer Haltung dahin sprengen; ein Jüngling mit einer Peitsche in der Hand sucht ihm den Weg zu vertreten. „Sey ruhig," ruft der Stolze, „ich werde nicht über dich hinreiten" — und in kleinerer Schrift auf der Seite — „wenn du mir aus dem Wege gehst." Eine andere heißt „der Gheber, welcher die aufgehende Sonne anbetet," und hier sieht man, als Anspielung auf eine von ihm im Parlamente gehaltene Schmeichelrede, Hrn. Brougham mit ausgebreiteten Armen vor der aufgehenden Sonne knien, welche nicht nur das Gesicht des neuen Monarchen vorstellt, sondern zum Ueberfluß Guilielmus IV. Rex. als Umschrift führt. Auf dem „Plan zu einer Regentschaft" erblickt man die Herzogin von Kent als eine schöne Puppe auf einem Thronsessel, während Prinz Leopold ihre Tochter als ein junges Kind, dem die Krone weit über die Augen herabhängt, auf dem Schooße hat und ihm Kirchen zum Spielen vorhält; aber durch eine offene Thür im Hintergrunde sieht man den versammelten Rath, den, obgleich der Herzog von Cumberland mit dabei ist, eine Grenadierwache in Ordnung zu halten scheint, wobei der Herzog von Wellington von einem hohen Sessel herunterdonnert: „Ich bin Präsident des Raths, wer will mir widersprechen?"

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 205.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 27. August 1830.

Du kennst das alte Wort: es trügt der Schein.
Fest muß das Mark, nicht glatt die Rinde seyn.

Hensler.

Erinnerungen an eine Alpenreise.

Der Wanderstab.

Stab! mein Stab, was beugst du dich,
Wo fest zu stehen es gilt; —
Trugst so manche Jahre mich,
Wankest nicht, wo Alles wich,
Hielt'st aus, wo keiner hielt!

Stab, mein Stab, was soll das seyn?
Er kracht — o weh — er bricht! —
Seine Freundschaft war nur Schein,
Läßt uns in der Noth allein,
Und hört den Angstruf nicht!

Glatter Heuchler, fahr denn hin,
Der Bergstrom sey dein Grab!
Falschheit zeichnet dich wie ihn,
Seinen Wellen gleicht dein Sinn,
Hinab zu ihm, hinab!

Diesem nackten Schlehdorn hier
Vertrau' ich mich nun an,
Ohne Schmuck und ohne Zier
Ist er sicher treuer mir
Auf meiner Dornenbahn!

Fehlt ihm auch die Politur,
So fehlt ihm nicht die Kraft,
Sprödling ist er der Natur,
Keines falschen Schimmers Spur
Hat ihn noch erschlafft!

Schlehdorn, ja, du bist mir treu,
Denn, ob auch hart und rauh
Deine Außenseite sey,
Bricht kein Eisen sie entzwei,
Sie ist nicht blos zur Schau!

L. Halirsch.

Die englischen Ehemänner.

Ich erinnere mich einmal zu London am Fenster eines Bilderhändlers eine alte Karrikatur gesehen zu haben; ich sage eine alte, denn die Jugend der Karrikaturen ist so vergänglich als die Jugend der Mädchen. Sie stellte einen Mann vor, der eine halbleere Weinflasche vor sich, den Kopf auf die Brust gesenkt, am Tisch saß und sanft in Gott Bacchus entschlafen war; eine junge Frau saß am Kamin, den Kopf in die Hand gestützt; unten stand: „Welch angenehme Gesellschaft habe ich da!“ Der Zeichner wollte darstellen, wie wenig die Frauen der ersten Stände in England von der Gesellschaft ihrer Männer haben, und ich versuche es im folgenden, dieses Thema etwas weiter auszuführen.

Die Ehe hat in England sehr viel vom Wittwenstande. Seht, wie es der Frau ergeht, deren Gemahl Parlaments-

Digitized by Google

glied ist: um vier Uhr geht er hin, bleibt bis Mitternacht dort, ja oft bis drei Uhr Morgens; ist er Mitglied eines oder mehrerer Ausschüsse, so ist es noch ärger. Die Richter, die Advokaten, die Prokuratoren, was einen schwarzen Rock und eine große Perrücke trägt, dieses Heer, das in England noch zahlreicher und furchtbarer ist als in Deutschland und Frankreich, lassen gleichfalls ihre keuschen Hälften fast das ganze Jahr allein; denn abgesehen von ihren gewöhnlichen Geschäften, sind sie, da es in den Provinzen keine Gerichtshöfe gibt, beständig auf der Landstraße von einer Grafschaft zur andern, die einen um zu richten, die andern um zu plaidiren. Die Bankiers, Spekulanten, Kommerzanten, Manufakturisten denken nicht viel mehr daran, sich ihren Frauen zu widmen; der Wechselkurs in den fremden Ländern, das Steigen und Fallen der Papiere, kurz, die Mittel, Geld zu gewinnen, nehmen sie völlig in Anspruch; für einen englischen Gewerbsmann hat kein Weib in der Welt so viel Reiz als eine Dampfmaschine.

Aber nicht alle Lords sind Parlamentsglieder, nicht alle reichen Leute sitzen in der Kammer der Gemeinden, nicht alle sind Richter und Handelsleute; es gibt eine wohlhabende, sehr zahlreiche Klasse, deren einzige Beschäftigung darin besteht, daß sie keine hat. Ganz richtig; die armen Frauen sind aber darum um nichts besser daran. Der verheirathete Mann setzt zu London seine Junggesellenwirthschaft fort; vor Tisch wird in Bondstreet spazieren gegangen oder im Hyde-Park spazieren geritten; gespeist wird im Kaffeehaus mit Bekannten; man ist Mitglied von zwei, drei Klubbs, dort wird fast immer der Abend zugebracht, und oft geht man nur weg, um in einem modischen Spielhaus den Rest der Nacht am Spieltisch zu verbringen.

Der Juni ist verflossen und die Mode, welche zu Anfang Februars die reichen Familien, die den sogenannten Bon ton bestimmen, nach London getrieben hat, jagt sie auf sieben Monate wieder hinaus; denn ist einmal die Sitzung des Parlaments zu Ende, so wäre es eine Schande, ließe man sich noch in der Hauptstadt blicken. Man riskirte, Johann ohne Land gescholten zu werden, oder für einen Menschen zu gelten, der keinen Bekannten hat, bei dem er den Sommer zubringen könnte, oder nicht Geld genug, um ins Bad oder auf's Festland zu reisen. In England kann man einem aber nichts Schlimmeres nachsagen, als man sey nicht reich, und so reist jeder auf seine Güter oder besucht seine Bekannten auf dem Lande. Sehr reiche Leute verschaffen sich auf ihren Schlössern mit großen Kosten die Vergnügungen Londons; die andern, und dieß ist die Mehrzahl, leben sehr sparsam und eingezogen, um wieder glänzen zu können, wenn man in die Hauptstadt zurückgekehrt ist. Kommen wir wieder auf die armen verlassenen Frauen. Man denkt vielleicht, in diesen sieben Pönitenzmonaten haben sie ihre Männer um sich; nichts weniger. Ihre Herrn und Meister jagen vom Morgen bis zum Abend mit den Landedelleuten in der Nachbarschaft; matt und müde kommen sie sehr spät mit ein Paar Jägern heim, die von nichts zu reden wissen, als von den Listen und Schlichen des Fuchses, den sie gejagt, von den Hecken und Graben, über die sie gesetzt, von den Stücken Wild, die sie geschossen, und was sich alles auf der Jagd zugetragen. Dieses Gespräch ist höchst anziehend für eine Frau; sie steht daher auch so bald als möglich vom Tische auf, und läßt den Gemahl bei Gästen, die so gute Trinker als muthige Jäger sind.

Daß die englischen Frauen so allgemein vernachläßigt werden, ist wirklich auffallend, denn sie besitzen alle Eigenschaften, welche Männer fesseln können. Allerdings fehlt ihnen die freie Beweglichkeit und die graziöse Haltung der Französinnen, aber ihre Züge sind sehr schön und ihr Teint herrlich. Vollkommene Schönheit ist überall selten, aber Häßlichkeit ist in England so gut wie unbekannt. Sie sind aber nicht nur hübsch, sondern auch gebildet: im Tanzen, Singen, in der Musik und im Zeichnen haben es alle mehr oder weniger weit gebracht; sie verstehen mehrere Sprachen und es ist auffallend, daß, während die Engländer das Französische schrecklich radbrechen, die meisten Damen es richtiger und nicht mit so viel Accent sprechen. In Geschichte und Geographie sind sie nicht fremd; ja manche besitzen sogar einige eigentlich wissenschaftliche Kenntnisse, und es gibt zwar auch sogenannte blue-stokings, Blaustrümpfe, d. h. gelehrte Weiber unter ihnen, aber die Bescheidenheit wird in der Regel unter ihren Tugenden nicht vermißt, und wenn sie gerne sprechen, so verstehen sie auch zuzuhören. Sie sind Muster von Mäßigkeit, und selten geben sie über zwei kleine Gläser Wein beim Dessert. Es ist also garstige Verläumdung, wenn man ihnen Unmäßigkeit Schuld gegeben hat. Wer dieß that, kannte wohl blos jene Weiber vom Pöbel, welche in einem Glas Genever, das sie auf dem Schenktisch zu sich nehmen, auf einen Augenblick ihren Jammer ersäufen.

Die englischen Ehemänner aus den niedrigern Klassen schenken ihren Frauen nicht viel mehr Aufmerksamkeit. Die Kleinhändler sind den ganzen Tag allein mit ihrem Verkauf beschäftigt; ihre Frauen lassen sich fast nie in der Boutike blicken; Abends haben sie ihre Rechnungen zu stellen. Den Künstlern, den Handwerkern ist es, wenn der Tag herum ist, wohler in der Schenkenluft, als in der Gesellschaft ihrer Weiber. Sie kommen halb, wo nicht ganz betrunken nach Hause; es gibt Zank und Streit, und die Frau wird geschlagen, gesetzlich geschlagen, denn die englischen Gesetze erlauben dem Mann, seine Frau zu schlagen, wenn der Stock, dessen er sich bedient, nicht dicker ist als ein Daumen. Eine Frau, die es müde war, jeden Abend geschlagen zu werden, war davongelaufen. Der Mann, dem das Spiel mit dem Stock wohl

Digitized by Google

nicht so zuwider war als ihr, kundschaftete ihren Aufenthaltsort aus und führte sie vor das Polizeigericht des Sprengels, damit sie wieder unter die eheliche Zucht gesprochen werde. Die Frau erklärte, um alles in der Welt wolle sie nicht mehr mit einem Manne leben, der alle Abende betrunken nach Hause komme und sie jedesmal schlage. Der Mann, ein wahrer Herkules, erwiederte, er habe sie nie anders als mit einem daumensdicken Stocke gezüchtigt. „Ja," rief die Frau, zum Richter gewandt, „aber, gestrenger Herr, seht seinen Daumen an, er ist so dick als mein Arm." Dennoch ward sie gesetzlich verurtheilt, wieder zu ihrem Mann zurückzukehren.

Parallele zwischen dem Reisen in Deutschland und in Frankreich.

(Beschluß.)

Angenehm wird allemal das Ohr berührt, wenn man in einem fremden Lande seine Muttersprache hört. Denn so mächtig man auch der fremden seyn mag, immer bleibt sie fremdartig und erinnert an die Ferne der Heimath, die bei der gedachten Erscheinung gleichsam näher rückt. So war es mir wenigstens, als ich zwischen Straßburg und Paris mehreren Haufen von deutschen Auswanderern begegnete, die aus Hagenau (im Elsaß), aus Baden und Würtemberg waren. Aber wenn der erste frohe Eindruck, den die Sprache auf mich machte, vorüber war, empfand ich es traurig, daß mein Vaterland seine Kinder nicht mehr soll ernähren können.

Eine Eigenthümlichkeit, die man in den Rheingegenden schon ziemlich allgemein nachgeahmt findet, ist die, daß man in Frankreich überall, in Städten wie in Dörfern, an den Häusern mit großen Buchstaben angeschrieben sieht, wer darin wohnt. In der Bauart weichen die Häuser in Frankreich von denen in Deutschland sehr ab. Tritt man dort in ein Haus, so befindet man sich sogleich auf dem Schauplatze der ganzen häuslichen Thätigkeit. Was nämlich in Deutschland Hausflur ist, das ist in Frankreich Küche, Arbeitsstube und Gesellschaftssaal. Hier sizt die ganze Familie, wenn das Wetter nicht in's Freie lockt, um den Kamin und unterhält sich mit französischer Lebhaftigkeit. Ein großes Stück Holz, das, wenn ein Theil abgebrannt ist, immer weiter vorgerückt wird, unterhält das Feuer. Hier sezte ich mich oft in den Kreis und nahm Theil an der Unterhaltung, die mit vieler Lebhaftigkeit von einem Gegenstande zu dem andern sprang, immer aber bei dem Interesse des Vaterlandes am meisten verweilte. Besonders gern ließ man sich vom Herzog von Reichstadt erzählen, und ihn oftmals gesehen zu haben, galt für mich als beste Empfehlung. Aehnliche Conversationen geben wohl in Deutschland die Billardstuben, aber selten kommt es dort zu so traulicher Mittheilung.

Große Vorzüge hat die Landespolizei in Deutschland vor der in Frankreich auch darin, daß man dort überall die Ortsnamen auf Tafeln vor den Ortschaften angeschrieben sieht, so wie überall Wegweiser findet, was man hier fast allenthalben vermißt. Frägt man nun nach den Wegen, so wird man zwar mit vieler Zuvorkommenheit berichtet, aber die große Redseligkeit des Franzosen kann alle Neben- und Seitenwege nicht genug bezeichnen, und so wird man durch die allzugenaue Beschreibung oftmals gerade irre geleitet.

Eine dem Fremden eben nicht sehr angenehme Gewohnheit, die zwar in Deutschland auch, aber lange nicht in der Ausdehnung stattfindet, ist das Geben von Trinkgeldern. In jedem Wirthshause in Frankreich rechnet der, welcher uns nur die geringste Handreichung thut, wenn sie auch zu seinem Dienste gehört, darauf. Hat man an einen Kellner, der eine Tasse Kaffee gebracht hat, einige Sous zu bezahlen, so gibt man ihm fast die Hälfte davon an Trinkgeld. Damit man dabei nicht in Verlegenheit komme, bringen die dienstbaren Geister jederzeit, wenn man etwas zurückzuerhalten hat, Kupfermünzen, wenn sie es auch mit Silber abmachen könnten. Dieses Kupfergeld ist aber eben so schwer und undequem, wie in Oesterreich, und man gibt die Sous gewöhnlich leichter weg, als man dieß mit kleinen Silberstücken thun würde, blos um die Last aus den Taschen los zu seyn. Nur summirt sich dieß in Frankreich mehr wie in Oesterreich, weil zwei Sousstücke, deren am meisten kursiren, schon mehr als sechs Kreuzer betragen.

Vergleicht man den französischen Landmann mit dem deutschen, so findet man, außer einer scheinbar größern Geschäftigkeit des erstern, wenig Unterschied. So wie in Deutschland kommt man in Frankreich durch große Landstrecken, wo an der Agrikultur noch viel auszusetzen ist, während man sie auf andern wieder in großer Vollkommenheit trifft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Ende Juli.

Schenkungen an die todte Hand. Eine Geistererscheinung. Vorfälle aus dem bürgerlichen Leben.

Ich schreibe in der furchtbarsten Krisis, in der peinlichsten Erwartung, wie sich das schreckliche Drama in Paris entwickeln wird. Doch ich verschone Sie mit Politik; wenn Sie diesen Brief erhalten, wissen Sie wohl schon, wie sich unser Schicksal entschieden hat. Ich hole heute nach, was ich noch über unsern bisherigen Zustand zu berichten habe; mögen

die Würfel so fallen, daß, wenn ich das nächstemal schreibe, unsere Stadt, in der schon so viel Elend herrscht, wenigstens keine trübere Zukunft vor sich hat.

Die bekannten und offiziell angezeigten Geschenke und Legate, die voriges Jahr in unserm Departement der Geistlichkeit, geistlichen Stiftungen und Institutionen gemacht wurden, betrugen 118,405 Fr., in ganz Frankreich aber 4,268.927 Fr. In den vier vorhergehenden Jahren hatten sich diese Donationen zusammen auf 20,750.981 Fr. belaufen. Dies macht also in fünf Jahren mehr denn 25,000.000 Fr. Dabei ist noch manches Auffallende zu bemerken. Die Summe dieser Schenkungen war 1829 nur halb so groß, als 1827 und 1828, aber um das Doppelte größer als 1825 und 1826. In den ersten sechs Monaten von 1829 wurden der Geistlichkeit nur 10.440 Fr. geschenkt, in den andern sechs Monaten aber, seit der Ernennung des Ministeriums Polignac, 4,172.750 Fr. Welcher Unterschied! Was müssen da für Mittel gewirkt haben! Die protestantische Kirche hat im Jahr 1829 nur 55.491 Fr. erhalten, in den Departements Unter-Charente, Drome, du Gard, de l'Oise, Niederrhein und Seine. Den Hospitälern wurden nur 2,683.579 Fr. vermacht, also mehr als die Hälfte weniger, als der katholischen Geistlichkeit; ein schrecklicher Abfall, denn in den vier vorhergehenden Jahren hatten sie nur ½ weniger, als die Geistlichkeit, nämlich 17,263.505 Fr. Die Gemeinden erhielten nur 585.639 Fr., also 3,500.000 Fr. weniger, als die Geistlichkeit; die öffentlichen Unterrichts- und Schulanstalten gar nur 105.580 Fr.! Im Jahr 1828 konnte man bemerken, daß die geistlichen Schenkungen in den Departements Jura, Niederalpen, Vienne, Somme und Morbihan, wo die Jesuiten zu Hause sind und ihre Schulen haben, in erschreckendem Verhältniß zunahmen. Ebenso war es 1829, denn in Vienne wurden 311.455 Fr., in Morbihan 99.038 Fr. und im Sommedepartement 88.802 Fr. an die todte Hand geschenkt. Diese drei Schenkungen haben aber erst seit dem Ministerium Polignac in der zweiten Hälfte des Jahres stattgefunden. In den ersten sechs Monaten — unter dem Ministerium Martignac — wurde kein Heller geschenkt.

Als Beweis, daß nicht nur in Würtemberg Verstorbene wiederkommen, diene folgender Vorfall. Unter unsern Nonnenklöstern ist eins der heiligen Therese gewidmet, das der Kardinal Berulle 1604 für Karmeliterinnen gestiftet hat. In diesem Kloster soll kürzlich bei der nächtlichen Hora ein Geistlicher an das Chorfenster geklopft und einen Gehülfen zum Messelesen verlangt haben. Das erstemal glaubte man, es sey irgend ein loser Vogel, der sich in der Kirche versteckt habe; darum suchte die Pförtnerin am folgenden Tage Alles aus, ohne das Geringste zu entdecken. Demungeachtet geschah das Klopfen und Verlangen in der nächsten Mitternachtshora abermals. Man antwortete, um diese Stunde sey hier kein Geistlicher zu finden. Indessen wird der Hr. Bischof von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt und um Abhülfe gebeten. Die Kongregation versammelt sich auch unverzüglich und es wird beschlossen, daß der Großvikar in der nächsten Nacht in der Kapelle bleiben und Acht geben soll. Kaum war die Hora begonnen, so erscheint ein junger Geistlicher im Meßgewand und verlangt wieder einen Gehülfen. Der Großvikar begleitet ihn zum Altar und hilft ihm die Messe halten; gegen deren Ende erkennt er in ihm einen jungen Geistlichen, der vor mehreren Monaten gestorben war, man sagte damals, aus Liebe zu einer jungen Nonne im Kloster, die ihm, als er noch im weltlichen Stande lebte, versprochen gewesen, hernach aber von ihren Eltern ins Kloster gezwungen wurde. Seit dieser Messe, die den jungen Mann wieder zur Ruhe brachte, soll er nicht wieder erschienen seyn.

Vor Kurzem starb einer unserer ausgezeichnetsten Einwohner, Mitglied einer Freimaurerloge. Seinem Leichenbegängniß folgten eine Menge Maurer Brüder aus allen Ständen und überdies sehr viele Arbeiter und Arme, denn der Mann war sehr geliebt und wohlthätig gewesen. Es war sichtlich, daß diese Menschenmenge dem Pfarrer von St. Michel, der die Leiche begleitete, nicht gefiel. Um seine Abneigung und Verachtung gegen den Todten und die Lebenden auszudrücken, die ihn jezt zur Ruhe begleiteten, hielt er sich mit seinen Chorknaben in auffallender Ferne von dem Sarg und warf verachtende Blicke rechts und links. Die Verwandten und Begleiter der Leiche thaten aber, als wenn sie es nicht sähen. Endlich war die Ceremonie vorüber und die Leiche ins Grab gesenkt; die Verwandten wollten sich eben wieder ordnen und zurückgehen, da gibt der Priester dem Kreuzträger und seinen Chorknaben einen Wink, und Alle eilen an den gerührten und betrübten Reihen mit Spott vorüber. der Geistliche aber sagt laut: „Wahrhaftig! wenn die Giraffe hier gestorben wäre, so hätten sie nicht mehr Leute beerdigen sehen.“

Nicht blos im vorigen harten Winter, sondern auch jezt noch ist viel Elend bei uns zu finden. Ich wollte vor einigen Tagen in St. Georges einige Leute aufsuchen, die das Wohlthätigkeitsbureau um Hülfe gebeten hatten. In einem dunkeln Gang im sechsten Stockwerk höre ich das Weinen und Wimmern einer Frau; schon dachte ich, es habe auch hier, was leider bei unsern Armen so häufig vorkommt, ein Mann seine Frau geschlagen, und öffnete daher eine zerbrochene Thür. Da fand ich es aber anders: vier Kinder kauerten um ihre noch junge Mutter, die bitterlich weinte, weil sie den Kindern kein Brod geben konnte. Der Mann, seines Zeichens ein Strumpfmacher, hatte acht Tage lang für einen andern Strumpfweber gearbeitet, und da dieser auch bei zahlreicher Familie arm war, so hatte er das für die Arbeit empfangene Geld zur Nahrung seiner eigenen Kinder verwendet. Der Arbeiter, dergleichen hier Compagnons heißen, hatte also seinen achttägigen Arbeitslohn nicht empfangen und war mit leeren Händen nach Haus gekommen; daher der Jammer. Die bleichen Kinder suchten selbst die Mutter zu beruhigen und sagten zu ihr: ne pleures pas, nous ne mangerons pas. Da fielen mir unwillkührlich die herrlichen Worte Victor Hugos ein:

Donnez, afin qu'un jour, à votre heure dernière,
Contre tous vos péchés vous ayez la prière
D'un mendiant puissant au ciel.

Schon vor einiger Zeit hatte der Pfarrer von Vault bemerkt, daß von Zeit zu Zeit alte römische Münzen, besonders aus Antonins Zeit, in den Opferstock und in den Klingelbeutel geworfen wurden. Zu Ende vorigen Jahres wurden diese Gaben häufiger. Dies bewog den Pfarrer, mit einem Winzer zu sprechen, den er deshalb sehr in Verdacht hatte. Im Anfang läugnete der Bauer gerade weg; auf das gütige Zureden des Geistlichen gestand er aber endlich, diese Münzen kämen von einem Feld, das fast auf der Höhe eines bekannten Bergs, genannt Mont-Martre (mons Martis), liege. Außerdem fügte er noch hinzu, er habe in diesem Feld auch steinerne Bilder, dicke Backsteine und einen fürchterlichen Kopf entdeckt. Auf Verlangen des Pfarrers brachte er diesen Kopf herbei und es fand sich, daß er einer ziemlich roh gearbeiteten Statue angehört hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. August 1830.

Die Narrheit ist die Parodie der Vernunft und im Tollhaus ist das ganze Jahr Karneval.

Le Sage.

Bicêtre.

In der Salpetrière werden die weiblichen, in Bicêtre die männlichen Irren verwahrt. Wer hintereinander beide Häuser besucht, dem wird recht anschaulich, wie verschieden sich der Wahnsinn im Allgemeinen bei den beiden Geschlechtern äußert. Ein sehr durchgreifender Charakter des männlichen Wahnsinns ist Ernst und Ruhe. In Bicêtre sieht man nicht wie in der Salpetrière jene beweglichen Gesichter, deren Ausdruck jeden Augenblick wechselt, weil in dem kranken Hirn eine bizarre Idee die andere jagt; in Bicêtre hat man nicht jenes groteske, vielfach bewegte Schauspiel, wie wenn man in die Höfe der Salpetrière tritt. Der Wahnsinn der Weiber äußert sich weit mehr nach außen, ist viel geschwätziger, der der Männer dagegen mehr nach innen gekehrt, schweigsamer. An Ausnahmen fehlt es freilich nicht in dieser wunderlichen Welt, wo die menschliche Vernunft, tausendfach gebrochen, in tausend Farben spielt. Der Wahnsinn, und dieß bildet seinen Hauptcharakter, ist ewig wechselnd und immer originell.

Der Bicêtre ist, wie die Salpetrière, zugleich ein Hospital für alte Leute, jener für Männer, diese für Weiber. Im ersten Hof des Bicêtre wohnen die Siechen; dann kommen in einzelnen Abtheilungen die Epileptischen, die Züchtlinge und die Narren. Schnell eilte ich durch die ersten Höfe und an den grauen Veteranen vorbei, welche die Sträflinge bewachen, und betrat den ersten Hof der Narren, wo die Blödsinnigen sich aufhalten. Eben theilte man ihnen ihre Suppe in hölzernen Näpfen aus; einige aßen mit Löffeln, die meisten aber können dieß nicht, oder finden es bequemer, ohne Löffel zu essen; diese stecken den ganzen Kopf in den Napf, und ein Hund verzehrt sein Mittagessen ungleich reinlicher. Bei manchen stecken Arme und Hände in Zwangshemden; ohne zu warten, bis man sie frei macht, fahren sie lustig damit in die Suppe. Kurz, die Blödsinnigen stehen so ziemlich auf der Stufe der Thiere, und dennoch fand ich sie nicht so schrecklich tief gesunken, wie die Weiber in der Salpetrière; sie sahen doch noch aus wie Menschen; ja bei manchen äußert sich noch einige Geistesthätigkeit. So zeigte man mir einen, der sogleich lebendig wird, wenn man vom Wasserstoffgas spricht; um ihn aus seiner Apathie aufzurütteln, darf man dieses Wort nur nennen; er spaziert dann lebhaft umher, gestikulirt und deklamirt voll Feuer gegen das Wasserstoffgas, das er für die Quelle aller Uebel, für seinen ärgsten Feind hält. Woher diese seltsame Idee rührt, weiß man nicht. Ich hielt mich auch bei einem ehemaligen Kutscher der Schauspielerin Mars auf; die Erinnerung an seinen frühern Stand ist nicht ganz erloschen; er erzählt einige Geschichten von Mademoiselle Mars und von Personen, die zu seiner Zeit zu ihr kamen. Ich bin zu galant, um sie nachzuerzählen, und was will auch das Geschwätz eines Narren bedeuten? Dieser Kutscher wurde merkwürdiger Weise auf einmal ein Narr: eines Tags peitschte er auf dem Platze Vendome plötzlich auf seine Pferde los und fuhr, trotz Schreien und Drohen, im Galopp um die Vendomesäule herum, bis man den Pferden in die Zügel fiel.

Digitized by Google

Die wüthenden Narren waren gerade sämmtlich sehr ruhig. Die Zellen waren offen, einige gingen im Hofe oder unter dem Säulengange, der rings herumläuft, spazieren, andere saßen im Kreise um einen Kameraden, der ihnen eine Zeitung vorlas. Sah man sie so aufmerksam zuhören, hätte man nimmermehr gedacht, daß diese Menschen vielleicht gestern rasten und tobten. Es ist merkwürdig, daß die Aufseher immer von den Narren selbst aufmerksam gemacht werden, wenn das schreckliche Uebel bei einem auszubrechen droht; die Gesunden halten den Wüthenden, bis die Wärter kommen und ihn in seine Zelle sperren. Unter den wüthenden Narren ist ein ehemaliger Militär, der sich mit Abfassung von Romanzen, Madrigalen, Räthseln und Charaden die Zeit vertreibt. Er theilt seine Produkte unter die Fremden aus, singt ihnen etwas vor und erhält dafür ein Paar Sous, um seine Dose füllen zu können; denn es ist bekannt, daß für Narren beiderlei Geschlechts der Schnupftabak ein fast so dringendes Bedürfniß ist, als Essen und Trinken; tritt man in einen Hof, so bestürmen einen hundert Stimmen in flehendem Tone um einen Sou zu Tabak. Wir hielten uns einen Augenblick bei einem kleinen Bucklichten auf, an dem lediglich nichts Verrücktes zu bemerken war; er schwazt recht geistreich, ist sehr munter, spaßhaft und voll von jener spöttischen Laune, mit welcher die Natur Wesen seiner Art fast immer ausstattet. Der arme, drolligte Bursche erlöste uns von einem langweiligen Schwätzer, der sich nicht zum Schweigen bringen ließ; dieß war ein Advokat, der ein Weltsystem erfunden hat und dasselbe jedem Besuch entwickelt; ich weiß nur noch so viel davon, daß das Meer darin das Urprinzip von Allem ist. Der Mann ist sehr ungehalten auf Thenard, weil er so ein fünfzig Elemente annimmt; nach ihm gibt es keines als das Meer. Er ist nicht der einzige Wissenschaftsnarr; das merkwürdigste Beispiel dieser Narrheit ist ein Pastetenbäcker, der seine Kuchen über der Chemie und der Physik verwahrlost hat; der arme Mann spricht jezt rein von nichts als von Encyklopädie, Mathematik, Krystallisation, alles bunt durcheinander.

Kein Hof ist bevölkerter und lärmender als der der Unheilbaren. Hier herrscht ewiger Tumult, ein bizarrer, ein lächerlicher oder empörender Auftritt drängt den andern. Hier geht ein Mann auf und ab, der sich mit viel Kunst und Scharfsinn von Kopf bis zu den Füßen bewaffnet hat; der lange Schnurrbart, der Hut mit der Feder, der martialische Gang, geben ihm ein sehr kriegerisches Ansehen; dort sizt einer ruhig im Winkel und liest; er hat ein griechisches Evangelium und einen Homer, den er zu seiner Unterhaltung übersezt. Weiter hin winkt uns ein Alter lächelnd zu sich; „sind diese Leute nicht Narren," fragt er, „die mich wider Willen hier halten wollen? Gestern habe ich die Säule auf dem Vendomeplatz mit der Hand aufgehoben, und sie bilden sich ein, ihre Mauern könnte ich nicht niederreißen!" Dieser Herkules ist indessen sehr ruhig und legt nie Hand ans Werk. Einer leidet gewiß schreckliche Qualen; schon auf seinem Gesichte war zu lesen, wie sehr er litt. „Was fehlt Dir?" fragt man ihn. — „Immer höre ich sie." — „Wen?" — „Immer die nämlichen." — „Was sagen Sie?" — „Man müsse mich guillotiniren." Neben diesem Unglücklichen stand ein kleiner Alter, dem, seinem lebendigen Auge und seiner frischen Gesichtsfarbe nach, sein Leben ruhig, angenehm verfloß; man hielt ihn für einen Sechziger und er ist fast hundert Jahre alt. Er wartete nicht, bis man ihn anredte, sondern machte uns sogleich damit bekannt, daß wir in ihm einen Sohn Ludwigs XV. erblickten; „aber," fuhr er lächelnd fort, „ein Kind der Liebe bin ich, jedoch anerkannt; der Pabst selbst hat mich nach Rom einladen lassen." Der lustige Bursche genießt seines schönen Alters und hat es durchaus kein Arg, daß man den Bastard eines Königs von Frankreich in Bicêtre aufbewahrt. Indessen sahen wir noch weit vornehmere Herrn; von dem nicht zu sprechen, der sich für Gott Vater hält, und den ganzen Tag die Vesper singt, ist da ein kleiner, aufs Wunderlichste aufgepuzter Mann, mit einem dreieckigten Hute, der von Flittergold glänzt; er ist König von Frankreich, England, Preußen, von ganz Europa; er beschenkte jeden von uns mit einem Diamanten im Werth von 500,000 Franks; er sammelt Glasstücke in den Taschen seiner gestickten Weste, um immer Präsente machen zu können. Ein großer, stolzaussehender Mann, mit starrem Blick und steifer Haltung hält sich für den Dauphin von Frankreich.

So groß die Zahl der Unheilbaren ist, so soll doch ein Fünftheil sämmtlicher nach Bicêtre gebrachten Irren geheilt werden.

In ernster, wehmüthiger Stimmung durch den Anblick der furchtbarsten Entartung der menschlichen Natur ging ich langsam nach Paris zurück, das ich Morgens früh verlassen hatte. Allmählig schwand der Gedanke an die gräßliche Gesellschaft, in der ich ein Paar Stunden zugebracht, aus meiner Seele, denn eine große, volkreiche Stadt, in der überall Vernunft und Ordnung herrscht, breitete sich herrlich vor mir aus. Wie konnte ich ahnen, daß diese Stadt mit den friedlichen, fleißigen Einwohnern Tags darauf der Schauplatz der blutigsten Verwirrung, fast das Opfer des Wahnsinns werden würde? Es war der 26ste Juli; ich kam nach Hause, und die Nachricht von den verhängnißvollen Ordonnanzen traf mich wie ein Donnerschlag. Wahrlich, die gefährlichsten Narren sind nicht in Bicêtre.

Ungedruckte Briefe Diderots.

(Fortsetzung von Nro. 204.)

Paris, 5ten Sept. 1762.

Nach dem Nachtessen unterhielt uns Doktor Gatti. Er schilderte die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes in Ita-

Digitized by Google

lien und was Alles dazu beiträgt: Klima, Weiber, Malerei, Musik, Baukunst, Wissenschaft, Sitten, schöne Künste, ja sogar die Denkfreiheit. Wir gingen die verschiedenen Provinzen Italiens durch; besonders hielten wir uns in Venedig auf, und wie sollte man sich nicht an einem Orte aufhalten, wo der Karneval sechs Monate dauert, wo sogar die Mönche in Maske und Domino gehen, und wo man auf demselben Platze hier auf Gerüsten Possenreißer lustige, ausgelassene Farcen, und dort auf andern Gerüsten Priester Farcen anderer Art aufführen sieht. Es erzählte Jemand, ich glaube Doktor Gatti war es, zwei Geschichten ganz verschiedener Art, die Ihnen aber Vergnügen machen werden. Sie müssen wissen, daß die venetianischen Senatoren die elendesten Sklaven ihrer Größe sind; bei Lebensstrafe dürfen sie mit keinem Fremden ein Wort wechseln; das Haus eines Gesandten, gleichviel von welchem Hofe, zu betreten, ist ein Kapitalverbrechen. Ein Senator liebte eine Frau seines Standes und wurde geliebt. Jeden Abend, gegen Mitternacht, ging er, in seinen Mantel gehüllt, allein, ohne Diener aus und brachte eine, zwei Stunden bei ihr zu. Er mußte, um zu der Geliebten zu kommen, einen Umweg machen oder durch das Hotel des französischen Gesandten gehen. Die Liebe weiß nichts von Gefahr und der glückliche Liebende zählt die verlornen Augenblicke. Unser verliebter Senator besann sich nicht lange und schlug den kürzesten Weg ein. Schon öfters war er durch das Hotel des Gesandten durchgegangen, da wurde er endlich entdeckt, angezeigt und verhaftet. Man verhört ihn; es brauchte nur ein Wort, so war der Geliebten Ehre befleckt und ihr Leben gefährdet, aber das seinige gerettet; er schwieg und wurde enthauptet. Dieß ist schon recht; durfte aber auch die Geliebte schweigen?

Hier die zweite Geschichte, die ich Ihnen versprochen. Der Präsident Montesquieu und Lord Chesterfield trafen sich auf einer Reise in Italien. Beide Männer waren dazu gemacht, sich schnell an einander anzuschließen, und der Bund war auch bald geschlossen. Unterwegs stritten sie sich beständig über die Vorzüge beider Nationen. Der Lord gab dem Präsidenten zu, die Franzosen haben mehr Geist als die Engländer, dagegen fehle es ihnen an praktischem Verstand (sens commun); der Präsident läugnete dieß nicht, meinte aber, diese beiden Eigenschaften ließen sich gar nicht vergleichen. Der Streit dauerte schon mehrere Tage. Sie befanden sich zu Venedig; der Präsident war sehr geschäftig, ging überall hin, besah Alles, fragte, schwatzte, und schrieb sich Abends seine Beobachtungen auf. Er war eine oder zwei Stunden zu Hause und saß an seiner gewöhnlichen Arbeit, da ließ sich ein Unbekannter melden. Es war ein schlecht gekleideter Franzose, der Folgendes zu ihm sprach: „Mein Herr, ich bin ein Landsmann von Ihnen. Seit zwanzig Jahren halte ich mich hier auf, aber mein Herz hängt immer noch an den Franzosen, und ich fühlte mich von jeher glücklich, wann sich von Zeit zu Zeit eine Gelegenheit darbot, einem einen Dienst leisten zu können, wie dieß jezt mit Ihnen der Fall ist. Hier zu Lande darf man Alles thun, nur nicht sich in Staatsangelegenheiten mischen. Ein unvorsichtiges Wort gegen die Regierung kostet den Kopf, und Sie haben bereits ihrer mehr denn tausend fallen lassen. Die Staatsinquisitoren sind aufmerksam auf Ihre Schritte, man lauert Ihnen auf, man schleicht Ihnen überall nach, man bemerkt sich, was Sie thun, man ist fest überzeugt, daß Sie schreiben. Ich weiß ganz zuverlässig, daß Ihnen vielleicht heute, vielleicht morgen ein Besuch bevorsteht. Besinnen Sie sich, mein Herr, ob Sie wirklich etwas geschrieben haben, und bedenken Sie, daß eine unschuldige Zeile, die man falsch auslegte, Ihnen das Leben kosten könnte. Weiter habe ich Ihnen nichts zu sagen; ich habe die Ehre, mich zu empfehlen. Als einzigen Lohn für einen Dienst, den ich für nicht ganz unwichtig halte, bedinge ich mir aus, daß Sie mich, wenn Sie mir auf der Straße begegnen, nicht kennen, und sollten Sie sich zufällig nicht mehr retten können und verhaftet werden, mich nicht angeben.“ Mit diesen Worten machte sich der Mensch unsichtbar und ließ den Präsidenten Montesquieu in der äußersten Bestürzung. Das erste, was er that, war, daß er an seinen Schreibtisch ging, die Papiere nahm und ins Feuer warf. Kaum war dies geschehen, so kam Lord Chesterfield nach Hause. Es mußte ihm auffallen, in welch schrecklicher Verwirrung sich sein Freund befand, und er erkundigte sich, was ihm zugestoßen sey. Der Präsident erzählt ihm, was er für einen Besuch gehabt, daß er seine Papiere verbrannt und Befehl gegeben habe, seine Postchaise auf drei Uhr Morgens fertig zu halten; denn er war entschlossen, ohne Verzug einen Ort zu verlassen, wo ein Augenblick länger oder kürzer für ihn so schreckliche Folgen haben konnte. Milord Chesterfield hörte ihn ruhig an und sagte: „Das ist schon recht, lieber Präsident; aber ruhig im Kopf einen Augenblick! besprechen wir Ihr Abentheuer mit kaltem Blute.“ — „Sie sind nicht klug, erwiederte der Präsident; wie soll mein Kopf ruhig seyn, da er nur an einem Faden hängt?“ — „Wer ist aber der Mensch, der sich so edelmüthig der äußersten Gefahr aussezt, um Sie zu retten? Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Franzose bin, Franzose der; die Vaterlandsliebe treibt einen zu keinen so gefährlichen Schritten, vollends nicht einem Unbekannten zu Liebe. Der Mensch ist kein genauer Bekannter von Ihnen?“ — „Nein.“ — „Er war schlecht gekleidet?“ — „Ja, recht schlecht.“ — „Hat er Ihnen Geld abgefordert, so ein Thälerchen für seine Warnung?“ — „Bewahre, nicht einen Liard.“ — „Das ist noch auffallender. Woher weiß er aber die Sachen alle, die er Ihnen gesagt hat?“ — „Wahrhaftig, das weiß ich nicht ... wohl von

Digitized by Google

den Inquisitoren selbst.“ — „Nicht davon zu sprechen, daß dieser Rath der geheimste in der Welt ist, wie käme dieser Mensch in seine Nähe?“ — „Es ist vielleicht ein Spion von ihnen?“ — „Warum nicht gar! Man wird einen Fremden zum Spion machen, und dieser Spion wird sich wie ein Lump kleiden bei einem Handwerk, das niederträchtig genug ist, daß es seinen Mann gut nährt, und dieser Spion wird seine Herrn um Ihretwillen verrathen, auf die Gefahr hin, erdrosselt zu werden, wenn man Sie aufhebt und Sie ihn angeben, wenn Sie entwischen und der Verdacht auf ihn fällt, Sie seyen durch ihn gewarnt worden! Das ist alles Larifari, lieber Freund!“ — „Was kann es denn aber seyn?“ — „Ich besinne mich schon lange, es fällt mir nichts bei.“

Nachdem sich beide in allen möglichen Vermuthungen erschöpft hatten, und der Präsident fortwährend darauf bestand, so schnell als möglich, um ganz sicher zu gehen, das Feld zu räumen, rieb sich Chesterfield im Auf- und-abgehen die Stirne, als käme ihm plötzlich ein luminöser Gedanke, blieb stehen und sagte: „Präsident, warten Sie, lieber Freund, mir fällt etwas ein. Wie wäre es ... wenn zufällig der Mensch“ — „Nun, der Mensch?“ — „Wenn der Mensch... ja, das könnte wohl seyn, und es ist so, ich zweifle nicht mehr daran.“ — „Nun, wer ist denn der Mensch? Wenn Sie es wissen, sagen Sie es nur schnell.“ „Ob ich es weiß? o ja, ich glaube, jezt weiß ich es ....“ „Wie, wenn einer den Menschen geschickt hätte, der“ — Haben Sie die Güte, schonen Sie mich!“ — „Ein Mann, der manchmal boshaft ist, ein gewisser Lord Chesterfield; er hätte Ihnen gern durch die Erfahrung bewiesen, daß ein Loth praktischen Verstands mehr werth ist, als hundert Pfund Geist, denn mit praktischem Verstand...“ — „Ha! Abscheulicher Mensch!“ rief der Präsident, „was haben Sie mir für einen Streich gespielt! Und mein Manuscript, mein Manuscript verbrannt!“ Der Präsident konnte dem Lord diesen Scherz nie verzeihen. Er hatte Befehl gegeben, seinen Wagen bereit zu halten, und er reiste noch in der Nacht ab, ohne von seinem Reisegesellschafter Abschied zu nehmen. Ich wäre ihm um den Hals gefallen und hätte gesagt: „Lieber Freund, Sie haben bewiesen, daß es in England Männer von Geist gibt, und ich finde vielleicht ein andermal Gelegenheit, Ihnen zu beweisen, daß es in Frankreich Leute von Verstand gibt.“ Ich schreibe Ihnen diese Geschichte in Eile; hauchen Sie meiner Erzählung den Geist ein, der ihr fehlt, und wenn Sie dieselbe dann wieder erzählen, so ist sie gewiß sehr hübsch.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Ende Juli.

(Fortsezung.)

Corneilles Denkmal. Ein Fastnachtsspaß.

Ein wohlhabender Mann kaufte dem Winzer sein Feld ab und stellte Nachgrabungen an, die auch schon in einigen Tagen gute Ausbeute gaben, denn man entdeckte die Mauern und den Portieus eines kleinen Tempels oder einer Kapelle (Sacellum), welche die Römer gewöhnlich an ihre Landstraßen bauten. Dabei wurden zwei Statuen ausgegraben, deren einer jener „fürchterliche“ Kopf angehörte. Aus einer Inschrift ging hervor, daß das Sacellum dem Merkur geweiht gewesen war. Dicht daneben wurden, ganz frei, hundert und vier römische Münzen gefunden, unter denen nur zwei silberne waren.

Eine der würdigsten und volksthümlichsten Ideen des neuen, jungen Frankreichs ist der Vorsaz, Corneille eine Statue zu sezen. Sie wissen, was in dieser Beziehung in Rouen geschah, wo man den Anfang damit machte, durch theatralische Vorstellungen, Deklamationen und dergleichen Beiträge für diesen Zweck zu sammeln. So war es denn auch hier. Es wurde Cinna gegeben und dabei Delavigne's etwas trockener Diskurs über Corneille gelesen. Ich meine, ein Dichter könnte doch über einen Dichter etwas Besseres sagen. Nach Abzug aller Kosten blieben 595 Fr. übrig, die der Theaterdirektor durch eine freiwillige Gabe auf 700 Fr. erhöhte.

Es fällt mir noch ein Curiosum aus dem vergangenen Winter ein. Im Februar machte sich ein Eisblock, ungefähr zehn Fuß im Durchmesser, vom Kay Saint-Clair los; darauf stand eine rüstige, weißgeschürzte Köchin vor dem Feuer und drehte fastige Poularden. Bald waren sie fertig und wurden auf den Tisch getragen, an dem drei lustige Gäste saßen. Die Köchin selbst sezte sich zu ihnen und munter wurde nun gegessen und getrunken; eine Violine machte dazu die Tafelmusik. Schon war der Eisblock glücklich unter dem Pont Morand weg und nahe bei der Brücke Charles X., als er an etwas stieß und mit Feuer, Tisch, Essen, Wein, Gästen und Musik umschlug. Dies focht aber die vier guten Schwimmer trotz des eiskalten Februarbades nicht im Geringsten an. Einen Augenblick schwammen sie zwischen den Trümmern ihres Diners und stiegen dann lachend in ein Boot, das ihnen immer gefolgt war. Es waren vier junge Männer aus guter Familie, die diesen Fastnachtsspaß glücklich ausführten und unter dem Jubel der Menge wieder ans Land kamen, wo Bedienten mit Mänteln und Pelzen sie erwarteten. (Der Beschl. folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 200:
Wespennest.

Charade.

Erste Sylbe.

Es soll Verbrechen furchtbar decken,
Soll sie mit schwarzem Schleier decken,
Es soll den Menschen feindlich trennen;
Sprecht lieber: hold! so stimm' ich ein.

Zweite Sylbe, homonymisch.

Ein Strich, ein Punkt — all' seine Gaben.
Doch ist's der ganze Mensch — in Schwaben.
Geneckter Mädchen schriller Ton,
Ein Ausruf, häufig im Robinson.

Dritte Sylbe.

Wie heißt der arge Hexenmeister?
Aus Nervenmark citirt er Geister.
An Knochenfügeln sieht er schon
Der Seelen Constellation.

Das Ganze.

Die Sontag, Milder, Catalani
Und Mara bin ich nicht, doch sah nie
Nie eine größere Sängerin
Als mich die Welt. Sprich, wer ich bin?

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 207.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. August 1830.

Schweizerberge, undurchdringlich
Hohe Festung der Natur!
Aber, Brüder, unbezwinglich
Sind wir doch durch Eintracht nur.

Lavater.

Die Schwingfeste der Grindelwalder und Lauterbrunner.

Probe von F. J. Hugi's naturhistorischer Alpenreise.

Die Schwingfeste, sonst immer an Sonntagen abgehalten, sind jezt auf Montage verlegt. Die Alp, der Ort, wo die Hirten zusammenkommen, heißt Dorf. Den ersten Montag im August ist ein Dorffest auf Stadtalp, auf der Höhe an den Landmarken zwischen Bern und Unterwalden. Hier treten die Hasler und Unterwaldner im Kampf zusammen. Acht Tage später ist das Dorffest an der großen Scheidecke zwischen den Haslern und Grindelwaldern. Wieder acht Tage später wird es auf Itramenalp zwischen den Grindelwaldern und Lauterbrunnern begangen. So hat es jährlich jede Thalschaft zweimal zu begehen, das eine Mal mit der östlichen, das andere mit der westlichen Thalschaft. Das Fest bei Unspunnen, im Centrum des Oberlandes, ist dann allgemein.

In der angenehmen Gesellschaft der Familie des Pfarrers von Grindelwald, verließ ich das Thal. Man stieg empor gegen die westliche Scheidecke. Bei den obern Hütten trennte ich mich und stieg in gerader Linie zum Tschuggen hinan. Um den südlichen Fuß dieses Hornes zieht sich ein alter Arvenwald. Die meisten Bäume sind dem Alterstode nahe. Unten gegen die Alp herab geben viele Wurzelstöcke Beweise von der ehemals kräftigen Vegetation. Oben liegen noch Bäume, vom Sturme und dem Alter gebrochen, vermodernd über einander. Das Ganze gibt das traurige Bild baldigen Aussterbens. Der Abhang des Waldes ist nicht jäh ansteigend, die Erde zur Holzvegetation trefflich und die Gegend gegen Lawinen gesichert. Dennoch versuchte man keine neue Anpflanzung, die, von den alten Bäumen geschüzt, gewiß gelingen würde. Allein von solchen Dingen will der Aelpler nichts hören; er spricht sich sehr feindlich dagegen aus. Ich sah an manchen Orten auffallende Thatsachen, wie sehr man trachtet, heimlich oder auch öffentlich ähnliche Waldungen zurückzudrängen und jedes Aufkeimende zu zerstören. Einerseits wächst bei größerer Tiefe in dichtgedrängten Wäldern das Holz weit schneller und größer empor, als in den Höhen, wo in längerer Periode nur geringe Bäume emporsteigen. Anderseits gedeiht in jenen höhern Regionen das Holz nur in bedeutenden Waldungen; alle Bäume müssen jeden einzelnen und vorzüglich die jungen schützen vor Sturm, Kälte und herabgleitendem Schnee. Einzeln oder in kleiner Menge ist die Holzpflanzung sehr schwer oder unmöglich; ganze Waldungen aber erhalten in jenen Höhen den Schnee zu lange; sie machen die Alp kalt und das daraus abfließende Schneewasser macht sie sumpfig. Zudem sind der kräftigen Weide die schönsten Stellen dadurch entzogen. Der Holzbedarf für einige Alphütten während zwei oder drei Sommermonaten ist zu unbedeutend, als daß man es nicht lieber von unten herauf holen sollte; auch nach kühlendem Schatten wird sowohl der Hirte als das Vieh in einer Höhe von sechs bis sieben tausend Fuß nur selten sich sehnen. Einigen Vortheil gewährten solche

Digitized by Google

Hochwaldungen bei Sturm und Ungewitter allerdings; allein man achtet das so wenig, daß man nicht einmal trachtet, durch Stallungen dem Uebel abzuhelfen. Wenn ich allseitig das Ganze erwäge, so scheint es mir, ein Theil der Reisebeschreiber hat Unrecht, wenn er die Eigenthümer und Regierungen schlechter Wirthschaft bezüchtigt; ein anderer Theil hat Unrecht, wenn er die Natur für nicht mehr fähig erklärt, in jenen Höhen Holz zu erzeugen. In dem so sehr bewohnten Urserenthale müssen dem Beobachter freilich andere Urtheile sich aufdringen.

Ein starker Nebel hatte schon längst des Hornes Höhe umhüllt. Jezt aber senkte er sich tiefer, während ich durch ihn emporstieg. Wir glaubten den Gipfel beinahe erstiegen zu haben, als er aus dem Nebel halb sich zu entschleiern anfing. Aber wie staunten wir da! In gewaltiger Höhe und fast senkrecht thürmte sich vor unserem Blicke die Masse aufs Neue unersteigbar auf. Der Führer, oft schon hier, meinte, wir wären am unrechten Horne, denn da sey keine Möglichkeit, emporzukommen. Ich zog, die Sache besser einsehend, empor gegen das scheinbar Unerreichbare. Jeden Augenblick, wie der Nebel massenweise sich herabsenkte, änderte sich die Ansicht. Einen Augenblick wurde es oben lichter, und da sah ich einige hundert Schritte vor mir den leicht zu ersteigenden Gipfel mit dem alten Tannenbusche als Signal. Jezt drückte die Wolke wieder, alles halbverschleiernd, abwärts; die Felsgestalten verzerrten sich wieder sonderbar. So erreichte ich in einem wirklich merkwürdigen Momente die Höhe. Immerhin ist diese so außerordentliche Strahlenbrechung durch Nebelbläschen eine Erscheinung, die näher gewürdigt zu werden verdiente und wichtigere Aufschlüsse über mehrere Erscheinungen im Gebiete der Natur böte, als mancher künstlich in das Gebiet der Wissenschaft hereingezogene Körper. Mit Mühe gelangte ich von da hinab auf die Itramenalp, die frei vom Nebel, und reich mit zerstreuten Menschengruppen besezt war.

Auf der Höhe des Grates hob sich eine große Menschenmenge in buntem Gewirre hervor. Allenthalben hörte man Jodlen und Gesang. Der Kampf der Erwachsenen war längst vorbei, da ich die Menge erreichte. Längs dem Itramengrate saßen viele Verkäufer und Verkäuferinnen von allerhand Eß- und Trinkwaaren. Einzelne Partien kauften Wein, Brod, Fleisch, und lagerten dann Familienweise sich ins Grüne der Alp hin. Auf dem Kampfplatz standen an zwei Stellen auf Gerüsten von Reffen und Körben drei Musikanten, der eine mit einer Schalmei, der andere mit einem Hackbrett, der dritte mit einer Geige; sie musicirten aus Leibeskräften darauf los. Rings um diese Virtuosen bewegte sich in weiten Kreisen das lustige Volk paarweise in kräftigen Sprüngen und hoch aufjauchzend. Etwas entfernt hatten die Buben beider Thalschaften sich gesammelt und waren im heftigsten Kampfe begriffen. Nie wollte da der Besiegte, war er auch rechtlich zwei Mal auf den Rücken geworfen, besiegt seyn. Immer griff er aufs Neue wieder den Gegner an. Oft glaubte ich, nun müsse schnell die ganze Menge gegen einander in blutigen Kampf gerathen; allein immer wurde gemittelt, und einzelne Kämpfer begannen aufs Neue wieder mit äußerster Anstrengung. Da nun Regen einbrach, späheten Väter und emsige Mütterchen rings umher, ihre Hausgenossen zu sammeln, man jauchzte hoch auf zum Abschiede, drückte gegenseitig sich die Hände und stieg dann Familienweise westlich hinab über schroffe Felsen nach Lauterbrunnen; östlich eilte man haufenweise über sanft geneigte Alpen hinunter nach dem enternstern Grindelwald.

In jeder Hinsicht schön darf man das vierzehn Tage früher gehaltene Dorffest auf Stadtalp nennen. Die Unterwaldner, bei 500 Mann stark, zogen in Ordnung hinauf gegen die Marken des Landes. Ortsvorgesezte und zwei Pfarrer begleiteten sie, was auch immer bei den Haslern und Grindelwaldern der Fall ist. Während die Hasler, von einem Schwinger angeführt, sich um den Kampfplatz sammelten, waren die Unterwaldner auf einer Anhöhe aufgestellt, ihre Schwinger in der Mitte. Auf ein gegebenes Zeichen stürzten sie unter Jubel herab. Beiderseits traten nun die gewählten Kampfrichter begrüßend zusammen. Die Hasler, ihren Vortheil berechnend, stellten gleich Anfangs ihren ersten Schwinger auf, weil man unbedingt Sieg von ihm hoffte. Die Unterwaldner stellten ihm ihren Mann gegenüber. Bald war der Hasler auf dem Rücken und der halbe Kreis brach in Jubel aus. Nun gab man, alles gegen den Sieger aufbietend, ihm andere Kämpfer, denen es nicht besser ging, bis Unterwalden seinen Helden zurückzog, wogegen Anfangs Hasli protestirte. Es wurde fortwährend mit äußerster Kraftanstrengung fortgerungen. Am Ende hatte Unterwalden mehr gewonnene Schwingen als Hasli, und war mithin Sieger. Nun gingen Sieger und Besiegte Hand in Hand zum Essen und Trinken; aber schon nach einer halben Stunde blies das Unterwaldner Horn. In zehn Minuten standen die Unterwaldner oben in Ordnung. Bei Strafe durfte keiner zurückbleiben. Allgemein jauchzend, nahm man Abschied; die Unterwaldner zogen unter dem Geschmetter ihres Hornes hinab in ihr Land, während die Hasler ebenfalls sich zu Thal begaben.

Früher fielen bei diesen Festen sehr oft blutige Zwiste vor, in neuster Zeit aber nie mehr. Die beiderseitigen Anführer und Kampfrichter kennen es als ihre erste Pflicht, gegenseitige Freundschaft zwischen den Landschaften zu erhalten und zu nähren. Ist die eine Thalschaft besiegt, sucht sie nächstes Jahr zu siegen. Es gibt kräftige Schwinger, gewandte und listige. Die erste Kunst der Anführer ist, dem aufgestellten Gegner einen angemessenen Mann entgegen zu stellen. Nicht immer wird Kraft durch Kraft besiegt.

Digitized by Google

Diese Schwingfeste sind für die Alpenbewohner nicht ohne Wichtigkeit. In den Hochgebirgen wohnen die Menschen außerordentlich zerstreut, oft einsiedlerisch. Durch jene Feste werden sie einander näher gebracht; sie lernen sich kennen, es entwickelt sich Sinn für das Ganze und Verträglichkeit. Der aufblühende Aelpler ist in fortwährender Uebung seiner sich entwickelnden Kräfte, der ein gemeinsames, geselliges Streben zu Grunde liegt. Einen ähnlichen Zweck haben die Schützen- und manche andere vaterländische Vereine, denen in anderer Sphäre die wissenschaftlichen zur Seite stehen und mit ihnen beitragen, daß die Einwohner der getrennten Staaten freundeidgenössisch sich kennen lernen als Bürger Eines Landes.

Ungedruckte Briefe Diderots.

Paris, 23ten Sept. 1762.

Ich weiß nicht, wo ich mein Tagebuch wieder aufnehmen soll; ich erinnere mich nur, daß, bei Gelegenheit der Geschichte mit Montesquieu und Lord Chesterfield, eine andere vom ersten aufs Tapet kam. Er war auf dem Lande mit Damen; es befand sich eine Engländerin darunter und an diese richtete er ein Paar Worte in ihrer Sprache; er verketzerte sie aber dergestalt, daß die Dame sich des Lachens nicht enthalten konnte; darauf sagte der Präsident: „Da bin ich schon ganz anders gebeugt worden in meinem Leben. Ich besuchte den berühmten Marlborough in Blenheim; bevor ich ihm die Aufwartung machte, hatte ich alle höflichen Redensarten auf Englisch, die ich nur wußte, in meinem Kopf in Reih und Glied gestellt, und im Durchgehen durch die Schloßzimmer sagte ich sie her. Bald hatte ich eine Stunde englisch mit ihm gesprochen, da sagte er: „Mein Herr, ich ersuche Sie, englisch zu sprechen; französisch verstehe ich nicht."

Derselbe Präsident sagte einmal in einem Gespräche über Religion zu Suard: „Sie werden zugeben, Herr Suard, es ist etwas Gutes um die Beichte." — „Allerdings, Hr. Präsident, erwiederte Suard; aber Sie werden auch zugeben, es ist etwas Schlimmes um die Absolution."

Wir fuhren Montag Morgens im Regen nach Marly, und wurden für unsern Muth durch den schönsten Tag belohnt. Welch herrlicher Ort ist dies! theuerste Freundin; ich glaube, ich habe schon einmal davon gesprochen... Noch im Gefühle der Bewunderung, die ich Le Nostre, denn dieser Garten ist, glaube ich, sein Werk und sein Meisterstück, nicht versagen konnte, ließ ich in diesen Räumen Heinrich IV. und Ludwig XIV. vor mir aufsteigen. Dieser zeigte jenem das herrliche Gebäude. Heinrich sprach: „Ihr habt Recht, mein Sohn, es ist sehr schön; aber die Häuser meiner Bauern von Gonesse möchte ich gerne sehen." Was hätte er gedacht, hätte er rings um die unermeßlichen, prächtigen Gebäude Bauern gefunden ohne Obdach, ohne Brod und auf dem Stroh?

Der beständige Wechsel nützlicher, mannigfaltiger Beschäftigungen ist es, was den Aufenthalt auf dem Lande so angenehm und das Stadtleben so widrig macht, wenn man einmal ländlichen Beschäftigungen Geschmack abgewonnen hat. Woher kommt es, daß man, je mehr man sein Leben mit Arbeit ausfüllt, desto weniger daran hängt? Ist dem so, so kommt es wohl daher, daß ein thätiges Leben in der Regel ein schuldloses ist, daß man weniger an den Tod denkt und ihn weniger fürchtet, daß man, sich selbst unbewußt, dem gemeinsamen Loose der Wesen sich unterwirft, die man immer und immer, ringsum und überall vergehen und wieder erstehen sieht. Nachdem der Mensch in einer Reihe von Jahren sein Tagewerk, wie es der Lauf der Natur Jahr um Jahr wiederbringt, gethan, sagt er sich allmählig los davon, er wird es endlich müde; die Kräfte schwinden, man fühlt sich schwach, man sehnt sich nach des Lebens Ende, wie man sich, nach tüchtiger Arbeit, nach dem Ende des Tages sehnt; lebt man der Natur gemäß, so lehnt man sich nicht gegen Gebote auf, die man überall nach nothwendigen und allgemeinen Gesetzen befolgen sieht; hat einer so oft in der Erde gegraben, so ist es ihm nicht mehr so zuwider, unter sie zu kommen; hat man so oft über der Erde geschlummert, so fühlt man sich aufgelegter, auch ein wenig unter ihr zu schlummern; um auf einen eben geäußerten Gedanken zurückzukommen, jedes von uns sehnt sich, nachdem man recht herzlich müde geworden, in sein Bett, sieht dem Augenblick, wo man sich niederlegen darf, mit inniger Lust entgegen; ist doch das Leben für gar viele Menschen nichts als ein langer Tag der Last und Arbeit, und der Tod ein langer Schlaf, und der Sarg ein Ruhebett, und die Erde ein Kopfkissen, auf das man am Ende mit Lust den Kopf niederlegt, um ihn nicht wieder aufzuheben. Ich gestehe Ihnen, aus diesem Gesichtspunkte und nach den Widerwärtigkeiten allen, die über mich ergangen, sehe ich dem Tode mit der größten Freude entgegen. Ich will mich immer mehr gewöhnen, ihn so anzusehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Sanitätsverhältnisse Algiers und der Armee.

Ein Mitglied des Sanitätsraths in Algier schreibt Folgendes an die Redaktion eines Pariser medizinischen Journals:

„Obgleich der Feldzug nur zwanzig Tage gedauert hat (vom 15. Juni bis 5. Juli), so war er doch einer der mühseligsten, deren sich die Offiziere erinnern; Hunger, Durst

Digitized by Google

und Schlaflosigkeit sind die geringsten Leiden, mit denen man zu kämpfen hatte. Nach forcirten Märschen durch den Sand mußte man häufig ohne Obdach in kühlen, feuchten Nächten bivouakiren. Da nur wenige Truppen in Algier selbst liegen, so dauert der Feldzug für vier Fünftheile des Heers wirklich noch fort. Die Mühseligkeiten hatten in Wahrheit mit dem Tage der Einschiffung in Toulon begonnen, denn durch das Zusammenpressen einer unverhältnißmäßig großen Menschenmenge in den Schiffen war bereits größtentheils die Gesundheit der Soldaten untergraben worden. Nun trat noch dazu die Zeit der Obstreife ein. Es gibt eine Menge Obst um Algier, es ist aber sehr schlecht; der Landbau ist noch in der Kindheit, und von Veredlung der bittern, faden wilden Früchte daher keine Rede. Die nicht gepfropften Bäume tragen fortwährend herbe Wildlinge; die Gemüsekräuter sind schwer, unverdaulich. Der Magen, schon geschwächt durch die übermäßigen Schweiße, gereizt durch das Uebermaaß geistiger Getränke, die einem scheinbar Bedürfniß sind, kommt durch den Genuß ungesunder Nahrungsmittel vollends in Unordnung. So oft Soldaten mit Begier Berberfeigen (cactus ficus indica), Wassermelonen mit rothem Fleisch, Trauben oder Pflaumen gegessen hatten, bekamen sie galliges Erbrechen oder Diarrhöen, die bald in Cholera morbus oder in Ruhr übergingen. Bereits beginnen die Verheerungen des Typhus in den überfüllten Hospitälern; in der Ambulance von Sydi-Ferruch sollen täglich bedeutend viele Menschen sterben. Man war so klug, so viel Kranke als möglich aus dem gefährlichen Klima und den überfüllten Spitälern wegzubringen. Zahlreiche Convois sind bereits nach Mahon und Toulon abgegangen. Eine Kommission beschäftigt sich mit einem andern wichtigen Sanitätsgegenstand, nämlich mit den Mitteln, die Stadt zu säubern und gesünder zu machen. Dabei wird es aber Augiasställe zu reinigen geben.

Algier ist an den Abhang eines Hügels gebaut; der Muselmann baut aber immer ohne Ueberlegung, und so ist es auch hier. Hat man auch einen Augenblick die Schädlichkeiten des Klima's nicht vergessen und bemerkt, in wie weit die Baukunst davor schützen kann, so hat man doch eines wie das andere bald wieder aus dem Gesicht verloren. So würden z. B. allzubreite Straßen in einem so heißen Land allzuviel Licht und Wärme zulassen; nun hat man aber die Straßen vier Fuß breit gemacht, und noch dazu springen die Stockwerke eins über das andere vor, so daß sich die Häuser oben berühren; dadurch wurden die Straßen dunkle, verpestete Kloaken. Die dunkle Farbe der Backsteine, oder der Steine und des Thons, womit man baut, zieht die Hitze an; allerdings; aber die Sucht, alles zu weißen, hat noch weit größere Nachtheile. Die Terrassen sind hier zu Lande die öffentlichen Plätze und die Spaziergänge. Bei Tag findet man hier etwas Kühle; aber Wände und Boden sind so sorgfältig geweißt, daß man unmöglich fünf Minuten hier verweilen oder auch nur einen Augenblick über die andern Häuser der Stadt hinblicken kann, ohne durch die zurückprallenden Sonnenstrahlen völlig geblendet zu werden. Dies muß nothwendig den andern, den Augen schädlichen Einflüssen mächtigen Vorschub leisten; diese sind die Unreinlichkeit, die Feuchtigkeit bei Nacht in völlig offenen Zimmern oder auf Terrassen, wo so viele Menschen den Abend und oft die ganze Nacht zubringen. Die Blinden, Einäugigen und Augenkranken sind hier aber auch so häufig als in Egypten.

Die gemeinste Krankheit außerdem ist sicher der Aussatz. Vorzüglich unter den Juden scheint er zu herrschen, und ihr Elend ist so groß als ihr Schmutz. Dieser unvermischte Menschenschlag scheint den Keim zu diesem alten Uebel, das im Pentateuch so gräßlich wahr beschrieben ist, unter sich fortzupflanzen. Die meisten Aussätzigen, die ich gesehen, scheinen aber in ihrer allgemeinen Gesundheit durchaus nicht zu leiden; sogar der übermäßige Umfang des leidenden Gliedes scheint sie nicht sehr zu belästigen. Vielleicht bekomme ich noch Gelegenheit, die Krankheit in ihren spätern Perioden zu beobachten; nach dem, was ich von den Verwandten einiger Kranken weiß, muß das Uebel dann fürchterlich seyn.

Lyon, Ende Juli.

(Beschluß.)

Mortalitätsverhältnisse. Medizin.

Auffallend sind die nun bekannt gewordenen Ergebnisse bei der Vergleichung der persönlichen Statistik Lyons von 1829 mit 1828. Im Jahr 1828 wurden hier 5885 geboren, 1829 nur 5613. Getraut wurden 1828, 1292, im Jahr 1829 nur 1155. Es starben 1828, 4199, dagegen 1829, 5123. Es ergeben sich also für 1829, 272 Geburten und 137 Ehen weniger, dagegen 624 Todesfälle mehr als 1828. Seit Menschengedenken hat der Januar hier nicht so viel Menschen weggerafft, als 1830; denn es starben in seinen 31 Tagen 740 Menschen und darunter waren 262 Greise über 70 Jahre, denn den alten Leuten war dieser harte Monat besonders todtbringend. Im Jahr 1829 starben in diesem Monat nur 444, und 1828 gar nur 380. Auch in unsern Hospitälern war die Sterblichkeit im Januar entsetzlich. Im Hôtel-Dieu starben 237; 1829 nur 158 und 1828, 150. In der Charité war es noch viel ärger; da starben im vergangenen Januar von 560 alten Leuten (221 Männer und 356 Weiber) 123, also fast ⅛ der ganzen Summe. Im Januar 1826 waren nur 34 und 1828 gar nur 16 gestorben. Um diese schreckliche Sterblichkeit zu erklären, sagt man freilich, daß nur Greise über 70 Jahre da aufgenommen werden; dies erklärt aber nicht Alles, und es liegen hier gewiß noch andere Ursachen zu Grunde, die wir im Publikum nicht wissen, die aber gewiß den Aerzten dieser Anstalt bekannt sind. In den Jahren 1826 und 1828 waren die Greise nicht länger als heuer, und doch war da die Sterblichkeit viel geringer. Sie fand auch in andern ähnlichen Hospizen nicht statt. So werden im Dépôt de mendicité auch nur ganz alte und gebrechliche Leute aufgenommen und gewöhnlich sind 112 darin; von diesen starben in diesem Januar nur 4.

Seit einigen Monaten erscheint hier ein klinisches Journal über unsere Hospitäler, das eine große Lücke ausfüllt, auch die intellektuelle und literarische Unabhängigkeit des innern Frankreichs von Paris immer mehr begründen hilft, das bisher in Allem Norm, Model und Gesetzgeber seyn wollte. In der Medizin und Chirurgie kann Lyon um so eher nach Unabhängigkeit und individueller Bedeutung streben, als es reich an trefflichen Heil- und Versorgungsanstalten ist und immer die ausgezeichnetsten Aerzte und Chirurgen aufzuweisen hatte. Die hiesigen Aerzte wissen überdies recht gut, woran es ihren Pariser Commilitonen fehlt. Sie halten sich lediglich an die auf Erfahrung gegründeten Fortschritte ihrer Kunst, nicht an die sich alle Augenblick ändernden Pariser Systeme. Die Therapeutik ist ihr Leitstern, den sie, fortgerissen von dem Systemschwindel, leider auch für einige Zeit verließen, dem sie nun aber wieder folgen; sie lassen keine ausschließende Lehre mehr Herr werden und befolgen den Grundsatz: ars medica tota in observationibus.

Beilage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 31. August 1830.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Baum.

Schiller.

Ungedruckte Briefe Diderots.

Grandval, 20ten Oct. 1760.

Sie sollen hören, liebe Freundin, wie es uns weiter ergangen ist. Wir haben viele Leute hier, Herrn le Roy, Freund Grimm, den Abbé Galiani, Herrn und Frau R... Gegen sieben Uhr sezte man sich an die Spieltische; le Roy, der Abbé Galiani, Grimm und ich schwazten. Aber dießmal sollen Sie den Abbé kennen lernen; Sie haben ihn bisher vielleicht für einen süßen Herrn gehalten, für nichts mehr; er ist aber etwas ganz anderes. Grimm und le Roy handelten untereinander das Genie, als schöpferisches, und die Methode, als ordnendes Prinzip ab. Grimm kann die Methode nicht ausstehen; sie ist ihm nichts als literarische Pedanterie. „Wer blos zusammenzustellen versteht, thäte besser, er ließe es ganz bleiben; wer blos durch so Zusammengestelltes unterrichtet werden kann, thäte besser, er bliebe ganz unwissend.“ — „Aber nur durch die Methode bringt man es zu etwas.“ — „Und durch sie wird man verdorben.“ — „Ohne sie macht man sich nichts zu eigen.“ — „Außer man gibt sich Mühe; desto besser. Was brauchen denn auch so viele Leute mehr zu wissen, als zu ihrem Handwerk gehört?“ Sie brachten noch vieles vor, was ich Ihnen nicht wiederhole, und sie sprächen noch, wäre ihnen nicht der Abbé Galiani auf folgende Weise ins Wort gefallen: „Meine Freunde, da fällt mir eine Fabel ein, hört sie einmal an. Sie ist vielleicht etwas lang, aber Langeweile soll sie euch nicht machen.“

„Eines Tags entspann sich im Walde ein Streit zwischen der Nachtigall und dem Kukuk über den Gesang. Jeder Theil streicht sein Talent heraus. „Welcher Vogel,“ sprach der Kukuk, „singt so leicht, so einfach, so natürlich und so im Takt wie ich?“ — „Welcher Vogel,“ erwiederte die Nachtigall, „singt wohl sanfter, mannigfaltiger, brillanter, gewandter, rührender als ich?“ — Der Kukuk: „Ich gebe wenig von mir, aber was ich sage, ist von Gewicht, ist gut geordnet, und man behält es.“ — Die Nachtigall: „Ich spreche gern; aber was ich sage, ist neu, und ich ermüde nie. Ich entzücke die Wälder, der Kukuk macht sie trübselig. Er hängt so an dem, was ihn seine Mutter gelehrt, daß er nicht einen Ton wagte, den er nicht von ihr hat. Was mich anlangt, ich weiß und will nichts von einem Lehrmeister; ich spotte der Regeln. Just wenn ich mich über sie wegsetze, bewundert man mich am meisten. Wie kann man seine langweilige Methode mit meinen glücklichen Seitensprüngen auch nur vergleichen wollen!“ Der Kukuk versuchte es zu wiederholten Malen, die Nachtigall zu unterbrechen, aber die Nachtigallen singen in einem fort und hören Niemand an; dieß ist so ein kleiner Fehler von ihnen. Die unsrige überließ sich dem raschen Fluße ihrer Ideen und kümmerte sich um die Einwürfe ihres Nebenbuhlers nichts. Indessen wurden sie doch nach manchem Hin- und Widerreden einig, es auf den Ausspruch eines dritten Thiers ankommen zu lassen. Wo aber diesen Dritten finden, der so unterrichtet als unpartheyisch seyn mußte? Ein guter Richter ist nicht so

Digitized by Google

leicht gefunden. Sie machen sich indessen auf und sehen sich überall nach einem um.

Sie flogen über eine Wiese, da gewahrten sie einen Esel, so gesezt, so feierlich, als man nur einen sehen kann; seit die Familie geschaffen war, hatte noch keiner so lange Ohren getragen. „Ach," sprach der Kukuk, als er ihn ansichtig wurde, „wie glücklich sind wir! unser Streit ist ein Ohrenhandel, das ist unser Richter; Gott schuf ihn ganz eigens uns zu Gefallen. Der Esel weidete; er dachte nichts weniger, als daß er noch musikalischer Kunstrichter werden sollte; doch die Vorsicht fügt es oft noch weit sonderbarer. Unsere beiden Vögel lassen sich vor ihm nieder, machen ihm ihr Kompliment über sein würdiges Aussehen und seinen Verstand, setzen ihm den Gegenstand ihres Streites auseinander und ersuchen ihn unterthänigst, sie anzuhören und einen Spruch zu thun. Aber der Esel wendet, immer kauend, seinen plumpen Kopf kaum nach ihnen um, und bedeutet ihnen mit seinen Ohren, er habe Hunger und sitze heute nicht zu Gericht. Die Vögel wiederholen ihre Bitte; der Esel weidet immer fort, aber im Weiden stillt sich seine Freßlust, am Rande der Wiese standen einige Bäume, und er spricht: „Wohlan, macht euch dorthin, ich komme nach; ihr singt, ich verdaue, höre euch zu, und dann sollt ihr meine Meinung hören." Die Vögel fliegen davon und lassen sich nieder; der Esel folgt ihnen mit der Miene und dem Gang eines Parlamentspräsidenten, der durch die Gemächer des Justizpallasts schreitet; jezt ist er an Ort und Stelle, er lagert sich und spricht: „fangt an, der Gerichtshof ist bereit, euch anzuhören." Der ganze Gerichtshof war er.

Der Kukuk sagte: „Gnädiger Herr, möge von Ihnen die Eigenthümlichkeit meines Gesanges nicht unbeachtet bleiben, und insbesondere belieben Sie zu bemerken, wie originell und kunstreich er ist." Drauf warf er sich in die Brust, schlug mit den Flügeln und sang: „Kukuk, Kukuk, Kukuk;" er verschlang diese Laute auf alle denkbaren Arten unter einander, und schwieg.

Die Nachtigall stimmt ohne Einleitung ihr Lied an; sie verliert sich in den kühnsten Wendungen, entwickelt die neusten, die zierlichsten Melodien; jezt schlägt sie einen Triller, jezt trägt sie den Ton; bald hört man die Töne fallen und in der Kehle gurgeln, gleich der Welle des Bachs, die zwischen Kieseln dahinrollt, bald hört man sie sich heben, anschwellen, hoch die Lüfte erfüllen und darin schwebend verhallen. Sie war eins ums andere schmelzend, tändelnd, blendend, pathetisch, und malerisch dabei, sie mochte seyn wie sie wollte; ihr Gesang war aber nicht für Jedermann. Sie sänge noch, so riß sie die Begeisterung hin; aber der Esel, der bereits zu wiederholten Malen gegähnt hatte, fiel ein und sprach: „Ich denke wohl, was Ihr da gesungen habt, ist Alles sehr schön, aber ich verstehe nichts davon; es dünkt mir bizarr, verworren, ohne Zusammenhang. Ihr mögt geschickter seyn als euer Nebenbuhler, aber er ist methodischer als Ihr, und ich für meine Person bin für die Methode."

Der Abbé wandte sich nun zu le Roy, wies auf Grimm und sagte: „Der ist die Nachtigall, und Ihr seyd der Kukuk, und ich bin der Esel, der Euch gewonnen Spiel gibt. Gehabt Euch wohl." Des Abbés Mährchen sind gut, vortrefflich aber agirt er dazu. Man möchte dabei bersten; auch Sie hätten mehr als zu viel lachen müssen, hätten Sie gesehen, wie er bei der Nachtigall den Hals reckte und ein feines Stimmchen hören ließ, wie er sich beim Kukuk in die Brust warf und in einen rauhen Ton fiel, wie er die Ohren schüttelte und den Esel mit seiner dummen, plumpen Gravität nachahmte; und das Alles vollkommen natürlich und ungesucht. Er ist aber auch vom Wirbel bis zur Zehe Mimiker. Herr le Roy war so klug und lobte lachend die Fabel.

Bei Gelegenheit des Vogelsanges wurde die Frage aufgeworfen, wie die Alten dazu gekommen seyen, dem Schwan, der eine rauhe, näselnde Stimme hat, im Tode melodischen Gesang zuzuschreiben. Ich antwortete, der Schwan sey vielleicht das Sinnbild des Menschen, der im lezten Augenblick immer gut spricht, und wenn ich die lezten Worte eines Redners, eines Dichters, eines Gesetzgebers in Verse zu bringen hätte, würde ich mein Machwerk Schwanengesang betiteln.

Dadurch nahm die Unterhaltung eine etwas ernste Wendung; man sprach davon, welchen Schauer uns allen der Gedanke der Vernichtung einflöße. „Allen?" rief Vater Hoop, „Ihr werdet so gut seyn, mich auszunehmen. Man dürfte mir die ewige Seligkeit für einen Tag im Fegefeuer bieten, ich wollte nichts davon; nicht mehr zu seyn, ist das Beste." Dieß gab mir zu denken, und ich meine, so lange ich gesund bleibe, werde ich wohl denken wie Vater Hoop; im lezten Augenblick aber würde ich vielleicht das Glück, noch tausend Jahre zu leben, mit zehntausend Jahren in der Hölle erkaufen. Theuerste Freundin, da säh'n wir uns wieder, da liebte ich Sie wieder, da würde ich glauben, was eine Tochter ihren sterbenden Vater glauben machte. Der war ein alter Wucherer; ein Priester hatte ihn versichert, er werde verdammt, wenn er das unrechte Gut nicht herausgebe. Er war entschlossen dazu, ließ seine Tochter rufen und sprach: „Kind, Du meintest, ich hinterlasse Dir großes Gut, und dem wäre auch so gewesen; aber der Mann hier bringt Dich um Alles: er versichert, ich müsse ewig in der Hölle braten, wenn ich sterbe, ohne Ersatz geleistet zu haben." — „Ihr seyd nicht klug, Vater," erwiederte die Tochter, „mit Eurem Ersatzleisten und Eurem verdammt werden; ich kenne Euch, Ihr seyd nicht zehn Jahre verdammt, so seyd Ihr daran gewöhnt." Dieß kam ihm nicht so unwahr vor und er starb, ohne Ersatz zu leisten. . . . .

Digitized by Google

Ueber einen galanten Sprachfehler.

Sprachfehler haben das mit allen Menſchenfehlern gemein, daß es eben auch Fehler ſind; es ſind Handlungen gegen das (Sprach-) Geſetz, Mängel, welche die Ordnung, Reinheit, Klarheit der (Sprach- und Denk-) Welt ſtören, und, wenn ſie auch nicht immer ſchädigend auf den Fehlenden zurückwirken, doch davon Kunde geben, daß er entweder kein Freund dieſer Ordnung, oder nicht ſo gut organiſirt, erzogen, gebildet ſey, um in ihr einheimiſch und ein Förderer derſelben zu werden. Die Sprachfehler ſtecken auch, wie die ſittlichen, in dem hintern der beiden Säcke, die uns, nach der Fabel, Jupiter angehängt, ſo daß wir ſie an andern viel leichter als an uns ſelbſt wahrnehmen. Wir ſind ſie ſo gewohnt, daß wir ſie nicht ſpüren, bis man unſer Bewußtſeyn durch Rütteln am (Schul-) Sack weckt; wir ſind aber auch ſo leichtſinnig, daß wir uns wieder hineinziehen laſſen, ſo oft die Lockung eine neue Variation pfeift. Ihre Zahl iſt Legion; denn ſchon der Geſetze gibt es eine Unzahl, und gegen jedes kann auf vielfache Weiſe gefehlt werden. Kein redender und ſchreibender Menſch iſt ganz rein von Sprachſünden; nur ſtrebt der Beſſere ſtets dahin, es möglichſt zu werden durch tägliches Inſichgehen, durch Selbſterkenntniß. Wie aber auch der gottesfürchtigſte Prediger ſich im Bußgebet nicht ausnimmt, ſo mag auch der Sprachtugendprediger geſtehen, daß er nicht fehlerfrei ſey, und ſo will denn auch ich, Sprecher dieß, bevor ich der Gemeinde (dem Publikum) von den unzähligen in Schwang gehenden Sprachfehlern dießmal nur einen einzigen vorhalte und ſchildere, bekennen, daß auch ich täglich an mir zu ſäubern habe, und daß ich möglicherweiſe während der Rede ſelbſt von dem oder jenem Fehl beſchlichen werden könne.

Es iſt ein galanter Fehler, von dem ich reden will; er gibt, wie ſo manches Läſterchen, kein Skandal, kein ſchreiendes Aergerniß; aber man darf ihn nur recht ins Licht ſtellen, die Umſtände recht kontraſtirend zuſammentreffen laſſen, um bemerkbar zu machen, daß ein wirklicher Uebelſtand obwalte. Die Lehre, das Sprachgeſetz voranzuſchicken, wird nicht ſo räthlich ſeyn, als an einigen warnenden Beiſpielen das Rechte, gegen welches gefehlt worden, erſcheinen zu laſſen.

Die Fehlenden, die ich gerade (in einem eleganten Taſchenbüchlein) vor mir habe, ſollen nicht genannt werden. Halte ich die Sprachlehre in die Höhe, ſo bediene ich mich der erlaubten Liſt jenes Pfarrers, der, von der ehelichen Treue predigend, die Bibel erhob und ſie gegen einen ungenannten Hauptfrevler in dieſem Punkt zu ſchleudern drohte, worauf ſich die ganze verheirathete Gemeinde bückte. Der zu rügende Sprachfehler geht ſo im Schwange, daß ſich im ähnlichen Fall faſt die ganze Sprach- und Schreibgemeinde bücken dürfte.

In einer Erzählung von weiblicher Feder, die ſo gut angelegt und durchgeführt iſt, daß ich ſie gemacht zu haben wünſchte, heißt es von der Heldin: „Sie gab ſich ganz hin, wo ſie liebte, und kannte weder Täuſchung, noch Wandelbarkeit, aber ihre Bruſt war verſchloſſen wie das Grab, wo keine Neigung ſie anzog. Nachgebend, gern gehorchend in dem leichten Verkehr des Lebens, konnte keine Rückſicht ſie bewegen, gegen ihr Gefühl zu handeln, gegen ihr Herz zu kämpfen.“ Hier ſollte es ſprachrichtiger heißen: „konnte ſie durch keine Rückſicht bewogen werden ꝛc.,“ weil ſonſt die “Rückſicht“ als „nachgebend“ und „gehorchend“ erſcheint. Bald darauf leſen wir: „Erſt beim Grauen des Morgens ſchienen die geheimnißvollen Gäſte ſich zu entfernen. Weit entfernt, einem beſtimmten Gedanken Raum zu geben, vermehrten doch dieſe Bemerkungen A..s Widerwillen gegen ihren Wirth.“ Hier entſteht der Zweifel, ob A. oder ihre Bemerkungen weit entfernt waren ꝛc., und es ſollte der Klarheit wegen etwa heißen: „fühlte ſie doch durch dieſe Bemerkungen den Widerwillen gegen ihren Wirth vermehrt.“ An einer andern Stelle heißt es: „Unfähig, einen großen Plan zu faſſen und durchzuführen, ſchwankten ſeine Entſchlüſſe zwiſchen kleinen Bedenklichkeiten, während er einzelne Meinungen, allen Gründen zum Trotz, mit eiſerner Beharrlichkeit feſthielt.“ Ich frage etwas peinlich: Waren denn die ſchwankenden Entſchlüſſe unfähig ꝛc. oder der Fürſt?

In einer kleinen hiſtoriſchen Novelle ſagt E. A. gleich am Anfang: „Chriſtian der Vierte hatte ſeine Gemahlin durch den Tod verloren, und obgleich noch in dem kräftigſten Mannesalter, ſchien es doch, als werde er den nun vereinſamten Thron nicht wieder mit einer neuen Lebensgefährtin theilen.“ Es hieße richtiger: „ſchien er doch — nicht wieder theilen zu wollen.“ Später: „Im Feuer der Rede hatten ſich ihre Wangen roſiger gefärbt und ihre Augen mit hellern Strahlen geſchmückt. Vom lebhaften Gefühl deſſen, was ſie ſprach, durchdrungen, war jede kleinliche Verlegenheit, jede ſtörende Furcht in ihr gewichen.“ Wir fragen, und ärgern damit freilich den Verfaſſer (wahrſcheinlicher eine Verfaſſerin), ob denn die kleinliche Verlegenheit von lebhaftem Gefühl durchdrungen geweſen ſey und geſprochen habe? Auf demſelben Blatt kommt: „Früh gewöhnt, den ſorgenden Blick auf alle Lebensverhältniſſe rings um mich her zu richten, um zu ſpähen, ob nicht aus irgend einem eine Hoffnung für mich und die Meinen hervorgehen könnte, hat keine Täuſchung mich jemals in ſüßen Wahn gewiegt.“ Hier ſollte man glauben, die „Täuſchung“ wäre das „früh gewöhnte“ geweſen.

In allen dieſen (Sprachſünden-) Fällen hat das Vorangehende nicht das richtige Verhältniß zum Kommenden, dieſes ſteht jedesmal in fehlerhaftem Bezug zu jenem. Im Anfang erſcheint eine Perſon als gedachtes Subjekt; im

Verfolg des Satzes tritt aber immer ein Sächliches als solches auf, zu welchem nun die Prädikate nicht passen. Die Auflösung der participalen Form in die indikative könnte alles klar machen. In den einfachen Sätzen kann jene Redeform gebraucht werden, wenn das Subjekt, an welches gedacht, von welchem gesprochen wird, das Einzige, Stehenbleibende ist, und wo dann auch der Beugefall sich nicht ändern darf.

Wem das Bisherige noch nicht genug seyn sollte, der nehme einige lustige Exempel in den Handel: „An beiden Füßen lahm geschossen, erschien vor ihm der Läufer des Fürsten und erkundigte sich nach seinem Befinden.“ „Vom Platzregen triefend, war mir des Wirths trockene Antwort sehr auffallend.“ „Waschend, fegend, kehrend ohne Unterlaß, konnte selbst der Beichtvater ihr keine religiösen Gefühle beibringen.“ „Rechtschaffen, gottesfürchtig, wie ihn die Welt kennt, wagt auch der Satan nicht, diesen Mann zu versuchen.“ „Sie machte mir allerhand Vorwürfe. Viel zu abgeschmackt, um sie beantworten zu können, schwieg ich still.“ „Ohne ein Vaterunser gebetet zu haben, fuhr ihm der Dolch in die Brust.“

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Die Elemente der englischen Sprache. Englische Capacität.

Aus der bereits in diesen Blättern erwähnten interessanten Geschichte Englands von Sir James Mackintosh theile ich folgende Stelle mit, welche die Freunde der englischen Sprache interessiren dürfte.

„Von den Angelsachsen haben wir die Benennungen für unsere ältesten Aemter, die meisten Abtheilungen des Königreichs und beinahe alle Städte und Dörfer; wir leiten aber überhaupt fast unsere ganze Sprache von ihnen her, deren Bau durchaus sächsisch ist. Von den 96 Wörtern, aus welchen das Vaterunser besteht, sind nur 5 nicht sächsisch; der beste Beweis, welche Wörter gewählt zu werden pflegen, wenn man unbefangen redet oder schreibt. Unter 81 Wörtern in Hamlets Selbstgespräch sind nur 13 lateinischen Ursprungs. Selbst in einer Stelle von 90 Wörtern im Milton, dessen Styl doch gelehrter als der irgend eines andern Dichters ist, finden sich nur 16 lateinische Wörter. In 4 Versen der kirchlich anerkannten Bibelübersetzung, welche ungefähr 130 Wörter enthalten, kommen nicht mehr als 5 lateinische vor. Unter 79 Wörtern Addisons, dessen reiner Geschmack keinem Theil der Sprache einen pedantischen oder gezwungenen Vorzug gab, finden wir nur 15 Wörter. In spätern Zeiten hat sich die Sprache gegen den schlechten Geschmack derer empört, welche, statt ihren Styl, wie Milton, durch Verbindungen und Wortfügungen zu veredeln, denselben durch ungewöhnliche und weithergeholte Ausdrücke aufzuputzen suchen. Dr. Johnson selbst, von dessen verderblichem Einfluß sich der englische Styl eben erst zu erholen anfängt, hat unter 87 Wörtern in seiner schönen Vergleichung Drydens mit Pope nicht mehr als 31 lateinischen Ursprungs anzubringen gewußt. Die Sprache des gemeinen Umgangs, die Ausdrücke des Scherzes und der Tändelei, so wie die der nothwendigen Beschäftigungen, die Sprüchwörter, die Partikeln, von welchen die Syntax abhängt und welche beständig wiederkehren — alle diese Sprachgrundlagen sind noch entschiedenere Beweise des sächsischen Ursprungs der englischen Sprache, als selbst die große Mehrheit der sächsischen Wörter, deren man sich im Schreiben und noch häufiger im Reden bedient. Die weit tiefere Bedeutung der sächsischen Ausdrücke als der lateinischen ist oft äußerst auffallend. „Well-being arises from well-doing“ (Wohlseyn entspringt aus Wohlthun) ist ein sächsischer Ausdruck, welcher sich folgendermaßen in den lateinischen Theil der Sprache übersetzen läßt: „Felicity attends virtue;“ wie schwach aber ist das letztere gegen das erstere! Da in dem sächsischen Satze die Theile oder Wurzeln der Wörter in unserer Sprache Bedeutung haben und für Ohr und Auge geläufig sind, so theilen sie den Zusammensetzungen und Ableitungen ihre volle Bedeutsamkeit mit, während die gleichbedeutenden lateinischen Wörter ihre Grundwurzeln in einer andern Sprache haben, und folglich einem englischen Ohr nur einen kalten und konventionellen Sinn zuführen. Man darf sich übrigens nicht wundern, daß die Sprache mit unsern Gedanken und Empfindungen in weit innigerem Rapport steht, als unsere Philosophie zu erklären vermag.“

Ein sehr reichhaltiges Werk sind die Personal Memoirs etc. von P. L. Gordon. Ich hebe folgende Anekdote von dem berühmten Professor Porson aus, weil sie zugleich ein Beispiel von einer Capacität gibt, die unter den höhern Ständen in England nichts weniger als selten ist. „Ich hatte ihn zu einer Gesellschaft von Freunden eingeladen; aber der Professor irrte sich im Tage, und erschien in vollem Staate am vorhergehenden. Wir hatten bereits gegessen und waren eben beim Käse. Als er seinen Irrthum entdeckte, ward er ungehalten. „Ihr Irrthum, mein Freund, erwiederte ich, kostet mich ein Beefsteak und eine Flasche von Ihrem Lieblingsale, so daß Sie dabei gewinnen.“ Er setzte sich und leerte bis nach Mitternacht jede Flasche, die ihm in den Weg kam. Da ich wohl wußte, daß, wenn er einmal hinlänglich mit Getränke versehen war, sein Zechen kein Ende nahm, so ließ ich ihn ohne Umstände bei dem Ueberrest von sechs Flaschen allein; es galt dem ehrlichen Professor gleich, von welcher Gattung der Stoff war, wenn es nur an der Quantität nicht fehlte. Als ich am folgenden Morgen zum Frühstück herunter kam, fand ich zu meinem Erstaunen meinen Freund auf einem Sopha, wo er mit großer Aufmerksamkeit eine interessante Sammlung italienischer Novellen las, die ich auf meinen Reisen aufgegriffen hatte. Ich erfuhr, da er das Getränke gut und die Novelle antiche anziehend gefunden, habe er die Lampe aufgefrischt und sey im Hause geblieben. „Ich denke, setzte er hinzu, mit Hülfe eines Rasiermessers und eines reinen Halstuches werde ich mich schon sauber genug für Ihre vornehme Gesellschaft machen können.“ Am Abend stellte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft ein, und Porson unterhielt dieselbe mit einer Uebersetzung (ohne Buch) der Erzählung, die ihn am meisten angezogen hatte. Sein Gedächtniß war so ausnehmend scharf, daß, obgleich über vierzig Namen darin vorkamen, er nur einen davon vergessen hatte. Die Gesellschaft blieb bis um 3 Uhr Morgens beisammen, aber Porson rührte sich nicht von der Stelle, und mit nicht geringer Mühe bewog ihn mein Bruder, um 5 Uhr aufzubrechen, nachdem er mich just sechsunddreißig Stunden mit seiner Gesellschaft beehrt hatte. In dieser Zeit hatte er, meiner Rechnung nach, eine Flasche Branntwein, zwei Flaschen starkes Ale und sechs Flaschen Bordeauxwein getrunken, die leichteren Weinsorten gar nicht gerechnet; er leerte dabei eine Halbpfundbüchse Schnupftabak und rauchte in der ersten Nacht ein Bündel Cigarren.

Der König, welcher sich gern um Alles verdient machen will, hat beim Präsidenten der k. Akademie angefragt, auf welche Weise Se. M. am besten die Kunst fördern könne. Viele meinen, die beste Antwort würde seyn: durch die Auflösung der Akademie. So wird sie wohl aber nicht lauten, eher: durch den Ankauf der Werke der Akademiker, oder so ungefähr.

Auflösung der Charade in Nr. 206:
Nachtigall.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 69. u. Monatsregister August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

September.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparthevlichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den streng wissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 1 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Seherin von Prevorst, 219.
Wechsel, von A. Grün. 225.
Der Seherin von Prevorst Erscheinen, von Just. Kerner. 227.
Sonnette, von Schöll. 229.
Der Unzufriedene, von Manfred. 230.
Wanderers Herbstlied, von C. Fein. 233.
Räthsel: Das Wetter. 212. — Seifenblase. 218. — Wald. 224. — Holz. 230.

Romane und Erzählungen.

Das Brautfest in Venedig, von Schreiber. 209 — 213.
Historische Scenen aus der letzten Woche des Julius 1830. 214 — 217.
Die Kornetswittwe. 222. 223. 224.

Länder- und Völkerkunde.

Der Weissenstein bei Solothurn. 215. 216. 217.
Die Johannisfeste zu Florenz. 218. 219.
Römische Skizzen. 226.
Das Kirchgehen in Rom. 231. 232.

Geschichte.

Die Aufhebung Pius VII. aus dem Quirinal durch die französische Regierung am 6. Juli 1809. 210. 211. 212. 215.

Reisen.

Die Gegend von Salzburg. 224.

Alterthümer.

Das häusliche Leben der alten Egypter, nach den Gemälden in ihren Gräbern. 228. 229.
Egyptische Alterthümer. 234.

Naturgeschichtliches.

Veränderungen der Küstenländer durch die Einbrüche des Meers. 209.
Ueber die Irrwische. 230.
Die Erdrevolutionen und das Entstehen der Berge. 231. 232. 233.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Oberpriesterin Vancathai und Doctor Richardson. 214.
Ein Tag in Strasburg. 218. 219. 220. 221.
Ueber süddeutsche Dialektpoesie. 220. 221. 222. 223.
Patriotische Bemerkungen, von L. Bauer. 225 — 230.
Der Spanier und sein Hund. 225.
Erklärung des Stuttgardter Liederkranzes über die Stuttgardter Korrespondenz in Nr. 148 und den Aufsatz des Korrespondenten in Nr. 190 der Münchener Damenzeitung. 225.
Ueber Vogelflug und Flugmaschinen. 227.
Der Künstler und der Trödler. 233. 234.

Korrespondenz.

Paris. 209. 210. 211. 212. 221. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. — Petersburg. 210. 211. — Frankfurt. 213. 214. 215. — Genf. 216. 217. — Chambery. 218. 219. 220. 221. 222. — Berlin. 223. 224. 227. 228. — Basel. 231. 232. 233. — Aus der Schweiz. 234.

Digitized by Google

Kunst-Blatt.

Nro. 70.

Kunstausstellung in Mailand 1829. — Untersuchungen über den Unterschied von Genre und Historie in der bildenden Kunst. (Forts.) — Versteigerung von J. G. v. Müllers und Fr. Müllers Nachlaß.

Nro. 71.

Kunstausstellung in Mailand. (Forts.) — Untersuchungen über den Unterschied zwischen Genre und Historie in der bildenden Kunst. (Beschluß.) — Neue artistische Werke.

Nro. 72.

Kunstausstellung in Mailand. (Forts.) — Vermischte Nachrichten. — Anzeige.

Nro. 73.

Ueber die Kunstwerke des königl. Landhauses Rosenstein bei Stuttgart. — Kunstausstellung in Mailand. (Forts.) — Vermischte Nachrichten.

Nro. 74.

Ueber die Kunstwerke des königl. Landhauses Rosenstein bei Stuttgart. (Forts.) — Kunstausstellung in Mailand. (Forts.) Amerikanische Alterthümer.

Nro. 75.

Ueber die Kunstwerke des königl. Landhauses Rosenstein bei Stuttgart. (Forts.) — Resultate der Nachgrabungen des Fürsten von Canino. — Vermischte Nachrichten.

Nro. 76.

Ueber die Kunstwerke des königl. Landhauses Rosenstein bei Stuttgart. (Forts.) — Ravensburg. — Vermischte Nachrichten.

Nro. 77.

Ueber die Kunstwerke des königl. Landhauses Rosenstein bei Stuttgart. (Beschluß.) — Neue Kunstsachen. Portraits des chevaux anglais les plus célèbres, lith. par V. Adam d'après James Ward. — Köln.

Nro. 78.

Ueber das Technische der Glasmalerei, in besonderer Beziehung auf die Bereitung und das Wiederaufbringen des Ueberfangglases, von Dr. Schweighäuser. — Paris. — Florenz. — Neue Kunstsachen. — La Vierge aux balances d'après Leonardo da Vinci. gr. par F. Garnier.

Literatur-Blatt.

Nro. 89.

Länder- und Völkerkunde. 18) Zweite Reise des Kap. John Franklin an die Küsten des Polarmeers. — 19) Neue Reise um die Welt, in d. J. 1823—26, von Otto von Kotzebue. — Vermischte Schriften. Anthologie der geistreichsten und witzigsten Gedanken Müllners ꝛc., von Dr. Schüz.

Nro. 90.

Länder- und Völkerkunde. 20) Reise des Generals Lafayette durch Amerika, 1824—25, von A. Levasseur. — 21) A new general Atlas of America, by Arrow Smith. — Geschichtschreibung. Histoire scientifique et militaire de l'expédition française en Egypte.

Nro. 91.

Länder- und Völkerkunde. 22) Mexiko im Jahre 1827. Nach dem Engl. des H. G. Ward. — 23) Reise in Kolumbien in d. J. 1825 und 26, von Gosselmann, aus dem Schwedischen von Freese. — Bitte.

Nro. 92.

Länder- und Völkerkunde. 24) Rio de Janeiro, wie es ist, von Schlichthorst. — 25) Pater Florian Paukes Reise in die Missionen von Paraguay, herausgegeben von Frast.

Nro. 93.

Länder- und Völkerkunde. 26) Wanderungen in weniger besuchte Alpengegenden der Schweiz, von Hirzel-Escher. — 27) Paris, par Auguste Luchet. — 28) Promenades dans Rome par Stendhal. — 29) Vue de la Grèce par Stackelberg.

Nro. 94.

Länder- und Völkerkunde. 30) Reise durch Italien, von Halberg-Broich. — 31) Richters Reisen zu Wasser und zu Lande. — 32) Briefe eines Verstorbenen. — Physiognomik. 1) Das Gall'sche System der Schädellehre, nach den lezten von Gall gemachten Beobachtungen. — 2) Das Lavater'sche System der Physiognomik. — 3) Symbolik des Antlizes, von Sibler. — 4) Versuch einer theoretischen Begründung der Physiognomik, von Dr. Diez.

Nro. 95.

Länder- und Völkerkunde. 33) Briefe eines Verstorbenen. (Beschluß.)

Nro. 96.

Länder- und Völkerkunde. 33) Fragmente aus dem Tagebuche dreier Reisen nach London und einigen Fabrikstädten Englands im Spätjahr von 1825—27, von J. C. Fischer. — 34) Handbuch für Reisende in England, von Dr. Reigebauer. — 35) Kurze Bemerkungen auf einer flüchtigen Reise am Rhein und durch das Königreich der Niederlande. — 36) Denkwürdigkeiten und Reisen des verstorbenen Obristen von Nordenfels, bearbeitet von Niedmann.

Nro. 97.

Taschenbücher auf 1831. 1) Musenalmanach von Amad. Wendt. — 2) Cornelia. — Länder- und Völkerkunde. 37) Vertraute Briefe auf einer Reise von Hannover über Braunschweig durch die Harzgegenden, von Dithmar. — 38) Meine Ferienreise von Wien durch das Land unter und ob der Enns über Linz durch das Salzkammergut ꝛc., von L. Chimani. — 39) Böhmens Heilquellen, von A. Gerle. — 40) Handbuch für Reisende in dem ehemaligen fränkischen Kreise, von J. Heller. — 41) Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen, von K. Falkenstein. — 42) Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten See- und Landreisen, von J. H. Jäck. — 43) Bibliothek der vorzüglichsten und neuesten Reisebeschreibungen, von Hörner. — 44) Taschenbibliothek der neuesten Reisen und Länderentdeckungen, von Ch. A. Fischer.

Nro. 98.

Zeitgeschichte. Ausführlicher Bericht eines Augenzeugen über die lezten Auftritte der franz. Revolution während der zwei Wochen vom 26. Jul. bis 9. Aug. 1830, von J. H. Schnizler. — Länder- und Völkerkunde. Rückschritte der Erdkunde in Frankreich.

Nro. 99.

Kulturgeschichte. 1) Geschichtliche Darstellung des Handels ꝛc., von G. Gülich. — 2) Ansicht von dem gegenwärtigen Zustande und den künftigen Aussichten des freien Handels ꝛc., von Crawfurd, aus dem Engl. von Dr. H. Fick. — 3 Der Handel, betrachtet in seinem Einflusse auf die Entwicklung der bürgerlichen, geistigen und sittlichen Kultur, von A. v. Mylius. — Taschenbücher auf 1831. 3) Urania.

Digitized by Google

N°. 209.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. September 1830.

Sie eine Capulet? O theurer Preis! mein Leben
Ist meinem Feind als Schuld dahingegeben.

Shakespeare.

Das Brautfest in Venedig.

Historische Novelle von Aloys Schreiber.

In der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts war Pietro Candiani Doge in Venedig. Sein Vater hatte dieselbe Stelle bekleidet und seinen Tod in einem Gefecht mit den Narentanischen Seeräubern gefunden. Der kühne, trotzige Geist des alten Doge schien verjüngt in dem Sohne und Nachfolger wieder aufzuleben. Unter den angesehenen Familien der Stadt herrschten seit lange erbliche Feindschaften, die nicht selten in geheime Verschwörungen und offene Gewaltthätigkeiten ausarteten.

Candiani hatte sich als Parteihaupt und noch außerdem durch seine Strenge bei mehreren Bürgern verhaßt gemacht, welche seinen Untergang schwuren. Als er einst in später Nacht von einem sterbenden Freunde, in Begleitung eines einzigen Dieners, nach Hause ging, wurde er auf dem St. Markusplatz, nicht weit von seiner Wohnung, von einigen Vermummten angefallen. Der Doge zog sein Schwert, aber beim ersten Angriff trafen die Dolche der Mörder seinen Diener, der todt zur Erde sank, und er erhielt eine Wunde in die Schulter. Sein Untergang schien unausbleiblich, ob er sich gleich mit Löwenmuth vertheidigte und bereits zwei seiner Gegner außer Stand gesetzt hatte, den ungleichen Kampf fortzusetzen. Schon wollte der dritte ihm die Brust durchbohren, der Dolch glitt jedoch ab an einem Panzer, welchen Pietro unter dem Oberkleide trug, und in demselben Augenblick sank der Angreifer von einem furchtbaren Streich zu Boden, der sein Haupt traf. Ein junger Mann von hoher, edler Gestalt, der eben vorüber ging, war dem Angegriffenen zu Hülfe geeilt, und kaum lag der eine Mörder am Boden, als die übrigen die Flucht ergriffen.

„Ich weiß nicht, wer Ihr seyd," sagte der Doge, „aber Ihr habt mir das Leben gerettet. Begleitet mich nach Hause, ich werde dankbar seyn." — „Wo wohnt Ihr?" „Dort neben der Kirche des heiligen Dominikus." — „Das ist ja der Pallast des Herzogs," sagte der Jüngling. — „Ich bin Pietro Candiani, und werde redlich vergelten." — „Ihr seyd der Herzog," rief der Fremde, „der Herzog? nun, es sollte wohl so seyn!"

Pietro achtete nicht auf die Worte und den seltsamen Ton, womit sie gesprochen wurden. Er legte seine Hand in den Arm des Jünglings und ließ sich von ihm nach seinem Pallaste führen.

„Aber Euern Namen habt Ihr mir noch nicht gesagt," sagte der Doge, als sie am Eingang standen. „Ich heiße Flaminio de Ponte," erwiederte der Fremde, „bin aus Fiesole, und vor wenigen Tagen nach Venedig gekommen, um bei der durchlauchtigsten Republik Kriegsdienst zu nehmen." — „Gut, gut, morgen früh erwarte ich Euch bei mir." Dieß sagend, wollte Pietro die Pforte des Pallastes öffnen, aber der starke Blutverlust, dessen er bis jezt nicht zu achten geschienen, zog ihm eine plötzliche Ohnmacht zu, und er fiel leblos in die Arme seines Begleiters. Flaminio pochte an die Pforte und rief nach Hülfe. Der

Digitized by Google

Thürsteher kam augenblicklich herbei; bald folgten einige andere Diener; man trug den Doge in das nächste Zimmer und suchte ihn wieder ins Leben zu bringen. Der Lärm brachte bald das ganze Haus in Bewegung. Auch Ermengard, die einzige Tochter Candianis, stürzte im leichten Nachtgewande, mit aufgelösten Haaren, in das Gemach, und warf sich, mit allen Zeichen der Verzweiflung, neben ihren Vater auf die Knie nieder.

Ermengard war eines der schönsten Mädchen Venedigs, und ihre hohen Reize wurden in diesem Augenblick noch vermehrt durch den rührenden Ausdruck kindlicher Liebe. Flaminio, der bis zu ihrem Eintritt stumm und ernst dagestanden und seine Augen auf den starr daliegenden Verwundeten gerichtet hatte, wurde seltsam ergriffen beim Anblick der überraschenden Erscheinung. Er stand jezt noch unbeweglicher als vorher und seine Seele war nur noch in seinen Augen. Der Doge kam allmählig wieder zu sich, der herbeigerufene Arzt untersuchte die Wunde, die er für nicht gefährlich erklärte, und legte einen Verband auf. Pietros Blicke trafen zuerst seine Tochter; er legte seine Hand auf ihr lockigtes Haupt, dann betrachtete er schnell die Umstehenden, einen nach dem andern, und als er Flaminо gewahr wurde, winkte er ihm, näher zu kommen, reichte ihm die Hand und sagte mit leiser Stimme: „Morgen erwarte ich Euch.“

Ermengard bemerkte jezt erst die Anwesenheit des Jünglings und gerieth in große Verlegenheit; denn schon damals war es Sitte der unverheiratheten Frauen in Venedig, sich dem Anblick der Männer, welche nicht zur Familie gehörten, zu entziehen, und selbst der Bräutigam bekam die Braut erst am Altare zu sehen. Doch folgten ihm ihre Blicke unwillkührlich, als er sich jezt schnell entfernte, und eine Unruhe, die sie sich nicht zu erklären wußte, blieb in ihrer Seele zurück.

Der Jüngling traf des andern Tags zur bestimmten Zeit in dem herzoglichen Pallast ein. Man führte ihn in den Saal, welcher an das Schlafgemach des Dogen stieß, und hieß ihn warten. Kaum hatte er einige Minuten daselbst zugebracht, als Ermengard herein trat, die ihren Vater besuchen wollte. Sie erröthete beim Anblick des Fremden und zog sich schnell wieder zurück, in sichtbarer Verwirrung. Der Jüngling starrte die Thüre an, in welcher sie verschwunden war, als könnte er mit der Gewalt seiner Sehkraft das liebliche Bild wieder zurück zaubern, und er kam aus seiner Verzückung erst zu sich, als ein Bedienter aus dem Kabinet trat und ihm im Namen des Herzogs einen Beutel mit Gold überreichte, mit dem Bedeuten, er möge sich nach zwei Tagen wieder melden.

Der Jüngling warf abwechselnd finstere Blicke auf den Diener und auf den Beutel, und war schon im Begriff, das Geld auf den Tisch zu legen, als er sich plötzlich besann und mit den Worten entfernte: „ich werde wieder kommen.“

Es ist jezt nöthig, den Leser mit dem Jünglinge, welcher bis jezt etwas räthselhaft auftritt, näher bekannt zu machen.

Er war aus dem alten Geschlechte der Morosini, welches zu den heftigsten Gegnern des Candiani gehörte. Konstantin Morosini war von der Signoria, einer angeblichen Verschwörung wegen, aus Venedig verbannt und seiner Güter beraubt worden. Dieß war auf Antrieb des vorigen Dogen, Pietros Vater, geschehen, und der Haß zwischen beiden Häusern mußte dadurch vermehrt und unauslöschlich werden. Der alte Morosini hatte zu den Vielen gehört, welche sich nicht für das Gemeinwohl in den Parteikampf stürzen, sondern um Theil an den Genüssen der höchsten Gewalt zu erhalten. Doch verfolgte sein unruhiger Geist selten einen bestimmten Zweck, er gefiel sich vielmehr in jener wilden Thätigkeit, welche lieber zerstört als aufbaut, und nur an fortwährender stürmischer Bewegung ihre Lust hat. Der Verlust eines reichen Besitzthums schmerzte ihn nicht sehr, denn seine ganze Seele war mit Gedanken der Rache gefüllt. Bevor er das Schiff bestieg, das ihn nach Candia, dem Ort seiner Verbannung, bringen sollte, nahm er seinen damals zehnjährigen Sohn Flaminio bei der Hand, führte ihn in die Kirche des heiligen Petrus zu Castello, wo sein Vater und Großvater begraben lagen, und ließ den Knaben bei den Gebeinen derselben schwören, die Schmach ihres Hauses zu rächen, wenn ihm selbst der Himmel diesen einzigen Wunsch seiner Seele versagen würde.

Flaminio besaß den stolzen, unbeugsamen Sinn seines Vaters, aber die Natur hatte dieser gefährlichen Eigenschaft etwas von dem edlen, gefühlvollen Herzen seiner ihm früh entrissenen Mutter beigemischt. Unter günstigern Umständen hätte sich ohne Zweifel aus diesen Elementen ein herrlicher Charakter entwickelt, aber das Schicksal geht mit denen, deren Erziehung es unmittelbar übernimmt, seinen eigenen Weg.

Konstantin verlebte die ersten Jahre auf Candia in scheinbarer Ruhe. Aber still und verschlossen brütete er über unheilbringenden Entwürfen, auch unterhielt er fortwährend geheime Verbindungen mit den Mißvergnügten in Venedig. Später machte er verschiedene Reisen in Italien und einigen Nachbarländern, und suchte einige Herrn und Städte gegen die Republik in sein Interesse zu ziehen. Da und dort erhielt er unbestimmte Zusage, worüber mehrere Jahre hingingen. Endlich gelang es ihm, den Markgrafen von Istrien zu gewinnen. Zwar wollte sich dieser Fürst zu keinem Kriege mit der Republik bereden lassen, denn es fehlte ihm an Mitteln dazu, aber thörichterweise belegte er, auf Anrathen des Verbannten, die venetianischen Kaufleute mit schweren Zöllen, und die Unterthanen der Republik, welche Güter in seinem Gebiete besaßen, mußten ungeheure Abgaben entrichten.

Der Doge erfuhr bald durch einen Kundschafter, den

Digitized by Google

er am Wohnsitze des Markgrafen unterhielt, wer der Anstifter so unfreundlicher Maßregeln gegen Venedig gewesen, und verlangte gebieterisch die Entfernung des Morosini aus Istrien. Der Markgraf gerieth hierüber in nicht geringe Verlegenheit. Er wollte sich nicht gern in den Augen eines angesehenen, tapfern Mannes, dem er öffentlich Schutz versprochen, durch feige Aufkündigung desselben herabsetzen; auf der andern Seite erlaubte ihm die Klugheit nicht, es mit der mächtigen Republik zu einem Bruche kommen zu lassen. Er nahm daher zu einer List seine Zuflucht, indem er dem Verbannten im Vertrauen eröffnete, er wünsche mit den Narentanern ein Bündniß gegen Venedig zu schließen, aber zuvor die Gesinnungen ihrer Häuptlinge kennen zu lernen. Morosini sollte sich daher in aller Stille nach Narenta begeben und vorläufig Kundschaft einziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Veränderungen der Küstenländer durch die Einbrüche des Meers, seit dem achten Jahrhundert.

Die Veränderungen, welche die Gestalt des Landes seit den historischen Zeiten, besonders durch die Einbrüche des Oceans erleidet, sind allerdings im Vergleich mit der kleinsten der Revolutionen, welche dem gegenwärtigen Zustande der Dinge auf der Erde vorangegangen sind, höchst unbedeutend; der Umriß der Küsten ist jedoch durch die fortwährend langsame, noch mehr aber durch die periodisch gewaltsame Wirkung des Meeres weit beträchtlicher verändert worden, als besonders der Bewohner des Binnenlandes sich vorstellt, der nie die schrecklichen Wirkungen einer Sturmfluth gesehen hat. Dieß wird aus folgender chronologischen Uebersicht hervorgehen, in welcher die hauptsächlichsten Veränderungen der Küstenländer seit dem achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zusammengestellt sind. Wir entnehmen sie dem Edinburgh philosophical Journal. (Juli 1830).

* * *

800. Im Laufe des achten Jahrhunderts riß das Meer einen großen Theil der bedeutenden Insel Helgoland, die vor den Mündungen der Weser, Elbe und Eider lag, weg.

800 — 900. Im neunten Jahrhundert wurde durch Stürme der Umriß der Küste von Bretagne beträchtlich verändert; ganze Thäler und Dörfer wurden verschlungen.

900 — 950. Heftige Orkane veränderten die Gestalt der venetianischen Lagunen; die Inseln Ammiano und Constanziaco, deren in alten Chroniken Erwähnung geschieht, verschwanden.

1044 — 1309. Furchtbare Einbrüche des baltischen Meeres auf die pommersche Küste; sie richteten schreckliche Verheerungen an und gaben Anlaß zu den Volkssagen vom Untergang der vermeintlichen Stadt Vineta, deren Existenz, trotz Kants und anderer Gelehrten gewichtiger Autorität, rein chimärisch ist.

1106. Malamocco, eine bedeutende Stadt in den Lagunen von Venedig, verschwand.

1106. Eine große Ueberschwemmung bildete den Golf von Jahde, so benannt nach dem kleinen Flusse, der durch das fruchtbare, durch jene Katastrophe zerstörte Land floß.

1219 — 21. 1246 u. 1251. Schreckliche Stürme rissen die heutige Insel Wieringen vom Festlande los, und gaben Anlaß zu dem später erfolgten Bruch der Landenge, welche das heutige Nordholland mit dem Lande Staveren verband, das jetzt zu der Provinz Friesland gehört.

1277. 1278. 1280 u. 1287. Ueberschwemmungen verschlangen die fruchtbare Provinz Reiderland, zerstörten die Stadt Torum, fünfzig Städte, Dörfer und Klöster, und bildeten den Dollartsee. Die Flüsse Liam und Ecke, die durch diese Gegend flossen, verschwanden.

1282. Die Landenge, welche die Provinz Friesland mit Nordholland verband, wurde durch heftige Stürme gebrochen, und so bildete sich die Zuydersee.

1240. Ein Einbruch des Meers brachte an der Westküste von Schleswig beträchtliche Veränderungen hervor; vieles Ackerland wurde verschlungen und der Meerarm, welcher die Insel Nordstrand vom Festland trennt, wurde weit breiter.

1300. 1500. 1649. Drei Viertheile der Insel Helgoland wurden weggerissen.

1300. Nach Fortis wurde die Stadt Siparum in Istrien vom Meere zerstört.

1303. Nach Kant riß das Meer einen großen Theil der Insel Rügen weg und bedeckte mehrere Dörfer an der Küste von Pommern.

1337. Eine Ueberschwemmung verschlang vierzehn Dörfer auf der Insel Kadzand in Zeeland.

1421. Der Bergsewald wurde überschwemmt, zweiundzwanzig Dörfer zerstört und dadurch der See gebildet, der sich zwischen Gertruidenberg und der Dordrechter Insel ausbreitet.

1475. Das Meer riß ein großes Stück Land an der Mündung des Humbers weg; mehrere Dörfer versanken.

1510. Das baltische Meer bildete die Mündung des frischen Haffs bei Pillau, achtzehnhundert Faden breit, zwölf bis fünfzehn tief.

1550 — 1552. Die Stadt Kortgene auf der Insel Nord-Beveland wurde vom Meer verschlungen. 1553 wurde auch der östliche Theil der Insel Süd-Beveland weggerissen; die Städte Borselen und Stemerswalde nebst mehreren Dörfern verschwanden.

1570. Ein heftiger Sturm verheerte die Hälfte des Dorfs Scheveningen, nordöstlich vom Haag.

1625. Das Meer riß einen Theil der Halbinsel Darse

Digitized by Google

in Schwedisch-Pommern los und bildete so die Insel Zuigst, nördlich von Barth.

1634. Die ganze Insel Nordstrand wurde überfluthet; dreizehnhundert acht und dreißig Häuser, Kirchen und Thürme wurden fortgerissen; es kamen sechstausend vierhundert und acht Menschen und fünfzigtausend Stücke Vieh um; von dieser einst sehr blühenden Insel ist jezt nichts mehr vorhanden als drei kleine Eilande, Pelworm, Nordstrand und Lützamoor.

1703 — 1746. In diesem Zeitraum riß das Meer über hundert Faden von der Küste der Insel Kadzand weg.

1726. Ein heftiger Sturm verwandelte die Salzsümpfe von Arapa in der Provinz Cumana in Columbien in einen mehrere Meilen breiten Meerbusen.

1770 — 1785. Strömungen und Stürme bildeten einen Kanal zwischen dem hohen und dem niedrigen Theile der Insel Helgoland und verwandelten so dieses Land, das vor dem achten Jahrhundert so ansehnlich gewesen war, in zwei kleine Eilande.

1784. In Folge eines heftigen Sturms bildete sich der See von Abukir in Niederegypten.

1791 — 1793. Neue Einbrüche des Meers rissen wieder einen großen Theil der Insel Nordstrand weg, welche schon so klein geworden war.

1803. Das Meer verschlang die lezten Trümmer der Priorei Crail in Schottland.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Zustand der Stadt und der Regierung.

Der gewaltige Sturm hat sich gelegt, und die sichtbaren Spuren seiner Verheerung fangen an zu verschwinden. Beinahe in allen Straßen ist das Pflaster hergestellt; nur die Laternen beleuchten noch manches Quartier sehr kümmerlich. Es wird beträchtliche Summen kosten, das Innere der Tuillerien, des Louvre und der Kasernen wieder in brauchbaren Stand zu seyen; auch hat der Minister des Innern schon fünf Millionen Kredit für öffentliche Bauten begehrt, wohl eher die Beschäftigung müßiger Handwerksleute, als jeden andern Zweck beabsichtigend. Es war auch hohe Zeit, denn am Anfang dieser Woche regte sich's im Faubourg St. Antoine wieder; Gruppen bildeten sich, Unruhestifter — vielleicht von den Bourbonisten angestellt — suchten die Arbeiter aufzuwiegeln und zu der Zerstörung der Maschinen anzutreiben, zum Glück ohne weitern Erfolg; sonderbare Gerüchte verbreiteten sich schon in den entferntern Theilen der Hauptstadt; doch Bewegungen dieser Art bleiben wohl unvermeidlich; es ist das Hin- und Herwogen der aufgerührten Fluth nach geendetem Sturme.

Im Ganzen bleibt das Verhalten der niedern Volksklassen bewunderungswürdig, und es möchte im Grund nicht schwer zu entscheiden seyn, wer auf einer niedrigern Stufe stehe, der gemeine Vorstädter (faubourien), der sein Leben unter den Kartätschen preisgab, oder der ferne Bewohner des Modequartiers, der jezt, mit erlogenem Dienste prangend, sich in die Antichambres der neuen Minister drängt. Es ist in der That ein widriger Anblick um diese Höflingsnaturen, um diese Nachzügler (hommes du lendemain), welche hundertweise sich um die überall freigewordenen Aemter bewerben. Der eine begehrt, weil er nichts hat, der andere, weil er mehr will... Wer kann da Alle befriedigen! So trägt man sich in diesem Augenblick mit einer witzigen Antwort des Hrn. Guizot, Minister des Innern. Ein Sollicitenr hatte mit Ungestüm eine Oberpräfektur verlangt; der Minister gab ihm, wohl aus guten Gründen, blos eine Unterpräfektur. „Non, Monsieur le ministre," sagte der Unverschämte, „non, je ne puis me contenter d'une sousprefecture!" — „Eh bien prenez en deux!" erwiederte der Minister. Nur kam die Lehre leider nicht an den rechten Mann.

In monarchischen Verfassungen mag oft die Ministerstelle für Manchen zum Polsterstuhle geworden seyn; bei einer konstitutionellen Regierung, besonders in gegenwärtiger, vielbewegter Zeit, findet nicht nur in Frankreich das Gegentheil statt, sondern ich begreife kaum, wie die ehrenwerthen Männer, welche jezt das Staatsruder halten, nicht unter der ungeheuren Geschäftslast erliegen. Täglich neue Gesetzvorschläge bereiten — denn es gilt einen neuen Bau aufzuführen von Grund aus — in der Kammer dieselben verfechten, dem Staatsrathe beiwohnen, mit dem König arbeiten, die laufenden Geschäfte jedes Ministeriums betreiben, dem Mückenschwarm der Bewerber und der Beeinträchtigten Rede stehen, nicht zu gedenken der ungeheuren Verantwortlichkeit, welche jezt auf jedem Wort der Machthaber ruht — wahrlich, es ist keine Kleinigkeit! Von Essens- und Schlafenszeit ist kaum die Rede. Von sechs Uhr Morgens bis um Mitternacht immer im Joche! Auch hat man bemerkt, daß einige dieser Herrn schon abgemagert sind, und doch stehen sie kaum drei Wochen im Amte.

Einfachere Sitten sind auch in die großen Hôtels der Ministerien eingewandert. Durch eine königliche Ordonnanz fällt der Titel Exzellenz und Monseigneur weg; man benennt die Minister künftig blos: Mr. le ministre. Der Herzog von Broglie, Minister des Erziehungswesens, hat seine Privatwohnung nicht einmal verlassen; seit 35 Jahren wohl das erste Beispiel dieser Art. Doch was sollten die Stellvertreter der königlichen Gewalt voraushaben vor dem Könige selber, der, als Privatmann gekleidet, mit einem Regenschirm unter dem Arme, durch die Straßen geht, oder auf dem Altan seines Pallastes vor versammeltem Volke die marseillaise anstimmt, jedem Bürger die Hand reicht und ihn wohl mitunter an seine Tafel ladet. Ob er wohl daran thut, ist eine andere Frage. Der Franzose überspringt leicht die Grenzen, wenn er den Machthaber nicht durch einen Nimbus und in gehöriger Entfernung erblickt. Die Folge wird zeigen, ob der ehemalige Herzog von Orleans den rechten Weg betreten oder nicht.

Es steht noch Großes und Seltenes bevor, das ist gewiß. Wenn die liberale Partiei in ihren Forderungen sich zu mäßigen wüßte, könnte aus der jezt ausgestreuten Saat eine segensreiche Erndte entsprießen. Die Anariffe auf die Pairskammer dienen indeß nicht als Beweise dafür; in der gestrigen Sitzung der Deputirtenkammer fiel manches herbe Wort, und es ging ein Vorschlag durch, zufolge dessen jeder Pair, welcher nicht binnen eines Monats den neuen Eid der Treue geleistet, seiner Würde verlustig erklärt wird. Männer, wie Chateaubriand, sehen sich hiermit in die peinlichste Lage versezt; sie können unmöglich, ohne ihre frühere Laufbahn, ihre früher ausgesprochenen Ideen über Legitimität zu verdammen, dem neuen Gesetze Genüge leisten; und entsagen sie großmüthig ihrer Pairswürde, weiß ihnen doch Niemand Dank dafür, am allerwenigsten die verwiesene königliche Familie.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 210.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. September 1830.

— Wir sind nur Schergen des Gesetzes,
Des grausamen; Gehorsam heißt die Tugend,
Um die der Niedre sich bewerben darf.

Schiller.

Die Aufhebung Pius VII. aus dem Quirinal durch die französische Regierung, am 6ten Juli 1809.

Die zu Rom erschienenen geschichtlichen Memoiren des Kardinals Pacca, des Begleiters Pius VII. auf seiner Reise nach Fontainebleau, enthalten interessante Aufschlüsse über diese Reise. Eine der merkwürdigsten Episoden des Napoleonischen Dramas ist die gewaltsame Entführung des heiligen Vaters aus dem Quirinal, und man weiß, wie viele, zum Theil widersprechende Gerüchte in der damaligen Gährung der Gemüther über dieses Ereigniß in Umlauf kamen: ein Theil des Quirinals sollte verbrannt, der Pabst, wie der gemeinste Verbrecher ergriffen, an Stricken aus einem Fenster hinabgelassen worden seyn u. s. w. Alle diese Sagen, welche den französischen Behörden barbarische Rohheit Schuld gaben, widerlegen zum Theil die Memoiren des Kardinals, und der vor Kurzem erschienenen zweiten Auflage seines Buchs ist eine eigenhändige, umständliche Geschichtserzählung des Vorgangs vom Generallieutenant Baron Radet, der bei der Aufhebung im Quirinal den Befehl führte, beigegeben. Diesem Berichte ist ein vom 12ten September 1814 datirter Brief Radets vorangeschickt, in dem er den Pabst feierlich zum Zeugen der Wahrheit seiner Aussagen anruft. Wir glauben, daß ein Auszug aus diesem Berichte, der in den Hauptpunkten mit der Darstellung des Kardinals übereinstimmt, dem Leser nicht unwillkommen seyn wird.

* * *

Ich befand mich von der Mitte Junius 1809 an als General-Polizeidirektor des römischen Staats in Rom. Die Regierungsveränderung, die Protestationen Sr. Heiligkeit und besonders die Excommunikationsbullen vom 10ten und 11ten Juni 1809 machten tiefen Eindruck auf das Publikum. Die Macht der alten Regierung war gelähmt, eine Menge Interessen durch die Einführung der neuen verletzt; die Folge davon war eine Art von Interregnum, ein augenblickliches Aufhören der vollziehenden Gewalt, und daraus entsprang Unordnung und Räuberei, Uebel welchen das Klima und die natürliche Konstitution des Landes überhaupt Vorschub leisten. Maaßregeln wurden ergriffen, da erschien aber gegen Ende Junius eine englisch-sicilianische Flotte mit Landungstruppen im Angesicht Roms und lavirte drei Tage lang; drauf wurden Truppen, so viel wir ihrer in den römischen Staaten hatten, auf den Höhen jenseits Velletri zusammengezogen; sie marschirten auf Neapel, aber wenige Tage darauf bemächtigte sich die Flotte der Inseln Capri, Ischia und Procida.

Der Anblick dieser Flotte und der Abmarsch der Truppen hatten indessen zur Folge, daß die Räubereien sich augenblicklich über das ganze Land ausbreiteten; beträchtliche Banden zeigten sich namentlich gegen die Abruzzen zu bei Piperno, Frosinone, Norcia u. s. w.; keine Straße war frei; überall, ja sogar in Rom selbst, fielen der Räubereien so viele vor, daß die Konsulta ihren Sitz nach Spoleto verlegen wollte. Es waren uns in Rom blos 500 Mann Besatzung und 100 berittene Gensdarmen geblieben;

Digitized by Google

mit so schwachen Mitteln war es uns durchaus unmöglich, irgend eine kräftige Maaßregel zu Unterdrückung des Uebels zu ergreifen.

Zu der Zeit befand sich der Kaiser an der Donau und sah den wichtigsten Ereignissen entgegen; Italien war ohne Truppen, Bayern stand auf, Tyrol befand sich in vollem Aufruhr, und bis Ferrara, Bologna, ins Herzogthum Urbino, ja bis an die Thore von Florenz loderte seine Flamme. Die Schlacht von Wagram wurde geschlagen, der Friede folgte darauf, und es ist nur zu bekannt, was es trotz dieses Friedens kostete, die Ordnung wieder herzustellen.

Man kann sich nach dieser flüchtigen Skizze vorstellen, in welcher Lage wir uns zu Rom befanden und welche Wachsamkeit von unserer Seite erfordert wurde, wollten wir uns daselbst halten, namentlich um St. Johannis und St. Peters Tag. Indessen ließ der Generalgouverneur, da er sah, daß die Unruhe den höchsten Grad erreicht hatte, mich am 4. Juli Morgens rufen; er verbreitete sich weitläuftig über unsere Lage: die allgemeine Gährung gefährde die öffentliche Sicherheit und die Existenz der Franzosen in Italien aufs Aeußerste; alle Mittel der Strenge, um die Ruhe herzustellen, seyen vergeblich von ihm versucht worden, es bleibe ihm nichts mehr übrig, als Se. Heiligkeit von Rom zu entfernen, und er habe mich zu diesem wichtigen Geschäft ausersehen.

Ich bemerkte ihm, einen Schritt der Art thue man nicht ohne schriftlichen Befehl von oben, ohne reifliche Ueberlegung und ohne Truppen; er erwiederte, noch diesen Abend solle ich geschriebene Befehle und Truppen bekommen und ich habe meine Vorkehrungen dergestalt zu treffen, daß auch der leiseste Verdacht vermieden werde. Ich ging; der erhaltene Auftrag beunruhigte mich aufs Aeußerste, die peinlichsten Gefühle, Widerwillen, Besorgniß, vermochte ich, so viele Mühe ich mir gab, nicht aus meiner Einbildungskraft zu verbannen; meine einzige Hoffnung war, daß der Mangel an Truppen mich der Vollziehung dieses Befehls überheben möchte, da meldete mir der Generalgouverneur, in der Nacht werden neapolitanische Truppen eintreffen; ich habe meinen Operationsplan zu entwerfen und alles für die kommende Nacht anzuordnen. Ich machte dem General von Neuem Vorstellungen; er erwiederte mir aber, daß der einreißenden Unordnung und dem Blutvergießen durchaus durch einen Donnerschlag Einhalt gethan werden müsse, und daß wir, als Militärs, unbedingten Gehorsam schuldig und mit unserem Kopf für die Vollziehung höherer Befehle verantwortlich seyen. Ich wußte, was Ehre und Eid mir geboten, und so entschloß ich mich denn, die Befehle zu vollziehen, welche ich schriftlich erhalten würde, sobald die Mannschaft zur Hand wäre.

In der Nacht kam auch wirklich ein 800 Mann starkes Bataillon neapolitanischer Rekruten, die zum Theil unbewaffnet waren. Ich entwarf einen Plan, nach dem ich Niemanden ins Vertrauen zu ziehen brauchte, theilte ihn dem Generalgouverneur Miollis mit, und dieser gab schriftlich seine Zustimmung dazu.

Am fünften mit Tagesanbruch traf ich die nothwendigen materiellen Vorkehrungen, die ich den Augen des Publikums durch kleine, sich kreuzende Patrouillen und durch Polizeimaßregeln glücklich entzog; ich ließ die Truppen den ganzen Tag in den Kasernen, um das Publikum und den Quirinal desto sicherer zu machen; was nur dazu dienen konnte, jeden Verdacht zu verscheuchen, wurde angewendet. Um 5 Uhr Abends ließ ich die Offiziere einen um den andern kommen und ertheilte ihnen meine Befehle. Um 10 Uhr war Alles beisammen auf dem Platze der heiligen Apostel und an der Kaserne della Pilota, nicht weit vom Monte Cavalle, auf den sich nun meine Operationen concentriren sollten. Zu Hause erwartete mich der Generalgouverneur; ich machte ihn mit meinen Anordnungen bekannt und auf mein Begehren händigte er mir den schriftlichen Befehl ein: den Kardinal Pacca, und im Fall der Pabst sich widersetze, auch seine Heiligkeit zu verhaften und nach Florenz zu führen. Ich wollte Einwendungen gegen diese bedingte Ordre machen, aber es war zu spät; der Generalgouverneur war bereits weg, 11 Uhr hatte es geschlagen, alles war in Ordnung und zum Aufbruch bereit; ich ging daher an die Pilota und auf den Platz Santi Apostoli hinab, woselbst ich meine Patrouillen, Wachen, Posten und die zur Ausführung bestimmten Truppe selbst abtheilte und ausstellte, während der Generalgouverneur, um die Trasteveriner im Zaume zu halten, die Brücken über die Tiber und das Kastell St. Angelo durch das kleine neapolitanische Bataillon unter den Befehlen des Generals Pignatelli Cerchiara besetzen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Brautfest in Venedig.

(Fortsetzung.)

Morosini, der nichts Arges ahnete und freudig jede Gelegenheit ergriff, die ihn seinem Ziel — der Rache an Venedig — näher bringen konnte, machte sich alsbald mit seinem Sohne auf den Weg, und zweifelte auch keinen Augenblick an einem günstigen Erfolge seiner Sendung.

Konstantin und sein Sohn machten die Reise auf einem griechischen Fahrzeuge, welches eben nach Narenta abgehen wollte. Der Himmel war trüb wie die Seele des Verbannten, der in düstern Gedanken verloren, auf dem Verdecke stand und in die See hinaus starrte. Bereits hatten sie sich einige Meilen vom Hafen entfernt, als Flaminio besorgt zu seinem Vater trat und ihm ins Ohr raunte: „Ich glaube, wir sind einem Schurken in die

Hände gefallen. Das Schiff scheint die Richtung gegen Venedig zu nehmen. Sieh nur nach dem Stand der Sonne."

Konstantins geübter Blick erkannte schnell die Richtigkeit der Bemerkung seines Sohnes. Er gab ihm einen Wink zu schweigen, und sann nach über einen Entschluß, der den wahrscheinlichen Untergang noch von ihnen abwenden konnte. Einige Schiffe waren inzwischen schon ziemlich nahe an ihnen vorüber gesegelt, und in diesem Augenblicke näherte sich ein anderes von eigenthümlicher Bauart, welches gerade auf sie zuzusteuern schien. Konstantin flüsterte seinem Sohne einige Worte ins Ohr und rief den Schiffspatron herbei, der in diesem Augenblick aufs Verdeck trat. „Was ist das für ein Schiff, das auf uns zukommt?" Der Schiffspatron erblaßte. „Das ist ein Korser von Narenta, wir sind verloren." — „Wie," rief Konstantin, „Du fürchtest Dich vor den Narentanern, denen Du Deine Ladung zuführst?" Der Schiffsherr gab eine unverständliche Antwort und wollte sich entfernen; aber die Morosini hielten ihn fest. „Laßt mich um Gotteswillen, ich muß Anstalten zur Gegenwehr treffen." — „Nicht von der Stelle, schändlicher Verräther," sprach Konstantin, während er einen Dolch hervorzog und den Griechen zu durchbohren drohte.

Unterdessen kamen die Narentaner so nahe heran, daß man Leute und Waffen gehörig unterscheiden und die Anstalten, welche sie zum Angriffe gemacht hatten, übersehen konnte. Dieses Volk bestand damals aus den kühnsten, entschlossensten Seeräubern, welche sich allen Küstenbewohnern des adriatischen Meeres furchtbar machten, und häufige Landungen im venetianischen Gebiete unternahmen. An einen Widerstand durfte der Grieche, dem es an streitbarer Mannschaft fehlte, nicht denken, und da er auch seine Verrätherei entdeckt sah, warf er sich zu Morosinis Füßen und wimmerte um Schonung seines Lebens. „Du wolltest mich nach Venedig bringen," zürnte Konstantin ihn an; „wer hat Dich zur schändlichen That gedungen?" — „Ein verkappter Kundschafter der Republik, der nämliche, welcher sich zu Euch im Hafen gesellte und Euch auf mein Schiff brachte." — „Mit Deinem Blute will ich meine Hände nicht besudeln," murmelte Konstantin und winkte ihm aufzustehen. Jezt stürzten mehrere Matrosen aufs Verdecke und zehn verwirrte Stimmen schrieen durcheinander: „die Narentaner, die Narentaner!" Der Schiffspatron heftete sein dunkles Auge an den Boden und schien in eine Bildsäule verwandelt.

Das Geschrei der Schiffsleute erhob sich von neuem; der Grieche war nicht aus seiner Besinnungslosigkeit zu bringen. In diesem Augenblicke vernahm man auch schon vom Verdecke des feindlichen Schiffes den furchtbaren Ruf: „Ergebt Euch!" Konstantin und sein Sohn machten Zeichen der Unterwerfung. Wenige Augenblicke, und der Anführer der Korsaren sprang mit einigen seiner Bewaffneten an Bord des griechischen Fahrzeugs. Es war ein Mann von kaum mittelmäßiger Größe, hagerm, aber nervigtem Körperbau, das Gesicht stark gezeichnet und vom schärfsten Gepräge, die Augen kalt, aber der Blick vernichtend. „Bist Du der Herr des Schiffs?" fragte er den ältern Morosini. „Nein, dieser ists; ich hatte ihn gedungen, mich nach Narenta zu bringen, aber der Schurke wollte mich den Venetianern überantworten." Der Korsar warf dem Griechen einen schrecklichen Blick zu und gab seinen Leuten einen Wink, die ihn augenblicklich ergriffen und in die See warfen. „Wer bist Du und welch ein Gewerbe führt Dich nach Narenta?" fragte der Korsar. „Ich komme vom Markgrafen von Istrien und bringe einen Antrag an die Häupter eurer Stadt," antwortete Konstantin. „Und Dein Name?" — „Ich heiße da Ponte und dieser hier ist mein Sohn," erwiederte der Verbannte. „Da Ponte? Ich sehe wohl, die Muttersöhnchen der Republik fahren noch immer fort, ehrlichen Leuten ihre Namen streitig zu machen, damit sie die Erbschaft allein in die Tasche stecken können."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Journale. Revolutionäre Literatur.

Unter den Tageblättern, welche jezt die vernünftigste Meinung vertheidigen, steht der National oben an. Er ist völlig orleanistisch gestimmt, predigt gesezliche Freiheit und entwickelt seine Grundsäze mit logischer Festigkeit und Konsequenz, geht aber auch keinen Schritt zu weit; es ist zu vermuthen, daß er zum offiziellen Journale werden wird. Sein Hauptredakteur, Thiers, Verfasser der besten Geschichte über die französische Revolution, ist zum Mitglied des conseil d'état ernannt, hat sich aber nichtsdestoweniger täglich einen oder zwei Artikel in den National zu liefern verpflichtet, und, wenn es seine Ueberzeugung mit sich bringen sollte, denkt er, nach wie vor, oppositionsweise gegen die Regierung zu verfahren. Thiers ist einer der umfassendsten, thätigsten Köpfe Frankreichs; seine Kenntnisse im Finanzwesen hat er schon in seinem größern Werke durch die Entwickelung des Assignatensystems, und in einer Zeitschrift durch die Erklärung des Lawschen Systems unter Ludwig XV. glänzend dargethan. Man will wissen, er arbeite viel an den gehaltvollen Reden, welche Hr. Lafitte jährlich über das Budget hält. Mit einem unbestrittenen Talente verbindet er große Charakterfestigkeit. Er war es, der einfache Journalist, der den Herzog von Orleans zur Annahme der lieutenance-générale, mithin der Krone bewog. Auf der Ecke eines Tisches schrieb er am 29. Juli, unter dem Getümmel der Revolution, in größter Eile die Bedingungen, welche das Häuflein der damals zu Paris versammelten Deputirten vorschlug, und brachte sie nach Neuilly, der Residenz des Herzogs, den er nie zuvor gesehen. Der Erfolg ist bekannt. Thiers, er ist kaum 32 Jahre alt, scheint zu einer wichtigen Rolle in der Zeitgeschichte bestimmt.

Unter den übrigen Journalen nimmt der Temps eine Hauptstelle ein. Er verfährt mehr oppositionsweise als der

Digitized by Google

National, ist aber im Grunde doch ein Vertheidiger der jetzigen Ordnung der Dinge. Der Globe dagegen, heißt es, hat ausgelebt und erscheint in Kurzem nicht mehr, oder geht wenigstens in andere Hände über. Die ganze Last der Redaktion fiel seit einiger Zeit auf Hrn. Dubois; die übrigen Mitarbeiter treten meist in bedeutende Stellen ein, und werden so mit für ihr langes Bekämpfen der alten Ordnung belohnt. Kleinere Zeitschriften, den Figaro und den Corsaire z. B., möchte ich unzufriedenen Hunden vergleichen, die immer anbellen, ob Freund oder Feind vorübergeht. „Es muß auch solche Käuze geben.“ Wie ungesunde Pilze sprießt auch eine Unzahl revolutionärer Blätter hervor, als da sind, le Tocsin, la Tribune des départements, la Révolution u. a. m. Es ist ekelhaft, solche Auswüchse zu finden; mitunter mögen solche Journale Unzufriedenheit und ungebührliche Ansprüche erwecken; im Ganzen bleiben sie unbeachtet.

Die Literatur hat sich, wie natürlich, verschüchtert zurückgezogen. Wer möchte jetzt Romane lesen, da die unerhörten Begebenheiten sich unter den Augen eines Jeden abspielen! Wer kann mit ruhigem Gemüth sich in die stillen Musenhaine flüchten, wenn noch der Kanonendonner und das Volksgeschrei in den Ohren hallt! Produkte, die unmittelbar in die Zeit eingreifen, finden allein Abgang. Béranger, der Volksdichter, hat bis jetzt geschwiegen; nicht so Méry und Barthélemy, welche die Flinte kaum aus der Hand gelegt hatten, als sie sogleich die Feder ergriffen. Ebenso schnell als die Revolution in ihrem Wettergang, warfen sie ein freiheitglühendes Gedicht in die Welt hinaus: L'insurrection, der Aufstand, dieser Titel allein gibt Tendenz und Inhalt an. Es sind mitunter meisterhafte Schilderungen einzelner Kriegsscenen eingeflochten; an kräftigen Ideen fehlt es nicht, nur ist der Styl bisweilen mit Epitheten überladen und die Farben zu dick aufgetragen. Auch tadelt jeder Gemäßigte die unvorsichtigen Ausfälle, welche die Verfasser sich gegen die Fremden erlauben. In der Hymne la Tricolore, welche das Gedicht schließt, herrscht eine wahre Patriotenwuth; sie ist angefüllt mit Versen folgender Art:

Si l'Europe nous jetait un roi,
Avec les tables de la loi
Que le peuple ecrase sa tête...

Zum Glücke regeln sich die Kabinette nicht nach den Wünschen so stürmischer Dichter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Petersburg, August.

Die Militärkolonien in Rußland.

Unter allen ruhmwürdigen Stiftungen des unvergeßlichen Kaisers Alexander I. ist besonders eine, welche in ihrer Fortbildung die ganze Gestalt unsers Reichs zu verändern, unsern kriegerischen Ruhm sicher zu stellen, unsere Sitten zu mildern und seinen Namen zu verewigen verspricht, das Institut der Militärkolonien, die so vieles Aufsehen in Europa verursacht haben.

Unter dem Militär in Rußland wird man freilich wenig Personen finden, die über diese große Maßregel nicht die Nase rümpfen und zu beweisen bemüht sind, daß sie den Waffenruhm des Reichs bedrohe. Niemand, sagen sie, kann zweien Herren dienen, Niemand zugleich Soldat und Ackerbauer seyn, ohne daß eins von beiden, das Schwerdt oder die Pflugschaar, darunter leide. Aber nach diesem Ausspruche darf man nicht urtheilen; die Sache ist neu, von ihrer glänzenden und vortheilhaften Seite noch wenig betrachtet, Vorurtheil und Neid aber reichen sich stets die Hände, das Neue und Große anzugreifen. Auf der andern Seite haben Fremde und Ausländer den militärischen Effekt dieser Maßregel zu hoch angeschlagen; besonders haben Engländer und Franzosen davon Veranlassung genommen, Europa zu schrecken und es mit der Furcht vor unserer Kriegsmacht zu allarmiren. Keins von beiden aber ist der richtige Gesichtspunkt.

Als Kaiser Alexander im Jahr 1817 den Vorschlag des Artillerie-Generals Araktschejeff, eines talentvollen Mannes, der von unten auf gedient hatte, annahm und die Kolonisirung eines Theils seines Heeres beschloß, leiteten ihn ganz andere Rücksichten als Zwecke dieses Planes, dem er seitdem vieles Geld und viele Arbeit gewidmet hat. Fortschritt und Beförderung der Landeskultur, physische und moralische Civilisation, Verminderung der Conscription, die den Landbau bedrückte, allmälige Gewöhnung des Landmanns zur Freiheit, und Hoffnung, den Finanzetat der Armee zu verringern — das waren Alexanders leitende Ideen. Wenige, selbst hier unter uns, wissen, daß die Niederlassung eines Regiments, als Kolonie, ein Sieg über die Natur, eine Eroberung über die Wüsten unsers Reichs ist; wenige wissen, welch mühevolle Arbeit derselben vorangeht, die Austrocknung der Sümpfe, das Lichten der Wälder, das Umbrechen wüster Ländereien, lauter Fortschritte der Landeskultur, die für Rußland unschätzbar sind, und Arbeiten, die, seitdem unsere Klöster sich nach dem Verlust ihrer Grundstücke unter Katharina II. nicht mehr damit befaßten, beinahe entsammert waren. Welche Aussichten eröffnet allein diese Rücksicht, so wenig die Russen sie auch noch fassen und schätzen?

Der Gedanke der Kolonisirung selbst ist ganz einfach und zweckmäßig. Ich habe ihre Einrichtung vor zwei Jahren kennen gelernt und kann versichern, daß es ein eigenthümliches Wohlgefühl erregt, diese der Einöde abgewonnenen Länder mit hübschen Dörfern besetzt und gartenartig kultivirt zu sehen, welche sonst von Frdschen, Kräben und Heuschrecken bewohnt wurden.

Diese Ländereien gehören der Krone. Ist die Aufräumung des Landes, seine Eintheilung und der Bau der Wohnungen vollendet, so versetzt die Regierung aus ihren sechs Millionen Kronbauern die Wirthe des Regiments in ihre neue Heimath. Der junge Bauer führt seine Familie mit sich, erhält seine gesund und kräftig gebaute Wohnung, seinen Garten, sein Feld, 15 Deßätinen *) Landes und, was die Hauptsache ist, seine Freiheit. Denn von dem Augenblicke an, da er seine beiden militärischen Gäste aufnimmt, hört er auf, leibeigen zu seyn; er wird Soldat und freier Ackerwirth. Die beiden zur Kolonisirung bestimmten Bataillone rücken ein; jedes Haus erhält vier Wirthe und acht Gäste, welche das zweite Stockwerk bewohnen. Alle sind zugleich Soldaten und Ackerbauer. Der Wirth ernährt seine beiden Gäste und diese dienen ihm dafür bei seinen ländlichen Arbeiten. Er selbst wird Soldat und opfert zwei Tage in der Woche den militärischen Uebungen; das ganze Regiment baut das Feld. Jedes Haus liegt abgesondert, umgeben von seinem Garten und sein Feld hinter sich. Diese lange Gasse nimmt für jede Kompagnie einen Raum von drei Werften (fast eine halbe deutsche Meile) ein und besteht aus siebenzig Häusern für das Bataillon. Jede Kompagnie hat ihr Exerzierhaus, ihre Wache, ihre Kapelle, ihr Popenhaus in der Mitte.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ein Deßätin hält 3200 Quadratfaden (Klafter); er ist nämlich 80 Faden lang und 40 Faden breit.

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 211.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 3. September 1830.

Stark ist der Rache Geist; doch laßt uns sehn,
Wie sie im Kampf mit Liebe wird bestehn.

Johnson.

Das Brautfest in Venedig.

(Fortsetzung.)

Der Venetianer war überrascht und um eine Antwort verlegen. „Kennst Du mich nicht mehr?“ fuhr der Korsar fort; „die Natur macht die erste Anlage zu unsern Gesichtern, und überläßt der Zeit die Ausarbeitung. An dem meinigen hat sie seit fünfzehn Jahren gepfuscht, und da ist freilich vom Kopf des damals schmucken Coloprini fast kein Zug mehr geblieben.“ — „Du Coloprini?“ — „Und Du Morosini, ein Verbannter wie ich.“ Mit diesen Worten reichte der Korsar jenem die Hand.

Coloprini stammte aus einem alten Geschlechte in Venedig, und war wegen Theilnahme an einer Volksbewegung verbannt worden. Er trieb sich lange in Sizilien, Croatien, Ungarn und andern Ländern herum, nahm, wo sich Gelegenheit bot, an allen Fehden Theil, und ging zuletzt nach Narenta, wo er sich unter dem Namen Crevello allen Seefahrern furchtbar machte. Das alles erzählte er seinem Landsmanne umständlich, während sie nach Narenta zusegelten, und fügte hinzu: „Das Handwerk eines Korsaren ist freilich nicht sehr ehrenvoll, aber eine treffliche Schule für Seeleute und Waghälse. Die ersten Helden Roms waren ja auch Söhne von Räubern. Ich hoffe nach und nach eine Macht zu bilden, die vielleicht den Löwen des heiligen Markus an die Kette legen wird. Erleb' ichs auch nicht mehr, so geht doch über meinem Grabe auf, was ich gesäet.“

Konstantin fuhr wild empor. „Ich habe all meinen Haß auf diesen Pietro Candiani geladen, er ist das Opferthier, das ich meiner Rache schlachten will. Sollt' ich aber den Tag nicht erleben, so wird mein Flaminio mein furchtbares Gelübde lösen.“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen langten die Schiffe in Narenta an, wo die Morosini eine günstige Aufnahme fanden. Aber nach wenigen Tagen wurde Konstantin von einem bösartigen Fieber ergriffen, welches sein Leben schnell endigte. Flaminio saß im stummen, thränenlosen Schmerz bei des Vaters Leichnam, als Coloprini eintrat. Er betrachtete den Todten einige Augenblicke und sagte dann: „Ihm bleibt ein Rächer zurück und Dir ein Vater. Von nun an, Jüngling, betrachte mich als solchen. Ich bin kinderlos. Schätze besitze ich freilich nicht, denn wenn ich die Herzen der rohen Menge gewinnen wollte, mußte ich sie zum Siege führen und ihnen die Beute überlassen. Aber wo es Rath und That gilt, kannst Du auf mich zählen.“

Zwei Jahre waren vorübergegangen seit Konstantins Tod; Flaminio hatte während dieser Zeit an den gefährlichsten Zügen der Narentaner Theil genommen, und bei jeder Gelegenheit Beweise eines ungewöhnlichen Muthes und einer Einsicht gegeben, die über sein Alter ging. Er hatte jezt sein zwei-und-zwanzigstes Jahr zurück gelegt, da sagte Coloprini eines Tags zu ihm: „Es ist Zeit, daß wir etwas gegen die Herrn in Venedig unternehmen, aber vorher müssen wir über mancherlei Dinge

Digitized by Google

Kundschaft einziehen; Niemand kennt Dich dort; gehe hin und bewirb Dich zum Scheine um eine Stelle bei den Truppen der Republik, so wirst Du Gelegenheit haben, manches zu beobachten und Nachrichten einzusammeln, die uns von großem Nutzen seyn können. An Geld soll Dirs nicht fehlen.“ Flaminio übernahm mit Freuden den Auftrag. Doch war es weniger der Haß gegen Candiani und die herrschenden Geschlechter, was ihn dazu trieb, als Sehnsucht, den Schauplatz seiner Kindheit wieder zu sehen, der ihm nur noch in unbestimmten Umrissen vor der Seele stand, und ein dunkles Gefühl, daß das Schicksal seines Lebens an seine Vaterstadt geknüpft sey und ihm dort die Entscheidung seines Looses fallen müsse.

Flaminio befand sich erst seit einigen Tagen in Venedig, als der oben erzählte Vorfall sich ereignete. Die Gluth seines Hasses gegen Candiani schien bald durch ein anderes Feuer erstickt zu werden. Die Tochter des Doge hatte einen unbeschreiblichen Eindruck auf sein von Liebe bis jezt noch unberührtes Herz gemacht, und ohne auch nur daran zu denken, wohin diese Leidenschaft führen könne, sann er bereits auf Mittel, sie dem Gegenstande derselben zu entdecken.

Als er zum zweiten Male nach dem Pallaste ging, fand er einen neuen Thürsteher an der Pforte, einen dicken Burschen mit doppeltem Kinn und selbstgefälligem Lächeln, dessen kleine lauernde Augen sich in der Fleischmasse fast verloren. „Ich wünsche den Dogen zu sprechen,“ begann Flaminio. — „Wird schwerlich seyn können.“ — „Nun denn, der Doge will mich sprechen.“ — „Weiß nichts davon.“ Flaminio hatte Mühe, seinen Aerger zurückzuhalten, und er war im Begriff, das Haus wieder zu verlassen, aber der dicke Bursche stellte sich ihm in den Weg und sagte mit widerlichem Lächeln: „Ich habe das Glück, bei seiner Herrlichkeit ein Wörtchen reden zu dürfen, auch werdet Ihr mir wohl ansehen, daß ich nicht gemeiner Leute Kind bin. Ich — ja, ich könnte vielleicht selbst in der Signoria sitzen, aber mein Vater wollte mich nicht anerkennen, und meine Mutter, der Himmel tröste sie, hatte nie das Herz, mir seinen Namen zu nennen.“ Flaminio merkte nun wohl, um was es dem Ehrenmanne zu thun sey, zugleich kam ihm aber auch der Gedanke, ihn für seine Absicht zu gewinnen. „Das Glück ist ein Weib und hat Weiberlaunen,“ sagte er, „aber man muß es zu haschen und festzuhalten suchen, wenn es vorüber gehen will.“ Bei diesen Worten drückte er dem Thürsteher einige Goldstücke in die Hand. Der Dicke steckte das Geld ruhig in die Tasche, ohne auch nur durch eine Miene anzudeuten, daß er etwas empfangen. „Ich verkaufe meine Dienste nicht,“ sagte er mit einer Unverschämtheit, die Erstaunen erregen mußte, „ich verkaufe meine Dienste nicht, aber wenn ich mich für einen Menschen interessire, so kann er auf mich rechnen bei jeder Gelegenheit.“ — „Der Doge hat eine Tochter,“ flüsterte Flaminio mit kaum hörbarer Stimme, und hätte das Wort gern zurück genommen, nachdem es über seine Lippen war. — „Ja, und sie soll schön seyn, ich habe sie aber noch nicht gesehen, denn ich bin erst seit zwei Tagen im Hause. Wollt Ihr um sie werben?“ — „Um ihre Gunst bei ihr selbst,“ erwiederte Flaminio; „die Hand vergibt der Vater.“ — „Wo wohnt Ihr?“ Flaminio bezeichnete ihm seine Wohnung. „Ihr sollt von mir hören,“ schmunzelte der Thürsteher. „Jezt geht nur die Treppe hinauf, Ihr findet oben im ersten Zimmer rechts einen Diener, der Euch bei seiner Herrlichkeit melden wird. Der Bursche heißt Olivio und ist, wie die meisten Leute von gemeiner Geburt, auch sehr gemeiner Sinnesart; ein Goldstück wird ihn Euch zum Freunde machen. Man kann der Freunde in Venedig nie zu viele haben.“

Flaminio ärgerte sich über den unverschämten Gesellen; da er aber wohl einsah, daß die Dienste dieser Leute ihm in diesem Augenblicke nöthig seyen, verbiß er seinen Unmuth und befolgte den Rath des Thürstehers. Olivio war ein Bursche von mittlern Jahren, mit einem blassen, verschmizten Gesicht. Sein Lächeln glich dem Grinzen eines Affen, und er sprach mehr durch Gebährden als durch Worte. Als Flaminio ihm ein Goldstück hinreichte, warf er einen forschenden Blick auf den jungen Mann, legte dann die Hand auf die Brust und nickte mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „Du kannst auf mich rechnen.“ Er meldete ihn hierauf beim Dogen, den Flaminio an einer langen Tafel sitzend fand, auf welcher viele Papiere lagen. Der Alte schien seinen Eintritt nicht zu bemerken und seine ganze Aufmerksamkeit auf eine Landkarte zu besten, die er in der Hand hielt. Nach einigem Stillschweigen sagte er, ohne jedoch von der Karte aufzublicken: „Die Republik findet eine Vermehrung ihrer Landmacht nöthig. Ich werde sorgen, daß Ihr eine Offiziersstelle dabei erhaltet.“

(Die Fortsezung folgt.)

Die Aufhebung Pius VII. aus dem Quirinal durch die französische Regierung, am 6ten Juli 1809.

(Fortsezung.)

Sämmtlichen Führern der verschiedenen Truppe war eröffnet worden, wann und auf welches Zeichen die Ersteigung des Pallastes stattfinden sollte; auf den Glockenschlag Ein Uhr nach Mitternacht auf der Uhr des Quirinals sollte Hand ans Werk gelegt werden, aber ein unvorhergesehener Umstand gebot Aufschub. Ich erfuhr, ein Offizier der päbstlichen Garde wache auf dem vorspringenden Thurm neben dem großen Thor des Quirinals; jede Nacht werde diese Sicherheitsmaaßregel ergriffen, die Wache aber mit Tages Anbruch eingezogen. Ich gab daher Gegenbefehl, theilte meine Posten in der Nähe der Fontäne Trevi

Digitized by Google

in kleinere Haufen, ließ die vornehmsten Kirchthüren in der Nähe besetzen, damit die Sturmglocke nicht gezogen werden könnte, beobachtete den wachenden Offizier auf dem Thurm, bis er hineinging, und gab endlich um 2 Uhr 55 Minuten das Zeichen.

Während ein Trupp von dreißig Mann die Gartenmauer bei dem großen Thore hinter dem Hofe della Panetteria erstieg, um die Ausgänge dieses Hofs, und die Thüren der unterirdischen Gewölbe im Winkel bei der Kapelle zu besetzen, besetzte ein anderer Trupp von fünf-und-zwanzig Mann die kleine Hinterthüre an der Straße, die zum Lavatojo hinabführt; der Oberst Sirp stieg mit einem Trupp von fünfzig Mann durch das Fenster eines leeren Zimmers im Mittelpunkt der an den Quirinal anstoßenden Gebäude, woselbst größtentheils die Dienerschaft des Pabstes wohnte; ich meiner Seits hatte vierzig Mann bei mir, mit welchen ich über das Ende des Dachs der Dateria auf den Thurm steigen wollte, um von da in die Gemächer zu gelangen; aber zwei Leitern zerbrachen, und so mußte ich durch das große Thor des Quirinals hineinzukommen suchen. Der Oberst Sirp war indessen in den großen Hof des Pallastes gedrungen; ich hörte Geräusch und Alarmgeschrei, worunter deutlich die Worte all'arme, traditori! Die Uhr schlug drei und die Glocke der Kapelle wurde angezogen; dieses Läuten ließ meine Mannschaft fürchten, es sey die Sturmglocke, aber nach zwei Minuten hörte es wieder auf; ich beruhigte meine Leute und ließ zwanzig Mann von den fünf-und-zwanzig holen, welche an der Thüre des Lavatojo standen, durch welche sie nicht hatten eindringen können, weil sie von innen vermauert war. Eben war ich daran, das Pförtchen in einem Thürflügel des großen Thorwegs gewaltsam öffnen zu lassen, da ließ Oberst Sirp vom innern Hofe her das Thor öffnen und verschaffte mir so Eingang in den Pallast. Ich sammelte nun meinen um zwanzig Mann verstärkten Trupp und vereinigte ihn mit dem seinigen, ließ eine Wache an den Eingang stellen und rückte gerade gegen einen Trupp Arbeiter an, die sich im rechten Winkel hinten im Hofe vertheidigen zu wollen schienen; ich ließ sie zerstreuen und ging nun von Zimmer zu Zimmer bis zum Vorzimmer des Thronsaals, genannt delle Sanotificazioni. Hier fand ich die mit Einschluß des Kapitäns vierzig Mann starke Schweizer Garde Sr. Heiligkeit unter den Waffen und in guter Ordnung hinten im Zimmer aufgestellt; ich ließ meine Mannschaft hereinkommen und forderte die Garden auf, das Gewehr zu strecken; sie leisteten keinen Widerstand; ich ließ sie entwaffnen, wegführen und in ihrem eigenen Wachhause scharf bewachen.

Ich ging nun durch den Thürverschlag dieses Zimmers in den großen Thronsaal; hier zeigten sich mir mehrere Thüren. Ich hatte einen vertrauten Mann bei mir, der das Innere des Pallastes gut kannte; dieser wies mir die Thüre, welche zu den Zimmern des Pabstes führte, durch welche Zimmer ich gehen mußte, um zu der Wohnung des Kardinals Pacca zu gelangen. Da ich mich nun in der Nähe Sr. Heiligkeit wußte, so pochte ich an diese Thüre; es erschien Niemand; ich pochte noch einmal und verlangte im Namen des Kaisers Einlaß; Alles blieb still.

Die Augenblicke waren kostbar, und schon sah ich mich nach andern Mitteln und Wegen um, zum Kardinal Pacca zu gelangen, ohne an Sr. Heiligkeit vorüber zu müssen, da höre ich einen Schlüssel rasseln, und die Thüre geht auf; ein junger, großer, schwarz gekleideter Priester erscheint, ich frage ihn, wie er heiße ... Pacca, war die Antwort ... Se. Eminenz? fragte ich ... Nein, sein Neffe. Der Name Pacca durchzuckte mich, denn er ließ mich hoffen, ich könne meine Sendung hier abmachen. Ich fragte ihn, wo der Kardinal sey; er neigte sich, trat an den Verschlag zurück und schwieg, man begreift leicht warum. Ich trete einen Schritt vor, blicke links und gewahre am Ende eines ziemlich schmalen Corridors ein Zimmer, Licht und mehrere Leute; ich schreite auf dieses Zimmer zu; im Hingehen bemerkte ich verschiedenfarbig, aber einfach gekleidete Geistliche; alsbald nahm ich den Hut in die Hand; an der Thüre des Zimmers angelangt, sah ich Sr. Heiligkeit im päbstlichen Gewand an ihrem Schreibtische sitzen, und im Gemach etwa zehn Personen, fast lauter ehrwürdige Gesichter, wie ich dachte, Minister, Großwürdenträger oder Prälaten Sr. Heiligkeit.

Denke sich ein Jeder an meine Stelle, und ist ihm nicht jedes sittliche, jedes menschliche Gefühl unbekannt, so kann er ermessen, wie peinlich meine Lage war. Ich hatte noch nicht Befehl, mich der Person des Pabstes zu versichern; tiefe Ehrfurcht vor diesem geheiligten, doppelt gekrönten Haupte erfüllte meine ganze Seele, verschlang alle meine Gefühle; so ihm gegenüber, bewaffnete Mannschaft hinter mir, fühlte ich meine Glieder wie gelähmt; daß es so kommen würde, hatte ich nicht vorhergesehen, und ich wußte mir durchaus nicht zu helfen; was sollte ich thun, was sagen, womit beginnen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, August.

(Beschluß.)*

Die Militärkolonien in Rußland.

Der Stab des Regiments, die Wohnungen der Offiziere, die Kirche, das Hospital, die Bäckerei, die Garküche, die Badstuben, die Schule, die Bibliothek ꝛc. befinden sich in der Mitte des Regiments. Alle diese Häuser sind von Stein. Eine eigene Verwaltung und ein besonderes Gesetzbuch regiert diese Kolonieddrfer. Das heranwachsende Geschlecht zerfällt in drei Klassen. Bis zum achten Jahre bleiben die Kna-

Digitized by Google

ben bei den Eltern, dann kommen sie bis zum dreizehnten Jahre in die Militärschule, wo sie lesen, schreiben und rechnen lernen. Hierauf werden sie Kantonisten und im siebenzehnten Jahre Reruten.

Jede Kolonie hat ihren eigenen Gerichtshof, dessen Vorsitzer der oberste Offizier ist; militärische Zucht waltet überall. Der älteste Sohn, wenn er zum Soldaten tauglich ist, bleibt der Reservemann des Vaters und erbt sein Gut; nach 25 Jahren ist er frei und kann seinen doppelten Dienst verlassen. Von den sechs Millionen Kronbauern genügen zwei Drittel, um die ganze Armee zu kolonisiren, und schon jetzt hat das Reich seine westliche Grenze von der Ostsee bis zum schwarzen Meere, und im Innern die Gouvernements von Nowgorod, Cherson, Charkow und Jekatherinoslaw mit dem Gürtel einer kriegerischen Bevölkerung umgeben, wo Jeder Soldat ist und welche die Stelle der hier fehlenden Festungen vertritt. Vor mehreren Jahren schon zählte man 400.000 Mann und 40.000 Pferde in den Militärkolonien, und das ganze System würde, vollendet, drei Millionen männliche Einwohner, von denen die Hälfte ins Feld ziehen kann, umfassen. Allmählig hört dann die Conscription auf, die Wüsten bevölkern sich mit Kriegern, die volksmäßig gebildet, an militärische Zucht gewöhnt und allesammt Ackerbauer sind, wobei die Sicherheit des Reichs über jede Gefahr erhaben ist.

Der Staat hat mehr als 16 Millionen Rubel auf diese Einrichtung verwendet, und das Dreifache wird nicht zureichen, sie zu vollenden. Allmählig aber bringt dieses Kapital seine Zinsen. Schon habe ich in Nowgorod Regimenter gesehen, die im Vollgenuß aller Früchte ihrer mühseligen Arbeiten stehen, und deren Erhaltung den Staat nichts mehr kostet. Eine andere Frage ist es freilich, ob unserm Throne auch immer die Kraft beiwohnen wird, eine gehäufte militärische Bevölkerung von 2 — 3 Millionen im Zaume zu halten, eine andere Frage, welche Härte, welche Zwangsmittel im Einzelnen die militärische Ausführung einer solchen Neuerung mit sich gebracht haben mag, wie viele gezwungene Ehen oder gewaltsame Trennungen dabei vorgekommen seyn mögen, und ob der Bauer, welcher die Leibeigenschaft mit der kriegerischen Strenge vertauscht, dabei für sich selbst viel gewonnen hat. Mit einem Worte, die Wage schwankt noch, und obgleich der jetzige Kaiser das Bestehende mit großer Sorgfalt erhält, so scheinen doch eben diese letztern Rücksichten den frühern Eifer für Vollendung dieses Systems etwas gemäßigt zu haben. Er selbst und sein erster Generaladjudant sind übrigens die Chefs dieser ganzen, so sehr gefürchteten Einrichtung, welche auch wohl so leicht keine Nachahmer finden wird und auch nicht wohl finden kann.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Delavigne, Neue Vaudevilles.

Andere Nationalgesänge entstehen im Uebermaß. Die parisienne von C. Delavigne ist ein ziemlich mattes Machwerk; einer der besten Verse:

Sous le canon voyez éclore
Ces vieux généraux de vingt ans,

ist nicht frei von akademischer Antithese. Ich fürchte, die schönen Zeiten dieses Dichters sind vorbei. Er hat einmal (1815) das Unglück und die Erniedrigung seines Vaterlandes mit warmem, hinreißend elegischem Tone besungen; jetzt sind jüngere, glühendere Sängernaturen nachgewachsen; ich betrübe mich gerne, aber daß die Riesenscenen des verflossenen Monats seine Stimmung nicht höher gehoben, ist von böser Vorbedeutung.

Die Theater beginnen seit einigen Tagen jene weltgeschichtlichen Vorfälle in Vaudevilles zu bringen. Im Odéon wurde gestern Abend zum erstenmal ein solches Gelegenheitsstück (Dix jours après, ou le gentilhomme de la chambre) mit ungemeinem Beifall aufgeführt. Die Fabel ist ziemlich vergriffen, aber auf den gemeinen Grund haben die Verfasser eine Menge höchst drolligter Scenen gebaut. Montags den 26. Juli, als die berühmten Ordonnanzen an das Tageslicht traten, bekam zufällig ein Kammerherr zu St. Cloud Anfälle von Podagra; unfähig seine Stelle zu versehen, läßt er sich nach Paris in seine Wohnung bringen; man hatte den Arzt herbeigerufen; er verordnete einen schmerzstillenden Trank; in der Verwirrung aber, welche schon das Haus ergriffen, gab man dem Kranken eine starke Dosis Opium; erst zehn Tage nachher kommt er aus einem Zustand von Erschlaffung und Bewußtlosigkeit zu sich selber. Es ergibt sich von selbst, wie sein Erstaunen bei jedem neuen Gegenstand, der ihm unerwartet zu Gesichte kommt, gesteigert werden muß. Zuerst hört er seinen Bedienten auf der Geige die Marseillaise spielen. Zu großer Hast ruft er ihn herbei. „Bruneau! Bruneau! qu'est-ce cela?“ Der arme Teufel fürchtet sich, seinem Herrn die Wahrheit zu sagen. „Es ist die charmante Gabrielle.“ — „Wie! mir schien es ganz was anders.“ — „Um Vergebung, gnädiger Hr. Marquis, es ist die charmante Gabrielle, mit einigen Variationen.“ Darauf erblickt der gnädige Herr die Büste des verwiesenen Königs nicht mehr. „Wo habt ihr sie hingethan?“ — „Mein Herr, seit einiger Zeit neigte sie sich zu sehr auf die rechte Seite, und ist endlich heruntergestürzt.“ — „Nun, konntet ihr sie nicht wieder an Ort und Stelle bringen?“ — „O nein, denn die Nase ist im Fall zerbrochen: il n'est plus présentable!“ Das Gelächter war ganz unbändig; denn nirgends wird wohl die gefallene Größe unmilder behandelt, als in Frankreich. Die komischen Scenen werden immer höher gesteigert. Der Marquis meint, es sey eine Verschwörung in seinem Hause angezettelt; er will nach St. Cloud, will ihre Exzellenzen, die Minister, benachrichtigen; da kommt ein liberaler Bierbrauer und begehrt für seinen Sohn, einen Zögling der polytechnischen Schule, die Hand der Nichte des Marquis. Der alte Herr glaubt bestimmt, er sey ein Narr, besonders da er ihm von Revolution, von dreifarbiger Fahne, von wiederhergestellten Rechten, als von weltbekannten Dingen spricht. Mittlerweile erscheint der Arzt, und in wenig Worten erfährt der Kranke, daß der Bierbrauer doch nicht ins Narrenhaus gehöre. Nun ergreift ihn aber ein panischer Schrecken. Die Königsfamilie gestürzt! 93 mit all seinen Schrecknissen vor der Thüre! Er will auswandern; cela nous a déjà réussi une fois! ruft er aus, und singt:

Noble France, qui regrettes
Ce nouvel éloignement,
Je te laisse quelques dettes,
C'est mon seul bien à présent.
Admire mon dévouement,
Pais qu'il ne soit point stérile,
Tu vois ce qu'il me couté;
Je connais ton équité:
Je reviendrai, sois tranquille,
Pour toucher l'indemnité!

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 212.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. September 1830.

Dies Priesterkleid und mein Gemüth für Gott
Wenn' ich allein jetzt mein.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Die Aufhebung Pius VII. aus dem Quirinal durch die französische Regierung, am 6ten Juli 1809.

(Fortsetzung.)

Meine Mannschaft betrat mit mir das Zimmer; die Anwesenheit des heiligen Vaters, seines hohen Kollegiums und der heilige Ort geboten Achtung und Anstand; ich wandte mich daher um, gab Befehl, daß die Mannschaft in den Thronsaal zurückgeführt, daselbst aufgestellt und Patrouillen von ihr abgeschickt würden, um die Ordnung im Pallast aufrecht zu erhalten. In der größten Verlegenheit, wie ich es anzufangen habe, um weder den Erfolg der Sache zu gefährden, noch den Gouverneur und mich einer Verantwortung auszusetzen, benutzte ich die rückgängige Bewegung meiner Leute und schickte eilends den Gendarmerie-Quartiermeister Cardini zum Generalgouverneur mit der Meldung: ich befinde mich dem Pabste gegenüber, habe aber zum Kardinal Pacca, den ich nicht kenne, noch nicht gelangen können, und erwarte Befehl. Ich hieß meine Mannschaft ihre Bewegungen immer noch fortsetzen, ließ aber nur wenige Offiziere bei ihr; die andern, so wie die Gendarmerieunteroffiziere, ließ ich mir zur Seite treten; sie kamen sehr höflich herein, mit dem Hute in der Hand; jeder verbeugte sich vor dem Pabste und stellte sich dann in die Doppelreihe, die sich von der Thüre nach innen bildete. Dies alles währte etwa fünf Minuten, da kam der Quartiermeister Cardini und meldete mir leise den Befehl des Gouverneurs: den Pabst sammt dem Kardinal Pacca zu verhaften und sie sogleich aus Rom zu führen; so streng mir auch dieser Befehl schien, ich mußte gehorchen.

Ich trat achtungsvoll, in einer Hand den Hut, die andere auf der Brust, dem heiligen Vater ein Paar Schritte näher, verbeugte mich und sagte zu Sr. Heiligkeit: „so weh es mir thue, einen so traurigen, harten Befehl vollziehen zu müssen, so streng verpflichten mich mein Eid und heilige Pflichten dazu.“ Bei diesen Worten erhebt sich der Pabst, sieht mich an und spricht mit der herzergreifenden Würde, die ihm eigen ist: „Warum stören Sie zu dieser Stunde meine und meines Hauses Ruhe? Was wollen Sie?“ Ich antwortete: „Heiligster Vater, ich bin hier, um im Namen der Regierung Ew. Heiligkeit nochmals aufzufordern, amtlich Ihrer zeitlichen Oberherrlichkeit zu entsagen.“ Der Pabst schlug ohne Zeichen von Ueberraschung die Augen auf und sprach mit aufgehobener Hand: „Was ich immer gethan, so habe ich zuvor gebetet, daß der heilige Geist mich erleuchten möge, und eher ließe ich mich in Stücke reißen, als daß ich widerriefe.“ Ich beschwor Se. Heiligkeit, einen aufmerksamen Blick nach außen zu werfen: überall werde sie Verwirrung, überall das Blut ihrer Kinder fließen sehen; ich bemerkte ferner, ich sey überzeugt, daß Se. Heiligkeit den Schrekken eines Aufruhrs zuvorzukommen wünsche, dessen unausbleibliche Folge ein Blutbad seyn würde. Se. Heiligkeit erwiederte mir: sie mißbillige Alles, wodurch die öffentliche Ordnung gestört und Menschenblut vergossen

werden könnte; sie sey unschuldig an den Dingen, die sie hören müsse und tief betrübt darüber, sie rufe des Allmächtigen Beistand zu Wiederherstellung der Ordnung in der Hauptstadt und dem Staate an. Der heilige Vater fuhr fort, er sey weit entfernt gewesen, sich solcher Mißhandlungen, solcher Geringschätzung und Undankbarkeit von Seiten des Oberhauptes einer liebenswürdigen Nation zu gewärtigen, dem er so starke Beweise seiner besondern Zuneigung gegeben habe." Ich erwiederte: fortwährend verehren wir Se. Heiligkeit als unsern geistlichen Oberherrn, als das Oberhaupt der katholisch-apostolisch römischen Kirche; so spreche das Gesetz, dieß sey der Wunsch und der Befehl unseres Souveräns; die Religion, die Furcht und die Liebe Gottes und die Liebe zum Nebenmenschen seyen in unser Herz geschrieben. Der heilige Vater antwortete: „Uebrigens vergebe ich ihm und Allen."

Da der heilige Vater nicht zu vermögen war, der zeitlichen Herrschaft zu entsagen, und überdieß die mir gesezte Zeit fast abgelaufen war, sah ich mich genöthigt, Sr. Heiligkeit zu erklären, ich habe Befehle, die mich in die schmerzliche Nothwendigkeit versetzen, ihn aus Rom zu führen. Der Pabst erwiederte: „Weil dem so ist, so gebe ich der Gewalt nach; Sie werden aber doch mir und den Personen, die mich begleiten sollen, zwei Stunden zugestehen, um unsere Vorkehrungen zur Reise zu treffen?" Ich antwortete, nach meinen Instruktionen habe ich dazu keine Vollmacht; wolle mir aber Se. Heiligkeit das Verzeichniß der Personen geben, welche sie mitzunehmen wünsche, so werde ich dieselbe dem Generalgouverneur zustellen und ihn um Befehl bitten lassen. Der Pabst, der stand, sezte sich nun wieder an seinen Schreibtisch, schrieb eigenhändig die Liste und erwies mir die Ehre, sie mir zuzustellen; auf der Stelle rief ich den Gensdarmerieoffizier Desilippi und gab ihm vor dem Pabst und allen Anwesenden die Liste mit dem Auftrag, sie Sr. Excellenz dem General Grafen Miollis zu bringen, ihm den Wunsch des Pabstes mitzutheilen und mir seine Befehle zurückzubringen. Es währte keine zehn Minuten und ich war noch zur Seite Sr. Heiligkeit, da kam der Offizier zurück und brachte laut die Antwort, welche ich vom Quartiermeister Cardini bereits leise erhalten hatte; hier ist sie Wort für Wort: „Se. Excellenz der Generalgouverneur befiehlt, daß der Pabst und der Kardinal Pacca unverzüglich mit General Radet abreisen; die andern Personen kommen nach." Ich verbeugte mich vor dem heiligen Vater; ohne ein Wort zu sagen, stand er auf, nahm das Buch, das auf seinem Schreibtisch lag, und stieg die Stufe herab. Der Pabst war leidend, ich trat vor und reichte ihm den Arm; ich fragte Se. Heiligkeit, ob der Kardinal Pacca zugegen sey, sie antwortete ja; da winkte ich einem Offizier und hieß ihn Se. Eminenz bitten, sich sogleich zur Abreise zu rüsten; darauf ging der Kardinal, im einfachen Leibrock, mit dem Offizier durch das Zimmer des Pabstes, um sich in dem seinigen, das blos durch einen Verschlag davon getrennt war, anzukleiden. Ich führte Se. Heiligkeit unter dem Arm in das anstoßende Zimmer; unter der Thüre mußte ich meinen Arm zurückziehen, um den Pabst ungehindert durchgehen zu lassen; da kam zufällig seine Hand in die meinige zu liegen, und hingerissen vom Gefühle der Verehrung, das mich durchdrang, küßte ich andächtig diese heilige Hand und den Fischerring daran.

Ich war ganz allein beim Pabste; diesen Umstand benützend, erbot ich mich gegen Se. Heiligkeit, mich zu entfernen, damit er ungestört, wem er wolle, seine Befehle ertheilen, seine Geheimnisse und die Kostbarkeiten, auf die er Werth legte, anvertrauen könnte. Se. Heiligkeit antwortete: „Wenn man nicht mehr am Leben hängt, hängt man auch nicht mehr an den Gütern dieser Welt." Erschöpft sezte sich der heilige Vater auf einen Stuhl oben an seinem Bette, das weder Himmel noch Vorhänge hatte, und ich ging in das Zimmer zurück, aus dem ich herkam.

(Der Beschluß folgt.)

Das Brautfest in Venedig.

(Fortsetzung.)

Ohne auch nur aufzusehen, entließ der Doge den Jüngling bei diesen Worten mit einer leichten Bewegung der Hand. In der Seele des jungen Venetianers kämpften Haß und Liebe zugleich, doch bald vereinigte sie gemeinsamer Vortheil zu einem Bunde. „Es ist Sünde an der Asche meines Vaters," sagte er beim Nachhausegehen zu sich selbst, „daß ich die Tochter seines Todfeindes liebe. Aber wie? wäre es nicht zugleich die empfindlichste Rache an diesem Candiani, wenn es mir gelänge, ihre Gunst zu erhalten und sie zur Flucht aus dem väterlichen Hause zu bereden? Das Unternehmen gegen Venedig geht dabei doch immer seinen Gang. Auch ist sie ja schuldlos an dem Unrecht ihres Vaters." Mit solchen Gedanken suchte er sein mahnendes kindliches Gefühl zu beschwichtigen. Einige Tage gingen vorüber, ohne daß er von dem Thürsteher Olivio Nachricht erhalten hätte; jede Stunde vermehrte seine Leidenschaft und seine Unruhe. Endlich am vierten Morgen in der Frühe trat Olivio in sein Zimmer. „Wenn Ihr Fräulein Ermengard zu sprechen wünscht, so kann es heute geschehen," sagte er. „Wann, wie, wo?" fragte Flaminio, und sein ganzes Wesen schien in Feuer und Flammen aufgehen zu wollen. „In Venedig muß man leise sprechen, leise gehen und sogar leise beten," versetzte Olivio. „Heftige Leidenschaft ist ein Fenster, durch welches man tief in die Geheimnisse der Brust hineinschauen kann." — „Nun," rief Flaminio, „ich will mich mäßigen."

Digitized by Google

„Mäßigung ist eine löbliche und nützliche Tugend," entgegnete der Diener, „und ich kenne nur eine Tugend, welche jener nachgehen und die Schleppe tragen muß." — „Diese heißt?" — „Großmuth," erwiederte Olivio mit seinem widerwärtigen Lächeln. Flaminio drückte ihm einige Goldstücke in die Hand. „Meine Gebieterin," fuhr jener fort, indem er seinen Mund so nahe an das Ohr des Jünglings brachte als möglich, „meine Gebieterin geht heute um zehn Uhr in die St. Annenkirche zur Messe, wohin die alte Aja und ich sie begleiten." — „Weiter, weiter!" — „Hört nur. Nach der Messe theilt die Signora vor der Kirche Allmosen aus. Da müßt Ihr Euch nun unter die Krüppel und Taugenichtse mischen, um zu einem kleinen Gespräch mit ihr zu gelangen."

Flaminio schüttelte den Kopf. Olivio fuhr fort, ohne darauf zu achten: „Die Aja wird Euch nicht im Wege stehen, denn während meine Herrin ihre milde Hand öffnet, kniet die Alte noch einmal auf den Stufen der Kirche nieder und richtet ihr Gebet an die Heiligen, welche an der Thüre geschnizt sind, denn sie vernachlässigt keinen, der im Himmel etwas gilt." — „Wozu soll das führen?" fragte der Jüngling. Olivio machte eine Bewegung mit der Hand, um anzudeuten, man müsse einen Schritt nach dem andern thun. Flaminio wurde nachdenkend. „Ich muß gehen," sagte der Diener, „entschließt Euch ohne Grübeln. In der Liebe wie im Kriege fängt man mit einer Erklärung an."

„Der Schurke hat nicht so ganz unrecht," murmelte der Jüngling, nachdem Olivio sich entfernt hatte; „erst muß sie meine Neigung kennen, bevor ich erfahren kann, was für mich zu hoffen ist."

Zur bestimmten Stunde fand sich Flaminio bei der St. Annenkirche ein. Sein Anzug war ärmlich, aber nett und rein; um jedoch den Schein der Dürftigkeit zu haben, stüzte er den Arm auf eine Krücke. Olivio kam zuerst aus der Kirche. „Beim Löwen des heiligen Markus," rief er, „das Bettelvolk brütet sich in den Lagunen aus, wie Frösche. Jeder Tag bringt neues Ungeziefer. Weg, ihr junges Pack, dem Alter gebührt der Vortritt." Dies sagend, drückte er die Jüngern in den Hintergrund und flüsterte Flaminio zu: „Tretet zulezt vor." In diesem Augenblick erschien Ermengard. Der Schleier verhüllte ihr Gesicht bis an den Mund, aber die herrliche Zeichnung des Kopfes, die frische blühende Haut und das schwarze leuchtende Auge waren durch die leichte Hülle sichtbar. Die Armen entfernten sich, einer um den andern, so wie sie ihre Gaben empfangen hatten, und nur ein Paar Kinder hoben noch die Händchen zur schönen Geberin empor, als Flaminio sich ihr näherte. Sie reichte ihm ein Silberstück. „Ich bedarf keines Geldes," sagte Flaminio, „keine Schätze der Erde können mir Glück bringen, nur ein gutes Wort aus Eurem Munde, schönes Fräulein, entscheidet, ob ich leben oder sterben soll." — „Wer seyd Ihr, was verlangt Ihr?" — Als Ermengard bei diesen Worten einen Blick auf den vermeinten Bettler warf, erkannte sie in ihm den jungen Mann, den sie in den Zimmern ihres Vaters gesehen und der ihm das Leben gerettet hatte. Sie zitterte und hatte Mühe, sich aufrecht zu halten. „Mein Stern wollte," fuhr Flaminio fort, „daß ich Euch sehen mußte, um die Lösung meines Schicksals zu finden. Ich bin von edler Geburt, ich liebe Euch mit einer Liebe, die der Tod nicht bezwingen kann; sprecht, ob ich Euch wiedersehen oder hoffnungslos in mein Grab gehen soll?" — „Nächsten Mittwoch findet Ihr mich wieder hier," stotterte Ermengard in einer Verwirrung, die ihr beinahe die Sprache raubte. Schnell zog sie jezt den Schleier tiefer herab und kniete neben die alte Aufseherin hin, welche mit ausgespannten Armen auf den Kirchenstufen ihr Gebet verrichtete. Olivio, der sich während dieses Auftritts damit beschäftigt hatte, den steinernen Bildern an der Kirchthüre nach der Reihe die Füße zu küssen, zog sich jezt wieder auf die unterste Stufe zurück und machte unbemerkt gegen Flaminio ein Zeichen, wodurch er ihm Behutsamkeit empfahl. Der Jüngling entfernte sich langsam.

Zwischen dem heutigen und nächsten Mittwoch lagen sechs lange, qualvolle Tage für den Liebenden. Zwar hatten seine Worte die Jungfrau nicht beleidigt, sie wollte sogar ihn wiedersehen; aber das konnte unbedachte Aeußerung in der augenblicklichen Verwirrung seyn. So schwankte er zwischen Furcht und Hoffnung, und wenn jene finstere Nacht um ihn verbreitete, trat diese freundlich zu ihm, vom Schimmer der Morgenröthe umflossen.

Endlich näherte sich der ersehnte Tag. Am Vorabend kam Olivio, ihm anzukündigen, daß die Gebieterin gewiß erscheinen werde. „Ich weiß nicht," sagte er unter andern, „wie es kommt, daß ich in mir eine so innige Zuneigung zu Euch verspüre, als ob Ihr mein leiblicher Bruder wäret. Ich wage freilich nicht wenig." — Flaminio merkte wohl, worauf es abgesehen sey, und gab ihm abermals einige Goldstücke. Des andern Tags fand er sich zur bestimmten Zeit bei der Kirche ein. Ermengard theilte, wie das vorige Mal, ihre Spende aus, und Flaminio näherte sich zulezt. „Geht diesen Nachmittag zu meiner Amme," flüsterte sie mit bebender Stimme, „sie wird Euch mehr sagen. Nachdem sie ihm noch den Namen und die Wohnung der Frau bezeichnet hatte, verließ sie ihn schnell und in heftiger Bewegung.

Flaminio verfehlte nicht, Ermengards Amme aufzusuchen. Frau Marina, so hieß sie, saß in einem kleinen, dunkeln Stübchen, auf einem alten gepolsterten Stuhl und betete ihren Rosenkranz, als der Jüngling in ihre Thüre trat. „Ich komme —" hob er an; die Alte schnitt jedoch den Faden seiner Rede augenblicklich ab, indem sie ihm mit der

Digitized by Google

dürren Hand bedeutete, sie wolle vorerst ihr Gebet zu Ende bringen. Dieß dauerte noch einige Minuten, und Flaminio hatte inzwischen Zeit, sich im Gemach umzusehen. Es stellte ein Bild verfallenden Wohlstandes dar, der Tisch, die Stühle und ein Schrank, welche das Hausgeräth ausmachten, trugen noch Spuren ehemaliger Zierlichkeit. In einer Nische stand eine Madonna mit dem Kinde, von einem guten Meister, aber der kararische Marmor war von Staub und Lampenruß geschwärzt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Neue Vaudevilles und Tragödien.

Der Marquis ruft seine Nichte herbei; sie soll sich verkleiden, soll Holzschuhe anlegen und sich auf die gefährliche Reise bereit halten. Er selber schneidet seine ailes de pigeon ab und nimmt die dreifarbige Kokarde. Da erschallt ein wildes Geschrei auf der Straße: Vive, vive la Charte! — Es ist mein Todesurtheil, ruft der Marquis; sie holen mich ab! Nur mit Mühe wird er beruhigt und über den wahren Zustand der Dinge aufgeklärt. Eine Nationalgardenscene auf öffentlicher Straße schließt. Sehr ergötzliche Couplets sind in das Ganze eingestreut. So singt z. B. der Marquis, nachdem er aus seinem zehntägigen Schlafe erwacht ist, einen Traum erzählend:

Pourquoi me réveiller?
Ah le beau rêve,
S'il s'achève!
Pourquoi me réveiller?
Je voudrais encor sommeiller.

Plus de ces vils impôts
Qui vexaient la noblesse,
Plus de ces longs journaux
Qui troublaient son repos.
Nous n'étions plus égaux
Sous la loi qui nous blesse,
Nous avions nos créneaux
Et nos droits féodaux.

Tout noble sans argent
Allait à la pairie,
Et sa femme à l'instant
Obtenait le pliant. *)
Nos cadets en naissant
Avoient une abbaye,
Nos aînés, en tettant
Avaient un regiment etc.

Vizentini, in der Rolle eines verwundeten Vorstädters, ist eine rein komische Figur, ohne Uebertreibung; etwas mehr Karrikatur ist Feroille als Marquis. Der Gesang der meisten Schauspieler war erbärmlich; singen ist aber im Odeon ihre Pflicht keineswegs, und man nahm vorlieb. Das Beifallklatschen war so unmäßig, daß der Saal zu erzittern schien. Guillaume Tell, von Pichat, der denselben Abend aufgeführt wurde, besteht aus einem Wirrwarr von Schillerschen Scenen, ohne Plan aufeinander gehäuft und durcheinander geworfen, daß einem Hören und Sehen vergeht. Der Autor, er ist todt und Gott habe ihn selig, hat es besser machen wollen, als Schiller. Hätte man es darauf angelegt, ein Meisterstück zu zerfetzen, es hätte fürwahr nicht besser gelingen können. Ich war entrüstet; mehrere Franzosen, die neben mir saßen und mit der deutschen Literatur bekannt sind, theilten meinen Eindruck. Nichts mehr davon. Im Théâtre français wird ein Junius Brutus von Audrieux mit Nächstem erscheinen. Seit zwanzig Jahren hält die Censur die Tragödie in ihrem Carton zurück. Ich fürchte, das allein möchte das Verdienst des Stückes ausmachen. Andrieux ist ein höchst witziger, eleganter, netter Dichter, hat aber keinen tragischen Funken in seinem ganzen Wesen. Sollte ich mich irren, nun, ein Widerruf kostet nicht viel. Nach Brutus soll „der Neger“ auf den Brettern erscheinen. Auch diesen hält die Censur seit zwei Jahren eingekerkert. Nächstens mehr von diesem merkwürdigen Drama und seinem bis jezt wenig bekannten Verfasser. Spd.

*) Das Recht, am Hofe zu sitzen.

Räthsel.

Ein launisches Weib bin ich, wie sie ja sind,
Bald wild, wie ein Mann, bald sanft, wie ein Kind.
Sie wollen's nicht anders, die Herren, der eine
Verlangt, ich soll lachen, der andre sagt, weine.
Drum macht mich, errötht' ich auch zehnmal darob,
Nicht besser der Tadel, nicht schlechter das Lob.

•

In dunkeler Klause, da koch' ich mein Gift;
Weh! wenn es die Unvorbereiteten trifft;
Vor meines Sohnes und meinem Namen
Fuhr mancher beherztere Krieger zusammen;
Und zieh' ich die herrischen Hosen gar an,
So fliehe! denn sonst ist um dich es getban.

•

Den Reiter von seinem geschwinden Roß
Werf' ich im Zorne mit Einem Stoß;
Zertrümmre den Frechen, der's wagt, mir zu stehen.
Den schwirrenden Pfeil hemmt kein klägliches Flehen;
Wohl hat man mit Stangen mich glücklich bekämpft,
Doch nie in die Länge den Zorn mir gedämpft.

•

Oft reut mich die Bosheit, dann wein' ich so sehr,
Daß naß wird von Thränen mein Lager umher,
Und gut seyn will ich, und bin es wieder,
Dann preisen mich tausend der freudigsten Lieder,
Und was ich verdorben im zornigen Muth,
Das mach' ich, so viel es noch möglich ist, gut.

•

Dann schmückt mich ein festliches, blaues Gewand,
Dann zaubert ein strahlender Diamant
Aus meinen Thränen Smaragde, Saphire,
Rubinen, und reiht sie zum Gürtel an Schnüre,
Und flicht mir im Abend- und Morgentraum
Das Gewand mit goldnem und purpurnem Saum.

•

Und leg' ich das Festkleid in seinen Schrein,
So hüll' ich in dunkeln Talar mich ein,
Besetzt mit unzähligen, großen und kleinen,
Kunstreich gereiheten Edelsteinen,
Und seine silberne Spange glänzt,
Wie Nektar, von Hebe den Göttern kredenzt.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 213.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. September 1830.

Seht, welch ein Fluch auf Eurem Hasse ruht,
Das Eure Freuden Liebe tödten muß!

Shakespeare.
Romeo und Julia.

Das Brautfest in Venedig.

(Beschluß.)

Am meisten zog die Aufmerksamkeit des Jünglings ein Pergament auf sich, welches an der Wand hing und mit allerlei seltsamen Figuren und Charakteren bemalt war. Er betrachtete es mit Verwunderung, bis die Alte, welche jezt das lezte Ave an ihrem Rosenkranze hergesagt hatte, ihm mit heiserer Stimme zurief: „Sezt Euch hier neben mich, das Ding dort versteht Ihr doch nicht. Mein liebes Kind Ermengard war diesen Morgen bei mir, sie besucht mich manchmal. Von allen Menschen auf der Welt hab' ich Abschied genommen, weil ich bald meine große Reise antrete, nur meinem Kinde, meiner Ermengard kann ich nicht Lebewohl sagen. Es ist mir, als müsse sie mich begleiten. Verständet Ihr die Zeichen dort auf dem Pergament zusammen zu setzen, so würdet Ihr auch verstehen, was ich sage. Ihr wollt meine Ermengard heirathen?" — „Ob ich will?" rief Flaminio, doch die Alte unterbrach ihn auf der Stelle: „Sie war diesen Morgen bei mir und weinte helle, bittere Thränen. Der Doge meint es gut mit ihr, wenn er nur nicht ihr Vater wäre. Ihr seyd ein Orseoli und freilich von einem alten Geschlecht." — „Ich bin kein Orseoli, sondern ein Fremder, mein Name ist Flaminio da Ponte." — „Da Ponte?" fragte Marina. „Mir deucht, sie habe von Euch gesprochen, von einem da Ponte, der dem Dogen das Leben gerettet. Ich glaube, sie hat Euern Namen aus Dankbarkeit in ihrem Herzen aufgeschrieben."

Flaminio wollte etwas sagen, doch die Alte ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Wenn Ihr fremd seyd in dieser schönen, großen Stadt, so wißt Ihr wohl nichts vom Feste der Bräute im Dom zu St. Peter? Es sind jezt noch vier Wochen bis Mariä Lichtmeß, da könnt Ihr den Zug sehen. Meine Ermengard wird auch dabei seyn, mit einem Kranz von weißen Rosen im schwarzen Haar; das bedeutet eine Braut des Himmels, und die Himmelsbräute haben ihr Hochzeitbett im Sarge." Flaminio merkte wohl, daß es im Kopfe der Alten etwas bunt durcheinander lief, doch war auch wieder ein dunkler Sinn in ihrer Rede, der ihn ängstigte. Er wollte es versuchen, ihre Gedanken auf einen bestimmten Gegenstand zu heften, und fragte: „Ermengard hat also von mir gesprochen?" — „Ei freilich, wenn Ihr da Ponte seyd. Sie würde Euch ohne Zweifel gern am Tage vor Mariä Lichtmeß im Dom zu Castello finden; aber dort steht schon der finstere Orseoli und wartet." Jezt fiel es wie ein Wetterstrahl in die Seele des Jünglings. „Hat vielleicht der Doge seine Tochter dem Orseoli zugesagt?" — „Ei freilich. Darum hat das gute Kind diesen Morgen helle, bittere Thränen in meinen Schooß geweint." Flaminio sprang auf, bleich und zitternd. „Kommt," sagte die Alte, „ich will Euch das Horoscop stellen. Dort auf jenem Pergament steht's geschrieben." Sie nahm ihren Stab, der ihr zur Seite stand, und schleppte sich zu dem Pergament hin. „Mein Gott," rief sie, „meine Augen sind fast erloschen, aber das Licht geht, wenn die Nacht im Anzuge ist."

Digitized by Google

Flaminio hörte nichts von den Worten der Alten. Nachdem er aus der ersten Betäubung zu sich gekommen, ergriff er ihre Hand. „Lebt wohl, Frau Marina! Sagt der schönen Ermengard, daß ich nie ein anderes Weib lieben werde.“

Mit diesen Worten stürzte er aus der Thüre. Noch an demselben Tage vernahm er von mehreren Personen die Nachricht, der Doge habe dem jungen Orseoli die Hand seiner Tochter zugesagt. Schnell fuhr ihm jezt ein Gedanke durch die Seele, und er säumte keinen Augenblick, sich zur Ausführung anzuschicken.

In Venedig war es seit undenklichen Jahren Sitte der Vornehmen, sich an einem bestimmten Tage in der Kathedrale zum heiligen Petrus in Castello trauen zu lassen. Dieß geschah am Tage vor Lichtmeß; im feierlichen Zuge gingen beim frühen Morgen die Bräute, begleitet von ihren Verwandten, dahin, und jede trug in einem Kästchen ihren Schmuck und ihre Aussteuer. In einem zweiten Zuge folgten die Bräutigame. Der Bischof hielt in der Kirche eine Rede und verrichtete die priesterliche Einsegnung. Auf dieses Brautfest baute Flaminio seinen Entwurf. Er begab sich eiligst nach Narenta und theilte den Plan seinem väterlichen Freunde Coloprini mit, ohne jedoch des Vorfalls mit Candiani und der Liebe zur schönen Ermengard zu erwähnen. Coloprini billigte den Anschlag und traf in der Stille die nöthigen Vorkehrungen. Da ihn ein alte, wiederaufgebrochene Wunde verhinderte, das Unternehmen selbst zu leiten, so übertrug er den Befehl dem Andreas Pola, einem versuchten Seemann, der jedoch mehr Tapferkeit als Klugheit besaß. Um übrigens dem Verdachte vorzubeugen, welchen das plötzliche Verschwinden Flaminios bei dem argwöhnischen Dogen erwecken konnte, mußte dieser sogleich wieder nach Venedig zurückkehren.

Die zu dem Ueberfalle bestimmten Barken liefen einzeln aus und sammelten sich am Vorabend des Festes in den Gewässern von Venedig, wo sie sich leicht verbergen konnten. Sie waren mit den verwegensten Narentanern bemannt; die meisten hatte der reiche Gewinn zur Theilnahme vermocht, andere die Kühnheit und der Glanz des Unternehmens selbst.

Der Tag vor Mariä Lichtmeß stieg dießmal trüb und unfreundlich herauf. Flaminio säumte nicht, sich zeitig in der festlich geschmückten Kirche einzufinden. Er hatte sich in einen Mantel gehüllt und mit einem Dolche bewaffnet. Nahe dem Hochaltare lehnte er sich an ein Grabmahl; der Doge hatte es seinem Vater an dieser Stelle errichten lassen, und der Jüngling wurde von unwillkührlichem Schauer ergriffen, als er zufällig die Blicke darauf heftete und den Namen Pietro Candiani las. In diesem Augenblicke ertönte das Geläute der Glocken und verkündigte den herannahenden Zug. Bald öffneten sich die Thore, und herein trat zuerst die Reihe der Bräute, jede tief verschleiert, das Haupt mit einem Kranze von weißen Rosen geschmückt und von zwei Gespielinnen begleitet. Sie stellten sich zur rechten Seite des Chors, während ihre Verlobten, welche den zweiten Zug bildeten, ihren Platz auf der linken Seite nahmen. Ermengard war die vorderste in der Reihe der Frauen. Flaminio erkannte sie augenblicklich an der hohen, schlanken Gestalt und dem goldenen Löwen, der auf ihrem Schleier gestickt war. Jezt kam der Bischof, von der Geistlichkeit umgeben, aus der Sakristei, bestieg die Stufen des Altars und begann nach einem kurzen Gebet die Anrede. Er hatte kaum einige Minuten lang gesprochen, als man ein Getöse vernahm, wie von einem herannahenden Sturme. Es kam immer näher und plötzlich erhob sich ein wildes Geschrei, die Thüren der Kirche wurden aufgerissen, und herein stürzten dreihundert Narentaner mit hochgeschwungenen Schwertern. Ein Schrei des Schreckens und der Verzweiflung schlug an die Gewölbe des Doms empor, die meisten Bräute suchten Schutz bei ihren Verlobten, einige sanken halb ohnmächtig zu Boden, nur Ermengard stand eine Weile regungslos; als sich aber die Korsaren auf die Bräute stürzten, um sich ihrer Morgengabe und ihrer selbst zu bemächtigen, warf sie ihr Kästchen von sich und wollte hinter das Grabmahl fliehen, an welchem Flaminio wie festgebannt lehnte, aber bei seinem Anblick wurzelten ihre Füße am Boden. Er eilte auf sie zu, und indem er ihr zurief: „Vertrauet mir, Ermengard, ich schwöre, Euch zu schützen,“ faßte er sie mit den starken Armen, trug sie aus der Kirche und eilte mit ihr den Schiffen zu. Ihm folgten die übrigen Räuber, die zitternden Jungfrauen in ihrer Mitte. Von den anwesenden Jünglingen und Männern hatte keiner an Widerstand gedacht, da sie ohne Waffen waren; manche hatten schnell die Flucht ergriffen und waren nach Venedig zurückgelaufen, wo sich die Nachricht von dem Ueberfalle mit Blitzesschnelle verbreitete. Candiani, mehr von Wuth über die Schmach, welche der Republik widerfahren, als vom Schmerz über die verlorne Tochter ergriffen, traf auf der Stelle Anstalten zur Verfolgung der Korsaren. Aber noch bevor er die Venettaner unter die Waffen rief, kamen die Künstler und Handwerker aus der Pfarre Santa Maria der Schönen in zahlreichen Haufen und aufs Beste bewaffnet, und verlangten vom Dogen, gegen die Feinde geführt zu werden. Alle tauglichen Schiffe wurden eiligst mit wehrhaften Männern besezt, und Candiani übernahm selbst den Oberbefehl.

Die Korsaren erreichten unterdessen mit ihren Barken ungehindert die Kanäle von Caorle. Unterwegs entspann sich unter ihnen ein Zwist über die Beute, und Andreas von Pola, ihr Anführer, machte den Vorschlag, zu halten und Gold und Kostbarkeiten auf der Stelle zu theilen. Die Bräute aber sollten nach Narenta gebracht und nur gegen schweres Lösegeld zurückgegeben werden. Die Habsucht der Narentaner war so groß, daß jezt der Gedanke an die gemachte Beute jeden andern verschlang, und sie sogar die

Digitized by Google

Vorsicht vergessen, ein Wachtschiff auszustellen. Während aber die wilden Haufen mit der Vertheilung beschäftigt waren, wobei es nicht an stürmischen Auftritten fehlte, saß Flaminio neben Ermengard in einer Ecke seiner Barke, und suchte ihr Beruhigung einzusprechen. „Wie kann ich Euern Worten trauen, da Ihr im Bund mit diesen Räubern seyd?“ fragte sie mit einem Tone, der die Härte des Vorwurfs mildern sollte. „Das verdanke ich dem Schicksal und Eurem Hause,“ antwortete der Jüngling. „Ich bin ein Venetianer, aus dem Geschlechte der Morosini, mein Vater wurde durch Euern Großvater verbannt.“ — „Ein Morosini seyd Ihr?“ — „Ja, mein Vater starb in der Verbannung und ich, den nicht einmal ein Verdacht treffen konnte, irre als Geächteter umher.“ — „Gott,“ seufzte Ermengard und wollte in der ersten Bewegung die Hand des Jünglings fassen, zog aber die übrige schnell wieder zurück. „Aber was soll aus mir und den übrigen gefangenen Jungfrauen werden?“ fragte sie nach einer Weile, mit zagender Stimme. „Man gibt Euch alle zurück gegen Lösegeld, und dann könnt Ihr noch Orseolis Gattin werden.“ Sie fuhr heftig zusammen. „Ich vertraue Eurer Ehre, bringt mich sicher nach Fiesole.“ — „Nach Fiesole?“ — „Ich habe dort eine Tante,“ fuhr sie fort, „sie ist Vorsteherin im Kloster der heiligen Jungfrau. Gelobt mir, meine Bitte zu erfüllen.“ — „Ich gelobe es bei dem, der die Menschen richtet und bei der Asche meines Vaters,“ rief Flaminio.

Plötzlich wurden sie aus ihrer Unterredung durch ein lautes Geschrei aufgeschreckt; „die Venetianer, die Venetianer,“ tönte es von allen Barken. Wirklich waren auch die Schiffe der Republik schon so nahe, daß an eine Flucht nicht mehr gedacht werden konnte. Alles griff zu den Waffen. Auch Flaminio sprang auf und zog sein Schwert. „Um Gotteswillen, rettet Euch,“ rief Ermengard, „wir sind hier nahe am Ufer, rudert ans Land.“ — „Wenn Ihr mir folgen wollt,“ versetzte der Jüngling. „Ich kann, ich darf nicht!“ — „Gut, so falle ich an Eurer Seite,“ antworte Flaminio.

Die Venetianer waren den Korsaren nicht nur an Schiffen und Mannschaft überlegen, sondern auch in der Kriegskunst. Candiani manövrirte so geschickt, daß sich die Narentaner in kurzer Zeit ganz umzingelt sahen. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken, es galt jetzt einen Kampf auf Leben und Tod. Durch einen sonderbaren Zufall stieß die Galeere, auf welcher sich der Doge befand, mit Flaminio's Barke zusammen. Candiani, beherzt und kräftig wie ein Jüngling, erblickte kaum seine Tochter, als er an der Spitze von zwanzig Bewaffneten in das feindliche Fahrzeug sprang. Flaminio umfaßte mit der Linken die zitternde Ermengard, mit der Rechten hielt er das Schwerdt empor. Candiani stutzte, als er den Jüngling erkannte. „Da Ponte!“ rief er. — „Nicht da Ponte, ich bin Morosini, der Sohn des unglücklichen Konstantini, den Ihr gemordet habt.“ Der Doge wich einen Schritt zurück, doch faßte er sich schnell und sagte: „Du hast mein Leben gerettet, ich verbürge Dir das deinige, laß meine Tochter los!“ — „Komm und nimm sie,“ rief Flaminio mit fürchterlichem Lachen. Der Doge drang wüthend auf ihn ein; der Jüngling, mehr besorgt um die Geliebte, als um sich, vertheidigte sich mit unsicherm Arm und erhielt vom Schwerdte seines Gegners eine Wunde in die Brust. Dies geschah in demselben Augenblicke, als er seine Stellung ändern wollte, und verlor darüber das Gleichgewicht. Er taumelte und fiel mit Ermengard, die sein Arm noch immer fest umschlossen hielt, über den Rand der Barke ins Wasser. Dem Dogen gerann das Blut zu Eis; er stand da mit weitgeöffnetem Munde, bleich wie ein Marmorbild, und das Auge heftete sich starr auf die Stelle, wo seine Tochter verschwunden war. Einige seiner Leute sprangen nach, um sie zu retten, aber es war umsonst; nicht einmal die Leichname Ermengards und Flaminios wurden mehr gefunden.

Der stumme Schmerz des Alten ging schnell in die Wuth der Verzweiflung über; er stürzte sich ins Gefecht, welches sich jetzt furchtbar erneuerte; alle Korsaren fielen unter den Streichen der Venetianer, und Candiani kehrte am Abend, in traurigem Triumphe, kinderlos nach der Stadt zurück.

Die Aufhebung Pius VII. aus dem Quirinal durch die französische Regierung, am 6ten Juli 1809.

(Beschluß.)

Ich trat wieder zu Sr. Heiligkeit und ließ dem Kardinal Pacca melden, der heilige Vater sey bereit; Se. Eminenz kam hinter mir mit dem Oberst Costé; der Pabst wartete unser mit einem Buche in der Hand, ich hatte die Ehre, ihm den Arm zu reichen, und nun gingen wir hinab und durch den großen Hof. Unter dem Thorweg am Montecavalloplatze angelangt, blieb der Pabst stehen, und segnete Rom. Der größte Theil meines kleinen Trupps, ein Theil der Patrouillen und die Wache vom Pallaste Colonna waren an verschiedenen Orten des Platzes in Schlachtordnung aufgestellt; tiefe Stille herrschte, es war fünf Minuten vor vier Uhr und die Mannschaft empfing den Segen des h. Vaters in tiefer Ehrfurcht. Auch nicht Ein Bürger war auf dem Platz oder an den Fenstern, wenigstens ließ sich keiner blicken; ich wunderte mich darüber, und ich nicht allein. Diese starre militärische Ruhe war sehr sprechend, ja ergreifend, und noch gesteigert wurde dadurch der moralische Eindruck eines Akts, in dem sich ein doppelter Charakter aussprach: Vermessenheit und Verehrung.

Mein Wagen stand da; der Pabst geht darauf zu, der Kardinal Pacca steigt zuerst ein, ich helfe dem Pabst einsteigen, schwinge mich dann auf den Bock und befehle,

Digitized by Google

während der Quartiermeister Cardini sich neben mich setzt, dem Obrist Costé, den Befehl im Quirinal zu übernehmen und Ordnung darin zu halten, dann dem Kutscher, uns gegen Porta Pia zu durch Porta Salara und längs der Mauern vor die Porta del Popolo zu führen. Wir fuhren ab unter Gensdarmeriebedeckung.

Während man am Thor umspannte, suchte ich den Pabst zu zerstreuen; ich fragte, ob sich Se. Heiligkeit wohl befinde, und ob sie, da sie mit nichts versehen sey, mir die Gnade erweisen wolle, über mich und die Vorräthe, die ich für sie und Se. Eminenz den Kardinal Pacca in Bereitschaft habe, zu verfügen. Der Pabst antwortete: „Ich befinde mich wohl, unser Herr hat weit mehr gelitten.“ Darauf öffnete er seine Dose, es waren aber nur noch zwei Prise Tabak darin; sogleich nahm ich eine Flasche von meinem Vorrath und füllte die Dose; es war meine Schuldigkeit, ihre Erfüllung machte mich glücklich und es schien auch dem heiligen Vater Freude zu machen; er gestand, er habe nicht daran gedacht, das Geringste mitzunehmen; dann zog er ein kleines Geldstück aus der Tasche, hatte die große Güte, es mir auf dem Finger zu zeigen, und sagte: „Dies ist Alles, was ich habe.“ Ich nahm aus der Rocktasche einen Beutel mit Gold und Silber und bot ihn sogleich Sr. Heiligkeit an, mit dem Bemerken, er gehöre mein, und ich bitte unterthänigst, er möchte für seine Bedürfnisse und zum Almosengeben darüber verfügen. Er dankte mir, und erst hinter Radicofani gab er meinen dringenden Bitten nach und nahm etwas davon, um Almosen reichen zu können.

Während dieser Unterhaltung langte ein aus dem Quirinal abgeschickter Offizier mit der Meldung an, die Sbirren seyen über dem Plündern der heiligen Kapelle betroffen und der Schuldigste verhaftet worden. Der Pabst äußerte, ein französischer Soldat würde ein solches Verbrechen nicht begangen haben; das Bewußtseyn seines heiligen Charakters und seine unaussprechliche Güte verließen ihn keinen Augenblick, und er fragte: „ob bei dem Ereigniß Blut vergossen worden sey?“ ich erwiederte: „nicht ein Tropfen;“ „Gott sey gelobt,“ war seine Antwort, und wir fuhren ab.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Ende August.

Vorträge über Chemie und französische Literatur.

Während des Sommers entvölkern sich unsere gesellschaftlichen Cirkel; das Theater wird wenig besucht und alle jene Anstalten, welche die Unterhaltung der gebildeten Welt bezwecken, stellen einstweilen ihre Thätigkeit ein. Eine Ausnahme davon machte jedoch in den jüngst verwichenen Monaten der physikalische Verein. Hier vernahmen wir mehrere in wissenschaftlicher Hinsicht sehr interessante Vorträge, die der gelehrte Pharmaceut Schweinsberg über das Chlor und dessen wichtigste Verbindungen hielt. Um seine Zuhörer auf den Standpunkt zu führen, von wo aus dieser wichtige Naturkörper, bei den Fortschritten, welche die Wissenschaft in unsern Tagen gemacht hat, betrachtet werden muß, eröffnete derselbe seine Vorlesungen mit einem kurzen Abrisse der Geschichte der Chemie. Bei Darstellung der phlogistischen und antiphlogistischen Ansichten am längsten verweilend, theilte er besonders Stahls und Lavoisiers Erklärungen der chemischen Erscheinungen ausführlich mit. Hiernächst ging S., mit Rücksicht auf den praktischen Zweck seines Vortrags, zur Betrachtung des Kochsalzes und seiner Verbindungen in allen Naturreichen über, wo Salzsäure an Natron gebunden ist. Er bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß sich das Kochsalz, als Stein- und als Seesalz, überall verbreitet finde, in Salz- und Mineralquellen, daß es auch in verschiedenen Pflanzen vorkomme, einen Bestandtheil des organischen Körpers bilde, und endlich, daß es höchst wahrscheinlich eine Rolle bei der vulkanischen Thätigkeit spiele. Hiefür spreche z. B. der Ausbruch des Vesuvs im Jahr 1822; der Berg habe nämlich damals eine so starke Salzmasse ausgeworfen, daß viele Bewohner der Umgegend davon für ihren Hausbedarf einsammelten, und damit so lange fortfuhren, bis sie die Aufmerksamkeit der Steuerbeamten erweckten, die nunmehr jene Salzmasse als ein Kronregale in Beschlag nahmen. In Folge der hierauf angestellten Untersuchung aber ergab sich, daß die Masse vorzugsweise Kochsalz, nebst salzsaurem Kali, Glaubersalz, Schwefelsäure, Eisenoxyd, Magnesia, Gips, Kiesel-, Thon- und Kalkerde enthielt. Es kommt ferner, an Ammonium gebunden, die Salzsäure als Salmiak in den Dämpfen vor, die den Kratern entsteigen und sich alsdann theils in der Atmosphäre zerstreuen, theils als Salmiak niederschlagen, wo man sie als Beschlag oder Efflorescenz in den Spalten und Höhlen der Krater findet, wie z. B. in den kraterähnlichen Vertiefungen des brennenden Berges bei Duddweiler (zwischen Saarbrücken und Ottweiler), der durch ein entzündetes Steinkohlenflötz in Thätigkeit ist. Auch Humboldt gibt Nachricht von verschiedenen Quellen in Neuspanien, wo Salzsäure theils ganz rein, theils, wie in dem sogenannten Essigflusse, mit Schwefelsäure verbunden vorkommt. — In der letzten Vorlesung stellte S. das Chlor selber dar und zeigte seine Eigenschaften, namentlich das dadurch bewirkte Zerstören aller Pflanzenfarben, worauf die Schnellbleiche beruht u. s. w. Wir sehen der Fortsetzung dieser Vorträge mit desto größerm Vergnügen entgegen, da S. dabei nicht blos ein gründliches Studium des Faches bekundete, sondern auch den Beruf an den Tag legte, durch eigene Forschungen das Gebiet der Wissenschaft zu erweitern.

Wer mit der französischen Literatur nicht unbekannt ist — und welchem Gebildeten dürfte man dies in unsern Tagen gestatten? — der wird auch mit Theilnahme den Wettkampf verfolgt haben, der sich zwischen Romantikern und Klassikern erhoben hat. Aus diesem Gesichtspunkte war ein Cours de littérature française, den in den letzten Monaten zu eröffnen Hr. Peschier aus Genf sich bewogen fand, eine sehr erfreuliche Erscheinung. Ein vielversprechender Ruf war dem Auftreten dieses jungen Gelehrten bei uns vorangegangen; denn schon im verflossenen Winter hatte derselbe zu Berlin Vorlesungen über das Jahrhundert Ludwigs XIV. gehalten, die sich des Beifalls selbst sehr hoher Personen zu erfreuen hatten. Daher fand denn auch hier sein Cours einen zahlreichen Zuspruch von Damen und Herrn des diplomatischen Corps, der Handels- und der gelehrten Welt, ungeachtet der zu literarischen Lucubrationen so wenig geeigneten Jahreszeit und der Abwesenheit eines großen Theils desjenigen Publikums, das sich sonst für dergleichen Dinge am meisten interessirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 214.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 7. September 1830.

Zu Pferd, ihr wackere Prinzen! flugs zu Pferd!
Seht nur die hungrige und arme Schaar,
Eu'r schöner Schein saugt ihre Seele weg,
Und läßt von Männern ihnen nur die Hülsen.

Shakespeare.
Heinrich V.

Historische Scenen aus der lezten Woche des Julius 1830.

Mitgetheilt von einer Haushälterin.

Der Charakter der Mäßigung, der die französische Revolution vom Jahr 1830 im Waffenlärm auszeichnete, verläugnet sich auch jezt nicht, da die Literatur sich der außerordentlichen Ereignisse zu bemächtigen beginnt. Nimmt man die Produkte einiger Poeten, welche der heilige Wahnsinn zu weit fortgerissen hat, und die Aufsätze mancher geringerer Journale aus, so stellen die folgenden Skizzen, die wir einem der besten literarischen Journale, der Gazette littéraire, entlehnen, so ziemlich den Typus dar, auf welche Weise die französischen Belletristen den gigantischen Stoff zu leichten Geistesprodukten verarbeiten.

* * *

Mein Herr, der Rath bei dem Pariser königlichen Gerichtshof, ist ein alter Junggeselle. Jeden Sonnabend nach der Sitzung geht er aufs Land und kommt Montag Morgens wieder. Am 26ten Juli schlief ich so sanft, als eine gnädige Frau nur schlafen kann; da hörte ich auf einmal die Glocke ziehen und an die Thüre pochen. So früh kommt der Herr sonst nicht nach Hause und die Leute, die Prozesse haben, pochen nicht so laut. Im Ankleiden besann ich mich hin und her, wer es seyn könne, und war nicht wenig erstaunt, als ich öffnete und sah, daß es der Herr Marquis war. „Nun, Alte," sagte er, „ein wenig flinker! Läßt man einen Mann von Stand so warten? führe mich zu Deinem Herrn." Eine ganze Zeitlang konnte ich nichts antworten, so verblüfft war ich: der Herr Marquis duzt mich sonst nicht; er hat einen Prozeß, der vor uns auf Appellation liegt, und er beweist mir sonst sogar einige Aufmerksamkeit. Heute war er ganz verändert; er pustete, war ganz roth im Gesicht und unruhig wie Quecksilber. Endlich antwortete ich sehr trocken, der Herr sey auf dem Lande und ich wisse nicht, wann er wiederkomme. — „Gleichviel," sagte er, „ich warte auf ihn." Er nahm ohne weiteres Besitz vom Salon, zog einen Monitour heraus und deklamirte laut wie ein Advokat. Ich ließ ihn gehen und machte mich an meine Arbeit; ich hätte aber doch fürs Leben gerne gewußt, was ihn so in aller Frühe herbrachte. Sicher war da ein großes Geheimniß im Spiel, und das mußte ich wissen. Darum nahm ich mir fest vor, an der Thüre zu horchen; war dann von einem Prozeß die Rede, so konnte ich ja gehen. — Endlich kam der Herr; der Marquis nahm sich nicht die Zeit, ihm guten Morgen zu wünschen, und rief: Nun, Lieber, Sie wissen es schon?

Rath. Was denn? nein, ich komme eben vom Lande.

Marquis. Wahrhaftig? Sie wissen es nicht? Nun, rathen Sie.

Rath. Rathen! warum nicht gar! da haben Sie es ja schneller gesagt.

Marquis. Nun denn, ich kann es nicht länger halten; Sie sollen mein Glück theilen; umarmen Sie mich,

Digitized by Google

lieber Freund; ich weine vor Freuden. Endlich ist die Monarchie gerettet: ein Staatsstreich ist gefallen.

Rath. Wirklich? sicher ist dieß wieder ein falsches Gerücht.

Marquis. Falsches Gerücht? Hier, lesen Sie, da ist der Moniteur! Freund, was ist das für ein schöner Bericht! herrlich! Wie schön beweisen sie, daß Frankreich mit der repräsentativen Monarchie fürder nicht bestehen kann! (liest:) „ein materieller Wohlstand, der in unserer ganzen Geschichte beispiellos ist.“ Nein, nicht hier; weiter unten, wo sie sagen, je mehr der Zeitungen seyen, desto weniger Publicität gebe es, die öffentlichen Beamten stehen in Mißachtung, die Majorität der Wahlen sey gegen das Ministerium, man müsse auf die Charte zurückkommen und brauche die Kammern nicht; überall beweisen sie ganz vortrefflich, daß das allgemeine Interesse einen Staatsstreich verlange. Und dieser Staatsstreich ist gefallen! (Er geht gestikulirend auf und ab). Ihr 221 Herrn, ihr bildetet euch ein, man werde euch nachgeben, weil Tollköpfe, weil Krämer sich in den Kopf gesezt haben, euch zu wählen! Jezt wollen wir sehen, was für Leute ihr seyd; man wird euch beweisen, daß der König Herr in seinem Hause ist. Es wäre bei meiner Seele doch lustig, wenn ich, ein alter Diener Sr. Majestät, ich, den die Frau Daupdine als Kandidaten zu empfehlen die Gnade gehabt, nicht über einen Krämer oder einen Advokaten Meister würde. Die französische Monarchie muß sich selbst achten, dieß ist sie sich schuldig, der Hof muß die Bürger lehren, daß die rechten Leute rechts sind und die Lumpen links. Nun, Rath, wir rechnen auf Sie; es sind so ein Paar vorlaute Herrn bei eurem Gerichtshof; sehen Sie zu, daß sie die Majorität nicht bekommen.

Rath. O, seyn Sie unbesorgt, die gute Sache wird siegen. Ich stehe Ihnen gut für mich und die Meinigen.

Marquis. Bravo! das ist recht; ich gehe heute nach St. Cloud, da will ich mit Peyronnet wegen Ihrer sprechen. Nicht wahr, eine Präsidentenstelle am Kassationshof wäre Ihnen recht, nicht?

Rath. Gewiß.

Marquis. Sie sollen sie haben, lieber Freund. Die erste Präsidentenstelle am Pariser Parlament biete ich Ihnen nicht an; sie gehört von Rechtswegen Cottu; man ist ihm eine Verbindlichkeit schuldig.

Rath. Ich bin nicht ehrgeizig; ich versichere Sie, wenn ich jenes bekäme, wäre ich höchlich zufrieden. Aber Sie, Herr Marquis, Sie haben Ansprüche zu machen; was werden Sie sich ausbitten?

Marquis. O nicht viel; ich möchte vorerst nur wissen, ob wir eine Art von Pairskammer behalten, da lasse ich mich zum Pair machen; in jedem Fall bitte ich mir von Polignac so ein Lehn, etwa wie Fenestranges, aus.

Rath. Sie glauben, man werde wieder . . .

Marquis. Lehen ertheilen? ganz unzweifelhaft, lieber Freund. Du zwar bekommst keines, denn Du bist ein Rot . . . denn Du bist nicht von Adel; aber mit Deiner Präsidentenstelle, und was sie Dir einträgt, kannst Du zufrieden seyn. Nun, auf Wiedersehen, ich gehe ins Schloß.

Rath. Ihr Prozeß, Herr Marquis . . .

Marquis. O, den brauche ich nicht zu gewinnen; doch es geht in einem hin, die Sache muß abgethan werden; ich rechne darauf, Adieu.

Rath. Unterthänigster Diener, Herr Marquis.

27ten Juli, Abends sieben Uhr.

Marquis (kommt). Lassen Sie für mich decken, Lieber; ich bin heute Ihr Gast.

Rath. Was tausend, Herr Marquis! gar zu viel Ehre für mich. Sie kommen von Hof?

Marquis. Ja, Alles ist außer sich vor Freude; wir waren bei einander ganz wie ehmals, lauter alte Häuser. Der König beweist eine Mäßigung, eine Großmuth... Er hat den ganzen Morgen gejagt. Beim Nachhausekommen hatte ich die Ehre, ihn zu sprechen; da hatte er die Gnade, zu mir zu sagen: „ein schöner Tag, mein Herr.“ Er war wirklich äußerst liebenswürdig und herablassend. Umbringen liesse ich mich für einen solchen Herrn.

Rath. Ja, es ist ein ächter Bourbon, ein Muster von Ritterlichkeit. Aber wie, gejagt hat er?

Marquis. Auf Ehre, ganz wie sonst.

Rath. Wissen Sie, was im Kabinetsrath ausgemacht worden ist?

Marquis. Im Kabinetsrath? Ich weiß nicht einmal, ob nur einer war. Wir wollen einmal sehen: ich war beim kleinen Lever, darauf hat der König Messe gehört, dann gefrühstückt, dann ging es auf die Jagd; nachher hatte Monseigneur von Beauvais Audienz; nein, ich glaube nicht, daß Ministerrath war. Von was hätte man auch sprechen sollen? ist jezt nicht alles vorbei? Ich denke, der König wird mit den Ministern nicht mehr arbeiten. Nach fünfzehn langen Revolutionsjahren ist ihm ein wenig Freiheit wohl zu gönnen.

Rath. Gewiß; und die Minister haben dann ganz freie Hand bei ihren Wahlen.

Marquis. Arropos, Peyronnet hat mir versprochen, Alles für Sie zu thun, und er hält mir Wort; wir behalten den Mann, wenn er sich Mühe gibt und sich hält, wie er soll; das muß bei ihm für den Mangel an Geburt gelten. Wie wäre es aber, wenn wir speißten? Ich bin mit dem König auf der Jagd gewesen und habe . . .

Rath. Wann Sie wollen, Herr Marquis. Ich wartete nur auf meinen Neffen, der alle Dienstage kommt.

Marquis. Ach ja, ich erinnere mich seiner. Man muß aus dem jungen Mann etwas machen.

Digitized by Google

Rath. Wäre mir schon recht, aber unter uns...

Marquis. Nun was?

Rath. Es ist ein junger Brausekopf.

Marquis. Aha! Liebschaften, Spiel, Schulden; nun, was ist denn das?

Rath. Nein, Herr Marquis; Gott sey Dank, es ist ein guter Bursche, dem es nicht an Talent fehlt und der etwas gelernt hat; aber der Zeitgeist spuckt so ein wenig in ihm.

Marquis. Wie? er ist liberal? Nun, Sie kann ich nicht begreifen; solche Sachen muß man nicht leiden, Lieber. Erklären sie ihm rund heraus, er müsse Royalist werden, Sie wollen es. Teufel! zu meiner Zeit waren die jungen Leute wohl lustig, wie das denn nicht anders ist, aber liberal!! Da haben wir es ja, Lieber: was wäre aus uns geworden ohne die Ordonnanzen! Doch Sie sagen mir nichts Neues aus der Stadt. Was spricht man? wie geht es? Alles ist hoch erfreut, nicht?

Rath. Alles — das nun eben nicht. Die Gutdenkenden sehen wohl ein, daß Herr von Polignac die Monarchie gerettet hat, die Liberalen aber speien Feuer und Flamme.

Marquis. Man läßt sie schwatzen; mit Worten werden sie nichts gegen den König ausrichten. Sonst aber ist Paris ruhig?

Rath. Ich bin heute gar nicht ausgegangen. Nun, da ist ja mein Neffe, der kann uns berichten. Guten Tag, Lieber, wie geht es?

Neffe. Alles geht gut, Onkel, Alles geht gut; eben fängt man an das Pflaster aufzureißen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Oberpriesterin Vancathai und Doktor Richardson.

Die neuseeländische Oberpriesterin Vancathai stattete einen Besuch bei uns ab. Es war eine auffallende Gestalt und sie schien etwa 30 Jahre alt zu seyn; ihre Gesichtsfarbe war dunkelbraun, ihre glänzenden Augen pechschwarz, ihre sehr langen schwarzen Haare fielen in zierlichen Ringeln um ihre Schultern; sie trug das seeländische königliche Gewand und ihr ganzes Wesen athmete wilde Majestät. Kaum saß sie, so machte sie die Bemerkung, die Luft sey ziemlich frisch, und fragte, ob wir Rhum an Bord hätten und ob wir sie nicht davon kosten lassen wollten. Ich ließ ihr eine Flasche Branntwein reichen; sie sah sie aufmerksam an, die Farbe gefiel ihr aber nicht, und sie sagte: „Das ist kein Rhum; solchen habe ich noch nie gesehen; gebt mir welchen, wie die Wallfischfänger ihn bringen.“ Ich ließ ihr nun eine Flasche Rhum reichen; sie füllte ein Glas und leerte es auf Einen Zug. Darauf bat sie sich eine Cigarre aus, und nachdem sie ein Paar Rauchwolken von sich geblasen, wurde sie ganz gesprächig. Am meisten fiel ihr ein alter Schiffswundarzt, Namens Richardson, auf. Sie fragte, wer er sey; ich erwiederte, er sey unser Priester und Arzt in Einer Person. Dies gefiel ihr sehr; sie versicherte, auch sie sey Priesterin und auch mit Heilkunde gebe sie sich ab, und fuhr fort: „Will mein Bruder aus Europa mich nicht nach Landessitte begrüßen?“ Dieser Gruß besteht darin, daß man sich gegenseitig verneigt und die Nasenspitzen zusammenbringt. Der galante Doktor war gleich bei der Hand, aber unglücklicherweise ging, als er sich verbeugte, seine Perrücke los und eine breite Glatze kam zum Vorschein. Leicht, und besser, als wenn ich es beschriebe, kann man sich denken, wie gräßlich die Oberpriesterin ob diesem übernatürlichen Gruße erschrak. Sie glaubte nicht anders, als der Doktor habe sich mittelst eines Zaubers die Kopfhaut abgestreift; sie stieß einen furchtbaren Schrei aus, denn zum erstenmal war sie jezt Augenzeuge von den Wirkungen einer Kunst, in die sie selbst eingeweiht seyn wollte. Alle ihre Begleiterinnen kreischten beim Anblick eines solchen Phänomens laut auf und stürzten in einem Rudel ans andere Ende des Verdecks, unter dem Geschrei: Es ist ein Zauberer, ein Hexenmeister!

Während des Tumults fand Doktor Richardson Zeit, seiner Perrücke habhaft zu werden und sie wieder aufzusetzen, zur höchsten Verwunderung einiger jungen Wilden, die den Muth gehabt hatten, einen verstohlenen Blick auf ihn zu werfen. Durch meine Vorstellungen beruhigte ich endlich Vancathai und ihr Gefolge in etwas; sie ließ sich wieder zu ihrem Sitze führen, warf aber immer von Zeit zu Zeit einen zweideutigen Blick auf den armen Doktor, von dem sie nicht zum zweiten Mal bekomplimentirt seyn wollte. Sie fragte mich, ob er sich nicht mittelst Zauberei die Haare so abgenommen habe, und ob es nicht in seiner Macht stehe, sich ebenso den Kopf von den Schultern zu nehmen. Ich sprach ihm dies nicht ganz ab, und meine Antwort stellte den Doktor in ihren Augen sehr hoch. Sie wollte von mir wissen, über wie viele Geister er gebieten könne und ob er seinen Bart ebenso abnehmen könne, wie das Haar. Ich antwortete, die Zahl der Geister könne ich nicht genau angeben, so viel aber sey gewiß, daß sich der Doktor mit der größten Leichtigkeit vom Kopf bis auf die Füße auseinandernehmen könne.

Während wir so schwazten, wollte sich eine junge Neuseeländerin von etwa vierzehn Jahren überzeugen, ob die Fähigkeit, loszugeben, in den Haaren selbst sitze, oder ob es wirklich ein Kunststück sey; sie schlich daher leise herbei, faßte einen Haarbüschel, in dem aber natürliche und Perrückenhaare unter einander waren, und zerrte daran; da nun die Haare nicht nachgaben, ergriff sie eilends die Flucht,

Digitized by Google

um nicht von dem furchtbaren Zauberer in ein Schwein verwandelt zu werden; denn dieſe Völker glauben an die Metempſychoſe. Dieſer Vorfall trug nicht wenig dazu bei, ſie in ihrem Glauben an die übernatürliche Kraft unſeres Arztes zu beſtärken, und gab uns auf Koſten des weiblichen Kaſuiſten viel zu lachen.

Bei einem zweiten Beſuch wurde die Prieſterin noch ärger erſchreckt als das erſte Mal, und zwar durch einen ächten Schiffswitz. Der Zeichner und die Offiziere an Bord vermochten Doktor Richardſon, den kahlen Theil ſeines Hinterhaupts zu einer Malerei herzugeben. Nicht lange, ſo prangte hinten eine furchtbare Fratze und der Doktor war ein förmlicher Janus. Tags darauf kam Vancathai mit ihrem zahlreichen Gefolge wieder an Bord und bat mich inſtändig, den Zauberer kommen zu laſſen und ihn zu vermögen, daß er ſein Haar wieder abnehme, wie geſtern; ſie habe das Wunder am Lande erzählt und da habe man nicht glauben wollen, daß ein ſterblicher Menſch im Beſitz einer ſo übernatürlichen Kunſt ſey; ſie habe die Ungläubigſten mitgebracht, damit ſie ſich durch den Augenſchein vom Wunder überzeugten. Richardſon war ſogleich erbötig, eine zweite Vorſtellung zu geben; er trat vor die Oberprieſterin, neigte ſich tief vor ihr, riß ſich auf einmal die Perrücke ab, und nun kam, nicht ein kahler Schädel, wie Tags zuvor, ſondern ein wahres Meduſenhaupt zum Vorſchein. Dieſe magiſche Erſcheinung erfüllte die Oberprieſterin und ihr Gefolge mit Entſetzen; in einem Augenblick war das Hinterkaſtell leer, der Zauberer blieb allein ſtehen, und die ungläubigſten Seeländer waren nun vollkommen von ſeiner Zauberkraft überzeugt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Ende Auguſt.

(Fortſetzung.)

Vergleichung des antiken mit dem modernen Theater.

Peſchier gehört derjenigen Schule des Globe an, die man in Frankreich die romantiſche nennt und die, wie man weiß, ſehr ausgezeichnete Literatoren in ihren Reihen zählt. Der Raum dieſer Blätter geſtattet es nicht, eine vollſtändige Analyſe der Vorleſungen zu geben; immerhin aber dürfte ein denſelben entlehntes Bruchſtück darin eine Stelle finden. Wir wählen dazu die Vergleichung, die P. zwiſchen dem alten griechiſchen Theater und dem neuern Theater anſtellt, gerade weil ſeine Anſicht von der unſerer erſten deutſchen Dramaturgen ſehr abweicht, und um zu zeigen, wie ſehr ſich der Ton der literariſchen Kritik in Frankreich ſeit der Epoche geändert hat, wo Labarpe, Voltaire's Echo, die ſchneidenden und oft ſehr gewagten Urtheile ſeines Meiſters über die Alten, in ſeinen Augenblicken übler Laune, mit Gewiſſenhaftigkeit kund machte; denn zu ſeinem eigenen Ruhme wollen wir gerne glauben, daß er, bei kaltem Blute, nicht immer die nämlichen Anſichten hegte. — Nachdem P. in kurzen Worten die Geſchichte der Wandlungen vorgetragen, die in Frankreich der Begriff des Romantism ſeit der Zeit erfuhr, wo Frau von Staël zuerſt ſich dieſes Ausdrucks bediente, legt er die Prinzipien beider Schulen dar, unterſucht genau die Regel der Einheiten, widerlegt ſiegreich den Einwand der Unwahrſcheinlichkeit, den die Klaſſiker unaufhörlich zur Unterſtützung ihrer Theſis voranſchicken, und gelangt ſo endlich auch zu jenem Argument, das dieſe für unwiderleglich halten, nämlich: es hätten ſich die alten griechiſchen Tragiker in dieſe dramatiſchen Regeln gefügt, ohne daß ihr genialer Aufſchwung dadurch gelähmt worden wäre. „Für den Augenblick zugegeben — ſagt P. in dieſer Beziehung — was jedoch der Geſchichte widerſpricht, es hätten ſich die Griechen ſtets dem Geſetze der Einheiten unterworfen, wollen wir unterſuchen, ob ſelbſt in dieſer Hypotheſe jenes Geſetz unmittelbar und ſtreng auf das neuere Theater angewandt und Völkern aufgedrungen werden kann, deren Ideen und Geſchmack es widerſtreitet. Um den Urſprung und die Wichtigkeit der vorerwähnten Prinzipien richtig zu begreifen, müſſen wir uns im Geiſte in jene alten Theater ſelbſt verſetzen... Nicht in einem dunkeln Saale, durch den ſchwachen Schimmer von Lampen nothdürftig erleuchtet, nicht auf einem Brettesboden, vor Zuſchauern, welche Mangel an Beſchäftigung den Bänken zuführt, ſondern an hellem Tage, unter dem weiten Himmelsgewölbe, bei den Strahlen einer erquickenden Sonne, auf einer geräumigen und belebten Bühne, von wo aus ſich die Natur den Blicken des Zuſchauers entfaltete und dem Auge ein unermeßliches und glänzendes Panorama gewährte, dort wurden jene großen, der Zeitgeſchichte entlehnten Dramen aufgeführt, die das Intereſſe der Anweſenden im höchſten Grade feſſelten. Dieſer weite Circus war nicht dazu beſtimmt, die Muße der Unbeſchäftigten einer Stadt zu vergnügen, ſondern derſelbe diente zu religiöſen Feierlichkeiten; er ward in langen Zwiſchenräumen eröffnet, um den Jahrestag vaterländiſcher Ereigniſſe zu begehen und deren Andenken zu heiligen. Dieſes unbeſtändige und flatterhafte Volk, das ſich vom Glücke ſo leicht berauſchen, durch das Unglück niederbeugen ließ, beſuchte das Theater, um dort, durch das Schauſpiel verdrängter Könige, gefallener Reiche und der größten Unfälle, Lehren der Standhaftigkeit und Menſchlichkeit zu erhalten. Zugleich wurden dort die Gemüther für Vaterlandsliebe, Nationalſtolz, Anhänglichkeit an Geſetze und Staat begeiſtert... Jene zugleich politiſchen, moraliſchen und religiöſen Feſte, wo man, ſo zu ſagen, in Mitte der Ceremonien und vor den Augen eines ganzen Volks die Bilder der Heroen und Götter, mit ihnen aber die lebhafteſten Rührungen, die ernſteſten Lehren hervorrief, jene Feſte erforderten, nothwendiger Weiſe, allen Prunk, alle Pracht des Schauſpiels. Sie ſollten die Sinne verführen, zugleich aber auch die Einbildungskraft erſchüttern, die Seele rühren und erheben. Mit der Gewalt der Dichtkunſt vereinigte ſich der magiſche Einfluß aller andern Künſte... Durch ein Syſtem hingeriſſen, das ſo die Nachahmung ſelber verwirklichte, bedurfte der griechiſche Zuſchauer kaum der Einbildungskraft, um ſich vorzuſtellen, daß die Handlung, die man gab, ſich in der That unter ſeinen Augen zutrage; ſein Genuß beruhte weniger auf einer Conceſſion des Urtheilsvermögens, als auf dem Zeugniß der Sinne. Allein aus dieſem Modus theatraliſcher Vorſtellung entſprang ihrerſeits die Nothwendigkeit der Einheit von Zeit und Ort."

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 215.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 8. September 1830.

In schimmernd grünen Alpenwiesen,
Ein Sorgenfrei,
Liegt hier im Schirm des Felsenriesen
Die Sennerei. —
Hier fern von aller Welt geschieden,
Mein selbst bewußt,
Athm' ich Gesundheit, Kraft und Frieden
Aus freier Brust.

Friederike Brun.

Der Weissenstein bei Solothurn,

als Heilanstalt durch Milch- und Molkenkuren und Molkenbäder.

Unter allen Bergen im Schweizerlande, welche schöne Rundgemälde und Fernsichten darbieten, stand von jeher der weltberühmte, vielbesungene und vielbesprochene Rigi oben an. Wer hätte Helvetien je besucht, ohne von diesem Kolosse herab die Wiege der Schweizerfreiheit, das Grütli, den Vierwaldstätter-, Zuger- und Lauwerzersee, welche insgesammt dessen Fuß bespülen, so wie das fruchtbare Muottathal und die Felstrümmer über dem unglücklichen Goldau in dem mannigfachen Wechsel von Licht und Schatten bei Morgen- oder Abendbeleuchtung zu betrachten. Und doch ist dieser Liebling aller Reisenden, sowohl Fremder als Einheimischer, seit ungefähr vier bis sechs Jahren, wenn auch nicht eine ganz verlassene Waise, doch ein der mütlichen Liebe nach und nach entfremdetes Kind der Mode geworden.

Diese grausamste Tyrannin der Welt hat ihre Herrschaft selbst über die eisgrauen, schneigten Häupter der Alpen, selbst über unbesteigbare Gletscherfirnen ausgebreitet und, sich stolz von dem klassischen Boden der Wald- und Urkantone abwendend, ihren Thron auf den sanfteren Anhöhen des Jura aufgeschlagen.

Des mächtigen Rigi's erster Nebenbuhler in der Gunst alles Volkes ist jezt der Weissenstein bei Solothurn.

In der That, von allen Bergen der Schweiz, und — man darf das Wort ohne Kühnheit aussprechen — vielleicht aller Alpenländer unseres Erdkreises, bietet keiner solch ein vollendetes malerisches Bild, durch einen so erhabenen Hintergrund begränzt, so lieblich an den Seiten verlaufend, so großartig abgeschlossen, und — was nicht unberücksichtigt bleiben darf — aus so bequemer Wohnung dar, als jener beinahe 4000 Fuß hohe Gebirgsvorsprung des Jura, der geographisch unter dem 25°, 9′, 9″ östl. Länge und unter dem 47° 15′ 31″ nördl. Breite, der Stadt Solothurn gegenüber, mit freier Aussicht auf das ganze Aarthal und die Alpen hin, in gerader Richtung auf die Jungfrau und das Finsteraarhorn, liegt.

Der Weissenstein besteht aus einem erhabenen, von Osten nach Westen, in einer Ausdehnung von zwei Stunden, zwischen der Röthiflub und der Hasenmatt hinlaufenden Bergrücken, dessen Stirne durch die weise Fürsorge des Stadtraths zu Solothurn, der, laut einer von Kaiser Karl IV. im Jahr 1350 zu Nürnberg erneueten Urkunde, seit undenklichen Zeiten das Eigenthumsrecht auf denselben besizt, vor einigen Jahren (1827) mit einem schönen Kurhause gekrönt wurde, an dessen östlicher Seite sich bequeme Stallungen und die Sennerei mit einigen darüber gebauten Zimmern für Brustkranke befinden. Diese Wirthschaft samt dem Sennhofe ist nun auf mehrere Jahre der Familie Brunner, den Besitzern des ersten Gasthofs zu Solothurn (zur goldenen Krone) verpachtet worden, und von diesen mit allen erforderlichen Einrichtungen auf das Beste versehen. So prangt nun auf dem gegen Süden, gerade den Hochalpen gegenüber gelegenen Grate des

Digitized by Google

vordern Jura, an der Stelle der ehemaligen ärmlichen Sennhütte, das neue Kurhaus; es ist in einem eben so einfachen als edlen Style gebaut, das solide Mauerwerk aus sogenanntem wildem Marmor aufgeführt, und das Haus theils mit Schindeln, theils mit Schiefer gedeckt. Es hat von der Erde bis unter das Dach vierzig Fuß Höhe, in der Fronte 108 Fuß Länge und, mit Abrechnung des nördlichen Vorsprunges, ungefähr vierzig Fuß Tiefe oder Breite. Unten befindet sich unter andern der große Gesellschaftssaal, welchen eine gewählte Büchersammlung aus den neuesten Erzeugnissen der englischen, deutschen, französischen und italienischen Literatur, zur Benutzung bei schlechter Witterung und neblichter Aussicht, ziert.

Die Gastzimmer, so wie die beiden Säle, sind geschmackvoll, aber höchst einfach meublirt, durchaus mit neuen, feinen Betten, mit Tischen, Kommoden, Schränken, Stühlen und Sophas von Nußbaumholz versehen, mit einem Worte: das Ganze ist mit der bekannten Bequemlichkeit (Comfort) der größeren Gasthöfe in der Schweiz eingerichtet und in demselben Maaßstabe für Speise und Getränke gesorgt. Man kann an der Wirthstafel um bestimmten, und verhältnißmäßig billigen Preis (wenn man bedenkt, mit welcher Mühe und Zeitaufwand selbst die geringsten Nahrungsmittel aus der Stadt Solothurn auf den Berg geschafft werden müssen), ungefähr zu zwanzig Groschen das Kouvert, mit Inbegriff des Weines, oder nach der Karte speisen.

Außer diesem Gasthofe ist auf dem Weissenstein noch eine besondere Anstalt zur Heilung für solche errichtet, welche mit Brustkrankheiten behaftet sind. Auf der östlichen Seite des Kurhauses, in einer Entfernung von zwanzig Schritten, ward an das westliche Ende des großen Kuhstalles ein neues Sennhaus mit allen Einrichtungen für die Käserei erbaut. Ueber diesem Gebäude sind zwei Stuben, nebst zwei kleinern Zimmern, und zwischen diesen, gerade über dem Kuhstalle, noch vier Gemächer angebracht, welche am Fußboden mit großen Ventilen und Dampfröhren versehen sind, um die wohlthuende Ausdünstung der Kühe und die Stallluft nach Belieben dahin leiten zu können. Auf diese Weise wird der Aufenthalt im Kuhstalle selbst, der für Brustkranke von so hohem Nutzen ist, ersezt, und der Zweck desselben auf eine weit reinlichere und bequemere Art erreicht. Diese Einrichtung gewährt überdieß eine raschere und anhaltendere Wirkung, indem man sich in diesen Zellen Tag und Nacht aufhalten kann, und bei keiner Art von Witterung dieselben zu verlassen genöthigt ist. Im Erdgeschosse dieser Wohnung ist die Käserei eingerichtet, das heißt in der Mitte des Raumes gerade unter dem Schornsteine, in einer verhältnißmäßigen Vertiefung, hängt über dem Feuer der große, mehrere Centner haltende Kessel, der regelmäßig von einem oder zwei Sennen bedient wird; daneben befindet sich ein Milchkeller, und unter diesem, in Felsen eingehauen, ein neuer Käsekeller. Hinter der Käserei führt eine Thüre in zwei Badestübchen mit hölzernen und zinnernen Wannen, zum Gebrauche der Molken-, der einfachen Wasserbäder, oder endlich auch medizinischer Bäder. Bei den immer häufiger werdenden Trinkkuren, ist Sorge getragen, daß die Molken nicht nur jederzeit ganz frisch, sondern auch mit größter Reinlichkeit zubereitet und in hinlänglicher Menge und verschiedenen Stärkegraden vorräthig sind. Um dem Ganzen die möglichste Vollständigkeit zu geben, sind Vorkehrungen getroffen, daß die Kurgäste nach Verlangen auch Esel- und Ziegenmilch und die davon gewonnenen Molken gebrauchen können. Die ersten Molkenkuranstalten wurden in der Schweiz in Dottenwyl und Brunegg (Kanton Aargau), später in Gais (Kanton Appenzell), in Interlachen (Kanton Bern) und zulezt auf dem Weissenstein gegründet.

Was auf diese Weise die Kunst in ihren mannigfachen Bemühungen vorbereitet, vollendet die heilende Kraft der Natur in der azurblauen reinen, von den aromatischen Düften der Alpenkräuter gewürzten Bergluft. Bevor wir den Lesern den Gebrauch der Molkenkuren zum Trinken und Baden, und ihre überraschenden Wirkungen zu schildern versuchen, sey es vergönnt, sie mit der nächsten und fernsten Umgebung des Kurorts, so wie mit der in ihrer Art einzigen Aussicht vertraut zu machen.

Tritt der Reisende an eines der Fenster im Saale des Hauptgebäudes, oder lustwandelt er auf der Terrasse, so schweift sein Auge in weiten Kreisen über die wunderschöne Landschaft, von Osten nach Westen, über Hügel und Thäler, Höhen und Tiefen, und schwelgt in dem stets wechselnden Farbenspiele von Licht und Schatten, über Seen und Flüsse, über Wälder, Wiesen und Aecker, zumal im beginnenden Herbste und an sonnigen Tagen, wo die reifende Saat neben dem grüneren Rasen prangt, wo die dunkeln Tannen mit den hellgrünen Buchen und Eichen in lieblichen Waldgruppen wechseln, wo neben den Spiegelflächen der Seen die Flüsse in anmuthig geschlängelten Windungen schimmernd erglänzen. Auf dem Sammtteppich der grünenden Wiesen ziehen sich die Kunstwege und Heerstraßen, wie weiße Bänder in stundenlanger Strecke sichtbar, nach allen Richtungen hin. Dazwischen sind Ritterburgen und Kirchthürme wie Marksteine hingesezt. Städte und Dörfer erheben in bunter Mischung ihr Haupt, und endlich im Hintergrunde steigt das große Amphitheater der belebten Natur, die Alpenkette mit ihren Gletschern und Firnen, im ewigen Schnee und Eise erglänzend, mit ihren Riesenhäuptern hoch in das Gebiet der Wolken empor. Welch ein ungeheurer Rahmen — die ganze Reihe dieser Bergveste im Halbkreise, vom hohen Säntis im Osten (Kanton Appenzell Inner-Rohden, an der Grenze gegen Toggenburg) bis weit über den Montblanc

Digitized by Google

hinaus zum Salève (in Savoyen) im Westen, welche Herrlichkeiten in einem Blicke!

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Scenen aus der lezten Woche des Julius 1830.

(Fortsetzung.)

Marquis. Das Pflaster reißt man auf!

Neffe. Ja, mein Herr, meinen Sie, man wolle sich von der Reiterei in den Boden treten lassen?

Marquis. Nun, das ist ganz einzig, wahrhaftig! Sie werden sehen, wir bekommen wieder einen Barricadentag! Die Zeiten sind vorbei, junger Herr.

Neffe. Möglich, daß sie vorbei sind, aber sie kommen wieder, das ist nur zu gewiß, und zwar über ein Kleines.

Marquis. Nun, lieber Präsident, zu Tische! wir wollen sehen, ob wir über dem Essen nicht einen Gran Vernunft in das junge Gehirn da bringen, das so in den Tag hinein raisonnirt. Sie wollten, man solle durchaus Barricaden machen, und da haben Sie sich denn eingebildet, es seyen schon welche gemacht.

Neffe. Nicht doch, mein Herr; Einbildung! Ich habe sie gesehen, noch mehr, ich habe daran gearbeitet.

Rath (hitzig). Wie? was? nun das ist ein wenig gar zu bunt!

Marquis. Lassen Sie es gut seyn, Lieber, lassen Sie es gut seyn. Nicht hitzig! mit jungen Leuten muß man ruhig sprechen. Können Sie mir sagen, lieber Freund, wozu Sie das Pflaster aufreißen wollten und wer Ihnen dabei helfen würde?

Neffe. Wer? Jedermann. Wo leben Sie denn seit zwei Tagen? aus welchem fremden Lande kommen Sie?

Marquis (mit Würde). Ich komme vom königlichen Schlosse St. Cloud. Gestern und heute habe ich Se. Majestät zum Beweis meiner Ergebenheit auf die Jagd begleitet.

Neffe. Nun, mein Herr, wenn Sie dem König so ergeben sind, so laufen Sie hin, sagen Sie ihm, daß er in diesem Augenblick um Frankreichs Krone spielt.

Rath. Du bist ein Narr, die Monarchie geht nimmermehr unter.

Marquis (begeistert). Nein, nimmer geht sie unter! Hört ihr es, ihr Herrn Liberalen? Es lebe der König! dies ist das Losungswort der Franzosen.

(Im nämlichen Augenblicke hört man das laute Geschrei: es lebe die Charte!)

Neffe. Hören Sie, wie man Ihnen antwortet? Glauben Sie Ihren Ohren?

Rath. Was ist dies? Lumpengesindel, Leute, die gar nicht wissen, was sie wollen. Sie sind vom Comité direkteur bezahlt.

Marquis. Ja, ja, der Comité direkteur ist es! aber es soll ihnen ihr Recht geschehen; wir haben die Truppen für uns.

Neffe. Ach ja, und ihr laßt das Volk niederschießen.

Marquis. Den Pöbel! Damen der Halle! Kohlenträger! nein, nicht doch — diese sind für den König.

Neffe. Nein, Herr, täuschen Sie sich nicht. Was die Truppen thun werden, weiß ich nicht; aber so viel ist gewiß, Paris steht für Einen Mann. Gebe Gott, daß kein Blut fließt!

Rath. Blut fließt! man läßt eine Kompagnie Gensdarmen ausrücken, und die Handvoll Meuterer ist auseinandergesprengt. Kein Zündkraut wird abgebrannt.

(Man hört eine Musketensalve.)

Neffe. Abscheulich! nun, ihr Herrn, ruft doch: es lebe Karl X., der Vater des Volks!

Marquis. Desto schlimmer für die Rebellen! Der Revolution mußte ein für allemal ein Ende gemacht werden. Jezt haben wir auch unsern 18. Brumaire; jezt ist es aus mit dem ewigen Geschwätz von Bonaparte; heute ist Karl X., was der war! Meine Herrn, jezt ist unsers Bleibens im Zimmer nicht mehr; die ächten Diener des Königs müssen sich zeigen! Ich gehe, ich laufe durch die Straßen unter dem Feldgeschrei der Emigration: vive le roi, quand même! Auf Wiedersehen, Rath. Morgen früh gehe ich wieder zu Hofe, werfe mich Sr. Majestät zu Füßen und umarme den lieben Polignac.

(Er geht und ruft: es lebe der König! großer Tumult unten, verwirrtes Geschrei: nieder mit ihm!)

Neffe (am Fenster). Sie haben ihn gepackt.

Rath. Großer Gott! er ist verloren, sie bringen ihn um.

Neffe (im Hinabgehen). Warum nicht gar! ich hafte für ihn. (Er bringt den Marquis bleich und zitternd zurück.)

Marquis. Lieber Freund, ich danke Ihnen; Sie haben mir das Leben gerettet. Zählen Sie auf mich auf Leben und Tod; wenn ich morgen an den Hof komme, mache ich Sie, was Sie nun wollen, zum Generalpächter oder zum Kommandanten der Maréchaussée.

Neffe. Sammeln Sie sich; das Leben habe ich Ihnen nicht gerettet, und für Ihr gütiges Anerbieten danke ich. Ich glaube überdies, der Hof wird nicht mehr viel Stellen zu vergeben haben.

Rath. Ja, so ist die Jugend! weil eine Handvoll Lumpengesindel sich in einer Straße zusammenrottet, ist gleich die gute Sache verloren! Du bedenkst nicht, daß der König überall Vertheidiger finden wird.

Digitized by Google

Neffe. Und die Freiheit? meinen Sie etwa, ihr werde es daran fehlen? Horch, schon wieder Gewehrfeuer! Es ist aus, wir haben Bürgerkrieg.

Rath. Rebellion, willst Du sagen; doch ich fürchte mich nicht davor.

Marquis (hat ein Glas Zuckerwasser getrunken). Morbleu! auch ich nicht! Laßt ihn nur kommen, den Feind, wir wollen ein Wort mit ihm sprechen.

Die Haushälterin (außer sich vor Schrecken). Da sind sie im Hof, da sind sie!

Rath. Wer? die Genedarmen?

Haushälterin. Nein, Herr, das Volk. Der Gewürzkrämer an der Ecke ist vorne dran, und ein Arzt und ein guter Freund von Ihrem Neffen. Da kommen sie schon die Treppe herauf.

Neffe (geht hinaus). Ich will sehen, was sie wollen. (Kommt sogleich wieder.) Auf, meine Herrn, Sie müssen Hand anlegen! Man reißt das Pflaster auf, und wir müssen uns die Steine zureichen bis hinauf in das sechste Stockwerk.

Marquis. Ich soll Steine tragen gegen meinen König? Nimmermehr!

Neffe. Aber es muß seyn, mein Herr; Sie sind einmal nicht der stärkere Theil.

Marquis. Nimmermehr! sagen Sie ihnen in meinem Namen, meine Grundsätze erlauben mir nicht...

Viele Stimmen. Vorwärts, stellt euch ins Glied, hinauf und dann hinab damit auf die Genedarmen!

Ein Handwerker kommt. Vorwärts, tapfere Bürger, an eure Posten. Ein Mann alle fünf Stufen. Rasch vorwärts!

Rath. Wie kommt ihr dazu, in mein Hausrecht einzugreifen?

Handwerker. Da gibt's nichts einzugreifen; fort, macht keine Umstände. Vorwärts, oder ich brauche Gewalt.

Haushälterin. Der ist wohl grob?

Handwerker. Kann seyn, Alte; Du gibst uns zu trinken und wirst auf den Mund dafür belohnt. Auf, mein Herr! A ha! da ist der Mann, der eben rief: „es lebe der König!“ Nun, der wird nicht von selbst gehen wollen, den muß man tragen. (er trägt den Marquis auf die Ruhbank der Treppe.) Reicht ihm die Steine zu, da unten, und wenn er sie nicht nimmt, laßt sie ihm auf die Füsse fallen.

Neffe. Entschließen Sie sich, Onkel; jeder Widerstand ist vergeblich.

Rath. Ja doch, ich protestire aber gegen die Gewalt. Da sieh, zu was Deine schönen Freiheitsideen führen. Aber nur Geduld! wer zulezt lacht, lacht am besten.

(Der Rath, sein Neffe und der Marquis reichen Pflastersteine zu bis zwei Uhr Morgens).

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Ende August.

(Beschluß.)

Vergleichung des antiken mit dem modernen Theater.

„Den Zuschauer (fährt Peschier fort) von einem Orte nach einem andern hin versezen, dies wäre dem Griechen lächerlich vorgekommen, da die großen, ihn umgebenden Gegenstände, Himmel, Luft, Feld, die zur Stelle blieben, ihm das Gefühl seiner eigenen Unbeweglichkeit gaben. Da nun noch überdies der Chor niemals den besondern Raum verließ, den er im Umschlusse des Theaters einnahm, da er niemals die Handlung aus dem Auge verlor und jeden Augenblick dazwischen einfiel, so waren die strengen Einheiten, welche die Handlung hinsichtlich auf Zeit und Ort begrenzten, gewissermaßen unerläßlich. Denn wie konnte ein Schauplaz wechseln, der unaufhörlich besezt war? wie konnte man sich über die Dauer eines Stückes täuschen, die mit Genauigkeit zu bemessen, der Anblick eines stets gegenwärtigen Akteurs gestattete? Daher mußte die Zeit der Nachahmung ungefähr mit der Zeit der Handlung selber übereinstimmen, wofern nicht bei dem Zuschauer jenes lebendige Gefühl der Wirklichkeit zerstört werden sollte, das man hervorzubringen beabsichtigte. — So hätte denn Aristoteles, indem er diese Regel festsezte, Ausnahmen davon aber nur in äußersten Fällen der Noth gestattete, lediglich ein Bedürfniß ausgedrückt, das sich durch die Natur des Täuschungs-Prinzips in der griechischen Tragödie von selbst begründete. — Versezen wir uns nun zu den Neuern, so werden wir bald gewahren, daß sich hier die Formen der theatralischen Nachahmung und mit ihnen das Täuschungs-Prinzip gänzlich verändert haben. In einem geschlossenen Saale wird die Vorstellung gegeben; dort ersezt ein künstliches Licht den Glanz eines reinen Himmels und einer leuchtenden Sonne. Die Dekoration, ist sie auch noch so vollkommen, deutet doch nur vielmehr die Idee des vorgestellten Gegenstandes, als diesen selbst den Augen an. Wird auch das Kostüm von einigen Künstlern ersten Ranges treu nachgeahmt, so geschah dies doch nicht immer, zumal vor der durch Talma in der Theaterkleidung bewirkten Revolution... Ueberdies wird noch jeden Augenblick die theatralische Illusion, könnte sie auch bei solchen Mitteln bewirkt werden, durch die Unvollkommenheit der Maschinerie oder andere, von der Ausführung unzertrennliche, Zufälle gestört. Unter diesen Umständen ist die Wirkung des Stücks nicht mehr auf eine absolute und strenge Nachahmung gegründet, sondern es muß zwischen dem Verfasser desselben und dem Zuschauer eine stillschweigende und gegenzeitige Uebereinkunft bestehen, die allein den Eindruck möglich macht, den der Eine hervorzubringen, der Andere aber zu erfahren sucht. Die Urtheilskraft macht den Bedürfnissen der Bühne gewisse Zugeständnisse; die Einbildungskraft thut alsdann das Uebrige. Auf dergleichen Zugeständnissen beruht gänzlich das neuere tragische System und vornämlich das der Franzosen.“ — P. hat seinen Cours noch nicht geschlossen; wir werden daher vielleicht Gelegenheit haben, darauf nochmals zurückzukommen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 216.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 9. September 1830.

Gut, gut! ich sehe dieser Waffen Ziel,
Ich kann's nicht ändern, wie ich muß bekennen;
Doch könnt' ich es, bei dem, der mich erschaffen!
Ich nähm' euch alle fest und beugt' euch nieder
Der unumschränkten Gnade unsers Herrn.

Shakespeare.
Richard II.

Historische Scenen aus der lezten Woche des Julius 1830.

(Fortsetzung.)

Den 28ten Juli.

Rath. Wo ist mein Neffe?

Haushälterin. Fort seit heute früh um fünf Uhr.

Rath. Der Tollkopf, er wird einen Flintenschuß holen wollen. Sind Zeitungen da?

Haushälterin. Es kam eine, und die hat der Herr Marquis. Sie gefällt ihm nicht so, wie vorgestern sein Moniteur; er hat geflucht und getobt. Da kommt er.

Rath. Nun, Herr Marquis, haben Sie ein wenig ausgeruht?

Marquis. Ach, stille davon! ich bin wie zerschlagen. Die verdammten Pflastersteine! Der leichteste wog gewiß hundert Pfund. Ach, und diesen Morgen bringt mir vollends Ihre Alte da das alleraufrührerischste Blatt, den National. Nun wahrhaftig, ich möchte wissen, was Herr v. Mangin denkt. Warum hat er nicht Pressen und Drucker eingesteckt?

Rath. Aber was sagt die Zeitung?

Marquis. Was sie sagt? abscheuliches Zeug, sie fordert offen zur Rebellion auf. Warum hat man aber auch die Bastille nicht wieder gebaut! Ich habe es immer gesagt, da hatte aber kein Mensch Ohren.

Rath. Gleichviel; die Truppen werden ihre Schuldigkeit thun, dann mache man mich zum Präsidenten eines tüchtigen Kriminalgerichts, und fürs Uebrige will ich schon sorgen.

Neffe (kommt). Das ist abscheulich!

Rath. Was denn? was gibt's?

Neffe. Was es gibt? Karl X. hat Paris in Belagerungsstand erklärt; hier ist die Ordonnanz, unterzeichnet Polignac.

Marquis (voll Freude). Ich wußte wohl, daß sie nicht nachgeben würden! Das heißt auftreten! Nun, junger Herr, sagte ich Ihnen nicht, die Monarchie könne nimmermehr zu Grunde gehen?

Rath. Einer Maßregel der Art bedurfte es allerdings. Auf den Straßen ist es jezt wohl sehr ruhig?

Neffe. Ruhig! was denken Sie! Ganz Paris ist in furchtbarer Gährung. Wo man geht und stehet, sieht man Bürger in Waffen; bereits organisirt man die Nationalgarde.

Marquis (lachend). Die Nationalgarde! denken Sie sich einmal, Rath, die Nationalgarde unter Herrn Pepins Befehl marschirt gegen die Schweizer oder die Kuirassiere der königlichen Garde! Das ist zu bedauern, auf meine Ehre!

Neffe. Zum Teufel, Herr, Sie könnten mich närrisch machen mit Ihrem Gelächter. Meinen Sie denn, man müsse just Soldat seyn, um sein Leben in die Schanze zu schlagen? Hätten Sie ein wenig mehr Muth gehabt...

Marquis. Herr, ich glaube, Sie wollen mich beleidigen.

Digitized by Google

Neffe. Herr, ich glaube, so wäre Ihnen vor dem Nachhausegehen nicht so bange gewesen . . .

Rath. Ich selbst habe den Herrn Marquis dringend gebeten, sich nicht unter das Gesindel zu wagen. Er hätte sich Allem ausgesezt.

Neffe. Nun ja, und ich habe mich ausgesezt, und wo ich hinkam, sah ich Menschen, die entschlossen waren zu sterben. Horch, das sind die Trommeln der königlichen Garde! ich wette, diesen Abend schlagen sie nicht mehr zum Angriff.

Marquis. Er ist toll, rein toll!

Neffe. Ja, toll wäre ich, wollte ich länger mit Streiten meine Zeit verlieren. (in entschlossenem Tone:) Onkel, die Straße ist verrammelt; die Truppen werden uns hier angreifen; ich brauche Ihre Fenster für mich und meine Bekannten.

Rath. Meine Fenster! und wozu?

Neffe. Um auf die Schweizer zu schießen.

Marquis (lacht überlaut). Ha! ha!

Rath (wüthend). Fort aus meinem Hause, Herr; ich verbiete Dir und Deinen Bekannten, den Fuß über die Schwelle zu sezen.

Marquis (lacht).

Neffe (ruhig). Lieber Onkel, ich gehe allerdings, um meine Flinte zu holen. Später werden Sie froh seyn, wenn wir hier sind. Sie müssen nicht glauben, das Volk werde sich lang besinnen, Ihnen Ihren Salon und Ihr Schlafzimmer abzuborgen, und da ist es doch besser, Sie haben uns, als Fremde (geht).

(Starkes Gewehrfeuer in der Nähe, furchtbares Geschrei; die königlichen Truppen rücken an; die Hausthüren werden erbrochen; ein Dutzend Handwerker kommt die Treppe herauf; später der Neffe mit einigen Studenten.)

Ein Handwerker. Auf, oder ich stoße die Thüre ein.

Haushälterin. Soll ich aufschließen?

Marquis. Nein, nein, macht dem Gesindel nicht auf.

Handwerker. Es ist wohl Niemand drinnen; aber das Haus liegt gut, es hilft nichts; brecht auf! (die Thüre wird erbrochen.) Verderbt nichts an den Mahagonimöbeln; stellt Euch an die Fenster. (bemerkt den Rath). Ho! ho! Ihr wart da, Hausherr? warum gabt Ihr nicht Antwort?

Rath. Ich verbiete Euch, hier zu bleiben; mein Haus soll keinen Schlupfwinkel für bewaffnetes Volk abgeben, das will ich nicht.

Handwerker. Vom Wollen ist nicht die Rede; wie ich sagte, so geschieht's.

Marquis (am Fenster). Gensdarmen, bieder!

Handwerker. Willst Du wohl schweigen? Hast Du nicht gesehen, der will uns packen lassen!

Neffe (kommt eilends). Freunde, diese Fenster sind für uns belegt, Ihr müßt sie uns abtreten. Ihr geht eine Treppe höher hinauf, nicht wahr?

Erster Handwerker. Meinetwegen, recht gerne.

Zweiter Handwerker. Ja, aber die beiden alten Bursche da kommen nicht so wohlfeil weg. Sezt Euch hieher, Alte; hier sind Kugeln und Pulver; Ihr macht Patronen für beide Stockwerke.

Viele Stimmen. Recht so!

Marquis. Ihr könnt mich nicht zwingen, Patronen gegen meinen König zu machen. Lieber lasse ich mich in Stücke hauen.

Handwerker. Der König? was sagt er? Nicht gegen seinen König; er ist nicht an der Spitze der Truppen, der König; gegen die Schweizer und die Gensdarmen brauchen wir Patronen. Frisch ans Werk!

Marquis. Meine Grundsätze erlauben mir nicht . . .

Handwerker. Nun, da könnte ein Kapuziner die Geduld verlieren! hinauf, ihr andern, ich will sie schon in Gang bringen. Da ist gutes Papier!

Rath. Gott! meine schöne Sammlung der Quotidienne! wie gehen sie damit um!

Neffe. Nun, lieber Onkel, Sie müssen nachgeben.

Rath. Ich protestire gegen die Gewalt.

Neffe. Protestiren Sie, aber machen Sie uns Patronen.

Handwerker. So, jezt machen Sie sich ja daran. Seht, das ist gar nicht schwer; da hat jeder seine Form; ihr rollt das Papier herum, die Kugel unten hinein, Pulver darüber; recht! Da kommen die Gensdarmen, ich muß auf meinen Posten.

Marquis (ist mit der ersten Patrone fertig). Es ist einerlei; die Monarchie geht nimmermehr zu Grunde; so lange ich bis zu meinem lezten Athemzug.

Rath. Ja, lieber Freund, es lebe die Legitimität! Hier, ihr Herrn, ist ein halbes Dutzend.

(Das Gewehrfeuer beginnt in der Straße; man hört Kanonenfeuer; das Gefecht dauert bis mitten in der Nacht.)

(Der Beschluß folgt.)

Der Weissenstein bei Solothurn.

(Fortsezung.)

Weilt das Auge des Beschauers auf dem zunächst vor ihm liegende Aarthale, so winkt ihm vor allem die Stadt Solothurn, die älteste und zugleich eine der freundlichsten Städte der Schweiz, dicht am Fusse des Weissensteins, kunstgerecht mit Wällen aus Quadersteinen, mit Bastionen, Schanzen und Gräben eingefaßt, von vier Seiten mit runden Thürmen bewacht, von der Aar durchschnitten, von schönen Gärten und Landhäusern wie von einem Kranze eingefaßt, und wegen der nicht allzubedeutenden Höhe so deutlich sichtbar, wie wenn man von einem Thurme herab schaute. Kein Fremder, der den Weissenstein besteigt, wird versäumen, diese in mehr als einer Hinsicht merk-

würdige Stadt mit ihren Ueberresten aus der Römerzeit einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Fast von einem jeden Punkte derselben tritt seinem Auge die auf einer sanften Anhöhe gelegene Stifts- oder Domkirche zum heiligen Ursus entgegen. Sie wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts (in den siebziger Jahren) von dem berühmten Baumeister Pisoni in einem eben so edlen als großartigen Style erbaut. Dem imposanten Aeußern entspricht die einfache Verzierung des durch eine Kuppel erleuchteten Innern. Man zeigt hier die alte Freiheitsfahne, welche der Herzog Leopold von Oestreich im Jahre 1318 Solothurns Bürgern zum Danke schenkte, nachdem sie dessen Krieger beim Einsturze der Brücke aus den Fluthen der Aar gerettet, und — obschon ihre Feinde — mit Waffen, Nahrung und Kleidern versehen, in das östreichische Lager zurückgesendet hatten.

An der Ostseite dieses Tempels erhebt sich ein hoher Thurm, auf dessen Gallerie durch die Bemühung des um Wissenschaft und Gewerbe so vielfach verdienten Apothekers Pfluger sich seit zwei Jahren ein kunstreich verfertigter Ortszeiger befindet. Der innere Raum des Thurmes enthält eilf Glocken von der schönsten Harmonie, darunter eine silberne. Der ehrwürdige Zeitglockenthurm auf dem Marktplatze, ein uraltes Denkmal aus der vorauguſtiſchen Römerzeit mit der Inschrift:

„In Celtis nihil est Solodoro antiquius, unis
„Exceptis Treviris, quarum ego dicta soror."

so wie mit der künstlichen Uhr und dem Stundenschlage durch Figuren, fesselt die Aufmerksamkeit jedes Beschauers. Das wohlgeordnete Zeughaus mit mehr als 1000 Harnischen aus den Burgunderkriegen, mit allerlei Waffen, Fahnen, Gezelten und Trophäen aus den Schlachten bei Granson, Murten, St. Jakob und Dornach, ist nebst dem Rathhaus, worin die Bildnisse aller Schultheißen seit Hugo von Buchegg und Pantaleon von Gebestraß (1320) bis auf unsere Zeit, nebst der ehemaligen Jesuitenkirche, jetzt Kollegienkirche, dem Waisenhause, dem Hospital, der Franziskanerkirche und dem neuen Bau, mit den Gefängnissen, den Inschriften unter den Schwibbogen des Rathhauses und vielem Andern der Aufmerksamkeit des Reisenden werth. Die ganz in der Nähe von Solothurn gelegene Einsiedelei zu St. Verena mit den senkrecht emporsteigenden Felsenmassen und der engen Thalschlucht, mit ihren künstlichen Anlagen und natürlichen Grotten, mit den Denkmälern des schweizerischen Geschichtschreibers Robert Glutz-Blotzheim, des Nachfolgers Johannes von Müllers, und der Schultheißen Hugo von Buchegg und Nicolaus Wenzi, verdient einen kleinen Abstecher.

Nach Südwesten hin, zwischen dem Jura und der Aar, entfaltet sich unserm Blicke eine bedeutende Fläche, und wir sehen längs dem Fuße des Läberbergs die Kirchen von Salzach, von dem durch seine römischen Alterthümer berühmten Fischerdorfe Altreu, Betlach und Grämpen; noch westlicher im Kanton Bern den ganzen Bielersee mit seiner anmuthigen Insel, berühmt durch den einstigen Aufenthalt des seltsamen Ringers nach Wahrheit, Jean Jacques Rousseau, und die Herbstfeste der Winzer, dann die an jenem See gelegenen Städtchen Biel, Nidau, Erlach und Landeron. Ueber die südwestlich gelegene Landenge hinweg sieht man einen Theil der Stadt Neufchatel, den schönen See gleiches Namens, und an dessen reizenden Ufern die Städte Granson, Estavayer und Yverdün. Wenden wir uns von diesem Punkte mehr gegen Süden, so erscheint uns der Murtnersee mit einem Theile der Stadt, und in einiger Entfernung die Thürme von Wiflisburg oder Avenche (die Römerstadt Aventicum) im Waadtlande. Jenseits des Murtnersees, in der Richtung von Genf und Lausanne, verliert sich das Hochgebirge aus dem Hintergrunde des Gemäldes, und jenseits des Neuenburgersees tritt statt dessen die Jurakette auf. Ueber die erste Abdachung hinweg, zwischen welcher sich die Aar in vielen Schlangenwindungen hinzieht, erblickt man die Stadt Bern, und noch entfernter die Stadt Freiburg im Uechtlande; zwischen Solothurn und Bern aber das ehemalige Kloster Frenisberg, dann Hofwyl mit dem berühmten landwirthschaftlichen Institute des großen Schweizers Emanuel von Fellenberg; unweit davon das Grauholz, ausgezeichnet durch ein Gefecht der Berner mit den Franzosen im Jahre 1798. Etwas näher erhebt sich Fraubrunnen, ehemals ein reiches Frauenkloster, wo auf einer Anhöhe bei einer großen Linde das unlängst erneuerte Denkmal der folgereichen Schlacht der Berner mit den Engländern unter Louis steht, in der lezterer im Jahre 1375 eine gänzliche Niederlage erlitten. Links von Fraubrunnen sehen wir das Pfarrdorf Hindelbank mit dem Schlosse der Edlen von Erlach und der Kirche, wo sich das berühmte Denkmal der Pfarrerin Langhanns vom genialen Künstler Stahl befindet, dann entfernter, in gleicher Richtung, das Schloß Wimmis, und etwas näher die Burgfeste Thorberg.

Südöstlich fällt uns mitten unter zerstreuten kleinen Ortschaften, zwischen den Kirchen von Aeschi und Seeberg und dem schöngelegenen Steinhof, der überaus tiefe Burgsee mit den Resten der ehemaligen Ritterburg Aeschi in die Augen, und noch etwas östlicher der kleinere Bolkensee. Jenseits dieser Seen stellt sich uns das reiche Dorf Herzogenbuchsee im Kanton Bern mit seiner auf einem Hügel stehenden Kirche entgegen, wo vor einigen Jahren auf dem Gottesacker ein schöner Mosaikfußboden aus der Römerzeit ausgegraben, dem Vernehmen nach aber auf höhern Befehl sogleich wieder verschüttet worden; dann noch etwas mehr gegen Osten das schöne Schloß Thunstetten mit seinem Kunstgarten, der gewerbsame Flecken Langenthal, und das

Digitized by Google

Bad Gutenburg. In südöstlicher Richtung erscheint zwischen Langenthal und dem Dorfe Roggrüf hindurch, im Kanton Luzern, das reiche Kloster St. Urban mit seinen Thürmen; etwas darüber hinaus der Sempachersee mit einem Theile der Stadt Sursee, die Kirche von Rußwyl, der Berg von Berdmünster und der Lindenberg, welche jenen Kanton von Luzern bis ins Aargau durchschneiden. In weiterer Ferne erblicken wir den Roßberg im Kanton Schwyz, wo einst der tyrannische Zwingvogt Landenberg hauste, und an dessen Fuße im Jahre 1806 das unglückliche Goldau von einem Bergsturze verschüttet ward.

Hat unser Auge dieß ganze große Naturgemälde überschaut, sich forschend an den einzelnen Gegenständen, Städten, Dörfern und Landschaften geweidet, so wird es unwillkührlich noch einmal von dem imposanten Hintergrunde angezogen, und von den Riesenkolossen der Alpen gefesselt. Da thürmt sich in der Mitte des Gesichtfeldes der ungeheure Obelisk des Finsteraarhorns in die Wolken empor; um ihn herum stehen, gleich ewigen Wächtern, der Eiger, der Mönch und die Jungfrau; rechts die Blümlisalp und die Alt-Eis nahe bei dem Gebirgspasse der Gemmi; links das Schreckhorn, die beiden Wetterhörner, das hohe Rithhorn in der Nähe der Grimsel, die Triftbörner, der Döbi, der Titlis, der Glärnisch im Kanton Glarus und der hohe Säntis in Appenzell.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

Eindruck der französischen Revolution auf die Bevölkerung.

Die großartigen Ereignisse in Paris haben bei uns einen vollönenden Wiederhall gefunden, und es zeigt sich recht, daß unser ganzes Herz an dem Land hängt, mit dem uns zwar nicht politische Meinung, wohl aber Familienbande, Sprache, Geschichte, Sitten und eine Menge pecuniärer Rücksichten verbinden. Die Mandate des 25. Juli waren für alle Gutdenkenden ein Trauerereigniß. Männer, Frauen und Mädchen, die sich früher nie gesprochen, traten nun in den Straßen zusammen; in den Werkstätten, wo bei uns auch viel freier Sinn zu Hause ist, wollte Niemanden die Arbeit schmecken. In den Kabinets der Uhrmacher und Bijoutiers war überall Murren, und die Arbeit ging nirgends von statten. Die Herrn und Meister liefen kopfschüttelnd von einem Cercle zum andern und vergaßen die Mittagssuppe, vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben. Die Buben auf der Treille spielten Ordonnanzens, d. h. sie hatten ein armes kleines Mädchen erwischt, ihm eine mächtige Papiermütze mit gemalten Flammen und Teufeln aufgesetzt und führten es unter Singen und Geplärre zum Scheiterhaufen, bis größere Buben kamen, sie mit Prügeln auseinander trieben und das kleine Mädchen, das die Charte vorstellen sollte, wieder frei machten. Gerade so gings indessen in Paris, nur war dort das Spiel etwas blutiger. In der Nacht des 28. Juli trafen durch außerordentliche Gelegenheit die ersten confusen Nachrichten von den Ereignissen in Paris ein. Morgens um 9 Uhr waren sie durch die ganze Stadt gelaufen. Tausende von Menschen drängten sich an der Post zusammen, wo zwischen 10 und 11 Uhr der Pariser Kourier ankommen sollte; er kam aber nicht. Nun stieg die Unruhe aufs Höchste und es war, als könne man gar nicht zu Bette gehen. In der Nacht kam auch keine Nachricht. In Ferney, wohin Einige geritten und gefahren waren, wußte man auch nichts. An Geschäfte war gar nicht mehr zu denken. Plätze, Straßen und Kaffeehäuser waren voll Männergruppen. Da stand ein Staatsrath mit zwei Schneidern, dort der Professor der Astronomie, ein schwarzer Grobschmied, ein Korbflechter und drei Schusterbuben zusammen. Mich bietten mehrere Uhrmacher hinter einem der Marmortische des café de la poste fest, um mir zu beweisen, was gar keines Beweises bedarf. Endlich gab es Lärm auf der Straße. Il vient, il arrive! schrie es; es war der Pariser Kourier. Ich weiß nicht, wie die Postoffizianten ihre Expedition gemacht haben, denn in Einem Augenblicke hatten dreißig bis vierzig Menschen Pariser Briefe in den Händen. Es waren die Nachrichten vom 28. und 29. Wer einen Brief hatte, stieg auf einen großen Güterwagen, der vor der Post stand, um ihn laut vorzulesen. So kamen die Nachrichten schnell herum; Alles war nur frohe Hoffnung und Theilnahme an dem tüchtigen Volk, das sich selbst geholfen, damit ihm Gott helfe. Die sonst so kühlen und besonnenen Genfer waren nun wie ausgelassene Kinder, und diese dithyrambische Stimmung stieg noch am folgenden Tag, als die vollen Siegsnachrichten mit den Zeitungen kamen. Auf der Société de lecture, in den Cirkeln, in den Kaffeehäusern und an allen öffentlichen Orten wurde immer laut vorgelesen. Allerdings kommt bei dieser Brudertheilnahme das pecuniäre Interesse in Betracht; denn sehr viele Genfer haben einen Theil ihres Vermögens, manche das ganze in den französischen Fonds; Frankreichs Glück und Unglück entscheidet also über ihr eigenes. Diese Leute kennt man jedoch; sie tragen feines Tuch, weiße Wäsche und Uhrketten. Dieß waren aber nicht die, welchen die Pariser Nachrichten am mächtigsten zu Herzen drangen; es waren Männer, deren Gleichen dort kämpften, bluteten und siegten, wackere Handwerks- und Bürgersleute, die keine Kapitalien in der Truhe haben, sondern mit den Ihrigen durch Fleiß, Regsamkeit und Redlichkeit von heute auf morgen leben, ja Viele, die bei dem gestörten Handel und Verkehr sogar verlieren; daran dachten sie aber nicht. Ihre Theilnahme, ihr Gefühlsausdruck war wirklich rührend. Bei solcher Gelegenheit sieht man, glaube ich, auch einem Volk an, ob es seine Obrigkeit lieb hat und ehrt. Syndiken und Staatsräthe verkrochen sich nicht etwa in diesen Tagen, sondern ließen sich noch häufiger in den Straßen sehen, wie sonst. Sie hatten ein gutes Gewissen, und darum wurde ihnen auch, was sie verdienen. Wiewohl sie an manchen Gruppen vorüber gingen, die an die erste Pariser Revolution erinnerten, so bewies ihnen doch Jeder die alte Achtung und Höflichkeit. Dieß ist eben der große und wesentliche Unterschied zwischen jener französischen Staatsumwälzung und der jetzigen. Dort war das Volk noch nichts und der Pöbel Alles, hier der Pöbel nichts und das Volk Alles; das Volk aber ist überall achtungswerth gerecht und gut. In Paris war es überdies noch heldenmüthig, voll Mäßigung und Großmuth. Wenn Voltaire heute zurückkehrte, möchte er von den Franzosen noch sagen, daß sie moitié singe, moitié lion seyen?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 217.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. September 1830.

Hier, wie aus der Traube, quillet
Geist und Leben, frisch und rein,
Leben, das den Hirten füllet.

Bürger.

Der Weissenstein bei Solothurn.

(Beschluß.)

Aus der zweiten Kette blicken der Monte-Rosa und der ferne Montblanc, der König der europäischen Berge, in majestätischem Glanze herüber. Sich erholend, ruht dann der Blick auf den graßreichen Vorbergen, dem Rigi, dessen Staffelhaus sichtbar ist, dem Pilatus, Mettenberg, Niesen, Stockhorn, Gurnigel, Moléson, dem Mole und Voirons. Und nun, von den hohen Alpen abgewendet, weilt das Auge, verscheucht von der Leere des flachen Horizonts im Westen hinter dem Neuenburger-See, auf den ernsten Häuptern des Jura: Dole, Mont-Tendre, Dent de Vaulion, Aiguille du Vanme, dem Gesteler und der Hasenmatt.

Will man den Vollgenuß der schönen Aussicht haben, so muß man sich in der Frühe zwischen drei und vier Uhr auf die Röthi, einen, eine halbe Stunde von dem Weissenstein nach Westen hin gelegenen Felsenvorsprung, begeben, um beim Anfange der Dämmerung zu sehen, wie unter tiefem Schweigen aller Erdenwesen die Sterne immer mehr erbleichen und verschwinden, weiße Wolkensäume im Osten erscheinen, diese sich allmählig röthen, die fernen Schneeberge aus grauen Schatten ihre Häupter immer heller und heller emporheben, von der höchsten Spitze bis zum niedrigeren Gletscherfelde gradweise erglänzen, bis sie in ihrer majestätischen Reihe vom Montblanc bis zum Säntis verklärt dastehen; wie in allmählig erscheinenden und immer lebhafteren Farben die Morgenröthe am östlichen Himmel sich ausbreitet, während noch graues Dunkel auf den niedern Bergen und Thälern liegt, und öfters weiße Nebel auf den Seen und Flüssen schweifen; um endlich das herrlichste Schauspiel der Natur, die am östlichen Horizonte langsam und majestätisch auftauchende, glühend rothe Scheibe der Sonne, mit ihren hellbläulich blitzenden Strahlen zu schauen.

Nachdem wir so versucht haben, in einem leichten Umrisse das Gemälde einer Aussicht zu entwerfen, welche ohne Zweifel zu den schönsten der ganzen Schweiz gehört, sey es uns vergönnt, einige Worte, obgleich im Tone des Laien in der Arzneikunde, über Milch- und Molkenkuren und deren Anwendung als Getränk und Bad hinzuzufügen. Doktor Kottmann sagt in seinem Werkchen: Die Milch- und Molkenkuren, auch Molkenbäder auf dem Jura bei Solothurn, unter andern: „Obschon die Milch ihrem Wesen nach immer die gleiche Beschaffenheit hat, so ist doch ihr Mischungsverhältniß bei verschiedenen Thiergattungen verschieden. In unsern Gegenden haben wir besonders die Milch der Kühe, der Eselinnen und der Ziegen ins Auge zu fassen; die Milch besteht 1) aus fetten Stoffen, oder einer Art von thierischem Oele (Sahne, schweizerisch Nidlä genannt), welche meistens in Butter verwandelt und so benuzt wird; 2) aus dem Käsestoffe, und 3) aus wässrigen Theilen oder den Molken, welche noch Zuckerstoff enthalten. Die Chemie fand aber diese Stoffe in verschiedener Menge in den verschiedenen Milcharten, so daß Eselis-

Digitized by Google

milch äußerst wenig Butter, nicht viel Käse, aber sehr viel Milchzucker, die Ziegenmilch viel Butter, viel Käse und wenig Milchzucker, die Kuhmilch aber alle drei Substanzen in ziemlich gleicher Mischung enthält. Vergleicht man die Frauenmilch mit der Milch der genannten Hausthiere, so finden wir sie am reichsten an Butter- und Zuckerstoff, sie ist die fetteste und süßeste zugleich, an Butterstoff der Ziegenmilch, an Zuckerstoff der Eselsmilch am nächsten stehend; sie gerinnt niemals oder doch lange nicht, welche Erscheinung man wohl der gemischten Nahrung, und vorzüglich den Mehlspeisen und zuckerstoffhaltigen Gemüse und den Gartengewächse überhaupt zuschreiben muß."

Wenn nun die Milch, als der Säfteextrakt frischer Kräuter, die gesündeste Nahrung darbietet, so ist die darin von der Natur geschenkte Emulsion, welche das thierische Oel in Zuckerwasser und schleimigem Käsestoffe aufgelöst enthält, zu gleicher Zeit ein treffliches einhüllendes, reizmilderndes und kühlendes Arzneimittel. Der Säugling greift nach der Brust, um die Kolik zu lindern, und der Landmann kennt keine bessere Arznei gegen Magenkrämpfe, als warme Milch. Frischgemolken und von der Kuh weg getrunken, belebt sie, nach Aussage vieler Aerzte, durch ihren flüchtigen, animalischen Geist auf eine ähnliche Weise, wie die Mineralwasser mit ihrer fixen Luft und ihren tellurischen Stoffen. Um wie viel mehr bringt eine solche Wirkung die Bergmilch hervor.

Die Molken, in der Schweiz Schotkä genannt, sind der wässerige und zuckerstoffhaltige Bestandtheil der Milch, und werden als Nebenprodukte bei Verfertigung des Käses durch folgende Operationen gewonnen: der Käser verschafft sich den Magen von ganz jungen Saugkälbern, und hängt diesen wenigstens ein halbes Jahr ins Kamin zum Dörren auf. Ist er gehörig eingetrocknet, so wird er zerschnitten und in ungefähr vier Kannen lauer Molken während vier- und-zwanzig Stunden zur Auflösung an die Sonne oder einen mildwarmen Ort gebracht. Diese Substanz, bei den Sennen Scheidi oder Rönni genannt, wird in die Milch gegossen, sobald diese in dem Kessel über dem Feuer lauwarm geworden, und zwar in dem Maße, daß auf 160 Kannen Milch eine Kanne Rönni kömmt, welches Amalgam alsdann ungefähr einen halben Centner Käse geben soll. Nach einer halben Stunde gerinnt die Milch und fängt an nach und nach dicker zu werden. Nun wird diese Masse lange Zeit mit einem hölzernen Spaten in allen Richtungen durchschnitten, dann mit der Kelle überzogen, d. h. umgewälzt, hierauf mit der Hand eine halbe Stunde lang gerungen, (geknetet) endlich vom Feuer gezogen und mit dem Brecher geschwungen. Hat sich der Käse nun von den Molken gänzlich abgesondert, so wird er mit der Hand geballt und mit der Gebse, d. i. einer hölzernen Schaufel, herausgezogen, und in den gewöhnlichen runden Rahmen von Holz aufgefaßt. Nachdem auf diese Weise der Käse ausgeschieden und zum Trocknen und Pressen bei Seite gestellt worden ist, bleibt eine gelblichweiße, durch und durch flockige Flüssigkeit in dem Kessel zurück, welche in diesem Zustande auf den Alpen Sirte heißt und von den Sennen als nahrhaftes Getränk sehr geliebt wird. Gießt man nun acht Kannen guten Milchessig in diese Sirte, so wird nach einiger Zeit der sogenannte Zieger ausgeschieden, welcher bald oben aufschwimmt und dann abgeschöpft wird. Das Uebriggebliebene, eine klare, weißlichgrüne und süße Flüßigkeit, bildet nun die Molken, und das Merkwürdige dabei ist, daß sie von gleicher Natur sind, ob der Käser die Sahne ganz, oder nur zum Theil, oder auch gar nicht in der Milch zurückgelassen, d. h. ob er magere, halbfette oder ganz fette Käse verfertigt hat. In allen Bergländern, wo Alpenwirthschaft getrieben wird, kennt der Landmann kein besseres Getränk in Krankheiten und zum Nachtrinken auf Brech- und Abführungsmittel, als die Molken. Ja der Schweizer Aelpler kennt kein größeres Bedürfniß, als dieses seine ganze Heimath repräsentirende Getränk; es heftet ihn gleichsam an seine Berge, es ist seine Panacee, und er erkrankt, wenn sie ihm fehlt.

Die Molkenkuren werden hauptsächlich bei Schärfen im Körper angewendet, um das Blut zu reinigen und den Säften neue, reine und mildere thierische Stoffe zuzuführen. Wenn aber die Molken, als Getränk benuzt, zur Reinigung des Innern dienen, so haben sie nebenbei noch, als Bäder gebraucht, für Entfernung aller äußeren Uebel, namentlich aller Hautkrankheiten, einen erhöhten Werth. Daß die Molkenbäder, obschon eigentlich von negativer Wirkung, doch einen eigenthümlichen Reiz auf das Hautsystem, wie jedes Mineralbad, ausüben, beweiset der Ausschlag, welcher sich zuweilen schon in der dritten Woche der Badekur einstellt, und zuerst an den Armen und Schenkeln, später am ganzen Leibe in der Form von blaurothen Blütchen erscheint, welche eine runde Basis und die Größe einer kleinen Linse haben, und im Verlaufe von zehn Tagen unter Ausschwitzung klarer Lymphe, ohne auffallende Krusten oder Abschuppung, erblassen und verschwinden.

Die schicklichste Badezeit ist im Monate Junius und Julius, denn im August werden die Molken wegen der minder starken Futterkräuter schwächer und sparsamer, und die Gebirgsluft, zumal in den Nächten, wird für den leicht reizbaren und empfindlichen Badegast zu kühl. Die Erfahrung lehrt, daß Bäder auf höheren Bergen, wo die Luft reiner ist, jene wohlthuende Ausschlagskrisis weit leichter bewirken, als auf niedern Bergen. Mit um so größerer Sorgfalt ist daher die Zeit der Kur zu wählen.

Den größten Einfluß auf das Gelingen der Molkenkuren, sowohl beim Trinken als beim Baden, übt die reine Bergluft aus. Es kann hier der Ort nicht seyn, die

Digitized by Google

Morgen gehe ich in die Vendée oder fort in die Fremde; das ist das Sicherste für die Braven.

Rath. Ich kenne ihn; er macht es wie ich, er besinnt sich.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Beschluß.)

Der Herzog von Orleans in Genf. Französische Flüchtlinge. Die Schweizertruppen.

Die Ernennung des Herzogs von Orleans zum König erregte hier wohl eben so viel Freude, wie in Paris selbst, denn Jedermann erinnert sich des einfachen, freundlichen, ganz bürgerlichen Fürsten, der vor vier Jahren einige Sommerwochen bei dem verstorbenen Baron von Staël zubrachte, mit ihm die interessantesten Anstalten und Werkstätten in Genf besuchte, überall Fragen that, überall ächt menschliche Theilnahme zeigte. Er kam zu einer Zeit nach Genf, wo er mit seiner zahlreichen Familie in keinem der hiesigen Gasthöfe Unterkommen finden konnte, weil Alles voll von Fremden war und weil er keinen Kourier vorausgeschickt hatte. Es blieb ihm also nichts übrig, als in einem Gasthof des kleinen Städtchens Carouge, dicht bei Genf, mit den Seinigen Unterkommen zu suchen. Platz war nun da wohl so ziemlich, aber lange nicht Möbeln genug in dem kaum vollendeten Haus. Dem wurde aber gleich abgeholfen: alle Nachbarn gaben Betten, Tische, Wäsche, Silberzeug, Spiegel u. s. w. her, so daß in einer Stunde nach des Herzogs Ankunft nichts mehr zu seiner Bequemlichkeit fehlte.

Nicht ganz so willkommen, als damals der Herzog von Orleans, war uns jetzt die große Menge von Geistlichen, die seit Anfang Augusts aus Frankreich zu uns kommen, um von hier nach Savoyen, Piemont, Wallis und Freiburg zu gehen. Die mehrsten sind Jesuiten, aber auch sonst römische Geistlichkeit, zumal mehrere Bischöfe. Unsere Jugend und die Handwerksgesellen hatten im Anfang nicht wenig Lust, den schwarzen Herrn, bei ihrem Aussteigen aus den Diligencen, entschiedene Abneigung zu zeigen; es brauchte aber nur einen Wink unserer immer humanen und zartfühlenden Regierung, um ihnen bemerklich zu machen, daß solches Benehmen eines freien, glücklichen und gebildeten Volks gegen Flüchtige tadelnswürdig sey. Die fremden Geistlichen störte nicht nur kein zudringlicher Blick, kein halbhämisches Lächeln, man erlaubte sogar dem hiesigen katholischen Pfarrer, manche einige Tage und Nächte lang bei sich zu beherbergen, ohne bei der Polizei die erforderliche Anzeige zu machen. Aber darum waren die Herrn doch nicht weniger beobachtet, ja die Polizei kannte jeden ihrer Schritte. Diese Vorsicht ist um so nothwendiger, da wir dem französischen Süden so nahe liegen, wo viel mehr Gift- und Brennstoff unter einander gährt, und wo lange nicht Alles so ruhig ist, als die französischen Zeitungen berichten. So sagten sie z. B. nichts von dem in Nimes zu ziemlicher Reife gekommenen Plan, in der Nacht vom 8. auf den 9. August alle Protestanten der Stadt und Umgegend zu ermorden. Glücklicherweise kamen zwei Mediziner von Montpellier durch einen sonderbaren Zufall hinter das Geheimniß, und dadurch wurde der Plan vereitelt. Wer nun glauben wollte, Nimes sey durch die Aufsicht der gutgesinnten Behörden, durch die Schweizer und die Nationalgarden vor Gräueln gesichert, der würde sich sehr irren. Dies beweisen die Ereignisse am 15. und den folgenden Tagen. Tausend blutdürstige Trestaillons gehen dort mit geschliffenen Aexten heimlich umher und lauern auf den Augenblick, wo die Behörden und die Nationalgarden in ihrer Aufmerksamkeit erschlaffen. Glücklicherweise fürchten sie sich ein wenig vor dem energischen, ganz protestantischen Gardonenque, dessen Bevölkerung auf das erste Zeichen seinen Glaubensgenossen in Nimes und Alais zu Hülfe zu kommen versprochen hat.

Aber nicht blos Geistliche sehen wir in Menge ankommen und dann wieder weiter eilen, sondern auch Frauen, die eben nicht niedern Stands seyn, viele nach dem Beispiel der Herzogin von Berry in Mannskleidern. Einige verfügten sich zu unsern ersten Bijoutiers, um da Brillanten, Perlen und sonstiges Geschmeide zu verkaufen oder darauf Geld zu leihen. Aus den Verzierungen und Wappen dieser Gegenstände läßt sich auf den vornehmen Stand dieser oft ganz allein reisenden Damen schließen. Unsere Geschmeidehändler und Uhrmacher empfinden es auch schon sehr, daß ein Theil der Reichen nicht mehr in Frankreich ist, daß die Zurückgebliebenen vorerst keinen Aufwand machen wollen und daß, was wohl das Schlimmste ist, die Kapitalien dem Handel und der Industrie entzogen werden, um sie bis auf Weiteres in eiserne Kasten zu verschließen. Man hat mich versichert, daß seit dem 1. August für mehr denn 700.000 Fr. Genfer Gold- und Geschmeidefabrikate abbestellt worden seyen.

Der Eindruck der französischen Umgestaltungen auf die Oligarchen, welche sich noch nicht ganz bei uns verloren haben, war im Anfang apoplektisch. Aber seit dem Mangel an Einheit, Besonnenheit und Kraft, welchen die neue Regierung zeigt, athmen sie wieder auf und behaupten, die Ereignisse werden ihre frühern Behauptungen bestätigen. Frankreich sey auf dem Weg, schwächer zu werden denn je; mit Liberalismus und Doctrinismus allein lasse sich kein großes Volk regieren u. s. w. Vielen mißfällt auch die große Hinneigung der neuen Regierung zu dem Imperialismus und seinen Leuten, und sie sehen darin ein Zeichen großer Schwäche.

Das Schicksal der Schweizertruppen in Frankreich beschäftigt uns Alle. Wir alle erwarten Schritte der Gerechtigkeit von Seiten der französischen Regierung gegen diese Truppen, die ihrem Eid gemäß gehandelt haben, und deren Kapitulation nicht allein von Karl X., sondern auch von den Kammern ausgegangen ist, also auch von diesen als ein Staatsvertrag Frankreichs betrachtet werden muß, von dem sich eine folgende Regierung nicht einseitig lossagen kann. Nach meiner Ansicht hat die schweizerische Tagsatzung richtig gehandelt, daß sie die Schweizertruppen nach den blutigen Ereignissen nicht aus Frankreich zurückrief, denn dadurch hätte sie ihre Ansprüche an die jetzige Regierung des Landes verloren und sich in eine falsche Stellung zu ihr gesetzt. Darum hatten auch die verwundeten schweizerischen Offiziere und Soldaten Unrecht, die sich in ihre Heimath flüchteten. Erst dann, wenn die Regierung nichts für die Schweizer thun will, was wegen ihrer einseitigen Entlassung ausgemacht ist, hat die Tagsatzung ein Recht, einzuschreiten. Wie sie dies aber auf kräftige Art bewirken will, das ist schwer abzusehen. Allerdings war diese gewaltsame Aufhebung des schweizerischen Lohndienstes nöthig, um diese Schande des Landes zu vermindern und vielleicht deren völlige Abschaffung vorzubereiten, wiewohl nicht abzusehen ist, was die viele junge und alte Söhne aus den sogenannten vornehmen Schweizerfamilien, besonders in Bern, Freiburg, Solothurn und Waadt werden sollen, die nichts gelernt haben, als den rothen Rock zu tragen. Für die Gemeinen ist leichter zu sorgen und ihr Sinn ist auch wohl zu ändern und zu bessern, an Jenen aber verzweifelt Jeder, der ihr Denken, Leben und Treiben je gesehen und beobachtet hat. So ist denn die schwierige Frage über den neuen Kriminalfodex der Schweizertruppen in Frankreich sehr kurz, summarisch und bündig entschieden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 218.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 11. September 1830.

Nun ist die Jugend Englands ganz in Gluth,
Und seidne Buhlschaft liegt im Kleiderschrank;
Die Waffenschmiede nun gedeihn, der Ehre
Gedanke herrscht allein in aller Brust.
Sie geben um das Pferd die Weide feil,
Dem Spiegel aller Christenkön'ge folgend;
Denn jetzo sitzt Erwartung in der Luft.

Shakespeare.
Heinrich V.

Ein Tag in Straßburg.

Ich kam beim Anbruch der Nacht in Kehl an, um am andern Morgen über den Rhein nach Straßburg zu gehen. In dem Posthause zu Kehl fand ich eine ziemlich gemischte Gesellschaft an der Table d'Hôte versammelt. Am obersten Ende des Tisches saßen badische Beamte, die sich von Familienangelegenheiten unterhielten, ohne von dem Gespräch der weiter unten sitzenden Fremden die mindeste Notiz zu nehmen. Dieses Gespräch betraf, wie sich von selbst versteht, die neuesten Ereignisse in Frankreich. Ein junger Mensch von ungefähr siebzehn Jahren war der Lauteste am ganzen Tisch. Er hatte seine Reisekappe auf dem Kopfe behalten, wahrscheinlich um der Gesellschaft die ungeheure dreifarbige Kokarde zu zeigen, die er daran befestigt hatte, und die nur wenig kleiner als die Kappe selbst war. Auf den ersten Blick konnte man ihn für einen Franzosen halten, es bedurfte jedoch nur eines zweiten, um in ihm ein Kind Israel zu erkennen. Er kam eben aus Frankreich, und war so voll von dem, was er gesehen hatte, daß seine Zunge unaufhörlich überfloß. Der Strom seiner Rede bedrohte vorzüglich seinen nächsten Tischnachbar, der ihm indeß eine unzerstörbare Ruhe entgegen setzte. Er war ein stiller Mann, ein Professor aus Sachsen. „Gibt es in Straßburg eine Blindenanstalt?“ frug er sanft. „Blindenanstalt?“ schrie der kleine Jude, „wie so? daß ich nicht wüßte.“ — „Nun, so hab' ich auch nichts in Straßburg zu thun.“ — „Aber die dreifarbigen Fahnen, die Nationalgarden, die Marseilladen.“ — „O mein Herr,“ fiel ein alter Edelmann aus dem Preußischen ein, „auch Blinde werden Sie genug in Straßburg finden. Ganz Frankreich ist jetzt eine Blindenanstalt, aber ohne Aufseher. Die Söhne taumeln wieder blind am Rande des nämlichen Abgrunds, in den schon einmal ihre Väter gestürzt sind.“ Dem kleinen Juden stieg das Blut ins Gesicht. „Blind war doch nur der Erkönig gewesen. Aber die Nation, die sieht weit, und wird bald noch weiter sehen. Man muß sie nur selber hören, mit dabei gewesen seyn. Das ist eine Nation, o!“ Er sah mit seinen recht hübschen klaren Judenaugen wie begeistert nach der Decke des Saales, als plötzlich ein starker Mann, dem ein breiter Hieb quer über die Backe lief, mit gebieterischer Miene ihn anfuhr: „Es ist nicht schicklich, junger Mensch, am Tische die Mütze auf dem Kopfe zu behalten, und überhaupt, wie kommen Sie dazu, hier mit der dreifarbigen Kokarde renommiren zu wollen? Selbst wenn Sie ein Franzose wären, dürften Sie sie hier nicht tragen, und wer sind Sie denn? Mich dünkt, ich habe Sie schon in Frankfurt gesehen, sind Sie nicht ein Jude?“ — „Erlauben Sie, verzeihen Sie,“ sagte der hübsche Knabe mit einem unaussprechlich einfältigen Gesicht, indem er seine Mütze unter dem Tische verbarg, und warf höchst verlegene Blicke auf den starken Mann, der in der That in seiner Miene etwas Offizielles hatte, das einem demagogischen Judenjungen Schrecken einflößen konnte. Die Gesellschaft fand es nicht der Mühe werth, sich des beschämten Kleinen an-

zunehmen, und sein stolzer Sieger ergriff das Wort und hielt eine schöne Philippika gegen das leichtsinnige Franzosenvolk, aus der hervorging, daß er in den sogenannten deutschen Freiheitskriegen mitgefochten hatte. Ich erschrack über die große Veränderung, welche die Zeit hervorgebracht hat. Ich selbst war einst ein Freiwilliger, und wußte mir, da ich als Bombardier funktionirte, nichts Schöneres, als die Kuppel von Notre Dame einzuschießen. Ich hatte einst ungefähr eben so gedacht und gesprochen, wie der starke Mann mit dem breiten Säbelhiebe, — aber jezt? Ich gestehe, daß ich unterdeß gelernt habe, die Franzosen sehr liebenswürdig zu finden.

Der muntere Ton eines Posthorns vor den Fenstern unterbrach den Redner. Ein Wagen rollte vor die Thüre und bald darauf gesellten sich die eben angekommenen Reisenden zur Tischgesellschaft. Es war ein ältlicher Mann von streng militärischer Haltung und ein verschleiertes Frauenzimmer, deren Haltung ein noch zartes Alter verkündete. Sie nahmen mir gegenüber Platz. Die Dame schlug den schwarzen Schleier, der sie bedeckte, zurück, und — weg waren wir alle, die wir am Tische saßen, wie der Bürgermeister von Krähwinkel, da er seine Tochter Klavier spielen hörte. Ich sollte indeß etwas noch Angenehmeres hören, denn die ersten Worte, die aus dem lieblichen Munde des Mädchens hallten, waren polnisch, und welche Sprache stand einem schönen Munde jemals schöner, als die polnische? Süßer Wohllaut der Lippe, der alles verschönert, was er sagt, und nur das Wort Freiheit nicht aussprechen kann! Daß ich die reizende Polin in ihrer Muttersprache anredete, da ich diese verstand, versteht sich von selbst. Sie fühlte sich angenehm überrascht und antwortete sehr freundlich, gleich ihrem Vater, der mich als Landsmann laut willkommen hieß, denn für einen solchen hielt er mich. Er war ein Greis voll slavischen Feuers, und die lezten Ereignisse in Frankreich schienen ihn besonders exaltirt zu haben. Er träumte schon wieder von Krieg und Schlachten, da ich ihm aber einwandte, daß neue Kriege eben nichts Wünschenswerthes seyen, sah er mich mißtrauisch an und brach das Gespräch ab. Doch nahm er gleich darauf ein Messer zur Hand und sagte mit vieler Bonhommie: „Wir wollen Polen theilen. Da, mein Herr, nehmen Sie das russische Stück, es ist das beste; ich will Gallizien verspeisen, und Du, liebe Angelika, wirst Dich wohl mit der preußischen Portion begnügen.“ Dann mußte ich nach der Sitte seines Landes mit ihm zechen, und noch saßen wir bei den mit köstlichem Markgräfler gefüllten Bechern, als die holde Angelika schon längst verschwunden war.

Den andern Morgen fuhr ich sehr früh über die lange Rheinbrücke, an deren äußerstem Ende eine nicht sehr große dreifarbige Fahne ziemlich tief aufgesteckt war und bescheidener aussah, als ich erwartet hatte. Doch wehte die Fahne, vom Westwind geschwellt, gerade nach Deutschland hin. Auf der Ruprechtsau, einer großen, mit Alleen durchschnittenen Wiese außerhalb der Festungswerke, war die ganze Nationalgarde von Straßburg seit Tagesanbruch versammelt, um eine große Musterung zu passiren. Nur die wenigsten waren uniformirt. Der größte Theil trug nur Säbel, Patrontasche und Gewehr über der bürgerlichen Kleidung, und mehrere Offiziere kommandirten im runden Hut und Frack, ohne irgend eine militärische Auszeichnung, als den bloßen Degen, den sie in der Hand trugen. Allein ich bemerkte unter den ältern Männern nur wenige, die nicht den Orden der Ehrenlegion getragen hätten, und der Chef der Nationalgarde selbst war ein ehemaliger Offizier der großen Armee, dem ein Arm fehlte und dessen Brust mit Orden bedeckt war. Unter den Gemeinen befanden sich Graubärte und Schulknaben, dicke wohlhäbige Kaufleute und dürre Schneider, Gelehrte und Karrenschieber, die feinste Modetracht neben dem rohen Leinkittel, alles bunt durcheinander gemischt, was der Truppe ein gar revolutionäres Ansehen gab. Alle zeigten bei den Uebungen den größten Enthusiasmus und nicht weniger Lustigkeit. Obgleich erst seit drei Wochen unter dem Gewehr, zeigte diese Nationalgarde schon eine sehr militärische Tournure.

Apropos Tournure. Die Straßburger sprechen sehr viel von der neuen Uniform, allein ich hörte sie niemals, wie es gewiß diesseits des Rheins der Fall gewesen wäre, von dem Rock und seinen Trotteln selbst sprechen, sondern immer nur von der Art, wie er getragen werden müsse, von der Tournure. Sie ist es, die auch eine garstige Tracht graziös macht, und die den französischen Soldaten von jedem andern unterscheidet. Besonders schön nahm sich das treffliche Artillerieregiment aus, das in Straßburg liegt und durchgängig aus schönen Männern besteht. Desto garstiger aber fand ich die rothen Hosen der Linientruppen. Man sagt übrigens, daß diese rothen Hosen Straßburg bey den lezten Unruhen vor Blutvergießen bewahrt und gewissermaßen wunderthätig, wie das heilige Blut des Januarius, gewirkt haben. Ihr weiser Erfinder war nämlich Fürst Polignac, der sich die Elsäßer zu guten Freunden machen wollte, indem er ihnen für den in ihrem Lande reichlich wachsenden Färbestoff auf diese Weise Absatz verschaffte. Allein die Soldaten fanden keinen Geschmack an den rothen Hosen, weil sie glaubten, Polignac wolle sie dadurch den Engländern ähnlich machen, und die Erbitterung darüber soll nicht wenig zu ihrer Unbotmäßigkeit gegen die Erregierung beigetragen haben. So hörte ich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Johannisfeste zu Florenz.

Die Erforschung des Ursprungs alter Sitten und Gebräuche, und der Veränderungen und Umgestaltungen im Laufe

Digitized by Google

der Zeit, ist namentlich für die Kulturgeschichte von Bedeutung. In den vielen italienischen Republiken des Mittelalters übten die Volksfeste, besonders die patriotischen, wie z. B. Venedig deren viele aufzuzählen hatte, auf die Bildung des Volkes einen großen Einfluß; sie erinnerten dasselbe an die Begebenheiten und Thaten der Väter, und hielten die Vaterlandsliebe immer wach, indem sie ihre Belohnung durch Ehre und immer erneuerten Ruhm bei der Nachwelt zeigten. Von dieser Art ist nun zwar das Fest nicht, welches im Juni zu Florenz gefeiert wird: es ist religiösen Ursprungs, steht aber in so naher Beziehung zum ältesten Zustande und zur Verfassung der Stadt, daß es in dieser Rücksicht Beachtung verdient.

Bis zu den Tagen der longobardischen Königin Theodelinde, die aus dem baierischen Fürstenhause der Agilolfinger stammte, der Gemahlin des Flavius Autari (585 n. Chr.) lassen sich diese Feste hinaufführen. Sie war es, welche unter Mitwirkung des Pabstes Gregors des Großen das Christenthum bei den damals noch heidnischen Longobarden einführte, und durch Verbreitung des Lichtes der Religion und Kultur dem Volke Alboins eine Wohlthäterin ward. Durch sie ward auch das Volk des Mars, wie man die Bewohner der damals noch unbedeutenden Fiesolanischen Siedelstadt am Arnoufer, nach ihrem Schutzgott aus den Römerzeiten, zu nennen pflegte *), unter die Obhut des heiligen Johannes des Täufers gestellt. Lange schon stand ein Tempel, dem Dienste des Kriegsgottes geweiht, in Fiorenza **), die christliche Zeit, unter oder nach Konstantin, hatte ihn in eine Kirche umgeschaffen, wo Christi Glaube gelehrt ward, und nachdem schon unter Alboins Regierung (568 — 573) das Land von den Alpen bis zur Tiber unter der Longobarden Herrschaft gelangt war, widmete Theodelinde Kirche und Ort dem h. Johannes. Erstere führt noch bis heute dessen Namen. Als nun zuerst (773) die longobardische Monarchie der Obermacht Karls des Großen erlag, dann die Gewalt der deutschen Kaiser in Italien immer mehr abnahm, erklärte sich endlich nach dem Tode der Markgräfin Mathilde (1115) Florenz für frei und schuf sich eine eigene volksthümliche Verfassung. Die stürmischen Zeiten während des so viele Kraft und Größe, im Gegensatz so vieler Schlechtigkeit und Laster, entwickelnden Kampfes, den Hierarchie und Kaiserthum, Adels- und Volksgewalt in dem zerrissenen Italien gegen einander stritten, hatten schon weit früher begonnen, und mit ihnen das leidenschaftlich aufgeregte Leben und die aufbrausende Jugendkraft der einzelnen Städte, die sich nun plötzlich zu einer Macht und Bedeutsamkeit emporschwangen, die ihnen vorher nie geworden, künftig nie werden wird.

In diese Tage der republikanischen Verfassung fällt auch die Epoche des größten Glanzes der Feste, deren Schilderung wir hier versuchen. Schon einen Monat vor dem Johannistage war der Podesta der Stadt verpflichtet, das Fest zu verkündigen. Große Tuchüberzüge, geschmückt mit den Wappenschildern der Stadt und der Adeligen, bedeckten den Platz der Signorie und überall flatterten Fahnen, auf denen der Florentinische Löwe prangte. Aus allen Städten und Schlössern Toskanas wurden die Herrn und Edelleute eingeladen, und die Monate Mai und Juni hindurch fanden Festlichkeiten, Ballspiele, Turniere und andere ritterliche Uebungen und feierliche Aufzüge mit Musik statt. Gesellschaften von Künstlern vereinigten sich, oft drei- bis fünfhundert an der Zahl, in phantastischem, reichgeschmücktem Kostüm Spiele und öffentliche Aufzüge auszuführen.

Am Vorabende des Johannistages, erzählt der Florentinische Geschichtschreiber Goro Dati, welcher die ausführlichsten Notizen über diese Feste hinterlassen hat, stellten alle Künste und Gewerbe früh Morgens ihre schönsten Erzeugnisse und reichsten Arbeiten, Zierrathen, Gold- und Silberschmuck und Juwelen, außerhalb ihrer Werkstätten zur Schau. Wie viele Tücher von Seide und Goldstoff flatterten da; wie viele Arbeiten in edeln Metallen, bewunderungswürdige Gemälde, vortreffliche Waffen und Sachen aller Art erblickte man da! Bei dem damaligen blühenden Zustande der Künste und Gewerbe war diese Schaustellung etwas sehr Schönes und Nützliches, und im Jahre 1322 wurde auf dem Prato Ognissanti am Johannisfeste eine Messe angeordnet, welche acht Tage lang währte. Um die Terz des Tages selbst nun begann die feierliche Prozession des gesammten Klerus und der Klosterbrüder, sämmtlich in ihren schönsten Gewändern. Ihnen folgten die vielen frommen Gesellschaften. Sinnreich gefertigte Wolken mit Kindern, die als Engel gekleidet waren, und viele Lichter, wurden dabei umhergetragen; auch Giganten, in den Kostümen des alten Mythus, und andere sonderbare Masken befanden sich dabei. Am Nachmittage nun zogen die Gonfaloniere (Bannerträger) und die sechszehn Kompagnien der Bürger, jede mit ihrer Fahne, auf den Domplatze und in das Battisterio die Bürger in zwei Reihen, von den Würdigsten und Aeltesten bis zu den Jüngsten, jeder eine Wachskerze opfernd. Die Kleidung der Gonfaloniere war eine lange Weste von rothem Sammt, mit goldenen Sternen bedeckt und mit Hermelin besetzt, und ein Barett von gleichem Stoffe, mit goldenen Ketten und Perlenschnüren geziert. Die Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit großen Schirmdächern von Lein-

*) „Il popolo di Marte“ nennt der Dichter der göttlichen Komödie die Florentiner.

**) So nehmen die meisten Florentinischen Geschichtschreiber an, mit Ausnahme Ricordano Malespinis, der sich in seinen Istorie fiorentine dagegen äußert. Auf dem Ponte vecchio zu Florenz war lange eine Bildsäule des Kriegsgottes aufgestellt, die beim Einsturz dieser Brücke 1333 im Arno verloren ging.

Digitized by Google

wand versehen, und wimmelten von jungen Frauen und Mädchen, in Seide gekleidet, mit Juwelen und Perlen geschmückt. Nachdem der Zug vorbei war, begab sich jeder nach Hause, für den folgenden Tag die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, August.

Eindruck der Revolution auf Hof und Volk.

Ich zweifle nun an nichts mehr, denn Unbegreifliches geht in unsern stillen, armen Thälern, auf den Alpen und am Fuß der Fauciguy-Gletscher vor. Unser König brachte einen großen Theil des vergangenen Monats mit frommen Uebungen im Schloß und in der Abtei Hautecombe zu, das unser savoyisches St. Denis ist. Geistliche Herrn waren seine tägliche Umgebung, und auf ihren Einfluß waren selbst die weltlichen Hofleute eifersüchtig. Nur selten kam Se. Majestät hierher, und nach dem rauschenden, mit Fremden angefüllten Aix mochte sie gar nicht. In der Nacht vom 27. auf den 28. Juli kommt ein Kourier von Paris in Hautecombe an, der die Ordonnanzen vom 25. bringt; bald darauf wird ein Fenster nach dem andern im Schloß und in der Abtei hell; Staffetten geben nach Chambery ab an die Jesuitenväter, und diese verlieren keine Zeit, in der Nacht noch zu Fuß und zu Wagen nach Hautecombe zu eilen, denn da ist Freude und Jubel in allen Ecken. Um zehn Uhr des folgenden Morgens hält der König großes Lever, dem alle Vornehmen aus Chambery beiwohnen. Natürlich ist von nichts die Rede, als von den Ordonnanzen. In allen Kirchen ist hierauf Hochamt. Dieser Jubel dauerte aber nicht lange; denn in der Nacht vom 30. auf den 31. kommt abermals ein Kourier an; kurz darauf wird es nicht nur in allen Fenstern, sondern auch in allen Ställen und Wagenremisen hell, und in zwei Stunden ist Hautecombe wie ausgekehrt. Der König hat die nahe westliche Grenze seines Reichs verlassen, befindet sich in Chambery, von Militärs und Beamten umgeben, und läßt sich folgendermaßen verlauten: „Desto schlimmer für meinen Bruder in Frankreich; ein König muß vor Allem sein Wort halten, ich habe das Alles vorausgesehen, es mußte so kommen.“ Man meldet die Herrn Jesuitenpatres an; lange müssen sie warten; endlich empfängt sie der König, aber eiskalt, und spricht kaum ein Wort mit ihnen. Desto lebhafter unterhält er sich mit dem Gouverneur, einem alten Napoleonischen Schnurrbart. Auf dessen Anfrage, wie man sich nun in Beziehung auf Nachrichten und Zeitungen aus Frankreich verhalten solle, erwiederte der König: „Alles herein! Alles frei! Keine Zeitung sey verboten: man muß der Wahrheit Thür und Thor öffnen, man soll Alles erfahren.“ Hierauf werden abermals Staffetten abgeschickt, an die savoyischen Grenzen gegen Genf hin. „Keine Feindseligkeiten, keine Chikanen mehr gegen die lieben Nachbarn; sie brauchen Holz, man fahre es schnell hinüber, sie brauchen Korn, man säume nicht, es ihnen zuzuführen; meine treuen, braven Savoyarden mögen sich etwas mit der Ausfuhr verdienen; und daß sich in Thonon und Evian kein Douanier mehr unterstehe, die Genfer und Waadtländischen Schiffe zu untersuchen oder nur anzuhalten!“ Kaum waren diese neuen Befehle gegeben, so setzte sich der König in den Wagen und fuhr nach Turin ab. Ich aber ging am folgenden Tag ins Gebirg. Am Abend wurde mir mein Ranzen zu schwer und ich nahm einen jungen Bauer, um ihn mir zu tragen. Gleich nach den ersten Schritten begann folgendes Gespräch zwischen uns: „Herr, sie sagen, drüben in Frankreich gehe es fürchterlich her, ist's wahr?“ — „Nein, es ging fürchterlich her, jetzt geht es gut.“ — „Sie sagen, der König sey geflohen?“ — „Ja, sie haben ihn fortgejagt.“ — „Wer hat ihn denn fortgejagt?“ — „Sein Volk, die Franzosen.“ — „So, das Volk, das Volk?“ — Diese Frage, welche im ganzen Land widertönt und ein drohendes Echo ist, mag es erklären, was vielleicht in der Folge da geschieht, wo noch Niemand die französische Zeit vergessen hat.

Das Volk hatte bisher schwer zu tragen. Im Durchschnitt arm oder wenig bemittelt, aber von Steuern und Abgaben gedrückt, von Geistlichen aller Art und Gestaltung ausgesogen, von Zöllnern oft geplagt, war es ihm doch streng verboten, seine Naturerzeugnisse nach dem einzigen Ort zu bringen, wo sie gut bezahlt wurden, nach Genf. Piemonteser und Sardinier hausen im Lande; die einheimischen guten Familien, die sich nicht schmiegen und biegen wollen, stehen unter Aufsicht der Polizei und haben ein trauriges Leben; die Söhne oder Väter sind in Turin oder Sardinien angestellt und werden dort genau beobachtet.

Chambery besaß noch vor Kurzem einen Mann, der durch seine großen Wohlthaten und Unterstützungen den Mangel in unserer Stadt weniger fühlbar machte, und dessen Tod daher ein wahrer Landschaden ist. Ich meine den General, Grafen Boigne, der Ende vorigen Junius starb und über dessen Leben französische Journale ohne allen Grund eine gehässige Lüge verbreitet haben. Denken Sie sich, seine Geschenke und Vermächtnisse zur Gründung oder Erweiterung wohlthätiger und nützlicher Anstalten betragen 3.118.750 Franken. Dahin gehören besonders folgende Stiftungen: zuerst das Asyl für vierzig alte Leute aus allen Theilen Savoyens, ein herrliches Gebäude, bei dem aber die innere Bequemlichkeit der äußern Schönheit nicht aufgeopfert ist, denn jeder Inwohner hat da sein eigenes Zimmer mit reinlichem Bett und Zubehör, gute und reichliche Speise, Wein, Arzenei, Tabak u. s. w. Die Gänge sind sehr breit, luftig und reinlich, ebenso die Höfe; an dem Haus liegt ein weiter Garten, wo jeder Greis einige Beete zur Blumenzucht hat; die Lage dieses Gartens an der großen Promenade ist auch sehr erheiternd für die alten Leute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 212:

Das Wetter. Das böse Wetter in Bergwerken. Donner. Wasser- und Sandhosen. Blitz. Regen. Blauer Himmel. Sonne. Regenbogen. Abend- und Morgenröthe. Nacht. Sterne. Mond.

Räthsel.

Ein Luftball vor Montgolfier,
Mit zartem bunten Stoff umzogen,
Gefüllet mit lebend'gem Athem
Und schwimmend in des Aethers Wogen.

Der Unschuld Hauch schwimmt hin mit ihm,
Sein Farbenspiel, wie schön es schimmert!
Doch ist ihm irdische Luft zu dicht,
Der zarte Ball ist bald zertrümmert.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 219.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. September 1830.

Wer hat das Kreuz erhoben
Zum Schutz für jedes Herz?
Wer wohnt im Himmel droben,
Und hilft in Angst und Schmerz?

Geh zu dem Wunderstamme,
Gib stiller Sehnsucht Raum,
Aus ihm geht eine Flamme
Und zehrt den schweren Traum.

Novalis.

Die Seherin von Prevorst.

Rebus succurrant dubiis in tempore vates.

Ein neuer Fund ist aus des Geistes Schacht,
Von sondrer Art, ans Licht hervorgebracht;
Ist's eine Heilkraft, Weh' und Schmerz zu dämpfen?
Ist es ein Gift und weckt ein wildes Kämpfen?

Unschlüss'ger Zweifel bannt noch das Gemüth,
Ein banges Zwielicht zitternd es durchglüht;
Soll es des Wissens Wachsthum starr verneinen?
Soll schmerzhaft es entsagen und beweinen?

Ein leichter Sinn nimmt sich in bunter Wahl
Die goldnen Bilder aus des Lebens Saal;
Die höhre Pflicht wir in der Seele finden:
Zu kämpfen und im Kampf zu überwinden.

Für Wahrheit schlagen wir die Sehnsucht los;
Kein Opfer ist das letzte, keins zu groß!
Wer will der That Nothwendigkeit beschwören,
Wenn wir die Stimme des Orakels hören?

Wir zünden, hemmt er unsres Forschens Bahn,
Mit rother Fackel selbst den Tempel an;
Es wird der Gott der Wahrheit, dem wir trauen,
Sich neue Tempel aus der Asche bauen.

Bald sind's zweitausend Jahre, daß die Welt
Von einem neuen Sterne ward erhellt.
Ihn sehen Weise an entlegnen Grenzen
In überirdisch milder Klarheit glänzen.

Da ziehen sie mit Gold und Weihrauch aus
Und folgen seiner Spur ins arme Haus,
Und ihn, der Sünde soll und Tod besiegen,
Sehn sie, ein Kind, in Mutterarmen liegen. —

Und ach! kaum wurde seine Weisheit kund —
Da schloß der bittre Tod den süßen Mund.
In welchem Lande herrschet der Verhöhnte?
Von welchen Kronen spricht der Dorngekrönte?

Die Bahn war kurz und ohne Glanz sein Loos,
Das Ende seelig, und die Erbschaft groß.
Wenn wir vor dem Gekreuzigten uns beugen,
So wissen wir, warum wir von ihm zeugen:

Den Blick, der gramvoll war zum Grab gesenkt,
Hat er mit Götterhuld emporgelenkt:
„Ich will, daß Alle sie, die mir vertrauen
„Mich in des Vaters ew'ger Glorie schauen!"

Er, der hienieden heilte Schmerz und Noth,
Er heilet jenseits auch den bittern Tod,
Und der den Sündern kann die Schuld vergeben,
Er ruft die Reinen zu des Himmels Leben!

Nacht liegt und Tod noch zwischen Hier und Dort;
Wir haben für die Zukunft nur sein Wort;
Doch spinnt daraus von dieser Erden Staube
Ein starkes goldnes Band der stille Glaube.

Digitized by Google

Uns faßt ein Grauſen, wenn die Seherin
Mit wunderbar entſchloſſnem Geiſtesſinn,
Zu frühe reifend, wie mit ihres Gleichen
Verkehrte mit den abgeſchiednen Reichen.

Doch ſeht, ob ihr nicht läſtert, wenn ihr ſprecht:
„Daß jezt beſtätigt unſres Glaubens Recht.“
Mit Offenbarung weg und Himmelsleiter! —
Es iſt ein Riß im Vorhang — und nicht weiter!

Wer zweifelte, umrauſcht von dem Gewühl,
Daß dort ſich fortſezt ein bedeutſam Spiel?
Wer ſah nicht, hörte er die Unruhvollen,
Mit ernſterm Blick auf unſre Lebensrollen?

Doch ſchaut durch einen Riß man keine Welt,
Ein Lämpchen nicht der Bühne Nacht erhellt.
Wer räth der Fabel Sinn aus den Geſtalten,
Wenn nächtlich ſie zerrißne Probe halten?

Wer ließ ſo viel neugier'ge Gäſte ein?
Traun, ferne ſollten ſie geblieben ſeyn,
Als ſich der Seherin die lichten Sinne
Eröffneten zum ſchmerzlichen Gewinne.

Noch war geſchloſſen nicht die ird'ſche Bahn,
Und ſchon gehörte ſie den Geiſtern an,
Und mußte, ha! mir graut! im Traum ſouffliren
Und helfen ſchwere Rollen einſtudiren!

Doch Zeugen waren da! — und was ſie ſprach,
Das hallt uns in bewußter Seele nach —
Wir ſehen ſchon die Falten zitternd beben —
Und kann nicht morgen ſich der Vorhang heben?

Wer lauſchte lang dem trüben Geiſterchor?
Lichtdurſtig ſteigt der Geiſt zum Blau empor.
Einſt wird die Nacht wohl, die uns hält gebunden,
Doch in der eignen Mark nur, überwunden.

Bedenkt, daß nur ein Schatten aus der Welt,
Vor der wir ſchauern, uns herüberfällt!
Der Weiſe ſchaut die Schatten nicht vergebens:
Sie fallen ihm auf's Zifferblatt des Lebens.

St.

Die Johannisfeſte zu Florenz.

(Beſchluß.)

Wer am Morgen des Johannistages, fährt Dati fort, die Piazza dei Signori (jetzige Piazza del Granduca) ſah, mußte über den prachtvollen Anblick ſtaunen. Um den Platz herum befanden ſich an hundert Thürme, theils auf Rädern, theils von Männern getragen, auf denen Fahnenſchwinger mit ihren Bannern ſtanden, und vor den Stufen des Pallaſtes waren eine Menge von Kampfpreiſen, aus Tuch, Seide, Sammt gearbeitet, ausgelegt, welche die Städte Piſa, Arezzo, Piſtoja, Volterra, Cortona u. ſ. w., die edeln Herrn von Poppi und Piombino u. A. zu dieſem Zwecke hergeſandt hatten. Den Zug zur Kirche eröffneten die Hauptleute der guelfiſchen Parthei mit allen Rittern, Herrn und auswärtigen Geſandten und einer großen Zahl der vornehmſten Bürger von Florenz. Ein junger Mann auf einem geſchmückten Roſſe, deſſen weiße, langherabhängende Decke mit dem guelfiſchen Wappen verſehen war, trug ihre Fahne. Hierauf kamen die genannten Kampfpreiße, von Pferden auf ſeidenen Decken getragen. Bürger ſchloſſen ſich ſodann mit den großen, zuweilen 50 und 100 Pfund ſchweren Wachskerzen an, welche ſie dem Heiligen darbrachten. Ihnen folgten über 400 der angeſehenſten Tuchhändler, und hierauf die Herren Prioren der Republik, bekleidet mit einer rothen, bis zu den Füßen reichenden und mit Hexmelin verbrämten Weſte, und mit einem, dem Kardinalshute ähnlichen Barett; die Rektoren und Podeſten, in großer Pracht, und von Dienern und Muſikern mit Pfeifen, Trommeln und andern Inſtrumenten begleitet. Die zum Rennen beſtimmten Pferde kamen nun, um dem Heiligen geweiht zu werden; ſodann die in der Stadt anſäßigen flämiſchen und brabanter Tuchweber. Ihnen folgten zwölf Gefangene, die aus Barmherzigkeit an dieſem Freudentage aus dem Kerker entlaſſen worden waren. So bewegte ſich der Zug zur Kirche, und nach der Opferung kehrten Alle in ihre Wohnungen zurück. An dieſem Tage, fügt der alte Hiſtoriker hinzu, ſcheint die ganze Stadt Hochzeit zu halten, und überall finden feſtliche Gaſtmähler mit Geſang, Muſik und großer Luſt ſtatt, ſo daß die Erde ein wahres Paradies zu ſeyn ſcheint. Nach dem Mittagsmahle nun, und wenn alle die Sieſte gehalten, begibt man ſich auf den ſogenannten Korſo — die, die Stadt ungefähr in ihrer Mitte durchſchneidende Straße — wo die Pferde nach dem Ziele rennen. Von einem Ende der Stadt bis zum andern ſind die Fenſter gefüllt mit Frauen in ihrem ſchönſten Putz und mit Blumen und Edelſteinen, und die Straßen voll von Edelleuten, Bürgern und Menſchen, die vom Lande und den benachbarten Städten hergekommen ſind. Auf das gegebene Zeichen nun laufen die Renner ab, welche man aus allen Gegenden Italiens dazu hergebracht hat, namentlich Barberroſſe, die wegen ihrer Schnelligkeit berühmt ſind. Das zuerſt anlangende Pferd gewinnt den Preis, welcher nun auf einem vierrädrigen Triumphwagen, auf deſſen Ecken Löwen abgebildet ſind und der mit rothem Sammt und Gold geziert iſt, umhergetragen wird. Drei Tage nach einander wird dieſe Feſtlichkeit wiederholt.

Bereits im ſechszehnten Jahrhunderte verloren dieſe Feſte viel von ihrem Glanze und ihrer Nationalität, blüh-

ten aber unter der Regierung Peter Leopolds wieder etwas auf, mit welchem für Toskana, das unter den spätern Regenten des Hauses Medici immer mehr gesunken war, ein besseres Daseyn begann. Dem dießjährigen Feste, am 23ten und 24ten Juni, fehlte es nicht an Reiz. Der bedeutendste Theil desselben war das Wagenrennen, Corsa dei cocchi, welches am Nachmittage des ersten Tages auf der Piazza S. Maria novella stattfand. Der Platz war amphitheatralisch mit hölzernen Gerüsten umgeben, welche eine ungeheure Menschenmenge besezte, während an einer Seite eine Loge für den Hof erbaut war. Dieses Wagenrennen hat das Eigene, daß die Wagen den antiken römischen nachgebildet sind; dieß gilt auch von den Kostümen ihrer Lenker. Dieses Schauspiel macht auf den Fremden einen ganz sonderbaren Eindruck, bei näherer Bekanntschaft mit der Sache wird es aber fast noch seltsamer, wenn man nämlich erfährt, daß die Lenker Postknechte sind und der Sieger im voraus bestimmt wird. Dieser zog denn nun auch mit seiner Ehrenfahne ganz stattlich umher. An demselben Abende füllte die Volksmenge den Lung' Arno, wo alle Wohnungen, Brücken u. s. w. erleuchtet waren, und auf der Carrajabrücke ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Der Effekt der Tausende von Lichtern im Strome, welcher von unzähligen erleuchteten Barken und Gondeln, zum Theil mit Musik, befahren wurde, war magisch, und das Fest wurde durch die schönste Sommernacht begünstigt. Am Morgen des 24sten fand der feierliche Gottesdienst im Battisterio, in Gegenwart des Großherzogs und des ganzen Hofes in Galla statt, wobei zugleich auch die schönen Marmorbildsäulen Arnolfo di Lapos und Filippo Brunelleschis, von dem geschickten hiesigen Bildhauer Pampaloni, der Seitenfacade des Doms gegenüber aufgedeckt wurden. Nachmittags war ein glänzender Korso und hierauf das Rennen der Cavalli sciolti, die man noch immer aus alter Gewohnheit Barberi nennt. Ganz Florenz war an diesen beiden Tagen auf den Beinen; es herrschte ein Leben, wie man es in unserer, namentlich im Sommer ziemlich geräuschlosen Stadt nicht oft sieht; aber selten läßt sich, auch bei der lockendsten Gelegenheit, der Florentiner zur ausgelassenen Fröhlichkeit steigern. Und so ließ auch dießmal wieder dieß alte Fest bei dem Zuschauer und Theilnehmer eine angenehme Erinnerung zurück, welche durch nichts gestört wurde.

Alfr. Reumont.

Ein Tag in Straßburg.

(Fortsetzung.)

In Straßburg angekommen, bestieg ich sogleich den Münsterthurm. Man meint in der That, man könne, wenn man einmal in Straßburg ist, nirgends anders seyn, als auf dem Münster. Die Stadt ist gleichsam nur Vorstadt zum Münster, und wenn man von oben hinabsieht, so glaubt man in den grauen Dächern umher nur Schutt und Steine zu sehen, die von dem Riesenbau zurückgeblieben. Unten wirbelten die Trommeln und klang aus mehreren Gassen die Marseillade in halbverlorenen Tönen herauf, der Thurm selbst streckte nach allen vier Winden die dreifarbige Fahne aus, und auf dem Dache des Chores warf der Telegraph seine geschmeidigen Arme gleich einem italienischen Pantomimen rasch und leicht umher. Allein ich konnte auf diese Dinge nicht mehr Acht geben. Der Totaleindruck des Münsters machte alle diese Nebendinge vergessen. Wie kann man beim Anblick einer Rieseneiche an die bunten Schmetterlinge denken, die zufällig um ihre Krone spielen, und an den langbeinigen Käfer, der an ihrem Stamme hinaufläuft? Und doch fühlte ich, nachdem ich mich an der Beschauung des Wunderbaues gesättigt, daß ich wieder hinunter müsse in das Gewühl politischer Ameisen. Nirgends begegnen sich zwei Weltalter in so schneidendem Kontrast als hier: das ganze Mittelalter, im Tode versteinert, und umher der frohe Jubel der modernen Zeit in ihrer schönsten Stunde, das Brautfest mit der ritterlich errungenen Freiheit feiernd. Doch, warum hier ein Kontrast? war es denn nicht dieselbe ewig junge Kraft, welche damals den großen Münster gründete, und heute die Freiheit gründet? Diese dreifarbigen Fahnen, sie schienen mir nicht mehr den altergrauen Tempel zu entstellen. Die Freiheit, deren Symbol sie sind, entspricht dem Zeitalter Erwins besser, als die Affichen der Propaganda, auf denen am Fuße des Münsters zu lesen war: „Heute ist großer Ablaß zu gewinnen!“ Und um wie viel mehr entsprachen nicht diese Fahnen dem großen Sinn der Vergangenheit, als das geschmacklose Kreuz, das die jesuitischen Missionäre auf dem großen Münsterplatz zur Schande der Sculptur vor einigen Jahren aufgepflanzt haben? Ich sah aus diesem Kreuz noch lange eiserne Nägel herausstarren, an welchen große goldene Lilien befestigt gewesen waren. Die Jesuiten hatten sich nicht geschämt, auf diese freche Weise den Weltheiland zum Schildhalter des Bourbonschen Wappens zu machen, und es war daher auch sehr begreiflich, daß sich die Straßburger nach den lezten Begebenheiten in Paris beeilt hatten, die Lilien wegzureißen. Ich hörte, sie hätten auch das Kreuz selbst niederwerfen wollen, aber die jungen protestantischen Theologen hätten sich vor dasselbe gestellt und es beschüzt.

Eine große militärische Messe lockte mich in das Innere des Münsters. Hier war der Kontrast noch auffallender. Die hohen Säulen und Wölbungen, die großen gothischen Fenster, durch deren Glasmalereien eine heilige Dämmerung von oben hereinbrach, schienen einer

Digitized by Google

längstvergangenen Welt anzugehören, während das Parterre unten einem gemeinen lärmenden Markte glich. Soldaten unter dem Gewehr mit betäubendem Trommellärm, liebäugelnde Mädchen, gaffende Fremde, kleine Kinder, sogar einige Hunde, die im innern Raum der Kirche umherirrten, entweihten das Heiligthum mit einer Unzeinirtheit, als ob es so seyn müßte. Mehrere Gruppen standen vor den Anschlagzetteln, die den großen Ablaß verkündeten, und spotteten darüber oder fluchten auf die Unverschämtheit der Jesuiten, die sich jezt noch dergleichen unterstünden. Ich sah einige Offiziere, die hinter den Reihen der Soldaten mit den blanken Degenspitzen in die Säulen der Kirche kritzelten, und einer stemmte sogar den Fuß auf eine sehr unanständige Weise auf den Vorsprung der Säule. Das Alles während des Hochamtes. Die meisten Soldaten schwazten. Andächtig war Niemand als vielleicht einige Frauenzimmer, die an den Seitenaltären auf den Knien lagen. Eine darunter schien mir bekannt. Ich wartete, bis sie sich erhob. Es war Angelika, ein kleines katholisches Gebetbuch in der Hand, aber festlich geschmückt mit dreifarbigen Bändern. Sie erkannte mich sogleich wieder und lächelte. Ich begleitete sie aus der Kirche bis zu ihrem Wagen, wo sie ihr Vater bereits erwartete. Sie wollten sogleich weiter nach Paris. Warum durfte ich sie nicht begleiten? Ich nahm mit einem vielleicht zu schmerzlichen Blick von der lieblichen Polin Abschied, die mir noch aus dem Wagen ihre schneeweiße Hand zum Kuß reichte und dabei eine dreifarbige seidene Schleife fallen ließ. Der Wagen brauste davon, und ich glücklicher Thor hatte wenigstens die Schleife, mit der ich mich sogleich schmückte, stolzer, als wenn es der blaue Hosenbandorden gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, August.

(Fortsetzung.)

Boignes Stiftungen.

Das Asyl für Alte ist besonders für Leute von Stand, die unverschuldet in Armuth gerathen. Jedes Individuen ist auf 750 Franken berechnet; außerdem werden von derselben Anstalt jährlich vier arme, unbescholtene Mädchen aus solchen Familien ausgestattet und für vier Knaben Lehrgeld bezahlt. Das Ganze kostete, Bau und Dotirung, 850 000 Fr. Das Hospiz für Bettler zeigt auch großartige Einfalt in seinem Aeußern, hat zwei Stockwerke und liegt auf einem freien Platz, da, wo ehemals das Karmeliterkloster stand, am Eingang in die Stadt, wenn man von Italien kommt. Hier werden hundert Arme beiderlei Geschlechts beschäftigt und verpflegt; auch hier sind Säle und Gänge weit, lustig und hoch; eiserne Betten, ein Krankensaal, Refectorium, große Höfe, Gärten, eine Kapelle u. s. w., kurz nichts fehlt. Ein Verwaltungsrath steht dem Ganzen unentgeldlich vor, vier Josephsnonnen sorgen für die Krankenpflege; die Armen erhalten den Ertrag ihrer Arbeit als Gratifikation. Das Ganze kostete 629.150 Fr. Das Hospital, genannt Hôtel-Dieu, bestand schon früher, aber in kleinerm Verhältniß und mit geringerm Fonds. Der Graf Boigne ließ das Gebäude bedeutend erweitern, verschönern und für mehr Kranke einrichten; diese sind sehr gut verpflegt und reinlich gehalten. In den Krankenzimmern sind mehrere Einrichtungen, die kein anderes Hospital aufzuweisen hat und die sehr wohlthätig auf den Seelenzustand der Kranken wirken. Vier Betten sind ausschließlich für arme Kranke aus der Fremde bestimmt, von welcher Religion sie auch seyn mögen. Alles zusammen kostete 238.400 Fr. Das Irrenhospital wurde in einem schon vorhandenen Klostergebäude, sechs Meilen von Chambery, angelegt und kostete mit Einrichtung und Dotation 400.000 Fr. Auch die Jesuiten wurden bedacht, jedoch mit Vorsicht und Beschränkung. Auf dem Grund des ehemaligen Visitandinerklosters erbaute Boigne aus Quadern ein herrliches Hotel in Gestalt eines H, 75 Schuh hoch in drei Stockwerken. Es hat 251 doppelte Fenster, geräumige Lehr- und Schlafsäle für die Zöglinge. In einem verlängerten Flügel wohnen die Jesuiten. Durch einen großen Garten ist für freie Bewegung der jungen Leute gesorgt. Das Kollegium enthält deren jezt zweihundert, die zweimal in der Woche in Begleitung ihrer Professoren ausgehen. Einige dieser Lehrer sind Interne oder Jesuiten, andere Laien aus der Stadt; unter jenen befindet sich ein geschickter Physiker. Die Schüler aus der Stadt wohnen wie die Zöglinge des Instituts den Lehrstunden bei, so daß dies Kollegium die Stelle eines städtischen Gymnasiums vertritt. Dabei ist auch weislich ausgemacht, daß Gebäude und Stiftung der Stadt zufallen, wenn die Jesuiten Chambery verlassen sollten. Das Ganze kostet 270.000 Fr. Außerdem verwendete Boigne noch große Summen zur Verschönerung der Stadt, ließ ganze Straßen, Thürme und Kirchen bauen, machte den Bau eines neuen Theaters und eines neuen Stockhauses durch große Beiträge möglich, machte herrliche Stiftungen zum bessern Unterhalt der Gefangenen, für den Bau einer Bibliothek, beschenkte die akademische Gesellschaft u. s. w. Unsere schönste Straße, in gerader Linie vom Schloßplatz nach dem Boulevard, gegenüber der Charité, hat ihm ihre Entstehung zu verdanken und heißt deshalb Boignestraße. Sie ist dreißig Fuß breit, hat rechts und links hohe Portiken, zehn Fuß breit, und gewährt einen wahrhaft imposanten Anblick. Ein Privatmann, der solche Summen für Anstalten des öffentlichen Nutzens verwendet, ist schon eine fabelhafte Erscheinung, von der sich nur sehr wenig Exemplare auf der Welt finden. Boigne's ganzes Leben ist ganz romanhaft, und ich will es hier nur in seinen Hauptzügen mittheilen. De Boigne verließ 1768 seine Vaterstadt Chambery, um in Frankreich in der irländischen Brigade Kriegsdienste zu nehmen. Er war damals siebzehn Jahre alt. Nach fünf Dienstjahren nahm er seinen Abschied und ging nach der Insel Paros, um in ein griechisches Regiment zu treten, das die Kaiserin Katharina in ihre Dienste genommen hatte. Aber bei der Belagerung von Tenedos wurde er von den Türken gefangen und kam erst nach dem Frieden los. Da er keine Aussicht hatte, in russischen Diensten schnell zu avanciren, so stand sein Sinn nach Indien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 220.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 14. September 1830.

Des Gedankens Zwilling, das Wort, ſcheint Hall nur,
Der in der Luft hinfließt; heiliges Band
Des Sterblichen iſt es.

Klopſtock.

Ueber ſüddeutſche Dialekt-Poeſie.

Zweiter Artikel.

Die ſchwäbiſche Grammatik.

Wir haben in einem kürzlich gegebenen erſten Artikel dieſes Themas die etwas pompöſe Behauptung aufgeſtellt, unſer deutſches Vaterland ſchließe in ſeinem weiten Umkreis ein gewiſſermaßen noch unentdecktes Idiom ein, das ſich ſeiner ebenbürtigen Schweſter, der deutſchen Schriftſprache, ungefähr wie das Portugieſiſche dem Spaniſchen gegenüberſtellen laſſe. Wir haben dort nach kurzer Erörterung die Sache im Experiment vor Augen geſtellt, welches denn auch von vielen, dafür kompetenten Stellen als ziemlich plauſibel erkannt worden iſt.

Dem bedächtigeren Leſer werden indeß bei alle dem noch mancherlei Zweifel über die Sache zurückbleiben, wie ſich denn namentlich gegen das Probeſtück leicht einwenden läßt, daß dritthalb Seiten, auf denen ſich die Vortheile der Mundart ins Licht ſtellen und die Lücken verdecken laſſen, noch kein ſicheres Zeugniß abzulegen im Stande ſind. So wird es auch nicht ſonderlich mit der Verſicherung gedient ſeyn, daß wir das ganze ariſtophaniſche Luſtſpiel in dieſem Styl wiedergegeben haben, ohne auf erhebliche Schwierigkeiten bei der Arbeit zu ſtoßen. Es wird alſo für uns das Gerathenſte ſeyn, falls wir unſerem Problem einige Gunſt verſprechen dürfen, uns über das Material des fraglichen Idioms etwas näher auszuſprechen. Wir laſſen alſo für dieß Mal die ſchwäbiſche Poeſie noch ganz auf ſich beruhen und beſchäftigen uns mit der Sprache ausſchließlich, wobei wir freilich alles Mögliche geleiſtet haben werden, wenn wir, ohne unſern Gegenſtand aufzuopfern, der Geduld des Leſers nicht empfindlichen Zwang anthun.

In unſerem gelehrten Jahrhundert könnte man erwarten, daß dieſe Sache auf gut hiſtoriſche Weiſe in ihrem Urſprung und Entſtehen betrachtet würde, um das iſolirte Gewächs in ſeinem Zuſammenhang mit Verwandtem zu erkennen. Ich bin durchaus dieſer Anſicht zugethan, glaube aber demungeachtet, auch der trocknen dogmatiſchen Darſtellung ihren Werth in gewiſſen Fällen nicht abſprechen zu dürfen, namentlich in dem, wo ſichs fragt: iſt denn die Sache überhaupt es werth, daß man ein Wort darum verliere. Wir möchten daher vor allem zur Sprache bringen, worin denn dieſer ſogenannte ſchwäbiſche Dialekt weſentlich beſteht.

Wir haben uns hier gleich über die Willkühr aufzuhalten, mit der die Begriffe von Sprache, Dialekt, Volksſprache u. ſ. w. durcheinander geworfen werden. Hört Einer wo ihm halbfremde Töne, gleich iſt er mit dem Titel Jargon zur Hand. Jargon oder argot bezeichnet im Franzöſiſchen eine mit Willkühr in einer gewiſſen Sphäre angenommene Sprache oder doch eine Sprache, die mit ſolchen Wörtern gemengt iſt. Ihm entſpricht alſo zunächſt unſer Ausdruck Kauderwelſch, Rotwelſch, Zigeunerſprache, ja das Wort ſtammt entſchieden von einer nationalen Benennung dieſer letztern Race. Man ſagt

also: das Jargon der Astrologen, auch das Jargon der Philosophen, nämlich für den, dem ihre Terminologie fremd ist. Unsere Studentensprache ist ein Jargon. Auch ein Kind, das die Sprachtöne nur erst verworren auffaßt, spricht sein Jargon. Personen, die ohne Sprachbildung verschiedene Sprachkreise willkührlich vermischen, sprechen Jargon; so die Juden, wenn sie halb hebräisch, halb deutsch reden, so die Zigeuner u. s. w. Es ist nun offenbar bei uns von keinem Jargon die Rede.

Wer es besser meint, der ist mit dem Prädikat patois bei der Hand. Patois heißt bekanntlich die Sprache des Landbewohners im Gegensatz zum Städter, es müßte zu deutsch also durch Bauernsprache, wenigstens Volkssprache gegeben werden. Wir brauchen nun unsere Landsleute nicht daran zu erinnern, was schwäbische Bauernsprache ist, und möchten Auswärtige nicht damit erschrecken. Wem darum zu thun ist, der mag sie in den schon erwähnten Sailer'schen Schriften studiren. Es besteht in unsern Gegenden ein so schroffer Gegensatz, als irgend sonst wo, (wo nicht Völkermischung eintritt) zwischen der Sprache des Bauern und des gebildeten Städters, und da wir uns hier die letztere ausschließlich zum Ziel setzen, so ist dabei offenbar von keinem patois die Rede.

Von was nun aber? Von einer Sprache? Eine Sprache im besten Sinn ist das Eigenthum einer Volksmasse, die eine gegebene Zahl von Wurzeln und Sprachformen unabhängig von außen bei sich umtreibt, lokale Färbungen des Lauts unberücksichtigt. Die griechische Sprache ist von ihren ältesten Dialekten bis auf diesen Tag eine in sich ziemlich abgeschlossene Sprache geblieben; das übrige Europa befaßt sonst hauptsächlich drei Hauptsprachen oder Sprachstämme: die von Rom ausgegangenen romanischen Sprachen, die im Gothischen, als ihrem ältesten Denkmal, uns zuerst entgegentretenden gothischen, vielleicht richtiger gothinischen, insgemein germanischen Sprachen, und endlich die slavischen. Die einzelnen Idiome dieser Sprachkörper werden nun freilich ohne Bedenken selbst Sprachen genannt, besonders wo der Volksstamm, der sie spricht, sich früh politisch abschloß und arrondirte, ob sie gleich in Wahrheit nur Dialekte, Mundarten sind. Man sieht nun leicht, daß die Mundarten einer solchen Landessprache, die an sich selbst blos Dialekt ist, nur eine fortgesetzte Spaltung derselben Art bezeichnen, die ins Unendliche gehen kann, und es ist kein wesentliches Moment vorhanden, beide Begriffe streng zu sondern. Wir haben es also hier mit dem schwäbischen Dialekt zu thun, wie die Schriftsprache ursprünglich auch einer war, und die, wenn sie sich selbst zum Zweck macht, wohl die populäre Bezeichnung schwäbischer Sprache sich beilegen mag.

Viele günstige Theilnehmer an den Dialekts-Poesien warnen doch vor zwei großen Uebelständen in denselben; man sollte einmal, sagen sie, den Dialekt nicht zu lokal auffassen, und zweitens, ihn nicht absichtlich ins Gemeine, der untersten Klasse der Gesellschaft Angehörige, herabziehen.

Was nun die erste Forderung betrifft, so glaube ich Folgendes anführen zu müssen. Es gibt zweierlei Mittel, eine Sprache, an sich reines Naturprodukt, zu berichtigen und zu bilden, von denen man das eine das falsche und das andere das richtige nennen könnte. Das erste, der Mehrzahl von Grammatikern eigenthümliche Verfahren besteht darin, daß man das, was sich für den ersten Blick in der Struktur eines Idioms als Regel ausweist, konsequent, wie man sagt, durchzuführen, und so mit aller Kraft der Abstraktion gegen dasjenige feindlich zu verfahren sucht, was man Ausnahmen betitelt hat. Es trifft sich nun sehr häufig hinterher, daß die Ausnahme gerade die ältere, bessere Regel, die Regel aber an sich eine schlechtere als die Ausnahme war, und daß endlich eine Ausnahme überhaupt nichts anders als eine neue Regel ist. Man bedenkt nicht, daß das Wort, außer seiner materiellen Struktur, auch praktische Stellung und praktischen Werth hat, und daß die Häufigkeit so wie die Seltenheit seines Gebrauchs ihm zwei Privilegien geben, anders zu seyn als die Masse der in der Mitte liegenden Wörter. Diese Motive mißkennend, haben sich die Grammatiker immer so gern gegen die Praxis feindlich gestellt, wie ihnen denn z. B. die Lehre von den Pronomen, als der privilegiertesten Wortklasse, meist als ein Aggregat von Anomalien erschien. Die wahre Bildung eines Idioms wird davon ausgehen, seine individuellsten Bildungen als sein reinstes Produkt voranzustellen, und alles sogenannte Regelmäßige, als minder durchgebildet, erst in zweiter Instanz nachfolgen zu lassen. Ich halte es daher für ganz wesentlich, daß jeder, der im Dialekt dichten will, sich in Hinsicht jener privilegirten Formen ganz an eine bestimmte Lokalität anschließe, wie dieß auch Hebel, und alle die ihn richtig gefaßt und ihm zu folgen gesucht, ohne alles Bedenken gethan haben; denn hier allgemeinere, der Schriftsprache, oder einer gewissen Ausgleichung aus weitern Kreisen entnommene Formen aufzunehmen, heißt nichts, als es mit allen Parteien verderben, um es keiner recht zu machen, und man käme auf diesem Wege zuletzt auf eine Sprache ohne Ausnahmen, wie keine gelebt hat, so lange die Welt steht. Daß Halbgebildete ihren Dialekt zu Ehren zu bringen glauben, wenn sie ihn mit einem Dutzend der häufigsten Wortformen in hoch- oder halbhochdeutscher Gestalt versetzen, ist bekannt; das heißt, statt ihre Mundart herzhaft darzustellen, bringen sie sich ausschließendes zusammen, und sprechen nach unserer gegebenen Definition einen wahren Jargon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Tag in Straßburg.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile zog die Garnison unter kriegerischer Musik aus dem großen Portal des Münster und stellte sich auf dem Markt auf, wo der neuangekommene Gouverneur, General Breyer, sie musterte. Eine große Menge Nationalgarden umringte sie und aus allen Fenstern schaute die Bevölkerung von Straßburg auf das Schauspiel herab. Man erwartete die gewöhnlichen Paradekünste, allein der General hatte den Einfall, dießmal statt der Gemeinen die Offiziere zu exerziren und dieselben eine Menge Evolutionen machen zu lassen, um zu prüfen, ob sie auch das Kommando verstünden. Man kann sich denken, in welchem ängstlichen Eifer sie umhersprangen, um alles recht zu machen, während die Zuschauer sich höchlich darüber ergötzten. Dieser Einfall gewann dem General auf der Stelle die größte Popularität bei den Straßburgern.

Bei Tisch führte mich der Zufall mit Offizieren, Nationalgarden, Bürgern und Fremden zusammen. Man sprach von den Folgen der großen Woche, und die Stimmung wurde zuletzt, da der Wein die Köpfe zu befeuern anfing, sehr kriegerisch. Einige Franzosen sprachen viel vom Rhein, als der natürlichen Grenze Frankreichs. Die Bemerkung indeß, daß einer ihrer Tischgenossen ein deutscher Gast sey, reichte hin, dem französischen Zartgefühl die Zurückgabe ihrer illusorischen Eroberungen am Niederrhein abzunöthigen. Mir mußten dabei die Desiderien der deutschen Patrioten in Betreff des Elsasses einfallen, obgleich ich nicht unhöflich genug war, sie zu äußern. Daß das Elsaß wirklich noch immer ein ächt deutsches Land ist, davon überzeugt man sich nirgends besser, als an Ort und Stelle. Die Straßburger wiederholen zwar gar gern den Ausdruck: „wir Franzosen;“ allein im nächsten Augenblick reden sie schon wieder von den Welschen, d. h. von den eigentlichen Franzosen jenseits der Vogesen, wie von einer ganz fremden Nation, und spotten nicht selten über kleine Gewohnheiten derselben, die den Elsässern noch immer fremd sind und es auch bleiben werden. — Noch muß ich erwähnen, daß bei Tisch ein Kaufmann aus Lyon, als er hörte, ich käme von Baaden, mir die sonderbare Frage that, wie denn der Kaiser von Oestreich aussehe? Der gute Mann hatte in den Zeitungen gelesen, Se. k. k. Majestät hielten sich in Baaden auf, und er besaß, wie die meisten Franzosen, so wenig geographische Kenntnisse, daß er Baaden in Oestreich mit Baaden bei Rastadt verwechselte.

Eine liebenswürdige Familie bewohnt gegenwärtig das Haus, wo die erste Buchdruckerei in der Welt errichtet worden ist. In einer kleinen Nische der Mauer befindet sich noch jezt ein altes, in Erz gegossenes Brustbild des ehrwürdigen Guttenberg. Ich hörte, daß in den Tagen der Gährung die Vorübergehenden vor diesem Bilde den Hut abgezogen hätten, um dem Erfinder der Presse, für deren Freiheit ganz Frankreich zu leben und zu sterben entschlossen war, die verdiente Huldigung darzubringen.

Ein freundliches Mädchengesicht — die Straßburgerinnen sind überhaupt gar niedlich — lockte mich in eine Boutique, worin unter andern eine Menge frisch aus Paris angekommener Karrikaturen ausgelegt waren. Diese Bilder, meist flüchtig hingeworfene Steinzeichnungen, hatten den scharfen Ausdruck nicht, der gewöhnlich bei englischen Karrikaturen gefunden wird. Die meisten waren trivial erfunden, einige sogar schmutzig; doch zeichneten sich wieder andere durch bessere Zeichnung und feineren Witz aus. Auf dem einen sieht man den Dauphin, als Großadmiral von Frankreich in der Gestalt eines Delphins, seine Familie gleich dem Arion über das Meer führen. Karl X. sagt zur Herzogin von Angouleme: ma chère petite nièce, voila la troisième fois, que nous avons le bonheur de faire ce voyage. Sie antwortet: hélas, mon cher oncle, je crois bien, que ce sera la dernière. Auf einem andern Bilde sizt Karl X. neben dem Dey von Algier und fragt ihn: l'eusses tu cru? Am witzigsten kam mir folgendes vor. Cottu kniet vor Karl X. und beschüzt ihn durch Vorhaltung eines Regenschirms gegen die Kugeln des Volks. Karl spricht: ah, qu' as-tu, Cottu, pourquoi trembles-tu? Cottu: Sire, nous sommes f—s. Mon parepluie ne resiste plus! Karl: qui l'eut cru, Cottu? Ueberaus abgeschmackt war dagegen eine Karrikatur, auf welcher Karl X. Hasen schießt, mit der Unterschrift: il nous regnait en tirant (en tyran), und dergleichen mehr.

Es war Zeit, ins Theater zu gehen, und ich beeilte mich, einen Sitz zu finden, da heute „die drei großen Tage in Paris“ als Vaudeville aufgeführt werden sollten. Das Schauspielhaus ist für eine so mittelmäßige Stadt, wie Straßburg, groß genug. Es war indeß ziemlich angefüllt und die Zuschauer saßen dergestalt ohne Rangordnung unter einander, daß ich auf der vierten Gallerie goldene und silberne Epaulettes bemerkte, während sich auf der ersten mitunter Epaulettes von rother Wolle befanden. Alle Hüte waren mit Kokarden geschmückt, und auch viele Damen trugen die drei Farben. Sie zeigten dabei eben so viel Geschmack als Abwechslung, und es läßt sich nichts Erfindungsreicheres denken, als die verschiedene Art und Weise, wie und wo die drei Farben angebracht waren. Im Parterre zeichnete sich unter den vielen Soldaten, Nationalgarden und französisch gekleideten Bürgern eine seltsame Figur aus. An dem kurzen Rock, der weit offenen Brust, dem breiten, etwas unreinen Hemdkragen und den ellenlangen Haaren erkannte man auf den ersten Blick den deutschen Studenten. Er bengelte sich in nachläßiger Lage

Digitized by Google

auf einer Bank hin und stützte sein nachdenkliches Haupt auf den Arm. An seiner kleinen rothen Jakobinermütze war eine dreifarbige Kokarde befestigt, die sie beinah ganz bedeckte und ein eben so großes Rad bildete, als die des kleinen Juden in Kehl. Dieß waren die beiden ungeheuersten Kokarden, die ich gesehen habe. So sehr der junge Student aufzufallen die Absicht haben mochte, nahmen doch seine französischen Nachbarn keine Kenntniß von ihm, und dieß schien ihm zuletzt große Langeweile zu verursachen, denn er that, als ob er schliefe.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, August.

(Fortsetzung.)

Boignes Kriegsthaten in Indien.

Nach unglaublichen Schwierigkeiten kam Boigne 1778 in Madras an, fand sich aber in seinen Hoffnungen getäuscht, und um leben zu können, mußte er Fechtstunden geben. Endlich entschloß er sich, als Fähnrich in den Dienst der ostindischen Kompagnie zu treten. Gleich darauf machte er den Feldzug gegen Hyder-Aly mit. Im Anfang und bis zum Jahre 1784 schlug dieser und sein Sohn Tippoo die Engländer. Schon ein Jahr früher hatte Boigne seine Fähnrichsstelle wieder abgegeben, weil man ihm einen Andern vorgezogen hatte, und er war gesinnt, zu Land nach Europa zurückzukehren. Lord Macartney gab ihm Empfehlungsbriefe an Lord Hastings mit, der damals Generalgouverneur in Bengalen und der ihm auch für seine Reise behülflich war. In Luknow, der Hauptstadt der Provinz Ude, wurde er durch den englischen Gesandten dem Nabob vorgestellt, und nach der damaligen Sitte empfing er von ihm ein Geschenk von 4000 Rupien (10.000 Franken). Hier und in Delhi, der Hauptstadt des Großmoguls, hielt er sich einige Zeit auf, um das Land, die Sprache und die Einwohner mit ihren Sitten kennen zu lernen. Endlich trug er dem Raja von Gohul und hernach dem Raja von Jypore seine Dienste an; letzterer ging auch darauf ein; er glaubte, den Generalgouverneur Hastings davon benachrichtigen zu müssen, und dieser schrieb ihm in Auftrag des indischen Raths, B. solle nach Calcutta zurückkommen. Dieß that er auch, wiewohl dieser Befehl ganz willkührlich war. Nach einer einzigen Unterhaltung mit Hastings wurde ihm erlaubt, zum Raja von Jypore zurückzukehren und in seine Dienste zu treten; dieser traute ihm nun aber nicht mehr, weil Boigne mit den Engländern verkehrte, nahm ihn daher nicht in Dienste, entschädigte ihn aber mit 10.000 Rupien dafür. Nun trat Boigne in Dienste bei Sindiah. In allen seinen Feldzügen gegen die Mongolenfürsten zeichnete sich der Savoyer aus und ward reichlich dafür belohnt. Endlich ward Friede und beide schieden voll Achtung und Freundschaft von einander. Boigne ging nun nach Luknow und fing an, mit den erworbenen Summen Handelsgeschäfte zu treiben; aber schon im Jahr 1790 rief ihn Sindiah wieder zu sich und übertrug ihm die Bildung eines Truppenkorps von 12.000 Mann. Bald war dieß zusammen und zog unter Boigne mit dem savoyischen weißen Kreuz in den Fahnen zu Feld. Ein Vortheil, ein bedeutender Sieg folgte nun auf den andern. Sindiah stieg dadurch immer mehr in Macht und Ansehen und überhäufte Boigne mit kostbaren Geschenken; unter andern überließ er ihm einen großen Theil der von den besiegten Rajeputen erlegten Kriegskontributionen. Er befahl ihm, seine Brigade zu verdoppeln und eine Armee von 22.000 Mann daraus zu machen, ernannte ihn zum Haupt von zweiundfünfzig Distrikten, deren jährliche Einkünfte, 22 Lak Rupien, 5.000.000 Franken, ihm gänzlich überlassen wurden, um damit die Truppen zu unterhalten und zwei Prozent für sich zu nehmen. Außerdem hatte Boigne monatlich noch 6000 Rupien, 11.000 Fr., Generalsgehalt und genoß noch eine Menge anderer Vortheile, z. B. den Gehalt eines Kavallerie-Ehrenkorps, dessen Proprietär er war. Durch alles dies ist es begreiflich, wie Boigne, der außerdem noch große und glückliche Handelsgeschäfte machte, zu einem so kolossalen Vermögen gelangen konnte. Aber sein Glück war noch nicht am Ende. Als Sindiah im Jahr 1790 gegen Decan zog, wo die Engländer Tippoo-Saib schlugen, entfernte er sich weit von Delhi, und übertrug seinem Generalissimus Boigne die Erhaltung und Vertheidigung seiner bisher gemachten Eroberungen. Darauf beschränkte sich dieser aber nicht, sondern schlug Ismaël-Rey, den mächtigsten Feind Sindiahs, und machte ihn gefangen, zerstörte gänzlich die Armee Holkars, unterwarf den Raja von Jypore und zwang ihn, eine Kontribution von zwanzig Millionen Franken zu zahlen. Als Sindiah in sein Land zurückkehrte, kannte seine Dankbarkeit gegen Boigne keine Grenzen. Dieser konnte nun thun, was er wollte, es war gut gethan. Er legte zu Horal und Paluet große Waffenfabriken und Kanonengießereien an. Als 1793 Sindiah wieder zu Feld zog, kam durch einen Zufall damals ganz Indostan faktisch unter die Gewalt Boigne's, denn damals war Bastia, Vizekönig von Indostan, gegen Sindiah aufzutreten; als dieser aber mit Uebermacht und siegreich angerückt kam, hoffte Bastia seinen Unwillen zu mäßigen, wenn er sich dem Generalissimus übergebe und all seine Gewalt in dessen Hände lege. So geschah es auch, und dadurch kam das unermeßliche Reich des Großmogols, die Hauptstadt Indiens und die Verwaltung des ganzen Reichs unter den Savoyarden Boigne, und das savoyische Kreuz war die geehrteste Fahne in Indostan. Von diesem Zeitpunkt an war er unumschränkter Herr über alle Marattenstaaten nördlich von Chumbal. Sindiah starb 1794 und sein Neffe Dolat-Rao-Sindiah folgte ihm auf dem Thron. Nun wünschte Boigne sich zurückzuziehen. Daran war aber nicht zu denken, denn der neue Regent war gleich wohlwollend gegen ihn gesinnt. Er mußte noch zwei Jahre in seinen Aemtern und Würden bleiben; da aber konnte er nicht mehr, denn Anstrengungen und Strapazen aller Art hatten seine Gesundheit untergraben, und es war die höchste Zeit, daß er in ein anderes Klima eilte. Endlich erhielt er seinen Abschied und zog im Februar 1796 nach Calcutta, wo er sich mit seinen Schätzen, seiner Dienerschaft und einem Korps persischer Reiter einschiffte, das sein Eigenthum war und deren Pferde mit Sattel und Zeug er an die Engländer verkaufte. Im September 1796 verließ er Indien gänzlich und schiffte nach England. Dort heilte ihn der berühmte Doktor Home, so daß er 1798 schon wieder nach Indien zurückzukehren gedachte, zumal ihn Dolat-Rao-Sindiah dringend und unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu sich einlud.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 221.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. September 1830.

Wer bei gewissen Dingen den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.

Lessing.

Ein Tag in Straßburg.

(Beschluß.)

Ich nahm meinen Platz auf der ersten Gallerie, hinter einem sehr reich gekleideten Mädchen, die mir die schönste im ganzen Hause zu seyn schien. Sie war übrigens etwas zu auffallend in die drei Farben gekleidet, indem roth und blau an ihr das Weiße fast überstrahlte. Ihr Betragen entsprach aber auch dieser Kleidung, denn sie war überaus exaltirt, ihr schönes Gesicht glühte, bei jeder politischen Anspielung zerarbeitete sie ihre zarten Händchen, um so laut als möglich Beifall zu klatschen, und bei den patriotischen Gesängen schnitt ihr reiner Sopran durch die brüllenden Bässe der Nationalgarden scharf hindurch. Unter den Männern fand ich keinen, der in so hohem Grade begeistert geschienen hätte, als dieses rosenwangige Kind von höchstens achtzehn Lenzen.

Zwei ziemlich ennuyante Singspiele gingen dem Hauptstück voran. In einem dieser Stücke spielte die harlekinmäßig in die drei Farben eingewindelte Prima Donna ein armes Landmädchen, das wie Mamsell Aschenbrödel oder die Waise aus Genf zuletzt baronisirt wird. Es war wenigstens merkwürdig, auf diese Art die ganze alte aristokratische Sentimentalität über die Bühne laufen zu sehen, auf der eine halbe Stunde nachher sich die krasseste Pöbelherrschaft etabliren sollte. Endlich hatte der adlige Familienjammer ein Ende, der Vorhang ging wieder auf und die drei großen Tage der Pariser folgten Schuß auf Schuß. Im Hintergrunde wurde gehauen, gestochen und geschossen, im Vordergrunde schleppte man noch blutende Verwundete vorüber, wurde Charpie gezupft, haranguirt, deklamirt und gesungen. In einer etwas ruhigeren Zwischenscene traten zwei Arbeiter aus den Pariser Vorstädten auf, ein mit einem großen Haudegen bewaffneter nackarmiger Zimmermann und ein dick mit Kalk beschmierter Maurer, der als Waffe eine Picke trug. Beide ergossen sich in Schwüre und Flüche, Freudenbezeugungen und Drohungen, wie sie ihrem Kostüme angemessen waren. Der Refrain ihrer Reden war immer, daß sie, gemeine Bürger, das stehende Militär besiegt, niedergeschmettert, pulverisirt, und die Linienoffiziere im Parterre mußten sich von diesen derben Gesellen manchen plumpen Spaß gefallen lassen. Zuletzt stellte sich der Maurer auf einen Stuhl und spielte den König, eine sehr republikanische Posse, die aber unbändig beklatscht wurde. Der allgemeine Jubel, der gleichmäßig unter den Zuschauern wie auf der Bühne herrschte, nahm einen gewissen Rhythmus an, als ein graziöser Schauspieler hervortrat und mit sonorer Stimme patriotische Lieder intonirte, die vom ganzen Publikum mitgesungen wurden. Manche Verse wurden doppelt und dreifach wiederholt, und mit donnerndem Zuruf begleitet. Der Inhalt dieser Verse war durchgängig drohend und kriegerisch:

Mort aux tyrans! Vengeance et liberté!
Ce cri de guerre est le cri de la France;
Et dans Paris, de meurtre ensanglanté,
Un long murmure a répondu; Vengeance!

Digitized by Google

Aux armes ! c'est dans les combats
Que la liberté nous appelle ;
Jurons d'y mourir en soldats,
Ou de ne vivre que pour elle.
Rien que pour elle!

Den ſtärkſten Effekt machten folgende Verſe eines andern Liedes:

L'oppression, a l'air plein de fierté,
Voulait sur nous faire éclater la foudre ;
Massue en main l'auguste liberté
En un seul jour la réduisit en poudre ;
Ils espéraient, ces fils de Loyola,
Voir notre France et soumise et craintive,
Mais notre courage était là,
Et chaque Jésuite trembla.
La France est sur le qui vive!

Si l'étranger osait servir d'appui
Au roi félon que notre France abhorre,
La même ardeur qui nous guide aujourd'hui
Pour le chasser nous guiderait encore.
Dans ce combat il faut vaincre ou mourir,
La liberté ne fut jamais craintive ;
Lâches, qui ne savez que fuir,
N'espérez jamais revenir,
Car la France est sur le qui vive!

Dazwiſchen ſchrie das Parterre mit wüthender Begeiſterung: Oui, oui — chasser! — jamais, jamais révenir! Der vorſingende Schauſpieler hielt eine dreifarbige Fahne in der Hand, die er nach jedem Verſe zärtlich in die Arme drückte. Zwei Lieder waren ihr ausdrücklich gewidmet, und der Sänger ſang ſie wie ein Geliebte an, was ſich oft eben ſo komiſch als rührend ausnahm. Mehrere Verſe waren zum Lobe des neuen Königs gedichtet, aber, was mir ſehr auffiel, der Vorſänger mußte ſie allein ſingen und es erhob ſich kein Beifallgeräuſch. Auch hatte ſich die hübſcheſte unter den Sängerinnen eine papierne Affiche als Schürze vorgebunden, worauf mit großen Lettern Louis-Philippe ſtand. Welcher Leichtſinn beim blutigen Ernſt, welche grauſamen Sarkasmen beim reinſten Enthuſiasmus! Der ganze Nationalcharakter ſpiegelte ſich darin, und man konnte die ganze franzöſiſche Geſchichte im Spiel einer Stunde an ſich vorübergehen ſehen.

Ich ging endlich mit der jubelnden Menge nach Hauſe und der Sonntag war verlebt. Der nächſte Werkeltag führt mich wieder über den Rhein zurück. Adieu, ſchönes Frankreich!

Ueber ſüddeutſche Dialekt-Poeſie.

(Fortſetzung.)

Was den zweiten Punkt betrifft, ſo kann man den Dialekt auf verſchiedenen Höhenpunkten auffaſſen, indem ſich überall drei Kaſten von ſelbſt abſcheiden, nach Landbewohnern, Bürgern von Städten, denen das Gewerbe vorzüglich anheim fällt, und endlich denjenigen Klaſſen, die in unausgeſetztem Verkehr mit der Schrift ſtehen und darum als gebildete Stände zuſammengefaßt werden. Es iſt nun an beiden Polen zu befürchten, einerſeits nämlich, daß die zu ſehr iſolirten Landbewohner ihr Idiom zu abentheuerlich karrikieren, von der andern Seite, daß Elemente der Schriftſprache eingeſchwärzt werden, und es iſt nicht zu läugnen, daß die Mittelklaſſe immer den ſicherſten Grund für unſern Zweck zu bilden hat, weil ſie vor beiden Gefahren am ehſten geſichert bleibt; nur muß dieſe Linie nicht zu ſcharf gezogen werden. Der Dialekt findet nämlich eine eigenthümliche Stärke in der gelinden Schwankung nach einem und dem andern Pole; denn während die Sprache der Leidenſchaft von Natur derb, energiſch, konkret, alſo populär und gemein wird, ſo lenken Liſt und Ironie wieder nach der Sprache der Bildung ein. Die ausgeſprochenen Pole dürfen dem Dichter nur abſichtlich als komiſche Masken entſchlüpfen.

Noch bleibt übrigens zu bemerken, daß einzelne ſchriftdeutſche Wörter, die ſich mit dem Begriff unentbehrlich in den Dialekt herein ſtellten, hier ſo wenig Anſtoß geben können, als zum Beiſpiel die unzähligen franzöſiſchen Wörter in der deutſchen Sprache, d. h. es ſind eben Fremdwörter. Solche Dinge ſind überall Diſſonanzen; ich will aber nur beiläufig bemerken, daß man in unſerem Dialekt ſchwerlich mehr Wörter der Art (die ſeinem Organismus zuwider ſind) wird auffinden können, als z. B. in der däniſchen oder ſchwediſchen Sprache hochdeutſche Wörter ſtecken, die dort gewiß keine beſſere Figur machen. Endlich muß auch noch dem Dichter das Recht zuſtehen, einzelne glückliche Kontractionen der Volksſprache im treffenden Falle in ſein gebildeteres Idiom heraufzuziehen, unter der Firma „poetiſche Licenz.“ Haben doch griechiſche und italieniſche Epiker die Sache nicht anders angeſehen, und warum ſollte man dieſen oft wichtigen Vortheil verſäumen in einem Element, das glücklicherweiſe noch nicht ins abſolut Feſte erſtarrt, das noch weich und flüſſig iſt und der Hand des Bildners ſich fügt.

* * *

Die Grammatik befaßt eigentlich zwei ganz geſchiedene Doctrinen, die nur in der praktiſchen Verbindung ſtehen, daß ſie eben die Sprache ausmachen, ohne der Wiſſenſchaft eine nothwendige, organiſche, konkret-beſtimmte Wechſelwirkung aufweiſen zu können. Dieſe beiden Doctrinen laſſen ſich als materielle, phyſiologiſche, und als logiſche, grammatiſche Motive auseinander ſtellen. Die erſte Lehre betrachtet den Sprachſtoff als Naturprodukt und um ſeiner ſelbſt willen, und begründet eine Phyſiologie und Metamorphoſe des Sprachlauts, die wieder in zwei Hauptmaterien, nach Qualität und Quantität, oder, in der alten Welt, in die Lautlehre und Quantitätslehre, in der modernen Welt in Laut- und Tonlehre, oder Buchſtaben-

Digitized by Google

und Accentlehre zerfällt. Der logische Theil der Grammatik hat es einerseits, als Wortbildungslehre, mit Wurzelkonstruktion, Derivation und Flexion, andernseits, als Wortverbindungs- oder Satzlehre, mit der sogenannten Syntax zu thun.

Wir wollen im Folgenden zur Probe Einiges aus der schwäbischen Grammatik mittheilen. Was die Syntax betrifft, so müßten wir fürchten, namentlich nicht schwäbische Leser zu ermüden, ja solchen, welchen die süddeutschen Mundarten ganz fremd sind, fast ganz unverständlich zu werden. Eher von allgemeinerem Interesse möchten ein Paar Kapitel aus unserer Lautlehre seyn. Wir haben hiebei zumal über die Vokale zu sprechen, und da schon die typische Darstellung unsers letztgegebenen Versuchs (die Probe einer Uebersetzung des Aristophanes) auf Bemühungen hinweist, nicht gemein-deutsche Vokallaute aufs Papier zu fixiren, so werden sich bei Aufzählung dieser eigenthümlichen Zeichen die nöthigen Erläuterungen am besten anbieten.

Vom ä.

Das deutsche a hat eine bekannte Neigung gegen das Gebiet des o, und trübt sich durch fast ganz Deutschland in der Volkssprache zu einem Mittellaut zwischen beiden. Gegen diese gemeindeutsche Corruption (wenn man will) machen nun die alemannischen Dialekte gleich den auffallendsten Kontrast. Dieselben sprechen, auch in der niedrigsten Sphäre der Gesellschaft, diesen Laut mit solcher Reinheit und Fülle, daß keine Theorie daran zu bessern wüßte. Diese Eigenheit ist aber nicht so zu verstehen, als ob jener Mittellaut, den wir ä bezeichnen, bei uns unbekannt wäre, sondern im Gegentheil, weil er ein eigenes grammatisches Motiv ist, konnte er mit a nicht zusammenfallen. Das historische Verhältniß ist nämlich folgendes: Von den ältesten deutschen Denkmälern her (das gothische diesmal ausgeschlossen) kennt die deutsche Sprache zwei verschiedene a, die sich, wie z. B. im lateinischen, blos quantitätisch, nach Länge oder Kürze abscheiden, also rhythmisch zu schreiben: ā und ă. Dies Verhältniß erhält sich erwiesenermaßen bis ins vierzehnte Jahrhundert herein. In dieser Zeit trifft ein Todesstoß die deutsche Quantität; der Accent hat sie erwürgt und um lange und kurze Sylben im Sinne der Quantität (ohne Position) ist es geschehen. Die Kürze der Vokale verdichtet sich in Schärfung durch erschlichene Doppelung des Consonanten, oder aber, und zwar viel häufiger, wird sie in dem neuen Tonsystem ohne Doppelconsonant als Dehnung präsumirt und in die Breite gezogen. Bei einigen Vokalen, wie e und o, ist dieser Nachtheil nicht sehr merklich, weil sie verhältnißmäßig selten gedehnt waren; desto bedeutender würde er bei den andern. Unser ā, in der alten Sprache häufig genug, soll sich mit dem alten ă, das jezt gleich jenem zu ā (betont) geworden, auf gleiche Linie stellen. Dem schwäbischen Ohr muß die Unschicklichkeit dieser Vermischung zu rechter Zeit klar geworden seyn, und es suchte statt der zerstörten Quantitätsscheidung eine qualitätische, d. h. es gab der vielleicht in der alten Länge schon nicht ungehörten Abweichung des Lauts nach ä nach, um diesen vor der Vermischung mit dem nachdrängenden langen a zu bewahren. Und so haben wir denn ein materiell und grammatisch geschiedenes ä neben dem a. Dazu bemerke ich noch, erstens, daß der Däne und Schwede denselben Ausweg eingeschlagen hat, und also in einer Menge Wörter materiell mit uns übereinstimmt (der Schwede unterscheidet die Zeitwörter mala und måla, mahlen und malen, wie der Schwabe); zweitens, daß in den andern deutschen Mundarten offenbar nur der Mißbrauch, den man vom ä-Laute machte, indem er alle a, ohne Unterschied, verschlang, die Theorie zwang, auch die ä wieder ins reine a zurückzuführen, und so das unorganische Verhältniß erst augenscheinlich zu machen; drittens, daß diese nun seit Jahrhunderten der Schrift und Nachbarschaft zum Trotz erhaltene Scheidung im Einzelnen freilich Schaden leiden mußte, so daß sie in manchen dem populären Gebrauch fremder gewordenen Wörtern die alte Dehnung vergessen hat, wie auch in den Nordsprachen, was übrigens Regel ist in allen Fremdwörtern, denen die alte Sprache fast durchaus lange, wir aber reine a zuschreiben; viertens, daß wir, falls Jemand diesen Laut für an sich häßlich halten sollte, wir ihn nicht nur an die Nordsprachen und ans Englische, sondern noch mehr an die drei Südsprachen erinnern, wo derselbe zwar nicht als ein zweites a, wohl aber als ein zweites o seine volle Geltung erhält, im Portugiesischen selbst typisch bestimmt ist. Der Laut hat sich übrigens bei uns nur in ganz wenigen, häufigen Formen in einen kurzen, geschärften zusammen gezogen. Resultat dieses Artikels wäre: dem Schwaben geben Wörter wie frägo, wägo, plägo, niemals Reime auf solche wie sago, clago, trago.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Larreys Bericht über die Pariser Verwundeten.

In der Sitzung der Pariser Academie der Wissenschaften vom 30. August las Larrey eine chirurgische Abhandlung über die letzten Tage des Juli vor. Er sagt im Eingang, er habe vom Jahr 1789 an fast alle Kriegszüge der französischen Heere mitgemacht, nie aber sey ihm ein Beispiel von solchem Muth, von solcher Intelligenz vorgekommen, als die Einwohner von Paris in den Tagen vom 27., 28. und 29. Juli bewiesen haben. „Allein der Aufstand von Kairo gegen das französische Heer kann mit dem Heroismus der Pariser verglichen werden; und es ist dies ein Beweis, daß Liebe zum Vaterland und zur Freiheit der mächtigste Hebel des Muths ist und selbst bei Menschen, die dem Waffenhandwerk völlig fremd sind, die Quelle jeder kriegerischen Tugend wird. Diese heilige Begeisterung erfüllt das Herz mit Todesverachtung;

es ist, als ob dem Menschen in diesem Falle plötzlich ein Licht aufginge, so unglaublich schnell fällt ihm bei, was er zu thun, wie er es anzugreifen hat. In Kairo, wie in Paris, sah man auf das Signal zum Aufstand die Einwohner jeden Standes, jeden Alters sich waffnen, so gut sie konnten, überall Alles verrammeln, nicht nur mit großer Gewandtheit, sondern wirklich kunstgerecht den gemeinschaftlichen Feind auf allen Punkten angreifen, ihn in die Gefahr locken, kurz im Gefechte mit ihm die Kraft und Unerschrockenheit alter Truppen entwickeln; die Jüngsten und Schwächsten, die am Kampfe nicht Theil nehmen können, bereiten allermittelst Wurfgeschütz aller Art und Kanonenpulver. Aber ganz unbegreiflich ist es, wie die Einwohner von Kairo, die doch ziemlich in der Kultur zurück waren, in ganz wenigen Tagen lernen konnten, Mörser zu gießen, aus denen sie Körper von jeder Form und Größe schossen."

Der Umstand, daß in Paris die verwundenden Körper zum Theil ganz ungewöhnlicher Art waren, hat zur Folge, daß sich an den Verwundeten sehr häufig Erscheinungen zeigen, wie sie Larrey in seinen Feldzügen nie beobachtet hat, wieder den egyptischen Feldzug ausgenommen. Die Wirkung der geschossenen Körper auf die verletzten Theile ist sehr verschieden, je nach der Beschaffenheit, der specifischen Schwere und der Elastizität dieser Körper. So erschütterten kleine Steinkugeln, die durch ein Glied geschossen wurden, im Verhältniß der Masse des Steins und des Widerstands der zerrissenen Theile. Tiefe Risse, Ergießungen, Schwellen des Gliedes, Abscesse und Brand waren die Folgen davon; während Eisen oder Bleikugeln und cylindrische Bleistücke die Theile rascher durchschlagen, und eben damit eine nicht so heftige, oder nicht so weit verbreitete Erschütterung veranlassen.

Pflastersteine brachten ganz ähnliche Wirkungen wie matte Kanonenkugeln hervor, und da fast alle Schüsse ganz in der Nähe, ja in unmittelbarer Berührung des Rohres und des Körpers abgefeuert wurden, so waren sie in ihren Folgen, unter übrigens gleichen Verhältnissen, weit gefährlicher, als man gewöhnlich im Feld beobachtet.

Diese und andere Umstände mußten bei Behandlung der Verwundeten sehr in Betracht gezogen werden. Seine frühere Erfahrung war Larrey von großem Nutzen, und von etwa fünfhundert Blessirten hat er auch seit dem Tage, wo sie ins Spital kamen, bis zum 21. August blos fünf verloren.

Chambery, August.

(Fortsetzung.)

Volgne. Weiberhandel. Der gerettete Voltaire.

Indessen hatten sich die politischen Verhältnisse in Volgnes Vaterland anders gestaltet. Napoleons Stern stieg schnell empor und versprach Savoyen, das mit Frankreich vereinigt wurde, eine schöne Zukunft. Als Napoleon auf den Thron gestiegen war, setzte sich Volgne in seiner Heimath fest und verließ sie seitdem nicht mehr. Sie begreifen, welcher Verlust sein Tod für Land und Stadt war, die er mit Wohlthaten überhäuft hat. Den französischen Blättern, die ihn beschuldigten, sein unermeßliches Vermögen sey durch Verrath erworben, denn es sey der Preis dafür gewesen, daß er Tippoo-Saib an die Engländer verrathen, kommt es nicht darauf an, einen anachronistischen Schnitzer bei dieser Behauptung zu begehen. Es ist aktenmäßig erwiesen, daß Volgne 1796 und 1797 in England war und daß er hernach nicht wieder nach Indien zurückgekehrt ist. Wie kann er denn Tippoo-Saib verrathen haben, dessen Hauptstadt Seringapatnam erst am 4. Mai 1799 von den Engländern erstürmt wurde, wo der heldenmüthige Fürst unter seinen Kämpfern fiel? Volgne hat auch während seines Aufenthalts und seiner Macht in Indien nie politische Verbindungen mit den Britten gehabt, deren Verfahren gegen die ihm sehr werthen Landesfürsten er bis auf seinen Tod höchlich verabscheute. Es läßt sich vielmehr behaupten, daß die Engländer 1799 nicht so siegreich gewesen wären, wenn nicht französische Schwindler und Abenteurer, wie du Bac, sondern ein kriegserfahrener Europäer wie Volgne an der Spitze des mysorischen Heers gestanden hätte.

Wenn man behauptet, der Handel liege bei uns in Savoyen ganz darnieder, so hat man doch im Grunde unrecht. Es läßt sich vielmehr sagen, daß unsere Bauern den Engländern nachstreben und ihnen kein Privilegium des Alleinhandels mit gewissen Artikeln zugestehen wollen. In Faucigny vertauscht einer seine Ehehälfte gegen eine armselige Eselin, und in Tarentaise, wo die Waare noch niedriger im Preis zu stehen scheint, verkauft einer sogar seine Frau für vierzehn Sols piemontesisch oder dreiundzwanzig Kreuzer rheinisch, also nicht einmal für einen Batzen und zwanziger! Sie können sich denken, was dies für ein Skandal im Lande war; Geistliche, Gensdarmen, Advokaten und Richter legten sich sogleich in den Handel. Die Contravenienten sitzen noch, man weiß aber nicht, welches Gesetz man auf sie anwenden soll, da keins für diesen Fall vorhanden ist. Indessen muß doch gestraft werden, denn sonst griffe der Handel schnell um sich. Ich frage: wozu helfen nun die zahllosen Klöster, Kirchen, Mönche, Weltgeistliche, Congregationisten und Missionarien dem Lande, wo die Einwohner so rod, sittenlos und unchristlich handeln können? Fragt man aber nach der Grundursache dieses Unfugs, so liegt er auf platter Hand: es ist die ganz vernachlässigte Volkserziehung. So lange diese nicht anders wird, so lange die Geistlichkeit schreit und predigt, aber nicht beispielgebend gut und sittlich handelt, wird es nicht besser im Volke aussehen. Es ist auch ganz unnütz, gegen Licht und Aufklärung zu schreien, denn die Leute wissen schon recht gut, wo der Wind herkommt. Davon hatten wir kürzlich in Annecy, einem benachbarten Landstädtchen, einen offenbaren Beweis. Dort starb vorigen Winter ein reicher Mann; seine zwei verheiratheten Töchter kamen gleich aus der Nachbarschaft, um die Erbschaft der Mobilien zu theilen, worunter auch eine zahlreiche Bibliothek war; bei einigem Durchstöbern der Bücher fand sich darunter auch die ganze Reihe der Voltaireschen Werke; dies war ein Gräuel für die frommen Damen, die hier in vornehmer geistlicher Umgebung leben; gleich wurde beschlossen, die gottesläſterlichen Bücher zu verbrennen; mit freudigem Eifer schleppen sie dieselben selbst auf den Herd, und eben soll das Auto da fé beginnen, als eine der Schwestern bemerkt, daß der Schornstein voll Ruß ist, der sich bei großem, hochflackernden Feuer leicht entzünden und das Haus in Brand stecken könnte; nun war guter Rath theuer; endlich kommt man auf den Einfall, die Bände in das große Becken des eben eingefrornen Springbrunnens zu bringen und mit dichtem Schnee zu bedecken, auf daß sie künftiges Frühjahr das Wasser zerstöre. Gesagt, getan. Nach einigen Tagen zogen die Schwestern mit schwerbeladenen Wagen ab. Die warme Märzsonne schmelzte bald den Schnee, unter dem Voltaire lag, das Rohr des Springbrunnens aber war vor Frost geborsten und es kam daher im Frühling kein Wasser. Statt dessen kamen spielende Buben in die Nähe, die unter dünner Schneedecke den Schatz entdeckten, hervorgruben, sich darein theilten und ihn nach Haus trugen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 222.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 16. September 1830.

Es zieht mich fort, ich weiß nicht, wie ich's nenne,
Unwiderstehlich fort zu seinem Grabe.
Dort wird mir leichter werden, augenblicklich!

Schiller.

Die Kornetswittwe.

Eben wurde es im Dorfe bekannt, daß die Waffen der Engländer und Spanier gesiegt hatten und die Franzosen im vollen Rückzuge begriffen waren. Die Unruhe machte mit einem Mal dem lautesten Jubel Platz; ein Freudengeschrei aus tausend Kehlen begrüßte die rückkehrenden Sieger; aber im wogenden Gedränge sah manche Schöne mit banger Neugier dem Augenblick entgegen, wo sich ihre Hoffnung in Entzücken verwandeln, oder ihr bang klopfendes Herz vom eiskalten Griff der Verzweiflung stillstehen sollte. Eine bleiche, liebliche Frauengestalt beobachtete hinter dem dünnen Musselinvorhang eines kleinen Fensters, das auf die Straße ging, mit halbabgewandten Augen die zerstreuten Gruppen, welche freudig mit den Mützen winkten, oder still trauernd über einen gefallenen Freund dem Wachthause zueilten. Es war die Gattin eines Kornets, der von seinem Regiment geliebt und geschätzt, von seinem Weibe angebetet wurde. Gleich einem, der am Rande eines Abgrunds dahinwankt, schloß sie jezt die Augen, als bebte sie vor dem Schicksal zurück, das ihrer wartete; jezt erwachte sie wieder, wenn der Siegesruf von Neuem erscholl, um die von Thränen schwellenden Augenlieder wieder zu schließen, wenn die leblose Hülle eines Freundes von ihrem Gatten vorbeigetragen wurde. Welche Pein gleicht der Pein banger Erwartung! Es ward ihr fast leichter ums Herz, als sie den Busenfreund ihres Arthurs in einiger Entfernung daher kommen sah, obgleich er allein kam. Unfähig, ihre Ungeduld länger zu meistern, lief sie ihm an die Thür entgegen. Er nahm sie bei dem Arm und führte sie in das Gemach zurück; krampfhaft ergriff sie seine Hand, sie war unfähig, eine Nachricht zu erfragen, die ihr Herz nur zu gut ahnte. Die großen Thränen, welche über die Wangen des männlichen Kapitäns Somers rollten, bestätigten ihre schlimmsten Besorgnisse; durch gewaltsame Anstrengung gewann sie jedoch eine Ruhe, die den tiefbewegten Krieger mit Erstaunen, ja mit Grauen erfüllte. „Er ist todt!“ Ein Druck der Hand war die bedeutungsvolle Antwort. „Es ist eine Fügung des Himmels — eine harte Lehre für ein Weib — meine armen Kinder!“ Auf einen Wink von Somers wurden sie hereingeführt, und ein Strom von Thränen, der erste, seit ihr Gatte von ihr geschieden war, linderte das Uebermaß ihres Schmerzes und brach zugleich jene Ruhe, die ihren nur an laute Wehklagen gewohnten Freund so sehr bestürzt hatte. „Ich darf meinem Unglück nicht erliegen!“ rief sie, die verwunderten Kinder von sich drängend; „geht, geht, arme, vaterlose, freundlose Waisen!“ „Nicht doch!“ sprach der würdige Somers; „mein Vermögen, meine Dienste, wie sie ein Soldat bieten kann, stehen zu Ihrem Befehl!“ Sie lächelte mild: „theurer Freund meines Lesley, mein Freund! — nein, ich darf dabei nicht verweilen! und doch muß ich Sie um etwas bitten! Die Leiche, Kapitän Somers? seine theuern Ueberreste? Sie schweigen!“ Somers wollte, tief bewegt, dieser Frage ausweichen, aber die steigende Angst der Unglück-

Digitized by Google

lichen machte es ihm unmöglich. „Ich verweilte blos, um noch so viel als möglich aus den Händen der Plünderer zu retten; wir durchsuchten die Ebene, konnten ihn aber nicht erkennen.“ Sie sank mit einem durchdringenden Schrei in den Sessel zurück: „zu Tode getreten!“ — „Nein,“ rief Somers mit funkelnden Augen; „er starb den Tod eines Soldaten! Ich sah ihn fallen, eine Kugel war ihm durch die Brust gedrungen, und er verschied plötzlich. Im selben Augenblicke wich der Feind, und das Vorsprengen einer Kolonne —“ —‘„Genug, genug!“ rief sie, schwieg einige Minuten, raffte sich dann zusammen und sprach: „Verlassen Sie mich, guter, edelmüthiger Somers; ich ergebe mich in den Willen des Himmels, doch ich muß allein seyn!“

Der wackere Offizier achtete den Schmerz der Unglücklichen, bei der kein Trost fruchtete, wandte sich schweigend um und ging.

Die auf den Unglückstag folgende Nacht war kalt und stürmisch. Der Mond schoß durch schnell dahin eilende Wolken ein ungewisses Todtenlicht auf das Schlachtfeld, wo die Leichen der gefallenen Tapfern ein Raub der Verwesung lagen. Wachen waren aufgestellt, die Sterbenden und Todten, welche man noch nicht hatte wegschaffen oder beerdigen können, zu hüten, konnten aber nicht ganz die Geier in Menschengestalt abwehren, welche, von Raublust entbrannt, der Blutspur gefolgt waren. Eine der Wachen, ein Sergeant von Lesleys Regiment, stand nah bei dem Orte, wo der Kornet gefallen war, und sann still dem Loose eines Mannes nach, den er geliebt und geachtet hatte, als eine weiße, kaum erkennbare Gestalt an ihm vorüber schlich. Zu solcher Zeit überläuft wohl auch den Tapfersten ein flüchtiges Gefühl von Furcht. „Wer da?“ rief die Wache mit etwas bebender Stimme. Keine Antwort erfolgte; aber am weißen Gewand der nächtlichen Erscheinung, welche wie in den Boden gewurzelt stehen blieb, sah endlich der Soldat, daß es eine Unglückliche war, in deren Busen der Drang der Liebe die Furcht und das Entsetzen überwältigt haben mußte. Tief ergriffen, eilte der Sergeant ihr zu Hülfe und erkannte in ihr plötzlich mit Schmerz und Erstaunen die Wittwe des gefallenen Kornets.

„Sagt mir,“ fragte sie mit kaum hörbarer Stimme, „sagt mir, wo — den Ort.“ — „Theure Lady,“ erwiederte der Soldat, unfähig, sich der Thränen zu erwehren, „dieß ist kein Ort für Sie; es ist vergeblich, wir haben gesucht.“ — „Ich weiß, ich weiß,“ rief sie ungeduldig, „aber ich — haltet mich nicht ab, Wilmot; es ist die Pflicht eines Weibs, nein, nein, einer Wittwe.“ Sie lehnte sich bewußtlos auf den Arm des Sergeanten, faßte sich aber bald wieder: „zeigt mir den Ort.“ Er reckte den Arm nach einem wenige Schritte entfernten Haufen unbeerdigter Leichen aus, stand mit wahrem Zartgefühl von jedem weiteren Versuch, sie zurückzuhalten, ab und trat zurück, aber nicht weiter als hinter eine zertrümmerte Mauer, von wo er, ungesehen von der Trauernden, ihre Bewegungen beobachten und für ihre Sicherheit wachen konnte. Mit furchtsamen Schritten ging sie nach der Blutstätte hin, wo das Auge der Freundschaft vergeblich gesucht hatte; was kann aber dem Scharfblick der Liebe entgehen? Ein Schrei, der fast freudig klang, verkündete, daß die Leiche des Theuren gefunden war. Welch ein Anblick für das Auge des innig liebenden Weibes! Der obere Theil von Lesleys Gesicht war völlig verstümmelt und entstellt; aber ein Lächeln ruhte noch auf dem Mund, auf welchen sich die kalte Lippe der kaum noch athmenden Wittwe im vollen Ungestüm des Schmerzes preßte. Nach dem ersten Ausbruch der Leidenschaft schien die Stimme der Religion, der einzig wahre Trost der Bekümmerten, in dem Gemüthe der Unglücklichen obzusiegen. Sie sank auf ihre Knie neben der Leiche des geliebten Gatten, und flehte mit gen Himmel gerichtetem Auge Segen auf den Verblichenen herab. In diesem Augenblick trat der Mond aus seinem Wolkenschleier hervor und zeigte, da sein Schein die blassen Züge der Wittwe streifte, ein Gesicht, auf welchem die innigste Liebe und die frommste Entsagung lag. Sie neigte ihr Haupt, als ergebe sie sich in den Willen der Gottheit, drückte einen herzlichen Abschiedskuß auf die kalten Lippen ihres Gatten, stand auf und schien entschlossen, sich wegzubegeben; aber immer warf sie wieder einen Blick nach der geliebten Leiche zurück, immer noch zögerte sie, als wäre sie des Entschlusses, die Stelle zu verlassen, nicht fähig. Mit einem Mal schien sie ein neues, dem sie beobachtenden Sergeanten unbegreifliches Gefühl zu beleben. Sorgfältig nahm sie dem Todten die Mütze ab, als fürchte sie, ihn aus seinem Schlummer zu erwecken, schnitt eine Haarlocke ab, und barg sie mit zitternder Hand in ihrem Busen, dann sah sie sich mit wildem Blick nach dem freundlichen Wilmot um, der ängstlich auf sie zueilte, wies auf die Stelle hin und sagte leise: „diese todte Hülle —“ — „Es soll dafür gesorgt werden, verehrte Lady!“ rief der Sergeant, feierlich die Rechte auf die Brust legend. Sie drückte ihm die Hand; er brach in Thränen aus. „Ich wollte gerne mit Euch weinen,“ sprach sie freundlich, „aber jetzt kann ich nicht, lebt wohl.“ Der gerührte Sergeant ersuchte sie, einige Minuten zu verweilen, bis die Wache ihn ablösen würde, damit er sie nach Hause geleiten könnte. „Ich bedarf keinen Schutz, als den des Himmels,“ entgegnete sie. Die Wittwe deutete noch einmal nach der Stelle, die sie verlassen, der Sergeant winkte zum Zeichen, daß er sie verstehe, sie drückte ihm noch einmal die Hand und verschwand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ueber süddeutsche Dialekt-Poesie.

(Fortsetzung.)

Vom e.

Das tonlose e hat bekanntlich auch in guter deutscher Sprechart in vielen Fälle den trüben Laut des französischen e muet, und diese Fälle werden in den südlichen, besonders südwestlichen Dialekten, noch dadurch vermehrt, daß es auch im Auslaut, und namentlich als Stellvertreter der schriftmäßigen Endung en, gebraucht wird. Freilich darf dieß nicht als allgemeine Regel verstanden werden, weil das schriftdeutsche en in manchen Fällen ganz abfällt, in andern in einen andern Konsonant umspringt, und anderseits jene Dialektsendung auch ohne en der Schrift eintritt. Das Urtheil garstig ist auch bei diesem Laut ein Vorurtheil; wir brauchen nur an Nord- und Südsprachen, an's Englische u. s. w. zu erinnern. Der Portugiese spricht alle tonlosen, also namentlich die Schluß-a, eben so stumpf, während die andern Südsprachen (theoretisch) dieselben scharf wie a sprechen, was doch wir in unserer Bauernsprache gemein finden. Wenn also der Laut an sich gewiß nicht unschön ist, so kann doch seine zu häufige Stellung zuweilen durch Elision vermieden werden.

Analog und wohl gleichzeitig, wie sich das alte ă durch Auflösung der Quantität in das ā zu mischen drohte, und dieses den Ausweg ins å nahm, haben sich die kurzen ĭ und ŭ in die langen ī und ū zu mischen begonnen, so daß auch diese genöthigt waren, einen qualitätischen Ausweg zu suchen und aufs diphthongische ei, ou verfielen. Diesen Schritt, den der Schweizer und Plattdeutsche nicht anerkennt, haben wir in Uebereinstimmung mit Holländern und Engländern gethan. So ist das altdeutsche īs und hūs in unser eis, haus (Eis, Haus) wie ins englische ice, house übergetreten. In der Schriftsprache haben sich diese Doppellaute bekanntlich unhistorisch mit denen der alten (noch platten) ee und oo vermischt, welche bei uns als ae und ao wieder nur einen Schritt von der Urgestalt abgewichen sind; nämlich die plattdeutschen breed, loof in unser braet, laob (breit, Laub) u. s. w. Wer die beiden ersten für unangenehm hielte, wäre ganz im Irrthum, denn sie sind die primitivsten und darum reinsten aller Diphthonge; die zweiten aber sind wenigstens durch ganz Deutschland bekannt, obgleich sie die Theorie eleganter unter der Gestalt au und ei (oder gar ei) aufstellt, während unsere Bezeichnung überall die populäre und naturgemäße ist. Uns reimt also kein reixe, weide, feil, (reichen adj. Weide, Feile), auf raexe weede, feel (reichen verb. weiden, feil); kein haut, graue, (Haut, Grauen) auf haot, graoe (haut, grauen adj.) u. s. w.

Den mittlern Längen ee und oo kommt außer der obgenannten (in ae, ao) noch eine andere eigenthümliche Art zu, sich in Diphthonge zu brechen, indem nämlich ihr Anlaut (der erste Laut des langen oder Doppellauts) sich in die höhern Laute i und u hinauftreibt, der zweite dagegen um so tiefer ins tonlose e zurückfällt. Diesen Prozeß hat romanischer Seits namentlich die spanische und italienische Sprache durchgebildet. So sind z. B. die lateinischen Formen ferus, bonus vorerst in fiero, buono übergetreten, und von da hat sie die nachhelfende Theorie in die Gestalt fiéro, buòno oder buèno verwandelt. Denselben Prozeß haben auf deutscher Seite die südlichsten Dialekte, die alemannischen und östlechischen, durchgeführt; so ist z. B. aus den ursprünglichen (plattdeutschen) Formen leed, goot das hochdeutsche lied, guot entstanden, welche im Mittelhochdeutschen sogar in die Gemeinsprache (als liet, guot) gedrungen, seit dem fünfzehnten Jahrhundert aber wieder in ihre lokalen Grenzen zurückgeführt worden sind. Auch diese Wörter nun scheiden sich bei uns (wie obige mit ei und ou) von den ursprünglich kurzen, später langgewordenen i und u ab, so daß uns fyl, spyl, kyl (viel, Spiel, Kiel) nicht zusammenfallen mit fiel, spiel, kiel (fiel, spüle, kühl), noch der Vokal in uur, spuur (Uhr, Spur) derselbe ist wie in guot u. s. w. Diese Doppellaute sind nun freilich in keiner der gebildeten Sprachen mehr legal vorhanden. Ohne daß dieses aber ein gültiges Zeugniß gegen ihre Möglichkeit abgäbe, *) will ich doch versuchen, zu zeigen, wie auch ihnen mit der Zeit die Kultur beikommen könnte. Da man bei uns nicht so gewaltsam verfahren kann, wie die Theorie der romanischen Sprachen sich erlaubt hat, die den Laut des Nachschlags (e) völlig verändert und dazu noch größtentheils gedehnt haben (wie in den angeführten Beispielen fiéro, buòno), wäre es dennoch möglich, diesem Nachlaut, ohne ihn zu verkürzen oder ihm seine eigene Färbung zu rauben, mehr Ton, wenn auch nicht allen zukommen zu lassen, und so würde das, was jetzt noch entschieden gúet, sios, fiel heißt, in Zukunft vielleicht guett, siess, fiell lauten dürfen, unbeschadet der Einsylbigkeit des Diphthongs. **)

Vom ã, ẽ und õ

Jedem Hochdeutschen wird es mit dem ersten Blicke auffallen, daß eine gewisse Klasse von Lauten, die man als trübe oder Mittellaute aufzuführen pflegt, nämlich das ü und ö, unsern süddeutschen Mundarten ganz ab-

*) In der romanischen Sprachwelt ist das Element des Diphthongs überhaupt, obgleich überall als Mundart vorhanden, fast allgemein verbannt, und doch treten in Einer Sprache, der portugiesischen, wieder legale Diphthonge auf.

**) Kenner des Englischen mögen sich z. B. das erwähnte guett in englischer Orthographie gwutt geschrieben vorstellen, und sie werden ganz verstehen, was wir meinen.

Digitized by Google

geht. Es ist eine mehrfach zu erkennende Thatsache, daß andere Vokalmittel, besonders Uebergreifen des Diphthongsystems, jene Laute zu verdrängen pflegen. Dieselben sind übrigens im heutigen Europa als dem Norden lokal angehörig zu betrachten; im Englischen sind sie auffallenderweise niemals aufgekommen, in dem doch romanischen Frankreich dagegen durch ein großes Uebergewicht der nördlichen, normannischen Provinzen zu großer Bedeutung emporgestiegen; in Holland bestehen sie sogar neben den Diphthongen, und in Deutschland ist derselbe Fall, nur aber sind sie aus dem populären Gebrauch aller der Provinzen gewichen, die nicht noch entschiedenes Plattdeutsch sprechen, also der Mehrzahl auch der nördlichen Provinzen; die gebildete Sprache aber hält sie fest. Wie weit nun dieselben in unserem Süddeutschland je populär gewesen sind, ist eine nicht genau ermittelte Frage, da aus der Orthographie allein nichts bewiesen ist. Gewiß ist, daß im ganzen heutigen Süddeutschland, mit entschiedener Ausnahme des größten Theiles der Schweiz, diese nordischen Laute einer andern Gattung von Vokalen Platz gemacht haben, die man nicht ohne Grund als südliche prädiciren kann, da sie im gothischen Europa nur in unserem Südstreifen, im Romanischen aber bis in den äußersten Süden angetroffen werden. Diese, mit den Diphthongen, mußten einen Theil des alten Lautvorraths zerstören; denn keine Mundart in der Welt kann alle Vokalmittel in sich vereinigen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, August.

(Beschluß.)

Jesuiten. Plan und Schritte der Regierung.

Nun begann das Lesen, Staunen und Köpfezusammenstecken der Väter; der vom Verbrennen, Erfrieren und Ersäufen gerettete Voltaire ging nun wie ein Leckerbissen von einer Hand zur andern; man begnügte sich nicht damit, einander die Bände zu leihen, man schnitt die einzelnen Abhandlungen heraus, um den Schatz so schneller in Umlauf zu bringen. Alles dies geschah aber in Geheim, denn man wußte, daß unsere Pfarrer und Obrigkeiten nicht leiden können, wenn die Leute lesen. Endlich kamen ein Paar Kapuziner doch dahinter; nun ging es an ein Untersuchen und Fragen; es war aber nichts zu finden, als die leeren Einbände; es wurde mit dem Bischof und mit Exkommunikation gedroht: umsonst; es wurde hier und dort sogar Haussuchung gehalten; man fand aber dabei kein Blatt des Verruchten. Der Bischof kam, sprach, schalt und drohte mit allen Höllenstrafen; man ließ ihn reden, donnern und wieder abreisen, dann begann das Lesen von Neuem und es dauert bis auf den heutigen Tag, nur mit dem Unterschiede fort, daß die Bücher, Abhandlungen und Blätter auch in die benachbarten Orte geliehen werden.

Sie begreifen, daß unserer Geistlichkeit das nahe Genf und Lausanne gewaltige Aergernisse, Anstöße und Hindernisse sind. Sie hatten dagegen ein gutes Mittelchen erdacht. Am Fuß des Salève's liegt ein altes Schloß, Crevin genannt; da sollte ein Ableger der hiesigen Jesuiten ein Filialkollegium errichten. Alles war schon bestimmt, da führt der böse Geist den Hrn. Veuß, einen aufgeklärten Franzosen, her, und er schnappt es den verehrten Brüdern vor dem Maul weg. Nun hoffen sie in Genf selbst ein Haus zu kaufen und eine Abrichtungsanstalt da anzulegen, was allerdings nicht schwer ist, da volle Religions- und Unterrichtsfreiheit dort herrscht. In einem alten Saal jenes Schlosses hängt unter andern eine hübsche Gobbelinstapete, welche die nackte, angefesselte Andromeda vorstellt, wie sie eben von dem Ungeheuer verschlungen werden soll, das Perseus erlegt. Die ganze Tapete ist gut erhalten, bis auf das arme Mädchen. Dies hängt so zusammen: ihre Nacktheit war dem benachbarten Pfarrer von Menneti ein so großer Anstoß, daß er oft hierher kam, und jedesmal mit der Spitze seines Stocks etwas davon zu zerstören suchte.

Unsere kleine Stadt Evian am Genfersee hebt sich als Bad durch ihre guten Anstalten und Einrichtungen immer mehr. Die Regierung hat aber noch weit mehr damit im Sinn, denn sie will den Transit von Genua nach der Schweiz dahin leiten, der bis jetzt über Genf geht. Dadurch soll Evian ein kleines Genf werden. Dieses ministerielle Hirngespinnst erinnert mich an den Plan des französischen Ministers Choiseul unter Ludwig XIV., der durch die Gründung der neuen Stadt Versoix am Genfersee auch eine Nebenbuhlerin von Genf schaffen wollte. Es wurde der Plan der neuen Stadt mit schönen Plätzen und Straßen abgesteckt; dabei blieb es aber, denn Genfs Reichthum und seinen Handelskredit konnte man sich nicht verschaffen. Voltaire sagte einmal in seinem nahe bei Versoix liegenden Ferney: Versoix est une belle ville, il n'y a qu'une seule choses qui lui manque, des maisons. Jetzt ist das Forum von Versoix ein wahres campo vaccino. So dürfte es auch mit Evian gehen. Wenn unsere Regierung keine andern Mittel hat, dem ganz gesunkenen Handel und Wohlstand in Savoyen aufzuhelfen, so kann wohl kommen, was neulich in Genf gesagt wurde: Vû la nouvelle direction qu'a prise depuis seize ans le commerce de la Savoie, il est question de transférer le capitale de ce duché à l'Hôpital. Zum Verständniß dieses Calembourgs dient, daß eine kleine Stadt Namens l'Hôpital sechs Meilen von Chambery liegt. Gegen den klaren Inhalt des Traktats von Turin griffen unsere Douaniers auf der neutralen Zone bei Thonon und Evian Genfer und Waadtländische Schiffe an, um sie zu untersuchen. Dies bekam ihnen aber schlecht, trotz der Flinten und Seitengewehre der Zollpanduren. Der Waadtländische Schiffer schien ganz nachgiebig und timid, und ließ sein Schiff ruhig untersuchen; dann fragte er den einen Zollsoldaten, ob er schwimmen könne? als es dieser bejahte, warf er ihn flugs ins Wasser, worauf er denn auch glücklich nach Haus schwamm. Der andere aber, der nicht schwimmen zu können versicherte, wurde säuberlich mit nach Ouchy genommen; da gab man ihm zu essen und zu trinken und ließ ihn dann über Vevey und Villeneuve zu Fuß wieder nach Haus gehen. Die Genfer Schiffer haben den Visitatoren noch ärger mitgespielt, denn einer soll an seinen Wunden gestorben seyn und der andere liegt noch im Spital. Seit dieser Zeit ist Ruhe und die Schweizer Schiffe bleiben unangefochten.

Bei dem Schluß dieses Briefs will ich hinzufügen, daß die liberalen Verordnungen hinsichtlich der französischen Zeitungen in vierzehn Tagen zweimal wieder zurückgenommen und wieder erneut worden sind. Heute dürfen wir Alles lesen, morgen wahrscheinlich nichts, und doch hat unsere Regierung das neue Frankreich anerkannt. Was wollte sie auch sonst thun?

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 223.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 17. September 1830.

— Entflohen sind des schönern
Jahres Sommer und Herbst; entflohn des Frühlings
Lachende Stunden;
Nur der Winter bleibt.

Herder.

Wechsel.

Es lag ein kräftiger Jüngling
Am blüh'nden italischen Strand,
Zum blauen, ewigen Aether
Das flammende Auge gebannt.

Die Glieder streckten sich wonnig
Im üppig schwellenden Grün,
Die hohen, schlanken Palmen
Umrauschten, wie Harfen, ihn.

Es schlangen sich Rebengewinde
Von Palme zu Palm' empor,
Draus blickten purpurne Trauben,
Wie küssende Lippen, hervor.

Es guckten mit gaukelnden Häuptern
Die Rosen aus duft'gem Gesträuch,
Wie blühende Mädchengesichter
Erröthend und nickend zugleich.

Es raschelte fröhliches Leben
Durch schattige Blätternacht,
Gesänge von tausend Kehlen
Sind rings in den Zweigen erwacht.

Und vor des Jünglings Blicken
Glänzt' unermeßlich und hehr,
Besät mit silbernen Segeln
Das alte, heilige Meer.

Durch Luft und Erd' ergossen,
Lag über dem Meeresplan
Die flammende Morgenröthe
Ein zweiter Ocean.

Der Jüngling schaut so selig
Die Erde, das Aethergezelt,
Und staunt in den herrlichen Himmel
Und freut sich der herrlichen Welt. —

Der Jüngling, von allen Wonnen
Italischen Himmels umglüht,
Er war das Bild meiner Liebe,
Wie sie mir einst geblüht.

Es wallt ein greiser Pilger
Durch afrikanischen Sand,
Ein schmales Bündel am Rücken,
Den Knotenstab in der Hand.

So weit sein Ruf auch töne,
Kein Ruf, der wiedertönt!
So weit sein Herz sich auch sehne,
Kein Herz, das nach ihm sich sehnt!

Bei Gräbern und Pyramiden
Verweilt er gar manche Zeit,
Es mahnt die verwitterte Inschrift
Ihn schöner Vergangenheit.

In staub'gen Papyrusrollen
Liest er das Aug' sich blind,
Und liest und enträthselt die Kunde
Von Lenzen, die hin nun sind.

Gern möcht' er in Tempeln beten,
Nur Trümmer findet er mehr!
Altäre und Götter liegen
Zerstückelt am Boden umher.

Dann wankt er sinnend weiter
Tief in die Wüste hinein,
Schwer schleppt er an seinem Bündel,
Das doch gar ärmlich und klein.

So wallt er allein und schweigend
Durchs weite, wüste Land;
Rings über ihm glühender Himmel,
Rings um ihn glühender Sand!

Kein Quell, der ihn erquicket,
Kein Baum, der Schatten streut!
Kein Moos, darauf er schlummert,
Kein Strauch, der Früchte beut! —

Wer hätt' in dem armen Graukopf
Den kräftigen Jüngling erkannt,
Der einst so selig geruhet
Am blüh'nden italischen Strand?

A. Grün.

Ueber süddeutsche Dialekts-Poesie.

(Beschluß.)

Der Entstehungsprozeß der neuen Lautreihe besteht nun darin, daß ein (größtentheils schon gedehnter) Vokal mit einem (größtentheils einfach auslautenden) n zusammenschmilzt und aus beiden ein Nasalvokal hervorgeht. So wird aus Zahn zã, aus an ã, aus Mann mã, mit dem Laut des französischen on. Das ẽ erzeugt sich aus den verschiedensten Lauten: aus lang on und ãn, als gẽ (gehen) zẽ (Zähne); aus ön: shẽ (schön) sẽ (Söhne); aus kurz in: bẽ (bin) kẽ (Kinn); aus lang im fremder Endungen: kamẽ (Kamin) u. s. w. Das õ entsteht aus lang on: sõ (Sohn) aus u in tõ (thun), õ (die Privativsylbe un) u. s. w. Endlich treten die Nasenvokale auch willkührlich statt der ursprünglichen reinen ein, in Fällen, wo die Etymologie keineswegs ein früheres n der Wurzel nachweisen kann; z. B. nãs (Nase) mẽ (mehr) nõ (nur, noch — außer nun) lãis (leise) u. s. w. Diese Beispiele können nur eine dem Idiom eingeborne Neigung zur Nasalität beweisen, die man auch beim Portugiesischen anzuführen pflegt. Die Laute finden sich durch ganz Süddeutschland, doch im Schwäbischen reinlicher entwickelt als anderwärts, was namentlich auch von seinem reinen a sich herschreibt; nur der Schweizer läßt, wenigstens großentheils, das etymologische n häufig völlig aus, indem er dem Nasenlaut den reinen Vokal als Auslaut substituirt. So klingt z. B. unser kã zãi (kann seyn) beim Schweizer xaa sy (jenes portugiesisch, dieses spanisch ausgesprochen). Auslautende m endlich werden nur in seltenen Fällen auf diese Art verschmelzt, obgleich auch sie den Vokal infiziren; z. B. zãum, hãim.

Die Nasallaute scheinen sich mit Vorliebe und noch begieriger als andere Vokale zu diphthongiren. Man kann dieß an Beispielen des Englischen erweisen, als find, mind, found, count, crown u. s. w.; noch passender vielleicht am Französischen; denn hier ist die Aussprache der Sylbe in physiologisch nicht zu begreifen, wenn nicht eine Doppellautung historisch in die Mitte geschoben wird; durch diese war es möglich, daß das erst gedehnte, dann diphthongisch-gebrochene in in denselben Laut mit dem ursprünglichen ain und ein herabsank. Ebenso haben sich bei uns die mittelhochdeutschen langen in und ein in einen gemeinschaftlichen Nasendiphthong vereinigt, der nach gemeiner Aussprache näher durch ãẽ bezeichnet werden müßte, dem wir aber in unserem ersten Artikel die elegantere Lautung des französischen in zugewiesen haben. So klingt Wein, wãi, fast wie das französische vin; Bein, bãi, wie französisch bain u. s. w. Ebenso sind die mittelhochdeutschen ün und oun in ein einziges ãu zusammengeflossen, das aber sehr unhäufig ist und schwerlich einer Contraction fähig, z. B. zãu (Zaun). Sein wahrer Laut ist ãõ und im Portugiesischen unter der Gestalt ão (früher am) der Lieblingslaut des Idioms. Der dritte Laut õi, näher õẽ, gehört unserer Volkssprache ausschließlich an, welche damit die aus dem mittelhochdeutschen ein stammenden Wurzeln von denen aus in abscheidet, indem sie õi, kõi, bõi, stõi für ein, kein, Bein, Stein u. s. w. sagt, während Wörter wie mãi, dãi, sãi, wãi, mein, dein, sein und seyn, Wein u. s. w. den Laut ãi beibehalten. Dieselbe Scheidung machen auch alle uns benachbarten Dialekte auf eine noch entschiedenere, aber auch grellere Weise, und bei uns hat nur die Unurbanität des Lauts offenbar denselben in das feinere ãi zurückgeführt und vermischt. Endlich sind die Diphthonge ẽo und õo in den südlichsten Dialekten aus den mittelhochdeutschen Verbindungen ien, üen, uon erwachsen, indem hier merkwürdigerweise die ganze Nasalität sich auf den Anlaut des Diphthongs geworfen hat, während der Nachschlag o (freilich keiner Nasalität empfänglich) ihm entgeht. Dahin gehören kẽo (Kinn) grẽo (grün) hõo (Huhn).

Zur Probe theilen wir den Lesern noch etwas aus der Flexionslehre mit.

Digitized by Google

Vom Diminutiv.

Die dem Süddeutschen so sehr geläufige und in der Form so unendlich wandelbare Diminutivsylbe hat sich bei uns für die Einzahl (Singularis) in le, für den Plural in le fixirt. Wurzeln mit den Endsylben el, en, er, behalten dies e bei und l dient einfach für Wurzel- und Flexionslaut; so heißt der Diminutiv von taal, täle, von tafel, täfele, von Weg, wäg, wägle, aber von Wagen, wage, wägele; Feinheiten, wohin uns der Hochdeutsche nicht folgen kann. Zusammenstoßende nl schieben ein d ein; mändle, händle, pfändle, zäidle u. s. w.

Abgesehen von diesen Bildungsgesetzen, scheidet unser Dialekt (wie andere süddeutsche) zwei logisch ganz geschiedene (sogenannte) Diminutive, wovon man das eine richtiger Liebkosungsform nennen könnte. Diese leztere verlangt Nicht-umlaut- und Einschaltung eines bildenden e nach der Wurzel, die wahre Verkleinerungsform dagegen jeden möglichen Umlaut (auch wo er im Plural nicht eintritt, mit wenigen Ausnahmen), dagegen gedrängte Form, ohne e.

Da man sieht, daß hier die materiellen und logischen Forderungen sich durchkreuzen, so ist in der Anwendung keine strenge Konsequenz zu erwarten, und wir führen deshalb nur einige der gangbarsten Beispiele an, nach deren Analogie sich denn der lebendige Gebrauch nach allen Seiten fortbildet. Von Mann lassen sich wenigstens drei Formen aufführen: mändle heißt kleiner Mann; mäle heißt lieber Mann oder gutmüthiger Mann; mandele heißt lieber kleiner Mann, welche lezte Form beide Motive vereinigt; fraele heißt liebe Frau, fraele aber liebe kleine Frau; weible muß alle Begriffe bezeichnen; mädle läßt sich für beide Begriffe in mädele dehnen; bue bildet buele für lieber Junge, biele für lieber kleiner Junge, und bieble für kleiner Junge schlechtweg; so gehören kopfele, handele, fueßele der mütterlichen Liebkosungssprache an, während kepfle, händle, fießle wahre Verkleinerungen sind. In die erstere werden aber endlich Wörter aller Arten aufgenommen, und man hört guetle von gut, duule von du, kommle von komm, suexxele von suchen, gessele von gegessen, und so durch die ganze Conjugation, ohne Bedenken.

Die Kornetswittwe.

(Fortsezung.)

Leslevs Leichnam wurde durch Somers Fürsorge von dem Haufen der Gefallenen fortgeschafft und beerdigt. Nach diesem Geschäft war es seine schmerzliche Pflicht, noch einmal das Trauerhaus zu besuchen. Er fand die Wittwe blässer als zuvor, aber still, ruhig und gefaßt. „Somers," sprach sie, „ich habe meinem Arthur das lezte Lebewohl gebracht;" ihre Augen begannen sich zu füllen; „ich darf mich meinem Schmerz nicht überlassen, ich habe Pflichten gegen den Todten und die Lebenden zu erfüllen, die mir verbieten, mich selbstsüchtig meinem Gefühl hinzugeben. Sie verkünden mir, daß seine Ueberreste mit militärischen Ehren zur Erde bestattet worden sind, es ist gut! Aber diese Ehren, raubten sie mir nicht mein Theuerstes? Hätte er nie dieses grausame Gewerbe ergriffen! dann hätte vielleicht einst seine Asche in dem einsamen Grab seiner Väter, unter den hohen Buchen geruht, wo wir einst lustwandelten. Besser für ihn, daß es nicht so werden sollte! Sie sehen mich verwundert an, theurer Freund meines Arthurs? Wissen Sie nicht, daß er durch seine Verbindung mit mir Erbe, Vater, Alles verloren hat?" Die Heftigkeit ihrer Gefühle überwältigte allmählig ihre erzwungene Festigkeit. Somers bat sie angelegentlich, sich die schmerzliche Erzählung zu ersparen. „Nein," rief sie, „Sie, der Herzensfreund meines Gatten, müssen die Geschichte seiner Wittwe und ihren Entschluß für die Zukunft wissen. Ich war die Tochter des Pfarrers in dem Dorfe, wo der Vater meines Gatten, General Lesley, wohnte. Wir waren Gespielen von Kindheit auf; aber der frühzeitige Tod meiner Eltern brachte mich in das Haus einer Muhme, und der Aufenthalt Arthurs in der Schule und nachher auf der Universität trennte uns auf mehrere Jahre. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß mein Gatte einer der vollkommensten Männer war, edel von Gestalt, noch edler an Herz und Geist. Er konnte, er mußte die ehrgeizigsten Hoffnungen seines ihn innig liebenden Vaters erfüllen. Warum mußte ich diese glänzende Aussicht zerstören? Wir sahen uns wieder, die Liebe unserer Kindheit entzündete sich zu einer innigeren Empfindung. Ich gab dem Zureden meines Arthurs, den Bitten einer ängstlich besorgten, armen Verwandten, und ach, den Einflüsterungen meines eigenen Herzens nach, ich ward sein Weib. Da wir die Gesinnungen des Generals kannten, liessen wir uns insgeheim trauen. Liegt nicht ein Fluch auf heimlichen Verbindungen? Wäre mir doch vom Schicksal beschieden gewesen, allein unsern Fehltritt zu büßen! Doch der Himmel wollte es anders! Nein, nein, kein Mitleid! Hier sizt der Stachel, doch ich ertrage ihn. — Ungerührt durch unsere Thränen, unser Flehen, stieß uns der General von sich; meines armen Arthurs Kornetstelle war seine lezte unselige Wohlthat. Das Uebrige wissen Sie: unsere Liebe, unsere Leiden, unsere Entbehrungen und dieses furchtbare Ende. — Doch ich werde wieder schwach und muß Ihnen noch meinen Entschluß mittheilen. Somers, ich trage den Keim des Todes in mir; die Krank-

Digitized by Google

heit, die meinen Eltern das Leben raubte, nagt auch an dem meinigen, und bald bin ich wieder mit meinem Arthur vereinigt. Glauben Sie nicht, daß ich mich darob grämе! Wäre es mir nicht um diese armen Kinder, welche Wohlthat, welche Wonne für mich, in diesem Thale des Jammers meine Augen zu schließen und in einem bessern Jenseits zu erwachen! — Aber ich betrübe Sie: wenige Worte noch und ich bin fertig. Wir sind nahe bei der Küste; es ist meine Absicht, mich unverzüglich nach England einzuschiffen und die theuern Pfänder der Liebe meines Arthurs der Sorge und dem Schutz ihres natürlichen Vormunds, seines Vaters, zu übergeben. Der Groll kann den Tod nicht überleben; der gute alte General wird sich nicht weigern, seine Enkel aufzunehmen, oder wenn er es sollte —" — „So stehen sie unter meinem Schutz!" rief Somers lebhaft. Die Wittwe sprach nicht, aber der Druck ihrer Hand und die Thräne in ihrem Auge waren beredt genug. „Ich kann mich Ihrem Vorhaben nicht widersetzen," fuhr er fort; „Sie folgen ja nur der Stimme Ihres edeln Herzens; aber vergessen Sie nicht, daß, so lange Somers lebt, Sie und die Ihrigen einen Freund an ihm haben. Ich will Anstalt treffen, daß Sie sicher an den nächsten Hafen geleitet werden und sich dort einschiffen können. — Nein, keinen Dank!" Schweigend und ehrerbietig drückte er seine Lippen auf die dargebotene Hand, während sie, mit von Dankbarkeit strahlenden Augen, ihrem edelmüthigen Freund ein inniges, letztes Lebewohl sagte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Die Politik, Siegerin aller andern Interessen.

Einige blasse Leute an den Fondsbörsen ausgenommen, dürfte im jetzigen Augenblick wohl kein Mensch aus den untern Ständen so sehr in Verlegenheit seyn, als ein nicht-politischer Korrespondent eines nicht-politischen Tagesblatts, wie z. B. ich so eben einer bin. — Das Pariser, oder vielmehr Weltereigniß, welches, in kurzen drei Tagen, den großen, von zahllosen Pferde Kraft getriebenen und auf glatter Eisenbahn nach dem fünfzehnten Jahrhundert zurückrollenden Dampf-Staats-Wagen.... Da haben wir's! Man kann jetzt kein Wort schreiben, ohne unwillkührlich in die Politik zu gerathen. Bitte tausend Mal um Verzeihung! — Ich wollte eigentlich nur sagen, wie gut es jetzt die Korrespondenten politischer Zeitungen haben: sie haben alle Hände voll zu thun, diese, um ihre Freude und Bewunderung ob Heldenmuth und Mäßigung, jene, um Trauer und Besorgniß auszudrücken, daß der stets verheerende Ausbruch der Volksgewalt den Gang ruhiger Bildung hemmen und verrücken dürfte, noch Andere, die alles dieses zugleich fühlten und entwickeln; Alle aber haben den ungemeinen Vortheil, im Voraus versichert zu seyn, einen regen Antheil bei ihren Lesern bereits vorzufinden. In welcher Verlegenheit aber befindet sich der Korrespondent einer nicht-politischen Zeitschrift? welche Nachricht, die die gebildeten Stände interessiren dürfte, könnte ein Berichterstatter dem Morgenblatte jetzt einsenden? — Von hier aus wenigstens kann er nichts als eine Elegie schreiben; und ach! — da ein Kunstbeurtheiler und ein Künstler zweierlei Menschen sind — eine Elegie, die den Reiz des prosodischen Rhythmus entbehrt. Nun, vielleicht wird sie eben deshalb um so trauriger klingen. — O Traurigkeit! o Herzeleid! hüllet euch in schwarzen Krepp, ihr tonangebenden Sprecher ästhetischer Kuchenladen, ihr klimpernden und trillernden Zierden musikalischer Theezirkel! Erscheinet mit einem breiten Trauerrande, ihr Unterhaltungsblätter der fliegenden Tagesliteratur! Das Pariser Ereigniß, das ungeheure, hat jedes andere Interesse verschlungen. — Da sitzt sie am Pianoforte, die Krone aller Dilettantinnen, sie bewegt die zierlichsten Finger, sie spendet so künstliche Blicke, daß man die Natur selbst zu sehen glaubt, jetzt singt sie leidenschaftlich-gefühlvoll, jetzt siegbewußt und scheinisch. Aber ach! wer hört, wer sieht nach ihr? In jeder Ecke ein anderes Grüppchen, von Männern, von Jünglingen, von Frauen sogar, die immer nur von dem einen unkünstlerischen prosaischen Ereigniß sprechen. — Man eilt von Kuchen- zu Kuchenladen, von Stehli zu Kranzler, von Fuchs zu Josty, man will ein Wort über Theater hören. Umsonst! Es ist, als ob dieses sonst überall einzige Gespräch nie statt gefunden hätte. Hr. Röstke, der treue Hohlspiegel der Berliner Originalität, mag von seiner Kunstreise auf den Alexandersplatz zurückkehren, die gefeierte Kreutzer die ihre nach Petersburg antreten; wer trauert, wer freut sich darüber? Die großartige Schröder sollte bei dem königlichen Theater engagirt werden und wurde es nicht, wie Vieles, was dort sollte und nicht wird — wer nimmt Notiz davon? — Ein neues Lustspiel von Raupach, oder vielmehr ein altes von Sheridan: „der Nasenstüber," in drei Akten, muß dem Gespräch über die drei Tage weichen. Die Spontinische Gesangsheldin, Madame Schulz, die uns schon verloren war, hat wieder die Bühne betreten — es ist, als ob es nicht geschehen wäre. Eben so geht es mit einer Gastsängerin, die uns Paris mit den besten Empfehlungsschreiben wieder heimsendet: sie, die große Heinefetter, läßt vergebens die Gewalt ihrer Stimme ertönen, sie findet keinen Widerhall im Stadtgespräch; die hunderttausend sonst nur von Musik schwatzenden Zungen sind verstummt. Ein zweiter Rizio, Hr. Manzius, wird auf den weichsten Damenarmen vom Piano des Salons auf die Bühne getragen; umsonst! Er bezaubert dort in der Zauberflöte die bekannten Sterblichen vergebens. Selbst Nachrichten von der wandernden Nachtigall gehen nicht mehr von Mund zu Munde, es sey denn in den unsiegbaren Reihen ihrer alten schmachtenden Garde. Wenn nun von dem lichten Gipfelpunkt der heutigen Musik nicht mehr die Rede hier ist, wie sollte das Drehen auf Einem Bein, selbst der sinnverdrehendsten Tänzerin, noch Gegenstand des Gesprächs werden? Unbeachtet verklingt die trostende Nachricht, daß die Sontag der Tanzkunst, die holde Grazie Taglioni, für den nächsten Winter hierherberufen ist, und daß der Nero der Pantomime, unser Berliner-Ballet-Erfinder Hr. Titus, von dem kunstsinnigen Vater der anmuthigen Taglioni wird abgelöst werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. September 1830.

Wohin das Auge hier oben blickt,
Hat's Frieden und Freuden gefunden;
Denn was im Herzen uns engt und drückt,
Das bleibe im Thal dort unten.

Körner.

Die Gegend von Salzburg.

Zweite Skizze.

(s. Nro. 66. 67.)

Auf dem Wege von Salzburg nach Ischel kommt man vor St. Gilgen auf eine Höhe, von welcher herab man den St. Wolfgang-See wie einen silbernen Teppich in einem überaus reich und mitunter grotesk dekorirten Saale vor sich liegen sieht. Ringsum von Alpen, die sich im Hintergrunde bis zur Gletscherhöhe erheben, eingeschlossen, wälzt er seine grünschillernden Wogen gegen seine klippenreichen Ufer und wird von diesen überall in schäumender Brandung zurückgeworfen. Das Dorf St. Gilgen liegt am Abhange des Berges, und von ihm aus kommt man auf einer sehr gut erhaltenen Straße am See vorbei. An manchen Stellen windet sich der Weg so dicht an überhangenden Felsen hin, daß man mit einer Art von Beklemmung die Fahrt macht, zumal die Steinmassen hie und da große Sprünge zeigen, und die in den See gerollten Blöcke den Beweis liefern, wie oft ganze Felswände sich losgerissen haben und herabgestürzt sind. Dieses beängstigende Gefühl aber kann nicht Oberhand erhalten, da man an jenen gefährlichen Stellen schnell vorüber ist und stets im Anblicke der herrlichen Gegend schwelgt. Ein unaussprechlich wonniges Gefühl ist es, was die Brust bei den stets wechselnden und immer schöner werdenden Ansichten erfüllt. Da klimmen Rinder und Ziegen an der steilen Bergwand; dort klettern Menschen hinauf, um die Früchte der Erde, die sie bis zu einer ziemlichen Höhen anbauen, herabzuholen; hier stürzen Quellen, zu kleinen Bächen in ihrer Vereinigung angewachsen, von Fels zu Fels und bilden die herrlichsten Cascaden, und in den Schluchten grünen liebliche Matten, die den schönsten Farbenwechsel mit den grauen Steinen und dem über denselben blinkenden Schnee bilden.

So wie man in die Nähe von Ischel kommt, sieht man die Wiederholung des großartigen Charakters der Gebirgsmassen, die man bei Salzburg verläßt. Die reine Gebirgsluft und die ewig wechselnde und sich stets schöner darstellende Landschaft muß hier nebst den Bädern aufs Wohlthätigste auf die Kranken wirken, die hierher kommen und Genesung suchen. Jedes Thal, deren hier so viele in allen Richtungen zwischen den nahe an einander gereihten Bergen hinlaufen, bildet eine Einsiedelei, in welcher der Mensch, nur von der großen Natur umgeben, seinen Gefühlen freien Lauf lassen und sich von den oft so drückenden Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens auf kurze Zeit ganz entbunden fühlen kann. Hier nehmen alle seine Empfindungen und Gedanken eine andere Richtung, die Verhältnisse des äußern Lebens treten zurück, und ein neues Leben geht ihm auf. Das Rauschen des Waldstroms, das ferne Rufen des Wildes, der mannigfache Gesang der Vögel, alle scheinbaren Dissonanzen werden zur Harmonie. Auch die Dissonanzen in seinem Busen lösen sich, und der lange verhallte Einklang in seinem Innern wird ihm wieder hörbar. Umfängt ihn auch anfänglich eine bange Melancholie,

Digitized by Google

wenn er die Thäler durchdringt, bis nach Hallstadt hinauf, so währt dieß nicht lange, weil die Vertrautheit, zu welcher er mit der hier so großartigen Natur gar bald gelangt, immer wohlthätiger auf seine innern Gefühle wirkt.

Von Ischel am Traunstrome hinab bemerkt man in der wildromantischen Natur ein ungemein reges Treiben der Menschen. Pfeilschnell fliegen die Kähne den Fluß hinab, und aus ihnen blinken, dem Schnee ähnlich, die in Ischel gewonnenen Salzbrodte heraus.

Die Straße führt stets dicht am linken Ufer des Flusses fort und ist hie und da dem leztern erst abgewonnen worden. Wir hatten das seltene Schauspiel, schon in der Mitte des Oktobers, wo wir hier reisten, die Gebirge mit Schnee bedeckt vor uns zu sehen. Ein sonniger Tag schmolz diesen, und so flossen in unzähligen kleinen Schluchten Bäche herab, die meist über die fast senkrechten Gebirge hernieder die schönsten Wasserfälle bildeten. Wenn nun diese, von der Sonne beschienen, wie silberne Bänder durch die grauen Gründe zogen, wenn sie unten im raschen Lauf über Steingerölle der Traun zurauschten, wenn zwischen den Gebüschen die Alpenröschen hervorguckten, als wollten auch sie sich unter den großen Naturschönheiten bemerkbar machen, was konnte da wohl noch fehlen, diese Gebirgsparthie zur reizendsten zu machen? Ja etwas fehlte noch. Indem wir ausstiegen, um Alpenröschen zu pflücken, erschreckte uns ein donnerartiges Getöse, was uns ganz nahe zu kommen schien. Wir blickten nach den Wolken und suchten ein Gewitter, aber der Himmel war wenig umzogen und leuchtete hie und da blau durch die dünnen Wolken. Endlich sahen wir an dem, aus den gegenüberliegenden Thälern aufsteigenden Dampfe, daß eine Lawine dort niedergestürzt war.

Wie von Hallein nach Golling, windet sich auch hier die Straße oftmals durch so enge Thalschluchten, daß man um ihren Ausgang besorgt wird. Endlich öffnet sich das Thal bei Ebensee, welches sich durch seine Rauchsäulen schon von fern verräth; es sind nämlich hier bedeutende Salzsiedereien. Wunderbar überrascht wird man aber, wenn man nun am Ende dieses Ortes eine Ebene zwischen den Gebirgen zu finden hofft und statt dessen einen See vor sich sieht. Dieser ist hier auf seiner östlichen und westlichen Seite mit schroffen Felsen eingefaßt, die auch nicht einmal einen Fußsteig, geschweige denn einen Fahrweg gestatten. Was hier weiter will, muß sich einschiffen. Da nun der Verkehr aus der ganzen hiesigen Gebirgsgegend hinab ins flache Land nur auf dieser Straße und großentheils auch auf dem Traunflusse geschieht, so ist hier stets ein reges Leben und ein beständiges Drängen und Treiben. Da warten Fußgänger, dort Wagen auf die Ueberfahrt; hier treibt man eine Viehheerde heran, um sie über den See zu schiffen; dort kommen Kähne die Traun herab und laufen eben in den See ein; immer wechselt das Schauspiel. Es ist der Traunsee, von dem ich spreche. Wenn du nun auf den Wellen dahin schaukelst, wenn auf allen Seiten Kähne den See herauf und hinab fahren, wenn der Wind sich verstärkt und die Wellen am Kahne heraufsteigen, dann wird dir die Brust bald weit, bald beklommen; du fühlst dich entzückt und beängstigt, denn oftmals schon strafte der leicht empörte See den kühnen Schiffer, die sich im Sturme auf ihn wagte. Wie in der Traun, ragen in ihm Felsen hoch empor, die man mit Kreuzen geschmückt hat. Gleich im Anfange der Fahrt leuchtet die Kirche von Traunkirchen herauf, die auf einem in den See hineintretenden Felsen erbaut ist. Die Fahrt von Ebensee bis nach Gemunden dauert bei günstigem Wetter und raschem Rudern ein und eine halbe Stunde; sie kann jedoch bei ungünstigen Umständen auch doppelt so lange währen. Die lieblichste Ansicht der ganzen malerischschönen Gegend hat man ungefähr auf dem dritten Theile der Fahrt, die den See abwärts geht. Da steigen gegen Osten die Gebirgsmassen wie die Ruinen von alten Burgen empor; im Westen treten die schroffen Gebirge etwas zurück, und es haben sich im Vordergrunde durch die Länge der Zeit grüne Auen gebildet, auf denen die Menschen sich in kleinen, freundlichen Häusern angesiedelt haben. Ihre kleine Landwirthschaft, die die Wohnungen umgibt, ist wie en miniature angelegt. Ein Gärtchen, ein Wiesenanger und Fleckchen mit Getreide bebauten Landes liegen alle so nahe an den Häusern, daß deren Bewohner nur wenige Schritte zu thun haben, um auf jedes derselben zu gelangen. Endlich kommt man hinab nach Gemunden; man steigt in einem, dem Landungsplatze gegenüber liegenden Gasthofe ab, und genießt, im Anblicke des Sees versunken, die Fahrt in der Rückerinnerung noch einmal.

Hier wäre nun freilich die Reise durch die Salzburger Gegenden geschlossen. Ich stelle aber zu dem ganzen Gemälde noch das des Traunfalls. Zwischen Gemunden und Lambach hört man fast auf der Mitte des Weges in der Nähe der Straße ein tosendes Rauschen. Man schaut hinab und sieht die Traun mit einer Hast dahin strömen, als gälte es einen großen Kampf, an welchem Theil zu nehmen, sie sich aufs Möglichste beeilt. Unten im Thale liegt eine Mühle mit einem Gasthofe. So wie man in deren Nähe kommt, sieht man schon den Sturz des Wassers und hört das verstärkte Getöse. Mitten auf der Brücke, die hier über die Traun führt, ist man dem Falle des Flusses gegenüber. Dieser stürzt sich mit einer Heftigkeit über die Felsen herab, die unglaublich ist. Durch das harte Gestein hat sich das Wasser mit Riesenkraft Bahn gebrochen, und einzelne Trümmer der Felsmassen zeigen noch, daß sie ehemals eine ganze Wand bildeten. Der Fall ist, seiner Höhe nach, gar nicht merkwürdig, denn diese wird kaum zwanzig Fuß betragen; aber er ist so heftig, daß er unten die schauderhaftesten Strudel bildet und

Digitized by Google

den Schaum seiner Fluthen in weitem Kreise herumsprizt. Am furchtbarsten erscheint er, wenn man unter die Brücke hinab geht und sich dem Wasser etwas nähert. Der Sturz desselben, sein Tosen, der erzeugte Sprüdregen, die Pressung der Luft und vor allem die unwillkührliche Vorstellung, als werde man in den Strudel hineingerissen, beängstigen das Gefühl in einem Grade, wie ich es noch selten empfunden.

Neben dem Falle geht ein Theil des Wassers der Traun in einem Kanale fort, durch welchen die Kähne ihren Lauf nehmen. In diesem fließt es mit einer solchen Schnelligkeit, und preßt sich dermaßen zusammen, daß Steine, die man darauf wirft, nicht sogleich niedersinken, sondern erst ein Stück auf dem Wasser hingetragen werden. Dieser Kanal wird, wenn die Schiffahrt unterbrochen ist, durch ein Schleusse gesperrt. Einst, so geht die Sage, fuhr eine fröhliche Hochzeitgesellschaft von Gemunden Abends zu Schiffe die Traun herab, und kam, da sie voraussezte, die Schleusse offen zu finden, bis in diese Gegend. Unglücklicherweise war sie aber gesperrt, und als man dieß inne ward, war es zu spät anzuhalten, um sie zu öffnen. Die ganze Gesellschaft wurde also über den Fall hinabgeschleudert und dermaßen zerschellt, daß man erst nach einigen Tagen einzelne Trümmer aus dem tiefen Wasserbecken hervorkommen sah.

Wer seine Reise von hier weiter hinab macht, dem winkt die schöne Stadt Linz, wo er sich auf ein Schiff sezt und eine sehr anmuthige Fahrt die Donau hinab nach Wien macht.

Elzner.

Die Kornetswittwe.

(Beschluß.)

Es war ein stürmischer Nachmittag im November, da die Wittwe mit ihren Waisen in der kleinen Schenke des Dorfs anlangte, wo General Lesley wohnte. Die düstere Farbe der Landschaft, das abgefallene Laub, der kalte, unfreundliche Wind, Alles stimmte mit den wehmüthigen Gefühlen der Reisenden zusammen. Der Anblick ihres Geburtsorts, der Stelle, wo sie ihren Gatten zuerst wieder gesehen, der friedlichen Kirche, in der sie ihre kindlichen Gebete zum Himmel schickten, alles dieß, und der Gedanke, daß der, der einst allem diesem Reiz verlieh, nicht mehr sey, stellte ihren Muth, den ihr die Religion eingeflößt und aufrecht erhalten hatte, auf eine harte Probe. Selbst die naiven Fragen ihres ältesten Kindes, eines Knaben von sechs Jahren: „Wo ist Großvaters Haus? ist er so freundlich und gut wie der Vater?“ erinnerten sie schmerzlich daran, daß sie noch gar nicht wisse, welche Aufnahme sie finden werde. Ohne sich zu erkennen zu geben, erfuhr sie, daß die Nachricht von dem traurigen Schicksal seines Sohns dem General bereits zugekommen, daß sein Gram unaussprechlich, daß er zwar zu Hause sey, aber bisher ohne Ausnahme alle Besuche abgelehnt habe, und jeden Trost von sich weise. Nur kurze Ueberlegung bedurfte es, um einzusehen, was hier zu thun war. Ihre Gefühle in kurzer, rührender Schilderung auf das Papier zu bringen und das Geschriebene durch einen Diener der Schenke in das Haus des Generals zu schicken, war das Werk weniger Minuten. Der Schmerz ist beredt, aber das Gefühl, mit dem sie diese Pflicht erfüllt hatte, machte bald einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz, die sie vergeblich zu bemeistern suchte. Um ihre Gedanken von einer Entwickelung ihres Schicksals, die sie bis diesen Augenblick nicht gefürchtet zu haben schien, abzulenken, beschäftigte sie sich damit, ihre kleine Tochter zur Ruhe zu bringen, und schickte sich an, dieselbe mütterliche Pflicht auch an dem Knaben zu erfüllen; aber seine unschuldige Bitte, noch eine Stunde aufbleiben zu dürfen, war so rührend, nie war seine Aehnlichkeit mit seinem unglücklichen Vater ihr so auffallend erschienen; sie umarmte ihn weinend, da ging die Thüre auf und der General stand vor ihr. Kaum wissend, was sie that, sank die bekümmerte Mutter vor ihm auf die Knie, ihr Sohn, den sie immer noch bei der Hand hielt, blickte die Mutter mit naivem Erstaunen an und kniete stillschweigend neben ihr nieder. Die auffallende Aehnlichkeit des Knaben mit seinem verstorbenen Vater mußte unwiderstehlich zum Herzen des Großvaters sprechen. Er zog ihn an sein Herz, hielt ihn wiederholt von sich ab, seine Züge genauer zu betrachten, Thränen, die ersten, die er kannte, stürzten dem alten Krieger aus den Augen, gleich Quellen in einer versengten Wüste, und mit Entzücken erwiederte er die Liebkosungen des Kindes. „Liebe Mutter, sag' doch, ist dies auch gewiß mein Großvater?“ — „Ja, ja, leibhaftes Ebenbild meines verlornen Arthurs!“ rief der graugelockte Großvater, „jenes Arthurs, der durch ein Wunder in diesem theuren Knaben mir wiedergegeben ist. — Soll ich auch Dich verlieren! — Ellen, mein Kind!“ rief er und sank auf seine Knie neben die immer noch kniende Wittwe, die, vom Gefühl übermannt, schweigend und regungslos da lag; „Ellen, liebe Tochter, kannst Du mir jemals vergeben?“ Die Wittwe vermochte nicht zu sprechen, suchte ihn aber mit kindlicher Zärtlichkeit aufzurichten. „Nicht doch! nicht doch!“ rief er, ihr Kind sanft niedersetzend, und blickte mit aufgehobenen Händen in stummem Dankgefühl gen Himmel. Schweigend kniete auch der verwunderte Knabe zwischen Großvater und Mutter, und hob, wie er gelehrt worden war, seine kleinen Hände zum Gebete empor, während die Mutter ihre Arme um ihn schlang und in einem Strom von Thränen sich ihrer Wonne überließ. Es war ein Augenblick des Segens, wohlfeil erkauft selbst durch die starke Erschütterung, welche die Auflösung ihrer bereits untergrabenen Lebenskraft zu beschleunigen drohte.

„Ellen, liebes Kind!“ sagte der General einige Tage

N°. 225.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 20. September 1830.

Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unseren Helden Eroberung, ein Spiel.

Klopstock.

Patriotische Bemerkungen.

Von L. Bauer.

Hätten wir uns vor französischen Ausdrücken gehütet, so würden wir zwar immerhin an Schiller den Schwung der Gedanken, an Goethe die Leichtigkeit der Ausführung bewundern, aber nicht darüber streiten, welcher von beiden das größere Genie gewesen sey. Bei keiner Gelegenheit zwar würden wir uns amüsiren, nichts desto weniger aber des Lebens uns freuen, an einem vollen Tische uns laben, am Schönen ergötzen, in der Gesellschaft erheitern, bei Freunden uns glücklich fühlen. Vielleicht hätte uns dann die despotische Nadel französischer Schneider verschont; denn unsere Sprache weiß nur von Putz und Staat, von Anzügen und Trachten, nichts aber von jener grillenhaften Göttin, welche dem Stutzer das Stöckchen in die Hand gibt, und den Geschmack der Völker wie einen Haudenstock meistert. Ueberhaupt so manche konventionelle Thorheit können wir nicht früher mitmachen, als bis ein Ausdruck dafür gefunden ist, der uns das Rothwerden erspart. Derlei Ausdrücke haben wir immer von Paris bezogen. Und in der That, sie klingen so vornehm nichtssagend und unschuldig, daß man vor lauter Decenz des Namens das Unschickliche der Sache vergißt. — Wir Bürgersleute machen uns über unschädliche Eigenheiten lustig, wir verspotten die Finsterlinge, wir nehmen uns die Freiheit, den Adel zuweilen auszulachen. Der Adel thut nichts von dem allen, er macht sich über nichts lustig, er stichelt, spottet, höhnt und lacht nicht; es ist ihm genug, sich zu moquiren. Ein unzeitiger Besuch kann uns stören, eine steife Gesellschaft beengen, ein mühseliger Auftrag belästigen, eine rasche Frage verwirren, genieren aber kann uns Eines so gut als das Andere. Wer sich die Mühe nicht nehmen mag, zu unterscheiden, ob ihm etwas als Neuigkeit oder Ausnahme erschienen sey, ob es ihn in Staunen gesezt, befremdet oder überrascht habe, der sage nur schlechtweg: es hat mich frappirt, so sind mit Einem Wort alle Fälle gedeckt. Nicht nur der Franzose, auch der Genius seiner Sprache ist ein Witzkopf; denn er hat ein unnachahmliches Geschick, den verschiedenartigsten Gegenständen einen Familienzug von Aehnlichkeit abzuhaschen. Der überrheinische Ausdruck verhält sich zu dem deutschen meistens wie der Umriß zum Bilde, oder vielmehr so, wie sich zu einem Dutzend Porträts ein einziger jener wunderlichen Züge verhält, die wir oft an Wänden oder im Getäfel entdecken, und die uns, je nachdem wir sie gerade ansehen, bald ein heiteres, bald ein ernstes, bald ein lächelndes, bald ein grinsendes Gesicht erblicken lassen. Ich hätte Lust, einmal das ganze Guthaben der französischen Sprache an die unsere zu revidiren und zu beweisen, daß wir meistens zehn ererbte Sechser unbenüzt liegen ließen, um mit einem erborgten Guldenstücke zu wuchern. Damit will ich der französischen Sprache nicht zu nahe treten. Sie hat gleichfalls ihre scharfen, individualisirenden Ausdrücke. Aber diese sind, wenn wir von der Sprache der Köche, Haarkräusler und Taktiker

Digitized by Google

abſehen, nicht über den Rhein gewandert. Die hohe Klaſſe der Geſellſchaft, bekanntlich keine Freundin vom Diſtinguiren, ſobald es nicht auf den Unterſchied der Stände, ſondern auf den der Begriffe ankommt, fand höchliches Gefallen daran, wenn ſie mit einem einzigen, noch dazu fremden Worte die hervorſtechendſte Mannigfaltigkeit der Dinge breit ſchlagen konnte. Längſt darauf bedacht, ſich, wie jeder Arbeit, ſo auch wo möglich noch des Denkens zu überheben, ſchob ſie die deutſche Beziehungsweiſe der Arten zurück und griff nach den franzöſiſchen Gattungswörtern; denn es iſt immer leichter, eine Fläche zu überſehen, als einen Punkt zu treffen. Nicht, um ſich das Denken zu erſparen, ſondern um es zu befördern, ſuchte der Gelehrte griechiſche und lateiniſche Wörter hervor. Die Wiſſenſchaft ſtrebt entweder nach dem Allgemeinen hin, oder geht ſie von demſelben aus. Das Allgemeine und Höhere nun glaubte man immer in den Benennungen der Alten zu finden. So mußte uns Einbildungskraft die unterſte, Phantaſie die höchſte Stufe des geiſtigen Schaffens bezeichnen. Bei dem Worte Begriff denken wir an die abſondernde Thätigkeit des Verſtandes, bei dem Worte Idee an die umfaſſende der Vernunft. Menſchlichkeit iſt uns eine beſondere Tugend, Humanität überhaupt eine Geſinnung und ein Handeln, wie es dem Menſchen geziemt. Die undurchdringlichen Nebel, worein ſich mancher Philoſoph zu hüllen wußte, ſind ſie nicht größtentheils aus dem todten Meere der Vorwelt aufgeſtiegen? Woher haben wir denn unſere transcendentalen Deductionen, unſere transcendenten Konkluſionen? woher unſere Axiome, Reflexe, Radien und Potenzen? woher den ganzen Apparat von Schematen, Tendenzen und Modifikationen, ſobald wir uns einmal vorgenommen haben, recht geſchraubt und unverſtändlich zu ſeyn? Leſen wir dagegen Dichterwerke aus früherer Zeit, beachten wir das Eigenthümliche verſchiedener Mundarten, welch eine Fülle der Beziehung fürs Einzelne, welch eine Scale ſchallnachahmender Wörter vom Schrillen des geſchleuderten Steines bis zum Rollen des Donners; wie viele Dämpfungen des Lichtes vom Glühen geſchmolzener Metalle bis zum Dämmern der Morgenröthe; wie mannigfaltige Mittelſtufen zwiſchen weich und hart, ſchön und häßlich, Beſonnenheit und Raſerei, Ruhe und Erſchütterung. Es iſt vorherrſchende und urſprüngliche Neigung unſerer Sprache, ins Einzelne zu bilden, ein Umſtand, der eben ſo ſehr die Gründlichkeit als auch den Kunſtſinn der Deutſchen befördert haben mag. Dagegen haben wir unſer „Sinn und Trieb,“ unſer „Herz und Gemüth,“ unſer „Geiſt, Beziehung, Verhältniß.“ Warum iſt die urſprünglich ſo beſtimmte Sprache in gewiſſen Fällen ſo weit? warum ſo erfinderiſch und biegſam, wenn es darauf ankommt, für das, Anfangs nach Arten Bezeichnete allgemeine Ausdrücke zu bilden? Was für ein Geſetz muß bei ſolchen ſpäteren Bildungen beobachtet werden? Wie weit dürfen wir von der Biegſamkeit unſerer Sprache Gebrauch machen, ohne ihre Beſtimmtheit zu verletzen? Viele Ausdrücke, die ehemals geläufig, ja ſtehend geworden waren, ſind aus unſerem Wörterſchatze gänzlich verſchwunden; andere haben in verſchiedenen Zeiten eine verſchiedene Bedeutung erhalten: warum in dieſer Zeit gerade dieſe Bedeutung? Von dem Urdeutſchen bis zu ſeiner jetzigen Geſtaltung läßt ſich eine fortlaufende Reihe von Uebergängen nachweiſen; und der Sprachforſcher muß, wie der Geolog, bei der unterſten Schichte anheben, wenn er die Bildung der Oberfläche erklären will. Dieſes Studium würde die darauf verwendete Mühe reichlich belohnen. Denn ich glaube, wer den Bau der Sprachen bis ins Innerſte erforſchen und ihr gegenſeitiges Verhältniß mit Sicherheit abwägen könnte, wäre auch im Stande, den Charakter jedes Volkes richtig zu zeichnen und manches von ſeinen Schickſalen zu weiſſagen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Spanier und ſein Hund.

Das ſeltſame ſpaniſche Gedicht, das wir im Folgenden in einer proſaiſchen Ueberſetzung mittheilen, erſchien zu Sevilla im Jahr 1581, mit verſchiedenen Stücken ähnlicher Art, unter dem Namen Fernando Luppos, eines Schülers von Las Cazas. Dieſer Name iſt wohl unterſchoben; wie dem aber ſey, der Dichter, der eine ſolche Schilderung ſichtbar mit Liebe entwarf, und der geſchilderte Spanier ſind pſychologiſch gleich merkwürdig, und die ſchauderhafte innere Wahrheit macht dieſes Gemälde eigentlich zu einer geſchichtlichen Urkunde von der unfaßlichen Barbarei der Spanier. Nur dieß konnte uns vermögen, es mitzutheilen.

* * *

Ein Offizier in Pizarros Heer, der tapfere Padinnes, ſaß im Hintertheil der langen Pirogue, in der er einen Fluß in Peru hinauffuhr; mit der Hand ſtreichelte er liebkoſend den Kopf eines ungeheuren Hundes, der vor ihm lag; es war Berezillo, ſein Kriegshund, der ihn dreißig Sklaven gekoſtet hatte *). Seine düſtern Blicke ſchweiften jetzt ohne Ziel über des Fluſſes fruchtbare Geſtade, an denen er raſch dahinfuhr; jetzt flogen ſie noch düſterer über die von Schweiß triefenden Sklaven, welche die Ruder zogen. Lauernd und ſtets bereit, ihre Trägheit zu ſchelten, ſaß er da in drohender Haltung. — Der Hund Berezillo blickte ſeinen Herrn an; ſeine Zunge hing ihm

*) Der Spanier Pigafetta erzählt, ein großer europäiſcher Hund ſey mit zwanzig Sklaven bezahlt worden. Der Name Berezillo iſt hiſtoriſch.

über die dicken Lippen herab; er öffnete die Augen und schloß sie wieder, je nachdem des Spaniers Hand über seinem Kopf hinstrich oder sich davon entfernte. So oft er sich bewegte, blitzten im Sonnenlicht die langen stählernen Stacheln an seinem reichen Halsbande gleich Sternen. — Mit einem Mal macht er einen Satz an den Rand der Pirogue, taucht unter und packt einen Sklaven, der sich über Bord gestürzt hatte. Er faßt ihn mit seinen spitzen Zähnen am Hals und schleppt ihn zu Padinnes Füssen, der gleichgültig auf seinem Sammtpolster sitzengeblieben war. „Brav, Berezillo, brav," sprach der Spanier zu seinem Hunde, der sich mit blutender Schnauze seiner sterbenden Beute zur Seite lagerte; „brav! ein Narr der Indier, der da zu den Caimans in den Fluß sprang!" dabei erhob er die Stimme und überflog mit spöttischem Lächeln die zitternden Sklaven, er, der einzige Spanier unter den Zwanzigen. — Er liebkoßte wieder Berezillo mit der Hand, während dieser mit gespitzten Ohren den mit dem Tode ringenden Sklaven im Auge behielt; „treuer Gefährte," sprach er, „du wachst für mich, du kämpfst für mich, Padinnes hat an dir in dieser neuen Welt, was der Abencerrage in Granada, als da noch die Mauren herrschten, an seinem flüchtigen Renner hatte." — „Heiliger Jakob, wie komme ich dazu, mich mit einem Ungläubigen zu vergleichen!" sprach er und bekreuzte sich. „Braver Berezillo," fuhr er dann fort, „du hättest verdient bei den Kriegern zu seyn, die mit Ponce de Leon zogen, als er die Insel suchte, wo die Quelle der ewigen Jugend fließt. Findet man sie einst, so nehme ich dich mit hin; ein Diener wie du darf nimmer altern." — „Wir waren beisammen, als man die große Stadt Arequippa verbrannte. In ihre Flammen jagtest du die Rudel der Indier zurück, die fliehen wollten. Alle Hunde des Heeres waren berauscht vom Blute, das sie getrunken, du allein warst unersättlich, du verdientest, im Triumphe geführt zu werden, du verdientest dreifachen Sold." — „Aber der Weiber schontest du; wußtest du doch, daß die einen kostbare Früchte unter dem Herzen tragen — für die Tage zumal, wo es den Hunden im Lager an Futter gebricht; wußtest du doch, daß die andern . . ." Zärtlicher liebkoste hier der wilde Padinnes den Hund; er schwieg einen Augenblick, und ein Lächeln, sprechender als seine Worte, schwebte um seine Lippen. „Ha! wie floß der Madera und Porto nach jenem Siege, der uns zu Herrn von Oberperu machte! Durch die Waffen des katholischen Königs siegte der wahre Gott auf ewig über die Götzen, und wir, auch du, Berezillo, waren die Werkzeuge seines Ruhms und seiner Rache. Unsere Väter in Spanien verscheuchten in der alten Welt die Finsternisse des Korans; wir, Kinder Spaniens, schenkten der neuen Welt das Licht des Evangeliums." — „Wir wollen des Siegs genießen, wollen diesen zaghaften Indiern das Gold aus den Händen reißen, das sie nicht zu benützen wissen; wollen sie in Heerden zusammentreiben, uns das Leben angenehm zu machen; Gott hat sie in unsere Hand gegeben; unser sind die schönsten ihrer Töchter. Können alle Freuden, alle Schätze Amerikas uns den reinen Himmel, die blühenden Orangen Galliziens und Murcias bezahlen, von denen wir ferne sind?" — „Schönes Spanien! du alte Kirche meines Dorfs! edles Vaterhaus, an dessen Mauern die Waffen der Ungläubigen hängen, soll ich euch nicht wiedersehen?" Der Spanier hob die Hand vom liebkosenden Hunde auf und wischte sich die Augenwimper; drauf drillerte er ein Liedchen nach der Weise des Bolero. Während er so sang, bemerkte er, daß der Sklave, den sein Hund aufgefangen, verschieden war; „faß, Berezillo, faß!" rief er. Sogleich schlug der Hund Krallen und Zähne links am Halse des Indiers ein, das Blut sprang hervor; der wilde Berezillo wühlte mit dem Kopf tief in der Brust des Unglücklichen, sein Auge funkelte und Padinnes feuerte ihn noch an mit einem eigenen Pfeifen. — Es war geschehen, man warf den Körper ins Wasser, Berezillo lagerte sich wieder und leckte die rothen Lippen. Der Spanier machte eine drohende Geberde, und die zwanzig Sklaven legten sich mit doppelter Kraft auf die Ruder. Eben erhob sich der Wind, er schaukelte die Lianenbüsche über der Barke und streute die weißen Blumenblätter über Sklaven, Herrn und Hund.

Erklärung des Stuttgarter Liederkranzes über den Stuttgarter Korrespondenz-Artikel in Nr. 148 und den Aufsatz des Korrespondenten in Nr. 190 der diesjährigen Münchener Damenzeitung.

Der in Nr. 148 der Münchener Damenzeitung von diesem Jahre erschienene Korrespondenz-Artikel aus Stuttgart und der in Nr. 190 dieser Zeitung abgedruckte Aufsatz des Verfassers dieses Artikels machen uns, wegen der sowohl in Hinsicht des Stuttgarter Liederkranzes, als auch des Herrn Professor Gustav Schwab darin gehäuften Unwahrheiten und Schmähungen, eine ernste Berichtigung zur Pflicht.

In dem Korrespondenz-Artikel Nr. 148 gibt der A—st—unterschriebene Korrespondent eine Beschreibung des am 8. Mai d. J., wie jährlich, vom Stuttgarter Liederkranz gefeierten Schillersfestes, und behauptet von der dabei aufgestellten kolossalen Büste des Gefeierten: „Sonst schaute das Haupt gegen das freundliche Thal hinab, an diesem Tage aber wählte man sonderbarer Weise die Richtung gegen das Wirthshaus hin." — Nun war allerdings wegen einer vom Eigenthümer des Lokals damit vorgenommenen Veränderung auch eine Abänderung in der Stellung der Büste nothwendig geworden, aber insofern diese von der Anordnung des Liederkranzes abhing, wurde nicht die Richtung gegen das Wirthshaus hin gewählt, sondern das hehre Haupt schaute in einem rechten Winkel vom Wirthshause in ein noch freundlicheres und großartigeres Thal, in welchem Stuttgart liegt, eine Richtung von noch höherer, bedeutungsvollerer Beziehung, als die frühere.

Dann apostrophirt der Korrespondent den Geist Schillers mit folgender Phrase: „Du wirst Dich auch nicht betören lassen durch die Schaar der Heuchler, die heute aus aufgesperrtem Munde Deinen Namen in das Thal hinausschreit, während sie einem fremden

Götzen opfert und sich den Kopf zerbricht, wie sie Dir Dein Priesterthum entreiße.“ — Wir glauben, eine solche Behauptung nur berühren zu dürfen, um den Geist des ganzen Artikels zu würdigen.

Eine strengere Rüge verdient aber die Reihe von Unwahrheiten und Schmähungen, die sich der A—st.— aus Stuttgart gegen den verdienten Dichter erlaubt, welcher mit dankbar anzuerkennender Bereitwilligkeit noch stets, und stets Würdiges auf Bitten des Liederkranzes zu dieser Feier beitrug. Er gibt einen Abdruck der von Hrn. Professor Schwab auch diesmal auf dringende Aufforderung gedichteten und vom hiesigen königlichen Kapellmeister Hrn. Lindpaintner in Musik gesetzten Cantate, dem er die Versicherung vorausschickt: „Ich gebe die Worte wörtlich, bei meiner Ehre, ohne Zusatz und Uebertreibung,“ und ergießt sich dann in höchst beleidigende Invectiven gegen Gedicht und Dichter. Da nun trotz jener Versicherung „bei meiner Ehre“ der Korrespondent A—st.— aus Stuttgart sich die Auslassung des ganzen ersten Männerchores und andere Verstümmelungen hatte zu Schulden kommen lassen, so fand sich Hr. Professor Schwab gedrungen, in den Leipziger „Blättern für literarische Unterhaltung“ Nr. 211 in sehr gemäßigten Ausdrücken und mit Würde dieses einfach zu rügen, und zur Berichtigung das von ihm nicht zum, von der Komposition abgesonderten Drucke bestimmte Gedicht vollständig mitzutheilen. Gegen diese Berichtigung entblödet sich nun der Korrespondent A—st.— aus Stuttgart nicht, mit Verläugnung aller Schicklichkeit und Wahrheit in dem, Damenzeitung Nr. 190 zu lesenden Aufsatz, überschrieben: „Der Stuttgarter Korrespondent der Damenzeitung an Hrn. Schwab,“ seine frühern falschen Angaben dem Publikum als Wahrheit aufdringen zu wollen, mit der Behauptung, er habe es so mit Hunderten gehört und gelesen.

Dagegen erklären wir der strengsten Wahrheit gemäß:

1) Die Bemerkungen in dem Korrespondenz-Artikel Nr. 148 über Gedicht und Dichter sind keineswegs, wie's in Nr. 190 heißt, bescheiden, sondern vielmehr, wie sich Jeder davon überzeugen kann, höchst unbescheiden und unschicklich.

2) Wenn der Korrespondent in Nr. 190 sagt: „Herr Schwab beschuldigt mich, einen ganz entstellten Abdruck eines von ihm nie zum Druck bestimmten Gedichtes in der Damenzeitung gegeben, den ersten Vers weggelassen und die Wiederholungen und Abänderungen des Komponisten mit in den Text aufgenommen zu haben; es ist mir rein unfaßlich, wie man sich auf eine solche arrogante Weise dem Publikum gegenüber stellen mag. Das Ding war nicht zum Drucke bestimmt, aber fünf bis sechs Tage vor dem Schillerfeste war es in Stuttgart in allen Enden und Ecken zu haben;“ so müssen wir sagen: einen solchen Ton von einem Ungenannten gegen einen genannten hochgeachteten Mann erkennen wir für höchst anmaßlich und unschicklich an sich; aber es wird uns auch rein unfaßlich, wie ein solcher Ungenannter sich auf eine solche arrogante Weise dem Publikum und der strengsten Wahrheit gegenüber stellen mag, denn:

Der erste Vers, den der Korrespondent in Nr. 148 der Damenzeitung weggelassen hat und auf den zum Verständniß des Gedichts alles ankommt, ist nicht in der Komposition und auch nicht bei der Aufführung im Gesange weggelassen worden, wie Nr. 190 der Damenzeitung glauben machen will; und

Das Gedicht ist als Gedicht früher nicht abgedruckt, am wenigsten in allen Enden und Ecken vertheilt, sondern es ist für die einzelnen Singstimmen als Text zum Gesange mit den Noten lithographirt, und blos an die Singenden unter Bedingung der Zurückgabe als Eigenthum des Liederkranzes vertheilt worden. Sein Unstern hat dem Korrespondenten A—st.— aus Stuttgart ein solches unvollständiges Blatt in die Hände gespielt, ohne daß seine Unwissenheit ahnete, daß dies nur die weibliche Singstimme sey und die männliche fehle, und ohne sich die Mühe zu nehmen, sich von der Vollständigkeit seines Textes zu überzeugen, erdreistet sich der Korrespondent, einen achtungswürdigen Mann, der seinen Irrthum berichtigt, öffentlich der Unwahrheit und der Arroganz zu zeihen!

3) Es ist, wie sich das wohl bei Schwab von selbst versteht, Niemand bei Aufnahme der Beschreibung des diesjährigen Schillerfestes im Morgenblatte eingefallen, des Dichters Cantate ausschließen zu wollen oder sich ihrem Abdrucke zu widersetzen, wie der Korrespondent behauptet, sondern ganz im Gegentheil hat der Berichterstatter den Dichter schriftlich um die Mittheilung des Gedichtes zum Abdrucke ersucht, und nur Herr Prof. Schwab selbst wollte nicht bei jeder Feier mit einem Gelegenheitsgedichte im Drucke auftreten.

4) Hr. Kapellmeister Lindpaintner, der auf unsere Bitte sich der Komposition mit ausgezeichnetem Erfolge im Eindringen in die Idee des Dichters unterzog, und freudig zu einer solchen Feier ein Gedicht vom Dichter Schwab komponirte, hat sich nicht erlaubt, Zeilen oder Strophen zu streichen, wie der Korrespondent meint. Doch das dahin Gehörige wird auf unsere Bitten hier unten aus des Komponisten eigener Feder erfolgen.

Wir sprechen die vollkommenste Ueberzeugung aus, daß ein Jeder unsere tiefe Indignation über diese beiden wahrheitslosen Artikel in der Münchener Damenzeitung mit uns theilt, und halten uns auch dessen von dem Redakteur der Zeitung versichert, der einen Namen mit Würde zu behaupten hat, und gewiß, entrüstet über einen solchen entwürdigenden Mißbrauch seines Blattes, dies durch die Aufnahme dieser unserer Erklärung in sein Blatt öffentlich darthun wird.

Gefühl der Rechtlichkeit macht uns diese Erklärung zur Pflicht, da die Sache uns zunächst betrifft.

Stuttgart im August 1830.

Im Namen des Stuttgarter Liederkranzes:
Der Gesellschafts-Ausschuß.

In Bezug auf voranstehende Erklärung des Stuttgarter Liederkranzes, und aufgefordert von demselben, berichtigt der hier Unterzeichnete die in Frage stehenden Abänderungen und Abkürzungen, die sich der Komponist an dem Gedichte des Herrn Professor Schwab erlaubt haben solle, dahin, daß er — nicht ohne vorhergegangene Rücksprache mit dem Verfasser — bei Wiederholung der Strophe, nachdem sie also schon einmal unverändert abgesungen war, um den Effekt des concertirenden, sich gegen das Ende hin steigernden Wechselchores zu erhöhen, außer der Umwandlung des Wortes „strömet“ in „strömend“ mit dem vorangesetzten Beiworte „mächtig“ durchaus keine Sylbe an dem Texte der Cantate abgeändert oder abgekürzt habe. Für eine solche musikalische Freiheit aber spricht das Ansehen größerer Komponisten, und sie kann keinenfalls dem Dichter zur Last fallen.

Stuttgart, am 31. August 1830.

Lindpaintner.

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 226.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 21. September 1830.

Das Rom des Knechts der Knechte Gottes
Neben dem Rom der Triumphatoren.

Platen.

Römische Skizzen.

Die alten und die neuen Benennungen.

Von hundert Seiten betrachtet, wird Rom noch immer für die erste Stadt der Erde gehalten. Eine einzige ist dabei, dünkt mich, außer Acht gelassen worden, und diese ist doch, mehr als jede andere, im Stande, den Zauber, welcher sich an die ehemalige Weltbeherrscherin knüpft, zu erklären: die Wiedergeburt der antiken Stadt in der nicht minder merkwürdigen modernen; ein wirklicher Phönix ist das ewige Rom, nicht in der Fabel, sondern in der Wahrheit, verjüngt aus seiner Asche hervorgegangen. Alle übrigen berühmten alten Städte sind von der Oberfläche der Erde verschwunden, oder existiren nur noch in einer Erniedrigung, welche schmählicher ist, als der völlige Untergang; Rom allein lebt und blüht fort, in seiner Art eben so groß, als sein großer Ahn. Aus diesem Alten und diesem Neuen, aus diesem Ehemals und diesem Jezt geht, als ein erzwungener Zustand, das heutige Leben Roms hervor, ein Leben, dessen üppige Kraft einst zum zweiten Male die allgemeine Zerstörung um sich herum überleben dürfte. Es ist hier der Ort nicht, diese Betrachtungen weiter zu verfolgen; ich begnüge mich, eine einzige der vielen Eigenthümlichkeiten, welche die moderne Existenz Roms charakterisiren, und zwar eine der scheindar unerheblichsten, hervorzuheben. Es sind dieß die neuen Benennungen, welche viele Dinge in Rom bekommen haben, so daß darüber die alten, unter dem Volke wenigstens, entweder ganz in Vergessenheit gerathen, oder doch außer Mode gekommen sind. Folgende können als die vornehmsten bemerkt werden. Die sieben Hügel sind dem Namen nach alle, der That nach (das heißt, in sofern sie bewohnt werden oder nicht) zur Hälfte verschwunden. Das Capitolium ist bewohnt, heißt aber jezt Campidoglio; er ist dies das korrupte Erzeugniß aus Capitolium. Den Palatinus kennt Niemand mehr, weder den Berg noch seinen Namen; lezterer ist längst verschollen, und die wenigen Villen, nebst den Ueberresten des kaiserlichen Pallastes, können erstern nicht wieder ins Leben rufen. Dasselbe gilt vom Aventinus, Cölius und (dem Namen nach ganz, der That nach zur Hälfte) vom Esquilinus. Die zweite Hälfte dieses leztern, welche bewohnt ist, wird nebst dem Viminalis, welcher dem Namen nach ganz verschwunden, der That nach vorhanden ist, unter dem Collektivnamen der Berge (Monti) begriffen. Da diese Gegend von der allerunterſten Volksklasse bewohnt wird, auch ohnehin am weitesten von dem Mittelpunkte der Stadt entfernt liegt, so betrachtet man sie als nicht in Rom liegend. Daher sagen die Römer: „Non abita in Roma, ma ai Monti,“ und die Monticciani: „Oggi andrò dentro Roma.“ Ueberhaupt spricht der Römer von den Monti wie ehemals der Athenienser von Böotien. Der lezte Hügel, der Quirinalis, existirt, gleich dem Capitolinus, der That nach, der Name ist verschwunden; Jedermann kennt ihn als Monte Cavallo, von den beiden antiken Pferden so genannt, welche auf dem Platze desselben, dem päbstlichen Pallaste gegenüber, stehen. Zu-

gleich bildet dieser Berg mit den vielen Dicasterien, Pallästen u. s. w., besonders mit der Via di Porta Pia, welche auf demselben liegen, eins des elegantesten, obgleich unbewohntesten Stadtviertel Roms. Was Wunder, daß der Name der übrigen, innerhalb der Mauern liegenden Nebenberge gleichfalls in Vergessenheit gerathen ist, da die sieben königlichen Hügel den ihrigen nicht zu behaupten vermocht haben? Dem Collis hortulorum, unmittelbar am Volksthore, ist am übelsten mitgespielt worden; er hat sogar seinen modernen Namen, Monte Pincio, verloren; heutzutage nennt man ihn la Passeggiata, von dem Spaziergange, welchen die Franzosen auf demselben angelegt haben, den die vorige Regierung hat fortsetzen, die jetzige aber noch nicht vollenden lassen. Der Vatikan, obgleich in der kirchlichen Diplomatik fortwährend bei seinem antiken Namen genannt, ist im gemeinen Leben gleichfalls umgetauft worden, hat aber bei dem Tausche nichts verloren; denn er heißt heutzutage San Pietro, ein Name, der auf das Erhabenste, was Kunst und Religion in der neueren Zeit hervorgebracht haben, hindeutet. Was aber sind alle diese Namen, so hoch auch das Alterthum derselben hinaufreichen mag, gegen den Janikulus, vom fabelhaften Könige Janus also genannt? Je älter der Name desselben ist, je vollkommener hat ihn die Zeit aus dem Andenken der Einwohner verwischt: er heißt jezt Montorio (Monte aureo), vom gelben Sande, sagt man, also genannt, aus welchem er bestehen soll. Im bizarren Gegensatze mit diesem wird der Mons Testaceus oder Doliolus noch immer mit seinem vormaligen Namen Monte Testaccio (Scherbenberg) benannt. Woher diese Sonderbarkeit? Vielleicht weil er der jüngste der römischen Berge ist? Wer Witz machen wollte, könnte sagen, weil er aus Scherben bestehend, der zerbrechlichste von allen und folglich der solideste ist, wie kränkliche Personen sehr oft länger leben denn robuste. Haben die Leser je vom Ziegenberge gehört? der Ziegenberg ist nichts Geringeres, als der ehemalige Tarpejische Felsen (Rupes Tarpeja). Hieße er Gänseberg, so wäre die Benennung wenigstens durch die historische Anspielung gerechtfertigt. Vom Ziegenberge auf das Forum Romanum ist nur ein Sprung. Daß lezteres jezt Ochsenmarkt (Campo Vaccino) genannt wird, ist bekannt. Von hier gehts durch die heilige Gasse (Via sacra) in gerader Linie auf das Vespasianische Amphitheater zu. Erstere hat gar keinen Namen mehr; lezterem ist dagegen mit seinem modernen (Kolosseo) vollkommen Recht geschehen; er ist der entsprechendste, welcher sich für die Sache finden läßt. Wo aber die Franzosen ihr Kolisée hergenommen haben, läßt sich nicht absehen. Von hier zurück über den Campo Vaccino, zwischen dem Capitolinus und Palatinus durch, gehts über den antiken Ochsenmarkt (Forum Boarium), der jezt gar keinen Namen mehr hat, an den Fluß. So heißt jezt die Tiber. Wahrscheinlich nennen ihn die Römer verächtlicherweise, der vielen Ueberschwemmungen wegen, welchen er sie Preis gegeben, nicht mehr bei seinem Namen. Von hier sind nur zwei Schritte zum Theater des Marcellus und zum Portikus der Oktavia. Wer Lust hat, ersteres zu besehen, frage nach dem Pallaste Orsini, sonst wird es ihm selbst der Schuhflicker nicht nachweisen können, der an der Mauer desselben seine Bude aufgeschlagen hat, und beim zweiten nach dem Fischmarkte (Pescheria), widrigenfalls sogar das Fischweib unter demselben ihr „Was weiß ich?“ (so molto) statt der erbetenen Auskunft zum Besten gibt. Nicht unmöglich, daß, wer einmal in dieser Gegend ist, einen Spaziergang am Pulchrum litus (am schönen Ufer), welches sich längs der Tiber, von der hölzernen Brücke (Pons Sublicius) bis zur Cloaca maxima erstreckte, machen möchte. Statt aber nach dem Bel Lido, oder sonst wie zu fragen, suche man gleich die Piazza di S. Maria Egiziaca auf. Muß er über Berge von Schutt steigen und Thäler von Morast durchwaten, oder stürzt er gar, um den Ausfluß der großen Cloake in Augenschein zu nehmen, am lockern Tiberufer einen Fehltritt thuend, in die Tiefe hinab, so tröste ihn der Gedanke, daß er nicht, wie andere Menschen, auf der gemeinen Heerstraße, sondern auf klassischem Boden gefallen, und daß es antiker Koth ist, mit dem er sich besudelt hat. Von hier, rückwärts den Fluß hinaufschreitend, gelangt man, nach einer ziemlichen Strecke Weges, zum Mausoleum des Hadrian. Diese ungeheure Steinmasse (daher man sie auch Mole di Adriano nennt), schon etwas auf der Anhöhe zum Vatikane hinauf liegend, kann weit und breit gesehen werden; dennoch, wette ich, wird sie jedem entgehen, der unter den beiden eben angeführten Namen darnach fragt. Wer aber die Engelsburg (il Castello di S. Angelo, oder auch kurz weg il Castello) sucht, den weist jeder Lazzarone zurecht, denn es gibt keinen, der nicht einmal in seinem Leben darin gesessen hätte. Immer weiter den Fluß hinaufgehend, nach dem Volksthore zu, stößt man auf den Pendant des hadrianischen Mausoleums, oder vielmehr auf dasjenige, dessen Pendant lezteres ist, nämlich auf das Mausoleum des August; denn bekanntlich ließ Hadrian das seinige nur aus Eifersucht auf dieses errichten, und zwar demselben gerade gegenüber. Wer jedoch unter dem antiken Namen darnach fragen wollte, möchte lange suchen; sein heutiger ist Correa, nach dem Pallaste also genannt, in dessen Mauern es eingeschlossen ist. Wer noch sicherer gehen will, erkundige sich nach den Fuochetti (den Feuerwerken), welche während der drei Sommermonate jeden Sonntag Abend darin gegeben werden. Von hier nach dem Pantheon ist es zwar nicht nahe. Da aber ein anderes merkwürdiges, obgleich nur einem sehr kleinen Theile nach erhaltenes Gebäude in der Nähe liegt, so wird der Weg dahin nicht unbelohnt bleiben. Man weiß, daß auch der Tempel aller Götter sei-

Digitized by Google

nen vorigen Namen verloren hat. Lezterer, als zu heidnischer Art, scheint sogar den neueren christlichen: di S. Maria ad Martyres, welcher ihm 609 vom heiligen Bonifaz IV. und späterhin, im Jahre 850, den Namen di Tutti i Santi, welcher ihm von Gregorius IV. beigelegt worden, mit fortgerissen zu haben. Er heißt heutzutage kurz weg la Rotonda, von der runden Gestalt der Kuppel also genannt. Was das Pantheon, von welchem Bramante, und nach ihm Michelangelo, die Idee der Kuppel der Peterskirche genommen haben, in seiner ursprünglichen Gestalt gewesen seyn mag, lasse ich auf sich beruhen; nur so viel scheint mir ausgemacht, daß es nicht allein der Idee nach (da das Runde mit dem Geradlinigten in kontrastirendem Verhältnisse steht), sondern auch in der materiellen Bauart absolut vom Portikus verschieden und bei weitem früher als dieser erbaut worden ist. Jenes zweite Gebäude, in der Nähe der Rotonda gelegen, ist der berühmte, von Pompejus erbaute Minerventempel. Es verdient bemerkt zu werden, daß, während alle übrigen ganzen und halben antiken Götter in den Staub der Vergessenheit getreten worden sind, so daß das heutige römische Volk, wie es ächten Katholiken gebührt, keinen einzigen der heidnischen Götternamen mehr im Munde zu führen braucht, der Name der Minerva sich allein noch im Andenken desselben erhalten hat. Woher das kömmt? Mich dünkt daher, weil die Idee, welche mit dieser Göttin verbunden ist, den einzigen rein menschlichen Sinn, in seiner abstrakten Bedeutung hoch erhaben über allen andern Personificirungen stehend, denen die weltliche Zerbrechlichkeit anklebt, als da sind, der Gerechtigkeit, der Tugend, der Hoffnung u. s. w., in sich schließt. Daß schon die Griechen die Idee der Weisheit (oder Vernunft) über alle andern moralischen Gottheiten stellten, beweist nicht allein die Abstammung dieser Göttin aus dem Gehirne des Jupiter, (welcher Ursprung eben nicht für die Qualität des Produkts zeugen möchte, obgleich das Kind oft physisch und moralisch besser organisirt ist, als der Vater), sondern besonders die Klassificirung derselben unter die oberen Götter, während den übrigen genannten Gottheiten nur der dritte Platz angewiesen war. Dies sind, salvo errore, die sämmtlichen antiken Gebäude, welche, mit dem bürgerlichen Leben mehr oder minder in Berührung stehend, einen modernen Namen erhalten haben. Die übrigen liegen entweder in zu entfernten und verödeten Gegenden, oder stehen ungebraucht, beides Gründe für das Volk, sich nicht weiter darum zu bekümmern.

Patriotische Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

Es ist offenbar von dem entscheidendsten Einflusse, ob die Sprache, die wir von Kindheit an redeten und reden hörten, überall Anlaß zu Zweideutigkeiten gibt, oder ob sie uns in Sprüchwörtern einen Reichthum gesunder Lebensweisheit überliefert; ob sie den Geist durch ein stehendes Heer von Redensarten im Schache hält, oder durch ihre vollen und malerischen Klänge mit der Außenwelt in Rapport sezt. Auch kann es durchaus nicht gleichgültig scheinen, welche Dinge durch Reim und Assonanz einander nahe gerückt werden; denn Vorstellungen, die sich im Ohre berühren, werden auch Nachbarn in der Einbildungskraft. Die Sprache ist der Leib des Gedankens. So wenig unser Geist, in einen andern Körper versezt, ganz dieselbe Persönlichkeit behaupten würde, so gewiß muß in jeder Sprache eine eigene Gedankenwelt herrschen. Die Sprache ist das urväterliche Erzlager, welches von allen Nachkommen bearbeitet wird, und woraus sie ihre geistigen Schätze zu Tage fördern. Was auch immer gefunden wird, durch den Schmelztiegel muß es zwar wandern, man wird es läutern, veredeln, mit Zusätzen mischen, aber aus Blei kann nie Gold, aus Eisen nie Quecksilber werden. Selbst unsere Schiller waren gewissermaßen schon vor Jahrhunderten im Entwurfe vorhanden, und mit Recht ist die Nation auf ihre Werke stolz, weil diese Werke nur in Deutschland geschaffen werden konnten.

Hierüber nachdenkend, werden wir uns mit Schrecken erinnern, daß Napoleon bereits Hand anlegte, um zwischen dem Rhein und der Elbe das Französische anzupflanzen. Dies hätte unfehlbar den Zerfall unserer Sprache nach sich gezogen. Und doch, was wäre selbst ein solcher Verlust gegen den damit nothwendig verknüpften des Vaterlandes gewesen! Es gibt drei ursprüngliche Verhältnisse, die das Leben des Einzelnen bedingen: das Verhältniß zu Gott, zu den Eltern und zu dem Vaterlande. Sie sind daher auch die heiligsten, die Grundsäulen der Sittlichkeit, die ausschließlichen Gegenstände der Pietät. Wer für die Kindheit keine Erinnerung hat, keine Sehnsucht empfindet, dessen Leben ist ein Gemälde ohne Hintergrund. Wer eben so wenig etwas besizt, als zu besitzen trachtet, einen eigenen Herd weder sucht, noch erbaut, einem bestimmten Berufe weder zueilt, noch obliegt, der findet für seine Thaten keinen Ort, für sein Streben kein Ziel, zur Begeisterung keinen dauernden Antrieb; er hat nichts zu vertheigen, als sich selbst, nichts zu befriedigen, als seine Nothdurft, und der Leichtsinn ist die einzige Bürgschaft seiner Ruhe; er will genießen ohne Arbeit, berühmt werden ohne Verdienst; er glaubt, Alle zu lieben, während er Keinem nüzt, und ein Bürger der Welt zu seyn, weil er nirgends zu Hause ist; er fährt blind mit auf der weiten Reise durch's Leben; er gleicht den Zugvögeln, die unsere Gäste sind, wenn wir Erndte haben, und uns den Rücken kehren, wenn der Frost eindricht. Aber unsere Kindheit hat ihre Wurzel, das Eigenthum seine Sicherheit, das Familienleben seinen

Digitized by Google

Schlußstein, das Amt seinen Zweck im Vaterlande. Das Vaterland also ist der höhere Begriff, der die andern umfaßt, und dem im Nothfalle jedes Gut, selbst das Leben geopfert werden muß. Wenn Napoleon Deutschland zu Frankreich schlug, was hätte uns den schrecklichen Verlust gemildert? Etwa der unsterbliche Name des Siegers? Doch um so gewisser eilte unsere Schande zur Nachwelt. Oder der Ruhm, den wir unter seinen Adlern erfochten? Allein der Ruhm des Sklaven ist nur eine sternhelle Winternacht. Oder ein fränkischer Marschallsstab? Nein! lieber im Vaterlande gehorchen, als in der Fremde gebieten. Besinne dich, lieber Deutscher, mit welchem Europäer du die Heimath vertauschen möchtest? Bist du denn in einem Lande geboren, wo dich neun Monate lang der Schnee und die übrigen drei ein hügelloser Fichtenwald langweilt? oder in einem Zaubergarten, wo du dich bei Tag vor der Sonne und Nachts vor Dolchen verbergen mußt? Was für Gestalten sind es, die sich, als du noch Kind warst, deinem Auge eingeprägt haben? Klimpernde Lazaroni's, die immer Feierabend haben, sobald sie nicht sündigen? oder rührige Bauern, die sechs Tage arbeiten und am siebenten beten? süßliche, leistretende Stutzer, oder ernste, kraftvolle Geschäftsmänner? schmachtende Cicisbei's, oder glückliche Ehegatten? anmaßende Phrasendreher, oder bescheidene Freunde der Wahrheit? Mäkler, die sich erschießen, wenn sie Bankerott machen, oder ehrliche Hausväter, die sterben, wann Gott will?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Ende August.

Glückswechsel durch die Revolution.

Nach einer großen Staatsumwälzung, wie die eben stattgefundene, sieht eine große Hauptstadt sonderbar aus. Die Leute sind noch wie betäubt von den großen Begebenheiten, die sie selbst bewirkt haben, und kaum können die Pariser begreifen, wie zwei Tage tapfern Kampfes so wichtige Veränderungen bewirken konnten in Allem, was sie umgibt, in Allem, was sie treiben. Zuvor gingen Geistliche und Adelige stolzirend einher; jezt sind sie zerstreut, flüchtig und demüthig; zuvor waren die Offiziere der sogenannten grande armée außer Thätigkeit und außer Sold gesezt; jezt kommen sie wieder empor, und man sieht Männer in Thätigkeit treten, deren Laufbahn man seit fünfzehn Jahren als geendigt ansah. Familien, die sich vor sechs Wochen einbildeten, die Hofgunst werde sie auf ewig beschützen und bereichern, und ihr Glück sey so fest begründet als das Königthum, können sich von ihrem Sturze nicht erholen, und begreifen nicht, wie es zugegangen ist, daß sie, die vorher Alles hatten, nun gar nichts mehr haben, wogegen Andere, die sich den Zugang zu den Ehrenstellen, Aemtern und Gnadenbezeugungen versperrt sahen, jezt am Ziele aller ihrer Wünsche stehen und wieder frei athmen, seitdem der plözlich veränderte Glückswind sie emporgehoben hat. Die Bischöfe, die sich in ihren wohlgepolsterten seidenen Sesseln gütlich thaten, und in ihren Hirtenbriefen auf die verderbte Welt schimpften und den Zeitgeist verklagten, sind flüchtig geworden oder verstecken sich; weg ist der Glanz, den sie um sich warfen, weg ist der Einfluß, den sie ausübten, um die Aufklärung zu zerstören und die alte Zeit, in welcher sie reich und mächtig waren, wieder zurückzurufen; und diejenigen, die sie als furchtbare Frevler, als gefährliche Revolutionärs verschrien, sizen jezt am Staatsruder, und von ihnen hängt, so zu sagen, das Schicksal der Geistlichkeit ab. Abbé Clausel de Coussergues, der rüstige Vertheidiger der heil. Inquisition, war Rath bei dem öffentlichen Unterrichtswesen und Almosenier bei Hofe; der Mann bezog einen Gehalt von 20 bis 25.000 Franken; dies ist wie weggewischt; er geht bürgerlich gekleidet einher und tröstet sich mit dem bereits erworbenen Vermögen. Aus der St. Genevieve'skirche, deren sich die unter dem Namen Missionarien bekannte wanderude Geistlichkeit bemächtigt hatte, ist diese wie weggefegt, und Rousseau's und Voltaire's Gebeine, die sie in einen Winkel versteckt hatte, sind wieder hervorgezogen worden, um an dem verdienten Ehrenplatze beigesezt zu werden. Man hat bisher allzu wichtige Dinge zu thun gehabt, als daß man sich mit den Bischöfen hätte abgeben können; allein die Zeit wird doch kommen, da man den geistlichen Herrn die Stelle wird anweisen müssen, die sie künftig im Staate einnehmen sollen. So viele Hofleute, die noch vor kurzer Zeit keine andere Beschäftigung kannten, als sich nach Hofe zu begeben und in den Tuilerien zu zeigen, geben jezt müßig und können sich nicht überreden, daß man sich ohne sie behelfen könne. Generale und andere Offiziere, die wie Pilze aufgeschossen waren, sind in ihr voriges Nichts zurückgekehrt, und der Marschallsstab, den sie schon in der Ferne vor sich fahren, ist auf ewig verschwunden. Sie haben mit Aerger ihren Platz den Generalen aus der Napoleonschen Armee räumen müssen, die sie vor vierzehn oder fünfzehn Jahren verdrängt, und die auch wohl nicht gehofft hatten, daß für sie die Zeit des Befehlens wieder kommen würde; manche von ihnen kommen aus Fabriken und andern Anstalten hervor, die sie angelegt oder angekauft hatten, um sich einen Erwerb zu verschaffen. Erstere treten mit eben so viel Erstaunen zurück, als lezlere wieder emporsteigen. In der ersten Zeit war der Andrang der Kriegslustigen gewaltig, und der Kriegsminister konnte sich nicht anders helfen als dadurch, daß er eine Kommission einsezte, um die Hunderte und Tausende von Bittschriften, die angestürmt kamen, zu untersuchen. Ueberhaupt hatte der plözliche Glückswechsel allen denjenigen, die von den Bourbons zurückgesezt oder nicht beachtet worden waren, eine erstaunliche Lust zu Aemtern und Ehrenstellen gemacht. Bei dem neuen Könige kamen an einem einzigen Tage über zweitausend Bittschriften ein, und Lafayette bekam eine solche Schaar von Briefen, daß er in den Zeitungen das Publikum um Schonung bitten mußte. Daß es an Anklagen und Beschuldigungen gegen die von den Bourbons eingesezten Beamten nicht fehlte, läßt sich denken; es gab wohl wenige unter den noch Angestellten, gegen welche nicht eine Anklage oder eine ehrenrührige Beschuldigung von irgend einem Amtslustigen eingekommen wäre.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. September 1830.

Bin ich allein denn nicht? aber ein Freundliches muß
Fernher nahe mir seyn; und lächeln muß ich und staunen,
Wie so selig doch auch mitten im Leide mir ist.

Hölderlin.

Der Seherin von Prevorst Erscheinen.

(Im Winter 1830).

Dort droben im Gebirge, wo rauh der Nordwind weht,
Von reinem Schnee bedecket, ihr stiller Hügel steht.

In üpp'ger Blumen Fülle bei warmem Sonnenschein
Da legten sie die Hülle, die leichte, leicht hinein.

Da sang ich ihrem Sterben ein Lied aus tiefer Brust,
Da gab ich, ach! ihr Leben, weh! in des Marktes Wust.

Die Nachtigallen schweigen, die Lerche schläft im Thal,
Die Blumen sind erstorben, kalt blickt der Sonne Strahl;

Und mancher Rabe stellt sich auf ihrem Hügel ein,
Erhebt aus frost'ger Kehle auf ihm ein heiser Schrey'n.

Doch sieh! was schwebt dort nieder licht durch die dunkle Nacht?
Du bist's! hat dich das Krächzen der Raben hergebracht?

„O Freund! der Menschen Wähnen, das störet nicht mein Licht,
„Dein Zürnen und dein Grämen, das läßt mich ruhen nicht."

„Ist nicht in dich gedrungen, was ich halb sterbend sprach
„An die, die mir im Leben zufügten Kreuz und Schmach?"

„„Wie soll ich euch denn nennen, ihr die ihr mich betrübt?
„Ich nenn' auch euch nur Freunde, ihr habt mich nur geübt!"" *)

„Betrübt mußt du auch werden, damit du wirst geübt,
„Wer hier nicht hat geduldet, der wird dort nicht geliebt."

„Oft sagt' ich's ja hienieden: dein Glaube ist noch klein;
„Lies' oft im Buch der Bücher und laß die Menschen seyn."

Justinus Kerner.

*) Eigene Worte der Seherin. S. der Seherin von Prevorst 2ten Thl. S. 260.

Patriotische Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

Wo und in welchem Gewande hast du, Deutscher, die Andacht kennen gelernt? auf dem Paradeplatze, wenn ein Soult mit grämlicher Miene die Kerze trug, oder in der elterlichen Stube, wenn dein Vater das Haupt entblößte und den Morgensegen sprach? Erinnert dich der Dom zu Köln an eine heidnische Vorwelt, die du nie ganz begreifen kannst, oder an den tröstlichen Glauben, der sich aus deinem Volke über Europa verbreitet hat? Fährt es unter dir von feindseligen Kräften, die jeden Augenblick sich zu entladen und dein Glück in die Luft zu schleudern drohen? Mußt du zum Schwerte greifen, um die Feder führen zu dürfen, ein Aufrührer werden, um deine Rechte zu behaupten, nach Amerika wandern, wenn man in Sachsen deine Meinung verdammt? Denke dir, du würdest mitten in Deutschland vor ein ungeheures Marmordenkmal geführt, und dieses wäre dazu bestimmt, die kolossalen Standbilder gefeierter Deutschen zu tragen. Im Hintergrunde

Digitized by Google

erſchiene der fränkiſche Karl, zu ſeinen Füßen die Flußgötter des Ebro und der Raab; in ſeiner Nähe der ſtädtebauende Heinrich, die Mauerkrone auf dem Haupt; weiter vorwärts, nach Süden das Schwert, nach Norden den Oelzweig haltend, der erſte Friedrich; am Rand der Zinne, ein Opfer des Abgrunds, der jugendliche Konradin; und ſo, ſinnreich gruppirt, all' unſere Herrſcher und Helden bis auf den preußiſchen Friederich; auf einer zweiten Kuppel ſodann, in erhöhter Mitte, der herkuliſche Luther, mit der Ferſe den lezten Bannſtrahl zertretend, die Bibel in der Hand, das Auge zum Himmel gewendet; rings um ihn her die große Zahl unſerer Gelehrten, die, wie er, geiſtreich und redlich geforſcht, theils über dem ſtürzenden Aberglauben die Geiſel ſchwingend, theils mit dem Schilde des Glaubens, oder dem Griffel der Geſchichte, oder dem Senkblei der Wiſſenſchaft bezeichnet. Auf einer dritten Zinne endlich, in heiterer Verſammlung, unſere Künſtler, von Erwin bis auf Dannecker und Rauch, von Franko bis auf Mozart und Beethoven, vom Sänger der Nibelungen bis auf Uhland und Tieck. Warum doch würde dir bei dieſem Anblick das Herz höher ſchlagen, als da du den Rieſenbau des Koloſſeums betratſt, oder an den räthſelhaften Pyramiden hinaufſchauteſt? Warum würdeſt du dich hier gerade um ſo freier und ſtolzer fühlen, je gewaltiger dich die Gegenwart ſo vieler überlegenen Geiſter durchſchauerte? Gewiß deßwegen, weil es in dir rieſe: ſie ſind von meinem Volk, ſind Kinder der nämlichen Mutter, und dieſe Säulen ſind auch Ehrenſäulen für mich!

Ein ſolches Denkmal beſitzen wir freilich nicht in Stein, und ſeine Ausführung möchte unſere zerſplitterten Kräfte überſteigen. Doch wir beſitzen es auf andere Art, wahrer und allgemeiner, als wenn es der Meiſel gearbeitet hätte. Du brauchſt nicht von Stuttgart nach Berlin, von Kolberg nach München zu reiſen, wenn du ſeines erhebenden Anblicks froh werden willſt. Gleichviel, ob du die Zeller Heide, ob das Rheingau bewohnſt, du kannſt am heimiſchen Heerde dir ſelbſt es aufbauen, oder unſere Müller und Pfiſter, unſere Raumer und Luden müßten vergeblich geſchrieben haben. Indem du die Geſchichte der Deutſchen ſtudierſt, wirſt du mehr und mehr ein Deutſcher werden; und während du die Vergangenheit aus dem Mittelpunkte des Vaterlandes betrachteſt, wirſt du die Gegenwart auf daſſelbe beziehen lernen und für die Zukunft die Hoffnung ſchöpfen, daß Gott keinen Deutſchen verlaſſe. Wir ſind oft geraume Zeit mit Jemanden umgegangen, haben ihn zu Hauſe und in der Geſellſchaft, im Arbeitszimmer und beim Spiele beobachtet, und gleichwohl fehlt uns zu ſeiner Beurtheilung noch der leitende Gedanke. Endlich, in einer vertrauten Stunde, erzählt er uns den Gang ſeines Lebens, und mit einem Male ſind wir über ihn im Klaren. So können wir unter einem Volke geboren und groß geworden ſeyn, und es doch nicht begriffen haben, bis uns ſeine Geſchichte bekannt wird. Dieß gilt beſonders von dem, was die eigenthümliche Natur eines Volkes ausmacht. Der Romanſchreiber iſt im Irrthum, wenn er das Perſönliche blos als ein Aggregat gewiſſer Eigenſchaften betrachtet, und daher einen Charakter eben ſo zuſammenſetzen will, wie der allopathiſche Arzt ſeine Mixtur. Nein, was die Miſchung durchdringt und zuſammenhält, iſt ein unwägbarer Stoff, der in jeder beſondern Eigenſchaft ſchon miteinbegriffen iſt, und ſelbſt dem durch Nachahmung Aufgenommenen noch ein beſtimmtes Gepräge gibt. Ein Deutſcher ſey in Paris eingebürgert, er treibe ſich in den Salons und den Kaffeehäuſern herum, politiſire, ergreife Parthei, trage die dreifarbige Kokarde, kurz, er werfe ſich ganz in den Strudel der franzöſiſchen Welt; deſſen ungeachtet wird immer noch etwas übrig bleiben, was ihn vom Franzoſen unterſcheidet, und dieß iſt die ihm einwohnende deutſche Natur. Dieſe volksthümlichen Unterſchiede herauszufinden, iſt eben ſo wichtig als ſchwer: wichtig, denn das Bewußtſeyn der Nationalität verhindert voreiliges Nachahmen und begründet eine öffentliche Meinung; ſchwer, denn was Allen gemeinſam iſt, und jeder zur Beobachtung mitbringt, wird gewöhnlich am ſpäteſten bemerkt. Wir bedürfen hiezu der Geſchichte, dieſer großen Scheidekünſtlerin des menſchlichen Geiſtes. Denn indem ſie die Völker an wechſelnde Umſtände knüpft, in außerordentliche Lagen verſezt, bald unter den Druck des Deſpotismus, bald in die Hitze des Aufruhrs bringt, entbindet ſie vor unſern Augen jene feineren Stoffe, die hinter der ſtarren Hülle des alltäglichen Lebens nur ſparſam zum Vorſcheine kommen. Das Studium der Nationalgeſchichte alſo iſt der Weg, der uns auf den gegenwärtigen Standpunkt der Nation und auf den unſrigen in ihrer Mitte führt. Doch er iſt mühſam, gedehnt, erfordert beharrliche Aufmerkſamkeit, reifes Nachdenken; und du ſollſt jezt ſchon handeln, nicht nur als Bürger des Vaterlandes, ſondern als Glied einer beſtimmten Staatsverbindung im Vaterlande. Dir iſt eine Familie, ein Amt anvertraut: du bedarfſt ſchon der Ergebniſſe eines Studiums, indem du Anſtalt machſt, dich demſelben zu widmen. Mit Recht ſiehſt du dich daher nach Mitteln um, die raſcher zum Ziele führen. Gibt es ſolche? und wo bieten ſie ſich dar? Wir wollen die Antwort darauf ſuchen.

(Die Fortſeyung folgt.)

Ueber Vogelflug und Flugmaſchinen.

Fliegen zu können, war von jeher ein Lieblingstraum des Menſchen, und es iſt ganz menſchlich, daß der Grieche ſeine Gottheiten, denen er überhaupt übermenſchliche Kraft lieh, ſich auch fliegend, und zwar ohne Flugmaſchine, durch den Raum bewegen ließ. Die Flügel, die er ihnen

Digitized by Google

als beſtändiges oder wechſelndes Attribut gab, waren nicht ſowohl Inſtrumente als Symbole des Flugs; aber ſchon der Vater aller Flugmaſchinenerfinder, Dädalus, mußte zur Steifleinwand greifen, und ſeit in neuerer Zeit die Fortſchritte der Mechanik und Chemie das erſehnte Ziel der Phantaſie der Projektmacher immer näher rückten, kam mancher Icarus unſanft nieder, nur eben nicht, weil er zu hoch geflogen war, und dieß iſt ein Glück.

In der Sitzung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vom 6ten September wurde über einen neuen dädaliſchen Apparat eines Herrn Chabrier berichtet. Er beſteht aus Flügeln, die mit Waſſerſtoffgas gefüllt ſind, und die der Menſch mit den Armen bewegen ſoll. Der Berichterſtatter Navier thut dar, daß nicht nur dieſe Vorrichtung ihrem Zwecke nicht entſpricht, ſondern daß auch alle Verſuche, die ſich auf die Muskelkraft der menſchlichen Arme gründen, nothwendig fehlſchlagen müſſen. Vorzüglich intereſſant iſt ſeine Vergleichung zwiſchen der Muskelkraft, welche die Vögel beim Fliegen entwickeln, und der Kraft, deren die menſchlichen Arme fähig ſind.

Man muß die Vögel betrachten, einmal, wenn ſie, ohne ſich von der Stelle zu bewegen, blos in der Luft ſchweben, blos die Kraft der Schwere überwinden, und dann, wenn ſie ſich raſch horizontal bewegen. Schwebt der Vogel in der Luft, ohne ſich zu bewegen, ſo kann man annehmen, daß der Flügel in der Mitte mit der Schnelligkeit von etwa ſieben Meter in der Sekunde ſich ſenkt; die Schnelligkeit der Hebung iſt dagegen faſt doppelt ſo groß; der Flügelſchläge ſind etwa drei-und-zwanzig in der Sekunde. Die Kraftmenge, welche der Vogel in einer Sekunde verzehrt, iſt gleich der Kraft, welche erforderlich wäre, ſein eigenes Gewicht acht Meter hoch zu heben. Bewegt ſich aber der Vogel horizontal, z. B. fünfzehn Meter in der Sekunde, was man bei Wandervögeln häufig beobachtet, ſo ſenkt ſich der Flügel vierthalb mal ſchneller, als wenn der Vogel blos ſchwebt, und die Kraftmenge, die er in der Sekunde verzehren muß, iſt gleich der Kraft, welche erforderlich wäre, um ſein eigenes Gewicht 390 Meter hoch zu heben; in dieſem Falle wendet er alſo eine Kraft an, die gegen fünfzig mal größer iſt, als die, deren er bedarf, um ſich blos ſchwebend zu erhalten. Vergleicht man demnach die Anſtrengung, deren der Vogel und deren der Menſch fähig iſt, ſo ſieht man gleich, daß der Vogel, der ſich auf ſeinen Flügeln ſchwebend erhält, weniger müde wird, als der Menſch, der auf ſeinen Füßen ſteht.

Man hat berechnet, daß ein Menſch, der acht Stunden täglich eine Kurbel dreht, im Durchſchnitt in der Sekunde ein Gewicht von 12 Pfunden ein Meter hoch hebt. Nimmt man nun an, der Menſch wiege 140 Pfund, ſo iſt jene Kraftmenge nur im Stande, ſein eigenes Gewicht 86 Tauſendtheile eines Meters hoch zu heben; dieſe Kraftmenge iſt alſo, unter übrigens gleichen Verhältniſſen, noch nicht der 92ſte Theil von derjenigen, welche der Vogel verzehrt, um ſich in der Luft zu halten, da dieſe, wie wir geſehen haben, hinreicht, ſein eigenes Gewicht acht Meter hoch zu heben. Stände es in der Macht des Menſchen, die Kraft, welche er gewöhnlich in acht Stunden verzehrt, in ſo kurzer Zeit, als er wollte, zu verzehren, ſo könnte er ſich täglich fünf Minuten lang in der Luft erhalten, da ihm aber bekanntermaßen dieſe Eigenſchaft ſo gut wie jedem Thiere fehlt, ſo ſieht man leicht, daß er ſich mit aller Kraft, die er zuſammenzuraffen im Stande iſt, nur weit kürzere Zeit halten könnte, ja daß dieſe Zeit wohl nur ein ſehr kleiner Bruch einer Minute wäre.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Auguſt.

Sympathie der Preußen mit der franzöſiſchen Revolution.

Unſere nicht-preußiſchen Landsleute machen ſich wohl zuweilen über den außerordentlichen Aufwand von Enthuſiasmus bei uns und unſere patriotiſchen Aufopferungen in den Jahren dreizehn und vierzehn luſtig, meinend, man habe damals eine ſolche Doſis davon vorausgenommen, daß unſer Sinn auf einige Decennien für alles Politiſche abgeſtorben ſey; und daher laſſe ſich der Preuße Alles gefallen und begnüge ſich mit Pietismus und Theater! — Wir meinen, die uns näher kennen gelernt, haben ſich überzeugt, daß unſere Ruhe und Zufriedenheit nicht Apathie, ſondern eine ſehr erquickliche Ueberzeugung zum Grunde hat. Daß aber noch Leben und Theilnahme für Volks- und Staatsintereſſen bei uns rege iſt, davon hätten Sie ſich in den vergangenen Wochen zur Genüge überzeugen mögen. Kaum glaube ich, daß außer Paris in irgend einer großen Stadt der glückliche Erfolg der Revolution ſo tief und ſo allgemein empfunden worden iſt. Greiſe und Knaben, jeder Stand, ſogar unſere Schönen, die ſo gern die Politik aus dem Geſpräch verbannen, laſen und verſchlangen die Zeitungen. Die Theater hatten ihre Anziehungskraft verloren, in der Geſellſchaft lebte nur ein Thema, es ballte auf den Straßen wieder. Die Staatszeitung, welche jeden Abend ausgegeben wird, daher in dieſen Tagen der Spannung vor den beiden Morgenzeitungen ſchon um deshalb einen Vorzug hat, übrigens die vollſtändigſten Mittheilungen gibt, wurde des Abends in den Konditoreien öffentlich vorgeleſen, und man kann ſagen, ſelbſt die gewöhnlichſten Geſchäfte ſtockten. Bei unſerer liberalen Freude ſpricht eine religiöſe Stimme mit. Auch der eifrigſte preußiſche Loyaliſt im ältern Sinne — im neuern ſind wir es wohl Alle — ſah in den drei Ordonnanzen den Jeſuitismus, deſſen Weſen dem proteſtantiſchen Prinzip Preußens mehr widerſtebt, als dem franzöſiſchen Atheismus. Wir freuen uns nicht über das aufgewärmte Phantom der Volksſouveränität, ſondern über die unwiderſtehliche Macht der Entrüſtung, die ein anderes göttlicheres Recht in ſich ſchließt, als das prätendirte des Königthums. Es gibt auch bei uns Narren, die an ein Prinzip ſich klammern, dieſſeits und jenſeits. Warum ſollten hier gerade keine Phantome herrſchen? Preußen wird aber eben ſo wenig je

eine Republik, als der Ultraismus auf die Dauer hier das Ruder führen kann. Das Preußen, das sich in Europa einen Namen gemacht hat, wäre wenigstens damit zu Ende. — Die segenvolle Regierung unsers Königs wurde nie aufrichtiger anerkannt und inniger empfunden, als in diesem Augenblicke. Daher war man nicht wenig über die Pariser Gerüchte entrüstet, welche uns Invasions- und Kriegsgedanken zutrauen. Wir haben Bürgschaften dafür, daß, was auch andere Monarchen beschlossen, der unsere den Frieden mit Frankreich um keiner Theorien willen brechen wird.

Nicht genug ist die edle Offenheit anzuerkennen, mit der man uns in den ersten Augenblicken von allen Vorfällen in Kenntniß setzte. Eulenstimmen dagegen sollen sich zwar haben vernehmen lassen, sie konnten aber nicht durchdringen gegen den gesunden Sinn unserer höchsten Beamten und den richtig würdigenden unsers Monarchen. Nur hie und da macht noch die Censur einen Strich, häufig nur aus vorsorglicher Aengstlichkeit des Censors oder um die Staatszeitung gegen die beiden andern zu begünstigen. Das kommt mehr lächerlich heraus, als drückend. In diesem Augenblick hören wir, daß der französische außerordentliche Gesandte, Graf Lobau (Mouton), Audienz beim Könige erhalten hat. Weil dies auf dem Lustschloß in Charlottenburg zufällig geschehen, wollen einige Ultras auf eine mindere Berücksichtigung der französischen Ambassade schließen. Wer sich in ein System fest eingesponnen hat, muß noch ärgere Dinge sehen, als Riesen in Windmühlen! — Wie allgemein verlautet, ist Alexander von Humboldt zum außerordentlichen Ambassadeur unserer Seits bestimmt, um den neuen König der Franzosen zu begrüßen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Ende August.

(Fortsetzung.)

Glückswechsel durch die Revolution.

Ein auffallendes Glück haben die liberalen Zeitungen gemacht, das heißt ihre Redaktoren. Freilich haben sie nicht wenig zur letzten Staatsumwälzung beigetragen; sie haben beständig den Muth des Volks bei der Bedrückung der Nation während des Polignacschen Ministeriums aufrecht gehalten; sie haben dem Volke gezeigt, durch welche rechtliche Mittel es den gesetzwidrigen Staatsstreichen desselben Widerstand leisten könne; sie haben bis zum letzten Augenblicke für die Aufrechthaltung der Verfassung gestritten; und als nun endlich der Staatsstreich geschehen und die Verfassung aufgehoben war, waren sie die ersten, welche das Beispiel des Widerstandes gaben, und nicht eher aufhörten zu erscheinen, als bis sie mit Gewalt daran verhindert wurden. Ihre feierliche Protestation wider den Ausbruch der Gewalt gab der Volksbewegung einen mächtigen Impuls, und erst zwölf Stunden nachher unterzeichneten auch die Deputirten ihre Protestation wider die gesetzlosen Staatsstreiche. Mehrere junge Journalisten haben tapfer mitgekämpft zur Erhaltung der Freiheit, und einige von ihnen sind auf dem Kampfplatze gefallen. Die Journalisten haben also die Auszeichnung verdient, die ihnen zu Theil geworden ist. Bekanntlich haben sie, wie die Militärzöglinge der polytechnischen Schule und wie die Studenten der juristischen und der medizinischen Schulen, die Ehrenkreuze ausgeschlagen, die ihnen zuerkannt worden sind; gegen Aemter sind sie jedoch nicht so unempfindlich gewesen, als gegen Ordensbänder; denn viele von ihnen sind zu wichtigen Staatsämtern befördert worden; man hat ihrer wohl bedurft, um der öffentlichen Verwaltung die Richtung zu geben, die man jetzt beabsichtigt. Vielleicht aber ist man bei der Vertheilung der Belohnungen oder Gunstbezeugungen nicht mit der strengsten Gerechtigkeit verfahren. Am meisten hat man die Redaktoren des National belohnt, weil diese vor allen auf die Nothwendigkeit gedrungen haben, den Herzog von Orleans auf den Thron zu erheben. Thiers, einer derselben, ist zum Staatsrathe ernannt worden; er ist ein inniger Freund Lafitte's und arbeitete sonst am Constitutionnel; von diesem trennte er sich erst in diesem Jahre, um ein eigenes Blatt zu beginnen, das sogleich bei seinem ersten Erscheinen von den Ultrablättern als ein gefährliches republikanisches Tageblatt verschrien wurde und gerade dadurch in Aufnahme kam. Der Dienst, den es der jetzigen Regierung geleistet, hat seine Belohnung nach sich gezogen. Unter der vorigen Regierung hatte Thiers nichts zu hoffen, als was er als Schriftsteller erwerben konnte; jetzt bekleidet er einen der wichtigsten Posten im Staate. Sein Mitarbeiter Mignet war bloßer Advokat, aber bekannt als Schriftsteller; ihm ist der Posten als Aufseher des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten anvertraut worden. Diesen Posten bekleidete sonst der Staatsrath d'Hauterive, ein Mann, der die Kunst verstanden hatte, sich unter allen Regierungen, die aufeinander gefolgt sind, aufrecht zu halten. Zufolge dieser Lebensklugheit hatte er seinen Neffen in seinem Archiv angestellt, demselben einen beträchtlichen Gehalt zusichern lassen, und als er alt wurde, den Herrn Neffen zu seinem Nachfolger bestimmt. An demselben Tage, an welchem die berüchtigten königlichen Ordonnanzen unterzeichnet wurden, welche den Sturz der Bourbons nach sich gezogen haben, unterzeichnete der König auch noch die Ernennung des Hrn. d'Hauterive zum Nachfolger seines auf dem Todenbette liegenden Onkels; dieser starb ganz ruhig mit der festen Ueberzeugung, daß er nun einen wichtigen und einträglichen Posten in seiner Familie fortgepflanzt habe. Allein wer auf die Fortdauer des Glücks in den französischen Ehrenämtern rechnet, baut auf Sand. Die letzte Revolution brach aus, eben als der Oheim die Augen geschlossen hatte, und der Hr. Neffe, welcher sich schon in dem bequemen Archivgebäude eingerichtet hatte, mußte fort, um einem Journalisten Platz zu machen. Solcher Umwälzungen und plötzlicher Glückswechsel haben eine große Menge statt gehabt. Man sieht jetzt überall Staatsräthe, Präfekten, Unterpräfekten, Stabsoffiziere, die vor zwei Jahren an Journalen arbeiteten oder in der Verborgenheit lebten; für die talentvollen und aufgeklärten Schriftsteller ist diese Zeit eine glückliche Epoche, wie sie vielleicht nicht wiederkehren wird; alle sind gleichsam berufen, um die gehaltlosen Menschen zu ersetzen, welche sich in die Staatsverwaltung eingeschlichen hatten, und deren einziges Verdienst in einer blinden Ergebung in den Willen der Minister, oder in einer fast fanatischen Anhänglichkeit an die Grundsätze der berüchtigten Kongregation bestand. Diese heimliche Kongregation ist nun wie mit einem Donnerschlage auseinander gesprengt; die Mitglieder irren betäubt umher; der Gold- und Gunstregen, der auf sie herabfiel, bleibt aus; es wäre indessen möglich, daß im Geheimen Umtriebe stattfänden, um die Fäden dieses furchtbaren Gewebes wieder anzuknüpfen und eine heimliche Gesellschaft zur Verbreitung des Obskurantismus wieder in Gang zu bringen; ein Versuch, der freilich von keinem großen Erfolge seyn kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 228.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. September 1830.

Die Egypter halten sich an die Bräuche ihrer Väter, ohne jemals fremde dazu aufzunehmen.

Herodot.

Das häusliche Leben der alten Egypter, nach den Gemälden in ihren Gräbern.

Der österreichische Konsul zu Alexandria, Acerbi, hat zu Mailand einen sehr interessanten Bericht über die Resultate von Champollions wissenschaftlicher Expedition in Egypten bekannt gemacht. Nach diesem Bericht muß diese Reise wirklich für Geschichte, Chronologie, Mythologie, Geographie, Naturgeschichte schöne Früchte tragen. Eines der interessantesten Kapitel ist wohl dasjenige, das von den Gebräuchen, Zeitvertreiben, Handwerken und täglichen Beschäftigungen der alten Egypter handelt. Es hat etwas unbeschreiblich Anziehendes für uns, wenn wir einen Blick hinter den Vorhang der Zeit auf das tägliche Leben und Treiben eines Volkes werfen können, das eine Reihe von Jahrhunderten und, so meint man, völlig verschiedene Sitte und Verfassung von uns trennt; fast rührend ist es aber, wenn dieser Blick uns ein Volk, das sich in unserer Phantasie stets mit dem Begriffe seltsam paart, menschlich so nahe rückt und die alte, nur oft vergessene Wahrheit predigt, daß der Mensch immer und überall nach denselben Gesetzen schafft, erfindet und empfindet. Es war eine liebliche Sitte der alten Egypter, daß sie die Gräber ihrer Angehörigen mit Schilderungen der Geschäfte und unschuldigen Freuden dieses irdischen Daseyns schmückten. Dieser Brauch kommt jezt unserer Neugier sehr zu Statten; denn aus diesen egyptischen Grabgemälden lernen wir noch weit mehr über die Sitten und die Lebensweise der Eingebornen, als aus den Pompejanischen Wandmalereien. Die Cartons der französisch-toskanischen Expedition enthalten über tausend Schilderungen aus dem täglichen Leben, und den Lesern ist es sicher nicht unwillkommen, sie ein wenig mit uns zu durchblättern.

* * *

Ackerbau. Die Philologen behaupten, der heutige italienische Pflug sey ganz derselbe, den Ennius und Virgil besingen, Columella und Varro beschreiben. Der heutige egyptische Pflug mit allem Zubehör ist noch weit ältern Ursprungs. Nicht nur sind diese Werkzeuge, wie wir sie heutzutage in Egypten sehen, ganz dieselben, wie sie vor der achtzehnten Dynastie, d. h. vielleicht vor mehr als dreitausend Jahren waren: durchaus alle Feldgeschäfte, die Weinlese, das Einerndten der Früchte des hybiscus esculentus, die Aussaat, die Erndte, das Ausdreschen des Getreides, wurden damals ganz wie jezt getrieben. Wir erwähnen hier eines kleinen Gemäldes, welches sich auf das leztgenannte Geschäft bezieht; es stellt zwei Ochsen auf der Tenne vor, die halb in den Aehren versteckt sind und von einem Bauer mit einem spitzen Stock angetrieben werden; in Hieroglyphenschrift steht darunter: „hier wird Korn ausgetreten und der Bauer singt dazu: Stampft recht, ihr Ochsen, stampft, denn ein Maaß Korn ist für euch, das Uebrige für den Herrn.“ Noch sind drei andere Personen auf dem Gemälde; ein Landmann kommt vom Felde mit dem vollen Getreidekorb, ein anderer geht weg

Digitized by Google

mit dem leeren Korb, den er eben auf den Haufen ausgeleert hat; die dritte Person ist ein Kind mit dem Besen in der Hand, welches das Korn, das unter dem Stroh hervorkommt, zusammenfegt. Die Bildwerke und Malereien in den Gräbern von Beni Hassan und Elethia zeigen uns auch aufs Deutlichste, auf welche Weise die Egypter die Trauben traten, den Most preßten und ihn in Krügen von gebrannter Erde gähren liessen. Die Mittel waren sehr einfach, mangelhaft, und Menschenkraft dabei keineswegs gespart. Die Presse kannten sie nicht, die Füsse mehrerer Bauern, die einen am Dache befestigten, unten mehrfach getheilten Strick anfaßten, vertraten ihre Stelle. Die Trebern that man in einen Sack, den man dann zusammenwand, wie wir beim Waschen die Leinwand auswinden. Die Gefässe, in denen man den Wein aufbewahrte, waren klein; sie faßten nur fünfzig, höchstens hundert unserer Flaschen.

Auch die andern Ackerwerkzeuge des alten Egyptens sind ausnehmend einfach; ihre Anzahl ist nur gering und sie sehen ganz aus, wie die Werkzeuge, deren sich noch der heutige Egypter bedient.

Viehzucht und Vieharzneikunst. Die Sammlung ist sehr reich an kostbaren Details über dieses Kapitel. So sieht man einen Hirten mit einer großen Schweinheerde, zum Beweis, daß die Religion den Genuß dieses Fleisches nicht verbot. Aus einer Andeutung Herodots geht hervor, daß die Egypter die Aussaat durch darübergetriebene Schweine in den Nilschlamm stampfen liessen; auf den Denkmalen aber scheinen Schaafe dieses Geschäft zu versehen. Man sieht ferner Schaafhirten, Ziegenhirten, Kuhhirten; eine Kuh, an der zu gleicher Zeit ein Kind und ein Kalb trinken; hier milkt man Kühe, dort bereitet man Käse; weiter hin wird eine Ziege geschlachtet und abgezogen, und jeder dieser Verrichtungen ist ein koptisches Wort in Hieroglyphenschrift beigesezt. Auch Schilderungen von ärztlicher Behandlung des Viehs kommen vor; so sieht man einen Ochsen fesseln und niederwerfen; der Thierarzt greift dem Thier in das Maul; eine Gruppe von drei kranken Ochsen ist ausnehmend wahr gezeichnet. Auf andern Gemälden nimmt man einer Gans den Pfips, es kommen Männer vor, die Ziegen und Gazellen behandeln, ferner ein Aufseher von Störchen; daraus schließt man, daß es den Egyptern gelungen war, Gazellen zu zähmen, und daß sie Störche aßen. Acerbi selbst hat einen in Nubien gekostet und versichert, sie schmekken vortrefflich. Es ist bemerkenswerth, daß auf den Denkmalen keine Spur vom Kameel und vom Büffel vorkommt; diese Thiere sind wahrscheinlich erst von den Arabern eingeführt worden; aber schwer zu begreifen ist, wie ohne das Kameel, der Handel mit Indien und dem innern Afrika die Ausdehnung erhalten konnte, die er zur Zeit der Ptolemäer hatte.

Künste und Handwerke. Die Sammlung ist so reich in diesem Fache, daß wir die Gegenstände nur andeuten. Es kommen verschiedene Darstellungen von Töpfern vor, worauf die Gefäße ganz die Form haben wie die Krüge der heutigen Araber. Die Scheibe, die heutzutage mit dem Fuße getrieben wird, wurde damals mit der Hand in Bewegung gesezt. Man sieht alles, was bei der Weberei vorkommt, vom Spinnen an bis zum fertigen Gewebe; die Kunst ist noch ganz in ihrer Kindheit; aber ganz ebenso wird noch jezt unter den Zelten der Beduinen gewoben, ganz ebenso woben die Patriarchen der Bibel. Auf andern Gemälden sieht man Leute, die Holz spalten, Tischler, Schuster und Gerber, Waffenschmiede, Maler, die hölzernes Hausgeräthe bemalen, Lastträger, die schwere Balken tragen, Bildhauer die Sphinxe hauen, Künstler, die Kolosse hauen, glätten und bemalen, Leute, die einen Kriegswagen samt allem Zubehör bauen, Steinhauer, Farbenreiber, Goldschmiede, Verfertiger von eingelegter Arbeit, Seiler, Schiffbauer, Glasmacher, die Flaschen und falsche Perlen blasen, Leute, die Grüfte graben, Goldwäger, Wäscherinnen u. s. w. Auf manchen Gemälden sieht man Arbeiten verrichten, die wir uns jezt nicht mehr zu erklären wissen. Beim Wägen kommt etwas sehr Interessantes vor; auf einer der Schaalen einer Wage sieht man eine kleine Figur, die einen Ochsen vorstellt, in der andern liegen verschiedene goldene Ringe. Auf einem andern Gemälde steht, statt des Ochsen, ein Kalb auf der Wage, auf einem dritten, eine Ziege, auf einem vierten ein Frosch. Champollion glaubt nun, dieß einigermaßen so erklären zu können: die Skarabäen, die man in ganz Egypten in Menge, von jeder Größe, aus Materien aller Art gearbeitet, findet, waren eine Münze, an deren Stelle bei Gegenständen von einigem Werth silberne und goldene Ringe traten; die kleinen Figuren von Ochsen, Kälbern, Fröschen, waren nichts als Gewichte, die ursprünglich vielleicht so viel galten als die Thiere, welche sie vorstellten, später aber verschiedene Werthe ausdrückten. Hieß es also, ein Waffenstück oder ein Gefäß sey zwei Ochsen oder zwei Kälber werth, so meinte man ein Gewicht Gold oder eine Anzahl Goldringe, welche das bestimmte Gewicht in Ochsen oder Kalbgestalt zwei Mal aufwiegt.

(Der Beschluß folgt.)

Patriotische Bemerkungen.

(Fortsezung.)

Der Bürger von Athen oder Thebä durfte nur nach Olympia reisen, wenn er die Nation sehen wollte. Der alte Römer hatte gleichfalls seine Spiele, seine Komitien,

Digitized by Google

ſein Kapitol. Der jetzige fühlt ſich doch wenigſtens dann im Volke, wenn er am Karneval mit demſelben zum Narren wird; der Britte beſorgt die öffentlichen Intereſſen, ſo oft er auf die Börſe geht; der Franzoſe hat ſein Paris. Unſere Väter begrüßten ſich auf Reichstagen, bei der Wahl und Krönung des Kaiſers. Wo aber wir? Wir ſehen ein Fiſcherſtechen zu Ulm, ein Volksfeſt bei München; wir leſen in der Zeitung von den Ferien, nichts aber von den Beſchlüſſen der Bundesverſammlung. Während ſich Hamburg bereichert, können wir Hunger ſterben, und die Liberalität des einen deutſchen Königs, verſchafft dem Bürger von Dresden keine ächten Landſtände. Wenn gewiſſe Naturforſcher Recht haben, ſo iſt Deutſchland ein treues Abbild des Erdkörpers. Denn es beſteht, wie jener, aus zwei verwachſenen Magneten, die ihre ſüdlichen Pole in Wien und München, ihre nördlichen in Berlin und Hamburg haben. Am Neckar begegnet uns der ernſte Schwabe, am Inn der vergnügliche Tiroler; drüben der betriebſame Rheinländer, dieſſeits der behagliche Bayer, wo aber der Deutſche ſelbſt? Der Sachſe iſt fein und doch bieder, der Preuſſe geſchmeidig und voll Feuers; wie viel müſſen wir von ſächſiſcher Feinheit und von preuſſiſchem Feuer abziehen, um den Durchſchnitt zu finden? An dieſem Punkte überwiegt der Gewerbfleiß, an jenem der Kunſtſinn; hier die Anhänglichkeit des Unterthanen, dort das Selbſtgefühl des Bürgers; im Süden die Häuslichkeit, im Norden die Thätigkeit nach Außen. Man ſpielt in jeder Provinz aus einem andern Tone: wer will die Melodie heraushören? Auf der Reiſe von Stralſund nach Baſel lernſt du zwar das Vaterland, aber nicht die Nation, wohl den Unterſchied der Theile, nicht aber ihr Verhältniß zum Ganzen kennen. — Verſuchen wir denn einen andern Weg. Fremde kennen uns oft beſſer als Verwandte. Wir wollen an ein auswärtiges Volk appelliren. Gut, doch an welches? Der Ruſſe iſt zu ſehr unſer Zögling, als daß ihm ein Urtheil über uns zuſtände. Der Italiener muß ſich ſeltſame Begriffe von uns machen; denn ehemals haben wir ſeine Städte zerſtört, und jezt beten wir ihre Trümmer an. Alſo der Engländer vielleicht? Ja er fühlt an unſere Taſchen, um zu ſehen, ob ſie voll ſind; er bereiſt Leipzig und Frankfurt, um unſere Waaren herabzudrücken; er fliegt mit der Eilpoſt durchs Rheingau, wenn er in Italien ſchwelgen will, und ſiedelt ſich bei uns an, wenn ihm England zu theuer iſt. Oder der Franzoſe? Kennen ſollten wir uns allerdings. Wir haben manche Geſchäfte ſeit der Roßbacher Aktion zuſammen gemacht; aber er hat gerade da ſeine ſtärkſte Seite, wo wir unſere ſchwächſte, iſt auf ſeine Vorzüge nicht nur ſtolz, ſondern eitel, und überhaupt in ſeinem ganzen Weſen das Wiederſpiel von uns. Es wäre unnütz, ihn zu fragen, und ſchwach, wenn wir ſeinem Urtheile glauben wollten. Wenden wir uns lieber an Deutſche, die geraume Zeit im Auslande verweilt ſind, an fremden Nationalſitten ſich gebrochen und geſpiegelt, häufige Vergleichungen angeſtellt und mehr geprüft, als bewundert haben. Freilich, Männer wie Schubert oder Profeſch gehören zu den Seltenheiten, und es iſt große Vorſicht nöthig, wenn ſich der Patriot aus dem Tagebuche eines Reiſenden belehren will. Iſt der Reiſende Mitglied einer Akademie, ſo nimmt er vornämlich auf ſeine Wiſſenſchaft Bedacht; iſt er Spekulant, ſo bringt er viele Zahlen, aber wenig Begriffe zu Papier; ſtürmt er aus bloßer Reiſeluſt in die Welt, ſo iſt des Schilderns kein Ende. Die meiſten Berichterſtatter ſind Enthuſiaſten, die mit ihren Gefühlen wichtig thun, Jünglinge ohne Grundſatz, die alles Neue beklatſchen. Kaum haben ſie den Po oder die Maas paſſirt, ſo ſchlägt ein Bülletin das andere. Sie kennen von Deutſchland blos die Bierkeller; darum bringen ſie Berlin und Biberach unter eine Rubrik, wenn ſie vom Vaterland ſprechen. Gelingt es ihnen endlich, ein Paar fremde Wörter durch die Zähne zu murmeln, dann wird in ausländiſche Zeitſchriften geliefert, dann taugt die deutſche Literatur von Anfang bis zu Ende keinen Sou, dann muß man in Frankreich geweſen ſeyn, um zu wiſſen, was Geiſt und Leben heißt. Ja, und euch muß man von früher her kennen, um über eure Unverſchämtheit nach Verdienſt zu erſtaunen. Wie? ihr hättet eine Anſtellung in Deutſchland verſchmäht? Beweiſt erſt, daß ſie euch angeboten wurde. Unſere ſpießbürgerliche Welt ſey euerm Genie zu eng geweſen? Ihr habt neuerdings eine Revolution erlebt: wir ſind begierig, eure Thaten zu hören. Iſt es euch noch nie eingefallen, daß ihr eine ſchlechte Rolle ſpielt, wenn ihr den Franzoſen zu lieb Deutſchland verläſtert?

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Auguſt.

(Beſchluß.)

Einfluß der franz. Revolution auf franz. Journaliſtik und deutſche Tagsliteratur. Hottel's ſchleſiſche Gedichte. Virchs Reiſe durch Serbien.

Was aus der franzöſiſchen Revolution politiſch hervorgehen wird, wer wollte es jezt ſchon divinniren; wir wünſchen und hoffen, daß die gerühmte Mäßigung der Pariſer auch in die Reformationswuth der Deputirtenkammer einkehre. Aber welche Revolution ſteht einem Etwas, das uns näher angeht, bevor, nämlich der Journaliſtik! Durch ihre immer gerechter und feſter werdende Oppoſition hatte ſie den Culminationspunkt ihrer Blüthe in Frankreich erreicht; wird ihr durch ihren Sieg jezt nicht der Lebensſtoff abgehen? Zur Gediegenheit einer Times iſt noch keine franzöſiſche Zeitung gediehen, und ebenſowenig weiß der Franzoſe als Franzoſe Zeitungen zu

schätzen, welche, wie die „Allgemeine," in aktenmäßiger Mittheilung der Thatsachen ihren Werth suchen. Man will Partei, man will Deklamation, man will eine melodramatisch drastische Entwickelung. Nichts stabiles hält sich; selbst das Journal des Débats, am meisten vielleicht mit deutscher Gesinnung befreundet, mußte in lezter Zeit etwas weiter rücken und wird einen schwierigen Standpunkt für die Folge haben. Der Figaro war in lezter Zeit ein Lieblingsblatt der Berliner. Seit er seine gute Zielscheibe, die Polignacs und die Jesuiten, verloren hat, in Hanswurstsprüngen die Republik predigt und schonungslos um sich schlägt, um nur zu schlagen, hat er hier seinen Kredit verloren und man nimmt ihn mit Ekel in die Hand. Unangenehmer wirkt noch die Verwandlung des Tons im Globe. Man war gewohnt, ihn als einen französischen Widerhall deutsch-ästhetischer Gesinnungen zu betrachten; auch seine Politik, ein auf historische Kenntniß und Würdigung begründeter Liberalismus, sagte uns mehr zu, als der des Constitutionnel oder gar des uns ganz fremden Courrier français. Jezt ist der junge Romantismus auf eine unangenehme Weise in die Politik gefahren, und man sieht, daß, wenn unsere französischen Freunde auch viel von uns aufgenommen haben, dies mit der deutschen Mäßigung noch nicht der Fall ist.

Von Berlin selbst ist wenig zu schreiben, da Alles, was geistig lebte, im Gedanken nach Paris flog. Zufälliger Weise trafen die ersten Nachrichten von dort am Geburtstage unsers Monarchen hier ein. Sie konnten das frohe Fest nicht stören, erhöhten vielmehr die Freude, einen König zu besitzen, dessen angestammter Gerechtigkeitssinn uns die sicherste Bürgschaft dafür ist, daß Scenen, wie die Pariser, nie bei uns eintreten werden. Die Festlichkeiten des 3. Augusts nehmen mit jedem Jahre zu, indem die öffentlichen Vergnügungsorte nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, durch besondere Veranstaltungen Besucher herbeizulocken. Daß von Obrigkeitswegen etwas geschähe, liegt nicht im Sinn unsers Staats, und die Freude macht sich so selten laut. Geht doch selbst unser Volksfest: der Stralower Fischzug, der am 21. August, immer, auch dieses Jahr gefeiert wurde, still vorüber. Es drängen sich Menschen an Menschen, bunte Gondeln schwimmen auf der breiten Spree, Schwärmer und Raketen prasseln allenfalls, und die Leute sagen, sie sind vergnügt, man merkt es ihnen aber nicht an.

Literarisch ist seit Ostern nichts bedeutendes erschienen. Unsere Buchhändler drucken die neue französische Charte, Chateaubriands Rede, Casimir Delavigne's Parisienne, und das sind allerdings Artikel, welche gehen. Auch unsere Zeitschriften bequemen sich zu Gegenständen, welche wenigstens an die Politik streifen. Der Freimüthige gibt Raisonnements über Zeitumstände und Zeitgenossen, und die Vossische Zeitung liefert Biographien der neuerdings aufgetretenen französischen Generale. Doch mache ich Sie auf ein Buch aufmerksam, welches, vor einiger Zeit bereits erschienen, gar nicht dahin gehört, aber Beachtung verdient: Holteis Gedichte in schlesischer Mundart. Sie enthalten bei vielem Artigen manches Lied von poetisch tieferer Auffassung und reihen sich verdienstvoll an die mannigfachen Versuche, den deutschen Provinzialdialekten durch schriftliche Wiedergabe Autorität und Festigkeit zu verleihen. Das ist auch ein Werk an der Zeit, und an manchen Orten ist es die höchste Zeit. — Ebenfalls beachtenswerth ist eine Reise durch Serbien, von einem preußischen Gardeoffizier, Hrn. von Pirch, im vorigen Jahre unternommen, von ihm beschrieben und jezt herausgegeben (hier, Dümmler, 1830, zwei Bände); ein äußerst schätzenswerther Beitrag zur Kenntniß eines Landes und Volkes, das in seiner schönsten Entwickelung begriffen ist, und ebenso durch seine Heldenthaten, wie durch seine Lieder das Interesse von ganz Europa erregt hat.

Von dem Museum, welches endlich am 3. August dem Publikum geöffnet worden, werden Sie schon für das Kunstblatt Mittheilungen erhalten haben; doch behalte ich mir vor, gelegentlich auch für das Morgenblatt darüber zu referiren. Ebenso über die Theater, wo übrigens außer den Gastvorstellungen der Heinefetter kaum etwas Bemerkenswerthes vorgefallen ist.

Paris, Ende August.

(Fortsetzung.)

Theater.

Da in Frankreich das Theater beständig ein Abbild des die Nation belebenden Geistes ist, so hat es durch die lezte Revolution einen neuen Schwung erhalten; auch diesem Zweige der Nationalliteratur ist die mit den Waffen erfiegte Freiheit zu Gute gekommen; es ist von seinen Fesseln befreit, obschon die Sklaverei der Dramatik, über welche man sich zuweilen beklagte, eben nicht viel zu bedeuten hatte. Wahrscheinlich würde aber auch auf die Theater derselbe Zwang gefallen seyn, den man der Presse zudachte, wenn Hr. v. Polignac und Consorten länger ihren Unfug hätten treiben können. Einige Tage vor dem Ausbruche des allgemeinen Unwillens wider die Herrn hatte man ein von dem jungen Dichter Pichald, Verfasser des Leonidas, hinterlassenes Trauerspiel: Wilhelm Tell, auf der Odeonbühne gegeben. Pichald ist jung gestorben, und seiner Wittwe und seinen Kindern bleibt wenig anders übrig, als seine wenigen dramatischen Stücke. Aus Barmherzigkeit für die Wittwe beurtheilten die meisten Tageblätter seinen Wilhelm Tell sehr günstig und behaupteten, er habe Schiller sehr gut nachgeahmt und die Schönheiten des deutschen Stückes mit geübter Hand auf die französische Bühne verpflanzt. Der Globe aber, ein eifriger Bewunderer der deutschen Literatur, behauptete, Pichald habe Schillers Trauerspiel in seiner vorgeblichen Nachahmung verhunzt, und diese Behauptung war ziemlich gegründet. Da jedoch die patriotischen Ausbrüche des Schweizer Freiheitshelden das Gemüth der Pariser sehr ansprachen zu einer Zeit, da die Freiheit des französischen Volkes eben mit Unterdrückung bedroht war, so ward dem lezten Stücke des jungen Dichters Beifall zugejauchzt, und die rege Theilnahme an dem Helden des Stückes schien der Polizei bedenklich genug, um sie zu bewegen, die fernern Aufführungen des Stückes zu verbieten; so wird wenigstens in den Zeitungen behauptet, und es ist auch leicht zu glauben, daß es einer mit Untersuchungsgedanken umgebenden Polizei sehr unwillkommen seyn mußte, daß die Pariser den für ihre Befreiung Leben und Gut wagenden Schweizerhelden des Mittelalters rauschenden Beifall zollten, zumal da man heimlich damit umging, die Nachkommen dieser Schweizerhelden zur Bezwingung der Pariser zu gebrauchen, und sie auf die um Freiheit kämpfenden Franzosen losschießen zu lassen. In der lezten verhängnißvollen Woche des Juli war vom Dienstage an kein Schauspiel mehr. Paris selbst war ein Schauplatz geworden, und der Kampf um Freiheit und Menschenrechte war das großartigste Schauspiel, das hätte aufgeführt werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 229.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. September 1830.

— Du ſäumeteſt noch, dich zu ermannen, dich
Klug zu einen? Du ſäumſt, kleinlich im Eigennutz,
Statt des polniſchen Reichstags,
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?

Herder.

Patriotiſche Bemerkungen.

(Fortſetzung.)

Auch dieſer Weg führt zu keinem Ziele. Vielleicht ſollten wir geradezu das Nächſte aufgreifen. Denn man hat oft nach langwierigen Unterſuchungen nichts anderes entdeckt, als was bereits ins Sprüchwort übergegangen war. Es ſind ja Redensarten genug im Schwange, die ſich auf Deutſchland und die Deutſchen beziehen. Hören wir einmal dieſe. Der Deutſche, ſagt man, iſt fleißig. Gewiß, ich ſehe die Belege dazu aus meinem Fenſter. Gründlich; dieß hat uns noch Niemand beſtritten. Methodiſch; ohne Zweifel, in ſofern es ohne Methode keine Wiſſenſchaft gibt. Aber ein Kleinigkeitskrämer; es fehlt nicht an Pedanten; aber man muß auch Regenwürmer ſuchen, wenn man Naturgeſchichte ſtudirt. Gutmüthig; ein Glück für Leute, die dummdreiſt über uns abſprechen. Phlegmatiſch; vielleicht auch um ſo beharrlicher. Schwärmeriſch und überſpannt, ein Idealiſt und Hypotheſenjäger; ganz recht, aber Tollköpfe, die ſich in der Luft verſteigen, können wir nicht herunterholen; für Irrenhäuſer iſt geſorgt, und was die Schwärmerei betrift, ſo ſiehe den Artikel Viktor Hugo. Ein Menſch ohne allen Patriotismus. Scherz bei Seite; es iſt unedel, einer Nation ihr Mißgeſchick vorzuwerfen. Frankreich verdankt ſeine Einheit der langen Regierung mehrerer ſchläfrigen Könige und der boshaften Liſt Ludwigs XI. Der Kampf, durch welchen Deutſchland für immer in zwei Hälften zerfiel, macht unſern Vorfahren mehr Ehre, als den Franzoſen die Blutbäder, worin ſie dieſelbe Zwietracht ertränkt haben. Doch es ſoll gelten, was ihr behauptet. Unermüdlich und doch ein Phlegma, gründlich, aber ein Hypotheſenjäger, methodiſch, und daneben Schwärmer, Idealiſt, und zugleich ein Kleinigkeitskrämer, was werdet ihr nicht alles aus uns machen? Fürwahr, eine Kompoſition von dieſer Art iſt ſeltſam genug, um intereſſant zu ſeyn. Guten Tag, lieber Britte! Es iſt zwar weltbekannt, daß es in John Bulls Hirne bisweilen ſpuckt. Doch halt, laß ſehen, wem von uns beiden die Schellenkappe beſſer ſteht, und wer mehr Quaſten daran hat, ich oder du?

Weil denn auch die im Umlaufe begriffenen Phraſen über Deutſchthum keine Auskunft gewähren, ſo wollen wir das bisher Beſprochene vorerſt zur Ueberſicht bringen und dann einen lezten Verſuch wagen. Das deutſche Volk hat von jeher eine geſunde Lebenskraft gezeigt. Oefter als andere Nationen iſt es am Rande des Untergangs geſtanden, und hat jedes Mal wieder ſich neu geboren. Die Fluthen der Völkerwanderung drohten es zu verſchlingen, aber es tauchte verjüngt hervor im Reich der Franken. Karls Länderherrſchaft löſte ſich auf, Räuberſchwärme von Norden und Oſten fielen über die Trümmer her; alles ſcheinbare Unglück diente nur dazu, unſer Volk zu fixiren und zu üben. Aus innerem Zwieſpalt wurde es durch das Haus der Staufen gerettet. Nach dem Sturze dieſes Hauſes blühte es im Bürgerthum auf. Durch Religionskriege zerfleiſcht und verarmt, flüchtete es ſich aus der Wirklich-

keit in die idealen Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Da tastete Napoleon mit roher Gewalt die Rechte jedes Einzelnen und selbst das wenige Gemeinsame an, das wir noch im Vaterlande besassen. Hieraus erfolgte der Freiheitskrieg. Wenn nun dieser nicht ganz fruchtlos bleiben soll, so muß er die Wiederbelebung der Nationalität zur Folge haben. Zwar in bürgerlicher Hinsicht können wir einmal nicht mehr nach Einem Impulse handeln, weil bei möglichster Vereinfachung der Gegensätze sich immer noch ein österreichisches Interesse gegenüber von dem preußischen behauptet. Aber in anderer und höherer Beziehung sind wir eine Nation, sobald wir eine öffentliche Meinung haben. Die Studierstuben müssen gelüftet, nutzlos aufgespeicherte Gedanken in Cirkulation gesezt, die Wissenschaften, bisher Domänen des Gelehrtenstandes, zum Nationaleigenthum geschlagen werden. Der Kunstphilosoph mache sich unmittelbar die Ausbildung des Geschmacks, der Moralist die Veredlung der Sitten, jeder Sachverständige die Hebung des Gewerbfleisses zum Ziele. Das öffentliche Recht werde einmal ein öffentliches, indem man uns darüber aufklärt. Die Bildung bahne sich durch zweckmäßige Schulen einen Weg bis zur Menge herab; der Gedankenverkehr werde geregelt und in großen Strömen durch Deutschland fortgeleitet. Jedoch vergessen wir nicht, daß alles Neue nur dann gedeihen kann, wenn es auf sicherem Grunde beruht. Eine öffentliche Meinung soll hervorgerufen werden; aber eine solche, die es nicht verhehlt, daß sie auf deutschem Boden wurzelt und das Ergebniß unserer Anstrengungen und unserer Bildung ist. Denn sobald ihr dieses Merkmal fehlt, kommen wir als Nation um keinen Schritt weiter. Sie muß folglich an das Nationelle angeknüpft werden. Aber an welches? An das, was uns bis heute geblieben ist, vornehmlich an die von fremden Zuthaten geläuterte Ursprache und an die Geschichte unsers Volkes. Allein diese Studien führen zu tief, als daß sie, allgemein verfolgt, eine rasche Wirkung hoffen liessen. Einzelne also, die sich damit vertraut gemacht und dadurch begeistert haben, müssen Hand ans Werk legen, das Chaos entwirren, des schwankenden Urtheils sich bemächtigen, zersplitterten Kräften eine bestimmte Richtung geben, lustwandelnde Denker und Künstler zur Fahne rufen. Und wer sollte sich zu diesem Geschäfte aufgefordert fühlen, wenn nicht unsere Kritiker, unsere wahren Kritiker? Wie die Landstände den Willen, so sind sie bestimmt, das Urtheil des Volkes auszusprechen. Dieß können sie aber nicht, so lange das Volk kein Urtheil hat, oder doch nur ein unsicheres und verworrenes. So gewiß es nun ehrenvoller ist, ein selbstständiges Volk zu vertreten, als ein haltungsloses am Gängelbande zu führen, so gewiß muß es den Kritikern um die Bildung und Feststellung einer öffentlichen Meinung zu thun seyn.

Die öffentliche Meinung hat dann ihre Reise und ihren Zweck erreicht, wenn das Volk zu der feinen Sensibilität herangebildet ist, daß jeder auf einen einzelnen Punkt gerichtete Schlag von dem Ganzen mitempfunden wird, daß jede Wahrheit, jeder große, auf die gemeinsamen Interessen sich beziehende Gedanke überall im Vaterlande sein Echo findet, und, wie auf einem rein gestimmten Instrumente, nur ein Ton berührt zu werden braucht, um den verwandten Saiten den Nachklang des Akkordes abzulocken. So kann der Bürger nur dann fühlen, wenn er sich in der Nation fühlt, d. h. wenn er sich der Nationalität bewußt ist. Und weil er eben sich selbst in der Nation fühlen soll, so ist dieses Bewußtseyn nicht ohne Selbstgefühl möglich. Weil er die Vorzüge seiner Nation kennt, so ist er stolz darauf, ihr anzugehören, und um darauf stolz seyn zu können, muß ihm die Nation ein Gegenstand der Hochachtung seyn. Wo dieses Selbstgefühl gestört oder noch nicht hinreichend entwickelt seyn sollte, muß man sich vorerst darüber vereinigen, künftighin nichts, was demselben zuwiderläuft, weder aussprechen, noch ohne laute Mißbilligung anhören zu wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Das häusliche Leben der alten Egypter, nach den Gemälden in ihren Gräbern.

(Beschluß.)

Speisen und Hausrath. Hier befriedigt die Sammlung unsere Neugier in reichem Maaß. Da sieht man Geräthe aller Art, Sophas, Betten, Schränke, Stühle, Krüge, goldene und silberne Gefässe von seltsamer Form, aber trefflichem Styl u. s. w. Männer und Frauen am Putztisch lassen sich auf der Harfe vorspielen und von Zwergen oder Narren unterhalten. Auch die Küche ist nicht vergessen; der Koch bereitet Fleisch zu, dem er mannigfache Formen gibt, um zugleich Auge und Gaumen zu ergötzen; das Dessert besteht aus Früchten und Leckereien; hier schält man Zwiebeln; dort knetet man Brodteig mit den Füßen; dort werden Gänse gemästet, gerupft, gesotten oder gebraten; ein Fleischer zerlegt einen Ochsen; Weiber, mit Eßwaaren beladen, kommen auf den Gemüsemarkt, und der Hausmeister schreibt auf, was er ausgibt, um dem Herrn Rechnung ablegen zu können. Auf zwei Abbildungen sieht man zwei Sänften verschiedener Art; die eine, sehr reich verzierte, wird auf den Schultern getragen, die andere, ohne Räder, auf einer Art von Schlittengestell gezogen.

Spiele. Es kommen welche vor, deren Sinn und Zweck nicht abzusehen ist; auf einem Gemälde sieht man aber ganz deutlich zwei Spieler Schach oder Damen spielen;

Digitized by Google

die Steine gleichen den arabischen Schachbauern. Auf einem andern werfen mehrere Personen eine Pike oder einen spitzen Pfahl nach einem Ziel. Wohl schwerlich wäre es einem eingefallen, daß man in den egyptischen Gräbern ein Spiel finden würde, das man heutzutage nur noch in den Schenken Italiens antrift und von dem die heutigen Egypter nichts mehr wissen, nämlich das Morraspiel; es kommen wirklich zwei Personen vor, welche die Finger gegen einander ausstrecken; der egyptische Name des Spiels, der beigeschrieben ist, bedeutet errathen. Auf der Wand einer Grotte zu Beni-Hassan, die sehr reich an Scenen aus dem häuslichen Leben ist, sieht man Athleten in den verschiedensten Stellungen, deren Zahl sich auf zweihundert beläuft. Um die Bewegungen und die verschlungenen Glieder der Ringenden mehr herauszuheben, hat der Maler beständig den einen weiß, den andern schwarz gemacht.

Gesang, Musik und Tanz. Unmöglich können wir uns einen hohen Begriff vom Gesang der alten Egypter machen, wenn er dem heutigen auch nur einigermaßen glich, und dem Händeklatschen nach, womit Zuschauer und Musiker zugleich den Gesang begleiten, scheint er nicht viel anders gewesen zu seyn. Es kommen indessen auf den altegyptischen Gemälden Harfen von äußerst zierlicher Form vor, Leiern, die wohl später den Griechen als Vorbild zu ihren Leiern dienten, Doppelflöten, Cymbeln, gerade und Querflöten, Trompeten und eine Mandoline mit sehr langem Hals, wie es jezt noch welche gibt.

Der Tanz war von jeher bei allen Völkern Aeußerung der Freude, und meistens nehmen beide Geschlechter gemeinschaftlich Antheil daran. Bei den alten Egyptern aber tanzen die Männer unter sich und ebenso die Weiber; Tänze, wobei die Geschlechter gemischt wären, kommen gar nicht vor. Es scheint übrigens, daß die Weiber zu gleicher Zeit tanzten und sangen, wie die heutigen Tänzerinnen, welche man Almé nennt, nur daß jene sich besser halten; ja ihre Stellungen sind oft so leicht und zierlich, als man sie im Vatikan nur sehen kann. Andere führen groteske Tänze auf und machen Kunststücke; sie schlagen nach hinten über und bilden auf Händen und Füßen einen Bogen.

Schiffahrt. In der Sammlung befinden sich mehrere Barken von verschiedener Größe, mit sehr reichen, in vortrefflichem Geschmack gearbeiteten Verzierungen. Die Segel sind viereckig; die Barken sind theils mit Ruderern besezt, theils nicht. Die Reiseschiffe waren anders als die Lastschiffe und hatten ein oder zwei Zimmer, ähnlich den heutigen Cangie und Dahabie. Die altegyptischen Schiffe sind äußerst sorgfältig verziert; die Segel z. B. sind durchaus in zwei und mehrfarbige Felder getheilt, ringsum läuft ein breiter Saum mit Malereien; am Steuer sieht man geschnizte Figuren; die Wände der Kajüte sind durchbrochen; ein sehr schöner, thronartiger Siz aus eingelegter Arbeit war für den Schiffsherrn bestimmt, wenn er der freien Luft genießen wollte.

Jagd. Es ist nur ein einziges Gemälde vorhanden, das eine Krokodiljagd vorstellt, und noch dazu ist es sehr mangelhaft. Aber Hasen-, Gazellen-, Antilopenjagden, ja Jagden auf wilde Thiere in der Wüste kommen häufig vor. Den Vogelfang sieht man ganz deutlich abgebildet; die Garne sind voll Enten, Gänsen und andern großen Vögeln. Man sieht auch Vögel mit der Schlinge fangen; wirklich höchst interessant ist es, zu sehen, wie die alten Egypter diese sinnreiche Jagd ganz so wie wir trieben; Schleife, Schnur, Alles ist wie bei uns. Wie alt sind doch manche Ergözlichkeiten, die wir für gar neue Erfindungen halten!

Naturgeschichte. Die Sammlung zerfällt in so viele Abschnitte, als die Naturgeschichte Hauptklassen hat. Am wichtigsten ist der zoologische Theil wegen der treffenden Wahrheit und feinen Ausführung der Zeichnungen. Es kommen Vögel vor, wie man sie gegenwärtig nicht besser und schöner malen könnte; manche Fische und vierfüßige Thiere sind wahre Porträts. Doch sieht man auch fabelhafte Thiere, unter andern ein vierfüßiges Thier mit Flügeln, und solche, deren Art ausgestorben seyn muß; manche sind grob gezeichnet und gemalt, z. B. die Giraffe.

In einem zweiten Artikel sprechen wir von der Ausbeute für Geschichte und Mythologie, welche die wissenschaftliche Expedition nach Egypten zu geben verspricht.

Sonnette.

An einen jungen Künstler.

1.

Wen nie der goldne Strahl von dort getroffen,
Der lebt dahin mit glücklichem Genügen;
Vom Spiel der Stunden läßt er sich betrügen,
Und trägt ein blindes, unverlornes Hoffen.

Doch wer nur einmal sah den Himmel offen,
Wo sich die ewig schönen Kinder wiegen,
Der lernt so schwer hinieden sich begnügen;
Er sucht den Aufgang, ihm enteilt das Hoffen.

O Lust, des Himmels Glorienspiel erblicken!
Doch wiederfinden sich in einer herben,
Verwirrten Welt, und mit erblaßtem Herzen

Durch ein entfremdet Leben sich zu drücken,
Wohl, Freund, ist das ein unaufhörlich Sterben,
Wohl ist es einer von den Todesschmerzen!

Digitized by Google

2.

Ich aber sah in Deinem Auge Thränen,
Der wachen Sehnsucht stillverklärte Zeugen;
Und meine Lippen, längst gewöhnt an Schweigen,
Weckt Deines Auges Sprache sanft zu Tönen.

Denn ich verstand dies unvergeßne Sehnen;
Was Du betrauerst, das ist noch Dein eigen;
Die Tropfen, die Dir hell zum Auge steigen,
Sind aus dem unversiegten Quell des Schönen.

Des Künstlers Thränen sind wie Maienregen,
Des Künstlers Sehnen ist gleich Morgenlüften,
Und einer Frühlingssonne gleicht sein Glühen:

Tief im Verborgnen keimt ein reicher Segen,
Das heiligste der Wunder steigt aus Grüften,
Und alle Herzen seh'n entzückt es blühen!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Ende August.

(Fortsetzung.)

Revolutionäre Theaterstücke.

Sobald die Revolution zu Ende ging, das heißt, in der nächstfolgenden Woche, begannen auch die Schauspiele wieder, und nun kam natürlich Wilhelm Tell an die Tagesordnung. Die Pariser Tells, die man zu hunderten zählte und welche den Nachkommen der Schweizer Tells während der lezten Revolution übel mitgespielt haben durch Erschlagen und Vertreiben, fanden die in dem Pichaldschen Trauerspiele ausgedrückten Empfindungen den übrigen ganz entsprechend und äußerten einstimmig ihren Beifall. Bei der ersten Vorstellung hatten manche Verse ganz ausbleiben müssen; hernach aber ward das Stück ohne Verstümmelung gegeben, wie es der Verfasser geschrieben hatte. Solch ein Wilh. Tell mit dem Marseiller Marsch hinterdrein, den das ganze Publikum einstimmig absingt, und zuweilen auch noch mit einem andern Chant patriotique, erhebt das Gemüth der Zuschauer und bestärkt sie in ihrem patriotischen Entzücken. Einige Zeit vor der Revolution hatte man ein Vaudeville auf die Bühne gebracht unter dem Titel: Les Brioches à la mode; eine Art von witziger Uebersicht einiger Thorheiten und Tagesbegebenheiten, welche damals in Paris Aufsehen erregten, z. B. der vielen Spekulationen auf Aktien. In diesem Vaudeville kam folgendes witzige Wortspiel über das Wort Action vor, welches Handlung und auch Aktie bedeutet:

La mode qui fait des miracles
Veut que l'on mette maintenant
En actions jeux et spectacles,
Journal, banque, desséchement.
On y met dans la capitale
Le gaz, les voitures, les ponts;
Et je ne vois que la morale
Qu'on ne met pas en action.

Seit der lezten Revolution hat man folgendes Endlied zu diesem Vaudeville hinzugesezt:

Un ministère qui fut sans éclat,
Mais non sans reproche,
Voulait chez nous faire un coup d'état,
Il n'a fait qu'une brioche.

Bekanntlich gebraucht man im Französischen das Wort brioche scherzweise, so wie im Deutschen das Wort Beef. Natürlich hat das Théâtre de Madame, das jezt wieder Gymnase dramatique heißt, sogleich Scribe's beliebtes Vaudeville: „Vor, während und hernach," das eine geistreiche Vergleichung der vor- und nachrevolutionären Zeit enthält, wieder hervorgezogen, da es ganz auf die jezigen Zeitumstände paßt. Damit hat man sich aber nicht begnügt, sondern sogleich schon im August die tragischen Begebenheiten der lezten Tage des Juli für die Vaudevillebühne dramatisirt. Das Stück heißt: „Der 27., der 28. und der 29. Juli." Wie Alles jezt darauf abzielt, das Volk in seinen patriotischen Gesinnungen zu bestärken, sieht man aus diesem übrigens mittelmäßigen Stücke. Ein Faßbinder und ein Militärzögling der polytechnischen Schule kommen darin zusammen und wollen die Rechte des Volks mit verfechten helfen. Der Faßbinder sagt zu dem jungen Krieger: „Ihr seyd der unterrichtete Theil der Nation; ihr führt die Waffen mit Kunst; ich stelle das Volk vor: nun so laßt uns die Hände ineinander schlagen und uns nie trennen: ça ira toujours bien!" Das war es eben, was dem Volke in der lezten Revolution den Sieg erleichterte; die Linientruppen stimmten mehr mit dem Volke, als mit der königl. Garde überein; das Volk und die Linientruppen schüttelten einander die Hand, und nun blieb nur noch die vereinzelte königl. Garde zu bekämpfen übrig. In jenem dramatischen Stücke haben die Verfasser auch einen Engländer eingeführt, welcher bei den lezten Gefechten in den Straßen von Paris zufälligerweise mit ins Gedränge geräth, und in einem Liede auf die unglückliche und unbändige Neigung Karls X. zur Jagd anspielt:

Je n'aime pas ces chasseurs;
Verser le sang avec indifférence.
Voyez où cela vous conduit!
C'est par le gibier qu'on commence,
C'est par le peuple qu'on finit.

In den Mund eines Engländers hätte diese scharfe Aeußerung nicht gelegt werden sollen, denn die Engländer sind leidenschaftliche Jäger. Dann kann man auch Karl X. nicht beschuldigen, daß ihn die Jagd grausam gemacht habe. Allein mehr gleichgültig hatte sie ihn gemacht gegen alle ernsthafte Arbeit; er verwendete auf das beständige Jagen eine festbare Zeit, welche seinem Vaterlande und seinem Volke gehörte, und während er dreißig Rebhühner in einem Tage schoß, oder einigen Dutzend mühsam zusammengebrachter Hasen den Garaus machte, trieben seine Minister und seine geistlichen Herrn ungestört ihren Unfug, und wenn dann der König müde und zerstreut nach Hause zurückkam, war an kein Arbeiten zu denken; er unterschrieb, und weil die besoldeten Tagblätter seiner Regierung schmeichelten und von dem Glücke der französischen Nation sprachen, glaubte er wohl im Ernste, es bleibe dem Volke nichts zu wünschen übrig, weil er von Zeit zu Zeit Gnadenbezeugungen ertheilte und den Armen reichliche Almosen zukommen ließ. So war er unvermerkt ein Werkzeug der berüchtigten Kongregation geworden; Geistliche und Emigrirte bedienten sich seiner, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, und wer sich ihren Umtrieben widersezte, wurde als ein Aufrührer verschrien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 230.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 25. September 1830.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Dürstenden
In der Wüste.

Goethe.

Der Unzufriedene.

Finster war ich, trüb und stumm,
Die Welt lag blühend um mich herum,
Die Sonne mit heiterem Frühlingsstrahl
Vergoldete Berg und Wiese und Thal:
Ich aber sah in mich selbst hinein
Und fühlte nur Qual und dachte nur Pein.
Das Herz zerrissen, das Leben zerstört,
Die Hoffnung in Todeswunsch verkehrt,
So saß ich, das Haupt in die Hand gesenkt,
Tiefinnerst von Welt und Menschen gekränkt.

O Leben mit deiner gleißenden Pracht,
Wie hast du mein Hoffen und Sehnen verlacht,
Vernichtet, was ich still genährt,
Und was mir heilig war, zerstört!
Du warfst den lodernden Feuerbrand
In mein friedlich Dach mit grausamer Hand,
Du gossest Gift mir in Ader und Mark,
Du machtest mich nur zum Verderben stark;
Du pflanztest mir in die Seele die Saat
Der Sehnsucht nach unendlicher That,
Lenktest den tausendfältig bewegten Blick
Auf Liebe und Ruhm und Freude und Glück.
Trugbilder nur haschte mein Wahn;
O Leben, o Welt, ich klage dich an:
Nun du dich an meinem Irrthum satt geschwelgt,
Nun steh' ich in der blühenden Schöpfung verwelkt,
Verwelkt, verlassen, vernichtet durch Pein,
Und unter tausend Menschen — allein!

Allein? so fragtest du mit bitterem Hohn,
Du des lauschenden Felsens äffender Ton?
Allein, ja allein! —
Und doch, nein!
Sieh, Welt, ich habe dir Unrecht gethan,
Es lebt noch Einer; ein guter alter Mann,
Sein Auge ist blau, die Locke ist weiß,
Und die Thräne, die er um mich weint, ist heiß.
Oft saß ich auf seinem Schooß als Kind,
Er hielt mich so gut und sprach so lind,
Und wenn mein Kopf aufwärtsgelehnt
Nach seinem milden Blicke sich gesehnt,
Da küßt' er mich oft mit so innigem Kuß,
Daß ich ewig seiner gedenken muß.
Ja, den alten Mann, dem Himmel sey Dank,
Den hab' ich noch und den behalt' ich noch lang!
Aber er leidet seit Jahren schon,
Er weint um den fernen, unglücklichen Sohn,
Er weint, den ich liebe, Er!
Und außer ihm hab' ich Niemand mehr!

Niemand mehr?! — und doch, halt!
Was wandelt dort unten für eine Gestalt?
Jugendlich, kräftig, entschlossen und fest,
Ein braves Herz, das nie von mir läßt,
Ein Herz, das mit mir lacht und mit mir weint,

Digitized by Google

Ein anderes Ich, mein Troſt, mein Freund.
Den hab' ich dir noch abgetrozt, o Welt,
Der mich mit treuem Arm umſchlungen hält,
Dieß Herz, worein ich gelegt mein Sinnen und Thun,
Um von den Stürmen des Irrthums auszuruhn,
Dieß Herz, ich ſag' es mit Stolz, iſt mein,
Doch außer ihm — bin ich in der Welt allein!

Allein? Ganz allein? und Niemand mehr mir lieb? —
Lieb? — O mein Gott, vergieb! vergieb!
Ich bin ein Frevler, ein Läſt'rer, o mehr noch als das!
Ich dachte des Höchſten nicht, das ich beſaß.
Lieb! und ich dächte nicht an Sie? — An Sie,
Die meiner Seele das Leben verlieh,
An Sie, die mein Denken, mein Thun, mein Tag, mein Licht,
An Sie, der mein Leben zum Kranze ſich flicht;
Sie, die der Liebe blühenden Wunderbaum
Gepflanzt in meines Herzens ſonnigen Raum,
Sie, die in des Lebens Drang und Krieg,
Die Waffe des Liedes mir zeigte zum Sieg:
Geliebte, kannſt du es je verzeih'n,
Daß ich mir im Leben erſchienen allein?
Allein! — und ich habe Dich, und Vater, und Freund,
Und einen Frühling, der mir entgegenſcheint,
Und eine Welt voll Blüthen und Sonnenglanz,
Und ein Herz, dieß alles aufzufaſſen ganz;
Ein Meer von Hoffnungen, worauf meiner Wünſche Kahn
Wohl einſt noch findet die richtige Bahn,
Eine Bruſt, die freudig ein Morgenroth
Von jungen Geſängen der Welt entbot, —
Dieß alles Liebe und Gute iſt mein,
Und mehr noch kann künftig gewonnen ſeyn!

So dacht' ich, —
Und freundlich von ſeiner Himmelsbahn
Sah mich der roſige Frühlingsabend an;
Heim ging ich, —
Und daß ich nicht bliebe allein
Kam bald der liebe Mond zu mir herein;
Und ſpäter ſchrieb ich den ganzen Gedankenverlauf
Zu Nutz und Frommen manches Klagenden auf.

Manfred.

Patriotiſche Bemerkungen.

(Beſchluß.)

Wir können uns einmal nicht ſchlimmer mitſpielen, als wenn wir gerade jezt den Kopf verlieren und an uns ſelbſt verzweifeln. Was uns äußerlich zuſammenhält, iſt ein lockeres Band. Dieß braucht man nicht zu beweiſen, ein Blick auf die Karte genügt zur Ueberzeugung. Darüber wollen wir auch weder klagen, noch ſpotten; denn das Eine wäre zwecklos, das Andere gegen die Natur. Die Folgen zweier Jahrhunderte können eben ſo wenig zurückgenommen als ins Lächerliche gezogen werden. Aber der gegenwärtige Augenblick gehört uns, und den wollen wir gemeinnüzig anwenden. Wir haben einen falſchen Begriff von Nationalität, wenn wir ſie blos an politiſches Zuſammenwirken geknüpft glauben. Andere Völker zwar ſind in Verfall gerathen, ſobald ſie aufgehört hatten, einen geſchloſſenen Staatskörper zu bilden. Um ſo ruhmvoller, wenn *wir* das *erſte* Beiſpiel vom Gegentheile geben. Und ich glaube, wir dürfen dieß hoffen, denn unſer Volk hat bisher ſeine ſittliche Kraft und, troz aller Nachahmung, ſeine Eigenthümlichkeit bewahrt. Was läßt ſich erwarten, wenn Schäze von Wiſſenſchaft, wie ſie nur in Deutſchland angehäuft liegen, ein Gemeingut des Volkes werden? wenn alle die ſchöpferiſchen Geiſter, die ſich bisher in ihrer Einſamkeit gefielen, auf den Ruf der Kritik die Sache des Vaterlands ergreifen? wenn deutſche Erfindungskraft und deutſcher Tiefſinn, ſchon damals bewundert, als ſie noch einer Gelehrtenkaſte fröhnten, endlich vermocht werden, in die Dienſte der Nation zu treten und an ihrem Triumphe zu arbeiten? wenn unſere irrenden Blicke, die bisher bald träumeriſch auf Italien, bald bewundernd auf Frankreich, bald neidiſch auf England, bald furchtſam auf Rußland verweilten, nach innen gekehrt werden, um dort über vergeſſene Reichthümer zu erſtaunen? wenn alle die kleinlichen Eiferſüchteleien zwiſchen Provinz und Provinz in einen großartigen Wettſtreit auf der Bahn des Jahrhunderts umſchlagen? Welch ein Schauſpiel, dreißig Millionen, deren bürgerlichen Verhältniſſe ſo verſchiedenartig abgeſtuft ſind, im Pantheon der Wiſſenſchaften und Künſte ſich begegnen und als Ein Volk begrüßen zu ſehen! Wahrlich ein ſchönerer Anblick, als der des franzöſiſchen Hofes unter Ludwig XIV., der das Licht um ſo begieriger an ſich zog, je mehr er ſelbſt der Finſterniß angehörte; eine Erſcheinung von mehr Farbe und Abwechslung als da, wo das gebieteriſche Beiſpiel der Hauptſtadt eben ſo ſehr bindet, als mit ſich fortreißt; ein Leben, das die Bürgſchaft ſeiner Fortdauer in ſich ſelbſt trüge. Denn dieſe Schichten heterogener Volksſtämme, die durch Deutſchland her gelagert ſind, bedürfen nur eines Leiters, um nach jeder Richtung hin Feuer auszuſtrömen. Allein zweifeln dürfen wir nicht, daß dieß alles geſchehen könne. Viele Dinge ſind erſt dann möglich, wenn ihre Möglichkeit geglaubt wird. Mit jedem Zweifel tritt die geſchilderte Zukunft weiter zurück; man braucht ſie nur als Chimäre *anzuſehen*, ſo iſt ſie auch *nur* eine Chimäre. Aber ſie *hat* begonnen, ſobald wir alle überzeugt ſind, *daß* ſie beginnen *werde*. Wir brauchen keine Veränderung am politiſchen Himmel zu fürchten, weil unſere Sache nicht von Ereigniſſen abhängig iſt, ſondern von Entſchlüſſen. Wir dürfen keine günſtigen Vorfälle abwarten; im Gegentheile haben wir eben darin gefehlt, daß wir einen

Digitized by Google

Impuls von außen erwarteten, den wir nur uns selbst geben können. Oder entmuthigt uns das frühere Schicksal der Nation? Jedoch davon ist ja die Rede, daß seine lähmende Nachwirkung aufgehoben werden müsse. Wir haben nicht nur eine düstere, wir haben auch eine große Vergangenheit, und jene hätte nicht so verderblich gewirkt, wenn wir diese nie vergessen hätten. Nicht ohne Grund haben die Stürme der Völkerwanderung unsern Urstamm durch Europa fortgetragen. Es war ein deutsches Element, wodurch das erschöpfte Saatfeld der Geschichte auf's Neue befruchtet werden sollte. Von Deutschland ist der erste Funke ausgegangen, als mit dem Schlusse des Mittelalters die Entwicklung der Intelligenz begann. Ein Volk, das zwei Mal dem stockenden Strom der Geschichte Bahn gebrochen hat, und einmal kühn genug war, die Herrschaft der Welt anzusprechen, wird hoffentlich sich selbst für eine Idee begeistern können, die nichts erfordert, als jene gereifte Geistesbildung, wodurch der Deutsche sich auszeichnet. Und daß ich die erste Veranlassung dazu von der Kritik erwarte? Ich thue dieß wegen ihrer jetzt so hohen Bedeutung. Nachdem jede einzelne Wissenschaft durch außerordentliche Entdeckungen bereichert worden ist, gibt es in der Welt keine schwerere Aufgabe, als das Ganze mit Einem Blicke zu übersehen. Um so weniger werden sich Leute auf jenen Gipfel wagen, die vor dem Schwindel nicht sicher sind, und um so einflußreicher kann ein Mann wie Menzel von dort aus wirken. Aber unser Glaube an die Nation und an das Vaterland könnte uns dennoch täuschen? — Wohlan, so sey er unsere Grabschrift: „Sie waren größer als ihr Schicksal. Sie haben den Untergang des Vaterlandes nicht begriffen, weil sie nicht „aufgehört hatten, eines Vaterlandes würdig zu seyn."

Ueber die Irrwische.

Zu den Naturerscheinungen, welche man in Amerika ungleich häufiger beobachtet als in Europa, gehören namentlich diejenigen, welche Folgen der größern Feuchtigkeit der neuen Welt sind, und besonders in den ungeheuren Morästen, wo organische Stoffe in allen Graden von Zersetzung zusammengehäuft sind, sich entwickeln. Die, wenigstens am meisten in die Augen fallende Erscheinung der Art sind die Irrwische, welche in dem ungeheuren Becken des Amazonenstroms und am Orenoko in ganzen Rudeln tanzen; aber selbst manche Gegenden der Vereinigten Staaten, die doch seit mehr als hundert Jahren bebaut und ziemlich stark bevölkert sind, scheinen noch nicht hinlänglich ausgetrocknet. So sieht man im Flußthale des Connecticut noch jetzt Irrwische genug, und wir wollen hören, was ein Bürger des Staates Connecticut von diesen flüchtigen Wesen erzählt.

„Meine Wohnung war sehr günstig gelegen, um die Flatterlichter zu beobachten, welche man bei uns will o' the wisp und jak a latern nennt. Meines Vaters Haus beherrscht von einem Hügel herab einen weiten Wiesenstrich am Flußufer; diese Wiesen sind im Frühjahr zum Theil überschwemmt, und hier konnte ich die Irrwische in allen ihren Formen, ihre Evolutionen, Sprünge und Tänze nach Muße beobachten. Ein Bekannter ging einmal spät von mir weg und die Nacht überfiel ihn an einem Sumpf, durch den die Straße lief. Auf einmal sah er ein Licht am Rand des Wegs; er meinte, es sey Jemand mit einer Laterne, und verdoppelte seine Schritte, um einen Gesellschafter zu bekommen; bald hatte er das Licht erreicht, denn es war unbeweglich und weit näher, als er geglaubt hatte. Er blieb stehen, um die Erscheinung zu beobachten; da sah er, daß die Flamme brennendes Gas war, das aus einem kleinen Loch im zähen Schlamm hervorströmte; zuweilen hörte man ein Pfeifen oder Zischen, und dann wurde die Flamme einen Augenblick größer; sie nahm dann wieder ab, erloich, entzündete sich wieder, ohne von der Stelle zu rücken.

Die Irrwische sind fast immer unbeweglich, wie der eben beschriebene; der Volksglaube schreibt ihnen aber bekanntlich die seltsame Tücke zu, vor dem, der sie verfolgt, zu fliehen, und den, der ihnen davonläuft, zu verfolgen; diese Bewegungen sind indessen meistens optische Täuschung. Weiß der Beobachter nicht, daß die Flamme bald größer, bald kleiner, bald heller, bald schwächer wird, so meint er, wenn sie wächst, sie komme näher, im umgekehrten Fall, sie entferne sich; erlischt das Licht, so hat es sich hinter etwas versteckt, entzündet es sich wieder, so kommt es dahinter hervor. Selbst wenn man vollkommen von der Sache unterrichtet ist, fällt es oft schwer, sich dieser Täuschung ganz zu entschlagen. Man glaubt allgemein, die Irrlichter lassen sich nicht fangen; so steht es sogar in der Edimburger Encyklopädie, und doch ist es nicht wahr. Dies bewies vor Kurzem ein Nachbar von mir. „Ich habe einen, rief er, da ist er in meinem Hute!" Und wahrhaftig, in seinem Hute war ein heller Schein; eine kleine Flamme, die aus einem ganz kleinen Stücke gallertartiger Materie kam, brannte ein Paar Minuten und erlosch dann.

Trotz ihrer Harmlosigkeit, möchte es nicht leicht seyn, die Irrlichter ganz von dem Verdachte zu reinigen, daß sie eine besondere Tücke auf Leute haben, die, nach etwas allzu reichlich Gott Bachus dargebrachten Opfern, bei Nacht unterwegs sind. Ein reicher Pflanzer hatte bei einem Nachbar, der seinen Branntwein nicht sparte, zu Nacht gegessen und ging nach seinem Hause, das nur eine Viertelmeile entfernt lag, zurück. Die Nacht war finster; er verirrte sich bald und nahm die Richtung gegen einen Morast. Da sah er auf einmal ein Licht; er

Digitized by Google

meinte nicht anders, als es sey die Lampe in seiner Schlafkammer, und ging rüstig darauf zu; aber nicht lange, so stak er im Morast und konnte keinen Fuß mehr rühren. Mit Tages Anbruch suchten ihn seine Leute und zogen ihn heraus. Der Mann könnte dadurch gewitzigt seyn, daß er keinem Licht mehr traut, oder wenigstens sich nicht auf den Weg macht, wenn er bei seinem Nachbar zu Nacht gegessen hat."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Ende August.

(Fortsetzung.)

Sieg des persönlichen Verdienstes. Italienisches Schauspiel.

In demselben Vaudeville regnet es Epigramme auf die Jesuiten, auf die königlichen Anwälde, welche in der letzten Zeit der Bourbonschen Regierung auf eine übertriebene und zuweilen auf eine abgeschmackte Art die sogenannten Preßfrevel verfolgten, die jezt den Schriftstellern, welche sie begangen haben, zum Verdienst angerechnet werden. Fontan, den sie zu einer fünfjährigen Gefangenschaft zu Poissy hatten verurtheilen lassen, wie ich vor zwei Monaten berichtete, ist nun wieder auf freien Füßen; seine Theaterstücke, welche damals von der Bühne entfernt worden waren, sollen nun einstudirt werden, und der Dichter wird vielleicht eine glänzende Rolle spielen, indeß diejenigen, die ihn ins Zuchthaus hatten setzen lassen, jezt selbst im Kerker sitzen; der Dichter Beranger, den die Bourbonschen Minister gleichsam geächtet hatten, ist mit Ehren aus seiner Verborgenheit hervorgezogen und Mitglied einer Regierungskommission geworden; wahrscheinlich würde es nur von ihm abhängen, noch etwas mehr zu werden; denn wer Verdienst hat und von der öffentlichen Meinung ausgezeichnet wird, kann jezt beinahe zu Allem gelangen. Es gelten keine Vorrechte mehr; persönliches Verdienst empfiehlt die Menschen jezt in Frankreich; zwar werden nach wie vor Aemter und Ehrenstellen erschlichen; aber im Allgemeinen ist kein Zeitpunkt günstiger gewesen als der jezige, um verdienstvolle Männer, aus welchem Stande sie auch seyn mögen, hervorzuheben und an den ihnen gebührenden Posten zu stellen. Den Vortheil haben die Staatsumwälzungen, daß sie manchen schätzenswerthen Mann, der sonst immer in seiner beschränkten Sphäre geblieben seyn würde, manch verborgenes Talent ins helle Licht setzen und Bürgertugenden aufdecken, die in ruhigen Zeiten kaum würden Gelegenheit gehabt haben, sich auszuzeichnen.

Ueber der Staatsumwälzung ist die italienische Schauspielertruppe vergessen worden, welche in Paris ruhig ihre Darstellungen gab, als das politische Ungewitter losbrach und vor der Hand alle Schauspiele in Stillstand versezte. Diese Truppe wollte den Parisern einen Begriff von der Art geben, wie in Italien Trauer- und Lustspiel behandelt wird. Bisher hat man beständig in Paris eine italienische Oper gehabt, und man weiß jezt sehr gut, wie die Italiener singen; wie sie aber spielen und deklamiren, das war uns hier nicht sehr bekannt; daher denn das Auftreten einer Truppe unter der Leitung eines gewissen Hrn. Paladini eine neue und erfreuliche Erscheinung für die Liebhaber der dramatischen Kunst in Paris war. Allein Hr. Paladini und seine Gehülfen hatten keinen Ruf als große Schauspieler; ihr Name übte keinen Zauber über die Pariser Neugierde aus, und auch das italienische Schauspiel ist nicht berühmt genug, um bei den Ausländern, besonders bei den Parisern, welche auf ihr eigenes Theater so viel halten, eine lebhafte Theilnahme zu erregen. Alfieri und Goldoni waren fast die einzigen Namen, womit die Italiener hier etwas wirken konnten. Sie begannen mit Alfieri's Rosamunde; aber dies von vier Personen gespielte Trauerspiel gefiel wenig. Wie können vier Personen die langen fünf Aufzüge hindurch handeln und sprechen, ohne die Zuschauer zu ermüden oder ihnen Langeweile zu machen? Alfieri hatte doch ein sonderbares System bei seinen tragischen Dichtungen. Für die Franzosen taugt diese nackte und einförmige Darstellungsart nun vollends nichts.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 224:

Wald.

Räthsel.

Auf Erden geboren,
Dem Schwimmen so hold,
Gesucht von den Menschen
Wie köstliches Gold.

Ins Wasser geworfen,
Gleich sind' ich die Bahn;
Viel Trinken macht Sinken,
Mich greift es nicht an.

Ich schwämme zum Meere,
Zum offnen, hinaus;
Doch holt aus den Flüssen
Man meist mich heraus.

Einst trug mich das Wasser,
Nun trag' ich es auch;
Mein füllt mir bisweilen
Den künstlichen Bauch.

Bald darf ich ins Meer selbst
In neuer Gestalt,
Bald werd' ich auf Erden
Gar dürr und gar alt;

Je dürrer, je besser
Von Menschen geehrt,
Und pfeifen und trommeln
Und flöten gelehrt;

Verfeinert, verkleidet,
Verziert und geschminkt,
Bis endlich mein Körper
Zu Staube versinkt.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 231.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. September 1830.

Ueber die erſten weſentlichen Revolutionen der Erde wünſchte ich, daß ich eine Theorie erlebte. — Gewiß iſt Buffon nur der Descartes dieſer Art, den bald ein Keppler und Newton durch rein zuſammenſtimmende Thatſachen übertreffen und widerlegen möge.

Herder.

Die Erdrevolutionen und die Entſtehung der Berge.

Erſter Artikel.

Jedermann hat ſchon von den Umwälzungen ſprechen hören, welche die Oberfläche der Erde erlitten hat, bevor ſie ihre jetzige Geſtalt annahm; der Glaube an dieſe Revolutionen iſt ein Artikel im wiſſenſchaftlichen Glaubensbekenntniſſe jedes auch nur halb Gebildeten, obgleich keiner ſelbſt dabei war; wir wiſſen, daß es eine Zeit gab, wo die Krokodille, eine andere wo die Mammuths die Herrn der Erde waren, ehe der Menſch zu dieſer Würde kam, wie wir wiſſen, was einmal der Römer war und was er jezt nicht mehr iſt. Vorzüglich Cuvier hat jene behaarten Elephanten der Vorwelt, jene Paläotherien und gigantiſchen Eidechſen ganz populär gemacht, und alle Welt weiß jezt, daß mehrere Generationen von Pflanzen und Thieren, die ſowohl unter ſich als von den jetzigen verſchieden waren, nach einander auf dem Erdboden gelebt haben und untergegangen ſind. Ja man weiß, daß gerade die Ueberreſte jener untergegangenen organiſchen Körper, die ſich in Menge in den Ablagerungen der alten Flüſſe und Meere finden, die vornehmſten Charaktere der übereinandergelagerten Steinſchichten bilden, aus denen die Erdrinde beſteht. Dieſe Ueberreſte ſind gleichſam natürliche Medaillen, die den Schichten, in denen ſie eingeſchloſſen ſind, einen beſtimmten hiſtoriſchen Charakter ertheilen.

Durch dieſes und durch andere dem menſchlichen Geiſte zu Gebote ſtehende Mittel, hat es die Forſchung dahin gebracht, daß die Ordnung, in welcher die Schichten, aus denen unſere dünne Erdrinde beſteht, immer und überall auf einander folgen, ziemlich unzweifelhaft feſtgeſezt iſt, und die Reſultate davon bereits populär und zum Theil wirklich praktiſch geworden ſind. Denken wir uns alſo einen ein Paar tauſend Fuß tiefen Schacht, an deſſen Wänden die Scale der unzähligen übereinandergelagerten Schichten ſichtbar wäre, und wo Demarkations-Linien die verſchiedenen Umwälzungen der Erdoberfläche bezeichneten, wie auf einer hiſtoriſchen Tabelle die Revolutionen bezeichnet ſind, welche auf demſelben Boden Völker und Dynaſtien geſtürzt und geſchaffen haben.

Erſt nachdem der grabende, bohrende, nach Kohlen, Salz, Metall ſuchende, deducirende und kombinirende Menſch die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß man immer und überall unter den ſichtbar aus Waſſer niedergeſchlagenen, aufgeflözten Gebirgsmaſſen, mochten ſie noch ſo mächtig aufgelagert ſeyn, endlich auf ein, vorzüglich granitiſches, ſichtbar aus Schmelzung erſtarrtes Urgeſtein ſtoße, erſt dann hatte er eine Baſis gewonnen, auf der er ein Gebäude der Geologie aufführen konnte, erſt dann konnte er vernünftigerweiſe auch die Frage aufwerfen, wie die Berge entſtanden ſeyen?

Dieſe Frage iſt nun auf die verſchiedenſte und widerſprechendſte Weiſe beantwortet worden; aber eine der ſinnreichſten und wichtigſten Hypotheſen iſt diejenige, welche annimmt, daß der Kern aller Höhenzüge, welche das Basrelief unſerer gegenwärtigen Erdoberfläche bilden, das

Urgebirg, in geschmolzenem oder halbgeschmolzenem Zustande durch Kräfte, welche im Innern des Erdballs walteten, aus seinem Schooße emporgehoben worden sey. Diese Ansicht wurde schon früher hin und wieder geäußert, aber erst von Leopold von Buch ausgebildet und wissenschaftlich begründet.

Setzen wir nun eine Reihe von gewaltsamen Revolutionen auf der Erde, ein Faktum, das keinem Zweifel unterliegen kann, und die Bildung der Bergketten durch Emporsteigen aus dem Schooße des Erdballs, eine wenigstens sehr scheinbare Hypothese, als zwei große Thatsachen voraus, so fragt man sich natürlich, ob sie wohl von einander unabhängig waren; ob wohl Bergketten sich erheben konnten, ohne eine völlige Umwälzung auf der Erdoberfläche hervorzubringen; ob nicht vielleicht gar die furchtbaren Erschütterungen, welche mit dem Aufsteigen so gewaltiger, so hoch aufgethürmter Massen, wie die Gebirgszüge, verbunden seyn mußten, eins sind mit den sogenannten Erdrevolutionen, deren Spuren sich uns in den Schichten der Flötzgebirge, namentlich in den Ueberresten untergegangener Thiergeschlechter vor die Sinnen stellen; ob nicht die deutlichen Abschnitte, die wir in der Folgereihe der Gebirgsarten beobachten, wo es ist, als ob die Bildung des Flötzgebirgs gleichsam jedes Mal wieder von Neuem angefangen hätte, nichts mehr und nichts weniger sind, als Folgen der Veränderungen, welche mit den Grenzen des Oceans durch das in verschiedenen Epochen erfolgte Aufsteigen der Berge vorgingen?

So natürlich und einladend es scheinen mag, diese Fragen vorneweg bejahend zu beantworten, so überhebt uns dieß doch nicht der Verpflichtung, die Behauptung, daß jene beiden großen Reihen von Erscheinungen in Wechselverhältniß zu einander stehen, näher und sicherer zu begründen. Wie dabei zu verfahren ist, das ergibt sich gleichsam von selbst: es darf nur ausgemittelt werden, welche Schichten des Flötzgebirges zu der Zeit, als diese oder jene Gebirgskette sich, wie man voraussezt, zu ihrer jetzigen Höhe erhob, bereits vorhanden waren, und welche dagegen sich erst seit der Bildung des Gebirgszugs abgesezt haben; es ist klar, daß die Entstehung der fraglichen Berge in die Zwischenzeit der Bildung jener beiden Reihen von Flötzen fallen muß. Wie wird nun aber dieß ausgemittelt? Es führen uns dazu just die wesentlichsten, durchgreifendsten und am wenigsten in Zweifel zu ziehenden Eigenschaften und Charaktere der oberflächlichen Schichten unsers Erdkörpers.

Wie allgemein bekannt ist, sind die Naturforscher jezt so ziemlich einig darüber, daß die äußern Schichten der mineralischen Rinde unsers Erdballs, die kein krystallinisches Gefüge zeigen, aber fast immer und überall Reste untergegangener organischer Körper in sich schließen, aus Wasser, und namentlich aus Meerwasser niedergeschlagene Gebilde sind. Der Name Flötz schließt schon gleichsam Alles in sich, was wir über diese Schichten der Erdrinde wissen, und erweckt so natürlich den Begriff von wagerechter Lagerung, daß sich gewiß Anfangs jeder gewundert hat, wenn er, wie wohl der Fall ist, von Flötzschichten sprechen hörte, die senkrecht oder doch sehr schief laufen. Zwar mußten Schichten, die sich im Wasser niederschlugen, die oft starken Unebenheiten des Grundes, den sie bedeckten, annehmen; indessen sieht man leicht ein, daß sie ein für allemal, nach dem allgemeinen Gesetz der Schwere, wagerecht werden mußten, wie wir ja sehen, daß der Boden eines ausgetrockneten Sumpfes, eines trocken gelegten Flußes, und bei der Ebbe die Lager von Sand, Schlamm und andern Materien, welche das Meer an das Land wirft, im Allgemein horizontal sind. Man kann sich leicht denken, daß, wenn das Meer bei der Ebbe, statt ein Paar Fuß, ein Paar hundert Klafter zurückwiche, die Ablagerungen, die auf dem Grunde zum Vorschein kämen, verhältnißmäßig nicht stärker geneigt wären, als das angeschwemmte Erdreich, das die See in den unbedeutenden Schwingungen von Ebbe und Fluth bald bedeckt, bald trocken läßt.

Diese horizontale Lage springt bei den Massen, welche Produkte organischer Wesen sind, fast noch deutlicher in die Augen, als bei blos mechanischen Niederschlägen aus dem Meere. Es ist bekannt, daß die Austern- und Madreporenbänke, ob sie gleich oft in Meeresgegenden vorkommen, wo der Grund sehr uneben ist, ziemlich wagerecht streichen; so weit sie sich erstrecken, ist auf den Seekarten ihre Tiefe unter dem Wasserspiegel überall fast gleich angegeben. Dieser Umstand ist Folge eines sehr wichtigen Gesetzes der organischen Natur: jedes Seegewächs nämlich, jeder Polypenstamm, jedes Schaalthier kann seiner specifischen Organisation nach nur in einer bestimmten Meerestiefe leben, wie auf dem trockenen Erdboden, wenigstens den Gewächsen, auch eine bestimmte Zone über dem Meeresspiegel zum Wohnplatz angewiesen ist. Denken wir uns also wieder, wie oben, daß sich das Meer zurückgezogen hätte, so wären die obern und untern Grenzen der Zonen, welche jedes Pflanzen- und Thiergeschlecht bewohnt, durch mehr oder weniger deutliche horizontale Linien bezeichnet. Kurz, wagerechte Lage ist immer und überall durchgreifender Charakter aller Meeresniederschläge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Kirchgehen in Rom.

Ich weiß recht gut, daß es vermessene Klügler gegeben hat und noch gibt, welchen der äußere Glanz des römischen Gottesdienstes herz- und seelenlos geschienen hat, und die darin nichts als einen Mechanismus, an welchem das Innere des Menschen keinen Antheil nimmt,

Digitized by Google

triotische Schweizer angedeutet und empfohlen hatten, sorgsamer und gründlicher, als bisher geschehen ist, erörtert, und es werden die Hülfsmittel gewürdigt, die für dessen Realisirung in Basel bereits vorhanden sind und die Wahl des Ortes bestimmen dürften. „So wie die Schweiz, dies Wunderland der Natur, mit ihren Kontrasten in Berg- und Thalgeländ, mit Flüssen und Seen, in ihrer Verschiedenheit der Klimate, dem Wechsel der Jahrszeiten, mit dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit ihrer Fauna und Flora eine, möcht' ich sagen, breite und reiche Basis zu Leben, Schönheit und Erhabenheit darbietet, so bietet die mit ihrer äußern Begründung stets harmonische Menschenwelt eine gleiche Basis zu geselligen Verhältnissen und geschichtlichen Entwickelungen, zu eigenen Formen und Erscheinungen des religiösen und politischen Lebens, wie Glaube und Meinung, Sitte und Recht, auch Wissenschaft, Kunst und Thätigkeit jeder Art sattsam beweisen. In Menge und Verschiedenartigkeit der Berufsarten und Bildungsstufen kommt nicht leicht ein Volk dem schweizerischen gleich, der bürgerschaftlichen Unterschiede, die sich in Gesinnung und Gesittung, in Sprache und Tracht ausdrücken, nicht zu erwähnen, und noch weniger der religiösen und nationalen, die oft so weit, als beinahe nur Himmel und Erde Menschen von Menschen scheiden können, auseinander liegen. Daß hier Kirche und Staat zur Vereinigung nichts thun, versteht sich von selbst; ja sie selbst, durch Reformation und Revolution geschieden und zerlegt, und durch Konkordate und Mediationen schwach unter sich gruppirt, wie durch Kapitulationen und Handelsverträge mit diesem oder jenem Ausland verbunden, erliegen Spaltungen und Zwisten ohne Ziel und Maaß. — Das traurigste Ereigniß in diesem Zustande ist aber, daß selbst der Geist, der doch weder katholisch, noch protestantisch, weder ultralegitim noch revolutionär ist, und der allein die alten und neuen Risse am Ende hätte heilen können, in den Zwiespalt eingegangen und dem Zerwürfniß unterlegen ist. In dem Lande des ewigen Friedens und der gesicherten Neutralität haben selbst Wissenschaft und Kunst, die sonst ja Kultur und Barbarei versöhnen, jede Berührung vermieden und fliehen sich in entgegengesetzten Strebungen. Wie stehen sich nicht das aufgeklärte Genf und das lichtscheue Schwyz, wie das humanistische Zürich und das jesuitische Freiburg einander gegenüber? Ist nicht, wenn man aus dem einen Stand oder Ort in den andern kommt, als ob man vom Ganges an den Ohio versetzt würde? Und in den Zwischenstufen und Mitteltiefen von Schule und Bildung, welche Gegensätze und Widersprüche von Licht, das der Finsterniß dient, und von gefärbten Schatten, die nur das Licht trüben! Da zeigt sich denn auch das Daseyn ohne Gehalt und Werth, leer von wahren Genüssen und Strebungen, das Leben ohne Würde und höhere Richtung, zerfließend in zwecklos hinbrütender Dumpfheit; denn der Geist nur knüpft die Bande, welche das Zeitliche und Ewige vermitteln, und wo diese fehlen, zersetzt sich das menschliche Wesen und tritt der Tod mitten in das Leben."

Nach einer durchgeführten Vergleichung der Kulturstufen, die in vielfachem Kontraste in den Schweizerkantonen und ihren Institutionen angetroffen werden, weist Troxler auch noch auf die beziehungsweise Ueberbildung hin. „Bern und ganz besonders Zürich (sagt er) sind reiche Pflanzstädte der Wissenschaft und Kunst, und somit natürlich auch der Bildung von jeher gewesen. Schon in den Zeiten, als Basel seinen Bingit und Geiler, hatte Bern bereits auch seinen Wölflin und Manuel, Zürich seinen Ulrich Zwingli und Luzern die Amdühl und Geldhäsler als Lehrer und Meister, und von jener Zeit an erlosch weder da noch dort die heilige Flamme des Geistes und der Bildung. Ja Zürich überragte in späterer Zeit in Ruhm und Glanz der Wissenschaft und Kunst mehr als einmal Basel. In Zürich, und auch in Bern nach seinem Maaße, standen aber die Wissenschaften und Künste mehr vereinzelt im Leben, und sie wurden nicht an einem eigenen gemeinsamen Herde gepflegt, wie an der Hochschule zu Basel."

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Ende August.

(Beschluß.)

Italienisches Schauspiel.

Der Darstellung von Alfieri's Rosamunde im italienischen Theater habe ich nicht beigewohnt, wohl aber derjenigen des Trauerspiels Virginie. Hier sind der Personen doch mehrere, aber auch nicht mehr, als im strengsten Sinne zur Entwickelung der dramatischen Geschichte der jungen Römerin erforderlich sind. Alle Personen, die der Dichter handeln läßt, sind von der Geschichte angegeben, ausgenommen die Mutter der Virginie, die, so viel ich mich erinnere, von den Geschichtschreibern nicht erwähnt wird. Der Schauplatz bleibt das ganze Stück hindurch derselbe, nämlich das römische Forum, mit der Rednerbühne zur Linken. Der Dichter hat nichts hinzugethan; sein Trauerspiel ist, so zu sagen, rein historisch, oder eine blos dramatisirte und dialogisirte Geschichte; aber was ihm angehört, ist der kräftige, bündige Styl, der republikanische Geist, der in allen Reden der handelnden Personen herrscht, und die geschickte Gegenüberstellung des Uebermuths der römischen Patrizier und des Hasses der unterdrückten Plebejer. Die wüthenden Ausbrüche des Tribuns und der übrigen Römer wider den Tyrannen Appius wurden von den Zuschauern lebhaft beklatscht. Es war einige Wochen vor der Staatsumwälzung; Niemand ahnte damals, daß die Pariser Plebejer in wenig Tagen auch das Joch ihrer Patrizier abschütteln würden; allein an der Freude, welche die republikanischen Gesinnungen der Helden des Trauerspiels gewährten, konnte man schon abnehmen, welcher Geist die Pariser beseelte. Seitdem ist Virginie noch mehrmals aufgeführt worden, und zwar jedesmal mit Beifall. Nach dem Trauerspiele wurde ein kleines Lustspiel oder eigentlich eine Posse gegeben: „Das unbewohnte Haus." vom Grafen Guiraud. Dieser Dichter hat einigen Ruf in Italien; allein was bisher von ihm in Paris gegeben worden ist, beschränkt sich auf unbedeutende Possen oder kleine Lustspiele; in dem „unbewohnten Hause" wird einem furchtsamen und armen Dichter, welcher zufälligerweise um Nachtlager bittet, arg mitgespielt, um den allgemein verbreiteten Verdacht, als ob Gespenster in der Wohnung hausten, zu bestätigen. Diesen magern Stoff muß der Schauspieler, der die Rolle des armen Poëta zu spielen hat, durch seine Späße beleben, welches denn auch der Schauspieler Taddei mit vieler Laune that. Man kann diesen Schauspieler einigermaßen mit Potier vergleichen; so wie dieser, ist er auf der Bühne ganz wie zu Hause, und unerschöpflich in seiner komischen Laune, ohne Uebertreibung und Zwang; nur hat er als Italiener etwas Possenhafteres und minder Edles als Potier, der Pariser Komiker. Bei den andern Darstellungen hat man noch andere kleine Stücke des Grafen Guiraud gegeben, aber kein einziges scheint besondern Werth zu haben. Die französischen Kunstrichter haben aus diesen Darstellungen geschlossen, daß es mit der komischen Bühne in Italien jetzt schlimm aussieht, und daß sich vielleicht nicht eher ein zweiter Goldoni zeigen wird, als bis manches Andere in dem so tief gesunkenen Italien sich wird verändert haben.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 232.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. September 1830.

Wehe, wer nicht spielend im Schoos der Kirche
Als ihr Kind ruht!

Das Kirchgehen in Rom.

(Beschluß.)

Zu spät will Niemand in die Kirche kommen, aus den oben angeführten Gründen, zu früh auch nicht, besonders die Frauen, welche an den Sonn- und Festtagmorgen, wo ein Dutzend Kinder gewaschen und gekämmt, wo Suppe gekocht und das Zimmer gereinigt werden muß, mehr als in der Woche zu thun haben. Da ihnen somit jede Minute kostbar ist, so horchen sie mit der größten Aufmerksamkeit auf das dritte Läuten und geben dann, da die kürzeste Messe gewöhnlich nicht unter einer halben Stunde dauert, noch ohngefähr eine Viertelstunde zu. Während dieser ist aber die Herzensangst groß: im Hause soll noch der lezte Junge gekämmt, in der Kirche aber das Umwenden des Evangelienbuchs nicht versäumt werden! Ist dann endlich, ihrer Meinung nach, der lezte Augenblick gekommen, so stürzen sie fort, wie sie gehen und stehen, mit fliegenden Haaren, da der Kamm, und mit herabhängenden Strümpfen, da die Strumpfbänder nicht gefunden werden können; den Rock, an welchem das Tragband fehlt, tragen sie in der einen Hand, und mit der andern halten sie das Leibchen auf der Brust zusammen, denn Nadeln führt das Haus nicht. Vielleicht ist auch der Rock zerrissen, denn im Hause sind die Römerinnen sehr ökonomisch in Kleidern. Das Alles verschlägt ihnen aber nichts, denn Eitelkeit kennen sie nicht im Gotteshause. Nur Eins suchen sie nicht zu vergessen, das Tuch, in welches sie den Kopf hüllen müssen, weil seit dem verstorbenen Pabste kein Frauenzimmer in bloßen Haaren in der Kirche erscheinen darf.

Die äußere Andacht der Römerinnen — über die innere kann Gott allein richten, der in die Herzen schaut — ist exemplarisch; die lesen können (freilich unter denen, welche ich eben zum Vorbilde meiner Darstellung gewählt habe, keine einzige) heften ihren Blick ins Meßbuch, die andern auf den Boden. Freches Herumschauen nach den Männern oder nach den Frauen, um ihren Putz zu kritisiren, wie es in protestantischen Kirchen vorkommt, ist in Rom unbekannt, und in dieser Hinsicht können die Protestantinnen von den Römerinnen lernen, andächtig zu seyn. Die Rendezvous während der Messe, deren man leztere beschuldigt hat, sind reine Erfindung. Gesezt auch, es ereignete sich dann und wann, daß eine Mannsperson neben einem Frauenzimmer kniete und daß beide in Unterredung mit einander geriethen, wer weiß denn, ob sie von verbotenen Dingen reden? Angenommen selbst, ihr Gespräch hätte eine Intrigue zum Zweck, so besteht der ganze Unterschied zwischen den Römerinnen und Protestantinnen darin, daß leztern die Augensprache genügt, während erstere, als Naturkinder, nur die Zungensprache kennen. Was in den Nachmittagsstunden, wo die Kirche nur von wenigen Personen besucht ist, oder während der Vesper darin vorfällt, davon kann ich nicht urtheilen; denn in die leere Kirche gehe ich nicht.

Was ich bis jezt von der Eile der Frauen, Messe zu

hören, gesagt habe, gilt auch von den Männern, nur mit dem Unterschiede, daß leztere sie nicht so auffallend an den Tag legen, weil sie an den Festtagen keine Geschäfte haben und folglich die Sache mit mehr Muße abthun können. Ein Beispiel, mit welcher Herzlichkeit auch das männliche Geschlecht dem Besuche der Messe ergeben ist, möge diese Darstellung beschließen. Ein achtzig- und mehrjähriger Maurermeister erzählte vor einiger Zeit in meiner Gegenwart, er habe eines Morgens, seiner Gewohnheit nach, vor Anbruch des Tages Messe gehört und sich dem Schuze der Mutter Gottes empfohlen, während zwei seiner Kameraden, welche unterwegs zu ihm gestoßen, eine Branntweinschenke besucht hätten. Nachdem sie darauf alle drei die Arbeit angetreten, seyen die Bretter, auf welchen sie gestanden, gebrochen, die beiden Kameraden in die Tiefe hinabgestürzt und auf der Stelle todt geblieben, er aber habe Gelegenheit gefunden, auf einen in der Nähe befindlichen Balken zu springen und sein Leben zu retten. „Das kam daher, meine Herrn," so schloß der Greis seine Erzählung, „daß ich Messe gehört und den Schuz der Madonna angefleht hatte, während meine Kameraden ins Branntweinhaus gegangen waren."

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsezung.)

Einige weitere Bemerkungen werden die Anwendung dieses Naturgesezes noch leichter und deutlicher machen. Geht man über eine Kiesbank, von der eben das Wasser abgeflossen ist, und wohin es, wenn es wieder kommt, neue Materien schleppt, so sieht man, daß die Kiesel nicht senkrecht auf ihrer scharfen Kante stehen, wie Eier, die auf der Spize ständen; die Muscheln halten sich nicht auf ihrem Rande, die Blätter und andere Pflanzenstücke sind nicht aufrecht wie im Leben; alle diese Dinge *liegen*, dem Gesetze der Schwere gemäß; und so sieht man auch, wenn man weiter hinab gräbt, alle in dem aufgeschwemmten Lande begrabenen Körper liegen; alle sind in einer Richtung gelagert, die mit den Flächen der kleinen Schichten, aus denen die ganze Bank besteht, deutlich parallel ist.

Die Vermuthung, die sich einem nach dieser Analogie aufdrängt, daß die Schichten des Flözgebirges sich ursprünglich wirklich wagerecht niedergeschlagen haben, wird zur Gewißheit, wenn wir sehen, daß in den Flözschichten enthaltene Gegenstände, z. B. Muscheln, die doch unmöglich von selbst in einer Flüßigkeit unter einem starken Winkel ganz oder halb aufrecht liegen bleiben konnten, unter einander und mit den Ebenen der Schichten, die sie in sich schließen, immer parallel liegen. Die Gesetze der Schwere, deren natürliche und ganz nothwendige Folge dieser Parallelismus ist, sind ja zum mindesten so alt, als unser Planet selbst, und es wäre daher kaum nöthig, zu beweisen, daß sich die alten Niederschläge und diejenigen, die wir unter unsern Augen entstehen sehen, in allen Punkten gleichen, hätte nicht der Umstand, daß viele jener alten Flözschichten sehr stark geneigt sind, dieß nothwendig gemacht, und zwar wegen der Schlüsse, die sich hinsichtlich der Ursache dieser Neigung daraus ziehen lassen. Sieht man, daß die Ebenen der Körper, die sich nothwendig horizontal lagern mußten, immer in derselben Richtung und unter demselben Winkel geneigt sind, wie die Schichten selbst, so führt dieß ganz unmittelbar zur Annahme, daß die Neigung dieser Schichten, sobald sie beträchtlich ist, daher rühre, daß sie *verrückt* worden sind. Seit Saussures Beobachtungen in Savoyen sind auch die Geologen so ziemlich einig darüber, daß Flözgebirgsschichten, die unter sehr starken Winkeln geneigt oder senkrecht stehen, oder gar zum Theil völlig übergestürzt sind — und solche Schichten finden sich in den Gebirgen sehr häufig — sich unmöglich in dieser Lage gebildet haben können, sondern daß sie im Gegentheil durch Naturerscheinungen, die sich längere oder kürzere Zeit nach ihrer ursprünglichen Bildung begeben haben müssen, in diese Lage gewaltsam gerückt worden sind.

Nur in sehr wenigen Gegenden hat sich diese Naturerscheinung so *spät* begeben, daß man an den Bergen *alle* aus Wasser gebildeten Schichten der Erdrinde, vom ältesten Flözgebirge bis auf das neuere sogenannte aufgeschwemmte Land, aufgehoben und verrückt findet. Im Gegentheil beobachtet man fast allen Bergketten entlang, daß die *obersten*, also *jüngsten* Schichten sich in den Thälern wagerecht bis an den Fuß der Berge erstrecken und hier plözlich abbrechen; so mußte es sich, wie man leicht sieht, begeben, wenn diese neuen Schichten sich aus Meeren oder großen Seen niederschlugen, deren Gestade jene Berge zum Theil bildeten; *tiefere*, also *ältere* Schichten dagegen laufen schief an den Seiten der Bergen hinauf, ja erstrecken sich an manchen Stellen bis zum Kamm des Gebirgs. An jeder einzelnen Bergkette zerfällt also die Reihe der Flözschichten in *zwei scharf geschiedene Klassen*: in Schichten, die wagerecht bis an den Fuß der Berge auslaufen, und in solche, die, aufgehoben, die Seiten der Berge bedecken.

Woher soll nun aber die Verrückung und Aufhebung dieser ältern Schichten anders rühren, als daher, daß die Berge sich erst nach der Bildung derselben erhoben, sie zerbrochen, aufgerichtet und zum Theil mit sich emporgerissen haben? Eben jenes Aufgehobenseyn mancher Schichten ist aber allerdings so gut als der einzige, aber dafür sehr materielle, bündige Beweis für die Annahme, daß die Berge zu verschiedenen Zeiten aus dem Schooß der Erde sich erhoben haben.

Der Mann, der durch glänzenden Witz und gewandte Darstellung mancher philosophischen Wahrheit Eingang verschafft, durch beißenden Spott die Protestation gegen manches Vorurtheil populär gemacht hat, Voltaire, machte sich schon vor langen Jahren über die geologischen Theorien lustig, welche nicht von der Annahme des spätern Emporsteigens der Berge ausgingen, sondern die Bildung der Berge in ihrer jetzigen Gestalt aus dem wiederholten Steigen und Fallen des Oceans zu erklären suchten; und diese Theorien haben sich bekanntlich zum Theil bis auf unsere Zeit gehalten. Schon vor fünfzig, sechzig Jahren spottete er der armen Gelehrten, die auf den höchsten Bergen nach Muscheln suchten und mit ihrem Fund so wichtig thaten. Er meinte, dieser Muscheln seyen gar nicht viele, und vorübergehende Pilger haben sie da wohl liegen lassen. So groß nun auch hierin seine Unwissenheit, oder vielleicht sein böser Wille ist, da schon Er wissen konnte, daß die Zinnen der Alpen Millionenmal mehr Muscheln tragen, als es je Pilger gab, so war doch im Uebrigen sein Raisonnement nach Newtonschen Grundsätzen so mathematisch scharf, daß es jene geologischen Theorien, zu denen damals der Grund gelegt wurde, in der Geburt zu ersticken drohte. Er kam immer darauf zurück, wie unmöglich es sey, sich vorzustellen, daß das Niveau des Meeres durch natürliche Ursachen bis über die höchsten Berge hinauf gestiegen sey, und man muß gestehen, manche seiner Gründe wären noch jetzt ganz triftig, manche seiner Späße ganz schlagend, hätte nicht in neuester Zeit die Wissenschaft eben dadurch, daß sie annimmt, die Berge seyen erst später, nach und nach emporgestiegen, jene Schwierigkeit umgangen und dadurch Voltairen und die Vernunft auf ihre Seite bekommen. Durch die neusten Entdeckungen ist die Geognosie im Stande, allen Witz, den Voltaire gegen sie aufgeboten hat, für sich als Waffe zu gebrauchen; kurz, die Freunde der neuen Theorie können den Anhängern der alten wirklich so ziemlich Alles entgegenhalten, was in Voltaires Ausführungen nicht gegen den Catechismus der Geologie verstößt, in dem er nun freilich nicht sehr bewandert war und an den er daher auch nicht sehr glaubte.

Um wieder zu unserem Thema zurückzukehren, so sieht man leicht, daß das geologische Alter der Erdschichten, welche an dieser oder jener Bergkette aufgehoben sind, ein Mittel an die Hand gibt, das relative Alter dieser Bergkette zu bestimmen; die Reihe dieser aufgehobenen Schichten wird zu einer Art von geologischem Chronometer, mittelst welches man angeben kann, zu welcher Zeit sich dieses oder jenes Gebirg erhoben hat, wie man, bis zu einem gewissen Grad, das Alter, in dem ein Baum gefällt worden ist, an der Zahl der koncentrischen Holzringe erkennt.

Als ein Hauptpunkt ist aber nun zu bemerken, daß die Trennung jener beiden, oben angegebenen Klassen von Schichten immer scharf ist, daß sich kein Mittelglied zwischen den aufgerichteten und den wagerechten Schichten findet, und daraus folgt nothwendig, daß das Aufrichten nicht langsam und allmählig, sondern in einem Zeitraum vor sich ging, der zwischen den Bildungsperioden zweier Flötzschichten (einer aufgerichteten und einer wagerechten) in der Mitte lag, in welchem Zeitpunkte sich keine regelmäßigen Schichten niedergeschlagen haben; daß, mit einem Worte, der Berg sehr rasch emporstieg.

Nun bleibt uns aber noch eine wichtige Frage zu beantworten übrig, nämlich die, ob die beiden Reihen von Ereignissen, die wir hier in ursachlichen Zusammenhang zu bringen suchen, nämlich die Perioden der Flötzbildung und die Perioden der Bildung der Gebirge, gleich viel Glieder zählen? denn ergäbe sich in dieser Hinsicht eine bedeutende Verschiedenheit, so wäre jeder Versuch, jenen ursachlichen Zusammenhang herzustellen, vergeblich. Wir müssen also untersuchen, ob etwa die Zahl der Scheidungslinien, die wir an den aufeinander gelagerten Flötzgebirgsschichten bemerken, der ganzen Anzahl von Bergerhebungen ungefähr entspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Geheimer Inquisitionsbericht über Voltaire.

Die Revolution vom Juli hat nicht nur Projekte zu Staatsstreichen und bequemern Gesetzen, von denen wir aber noch nichts wissen, sie hat auch schon Urkunden aus den Archiven der Censur zu Tage gefördert, und diese sind bereits zum Theil im Publikum. Es ist bekannt, welche weitaussehende Plane zu einer umfassenden Bücherinquisition das Ministerium Villèle entworfen hatte. Plane, welche durch seinen Sturz nicht sowohl vereitelt, als vielmehr blos hinausgeschoben wurden. Eines der thätigsten Werkzeuge dieser Verwaltung war der Abbé Martin; sein Geschäft war, über die neuen Erzeugnisse der Presse dem Polizeikommissär Franchet zu berichten, den Geist der Schriften zu bezeichnen und die Stellen, gegen welche etwa gerichtlich eingeschritten werden könnte, herauszuheben. Dieses Amt versah er nun treulich: Schriften aller Art und Farbe, nicht etwa blos Memoiren, Geschichtswerke, politische Flugschriften, auch Gedichte, Romane, Schauspiele, nicht blos die Schriften lebender Autoren, auch die neuaufgelegten Werke längst verstorbener wurden von ihm nach den strengsten monarchischen und ultramontanischen Grundsätzen gerichtet. Eines der besten Pariser Blätter theilt eine Anzahl dieser wirklich authentischen Berichte mit, und ich glaube, daß in der Zwischenzeit, bis vom Prozesse der Minister etwas bekannt wird, Ihr Publikum mit einigem Interesse lesen wird, wie ein im Dunkeln richtender Censor Voltairen den Prozeß macht. Einer der Berichte über politische Schriften wäre allerdings wohl pikanter gewesen; ich weiß aber, daß das Morgenblatt in der Politik strenge Neutralität beobachtet.

Digitized by Google

Oeuvres complètes de Voltaire. 1) Edit. in 18. 2) Edit. in 32.

Den 29. Septbr. 1826.

Der größte Theil der Werke Voltaire's besteht aus gottlosen und unsittlichen Schriften. Von den siebzig Bänden der Kehler Oktavausgabe dürften, meiner Rechnung nach, vernünftigerweise blos zwanzig geduldet werden; nicht als ob diese ganz rein von Gift wären, sondern weil das Gift wenigstens nicht die Substanz davon ausmacht und es aussieht, als ob dasselbe nur wie im Vorbeigehen sich eingeschlichen hätte. Was die fünfzig übrigen Bände betrifft, so läßt sich ohne Uebertreibung sagen: sie wimmeln von Spöttereien, Blasphemien, Gottlosigkeiten in jeder Gestalt und in jedem Ton, von Verfälschungen der heiligen Schrift, um sie lächerlich zu machen, von Verläumdungen des katholischen Kultus, um ihn zum Gegenstande des Hasses zu machen, und obendrein sind häufig mit den Gottlosigkeiten noch Obscönitäten gepaart, die jenen als Würze dienen und der Irreligiosität durch Sinnenkitzel den Eingang ins Gemüth bahnen sollen. Das Gesetz bestraft die Vergehen der Presse wider die Staatsreligion und die Sittlichkeit. Es nimmt dabei keine Rücksicht darauf, ob das Buch zum ersten-, zweiten- oder drittenmal erscheint. Da das Vergehen just in der Bekanntmachung besteht, so ist jede neue Auflage eines verderblichen Buchs ein neues Vergehen vor dem Gesetz. Ohne allen Zweifel ist man also berechtigt, die neuen Ausgaben des Erzvaters des neumodischen Unglaubens, so oft welche erscheinen, gerichtlich zu verfolgen. Bis jezt ist dies nicht geschehen; was war die Folge davon? Wir wollen sehen:

Während unter der Regierung des Usurpators, der gewiß nie für einen frommen Mann galt, der aber einsah, wie es sein eigener Vortheil heische, die moralischen Interessen der Gesellschaft zu wahren, nur eine einzige Ausgabe von Voltaire veranstaltet wurde; während die beiden Kehler Ausgaben in 8. und in 12., die im Hôtel d'Uzes lagen, damals nur sehr langsam und in herabgesetztem Preise verkauft wurden, sahen wir seit der Wiedereinsetzung der Söhne des heiligen Ludwigs zwanzig neue Auflagen allein unter den Pressen der Hauptstadt hervorgehen; nämlich zwölf von 1817 bis 1821 und acht (man sieht, welche rasche Früchte die Straflosigkeit trug) acht allein in den Jahren 1825 und 26. Nach den Bücherverzeichnissen gaben diese zwanzig Ausgaben eine Masse von 52.900 Exemplaren und diese eine Masse von 2.857.600 Bänden. Dabei rechne ich den Voltaire in Einem Band blos für Einen, den Voltaire in zwei Bänden blos für zwei Bände, obgleich die erstere Ausgabe siebzig, die zweite sechzig Lieferungen hat.

Ist da nicht Gift genug, um nicht Frankreich allein, nein, um die ganze Welt zu verderben? Nicht zum erstenmal mache ich heute auf die Gefahr dieser neuen Auflagen aufmerksam; ich thue es seit bald sieben Jahren, aber immer vergeblich. Sonst hieß es: die Erfahrung der Väter ist für die Kinder verloren; jezt heißt es anders: die Erfahrung der Väter ist für Väter und Kinder miteinander verloren. Was für eine Generation steht noch jezt an der Spize der bürgerlichen Gesellschaft, und bekleidet jezt noch der großen Mehrzahl nach die verschiedenen Aemter? Ist es nicht eben die Generation, welche die Revolution selbst erlebt hat? Also durch die Lässigkeit, ja ich möchte sagen unter den Auspizien der Männer, welche die unseligen Früchte von Voltaire's Schriften gesehen haben, wird das Publikum aufs Neue damit überschwemmt, und zwar in einem Uebermaaß überschwemmt, daß keine frühere Periode darin mit der unsern entfernt in Vergleich kommt. Also auch für sie, welche die Erfahrung durchgemacht haben, ist sie jezt verloren; und nun mögen sie sich noch wundern, wenn sie für ihre Söhne verloren ist, die vom Hörensagen nur mangelhafte Eindrücke davon haben.

(Der Beschluß folgt.)

Basel, September.

(Fortsetzung.)

Die Hochschule zu Basel den Züricher und Berner Akademien gegenüber.

„Es scheint jedoch (fährt Troxler fort), daß wie die Hochschule in Basel zerfiel, mit ihr auch immer die Kultur sank, und dagegen, wie in Zürich und Bern die Bildung wuchs, aus ihr die Schule hervorging. Ein großer und schöner Theil der Studien beruht daher dort jezt noch auf freien Vereinen geistvoller, kenntnißreicher Männer, die keinen höhern Ruf kennen, als Wohlthäter der Jugend und Menschheit zu seyn. Was in Bern sich findet, ist mehr aus einem vorsichtigen und wohlwollenden Geist einer großartigen Regierungskunst hervorgegangen. So sind an beiden Orten, nebst mehreren andern vorzüglich guten Schulen, auch Anstalten entstanden, welche, höherer Bildung gewidmet und mehr als gewöhnliche Lyceen oder Pädagogien leistend, auch die Grundlagen von Theologie, Jurisprudenz und Medizin in sich aufnahmen. Sie nennen sich daher Akademien; es sind im Grunde höhere Mittelschulen zwischen Gymnasium und Universität, können allerdings mit unvollkommenen und unvollständigen Hochschulen verglichen werden, und bildeten gleichsam Parallelen zu Basel in der Zeit, als die Universität nicht in gehöriger Ausdehnung und Vollendung unterhalten ward. Betrachtet man aber das innere Wesen des Verhältnisses der Akademien Zürich und Bern zur Universität Basel genauer, so zeigt sich der merkwürdige Kontrast, daß wie die Universität durch eine verderbliche Herabsetzung der philosophischen Fakultät gleichsam in das Pädagogium hinabgezogen ward, so jene Akademien nichts anders sind, als das über die Lyceenhöhe hinaus getriebene philosophische Studium, mit einigen Anhängseln und Zuthaten von Theologie, Jus und Medizin. Das Eine wie das Andere zeugt von unserer unglückseligen Zerrissenheit, welche auch die schönsten Ideen in der Ausführung verstümmelt und die besten Kräfte des Vaterlandes in ihrer Abgeschiedenheit lähmt. Was jeder Ort mit bestem Willen für sich haben will, hat am Ende in gemeinsamer Verblendung keiner; was Bern und Zürich zu viel thun, vermag dann Basel zu wenig. So sind wir Eidgenossen, wir rennen sammt und sonders nach dem Höchsten, aber weil wir es einander nicht gönnen oder nicht miteinander zu Stande bringen, müssen wir dasselbe im Auslande und in der Ferne suchen, oft ohne es so gut und sicher zu finden, wie wir es in der Nähe und mitten unter uns haben könnten. Für uns sind leider auch die guten Beispiele des Auslandes verloren; von uns hat es gelernt, die Feinde schlagen, die Kunst des Krieges, wir aber noch nicht von ihm, uns selbst bilden durch die auch mitten unter uns wohnenden und in verschiedenen Lichtpunkten freudig sprossenden Künste des Friedens. Dicht an unsern Grenzmarken liegen kleine deutsche Fürstenthümer, nicht so ausgeschieden durch eigenthümliche Verfassung und Kultur von andern deutschen Stämmen und uns in keinerlei Mitteln überlegen, die uns jedoch seit Jahrhunderten durch Begründung und Unterhaltung ihrer Hochschulen beschämen."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 233.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. September 1830.

Wenn der Mensch mit offenem Auge die Welt um sich her betrachtet, so wird die ganze Natur ein belehrendes, erinnerndes, liebendes Wort an ihn.

Schubert.

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Nichts unterscheidet die verschiedenen Bergketten, wenn man sie unter einander vergleicht, stärker von einander, als die Richtung, welche sie durch das Aufheben ihrer Schichten erhalten haben, eine Richtung, in welcher ganz natürlich auch der Kamm läuft, den eben diese Schichten bilden. Schon vor mehr als dreißig Jahren hat Humboldt auf Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten in der Richtung benachbarter oder entfernter Bergketten aufmerksam gemacht, die beide gleich merkwürdig sind. Längst schon hat auch Leopold von Buch gezeigt, daß die Gebirge Deutschlands in vier Systeme zerfallen, die durch die bei jedem derselben vorherrschende Richtung streng von einander geschieden sind. Schon dieser so auffallende Unterschied führt von selbst auf den Gedanken, die verschiedenen Bergsysteme könnten in Folge von Ereignissen entstanden seyn, die ganz unabhängig von einander sind. Versteht es sich auch nicht von selbst, daß, wenn wir hier die Schichten in der Hauptrichtung von Süd nach Nord, dort in der Richtung von Ost nach West aufgehoben sehen, dieß nicht zugleich, sondern zu verschiedenen Zeiten geschah, d. h. versteht es sich auch nicht von selbst, daß von zwei Gebirgszügen, die in verschiedener Richtung streichen, der eine jünger oder älter ist als der andere, sich früher oder später als der andere erhoben hat: so kann man doch, wie schon Saussure bemerkt, sagen: der Umstand, daß die Schichten bei einem Gebirgssystem immer nach einer bestimmten Richtung aufgehoben sind, rührt höchst wahrscheinlich daher, daß in diesem ganzen Gebirgssystem die Schichten auf einmal, durch ein und dasselbe Naturereigniß aufgerückt worden sind, und schon daraus geht hervor, daß der Epochen der Gebirgsbildung nicht unendlich viele, sondern daß ihrer wahrscheinlich höchstens so viele waren, als es scharf geschiedene Richtungen der Bergketten gibt; dieß wäre aber eine Zahl, welche mit der Zahl der Umwälzungen der Erdoberfläche, die wir kennen, und der Perioden von Ruhe zwischen denselben lediglich nicht im Widerspruche stände.

Aus allem Bisherigen geht hervor, daß kein allgemeiner Grundsatz, weder der Physik, noch der Geologie, noch der Logik, den Naturforscher zum Voraus abhalten darf, sich an die, an sich zwar einfache, aber mühselige materielle Arbeit zu machen, welche allein ihm die volle Gewißheit geben kann, daß die Epochen, welchen die Störungen des Zusammenhangs in der Reihe der Flötzbildungen entsprechen, Störungen, die man als die Spuren von ebensovielen Revolutionen betrachtet, welche der Erdboden erlitten, wirklich mit den Epochen der Erschütterungen zusammenfallen, in deren Folge die Verrückungen und Aufhebungen der Schichten eintraten, die sich uns jezt als ebensoviele Gebirgssysteme darstellen; oder mit andern Worten: der Geologe muß wirklich durch Beispiele beweisen, daß jedesmal die Verrückung, Emportreibung eines gewissen Theils der äußern Erdrinde einen wesentlichen

Digitized by Google

Theil der plötzlichen Veränderungen bildete, deren Spuren der Zoologe in den verschiedenen, nach einander auftretenden und untergehenden Thier- und Pflanzenbildungen, der Geologe in den verschiedenen, jedes Mal von Neuem beginnenden Meeresniederschlägen erkennt.

Diese Arbeit hat der französische Physiker Beaumont in seinen Recherches sur quelques-unes des révolutions de la surface du Globe unternommen. Wenn er auch zuweilen im Eifer, Rapprochements zu finden, zwei Dinge zu hastig in einen Knoten schürzt, oder ein ander Mal einen von andern geschürzten Knoten lustig durchhaut, wenn auch manche Behauptungen etwas gewagt, manche Sprünge etwas kühn sind, so ist doch das Werk so reich an geistreichen Zusammenstellungen, das scheinbar Paradoxe hat häufig so viel innere, logische Wahrheit, daß Beaumonts Ansichten ein Eigenthum auch des größern Publikums zu werden verdienen. Wir wollen versuchen, ohne uns tief in die Geologie einzulassen, das Interessanteste, Schlagendste kurz und deutlich mitzutheilen. Ohnehin sollte die Unterhaltungsliteratur zu einer Zeit, wo sie sich bitter über die Invasionen der Politik beklagt, mit der sie doch weder sogleich noch offen gemeinschaftliche Sache machen kann, sich bemühen, nicht Loseres, sondern im Gegentheil Ernsteres zu bieten. Ein Interesse bleibt ja auch in bewegter Zeit, wo große Ereignisse fast alle Aufmerksamkeit verschlingen, dem Gebildeten ungeschwächt, das Interesse für Geschichte, für Menschengeschichte und Naturgeschichte. Der Nutzen und Reiz der Weltgeschichte in gegenwärtiger Zeit versteht sich von selbst, und was die Naturgeschicht betrift, so dünkt uns das Kapitel von den Erdrevolutionen jezt ganz zeitgemäß. Hat man bei den Revolutionen in den Ameisenhaufen und Bienenstöcken von Europa lange genug über Europas alte Zeit und sein künftiges Geschick nachgedacht, so denkt man zur Abwechslung auch einmal daran, wie der Erdboden, auf dem dieß Alles vorgeht, seine gegenwärtige Konstitution erhalten hat und was sein einstiges Loos seyn wird. Unser Erdboden befindet sich gegenwärtig, nach Besiegung der Titanen und Restauration der legitimen Elementarmächte, in einem Zustande des Friedens. Der Genius der Erde verkündet jedes Jahrhundert, wie die Monarchen bei Eröffnung der Parlamente, daß er in gutem Einverständnisse sey mit allen Mächten in der Höhe und der Tiefe. Erdbeben und speiende Vulkane sind nichts als diplomatische Mißverständnisse und Konsularzwiste. Das Reich, in welchem das Menschengeschlecht sein Drama abspielt, scheint auf ewig gegründet; ob aber dennoch der vernünftige Mensch, der weder ein blinder Polignac, noch ein revolutionärer Visionär ist, mit einigem Fug an einen tellurischen 29. Juli glauben darf, wird uns, nicht etwa die Erfahrung, sondern der zweite Artikel dieser Abhandlung lehren.

(Beschluß des ersten Artikels.)

Der Künstler und der Tröbler.

Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts war die Straße Della Carita zu Neapel bereits, wie der Ghetto zu Rom, das besondere Viertel der Juden, die größtentheils mit dem Gewerbe des Wucherers das des Tröblers verbanden. Jeder junge Mann von guter Familie, welchen seine Seeparthien nach der Grotte des Pausilipps mit den Signorinen Catharina oder Leonore zu Grunde gerichtet hatten, jeder arme ex voto oder Madonnenmaler, der für die Rivenditori in Erwartung von Bestellungen der Fürsten oder Kardinäle arbeiten mußte, konnte einem die Straße Della Carita weisen. Unter den Buden der engen Gasse zeichnete sich die des Meisters Abraham Giudeo durch einen Ueberfluß an alten Sachen aus, die den Eingang zierten oder vielmehr versperrten. Hier sah man in buntem Wirrwarre Mailänder Harnische, Bologneser Degen, Cremoneser Geigen und neapolitanische Lauten; allein die Hauptrolle im Handel und Krame Meisters Giudeos spielten Gemälde aller Art. Niemand wußte besser als er unter einer Schichte von Rauch und Staub den Pinsel irgend eines großen Meisters zu erkennen, oder in dem Versuche eines jungen, unbekannten und hungernden Künstlers den Keim eines künftigen Talents zu entdecken; allein Niemand wußte auch besser auf die Bedürfnisse des Verkäufers zu spekulieren und mit einer Gleichgültigkeit, über welche man in Verzweiflung hätte gerathen mögen, den Werth eines Werkes herabzusetzen, dessen Verdienst er wie durch Instinkt errieth. Eines Abends trat ein junger Mann aus einem armseligen Dachkämmerchen, wo er den ganzen Tag über gearbeitet hatte, und richtete seine Schritte nach der Straße Della Carita, wobei er unter seinem abgetragenen Mantel etwas sorgfältig verbarg. Die zunehmende Dunkelheit erlaubte kaum seinen äußerst bescheidenen Anzug und seine stark ausgeprägten Züge zu erkennen, die, unter einem schwarzen und dichten Haupthaare, den Ausdruck eines fast wilden Stolzes trugen. Wenn die Weiber aus dem Volke, die unter Gesange vor den Thüren ihrer Häuser spannen, gewußt hätten, daß der Vorübergehende der Verfasser der damals so beliebten Volkslieder: „Dolce poco del cor mio," und Piu che penso à tuoi," sey, sie würden nicht gezweifelt haben, daß er, seine Guitarre unter dem Mantel, sich unter das Fenster irgend einer unerbittlichen Iris begebe. Vor Abrahams Bude blieb er stehen, trat endlich nach einigem Zaudern ein, und gelangte durch Haufen alter Waffen und Gemälde bald in eine Art Hinterstube. Hier saß das Kind Israel in einem breiten, alterthümlichen Lehnsessel, beschäftigt, die Einnahme des Tages zu zählen, als ihn die Ankunft des jungen Mannes in seiner wichtigen Arbeit störte. — „Was steht zu Euren Diensten, junger Herr? Ihr wißt, die

Digitized by Google

Zeiten sind hart; die Dukaten Neapels wandern alle zu unsern spanischen Herrn, die ihre Pistolen lieber an Buhlerinnen und an Bravi, als an arme Leute, wie ich, geben; dies unter uns gesagt und unbeschadet des Respekts, den man dem Repräsentanten seiner allerkatholischsten Majestät schuldig ist." Dabei zog er seine breite Mütze ab. „Habt Ihr daher," fuhr er fort, „bei Eurem Besuche den Zweck, den ich vermuthe, so habt Ihr klug gethan, irgend ein gutes und werthvolles Pfand, wie das, welches Ihr unter dem Mantel da habt, mitzubringen." — „Ihr irrt Euch," versezte der Unbekannte, indem er eine Tafel, etwa vier Palmen hoch, zeigte; „ich komme nicht um zu leihen, sondern um zu verkaufen." — „Ach!" das ist etwas anderes!" rief der alte Trödler, nahm eine Linse und betrachtete aufmerksam das Gemälde, welches der junge Mann ihm im gehörigen Lichte vorhielt. Vergebens spähte der Künstler mit unruhigem Blicke, welchen Eindruck sein Werk auf den geübten Beobachter mache, dessen unbewegliche Züge nichts als Aufmerksamkeit aussprachen. Er glaubte das Wort nehmen zu müssen, um ihm den Gegenstand des Gemäldes zu erklären: „es ist Hagar mit ihrem Knaben in der Wüste von Bersheba." — „Ein Gegenstand, welchen schon der göttliche Guercino behandelt hat," sagte Abraham. — „Wenn Ihr sein Gemälde kennet, so werdet Ihr wissen, daß der Moment nicht derselbe ist," erwiederte der Maler; „und was liegt auch daran?" fuhr er stolz fort; „es handelt sich darum, was das meinige werth sepn mag."

(Der Beschluß folgt.)

Wanderers Herbstlied.

Welkend stehn des Waldes Bäume,
Leer der Felder weite Räume,
Schwalb' und Storch von dannen zieht;
Doch der deutsche Wandrer munter
Singt bergauf und singt bergunter
Durch den Sturm sein frohes Lied.

Freundlich Dorf und Stadt und Flecken
Ihm den Arm entgegenstrecken,
Winken liebend ihn herein;
Ueberall ihn deutsche Blicke,
Deutsche warme Händedrücke,
Deutsche Küsse ihn erfreun.

Stolz auf seinen sieben Hügeln
Mag sich Rom im Tiber spiegeln,
Und Paris sich eitel blähn,
London sich im Golde brüsten,
Und nach aller Länder Küsten,
Wie nach Raub der Adler spähn!

Ich, und könnt' auf weiter Erde
Frei ich schalten ohne Fährde,
Wählte dich nur, Vaterland,
Land der heil'gen Eichenhaine,
Wolkenberge, goldnen Weine
An des Rheins und Mains Strand.

Aber mehr als Eich' und Reben,
Mehr ist's deines Volkes Leben,
Was mit Liebe mich durchglüht;
Dieser Geist, so leicht und rege,
Jedes Guten treue Pflege,
Und das innige Gemüth.

Wie dein Himmel, nicht zu glühend,
Doch des Nordens Kälte fliehend,
So ist deiner Kinder Sinn.
In der hohen Einfalt Gleise
Ziehen sie, vergnügt und weise,
Ihrer Pflichten Straße hin.

Drum so welkt nur, Büsch' und Bäume,
Durch der Felder öde Räume
Pfeifend zieh' der kalte Wind!
Durch den Sturm bergauf, bergunter
Singt sein Lied der Wandrer munter,
Wo nur deutsche Hütten sind!

G. Fein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

Geheimer Inquisitionsbericht über Voltaire.

Als wir in den blutigen Stürmen der Revolution (heißt es in dem Berichte Mutins über Voltaire'n weiter) litten und duldeten, ja, da fluchten wir Voltairen als ihrem Haupturheber, und die Revolutionsmänner ihrerseits priesen ihn laut als die vornehmste Triebfeder der Umwälzung. Alles erklärte ihn damals einstimmig für den Haupturfächer der Ereignisse. „Voltaire," sagten im Jahr 1790 seine nächsten Vertrauten, die Marmontel, Laharpe, Condorcet, „Voltaire hat nicht gesehen, was er alles geschaffen, aber er hat alles geschaffen, was wir sehen. Der erste Urheber dieser großen Umwälzung, die Europa in Staunen sezt, die die Völker mit Hoffnung erfüllt und die Herzen bang schlagen macht, ist unzweifelhaft Voltaire. Er war der Erste, der des Despotismus furchtbarstes Bollwerk, die geistliche Macht, die Priestergewalt niederriß. Hätte er nicht das Priesterjoch gebrochen, nie wäre das Tyrannenjoch gebrochen worden; beide waren in so innigem Verbande, daß, war einmal jenes abgeschüttelt, dieses nicht mehr lange liegen bleiben konnte. Der Weisen Gedanken bereiten die Revolutionen vor, des Volkes Arm führt sie aus." (Mercure de France. 7. August 1790.)

Wie Voltaire auf die früheren Geschlechter gewirkt hat, so wirkt er auf die jezt lebenden; das sehen wir ja alle Tage. Dieselbe Richtung, welche die Jugend damals durch ihn be-

Digitized by Google

kam, bekennt sie jezt wieder; diese, wie jene, wird durch ihn darauf hingeleitet, das Joch der Religion zu zerbrechen, und ist dieses Joch wiederum abgeschüttelt, so wird und muß auch das Joch des Königthums abgeschüttelt werden, jezt wieder, wie schon einmal. — Nicht Ich spreche hier, die Erfahrung spricht für mich. — Aber wie! die Uebelgesinnten wissen diese Erfahrung zu nüzen, um Böses zu thun, und wir sollten sie nicht nüzen können, um Gutes zu thun? Die Uebelgesinnten arbeiten ohne Unterlaß am Umsturze des Staates mit den Werkzeugen, die ihn schon einmal umgestürzt haben, und wir bemühen uns nicht ohne Unterlaß, ihnen die Werkzeuge der Zerstörung aus den Händen zu reißen? Schon oft haben wir es den Regierungen Ludwigs XV. und XVI. zum Vorwurf gemacht, daß sie sich der Verbreitung von Voltaire's Schriften nicht kräftig genug widersezten. In ihrer Entschuldigung ist aber nicht zu vergessen, daß sie die Gefahr, welche dem Staate von Seiten der neuen Philosophie drohte, noch nicht aus Erfahrung kannten. Wir aber, die wir diese so schmerzliche Erfahrung gemacht haben, wie wollen wir uns vor Gott und den Menschen rechtfertigen? Man wird antworten: das Uebel ist geschehen; allerdings, und ein großes Uebel, aber es geschieht noch immer fort und wird alle Tage größer. Will man es denn ins Grenzenlose wachsen lassen, da man doch gesezlich die Macht hat, ihm Einhalt zu thun? Ich weiß wohl, man hat bis jezt die neuen Auflagen von Voltaire darum geduldet, weil, wie es hieß, diese bändereichen Sammlungen nur in die Bibliotheken der Wohlhabenden kommen, und ihr Preis sie der Jugend und dem Volke unzugänglich mache. Leicht könnte ich, wie ich schon einmal gethan habe, diesen Irrthum durch Thatsachen widerlegen; was braucht es aber dies? — hier liegen zwei neue Ausgaben in 18. und in 32. vor mir; diese zu dulden, kann wohl schwerlich ein auch nur scheinbarer Grund angeführt werden. Diese Ausgaben sind offenbar zum Verderben der zarten Jugend und des niedern Volks so veranstaltet, daß die Bücher sich in den Schulen ohne Wissen der Lehrer, in den Hütten ohne Wissen der Eltern verbreiten können. Dies ist der fluchwürdige Plan der Herausgeber, und sie sprechen ihn mit einer Schamlosigkeit, welche die Zeit des sittlichen Verfalls, in der wir leben, ganz bezeichnet, offen aus. — In dem Prospectus, den ich diesem Bericht beilege, sagt der Herausgeber des Voltaire in 18.: „Der Oktavausgaben werden immer mehrere, aber an eine Ausgabe in 18., die man unbemerkt in der Tasche trägt, die man herausziehen und wieder einstecken kann, wie es kommt, hat man bis jezt nicht gedacht, oder es sind doch nur einzelne Schriften unsers grossen, universellen Schriftstellers in diesem Format erschienen. Es ist hier eine Lücke auszufüllen und einem wahren Bedürfniß abzuhelfen.“ Der heutige Constitutionnel (vom 29. September) empfiehlt die Ausgabe in 32., und sagt mit deutlichen Worten, sie sey vorzugsweise für die Armen und Handwerker bestimmt. „Voltaire's Schriften,“ heißt es, „predigen Vernunft und Philosophie, und diese sollen auch in die Hütten dringen und durch die Liebe zur Wahrheit die Vorurtheile daraus verjagen (nämlich den Katechismus und das Evangelium). Marseille läßt 2000 Exemplare von Voltaire's Werken verbrennen; als Antwort auf diese unschuldige Feindseligkeit druckt Paris 3000 neue, und dennoch haben wir bei weitem noch nicht Ausgaben genug, daß die gewerbfleißigen und dürftigen Stände sich damit hinreichend versehen könnten. Dazu braucht es vielleicht noch 100,000 Exemplare.“ Diese beiden Stellen sind klar; sie beweisen zu gleicher Zeit, was die Aufwiegler von der Verbreitung der Schriften Voltaire's erwarten, und was wir davon zu fürchten haben.

Das Geschick der Gesellschaft liegt in der Hand der Richter; in ihrer Macht steht es, dem reißenden Strome einen Damm zu sezen, wie sie noch nicht lange dem Wust von Schmähschriften in 32. ein Ende gemacht haben. Mögen sie wohl bedenken, daß ein Buch von Voltaire hundertfach gefährlicher ist als jedes andere Buch; daß Voltaire der verderblichste Schriftsteller ist und bleiben wird, weil er der populärste, beissendste, witzigste ist und bleibt. Von der Ausgabe in 32. ist noch keine Lieferung erschienen, in der etwas zu rügen wäre. Für den Augenblick ist also nichts zu thun.

Basel, September.

(Beschluß.)

Was den Schweizern bei Stiftung einer Hochschule Noth thut.

„Dort in Sachsen (schließt Trorler) leuchtet uns sogar das Beispiel von einer der ersten Universitäten Deutschlands, jenes lichtvolle und berühmte Jena, lange Zeit eine Art wahrer Muster- und Pflanzschule anderer deutschen Universitäten; wie entstand es und wodurch erhielt es sich? — durch nicht weniger als vier verschiedene Fundatoren und Nutritoren, deren jeder sein nicht sehr großes Scherflein beitrug, um, was keiner für sich konnte und vermochte, was Ganzes und Rechtes zu stiften, das mit Würde und Ehre und mit lebendiger Fruchtbarkeit dem Größten und Besten, was die größten und besten Fürsten in ganz Deutschland geschaffen, Jahrhunderte lang zur Seite stand. Und wann wird endlich auch erkannt werden, um was es sich in dieser Sache und Angelegenheit handelt? Um Geld? Nein, um etwas mehr, um Geist! Um eine Hochschule? Auch um dies nicht blos, sondern um Nationalbildung, auf der die ganze Zukunft unsers Vaterlandes und das Wohl und Heil all unserer Nachkommen ruht. Und habt ihr Größeres, Wichtigeres und Dringenderes, Heiligeres als dieses? Wisset ihr von etwas, das euch Alle, von Genf bis Chur, und von Lugano bis Basel, näher und gemeinsamer angeht, und was die geistlichen und weltlichen Vorsteher eurer Sprengel und Gaue, ohne Unterschied von Kirchhör und Staatsthum, was euch Schweizer, Hohe und Niedere, alle gleich und ganz als Christen, Menschen und Bürger zu Theilnahme und Mitwirkung erregen und aufwecken muß?“

Kräftige Einladungen zu allseitiger Mitwirkung machen den Schluß der Schrift; sie sind zunächst und am dringendsten an Basel selbst gerichtet; denn mehr als alles Uebrige entscheidet in dieser Sache Basel mit seinem neu erwachten Hochsinn; und dieser Hochsinn vermag selbst auch mehr als Basels äussere Schätze, mit welchen auf diesem Gebiete sich nichts dingen und nichts kaufen läßt. Mehr aber, als Basel und die Schweiz, entscheidet und vermag der Geist jener hohen Freundschaft und lebendigen Liebe, der die ersten und größten Universitäten mitten in scholastischer und hierarchisch feodaler Barbarei schuf, der auch jezt noch gebildete Männer zu ähnlichen großen Werken verbindet und die nach Licht und höherer Erkenntniß gierige Jugend ruft. Geistesbildung ist eine Pflanze, die mehr von Licht und Aether, als von Boden und Erde lebt; deshalb ist gezeigt worden, daß, wie einst die Universität Basel durch Erschlaffung der ersten geistigen Eidgenossenschaft, durch Intoleranz und Engherzigkeit sank, sie nun durch neue Emporhaltung des Reiches und der Herrschaft der Ideen, durch gesicherte Unabhängigkeit der Geister und durch freie Vereinigung der Gemüther wieder aufblühen müsse. Man nähre nur die Wurzel, den Wuchs aber überlasse man der Pflanze unter freiem Himmel.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 234.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. September 1830.

Aus Trümmern, Gräbern redet in unartikulirten Tönen, wie man sich die aus dem Geisterreich denkt, eine unbekannte Vorwelt zu uns herab.

Johannes Müller.

Egyptische Alterthümer.

Ausbeute der französischen Expedition für Chronologie und Geschichte.

Die wissenschaftliche Expedition unter Champollion verspricht, wenn sie auch kein großes und neues Licht in die alte Nacht Egyptens wirft, doch über manchen historischen Punkt interessante Aufschlüsse. Aus den vielen Zeichnungen wird vielleicht eine eigentliche Iconographie der Herrscher Egyptens gewonnen, die, trotz Lücken und Unrichtigkeiten, merkwürdig werden dürfte. Ganz besonders auffallend sind auf diesen Abbildungen die verschiedenen Raçen der Könige; so haben die äthiopischen Könige, wie z. B. Saraca, völlig den Gesichtswinkel der Neger; andere haben so abschreckende Gesichter, daß man sieht, der Künstler durfte sie nicht schöner machen. Die Egypter wußten aber auf ganz andere Art zu schmeicheln: statt Menschen götterähnlich zu machen, gab man den Göttern die Züge der Könige; so haben alle Gottheiten in einem Tempel, den Möris oder Sesostris gebaut hat, das Profil von Möris oder Sesostris.

Bekanntlich beginnt es erst mit der achtzehnten Dynastie der Könige etwas Licht in der egyptischen Geschichte zu werden, ums Jahr 1822 vor unserer Zeitrechnung. Der Einfall des barbarischen Volks, das unter dem Namen der Schäfer oder Hirten aufgeführt wird, trennt gleich einem undurchdringlichen Gewölke diese Dynastie von den vorhergehenden; und bereits unter diesen wurden ganz bestimmt die Pyramiden von Memphis und viele andere Gräber in Ober- und Unteregypten erbaut, auf denen man zwar Königsnamen aus frühern Dynastien als die achtzehnte, aber nie ein Bildniß fand. Die Expedition hat dagegen die Bildnisse sämmtlicher siebzehn Könige der achtzehnten Dynastie und ihrer Weiber und Kinder zusammengebracht. — Diese achtzehnte Dynastie ist die wichtigste von allen, sowohl für die Volks-, als für die Kunstgeschichte. Ihr Stifter ist der Amenothph, der die Hirtenkönige vertrieb und das Land wieder unabhängig machte. Die berühmtesten Herrscher dieser Dynastie sind: Amenothph III., von den Griechen Memnon genannt; Orus, der eigentlich Menephtha heißt; sein Sohn war Rhamses der Große, den Champollion für den bekannten Sesostris hält; die Denkmale scheinen aber doch nicht ganz dafür zu sprechen. Auf die Pharaonen dieser Dynastie, Menephtha, Rhamses den Großen, Rhamses-Majamun und einige andere beziehen sich die großen geschichtlichen Basreliefs von Ibsambul in Nubien und von Theben, welche von den großen Eroberungen dieser Könige in Asien, Afrika, ja in Europa, nämlich in Griechenland, Zeugniß geben. Europa wird sich wundern, zu welchem Grade der Vollkommenheit die zeichnenden Künste in jener fernen Zeit bereits gelangt waren.

Auch von den folgenden Dynastien bis zu der zwei- und dreißigsten welche die der Lagiden oder Ptolemäer ist,

Digitized by Google

hat man sehr viele Bildnisse und Inschriften gesammelt; leztere bestätigen im Allgemeinen so ziemlich, was wir aus Manethos Chronologie wissen; hie und da füllen sie auch Lücken in derselben aus. Namentlich hat man die Inschrift und das Bildniß des Stifters der zwei-und-zwanzigsten Dynastie, des bekannten Sesuchis, des Sesak der Bibel, gefunden. Ein Theil des Pallastes von Karnak liefert sehr merkwürdige Notizen über ihn, die mit den Angaben der heiligen Schrift übereinstimmen. Unter andern kommt eine Reihe von Hieroglyphen vor, in der vom Königreiche Juda die Rede ist und wo die eroberten festen Plätze, übereinstimmend mit den Angaben im eilften Kapitel des zweiten Buchs der Chronik und im vierzehnten Kapitel des zweiten Buchs der Könige, namentlich aufgeführt sind.

Was die Lagiden oder Ptolomäer betrift, so finden sich alle ihre Namen auf den Denkmalen im Ueberfluß, und die Ordnung ihrer Thronfolge wird dadurch bestätigt, wie die Geschichte sie angibt. Nur Alexanders des Großen Inschrift kann man nicht völlig bestimmt angeben; die Inschrift, wo man den Namen Alexander liest, scheint eher dem Sohne des Eroberers anzugehören. Sonst finden sich die Namen aller Ptolemäer und aller ihrer Weiber bis auf Ptolemäus Cäsar, genannt Cäsarion. Was aber die Bildnisse betrift, so ist man just bei dieser Dynastie am meisten in Ungewißheit. Die Bildhauerkunst war damals schon wieder so tief gesunken, daß es den Künstlern schwer fallen mußte, die Natur nachzuahmen; daher kommt es auch, daß verschiedene Bildnisse desselben Individuums sich unter einander nicht gleichen; ferner gleichen die Gesichter auf den Bildwerken den Gesichtern auf den Münzen nicht; namentlich ist das Profil der berühmten Cleopatra, wie man es von ihren Münzen her kennt, ganz anders als das, das sich an den Denkmalen findet; dasselbe gilt von Berenice und Arsinoe.

Auch ist zu bemerken, daß alle von den Ptolemäern herrührenden Bauwerke, wovon es in Nubien von Philoe bis Dakke wimmelt, nur restaurirte oder vielmehr wiederaufgebaute Tempel der ältern Könige sind, die von den Persern zerstört worden waren; sie legen ein ehrendes Zeugniß dafür ab, welche Mühe sich diese Fürsten gaben, das Wohlwollen des Volks zu gewinnen. Daß dem wirklich so ist, geht augenscheinlich theils aus den Trümmern der alten Tempel, die wieder zum Bau der neuen verwandt wurden, theils aus den hieroglyphischen oder griechischen Inschriften auf den Tempeln hervor. Die römischen Kaiser folgten diesem Beispiel, und man findet ihre Namen von August an bis auf Caracalla und Geta, aber keine Bildnisse von ihnen. Der römischen Periode gehören verschiedene Bauwerke und Restaurationen an, z. B. die Ausbesserung des Tempels von Denderah, der Bogen der Arsinoe und manches andere. In der sonst vollständigen Kaiserreihe fehlen blos Vitellius, Pertinax und Albinus.

Dieß sind mit wenigen Worten die hauptsächlichsten chronologischen Resultate der Unternehmung; wir lernen daraus den wahren Zeitpunkt gewisser Begebenheiten, die Succession von Königen und Manches kennen, was bisher in Dunkel gehüllt war. Und nicht allein die Inschriften von Tempeln und Pallästen haben diese Ausbeute geliefert; auch die Grüfte von Privatpersonen zeigen häufig Inschriften, worin z. B. Beamte vorkommen, die unter zwei, drei aufeinanderfolgenden Herrschern Dienste geleistet haben, und dieß bildet eine sehr gute Kontrolle für die Angaben in den Tempeln und Gräbern der Könige.

Was die Ausbeute für politische Geschichte betrift, so möchte sie vielleicht weder der Masse, noch der Bedeutsamkeit nach die Erwartungen des gelehrten Europas ganz erfüllen. Die Siege von drei oder vier berühmten Eroberern, Rhamses des Großen, seines Vaters und Rhamses-Majamun, sind in ihren Gräbern in Bildwerk dargestellt, und die Namen der besiegten Völker, der eroberten Länder sind zu lesen. Es sind dieß allerdings kostbare Denkmale für Geschichte und alte Erdbeschreibung; aber abgesehen davon, daß ihrer im Verhältniß zu einer so langen Reihe von Jahrhunderten zu wenig sind, gleichen sich diese Darstellungen in der Ausführung so sehr, daß man nothwendig auf die Vermuthung geführt werden muß, die Thaten des ersten seyen zum Vorbild bei der Darstellung der Thaten des zweiten, dritten u. s. f. genommen worden. Da ist immer derselbe Kriegswagen, dieselben Verzierungen, dieselben Pferde und Federbüsche; der König hat immer die nämliche Stellung, die Beine sind immer auf dieselbe Art gesezt, Hals und Kopf haben dieselbe Haltung; Bewaffnete tummeln sich umher, hier wie dort, das Kriegsvolk ist aufgestellt, hier wie dort, beim Triumph kommt einmal vor was das andere Mal. Den König sieht man immer auf dem nämlichen Throne sitzen, umgeben von den nämlichen Offizieren, unter dem Schutze derselben Gottheiten, die immer gleich gekleidet sind; die Schreiber daneben verzeichnen, wie viele Feinde erschlagen worden sind, immer und überall mit denselben einzelnen Umständen. Diese vollkommene Aehnlichkeit macht diese Darstellungen so eintönig, daß das Vergnügen und die Aufmerksamkeit des Beschauers gleichviel dadurch leiden.

Champollion nennt dieses monotone Wesen monumentalen Styl; es verdiente aber wohl eher den Namen Handwerksmechanismus und Armuth an Erfindung; denn sieht man ab vom Kolossalen, Wundervollen der Massen, was die Einbildungskraft überrascht, erdrückt, so findet sich, daß alle architektonischen Formen auf drei oder vier hinauslaufen, die sich ewig wiederholen.

Digitized by Google

Noch iſt etwas zu erwähnen, wovon man den Grund nicht recht einſieht und das ſich mit der Geſchichte gar nicht reimen läßt. Auf allen von den Ptolemäern wiederhergeſtellten Denkmalen nämlich ſieht man dieſelbe Darſtellung, wie der König in kriegeriſcher Stellung immer denſelben Trupp von Feinden mit der linken Hand an den Haaren packt, während er ihnen mit der rechten Hand drohend eine Keule vorhält. Ferner ſieht man zum Ueberdruß oft einen König, der in der linken Hand einen zum ſpitzen Winkel aufgezogenen Bogen und einen mit Pfeilen gefüllten Köcher trägt. Dieſe beiden Vorſtellungen paßten nun wohl auf Ptolemäus Evergetes I., den einzigen Eroberer in dieſer Dynaſtie; man begreift aber nicht, warum ſie ſich auf den Denkmalen der friedfertigſten, ja der durchaus ſorgloſen Ptolemäer finden; dieſer Anſtrich von Schmeicheleі thut natürlich der Glaubwürdigkeit der Geſchichte auch hinſichtlich derjenigen Könige Eintrag, die mit Recht in kriegeriſcher Haltung dargeſtellt ſind.

Der Künſtler und der Trödler.

(Beſchluß.)

„Das iſt kühn geſprochen, junger Raphael,“ ſagte der Alte mit einem ironiſchen Lächeln; „Signor Spagnuoletto und Cavaliere Lanfranco könnten ſich nicht beſſer ausdrücken; aber ich glaube nicht, daß Ihr Eure Arbeiten ſchon ſo theuer verkauft.“ Dabei warf er einen bedeutſamen Blick auf die abgetragenen Kleider des jungen Malers. — „Was wollt Ihr mir denn für dieſes Gemälde geben?“ rief dieſer ungeduldig aus. — „Hum!... ich würde eine Hölle, ein Fegefeuer oder einen Märtyrer vorziehen; man will gegenwärtig keine andern Sachen mehr; und dann ſieht man hier auch keine Spur von einer der Schulen, die dermalen in Mode ſind, weder die des Caravaggio, noch die des Ribera.... Nach welcher Schule habt Ihr denn gearbeitet?“ — „Nach keiner.“ — „Aber wer iſt denn Euer Meiſter, und wo habt Ihr gelernt?“ — „Mein Meiſter iſt die Natur, meine Schule das Unglück.“ — Damit wollte er das Gemälde zurücknehmen, welches der Jude noch immer betrachtete. — „Sachte!... Wenn man Euch dafür ſechs Dukaten böte...“ — „Für dieſe iſt es Euer.“ — „Das wäre mehr, als es werth iſt; aber vier, zum Beiſpiel, das dünkt mir ein annehmlicher Preis.“ — Einen Augenblick funkelten die Züge des jungen Mannes, als er ſah, wie der verſchlagene Händler mit ſeiner Noth ſpielte, die er zu ſehr hatte merken laſſen; ſeine ſchwarzen Augenbrauen näherten ſich einander und ſeine Hand griff nach einem Dolche, den er im Gürtel trug. Allein er wurde ſogleich wieder ruhiger und ſeine Züge nahmen ihren gewöhnlichen Ausdruck finſterer Entſagung wieder an. „Machen wir ein Ende,“ ſagte er, „behaltet dieſes Gemälde und gebt mir die vier Dukaten.“ — „Der Jude zählte ſie ihm einen nach dem andern auf, als ob er ſich ungern von ihnen trennte, und der junge Maler rief, als er wieder in ſeiner niedrigen Wohnung ſtand: „Gott ſey gedankt! nun kann ich mir Leinwand und Brod kaufen!“

Einige Tage darauf hielt ein glänzender Wagen vor der Bude Meiſter Abrahams. Es war der berühmte Kavaliere Lanfranco, der von der Kirche Del Geſú zurückkam, wo er an den Malereien arbeitete, die man noch bewundert. Der Künſtler hieß den alten Abraham, der eilig an den Schlag gekommen war, ihm ein Gemälde reichen, das an der Thüre unter vielen andern hing; es war das des Unbekannten. Der alte Jude nahm es mit geſchäftiger Miene, wiſchte mit ſeinem Aermel den Staub davon ab und überreichte es Lanfranco. „Eine gute Arbeit, Signor Cavaliere, und Eure Herrlichkeit wußte dieß ja ſogleich zu erkennen. Bewundern Sie das wilde Kolorit dieſer Wüſte, dieſe ſonneverbrannten Bäume, dieſen glühenden Himmel.“ — „Von wem iſt dieſes Gemälde?“ — „Ich weiß es nicht; es wurde mir von einem jungen Menſchen verkauft, der es für ſeine Arbeit ausgab.“ Der Maler ſuchte unten am Gemälde, und las in einer Ecke den unbekannten Namen Salvatoriello. Das Werk wurde um den Preis gekauft, welchen der Jude dafür forderte; allein es verfloß noch manches Jahr, bis der unbekannte Salvatoriello, der um geringen Lohn für die Revenditori Neapels arbeitete, der berühmte Salvator Roſa wurde, welchen ganz Europa bewunderte, und bis die Fürſten Italiens ſich um die Ehre ſtritten, ſeine unſterblichen Werke mit Gold aufwiegen zu dürfen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, September.

Vom Laſter der übertriebenen Reinlichkeit.

Im Begriffe, die Schweiz zu verlaſſen, in der mir nicht nur die Natur, ſondern auch die häuslichen Cirkel der Einwohner unvergeßliche Stunden bereitet haben, berichte ich Ihnen nicht über die Wunder der Gebirge, ſondern über eine Eigenheit, die mir ſehr aufgefallen iſt, über das Uebermaaß einer weiblichen Tugend, die eben dadurch in einen Fehler umzuſchlagen droht; ich lobe nicht, wie hübſch, wie patriotiſch, wie haushälteriſch die Helvetierinnen ſind, ſondern ich beklage mich, daß manche von ihnen — zu reinlich ſind.

Die Reinlichkeit, durch welche der größte Theil von Holland ſich auszeichnet, iſt allgemein bekannt, und Jedermann weiß, daß dieſe Reinlichkeit nicht ſelten lächerlich wird und bisweilen in Unreinlichkeit übergeht; aber nicht allgemein iſt

es bekannt, daß auch in der Schweiz vollendete Seitenstücke zu alle diesem gefunden werden. Unstreitig zeichnet ein großer Theil der protestantischen Schweiz sich durch einen hohen Grad von Reinlichkeit auf eine vortheilhafte Weise aus, und diese fällt selbst auf dem Lande, namentlich im Kanton Bern, dem Reisenden in die Augen. Das Innere der Wohnungen und auch die nächsten Umgebungen derselben sind in dieser Hinsicht in den Städten Zürich und Basel vorzüglich lobenswerth; aber in diesen beiden Städten trifft man auch bei manchen Familien jene Uebertreibung der an sich sehr löblichen Sitte. In diesen Häusern wird nicht nur an bestimmten Tagen oder Stunden gescheuert, gefegt und ausgekehrt, sondern diese Geschäfte dauern ununterbrochen fort. Immer sind einige Personen beschäftigt, vom Dachboden bis auf die Hausflur jedes Sonnenstäubchen, das sich irgendwo möchte angelegt haben, und jede Spur, die der Fußtritt eines Eintretenden zurückließ, wegzuschaffen, jedes Thürenschloß rein zu reiben, an welches eine Hand sich gelegt hatte. Nach wenigen Stunden werden die Treppengeländer, die Seitenwände, die Fenster wieder gereinigt, und in jedem verschlossenen Zimmer wiederholt sich das leise, gespensterähnliche Säuseln des Scheuerlappens, der sich von außen her über die Thüre hinbewegt. Alle Mobilien der bewohnten Zimmer sind ein steter Gegenstand dieser Thätigkeit, und selbst an den der unbewohnten übt sie sich täglich. Jede freie Bewegung ist in einem solchen Hause verpönt, und selbst der frohe Sinn der Kinder unterliegt dem strengsten Gebote; denn ihr Herumspringen könnte Staub erregen, ein Aufflug desselben an irgend einer Stelle sichtbar werden, und unglücklicherweise ein unerwarteter Besuch eintreffen, dem diese schreckliche Erscheinung in die Augen fiele. Unablässig sind die unglücklichen Hausfrauen, deren sich diese unselige Leidenschaft des Scheuerns bemächtigt hat, mit der Festhaltung ihres Systems beschäftigt, so daß ihnen für nichts anders Sinn oder Zeit übrig bleibt. Selbst die häusliche Geselligkeit und die Aufsicht über die Kinder leidet darunter, und die Kinderstube wird beinahe nur dann von der unglücklichen Mutter besucht, wenn sie besorgt, es möchte wieder etwas in derselben aufzuräumen seyn. Stürzt das Kind einer solchen Mutter zu Boden, blutet es aus dem Näschen, so eilt, trotz der unverkennbaren mütterlichen Zärtlichkeit, doch der Schrecken über den Fleck, der auf dem Fußboden entstehen könnte, dem über das Mißgeschick des geliebten Kindes voran. Jeder angekündigte Besuch verursacht eine neue allgemeine Bewegung. Die ganze Dienerschaft ist von der Straße bis über den Punkt hinaus, der muthmaßlich dem Blicke des Besuchenden offen stehen könnte, in der größten Thätigkeit. Keine Ecke einer Fensterscheibe entgeht der genauesten Prüfung und Reinigung. Gewöhnlich geht diese Aengstlichkeit so weit, daß wenn auch nur die Mutter, die Schwester oder die Muhme erwartet wird, Vorbereitungen eintreten, als wie wenn kleine Mysterien gefeiert werden sollten.

Jede nützliche Thätigkeit ist in einem solchen Hause verschwunden, denn weil gegen einen Feind gekämpft wird, der sich wie die Köpfe der Hydra immer wieder erneuert, so bleibt keine Zeit für irgend etwas anderes übrig. Jeden Augenblick werden die Bedienten, auch wenn sie etwas Besseres zu thun beginnen, davon abgerufen, und von der umgebenden Gebieterin bald oben, bald unten in das Haus zum Reinigen befördert. Allmählig bildet sich bei denjenigen Personen, die diesem Reinlichkeitssystem sich hingeben, ein wirklicher Haß gegen jede andere Thätigkeit. Sezt jemand von ihren Untergebenen sich nur auf wenige Minuten zu einem nützlichen Geschäfte hin, so wird dies in ihren Augen Bequemlichkeit und Trägheit. Müßiggang in dem, was sie für das Wichtigste halten, ist es auf jeden Fall, denn sitzend kann ja Niemand scheuern oder fegen, und der Urbegriff der Sedulitas, die bei den Römern eine Tugend war, wird in gewissen Häusern Hollands zum Verbrechen. Ueber alle häuslichen Verhältnisse, selbst über die Tafel, dehnt dieses System seinen eisernen Arm aus, denn nur diejenigen Speisen dürfen zubereitet werden, die wenig Zeit erfordern, gleichviel, ob sie kostbar seyen oder nicht, damit die Küchenbeamten so bald als möglich die Ordnung wieder herstellen können und jede Geräthschaft gereinigt und geordnet erscheine.

Aus dieser übergroßen Reinlichkeit und Ordnungsliebe, oder vielmehr aus dem Ueberdrusse gegen alles Andere entsteht am Ende bei denjenigen Personen, die sich diesem Système déplorable hingegeben haben, ein solcher fieberhafter Zustand, daß nach kurzen Zwischenräumen alle Schränke, Schubladen, Schachteln einer Untersuchung unterworfen, jeder noch so kleine Gegenstand herausgehoben, gelüftet, ausgestäubt, gesonnt, abgewischt, polirt und dadurch unvermeidlich hin und wieder eine andere Störung der Reinlichkeit veranlaßt wird. Oft herrscht in diesem Artikel eine solche Emsigkeit, daß Gegenstände, die jahrelang ohne Schaden an ihrer Stelle hätten bleiben können, nach kurzer Zeit wieder hervorgezogen und einer strengen Heerschau unterworfen werden. Nicht nur die Vorsäle, sondern ganze Zimmer sind oft so mit Geräthschaften bedeckt und belegt, daß wenn Jemand sich meldet, man, um ihn nicht glauben zu machen, es sey hier bis zur Auktion gekommen, kaum noch einen Raum auffindet, wo man ihn hineinführen kann. Hier wirkt aus der Leidenschaft zur Ordnung in dem nämlichen Maße Unordnung erzeugt, wie man etwa in Holland mitten in der größten Reinlichkeit durch das Quispidorchen, das mitten auf die gedeckte Tafel gestellt wird, seinen Magen in Bewegung gesezt fühlt.

Karrikaturscenen und tragische Erscheinungen sind in stetem Wechsel. Man erzählt sich, daß eine solche Frau das Bett ihres sterbenden Gatten glänzend reiben ließ, und auf seine Bitte, man möchte ihn schonen, antwortete: „Gib dich, mein Lieber, es kann in Gottes Namen nicht anders seyn.“ Andern bleibt über ihren ununterbrochenen Abmühungen keine Zeit mehr übrig, um Besuche zu empfangen oder zu geben, etwas zu lesen oder wichtigen Hausgeschäften ihre Zeit zu widmen; andere überfluthen wöchentlich und noch häufiger alle Fußboden so, daß nicht nur durch die entstehende Feuchtigkeit das Balkenwerk angesteckt, sondern auch auf die Gesundheit der Bewohner sehr nachtheilig eingewirkt wird.

Glücklicherweise vermindert sich diese unselige, tief in die Oekonomie eingreifende Liebhaberei. Sie ist zum Gegenstande des Spottes der Menge und des Mitleidens der feiner Fühlenden geworden, und sie wäre schon ganz verschwunden, wenn nicht die aller Orten vorhandenen Basen, Gevatterinnen und ihre Zunftgenossen die unglückliche Geistesrichtung durch Lobsprüche ermunterten und unterbielten.

Auflösung des Räthsels in Nro. 230:

Das Holz.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 78. u. Monatsreg. September.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

Oktober.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht unbegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
„ das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Unendlichkeit am Himmel. Nach Lamartine von G. Schwab. 235. 236.
Hymne des Kindes bei seinem Erwachen. Nach Lamartine von G. Schwab. 238.
Der Westen. Nach Lamartine von G. Schwab. 242.
Der Straßburger Münster, von G. Fein. 247.
Lieder von Theodor von Sacken. 253.
Der Kampf, von Kreuser. 260.
Homonyme: Kamm. 236.
Logogryph: Schleyer. Leyer. Eyer. 242. — Charade. 248.
Räthsel: Der Reif. 254. — Das Bild im Wasser. 259.

Romane und Erzählungen.

Das Gewitter, Novelle von Fr. Laun. 235—248.

Länder- und Völkerkunde.

Statistische Notizen über die Vereinigten Staaten von Nordamerika. 247.
Züge des römischen Volkscharakters. 248. 249.

Reisen.

Besteigung der Schneekoppe im Riesengebirge. 240.
Reise nach dem Krater des Etna. 251—254.

Naturgeschichtliches.

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge. 237. 238. 239. 241. 242. 243. 244. 245.
Noch eine Bemerkung über die Entstehung der Nordlichter, von Dr. Nürnberger. 250.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Das Hôtel in der Vorstadt St. Germain und das Hôtel in der Straße Rivoli. 246.
Ueber Egypten. Aus einem Schreiben des östreichischen Konsuls Acerbi in Egypten. 249.
Eine Scene aus Goethes Faust, in der schwäbischen Mundart, von M. Rapp. 250. 251.
Bilder aus Rußland. 252—260.
Miszellen: 255. 258. 260.
Die Toilette. 256. 257.
Ungedruckte Briefe von Fernow. 258.
Meiner Urgroßmutter Spinett. 259.

Korrespondenz.

Genf. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 247. 248. 249. — Paris. 241. 242. 249. 250. 251. 252. 253. 255. 256. 257. 258. 259. 260. — Zürich. 241. 242. — London. 243. 244. 251. — Lausanne. 245. 246. — Dresden. 246. 247. — Berlin. 253. 254. — Bern. 256. 257. 258. 259.

Digitized by Google

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Ueber das Technische der Glasmalerei. (Forts.) — Archäologische Nachrichten aus Kleinasien und dem Archipel.

Nro. 80.

Ueber das Technische der Glasmalerei. (Beschluß.) — Kunstliteratur. Ludwig von Winkelmann's, Eden auf Uermig. neues Malerlexikon, zur nähern Kenntniß alter und neuer guten Gemälde, nebst den Monogrammen. — Neue Kunstsachen.

Nro. 81.

Ueber Genremalerei und die Genrebilder von Pfug in Biberach. — An Herrn Brulliet, von Dr. J. C. Stellwag.

Nro. 82.

Ueber Genremalerei und die Genrebilder von Pfug in Biberach. (Beschluß.) — Ueber die neuesten Arbeiten der Düsseldorfer Kunstschule. — Berichtigung.

Nro. 83.

Ueber die neuesten Arbeiten der Düsseldorfer Kunstschule. (Beschluß.) — Nachträge zu Sillig's Verzeichnisse alter Künstler.

Nro. 84.

Nachträge zu Sillig's Verzeichnisse alter Künstler. (Beschluß.)

Nro. 85.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1829. (Forts. von Nr. 74.) — Nekrolog.

Nro. 86.

Die Glyptothek in München. — Kunstausstellung in Mailand. (Forts.)

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Länder- und Völkerkunde. Rückschritte der Erdkunde in Frankreich. (Beschluß.) — Geschichte. Memoires et Journal du Marquis de Dangeau. — Biographie. Skizze der bis jezt bekannten Lebensmomente des merkwürdigen Findlings Caspar Hauser in Nürnberg.

Nro. 101.

Lyrische Dichtkunst. 1) Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. — 2) Gedichte von Ludwig Uhland. — 3) Gedichte und poetische Uebersetzungen von J. D. Gries.

Nro. 102.

Lyrische Dichtkunst. 4) Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen. Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften zusammengetragen von Dr. D. L. B. Wolff. — Rechtskunde. Bibliothek merkwürdiger Criminal- und Rechtsfälle der ältern und neuern Zeiten und aller civilisirten Völker, von Theodor v. Haupt und Dr. Fr. Heldmann.

Nro. 103.

Lyrische Dichtkunst. 5) Volkslieder der Schweden. Aus der Sammlung von Geijer und Afzelius, von G. Mohnike. — 6) Runen von Karl August Nicander. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike.

Nro. 104.

Lyrische Dichtkunst. 7) Napoleon. Stimmen aus dem Norden und Süden, von Dr. G. Mohnike. — Jugendbilder und Jugendträume von Ernst Münch.

Nro. 105.

Literaturgeschichte. Prospetto della Storia letteraria di Sicilia, nel XVIII. secolo, dal Abbate Scina istoriografo del Ré. — Lyrische Dichtkunst. 9) Poesie scelte da Matthisson, Goethe, Schiller, Cramer e Bürger, tradotte in versi italiani dal dottor Antonio Bellati.

Nro. 106.

Lyrische Dichtkunst. 10) Blumenlese aus spanischen Dichtern von Sch. Mutzl. — 11) Fabeln von Abraham Emmanuel Fröhlich.

Nro. 107.

Lyrische Dichtkunst. 12) Slavische Volkslieder, übersezt von Joseph Wenzig. — 13) Bilder des Orients von H. Stieglitz.

Nro. 108.

Die Leipziger Büchermesse. Michaelis, 1830.

Nro. 109.

Die Leipziger Büchermesse. Michaelis, 1830. (Forts.)

Nro. 110.

Die Leipziger Büchermesse. Michaelis, 1830. (Beschluß.) Taschenbücher auf 1831. 4) Vielliebchen. — 5) Penelope. — 6) Minerva. — 7) Taschenbuch der Liebe und Freundschaft. — 8) Taschenbuch zum geselligen Vergnügen von Kind.

Digitized by Google

№. 235.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 1. Oktober 1830.

Heilig Schweigen, das die Welt jezt füllet,
Sanfter Strom, der in den ew'gen Ufern
Endloser Schöpfung feiernd hinrollt!
Und du herrlicher Gesang der Sterne,
Licht aus Licht, des Himmels sanfte Sprache!

Herder.

Die Unendlichkeit am Himmel.

Nach Alphonse de Lamartine, von Gustav Schwab.

Nacht — eine Sommernacht ist's, deren Flügeln
Im Blau die Funken tausendweis' entsprühn.
Wie einen trüben Spiegel wischet sie
Den Himmel ab, in seinen Ungrund läßt
Sie den entzückten Blick sein Senkblei werfen;
Und alle Blätter seines Feuerbuchs
Schlägt auf, von Wolken frei, das Firmament.
Dort, auf den höchsten Bergrand, wo das Auge
Nach Luft in doppelten Gesichtskreis schweift,
Setz' ich mich schweigend, lasse den Gedanken
Hinwallen, wie ein Meer das Mondlicht wiegt.

Der Aether, wogend in stets gleichem Blau,
Umgiebt mit rein'rer Flüssigkeit die Berge,
Verwischt die Spitzen und die Linien,
Die zitternd in der Luft zu schwimmen scheinen,
Wie in dem stillen Meer, bis auf den Grund
Des Ufers, Schatten in den Wellen spielt.
In diesem strahlenlosen Tage scheint
Wie in des Morgenrothes Glanz dem Blicke,
Dem sinnenden, die Erde zu entblüh'n.
Verschied'ne Horizonte rollet sie
In Fernen auf und zeigt das Spiel der Hand,
So Bildnerin des ganzen Weltalls ist.
Hier schwillt ein kleiner Hügel, gleich der Woge;
Dort an zurückgedrängte Höhen reih'n
Sich Höhen an; mit grünem Vorhang hüllt
Das Thal sich ein, das wie ein Bett sich gräbt,
Den Schatten und die Wasser aufzunehmen;
Dort dehnt sich eine Ebne, wo die Fluth
Der Aehren wie am Strande steigt und sinkt;
Dort schürzt, wie ein zerstückter Schlangenleib,
Der Fluß die unterbroch'nen Wellen wieder;
Sein Silberlauf krümmt unermüdlich sich,
Schlüpft unter'n Hügel, zeigt sich neu im Schatten.
Die tiefen Forste, schwarzer Wolke gleich,
Mit grauem Fleck beschatten sie die Felder;
Und weiter hinten, wo die Gegend sich
In Falten legt, wo der verworrne Blick
In Dunst sich taucht, erscheint des Meeres Busen,
Von Inselchen durchschnitten, von dem Mond
Mit blassem Himmelswiderschein durchzückt,
Und strahlet, wie ein ungeheurer Spiegel,
Der auf des Bodens Staub zerbrochen liegt,
Bruchstücke Lichtes aus der Nacht zurück.

Wie göttlich ist des Menschen Aufenthalt,
Wenn so die Nacht des sturmbewegten Lebens
Geräusch erstickt! Es scheint, der sanfte Schlaf,
Der mit dem Thau vom Himmel niedersinkt,
Und des erschöpften Lebens Ströme hemmt,
Auf allen Elementen auch zu schweben,
Zu sänftigen den Herzschlag alles Seyn's;
Ein frommes Schweigen ruht auf der Natur,

Digitized by Google

Der Fluß hat seinen Glanz, nicht mehr sein Rauschen,
Die Wege sind verlassen, und kein Laut
Steigt aus den Hütten; in der Wälder Wölbung
Erzittert auch kein Blatt, und selbst das Meer,
Am Ufer sterbend, rollet an den Strand
Mit Mühe nur und klagend seine Welle.
Wer diese Welt, in der kein Hall sich regt,
Wo sich das Ohr der Zauberstille freut,
Wo alles Hoheit, Dämmrung, Schweigen ist,
Die Welt, von deren Seyn der Blick nur zeugt —
Wer sie betrachtet, wird ihm nicht zu Muth,
Als blickt' er tief in die Vergangenheit,
Und seh' im Traum den Schemen einer Welt,
In der das Leben längst geendet hat?
Nur in den breitgekrönten Fichtenstämmen,
Die Gruppenweis' dort über'm Abgrund stehn,
Verbreitet der gebroch'ne Hauch der Nacht
Von Zeit zu Zeit harmonisches Getön,
Die Wipfel mahnen uns, daß diese Welt,
Die eingeschlaf'ne, lebt und Athem holt.

Der Welten Eine schlummert unter'm Zelt
Des Himmels? Doch in diesem Zelte selbst,
Zu dem sich meine Blicke jezt erheben,
Wie viele neue Welten schimmern dort
Im Schatten, Sonnen, die der Glanz verräth!
Die Zahl, die sie berechnen will, ermattet,
Der nimmer müde Geist erschlafft im Flug!
Unfruchtbar schelten die Jahrhunderte
Ihr Alphabet, sie haben Einen nur
Auf Tausend von den Sternen ohne Zahl
Genannt! — Was sag' ich? wallen an dem Rande
Der Himmel sah'n sie nur die sterbende,
Die halbe Gluth des fernen Feuerheerds.
Orion dort, der alte, der den Schleier
Der Nacht zertheilt, und dessen siebenfach
Gestirn von Hiob ward zuerst genannt;
Das Schiff, das durch den stillen Aether schwimmt,
Der Bärenhüter mit dem luft'gen Wagen,
Die goldne Leier und der weiße Schwan,
Das Roß, das aus dem Himmel Funken schlägt,
Die Wage, neigend ihre schwanke Schaale,
Das blonde Haar, bewegt vom Morgenhauch,
Der Adler, Widder, Stier, der Bogenschütz:
Was Hirten auf der Erde angestaunt,
Was Helden zu verewigen gedachten,
Und was vergöttern konnten Liebende,
Das Alles, an das Himmelszelt verpflanzt
In rührenden Symbolen, konnte nicht
Ausnennen diese lichten Weltenheere.
Der Himmel ist ein halbgeöffnet Buch,
Von welchem die Natur den Sterblichen
Nur Linien darbeut um Linien;
Kaum Eine Seit' entziffert ein Jahrhundert
Und spricht: „Hier endigt das erhab'ne Werk!"
Allein des himmlischen Schriftstellers Finger
Kehrt stets ein weitres Blatt des Buches um,
Und von den funkelnden Geheimnissen
Geblendet, sieht das Auge schöne Schrift
In immer schönern Zügen droben schimmern.
Und wie? eröffnet nicht in jeder Nacht
Ein kühner Weiser neue Himmel sich
Im uferlosen Raum, seitdem das Glas,
Das Welten nähert, durch den weiten Aether
In fernste Fernen dringet und den Blick
Hinträgt verloren in's Unendliche,
Bis wo, verwirrt, er vor der Rechnung bebt?
Die Himmel sind ein düft'res Domgewölb,
Das aufreißt und den Schatten schwinden läßt.
Vielfältiger, als jener irre Stand,
In dem der Sonne Strahl durchleuchtend spielt,
Verbreiten, bald getrennt und bald in Gruppen,
In Lagen, in Geschossen aufgehäuft,
In Wellen und in Schaum die Lichter sich,
Des Himmels Regionen überschwemmend,
So zahlreich, so gedrängt, daß unser Blick,
Der ein verschwundenes Gestirn im Raum
Verfolgt, wohl hundertmal im Felde,
Das er umfaßt, geblendet, Welten sieht
Wie Ströme Staubes durch die Räume fliegen!
Noch weiter hinten sind die Schimmer Lichts,
Die unsre Väter einst für Tropfen Milch,
Der Götter Nahrung hielten; wohl mit Recht!
Denn diese lichten Perlen, die den Pfad
Der fernen Nacht gebleichet haben, sind
Zukünft'ge Sterne, flammenvolle Keime,
Gesä't für alle Zeiten von der Hand,
Die immer voll ist, und es decket sie
Mit seinen fruchtbarn Flügeln Gottes Geist,
Und brütet in der Welten Wiege sie
Mit seinem Feuerschatten aus. Von dort
Beginnet am bestimmten Tag ihr Flug,
Wie der des jungen Adlers aus dem Nest;
Sie fliegen ohne Führer, sie beschreiben
Spurlos im Raum die schiefe Strahlenbahn,
Ihr Lauf zertrümmert ein veraltetes
Gestirn und macht die Himmel morgenhell.

(Der Beschluß folgt.)

Das Gewitter.

Novelle von Fr. Laun.

1.

Immer röther und mächtiger zuckten die Blitze durch das zunehmende Dunkel des schwülen Abends. Bald er-

Digitized by Google

hob auch der Donner seine Stimme. Endlich führte der Flügel des Sturmwindes die schwarze Gewitterwolke dicht über die schönbewachsenen Felsenberge heran, welche dem ansehnlichen Schlosse zu Weibersthal gegenüberlagen. Dem großen Schauspiele seine ganze Aufmerksamkeit widmend, saß der Gutsherr, Baron Waldow, beim Thee mit seiner Gemahlin, die Lichter zurückweisend, womit ein Diener herbeieilte. „Wir behelfen uns schon noch einige Zeit," sprach er, als sie wieder hinweg waren, „mit den erhabenen Feuerbränden, welche die Natur herüberschleudert. Oder ist es Dir, liebe Agnes, in den Pausen allzufinster?" — „Das Ungewohnte," antwortete sie, „führt oft zum Gefühle des Unheimlichen." Da erfüllte plötzlich ein Flammenmeer das ganze Gemach. Des Donners Krachen folgte unmittelbar darauf. Die Baronesse stieß einen Schreckenslaut aus und der auf ihrem Schooße eingeschlummerte einjährige Sohn fuhr auf und weinte heftig. „Das war sehr nahe!" sagte besorgt der Gutsherr und wollte hinweg. Aber seine Gemahlin griff hastig nach seiner Hand und beschwor ihn, sie nicht allein zu lassen. Lange mußte er zur Thüre hinausrufen, ehe es vernommen wurde. Der furchtbare Schlag hatte alle Ohren im Hause für andere Eindrücke unempfänglich gemacht. Der Flur füllte sich inzwischen mit Menschen aus Schloß und Dorfe, und als die Baronesse bereits mit Schauder unter dem immer stärker werdenden Weinen ihres Kindes die Feuersäule aus dem nahen Gasthofe emporlodern sah, berichteten mehrere ihrem noch an der Thüre harrenden Gemahle, daß dieses Haus von jenem starken Schlage getroffen worden. „Jezt, liebes Kind, gebietet die Noth über mich!" sprach er, Leute zu ihr hereinrufend, und eilte, die Rettungsanstalten selbst zu ordnen und zu leiten. Der beste Erfolg krönte seine vielfachen Anstrengungen. Das alte, gebrechliche, durch ein hölzernes Hintergebäude der Flamme die reichlichste Nahrung darbietende Haus war zwar bis auf die äußern Mauern niedergebrannt, doch keines der benachbarten Gebäude beschädiget, kein Mensch und kein Thier umgekommen, auch der größte Theil des Geräthes gerettet worden. In Auftrag des Barons hatte der Verwalter die Bewohner und Gäste des abgebrannten Gasthofs, wie es sich thun ließ, im Dorfe und auf dem Schlosse untergebracht

Auf lezterem war, als der Gutsherr lange nach Mitternacht zurückkehrte, noch sehr helles Licht. Die Baronesse führte dem Eintretenden eine junge Dame entgegen, welche, bei der Absicht, im Gasthofe zu übernachten, dort von dem Unglücke verscheucht worden war. Der Verwalter hatte ihr ein Gemach im Erdgeschosse überlassen, die Baronesse aber, bei der eingetretenen Noth ebenfalls nicht unthätig bleibend, die dort Gefundene nebst der Kammerfrau in ihren Gastzimmern unterbringen zu müssen geglaubt, da ihre ganze Art und Weise dem vornehmen Stand verrieth. Ihr Paß, sie als eine Marquesa von Arcos ausweisend, lautete noch mit auf jene Kammerfrau und einen Diener. Allein der lezterе war unterwegs heimlich entwichen und hatte sie um einen großen Theil ihrer Juwelen gebracht. Wie die Marquesa gegen die Baronesse erklärte, gereichte es ihr zu großem Troste, daß er kein Deutscher sey, weil sie eine zu große Vorliebe für die deutsche Nation habe, um glauben zu können, daß ein so grundschlechter Charakter aus deutschem Blute stammen könne. Diese Bemerkung gefiel der für Deutschland und deutsche Sitte äußerst eingenommenen Baronesse sehr. Aber gerade weil der Baron die Liebe für die Eigenthümlichkeiten ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes mit seiner Gemahlin theilte, machte die Person der ihm von dieser zugeführten Spanierin keinen Eindruck auf ihn. Allerdings eine sehr wohlgewachsene Figur; allein der Teint ihres blassen Gesichts mußte gar weit hinter dem seiner Gemahlin zurückstehen; der unermeßliche Reichthum des schwärzesten Haares durfte sich kaum dem glanzvollen Golde gegenüberstellen, welches das Haupt der Baronesse umfloß. Was war der grelle Blitz aus dem dunkeln Auge der Fremden gegen den mit wohlthuender Wärme bis in des Herzens Tiefen eindringenden Schein des blauen Auges seiner Gemahlin? Aber nur um desto galanter benahm seine Freundlichkeit der Marquesa die von ihr ausgesprochene Besorgniß, daß sie, die ganz Unbekannte, seinem Hause zur Last fallen könnte.

2.

In den drei Tagen, welche die Marquesa bereits auf dem Schlosse zubrachte, war sie in der Gunst der Gutsherrschaft sehr vorwärts gekommen. Die ungemeinen Reize der Gegend hatten bei der Fremden die Frage bejahend entschieden, ob sie den Sommer in ihr verleben solle. Und nun drang das Ehepaar so lange in sie, bis sie ihnen das Wort gab, es sich in ihrem jetzigen Aufenthalte gefallen zu lassen. Bald war die Marquesa ein nothwendiges Glied im Hause. So wenig auch die Baronesse in Sitte und Thun mit ihr übereinstimmte, so wenig schien sie die Person entbehren zu können, die, das vollkommene Widerspiel von der schönen ruhigen Haltung der deutschen Frau, immer von einem Extreme in das andere verfiel und oft aus einer Schwermuth, die, allem Anscheine nach, durch nichts als den Tod zu heilen war, plötzlich zu einem schmetternden Lachen überging, welches gar kein Ende nehmen wollte. Am wenigsten konnte sich die geschäftige Hausfrau an das fast gänzliche Nichtsthun der Dame gewöhnen. Bald aber erschien auch dieses als eine bekannte Nothwendigkeit und fiel weder ihr noch andern weiter auf. In manchen Stücken gelang es sogar der Marquesa, anscheinend ohne Absicht, die Ordnung des Hauses nach der ihrigen zum Theil umzugestalten. So erhielt das Mittagessen eine viel spätere

Digitized by Google

№. 236.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend 2. Oktober 1830.

— Da gibt es guten Zeitvertreib;
Sie ist rein toll, wo nicht ein Teufelsweib.

Shakespeare.
Die gezähmte böse Sieben.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

Ueber der Marquesa Herkunft schwebte ein Dunkel, welches aber ihre vertraute Kammerfrau, Luise, der Gutsherrschaft zur Dämmerung milderte, aus der manch erfreulicher Glanz hervorleuchtete. Daß sie zur Familie der Herzoge von Arcos gehöre, ließ Luise deutlich merken. Es schien sogar, als ob der Wittwe, denn schon in ihrem sechszehnten Jahre war der Marques von Arcos gestorben, Ansprüche an das Königreich Granada geblieben seyen. Für die zum Theil wirklich recht seltsamen Eröffnungen, mit denen Luise über diesen Punkt das Paar in Erstaunen sezte, hielt lezteres sich um so mehr zur Mittheilung seiner häuslichen Verhältnisse und Schicksale verbunden, da die Marquesa mit der freundschaftlichsten Aufmerksamkeit diesen zuhörte. Die größte Theilnahme widmete sie der Schilderung des Mißbehagens, welches der jetzigen Zufriedenheit des Paares mehrere Jahre vorausgegangen war. Ungeduldig hatte nämlich der Baron auf einen Erben gehofft, und in demselben Grade, als seine Hoffnung immer schwächer wurde, war die Sehnsucht darnach heftiger geworden. Die Baronesse nahm schmerzlich Theil an dem fruchtlosen Sehnen und seiner Trauer darüber. So hatte denn ein Hauch des Verderbens zwei Personen getroffen, welche zuvor ganz bestimmt schienen, ihr Glück gegenseitig zu begründen und das Muster einer vollkommenen Ehe zu seyn. Mit einem Mal aber erhellte eine Aussicht, an die man nicht mehr geglaubt hatte, freundlich das immer tiefer gewordene Dunkel ihrer Seele, bis mit der Geburt eines gesunden und kraftvollen Sohnes eine Sonne über ihrem Leben aufging, deren Strahlen in der Erinnerung an die verschwundene trostlose Nacht um so erquickender auf sie wirkten. Beiden, dem Baron wie der Baronesse, war dieses Kind gewissermaßen der Mittelpunkt alles Lebens und all ihrer Liebe geworden und das immer mehr, da einige Zeit nachher die fernere Hoffnung auf Nachkommenschaft sich ganz zu verlieren schien. Ohne Zweifel wendeten beide zu ausschließend ihr Auge auf den Kleinen. Um nur ihm recht leben zu können, vernachläßigten sie die Bekannten und Freunde in der Nachbarschaft. Allmählig hatten alle geselligen Verbindungen zwischen dieser und Waldows aufgehört. Lezlere befanden sich wohl dabei. Bei allem Glücke aber, in dessen Genusse sie sich fühlten, gab es doch wieder einen Gedanken, welcher zuweilen, wenn sie ihm nachhingen, sie in wahrhafte Verzweiflung versenkte. Es war die Möglichkeit des Verlusts ihrer einzigen Freude, dieses Kindes. Aber statt hiervon auf die Nothwendigkeit sich hingewiesen zu sehen, das Herz im Leben nicht ausschließend Einem Gegenstande zu widmen, suchten sie zulezt gewöhnlich ihre Beruhigung in der Vorstellung, daß, bei der seltenen Kraftfülle ihres Isidor, ein Unfall kaum zu besorgen sey.

Besser als aller andere Umgang schien dem Paare die durch ein Ungewitter ihm zugeworfene neue Bekannte zuzusagen, vorzüglich vielleicht darum, weil die meisten Gewohnheiten derselben von den ihrigen abwichen. Aller-

Digitized by Google

dings hatte die Baroneſſe zuweilen Mühe, ihr Staunen zu verbergen, wenn die Marqueſa gegen ſie über Angelegenheiten, welche die Sitte ihres Geburtslandes mit Worten zu berühren ſcheuet, ſich ganz rückſichtlos ausſprach. Allein die Marqueſa that ſogar dieſes nicht ohne eine hinreißende Grazie. Der Mangel an jeder Befangenheit warf auf ihre gewagteſten Aeußerungen einen Schein der Unſchuld, der, nach der Baroneſſe Meinung, wenigſtens ſo viel werth war, als die Zurückhaltung, welche man ſie von Kindheit an beobachten gelehrt hatte. Uebrigens fand auch manches allzu Auffallende Entſchuldigung in ihrer nicht hinreichenden Bekanntſchaft mit der deutſchen Sprache, die ſie aber doch ſehr verſtändlich zu handhaben wußte; zwar nicht ohne häufige Fehler, allein dieſe ſogar gewährten den Zuhörern einen ganz eigenthümlichen Reiz, beſonders wenn ſie, durch eine Bemerkung oder ein Lächeln darauf aufmerkſam gemacht, ſich ſelbſt darüber auslachte und ſich höchſt einfältig und ungelehrig nannte. Aeußerſt einnehmend war ihr Geſang zur Laute. Ihre Stimme verunglückte nicht ſelten im Zimmer, wegen ihrer Stärke und des zuweilen allzuſchneidenden Tones; deſto mehr riß ſie hin, wenn ſie in einer wilden Gegend auf einem einſamen Waldplatze ertönte, wo ſie zuweilen in eine Art bacchantiſcher Raſerei gerieth. Das im Allgemeinen über die Marqueſa ausgeſprochene Urtheil des Barons und ſeiner Gemahlin ſtimmte überein, in dieſer Raſerei aber fand es einen Punkt, wo es völlig verſchieden war. Während die Baroneſſe nicht beſchreiben konnte, wie eine ſo unglaubliche Wildheit ihr recht in der Seele verhaßt ſey, hatte ihr Gemahl Mühe zu bergen, welch ſeltenen Genuß er darin fand.

3.

Auf dem Raſen einer Anhöhe, von wo aus man ſehr weit in den maleriſchen Reichthum der ſchönen Gegend hineinſchauen konnte, ſaß das Ehepaar. Auf die Bitte ſeiner Gemahlin hatte der Baron eben ein Buch aus der Hand gelegt, aus dem er ihr vorgeleſen. In einiger Entfernung von ihnen hatte die Marqueſa ſich gelagert, die zuvor bei ihnen geſeſſen. Eben ſein Leſen war offenbar die Urſache ihres Hinweggehens geweſen, obſchon ſie ſelbſt das Buch dazu ihm in die Hand gegeben hatte. Der Baron war ſichtbar empfindlich über dieſes Benehmen der ewig von langer Weile gequälten rückſichtsloſen Frau geweſen, nahm ſie aber dennoch in Schutz, als jezt ſeine Gemahlin deſſen mit einiger Bitterkeit gedachte. „Allerdings," verſezte er lächelnd, „verdroß mich der Mangel an konventioneller Artigkeit ebenfalls. Sie hat nun aber einmal keine Ruhe. Lieber möchte ſie jeden Augenblick etwas anderes thun und wohl nichts ſo wenig, als ihr Nachdenken lange auf einen Gegenſtand heften. Gibt es irgend etwas, wobei ſie mitunter verweilen kann, ſo iſt das ein gänzliches Nichtsthun, ein abſoluter Müßiggang, wobei Leib und Seele zu gar keiner Regung kommt. Eben ſcheint ſie alle Aufmerkſamkeit auf die Gegend zu richten. Aber die Zeit, welche ich ſie bereits in der nämlichen Situation ſehe, iſt dazu viel zu groß. Könnte man ihr ins Geſicht ſchauen, ſo würden gewiß die dahinunter gerichtet ſcheinenden Augen wie verglaſt und unempfindlich gegen Alles vor uns ſtehen. Gerade, daß ſie ſo weit entfernt iſt, ihre Unarten zu umſchleiern oder zu beſchönigen, muß einem bei näherer Erwägung ein beſonderes Wohlbehagen gewähren." Die Baroneſſe ſchwieg. Es deutete jedoch ein leichter Anhauch von Lächeln, welcher ihr Antlitz bewegte, ziemlich klar darauf hin, daß ihr Gemahl ſie kaum zur Hälfte überzeugt hatte.

Das innige Leben, welches mit den umherſtrömenden Funken der hinabſinkenden Sonne über die ganze Gegend ſich verbreitete, feſſelte die Blicke des Paares eine Zeitlang gänzlich. Und gerade im Augenblicke, wo die Erde vom Scheidekuſſe des Tagsgeſtirns erglühte, quoll aus der ſüßen Stille ringsumher ein ergreifender Sehnſuchtsklang. Er zitterte von den Lippen der Marqueſa; ihre Laute begleitete ihn. Auch die Baroneſſe war ganz eingenommen davon; aber in demſelben Grade, als ihr Gemahl von den ſteigenden Gluth des begonnenen Geſanges ſich mehr hingeriſſen fühlte, verlor er allmählig ſeine Kraft auf die Baroneſſe. Während der Sängerin zunehmende Wildheit in Stimme und Weſen den bereits vom Sitze aufgeſtandenen Baron, wie durch ein unwiderſtehliches Zauberband, zu ihr hin zog, nahm die Baroneſſe mit einem Blicke voll Widerwillens auf die Marqueſa ihre Stickerei ſtill zuſammen und entfernte ſich nach dem Hauſe zu. Dicht vor der Sängerin ſtand der Baron. Es war, als ob in ſeiner Nähe ihr Geſang eine neue Seele gewänne, als ob die Flamme glücklicher Liebe ihr ſchwarzes Auge von der düſtern, wie unter dichtem Flore glühenden, Melancholie gereinigt hätte, die ſehr oft dieſer Dame zwar zu einem höchſt einnehmenden Schmucke gereichte, aber ſie auch fortdauernd zu verwunden ſchien. Dazu prangten Roſen auf ihrer Wange, wie der Baron nie noch darauf geſehen.

(Die Fortſezung folgt.)

Die Unendlichkeit am Himmel.

(Beſchluß.)

Und doch der Menſch, der unſichtbare Wurm,
In kaum ſichtbarer Kugel Furchen kriechend,
Mißt dieſer Feuer Größ' und ihr Gewicht,
Weiſt ihnen Platz und Lauf an und Geſetz,
Als rollet' er Sandkörnern gleich die Sonnen,
Er, dem der Zirkel in der Hand zu ſchwer.

Digitized by Google

Ein jeglich Feuerfünkchen in dem Aether,
Das der zerſtreute Blick in nächtlicher
Unendlichkeit hinwegen ſieht, ein jeder
Atom, der an des Feuerhimmels Rand
Hinirrt und funkelnd ſein azurnes Licht
Erſterben läßt, und jeder Flecken Milch,
Der an dem Horizonte bleicht, und jede
Verwaſch'ne, namenloſe Himmelsfärbung:
Sie alle, Sonnen ſinds und Könige
Von Sonnenheeren, die mit zweiten Sonnen
Sich krönend, durch den unbegrenzten Raum
Planeten ſchwebend führen — hunderte,
Mit fremdem Licht geſchmückt — und die im Aether
So viel des Raums einnehmen, als der Lauf,
Der Menſchenſonn' umfaßt mit Mond und Erde
Und mit dem Morgenſtern und mit Saturn,
Der unter ſeinem fernen Ringe dunkelt.

Wie groß ſind deine Himmel, und wie krümmt
Der Menſchengeiſt ſich, fällt von ſeiner Höhe,
Wenn er dich nennt, o Gott! wenn er vom Dom
Herabſteigt, wo ſein Auge ſich verirrt,
Und wenn mit der Unendlichkeit der Himmel
Er, der Atom, ſich mißt, und wenn ſein Blick
Nun deiner Größe Wunder ahnt und ganz
Geblendet zu ſich ſagt: „und was bin ich!“
Was bin vor deinem Himmel ich, und dir,
O Herr! Ja, deiner Unermeßlichkeit
Gewicht liegt ſchwer auf mir, macht mich zum Nichts,
Verlöſcht, zermalmt mich; höher acht' ich mich
Nicht mehr, als eines dieſer Körner Sandes:
Denn dieſer Sand, vom Wirbel umgedreht,
Hat mindre Größe zwar, doch, ach, mehr Zeit;
Er wird ſein Leeres ſtets im Raume füllen,
Wenn Zeit und Platz und Name mir verſchwand.
Sein Loos, ich acht' es glücklicher als meines:
Nicht weiß das todte Nichts, daß es iſt Nichts;
Es quält ſich nicht, ſein Weſen zu vergrößern,
Es will nicht ſteigen, richten und erkennen,
Wird nicht geſpornt von unbegränztem Trieb;
Todt iſts und träumt nicht von Unſterblichkeit;
Kennt nicht der tiefgebeugten Seele Grauſen,
Denn tragen darf's nicht des Gedankens Laſt.

Ach! warum ſtieg mein Blick ſo hoch empor?
Wie glücklich war ich in der Niedrigkeit!
Mein Winkel in dem Raum, mein Blitz von Leben,
Sie ſchienen mir ein Loos, faſt neidenswerth;
Von oben ſah' ich auf das Gras herab,
Verglich mich mit dem Wurm, verachtet' ihn
Und fand mich groß: — jetzt aber, in den Abgrund
Des Seyns verſenkt, zu glauben wag' ich kaum,
Daß mich ein Blick des Schöpfers unterſcheide
Von ſich, ſo nichtig bin ich, kriechend, klein,
So tief, ſo fern von ihm, ſo nah dem Nichts!
Und meinem tiefen Schmerz geb' ich mich hin,
Wie in der Waſſer Abgrund ſinkt ein Stein;
Mein eigner Blick, als ſchämet' er ſich ſeiner,
Kehrt ſich mit ſchnödem Ekel von mir ab,
Und dann ſprech' ich zu meinem Geiſt in Zweifeln:
„Laß ab! dein Loos iſt keines Blickes werth!“

Und wieder in die Tiefe ſenket ſich
Mein ausgetrocknet Auge. Sieh! da blüht
Der Waſen unter mir, und ſummen hör' ich
Im Graſe, das ich trete, jenen Schwarm
Von Weſen, wie ſie jede Furche rollt,
Durch Gottes Hauch belebte Staubatome,
Wie jeder Strahl des Tags ſtets neue zeugt;
Zu ihrem vollen Seyn gnügt die Minute,
Ihr Wirbel wogt und ſinkt und wird erneut,
Von ihrem Leben wimmelt Sand und Luft,
Beſeelt iſt ſelbſt der Athem, den ich ziehe.
Und woher kommt dies Leben und von wem
Wird es erſchloſſen, wenn nicht von dem Blick,
An dem die Morgenröthe ſich entzündet?
Des Graſes Keimen und des Angers Blühen,
Was wär' es, ohne dieſes Blickes Strahl?
So ſenkt denn auf die ganze Schöpfungswelt
Dies Auge ſich, und da iſt nicht Verachtung,
Nicht Gunſt, nicht Maaß; vor dem Unendlichen
Iſt Alles gleich, und darum heißt's vor ihm
Nicht weniger: Menſch ſeyn, als: Sonne ſeyn.

Und jener Strahl, ich fühl's, erwärmt auch mich
Mit ſeiner Flamme, Troſt kommt in mein Herz,
Und ſo red' ich mit ihm: Menſch oder Welt
Zu ſeinen Füßen — es iſt einerlei!
Doch freu' dich, Herz! denn unſer Herr iſt groß!
Nachtſonnen, wogt! erleuchtet andre Sphären!
Ihr Eintagsfliegen, ſummt auf eurem Gras!
Laßt uns den Höchſten preiſen, droben hoch
Und drunten tief, die einen durch ihr Nichts,
Die anderen durch ihre Größe; — du
Durch den Gedanken, Menſch! du höchſte Größe,
Du Spiegel, den er ſchuf, ſich ſelbſt zu ſchau'n,
Du Wiederhall, den er ſo fern hinaus
Geſchleudert in ſein Werk, daß überall
Sein heil'ger Name wiederholet werde.
Ja, dieſe Demuth, die mich vor ihm beugt,
Sey keine Traurigkeit, ſey höchſter Preis.
Sein Wille, viel zu hoch für unſre Augen,
Geſchehʼ auf Erden, wie am Himmelszelt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Mangel an Kays am See. Weibliche Mode des Ertränkens. Literarisches.

Es ist nicht zu läugnen, alle Bauten und Anlagen, die unsere Regierung unternimmt, haben einen würdigen Charakter, und daran wird nichts gespart. So ward kürzlich die Anlage eines bedeckten Gemüse- und Blumenmarkts mit einigen dazugehörigen Gebäuden beschlossen, und dazu 535.000 Gulden ausgesetzt. Hier werden mehrere nützliche Anstalten und Schulen Platz finden, die sich bisher in engem Raum zusammendrängen mußten. Darauf werde ich in der Folge zurückkommen. Unsere neue Sternwarte mit weitem Horizonte schreitet auch wacker ihrer Vollendung entgegen.

Es ist kurios! wir Genfer haben einen schönen See, zu dem Fremde aus allen Weltgegenden herbeieilen, und wir genießen ihn wenig oder gar nicht. Es fehlt nicht etwa an gutem Willen dazu, sondern an der Möglichkeit. Versoix, Copet, Nyon, Rolle, Ouchy, Cully, Vevey und Villeneuve, desgleichen auf der savoyischen Seite Evian und Thonon haben schöne Wege und Spaziergänge am Seeufer; wir haben keinen. Dies ist freilich nicht immer so gewesen. Wir wissen aus Urkunden, alten Büchern und Zeichnungen, daß sich vor hundert Jahren noch Fußwege am südlichen und nördlichen Ufer hinzogen, auf denen die Genfer des Abends vielfältig spazierengingen. Diese Wege sind nun sämmtlich verschwunden, die verschlossenen Gärten und Grundstücke gehen bis an den See und sind oft durch Mauern von einander getrennt. Fragt man nun, wie das zugegangen? so braucht man bei stillem, heitern Wetter nur ins Wasser zu sehen; da liegen eine große Menge Mauersteine und Pfähle stehen weit in den See hinein. Sagten es die Urkunden nicht, so lehrte es der Augenschein: das Wasser hat im Süden und Westen, wo die Rhone heftig anspült, immer mehr um sich und unter sich gefressen; die alten Wege liefen auf Steindämmen hin; seitdem diese nun größtentheils eingestürzt sind, ist das Wasser unmittelbar an die Grundstücke getreten. Nun fragt sich's aber, war der Staat oder waren die Seeanlieger zur Erhaltung dieser Dämme verbunden? und im letztern Fall, könnten sie nicht noch jetzt zur Wiederherstellung derselben gezwungen werden? Einige haben schon Dämme und Mauerufer errichtet, sie aber dann als ihr Eigenthum betrachtet und unzugänglich gemacht. In der französischen Zeit, zumal wo bei allen Reichen und Wohlhabenden ein Aug zugedrückt wurde, das Volk hingegen nichts war, geschah in dieser Beziehung großer Unfug, der jetzt nicht wieder gut zu machen ist, wenn man nicht alle Regierungsmaßregeln und Verfügungen aus der damaligen Zeit umstoßen will.

Wenn man es recht bedenkt, so ist es ein Glück, daß die Genfer nicht so leicht zu ihrem See kommen, denn sonst ertränkten sich noch mehr, als jetzt schon geschieht. Fast möchte man sagen, dies werde Mode, besonders unter dem weiblichen Geschlecht, dem doch sonst von Liebesexcessen und Leidenschaftlichkeit nichts vorzuwerfen ist. Eine Putzmacherin hat einen hübschen Laden miethen wollen, eine andere kommt ihr darin zuvor, gleich geht sie ins Wasser; ein anderes Dämchen kann das Geld zu einem Schawl nicht auftreiben, fort, ins Wasser. Einer aber erging's gar fatal, und mir nichts, dir nichts ward sie wieder herausgefischt und aufs Trockene gebracht. Ich weiß nicht, ob meine deutschen Landsmänninnen auch so eine entsetzliche Abneigung vor dem haben, was nicht ist und was doch seyn sollte, oder wie es Torricelli nennt, vor dem Leeren. Hier ist es wenigstens so. Daher treiben sie sich mit Steifleinwand, Fischbein, Kork und Ouatte an allen Ecken und Enden auf; durch dergleichen Unterschiebsel lügen sie Fülle und schöne Formen, wo nur Knochen zu finden sind. Und dies alles ist so täuschend erlogen und nachgemacht, so gut abgerundet, daß selbst ein Kenner irre wird. Ich wenigstens habe schon einige Wetten verloren, und ich will den sehen, der seiner Sache gewiß ist. Nun, daß ich zur Sache komme. Ein so ausgefüttertes und beforktes Frauenzimmer hat mit ihrem Liebhaber einen Verdruß, der ihr das Leben unerträglich macht; also flugs ins Wasser. Aber was geschieht? Zwei ungeheure Gigots und eine mächtige Korktournüre erhalten sie aufrecht; sie macht die unsäglichsten Anstrengungen, um zu Grund zu gehen — unmöglich! die zwei Gigots schwimmen wie Schweinsblasen über dem Wasser und unten treibt der Kork immer nach oben. Am Ende fängt sie an zu schimpfen und zu schelten. So finden sie einige Fischer, die ihr zu Hülfe geeilt waren. Der Zufall führte mich herbei, als sie diese donna del lago oder Wasserjungfer ans Land brachten. Es war ein erbarmenswerther Anblick, denn das ganze Kunstgestell war nun durch die nassen, dicht anliegenden Kleider sichtbar, und es zeigte sich der große Abstand zwischen Natur und Kunst.

In unserm literarischen Leben ist auch mitunter Ouatte zu finden. Die Arbeiten der für die neue Gestaltung des Unterrichts niedergesetzten Kommission sind noch nicht zu Ende. Darauf sind wir am gespanntesten, denn es muß viel in dieser Beziehung geschehen, wenn es besser werden soll. Das Promotionsfest der Kollegiumsschüler, über das ich mich schon früher einmal tadelnd in diesen Blättern ausgesprochen habe, war auch dieses Jahr. Dabei wurden mehrere akademische Reden gehalten. Die merkwürdigste war unstreitig die des Rektors Chenevière. In dieser Rede ward durchgegangen und aufgezählt, was in wissenschaftlicher Beziehung im vergangenen Schuljahr geschehen ist. Darin hieß es denn von Monnards Vorlesungen über die französische Literatur: „Lausanne hat uns einen seiner Professoren geliehen. Er sprach zumal über das achtzehnte Jahrhundert. Sein freier Vortrag war leicht und angenehm, sein Accent rein, seine Sprache klar und seine Kenntniß vollständig. Sein Auditorium war zahlreich, aus allen gebildeten Ständen zusammengesetzt, und zeigte steigende Theilnahme an dem Cours. Am höchsten unter den Literatoren jenes Jahrhunderts stellte er unsern Landsmann J. J. Rousseau, dessen Name und Ruhm so lange leben werden als die französische Sprache, den die ganze gebildete Welt bewundert, wenn ihm auch einige seiner Landsleute keine Gerechtigkeit widerfahren lassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Homonyme.

Es ist von Fleisch und ist von Bein,
Von Pflanzenstoff und Gold;
Es richtet, schlichtet, ordnet fein,
Doch schwillt es, bist du ihm nicht hold.

Manch schöner Kopf wird mit geschmückt,
Zuweilen plagt es ihn;
Im Hühnerhof wird's auch erblickt,
Und über Gebirge läuft es hin.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Oktober 1830.

Als Unglücksstern beherrsch' sein Wesen ich,
Und hab' zum Narrn ihn, er zum Schicksal mich.

Shakespeare,
verlorne Liebesmüh.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

Der Gesang war zu Ende. Nach einem einzigen Blicke voll der süßesten Flamme warf sie die Laute bei Seite. „Noch einmal dieses Lied, herrliche Meisterin!“ bat der Gutsherr. „Nein, Baron, mein Wort darauf, daß ich dieses Lied nie wieder in Ihrem Beisepn singen werde,“ antwortete die Marquesa lachend, indem sie mit der schönen Hand den ihr über das rechte Auge herabquellenden Reichthum des schwarzen Haares unter das brennend rothe seidene Netz zurückzwang. Dazu veränderte sie mit ungemeiner Kraft und Anmuth ihre seitherige Lage so, daß sie im selbigen Augenblicke neben ihm stand. „Kommen Sie,“ sprach sie, ihren Arm unter den seinigen schiebend. „Sie haben ein Unrecht gut zu machen!“ fügte sie hinzu und schaute ihn an, mit einer Miene, deren Freundlichkeit ein Anhauch von Unmuth trübte. „Ein Unrecht? Das Ihnen geschah?“ — „Auch mir gewissermaßen mit: statt zu mir herüber zu kommen, hätten Sie der Baronesse folgen sollen.“ Jezt erst bemerkte er, daß diese weggegangen war. „Ich wußte ja nicht einmal —“ versezte er. „Wieder ein Hauptfehler. Darf je der Gemahl seine Gemahlin, um einer andern willen, auch nur auf Augenblicke vergessen?“ Bei diesen Worten sah die Marquesa ihm mit dem ganzen Feuer ihres Blickes in das unruhig gewordene Antlitz. Sogleich aber fügte sie lachend hinzu: „Legen Sie in den Ernst meiner Worte um Gotteswillen keine Wichtigkeit, lieber Baron. Lassen Sie uns vielmehr Ihre Gemahlin aufsuchen und Buße thun vor ihr. Mit Unwillen, kann ich Ihnen sagen, mit Unwillen gegen mich verließ sie den Platz.“ — „Durch diese Voraussetzung geschieht ihr doch wohl Unrecht!“ entgegnete der Baron. „Ich thue ihr nicht Unrecht, und sie hat auch nicht Unrecht. Sie, Baron, und ich, wir beide haben es allein. In Ihrem Beisepn äußerte die Baronesse schon einmal gegen mich, daß ihr dieser Gesang nicht recht sey, und doch war es Ihnen, wie mir, entfallen. Außerdem würde ich ihn ja so wenig vorgetragen, als Sie, während des Ihrer Frau mißfälligen Liedes, sich zu mir herüberbemüht haben.“ — „Meinen Sie,“ erwiederte der Baron, „daß in Deutschland der Mann jede Grille seiner Gattin berücksichtigen und ihr, wider bessere Ueberzeugung, nachgeben müsse?“ — „Auf die Beantwortung solcher Streitfragen,“ entgegnete sie höchst schalkhaft, „ist mein Scharfsinn nicht eingerichtet.“ — „Sie eilen ja ungemein,“ sprach lächelnd der Baron, als sie wirklich mit mehr als gewöhnlicher Schnelle dem Schlosse zuschritt. „Weiß man denn,“ fragte sie, „in Deutschland noch nicht, daß wo man etwas gut zu machen hat, jeder Augenblick zusammengenommen werden muß?“ Mit dem ausgesprochenen Worte schien aber auch dessen Sinn ihrem Gedächtnisse wieder entschlüpft. „Luise!“ rief sie, ihre Kammerfrau in einiger Entfernung wahrnehmend.

Die zephyrleichte Gestalt Luisens konnte ihren französischen Ursprung nicht verläugnen: ein äußerst nied-

licher Wuchs, verbunden mit der anmuthigſten Gelenkigkeit. Das artige Geſichtchen eignete ſich ganz, als Muſter zu einem für den Geſchmack der Mehrheit in Frankreich berechneten Doſenporträt zu dienen. Sie war durchaus nicht ſchön, ja im Einzelnen kaum hübſch, der Mund winzig klein, die Naſe ebenfalls. Die ſchmalen Augenbraunen zogen einen ſcharfen, dunkeln Halbzirkel um das hellbraune Auge, das raſtlos ſich geltend zu machen ſuchte. Dieſes und das ſtete Lächeln, wodurch der zu kleine Mund einiges Anſehen gewann, war eigentlich der Zauber, welcher dem ganzen Geſichte unter den Männern viel Freunde zu erwerben pflegte. Dabei wußte Luiſe ihrem kaſtanienbraunen Haare jeden Tag eine andere Form zu geben. Die Koſten ihres Anzugs trug offenbar ihre Gebieterin. Denn an Feinheit des Stoffes übertraf er nicht ſelten die Kleidung der Marqueſa, von welcher er übrigens völlig abwich. Die niedliche Franzöſin ließ ſich nämlich durch das Pariſer Modejournal im eigentlichen Verſtande tyranniſiren, die Marqueſa dagegen behielt, während ihres ganzen Aufenthaltes zu Weibersthal, die Tracht ihres Vaterlandes mit Strenge bei. Luiſe verfuhr offenbar mit dem eigenen Anzuge weit nachläßiger, als ihre Herrin. Aber eben dieſe Nachläßigkeit diente ihr in der Regel zu einem beſondern Reize, ſo daß ſie die Meiſten im Verdacht eines recht ſorgfältigen Studiums deſſelben hatten. „Luiſe,“ ſagte die Marqueſa, „wer hat Dir dieſe Roſe ins Haar geſteckt? Sehen Sie nur, Baron! Könnte Amor ſelbſt die Anordnung beſſer treffen? Muß ich nicht,“ ſprach ſie weiter, „ſchon dieſer reizenden Frau wegen, ſo viel als möglich die Städte fliehen? Bei ſo großer Anmuth iſt ſie ja keinen Augenblick vor einem Manne ſicher, dem ſie wider Willen das Herz entwendet und der nicht eher ruht, als bis ſie ihm ihr Jawort gegeben hat!“ Demüthig drückte die Franzöſin die Hand der Marqueſa an ihre Lippen, die Marqueſa aber umarmte ſie mit Herzlichkeit.

War es der Widerſpruch zwiſchen der kurz zuvor von ihr behaupteten Nothwendigkeit einer eiligen Abbitte und dem nunmehrigen, ganz unnöthigen Aufenthalt, oder war es das völlige Heraustreten aus dem Verhältniſſe zu ihrer Kammerfrau, was den Baron verſtimmte, genug, der Marqueſa entging, als Luiſe wieder hinweg war und ſie ihren Weg weiter verfolgte, die Veränderung keineswegs. Sie ſchien die leztere Urſache anzunehmen und ſprach: „Entſchuldigen Sie die unwillkührliche Aufwallung meines Herzens. Ein Unglück, auffallend ähnlich mit dem meinigen, muß wohl zwiſchen dieſer Perſon und mir die durch die Verſchiedenheit der Verhältniſſe gezogene Schranke zuweilen aufheben. Die Ungleichheit des Standes verſtummt oft vor der Gleichheit des Unglücks. Uebrigens kann Ihnen kaum entgangen ſeyn, daß meine Luiſe, weit entfernt, meine Achtung vor ihr zu mißbrauchen, am gehörigen Orte immer nur als meine Dienerin erſcheint. Und zwar iſt ſie lezteres einzig aus eigenem Willen. Meinem Wunſche nach ſollte ſie mir nur zur Geſellſchafterin und Reiſegefährtin dienen. Das iſt denn auch der Grund, weßhalb ich die Duldung der trefflichen Frau in Ihrer Nähe ſo oft in Anſpruch zu nehmen pflege. Daß ſie von ſehr gebildeten Eltern ſtammt, gibt ihr ganzes Betragen wohl deutlich genug zu erkennen. Es freut mich, daß ſich dieſe günſtige Gelegenheit fand, ihr vor Ihnen eine Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, die ich ihr ſchuldig zu ſeyn glaube.“

Ein vollkommenes Bild vom Gegenſatze des Widerwillens, mit dem die Marqueſa ſie hatte verſchwinden ſehen, kam die Baroneſſe, welche aufgeſucht werden ſollte, ihnen bereits entgegen. Das freundlichſte Wohlwollen belebte die wahrhafte Schönheit ihres Antlitzes und das Ebenmaß ihrer Geſtalt. Der kleine Sohn lächelte auf ihrem Arme. Die ſchöne Stille des Gemüths, die ſich in ihrer ganzen Haltung ausprägte, ertheilte ihr, nur auf andere Weiſe, den Heiligenſchein, mit dem die alten Maler die Madonna auszuſtatten pflegten, an deren Bild ihre jetzige Erſcheinung Jedermann erinnern mußte. Sie ſtand im Begriff ihren Gemahl wieder aufzuſuchen. Sie glaubte ihm und der Marqueſa eine Vergütung des Unmuths ſchuldig zu zu ſeyn, von dem ſie ſich hatte übereilen und hinwegtreiben laſſen. Sie fürchtete, beiden Unrecht gethan zu haben. Der wilden Ueppigkeit im Geſange der Marqueſa brauchte ja nicht gerade ein Anſchlag auf den Baron zum Grunde zu liegen. Sie war vielleicht nichts als ein eigenthümlicher Ausdruck in ihrer glühenden Geburtsgegend, wie des Liedes Inhalt ihn dort erforderte. Und daß ihr Gemahl ſo bezaubert davon erſchien, das ließ ſich ja ebenfalls aus dem beſondern Reiz erklären, irgend eine wohlgebildete Andaluſierin in dieſer Situation zu ſehen. Einen perſönlichen Antheil an der Marqueſa hatte ohnſtreitig blos ihre eiferſüchtige Laune der Sache untergelegt. Sie kannte ja ihres Gemahls Liebe zu ihr, ſeine Grundſätze. Und ihm als ein Unrecht anzurechnen, daß er den ächtnationalen Geſang eines ſpaniſchen Liedesliedes aus höherem Geſichtspunkte betrachtete, als die deutſche Weiblichkeit ihr ſolches erlaubte, wäre doch in der That das ſchreiendſte Unrecht an ihm geweſen. Geleitet von dieſem Gedanken und von dem Drange, ihr Verſehen auszugleichen, war die Baroneſſe den ganzen Abend die Liebenswürdigkeit ſelbſt. Und hätte wirklich in dem Baron eine unwillkührliche Aufwallung für die Marqueſa ſtattgefunden, ſo würde ſie vor der herrlichen Harmonie, in welcher das Weſen ſeiner Gemahlin erſchien, ſchwerlich haben beſtehen können, zumal da die Marqueſa, von ihrem Uebergewicht ſich gedrückt fühlend, die Laune offenbar völlig verlor und aus einem Gähnen in das andere verfiel, auch im Gefühle, ſich und andern unausſtehlich zu werden, den Vorwand, nach Hauſe ſchreiben zu müſſen, ergriff, um nur mit Anſtand ſich zurückziehen zu können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Erdrevolutionen und die Entſtehung der Berge.

Zweiter Artikel.

Die Aufgabe, die wir uns im vorigen Artikel geſtellt haben, iſt, auf der Hand der Geologie zu zeigen, auf welche Weiſe die Erde durch eine Reihe gewaltſamer Veränderungen ihre jetzige phyſiſche Beſchaffenheit und das Relief erlangt hat, das gegenwärtig die Geſammtheit der Erdunebenheiten bildet. Wir dürfen aber bei dieſer Unterſuchung nicht zu weit rückwärts gehen, dürfen uns namentlich nicht aus den Grenzen hinauswagen, innerhalb welcher die Naturforſchung Reſte untergegangener Thier- und Pflanzengeſchlechter entdeckt hat; und ſomit bietet ſich uns als ſchicklichſter Anfangspunkt diejenige Erdumwälzung dar, nach welcher die Bildung der Steinkohle begonnen hat; denn von dieſer Zeit an finden wir, daß einerſeits ſich die verſteinerten organiſchen Körper, Pflanzen und Thiere, nach und nach und immer mehr der Schöpfung nähern, in der wir gegenwärtig leben, daß andernſeits durch die allmähliche Erhebung der Hauptgebirgszüge das Land, das ſich über den Meeresſpiegel erhebt, nach und nach die Umriſſe erhielt, wie ſie unſere Karten zeigen.

In der langen Reihe von Tagen und Jahrhunderten, in der unſer Planet ſich um ſich ſelbſt dreht und ſeinen Kreis um die Sonne beſchreibt, war eine Zeit, und dieſe Zeit mußte lang ſeyn, wo das Land in unſeren Breiten mit einer unendlich kräftigen Vegetation bedeckt war, die unſerer Phantaſie ein gar ſeltſames Bild gibt. Die Botaniker haben geforſcht, welcher der mannigfachen Floren auf unſerem Erdenrund dieſe Urflora noch am meiſten gleichen möchte, und haben gefunden, daß der Pflanzenwuchs an den niedrigen Küſten und auf den Inſeln zwiſchen den Wendezirkeln noch am eheſten einen Begriff davon geben kann.

Daß dem wirklich ſo iſt, das beweiſen die unzähligen Abdrücke von, unſerem jetzigen Klima völlig fremden Pflanzenblättern und Stengeln, die man in den Flötzſchichten findet, welche die Steinkohlenlager enthalten; dieſe Lager ſelbſt ſind aber nichts als Anhäufungen jener Gewächſe, die einſt da wuchſen, wo man ſie jetzt, meiſt ziemlich tief, vergraben findet. An den Blätterabdrücken in den Gebirgsſchichten iſt häufig das Aderwerk ſo fein und deutlich ausgeprägt, als man es an natürlichen Blättern in einem Herbarium nur ſehen kann; das gleiche gilt von den Stengeln und ihren Scheiden. Ein geübter Botaniker iſt nun im Stande, durch Vergleichung dieſer foſſilen Pflanzentheile mit den entſprechenden Theilen der verſchiedenen Klaſſen jetzt lebender Gewächſe, auszumitteln, in welche Pflanzenklaſſen jene foſſilen Ueberreſte geſtellt werden müſſen. Auf dieſe Weiſe hat der franzöſiſche Botaniker Brogniart ſämmtliche bisher aufgefundene foſſile Gewächſe auf unſere heutigen Klaſſen zurückgeführt, ſie in Geſchlechter, ja am Ende in Arten abgetheilt, und der letztern bereits 500 — 550 herausgebracht.

Gibt man einem Botaniker eine Sammlung von lebendigen Pflanzen, die in einer fernen Gegend geſammelt worden ſind, ſo fällt es ihm nicht ſchwer, aus der Beſchaffenheit der Gewächſe auf die Beſchaffenheit des Klimas, in dem ſie wuchſen, zu ſchließen; ſollte es nun dieſer Analogie nach nicht auch möglich ſeyn, aus dem freilich unvollſtändigen, aber meiſtens charakteriſtiſchen Bild, das uns die foſſilen Gewächſe von den Floren der verſchiedenen Erdperioden geben, einigermaßen auf die phyſiſchen Verhältniſſe zu ſchließen, unter denen dieſe Gewächſe jedesmal wuchſen, alſo beſonders das Klima der verſchiedenen Perioden zu ermitteln? In jenem alten Zeitraum, welcher durch die Steinkohlenbildung bezeichnet wird, kommen nur Pflanzen aus zweien von den gegenwärtig angenommenen ſechs Hauptklaſſen der Gewächſe vor: es ſind einerſeits Farrenkräuter und Schachtelhalmähnliche Pflanzen, andernſeits Palmen und baumartige Liliengewächſe; jene ſchlagen bei weitem vor, und zwar ſo, daß von zweihundert und ſechzig in der Steinkohlenformation entdeckten foſſilen Arten zweihundert und zwanzig den Farrenkräutern und Schachtelhalmen angehören. So ähnlich aber dieſe Gewächſe den entſprechenden jetzt lebenden Arten ſind, ſo unterſcheiden ſie ſich doch weſentlich von denſelben im innern Bau, beſonders aber durch ihren rieſenhaften Wuchs. Es gab damals Schachtelhalme, die über zehn Fuß hoch waren und fünf, ſechs Zolle im Durchmeſſer hielten, während die größten jetzigen um mehr als zwei Drittheile kleiner ſind; baumartige Farrenkräuter, vierzig, fünfzig Fuß hoch, während die ſtärkſten Farren unter den Tropen gegenwärtig höchſtens zwölf Fuß hoch werden. Wo wir nun heutzutage die Farrenkräuter in großer Anzahl gegen die andern Gewächſe überwiegen ſehen, da herrſcht ſehr große Hitze und Feuchtigkeit. Sehen wir uns aber näher um, wo auf der jetzigen Erde die Flora ſich jener foſſilen urweltlichen am meiſten nähert, ſo finden wir das merkwürdige Reſultat, daß auf den Inſeln die ſogenannten kryptogamiſchen Gewächſe, und unter dieſen wieder die Farren und verwandte Familien, in ſehr bedeutendem Verhältniſſe vorſchlagen.

Aus allem Bisherigen können wir mit ziemlicher Sicherheit ſchließen, daß zur Zeit der Bildung der Steinkohle das ſich über den Meeresſpiegel erhebende Land nur aus Inſeln oder Inſelgruppen beſtand, und daß ſich noch kein großer Continent gebildet hatte; ferner, daß die Temperatur auf dieſen Inſeln weit höher war, als gegenwärtig irgendwo auf der Erde; zu letzterm Schluß berechtigt uns beſonders der rieſenhafte Wuchs dieſer Flora.

Die ausnehmende Einfachheit im Pflanzenbau jener Epoche ſcheint auch darauf hinzudeuten, daß das vegetative Leben ſich damals auf der Erde noch gar nicht lange entwickelt hatte; daſſelbe gilt auch vom thieriſchen Leben,

denn von einem Landthier findet sich in dieser Periode keine Spur, und die Meere wurden nur von Thieren der niedrigsten Klassen und von noch sehr wenigen Fischen bewohnt. Von einem Säugethier hat diese Zeit vollends keinen Ueberrest aufzuweisen. Wir haben ihrer Flora so eben einen insularischen Charakter zugeschrieben; jener Mangel an Säugethieren stimmt nun trefflich mit der Beobachtung überein, daß auch jezt noch Säugethiere auf kleinen Inseln weit seltener, ja vielleicht überhaupt erst von den Kontinenten dahin verpflanzt sind. Es ist überdieß noch die Frage, ob jene durch ihren Bau und gigantischen Wuchs so ausgezeichneten Gewächse überhaupt irgend einem Thiere zur Nahrung dienen konnten.

Wenn nun auch jene heißen, feuchten, mit so seltsamen Wäldern dicht bewachsenen, von keinem Thier belebten Inseln im unendlichen Ocean unserer Einbildungskraft ein sehr fremdartiges, düsteres Bild geben, so muß doch anerkannt werden, daß die organische Natur jener fernen Zeit, von der wir unsere Betrachtungen beginnen, sich von der heutigen im Wesentlichen lediglich nicht unterscheidet. Schon dieß aber erweckt wohl in Jedem das Gefühl, daß auch die unorganische Natur damals keinen andern Gesetzen gehorcht haben werde als gegenwärtig, daß namentlich die Flöze sich damals schon just so werden abgelagert haben, wie sie sich jezt unter unsern Augen ablagern.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsezung.)

J. J. Rousseaus Statue. Sein Lehrbrief.

Chenevière war der erste, der, seit der Restauration, in der Akademie, in feierlicher Versammlung, in Gegenwart des Staats- und des repräsentativen Raths und der Gebildeten des Volks, Rousseaus Namen nannte. Welcher Abstand, welche Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen zwischen dieser akademischen, von einem verehrten Geistlichen gesprochenen Rede und dem Augenblicke, wo der Genfer Staatsrath Jean-Jacques philosophische Schriften durch den Henker verbrennen ließ!

Wegen Rousseau's Statue ist nun Alles im Reinen. Nach Maßgabe der eingegangenen Beiträge — gegen 15,000 Franken — sollte eine Statue, sechs Fuß hoch, bestellt werden. Die für die Errichtung des Denkmals ernannte Kommission, welche größtentheils aus wohlhabenden und reichen Leuten besteht, ging aber weiter. Sie kam nämlich mit dem Genfer J. Pradier in Paris dahin überein, daß er Rousseau's Statue acht Fuß hoch machen solle. Anfangs war man nicht einverstanden, ob dieselbe aus Carrarischem Marmor oder aus Bronze gemacht werden solle; die Meinung für lezteres gewann endlich aus guten Gründen die Oberhand. Ich habe das Modell gesehen, das Pradier gemacht hat. Sehr passend ist Rousseau sizend vorgestellt, mit dem Vorderkörper vorgebeugt, den Kopf etwas zur Seite geneigt, wie er im Leben pflegte. Der Ausdruck hat mir sehr wohl gefallen, und ist ganz im Charakter Jean-Jacques. Dadurch wurde die moderne Draperie leichter, als wenn er stehend vorgestellt worden wäre. Ich wollte, Rauch hätte für sein kleines Goethisches Standbild dieselbe Stellung gewählt, dann würde der fatale Oberrock weniger unangenehm auffallen. Die Statue soll Ende 1831 fertig seyn; sie wird freilich viel mehr kosten, als bisher dafür zusammengekommen ist.

Da ich einmal bei Rousseau bin, von dem ich nie leicht loskommen kann, so will ich Ihnen doch einen Fund mittheilen, welcher ihn betrifft. Es ist das Notariatsprotokoll, das aufgenommen wurde, als der Knabe bei dem Graveur Abel Ducommun — der Mann hatte den Namen mit der That — in die Lehre gegeben wurde. Dies Aktenstück wurde erst neulich durch einen glücklichen Zufall entdeckt. Ich sezе es im Original her, da dergleichen in der Uebersezung sehr verliert: Du vingt-six Avril mil sept cent vingt cinq avant midy. Établi en personne Sieur Gabriel Bernard, citoyen de cette ville, lequel de son bon gré baille et remet pour apprenti Jean-Jacques Rousseau, fils du Sieur Isaac Rousseau, son neveu, ici présent et ainsi désirant être fait au Sieur Abel Ducommun, maitre graveur, citoyen de cette ville ici présent et acceptant; et c'est pour le terme de cinq années prochaines et consécutives, à commencer le premier May prochain et à semblable jour devoir finir, pendant lequel temps le dit Sieur Ducommun promet d'apprendre au dit Rousseau apprenti sa dite profession de graveur, circonstances et dépendances dont il se méle, sans lui en rien cacher, ni céler, en tant toutefoi que le dit apprenti la pourra comprendre, et demeure aussi chargé de nourrir et de coucher le dit apprenti pendant le dit temps et l'élever et instruire en la crainte de Dieu et bonnes moeurs, comme il est convenable à un père de famille. Ce qui a été ainsi convenu moyennant la somme de trois cents livres argent courant de cette ville et deux Louisd'or d'épingles, payables en trois payemens par le dit Sieur Bernard, savoir: cent livres et les deux Louisd'or au premier Août prochain; autres cent livres au premier Août mil sept cent vingt six, et les dernières cent livres au premier Août mil cept cent vingt-sept, et outre ce le dit Sieur Bernard demeure chargé de vétir et blanchir le dit apprenti, de toutes choses à lui nécessaires, et demeure aussi garant de la fidélité du dit apprenti et qu'il n'absentera point le service de son dit maitre sans congé et cause légitime, à peine de tous dépens, dommages et interêts qui à ce défaut s'en pourraient ensuivre. Ainsi convenu entre les parties qui ont promis par serment d'avoir à gré le présent acte et n'y contrevenir, à l'obligation de leurs biens présent et à venir, submissions à toutes cours, constitutions des dits biens, renonciations à tous droits contraires et autre clauses requises. Fait et prononcé au dit Genève dans la maison d'habitation du dit Sieur Bernard etc. — In diesem auch durch seine Sprache komischen Protokoll ist nichts merkwürdiger als die Stelle, wo Ducommun verspricht, den kleinen Jean-Jacques sein Gewerb zu lehren, vorausgesezt, daß der Lehrling es zu begreifen vermöge!

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 238.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. Oktober 1830.

Fall' an sein Herz, an seine Brust,
Als Kind in seinen Schooß;
Du bist in Vaters Lieb und Lust
Mehr als die Schöpfung groß.

Herder.

Hymne des Kindes bei seinem Erwachen.

Nach Alphonse de Lamartine, von Gustav Schwab.

O Vater, dem mein Vater flehet,
Den man nur knieend nennen soll,
Deß Name süß und grauenvoll,
Vor den gebeugt die Mutter gehet.

Man sagt, daß dieser Sonnenball,
Als leichter Spielball, vor dir liege,
Und sich zu deinen Füssen wiege
Wie eine Lampe von Krystall.

Man sagt, du habest unsern Auen
Die kleinen Vögelein geschenkt,
Und habest Seelen eingesenkt
Den kleinen Kindern, dich zu schauen.

Man sagt, es kommen her von dir
Die Blumen in dem schmucken Garten,
Und ohne dich auf Früchte harrten
Umsonst vom Obstgehege wir.

Du rufst zur Gabe deiner Gnaden
Die ganze Welt auf ihre Spur;
Zu diesem Feste der Natur
Ist auch das Würmchen eingeladen.

Vom Quendel frißt an grüner Wand
Das Lamm, es hängt am Klee die Ziege,
In weißen Tropfen schlürft die Fliege
Den Rahm von meines Napfes Rand.

Der Sperling folgt dem Futterschwinger;
Die Lerche fliegt am Schnitter hin,
Ein fallend Korn ist ihr Gewinn;
Das Kind läuft an der Mutter Finger.

Und alle Gabe der Natur
Zu haben Mittags, Abends, Morgens,
Was braucht es da viel Müh' und Sorgens?
Wir sprechen deinen Namen nur.

O Gott! auch meine Lippe stammelt
Das Wort, vor dem der Engel bebt,
Des Kindes Stimme nicht verschwebt
Im Chor, der sich vor dir versammelt.

Er liebt Gebete, wie man spricht,
Die ihm der Kinder Lippe streuet,
Weil er der Unschuld sich erfreuet,
Die in uns ist — wir wissens nicht.

Der Kinder schwache Tön' erreichen,
Sagt man, am leichtesten sein Ohr;
Es schweb' um ihn ein Engelchor,
Und wir auch sollen Engeln gleichen.

Ach, wenn der Ferne denn versteht
Das Wort, das meine Lippen hauchen,
So soll ihm stets, was andre brauchen,
Vertrau'n mein kindliches Gebet.

Digitized by Google

Das Waſſer gieb, o Gott, den Bächen,
Den Sperlingen die Federn gieb,
Das Wollenfell den Lämmern lieb,
Und Schatten gieb und Thau den Flächen.

Geſundheit gieb dem kranken Mann,
Dem Armen Brod auf ſeine Bitte,
Dem Waiſenknaben eine Hütte,
Gefangnen Rettung aus dem Bann.

Dem Vater der, o Herr, dich ſcheuet,
Gieb Kinder gnug, des Hauſes Zier,
Und Weisheit gieb und Segen mir,
Damit ſich meine Mutter freuet.

Gut laß mich ſeyn, bin ich auch klein,
Mich ſeyn, wie jenes Kind im Tempel,
Das vor mir hängt, mir zum Exempel,
Und lächelt in mein Bett herein.

Gerechtigkeit ſey meine Zierde;
Gieb Wahrheit mir auf meinen Mund,
Laß reifen dann im Herzensgrund
Dein Wort in Furcht und Lernbegierde.

Und meine Stimme hebe ſich
Zu dir, wie Duft empor ſich ſchwinget,
Der aus der Weihrauchpfanne dringet,
Gewiegt von Kindern, klein wie ich.

Das Gewitter.

(Fortſetzung.)

4.

Weit früher, als die Marquesa ſonſt aufzuſtehen pflegte, war ſie am folgenden Morgen ſchon mit Luiſe nach der drei Stunden entfernten Reſidenz gefahren. Spät am Abend erſt kehrte ſie zurück. Der außerordentlich gute Humor, den ſie mitbrachte, verbreitete den höchſten Glanz über die anmuthvolle Geſtalt. Eine kränkliche Tante, deren Tod ſie gefürchtet und welche ſie unverhofft gleichſam verjüngt geſunden hatte, war, ihrer Angabe nach, die Urſache. Dieſes Wiederfinden äußerte auch, wie ſie ſagte, den weſentlichſten, erfreulichſten Einfluß auf ihre Zukunft. Die Tante hatte ihre Ausſöhnung mit der Familie zu bewirken verſprochen. Sehr bald dachte die Marquesa nach der Heimath zurückzukehren, wo mit dem Wiederaufleben jener verehrten Verwandten Alles eine neue Geſtalt für ſie gewonnen zu haben ſchien. Zwiſchen Scherz und Lachen verfiel ſie in behagliche Träume ihres Wiederſehens der hohen Felſen von Arcos de la Frontera und des unten dahin ſchleichenden Fluſſes der Vergeſſenheit (Guadalete). Sie verſicherte, dort und anderwärts einiges Aufſehen mit ihrem Tanzen erregt zu haben, ging dann an den Zweifel, ob ſie auch, bei dem langen Mangel an aller Uebung, noch damit fortkommen werde, einen tiefen Seufzer und zeigte die in der Stadt eingekauften Caſtagnetten vor, mit denen ſie ſich wieder etwas, hauptſächlich im Fandango, einzuüben gedenke. Der Baron bat ſehr, daß ſie ihn von dem Verſuche, wenn ſie ihn mache, in Kenntniß ſetzen möchte. „Nachſichtige Beurtheiler,“ antwortete ſie, „als welche Sie mir bereits bekannt ſind, müſſen mir freilich angenehmer ſeyn, als ſtrenge Kritiker, und ſo iſt mir dieſes Ihr Verlangen willkommen. Noch mehr: viel zu aufgeregt, um den zu frühzeitig abgebrochenen Schlaf nunmehr nachholen zu können, bin ich nicht abgeneigt, mich ſogleich dazu zu entſchließen, Ihnen für das Erſte nur eine ſchwache Idee davon beizubringen. Liegt mir doch ſelbſt daran, baldigſt zu wiſſen, ob ich mich noch darauf werde einlaſſen dürfen.“

Natürlich gab der Baron ihrem Erbieten ſeinen Beifall, und ſie entfernte ſich, um nach einiger Zeit ganz in vaterländiſcher Tracht mit ihrer zum Tänzer umgeſtalteten Kammerfrau erſt eine ausdrucksvolle Pantomime darzuſtellen und dann in den Fandango überzugehen. Die würdige Stille ſeines Anfanges machte einen recht guten Eindruck auch auf die Baroneſſe. Allein dieſer verminderte ſich in dem Grade, als der Charakter des Tanzes ſie immer weiter aus derſelben hinausriß. Immer höher wogte der Sturm der Leidenſchaft; von ſeiner Woge getragen, ſchienen die feinen, in grüne Seide mit goldener Stickerei gekleideten Füße in der Luft zu ſchweben. Mit wachſender Freude ſchmiegten Waldows Blicke ſich innig und inniger an die Geſtalt und jede ihrer Bewegungen an. Sein unwillkührliches Bravo und Händeklatſchen ſchauerte zwar der Baroneſſe durch alle Glieder; allein außer daß ihr keuſcher Blick nach dem eigenen Buſenflore ſich zurückzog, bezwang ſie jede Aeußerung der Abneigung. Als endlich die Tänzerin in völliger Erſchöpfung auf ein Sopha niederſank, begleitete ſie ſogar den Gemahl zu ihr hin, ſeiner Bewunderung wenigſtens einen kurzen Dank für die gewaltige Anſtrengung hinzufügend.

5.

Die Marquesa kam von einem Beſuche auf einem benachbarten Gute weit früher zurück, als der Baron erwartet hatte. Die Freude verklärte ihr Geſicht noch entſchiedener, als nach der geſtrigen Heimkehr. Leicht begrüßte ſie den am Fenſter leſenden Baron und flog dann zu dem offenſtehenden Pianoforte. Dort ſpielte ſie etwas aus der aufgeſchlagen liegenden Ouvertüre der Stummen von Portici und ſprang dann wieder auf, nach der Baroneſſe fragend. Waldows Nachricht, daß die Baroneſſe auf ein benachbartes Gut gefahren ſey, warf einen leichten Schleier des Unmuths über das ungewöhnlich rothe Geſicht

Digitized by Google

der reizenden Dame. „Ich bat sie," sprach die Marquesa, „doch so sehr, mich dorthin mitzunehmen, und da muß sie gerade heute, hinter meinem Rücken den Besuch abthun! Und wer ist Schuld an dergleichen kleinen Feindseligkeiten, als Sie, Baron? Wissen Sie noch an jenem Abend auf dem Berge? Ihr partheiisches Wohlgefallen an meinem Gesange stellte sich da dem, vermuthlich weit gerechteren Verdrusse der Baronesse so schroff gegenüber; dann gestern bei dem Fandango." Waldow antwortete unmuthig: „diese Aeußerungen schuldloser Gefühle sollten die Baronesse eher erfreuen, als daß sie sich dadurch für verletzt achten dürfte." Lachend schüttelte die Spanerin das Haupt: „Sie sind hierin im Unrecht, Baron. Wir Frauen haben so gut unser Bischen Eitelkeit, wie die Männer, und diese verlangt Schonung. Darf ich daher wohl bitten, mein werther Freund, daß Sie, während meines Aufenthalts auf Ihrem Gute, nicht wieder solche kleine Unvorsichtigkeiten zu meinem offenbaren Nachtheile begehen? Meine hiesige Zeit ist kurz, sehr kurz, und ich möchte so gern eine recht freundliche Erinnerung in diesem mir so werthen Hause zurücklassen." Eine ganz eigene Grazie leuchtete aus dem Gesichte der Dame. „Gut, gut!" sprach sie, als der Baron ihre Hand mit dem Ausdrucke tiefer Empfindung an seine Lippen zog. „Ich verstehe die Zusage und denke Ihnen solche, bei dem kleinsten Verstoße dagegen, wohlwollend ins Andenken zu rufen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Das alte Land, auf dem die Vegetabilien wuchsen, welche die Steinkohlenschichten bilden, ist gegenwärtig nur darum schwer zu unterscheiden, weil es später durch so zahlreiche Umwälzungen untereinander geworfen wurde. Doch ist unverkennbar, daß manche Theile des Bocage in der Normandie, einige hügelichte Partheien in England, verschiedene Theile vom Auvergner Plateau, den Vogesen u. s. w. zu den Inseln gehörten, welche in jener fernen Zeit sich über den Spiegel des Meers erhoben. Aber auch sie bestehen aus Flötzen, deren Schichten unter Winkeln geneigt liegen, während die Steinkohlen an ihrem Fuße horizontal gelagert sind; auch diese Inseln hatten sich also durch Naturereignisse aus dem Schooße des Meers erhoben, die aber der Bildung der Schichten, in denen wir die Steinkohlen finden, vorangingen.

Auf keine Gebirgsart paßt der Ausdruck Flötz besser, als auf die Steinkohlenformation; Niemanden wird es wohl einfallen, daß die Schichten von Sand und Schlamm, zwischen denen man die Blätter und gigantischen Stengel der ältesten Gewächse in so großer Menge liegen sieht, sich im Wasser anders als wagerecht niedergeschlagen haben. Und doch gibt es keine Gebirgsart, deren Schichten häufiger zerbrochen und tausendfach untereinander geworfen sind; dies ist auch ein Hauptgrund, warum der Bau auf Steinkohlen häufig so schwierig ist. Diese Zerklüftung eines so alten Depots darf uns aber nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß die zahlreichen Emporhebungen, die seither stattfanden, alle darauf gewirkt haben.

Wenn wir im Bisherigen über die Periode der Steinkohlenbildung etwas weitläuftiger waren, so geschah dies theils wegen des allgemeinen Interesses des Gegenstandes, theils um einen Ausgangs- und Anhaltspunkt zu gewinnen; wenn wir im Folgenden die verschiedenen Flötzbildungen und auftretenden Bergsysteme durchgehen, werden wir uns, da wir uns nicht zu tief in die Geologie einlassen wollen, kürzer fassen müssen.

Nach der Steinkohlenformation treten nach einander von unten nach oben als Hauptglieder der Flötzbildung auf: der rothe Sandstein des Schwarzwalds und der Vogesen, der eine Formation für sich bildet; dann die Gruppe des bunten Sandsteins der Vogesen und des Schwarzwalds, des Muschelkalks und des bunten Mergels; ferner die Formation des Jurakalks, endlich die des grünen Sandsteins und der Kreide; nach dieser folgen nach oben die sogenannten tertiären Gebilde. — Zwischen jede dieser vier Bildungen nun, die als die materiellen Zeugen ebensovieler Revolutionen zu betrachten sind, schiebt sich ein System von Höhenzügen; je zwischen zweien hat sich eine Reihe von Erdunebenheiten erhoben. Merkwürdigerweise jedoch gehört keiner der Berge, die sich von der Steinkohlenformation an durch alle oben genannten Glieder durch erhoben haben, zu einem der bedeutendsten Gebirge Europas, wie dieß aus der folgenden flüchtigen Uebersicht sich ergeben wird; ja was noch merkwürdiger ist, mit jeder Revolution, die einem Bergsysteme den Ursprung gibt, scheinen die Berge im Durchschnitt mächtiger zu werden.

Der rothe Vogesensandstein erstreckt sich, so viel dem französischen Beobachter positiv bekannt ist, in horizontalen Schichten nur an den Fuß der Höhenzüge bei Valenciennes, Mons, Lüttich, Aachen und Saarbrück; dieser Sandstein bildete sich also unmittelbar nach der Steinkohle, nachdem dazwischen die Erdschichten jener niederländischen Höhen gewaltsam aufgehoben worden waren. Nicht lange darauf aber begab sich eine neue Umwälzung, wodurch die Schichten des rothen Sandsteins aufgehoben wurden und damit die Vogesen und den Schwarzwald bildeten. Das Flötz, das sich nach dieser Revolution aus dem Meere niederschlug, der bunte Sandstein und der Muschelkalk, erstrecken sich horizontal durch das Rheinthal an den Fuß beider Gebirge. Die längere oder kürzere Periode von Ruhe, während

Digitized by Google

welcher also Muschelkalk und bunter Sandstein die obersten Erdschichten bildeten, endete wieder mit dem Auftreten eines neuen Bergsystems, wodurch die ebengenannten und alle frühern Schichten aufgehoben wurden. Diese Berge sind die Höhen an der Südwestküste der Bretagne, die Hügel der Vendée, das Thüringer- und des Böhmerwaldgebirge; die Schichten der vorigen Flötzformationen sind an diesen Bergen aufgerichtet, aber die nun auftretende Formation, der sogenannte Jurakalk, breitet sich wagerecht bis zu ihrem Fuße aus. Die letztgenannten Bergsysteme sind also offenbar Produkte der Revolution, welche den Muschelkalk vom Jurakalk trennt. Die nächste Formation nach dem Jurakalk ist, wie oben angegeben, unten der grüne Sandstein und oben die Kreide, die z. B. die malerischen Küsten des Kanals von England bildet. Unverkennbar nun hat sich auch zwischen diesen zwei Reihen von Bildungen ein Bergsystem erhoben, zu dem die Cote-d'Or in Burgund, das Erzgebirge in Sachsen, der Pilatusberg bei Forez, vielleicht auch zum Theil die Hügel im Norden der Bretagne, ferner die höchsten Berge von Wales und Schottland gehören. Der grüne Sandstein und die Kreide umschreiben diese Gebirge in wagerechten Schichten.

Dieß wären also im Allgemeinen die Formationen der eigentlichen sogenannten Flötzperiode, und die zwischen den einzelnen Abschnitten derselben erschienenen Höhenzüge in Europa. Werfen wir nun, ehe wir zu den spätern, zugleich interessanteren Gebirgsbildungen übergehen, einen Blick auf die Pflanzen- und Thiergenerationen, welche während dieser langen Periode auf dem Erdboden sproßten und wieder abtraten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Zahl der Studirenden. Das Jesuitenkollegium in Freiburg.

Auf unserer Akademie studiren jezt 237 Studenten, nämlich 36 Theologen (14 Genfer und 22 Auswärtige), 15 Juristen (13 G., 2 A.); 63 studiren Philosophie (44 G., 19 A.), 40 schöne Wissenschaften (40 G.) u. s. w. Von diesen 237 Studenten gehören nun 151 nach Genf, was allerdings sehr viel ist, und mehr als irgend ein anderes Land verhältnißmäßig aufzuweisen hat. Dabei muß bemerkt werden, was Sie wohl nicht geglaubt hätten, daß manche Väter ihre Knaben bei den Jesuiten in Freiburg erziehen lassen, wozu sie bei dem frühern Stand der Dinge in Frankreich ihre guten Gründe haben mochten. Denn um da angestellt zu werden und seinen Weg im Civil oder Militär zu machen, mußte ein Vater beweisen, daß sein Sohn eine gute christliche, d. h. jesuitische Erziehung genossen habe. Ich war im vorigen Juni mit einem Genfer in Freiburg, der seinen Sohn zu den Jesuiten brachte, und habe mir Mühe gegeben, ihre Anstalt kennen zu lernen, so viel als es in einigen Tagen möglich ist. Denken Sie sich ein großes Gebäude in länglichem Viereck, vier Stockwerk über dem Erdgeschoß hoch, mit 498 Fenstern. Man sollte meinen, da müßte Licht genug hereindringen! Dies stattliche Gebäude liegt wie eine große Citadelle auf dem höchsten Punkt der Stadt. Am Eingang empfing uns ein Pförtner im schwarzen Ordenshabit; er verband große Höflichkeit mit einem durchdringenden Blick. So wie wir herein waren, wurde das doppelte Eisengitter sogleich wieder hinter uns geschlossen, ungefähr wie in unserer Genfer Maison pénitentière. Der Pförtner that nun einige Schläge mit einem großen bronzenen Thürklöpfel; gleich darauf erschienen drei junge Jesuitenpatres, die den Auftrag haben, den Fremden auf ihr Verlangen die Anstalt zu zeigen, ungefähr so, wie es die chinesischen Mandarinen mit Lord Makartney machten, oder wie man Parlamentäre in belagerten Festungen herumführt. Schnellen Schritts, dem man kaum folgen kann, wurden wir durch die weiten, hellen, freundlichen und reinlichen Gänge geführt. Bewundern mußten wir die Ordnung in den Küchen, Speisesälen und Vestiarien; überall herrscht die größte Reinlichkeit, auch in den geringsten Gegenständen. Durch sinnreiche Einrichtungen kann Alles gesehen werden, was da vorgeht. Hierauf kommt man in die großen lustigen Höfe und in den Garten, wo die Zöglinge spielen, ringen, laufen und sich balgen; ist es schlechtes Wetter, so versammeln sie sich in den Recreationssälen; da stehen Billarde, ein hübsches Theater, ein Bazar mit Spielsachen aller Art; kurz, nichts fehlt zum physischen Wohlseyn und zur angenehmen, wechselnden Unterhaltung der Zöglinge. Milde und Freundlichkeit scheint überall zu herrschen, denn mild und freundlich ist auch die Sprache der Lehrer. Nur nach längerer Aufmerksamkeit zeigt sich ihre beständige Beobachtung der Zöglinge; keine Bewegung, keine Geberde, kein Wort, auch nicht die geringste hingeworfene Aeußerung entgeht ihnen, denn Alles muß mit der größten Genauigkeit in ein Buch eingetragen werden, und dies Buch wird zur Hand genommen, wenn jeden Abend der Zögling Rechenschaft von seinem Tagewerk ablegt, was unerläßlich jeden Tag geschehen muß. Wehe dem Zögling, der einen kleinen Fehler vergäße, oder ihn aus falscher Schaam verschwiege! Aufseher mit hundert Argusaugen haben Alles erspäht und aufgezeichnet, was in den Lehrstunden, beim Spiel, ja sogar im Schlaf gesprochen worden ist. Anzeigen! ist das erste und unerläßlichste Gesez des Hauses und des Ordens. Die Strafen dieser Jesuväter sind, ihrer sanften, honigsüßen Worte ungeachtet, sehr hart und erniedrigend. Vor einigen Jahren entfloh der junge Courvoisier aus der Briegger Jesuitenschule, und irrte vierzehn Tage lang im Dezember ohne warme Kleidung und Nahrung in den Gebirgen von Wallis umher. Das möchte aber noch angehen, wären nur ihre Studien besser; darin aber sind sie wenigstens um zwei Jahrhunderte zurück. Bei der Geschichte wird der P. Loriquet, bei der Naturlehre der Abbé Nollet, im Griechischen Fragmente aus St. Basilius und St. Gregorius, und in der neuern französischen Literatur nur Batteux mit einigen gewählten Fabeln und Auszügen aus Leichenreden zum Grunde gelegt. Aeußerst ärmlich ist der mathematische Unterricht, und gar erbärmlich wird Philosophie in Küchenlatein vorgetragen; desgleichen das canonische Recht. Gar mancher Professor wird hier wegen seines Wissens angestaunt, den man in Genf oder Lausanne nicht zum Baccalaureus machen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 239.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Oktober 1830.

Du Trotze Stein und Leimen, der dem Schooß
Des Chaos einst entfloß und festgerann
Und sich begrünte, dann ein großes Heer
Von Lebenden gebar und sie begrub,
Und wieder wegschmilzt in des Chaos Nacht!

Herder.

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Es liegt in der Natur der Sache, daß mit jeder Revolution, welche die Schichten der nacheinander gebildeten Flötze zu Bergen aufhob, des trockenen, aus dem Meere emporragenden Landes immer mehr wurde; daß jene Inseln und Archipele, von denen wir oben gesprochen, nach und nach zusammenschmolzen, daß sich große Eilande, endlich ein eigentlicher Kontinent bildete. Nicht lange, nachdem die Elemente wieder ins Gleichgewicht gekommen waren, scheint sich auch jedesmal der Erdboden wieder mit Grün bedeckt, mit Thieren bevölkert zu haben. So finden wir gleich in dem, unmittelbar auf den Vogesen- und Schwarzwaldsandstein folgenden sogenannten bunten Sandstein die Reste einer Menge von Gewächsen. Allem nach waren einst Vogesen und Schwarzwald, wo jezt so schöne Eichen, Buchen und Fichtenwälder prangen, dicht damit bewachsen. Die Flora unterscheidet sich bereits wesentlich von der der Steinkohlenperiode: die Farrenkräuter bilden jezt schon nicht mehr beinahe die ganze Vegetation, so häufig sie auch noch sind, bereits treten Nadelhölzer und andere Gewächse auf; kurz, die Vegetation wird, im Vergleich mit jener der Steinkohlenzeit, bereits mannigfaltiger, nimmt einen Charakter an, der schon auf eine größere, dem Meere entstiegene Länderstrecke, auf eine nicht mehr ganz so hohe Temperatur hinweist; die Geschlechter der Pflanzen nähern sich schon mehr denjenigen, welche gegenwärtig auf der Erde der Zahl nach vorschlagen, namentlich denjenigen, die in den Tropenländern wachsen. So findet man unter andern ein baumartiges Farrenkraut, und sein Wuchs berechtigt uns zum Schluß, daß damals das Klima in unsern Breiten doch noch weit heißer war als gegenwärtig. In diese, wenn nicht sogar in eine noch frühere Periode gehören auch die merkwürdigen Sandsteine in Schottland, auf deren Schichten man ganz deutlich und in großer Anzahl Fußstapfen von Schildkröten sieht. Man findet aber in dieser Zeit auch wirkliche Ueberreste von Schildkröten, deren Panzer gegen acht Fuß lang waren, und Gebeine mächtiger Eidechsen, die damals in den Flüssen der Vogesen und des Schwarzwalds hausten, wie gegenwärtig in der heißen Zone ihre Anverwandten, die Krokodille und Kaimans. Noch gehört zu dieser Formation der sogenannte Muschelkalk, ein Kalkflötz, das Werner so benannte, weil häufig der Schaalthiere, die sich darin finden, eine unendliche Menge ist. Von Säugethieren findet sich in dieser Periode noch keine sichere Spur.

Gehen wir eine Formation weiter, zu der des Juraskalks, und sehen uns um, welche Pflanzen und Thiere auf dem damals dem Meere entstiegenen Boden Europas, also z. B. in der Vendee, Bretagne, im Thüringer- und Böhmerwalde gelebt haben. Man hat in den verschiedenen Schichten der Juraskalkformation gegen siebzig Pflanzenarten entdeckt, die Reste einer neuen, eigenthümlich charakterisirten Vegetation, die sich von den der älteren,

Digitized by Google

Formationen wesentlich unterscheidet. Die kryptogamischen Gewächse schlagen immer noch in starkem Verhältnisse vor; die Familie der Farrenkräuter allein macht noch ein ganzes Drittheil aus, und bildet mit den Nadelhölzern und verwandten Geschlechtern fast die ganze Flora. Die Pflanzenfamilien, die hier vorherrschen, haben bekanntlich das Eigene — und vorzüglich von den Farren gilt dieß — daß sie auch jezt noch auf dem ganzen Erdboden vorkommen, daß sie aber im Allgemeinen nach der höhern oder niedrigern Temperatur mehr oder weniger groß und stark werden. In der Periode nun, von der wir sprechen, scheinen sie ungefähr so groß gewesen zu seyn, als sie gegenwärtig unter den Tropen werden; die kleinsten derselben würden heutzutage mindestens dem Klima des Vorgebirgs der guten Hoffnung oder Neuhollands angehören. Die Vegetation dieser Periode der Vorwelt ist zwar von allen Floren auf dem jetzigen Erdenrund gar sehr verschieden; am meisten Aehnlichkeit hat sie jedoch mit der Vegetation auf den Küsten großer tropischer Inseln, z. B. der Antillen, des Caps, der Molukken und Japans. Es läßt sich darnach nicht mit Unrecht vermuthen, daß ziemlich beträchtliche Inseln diese Pflanzen getragen haben, was mit der allgemeinen Schätzung, in welchem Verhältnisse ungefähr das trockene Land sich ausgebreitet haben mag, recht gut übereinstimmt.

Was das Thierreich betrift, so kennt man aus diesem Zeitraum nur wenige Reste von Säugethieren, und Manche haben die Aechtheit derselben lange in Zweifel gezogen. Sie gehören einer Insekten fressenden, mit den Beutelthieren verwandten Art an. Die Knochen dieses kleinen Säugethiers lagen mitten unter den Resten von Thieren aus der Familie der eierlegenden Reptilien, worunter sich verschiedene Krokodille und ein Paar andere Geschlechter fanden, deren bizarre Formen wirklich der menschlichen Phantasie, die doch von jeher in Erfindung fabelhafter, seltsamer Thiere so fruchtbar war, Troß bieten. Unsere Einbildungskraft ist, wenn es sich von Mythen handelt, gleich bei der Hand, sich einen Drachen, einen Greifen so oder so zu malen; es wird ihr aber schwer, ja sie schaudert davor, sich als wirklich lebend geflügelte Eidechsen von drei, vier Fuß Flügelspannung zu denken. Diese fliegenden Reptilien — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, der, wie Cuvier richtig bemerkt, einen wahren Widerspruch enthält — hatten einen langen Hals, einen Vogelschnabel, überhaupt das seltsamste Ansehen, und nach Bucklands Beobachtungen, waren sie wahrscheinlich, wie unsere Fledermäuse, Nachtthiere und lebten von Insekten. Die Geschlechter Ichthyosaurus und Plesiosaurus, gleichfalls Eidechsen, die in dieser Periode lebten, haben Manches mit den wallfischähnlichen Thieren gemein und sind in Wahrheit die allerseltsamsten Geschöpfe, auf die sich der an Wunder gewöhnte Naturforscher nur immer gefaßt machen konnte. Das erste Geschlecht, die Fischeidechse, hat eine Delphinschnauze, Krokodilzähne, Kopf und Brustbein wie eine Eidechse, Tatzen wie ein Robbe, aber vier, endlich Wirbelbeine wie die Fische. Beim zweiten, noch seltsameren Geschlecht sieht man einen kleinen, der Form nach dem der Eidechsen ähnlichen Kopf auf einem langen, biegsamen, dem Körper der größten Riesenschlangen ähnlichen Halse sich wiegen. Dieser Hals, der noch weit unverhältnißmäßiger ist, als der der Giraffe, und aus weit mehr Wirbeln besteht, als der Hals der langhalsigsten Vögel, namentlich des Schwans, der am meisten Halswirbel unter allen Thieren hat, saß auf einem verhältnißmäßig blos mittelmäßigen Körper, der in einen ziemlich kleinen Schwanz auslief und sich auf vier Tatzen, ähnlich den der Robben, bewegte. Dieses Thier, das bis jezt blos in England gefunden wurde, ist, wie Cuvier bemerkt, der allerseltsamste Bewohner dieser Welt, ein Thier, das, wenn irgend eines, den Namen Ungeheuer verdient. Wenn man die Abbildungen dieser Ungeheuer betrachtet, glaubt man fratzenhafte Produkte einer phantastischen Mythologie, nicht Wesen zu sehen, die einst in Luft und Wasser lebten; man meint Zerrbilder auf indischen Tempelmauern vor sich zu haben, nicht Zeugen einer Vorwelt, die tief aus der Erde Eingeweiden gebrochen wurden. Und wahrhaftig! denkt man sich eine Landschaft, wo ungeheure geflügelte Eidechsen über den riesigen Farrenbäumen schweben, wo Schwärme von Fischeidechsen an den Meeresküsten schwimmen, Schlangeneidechsen die ungeheuren Hälse aus den Wogen recken, wo seltsame Krokodille und riesige, mißgestaltete Schildkröten an den See- und Flußufer umherkriechen, so ist einem nicht anders, als ob der Marsch, wenn seine Phantasie poetische Ungeheuer und mythische Fratzen schafft, einen Traum aus der Urzeit der Erde träumte. Der schon sehr zusammengesezte Bau jener wunderlichen Wesen sezt indessen in der Zeit, wo sie lebten, einen Zustand der Dinge voraus, der von dem unsrigen nicht mehr sehr abwich, und wo die bildenden Naturkräfte zwar mächtiger, sicher aber nicht nach andern Gesetzen wirkten.

Bei den zahlreichen Ueberresten jener Fischeidechsen hat man sogar noch viele ihrer Excremente gefunden. Schon die Form dieser Körper wieß darauf hin, die volle Ueberzeugung gewann man aber bei ihrer Zerlegung: man fand, daß diese seltsamen Thiere sich besonders von Sepien und Fischen nährten, ja daß die größern Fischeidechsen die kleinern fraßen. — Viele Fische, von denen man Abdrücke, Schuppen, Gräte und ganze Skelette hat, lebten damals in den Meeren. Auch an Sepien (Dintenfischen) fehlte es nicht; sogar ihr Saft ist eingetrocknet im Gestein entdeckt worden, und man hat wirklich mit fossiler Sepia Zeichnungen ausgeführt.

(Beschluß des zweiten Artikels.)

Digitized by Google

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

Der ankommende Thee sollte, nach der Marquesa Vorschlag, im Garten getrunken werden. „Das ewige Sitzen," sprach sie, „ist mir zuwider, besonders nach so langem Eingesperrtseyn im Wagen. Lebt man doch kaum halb, wenn die freien Bewegungen gehemmt sind." Achselzuckend deutete Waldow auf das plötzlich eingetretene Regenwetter, das eben große Tropfen an das Fenster warf, und darauf, daß die Laube der Terrasse, wo im Garten der Thee gewöhnlich eingenommen wurde, noch weniger Raum als das Zimmer darbiete. „Ach!" seufzte sie und die Flamme ihres Auges streifte über des Barons Gesicht, um dann als eine Anklage wider die Vorsehung in die Höhe zu lodern, „über den bösen Unbestand der Dinge in Ihrem, mir doch so lieben Deutschland! Kaum erquickten mich eben noch im Wagen, unter dem blauen Himmel, die Träume vom baldigen, frohen Umherwandeln mit meinen Freunden in den grünen Laubgewölben, so weckt mich hier der kalte, düstere Regen recht unsanft auf. Hat die Freundschaft der Deutschen eben so wenig Bestand? Wird nicht in zwei Monaten, ja vielleicht noch früher, wenn ich, vor dem Guadalete stehend, an seine nicht rastenden Wellen den fruchtlosen Wunsch richte, daß er sich an mir als der Fluß des Vergessens wirklich bewähren möge, wird nicht mein Bild hier bereits ganz erloschen, oder, was ich ohne Schauer nicht denken kann, vielleicht gar bis zum Widerwärtigen unscheinbar geworden seyn?" — „Marquesa," rief Waldow, und die Leidenschaft, welche plötzlich, ein unwiderstehlicher Riese, jede Muskel seines Körpers durchzuckte, gab dem bereits mehr als dreißigjährigen Mann die volle, frische Blüthe seiner schönsten Jünglingsmonate zurück; „ich schwöre Ihnen—"—„Keinen Schwur!" unterbrach die Dame ihn rasch. „Mein Glaube an die Dauer des Gefühls, von dem Ihr ganzes Wesen mir eben sagt, bedarf der Befestigung nicht weiter. Sollte es Ihnen möglich seyn, ihn zu täuschen, so hätte ich durch den Schwur ja auch keinen Gewinn. Sie aber würde ein Meineid auf der Seele brennen. Nein, Baron! — Nun aber von andern Dingen. Hauptsächlich lassen Sie uns diese Stelle verlassen. Eben fällt mir ein allerliebster Zeitvertreib ein. Im Vorübergehen bei Ihrem Ballspielsaale hieß es sehr oft, daß wir nächstens dieses Spiel versuchen wollten. Das schöne Wetter hielt uns davon ab. Jezt, wenn es Ihnen recht wäre! Nur erlauben Sie mir zuvor das Ablegen der Reisekleidung."

Darauf verschwand sie, erschien aber, im Verhältniß zu der inzwischen erfolgten gänzlichen Umwandlung ihres Aeußern, sehr bald wieder. In dem enganliegenden, strohfarbigen Atlaskollet glich sie einem wunderschönen Pagen aus dem Mittelalter. Die Fülle des rabenschwarzen Haares barg zum Theil ein Barett von purpurrothem Sammt, von dem drei der schönsten weißen Reiherfedern herunterschwankten. Das Ballspiel begann. Dasmal aber verließ den Baron seine berühmte Gewandtheit darin völlig, während die Marquesa durch ihre unerschöpfliche Grazie in jeder Bewegung sein Staunen, seine Bewunderung erregte. „Marquesa," sprach er in einer Pause des Spiels, „Sie verschmähten vorhin meinen Schwur." — „Was verlangen Sie jezt?" fragte sie. „Nichts, gar nichts, als eine Gunst, welche Ihrer Kammerfrau, in meinem Beisein, von Ihnen vorgestern Abend zu Theil wurde." — „Lieber Waldow," erwiederte die Marquesa, „was ich bei Louisen dem Unglücke schuldig zu seyn glaube, das muß ich dem Glücke vorenthalten, welches Ihnen in Ihrem Hause so üppig und neidenswerth blüht. Lassen Sie mir mit meinem Unglücke das Gefühl, solches nicht verdient zu haben, und bleiben Sie Ihres Glückes würdig!"

Der Ernst der Dame erschütterte ihn um so gewaltiger, da er ihm noch gar nicht in diesem Grade an ihr vorgekommen war. Dazu fiel die Binde plötzlich von seinem Auge, durch welche ihm die Gefahr der zunehmenden Genauigkeit des Verhältnisses zwischen ihm und der Marquesa verborgen worden. Er schauderte zurück vor dem Abgrunde, welcher dicht neben seinem Fuße sich aufthat. Er hatte zeither bei allen Handlungen die Billigung seines Gewissens als eine Nothwendigkeit betrachtet, und eine Vergehung gegen die Gemahlin, die er als das Muster einer Gattin und Mutter ansah, würde, auch wenn ihr solche nie bekannt worden wäre, gewiß den Frieden seines ganzen Lebens zerstört haben.

Im nämlichen Augenblicke trat die Baronesse in den Ballspielsaal, wohin man die nach dem Gemahle fragende Zurückgekehrte gewiesen hatte. Daß etwas vorgefallen war, davon zeugte eine Verlegenheit des Gutsherrn, deren sie ihn unter allen Verhältnissen zuvor nicht fähig gehalten hätte. Sein bald irres, bald sie offenbar vermeidendes, bald wieder, wenn sie ihn nicht zu bemerken schien, mit Betrübniß an ihrer Person hängendes Auge dünkte ihr ein unwiderlegbarer Zeuge der Schuld. Auch der Marquesa Blick zeigte in den ersten Momenten unwillkommene Ueberraschung und Betroffenheit, und wenn sie nachher plötzlich nur in desto größere Freundlichkeit ausbrach, so sprach eben dieser, alles natürlichen Ueberganges von einer Gemüthsstimmung in die andere entbehrende Sprung nicht viel weniger auch gegen sie. Vielleicht kostete der Baronesse die würdige Haltung, welche sie behauptete, ungewöhnliche Anstrengung; sie gelang ihr aber meisterhaft. Man blieb den Abend beisammen, und da wirklich die eingetretene Schuld

Digitized by Google

von Seiten des Barons nur im Ueberwogen gefährlicher Gefühle, nicht in einer begangenen unrechten Handlung bestand, er auch diese Gefühle bereut hatte, sobald er zu ihrem Bewußtseyn gelangt war, fand er allmählig den rechten Ton wieder, so daß bald gar keine Störung vorgefallen schien.

Kaum hatte die Marquesa das Paar verlassen, so nahm der kleine Sohn, der bei der Mutter Rückkehr geschlafen hatte, durch ein ungewohntes Weinen die Aufmerksamkeit der Baronesse in Anspruch. Die Unruhe des Kleinen dauerte die ganze Nacht. Der Arzt fand am Morgen die Sache von keiner Bedeutung; allein die bekümmerte Mutter verließ des Kindes Bette keinen Augenblick.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Die Jesuiten in Freiburg. Rundreise des Bischofs. Zusammenkünfte der Studenten. Religionsverhältnisse.

Der Professor der Chemie und der Naturwissenschaft in der Anstalt der Jesuiten zu Freiburg, der hier der Père physicien heißt, ist der einzige unterrichtete, in seinem Fach erfahrene Mann, ein Flamänder von Geburt, er physikalische Beobachtungen macht, auch mit den deutschen und französischen Gelehrten in Verbindung und Korrespondenz steht. Das physikalische und naturhistorische Kabinet, das der Abbé dem Freiburger Kollegium geschenkt hat, ist seiner Aufsicht und Leitung übergeben. — Man sagt, in den ersten Monaten 1828 seyen mehr denn dreihundert Zöglinge hier gewesen, jezt nur noch hundertunddreißig. Dazu muß man aber noch sechzig Schüler rechnen, die in der zu St. Michel gehörenden Jesuitenschule zu Estavayer befindlich sind. Auch in dieser Anstalt bewährt sich die Kunst, mit der die Jesuiten Zöglinge an den Orden zu fesseln verstehen, die sich durch die rechten Anlagen oder Talente auszeichnen, oder die ihm durch ihre Verhältnisse, durch ihre Stellung in der Gesellschaft nüzlich seyn können. (Ein junger Graf Stolberg wurde voriges Jahr hier als Lehrer angestellt.) In der Freiburger Regierung und in den bedeutenden Familien ist dies besonders zu bemerken. Zwei Drittheile der sämmtlichen Zöglinge sind aus Freiburg, das übrige Drittheil aus Frankreich, der Schweiz, Belgien und Savoyen. Die Franzosen gehören fast sämmtlich den Departements an, die Ch. Dupin auf seiner bekannten Civilisations- und Intelligenzkarte von Frankreich schwarz bezeichnet hat.

Auf unserer Rückreise von Freiburg begegneten wir dem Bischofe, der von einer Inspektionsreise zurückkam. Dieser Prince du Saint Empire, wie er sich nennt, reist in einem vierspännigen Reisewagen, und mit ihm der bischöfliche Kanzler nebst einem Freiburger Staatsrath, der die Geburts-, Ehen- und Sterberegister zu untersuchen hat, welche von den Ortspfarrern gehalten werden. Jedes Kirchspiel zahlt Sr. Eminenz dem Bischof 16 Schweizer Franken, 8 dem Staatsrath und 2 dem Oberreuter, der sie begleitet. Die gewöhnlichen Reise- und Unterhaltskosten des Bischofs und seiner Begleiter betragen wenigstens 64 Fr. für jedes Kirchspiel, demnach 7168 Fr. für den ganzen Kanton. Rechnet man nun noch die zufälligen und außerordentlichen Kosten hinzu: für das Aufziehen und Paradiren der Milizen, für Kavalleriesorten, Militärmusik, Gastmäler, Feuerwerke, gezwungene Wege und gezwungenen Müßiggang, daher verlorene Zeit des Volks auf dem Land, was zusammen wenigstens ebensoviel beträgt, so kann man nicht läugnen, daß 14.300 Schweizer Franken für eine solche Reise zu viel sind.

Wenn im Freiburger Kollegium Manches zu tadeln ist, so kann man auch unsern Schülern und Studenten, desgleichen den Lehrern und Professoren gar Manches nachsagen. Manche Professoren machen es sich bequem und kommen erst eine halbe Stunde nach der festgesezten Zeit. Die Studenten haben den Muth nicht, ihnen solche Unarten abzugewöhnen, wie es auf deutschen Universitäten geschehen würde; sie sind nur so keck, einen armen Meßner und Uhrmacher zu necken und zu erschrecken. Eins nur möchte ich auch bei den deutschen Studenten sehen, denn es würde unserm zerspaltenen, von Meinungen, Ansichten und Hirngespinsten zerrissenen Vaterland gar wohl thun, und Manches in politischer und religiöser Hinsicht ausgleichen, was jezt ungleich ist. Die hiesigen Studenten gehen bald nach Zofingen, bald nach Nyon, bald nach Lausanne, oder die Zofinger und Waadtländer kommen hierher. Es wird dabei viel von Patriotismus und Schweizerthum verkehrt, und wenn es ihnen damit recht Ernst ist, so muß man dies sehr loben; wenn es aber nur schöne, wohlklingende Worte wären? Die vielen aufgedunsenen und gewaltigen Phrasen bei den Schweizervereinen mißfallen mir gar sehr; aber die Sache an sich ist trefflich. Die ungleichartigsten Elemente finden sich hier aus den Schweizerkantonen zusammen; Menschen und Ansichten kommen zusammen und entwickeln sich in freundlicher Ansprache und Reibung. Es kann gar Manches hier in Frieden und Freundschaft besprochen werden, was in einigen Jahren, wenn diese jungen Männer in Thätigkeit und zu Einfluß kommen, herrliche Früchte trägt; Manches wird vorbereitet, was außerdem einst große Mühe kosten oder gar nicht zu Stand kommen würde; die Provinzial-Vorurtheilereien verlieren sich. Wäre für Deutschland etwas nothwendiger und heilsamer? Aber um nur Eins zu erwähnen, von Zofingen nach allen Schweizerkantonen, und von einem zum andern ist ein Spaziergang in einem herrlichen Gartenland, den Jeder leicht zu Fuß macht; von Leipzig nach Berlin aber durch die Haiden und Sandebenen? Unserm deutschen Jammer und unserm Zurückbleiben hinter Andern, trotz aller Gelehrsamkeit, ist schwer abzuhelfen.

Während man in dem vermeintlich hochgebildeten Norddeutschland mit theologischen Zänkereien die Zeit verderbt, und den Segen der Reformation, Gedanken- und Gewissensfreiheit, mit Füßen tritt, gehen bei uns alle Sekten aneinander vorüber. Die Methodisten, Momiers und Malanisten geben sich freilich mit Toben, Eifern, Schimpfen und Schelten alle Mühe, die Leute gegen einander zu hezen; es gelingt ihnen aber nicht, denn die Masse und das Gewicht des gesunden Menschenverstands im Volk ist zu groß und zu mächtig, und man kann nicht mit ihm umgehen, wie man will. Unsere Methodisten probiren es auf alle Art. Einmal suchten sie eine Menge ihrer kleinen pietistischen Schriften den kleinen Mädchen in der Lancasterschule in die Hände zu spielen, damit diese sie zu Haus ihren Aeltern und größern Geschwistern mittheilten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Oktober 1830.

Es will dem Menschen nicht gelingen,
Sich von der Erde wegzuschwingen;
So freut es ihn, auf ihren Höh'n
Und über'm Wolkenmeer zu stehn.

Bodmer.

Besteigung der Schneekoppe im Riesengebirge.

In das Thal zwischen den Vor- und Hauptbergen des Riesengebirges gedrängt, liegt die Stadt Schmiedeberg. In sie gelangt man von Landshut herüber nur mit Mühe, indem die Fahrt die Berge hinauf eben so beschwerlich, als hinab nicht ohne Gefahr ist. Freundlich zieht sie sich an einem Bache hin, der zuweilen zum verheerenden Strome wird und die Spuren seiner Verwüstung viele Jahre zeigt. Eine der größten richtete er im Mai 1810 an. Zwischen dem hohen Gebirge drängen sich nämlich die Wolken meist so zusammen, daß sie, besonders bei Gewittern, sich in fürchterlichen Regenmassen entladen, wodurch denn das enge Flußbett bald überfüllt wird. Schon in Schmiedeberg harren gewöhnlich die dienstbaren Geister, die den Fremden, welcher die Koppe (so wird der höchste Gipfel des Gebirges genannt) besteigen will, freundlich geleiten. Ihr Amt aber geht eigentlich erst in Krummhübel an. Dort sind auch mehrere Tragstühle für diejenigen zu haben, denen die Lust und die Kraft mangelt, sich von den eigenen Füßen hinaustragen zu lassen. Aehnliche Anstalten sind auf der Seite gegen Hirschberg und Seidorf. Dem rüstigen Fußgänger bieten aber von allen Seiten Kinder und Frauen Alpenstöcke an. Dieß sind freilich nur einfache weiße Stäbe, die man jedoch recht gut benutzen kann. Von Krummhübel geht es Anfangs nur allmählig aufwärts, ja es kommen selbst einige Stellen vor, wo man wieder hinabsteigt. Endlich aber kommt man in die waldige Region, und mit ihr beginnt schon ein beschwerlicheres Steigen. Aber das Mühsamste erwartet einen an der Seifenlehne, die viele deßhalb die Seufzerlehne nennen. Ehe man jedoch an dieß schwere Werk geht, stärkt man sich mit dem klar auf dem Gestein dahin fließenden Wasser der kleinen Lommnitz. Uns verhüllte ein dichter Nebel den zu besteigenden Berg, und bald rieselte ein sanfter Regen auf uns nieder. Die Führer und Träger trösteten mit dessen baldigem Aufhören; aber wenn auch in kurzen Pausen unsere Hoffnung erfüllt ward, so wiederholte sich doch das Wolkenbad stets aufs Neue. Endlich auf der sanft sich abdachenden Fläche angelangt, auf welcher die Hampelbaude liegt, umhüllte uns plötzlich ein so dichter und dunkler Nebel, daß wir keinen, nur auf zehn Schritt entfernten Gegenstand unterscheiden konnten. Wir eilten, und kamen glücklich unter das bergende Obdach der Baude. Dieß ist der Name für alle auf diesem Hochgebirge liegende Wohnungen (Sennhütten). Einige Fremde, die, gleich uns, die Koppe zu besteigen, hier waren, forschten vom Bäudler (Sennen) Hampel, was er wohl vom Wetter hoffe. Er gab wenig Trost; ich ging hinaus, bestieg eine Anhöhe neben der Baude und kam mit der Verkündigung zurück, daß nach meiner Beobachtung des Wetters wir heute noch die Sonne oben auf dem Berge klar untergehen sehen würden. Man lachte und schüttelte ungläubig den Kopf. Ich aber blieb fest bei meiner Meinung, drang auf den Abmarsch, und im feucht sprühenden Nebel ging es die Berglehne hinauf. Als wir hier auf dem

Digitized by Google

Kamme, der höchsten Ebene des Gebirges, anlangten, fingen die Wolken an zu zerreißen und uns hie und da einen Blick in den blauen Azur zu gestatten. Wir jubelten laut auf und eilten vorwärts nach der Koppe. Als wir am Fuße derselben waren, öffnete sich nach Böhmen hin die Wolkenmasse in einem unermeßlichen Spalte, und ließ uns einen Blick tief hinein in dieß gesegnete Land thun. Muthig ging es über die Felsenstufen hinauf. Ein heftiger Wind erhob sich, der bald zum förmlichen Sturme wurde. Er gestattete uns nicht, viel umherzuschauen, weil jeder nur darauf bedacht seyn mußte, sich fest zu halten, um nicht über die Felsentrümmer hinuntergeworfen zu werden. Nur wo hervorstehende Klippen einigen Schutz boten, konnten wir zuweilen einen Blick rückwärts thun. Da lag unter uns der Riesengrund, und tief aus seinem Schlunde leuchteten grüne Matten herauf, und auf diesen, an der blinkenden Auga hin, menschliche Wohnungen. Ueber sie gehen die Stürme der Luft und der Zeit hinweg, und sie werden selten von ihnen berührt: ein Thal für jeden, der mit dem Leben zerfallen ist. Auf der Höhe gegenüber blizte im Sonnenstrahl die Auga, die auf dem Kamme entspringt und gleich im Anfange ihres Laufs auf einer Felsenmasse ihr Bett findet, von welcher sie hüpfend hinabgeht in den Grund und nach vielfachen Krümmungen von der Elbe aufgenommen wird. Kaum hundert Schritte von jener hat die Lommnitz ihre Quelle. Sie aber wendet sich nördlich, springt wie jene über vielfach aufgeschichtetes Gestein und stürzt sich in tiefe Schluchten hinab. Ihr späteres Bett ist im Bober und zulezt in der Oder, mit welchem sie sich in der Ostsee begräbt, während jene mit der Elbe in die Nordsee fällt. So werden oft zwei Jünglinge als Nachbarn geboren und erzogen, und bald trennen sich ihre Lebenswege? die nie wieder zusammenführen.

Endlich hatten wir das Ziel erreicht. Wir standen oben auf dem höchsten Punkte des norddeutschen Gebirges. Der Himmel hatte sich wieder umzogen, der Nebel strömte aus den Bergschluchten aufwärts. Wir suchten den Schutz der oben befindlichen Kapelle, die seit einigen Jahren zu einem gastlichen Aufenthalte umgeschaffen ist. Niemand sucht hier oben Luxus und findet sich leicht befriedigt von dem, was ihm geboten werden kann. Ein knisterndes Feuer im Ofen ist auf einer Höhe von 6000 Fuß ein angenehmer Ton. Bald füllte sich der enge Raum mit Wanderern. Verlangend blickten wir fort und fort nach den Fenstern, und wenn ein Sonnenstrahl durch dieselben blizte, so eilten wir hinaus; aber immer noch waren wir mitten im Wolkenmeere. Endlich aber blickte die Sonne reiner. Vor der Pforte der Kapelle angelangt, wurden wir von einem Schauspiele überrascht, welches uns alle in Entzücken versezte. Die Wolken hatten sich hinabgesenkt in die Tiefe. Wir standen über ihnen und sahen auf ihrer Oberfläche hin wie über ein ungeheures Eisgefilde. Von der Sonne beleuchtet, glänzten sie wie Schnee, und die Erhabenheiten, welche sie bildeten, glichen Bergen. So denke ich mir die Schneesteppen Sibiriens. Ein furchtbarer Sturm tobte um uns, und die ihn begleitende Kälte vollendete die Täuschung. Aus den Schluchten rings um die Koppe wirbelten Nebel herauf, die der Sturm an dieselbe trieb und die nun nicht weiter konnten. Wie Dämpfe aus siedenden Kesseln stiegen sie herauf, flogen mit Blizesschnelle an uns vorüber und bildeten in der Ferne die wundersamsten Gestalten. Aber im Westen stand die Sonne im reinsten Glanze, und nur selten verhüllte sie ein sich höher wälzender Wolkenballen. Wir wurden vom Sturme hin und her geworfen, wie ein Schiff auf der See, und mußten immer wieder das bergende Obdach der Kapelle suchen. Nach unserem einfachen Mahle gingen wir alle wieder hinaus und sahen die Sonne gleich einer glühenden Kugel hinabrollen hinter das Gebirge. Ueber das Land nach Osten dehnten sich schon längst die Schatten desselben. Alles drängte sich jezt hinein, ich aber verweilte noch außen und sah im Geiste noch einmal das herrliche Schauspiel, was ich vor vielen Jahren hier oben mit dreien meiner Gefährten genossen. Wir sahen die Sonne sich senken und ihren Rand schon den Horizont berühren, als einer von uns sich umwandte und mit Entzücken rief: „o seht doch!“ Im Osten, der Sonne fast gerade gegenüber, tauchte der Mond aus dem Aether, und wie zwei Wagschalen standen die beiden Kugeln einen Augenblick wie im Gleichgewicht, was sich aber bald änderte. Denn nur einige Minuten, und der Mond stand siegend oben, und die Sonne war hinunter. Im Norden standen schwere Wolken, die gleichsam auf den Untergang der Sonne harrten. Denn kaum war sie hinab, so brachen auf allen Seiten die Blize aus denselben. Herrlicheres dürfte es selten zu schauen geben. Ein Strahl, gleich einem glühenden Strome, schoß herab, und unerwartet schnell begrüßte die irdische Flamme die himmlische. Eine Feuersäule stieg empor und wir weideten uns hier oben an einer Schönheit, die den Bewohnern da unten zum Jammer wurde.

Damals war die Kapelle noch nicht zur gastlichen Herberge eingerichtet und wir mußten zu unserem Nachtlager hinab in die Bauden. Dieß war vor drei-und-zwanzig Jahren, als mein Vaterland noch unter der Zwingherrschaft der Fremden seufzte. Heute war es anders, und doch war von hier oben derselbe ruhige und schöne Anblick, damals wie heute. Hier herauf drang das Toben des Krieges nicht.

Rüstig kam jezt, als ich im Anschauen verloren dastand, noch ein Haufen Wanderer mit ihren weißen Stöcken in der Hand heraufgestiegen, zwei Mädchen unter ihnen muthig voran. Sie fanden keinen Raum in der Herberge und kletterten, nach kurzem Verweilen, eben so flink hinab, obgleich die Dunkelheit ihren Fittig schon längst ent-

faltete. Noch ehe die Sonne am andern Morgen heraufstieg, waren sie schon wieder oben. Meine Landsmänninnen machten dadurch den Schweizerinnen den Preis streitig.

Der Sturm hatte die Nacht hindurch fortgetobt und begrüßte uns beim Heraustreten ziemlich heftig. Aber je mehr sich der Horizont im Osten erhellte, um so mehr erstarb er, und es herrschte beim Aufgange der Sonne eine völlige Stille. Es war Sonntag, und wohl gegen 4 — 500 Menschen harrten hier oben dieses Schauspiels. Jubelnd ward das große Licht begrüßt. Viele eilten nun sogleich wieder hinab, als wären sie pflichtmäßig genöthigt gewesen, die Sonne nur aufgeben zu sehen; wir genossen der herrlichsten Fernsicht. Unaussprechlich lieblich liegt vor allem das Hirschberger Thal ausgebreitet. Die Fischbacher beiden Berge (Falkensteine genannt) stehen als Ehrensäulen da. Dort wogte diesen Sommer eine stets zu- und abströmende Menschenmenge, weil der geliebte Vater des Vaterlandes mit den Seinigen da weilte. Einen großen Theil von Schlesien, von Böhmen und der Lausnitz umfaßt von hier oben das Auge. Gleich einem ungeheuren Panorama liegt das Land ausgebreitet zu den Füßen. Sucht man bekannte Orte, so blickt man gewöhnlich zu weit, und es scheint am Fuße des Gebirges zu liegen, was doch mehrere Meilen entfernt davon ist.

Unser Heradgehen war weit anmuthiger, als das Hinaufsteigen. Nicht daß es viel weniger mühsam gewesen wäre, denn man empfindet es in den Füßen eben so schmerzhaft; aber der heitere Himmel und die Stille der Luft ließen alles mit weit mehr Ruhe und Genuß betrachten. Wenn man dann ganz müde und matt herabkommt, so ist frische Milch, schwarzes Brod mit kräftiger Butter und Käse in den untern Bauden das köstlichste Labsal, und auf der weitern Reise begrüßt man überall die Koppe, wo man sie zu sehen bekommt, wie einen alten Bekannten.

E.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

6.

Einer schon am Morgen des Tages zuvor besprochenen Parthie nach den benachbarten Trümmern eines alten Bergschlosses beizuwohnen, war die Baronesse durchaus nicht zu bewegen, obschon der ihr als ein besonders erfahrener, einsichtsvoller und sorgsamer Mann bekannte Arzt versicherte, daß unter der Aufsicht der alten wackern Wärterin für ihren Kleinen nicht das Mindeste zu befürchten sey. Unwillig über ihre Weigerung, die er Eigensinn nannte, machte der Baron die Parthie mit der Marquesa und dem Justitiar Doktor Nettling. Da sonach ein Platz leer blieb in dem viersitzigen Wagen, so ward er auf der Marquesa Bitte Luisen eingeräumt.

Der Spanierin Morgenanzug war sehr reizend. Obschon ein heftiges Kopfweh, welches sie, ihrer Klage nach, um den ganzen Nachtschlaf gebracht hatte, sie blässer als gewöhnlich machte und ihr gestern so lustig brennendes Auge mit dem Schleier der Schwermuth umhüllte, meinte doch der Baron, sie nie so einnehmend gesehen zu haben. Dazu lag in ihrem ganzen Wesen diesmal eine Weichheit und Hingebung, gerade darum besonders hinreißend, weil ihr Charakter im Allgemeinen mehr Wildes und Widerstrebendes hatte. Dem Baron, verstimmt durch das, was er den Eigensinn seiner Gemahlin nannte, welcher allerdings beim Abschiede die sonst ihr ganzes Wesen durchströmende Anmuth wirklich abgegangen war, that der an der Marquesa ihm noch völlig neu erscheinende Reiz doppelt wohl. Er würde übrigens die beste Gelegenheit gehabt haben, seiner Nachbarin Alles, was ihm gutdünkte, unbemerkt zu sagen, da der junge Justitiar offenbar immer tiefer mit Auge und Seele in die beredten, durch den feinsten, sorgfältigsten Anzug und alle Künste der Toilette gehobenen Reize Louisens verstrickt wurde, diese Schlaue auch seinen Huldigungen ausschließend sich hinzugeben schien. Allein den Baron drückte eben die Qual eines Mangels an Worten. Ohne Zweifel rührte derselbe nicht von der Schüchternheit jugendlicher Liebe her, über die ihn Jahre und Erfahrung hinaushoben; es war vielmehr das Ergebniß eines mächtigen Kampfes zwischen seinem stets regen Pflichtgefühl, dem Gedanken an das ihm ganz widrig vorgekommene Betragen seiner Gemahlin und der Anmuth der Marquesa. Hätte diese gerade ihren muntern Tag gehabt, so würde sie, unerschöpflich in Reden und Einfällen, die Kosten der Unterhaltung allein bestritten haben; diesmal aber äußerte sich an ihr blos eine Empfänglichkeit für Gefühle, ihrer weichen Stimmung angemessen, keine Mittheilungslust.

So war man am Fuße des alten Bergschlosses angelangt. Als der Baron seine Begleiterin aus dem Wagen hob, fiel ein Tropfen auf sein Gesicht. Als er schnell nach dem ihrigen emporschaute, leuchtete dessen Spur noch auf ihrer Wange; unwillkührlich drückte er sie an sich. „Sehen Sie wohl, daß meine Furcht vor Männern nicht grundlos war?“ sagte die Marquesa eben in dem Gemäuer der Ruinen zu ihrem Begleiter, als sie, durch eine Schießscharte blickend, den Justitiar gewahr wurden, wie er augenscheinlich Louisen etwas höchst Verbindliches sagte. „Ganz sicher geht sie mir bald verloren auf diesem Wege; und ich hätte sie schon nicht mehr, hielte ihr Verstand nicht gleichen Schritt mit ihren Reizen. Das bleibt noch mein einziger Trost. Keineswegs als dächte ich sie durch Zurückhalten bei mir ihrer künftigen Bestimmung treulos zu machen. Doch würde mich's ungemein schmerzen, wenn

Digitized by Google

dieses liebliche Wesen in Hände geriethe, welche ihren Werth nicht zu schätzen wüßten. Was ist der Justitiar, außer seinem empfehlenden Aeußern, für ein Mann?“ Der Baron wußte nur Gutes von ihm zu sagen.

Die Situation war höchst verführerisch, und ein weißes Taubenpaar aus der benachbarten Meierei, welches so eben den Thurm des alten Burggemäuers umflatterte, schien die Versuchung zu verstärken. Das schien jedoch nur also. Der Baron fühlte sich vielmehr bei seinem Anblicke von den bemoosten Steinen, auf denen er neben der Spanierin saß, wie mit Gewalt emporgerissen. Die Heiligkeit einer schönen Erinnerung war es, welche diese Gewalt über ihn übte. Nicht viel anders kam nämlich am Tage nach seiner Vermählung, als er mit seiner Gattin im Garten saß, ein ähnliches Taubenpaar herbeigeflogen. Euer Ebenbild! sagte der danebenstehende Vater der Baronesse, und bat um das Paar, als um ein sichtbares Andenken an das Kind, das seinem Hause entronnen, und an die Liebe, durch welche es ihm geraubt worden war. Vor wenigen Wochen erst war der Baron mit seiner Gemahlin und der Marquesa zum Besuche bei dem Schwiegervater gewesen. Er hatte ihnen das Paar gezeigt, welches seiner besondern Pflege genoß, und dabei geäußert, daß er diese Tauben als die Ebenbilder seiner Lieben betrachte. Der Greis richtete diese Rede besonders an die Marquesa. Waldow erinnerte sich, wie dieser bei dem Blicke des alten Mannes das Blut ins Gesicht gestiegen war, und ihr Auge ihn nicht hatte aushalten können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Beschluß.)

Umtriebe der Methodisten. Kirchenfreiheit.

Auf unsern Dampfschiffen habe ich oft schöne Mädchen bemerkt, die solche pietistische Bücher ihren Nachbarn während der Ueberfahrt wie zur Unterhaltung zu lesen geben. Abends werden dergleichen auf Eck- und Brunnensteine gelegt, unter die Hausthüren geschoben, an die Thürklingeln gebunden, auch wohl den Vorübergehenden in die Hand gedrückt. Einige Missionarien der Mallanskirche wagten sich sogar nach Savoyen, in die Gegend des Schlosses Allinges, und streuten da dergleichen Schriftchen aus. Da wären sie aber bald schlimm weggekommen, denn die katholischen Geistlichen kamen bald dahinter und setzten die Gensdarmen in Bewegung; glücklicherweise waren die Missionäre schon wieder fort; außerdem hätten sie wohl für einige Monate ein Gefängniß in Chambery bewohnen können. Mallan hat eine große Säuberung in seiner Kirche vorgenommen, denn kürzlich stieß er zweiundsechszig Personen wegen „Ketzerei“ aus seiner Gemeinde. Damit hat es aber folgende Bewandtniß. Auf dem bourg de four in der Stadt hat sich unter Hrn. Empeyta eine neue Methodistengemeinde gebildet, die seine Vorträge für klarer und verständlicher hält, als die Mallans. In dessen Versammlung sind nun auch jene zweiundsechszig Personen gegangen, was denn der eifersüchtige Frömmling „Ketzerei“ nennt. Dafür war einige Tage nachher an seiner Kirche angeschlagen:

Le doux Mallan vous avertit,
Bonnes gens qui venez l'entendre,
Que si vous y perdez l'esprit
Il n'a pas de quoi vous le rendre.

Dies sind die einzigen Waffen, die gegen den Gottesmann gebraucht werden; man verunglimpft ihn nicht, man hetzt die Regierung nicht gegen ihn auf, was auch ganz zwecklos seyn würde, da diese keine Macht in Religionssachen hat und volle Kirchenfreiheit bei uns herrscht. Dadurch werden aber glückliche Verbesserungen im Kirchenwesen und in der Liturgie nicht gehindert. Davon nur Ein Beispiel. Bisher wurde am 31. Dezember, als am Fest unserer Restauration, in allen Kirchen eine Dankpredigt gehalten, und darin besonders das Glück ausgesprochen, daß Genf nicht mehr unter französischer Herrschaft stehe. Dies wäre nun Alles recht gut; bei Genfs Restauration sind aber einige französische Dörfer zur Abrundung des Kantons herübergekommen; für deren Einwohner war es doch hart, so über ihr ehemaliges Vaterland sprechen zu hören, desgleichen für die umliegenden Franzosen, die oft nach Genf in die Kirche kommen. Es wurde daher beschlossen, künftig alles Kränkende aus diesem Gottesdienst wegzulassen und diesem Fest eine würdigere Gestalt zu geben. Damit wurde nun in zwei Kirchen begonnen, und der neue Gottesdienst war wirklich würdig und ergreifend; die Predigt enthielt, was sie enthalten muß: das Glück unserer Restauration wurde darin anerkannt und gepriesen, aber ohne weitere Andeutung; darauf folgten passende Hymnen, welche die Liebhaber der Musikgesellschaft vortrugen; diese Gesänge waren vom Musikdirektor Fränzl aus München komponirt, der den Winter bei uns zugebracht hatte, und er leitete auch das Orchester; Alles hatte einen edlen, erhebenden Charakter.

Unsere Methodisten versäumten nicht, über diese Neuerung als über ein Werk des Satans zu schreien und wieder eine Menge Schriftchen darüber auszustreuen. Dies hat aber nichts zu bedeuten; man weiß, wo der Wind herkommt und warum diese Leute so toben. So bilden sich auch oft neue Sekten neben den Mallanisten, ohne daß Jemand Notiz davon nimmt, so sehr sie sich auch um das Märtyrerthum bemühen und allgemeine Aufmerksamkeit erregen möchten. Alle Mittel sind ihnen dazu recht; davon nur Ein Beispiel. Seit einiger Zeit hatte man bemerkt, daß des Nachts mehrere Männer und Frauen auf dem Gottesacker zwischen den Gräbern hin- und hergingen, und sich vielfach nach unten und nach oben bewegten. Die Polizei ward aufmerksam auf das sonderbare Wesen und stellte einen Gensdarmen zum Beobachten aus, denn sie dachte, es seyen vielleicht Leute, welche die Leichen ausgrüben, oder so etwas. Schon in der nächsten Nacht kamen sie wieder; da aber die versteckte Wache nichts Unrechtes sah, so ließ sie sie gewähren und erst, als sie wieder fortgehen wollten, trat sie vor und bat die Gesellschaft, ihm zum Polizeilieutenant zu folgen. Darüber waren Alle sehr erfreut, denn sie hofften schon, bestraft zu werden. Auf Befragen der Polizeibehörde erwiederten sie: „Wir gehen auf den Kirchhof, um uns mit den theuren Seelen unserer verstorbenen Freunde und Angehörigen in Berührung und Rapport zu setzen; Gott gibt uns dies ein, wenn es gleich die irdische Obrigkeit verbietet.“ — „O nein,“ erwiederte der Polizeilieutenant, „die Obrigkeit hat dagegen gar nichts; ich will Ihnen sogar einen Schlüssel zum Kirchhof geben, damit Sie bequemer hinein können, als durch die Nachbarsgärten.“ Seit dieser Zeit ist Niemand mehr auf dem Gottesacker erschienen, und die „theuren Seelen“ sind in Ruhe geblieben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 241.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. Oktober 1830.

— Fluch der glatten Weiberzunge,
Die schlimme Worte säet zur schlimmern Frucht.

Werner.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

Auch jetzt entging der Marquesa die Ursache des plötzlichen Aufstehens ihres Gesellschafters keineswegs, und wie die Sonne zuweilen auf einmal hinter Wolken verschwindet, so verschleierte im Augenblicke eine tiefe Schwermuth wieder ihr Antlitz.

Das andere Paar trat heran. Der Justitiar berichtete, daß der Kastellan aus dem benachbarten Schlosse angekommen sey, um ihrem Wunsche gemäß das Innere einiger erhaltenen Gemächer in den alten Ruinen vorzuzeigen. Es war, wie sich nachher fand, des Beschauens wenig werth gewesen. Das Geräth, welches noch aus der Zeit des Bestehens der Burg herrühren sollte, war augenscheinlich ein Gemisch aus verschiedenen Jahrhunderten. Durch den Beweis, welchen Doktor Nettling dafür führte, suchte er seine Kenntniß des Alterthums, und besonders der Gebräuche des Mittelalters, der Marquesa ins Licht zu setzen. Nebenher bemühte er sich überhaupt, ihr von der besten Seite zu erscheinen. Allein die Marquesa hatte in ihrer jetzigen Stimmung eben so wenig Sinn für seine gelehrten Demonstrationen, als für die dicken Weihrauchwolken, welche er ihr ins Gesicht blies. Luise schien seiner bereits gewiß zu seyn. Wenigstens verfügte sie schon so bestimmt über ihn, als ob ihre Pantoffelherrschaft durch das Recht der Verjährung sanktionirt wäre. Wahrhaften Verdruß schien ihr der Bote zu verursachen, welcher gegen Mittag an den Baron die Nachricht von der zunehmenden Krankheit seines Kindes brachte. Sie traf ihn sichtbar gleich einem Blitzstrahle. Auf der Stelle wollte er allein zurück und dem Justitiar die Führung der Marquesa überlassen. Allein diese bestand darauf, an der Rückreise Theil zu nehmen, und so hatte Luise die Unlust, den von dem Dufte des bestellten Mahles erfüllten Gasthof hungrig verlassen zu müssen.

7.

Es dauerte ziemlich lange, ehe Luise sich im Wagen von ihrem Unmuth etwas erholte. Ueberhaupt herrschte ein sehr unbehagliches Schweigen, welches der Justitiar durch die Fortsetzung seiner antiquarischen Bemerkungen über das auf der Burg gefundene Geräth zwar endlich aufhob, aber schwerlich damit Jemand, außer sich selbst, zufriedenstellte. Von diesen Geräthschaften und den darunter mit begriffenen Waffen, gerieth er auf die ähnlichen Täuschungen, welche der Welt jeden Tag durch die Schaubühne wiederführen, wo ein in die Eigenheiten der Gebräuche verschiedener Zeiten eingeweihtes Auge das seltsamste Durcheinanderwerfen der Sitten und Anzüge zu dulden habe.

Luise, durch die Auszeichnung, welche der Justitiar ihr erwies, sich aus dem untergeordneten Zustande emporgehoben fühlend und zugleich bemerkend, daß die Auseinandersetzungen ihres Verehrers den Zuhörern fast noch unerträglicher vorkamen, als das Schweigen, welches sie ver-

drängt hatten, fiel ihm endlich mitten in eine erst halbvollendete Tirade und sprach: „Das ist nun leider einmal so, und man könnte sichs vielleicht gefallen lassen, wenn das Leben überhaupt weniger Täuschungen hätte. Ich will nur den heutigen Tag anführen. Hatten doch der Herr Baron und meine verehrte Gebieterin schon die Darstellung vom Genusse seines Restes völlig ausgebildet uns vorgelegt. Bis zu dem zu vermuthenden köstlichen Sonnenuntergange standen die Umrisse unseres Treibens vor uns. Allein schon den ersten Anfang der vorgezeichneten Zukunft, das fröhliche Mittagessen, muß uns der Bote vom Hause so von Grund aus zerstören, daß alles Uebrige mit untergeht. Und ich wette darauf, es empfängt uns zu Hause wieder eine Täuschung, wenn schon eine viel erwünschtere, doch immer eine Täuschung.“ — „Und welche?“ fragte Waldow, ziemlich finster. „Hoffentlich, Herr Baron, werden Sie Ihr Söhnchen in einem Zustande finden, der Sie all Ihrer jetzigen Sorgen und Kümmernisse entbindet.“ — „Wollte Gott!“ rief er aus. „Eben darum,“ fuhr Luise fort, „nannte ich auch diese Täuschung eine erwünschte. Gleichwohl wird auch ihr, Trotz der Freude, welche Ihnen durch sie bereitet würde, der Nachklang des Verdrusses schwerlich fehlen. Ohne Zweifel werden Sie sich bald darauf immer mehr ärgern, daß Sie, ohne alle Ursache, um einen recht erfreulichen Nachmittag und Abend gebracht worden.“ Waldow warf einen Blick des Mißtrauens auf Luise. Schon seit ihrer Ankunft mit der Marquesa hatte zwischen Luisen und der Baronesse eine ziemlich erkennbare Antipathie stattgefunden. Dieser schrieb er denn auch jezt die Bemerkung der Kammerfrau zu. Lezte sprach weiter: „Allerdings ist es der liebenden Mutter sehr zu verzeihen, wenn sie für das Leben ihres erkrankten Kindes zittert, auch nach der Erklärung des Arztes, daß es unnöthig sey. Ich führte die Sache nur an als eine der im Leben so oft vorkommenden Täuschungen. Schwebte mir doch dabei ein selbsterlebtes, ganz ähnliches Ereigniß vor Augen, wo immer eine Täuschung auf die andere folgte. Es war eine Parthie, von der unsere heutige als die bloße Nachahmung erscheint. Ein sehr achtungswerther Mann hatte ebenfalls seine Gemahlin, des Kindes Krankheit halber, zu Hause lassen müssen. Bei der Parthie befand sich eine Dame, die vielleicht an Schönheit mit Niemand als meiner theuren Gebieterin zu vergleichen war. Die Mutter zu Hause bekommt daher Anwandlungen von Eifersucht. In dieser nun läßt sie dem abwesenden Gemahl das Zunehmen der Krankheit des Kindes eiligst vorspiegeln. Er kehrt zurück. Auch ihn hat bei der Abreise der Arzt versichert, daß durchaus nichts zu befürchten sey. Als er heimkehrt, entschuldigt sich dieser wegen der ihm widerfahrenen Störung, da er ihn nimmermehr würde haben zurückholen lassen. Gewiß wäre jenem braven Manne das Ertragen einer übertriebenen Mutterſorge leicht geworden, allein es fand sich eben, daß es nicht einmal diese, sondern in der That bloße Eifersuchtslaune gewesen war. Und späterhin kam die noch weit betrübtere Täuschung an den Tag, daß das Kind, dessen vorgespiegelte Lebensgefahr ihn heimgerufen, nicht das seinige, sondern ein nur untergeschobenes war.“ Waldow befand sich in einem so dumpfen Zustande, daß er das Lezte kaum halb vernahm und erst durch die, mit einer Miene ausgedrückte Mißbilligung der Rede von Seiten der Marquesa, auf welche jezt sein Blick fiel, wieder aufmerksamer wurde. Da ergriff die Marquesa das Wort und sprach: „Das Kapitel der Täuschungen ist eins der trostlosesten in dem unerklärbaren Buche des Lebens. Ueberschlagen wir es jezt. Ist doch das ganze Leben selbst die grausamste Täuschung, da es jedem die Hoffnung auf Glück in einem zahllosen Wechsel reizender Gestalten vorhält, einzig, um zulezt dem Sterbenden hohnlachend ins Ohr zu rufen: Ich äffte dich nur mit Lügenbildern, denn es gibt kein Glück!“

Wirklich hatte der Baron bei der Heimkehr die große Freude, seinen Isidor beinahe hergestellt zu finden. Aber freilich wurde diese Freude nur allzubald von der Empfindlichkeit darüber verdrängt, daß er ohne alle wahre Ursache zurückgeholt worden. Auch ließ der Arzt ohngefähr dasselbe Wort fallen, welches der Arzt in Luisens Beispiele geäußert hatte. Des Barons Unmuth hierüber äußerte sich laut gegen seine Gemahlin. Diese aber, in einem an ihr ganz ungewohnten, hochaufgereizten Zustande, stieß die Frage aus: „Beinahe scheint es, daß es Ihnen mehr Beruhigung gewährt haben würde, hätten Sie Ihr Kind mit dem Tode ringend wiedergefunden, als so.“

Auf das Tiefste fühlte sich der Baron von dieser Rede aus einem Munde verlezt, dem gewöhnlich nichts als Sanftmuth zu Gebote stand. Von der Marquesa aber, die vermittelnd eintreten wollte, wendete sich die Baronesse fast unartig ab, auf das Bette ihres Kindes sich niederwerfend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

Dritter Artikel.

Wir haben im zweiten Artikel die eigentlichen oder sogenannten sekundären Flötzformationen, die dazwischen sich erhebenden Bergsysteme und die organischen Schöpfungen betrachtet, die jedesmal im Zwischenraume der Ruhe auftraten. Blos noch die Pflanzen- und Thierwelt der lezten eigentlichen Flötzformation, der des grünen Sandsteins und der Kreide, haben wir zu erwähnen.

Nach allen Anzeichen ist das nun schon zum Theil gebirgige Land, das nach Bildung des Erzgebirges, der Cote d'Or, kurz aller bei der Formation der Kreide er-

Digitized by Google

wähnten Berge aus dem Meer emporragte, von der ersten Verrückung des Jurakalksteins an nicht wieder vom Meer bedeckt worden. Der Leguan der Vorwelt (Iguanadon) das Paläotherium, das Mastodon und der Mensch sind nach einander auf diesem Boden aufgetreten, der nun nur noch durch heftige, aber vorübergehende Wasserströme durchwühlt wurde.

Ganz unzweifelhaft war während des Niederschlags des grünen Sandsteins und der Kreide das zum Theil gebirgige Land mit einer schon sehr mannigfaltigen Vegetation bedeckt; aber hier ist eine große Lücke in den Beobachtungen; in der Kreide hat man bis jezt nur wenige Abdrücke von Seegewächsen gefunden. Leider sind wir, was die eigentlichen Landthiere betrifft, nicht viel weiter; aber Amphibien finden sich genug in dieser Periode: mehrere Krokodilarten von verschiedener Größe, wieder die oben beschriebenen Fisch- und Schlangeneidechsen, die fünf-und-dreißig Fuß lange sogenannte Rieseneidechse, das Iguanadon, das nach einem auf der Insel Wight gefundenen Fußknochen, doppelt so groß seyn mußte als der Elephant, endlich der Mosasaurus, der unter dem Namen des großen Thiers von Mästricht bekannt ist; auch dieß war eine, vier- und zwanzig Fuß lange Eidechsenart. Ferner kennt man aus diesem Zeitraum verschiedene Fische, und der mit den unsrigen verwandten, obgleich nicht ganz mit ihnen übereinstimmenden Schaalthiere ist eine unendliche Menge. Ueberhaupt wirkten allem nach die organischen Kräfte während der Kreideperiode außerordentlich kräftig, und wir können hier, was wir schon mehrmals behauptet haben, noch bestimmter wiederholen, nämlich, daß zu einer Zeit, wo Land und Meer eine so unendliche Menge mit den jezt lebenden so verwandter Geschöpfe zeugten, die damalige unorganische Natur von dem jetzigen Zustand der Dinge unmöglich so sehr abweichen konnte, daß die Flötze, die sich damals niederschlugen, nicht durchgängig gerade so wagerecht geworden seyn sollten, wie sie jezt werden, und der Satz, daß gewisse Schichten erst durch eine äußere Kraft schief oder senkrecht gestellt worden sind, ist desto einleuchtender, je mehr sich diese Schichten in Zeiträumen der Ruhe gebildet haben, die von dem jetzigen Zustand der Dinge weder der Zeit nach sehr entfernt, noch von ihm sehr abweichend sind; und es kommt dieß der Wissenschaft desto mehr zu gut, da die lezten Verrückungen der Erdrinde, wie wir sehen werden, die gewaltsamsten gewesen zu seyn scheinen.

* * *

Wir sind nun in Verfolgung der Erdschichten von unten nach oben an das Ende der eigentlichen regelmäßigen Flötze, und an einen der auffallendsten Abschnittspunkte in der Reihe der Flötzgebilde überhaupt gekommen, nämlich an den Punkt, wo die Kreide von den sogenannten tertiären Gebilden auffallend geschieden ist. Lezlere Gebilde nannte man so, weil sie den Beobachtern im Verhältniß zu den unter ihnen gelagerten sogenannten secundären Bildungen (den bisher betrachteten) auffallend neuern Ursprungs erschienen; die Schichten dieser Gebilde finden sich fast überall auf der Erde und bestehen aus Thon, Kalk, Gips, Sand. Wir haben im Bisherigen zwischen den einzelnen Flötzformationen Bergsysteme sich erheben sehen; darunter waren aber weder Alpen, noch Pyrenäen, noch Cordilleren. Sollten diese mächtigsten Gebirge der Erde gar neuern Ursprungs seyn, als jene, die wir bereits haben auftreten lassen? Wir wollen sehen, ob sich dies plausibel machen läßt.

Pyrenäen und Apenninen. — „Es gibt keine Pyrenäen mehr," konnte der Politiker blos bildlich sagen; der Geologe aber führt uns leicht in eine Zeit zurück, wo es noch keine gab, wo die Kalkschichten, aus denen diese Berge zum Theil bestehen, noch ruhig in der Tiefe des Meeres lagen, aus dem sie sich niedergeschlagen hatten.

Das Erscheinen der Felsenmauer zwischen Frankreich und Spanien entspricht der eben berührten Lücke zwischen Kreide und tertiären Gebilden, und der Mangel an Continuität zwischen beiden ist wohl nirgends auffallender, als eben am Fuße der Pyrenäen. Nach vielfältigen Beobachtungen breiten sich die tertiären Gebilde wagerecht bis an den Fuß dieser Berge aus, ohne in ihre Masse einzugehen, während sich die verrückten Schichten der Kreide bis zu ihrem Kamme erheben; denn der Kreideperiode gehören die Seemuschelbänke in der Rolandsbreche und an den Marborethürmen und jene Madreporen an, deren feines Netzwerk noch an den Kalkwänden sichtbar ist, weshalb Ramond sagte: man sehe Neptuns Manchetten an den Felsen des Montperdu hängen. Es folgt daraus, daß die Pyrenäen ihre jetzige Gestalt zwischen der Periode, in welcher grüner Sandstein und Kreide sich ablagerten, und derjenigen erhalten haben, in welcher die tertiären Schichten sich niederschlugen. — Ganz dieselben Verhältnisse zeigen sich bei der Hauptkette der Apenninen zwischen Modena und Florenz, bei Bari und Tarent u. s. w., und vorzüglich ist darauf aufmerksam zu machen, daß der Hauptgebirgszug der Apenninen in gleicher Richtung mit den Pyrenäen streicht. Wir erinnern hiebei an das im ersten Artikel Gesagte, nämlich: daß unser Beobachter die Richtung, in der ein Gebirge streicht, mit seiner Bildung in nächsten Zusammenhang bringt, und bemerken für die Zukunft, daß er zwei in derselben Richtung laufende Gebirge so lange als zugleich durch dieselbe Aeußerung der Naturkraft gebildet betrachtet, als dieß nicht durch unmittelbare Beobachtung widerlegt ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die Mondfinsterniß.

Am Abend des 2. Septembers waren die Straßen, Plätze und Baumgänge von Paris ungewöhnlich belebt. Der heitere Abend hatte die gesättigten Einwohner und Fremden zum Lustwandeln eingeladen, die armen Arbeiter dagegen hatten sich vor Hunger auf den Weg gemacht, und da sie durch das Laufen nur noch größeren Appetit bekamen, so fiel ihnen ein, sich an den Maschinen zu rächen, als ob diese Anstrengung ihren Hunger nicht noch vermehrt haben würde. Während die Spaziergänger ausweichen und heimgehen wollten, rückten zahlreiche Patrouillen der Bürgerwache herbei, um die Maschinen und die öffentliche Ruhe zu beschützen. Da lief plötzlich das Gerücht um, an demselben Abend werde man eine Mondfinsterniß sehen, und mit einemmale dachten die Spaziergänger nicht ans Gehen, die Hungrigen nicht ans Essen, die überzähligen Wachen nicht ans Schlafen, sondern Alle zielten mit ihren Gedanken nach der Mondfinsterniß. Es war bald neun Uhr und die Dunkelheit wollte noch nicht erscheinen. Das Publikum war ungeduldig; es hätte gerne geklatscht und gestampft, damit die Natur den Vorhang aufziehe und den Mond bedecke; da aber das Schauspiel unentgeldlich war, so mußte man schon abwarten, bis die Harmonie der Sphären die Güte hatte, zur Ouvertüre zu schreiten. Während ich so unter den Gruppen stehe, kommt ein alter Mann und sagt zu einem jungen: „Bah! laß gut seyn! was die Sachen betrifft, die auf Erden vorgehen, so mögen eure Gelehrten wissen, was geschehen ist, und vielleicht, was geschehen wird; aber was diesen Himmel da betrifft — bah! laß gut seyn!“ Und der junge Mann citirte vergeblich den jonischen Philosophen und den polnischen Astronomen und seinen eigenen Schulmeister; der Andere wiederholte: „Bah! laß gut seyn!“ Da hatte aber plötzlich der Vollmond auf der Nordostseite ein Stückchen verloren und der alte Mann machte große Augen; noch ein Stückchen, und er sperrte den Mund auf; ein großes Stück, und der junge Mann sagte: „Siehst Du?“ — „Ja,“ versetzte der Andere, „aber es ist kein Wunder, die Sache ist öfter geschehen, alle so und so viele Jahre, Monate, Minuten, und das haben sich eure Propheten gemerkt.“ Und er wollte immer noch Recht gegen den jungen Mann behalten. Bei einem Arbeiterschwarm, welcher einherzog, siegte der Hunger über die Neugierde und die leeren Magen schrieen aus Leibeskräften. Die Bürgerwache stellte sich in Schlachtordnung und hätte, wenn sie handgreiflich verfahren wären, die leersten Magen mit Kugeln gefüllt. Ein Theil der Zuschauer lief davon, aber ein Gelehrter wich nicht vom Platze und citirte eine Parallelstelle aus Herodot. In diesem Schriftsteller steht: „als zwei Völker in Kleinasien kämpfen wollten, legte sich eine Eclypse ins Mittel.“ und der Gelehrte hatte richtig citirt, der Himmel wurde immer dunkler, und die Neugierde oder Furcht siegte über den Hunger. „Wie geht das zu,“ fragte ein Arbeiter seinen Nachbar, „daß der Vollmond mir nichts dir nichts zum Halbmond wird?“ Der Nachbar lachte und sprach: „Gott weiß.“ — „Ich will euch Alles erklären,“ perorirte ein systematischer Arbeiter: „die Sonne tritt in die Mitte zwischen Erde und Mond, und da muß doch wohl der Mond verschwinden.“ Die Arbeiter sahen den Systematicus verwundert an und drängten sich um ihn, um sich von einem so gelehrten Mitbruder alle Einzelnheiten erklären zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Zürich, Oktober.

Die neue Synodalordnung.

Die zu Ende Septembers versammelte Geistlichkeit des Kantons Zürich, oder die sogenannte Synodalversammlung hat sich, in Folge einer voriges Jahr dazu erhaltenen Anregung, mit der neuen Synodalordnung, das will sagen, mit einer zeitgemäß veränderten Organisation ihrer Verhältnisse und ihrer Stellung zu dem engeren Kollegium des Kirchenraths beschäftigt, und wenn das Ergebniß der diesmaligen Sitzung zunächst nur ein negatives, nämlich die Beseitigung des völlig unbefriedigend gefundenen Entwurfs der neuen Synodalordnung gewesen ist, so ward dagegen durch Beauftragung eines, aus dem Schooß der Synode selbst hervorgegangenen Comités für eine befriedigendere Ausarbeitung, dieses Restaurationswerk mächtig gefördert. Es hat dazu eine wenige Tage vor der Versammlung von dem berühmten Philologen, Professor Joh. Caspar Orelli, der nicht Gelehrter nur, sondern auch ein so freisinniger als tüchtiger Geschäftsmann ist, ausgegebene Flugschrift wesentlich beigetragen. Sie führt den Titel: „Freimüthige Ansichten über den Entwurf einer neuen Synodalordnung; der öffentlichen Meinung vorgelegt.“ Wie eindringend in den Geist des Protestantismus und wie besonnen und gründlich die Kritik Orellis zu Werke geht, mag das darthun, was er über die Werke des Entwurfes sagt, durch welche, bei Aufzählung der Verrichtungen der Synode, zu diesen gezählt wird: „brüderlicher Austausch der Gedanken über kirchliche Lehrsätze.“ — „Es soll demnach,“ so drückt sich Orelli aus, „der Austausch vor Allem brüderlich seyn; allein, da alle Lehrsätze doch stets wissenschaftlicher Natur sind, das ist, von der Wissenschaft aufgestellt, durch strenge Beweise begründet werden müssen, so reicht dazu eine blos gemüthliche Stimmung, die der Brüderlichkeit, nicht hin. Die Wissenschaft muß auftreten, aufstellen, bekämpfen, vertheidigen; ohne sie wird der brüderliche Austausch wahrhaftig zu langweiligem Geschwätze. . . Ferner sollen Lehrsätze erörtert werden. Hat der Kirchenrath reiflich bedacht, was dies sagen wolle, was dies mit sich bringe? Unter Lehrsätzen kann er wohl schwerlich etwas anders, als was man in der wissenschaftlichen Sprache Dogmen heißt, verstanden haben. Die Dogmen aber sind die Criterien der einzelnen Kirchen. Allerdings hätte auch die Zürchersche Kirche, wenn sie jezt wieder welthistorisch auftreten wollte und könnte, wie im Jahr 1519, das Recht, eigene Dogmen aufzustellen und anzunehmen; allein nach dem bei uns anerkannten Prinzip protestantischer Freiheit müßte man dabei so verfahren: die Wissenschaft und deren Stellvertreter müßten ihre Ansichten als Thesen aufstellen; die gesammte Geistlichkeit oder die Mehrzahl in der Synode, die dadurch zum Nationalconcilium würde, aus freier Ueberzeugung sie annehmen und nachher in ihren Vorträgen ans Volk lehren; die Laien wiederum aus innerer Ueberzeugung von der Wahrheit derselben sich zum Glauben daran verstehen, jedoch so, daß es jedem Geistlichen und Nichtgeistlichen unbenommen bliebe, dagegen zu sprechen, zu schreiben, sich von der Mehrheit abzusondern und seiner Ueberzeugung zu folgen. Dieß fand vor drei Jahrhunderten thatsächlich bei uns statt. Ich darf behaupten, daß von 1519 bis 1531 noch größere Unbefangenheit, Freimüthigkeit, Preßfreiheit bei uns herrschte, als jezt, wenigstens eben so viele.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Oktober 1830.

— Schau' im letzten Strahl
Der untergeh'nden Sonne ihre Pracht,
Vernimm den Zeichnenden, der sie umschwebt
Mit gold'nem Griffel.

Herder.

Der Westen.

Nach Alphonse de Lamartine, von Gustav Schwab.

Friedsam wurde das Meer, (so sezt sich in schäumender Urne
Alsbald, wenn sich der Heerd bleichte, der siedende Qualm)
Und von dem Rande gemach die noch rauchende Woge zurück ziehnd,
Legt' ins geräumige Bett sich, wie zu schlummern, die Fluth.

Aber des Tages Gestirn, von Wolke gesunken in Wolke,
Hielt ob der Welle den Kreis düster und strahlenentblößt,
Tauchte dann in die Fluth zur Hälfte sein blutiges Bildniß,
Wie ein entzündetes Schiff am Horizonte sich neigt.

Blaß jezt wurde der Himmel zur Hälft', und der Wind in den Segeln
Regungslos, lautlos starb; es durchflogen die Luft
Schatten in eilendem Lauf, und unter der graulichen Färbung
Schwand bald Himmel und Meer, Alles zusammen verwischt.

Und in der Seele mir auch allmählig verbleichten und sanken
Alle die Stimmen der Welt mit dem versinkenden Tag;
Etwas in der Natur und etwas mir in der Brust auch
Weinet' und betet' und litt, segnet' im Wechselgefühl.

Gegen den Westen allein ließ immer ein schimmerndes Thor noch
Fluthen und wogen das Licht herrlich in wallendem Gold;
Reich mit Purpur gesäumt glich mächtigem Zelte die Wolke,
Welches den riesigen Heerd, ohne zu löschen, verhüllt.

Alles, die Schatten, die Winde, die Fluth aus dem rauschenden Abgrund
Schien nach dem Flammengewölb' eilend hinüberzuziehn,
Gleich als hätte die Welt, und was ihr Leben beseelet,
Jezt, wo das Licht hinstirbt, Furcht vor dem Tode gefaßt.

Dorthin wallte der Staub von der Erde, dem Abend entstiegen,
Dorthin weißlich geflockt wogte der Schaum auf dem Meer;
Und sie verfolgte mein Blick, lang, traurig, gezwungen und irrend;
Thränen, doch mißmuthlos, rollten mir in das Gesicht.

Alles verschwand, und niedergedrückt blieb leer mir die Seele,
Leer, dem Gesichtskreis gleich, welcher sich deckte mit Nacht;
Endlich erhob sich in mir einsam nur ein einz'ger Gedanke,
Wie in der Wüste voll Sand die Pyramidengestalt.

Licht, wo gehest du hin? du flammenerschöpfete Kugel,
Nordwind, Wolken und Fluth', sagt mir, wo rinnet ihr hin?
Staub, und Schaum, und du Nacht, und Augen auch ihr und du Seele,
Wenn ihr es wisset, o sprecht, sprecht, wohin gehn wir zumal?

Digitized by Google

Göttliches All zu dir! deß blassender Funke die Sonn' ist;
Ziel du der Nacht und des Tags, Ziel auch des Geistes bist du;
Himmlische Fluth und Ebbe des ganzen allweltlichen Lebens,
Meer du des Wesens, in dem Alles zusammen versinkt!

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

„War das meine Gemahlin?“ summte kopfschüttelnd der Baron, welcher der Marquesa nach ihren Zimmern gefolgt war. Luisen, die dort ihre Gebieterin erwartete, entging dieser dumpfe Ausbruch seiner Unzufriedenheit nicht. „Wie fanden Sie Ihr Söhnchen, Herr Baron?“ fragte sie rasch. Starr blickte er auf das Gesicht, hinter dessen erheuchelter Theilnahme die Verschlagenheit sich nicht ganz zu verbergen wußte. „Luise,“ sprach er, „die Marquesa rühmt Ihre Geistesgaben, dießmal übersteigen sie meine Fassungskraft beinahe. So dunkel ich mich auch auf das Beispiel einer Täuschung besinne, das Sie bei unserer Rückkehr uns vorlegten, so klar hat sich solches mir als ächte Prophezeihung bewährt. Unser Arzt sagte mir im Wesentlichen ganz dasselbe, was der in Ihrer Geschichte dem heimkehrenden Vater über sein ziemlich hergestelltes Kind mittheilte.“ — „So darf ich ja wohl Glück wünschen?“ versetzte Luise. „Wenn nicht alles Glück nur Täuschung wäre!“ rief er, die Hand der Marquesa mit Feuer an seine Brust ziehend. „Ja, Freundin! ich trete Ihnen vollkommen bei: es gibt kein wahrhaftes Glück im Leben.“ — „Doch, Herr Baron,“ sprach Luise mit dem freundlichsten, einschmeichelndsten Tone; „und zwar glänzt es am schönsten nach überstandenem Schmerze. Sie erblickten eine Prophetengabe in meinen Worten. Ich hoffe mich an Ihnen als Prophetin von einer Seite zu erweisen, von der Sie solches gewiß nie erwarteten.“ — „Luise!“ raunte die Marquesa der Sprechenden in warnendem Tone ins Ohr, noch ein Paar ganz leise Laute hinzufügend. Waldow blickte beide befremdet an. Allein der Marquesa gelang es doch, ihn durch eine wahrhafte Theilnahme an seinem verstimmten Innern in bessere Gemüthsverfassung zu setzen.

8.

Die folgenden Tage bereiteten großes Mißbehagen für das ganze Haus. Es gab darin zwei Parthepen, von denen jede Recht zu haben glaubte. Auf der einen Seite stand Waldow nebst den Fremden und dem Justitiar, auf der andern die Baroneſſe ganz allein, aber mächtig unterstützt von dem allgemeinen Antheile der Offizianten und aller Untergeordneten überhaupt.

Obschon der kleine Isidor völlig hergestellt war, wich die Baroneſſe doch nicht mehr von ihm. Sie schien nichts als das Uebelwollen der fremden Mitbewohner des Schloſſes zu fürchten und den Kleinen, ihrer Ansicht nach, sogar vor den Blicken dieser ihm übelwollenden Personen nicht genug verwahren zu können. Dem Arzte, der vor so kurzer Zeit noch Zeuge von der in diesem Grade höchst seltenen häuslichen Harmonie gewesen war, ging die plötzliche totale Veränderung an das Herz. Wie er die Eildotschaft gemißbilligt, durch welche die Baroneſſe ihren Gemahl von der alten Burg hatte zurückholen lassen, so billigte er noch viel weniger die Wirkung dieser zu ängstlichen Maßregel auf die Ruhe des ganzen Hauses. Wenn, meinte er, der Baron auch etwas unwillig über die Störung hätte seyn können, so mußte er, seines Erachtens, davon doch nicht Gelegenheit zu einer so trostlosen Umgestaltung der Dinge nehmen. Er hielt sich daher auch für verpflichtet, ihm Vorstellungen deshalb zu machen, und besonders seine Aufmerksamkeit auf das tiefe Gefühl seiner Gemahlin und die möglichen nachtheiligen Folgen für ihr Leben hinzuleiten. Ergriffen von dem so geschickten als innigen Vortrage des Mannes, legte Waldow ihm Alles dar, wie es wirklich sich verhielt, und bat ihn nur, seiner Gemahlin gleiche Vorstellungen zu thun. Dieß geschah; allein wider alles Verhoffen zeigte sie sich so hartnäckig und unwillig gegen den Baron, daß dadurch die Sache eher noch schlimmer wurde. Nach einer, Nachmittags im Garten, wo die Marquesa mit der Baroneſſe zusammengetroffen war, von dieser der erstern angethanen offenbaren Beleidigung, nahm der Baron den Arm der Spanierin unter den seinigen und eilte mit ihr hinweg.

Von der Sonne beleuchtet, lag vor ihnen der Pfad, welcher sich zwischen bejahrten Buchen und Birkengebüsch den Berg hinanschlängelt, denselben Berg, auf dessen Gipfel die Harmonie im gutsherrlichen Hause den ersten bemerkbaren Stoß erhalten hatte. Recht empfindlich wurden sie eben durch die Laute daran erinnert, welche Luise der Marquesa eiligen Schrittes nachbrachte. Schnell griff die Beleidigte nach dem Instrumente; sie fuhr so hastig und stark in die Saiten, als gedächte sie den innern Sturm mit Tönen von außen zu übertäuben. Aber derselbe Zorn, der ihr durch die Seele rauschte, bewegte auch die Saiten. Immer mehr schien er sich an den Phantasien zu entzünden, worin sie ausbrach, und kaum merkte sie das, so schleuderte sie auch die Laute von sich. „Das Liedeslied von damals!“ bat innigst der Baron, ihr das Instrument überreichend. Halb gedankenlos nahm es die Marquesa wieder. Gerade ihr Zorn schien seiner Bitte günstig. Schon zitterten unter ihrer schönen Hand die ersten, leisen Töne des allmählig in eine gewaltige Wildheit ausbrechenden Liedes. Da streifte Luise an ihre Gebieterin an. Diese gewahrte kaum die offenbare Warnung, welche der Kammerfrau Miene ausdrückte, als sie auch sogleich die Laute zurückgab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erdrevolutionen und die Entſtehung der Berge.

(Fortſetzung.)

Ganz dieſelben Charaktere in Richtung und Bildung, wie Pyrenäen und Apenninen, zeigen die juliſchen Alpen, zwiſchen Venedig und Ungarn, ein Theil der kroatiſchen, dalmatiſchen, bosniſchen, ja griechiſchen Gebirge; ferner ein Theil der Karpathen zwiſchen Ungarn und Gallizien; endlich verſchiedene Höhenzüge in Norddeutſchland, namentlich der nördliche Abhang des Harz, über dem der Brocken thront.

Sehen wir nun, ob ſich die Richtung dieſer europäiſchen Gebirge gleichen Alters nicht über Europa hinaus verfolgen läßt. Leider führt uns dieſe Richtung über die Meere häufig in Länder, über deren phyſiſchen Verhältniſſe wir noch ſo wenig wiſſen, daß die Vermuthungen, die wir aus dem Streichen der Gebirge ziehen, der geologiſchen Kontrolle ſo ziemlich entbehren. — Die kleinen Bergketten, welche die neuſten Karten im Norden der großen Wüſte Sahara, ſüdlich von Tripolis und dem Atlas, angeben, ferner die Nordküſte von Afrika, zwiſchen der großen und kleinen Syrte, ſtreichen genau parallel mit den Pyrenäen. Daſſelbe gilt von der Kette des Berges Carmel in Syrien und mehreren Ketten im öſtlichen Egypten, die ſich am rothen Meer endigen. Vorzüglich bemerkenswerth iſt, daß das große Thal von Meſopotamien, der perſiſche Meerbuſen und die Ketten, die ſich ſogleich im Nordweſt dieſes großen Thals erheben und ſich an den Kaukaſus anſchließen, ganz die Richtung der Pyrenäen haben; ferner, daß daſſelbe von vielen Flüſſen gilt, die im Kaukaſus entſpringen, und von manchen ſeiner Aeſte, namentlich demjenigen, der nordöſtlich von Mingrelien am ſchwarzen Meere hinläuft.

Hieße es nicht vielleicht zu weit gegangen, wollte man dieſe Vergleichung bis nach Indien fortſetzen, ſo könnte man bemerken, daß das Gebirge Gates auf der Küſte von Malabar ſichtbar in derſelben Richtung läuft. Ein Blick auf eine Weltkugel endlich überzeugt einen, daß die Kette der Alleghanis in Nordamerika mit der Verlängerung der Pyrenäenkette parallel iſt, und bei dieſem Gebirge ſcheinen wirklich einige geologiſche Beobachtungen den aus der Richtung gezogenen Schluß zu beſtätigen.

Man kann alſo wohl ſagen: von Alabama und Teneſſee in den Vereinigten Staaten bis zum Kap Comorin in Indien, oder doch zum wenigſten vom Kap Ortegal in Gallizien bis zum Eingange des perſiſchen Meerbuſens, läßt ſich auf der Oberfläche der Erde, dreitauſend fünfhundert, oder doch ſechzehnhundert franzöſiſche Meilen weit, eine Reihe langgeſtreckter Unebenheiten verfolgen, die merklich untereinander parallel laufen. Dieſe Unebenheiten ſind allen Beobachtungen zufolge das Reſultat von gewaltſamen Brüchen in der feſten Rinde der Erde. Die innere Urſache dieſes Zerbrechens und Auftreibens der Erdſchichten mag ſeyn, welche ſie will, ſicher iſt es kein Zufall, daß dieſe Höhen parallel mit einem größten Kreiſe der Erde laufen, und ſie ſind, wie uns Alles vermuthen läßt, alle zu gleicher Zeit, gleichſam auf Einen Stoß entſtanden.

Unmöglich konnte die feſte Erdrinde auf weite Strecken gewaltſam aufgehoben werden, ohne daß dadurch eine heftige plötzliche Bewegung der Meere entſtand und der Zuſtand der Dinge auf der Erde faſt ganz verändert wurde. Wohl ſchwerlich entging ein lebendes Weſen in dieſem Sturme dem Untergang, höchſtens in großer Entfernung von den Ländern und Meeren, welche zunächſt der Schauplatz der Umwälzung waren. In dieſem Sturme der Elemente nun ſchlugen ſich jene Schichten der tertiären Gebilde nieder, welche wir wagerecht an den Fuß der Pyrenäen, Apenninen u. ſ. w. verlaufen ſehen, und umſchrieben den Fuß dieſer Gebirge. Eine etwas geſchlängelte Linie, die man aus der Gegend von London an die Mündung der Donau zieht, bildet ungefähr die ſüdliche Grenze einer weiten Strecke niedrigen Landes, das faſt durchaus mit neuen Bildungen bedeckt iſt. Dieſe Linie, welche mit der Richtung der Pyrenäen merklich parallel läuft, ſcheint alſo das mittägliche Ufer eines großen Meeres geweſen zu ſeyn, das zur Zeit des Niederſchlags der tertiären Gebilde zum großen Theil den Boden von Europa bedeckte, und deſſen ſüdliches Ufer ein von mehreren Meeresarmen durchſchnittener Kontinent bildete, deſſen höchſte Punkte die jüngſt erhobenen Pyrenäen und Apenninen waren. (Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beſchluß.)

Die Mondfinſterniß.

„Was mögen die Leute im Mond denken,“ meinte ein Wißbegieriger, „wenn ihnen auf einmal das Licht ausgeht? Ich denke mir ſo einen armen Mann im Monde, der ſeine Uhr herauszieht und glaubt, es ſey noch nicht Mittag, und es wird Nacht.“ Ein Nachbar bemerkte: die eine Hälfte des Mondes ſey immer dunkel und dort müßten die Leute immer bei Licht leſen. — „Warum nicht gar?“ verſetzte ein Dritter; „kennen Sie nicht das Männchen in der dunkeln Paſſage Feydeau, das nur in der Finſterniß leſen kann? und warum ſollte es nicht auf der ganzen jenſeitigen Mondſcheibe Menſchen geben, die nur im Dunkeln leſen können?“ — „Dummes Zeug,“ erwiederte ſein Freund; „die Ultras im Monde zünden beſtändig Feuer an; bei uns aber wird man am Ende ſo aufgeklärt ſeyn, daß wir gar keinen Mond mehr brauchen.“ Unterdeſſen hatte ſich die gelbe Scheibe verkleinert, alles Gelbe verſchwand, aber an derſelben Stelle blieb ein feuriger rother Kreis. „Wie geht das zu?“ fragten Alle. „Die Aſtronomen des Mondes haben die Finſterniß vorausgeſagt und die Bürger haben illuminirt.“ Ein Deutſcher bemerkte: ein Profeſſor in Göttingen habe ſchon lange durch ſtrahlenwerfende farbige Gläſer eine Telegraphen-Korreſpondenz mit den Mondgeſchöpfen anknüpfen wollen, und es ſtehe zu vermuthen, daß er dieſe Gelegenheit benutze und damit anfange, die Leute durch einen rothen Schein zu blenden. Sein Nachbar, ein Politiker: „Der Mond ſey ein Trabant

auf Kosten der Gemeinde. Auch will Kapellan Ott die Gemeinde Ehrenbürger werden lassen. Der Gemeinderat beschließt, dem Kapellan Ott das Ehrenbürgerrecht zu verleihen. Ferner wird beschlossen, dem Kapellan Ott eine Ehrenurkunde auszustellen. Der Gemeinderat beschließt

N°. 243.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. Oktober 1830.

Sehn will ich, eh' ich zweifle; wenn ich zweifle,
Will ich Beweis, und hab' ich den — hinweg
Auf einmal dann mit Liebe!

Shakespeare.
Othello.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

Finster fiel der Blick des Barons auf Luisens Gesicht. „Sie hat vollkommen recht!“ sprach die Marquesa. „Es war ja an der nämlichen Stelle, wo ich gelobte, das Lied nie wieder vor Ihnen zu singen. Wenn ich auch, nach dem eben Erlebten, der Baronesse keine Rücksicht weiter schuldig seyn sollte, so muß ich doch vor mir selbst so viel Achtung haben, um das gegebene Wort zu halten.“ — „Ein Wort, wie dieses,“ versetzte der Baron, das Gesicht voll Unwillens Luisen zugekehrt, „würde schon darum keiner Mahnung bedurft haben, weil durch sein Vergessen Niemand Schaden gelitten hätte.“ — „Ich hoffe, Herr Baron, Ihnen künftig das Gegentheil darthun zu können!“ antwortete Luise. „Für solche Räthsel gehörte ein Oedipus!“ sagte er, ihr den Rücken kehrend. „Luise,“ sprach die Marquesa, als die Kammerfrau unter Seufzen sich mit dem Tuch über die Augen fuhr, „laß Dein Bewußtseyn Dir genügen. Uebrigens, Baron,“ fügte sie, mit sehr nachdrücklicher Betonung hinzu, „hat meine Luise vielleicht mehr Verdienst um Sie, als — gewisse Personen, die Ihnen ganz nahe stehen.“ — „Marquesa, wozu diese mir ganz unerklärbaren Andeutungen?“ — „Ihr Nachdenken daran zu üben, lieber Baron; Sie auf Wahrheiten allmählig vorzubereiten, denen, brächen sie plötzlich über Sie herein, Ihre Fassung doch vielleicht nicht gewachsen seyn könnte. So lange mich der Glaube an ein Glück für Sie in den seitherigen Verhältnissen betrog, war ich gegen die Entdeckung eines gewissen Umstandes, die ich nunmehr beinahe für nothwendig erachte. Denn jede Hoffnung auf Ihre künftige Zufriedenheit an der Seite dieser Frau dünkt mir jezt eine wahrhafte Raserei.“

Der Baron glich einem vom Blitze Betäubten. Todtenbläße überzog sein Gesicht. Wenn gerade durch den Kontrast zwischen dem in der Regel so ruhigen, gehaltenen Wesen seiner Gemahlin und der unruhigen, ewig wechselnden Natur der Marquesa, ihm diese recht oft als äußerst pikant erschienen, so war ihm doch der Gedanke, seine Gemahlin, die Mutter seines geliebten Sohnes, ihr aufzuopfern, nie in die Seele gekommen. Jezt, wo der Zorn der Spanierin ihm denselben gewissermaßen zurief, fühlte er sich von diesem Gedanken mit wahrhaftem Entsetzen erfüllt. Nein! gelobte er sich im Stillen, und wenn er schon einmal seit der neuen Bekanntschaft sich am Rande eines Abgrunds gesehen hatte, so fühlte er jezt, daß sein Stand seitdem noch weit gefährlicher geworden, daß er bereits im Hinabstürzen gewesen sey. Zugleich fühlte er aber auch die Nothwendigkeit, sich fest anzuklammern und alle Kraft aufzubieten, zurückzuklimmen, um den vorigen festen Standpunkt zwischen Mutter und Kind wieder zu gewinnen. Durchschauete vielleicht die von ihrem Zorne gegen die Baronesse geblendete Marquesa seinen jetzigen innern

Zustand nicht völlig, so gelang das ihrer Vertrauten desto besser. Ein schnelles Einwirken dünkte Luisen am rathsamsten. Sie sprach: „Herr Baron, die Weissagungsgabe, welche Sie neulich mir beimaßen, betraf ziemlich unwesentliche Dinge. Wie oftmals in der Welt, so ähnelte die nachherige Wirklichkeit der Vorstellung, welche ich in Erwägung der Umstände mir von ihr im Voraus gemacht hatte. Wenn aber auch diese Nebendinge gar leicht sich anders begeben konnten, so war ich doch der Uebereinstimmung der Hauptsache in meiner Geschichte mit einem Ereignisse in Ihrem Hause desto gewisser. Nur meine Gebieterin hielt mich ab, Ihnen zu entdecken, daß ich Ihnen keine fremde, sondern Ihre eigene Geschichte vorgetragen, daß nämlich das Kind, welches Sie so lange als Ihr eigenes betrachteten und liebten, ein durch Ihre Gemahlin Ihnen untergeschobenes ist.“

Bei dieser Behauptung schien der starke Körper des Barons solch einem Angriffe auf Herz und Seele erliegen zu wollen. Das weitaufgerissene Auge stier auf den Mund gerichtet, durch den, wenn er Wahrheit gesprochen, seine ganze geistige Existenz, sein ganzes, irdisches Heil auf einmal vernichtet war, griff er krampfhaft, wie ein Sterbender, zur Seite nach einem Baumstamm, als müsse er sich festhalten, um aufrecht stehen zu bleiben. Die Marquesa bekräftigte Luisens Nachricht. Durch die Schwester der verstorbenen Wehmutter in der Residenz war die Sache an den Tag gekommen und von mehreren Zeugen bestätigt. „Wenn übrigens auch,“ äußerte Luise, „die Baronesse natürlich Niemand davon etwas wissen lasse, so habe sie doch gegen die Marquesa vor einiger Zeit, bei Erwähnung ihrer düstern Gemüthsverfassung vor der sogenannten Schwangerschaft, wirklich geäußert, sie sey in einem Augenblicke der Verzweiflung über ihr Unglück schon einmal auf den Gedanken gerathen, die damalige Abwesenheit ihres Gemahls in Staatsangelegenheiten zu einer Täuschung zu benutzen, wie sie sich solche nun auch wirklich erlaubt habe.“ Die Möglichkeit einer Täuschung dieser Art war kaum bestreitbar. Die Niederkunft der Baronesse erfolgte in der Residenz, als ihr Gemahl eben hundert und sechzig Meilen von der Heimath entfernt lebte.

Beweise! hieß Waldows erstes bestimmtes Wort. Er schwer, sich keinen Moment Ruhe zu gestatten, bevor er nicht von der Schuld oder Unschuld seiner Gemahlin ganz überzeugt worden. Noch spät Abends reiste er, zu allgemeinem Erstaunen, mit der Marquesa und Luisen nach der Residenz.

Unterweges eröffnete man ihm, wie die Sache entdeckt worden. In einem dortigen Gasthofe hatte die Wirthschafterin, welche eben Zeit übrig haben mochte, während die Marquesa bei ihrer Tante war, Luisen zu unterhalten gesucht. Im Gespräche nannte diese zufällig einmal den Baron Waldow, ohne übrigens das Verhältniß zu berühren, in welchem die Spanierin zu der Familie stand. Durch die Flasche noch gesprächiger als gewöhnlich, konnte die Frau sich der Bemerkung nicht enthalten, welch seltsame Geheimnisse oft in vornehmen Häusern vorkämen. Dabei ließ sie sich über die Unächtheit des einzigen Erben dieses Barons deutlich aus. Je erfreulicher gerade ein solches Geheimniß Luisen seyn mochte, um so gleichgültiger stellte sich die Schlaue gegen dasselbe; daher gelang es ihr, hinter die geringsten Umstände zu kommen. Frau Krieger, die Wirthschafterin, behauptete, der kleine Isidor sey das uneheliche Kind der Tochter ihrer verstorbenen Schwester, die dem Angeben nach bei der Baronesse das Wehmutteramt verrichtet habe.

Aber auch diese Umstände hoben Waldows Zweifel an der Sache noch nicht. Vielmehr erschien leztere ihm, bei weiterem Nachdenken darüber und über das ganze Wesen seiner Gemahlin, bald als eine völlige Unmöglichkeit. Leider aber wurden seine Zweifel bei der nähern Untersuchung ganz erstickt, weil diese die Behauptung seiner Reisegefährtinnen bestätigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Korsische und sardinische Gebirge, Libanon u. s. w. — Die Flötzschichten, welche man tertiäre nennt, bilden nichts weniger als eine einzige, ununterbrochene Reihe; es zeigen sich an ihnen im Gegentheile verschiedene mehr oder weniger auffallende Unterbrechungen, und alles weist darauf hin, daß zwischen der Ablagerung der ersten und der der lezten Schichten, die man unter jenem Namen zusammenbegreift, mehr als eine Revolution auf dem Erdboden stattgefunden hat. Im vorigen Abschnitt haben wir die Berge erwähnt, deren Fuß die ersten tertiären Schichten, der Töpferthon und der grobe Pariser Kalkstein, wagerecht umschreiben, weil jene Berge zur Zeit ihrer Ablagerung bereits bestanden. Nun finden wir aber eine andere Reihe von Höhenzügen, an denen die ebenerwähnten Schichten aufgerichtet sind, während noch neuere sich horizontal an ihren Fuß erstrecken. Diese Gebirge streichen im Großen von Nord nach Süd, und scheinen nach Alter und Richtung ein besonderes System zu bilden. Hieher gehören die Berge der Inseln Korsika und Sardinien; ganz in derselben Richtung streicht die Ostküste von Sicilien, mehrere Thäler und Ketten der Apenninen und der istrischen Gebirge, und die Bergkette,

Digitized by Google

welche mitten in Servien mit den Cazonibergen beginnt und, parallel mit dem Meridian, zwischen Macedonien und Thessalien einerseits, und Albanien andernseits hinläuft. Eine in derselben Richtung streichende Kette scheint die Küste von Morea bei Napoli di Malvasia zu bilden, und die Insel Candia läuft gegen West mit Bergen aus, die wohl demselben System angehören. In dieser Richtung streichen ferner die syrische Küste, die Kette des Libanons und das Thal des Jordans und des todten Meers, das südlich bis ans rothe Meer ausläuft. Mehr nördlich finden wir diese Richtung an der Uralkette und gegen Süden, wenn man sich anders auf die Karten über das innere Afrika verlassen kann, bei verschiedenen Höhenzügen, welche durch Nubien, Abessinien, Congo laufen und am Vorgebirge der guten Hoffnung enden.

So hätte sich also, wenn unsere Vermuthungen gegründet sind, in den beiden Perioden der tertiären Bildungen eine Masse Landes, einmal von Indien bis nach Nordamerika, und dann vom Eismeer bis in das südliche Afrika erhoben, und dieß stimmt mit dem, was wir über die Vegetation dieser Perioden wissen, in sofern überein, als diese Vegetation der unsrigen schon sehr ähnlich ist. Es kommen, was, wie wir gesehen haben, früher durchaus nicht der Fall ist, Gewächse aus allen sechs jezt angenommenen Klassen vor. Ueberhaupt bemerken wir hier, daß die Flora der Erde mit jeder Umwälzung mannigfaltiger wurde, Anfangs nur zwei Klassen, später drei, endlich fünf umfaßte. Im Pflanzen- wie im Thierreich sind diejenigen Wesen, welche wir für die einfachsten ansehen, zuerst gebildet worden; nach und nach aber sind immer zusammengesetztere, und nach unsern Begriffen vollkommenere Wesen aufgetreten. Die Vegetation, deren Reste in den tertiären Schichten von Europa begraben liegen, ist im Allgemeinen der heutigen Vegetation von Europa und Nordamerika analog; nur wenige Gewächse kommen vor, die jezt einem etwas wärmern Klima angehören, wie die Palmen, von denen man Blätter und Stämme in der Provence, in der Schweiz, bei Paris gefunden hat; manche Blätter, die lorbeerähnlichen Gewächsen angehörten, und die fossilen Früchte auf der Insel Sheppey am Ausfluß dem Themse, die meistens Gewächsen der warmen Länder angehören.

Kurz, diese fossile Flora, wie man sie bei uns findet, hat schon ganz die Charaktere der Vegetation eines großen Kontinents und eines gemäßigten, vielleicht noch etwas wärmern Himmelsstrichs. Aus einigen Wahrnehmungen könnte man vielleicht schließen, daß die Kontinente noch nicht ganz so groß waren als jezt, was sich mit den Spuren einer noch etwas höhern Temperatur, als jezt unter unsern Breiten herrscht, ganz gut vertrüge. Auch was wir vom Thierreich jener Zeit wissen, stimmt damit überein: zur Zeit, wo jene großen Säugethiere, die Paläotheriums, Anoplotheriums, Lophiodons, Mastodons u. s. w. in unsern Breiten lebten, war allerdings das Klima wohl etwas wärmer, als gegenwärtig.

* * *

Die westlichen Alpen von Marseille bis Zürich. — Man ist daran gewöhnt, die Gesammtmasse der Berge, die man unter dem Namen Alpen zusammengreift, als ein Ganzes zu betrachten; es ist aber nicht schwer, sich zu überzeugen, daß diese ungeheure Gebirgsanhäufung aus der Kreuzung mehrerer, von einander unabhängiger, durch Alter wie durch Richtung von einander geschiedener Systeme entstanden ist. Man darf sich daher nicht wundern, wenn ihr Bau im Vergleich zu einer auf Einen Stoß entstandenen Kette, wie die Pyrenäen, verworren erscheint. In der ganzen Erstreckung der Alpen, namentlich in ihrem östlichen Theil, finden sich noch häufig Spuren von Vergletten vom Alter und der Richtung der Pyrenäen; anderswo Höhenstriche, die von Nord nach Süd laufen und mit den korsischen und sardinischen Gebirgen gleichzeitig sind; aber diese Spuren älterer Gebirgserhebungen sind häufig durch neuere und zugleich bedeutendere Erhebungen verwischt. Die höchsten, verwickeltsten Theile der Alpen, um den Montblanc, Monte-Rosa, ums Finsteraarhorn her, sind vorzüglich das Resultat von zwei neuen Systemen, die sich unter einem Winkel von 45 — 50° kreuzen, und die sich von den bisher erwähnten sowohl dem Alter, als der Richtung nach unterscheiden. Durch diese Kreuzung bilden die Alpen auf der Höhe des Montblancs eine Einbiegung; sie sind von Oestreich bis nach Wallis so ziemlich in der Richtung von ost ¼ nordost, nach west ¼ südwest gestrichen, und wenden sich nun rasch nach nord nord ost, süd süd west. Wäre dies nichts als eine Biegung einer einzigen, einfachen Bergkette, so würde man die Schichten nach und nach eine andere Richtung annehmen und sie von einem zum andern Systeme allmählig übergehen sehen; dies ist nun aber nicht der Fall: im Gegentheil gehören durchaus die Schichten und Gebirgskämme ihrer Richtung nach entweder dem einen oder dem andern der genannten Systeme an, und diese Systeme durchdringen eigentlich einander, wie es offenbar nothwendig geschehen mußte, wenn sie das Resultat zweier, der Zeit nach von einander getrennten Phänomene sind.

In den westlichen Alpen, d. h. westlich vom Monte-Rosa, und besonders in den Gebirgen von Savoyen und Dauphiné, gehört bei weitem der größte Theil der hohen Gebirge dem Systeme an, wo die Schichten von nord nord ost nach süd süd west streichen, und diese Gebirge haben sich ganz sichtbar zumal erhoben. Das geologische Datum dieses Ereignisses ist unschwer auszumitteln; man

Digitized by Google

darf nur untersuchen, welche Schichten an ihnen aufgehoben sind, und dagegen welche Ablagerungen sich horizontal an die Seiten der ältern, verrückten Niederschläge anlegen. Im Innern der Berge, welche hauptsächlich die westlichen Alpen bilden, findet man keine neuern Schichten als die Kreide, und zwar darum, weil diese Alpgebirge sich auf einem Boden gebildet haben, der bereits gleich nach dem Niederschlag der Kreide, d. h. zur Zeit, wo sich die Pyrenäen erhoben, gebirgig geworden war, auf einem Boden, welchen die Revolution, die den korsischen und sardinischen Gebirgen den Ursprung gab, noch gebirgiger gemacht hatte; aber an den Rändern, von wo an das eigentliche Relief dieser Alpen beginnt, sieht man sogar die neuesten Schichten der tertiären Bildungen mit allen tiefer liegenden aufgehoben, und daraus ergibt sich, daß die Erhebung der Hauptheile der westlichen Alpen nach der Ablagerung der neuesten tertiären Bildungen erfolgt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Die Encyclopädien in Duodez.

In nichts spricht sich der Fortgang der Aufklärung auffallender aus, als in der Form der Bücher. Als sich die Weisheit noch in schwerfälligen eisen- oder kupferbeschlagenen Folianten verbarg, da mag es wohl Einzelne gegeben haben, die im Wissen höher standen, als die Gelehrten unserer Zeiten; aber die Menge blieb im Dunkeln und zu unwissend, um jenen Orakeln auch nur Bewunderung zu zollen. Jetzt aber, wo es selbst die größten Geister nicht verschmähen, ihre Kenntnisse und Erfahrungen in Duodez und noch kleineren Formaten niederzulegen, wie ganz anders sieht es da in den Köpfen der Masse aus! Nur noch ein Paar Jährchen, und die europäische Menschheit hat ihre Mündigkeit erreicht. Ich habe schon früher öfters bemerkt, die Erscheinung der Sammlungen, welche hier unter verschiedenen Benennungen herauskommen, bildet eine wichtige Periode in der Literatur, und ich behaupte, trotz den Jeremiaden einiger Zeitgenossen, daß die Erscheinung erfreulich ist. In diesem Augenblick liegen als die neuesten Produkte der Art vor mir: von der Cabinet Encyclopedia 1) eine gute Skizze der Weltgeschichte, 2) der erste Band der Geschichte von England, von Sir James Macintosh, und 3) nicht nur für den Moment wichtig, eine Geschichte der Niederlande; von der National Library: ein Leben Byrons, von Galt, ein Büchlein voll der trefflichsten moralischen und ästhetischen Ansichten, und nicht ohne neue Thatsachen aus der Geschichte des außerordentlichen Dichters; von der Family Library 1) der erste Band einer höchst anziehenden Geschichte des brittischen Indiens, und 2) eine Geschichte des Teufelsspuks und der Hexerei, in Briefen (Letters on Domonology and Witchcraft) von Sir Walter Scott; endlich von einer ganz neuen Edinburgh Cabinet Library: eine Geschichte der Entdeckungen und Abenteuer in den Polarmeeren, nebst Beschreibungen von deren Klima, Geologie und Naturgeschichte, mit einer Nachricht vom Wallfischfang. Welch eine Masse von Belehrung und Unterhaltung in wenigen Bändchen! welche Anziehungskraft schon in dem Aeußern durch die Schönheit des Drucks und Papiers und die treffliche typographische Ausstattung! dabei welch billiger Preis! Und dies Alles sollte keine Früchte für die allgemeine Bildung tragen? Das encyclopädische Wissen, sagen seine Gegner, verflache den Geist, bläse auf zu ungebührendem Stolze und tödte die Lust zum Selbstforschen. Aber wie viele tiefe und zum Selbstforschen aufgelegte Geister mag wohl jeder von ihnen in seinem Kreise entdeckt haben, die durch solche Büchlein verdorben worden wären? Jeder unbefangene Beobachter wird gefunden haben, daß nur äußerst wenige Köpfe einen Trieb zum tiefern Forschen verspüren, und daß noch weit wenigere die Lebensverhältnisse dazu kommen lassen; daß die Masse, wie Schiller so richtig bemerkt, nur die Nieten bildet, welche die Treffer einhüllen, und daß jene Nieten nur Eifer und Muße für das Leichtfaßliche, wenn man will, Oberflächliche haben, die wenigen aber, welche zu Treffern bestimmt sind, sich selten oder nie mit dieser Speise werden abfertigen lassen, sondern dadurch nur gereizt werden, durch die Oberfläche hindurch in die Tiefe zu dringen. Will man, daß die vielen Nieten ganz blank bleiben sollen, damit die Kanzleischrift auf den wenigen Treffern desto auffallender erscheinen möge? Da lese man nur Scotts erwähntes Büchlein von der Demonologie, und jeder wird mit mir ausrufen: davor bewahre uns Gott! Oder glaubt man wirklich, wahre Aufklärung lasse sich nur in Folianten oder doch höchstens in Großoctav mittheilen? Ich habe noch Einiges von Eisenbahnen und Dampfwagen — einer Art von encyclopädischen Ausgabe der tiefausgefahrenen Landstraßen und schwerfälligen Rumpelkasten unserer Vorfahren — zu erzählen, sonst würde ich gleich einige Hexen-, Marter- und Verbrennungsgeschichten aus der guten Zeit der Foliantenliteratur aus jenem Büchlein mittheilen. Doch ehe ich diesen Gegenstand verlasse, will ich noch bekennen, daß nicht Alles, was in kleinem Format und als Bibliothek herausgegeben wird, gut ist; im Gegentheil finden sich unter den besten Sammlungen hier und da Bändchen, die unter aller Kritik sind, Schmierereien ohne Geist und Geschmack, oder Compilationen ohne Zusammenhang; besonders sind die Kinderbücher, wie the Childs Own Book, the Infants Own Book erbärmlich. Auch muß ich zum Troste der Antiencyclopädisten melden, daß man neben den neuen Refacimentos auch sehr viele alte gute Werke in der kleinen ansprechenden Form unter's Publikum bringt. So haben wir zwei Classical Libraries, welche gute Uebersetzungen von den besten Werken der Römer und Griechen enthalten; the Aldine Poets von Pickering, und Sharps Library of the Belles Letters, worin die besten Poesien der englischen Literatur, welche kein Privilegium mehr schützt, nach und nach gegeben werden; Murrays Dramatic Family Library etc. Und wen muß es nicht mit dem Duodezausgabensystem aussöhnen, wenn er erfährt, daß Wilsons großes Werk von den amerikanischen Vögeln, welches bisher des hohen Preises wegen den meisten Lesern unzugänglich war, nicht nur ohne Abkürzung, sondern noch mit Zusätzen in drei Bändchen von Constable's Miscellany erscheinen wird?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 244.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. Oktober 1830.

— Alles ist,
Ach selber, zu beweisen, jede Tiefe
Des schrecklichen Geheimnisses erforscht.

Goethe.
Tancred.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

9.

Frau Krieger zitterte nicht wenig, als sie, in der Nacht aus dem Schlafe geweckt, einem zornigen Manne, der sich ihr als Baron von Waldow zu erkennen gab, Rechenschaft von ihrer, ihn und seine Gemahlin so schwer verletzenden Aussage ablegen sollte. Als ihr anfängliches Läugnen fruchtlos war, sah sie wohl, daß sie sich zum vollen Beweise entschließen mußte. Noch vor Tagesanbruch suchte man ein Paar Personen, den Doktor Falk, einen geschätzten Arzt, und seine Tochter auf, bei denen die Dirne im Dienst gestanden, deren heimlich gebornes Kind bisher für den Sohn des Barons Waldow gegolten hatte. Ehre und Ehrlichkeit waren dem wackern Arzte zu tief in sein offenes Gesicht, in das menschenfreundliche Auge geprägt, als daß seiner Aussage der Glaube zu versagen gewesen wäre. Nur der Verdacht, ihr Kind umgebracht zu haben, worein jene Dirne gerathen war, hatte sie und deren Mutter vermocht, der Dienstherrschaft den begangenen Betrug einzugestehen. Allerdings war Doktor Falk lange nicht von dem Vorsatz abzubringen gewesen, die Täuschung der Obrigkeit zu entdecken. Allein die Vorstellung des Glückes, welches durch die angebliche Geburt dieses Sohnes dem Baron Waldow widerfahren sey, bewog ihn endlich, doch zu schweigen, im Fall nicht Umstände eintreten sollten, bei denen ihm sein Gewissen das Geständniß der Wahrheit auferlege. Dieser ausdrückliche Vorbehalt mochte auch wohl der Grund seyn, weßhalb die eigentliche Kindbetterin Stadt und Gegend noch bei der Mutter Lebzeiten verlassen hatte. Nachher, hieß es, sey sie mit einer fremden Herrschaft nach Italien gegangen. Waldows erster Schritt war ein Brief an den Justitiar, der diesen nach der Stadt berief, wo er für jezt seinen Aufenthalt zu nehmen gedachte. Die Marquesa blieb ebenfalls dort, und Luise erhielt Auftrag, ihre Sachen von Weiherthal herschaffen zu lassen. Der Justitiar erschien und übernahm die Unterhandlung mit der Baronesse. Waldow dachte, um die möglichste Schonung gegen sie zu beobachten, ihr zu überlassen, ob sie eine gänzliche Trennung, ohne gesetzliche Scheidung, dem Aufsehen der leztern vielleicht vorziehe. Wo möglich aber, ließ der Baron ihr sagen, wollten sie einander nie wieder sehen. Höchst entrüstet gegen die Baronesse, kehrte der Justitiar von ihr zu Waldow zurück. Aus einer Ohnmacht, worein (Nettlings Ausdrucke nach) das Gefühl, die Täuschung entdeckt zu sehen, sie geworfen, kaum wieder zum Bewußtseyn gelangt, habe die Baronesse mit einem, seines Erachtens, zu ihrer Lage ganz unpassenden Stolze erklärt, daß sie, nebst ihrem Kinde, sogleich nach der Heimath zurückzukehren denke. Sie überlasse übrigens dem Baron, die Maßregeln zu ergreifen, welche er für gut finden werde.

Am folgenden Tage führte die Baronesse den Vorsatz wirklich aus und Waldow kehrte in der Abenddämmerung auf sein Gut zurück.

Digitized by Google

Aber nur wenige Tage und er wendete sich ganz nach der Residenz. Doktor Nettling hatte ihm dort eine Wohnung in einem von Luisen dazu empfohlenen Hause gemiethet. Es war in diesem für die Marquesa ebenfalls Raum genug übrig; aber trotz allen Anstalten zu einem scheinbar auf Jahre hinaus berechneten Aufenthalte in dem geräumigen und schönen Lokal, lebte er nicht einmal volle zwei Wochen darin. Was half es ihm, daß er den mannigfaltigen Erinnerungen seines Lebens auf dem Gute durch völlig veränderte Gewohnheiten ausweichen wollte? Ein Spiegelbild des ganzen verlornen Paradieses folgte ihm in die neue Lebensweise. Wohin er blicken mochte, stand vor seinem Geiste eine süße Scene aus der Vergangenheit. Ihr Reichthum an solchen leuchtete ihm erst recht ein, nun er einzig diente, ihm seine jetzige Armuth an Allem, was dem Leben Gehalt und Werth verleiht, recht schauerlich und abschreckend darzustellen. Der Justitiar unterließ nicht, auf Anstiften Luisens, seiner nunmehrigen Braut, ihm ein Ordnen der Verhältnisse, wie er es nannte, als das nothwendigste Erforderniß für die Ruhe seiner Zukunft anzurathen. Er verstand darunter die gesetzliche Trennung von einer Gemahlin, die sich, wie der Justitiar sagte, der Verbindung mit ihm durch Unterschieben eines fremden Kindes völlig unwürdig gemacht hatte. Auch in Person suchte Luise zu demselben Zwecke auf ihn einzuwirken. Allein beide trafen auf bedeutende Hindernisse. Waldow hatte seiner Gemahlin die Entscheidung über ihre beiderseitige Zukunft in dieser Hinsicht überlassen, und obschon Agnes solche ganz von sich ablehnte und wiederholt erklärte, mit Allem, was er beschliessen werde, zufrieden zu seyn, stand er doch an, irgend eine Einleitung zu treffen. Höchst würdig war der Marquesa Benehmen. Es lag in den Verhältnissen, daß er sie täglich besuchte; allein der Stolz ihrer Geburt schien sie vor jedem Schritte zu bewahren, zu dem ihre, früher kaum zu verkennende Leidenschaft für seine Person sie wohl vielleicht hätte hinreißen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Die Richtung, in welcher die Schichten dieses Systems, das vorzüglich in den westlichen Alpen vorherrscht, aufgehoben sind, und die Haupterstreckung desselben lassen sich am besten durch eine Linie versinnlichen, die man von der kleinen Insel Riou im mittelländischen Meer, zwischen Marseille und Cassis, zum vulkanischen Felsen von Hohentwiel, nordwestlich von Konstanz, oder im Großen von Marseille nach Zürich zieht. Mit dieser Linie laufen nun sehr bedeutende Höhenzüge der Erde parallel, und wir schließen vorläufig bei ihnen, wie wir bisher gethan, auf der gleichen Richtung auf dasselbe Alter, ob sich gleich diese Vermuthung noch nicht überall durch unmittelbare Beobachtungen erweisen läßt. — Spannt man über eine Erdkugel einen Faden, der durch Marseille und Zürich geht, so sieht man, daß dieser Faden, der auch durch die Mündung des Obi und den Archipel von Neu-Südshetland geht, so ziemlich parallel läuft mit der Hauptkette der scandinavischen Alpen, mit den vornehmsten Höhenzügen und Thälern im Reiche Marocco und mit der brasilianischen Küsten-Kordillere, welche am Strande des atlantischen Oceans von Cap Roque bis Montevideo hinläuft. Ferner ist diese Richtung nicht allein mit der Hauptlinie der Ostküste Spaniens, vom Cap de Gata bis zum Cap Creuß, sondern auch mit der Hauptuferlinie von ganz Europa, vom Nordkap bis zum Cap Blanc in Afrika, parallel; der Montblanc liegt von diesen beiden äußersten Punkten ungefähr gleich weit entfernt und bildet gleichsam den Schlußnagel am Gerüste des Theils der alten Welt, der zwischen beiden liegt, und in welchem er zugleich der höchste Punkt ist. Südlich vom Cap Blanc ist die Küste des atlantischen Oceans auf eine weite Strecke niedrig, sandig, und östlich von Nordkyn beim Nordkap ist die Küste auch gar nicht hoch. Zwischen diesen beiden Punkten dagegen sind die Küsten, die gegen das hohe Meer sehen, im Allgemeinen hoch und bilden, wenn sie auch nicht aus Urgebirg bestehen, einen Wall von aufgehobenen Schichten gegen den Ocean; es scheint daraus hervorzugehen, daß längs dieser Linie alles platte, niedrige Land vom Meer bedeckt worden ist.

Von der Erschütterung an, welche dem Bergsysteme der westlichen Alpen sein jetziges Relief gab, hat Europa sichtbar einen großen Kontinent gebildet, und auf seinem Boden haben sich keine Meergebilde mehr niedergeschlagen. Im Gegentheil sind die Niederschläge, die sich in Europa in der Periode der Ruhe gebildet haben, die auf jene Revolution folgte, welche Niederschläge also den Fuß der in diesem Abschnitt angeführten Gebirge horizontal umschreiben, den Niederschlägen, die sich gegenwärtig unter unsern Augen bilden, so ähnlich, daß man sie in der Klasse des sogenannten aufgeschwemmten Landes zusammenbegreift; schon damit deutet man aber an, daß man sie den Ursachen zuschreibt, die noch jezt ähnliche Gebilde hervorbringen. Ein Theil dieser Niederschläge, deren Schichten sich wagerecht an die aufgehobenen Schichten der westlichen Alpen anlegen, scheinen sich in alten Seen gebildet zu haben, die durch eine noch spätere Revolution verschwunden sind. Ein See der Art bedeckte z. B. einst den nordwestlichen Theil des Departements der Isère, ferner die Ebene von Bresse, von Tullins und Voiron bis Dijon. Die sehr dicken Niederschläge, die sich in diesem See bildeten, bestehen großentheils aus abwechselnden

Digitized by Google

Schichten von Sand, mit gerollten Kieseln vermischt, und Mergel. In ihnen findet man vieles fossile Holz, das Baumarten angehört zu haben scheint, die sich von den unsrigen schon nicht mehr viel unterscheiden. An den Ufern dieser Seen lebte eine Menge Thiere, die zwar meistens noch jezt lebenden Geschlechtern angehören, deren Arten aber jezt nicht mehr vorkommen; am häufigsten findet man Knochen von der Höhlenhyäne und dem Höhlenbären; in diese Zeit gehören auch die behaarten Elephanten, die Mastodons, Nashörner, Nilpferde u. s. w. die man bekanntlich an sehr vielen Orten gefunden hat.

Alle diese jezt unbekannten Thierarten (Species) scheinen in einer Revolution der Erdoberfläche untergegangen zu seyn, welche zum Theil die Gestalt der westlichen Alpen veränderte und der Hauptmasse der Alpen ihren Ursprung gab.

Die Hauptkette der Alpen von Wallis nach Oesterreich. — Je neuern Ursprungs ein Gebirge ist, desto verwickelter sind nothwendig seine geologischen Verhältnisse, weil überall noch Spuren der frühern Revolutionen sichtbar sind. Dieß gilt vorzüglich von den Alpen, und bei diesen kommt noch dazu, daß sich in ihnen, wie wir oben gesehen haben, zwei Systeme kreuzen. So interessant es wäre, den Entwicklungen des Beobachters bei dem merkwürdigsten Gebirge unsers Erdtheils zu folgen, so würde uns dieß doch zu weit führen; wir fassen uns daher kurz und sagen als Hauptresultat, daß die Hauptkette der Alpen und die kleinere mit ihr parallel laufende, zu welcher der Pilatus in der Schweiz, die beiden Myten u. s. w. gehören, sichtbar noch neueren Ursprungs ist, als die westlichen Alpen; denn die Schichten des aufgeschwemmten Landes, die sich wagerecht an ihren Fuß erstrecken, sind noch neuere Bildungen, als jene Ablagerungen, welche den Fuß der westlichen Alpen umschreiben.

Es wäre schon an sich auffallend, daß die Kraft, welche so beträchtliche Höhen, als die Alpen sind, auf der Oberfläche der Erde emporgetrieben hat, ihre Wirkung blos auf einem verhältnißmäßig so kleinen Raum geäußert haben sollte; auch haben wir gar keinen Grund anzunehmen, daß diese Kraft in ihrer Aeußerung sich auf den Landstrich beschränkt habe, der einmal den Naturforschern von Mitteleuropa für ihre Untersuchungen der gelegenste ist. Es ist daher natürlich, daß man sich umsieht, ob sich nicht weiter entlegene Gebirge, die wir nur ihrer Richtung, ihren Umrissen, und zuweilen im Allgemeinen ihrer Zusammensetzung nach kennen, an den Haupthöhenzug unsers Erdtheils anreihen lassen. Betrachtet man zuerst einen Erdglobus und dann genauere Karten, so sieht man, daß in gleicher Richtung mit der Hauptkette der Alpen laufen: einerseits die Sierra Morena und überhaupt ein großer Theil der spanischen Bergketten, andernseits der Balkan; in Afrika der Atlas; in Asien die Centralkette des Kaukasus, über welcher als höchste Spitze der Elburz thront, der höher ist als der Montblanc; endlich der lange Gebirgszug, der unter den Namen Paropamisus, Indukosh, Himalaya im Norden die Ebenen von Persien und Bengalen begrenzt und die höchsten Berggipfel der Erde trägt. Alle diese Ketten laufen parallel mit einem größten Kreise der Erde, den auf einem Erdglobus ein Faden versinnlicht, den man von der Mitte des Reichs Marokko nördlich an das birmanische Reich spannt.

Es ist nicht leicht zu verkennen, daß die Lage des Himalaya im Norden der Gangesebene große Aehnlichkeit hat mit der Lage der Hauptalpenkette im Norden der Ebene des Po. Die Flüsse, die von der einen und der andern Bergkette herabkommen, nehmen dieselbe Richtung in dem niedrigen Lande, das am Fuß der Berge liegt, und fallen hier in den Po, dort in den Ganges: beide Ebenen scheinen demnach durch eine mächtige Strömung von den benachbarten Bergen herab gebildet worden zu seyn. Das Gebirgssystem der westlichen indischen Halbinsel erhebt sich, im Süden der bengalischen Ebenen, ungefähr wie die Apenninen südlich von der Ebene der Lombardei; ja diese merkwürdigen Analogien könnten einen veranlassen, Mailand mit Delhi, Venedig mit Calcutta, Ancona mit Madras, Genua mit Bombay geographisch und in kommerzieller Beziehung zu vergleichen. Die Aehnlichkeit wäre noch auffallender, wenn der Indus durch Berge, die ungefähr wie die zwischen Genua und dem Col de Tende strichen, in seinem Laufe aufgehalten würde und somit nebst dem Flusse Setlej und seinen andern Zuflüssen genöthigt wäre, die nicht sehr beträchtlichen Höhen zu durchbrechen, die ihn vom großen Gangesthal trennen.

Diese interessanten Uebereinstimmungen, die sich noch weiter verfolgen ließen, bestärken uns, bis genauere Forschung allen Zweifel gehoben hat, in der Vermuthung, zu der uns die Aehnlichkeit des Streichens veranlaßte, daß der Himalaya und die Hauptkette der Alpen zwei Glieder eines großen, zumalgebildeten Gebirgssystems sind.

Alles weist darauf hin, daß seit der Revolution, die diesen mächtigsten Gebirgen der Erde ihren Ursprung gab, der Boden unsers Kontinents im Ganzen die Gestalt behalten hat, die er gegenwärtig zeigt. Erst seitdem ist allem Anschein nach der Mensch aufgetreten, und ungestört blühen und verblühen seit Jahrtausenden seine Geschlechter auf dem beruhigten Erdboden. Jedoch Einmal drohte ihm eine Katastrophe völligen Untergang, jene Katastrophe, welche wir die Sündfluth nennen, und die ein Jugendtraum fast aller Erdenvölker ist.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

Huskisson. Die Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester.

Sie haben durch die Zeitungen vernommen, daß am 15. September die feierliche Eröffnung der Manchester-Liverpool Eisenbahn unter den Auspizien des Herzogs von Wellington, Sir Robert Peel und anderer Standespersonen stattgefunden und auf welche jammervolle Weise Huskisson, der Beschützer und Beförderer aller Verbesserungen, und der als Repräsentant der Stadt Liverpool im Unterhause an diesem großen Werke besonders Antheil nahm, dabei das Leben verloren hat. Unser Morning Herold, eine Zeitung, die immer gescheiter seyn will, als alle ihre Zeitgenossen, kann es gar nicht reimen, wie in Gegenwart so vieler Personen, welche hätten Hülfe leisten können, und bei der „angeblichen" Leichtigkeit, womit die Maschinen zu lenken wären, keine menschliche Seele an dem Unglücke Schuld seyn solle; sie meint vielmehr, entweder seyen die Maschinen nicht leicht zu lenken oder der Ingenieur habe nicht die gehörige Vorsicht angewandt. Nach vielfältigen Erkundigungen kann ich indessen versichern, daß man die Maschinen wirklich im pfeilschnellen Flug augenblicklich anhalten kann, und der lenkende Ingenieur hat durchaus nichts versäumt. Das Unglück war, Huskisson verlor mit Andern beim Herannahen der Maschine den Kopf, und statt gelassen aus dem Wege zu treten, wozu Raum und Zeit genug da war, eilte Alles in Unordnung durcheinander, und der Unglückliche fiel mit dem Bein so unerwartet auf die Bahn, daß keine Vorsicht von Seiten des Führers die Katastrophe hätte verhindern können. Die Stadt Liverpool hat dem berühmten Staatsmanne ein prachtvolles Leichenbegängniß gehalten, und bereits sind über 2000 Pfund zu einem auf dessen Grabe zu errichtenden Denkmale gesammelt. Es gibt zwischen beiden oft genannten Städten zwei Wasserverbindungen, einmal mittelst der Flüsse Mersey und Irwel und einem Kanal, und dann durch den Kanal des Herzogs von Bridgewater. Gewöhnlich dauert die Fahrt darauf 36 Stunden; doch will man von Beispielen wissen, wo Waaren 21 Tage auf dem Wege waren, was länger war, als dieselben bedurft hätten, um von Amerika nach Liverpool zu kommen. Die Kanäle waren aber doch von solchem Vortheil für den Verkehr zwischen den beiden Städten, daß der Werth der Aktien allmählig von 70 Pf. bis auf 1250 gestiegen ist. Dieses ist auch kein Wunder, wenn man bedenkt, daß 1760, wo der Herzog die parlamentarische Erlaubniß zu Grabung seines Kanals erhielt, nur 1560 Schiffe das Hafengeld zu Liverpool entrichtet haben, während 1824 die Zahl dieser Schiffe sich auf 10.000 und 1829 auf 11.383 belief. 1760 betrug die Bevölkerung von Liverpool 26.000 Seelen, 1824, 135.000; die von Manchester belief sich 1760 auf 22.000 und 1824 auf 130.000. 1784 wurden zu Liverpool von Amerika 8 Ballen Baumwolle eingeführt, 1824, 409.670 und 1829, 640.998. Die erste Dampfmaschine in Manchester wurde 1790 errichtet, 1824 gab es deren schon 200. 1814 gab es noch nicht eine Dampfwebmaschine, 1824 bereits 30.000. 1824 beliefen sich die rohen Materialien und Manufakturwaaren, welche zwischen beiden Städten hin- und hergingen, täglich auf 1000 Tonnen Gewicht, jetzt schon auf 1300, wovon 1000 von Liverpool nach Manchester und 300 von Manchester nach Liverpool gehen. Die erste Idee zu der Eisenbahn wurde im Jahr 1822 von dem Ingenieur James von London entworfen, und im Jahr 26 erhielt die Gesellschaft, die sich inzwischen gebildet hatte, nachdem ihr das Ansuchen schon einmal abgeschlagen worden war, mittelst einer Auslage von 60 bis 70.000 Pf. Sterl. das parlamentarische Privilegium. Es war ein ungeheures Unternehmen, welches bereits über 750.000 Pf. gekostet hat, und wenn Alles vollendet ist, 80.000 Pfund mehr kosten wird, noch einmal so viel, als man es angeschlagen hatte. Die Bahn besteht aus gehämmerten Eisenstangen von 15 Fuß Länge auf 2 Zoll Breite und ungefähr einen Zoll Dicke, und 55 Pf. Gewicht. Solcher Stangen liegen 4 neben einander in einer Entfernung von 4 Fuß 8 Zoll, folglich für 2 Wagen, und mit einem, wie man denken sollte, gegen jede Gefahr sichernden Zwischenraum; sie sind mit der größten Genauigkeit mit den Enden ineinander gefügt. Zur Sicherung der Bahn gegen das Sinken ruhen die Stangen eine Strecke von 18 engl. Meilen auf fest eingesenkten Steinsäulen, welche 3 Fuß weit auseinander stehen, und 13 Meilen weit auf Balken. Der Weg ist meistentheils so eben, daß er im Durchschnitt nur um $\frac{1}{10}$ steigt, und überhaupt an dem Ende zu Liverpool nur 46 Fuß höher liegt, als bei Manchester. Es war aber auch eine Riesenarbeit, diese ebene Straße darzustellen, wie man aus Folgendem sehen wird. Zu Liverpool im Wapping bei dem Queens Dock, wo die Bahn anfängt, mußte man einen Gang (tunnel) unter der Stadt weg machen, welcher 6750 engl. Fuß oder $1\frac{1}{4}$ Meilen lang ist; dieser empfängt von oben her Luft durch acht Oeffnungen, ist durchaus übertüncht und mit Gas beleuchtet. Die ersten 810 Fuß sind ganz eben, in der übrigen Strecke steigt der Weg um $\frac{1}{4}$ Zoll auf den Fuß. Ungefähr $\frac{1}{4}$ Meile vom Tunnel fällt die Straße eine Strecke von $5\frac{1}{2}$ Meilen weit 4 Fuß in der Meile. Auf derselben führt die Bahn 2 Meilen weit durch den Felsen, 70 Fuß unter der Oberfläche; innerhalb desselben ist der Weg gerade breit genug für die Durchfahrt von 2 Wagen. Von hier führt er auf einem Damm von 2 Meilen Länge, 15 bis 45 Höhe und 60 bis 135 Fuß Breite am Fuße, durch ein Thal. $6\frac{1}{2}$ Meile von Liverpool stößt eine Eisenbahn von einer Kohlengrube zur Rechten dazu; ungefähr eine Meile weiter kommt man bei Whiston an eine Stelle, wo der Weg um $\frac{1}{16}$ steigt und wo eine feststehende Dampfmaschine den Wagen mit hinan hilft. Hierauf ist der Weg an 2 Meilen weit ganz eben, und dies ist die Stelle, wo die Wettfahrten um den Preis von 500 Pfund angestellt wurden, deren Erfolg die Direktoren bestimmte, bewegliche, statt feststehende Maschinen zu benutzen. Hierauf kommt man bei Sutton zu einem ähnlichen Abhang wie der vorige, wo auch wieder eine Dampfmaschine steht. Kurz zuvor geht die Landstraße von Liverpool nach Manchester über die Bahn weg, mehrere von Kohlengruben kommende Bahnen vereinigen sich damit, und eine Bahn von Rumorn Gap nach St. Helens wird sie durchkreuzen. Zunächst kommt man dann zu einem $\frac{1}{2}$ Meilen breiten Sumpf, über den man einen 25 Fuß hohen Damm hat bauen müssen, der aber bis auf 4 oder 5 Fuß eingesunken ist. Ueber das Sankeythal ist die Bahn alsdann auf einer schönen steinernen Leitung von 9 Bogen, jeder von 50 Fuß Spannung, fortgeführt, unter welcher in einer Tiefe von 70 Fuß von der Schirmmauer der Sankeykanal liegt. Man gelangt zu derselben auf ungeheuren Dämmen, und ihre Breite ist 25 Fuß zwischen den Mauern; sie hat über 45.000 Pf. gekostet. Ein wenig südlich von Newton läuft die Bahn über ein enges Thal, theils auf einem mächtigen Damm, theils über eine Leitung von 4 Bogen, jeder von 40 Fuß Spannung, von denen einer eine Landstraße überspringt. Hier verbindet sich die Bahn mit Nebenbahnen von Newton und Wigan her. Einige Meilen jenseits Newton, bei Kenyon, kommt man zu einer Stelle, wo man über 2.400.000 Kubikfuß Sand und Erde hat ausgraben müssen, und wo sich die Nebenbahnen von Kenyon und Leigh mit der Hauptbahn vereinigen. Ein andermal mehr von diesem großartigen Unternehmen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Oktober 1830.

Die untere Feuerwelt wird nur gezwungen von der obern in ihrem Bette festgehalten, und bei jeder Gelegenheit zeigt jene, daß sie nach jenem prophetischen Gesange der alten nordischen Wbola noch mächtig genug sey, ihrer Zeit die Banden zu zerbrechen und in der alten zerstörenden Macht ans Freie hervorzutreten.

Schubert.

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Beschluß.)

Die Sündfluth. Die Anden. — Wenn in einem Erdtheile sich plötzlich aus dem Schooße der Erde eine Bergkette erhebt, so muß dieß nothwendig weit und breit eine allgemeine Umwälzung der Oberfläche zur Folge haben, und alles was lebt, wird weithin seinen Untergang finden; auf Länder dagegen, die vom Schauplatze des Ereignisses sehr weit entfernt liegen, kann diese Katastrophe leicht blos insofern wirken, als die Meere in heftige Bewegung gesetzt werden und sich ihr Niveau mehr oder weniger, vorübergehend oder bleibend verändert. Die Sagen fast aller Völker der Erde erzählen von einer ungeheuren Wasserfluth, die fast alle Lebendigen verschlang; diese Fluth wird auch von allen ungefähr in dieselbe Zeit gesetzt. Dieses Ereigniß, in dessen Wirklichkeit kein Zweifel zu setzen ist, läßt sich unmöglich aus den Schwankungen der Meere und dem Fallen der atmosphärischen Wasser erklären, wie sie seit mehreren tausend Jahren Naturgesetz sind. Sollte nicht eine Revolution in einem von der Wiege des Menschengeschlechts weiter entfernten Theile der Erde die Ursache der Katastrophe seyn, die Noah in seine Arche und Deukalion auf den Parnassus trieb? Sieht man sich nun aber um, wo die Bergkette ist, welcher jene Revolution die Entstehung gab, so kommt man in Versuchung, an die große amerikanische Kordillere zu denken. Sie bildet wirklich das ausgedehnteste, das markirteste, so zu sagen am wenigsten verwischte Relief auf der gegenwärtigen Oberfläche der Erde, und wenn schon dieß, wir wollen nicht einmal sagen die Vermuthung, sondern nur die Ahnung eines neuern Ursprungs der Haupthöhen der neuen Welt gibt, so scheint der wichtige Umstand, daß in der Kette der Anden noch sehr viele Vulkane thätig sind, während die meisten Vulkane der alten Welt erloschen sind, wirklich näher darauf hinzuweisen, daß die neue Welt nicht blos für uns Europäer neu ist, und daß die Reisenden wohl nicht Unrecht haben, welche behaupten, Amerika zeige in seiner organischen wie in seiner unorganischen Natur ein jugendlicheres Gepräge als die alte Welt.

Ist das Resultat unserer bisherigen Betrachtungen richtig, so kann man es mit wenigen Worten so ausdrücken: Die Selbstständigkeit und die successive Bildung der aufeinander folgenden Flötzformationen ist die Folge und der Beweis von der Selbstständigkeit und der successiven Bildung der in verschiedenen Richtungen streichenden Gebirgssysteme. Verfolgt man diese Systeme so weit als möglich, so gelangt man zu dem wahrscheinlichen Resultat, daß wenigstens die neusten und zugleich bedeutendsten derselben aus einer gewissen Anzahl von Arten bestehen, welche parallel mit einem größten Kreise der Erde laufen. Diese Gebirgssysteme erscheinen als ebensoviele verschiedene Anwendungen eines und desselben Gesetzes, wobei sich nur jedesmal die Kraft in verschiedener Richtung geäußert

Digitized by Google

hat; als ebensoviele einzelne Wiederholungen eines und deſſelben Naturereigniſſes. Gelingt es auch je der Forſchung, alle Spuren dieſer großen Naturbegebenheiten ins Einzelnſte zu verfolgen, das, was wir bisher blos als Vermuthungen aufſtellen konnten, über allen Zweifel zu erheben, und die reſpektiven Altersverhältniſſe der verſchiedenen Flötzſchichten und der verſchiedenen Gebirgszüge, die in mannigfachen Richtungen den Erdboden uneben machen, ſtreng wiſſenſchaftlich auszumitteln, ſo bleibt freilich noch ein zweite große Aufgabe übrig, deren Löſung den Menſchen faſt noch mehr intereſſirt als die erſte, die Aufgabe nämlich, zu berechnen, wie viele Zeit jedesmal zwiſchen zwei Revolutionen verfloſſen iſt, und damit einigermaßen Büffons Wunſch zu erfüllen, den Wunſch, daß es dem Menſchen gelingen möchte, auch nur ein Paar feſte Punkte in der Unermeßlichkeit des Raums zu gewinnen und einige Wegſteine an die ewige Straße der Zeit zu pflanzen.

Verſchiedene Spuren von Unterbrechung in der Reihe der Flötzbildungen ſind in Europa vielleicht nur darum nicht auffallender, weil die Bergſyſteme, denen ſie entſprechen, keine Zweige nach unſerm Erdtheil ſenden. Iſt aber auch die Zahl der Erdrevolutionen und der wirklich ſelbſtſtändigen Bergſyſteme noch völlig unbeſtimmt, hat auch die Reihe dieſer Erſcheinungen noch bedeutende Lücken für uns, ſo viel iſt gewiß, daß die bisherigen Beobachtungen das Geſetz ihrer Aufeinanderfolge, das die Wiſſenſchaft einſt finden mag, ſchon jezt in gewiſſe beſtimmte Grenzen einſchließen. Schon daraus, daß die Höhen des Montblanc und des Monte Roſa ihren Urſprung beſtimmt einer der lezten Revolutionen zu danken haben, geht nothwendig hervor, daß, die künftigen Entdeckungen mögen ſich geſtalten, wie ſie wollen, die verſchiedenen Gebirgsbildungen, dem Alter und der Höhe nach, nimmermehr eine allmählich und regelmäßig abnehmende Reihe bilden können, woraus man unmittelbar ſchließen könnte, daß die Grenze erreicht iſt; man ſieht aus dem ganzen Bisherigen, daß dieß nie der Fall ſeyn wird, wenn es ſich auch zufällig finden ſollte, daß die wenigen Berge, die höher ſind als der Montblanc, früher gebildet wurden als er. Die künftigen Forſchungen mögen ausfallen, wie ſie wollen, ſo wird nichts zum Schluſſe berechtigen, daß eine Naturerſcheinung, deren lezte Paroxysmen ſo ausnehmend heftig waren, ſich in der Folgezeit nicht wiederholen können. Kurz, die Reihenfolge der Erſcheinungen, wie ſie die Forſchungen angeben, von denen wir in dieſen Blättern einen Begriff zu geben verſucht haben, mag in der Folge noch ſo unrichtig befunden werden, ſo läßt ſich doch nicht abſehen, wie ſie von der Wiſſenſchaft dergeſtalt abgeändert werden ſolle, daß der Naturforſcher zu dem Schluſſe käme: die Erdrinde, auf der der Menſch lebt, habe die Eigenſchaft verloren, in verſchiedenen Richtungen aufzuſpringen und ſich aufzutreiben; es läßt ſich nicht abſehen, wie man zu der beſtimmten Zuverſicht gelangen ſoll, daß dem Zeitraum der Ruhe, in dem wir leben, nicht durch das Erſcheinen einer neuen Bergkette ein Ende gemacht werden werde, da uns Erdbeben und Vulkane nur zu oft daran mahnen, daß der Grund, auf dem wir wandeln, nicht unerſchütterlich iſt.

Wie lange im Durchſchnitt die frühern Perioden der Ruhe gedauert haben, darüber können wir nicht einmal Vermuthungen wagen, und ſo möge es denn auch dem Menſchengeſchlecht immer verborgen bleiben, wann es in ſein großes Leichentuch gehüllt und eine Etage über den Mammuts, ein Gegenſtand der Neugier für die vernünftigen Geſchöpfe einer neuen Weltgeſchichte, beigeſezt wird.

Das Gewitter.

(Fortſetzung.)

10.

Gegen das Ende der zweiten Woche ſeines neuen Reſidenzlebens beſchloß eines Morgens Waldow die Heimkehr nach Weibersthal und ſaß, nach Zurücklaſſung eines Abſchiedsbillets, eine Stunde ſpäter in dem Wagen, der ihn dahin bringen ſollte. Gänzlich gab er ſich nach ſeiner Ankunft den ſchmerzhaften Erinnerungen hin, die dort in Wohnung, Garten und Gegend ihn allenthalben empfingen. Allmählich aber ward ihm der Aufenthalt, dem in ſeiner Gemahlin die lebende Seele fehlte, immer unleidlicher. Der Juſtitiar und deſſen Braut, die einige Mal ſchon zum Beſuche bei Nettlings Mutter in Weibersthal geweſen war, boten Alles auf, ihm zu beweiſen, daß er ſich ſelbſt eine Veränderung des jetzigen Zuſtandes ſchuldig ſey und nicht ſich allein. Mit der feinſten Gewandtheit wußte beſonders Luiſe ihm anzudeuten, daß die Marqueſa die größten Anſprüche auf ſeinen Dank für eine Liebe habe, wie er ſie ſtärker wohl nie finden werde. Dabei ſtellte ſie den Charakter ihrer Gebieterin in das höchſte Licht und gab ihm zulezt zu betrachten, ob nach mancher frühern Einleitung von ſeiner Seite, ſein Gewiſſen ihm wohl Ruhe laſſen könne, wenn der ſichere Untergang der edelſten Dame auf der Welt eintreten ſollte?

Obſchon er ſie ohne beſtimmte Antwort hierauf ließ, ſo lag doch in ſeinem ganzen Weſen deutlich, daß es zu einem Entſchluſſe in ihm gekommen war.

Am folgenden Tage ſchon, den der Juſtitiar dazu anwendete, ſeine Braut den Freunden in der Nachbarſchaft vorzuſtellen, ritt Waldow ſehr früh nach der Reſidenz. Kaum war er dort in einem Gaſthofe abgetreten, ſo ſuchte er die Marqueſa in ihrer Wohnung auf. Allein ſie war nach einem ziemlich entlegenen Garten gefahren, den ſie vor mehreren Tagen gemiethet hatte, und wo ſie ſeitdem

Digitized by Google

vom Morgen bis zum Abende allein zubrachte. Nichts konnte vielleicht einen bessern Aufschluß über ihre Gemüthsverfassung geben, als diese Lebensweise. Waldow kannte den Garten. Seit einer langen Reihe von Jahren bestand ein Streit über seinen Besitz. Die schönen alten Baumgänge darin, der Scheere des Gärtners ganz entwöhnt, waren verwachsen; allenthalben Sträucher, wo keine seyn sollten, und nur hier und da blickte noch eine der vom hochaufgeschossenen Unkraute meistens erstickten Blumen in kümmerlicher Gestalt hervor, die früher hier einheimisch gewesene Kultur traurig bezeugend. Dasselbe unerfreuliche Grün, welches die Beete darboten, überzog auch die Pfade. Eine Menge, zum Theil recht artig angelegter Grotten, Tempel und Lauben lag im Gestripp verfallen da. Selbst das geräumige, im Innern von dem Reichthume seiner frühern Bewohner und ihrer Prachtliebe noch Zeugniß ablegende Wohnhaus war nur nothdürftig vor dem Einsturze gesichert. In dieser wahrhaften Wildniß sich wohl zu befinden, wo der Unbestand aller menschlichen Dinge eine so erschütternde Sprache führte, dazu gehörte offenbar ein innerer Verfall, eine gänzliche Entzweiung mit den Menschen und mit der Welt, kurz, ein Zustand, von dem aus der Schritt bis zum Wahnwitz äußerst leicht und natürlich erscheint. Mit jedem Tritte näher zu diesem Garten, trat dem Baron, unter solchen Vorstellungen, auch seine Verpflichtung, die Dame aus einem solchen Labyrinth zu retten, klarer vor die Seele. Einzelne Laute empfingen ihn jezt aus der Ferne, in denen er bald den Gesang der Marquesa und endlich gar jenes Lied erkannte, welches auf ihn und seine Gemahlin einen so ganz verschiedenen Eindruck gemacht hatte.

Im Garten angelangt, wo keiner der leiesten Töne seinem Ohre entschlüpfte, blieb er betroffen stehen: dasselbe Lied, nur vielleicht mit noch mehr Seele und noch weniger Rücksicht vorgetragen, machte diesmal einen ganz andern Eindruck auf ihn, als unter jenen Umständen. Er verstand sich selbst nicht mehr, wenn er seine damalige Empfindung dabei in sein Andenken rief. Er begriff nicht, wie diese wilden Ausbrüche innern Sturmes sein Ohr nicht eher verlezt, als erfreut hatten, wie er dem Urtheile seiner Gemahlin darüber hatte widersprechen können. In der That fand er einige Aehnlichkeit in ihr mit einer Löwin, wie der Dichter seine Geliebte nennt, eine Aehnlichkeit, welche durch die Wüste, aus der die Töne erklangen, noch vermehrt wurde.

Zu uneins mit sich selbst, um mit Anstand vor einer Dame zu erscheinen, der er so wichtige Dinge vortragen wollte, stand er eben im Begriff, den Garten wieder zu verlassen, als ein Freudenruf erscholl. Der Marquesa scharfes Auge hatte den Ankommenden wahrgenommen. Ihre Laute hinwerfend, eilte sie ihm entgegen. Aber ihre große Freude mußte wohl erstarren an der Seelenlosigkeit, mit der er vor ihr stand.

„Waldow," sagte endlich die reizende Frau, welche in den wenigen Wochen, daß er sie nicht gesehen hatte, um eben so viel Jahre, wenn nicht älter, doch matter und kraftloser geworden schien, „ich glaube die Gefühle, welche ich während der lezten Tage in Ihnen voraussezte, jezt durch Ihre ganze Art und Weise bestätigt zu sehen. Die Einsamkeit hier in dieser Wildniß hat mich zu Betrachtungen geführt, welche schon früher sich mir aufdrangen, aber durch Luisens schmeichlerisches Zureden immer wieder verscheucht wurden. Die lezten und vielleicht — unglücklichsten Wochen meines Lebens überzeugten mich davon, daß um Ihre Zufriedenheit wieder zu erlangen, Ihnen nichts übrig bleibt, als sich zunächst auf Unterhandlungen mit Ihrer Gemahlin einzulassen." Dieses Wort traf den Baron mitten ins Herz. Offenbar mußte dieselbe Idee bereits in seinem Herzen entsprungen und er sich dessen nur nicht recht bewußt worden seyn. Von der Marquesa Lippen erschütterte es ihn sichtbar. Forschend fiel sein Blick auf ihr Gesicht. Es war möglich, daß sie blos eine Prüfung seiner Gefühle mit ihm vorhatte. Nein, so viel Innigkeit würde dann ihr Auge nicht haben aussprechen können. Wie viele, ihm unbekannte Fehler die Marquesa vielleicht auch hatte, eine so tiefe Verstellung lag durchaus nicht in ihrem Charakter. Sie fuhr fort: „Ohne Luisens thörigten Wunsch, auf Kosten einer wahrhaft von Ihnen geliebten Person mein Glück zu begründen, und meinen von lezterer hochaufgereizten Zorn, würden die Umstände, welche Sie um das schöne Gefühl des Vaterglückes brachten, nie durch mich zu Ihrer Kenntniß gelangt seyn. Es geschah indessen, und jezt halte ich es sogar für gut, daß es geschehen ist. Das Geheimniß befand sich in zu sorglosen Händen, als daß es nicht früher oder später doch zu Ihrer Kenntniß hätte kommen sollen. Wenn Sie sich, mein Freund, die mir mitgetheilten Umstände vor der Geburt jenes Sohnes zurückrufen, wenn Sie erwägen, daß bei jener Täuschung, die Ihre Gemahlin mit Glück versuchte, der einzige Zweck die Herstellung Ihrer gestörten Zufriedenheit war und seyn konnte, so werden Sie dadurch gewiß die an sich unerlaubte Handlung ungemein gemildert finden." Bei diesen Worten zog der Baron, ohne es selbst zu wissen, mit Inbrunst die Hand der Marquesa an sein Herz. Sie hatte damit offenbar das, was dieses schon oft in ihm angeregt, ausgesprochen. Im Auf- und Abgehen wurde noch manches auf ihren Gemüthszustand Bezughabende mehr angedeutet, als bestimmt verhandelt. „Auf Ihrem Gute," sprach sie zu ihm beim Abschiede, „hoffe ich Sie in Kurzem und zwar glücklicher wiederzusehen."

Noch vor Abend kehrte Waldow nach Weiherothal zurück. Aus einigen Reden der Marquesa schloß er, daß

Digitized by Google

ihr Vertrauen zu Luisen etwas gestört worden sey. Mehrere Fragen, welche die ebenfalls noch zu Weiherthal sich aufhaltende Luise ihm darnach that, was die Marquesa von ihr geurtheilt, schienen ein zwischen beiden eingetretenes Mißverständniß zu verrathen. Daß übrigens Luise dessen völlige Beseitigung hoffte, ging aus ihrer Freude hervor, als er nach mancher ihrer auf sein Verhältniß mit der Spanierin sich beziehenden Erkundigungen ihr zuletzt die Antwort ertheilte, es finde zwischen ihm und der Marquesa die genaueste Uebereinstimmung statt und diese Dame werde nächstens auf dem Gute anlangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Oktober.

Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft.

Um die Mitte des verflossenen Monats war hier der ausgedehnteste (er zählt jetzt nahe an tausend Mitglieder) der eidgenössischen Vereine, die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft versammelt, zum erstenmal in der französischen Schweiz, auf die sich die, ursprünglich Zürich und der östlichen Schweiz angehörende Stiftung erst seit etlichen Jahren ausgedehnt und durch die diesjährige Versammlung ihren erweiterten Kreis nun vollends geschlossen und befestigt hat, indem diesmal die Mehrzahl der anderthalb Hundert anwesenden Glieder dem Waadtlande und Genf angehörte. Den Jahrespräsidenten der Gesellschaft, den waadtländischen Staatsrath Guiguer von Prangins, den eben jetzt eine vorbrtliche Sendung als schweizerischen Commissär für die Liquidation der aufgelösten capitulirten Regimenter nach Besançon gerufen hatte, ersetzte der Professor Chavannes, welcher in seiner Eröffnungsrede die Resultate der vorjährigen Verhandlungen des Vereins (in Bern) mit den nunmehr neu eingeleiteten Arbeiten in gehörigen Zusammenhang brachte und einzelne Theile davon bündig beleuchtete. Von dem waadtländischen Direktionskomité waren zu Berichterstattern über die drei ausgeschriebenen Jahresfragen und die darauf eingekommenen Antworten der Professor Monnard, der Friedensrichter von Coppet Van-Muyden und der Doktor der Rechte Jaquet bestellt worden.

Dem Professor Monnard war das Referat über die Frage zugefallen: sind die Auswanderungen und Ansiedlungen in fremden Ländern ein wünschenswerthes Mittel, um die Armuth in der Schweiz zu vermindern? Die Antwort war unbedingt verneinend, und sie zeigte einleuchtend, daß die Bevölkerung eines Landes mit dem Kulturzustand desselben im innigsten Verhältnisse stehe und mit demselben zu oder abnehme, daß also die Klage wegen Uebervölkerung im Grunde nichts anders sey, als eine Klage über Mangel an Industrie im größten Umfang des Worts. Vorerst wurde anerkannt, daß die Regierungen kein Recht haben, Auswanderungen zu hindern, und daß den Landeseingebornen nicht nur zu Befriedigung physischer, sondern auch moralischer Bedürfnisse, die Mittel dazu müssen dargeboten seyn, wenn sie das Vaterland lieben sollen; anderseits wurde dargethan, daß eine Uebervölkerung in der That gar nicht vorhanden sey, zumal die Schweiz im Durchschnitt nur 765 Einwohner auf die Geviertmeile zählt und mittelst vervollkommneter Agrikultur und freier Gewerbsamkeit (Industrie) für eine ungleich größere Bevölkerung Raum und Nahrung gewonnen werden könne, wie neben anderm die kleine Landschaft von Locle und Chaux de fond darthut, welche auf drei Geviertmeilen 15.000 Einwohner zählt. Armuth und Dürftigkeit werden vorzugsweise in Ländern angetroffen, wo übergroße Besitzungen und eine fehlerhafte Verwaltung vorhanden sind; ungleich weniger trifft man jene in volkreichen Ländern. Luxus und Geistesunruhe, mit daraus hervorgehender Unzufriedenheit, sind bei mangelhafter Landesverwaltung die Hauptursachen der Auswanderung. Nicht die ärmsten, sondern die unruhigsten Leute sind es, welche auswandern, zumal für die einfache Verpflanzung in die Kolonie ein Kostenaufwand von 750 französischen Franken auf den Kopf erforderlich ist. Darum ward eben auch in der Schweiz die Neigung zu Auswanderungen von Alters her periodisch, gleich Fieberanfällen verspürt; die Register des Kantons Basel weisen nach, daß solche Anfälle sich dort in den Jahren 1738, 1772, 1816 und 1822 wiederholt haben, während im Kanton Luzern, dessen Bevölkerung von 80.000 Seelen, die im vorigen Jahrhundert gezählt worden, auf 120.000 angestiegen ist, von Auswanderungen nur wenig die Rede war. Fremde und einheimische Spekulanten und Auswanderungswerber haben durch Verbreitung trügerischer Hoffnungen fast jedesmal eine Anzahl Schlachtopfer ihrer Gewinnsucht bethört und die Auswanderungen befördert. Jedesmal ist ein guter Theil der Auswanderer auf der Reise zu Grund gegangen und von den vielen Kolonieprojekten sind fast alle gänzlich mißlungen. Hinwieder zeigt es sich, daß alljährlich eine bedeutende Zahl Ausländer in der Schweiz naturalisirt zu werden verlangt und daß eine Menge deutscher und italienischer Handwerks- und Arbeitsleute in den Schweizerkantonen Arbeit sucht und findet; daß der Arbeitslohn in mehrerer dieser Kantone höher steht, als anderswo, was offenbar kein Zeichen von Uebervölkerung ist. Es ward endlich dargethan, daß jede, wenn auch an sich gut organisirte und mit (nie zu billigendem) Kostenaufwand erzielte und unterhaltene Auswanderung der Armuth im Lande selbst gar nicht abzuhelfen vermöchte; daß, so lange noch vieles öde Land und Sumpfboden urbar zu machen übrig ist, so lange noch auf Bergen Holzpflanzungen anzulegen, Verbindungsstraßen zu öffnen, gegenseitiger Verkehr durch Beseitigung hemmender Lasten zu erleichtern ist; so lange die Volkserziehung nicht vervollkommnet, Gewerbsschulen nicht eröffnet und anerkannte Gebrechen des Staatshaushaltes nicht gehoben sind, nothwendig auch die Quellen der Verarmung und des Mißvergnügens mit allen ihren Folgen fortdauern werden. Es bedarf wohl der Bemerkung nicht, daß alle angegebenen Nachtheile der Auswanderungen einzig nur die Kolonisationsprojekte zu unachtsamer Minderung der Armuth treffen und keineswegs jene ehrenwerthen individuellen Auswanderungen, um Talente und Kenntnisse im Auslande geltend zu machen, die meist auch mit der späteren Rückkehr ins Vaterland verbunden sind und denen insbesondere, und seit langer Zeit, Genf und das Waadtland vielfache Vortheile verdanken, weit entfernt, daß ihnen daraus Nachtheile erwachsen wären.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 246.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Oktober 1830.

Mein Auge blickt umher, ob nicht ein Gott
Uns Hülfe reichen möchte? möchte mir
Ein heilsam Kraut entdecken, einen Trank,
Der deinem Sinne Frieden brächte, Frieden uns.

Goethe.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

11.

Des Barons Ungeduld, wegen der ihm selbst nicht klaren Entwicklung der Umstände, wurde mit jedem Tage größer und peinlicher. Endlich kamen eines Abends noch ganz spät zwei Wagen an. Von den beiden verschleierten Damen in dem einen hatte man beim Aussteigen die Marquesa an der Sprache erkannt und die andere an dem Schmerzenslaute errathen, der beim Betreten der Thürschwelle sich von ihrer Brust lösete.

„Sie ist wieder da!“ so erscholl es bald freudig durch den Schloßhof und das ganze Dorf. Der General von Erlau, der Baronesse Vater, war ebenfalls dabei. Es schien beinahe, als ob Alles einen erwünschten Ausgang nehmen, als ob der glückliche Wiederverein des Gutsherrn mit seiner Gemahlin erfolgen müsse. Da man von der eigentlichen Ursache des Zwiespalts nichts wußte, schrieb ihn Jedermann der Marquesa zu. Gleichwohl war es eben diese, welche die Baronesse zurück auf das Gut gebracht, und von der die Heimgekehrte nachher, als die Spanierin sich zur Ruhe begab, den wärmsten, innigsten Abschied nahm.

Am folgenden Morgen, sehr früh, sah man den Baron mit seiner Gemahlin im Garten. Aber ihr Verhältniß zeugte noch offenbar von ziemlicher Spannung. Die Ursache war folgende: Waldow hatte in den lezten Tagen nichts Süsseres zu ersehnen und zu denken vermocht, als die Wiederkehr seiner Agnes und seine gänzliche Verzeihung der ihm durch sie widerfahrenen Täuschung. Allein die Baronesse glaubte seine Verzeihung nicht annehmen zu können. Sie behauptete, nur darum dem Vorgeben, als sey sie nicht die Mutter ihres Isidor, keinen Widerspruch entgegengeiezt zu haben, weil sie solches für einen Vorwand zur Beschönigung eines Bruches mit ihr betrachtet. Seitdem sie von der Marquesa und ihres Gemahls festem Willen, ihre Ehe aufrecht zu erhalten, überzeugt sey, erfordere ihre Pflicht, eine Verzeihung abzulehnen, welche für sie, die leibliche Mutter des Kindes, höchst beleidigend sey. Es hatte ihr auch unmöglich geschienen, daß im Ernst ein Zweifel an Isidors Aechtheit eintreten könne. Sie und ihr Vater drangen daher darauf, vor der Rückkehr nach Weibersthal in die Residenz zu reisen, um sich selbst von der Veranlassung zu dem Verdachte gegen sie zu überzeugen. Das war auch geschehen, und die Ursache des tiefen Schmerzes, mit dem sie die Schwelle ihres Hauses wieder betrat, in welchem ihr, mit dem vor wenig Monaten erfolgten Tode einer Dienerin, die einzige Zeugin für die Wahrheit ihrer Aussage verloren gegangen war. „Das Selbstgefühl,“ sprach die Baronesse im Garten zu Waldow, „verbiete ihr durchaus, über die Richtigkeit der Sache noch irgend ein Wort zu verlieren, oder gar nach Beweisen sich umzuthun.“ Hierauf fragte er: „Ob sie vielleicht Mißtrauen in den Doktor Falk setze, bei welchem das Mädchen, dessen Kind Isidor seyn solle, im Dienste gewesen.“ „Keineswegs!“ antwortete die Baronesse; „vielmehr

Digitized by Google

scheint der brave Mann völlig überzeugt von der Wahrheit der Aussage, welche ich als die ausgemachteste Unwahrheit lebenslang bestreiten muß."

Der General traf hier, aus einem Seitengange tretend, zufällig mit ihnen zusammen. Er hatte die lezten Worte seiner Tochter vernommen und sprach: „Lieber Baron, Ihre Unterhaltung mit meiner Tochter betrifft, wie ich höre, so eben den Punkt, über den ich mir gestern Abend eine besondere Rücksprache mit Ihnen vorbehielt. Die Sache, von der die Rede ist, liegt in einer beispiellosen Verwirrung. Wer sie darein brachte, das hat mein angestrengtestes Nachsinnen nicht auszumitteln vermocht: auf keinen Fall die Marquesa. Welche Irrthümer auch von ihrer Seite stattfinden mögen, eines absichtlichen gemeinen Betrugs ist die Frau gewiß nicht fähig, welche mit offenbarer Aufopferung ihrer heißesten Wünsche Alles anwendete zu Bezwingung meines Widerwillens, Ihnen diese meine theure Tochter zum zweiten Male anzuvertrauen. Der meiste Verdacht fällt auf eine Person, der die Marquesa das unbeschränkteste Vertrauen schenkte. Erst in der lezten Woche haben sich Spuren vorgefunden, daß diese Kammerfrau sich eines großen Mißbrauchs der Herzensgüte ihrer Gebieterin schuldig gemacht hat, von der sie in aller Stille entlassen wurde. Da sie wegen ihrer zu schließenden Verbindung mit Ihrem Justitiar sich eben hier aufhält, so findet sich vielleicht Gelegenheit zu einer nähern Erörterung. Nur wird bei dieser sehr behutsam zu verfahren seyn, da jene Person eines Theils eine der feinsten Intriguenmacherinnen zu seyn scheint, andern Theils aber der Marquesa und uns Allen unerklärlich bleibt, wie es ihr nur möglich geworden ist, hier einzuwirken. Daß Doktor Falk, der hauptsächlichste Zeuge gegen die Aechtheit Ihres Sohnes, ein Ehrenmann ist, das weiß ich seit langen Jahren, und es fällt mir nicht ein, an seinem besten Willen, auch in diesem Falle, zu zweifeln. Aber so wie ich hierauf einen Eid ablegen wollte, eben so schwöre ich auch den heiligsten auf die völlige Unschuld meines Kindes und auf den ächten Ursprung des Ihrigen." — „Ja, meine Tochter," fuhr er fort, als die Baronesse hier vom Arme des Gemahls weg an seine Brust flüchtete, „am Vaterherzen wird eine Zuflucht für Dich bleiben, bis sein lezter Pulsschlag vorüber ist, denn Du wirst Deiner nie unwürdig handeln. Wählen Sie jezt, Baron. Wie die Umstände vorliegen, verlange ich von Ihnen den unbeschränktesten Glauben an die gänzliche Schuldlosigkeit meines Kindes und an die Aechtheit meines Enkels. Fällt Ihnen dieser Glaube unmöglich, dann tritt der Vater in die alten Rechte auf sein Kind wieder ein." — „Agnes!" rief Waldow, und der aus der Mitte seiner Seele hervorgequollene Laut zog sogleich die Augen zu ihm herüber, welche sich bis dahin immer tiefer in die Brust des Vaters eingraben zu wollen schienen. „Agnes!" so bebten zum zweiten Male seine Lippen; seine Arme öffneten sich, zutrauensvoll schlang seine Gemahlin die ihrigen um ihn. „Seyn Sie auch mein Vater wieder!" sprach Waldow. „Wer möchte der heiligen Wahrheit in Agnes Augen den Glauben verweigern, wenn sein Herz ein menschliches ist?"

Ein Lärm auf dem benachbarten Hofe wurde so groß, daß er Aller Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. Der Verwalter eilte zugleich auf den Gutsherrn zu; sein Gesicht verrieth Bestürzung. „Was gibt es?" fragte Waldow. „So eben ist eine schreckliche That geschehen. Der Herr Justitiar, Willens sich diesen Morgen in aller Stille trauen zu lassen, denkt mit seiner Braut durch den Garten nach der Kirche zu gehen. Da stößt die Braut einen Schmerzenslaut aus, sinkt bewußtlos nieder neben ihm und Ströme von Blut bedecken ihr todtenbleiches Gesicht. Am Kopfe findet sich eine bedeutende Wunde, ohne allen Zweifel durch einen Windbüchsenschuß ihr beigebracht. Man hat zwar nach dem Arzte geschickt, allein der Tod scheint diesem bereits zuvorgekommen zu seyn; die Verlezte rührt sich nicht mehr." Das zu Weitersthal ganz unerhörte Ereigniß erfüllte Alles mit Entsetzen. Den empfindlichsten Eindruck machte es vielleicht auf den General. Mit dem Tode dieser Person schien die Hoffnung auf einen künftigen Beweis der Unschuld seiner Tochter ganz verloren zu gehen. Man eilte in die Wohnung der Verwundeten. Der bereits mit ihr beschäftigte Arzt versicherte zwar, daß sie vielleicht dem Leben zu erhalten sey, sagte aber achselzuckend eine nothwendige, schmerzvolle Operation voraus, weil ein Splitter der beschädigten Hirnschale tief in den Kopf gedrungen scheine.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Hôtel in der Vorstadt St. Germain und das Hôtel in der Straße Rivoli.

Von Lady Morgan.

Lady Morgan hat im Frühjahr 1829 Frankreich zum zweiten Mal besucht. Was vorauszusehen war, ist eingetroffen: wie im Jahr 1816, so war auch dießmal ein Buch über Frankreich die Frucht der Reise; vor Kurzem ist: Frankreich im Jahr 1829 und 1830, erschienen. Das Publikum kennt das frühere Werk und wird vorläufig, bis das neue sich allgemeiner verbreitet, eine und die andere Skizze aus diesem nicht ohne Vergnügen lesen.

* * *

Als ich zum ersten Mal nach Frankreich kam, sprach mich, was ich sah, durch seine Eigenthümlichkeit an, jezt spricht mich Alles durch die Veränderung an, durch den Kontrast mit meinen frühern Eindrücken. Als unser Wagen in das Hofthor des Hôtels de la Terrasse in der Straße Rivoli fuhr, fiel mir wieder ein, wie wir damals

Digitized by Google

im alten Hôtel d'Orleans in der Straße Petits-Augustins angekommen waren. Der Empfang der uns damals und der uns jezt zu Theil wurde, iſt ſo verſchieden, daß mir nicht anders war, als liege ein Jahrhundert dazwiſchen; ſticht die alte ariſtokratiſche Vorſtadt grell gegen das glänzende Quartier der Tuilerien ab, ſo iſt dieß noch mehr mit ihren reſpektiven Bewohnern der Fall. Ich erinnere mich, als wir über den gepflaſterten Hof des Hôtel d'Orleans raſſelten, ſah ich einen alten Edelmann im Schatten eines Weinſtocks ſitzen; aus den weißen, ſtark gepuderten, à l'oiseau royal friſirten Haaren, den türkiſchen Pantoffeln und dem großgeblumten Schlafrock, kurz aus der ganzen gothiſchen Toilette ſchloß ich auf die gothiſchen Grundſätze des Herrn und meinte nicht anders, als ich habe ein Exemplar der reſtaurirten Emigration vor mir. Er las eine royaliſtiſche Zeitung (wenigſtens war ſie dieß damals), das Journal des Débats, grüßte uns im Vorbeifahren und empfahl uns mit einem graziöſen Wink der Obhut Peters, des Frotteurs. Ich hielt die ehrwürdige Figur für ein Stück von einem Herzog oder Pair aus der alten Schule; aber der Frotteur, der ſeinerſeits einem Operſtatiſten glich, ſagte mir, es ſey unſer Bourgeois, d. h. der Hausherr. Nun ging es an die Beſichtigung der Zimmer, die wir uns wählen ſollten. Peter öffnete mit Geräuſch die beiden Flügelthüren eines Salons, als wollte er eine Herzogin melden, ſtieß die Läden auf, die wahrſcheinlich ſeit der Abreiſe der vorigen hochgebornen Gäſte nicht wieder geöffnet worden waren, und rief mit einem dummen Geſicht: voilà le salon de Madame. Es war ein großes, trübſeliges Zimmer: nirgends ein Fußteppich auf dem rauhen, kalten Boden; ein Regiment von Stühlen mit gothiſchen Verzierungen, gleich Grenadieren an den Wänden aufgeſtellt, zwei Bergören links und rechts vom höhlenartigen Kamin, angelaufene Spiegel, wackelnde Armleuchter, woran jedes Stück ſo dick als ein Sechsfrankthaler war, eine plumpe Standuhr und ein Tiſch, worauf die Revocation des Edikts von Nantes hätte können unterzeichnet werden, (der Form nach war er aus dieſer Zeit, und er hätte ganz gut im Kabinet der Madame Maintenon prangen können), dieß war die geſammte Pracht und Nothdurft in dieſem Gemach, das den Vignetten, womit die alten Ausgaben Marmontels geziert ſind, auf ein Haar glich.

Ich ſeufzte, zuckte die Achſeln und fragte nach einer Kammerfrau, um mich in die Schlafzimmer führen zu laſſen. Peter öffnete eine zweite Flügelthüre und führte uns durch einen wahren Bienenſtock von Zimmerchen, wo in jedem ein kleines Feldbett ſtand. „Es iſt aber nirgends eine Toilette," ſagte ich. Dieſer uneigentliche Ausdruck für einen Toilettentiſch ſtand nicht in Peters Wörterbuch; ich erklärte mich deutlicher, und da wies er mir einen großen alten, mit Staub bedeckten Spiegel, hoch oben auf dem Sims des Kamins, ein derbes, altmodiſch geſticktes Nadelkiſſen, das am Arme eines Leuchters hing, endlich auf der Marmorplatte einer ungeheuren Kommode eine kleine Fayenceſchüſſel und eine Glasflaſche mit einer Pinte ſchlammigten Waſſers; „hier," ſprach er, „iſt Alles, was Madame zu ihrer Toilette bedarf." Ich verlangte einen Fußteppich. „Einen Fußteppich, Herr Gott! einen Fußteppich über den ſchönen Boden da!" — „Wenn es keinen Fußteppich gibt, kann ich nicht hier bleiben." — „Ah, das iſt etwas Anderes!" ſagte Peter, entfernte ſich mit unbegreiflicher Behendigkeit und war im Nu wieder da mit einem alten Stück Tapete, worauf die Liebſchaft Telemachs mit der Eucharis, uralten Angedenkens, zu ſehen war, und die nun, nachdem ſie wohl mehr denn hundertmal an Frohnleichnam gepranzt hatte, in meinen Dienſt kam. „Voilà Madame, ſagte Peter, und breitete ſeinen ſtaubigten Schatz zu meinen Füßen aus, voilà votre affaire."

So zogen wir im Jahr 1816 in den Gaſthof ein; ſehen wir nun das Gegenſtück. Als wir im Hôtel anfuhren, empfing uns ganz im Geſchmack unſerer Gaſtgeber ein höchſt zuvorkommender Wirth, im kurzen ſchwarzen Frack, der, wie ſein ganzer übriger Anzug, zu ſeiner dienſtfertigen Geſchäftigkeit vortrefflich paßte. Ich ſah mich nach Peter, dem Frotteur, oder einem Majordomus ſeines Schlags um, und war auf einmal von einem Schwarm leichter, ſauberer Kammerzofen umgeben, die ich ohne ihre Sprache und ihre franzöſiſchen Schürzen für die Dienſtmädchen im Schiff zu Dover gehalten hätte. In den Zimmern, wohin wir von meinem Wirth und ſeinen Gehülfen geführt wurden, war Alles ſo zierlich, paßte und klappte Alles, wie an einem chineſiſchen Käſtchen. Da war Feuer in allen Kaminen, Teppiche auf allen Fußböden, bewegliche Stühle, ſtrahlende Spiegel, Sophas, auf denen man behaglich der Ruhe pflegen, Tabourets, auf denen man den Hals brechen konnte, mit einem Wort, aller der komfortable Plunder, alle die unbequemen Bequemlichkeiten meines Kabinets in Kildoreſtreet. Nicht minder gut eingerichtet waren die Toilettenkabinette: Gefäße, in denen man ſchwimmen konnte, Waſſer genug, eine Schaluppe flott zu machen, Pfycheſpiegel, die den eleganten Namen vollkommen rechtfertigten, und all dieſer Herrlichkeit gegenüber die Linden und Kaſtanien der Tuilerien.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Fremden. Kunſtausſtellung.

Der Sturm in der erſten Hälfte des vorigen Monats, von dem die politiſchen Zeitungen — allerdings nicht immer treue — Berichte lieferten, ſcheint für Dresden vorüber zu ſeyn. Hoffnungsvoll ſieht Jedermann auf den allgemein geliebten Prinzen Friedrich Auguſt und deſſen gewiß redlichen Willen, als nunmehriger Mitregent die angebrachten Klagen und Wünſche möglichſt zu berückſichtigen. Ein gleich unbeſchränktes Vertrauen des Prinzen und des wahrhaft gütt-

Digitized by Google

gen Königs selbst, so wie des Volkes, genießt der neue Minister des Innern, von Lindenau, so daß wohl nicht leicht eine angemessenere Wahl zu dem in jetziger Zeit doppelt wichtige Posten, als die dieses so einsichtsvollen, kenntnißreichen und wohlwollenden Staatsmannes, zu treffen gewesen wäre.

Der Durchzug der Fremden durch unsere Stadt ist diesen Sommer sehr stark gewesen, und wenn auch die unruhigen Auftritte gegen die Mitte des vorigen Monats viele Reisende, welche einen längern Aufenthalt hier beabsichtigten, auf einige Tage verscheuchten, so wurden doch bald die Namen auf den Eingangszetteln der Thore wieder sehr zahlreich, was sie noch immer sind.

Als besonders ausgezeichnet darf man die, zum erstenmale in einem weit günstigern Lokal, dem vormaligen Doublettensaale auf der Brühlschen Terrasse, stattfindende Kunstausstellung von diesem Jahre rühmen. Vorzüglich glänzend sind die Fächer der Landschafts- und Genremalerei ausgestattet. Dahl allein hat das Institut wieder mit vielen Arbeiten geschmückt. Besonders zwei darunter, norwegische Darstellungen, eine überaus große Landschaft, ein Morgen, und noch eine mit einem Regenbogen werden gewiß jeden Freund von Natur und Kunst freundlich ansprechen. Es ist höchst erfreulich, daß der Künstler, ohnerachtet seiner fast unglaublichen Fruchtbarkeit, das Studium der Natur noch immer durchaus nicht vernachlässigt, wie sonst zuweilen doch geschieht, wenn die Hand einmal einen so hohen Grad von Kunstfertigkeit erreicht hat. Trefflich hat die Dämmerung in einer Landschaft aus den Tyroler Alpen E. Wagner aus Meiningen dargestellt. Eben so sind mehrere Landschaften von Goldstein und Andern höchst anmuthig. Ein Federviehhändler, und besonders ein Topflicker von Hanzsch sind köstliche Genrestücke. Eben so wenig darf das Oelgemälde, ein Tyroler mit seinem Mädchen auf der Alp, von Pezi in München, übersehen werden. — An Porträts in Oel gibt es viel Bemerkenswerthes von Vogel, Hartmann, Rösler, Arnold und manchen andern. Höchst interessant ist das Brustbild eines gemeinen Soldaten von Anton Elzner in Wien. Der Künstler hat den Menschen in seiner bereits sehr verbrauchten Montur mit dreieckigem Hute aus der Natur gleichsam herausgestohlen. Alles lebt an dem rund, wie vom Bildhauer gearbeiteten Porträt. Das durch keine Ahnung eines Gedanken gestörte Behagen dieses Gesichts, bei der rauchenden Pfeife und einem vor ihm stehenden Glase Branntwein, würde in der Natur vielleicht auf Manchen niederschlagend einwirken, der höhere Forderungen an den Menschen machen will. Hier aber vergißt gewiß Jedermann über dem Grade der Kunstvollendung eine Natur, der es um Vollendung gewiß nie zu thun gewesen ist. — Auch an historischen und religiösen Compositionen fehlt es nicht gänzlich. Sehr ausgezeichnet in ihrer Art ist eine in Oel gemalte Skizze von Overbeck, die Stiftung des Rosenkranzes darstellend; so zweckmäßig gedacht, als meisterhaft hingehaucht. Nur dürften wohl Viele sich mit der allzutiefen Gemeinheit einiger Mönchsgesichter nicht befreunden können, so wahr sie auch sind und so gut sie in den Sinn einer Andacht passen, wie solche das Ganze predigen zu sollen scheint. — Doch nichts mehr von den besondern Vorzügen dieser Ausstellung, da es außer meinem Zwecke liegt, ihr eine Beschreibung zu widmen.

(Der Beschluß folgt.)

Lausanne, Oktober.

(Beschluß.)

Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft.

Die zweite der diesjährigen Fragen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, über deren Beantwortung von Muyden Bericht erstattete, war diese: Was soll der Elementarunterricht in Bezug auf die Entwickelung der Geistesanlagen leisten? Einige Stellen dieses Berichtes, welche Angriffe auf den wechselseitigen Unterricht zu enthalten schienen, lenkten die nachfolgende mündliche Erörterung beinahe ausschließlich auf die Vertheidigung des wechselseitigen Unterrichts hin, der in den Schulen des Kantons Genf und Waadt sehr allgemein und mit anerkannt günstigem Erfolge angewandt und geübt wird. Es ward einleuchtend dargethan: daß der wechselseitige Unterricht für Entwickelung der Geistesanlagen nur wohlthätig sich erzeigen kann, weil alles, was er lehrt, erst begriffen und verstanden seyn muß, bevor zu Weiterem geschritten wird; daß der intellektuellen Entwickelung die moralische folgt, indem jene die Grundlage aller wahrhaften Sittlichkeit seyn muß; daß mit Unrecht jenem Unterricht vorgeworfen wird, er gehe mechanisch zu Werke, indem durch ihn vielmehr alle Geisteskräfte des Kindes gemeinsam angeregt werden, und daß die überall geweckte Lernbegierde der Kinder und ihre Lust an der Schule, im Gegensatze mit dem, was früher in eben diesen Schulen herrschend war und jetzt noch da angetroffen wird, wo der wechselseitige Unterricht nicht angewandt ist, einen augenscheinlichen Beweis seiner Vorzüge liefert; daß durch ihn die Gewöhnung an Ordnung, Reinlichkeit und Thätigkeit bei den Kindern mächtig befördert wird; daß er befehlen und gehorchen lehrt, da jeder wechselnd Lehrer und Schüler ist; daß er die beste Schule für geselligen Umgang, für Wohlwollen und Verträglichkeit ist, die in diesen Schulen mächtige Fortschritte gemacht und die früher darin herrschende Zanksucht und rohen oder unsittlichen Worte und Redensarten großentheils verdrängt haben. Immerhin ward dabei auch von den Verehrern des wechselseitigen Unterrichts anerkannt, daß theils seine Anwendung und Benutzung weiterer Vervollkommnung fähig sey, theils aber auch bei und neben ihm die Bildung tüchtiger Schullehrer und die Abfassung zweckmäßiger Elementarbücher unentbehrliche Bedürfnisse des guten Volksunterrichts bleiben. Die zum Theil abweichenden Stimmen äußerten ihr Befremden darüber, daß der gegenseitige Unterricht als eine Lehrmethode dargestellt werde, während er seinem Wesen nach nichts anders sey, als eine durch die Noth oder durch die Menge von Schülern gebotene Form, nicht des Unterrichts selbst, sondern mehr blos der Anordnung desselben.

Die dritte Frage, über welche Jacquet Bericht erstattete, betraf die Ausnahmen vom anerkannten Prinzip der Gewerbsfreiheit, die für einzelne Gewerbe zu machen seyn möchten, und es wurden die Gründe, welche in polizeilicher, sanitarischer und sittlicher Hinsicht jene Ausnahmen heischen oder empfehlen können, gründlich gewürdigt und in ihren Folgerungen geziemend beschränkt. — Wir übergehen untergeordnete Rathschläge, Berichte und Erörterungen, welche die Sitzungen an den zwei Versammlungstagen beschäftigt haben. Auch diesmal wünschten und erhielten einhundert und eilf durch ihre Kantonalabtheilungen empfohlene Schweizer verschiedener Kantone die Aufnahme in die Gesellschaft, die für das Jahr 1831 ihre Versammlung in Zürich zu halten beschloß und den Staatsrath Usteri zum Vorstande wählte.

Die Aufnahme der Gesellschaft in Lausanne war so herzlich als erfreulich; ehrende Zeichen der Achtung gaben ihr die Regierung des Kantons sowohl, als der Stadtmagistrat. Im Garten der Bogenschützen, der die prachtvolle Aussicht auf den See gewährt, ward der erste, in den zierlichen Gartenanlagen des Perdonnetschen Landhauses Monrepos der zweite Abend zugebracht. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten herrschte ein durch Tischreden, Toaste und Gesang erhöhter Frohsinn.

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 247.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. Oktober 1830.

Ach, mein Vaterland! viel sind der Schmerzen, doch lindert,
Sie die heilende Zeit, und sie bluten nicht mehr.

Klopstock.

Der Straßburger Münster.

Ich saß beim Vater Rheine,
Sein gutes deutsches Kind;
Im trüben Abendscheine
Die Wogen trieb der Wind.

Ob meinen Häupten schaurig,
Da rauscht' ein alter Baum;
Mein Herz war schwer und traurig,
Und sprach im halben Traum:

Erzähl mir, Vater, Mähren
Aus alter grauer Zeit,
Mir Herz und Geist zu nähren
Mit Kraft und Freudigkeit.

Und horch, ein tiefes Stöhnen
Drang aus der Wogen Gruft,
Und macht' in dumpfen Tönen
Dem bangen Herzen Luft:

„Willst Mähren von mir hören?
Weiß keine dir von Lust,
Doch eine zum Empören,
Die ist mir wohl bewußt.

Siehst du in grauer Ferne
Den Thurm so hoch und hehr,
Das Haupt im Reich der Sterne,
Den Fuß im Häusermeer?

Das ist mein Sohn, der Münster,
Der dort zu Straßburg steht,
Mein Sohn, so ernst und finster,
Vom wilden Sturm umweht!

Aus meinen Liebesarmen
Riß ihn die schnöde Gier,
Und schloß ihm ohn' Erbarmen
Des Vaterhauses Thür.

Da muß er nun verlassen
In tiefem Leid vergehn;
Die Wandrer auf den Gassen,
Er kann sie nicht verstehn.

Mit deutschen Minnesängen
Genährt zur Jugendzeit,
Bleibt von den wälschen Klängen
Das Herz ihm unerfreut.

Er sucht, die seine Halle
Einst sah, die Kaiser groß.
Im Reiche schlummern alle,
Und das ist kaiserlos.

Hoch streckt das Haupt, das graue,
Voll Sehnsucht er empor,
Daß er die Heimath schaue,
Die er so lang verlor.

Digitized by Google

Da hangt mit Liebesblicken
Sein Aug' am fernen Rauch,
Und auf des Schwarzwalds Rücken
Er grüßet Baum und Strauch.

Doch klagt er jede Stunde
Sein Leid mir dumpfen Tons,
Mir nährend so die Wunde
Ob des geraubten Sohns.

Mit ew'ger Glockenſtimme
Er fleht ſo Nacht wie Tag,
Daß ich zu Rach' und Grimme
Die Brüder wecken mag.

Raſtlos von Ort zu Orte
Durcheil' ich drum das Land,
Und ſchlag' an jede Pforte
Bis an des Meeres Strand.

Den Baiern und den Baden
Ruf' ich zur Rettung auf,
Der Preuße wird geladen,
Wo neuer Ruhm zu Kauf.

Wohl mahn' ich alter Ehren
Worms, Speier, Mainz und Köln,
Und ruf' zu Waff' und Wehren
Des weiten Reichs Geſell'n.

Doch rührt nicht Herz noch Arme
Mein Leid im Vaterland;
Drob ich zuletzt vor Harme
Erſterb' in Hollands Sand."

G. Fein.

Das Gewitter.

(Fortſetzung.)

Sehr ergriff der Unfall die Marqueſa, als ſie beim Aufſtehen Kunde davon erhielt. Obſchon durch die ganz gemeine Entwendung eines koſtbaren Ringes ihres Vertrauens verluſtig geworden, erregte Luiſe im jetzigen Zuſtande doch ihre Theilnahme ſo ſehr, daß es der Liſt der Verwundeten vielleicht gelungen ſeyn würde, das frühere Wohlwollen der Dame wieder zu gewinnen, hätte die Ausſage des ergriffenen Urhebers der nichtswürdigen That keinen allzugroßen Schatten auf die vormalige Kammerfrau geworfen. Es war nämlich derſelbe Italiener, welcher die Marqueſa um einen großen Theil ihrer Juwelen gebracht. Nicht nur im Einverſtändniſſe, ſondern ſogar auf Anſtiften Luiſens, hatte er ſo gehandelt. Sie war ſeine heimliche Verlobte geweſen und der Raub durch ihre eigene Hand vergraben worden. Der Entflohene wußte ſelbſt nicht den Ort, wo die Sachen ſich befanden. Auf ſeine Briefe hatte er Anfangs zuweilen kleine Geldſummen zugeſendet erhalten. Späterhin waren von ihr allerlei Vorwände zur Zurückweiſung ſeiner Forderungen gebraucht worden. Dabei hatte ſie ihn gebeten, nur vor der Hand noch durchzukommen zu ſuchen, und die frohe Zukunft als eine gewiß hinreichende Schadloshaltung für alle gegenwärtigen Entbehrungen in den Hintergrund geſtellt. Trotz der Gefahr, welcher er ſich dabei ausſezt, führt ihn endlich ſeine heftige Leidenſchaft für Luiſens Perſon in ihre Nähe. Er erfährt, daß ſie, ihm völlig untreu, darauf umgeht, ſich mit einem andern zu vermählen. So geräth er denn in der Raſerei auf den Gedanken, ſie ſeiner Wuth aufzuopfern.

Aus Allem, was bei der Unterſuchung zum Vorſcheine kam, ergab ſich eine Verworfenheit der Verwundeten, welche ſie des lezten Fünkchens von Wohlwollen, von Seiten der Marqueſa, berauben und auch die mit dem Juſtitiar geſchloſſene Verbindung nothwendig wieder rückgängig machen mußte. Bei dieſer Gelegenheit kam der Grund ebenfalls mit an den Tag, warum Luiſe die unläugbare Zuneigung der Marqueſa zu dem Baron ohne Aufhören angefacht und bis zur geſetzmäßigen Ehe zu treiben geſucht hatte. Neben dem Plan auf den Juſtitiar war nämlich die Abſicht der Intrigantin dahin gegangen, die ſehr reiche Spanierin in der Nähe zu behalten, um ihre Güte fortdauernd mißbrauchen zu können. Die Art, wie es ihr früher gelungen war, die Marqueſa mit den Verwandten zu entzweien, um Europa mit ihr durchſchweifen zu können, mochte ihr keinen Zweifel gelaſſen haben, daß auch das neue Projekt glücklich zur Ausführung kommen werde. Jezt war dieſes freilich, zugleich mit allen übrigen Hoffnungen der Verſchmizten, für immer geſcheitert.

12.

Jeder Tag ſtärkte den Glauben des Barons an die Unmöglichkeit der Täuſchung, welche durch ſeine Gemahlin ihm geſchehen ſeyn ſollte, und an das Unglück, das ihm nach einer Trennung von ihr gewiß geweſen wäre. Jeder Tag überzeugte ihn auch mehr, daß ſeinen Gefühlen für die Marqueſa durchaus nichts weiter, als ein von mancherlei Umſtänden herbeigeführter Sinnenrauſch zum Grunde gelegen ſey. Statt nach dem Aufhören ſeines ehelichen Verhältniſſes auf das Höchſte zu ſteigen, hatte er ſich vielmehr ſogleich verflüchtigt.

Der General blieb Zeuge des wieder in voller Blüthe ſtehenden ehelichen Glückes. Wenn ja die Anſicht des ſchönen häuslichen Gemäldes, die er täglich vor Augen hatte, ſich ihm jemals trübte, ſo geſchah das einzig durch den Gedanken, daß der feſte Glauben ſeines Schwiegerſohns an die Aechtheit des Sohnes, welcher ſeine höchſte

Freude ausmachte, sich nicht durch Beweise unterstützen ließ.

Eines Abends, wie der General eben auf seinem einsamen Zimmer dieser Vorstellung traurig nachhing, wurde ihm sein alter Bekannter, der Doktor Falk, aus der Residenz gemeldet. Wenige Minuten, nachdem sie allein gewesen, hörte man den General laut aufjauchzen. Bald darauf führte er den geschäzten Freund wie im Triumphe nach der Wohnung seiner Kinder. Die Tochter der verstorbenen Wehmutter, welche die Entbindung der Baronesse ohne Gehülfin besorgt hatte, war plözlich todtkrank in ihre Heimath zurückgekehrt. Kaum aber hatte sie ihre unwiderstehliche Sehnsucht nach dieser befriedigt gesehen, so war sie verschieden. Im Nachlasse derselben fanden sich Papiere, die ihre Muhme im Gasthofe um so mehr für Pflicht achtete, dem Doktor Falk mitzutheilen, da sich seit den eingetretenen Stürmen im Waldowschen Hause die Ursache derselben immer mehr in der Residenz verbreitet hatte. Aus diesen Papieren ergab sich klar, daß die damals bei dem Doktor im Dienste Stehende das Kind, dessen sie ohne allen Beistand entbunden worden, im Schlafe erdrückt hatte. Die äußerste Todesangst vor der Schande, welche der bis dahin ganz Unbescholtenen harrte, zumal da der Verdacht einer wissentlichen Ermordung des Kindes auf sie fallen konnte, trieb sie zu ihrer Mutter, und diese, durch die Verzweiflung ihrer einzigen Tochter erschüttert, entschloß sich zu dem höchst strafbaren Schritte, das Mädchen durch die unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihrer Schwester und dem Doktor anvertraute Fabel zu retten, auf welche Weise das Kind, das ihre Tochter heimlich zur Welt gebracht, eine treffliche Versorgung erhalten habe.

(Der Beschluß folgt.)

Statistische Notizen über die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Der Bostoner Almanach auf das Jahr 1830 enthält folgende statistische Notizen über die Vereinigten Staaten:

Die Beamten der verschiedenen Departements erhalten folgende Gehalte: Der Präsident erhält jährlich 135,000 Franks; die Staatssekretäre des Innern, der Finanzen, des Kriegs, der Marine und der Generalpostdirektor jeder 32,500 Franken; der Vicepräsident und der Großrichter 27,100 Franken, jeder Richter des großen Gerichtshofs 24,300 Franken; die Richter in den verschiedenen Staaten 5,420 — 8,130 Franken.

Die Kriegskosten in der Revolution, von 1775 — 1784 betrugen, mit den während des Kriegs gemachten Schulden (231,477,956 Franken), 732,749,870 Franken.

Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten betrug im Jahr 1820 etwa zehn Millionen Seelen; 1810 war sie nur sieben Millionen stark, jezt schäzt man sie auf 14 Millionen.

1820 zählte man in diesem freien Lande noch 159 Sklaven auf 1000 Seelen, 1776 war das Verhältniß 177.

In den Vereinigten Staaten gibt es 7550 Posthäuser, 1789 gab es blos 75. Die Posten gehen auf einer Straßenstrecke von 43,890 franz. Meilen.

Von 1790 — 1815 waren 2227 Patente ertheilt worden; von 1815 — 1828, 3289, wovon 1098 auf die Bürger des Staates Newyork kommen.

Die Republik besizt 41 Kriegsplätze, 11 Arsenale, 7 Linienschiffe, 10 Fregatten, 2 Korvetten, 12 Kriegsschaluppen, 7 Goeletten. Es werden gegenwärtig 5 Kriegsschiffe und 6 Fregatten gebaut. Man zählt 7 Schiffsbauplätze und 20 Kanäle, die eine Linie von 946 Stunden bilden.

Die 22 bestehenden Sekten haben ungefähr 19,000 Kirchen, so daß eine auf 737 Einwohner kommt. 4100 gehören den Wiedertäufern, 1600 den Methodisten, 1916 den Presbyterianern, 1050 den Congregationalisten. Die bischöfliche Kirche hat 13 Bischöfe und 507 Priester. In England gibt es blos 11,000 Kirchen, wovon 5 — 6000 den verschiedenen dissentirenden Sekten gehören.

Es gibt 43 Kollegien oder Lyceen, von denen 33, im Jahre 1828, 682 Graduirte (Doktoren) und 2809 niedrige Graduirte (Baccalaureen) zählten. 30 Bibliotheken dieser Kollegien zählten 128,118 Bände, und 25 Bibliotheken der Studirenden 66,730. Außer diesen Anstalten bestehen etwa 20 theologische Seminarien, deren Bibliotheken etwa 40,000 Bände enthalten.

802 Zeitungen kommen heraus; sie bezahlen keinen Stempel, aber ihre Versendung bringt d. Post bedeutende Summen ein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

Genfer Literatur.

Unsere Genfer Literatur hat einiges Gute geliefert. Eine ächt nationale und in wahrer Farbe gehaltene Schilderung sind die Esquisses Genevoises, die in leichten Stanzen, mit Witz, Anmuth und Laune unsere Genfer Sitten und Gebräuche beschreiben. Es sind niederländische Bilder, in denen Alles lebt und webt; z. B. eine Beschreibung der Vogues, die bei uns die Stelle der Kirmsen einnehmen, aber viel weniger verderblich sind wie jene, da sie nur einen Nachmittag dauern. Wir sehen die bunten Gruppen lustiger Bauern mit ihren Mädchen aus der Nachbarschaft herbeikommen, voraus ein schlechter Geiger; zwischen Bäumen auf dem Gras ist aus schwankenden Balken und Brettern ein Tanzsaal erbaut, offen nach allen Seiten; da tanzen die purpurbraunen Bäuerinnen zwischen eleganten Genfer Grisetten, Bonnen und Köchinnen, der weibliche „Bub,“ in Hemdermeln zwischen den schwarz an-

Digitized by Google

gethanen Ladenbienern, Comptoirburschen und Arbeitern aus der Stadt; Alles ist von Freude, Lust, Liebe und Wein beseelt; auf den schlecht getanzten Walzer, wo Alles untereinander kreißt, sich stößt, tritt und unbändigen Staub macht, folgen die französischen Contretänze. Man sieht, sie sind nichts Fremdes, sondern Landesart; die Mädchen kokettiren, drehen und wenden sich und geben sich viel Mühe, die Füße hübsch auswärts zu setzen, auch Hüften und Brust gehörig spielen zu lassen. Wer mit der Seinigen genug getanzt hat oder nur ausruhen und Luft schöpfen will, geht abseits vom Tanzsaal, wo rüstige Karoussels herumschnurren und die Kinder in dichten Haufen um Glücksspiele herumstehen, auch an den Buden mit Back- und Zuckerwerk langhaltig auf- und abgehen. Entfernter von diesem Treiben sitzen die Trinker in dichten, schattigen Lauben; seelige Freundschaft herrscht durch und durch, die nur manchmal von den ab- und zugebenden Frauen unterbrochen wird, die ihren Männern guten Rath geben wollen, aber gewöhnlich stark angelassen werden. — In einem andern Gedicht ist recht gut und wahr des Volkes Zufriedenheit über die Rückkehr der alten Ordnung und Genferischen Unabhängigkeit in folgenden Versen ausgedrückt:

Eh bien! pourtant, ces jours d'indépendance
Par tant de peine et de sang obtenus,
Vous le voyez, nous ont été rendus;
Ces magistrats dont nous pleurions l'absence,
Ces bons Syndics au front ouvert et gai,
Les revoilà, sans perruque, il est vrai:
Mais dépouillés de préjugés gothiques,
De froids dédains, de morgue et de hauteur,
Et se mêlant, comme aux siècles antiques,
Au peuple heureux dont ils sont le bonheur.

Aehnliches läßt sich über die drei Bändchen Poésies Genevoises sagen, denen aber eine etwas schwülstige Lobrede auf Genf vorausgeht. Gleich stark aufgetragen ist Lob und Preis in einer kleinen Schrift des Grafen Dandolo über Genf, die geschrieben scheint, um einigen Familien du haut für ihre gastliche Aufnahme zu danken. Die ächten Genfer — und der bei weitem größte Theil ist ächt — haben dergleichen Lob und Fuchsschwänzereien nicht gern, und mögen es wohl leiden, daß man ohne Brundorium die Wahrheit über sie sagt, wenn man nur auch ihr Gutes anerkennt und ihnen Recht widerfahren läßt. Sinn für Poesie, deren Werth, Bedeutung und Höhe kann man ihnen aber nicht nachrühmen. Davon hatten wir vor Kurzem wieder einen sprechenden Beweis. Durch die Anlage des neuen Rhonekays mußten die öffentlichen Abtritte in jener Gegend weggebrochen werden. Darüber ist nun eine Petition élégiaque erschienen, der es nicht an Witz und Laune, aber auch nicht an Schmutz und Gemeinheit fehlt. Demungeachtet erhielt dies schmutzige Opus großen Beifall, und erhöht hier den dichterischen Ruf seines Verfassers Petit, der keine Gelegenheit versäumt, wo er über Lamartine und Victor Hugo matten Witz anbringen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, Oktober.

(Beschluß.)

Industrieausstellung. Das Museum.

Nur ein Gemälde muß ich bei der diesjährigen Kunstausstellung noch berühren: es ist die heilige Elisabeth von Räke. Schon vor mehreren Jahren war dieses Bild noch unvollendet, eine Zierde der hiesigen Ausstellung; seitdem hat der Künstler die letzte Hand an seine reiche, herrliche Komposition gelegt und ein Meisterwerk vollendet, wie deren in unserer Zeit wenige geschaffen werden.

Die in der letzten Zeit mit der Kunstausstellung verbunden gewesene Industrieausstellung, welche mit jedem Jahre mehr Beifall gewann, wurde diesmal sehr vermißt. Allein mit großem Recht läßt man sie neuerlich nur ein Jahr um das andere stattfinden, damit die durch Einsendungen daran Theilnehmenden zu bedeutenden Leistungen die nöthige Zwischenzeit behalten. Unser polytechnisches Institut scheint einen immer vortheilhaftern Einfluß auf die gewerbliche Ausbildung zu gewinnen und die davon im Voraus gehegten Erwartungen eher zu übertreffen, als hinter ihnen zurückzubleiben. Man bemüht sich auch von Seiten der Regierung wirklich fortdauernd, dasselbe einem immer vollkommeneren Zustande zuzuführen.

Als eine Anstalt, welche die einheimischen, wie die sich hier eine Zeitlang aufhaltenden fremden Gebildeten zur Dankbarkeit gegen den, zu allem Gemeinnützigen so gern die Hand bietenden Unternehmer, den wackern Buchhändler Arnold, auffordert, ist das hiesige Museum. Es fragt sich, ob irgend eine andere größere Stadt Deutschlands ein öffentliches Leseinstitut von diesem Umfange aufzuweisen hat. Außer den vorzüglichsten französischen, englischen und deutschen Zeitungen und Journalen aus dem Kreise der Politik, enthält dasselbe auch noch aus andern Fächern des Wissens, und besonders aus dem Gebiete der schönen Künste, einen seltenen Reichthum. Was die so zahlreichen, ja zahllosen deutschen Unterhaltungsblätter betrifft, so wird schwerlich eines derselben vermißt werden, welches nicht blos als Lokalblatt zu betrachten ist, und sogar nach vielen solchen Blättern sucht man in der schönen Anstalt nicht vergebens. Daß der große Aufwand, welchen ein Unternehmen dieser Art erfordert, auch bei sehr zahlreicher Theilnahme, zu einem beträchtlichen Gewinn gewiß nicht führen kann, mußte der umsichtige Gründer desselben voraussehen. Allein sein Zweck ging hauptsächlich auf die Errichtung einer von sehr Vielen schmerzlich vermißten, gemeinnützigen Anstalt dieser Art, und die Gewißheit, daß er solchen, besonders Anfangs, nicht ohne sehr große Opfer erreichen würde, hielt ihn keineswegs ab, denselben mit Eifer zu verfolgen. Allmählig scheint der Erfolg seine rühmlichen Anstrengungen wenigstens in so weit zu krönen, daß das treffliche Institut ihn nicht mehr in Schaden setzt. Höchst merkwürdig war der Menschenzufluß in diese literarisch-politische Fundgrube nach der Pariser Revolution im Juli. Mit größter Spannung wartete allezeit eine kleine Lesearmee auf die französischen politischen Blätter, und da deren an sich bedeutende Zahl doch natürlich nicht ausreichen konnte zu Befriedigung der Wißbegierigen, so gingen die ersehnten Papiere, mitunter im eigentlichen Verstande, reißend ab. Das Fach, in dem die Zeitungen großen Formats aufgestellt sind, enthielt, weil die in Leserhand befindlichen gewöhnlich von Andern auf sie mit Sehnsucht harrenden unterwegs schon aufgegriffen wurden, keine einzige, die Gazette de St. Petersbourg ausgenommen, welche zu einer ihre Zelle nicht verlassenden Einsiedlerin geworden war. Alle nichtpolitischen Blätter und Zeitschriften betrachtete man damals vollends wie elende Spreu, die blos mit dem Rücken angesehen zu werden verdiente.

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Oktober 1830.

Den Staat muß ich haben,
Das Kleid macht den Mann;
Mag auch der Magen
Sich bitter beklagen,
Das ficht mich nicht an.

Französisches Volkslied.

Züge des römischen Volkscharakters.

Die Minenten und Minentinnen.

Putzsucht herrscht unter den einzelnen Individuen jedes Standes und jeder Nation. Aber wo gibt es ein Volk, oder vielmehr blos die Bevölkerung einer Stadt, wo ein einziger Stand vorzugsweise derselben ergeben ist und, selbst unter den härtesten Entbehrungen der nothwendigsten Leibesnahrung, alles, was er erwirbt, auf äußern Kleiderglanz verwendet? oder findet sich wirklich ein solches Volk, oder eine solche Stadt, wo möchte gerade die geringste Klasse diesem Hange ergeben seyn? Rom, das schon in jeder andern Hinsicht eine so eigenthümliche Physiognomie hat, war es vorbehalten, eine Menschengattung in seinem Schooße zu erzeugen, welche, obgleich die lezte, denn die Birbaccioni machen eben so wenig einen Stand unter den Römern aus, als eine Pestbeule für einen integrirenden Theil des menschlichen Körpers gelten kann, und zugleich auch die ärmste, einem übertriebeneren Luxus fröhnt, als verhältnißmäßig selbst die Reichsten im Staate.

Diese Klasse Menschen wird von den höhern Ständen, selbst von dem unmittelbar über ihr, mit dem Spottnamen Minenti (eigentlich Eminenti) belegt, wahrscheinlich weil sie sich so hervorstechend als möglich zu kleiden sucht. Es ist eben so schwer zu bestimmen, wo sie anfängt, als wo sie aufhört, denn nach oben schillert sie in die Handwerke, und nach unten selbst zu den Birbaccionen über, welche leztern, stößt ihnen irgend ein Glücksfall auf, nicht selten Sonn- und Festtags zum nächsten Rigattiere (Trödler) gehen und sich für den Gewinn einer ganzen Woche einen Minentenanzug, die silbernen Schuh- und Beinschnallen nicht zu vergessen, miethen, dabei aber zwei Bedingungen eingehen müssen, erstens, sich mit den Kleidern nicht aus dem Gesichtskreise des Trödlers zu entfernen, und zweitens, sie erst nach der Messe anzuziehen, weil durch das Knieen die Beinkleider beschmuzt und abgenuzt werden. Doch ist der ganzen Klasse, so weit sie sich auch nach oben oder unten verzweigen mag, durchgängig und ohne Ausnahme ein und dasselbe Kennzeichen eigen: bei den Männern nämlich die kurze Jacke (camiciuola) — denn kein Minente trägt einen Frack, welch lezterer noch bis auf den heutigen Tag unter ihnen als ein fremdes, unnationales Kleidungsstück betrachtet und deßhalb auch nicht blos vestito (welches allein schon hinreichen würde, das Kleid vom Kamisole zu unterscheiden), sondern noch bezeichnender vestito francese genannt wird — und bei den Weibern der Carracau, denn keine Minentin trägt ein langes Kleid, das heißt eines, an welchem das Leibchen und der Rock aus Einem Stücke geschnitten sind. Andere Unterscheidungszeichen beider Geschlechter, welche nicht so wesentlich sind, sollen weiter unten bemerkt werden.

Das Genus der Minenten zerfällt in drei Spezies und in eine Spielart. Die Spezies sind die Minenti Poini, die Minenti Trasteverini, welche ich deutsch die Minenten vom alten Schrot und Korn nennen möchte,

Digitized by Google

und die Minenti Vassalli; zu der Spielart gehören die Birbaccioni, wenn sie, wie oben gesagt, an Sonn- und Festtagen einen Minentenanzug gemiethet haben. Die Minenti Paini machen die Stutzer, so zu sagen die Muscadins *) der Klasse aus, jedoch mit Beseitigung des Nebenbegriffs des Hofmachens, welches allen Minenten, wie überhaupt den Römern, fremd ist. Bis zu Wohlgerüchen und Bonbons haben sie es aus diesem Grunde nicht gebracht; aber ihren Hut oder ihr Knopfloch ziert, nach der Jahreszeit, ein Veilchenstrauß, eine Rose, eine Nelke, oder eine Nachtviole. Das Wort Paino ist ein Romanismus, der Crusca freilich unbekannt, desto gebräuchlicher aber unter den Popolanti, den Bewohnern des Volksthorviertels, wo die Minenti Paini am zahlreichsten zu Hause sind. Woher das Wort kömmt, habe ich nicht erfahren können. Diese Spezies hat sich bereits von den Sitten und der Tracht der Vorfahren sehr entfernt, denn statt die sieben Farben des Regenbogens an sich zu haben, ihren Unterleib zur Haltung des Beinkleids mit der seidenen Schärpe zu umgürten, und das Haupt mit dem buntgestrickten Netze zu bedecken, wählen sie das sammtne Wamms und Beinkleid von einer einzigen, meistens dunkeln Farbe, hängen lezteres an Hosenträgern auf und tragen Hüte im neuesten Geschmacke von Castor; ja sie haben sogar die alten ehrwürdigen, tellergroßen Schuh- und Beinschnallen gegen Bänder vertauscht und die Ohrringe abgeschafft. Läßt sich ein Minente Paino im Trastevere sehen, wo die zweite Spezies der Minenten wohnt, so wird er ausgelacht, und weil er dieß nicht gelassen erträgt, mit Steinen geworfen, worauf, da er wieder wirft, nicht selten ein Kampf auf Leben und Tod erfolgt. Zuweilen fällt es gar einem ein, um eine Trasteverinerin zu freien. Dann entstehen veronesische Geschichten: die Kapulets vom Volksthore schwören den Montagues jenseits der Tiber blutige Rache, und Sor Romeus erhält eine Coltellata in den Unterleib, Sora Julchen aber muß, wenn auch kein Gift, doch den Schleier nehmen.

Die Tracht der trasteverinischen Minenten ist die wahre klassische und zum Theile schon im obigen angedeutet: sieben verschiedene Kleidungsstücke, Jacke, Weste, Halstuch, Beinkleid, Schärpe, Strümpfe und Schuhe, von eben so viel verschiedenen Farben. Zu der dritten Spezies gehören die Minenti Vassalli, das heißt, alle Vetturin-, Kärners- und Weinkärnersknechte, welche den Paino, das heißt den Stutzer, machen wollen. Da sie, ihrer Beschäftigung wegen, meistens der freien Luft, also dem Winde und dem schlechten Wetter ausgesezt sind, so hat ihr Hut nicht die umgestürzte Kegel-, sondern die Pyramidalform und ist nicht schwarz, sondern grau wie der Koth, in welchen er, trotz dieser vortheilhaften Figur, nicht selten fällt. Aus demselben Grunde tragen sie auch, statt der Strümpfe, lederne, bis über die Knie reichende Kamaschen, welche nicht zugeknöpft, sondern mit Riemen zugeschnallt werden. Außer diesen allgemeinen Unterscheidungszeichen erkennt man sie an dem farbigen Halstuche, welches sie, statt wie die übrigen Minenten um des Hals gebunden, nachläßig vorn zugeknüpft und über die Schultern herabhängend tragen. Um die unterscheidenden Merkmale aller drei Spezies in einem Zuge zusammenzufassen, bemerke ich, daß die Paini zur Bedeckung des Kopfes nichts als den französisch zugestuzten Castorhut, die Minenti Trasteverini und Minenti Vassalli aber, erstere das elegant gestrickte Netz, leztere die baumwollene bunte Armensündermüze unter dem Hute tragen. Von der Spielart der Minenten, den Birbaccioni, wenn sie an Sonn- und Festtagen die Kleider derselben gemiethet haben, läßt sich nichts weiter sagen, als was bereits oben darüber angemerkt worden ist.

In der Lebensart sind die drei Spezies und die Spielart so sehr verschieden wie in der Kleidung. Die Paini gehen in die Kaffehäuser, essen ein Glas Gefrornes (gelato) und lassen sich und ihre Gemahlinnen (Sposa, denn Frauen (Mogli) haben sie nicht) an Sonn- und Festtagen auf dem Korso kutschieren; in den Trasteverini hat sich die alte Sitte, Liebe zum guten Weine (buon sugo, wie der Kunstausdruck heißt), erhalten, weßhalb sie einen großen Theil ihres Lebens in den Osterien zubringen, dann und wann auch ihre Frauen (denn von Gemahlinnen wissen sie nichts) nebst Kindern in einer eigenen einspännigen Kalesche, wenn sie eine haben, vor das Thor spazieren führen; die Vassalli besuchen die Bettole (die niedrigsten Kneipen), wo sie sich die Trippe in umido (Kaldaunen) wohlschmecken lassen, übrigens weiter keine vorherrschende Passion haben, als dann und wann zur Abwechslung auf einem hübschen Esel zu reiten, und die Minenti Birbaccioni speisen, was sie haben, von der Faust unter freiem Himmel, oder saugen, wenn sie nichts haben, an den Tatzen, wie die Bären. Um von ihrem Charakter ein Paar Worte zu sagen, so sind die Paini verweichlicht, aber arbeitsam, wenn sie nicht ausruhen, die Trasteverini rachsüchtig, zänkisch, doch leicht versöhnlich, und überdem (sagt man) ehrlich, und den Vassalli, welche mehr mit Pferden als mit Menschen verkehren, sind alle guten und bösen Eigenschaften der erstern eigen, nur nicht die Gelehrigkeit. Was die Birbaccioni anbetrift, so lassen sich diese (in Spaß oder Ernst genommen, wie man will) die tugendhaftesten von allen nennen: sie arbeiten nicht, sie betteln nicht, sie stehlen nicht; warum? weil sie nichts brauchen! So zeigt sich an diesen achtbaren Leuten die

*) So hieß ehemals in Frankreich eine Art parfümirter Bonbons, nachher auch diejenigen, welche dergleichen bei sich führten und den Damen anboten.

Digitized by Google

Wahrheit praktisch bestätigt, daß die Enthaltsamkeit die Mutter aller Tugenden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Das Gewitter.

(Beschluß.)

Ein Brief der verstorbenen Wehmutter, ohngefähr ein Jahr später an die Tochter geschrieben, berührte ziemlich alle Umstände mit der rührendsten Klage. Sie schrieb, daß das Gewissen dieses einzigen fälschlichen Vorgebens wegen sie Tag und Nacht peinige. Schon mehrmals habe sie auf dem Punkte gestanden, die Sache ihrer Schwester und dem Doktor Falk zu entdecken und sie bürge nicht dafür, daß der Schritt nicht noch geschehe. Ein plötzlicher Tod der Wehmutter schützte jedoch die Mutter des erdrückten Kindes vor jener Entdeckung.

Die vorgefundenen Briefe waren schon allein hinreichend, das Ganze der Umstände zu überschauen, und was da noch einer Erläuterung bedurfte, das hatte der Doktor Falk ebenfalls völlig herausgebracht. Die Papiere gaben nämlich auch über den Vater jenes Kindes Auskunft. Sogleich hatte der Doktor sich zu diesem verfügt und halb durch Bitten, halb durch Drohungen von dem jungen Manne den vollständigsten Aufschluß über Alles erhalten.

Das selige Verstummen, womit Waldow jezt den Arm um Gemahlin und Kind legte, war die heiligste Beredsamkeit. Des hochbeglückten Vaters Blick nach oben entviehl vielleicht eine Abbitte der Vorwürfe, welche sein Herz, überwältigt vom Unmuthe über das Leiden seiner schuldlosen Tochter, der ewigen Gerechtigkeit gemacht hatte.

13.

Schon standen Wälder und Gärten im bunten Herbstschmucke da, als die, seit mehreren Monaten abwesende Marquesa wieder auf Weihersthal einsprach. Nie noch hatte man sie so wahrhaft heiter gesehen. Zum ersten Male gab sie jezt einigen Aufschluß über die seitherige Entzweiung mit ihrer Familie. Das Mißverständniß war, wie schon erwähnt, ebenfalls durch Luise erregt und unterhalten worden. Ein Tags zuvor angelangter Brief von der jezt wieder im gemeinschaftlichen Vaterlande lebenden Verwandten, welche sie vor einiger Zeit in der Residenz gesprochen, sagte dieß, und zugleich, daß Alles ausgeglichen sey und die so lange schmerzlich Entbehrte von den Ihrigen mit Sehnsucht erwartet werde. Sie gestand, daß sogar eine, auf festerem Grunde beruhende Liebe ihr gewiß keinen dauernden Frieden gewährt hätte, so lange die Verhältnisse mit den Geliebten in der Heimath abgebrochen geblieben wären, und träumte bereits von den Freuden, welche sie in der Verwandten Mitte, am Ufer der Guadalete empfangen würden. „Denkt mein!“ bat die Marquesa beim Abschiede. „Gewiß stets in Liebe!“ erwiederte die Baroneſſe.

Eine Woche später, an einem für die Jahreszeit ungewöhnlich warmen Nachmittage, saß die Familie Waldow wieder in demselben Zimmer, wo wir sie kennen lernten. Diesmal aber zog keine dunkle Wolke über die nahen Berge heran. Die Baroneſſe erzählte ihrem Vater vom damaligen Gewitter. Sie konnte ihm die Angst nicht groß genug beschreiben, welche in ihr gezittert hatte. „Wenigstens,“ sprach er, „müßt ihr zugeben, daß jenes Gewitter von recht wohlthätigen Folgen gewesen ist. Abgesehen davon, daß jezt ein schöner, massiver Gasthof an der Stelle des abgebrannten steht, hat es auch auf eure Lage einen gar erfreulichen Einfluß gehabt. Euer Verhältniß schien zuvor allen Stürmen zu trotzen; gleichwohl sah es sich auf einmal mit gänzlicher Auflösung bedroht. Seitdem hat euch die eigene Erfahrung belehrt, wie leicht jeder, der nicht immer auf seiner Hut ist, auf dem ebensten Wege den gefährlichsten Fall thun kann. Im Feuer der Prüfung bewährt, wird nun Eure Liebe um so fester stehen.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

(Fortsetzung.)

Genfer Literatur.

Von besonderm Interesse sind die historischen Glanures des Bernischen Barons Grenus, der unser geschicktester und thätigster Archivar ist. Alles, was er aus dem Staub der Urkunden mittheilt, hat großes örtliches Interesse, Manches sogar ein sehr allgemeines. Hierher rechne ich unter andern einen lateinischen Bericht des päbstlichen Nuntius Ladislaus d'Aquins in Luzern, der dort von 1609 bis 1614 residirte. Ich will hier einen wörtlichen Auszug daraus mittheilen:

„Der Nuntius muß immer in gutem Vernehmen und Freundschaft mit den fremden Gesandten in der Schweiz stehen, denn diese haben lange Arme und führen das ganze Land an einer goldenen Kette. — Es ist gewiß, wenn mich der französische Gesandte in Solothurn hätte in den Walliser Angelegenheiten, wo ich mir so viel Mühe gab, unterstützen wollen, so hätten wir gewiß alle Ketzer aus Wallis gejagt und alle Einwohner wären nun katholisch. — Wollte man den Leuten erlauben, über Religionsangelegenheiten zu raisonniren und zu disputiren, so wäre es bald mit dem katholischen Glauben aus, denn den Ketzerhunden wäre es ungewehrt, ihr Gift den armen unschuldigen Leuten beizubringen. — Das Misoxthal erheischt die ganze Aufmerksamkeit des päbstlichen Nuntius. Indessen habe ich mit guten und schönen Thalern den Gouverneur von Mailand bewogen, daß er jene Thalbewohner mit Schließung des Passes bedroht, über den sie müssen, um Korn zu ihrem Unterhalt aus dem Mailändischen zu holen. — Die Schweizer sind stolz auf ihre Freiheit und ihre Macht. Um ihr Wohlwollen zu bewahren, muß man sich nach ihrem eigenthümlichen Charakter richten. Will man den natürlichen Stolz und den Dünkel dieser Herrn zu seinem Zweck benutzen, so muß man sie mit großer Höflichkeit bei sich empfangen, sie grüßen, ihnen die Hand drücken, je nachdem es Landessitte ist; man muß auch Sorge tragen, daß die Domestiken gegen die niedern Stände dasselbe beobachten, äußerlich immer sehr höflich seyen, vor Jedem den Hut abnehmen, be-

Digitized by Google

sonders wenn man erst im Land angekommen ist, denn dies müßige und mißtrauische Volk späht nach allen Kleinigkeiten und will Alles wissen, was bei Gesandten und vornehmen Fremden vorgeht. Besonders höflich muß der Nuntius gegen die Rathsmitglieder in diesen Republiken seyn, auf daß die Leute nicht sagen, wie sie oft pflegten, die Welschen und Italiener halten ihre Herrn nicht hoch. — Um das Wohlwollen einer arroganten und eiteln Nation zu gewinnen, gibt es kein besseres und sichereres Mittel, als den Leuten zu beweisen, daß man ihre Landesgeschichte gelesen hat und daß man die Lobeserhebungen auswendig kennt, die sie sich selbst in den Büchern geben. Durch dieses Mittel läßt man die Leute glauben, man sey ganz auf ihrer Seite und man achte sie ihrer beyondern guten Eigenschaften wegen. — Sehr angenehm ist es dem Volk, wenn der Nuntius oft in die Kirche geht, besonders wenn er selbst die Messe liest oder dabei hilft. Durchaus nöthig aber ist es, daß er an den großen Festen regelmäßig dem Gottesdienst und den Prozessionen beiwohnt, denn darauf halten die Herren gar viel. — Die nördlichen Völker lieben alle den Trunk, und machen sich durch Trinken bei ihren Gastmalen und Essereien lustig. Deßhalb gibt es kein sichereres und kräftigeres Mittel, das Wohlwollen der Herren Schweizer zu gewinnen, als ihnen oft solche Gastereien zu geben. Sie sind gänzlich den sinnlichen Genüssen hingegeben. — Wenn der Nuntius in Luzern ankommt, so muß er gleich die Mitglieder des kleinen Raths einladen, ihm die Ehre ihres Besuchs zu gönnen, immer Einige auf einmal; ihrer sind ungefähr vierzig, und sie regieren die Republik; hernach auch die Mitglieder des großen Raths, der viel zahlreicher ist. Es darf ja keiner vergessen werden, denn solches würde übel genommen und als Beleidigung ausgelegt. Der Nuntius wird wohl thun, ein schriftliches Verzeichniß aller dieser Herrn zu haben, um sie alle nach einander und nach ihrer Ordnung im Rathe einzuladen, denn darauf halten sie gewaltig. — Aber auch die häufigsten Einladungen würden zu nichts nützen, wenn bei den Gastereien nicht viel Schüsseln, und zwar Alles Speisen nach der Landesart aufgetragen würden, die der Nuntius ausnehmend rühmen muß. Außerdem muß man wenigstens zwei bis drei Stunden bei Tisch sitzen. — Der Nuntius muß sich Mühe geben, alle ähnlichen Ceremonien und Landesgebräuche kennen zu lernen, und wenn er aufmerksam ist, wird er täglich in dieser Beziehung etwas Neues lernen. — Die Leute des Nuntius müssen dem päbstlichen Stuhl mit Leib und Seele ergeben seyn. Um das gemeine Volk zu gewinnen, müssen diese Domestiken mehrmals im Jahr die Handwerksleute einladen, die für die Nuntiatur arbeiten, und müssen dabei tüchtig traktiren und zumal den Wein nicht sparen. — Wenn man mit Schweizern zu thun hat, so muß man immer den Wunsch ausdrücken, die vom apostolischen Stuhl ertheilten Privilegien sich eher mehren, als mindern zu sehen. — Mit Versprechen muß jedoch der Nuntius gar vorsichtig seyn und langsam zu Werke gehen; dies verlangt durchaus die Klugheit, denn es gibt kein Volk auf Erden, das den Versprechungen bestimmteren Sinn beilegte; wenn die Schweizer glauben, daß ihnen Jemand etwas versprochen hat, so verlangen sie auch, daß er es halte. — Die Schweizer finden, daß nichts angenehmer sey, als zu empfangen, und darum sind sie so sehr auf Geschenke versessen. Der Nuntius kann nicht oft genug von diesem wirksamen Mittel Gebrauch machen. — Ich habe einige angesehene Personen mit Leib und Seele gewonnen, weil ich ihnen den Titel: Ritter vom goldnen Sporn, verschafft. — Vor Allem muß sich der Nuntius sehr in Acht nehmen, irgend einen Gebrauch, irgend eine Landesgewohnheit zu tadeln. — In Kleidern, Nahrung, in Schlafen und Wachen sind sie sehr verschieden von den Italienern, und in dieser Beziehung fehlt es ihnen an Art und Höflichkeit. Aber alles dies muß der Nuntius gelassen ertragen und kein Wort darüber laut werden lassen. Ein Gleiches muß er seinen Domestiken empfehlen." — Nach diesem Bericht wurde die Instruktion für den päbstlichen Nuntius in der Schweiz abgefaßt, und sie gilt noch bis auf den heutigen Tag, wie die Beobachtungen, auf welche sie sich gründet, denn die Schweizer haben sich in den angegebenen Beziehungen um kein Haar geändert.

In Lesage's historischem Atlas, den Sie verbessert und vervollkommnet in deutscher Uebersetzung besitzen, fehlt die Schweizer Geschichte. Dies bewog Hrn. Huber, Offizier im Schweizerischen Generalstab, auf einem Blatt, nach der Lascaseschen Methode, die Lücke passend auszufüllen. Dies ist ihm nun auch recht gut gerathen, wiewohl die zerstückelte und verwickelte Schweizergeschichte gewiß nicht leicht zu behandeln war. Die Darstellung ist ihm sehr gut gelungen, sie ist klar und augenscheinlich. Ich zweifle nicht, daß diese Karte auch ins Deutsche übersezt werden wird. Der Lesagesche Atlas hat das Gute, daß man ihn nach und nach erweitern und auf die Detailgeschichte von immer mehr Ländern ausdehnen kann. Ich weiß, daß Lascases dies selbst sehr billigt, wie er es denn auch mit dieser Schweizerkarte gethan hat.

Weniger nüzlich, ja sogar schädlich sind die zahlreichen Uebersezungen lateinischer Klassiker, durch den Gebrauch, den man hier von ihnen macht. Unser Professor der lateinischen Literatur erlaubt seinen Schülern, bei ihren Arbeiten dergleichen Uebersezungen zu Hülfe zu nehmen. Da werden die jungen Leute große Fortschritte machen. Anstatt nachzudenken, zu suchen, zu vergleichen und zu erwägen, werden sie sich gleich an die bequeme Eselsbrücke machen, auf der sich so leicht über alle Schwierigkeiten schreiten läßt. Fragt man jezt bei unsern Buchhändlern: was wird am meisten gekauft? so heißt es einstimmig: Uebersezungen lateinischer Klassiker. Das wird bald tüchtige Lateiner geben!

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogriphs in Nr. 242:
Schleyer. Leyer. Eyer.

Logogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

Tief versteckt es sich selbst in den Theilen, so wie in dem Ganzen;
5. 6. 7. 4.
Bin ich poetisch, so wird schön das geheime Versteck.
2. 3. 6. 7. 4.
Laßt die Furie nicht eindringen in gute Gesellschaft;
6. 4. 3. 1. 2. 7.
Sonst verwandelt in mich schnell sich das sanfteste Weib.
4. 3. 1. 2. 7.
Eh' es strafte die Welt ob dem Sündengräuel der Menschheit,
3. 4. 1. 2. 7.
Da erschuf mich zum Heil Einer, ein Kenner des Weins.
2. 3. 6. 4.
6. 3. 1. 2.
Beide wir schützen und decken und zieren mit unserer Schönheit,
Jenes den schönsten Kopf, dieses den herrlichsten Bau.
5. 5. 4.
Wenn er den Raub erspäht, und eh' ihn gierig er fasset,
4. 5. 6.
Kreiset auf mir zuvor lustig der Räuber herum.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 249.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. Oktober 1830.

Will mich unter Hirten mischen,
An Oasen mich erfrischen;
Jeden Pfad will ich betreten,
Von der Wüste zu den Städten.

Goethe.

Ueber Egypten.

Aus einem Schreiben des österreichischen Konsuls Acerbi in Egypten.

Im Nil-Arm bei Rosette unter Tervan, 2ten April 1830.

Ihr Schreiben vom 26ten Nov. des vorigen Jahres erreichte mich auf meiner Exkursion durch Egypten. Ich habe das Vordertheil meiner Dahabia (Schiff mit gedeckten Zimmern) wieder nach Alexandrien, meinem Aufenthaltsorte, zugewendet; allein da gerade ungünstiger Wind mich nöthigt, am Ufer zu verweilen, so will ich mich für diese Unannehmlichkeit durch die Unterhaltung mit einem Freunde schadlos halten. Aus meiner gegenwärtigen Reisedirektion werden Sie sehen, daß es allmählig dem Ende zu geht. Ich habe Fayum besucht, das ich im vorigen Jahre nicht zu sehen bekam; aber wahrhaftig, das Land der Rosen hat nur noch die Dornen behalten. Diese berühmte Provinz, die durch eine alte und weise Regierung der Wüste abgewonnen wurde, hätte mehr, als irgend eine andere in Egypten, der väterlichen Sorgfalt nöthig; weil ihr diese fehlt, so ist sie jezt die ärmste und unglücklichste von allen. Ihre Fruchtbarkeit war die Tochter der Weisheit und des Fleißes; überall waren sonst ungeheure Dämme, gut angelegte Wehre und Kanäle, die auf kunstvolle und gleichförmige Weise die befruchtenden Gewässer des Nils vertheilten und mittelst des berühmten Josephkanals (Bahr Jusuf) mit wunderbarer Kraft, über hundert Meilen weit, immer längs den Einbiegungen der libyschen Gebirgskette, leiteten. Dämme und Wehre erfordern sorgfältige Ausbesserungen; aber die Türken haben den Grundsatz, nie etwas auszubessern.

In Hinsicht der Alterthümer hat diese Provinz für Augen, die an Thebens Trümmer gewöhnt sind, nichts Merkwürdiges aufzuweisen. Ein armseliger Obelisk liegt einsam in einer großen Ebene bei Beghigh; seine leicht eingegrabenen Hieroglyphen setzen ihn in die Zeit des Verfalls der Kunst. Aus dem Zeichen des Vornamens des Erbauers läßt sich auf den wirklichen Namen, der unter der Erde begraben liegt, schließen, und täusche ich mich nicht, so habe ich den Namen des Königs Nectanebo aus der dreißigsten und lezten Dynastie der Pharaonen gefunden; denn Champollions schöne Entdeckung der Vornamen, nebst den Tafeln von Abydos, sezt uns in den Stand, die Namen der Pharaonen zu lesen, selbst wenn sie halb erloschen, verdorben oder mangelhaft sind. Die Pyramiden von Fayum bestehen aus rohen Backsteinen; allein von dem berühmten Labyrinthe findet sich keine Spur, wenn man auch noch so sehr sucht, wie ich es mit Herodot und Strabo in der Hand that. Ich habe das Wasser des Sees Möris gekostet und vollkommen trinkbar gefunden, was auch die Franzosen in der Description de l'Egypte sagen mögen. Doch ist zu bemerken, daß der See in diesem Jahre durch eine ungewöhnliche Ueberschwemmung gefüllt wurde.

Glauben Sie nur den Schriftstellern nicht, welche diesen See für einen künstlichen halten. Nach meiner Meinung war es nichts anders, als ein natürliches Becken,

Digitized by Google

welches die weiſen Egypter (vielleicht unter dem Könige Möris) für tauglich hielten, den Ueberfluß der Gewäſſer aufzunehmen, im Falle man ſie bis dahin, zur Befruchtung jener Wüſte, leiten könnte. Sonſt zeigt ſich nichts Wichtiges aus dem Alterthume. Auf den Ruinen des alten Arſinoe findet man nicht einmal den Namenszug der Frau, die dieſem Diſtrikte den Namen gab, ſo wenig als den ihres wohlthätigen Gemahls. Auf der Rückkehr von Fayum nach Cairo konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen, Suez und das rothe Meer zu beſuchen. Mit Rennthieren bin ich über den Polarzirkel gereiſt, und ſo fand ich es denn ganz in der Ordnung, unter dem Wendekreiſe einen Dromedar zu beſteigen. In vier Tagen und drei Nächten durchzog ich, ſo beritten, die Wüſte, welche das rothe Meer von der Hauptſtadt Egyptens trennt, und nun liegt das ſteinige Arabien vor mir. Den Meerbuſen paſſirte ich ungefähr an der nämlichen Stelle, wie Moſes.

In dem ſteinigen Arabien befinden ſich die ſogenannten Moſesquellen, drei Stunden von Suez. Ich hatte Luſt, bis zum Berge Sinai vorzudringen; aber in meinem Alter thut man nicht mehr, was man will, ſondern nur, was man kann. Auch wurde ich überdieß durch zwei unangenehme Zufälle von meinem Vorhaben abgehalten; der eine traf meinen Diener, der andere einen Reiſenden aus England; beide wurden von ihren Dromedaren aus dem Sattel gehoben und ſtark verlezt. Sie ſollten aber auch ſehen, in welcher Höhe der Reiter auf dieſem Thiere ſizt, wenigſtens acht Fuß hoch. Bei den Moſesquellen fand ich Spuren von Venedigs Macht. Wie Sie wiſſen, hatte die Republick eine Flotte ausgerüſtet, um die Portugieſen im rothen Meere zu bekriegen. Das war ihre lezte Anſtrengung, um den Zepter des Seehandels zu behalten, welcher nach Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, ihren Händen entfiel. Die Venetianer leiteten, durch gut gebaute Kanäle, das Waſſer der Moſesquellen zwei bis drei Meilen weit mitten durch die Wüſte, um es bis zum Meeresufer zu bringen. Aber mit den Koſten, welche ihnen der Bau jener Flotte in einem Lande verurſachte, wo weder Holz, noch Eiſen, noch Tauwerk zu haben iſt, hätten ſie den ganzen Iſthmus durchſchneiden können, wobei ſie nur den Spuren des alten Kanales zu folgen brauchten. Dieſer Kanal iſt ſelbſt dem ſichtbar, der ihn nicht ſehen will, und ich bin wohl zwei Stunden darin auf meinem Dromedar geritten. Er hatte ſeine Mündung in dem peluſiſchen Arme, und dieſe alte Kommunikation kann nicht länger in Zweifel gezogen werden; das Werk der Franzoſen hat es bewieſen. In Suez wurde ein indiſches Dampfſchiff erwartet, und in dem Meerbuſen befand ſich ein Kriegsſchiff der Kompagnie, welches ſorgfältig die hydrographiſche Karte des ganzen Golfs von Suez bis Bab-el-Mandeb berichtigt. Von Suez kehrte ich nach Cairo zurück, wo ich mein Fahrzeug wieder beſtieg und auf dem Arme von Damiette hinabfuhr, um alles Merkwürdige an dieſem öſtlichen Theil des Delta zu unterſuchen. Ich habe die vier Arme, den peluſiſchen, fanatiſchen, mandeſiſchen und ſatmettiſchen rekognoscirt, das alte Bubaſtis und Atribis und Tanis beſucht, ſo wie auch den See Menzaleh bis zu dem einſamen und verlaſſenen Peluſa, wo der große Pompejus als Opfer der ſchändlichſten Verrätherei fiel. Es wächſt da kein Pflänzchen mehr, kein Thier athmet in dieſen Einöden, die von ſo ſchwarzem Verbrechen befleckt worden. Nun bin ich wiederum in Cairo, wo ich Ihr werthes Schreiben erhielt, und im Begriff, den Arm von Roſette neuerdings zu beſchiffen. Vor meiner Rückreiſe nach Alexandrien, mußte ich die koptiſchen Klöſter und die alkaliniſchen Seen betrachten, die in dem ſogenannten Natronthale liegen, und ich ſchreibe noch ganz warm von dieſer Reiſe. Ich kann nicht ſo weitläufig, als ich wünſchte, über dieſe Merkwürdigkeiten ſchreiben, denn der Brief würde zu groß; ich melde Ihnen daher blos, daß ich bei den Natronſeen mit einem trefflichen Chemiker, dem Sohne des berühmten Darcet aus Paris, zuſammentraf, und daß ich von ihm Erläuterungen erhielt, wie ich ſie ſonſt von Niemanden erwarten konnte. Er wird ſeine chemiſche Reiſe drucken laſſen, ſobald er nach Frankreich zurückgekehrt iſt. In dem Natronthale hat ſich ein Italiener (ein gewiſſer Baſſi) niedergelaſſen und auf drei Jahre den ausſchließlichen Pacht jener ſalzigen Subſtanz (Soda-Carbonat) übernommen, um ſie raffinirt nach Europa zu liefern, wohin ſie bisher blos in rohem Zuſtande und verunreinigt kam. Er hat auch mit beſtem Erfolge die Fabricirung des Salpeters ohne Feuer und mit Verdunſtung an der Sonne eingeführt. Eine ſo einfache Idee kam früher Niemanden in den Sinn, nicht einmal den gelehrten Franzoſen der Expedition. Baſſi, der weder ein großer Chemiker, noch Gelehrter, ſondern nur ein mittelmäßiger Apotheker von Pergola iſt, hat dem Paſcha durch dieſes Fabrikat Millionen verſchafft. Eben ſo einfach iſt die Reinigung des Natron, und er hofft, großen Gewinn daraus zu ziehen.

Die egyptiſchen Alterthümer koſten hier mehr, und ſind ſeltener geworden, als in Europa. Eine kleine Statue von Bronze, etwas über einen Fuß hoch, ganz verkalkt und mit einer Beſchädigung an einer Schulter, wurde, in meiner Gegenwart, in Alexandrien mit 800 Thalern bezahlt; aber das Stück dürfte auch den ſchönſten Zeiten Griechenlands angehören. In Livorno ſind drei oder vier Sammlungen, die man nicht anbringt; in London befinden ſich ſehr ſchöne Stücke, um die Hälfte wohlfeiler, als hier. Stücke von gewöhnlicher Arbeit und aus der rohen Epoche finden ſich häufig; aber um ſolche zu haben, die man den Ueberreſten von Päſtum gleichſtellen könnte, würde etwa ein Basrelief aus der achtzehnten Dynaſtie, vor der Gründung von Päſtum, erfordert; denn es iſt und bleibt wahr, hier iſt die Wiege

Aus Stadt und Land.

Aus der Stadt. Am Montag den 14. d. M. Vorm. 9 U. hat Herr Superintendent Dr. Richter die Ehre, Sr. Majestät dem Könige Albert, Sr. Majestät dem Könige von Sachsen, Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Georg, Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich August, und Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Johann Georg, welche sich zu einem Besuche der Königl. Landesschule Meißen hierher begeben, die Ehrfurcht der Geistlichkeit der Stadt Meißen zu bezeugen. Nachmittags 3 U. wird Herr Superintendent Dr. Richter

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

(Beschluß.)

Wissenschaftliche Uebelstände.

Ich habe Ihnen seiner Zeit berichtet, daß die Wittwe des voriges Jahr hier verstorbenen Chemikers Sir Humphrey Davy der hiesigen Akademie hundert Pfund Sterling zu einem wissenschaftlichen Zweck übermacht hat. Man glaubte ihren Absichten am besten dadurch zu entsprechen, daß man von den Interessen einen jährlichen Preis für die beste Ausarbeitung eines Studenten in der Chemie, Physik und Naturgeschichte stifte, weil dies die Wissenschaften seyen, worin sich der Verstorbene ausgezeichnet habe. Lebte Davy noch und kennte er die großen Lücken in unsern akademischen Studien, so wäre er wahrscheinlich mit dieser Bestimmung nicht zufrieden, denn er zeichnete sich fast in allen Theilen des menschlichen Wissens gleich sehr aus. So ist sein Werk über die Fischerei voll poetischer Beschreibungen in trefflicher Prosa; desgleichen hat er sich auch mit Moralphilosophie beschäftigt und sich darin sehr ausgezeichnet, was ein hinterlassenes Werk bestätigen wird, an dem man jezt in England druckt, und das alle seine frühern Werke übertreffen soll. Nun meinen viele Leute hier, der Davypreis hätte um so mehr für eine Abhandlung aus der rationellen oder aus der Moralphilosophie bestimmt werden sollen, als diese Wissenschaft auffallend von unserer Akademie vernachlässigt wird. Hinsichtlich des Preises bin ich nun zwar anderer Meinung, denn ich glaube, daß Davy sich am meisten in den angegebenen Naturwissenschaften ausgezeichnet hat; was aber die Klage über die akademische Richtung betrifft, so stimme ich vollständig ein. Alle philosophischen Wissenschaften: Geschichte, Literatur, Statistik, politische Oekonomie und die Philosophie selbst stehen bei der Akademie in gar keinem Verhältniß mit den mathematischen und Naturwissenschaften. In dem sogenannten philosophischen Auditorium wird wöchentlich achtzehn Stunden dozirt; davon kommen vier auf Natur- und vier auf mathematische Wissenschaften, aber auf die eigentliche Philosophie nur drei. Ein anderer Beweis dieser irrigen akademischen Richtung findet sich auch in der Art, wie unser akademisches Journal, die Bibliothèque universelle, redigirt wird. Die ganze Philosophie wird da unter die Rubrik Literatur verwiesen, wo sie mit Geschichte, Statistik, Nationalökonomie, Reisen, Kriegswissenschaften ein Plätzchen findet; ja de Candolle sagte vor einigen Monaten in einer akademischen Rede bei dem Promotionsfest, der Metaphysik sey vorzuwerfen, daß sie eine Menge ausgezeichneter Männer von dem Studium der Facten und positiven Wissenschaften abgeleitet habe; von der Masse Licht, die durch die Philosophie in alle Wissenschaften gekommen ist, sagte der Professor der Botanik und Zoologie nichts. Solcher literarische Egoismus ist doch ein wenig zu stark.

In den Resultaten verwandt damit ist unser Streben nach Utilismus, der durch Bentham, oder vielmehr durch seinen Commentator Dumont hier ausgesäet worden und in starken Stämmen aufgegangen ist. Durch diese einseitige Richtung wird so Manches erstickt, was Genf abgeht und was von Allen schmerzlich vermißt wird, die doch etwas über die kleine Scholle hinaussehen, auf der wir leben. Unsere Neigung zu dem Positiven, Vortheilhaften, Erklecklichen ist schon so stark und mächtig, daß sie nicht noch mehr angespornt und angetrieben zu werden braucht. In Deutschland hingegen, wo so viel Unbestimmtes und Verschwommenes ist, wäre dieser Utilismus sehr nüzlich.

Wie sehr wir noch in literarischem Sinn unfrei, kleinstädtisch und voll Coteriengeist sind, das hat diesen Sommer die Erscheinung eines zweiten Genfer Journals bewiesen. In Paris und in London würde man es gar nicht oder nur obenhin bemerkt haben; hier aber war dies ein Ereigniß von Bedeutung. Einer fragte den Andern: haben Sie die neue Sentinelle Genevoise gesehen? — und da sie sich sehr frei, keck und unabhängig ankündigte, so war das gar Vielen nicht recht. Sie hat auch in diesem Sinn ausgehalten bis auf die lezte Stunde, denn sie ist vor einigen Wochen schon wieder eingegangen. Hätte sie sich halten können, so wäre es in gar mancher Beziehung gut gewesen, besonders auch in literarischer, denn sie versprach, sich dem krassen Klassizismus des alten Genfer Journals entgegenzusetzen. Einige Blätter erinnerten durch ihren stechenden Witz und ihre auf den Moment passenden Bemerkungen an den Figaro, den alle gern lesen, die sich nicht vor ihm zu fürchten brauchen. So hieß es einmal: Vingt-quatre francs à gagner: indiquer à quoi les fortifications de Genève servent à cette ville en temps de guerre, et ce qu' elles lui coutent annuellement; ein anderdmal: il y a certains cantons où les Grands-conseils représentent le peuple, comme le cavalier représente le cheval, oder M. S... porte une montre qui retarde de trois siècles.

Paris, September.

Zustand der Gesellschaft. Verein der Volksfreunde.

Der Sturm ist nun vorüber und alles kehrt nach und nach in sein voriges Gleise zurück; nur nicht die Geistlichkeit, die höhere wenigstens, die noch nicht recht weiß, was aus ihr werden wird und ob sie der neuen Ordnung der Dinge huldigen, oder der alten, jezt verschwundenen treu bleiben soll. Die Seminarien sind leer, und der Herr Erzbischof, der vor drei Monaten sein Haupt so stolz emporhielt und den König an dem Eingange der Kathedralkirche zu einem Machtstreiche in verwegener Sprache aufforderte, läßt sich auch noch nicht wieder sehen. Dagegen erblickt man überall Wachen von schön ausgerüsteten und montirten Bürgergarden, die mit französischer Heiterkeit ihren Dienst thun, sich üben, oft zusammenkommen, von Zeit zu Zeit in Gastgelagen sich zusammen freuen und einander Einigkeit und Freundschaft geloben; dies ist um so nöthiger, da die alles ihres Ansehens beraubte Ultraparthei, nachdem sie sich von ihrem Falle erholt hat, anfängt nachzudenken, wie sie das jezt Bestehende wieder über den Haufen werfen und etwas Obskurantes nach ihrem Sinne einführen könne. Eine Folge oder ein Nachhall von dem vorübergegangenen Sturme sind die sogenannten politischen Vereine, unter denen einer besonders, nämlich der Verein der Volksfreunde, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, und beinahe eine Spaltung in der Regierung und im Staate hervorgebracht hätte. Dieser Verein hatte kaum einige Sitzungen gehalten, als er schon solch eine Furcht erregte vor der Wiederkehr der Jakobinischen Klubbsauftritte, daß die Regierung glaubte, auf die Aufhebung dieser Sitzungen dringen zu müssen. Was in den ersten Sitzungen vorgegangen ist, weiß ich nicht; ich will nur von der vorlezten sprechen, der einer meiner Freunde beigewohnt hat. Den Vorsitz führte ein gewisser Hubert, der sonst Notar gewesen ist und als ein kühner und thätiger Mann dazu geboren zu seyn scheint, irgendwo an der Spitze von Menschen zu stehen, die einen gemeinnüzigen Vorsatz mit Kraft und Muth ausführen wollen. Der Verein bestand aus hundert und einigen Mitgliedern, meistens jungen Leuten, als Advokaten, Kaufleuten u. s. w. Die Sitzung hatte in einer Reitschule der Montmartrestraße, in der Nähe der Expeditionsbureaux des Constitutionnel und des Journal de Paris statt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 250.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. Oktober 1830.

Erst wenige Zeit, da der eine Quell
Noch in Sand floß, sich verlor. — Nun kam
Der Glücklichen einer und leitet' ihn
In den Strom.

Klopstock.

Eine Scene aus Goethes Faust, in schwäbischem Dialekt.

Goethe sagt in der Recension der Hebel'schen Gedichte: „Vielleicht könnte man sogar dem Verfasser zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Kultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersezt, es eben so ein Schritt zur Kultur der einzelnen Provinz seyn muß, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen gibt. Versuche doch der Verfasser aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen oberrheinischen Dialekt zu übersetzen. Haben doch die Italiener ihren Tasso in mehrere Dialekte übersezt."

Wenn nun ein deutsches Gedicht durch das ganze Vaterland in den Tiefen aller Gemüther wiedergeklungen; wenn eines schon jezt unsrer einheimischen Dichtung über die ganze Welt ein williges Ohr geöffnet hat, so wäre, wenn je ein Gedicht die Existenz einer deutschen Literatur auf die fernste Zukunft zu übertragen bestimmt seyn sollte, schwerlich eines so geeignet, den Kern dieser Poesie so rein zu koncentriren, wie Goethes Faust.

Ein solches Werk verdient in allen Zungen zu leben, und wir unserseits, mit der Kultur unsers angebornen Idioms ernstlich beschäftigt, wüßten nach dem weisen Rathschlag des Meisters uns kein erwünschteres Thema vorzustellen, um eine neue Probe unserer Bestrebung an den Tag zu legen, als eine Scene dieses Gedichts, die, freilich nicht von den pathetischen, und die Färbung beschränkter nationaler Zustände in einem Lichte vorführt, wie wohl nichts ähnliches ist gedichtet worden.

Schließlich glauben wir aus Erfahrung sagen zu dürfen, daß eine solche Uebersetzung, die scheinbar ganz nah liegen sollte, doch eben nicht so bequem sich hinstellt, als man beim ersten Gedanken zu glauben geneigt ist, und wir bescheiden uns gerne mit dem Zeugniß, daß wir weder dem Dialektsangehörigen seine Sprache verunstaltet, noch dem Meisterwerke selbst alle inwohnende Grazie entrissen haben möchten. Es betrifft die Scene, „in der Nachbarin Haus" überschrieben, oder der Zahl nach die zehnte der Tragödie *).

* * *

əs Goethe's Fəust, zeəte scẽ.

Dər nåxbəre həus.

(əd frao Sarə-n-əlãi.)

Sarə.

Ax gott, fərzəi's mãim Hans-jerg nõ!
Zwår an miər hått-ər õrext tõ,
Laoft miər necs diər necs in'd fremde nãi
Und lesst-me uffəm stroo əlãi,
Und hann-ə dox, waes-gott! fon herzə gliəbt.

(se grãit).

*) Da das Original in Jedermanns Händen ist, so setzen wir es nicht bei.

Digitized by Google

Filleixt ist-ər gaar toot — o noot!
Hett-i zom wenixstən en tootə-shãi,
I wär net halbə so betriəbt!
(əd Margreet kommt).

Margreet.

Frao Sarə!

Sara.

Gretəle, was soll's sãi?

Margreet.

I bẽ for shreccə halbə toot.
Då find-e shõ wydər so ə shatoll
Fon ebe-holz in mãim kommod,
Und ganz fon de shẽste saxxə foll,
Fyl bräxtixər als əs forix nõ.

Sara.

Dass-se-mər dees net gləi dər muettər sext,
Und diə's frish wydər zom pfaffə trext.

Margreet.

Ax six-se nõ! ax gucc-se nõ!

Sara.

O du gliccsälixe persõ!

Margreet.

Wäes laedər, dass-e net uff dər gass,
Net in dər kirx-me mit säə lass.

Sara.

Komm du nõ manxmål zuə-mər rum
Und ziəg dãine säxxlə hälingən ã;
Spaziərst ə stindle am spiəggəl rum und num,
So hent-mər unsər fraed shõ drã.
Nå gəit's əmål en ãlass, gəit's ə fest,
Wo-mər's de ləit so nåx-un-nåx säə lesst,
E kettle z'eerst, nå ə perl in's oor,
Ed muettər merct's ne'grad, mər maxt-ər ao
ebbəs foor.

Margreet.

Wär bringt-mər abər claed und ring und shuə?
Mit rexte ding geet's dox net zuə.
(mər clopft).
Herr-je! des kennt mãi muettər sãi.

Sara.

(gucct durx's umhängle)
Nãi, s'ist ə fremdər herr. Norrãi!
(Dər Mephistopheles tritt auf).

Mephistopheles.

Forzəiəd-mər, iər fraoə. Muəs grad-əus wågə,
Sə nimməd's wool net õguət gẽ,
I sott nåx-dər frao Sara Shwertle frågə.

Sara.

Was bringt dər herr? So säəd shõ, dass y's bẽ.

Mephistopheles (Gã'is zu-ər).

My fraet's, dass-e siə gsäə hap. Dox, i bitt,
Sie hått då gaar foornẽme visitt.
Forzəiəd-se, dass i'd froihaet gnommə,
Will uf-də nåxmitag wydər kommə.

Sara.

Jezz abər, Gretəle, denc nõ drã,
Där herr syt dy for ə frälən ã.

Margreet.

Axgott, dər herr ist gaar zə guət,
I bẽ necs als ən arms jungs bluət.
Geshmucc und kettnə sint net mãi.

Mephistopheles.

O 's ist net dər gəshmucc əlãi.
Siə hått so ən aog, so ə wäsə soo —
Dass i bləibə derf, dess bẽ-n-i froo.

Sara.

Was bringt-ər denn? Was ist sãi kommissiõ?

Mephistopheles.

I wett', i hett was bessərs nõ.
I hoff, se lesst my's drum net biassə:
Iər mann ist toot und lesst-se griassə.

Sara.

Ist toot? O herz! əs wird-mər angst un' bang!
Mãi mann ist toot? nãi, i fərgang!

Margreet.

Ax tẽəd dox net soo, liəbbe frao.

Mephistopheles.

Herəd zom wẽnixstə mãi bottshaft ao.

Margreet.

Mãi lebbtag mext i dox kãin mã,
Sixx-i-mər so en jammər ã.

Mephistopheles.

Zo fraed kommt laed; zo laed kommt fraed.

Sara.

Fərzäled-mər jezz sãis läbəs end.

Mephistopheles.

Er ligt in Padua, bəim Sanct-Antonius,
Fərgrabən und gweit fon frommə händ,
Und shicct iərə nõ dən apshyds-kuss.
(Der Beſchluß folgt.)

Noch eine Bemerkung über die Entſtehung der Nordlichter.

Von Dr. Nürnberger.

Meine Betrachtungen über die Natur der Nordlichter waren in Nr. 144 und ff. dieſer Blätter kaum abgedruckt, als mir das Märzheft der Bibliothèque universelle zu Händen kam, in welchem ſich ein ſachreicher Aufſatz über denſelben Gegenſtand befindet. Die Leſer werden ſich zur Vervollſtändigung auch die in dieſem Aufſatze entwickelten Anſichten über das merkwürdige Phänomen nachträglich mit Vergnügen vorlegen laſſen; ich habe denſelben daher von ſeiner ſtreng wiſſenſchaftlichen Form entkleidet, und werde die Hauptmomente hier ſo überſichtlich als möglich zuſammenſtellen.

Die Hypotheſe dieſes Aufſatzes geht zunächſt von der höchſt bemerkenswerthen, unläugbaren Thatſache aus, daß ſich, im Ganzen und Großen, die Mineralien, und namentlich die Metalle, nach einem beſtimmten Prinzipe über dem Erdboden vertheilt finden, dergeſtalt, daß gewiſſe Metallarten gewiſſen Regionen beinahe ausſchließlich, und mit entſchiedener Verdrängung der übrigen, zu entſprechen ſcheinen. So werden z. B. die ſogenannten edlen Metalle: Gold, Platina u. ſ. w., in überwiegender Menge nur in der tropiſchen Region *) angetroffen; Kupfer, Zinn, Blei finden ſich meiſtens nur in höhern Breiten, und das Eiſen endlich (mit Ausnahme des meteoriſchen, deſſen Betrachtung aber gar nicht hierher gehört) ſtellt ſich vorherrſchend als ein Eigenthum des Nordens dar. Dieſe nördlichen großen Eiſenlager beben jenſeits des 32ten Grades nördlicher Breite an, erſtrecken ſich von dort an ſo weit, als das feſte Land reicht, und erreichen ihre größte Mächtigkeit jenſeits des 45ten Grades und bis zum 65ten Grade nördlicher Breite. In der ſüdlichen Halbkugel dagegen findet man, ſo weit ſie bis jezt mineralogiſch durchforſcht iſt, bei weitem keine ſo großen Eiſenlager, ein Umſtand, welcher die Seltenheit der Südlichter im Verhältniß zu den Nordlichtern, ſo weit die Abhängigkeit des ganzen Phänomens von der Mitwirkung des Eiſens ſpäter dargethan wird, ſehr gut zu erklären ſcheint.

Jene große nördliche Eiſenregion ſtellte ſich ſodann ferner als der Heerd einer ganz beſonders energiſchen Wirkſamkeit der elektriſchen Materie dar, welche durch die bekannte Anziehungsfähigkeit des Eiſens in außerordentlicher Menge dahin gelockt wird, und ſich von hier aus dem Erdkörper, Behufs der Wiederherſtellung des elektriſchen Gleichgewichtes, wieder mittheilt. Daher kommt es auch, daß in der ſüdlichen Halbkugel, wo es, wie bemerkt, an bedeutenden Eiſenmaſſen als Mitteln zur Abführung der elektriſchen Materie fehlt, die Gewitter meiſtens von einer viel größern Heftigkeit ſind, als im Norden des Aequators, eben weil ſie dort die Stelle des Eiſens in Zuführung von elektriſcher Materie und Wiederherſtellung des elektriſchen Gleichgewichts zu vertreten haben. Dieſe merkwürdige Verſchiedenheit in dem meteoriſchen Verhalten der beiden Halbkugeln wird, ſcheint es mir, ſolchergeſtalt ebenfalls ſehr glücklich aufgeklärt; und man kann dieſer Anſicht um ſo weniger ſeinen Beifall verſagen, als es bisher noch gar nicht gelungen iſt, etwas anderes Befriedigendes über einen gleichwohl ſo höchſt auffallenden Umſtand vorzubringen.

Um nun aber zu erklären, was die ſolchergeſtalt von der großen nördlichen Eiſenregion eingeſogene elektriſche Materie beſtimme, gerade in der Nähe des Nordpols wieder empor zu ſtrömen und damit diejenige Art von Kreislauf zu bilden, von welcher die elektriſche Nordlichterſcheinung in der Polarzone abhängig gemacht worden iſt, ſo wird in unſerer Hypotheſe angenommen, daß es um den Nordpol ein großes, offenes und zu jeder Jahreszeit freies Meer gebe. Gegen dieſe Behauptung wird ſich ebenfalls wohl Niemand erheben. Die neueſten Nordpolexpeditionen, die Beobachtungen der Wallfiſchfänger, welch leztere dem Pole oft ſehr nahe gekommen ſind u. ſ. w., laſſen darüber faſt keine Zweifel übrig. Die Poliſten, mit welchem Namen man die Anhänger dieſer Hypotheſe bezeichnet, geben dem gedachten Polarmeere einen Durchmeſſer von faſt fünfhundert geographiſchen Meilen, eine unergründliche Tiefe, und laſſen es ſich in immerwährender heftiger Bewegung befinden, für welche Umſtände allerdings eine Menge gewichtiger Thatſachen ſprechen. Dem Zeugniſſe der Geſchichte zufolge, iſt dieſes Polarmeer erſt etwa ſeit vier Jahrhunderten unzugänglich geworden. Eine an der Oſtküſte Grönlands um das Jahr 980 von dem Dänenkönig Erich dem Rothen errichtete däniſche Kolonie hat erweislich bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein geblüht, zu welcher Zeit erſt die Eismaſſen zu ſtark angewachſen ſind, um eine fernere Verbindung mit dem Mutterlande zuzulaſſen. Allein auch dieſer Zuwachs der Polareisberge iſt in naturgemäße, unüberſteigliche Grenzen eingeſchloſſen; und das ſeit mehreren Jahren beobachtete Herabſchwimmen ungeheurer Eisblöcke aus der nördlichen Polarzone in ſüdlichere Meere deutet auf eine Revolution in jener erſtarrten Region, und eröffnet die Ausſicht, das in Rede ſtehende große Polarmeer nicht mehr blos auf dem Wege naturwiſſenſchaftlicher Schlüſſe und hiſtoriſcher Erinnerungen, ſondern mit dem Steuerruder in der Hand zu finden. Dieſes große, immer freie Polarmeer nun iſt es, wo ſich die von der Eiſen-

*) Vielleicht könnte man dagegen das kaukaſiſche Gebirge einwenden, wo in der lezten Zeit Goldklumpen von 16 bis 25 Pfunden zu Tage gefördert worden ſind. Allein da dieſes Gebirge nicht allzuweit vom nördlichen Wendekreiſe liegt, ſo ſcheint der Umſtand eher für, als wider die Hypotheſe zu ſprechen. N.

Digitized by Google

region eingesogene und dem Innern der Erde zugeführte elektrische Materie wieder erhebt, und von dessen Wasserdünsten dieselbe emporgetragen wird, um vor dem Blicke das wunderbare Schauspiel des glänzenden Phänomens zu entfalten, mit dessen Erklärung wir es hier zu thun haben. Es ist den Lesern erinnerlich, daß, in Folge der Axendrehung der Erde, der Aequatorialzone eine sehr heftige Schwungbewegung mitgetheilt wird, während die Polarzone davon fast frei bleibt; vielleicht ist dies einer von den Gründen, warum gerade diese Zone sich dem ruhigen Emporsteigen und Entwickeln der elektrischen Nordlichtmaterie besonders günstig zeigt.

Man sieht aus dieser gedrängten Darstellung, daß sich der Verfasser des erwähnten Aufsatzes in der Hauptsache: der elektrischen Natur des Nordlichtphänomens, mit uns einverstanden zeigt, und diese gemeinsame Ansicht nur durch die, ihm eigenthümliche Beziehung auf eine große nördliche Eisenregion modifizirt. Das Vorhandenseyn einer solchen ist, wie gesagt, eine unwiderlegliche Thatsache; das Verwandtschaftsverhältniß des Eisens zur elektrischen Materie ist es nicht weniger, und also dürfte die hier entwickelte Hypothese allerdings die Aufmerksamkeit verdienen, welche uns veranlaßt hat, sie den Lesern nachträglich vorzulegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Sitzung des Vereins der Volksfreunde.

Diese Reitschule war von dem Eigenthümer, welcher dieselben Grundsätze wie die Gesellschaft hegte, unentgeldlich zu den Sitzungen eingeräumt worden. Das Publikum hatte freien Zutritt auf den Bänken um die Reitbahn umher. Es war zahlreicher als der Verein, und dies war ein großer Uebelstand; denn man konnte ja vorhersehen, daß bei politischen Erörterungen, bei denen doch selten Kaltblütigkeit beibehalten wird, weil sie uns zu nahe angehen, das so zahlreiche Publikum nicht stille bleiben würde. Und so geschah es auch diesmal, daß es an den Debatten unten in der Reitbahn lebhaften Antheil nahm, bejahte und verneinte, je nachdem die verhandelte Frage ihm zusprach oder nicht, mit hineinschrie und dadurch die ruhigen Debatten unten störte, so daß sich der Vorsitzer einigemale ereifern mußte und den Zuhörern drohte, wenn sie sich nicht passiv verhielten, würde man sie künftighin nicht mehr zulassen. Es hieß, ein Minister, der Herzog von Broglio, habe sich diesen Abend unter den Zuschauern befunden, vermuthlich um sich mit eigenen Augen von dem Zustande des Vereins und dem Wesen seiner Verhandlungen zu überzeugen. Diese Verhandlungen waren etwas sonderbar. Es wurde ein Komité ernannt, um der Anklage der Minister zu folgen; ein anderes, um die Auflösung der nicht genügenden jetzigen Deputirtenkammer bewerkstelligen zu helfen; es wurde die Frage verhandelt, ob die Todesstrafe über die Minister Karls X. verhängt werden sollte. Es kam darüber zum Abstimmen, und siehe da, nur sieben Stimmen wollten die Minister mit dem Tode bestraft wissen; sicher ein Beweis, daß dieser Verein eben von keinen blutgierigen Grundsätzen geleitet wird, und daß humane Gesinnungen jetzt sogar bei Leuten vorherrschen, die über politische Dinge etwas überspannte Meinungen hegen. Diese ziemlich stürmische Sitzung erregte viele Besorgniß; man fürchtete vielleicht nicht ohne Grund, bei den folgenden werde es noch unruhiger hergehen. Der Verein soll die Absicht gehabt haben, künftighin von dem Publikum Eintrittsgeld zu fordern, um dadurch den Andrang der Neugierigen zu vermindern; denn wo gezahlt werden muß, pflegt die Neugier manchmal sich zu bändigen. Dies geschah aber nicht, und das Publikum wurde unentgeldlich zugelassen wie zuvor; am rathlichsten wäre es gewesen, wenn man gar keine bloßen Zuschauer mehr zugelassen hätte. Unterdessen hatte die Regierung die Sitzungen des Vereins als gesetzwidrig angeklagt; der Verein hatte aber nichts desto weniger geglaubt, er sey unter den jetzigen Umständen berechtigt, seine Sitzungen zu halten, indem das bisher bestandene Gesetz, welches verbietet, politische Zusammenkünfte von mehr als zwanzig Personen zu halten, von Jedermann, sogar von den jetzigen Ministern, als abgeschmackt anerkannt worden sey. Es hatte sich eine Menge Menschen vor der Reitbahn versammelt. Man glaubt, dieser Haufe sey nicht zufällig entstanden, sondern mit Fleiß so veranstaltet worden, um einigen Tumult zu erregen. Indessen wollte doch die Regierung nicht einschreiten, sondern ergriff den Ausweg, daß sie die Nationalgarde handeln ließ. Ein Offizier der Bürgerwache trat in den Versammlungssaal hinein und stellte den Herren ganz höflich vor, daß ihr Verein Anlaß zu Unruhen auf der Straße gebe, worauf der Verein beschloß, die Sitzung aufzuheben. Seitdem ist keine andere gehalten worden. Ob nun auch der Verein ganz aufgehoben ist, weiß man nicht; vielleicht kommt er einmal wieder zum Vorschein. Unterdessen wurde vor dem Polizeigerichte der Prozeß wider die Vorsitzer des Vereins fortgesetzt, und nun ereignete sich der skandalöseste Vorfall, den die Zeitungen berichtet haben, daß nämlich Hubert, Vorsitzer des Vereins der Volksfreunde, gegen die Richter äußerte, er könne sie, die so manchen Vaterlandsfreund verurtheilt hätten und in den Tagen der Gefahr davon gelaufen wären, indessen sie, die Volksfreunde, ihr Leben und Blut zur Rettung des Vaterlandes aufs Spiel gesetzt hätten, nicht für seine rechtmäßigen Richter anerkennen; sie sollten zurücktreten. Die Richter blieben wie betäubt auf ihren Stühlen sitzen, und das Schlimmste war, daß das Publikum dem Redner rauschenden Beifall zujauchzte und der Gerichtspräsident kaum wieder die Ruhe im Saale herstellen konnte. So sehr ist dieses Polizeigericht, das unter der Regierung Karls X. so manchen Schriftsteller, oft ganz unverdienterweise, zum Gefängniß und zur Strafe verurtheilte, blos um den Ministern gefällig zu seyn, in der öffentlichen Meinung gesunken. Es hat sich müssen in seinem eigenen Gerichtssaale von Beklagten und von Zuschauern ungestraft beschimpfen lassen, und die Richter müssen wahrlich erbärmliche Tröpfe seyn, wenn sie nicht um ihre Entlassung anhalten und sich nach einer ehrenwerthern Beschäftigung umsehen. Nächstens werden ihnen aber auch die Preßvergehen entzogen werden, und jeder Schriftsteller, gegen welchen Klage geführt wird, hat dann sein Vergehen vor den geschwornen Bürgern, und nicht blos vor besoldeten Richtern zu verantworten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 251.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Oktober 1830.

– Da raget Etna für,
Der oftmals rings das Land mit Asche überschneiet,
Mit Steinen um sich wirft, gepichte Flammen speiet.

Martin Opitz.

Reise nach dem Krater des Etna,

den 24ten und 25ten April 1830.

Am 23ten April Morgens verließen wir Syrakus, und ich kann sagen, nicht ohne Bedauern. Nach einer langen, höchst mühseligen Reise von Palermo aus, theils längs der Küste, theils durch das Innere Siciliens, hatten wir dort Ruhe und Erholung gefunden und uns an den höchst anmuthigen und merkwürdigen Umgebungen ergözt. Schon vor unserer Ankunft daselbst hatten wir den Etna, im Lande Monte Gibello genannt, zu Gesicht bekommen, und am eben erwähnten Tage unserer Abreise, nach Uebersteigung einiger rauhen, unwirthbaren Felsenhügel von hellgrauer Farbe, erblickten wir abermals, gegen Norden, diesen höchsten Berg der Insel und einen der merkwürdigsten des Erdballs in seiner ganzen Ausdehnung am Horizonte einer, theils durch flaches, grünes Land, theils durch das indigoblaue Meer gebildeten weiten Ebene. Es war noch Morgen; der Koloß zeichnete sich in voller Klarheit mit vielen seiner ausgebrannten Nebenkrater in scharfen Linien am unbewölkten, hellschimmernden Himmel, und unsere lebhaft erregte Theilnahme erlaubte uns fast nicht, unsere Blicke auf einen andern Gegenstand zu richten, als auf ihn, und besonders auf seine höchste Spitze, aus welcher sich so oft Entsetzen und Elend über das ganze Land verbreitet haben. Es entstiegen derselben in kurzen Absätzen mächtige Rauchsäulen, welche sich in einer gewissen Höhe zu Wolken ausbreiteten, sich dann senkten und so das Haupt ihres furchtbaren Erzeugers umschwebten. Gegen Mittag war die obere Hälfte des Berges in weißschimmernde Wolken gehüllt. Wir richteten also jezt unsere Blicke auf seinen Fuß, und bald, nachdem wir von mäßigen Höhen, zwischen welchen sich uns oft entzückende Aussichten enthüllten, zum Gestade herabgestiegen waren, erblickten wir Catania, eine der bedeutendsten Städte Siciliens, in ihrer ganzen Ausdehnung, mit ihren Klöstern und Kirchen und festlichen Kuppeln. Gegen Abend trafen wir dort ein, und nachdem wir einige lange, gerade Straßen, mit ziemlich unfreundlichen, schmuzigen Häusern, welche von Zeit zu Zeit einen Blick in ein noch schmuzigeres Innere gestatteten, durchzogen hatten, fanden wir in dem erträglichen Gasthause des Don Abate *) Aufnahme und Ruhe, deren wir nach einem Marsche von 16 Miglien wohl bedurften.

Wir hatten durchaus nicht die Absicht, den Etna zu besteigen. Einen Krater hatten wir gesehen, wir waren schon früher auf dem Vesuv gewesen, und sehr ausgedehnte Aussichten in Vogelperspektive waren uns hinlänglich bekannt und nicht anziehend genug, als daß wir eine neue mit großen Mühseligkeiten hätten erkaufen sollen. Nur ein wenig mehr in der Nähe wollten wir jenen wunderbaren

*) Don ist ein Titel, welchen man in Sicilien einem jeden zu geben pflegt, der einen runden Hut trägt, d. h. der nicht Bauer ist oder in diese Klasse gehört. Diese tragen ohne Ausnahme Nachtmüzen. Fremde, Vornehme und Reiche sind Signoria und Excellenza.

Berg beschauen, und beschlossen daher, am 24ten April, gegen Mittag, nach dem lezten Orte zu reiten, welcher sich an seinem Fuße, dem Gipfel zu, befindet, nämlich nach Nicolosi. Die Zeit bis zum Mittag benuzten wir, um uns in der Stadt umzusehen. Es ist nicht meine Absicht, hier von ihren Alterthümern und Museen zu reden; ich beschränke mich darauf zu bemerken, daß wir Catania mit seinen Umgebungen viel weniger malerisch und angenehm fanden, als Syrakus. Die Stadt selbst erschien uns indessen, bei näherer Beschauung, nicht so häßlich, als den Tag zuvor. Die Häuser sind großentheils niedrig, eine Bauart, welche bei so häufigen Erdbeben sehr zweckmäßig ist. Die Straßen sind lang, breit, regelmäßig, und einige mit artigen Pallästen geziert, an denen aber, wie an vielen andern Häusern, Risse und Spalten zu bemerken sind, Folgen jener entsetzlichen Phänomene. In Mitten der Stadt befindet sich der Hauptplatz, piazza maggiore, mit der modernen Kathedrale, zu Lande madrice (Mutterkirche) genannt, und jedes Dorf hat seine madrice. Die Gassen sind ziemlich belebt, vorzüglich durch ein unzählbares Heer von Geistlichen. Die Weiber, selbst die vornehmen, tragen, wenn sie in die Messe gehen oder fahren, wie in vielen andern Städten Siciliens, einen schwarzen Mantel, manto. Er besteht blos aus einem viereckigen Stücke Wollen- oder Seidenzeug, welches über dem Kopfe wie ein halber Schleier hängt, und dann den Körper in reiche Falten bis zum Knöchel verhüllt. Hinten an der Taille, auf der rechten oder linken Seite, wird dieser Mantel ein wenig aufgeschürzt und bildet so in angenehmem Schwunge entgegen laufende Falten. Mir gefiel diese Tracht, welche selbst die Aermeren ordentlich bekleidet erscheinen läßt, ungemein, obgleich es wahr ist, daß sie, im Verein mit den vielen schwarzen Mänteln der Geistlichkeit, auf den ersten Anblick den Eindruck hervorbringt, als ob die ganze Bevölkerung Cataniens sich zu einem Leichen- oder Trauerzuge versammeln wollte. Oft drang sich mir der Gedanke auf, daß dieser ernste Anstrich hieher ganz gut passe — hier, wo jeder Einwohner bei jedem Schritte auf das Grab eines Ahnen tritt und in jedem Momente sein eigenes finden kann. Auch die nächste Umgebung der Stadt erinnert nur zu deutlich daran, auf welchem Boden sie erbaut ist. Der Ausbruch von 1693 umgab sie rings mit Lava und machte sie zu einer Insel in einem Feuermeere. Nur nach dem Meer zu blieb die Möglichkeit einer Flucht zu Wasser übrig. Auch die kühnste Phantasie vermag sich jenes schreckliche Ereigniß nicht zu vergegenwärtigen, wenn das Auge nicht jenen ungeheuren Lavastrom sah, der nun erstarrt, schwarz daliegt, damals aber glühend und sprühend floß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Scene aus Goethes Faust, in schwäbischem Dialekt.

(Beschluß.)

Saro.

Was, kãin noot-pfenning bräxted iər dərhär,
Dẽn jedər handwercsbursh im seccəl spaart,
Und zom ãdencə so wool fərwaart,
Dass-ər liəbbər hungərt, liəbbər bettəlt —?

Mephistopheles.

Madamm, miər tuət's fon herzə laed.
Er hat sãi geld deswägə net fərzettəlt,
Und ao in cristlixər ərgäbəhaet
Sãine sindən und sãi õglicc tiəf berəit.

Margreet.

Ax wy õglicclix sint dox 'dləit!
I will gwys floisix forr-ə bättə.

Mephistopheles.

Iər sottəd gləi in'd hoxzəit-kammər trettə,
Iər sint ə herzixs shazzə-kind.

Margreet.

Ax nãi, des geet jezz nõ net ã.

Mephistopheles.

Ist's ao kãi ee herr, liəblix wy iər sint,
So täät's dərwəilən ə galã.
Kãi greesre fraed ist for en mann,
Als so ə liəbs ding im arm zə hann.

Margreet.

Des ist hio net dər broux. Mər wird gləi frao.

Mephistopheles.

Broux odər net, es gipt six ao.

Saro.

Forzelod dox —

Mephistopheles.

I stõnd hart an sãim bett,
Es waar was bessər als fon mist,
Fon stroo und halbə fərfoult; dox staarb-ər als ə crist.
„Wenn-i ãi sind wẽn'xər uffəm gwissə hett"
So fẽng-ər ã „nãi, so mãi broot fərpassə,
So lioddərix mãi weib fərlassə!
Des maxt mãi kummər nemmə wett.
I waes, wə bləibt-mər ebix bees."

Saro.

Ax där arm mã! i hann-əm lang fərzio.

Mephistopheles.

„Abər y bõ ganz gwys wẽnixər shuld als siə."

Digitized by Google

Sare.

Net wär ish! was? uffəm tood-bett sext-ər dees?

Mephistopheles.

Es ist necs andərs gwest als phantasiərt.
„Gotts-wettər“ sext-ər, „ist des net ə shand,
Dass-mər nõ so ə läbə fiərt:
Zeerst kindər und nå broot härpracticiərt,
Und broot im wəitəstə fərstand.
Niə hann-ə ao mãi tael im frydə gessə!“

Sare.

So hått-ər älle liəb und trəi fərgessə,
Bəi tag und naxt diə shindərəi?

Mephistopheles.

Nãi, wecçər, nãi, er hərəd's gləi.
„Wy-i bẽ wec fon Malta gangə,
Wend-i, for frao un' kind me in dər finstərə
Zo gott, und desmål heert-ər-mə:
Mər hent ə tirqishe galerə gfangə,
Mit 'ssultan's shazz, fyl dəusəd gulde wärt.
Då, haest's nõ, kommt əmål dər criəgsmann zo
sãim lõ.
So criəgg-i-denn ao, wiə six's gheert,
Am-end mãi ordəlix tael dərfõ.

Sare.

Ja wiə? Ja wo? Hått-ər's fərgrabə gẽ?

Mephistopheles.

Des wyst-ə net, was wəitər mit passiərt-ist.
E shẽs mamselle syt-ə stẽ,
Wy-ər in Neappəl ãizext rum-vagiərt-ist,
Und-əs ərbarmt-se. Was diə ann-əm tõ
Fon liəbs und haəls — kãi doctər kã's gəshwinder
I glaob, ər spyrt's im kaltə bodə nõ!

Sare.

Där lump, där diəb an sãine kindər!
Trozz älləm õglicc, ällər noot,
Faart-ər õbiəst und õbekärt zor hell.

Mephistopheles.

Ja sãəd, dårum ist-ər toot,
Und wär jezz y an eirər stell,
Mãi trəuər-järlə sät-i, stumm
A'istwəil, mə nåx-mən andrən um.

Sare.

Ax gott! so wie mãi Hans-jerg fãi
Find-i uf därə welt kãin andrə.
Nõ ãis, des hått-əm gshadt, des ebix wandrə
Und fremdə weibər und fremdə wãi
Und des fərwettərt wirfəl-spyl.

Mephistopheles.

So kã's nõ stẽ un' gẽ am-end,
Wenn iər-əm õgfär ao so fyl
Fon eirər səit nåxgsãə hent.
I will net liəggə, dox mit dẽm beding
Då triag i selbər nõ dər frao iərn ring.

Sare.

Des ist fom herrə nõ so gsagt.

Mephistopheles (bəi six selbər).

Jezz abər, təifəl, maxst-de fort;
Sonst wirst, waes gott, bəim wort nõ pacct.
(zor Margreet).
Wie steet's denn mittəm herzle dort?

Margreet.

Was mãit dər herr mit?

Mephistophiles (for six nã)

Du õshuldixs kind!
(laut) Adjees, iər fraoə!

Margreet.

Adjees!

Sare.

O sagəd-mər dox gəshwind.
I mext nõ ao ə zəignis hann
For də tood und for's fərgrabə fon mãim mann,
Weil-ə fon jee-här bəi dər ordnung bẽ,
So soll-ər ao toot im woxxə-blättle stẽ.

Mephistopheles.

Ja, frao, durx zwaeər zəigə mund
Wird ybəraal ed wårhaet kund.
I hap nõ gaar en fãinə gsellə,
Dẽn will-ə ix for də rixtər stellə,
I bring-ə här.

Sare.

O tẽəd dees gləi.

Mephistopheles.

Und då diə jungfər ist ao dərbəi,
Ist ə rextər bursh — graest — weit un' braet,
Där d'jungfrə wool in ärə helt.

Margreet.

Kẽm for so herrən in fərlägəhaet.

Mephistopheles.

O for kãim kẽnix fon dər welt.

Sare.

Mər well'd hait åbəd, in mãim gartə
Dort hintr-əm haus, uff diə herrə wartə.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Die Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester.

Meinem Versprechen gemäß, beschreibe ich vollends die merkwürdige Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester. Ich bin in meiner Beschreibung *) bis Kenyon gekommen; jenseits dieses Orts geht die Bahn unter drei schönen Brücken weg, und eine kleine Strecke jenseits Culcheth über den Damm bei Brosley, welcher an anderthalb Meilen lang und 18 bis 20 Fuß hoch ist. Alsdann führt dieselbe über den Weg von Bury weg, so wie über den Glazebach, und kommt an das sogenannte Chat-Moß. Dies ist ein Sumpf, welcher eine Fläche von ungefähr 12 Quadratmeilen bedeckt und so weich ist, daß kein Vieh darauf zu gehen vermag; ja an einigen Stellen so flüssig, daß eine darauf gelegte eiserne Stange zu Boden sinkt. Er ist von 10 bis 35 Fuß tief, und sein Boden besteht aus Sand und Lehm. Manche hielten es für unmöglich, eine Straße über diesen Sumpf zu führen; aber Fleiß und Geschicklichkeit haben auch hier überwunden. Balken, welche die Eisenbahn tragen, ruhen auf einer Art von Floß aus Reisern und Heidekraut, welches auf dem Sumpfe schwimmt. Auf der östlichen Seite mußte man indessen einen Damm 20 Fuß tief einsenken, auf dem die Bahn einen festen Boden gewonnen hat, und am 1. Jan. d. J. fuhr der Dampfwagen Rackete zum ersten Male mit einem Wagen voll Passagieren über den ganzen Sumpf weg, auf welchem die Bahn sich 4½ Meilen weit erstreckt. Das Werk hat hier über 27,700 Pf. gekostet. Der Weg geht hierauf eine Meile weit auf einem Damm hin, und dann über eine hübsche Brücke von zwei Bogen über den Worsleykanal; hierauf durch Eules und einen Theil von Salford unter sechs Brücken weg, welche, wie sich von selbst versteht, von der Gesellschaft gebaut werden mußten, um frühere Straßen und Wege in ihrer Verbindung zu erhalten. Eine schöne steinerne Brücke, aus einem einzigen, 63 Fuß weiten Bogen bestehend, führt alsdann die Bahn über den Fluß Irwell, und endlich eine Leitung von 22 backsteinernen Bogen und eine Brücke über die Waterstraße zu der Station der Gesellschaft in Manchester, wo die Bahn mit dem zweiten Stocke des Lagerhauses gleich läuft. Im Ganzen hat die Gesellschaft in der ganzen Länge der Bahn, nebst den kleinern Brücken für Fußgänger, 63 Brücken zu bauen gehabt, wovon 50 unter der Landstraße weggehen, 28 darüber, 4 über Bäche und eine über den Irwell. 22 sind von Backstein, 17 von Holz und Backstein, 11 von Backsteinen und Mauersteinen, eben so viele von Holz, und 2 von Stein und Holz; alle zusammen haben über 99,000 Pf. gekostet. Alle Viertelmeile zeigen Pfosten die Entfernungen an. Die Preise der Fracht für Waaren und Passagiere sind noch nicht bestimmt; doch glaubt man, daß für's erste Passagiere auf den ersten Plätzen 6 Schillinge und auf den zweiten 3½ Sch. bezahlen werden; folglich ungefähr 2½ und 1 Penny (7½ und 3 kr.) auf die engl. oder 34 kr. und 11 kr. auf die deutsche Meile. Der Wagen, in welchem der Herzog von Wellington und die übrigen Standespersonen bei der Eröffnungsceremonie fuhren, ist ein wahres Prachtwerk, 8 Fuß breit, mit Scharlach ausgeschlagen und mit einem reichverzierten Thronhimmel bedeckt. Die Wagen, welche jezt auf der Bahn fahren, sind sehr elegant und bequem, jedoch von zweierlei Art. Die besten fahren zweimal des Tages zwischen Liverpool und Manchester hin und her, und sind jedesmal von einer Stadt zur andern dritthalb Stunden auf dem Wege, während die der zweiten Klasse drei Stunden darauf zubringen. Man erwartet, daß allmählig die Reise kürzer und die Fracht mit der Zunahme von Reisenden und Waaren vermindert werden wird. Vor ein paar Tagen nahm man zum Versuch, wie sich wohl Thiere transportiren lassen möchten, von Liverpool aus auf einem flachen Gerüste, das man einem Wagen der zweiten Klasse anhing, eine Ladung von vier (vierbeinigen) Eseln mit, und zwar mit dem besten Erfolg, denn die Thiere rührten sich nicht von der Stelle.

*) S. Nr. 244.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Die konstitutionelle Gesellschaft. Die St. Simonisten.

Nun ist noch eine andere Gesellschaft vorhanden, die ebenfalls nach dem Sturze des Bourbonschen Throns entstanden ist, nämlich die sogenannte „konstitutionelle Gesellschaft," deren Vorsitzer Anfangs Graf Lasteyrie, ein Schwager Lafayettes, war. Auch in diesem Vereine ist es etwas unruhig zugegangen, so daß es dem alten Lasteyrie bedenklich schien, länger den Vorsitz zu führen, worauf denn ein rüstigerer Mann das Steuerruder dieses Klubbs in die Hände genommen hat. Da diese Gesellschaft aber das Publikum nicht zu seinen Sitzungen zuläßt, und von seinen Verhandlungen, die übrigens ganz rechtlich sind, wenig verlautet, so wird sie auch von Niemand beunruhigt, eben so wenig als die St. Simonistische Gesellschaft, von welcher kürzlich auch viel die Rede gewesen ist. St. Simon ließ einige Zeit nach der Rückkehr der Bourbons in Frankreich seine Gedanken über gesellschaftliches Glück und über die beste Einrichtung des Staates drucken. Sie erregten Anfangs wenig Aufsehen, oder wurden in Tagesblättern wegen ihrer Sonderbarkeit lächerlich gemacht. Indessen gewann der Mann doch Anhänger, und obschon er seit mehreren Jahren todt ist, so pflanzt sich seine Schule doch fort, in Paris sowohl als in den Provinzstädten, und es ist allmählig eine religiöse und politische Sekte daraus geworden. Auch erschien sogleich nach der lezten Revolution eine Ankündigung der Zeitschrift L'organisateur, welche die St. Simonisten herausgeben wollten, um ihre Grundsäze zu entwickeln und die Möglichkeit der Anwendung derselben auf die bestehende bürgerliche Gesellschaft zu zeigen. Die Zeitschrift hat auch schon begonnen, man erblickt sie aber an wenig Orten in Paris. St. Simon und seine Anhänger haben die humansten Gesinnungen von der Welt. Sie sehen, daß zu dem Glücke der Staaten noch sehr Vieles fehlt; sie wollen also den Mängeln abhelfen und eine bessere Ordnung der Dinge einführen. Leider aber nehmen die Herren gar keine Rücksicht auf das Bestehende und Verjährte, sondern wollen den Staat ganz von vorne an einrichten, als ob sie leeren Grund zu bebauen, oder einen frischen Staat in Amerikas Wildnissen anzulegen hätten. Daher werden denn ihre Vorschläge als eitle Träumereien verspottet, obschon manches Gute darin stecken mag. Besonders hat man über die von ihnen vorgeschlagene Gütergemeinschaft gelacht, die sie in Staaten, wo das mein und dein so scharf getrennt sind, einführen wollen; Gütergemeinschaft in einem Lande vorschlagen, wo der eine Millionen besizt und der andere kaum Lumpen genug zusammen bringen kann, um seine Blöße zu decken, heißt doch wahrscheinlich tauben Ohren predigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 252.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Oktober 1830.

Wasser ist Körper und Boden der Fluß. Das neuste Theater
Thut, in der Sonne Glanz, zwischen den Ufern sich auf.

Goethe.

Bilder aus Rußland.

Von einem Deutschen, der lange in Rußland gelebt hat.

Der Frost und die Vorkehrungen dagegen.

Seit der Frost in Rußlands Ebenen einem ungeheuren Heere den Untergang gebracht hat, steht der russische Winter in noch weit schlimmerem Rufe, als früher, und der Leser wird in der folgenden Skizze, die wir zu einer Zeit mittheilen, wo unter dem 55 Grade der Breite sich bereits die Vorboten des Frostes melden, während bei uns die Natur erst anfängt, ihr grünes Gewand gegen ein gelblich braunes zu vertauschen, keine Apologie dieses Winters finden.

Die Strenge des Klimas im nördlichen Rußland ist in der That so groß, daß man kaum begreifen kann, wie ihr der sonst so zarte menschliche Organismus so gut zu widerstehen vermag. Da ich die nördlichsten Gegenden dieses großen Reiches nicht kenne, so überlasse ich die nähere Beschreibung eines Winters in Kola, Archangel oder Kamtschatka denjenigen, welche das wahrlich nicht zu beneidende Glück gehabt haben, ihn selbst zu genießen. Ich kam nur bis Tobolsk und verließ diese Stadt noch vor dem Winter. Aber ich habe mehrere Winter in Simbirsk, Perm und Nischninowgorod zugebracht, (also in einer Breite von nur 55 Graden, d. h. nahe in der Breite von Gothenburg in Schweden, oder Edinburg in Schottland) und bereits durch diesen Aufenthalt in dem dort sogenannten gemäßigten Rußland alle Lust verloren, auch noch das nördliche näher kennen zu lernen.

Nach meiner Erfahrung ist es eine in diesen Gegenden allgemeine Erscheinung, deren Ursache mir übrigens unbekannt ist, daß, so wie die strengste Kälte eintritt, auch zugleich völlige Windstille herrscht; ein sehr wohlthätiger Umstand, da bei einer so heftigen Kälte jeder noch so kleine Luftzug äußerst lästig ist und das Gesicht sehr schmerzhaft, wie mit Messern, schneidet, und da stärkere Winde wahrscheinlich alle Existenz im Freien unmöglich machen würden. Eigentliche Arbeiten unter freiem Himmel hören übrigens auch hier, der Windstille ungeachtet, selbst bei der ärmsten Klasse, beinahe gänzlich auf. Jeder Bauer zieht das früher schon in seinem Hofe zubereitete Brennholz, wenn der December herannaht, in sein Vorhaus, unmittelbar hinter die Stubenthüre, damit er die nächsten sechs Wochen davon nehmen kann, ohne sich ins Freie zu begeben und es dort unter dem tiefen Schnee hervorzuscharren. Dann werden Thüren und Fenster auf das Sorgfältigste untersucht, jede Ritze ausgestopft, der Rand der Thüre ringsum mit wollenen Tüchern, die daran festgenagelt werden, belegt und überhaupt für alles gesorgt, was das Eindringen der Kälte verhüten kann. Da in den acht Wintern, welche ich in Perm verlebte, das Quecksilber des Thermometers in 5 bis 6 Tagen dreimal ganz in die Kugel fiel, und da um das Neujahr eine Kälte von 27 bis 30 Graden Reaumur drei bis vier Wochen lang zu den ganz gewöhnlichen Erscheinungen gehört, so läßt

Digitized by Google

sich die Sorgfalt für den Schutz gegen die Kälte nicht leicht zu weit treiben.

Wenn diese strengere Kälte eintritt, scheint sich die ganze Natur zu ändern, und alle den Menschen umgebenden Gegenstände scheinen eine andere Gestalt anzunehmen. Selbst der Aufenthalt in den Zimmern ist anders geworden. Die Doppelfenster, von welchen Anfangs nur, wie bei uns, die innere Seite mit dichten Eisblumen belegt war, werden jezt auf allen vier Seiten mit einer zolldicken Eisrinde überzogen, die keine Blume mehr zeigt und dem durch diese Eismasse nur sparsam durchgehenden Tageslicht einen ganz eigenen Ton gibt. Es scheint, als ob das, was früher eine durchsichtige Oeffnung war, jezt mit einer großen Tafel von mattem, nicht polirtem Silber bedeckt wäre, welche von unsichtbaren innern Lampen eine eigene Beleuchtung erhielte. Wenn die Thüre des Zimmers, welches unmittelbar mit dem lezten, nicht geheizten Vorhause kommunicirt, auf einen Augenblick geöffnet wird, so dringt eine dichte, weisse Rauchwolke in die Stube, die in dem ersten Moment den Eintretenden ganz verbirgt, aber in dem nächstfolgenden schon, durch die Wärme der Stube, als nasser Nebel sich zu Boden schlägt, daher die Gegend um diese Thüre immer ganz feucht bleibt, während der äußerste Rand der Thüre und des Thürenstocks selbst mit hartem Schnee und oft selbst auf der innern Seite mit kleinen Eiszapfen bedeckt ist.

Noch mehr ändert sich die Scene, wenn man die warme Stube verläßt und auf die offene Gasse tritt. Die Menschen selbst, die man da erblickt, scheinen andere zu seyn, als die, welche man noch vor wenigen Tagen an derselben Stelle gesehen hat. Alles ist tief verhüllt, und außer Mund, Nase und Augen sieht man nichts, als dicke Wollenkleider und Pelzwerke. Kein Langsamer, kein Fauler, kein Alter, keine kleinen Kinder werden mehr gesehen; die lezten müssen nun zu Hause bleiben, weil sie außer dem Hause nicht mehr fortkommen können, und die ersten, so träg und bequem sie sich auch früher über die Gasse gewälzt haben mögen, sind nun plözlich flink und munter geworden. Die Kaufleute, die Fleischer, die Fischhändler und andere Leute, die sonst immer fest, wie Säulen, neben ihrer Waare standen, sieht man jezt in einem immerwährenden Tanze begriffen, indem sie sich, wie Kreisel, um sich selbst auf ihren Absätzen drehen, mit ihren Füssen auf der Erde herumstampfen und ihre Arme immerwährend und nach allen Richtungen um sich herumschleudern. Die Bärte der russischen Bauern sind zu festen Eisklumpen geworden, und auch bei denen, die keine Bärte tragen, sind die Backenhaare und die dem Munde zunächst liegenden Kleidungsstücke ganz mit Schnee und dickem Reif belegt. Wenn der Mund des Nachbars sich zum Sprechen öffnet, so begleitet jeden artikulierten Ton ein dichter Nebel, der wie Rauch aus seinem Munde strömt und die nur für das Gehör bestimmten Worte nun auch gleichsam dem Auge sichtbar macht. Unter jedem Fußtritt knarrt der Schnee in einem hohen, pfeifenden Ton, und über dem Wanderer dampfen die Schornsteine in dichten Wolken, die sich durch ihre weiße Farbe sowohl, als noch mehr durch ihre scheinbare Festigkeit vor dem gewöhnlichen Rauche auszeichnen. Diese Wolken haben nicht mehr die gewöhnliche Volubilität, sondern sie bilden gleichsam feste Rauchsäulen, die nur zu lebhaft an die hölzernen Wolken auf den Altären unserer Kirchen erinnern. Die Gegenstände auf der Erde, Häuser und Bäume, Thiere und Menschen, erscheinen nicht mehr wie im leeren, blos mit Luft erfüllten Raume, sondern wie durch einen nicht mehr völlig durchsichtigen Körper von uns getrennt, und das allmählige Nähern zweier Menschen auf der Gasse mag mit der Begegnung der Fische im Wasser Aehnlichkeit haben, da die sich nähernde Gestalt in der Entfernung von etwa zwanzig Schritten noch in einen dichten Nebel gehüllt erscheint, der immer dünner und durchsichtiger wird, je näher die Gestalt tritt, ohne daß sie übrigens früher ein eigentlicher Nebel verhüllt hätte, da bei der strengsten Kälte Nebel eben so selten sind, als stärkere Winde. Dazu kömmt noch eine eigene Beleuchtung aller Gegenstände durch die Sonne, die selbst am Mittage sehr niedrig steht und immer eine tief purpurrothe Farbe hat.

In den Gegenden um Perm fällt der erste Schnee gewöhnlich in der Mitte, oft auch schon zu Anfang des Oktobers, und da die Witterung im Sommer und Winter sehr beständig ist, so bleibt er beinahe immer bis in die Mitte Mais liegen. Gegen das Ende des Novembers hat sich der Schnee bereits so gehäuft, daß die untersten Fenster aller Häuser, die sonst in Manneshöhe über dem äußern Boden standen, jezt mit ihm in gleicher Linie oder auch wohl schon im Schnee begraben liegen. Da es eine entsezliche Arbeit wäre, den sich immer anhäufenden Schnee aus dem Hofe des Hauses zu führen, so begnügt man sich gewöhnlich, nur die Einfahrt von der Gasse so weit als es unumgänglich nöthig ist, frei zu halten. Daher fährt man im Winter von den Gassen in jedes Haus tief abwärts, als ob man in einen Keller fahren wollte. Es mag sonderbar scheinen, aber es ist demungeachtet, wenigstens für mein individuelles Gefühl, nicht weniger wahr, daß der Schnee in Rußland, wenn einmal die strengere Kälte eintritt, viel weißer ist, als der unsere, wenn gleich die blendende Weiße des lezten unter uns bereits zum Sprichwort geworden ist. Es ist, nicht nur für mich, sondern auch für alle, die ich deßhalb befragte, ganz unmöglich, eine größere Schneefläche, wenn sie von der Sonne beschienen wird, auch nur einige Augenblicke anzusehen, ohne heftige, prickelnde Schmerzen in den Augen zu fühlen. Nicht anders müßte ein eben so großer, von

Digitized by Google

der Sonne beschienener, glatter Metallspiegel auf das Gesicht wirken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise nach dem Krater des Etna,

den 24ten und 25ten April 1830.

(Fortsetzung.)

Fast kein Jahr vergeht, wo sich nicht ein Erdbeben, geringer oder bedeutender, verspüren läßt. Kein äußeres Zeichen verkündet sein Herannahen; es kommt plötzlich und unverhofft, und überrascht die Sorglosen bei ihren gewöhnlichen Beschäftigungen. Schreck und Entsetzen bemächtigen sich eines Jeden, und wer der Bewegung fähig ist, eilt auf die Gasse und den Plätzen zu. Nur wenige Sekunden dauert ein solcher Erdstoß und läßt den Bedrohten keine Zeit zur Ueberlegung. Ihr einziges Augenmerk ist auf ihre Wohnungen gerichtet, und sind diese, nach Verfluß jenes schrecklichen Momentes, nicht eingestürzt, so schöpft die noch ängstlich pochende Brust aufs Neue Athem und die Hoffnung kehrt zurück. Aber die Erfahrung lehrt, daß solche Erdstöße sich wiederholen, und die Wohnungen, sonst der Schutz und Schirm des Menschen, flößen ihm jezt Furcht und Grauen ein. Er wagt es nicht mehr, sie zu betreten. In solcher Zeit pflegen dann die Bewohner Catanieus Zelte und Bretterhütten vor ihren Häusern, auf den Plätzen und außerhalb der Stadt zu errichten, und Vornehm und Gering, Arm und Reich behilft sich zuweilen Monate lang in solchem Bivouak. Oft aber waren jene Erdstöße so heftig und so plötzlich, daß sie die ganze Stadt von Grund aus zerstörten und über die Hälfte ihrer Bewohner begruben. Stadt steht hier auf Stadt; Catania würde vielleicht die größte und blühendste des Reiches seyn, wenn jenes Unglück sie nicht so oft betroffen hätte. Und doch zählt sie noch gegenwärtig gegen 74,000 Einwohner.

Gegen Mittag, nachdem wir ein reichliches Frühstück eingenommen hatten, machten wir uns auf den Weg nach Nicolosi. Der Zug bestand aus fünf Personen: meinem Reisegefährten, mir, unserm Bedienten und zwei Maulthiertreibern, von denen einer sein Lastthier mit Wäsche und Lebensmitteln beladen hatte. Der Weg nach Nicolosi, 12 Miglien lang und fortwährend steigend, ist großentheils breit, gut und eben. Bald, nachdem man die Stadt hinter sich hat, zeigen sich einige recht angenehme Punkte. Ein Paar hübsch gelegene Landhäuser, eine hin und wieder zum Vorschein kommende Wasserleitung, das blaue Meer zur Rechten und die Stadt selbst in der Tiefe, hinter welcher sich das südliche Gestade in der Ferne verliert, geben der Landschaft malerischen Reiz. Bis hierher geht der Weg gegen Norden, dann wendet er sich mehr westwärts und durchschneidet einige Ortschaften, welche alle denselben Charakter tragen. Die Häuser sind aus schwarzen Lavasteinen gebaut, niedrig, klein und mit rothen Dächern versehen. Die Mauern zum Einhegen sind gleichfalls schwarz, so wie der sandige Lavaboden, auf welchem sich das frischentkeimte Frühlingsgrün einer mannigfaltigen Vegetation wunderbar lebhaft abiezt. Hin und wieder sieht man hinter einem düstern Bauernhause einen Orangen- oder Zitronenbaum mit seinen Früchten freundlich hervorblicken; Olivenbäume finden sich häufig, so wie Wein, und Cactus oder indianische Feige ist in unsäglicher Menge zu finden, weniger Aloe, die sonst mit jener Pflanze gern den Boden theilt. Nicolosi selbst, wo wir nach zwei und einer halben Stunde eintrafen, entspricht ganz dieser Schilderung.

Ich erwähnte schon oben, daß wir von Hause aus eigentlich nicht die Absicht hatten, den Etna zu besteigen. Um jedoch eine etwas genauere Ansicht desselben zu erlangen, verfügten wir uns sogleich nach unserer Ankunft in Nicolosi, von einigen Jungen des Ortes begleitet, nach den eine halbe Stunde entfernt liegenden rothen Bergen, Monti-Rossi, welche, so wie alle andern den Etna umgebenden Kegel, durch verschiedene Ausbrüche gebildete Krater sind. Ihre Höhe mag der des Vesuvs gleich kommen, und dennoch schwinden sie gegen ihren furchtbaren Vater zu unbedeutenden Hügeln zusammen. Wie alle durch Lavaasche gebildeten Kegel, so sind auch diese sehr mühselig zu besteigen; doch lohnt die höchste Spitze von beiden mit einer angenehmen Aussicht, indem man von dieser mäßigen Höhe noch alle Gegenstände deutlich zu unterscheiden vermag. Lange Zeit belustigten uns hier die Knaben mit Hinabrollen von Steinen, welche auf dieser gleichmäßigen, steilen Böschung sich mit mächtigen Bogensprüngen und mit wachsender, zulezt reißender Schnelle in der Tiefe verloren.

Doch unwillkührlich wandte sich unsere Aufmerksamkeit stets wieder zum Gipfel des immer thätigen Vulkans, und unser Auge auf ihn gerichtet und nur mit ihm beschäftigt, stiegen wir wieder zum Dorfe hinab. Wir sahen die Knaben, welche uns begleiteten und allerhand Possen trieben, unter andern verschiedene Gräser und Pflanzen, z. B. wilden Fenchel und den obern Theil von den Stauden gewisser Disteln, roh verzehren. Auf der ganzen Insel hatten wir überhaupt oft Gelegenheit, zu bemerken, daß ein großer Theil der Lebensmittel der geringern Klasse aus rohen Gemüsen besteht, welche sie häufig ohne Brod oder irgend eine Würze genießen. Unterwegs zeigten uns noch die Knaben Ueberreste von durch frühere Ausbrüche verschütteten Häusern. — Noch eine Stunde vor Sonnenuntergang befanden wir uns, von den Anstrengungen des Tages schon hinlänglich ermüdet in unserer ärmlichen Herberge, deren Besitzer jedoch

Digitized by Google

freundliche, zuvorkommende Leute sind. Aber eben die Dürftigkeit der Herberge, die Furcht vor der langen Weile und endlich die ganz einfache und doch treffende und entscheidende Bemerkung unsers Dieners, eines Florentiners: „ma sarebbe vergognoso di esser stato qui e di non aver visto la montagna," bestimmten uns endlich zu dieser Reise. Wir verfügten uns also sogleich nach der Anweisung unserer Wirthsleute zu dem Richter des Orts, welcher die Schlüssel des am Fuße des obersten Kegels gelegenen englischen Hauses in Verwahrung hat, um solche von ihm zu erbitten. Wir fanden in ihm einen unterrichteten, artigen Mann von vorgerücktem Alter, welcher gern und mit großer Theilnahme von dem alten Feinde der Gegend „nostro nemico" sprach, ihm aber unbedingt das Verdienst zusprach, daß seine feurigen Ausgüsse äußerst fruchtbaren Boden bilden. Er versprach uns einen Führer und Maulthiere zuzusenden, und entließ uns mit dem Wunsche einer glücklichen Reise.

Nach unserer Zurückkunft ins Wirthshaus beschäftigte sich unser Diener sogleich damit, uns ein kleines Nachtmal zu bereiten, welches freilich spärlich genug ausfiel, worauf wir uns auf die harten Lagerstätten legten, um bis 9 Uhr Nachts, zu welcher Stunde die Maulthiere bestellt waren, einiger Ruhe zu genießen.

Zur bestimmten Stunde erschienen der Führer und die Treiber mit ihren Maulthieren — denn Pferde würden zu dieser Reise durchaus untauglich seyn — und ungefähr um halb zehn Uhr brachen wir unter den Glückwünschen der uns Umgebenden auf, mit dem festen Entschluß, bis zum höchsten Gipfel vorzudringen, an welchem Erfolg die meisten zu zweifeln schienen, da nur wenige Bewohner dieser Gegenden die Werkstätte ihres furchtbaren Feindes zu besuchen wagen.

Hinter Nicolosi hört die fruchtbare Region des Etna auf und der Fuß des Wanderers versinkt in schwarzen, unwirthbaren Lavasand. Die Nacht war dunkel und wir folgten schweigend, einer hinter dem andern, unserem Führer, welcher uns mit einer Laterne leuchtete. Allmählig ward die Luft rauher, und als wir uns in Mitten der Waldregion befanden, litten wir alle, obwohl mit Mänteln versehen, mehr oder minder von der Kälte, jedoch nicht in so hohem Grade, als die an ein heißes Klima gewöhnten Einwohner uns hatten befürchten lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Die St. Simonisten.

Der mit Lumpen bedeckte wird sich recht gern in die von den Simonisten vorgeschlagene Gütergemeinschaft begeben; allein welche Beredsamkeit würde erfordert werden, um auch den Millionär dazu zu bewegen? Dupin hat in einer Rede vor den Deputirten die armen St. Simonisten gewaltig persiflirt und geäußert, die von ihnen vorgeschlagene Assoziirung müsse ihnen freilich wohl anstehen, denn ihr eigener Einsatz wäre sehr gering. Allerdings hat man bisher nicht vernommen, daß sich reiche Leute zu der St. Simonschen Lehre bekennen; sollte also eine St. Simonistische Verbindung zu Stande kommen, so wird das gemeinschaftliche Kapital nicht sehr beträchtlich ausfallen. St. Simon hat sich selbst ums Leben gebracht. Ich glaube, die Tagblätter haben den Einfluß und den Bestand dieser Sekte ein wenig übertrieben. Eines dieser Tagblätter drückt sich folgendermaßen aus: „Im gegenwärtigen Augenblicke ist die Zahl der St. Simonisten sehr beträchtlich. Paris dient dieser neuen Familie zum Mittelpunkte; sie hat ihre Verbindungen im nördlichen, südlichen und östlichen Frankreich, zu Toulouse, Castres, Montpellier, Lyon und Strasburg; die polytechnische Schule, die juristische und die medizinische Fakultät enthalten eine Menge von Adepten derselben. Die Deutschen, deren schwärmerische Phantasie sich so eifrig mit religiösen Ideen nährt, fangen an, sich zur neuen Religion enthusiastisch zu bekennen. (?) Besonders aber erscheint zu Paris der St. Simonismus in seinem vollen Glanze. Die Häupter der Lehre entwickeln regelmäßig im Pradosaale ihre Grundsätze, und jeden Sonntag strömt die Menge zu dem Hause Nr. 8 in der Montignystraße, um den neuen Predigern zuzuhören, deren beredte Worte die Herzen rühren, und sie auf eine so mächtige Weise für die moralische, geistige und materielle Verbesserung der zahlreichsten und ärmsten Klasse der Gesellschaft empfänglich machen. Man erblickt hier elegante Frauen, Deputirte, Gelehrte, Fabrikanten u. s. w.; alle erstaunen und sind entzückt über die ihnen eröffnete Zukunft, wovon sie nicht die geringste Ahndung gehabt hatten." Ich muß hinzusetzen, daß die sonntäglichen Zusammenkünfte so zahlreich werden, daß das Haus in der Montignystraße nicht mehr alle Zuhörer fassen kann, und daher jetzt ein großer Saal zu diesen Versammlungen genommen werden wird. Bisher ist über die Religion der St. Simonisten nichts Zusammenhängendes erschienen, obschon ein gewisser Enfantin, der sich Chef de la religion St. Simonienne titulirt, einen Aufsatz über ihre Sekte in den Globe hat einrücken lassen. So viel sich aus ihren öffentlichen Reden abnehmen läßt, ist ihre Religion eine Art von Deismus oder Theophilanthropismus, ohne äußern Kultus. Sie nehmen ein höchstes Wesen an und setzen die Nothwendigkeit eines Oberhauptes voraus, den sie Pabst oder anders nennen, und der Untergeordnete, als Bischöfe und Priester, unter sich hat; allein von einer eigentlichen Priesterkaste wissen sie nichts. Sie lehren, daß wer sich durch Talent und Wissenschaft auszeichnet, an der Spitze der andern zu stehen verdient, wie sie denn überhaupt in der Gütergemeinschaft jeden nach seinen geistigen Fähigkeiten mit Gütern versehen, also den einen mehr, den andern minder, je nachdem er mit seinem Talente zu wuchern versteht; von Erbschaften aber wollen sie nichts hören. Eben so wollen sie, sagt man, keine andern Vorgesetzte als diejenigen, die sich durch Geistesfähigkeiten dazu qualifiziren, gleichviel, in welchem Stande diese leben; ihre Bischöfe, Priester und sogar ihre Päpste können also Künstler, Fabrikanten, Gelehrte, Beamte seyn, wenn sie nur die besten Köpfe in der Gemeinde sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. Oktober 1830.

Den erathmenden Schritt
Mühsam den Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Goethe.

Reise nach dem Krater des Etna,

den 24ten und 25ten April 1830.

(Fortsetzung.)

So ging unser Zug langsam und still durch die Nacht und die unbewohnte, vom Menschen gemiedene Oede, deren einförmige Stille allein durch den dumpfen, traurigen Ton des Kautzes unterbrochen ward. Ungefähr um ein Uhr in der Nacht hatten wir die Waldregion hinter uns, und nun begann der Weg äußerst rauh und mühselig zu werden. Bald mußten wir steile, felsige Lavafelsen erklimmen, bald durch feinen, beweglichen Sand waten, wo der Fuß, stets wieder zurückgleitend, bis über die Knöchel einsinkt. Da mich die Kälte zu belästigen anfing, so stieg ich öfter ab, so wie auch mein Gefährte, und wir gingen zu Fuß, so müde wir auch von den Anstrengungen des vergangenen Tages waren. Wir hatten nicht berechnet, wie sehr man zu dieser Reise alle seine Kräfte sammeln muß und dachten auch jezt noch nicht daran, wie sehr wir derselben zur Besteigung des lezten Kegels bedürfen würden. Einmal verweilte der Führer und zeigte auf einen scheinbar nahe vor uns liegenden Gipfel, auf welchem ich schon seit einiger Zeit einen Baum oder Strauch bemerkt zu haben glaubte, der sich auf dem heller werdenden Himmel absezte. Ich hatte mich aber sehr geirrt: es war eine gewaltige, dichte Rauchsäule, welche dem Krater entstiegen war und eine Zeitlang ihre Form nicht merklich veränderte. Dieß gab mir den Maßstab für die Höhe, die wir noch zu erklimmen hatten, um an das Ziel unserer Reise zu gelangen. Bald darauf erreichten wir die Schneeregion. Man würde sich irren, wenn man sich dieselbe wie in unsern Tyroler- und Schweizeralpen dächte, wo sie in einer gewissen Höhe die Berge rings mit einer weißen Decke umgibt und unermeßliche Schnee- und Eisfelder bildet. Trotz der Höhe des Etna, läßt das Klima eine solche nordische Schneefülle nicht zu. Nur hin und wieder kamen wir auf Schneefelder von einiger Ausdehnung, welche auf dem schwarzen Lavaboden hell schimmerten, und nur nach oben, dem englischen Hause zu, wurden sie häufiger und ansehnlicher. Eigentliche Gletscher fanden wir nicht. Doch muß ich erinnern, daß wir uns hier auf der Südseite des Berges befanden, und daß die Nordseite, welche uns später bei Taormina zu Gesichte kam, viel bedeutendere Schneemassen zeigt, so daß ich dort wirklich Gletscher vermuthe.

Gegen vier Uhr Morgens endlich gelangten wir an das sogenannte englische Haus; es war im Jahre 1810 von englischen Offizieren erbaut und anfänglich zu einer Herberge bestimmt worden; da sich aber kein Wirth daselbst zu erhalten vermochte, so wurde es verlassen und die Schlüssel dem Richter von Nicolosi übergeben, welcher sie den Fremden einhändigt, die daselbst wenigstens Obdach finden. In diesem Haus trifft man einiges Geräth, einen Tisch, einige Stühle, Stöcke zum Ersteigen der lezten Höhe und dergleichen. Wir fanden den Boden und die Wände mit dichten, hellschimmernden Eisrinden

Digitized by Google

bedeckt. Da die Dämmerung sich schon bemerkbar machte, so wollten wir nicht länger säumen und machten uns sogleich, ohne das Geringste zu uns zu nehmen, zum lezten mühevollen Gang nach dem Gipfel des Etna auf den Weg. Gleich hinter dem Hause beginnt ein Schneefeld, welches ungefähr fünf Minuten Weges breit seyn mag. Wir brachten aber mehr als eine halbe Stunde darauf zu, da hier der Schnee eine ganz eigenthümliche Bildung angenommen hat. Auf der Südseite ist er geschmolzen, während die Nordseite eine harte schwarze Rinde zeigt, und so bildet er unzählige, alle nach einer Richtung und in Reihen laufende Spitzen, welche zwischen sich Einschnitte von anderthalb bis vier Fuß Tiefe haben, so daß man mit der größten Vorsicht und auf Händen und Füßen klettern muß, um sich nicht an diesem hartgewordenen Schnee zu beschädigen, zumal wenn die Dunkelheit nicht erlaubt, die sichern Stellen zu unterscheiden. Endlich gelangten wir auf Sandboden und dann wieder zu einem ähnlichen Eisfelde, an dessen Anfang der Führer die Laterne zurückließ, weil es schon heller zu werden begann. Als wir auch dieß zurückgelegt hatten, fing der Weg an steil und steiler, ja oft beinahe senkrecht zu werden, und erforderte die äußerste Anstrengung. — Obgleich durch mehrere große Fußreisen schon an Mühseligkeiten gewöhnt und erst kürzlich durch den Zug um Sicilien abgehärtet, stand ich mehr denn einmal auf dem Punkte, Muth und Kraft ganz zu verlieren, und ich bereute es oft bitter, mich Tags zuvor schon so sehr ermüdet zu haben. Hiezu kam noch, daß mir, so wie unserm Bedienten, das Athemholen, schon vom englischen Hause an, der dünnen Luft wegen, ungemein schwer wurde, während mein Reisegefährte durchaus nicht litt. Dagegen ward dieser von einer heftigen Kolik schrecklich gepeinigt. Von Zeit zu Zeit schwer Athem schöpfend, hielt ich an und blickte umher. In der Tiefe schimmerte noch das Licht der zurückgelassenen Laterne und in weiter Entfernung verschwammen Himmel und Erde und Meer, im Dämmerlicht, gleich einem Chaos in einander, so daß ich einen aufgehenden Stern lange Zeit für das Licht einer Fischerbarke hielt, bis genauere Anschauung und Ueberlegung mich diesem groben Irrthume entrissen. Unser Führer, mit Namen Garsio Bardagallo aus Nicolosa, einer der besten die ich je gefunden habe, und welchen ich daher den Reisenden empfehle, hielt auf einer Anhöhe, welche einen Absatz bildet, an, um mir Muth einzusprechen, indem er mir den nahen Aufgang der Sonne verkündete. Ich raffte also, wie mir schien, meine lezte Kraft zusammen und gelangte an die Seite des Führers, als eben der glühende Stern des Tages dem fernen Rande der blauen Meeresfluth entstieg. Dieß Schauspiel war groß und anziehend, doch hatten wir es schon zu oft genossen, als daß es uns unsere Beschwerden gänzlich hätte vergessen machen.

Noch blieb eine ansehnliche Höhe zu ersteigen, um an den Krater zu gelangen, und mit gerechtem Zweifel, ob ich noch Kraft genug dazu haben werde, begann ich auf's Neue zu klimmen. Meine Brustbeklemmungen nahmen mehr und mehr zu, und wurden durch den hinzukommenden Schwefelgeruch und Dampf, der hier und da dem Boden heiß entstieg, so unerträglich gesteigert, daß ich oft zu ersticken meinte. Dichte braune und schwarzgraue Rauchsäulen entstiegen der schon nahe vor uns liegenden Spitze unter fortwährendem, unterirdischem Donner, der sich nun deutlicher und deutlicher vernehmen ließ. Hätten diese Verkünder des großartigsten Schauspiels der Natur nicht meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, ich glaube, ich wäre noch hier, nahe dem Ziele, der peinlichen Anstrengung erlegen. Nahe dem Gipfel rief uns der Führer zu, auf den Schatten des Berges zu achten, und ich erblickte mit unbeschreiblichem Erstaunen auf der, der Sonne entgegengesezten Seite das riesenhafte, duftig blaue Schattenbild des kolossalen Berges, welches sich auf den Morgendünsten in sanft verschwimmenden Konturen, sammt den, dem Krater entsteigenden Rauchsäulen, zeichnete, so daß man einen Zwillingsbruder des Etna wie in einem magischen Spiegel zu erblicken glaubte. Jezt war der äußerste Gipfel, 10198 Pariser Fuß über der Meeresfläche, erstiegen und begierig senkte sich unser Blick in den nimmer rastenden, feurigen Schlund.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Die Nächte sind im Winter, selbst zur Zeit des Neumonds, durch den Widerschein dieses Schnees, der viel Aehnlichkeit mit dem des bekannten Bononischen Steins hat, so hell, daß man zur Nachtzeit nur unbedeutend weniger sieht, als an trüben Tagen, und daß man bei Nacht ganz eben so gut, wie am Tage, reisen kann. Wegen dieser Blendung des Schnees sind auch, besonders in den nördlicheren Gegenden, selbst die Bauern mit Schneebrillen von gefärbten Gläsern versehen, die man in allen, selbst kleineren Orten, um einige Kopeken kaufen kann. Ganz Arme machen sich diese Brillen selbst aus zwei kreisrunden, dünnen Holzscheibchen, in deren Mitte sie eine feine Spalte anbringen, die über die Pupille des Auges gebunden wird. Dieser Vorsicht ungeachtet, ist es eine sehr gewöhnliche Erscheinung, daß die Alten aus der arbeitenden Klasse blind werden, worüber man sich in Rußland eben so wenig aufhält, als man es bei uns sonderbar findet, daß alte Leute ihre Zähne verlieren. Oft sah ich, wenn ich auf meinen häufigen Reisen eine Bauernstube zur Zeit des Mittags betrat, die ganze rüstige Familie wohl-

Digitized by Google

gemuth um ihren Tisch versammelt, während in der Ecke der Stube ein altes Pärchen, vor einen kleinen, niedrigen Tisch gekauert, sein Mahl verzehrte. Wenn man fragt, wer die beiden Armen sind, so erhält man die scheinbar gleichgültige Antwort: „das Väterchen und Mütterchen vom Hause, die schon blind sind.“ — Dieses frühe Zugrundegehen der Augen ist aber wahrscheinlich nicht blos dem blendenden Schnee, sondern auch der strengen Kälte überhaupt zuzuschreiben. Es ist eine in jenen Gegenden alltägliche Sache, daß dem Menschen im Winter die Augen zufrieren: zwar nicht das eigentliche Auge, das, wie es scheint, auch der strengsten Kälte widersteht, aber wohl die Flüssigkeit, welche dasselbe, wenn es von der Kälte gereizt wird, abzusondern pflegt. Wenn es aus der höheren Temperatur der geheizten Stube in die Kälte tritt, oder wenn ein stärkerer Luftzug auf dasselbe einwirkt, so weint es, und wie die Thräne an den Rand der Augenlieder tritt und da auseinanderfließt, so friert sie auch schon und verschließt dadurch die Oeffnung der Augen. In diesem Falle tritt man sogleich in das nächste Haus und stellt sich mit dem Worte: „Iswinite“ (um Vergebung, oder: es beliebe Euch) neben der Thüre in die warme Stube, wo das Auge sogleich wieder auftaut, worauf man dann seinen Weg wieder fortsetzt. Solche Besuche erhält man oft in einer Stunde mehrere, und es fällt Niemand ein, sich darüber aufzuhalten. Noch häufiger ist das Erfrieren derjenigen Theile des Körpers, die sich auch in der strengsten Kälte nicht gut bedecken lassen, besonders der Nase. Das erste Gefühl dabei ist nicht unangenehm, und wenn man nicht besonders aufmerksam ist oder es schon öfters erfahren hat, so bemerkt man es auch wohl gar nicht. Desto besser aber bemerkt es ein Anderer, da sich der erfrorne Theil sogleich durch seine bläuliche Farbe kenntlich macht, und in diesem Augenblicke ist man auch schon gewiß, von Jedem, der uns begegnet und ins Gesicht sieht, liebevoll erinnert zu werden. „Baituschka, wasche Nos,“ (Väterchen, eure Nase) schreien die Vorübergehenden und eilen hastig ihres Wegs weiter. In der That bedarf es weiter keiner andern Hülfe, als dieses freundlichen Zurufes, von dem die unmittelbare Folge ist, daß der vom Frost Ergriffene sogleich eine Handvoll Schnee vom Boden nimmt und sich damit die Nasenspitze derb einreibt, worauf denn auch er seinen Weg weiter fortsetzt und vielleicht schon in dem nächsten Augenblicke einem Andern sein „wasche Nos“ zuruft. So wenig dieses Zufrieren der Augen oder dieses Erfrieren der Nase zu bedeuten hat, wenn sogleich Hülfe bei der Hand ist, so arge Folgen haben diese Zufälle, wenn sie Anfangs versäumt worden sind, und man sieht daher in Rußland nicht wenige, besonders in der Mitte des Gesichts häßlich und oft wahrhaft gräßlich entstellte Leute.

So wie übrigens der Schnee jener kalten Gegenden sich von dem unsrigen unterscheidet, so ist auch das Eis derselben ganz anders. Wenn die Bewohner des südlichen Deutschlands oft während dem Laufe eines ganzen Winters nur schmutziges und brüchiges Grundeis für ihre Keller erhalten, das kaum einen halben Fuß Dicke hat, so wird das Eis in den Seen und selbst in den größern Strömen Rußlands meistens 4 und oft über 6 Fuß dick, und diese Stücke sind, ihrer Dicke ungeachtet, so hart, daß man daran mit einem Stahle Feuer schlagen kann, und so durchsichtig, daß man einen Strohhalm, wenn er auch in der Mitte eines solchen klafterdicken Klumpens liegt, noch so rein und ungehindert sehen kann, als ob er ganz frei vor dem Gesichte läge.

Dieser strengen und dem Aufenthalte im Freien so hinderlichen Kälte ungeachtet, werden in Rußland die meisten Reisen im Winter gemacht, und zwar ununterbrochen, bei Tage sowohl, als bei Nacht. Die Hauptursache dieser auffallenden Erscheinung sind offenbar die Wege, die im Sommer, besonders im Anfang und am Ende desselben, da sie ganz der lieben Natur überlassen werden, oft grundlos und wahrhaft unbrauchbar sind, während sie im Winter von denselben Händen der Natur besser gemacht werden, als man sie in irgend einem Lande finden kann. Der hohe, harte Schnee, der nie thaut, überzieht das ganze Land mit einem Spiegel, über welchen die Schlitten wie über einen Marmorboden mit der Eile des Blitzes hingleiten, ohne durch irgend ein Hinderniß, da der Winter alle geebnet hat, aufgehalten zu werden. Durch gute, dichte Pelze wird der Körper der Reisenden hinlänglich geschützt, und durch sehr zweckmäßig gearbeitete Baſtmatten weiß selbst der Bauer seinen Wagen zu einer kleinen Stube umzuformen, in welcher es sich, auch in der strengsten Kälte, recht gemächlich sitzt oder liegt. Wohlhabendere Leute aus dem Mittelstande haben gewöhnlich sehr große Schlitten, in welchen die ganze Familie von sechs bis acht Personen Platz hat, und die von eben so viel Pferden gezogen werden. Die Bewohner eines solchen fahrenden Hauses sind alle wohl eingepackt, meistens liegend über und unter dichten Pelzen, und von außen durch die erwähnten Baſtmatten gut beschirmt, so daß sie nur wenig von den Unbilden der Witterung zu leiden haben und sich in dem engen, durch sie selbst erwärmten Raume meistens recht wohl befinden.

Noch muß, wenn von der Strenge des Klimas die Rede ist, der auffallenden Erscheinung Erwähnung gethan werden, daß die Kälte in Rußland gegen Osten immer zunimmt, und selbst in einem größern Grade zunimmt, als wenn man eben so viel von Süden gen Norden geht. Moskau und Kasan z. B. liegen sehr nahe unter demselben Breitengrade, aber Kasan, das etwa 100 deutsche Meilen östlicher liegt, ist viel, sehr viel kälter als Moskau. Kasan liegt nahezu in derselben Entfernung von dem Aequator,

Digitized by Google

als Kopenhagen oder Edinburg, aber wie ungemein verschieden ist das Klima dieser Städte! Petersburg liegt gegen 5 Grade nördlicher als Kasan, und doch ist das Klima von Petersburg, bei aller seiner Strenge, viel milder, als das der letztern Stadt. In Kasan tritt der Winter mit der Mitte Oktobers ein und dauert ununterbrochen fort bis zu Ende Aprils, und erst gegen das Ende des Mais werden die Felder bestellt, während man in Drontheim in Norwegen noch im November grüne Wiesen hat und eines angenehmen Spazierganges im Freien genießen kann, obschon Drontheim eine Breite von 64 Graden hat, also 9 volle Grade nördlicher liegt, als Kasan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 8. Oktober.

Neue Dramen nach französischem Zuschnitt.

Die letzten Neuigkeiten auf der königlichen Bühne sind: „Philipp" in einem, und „die Taube von Cedrons" in vier Aufzügen; das erstere Stück wirklich aus dem Französischen des Scribe übersetzt, das letztere nicht übersetzt und dennoch, so augenscheinlich wie irgend ein in Wien oder Berlin verfertigter Damenhut, dem französischen Muster nachgearbeitet. Ein solches Muster aber wird im Putzladen, wie bekanntlich, vier- und sechsmal so theuer bezahlt, als die Nachahmung, die nun einmal den eigentlichen unnachahmlichen Pfiff, das certain je ne sais quoi, nicht hat. Leider ist es mit diesem Melodrame (ohne Musik) der Mad. Birch-Pfeiffer also beschaffen. Es ist eine Kriminalgeschichte aus den causes célèbres; sie ist auf dem französischen Leisten effektvoller Richtigkeit, mit Verschmähung aller deutschen langweiligen Tiefe, gearbeitet. Daher weder eine Grundidee, noch innere Motivirung der Charaktere, noch äußere des richtigen Rechtsganges der juristischen Entwickelung, noch sonst irgend etwas, was aufhalten könnte. Ohne Aufenthalt eilt das Stück zu Ende, oder springt vielmehr von einer Scene zur andern; denn eine kunstgerechte Verbindung derselben, oder gar ein genetisches Hervorgehen der einen aus der andern, würde das sine qua non eines solchen Modestücks, und also es selbst aufheben. Das sine qua non eines Modestücks, die Bedingung seiner Annahme bei den Direktionen, seiner Gunst bei dem Publikum heißt: Eile ohne Weile! — So werden in Frankreich Hauben, Konstitutionen und Theaterstücke gemacht; und die letzteren — von welchen wir hier nur zu sprechen haben — ermangeln einer gewissen leichten Anmuth nicht, die eben, weil sie mit französischer Sprache und Nationalität unauflöslich zusammenhängt, unter deutschen Händen verloren geht. Dennoch ist der Reiz der Mode so groß, daß sich das Publikum, wie es ja auch in Deutschland gemachte, französische Hauben und Fracks trägt, sich solche deutsch französische Stücke gefallen und behagen läßt. — Unsers Erachtens ist also Mad. Birch-Pfeiffer zu loben, daß sie in diesem Modeartikel so fleißig für die deutschen Bühnen produzirt. Wir gehören gar nicht zu denen, die das Heil der Kunst darin sehen, wenn man dergleichen Arbeiten von dem Theater zurückweist; denn erstlich ist es immer schon besser, wenn inländische, als wenn ausländische Waaren konsumirt werden, und zweitens muß eine solche Produktion so wenig zurückgewiesen, als ein Buch verboten werden, welches Verbot ja, wie bekanntlich, nur den Lesekappetit reizt und erhöht. Nein, es können gar nicht genug derlei Stücke auf der Bühne erscheinen, damit sie, wie einst die Ueberschwemmung mit Ritter- und Geistergeschichten, dasselbe Schicksal haben, nämlich erst von wenigen Einzelnen und dann von der ganzen Masse des Publikums nicht beachtet zu werden. — Mit der Uebersetzung des Philipp, des kleinen Scribeschen Stückes, hat es fast die entgegengesetzte Bewandtniß. Das Drämchen, oder wenigstens doch das Kolorit desselben, ist aus dem Deutschen, mit französischen Charakteren, in das Vaudevillsche übertragen; eine Thränenkomödie mit der Moral oder auch mit der Unmoral: der Adelstolz ist, selbst in einem sonst edeln Gemüthe, unvertilgbar. Man kann nicht läugnen, daß in dem Original, welches wir in der Ursprache auf denselben Brettern gesehen haben, daß in dem Original die Klippen der Nichtwohlanständigkeit eben so bebende und dichtanstreifend umschifft sind, als das Ganze mit bewährter Bühnengewandtheit gearbeitet ist.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, September.

(Beschluß.)

Die St. Simonisten.

Einige Leute wollen in der Einrichtung der St. Simonisten eine neue Art von Jesuitismus wittern; ich glaube aber nicht, daß der neue Jesuitismus die Macht des alten jemals erlangen wird, und Fanatismus läßt sich auch bei dieser menschenfreundlichen Sekte nicht blicken, welche den Damen dieselben Rechte wie den Männern verschaffen will, so daß Mann und Frau nur ein einziges bürgerliches Individuum ausmachen sollen. Dieses Alles und noch manches Andere setzen nun junge beredtsame St. Simonisten am Sonntage mit recht sanfter, eindringender Stimme auseinander. Es läßt sich also begreifen, daß Herrn und Damen bei diesen neuen Predigten sehr erbaut, gerührt und erweicht werden; die Damen besonders, sey es nun, daß ihnen die Hoffnung aufgeht, Priesterinnen zu werden, oder daß ihnen blos das schöne Bild der Zukunft entgegenlacht, welches ihnen junge St. Simonisten so reizend darstellen. Wenn nun auch wirklich die Herrn und Damen mit Entzücken aus dieser Art von Predigt kommen, so ist es doch wahrscheinlich, daß der Eindruck nicht lange dauert, vielleicht nicht länger als der eines angenehmen Traumes. In der Deputirtenkammer hat Dupin die St. Simonisten als arme Schlucker dargestellt, die eine dunkle und abgeschmackte Lehre verkünden; so dürfen sie jedoch nicht angesehen werden. Man muß es immer denjenigen, welche zur Verbesserung des Zustandes der Menschheit, besonders der ärmern Klassen beitragen wollen, Dank wissen, daß sie ihre Zeit und Mühe auf einen so wichtigen Gegenstand verwenden. Nun ist freilich in der Schule St. Simons manches Dunkle, Abstrakte, auf den jetzigen Zustand der Gesellschaft Unanwendbare, worüber sich wohl ein wenig scherzen läßt; allein im Grunde ist es ein edler Gedanke, seinen Mitmenschen eine bessere Lage verschaffen zu wollen. Wie Vieles ist nicht in Frankreich bereits geschehen, was man sonst für kaum möglich hielt? Und kann je ein Zeitpunkt heilsamen Vorschlägen besonders förderlich werden, so ist es gewiß der gegenwärtige mehr als jeder andere. Die Nation hat alle ihre Rechte wieder erobert; sie hat sich eine Regierung nach ihrem Wunsche gegeben; diese Regierung zeigt sich bereit, alles Nützliche aufzunehmen und einzuführen; mehrere Verbesserungen sind schon angebracht, manche andere sollen noch vorgenommen werden. Kein abgeschmacktes Gesetz verbietet denjenigen Stillschweigen, welche etwas Nützliches vorzuschlagen haben; überall findet man die Bürger willig, sich zu gemeinnützlichen Zwecken zu vereinen; Freiheit und Wohlwollen beleben die bürgerliche Gesellschaft; welchem edlen Menschenfreunde sollte bei solchen Umständen nicht das Herz im Busen warm werden, sollte sich nicht die herrlichste Aussicht für dieses so lange durch verjährte Mißbräuche regierte Königreich in der Ferne zeigen?

Da.

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 254.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Oktober 1830.

Könnten wir den alten Pol
Wie ein Uhrwerk stellen,
Weltschlands Sonne sollt' uns wohl
Paradies' erhellen,
Aber grämlich kreist der Bär'
Dort um unsern Scheitel her.

J. H. Voß.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Noch auffallender werden diese Unterschiede, wenn man in Rußland noch weiter gegen Osten vordringt. Ochotzk z. B. liegt mit Petersburg und Stockholm beinahe unter derselben Breite, aber der Russe selbst schaudert vor der alles erstarrenden Kälte in Ochotzk, und alle Beamte dieser Stadt, die aus westlichern Gegenden hingeschickt werden, erhalten doppelten Sold, einen höhern Rang und die Erlaubniß, nach drei Jahren wieder zurückzukehren, weil sich ohne diese Vergütungen Niemand finden würde, der sich diesem unwirthlichen und beinahe unbewohnbaren Klima aussetzen möchte. Der bloße Name Kamtschatka erregt schon Kälte und Schauder, und doch ist der Peterpaulshafen in Kamtschatka nur 51 Grade von dem Aequator entfernt, also in derselben geographischen Breite, wie Dresden, Amsterdam oder London. — Eine Ursache dieses auffallenden Unterschieds des Klimas ist ohne Zweifel die Entfernung der meisten Orte des südlichen Siberiens von allen Meeren, an deren Küsten die Temperatur immer milder ist. Es gibt keinen so großen, von allen Meeren ringsum so weit entlegenen Erdstrich, als das mittlere Asien. Aber allein aus dieser Entfernung vom Meere läßt sich diese Differenz der Temperatur wohl nicht genügend erklären. Die vielen, auf mehrere hundert Meilen verbreiteten Salzlager des mittlern Asiens mögen dazu auch ihren guten Theil beitragen, besonders durch die in diesem Salzboden verkümmerte Vegetation, da man in diesen Gegenden oft auf mehrere Tagereisen keine Wälder und selbst nur wenig kleinere Pflanzen erblickt. Der Hauptgrund ist aber, daß sich der ganze Boden von West gen Ost allmählig über die Fläche des Meeres erhebt und so den größten Bergrücken der Erde bildet, ein ungeheures Bergplateau, auf dem seit Jahrtausenden die Völker des Nordostens sich herumgetrieben und zuweilen auch in ganzen Strömen sich in die südwestlichen Gegenden ergossen haben. Für die ungemein hohe Lage jener Gegenden zeugt auch der Lauf der großen, gewaltigen Ströme, die alle auf dem höchsten Rücken dieses Plateaus entspringen und, wie der Ob, Jenisey, Irtisch u. a. dem Nordmeer zueilen. Es ist Schade, daß die vielen Reisen, welche unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. in diesen Gegenden meistens von deutschen Naturforschern gemacht worden sind, über die Höhe des Landes keine bestimmte Auskunft geben. Die Akademie der Wissenschaften in Petersburg könnte dieß aufklären, wenn sie zuverläßige Beamte in diesen Gegenden mit guten Barometern versehen wollte, eine Anordnung, die auch noch in mehreren andern meteorologischen Rücksichten von großem Nutzen seyn könnte.

Dieß vom Winter in jenen Gegenden, den ich aus eigener Erfahrung kennen gelernt habe. Auf mich, der ich an diese Extreme nicht gewöhnt war, wirkte er unangenehm, so oft er wieder kam. Welch ein Leben für ein Wesen, das vor allem sich des Lichts und der Wärme der

Digitized by Google

Sonne erfreut, viele Monate den größten Theil seiner Zeit nur bei dem elenden Lichte einer Kerze zubringen zu müssen, da die Sonne, in Perm wenigstens, an den Tagen, wo man sie am sehnlichsten wünscht, erst um zehn Uhr aufgeht und um zwei Uhr schon wieder verschwindet, und auch während dieser vier Stunden, die sie sichtbar ist, in einer blutrothen Farbe, ohne zu wärmen und ohne selbst bedeutend zu leuchten, sich nur wenig über den Horizont erhebt und an den benachbarten Bergen im Süden furchtsam hinschleicht, hinter welchen sie sich, noch ehe man sie recht gesehen hat, wieder verbirgt. Es ist vielleicht unmöglich, einem an Besseres Gewöhnten die traurige Lage der Bewohner dieser Gegenden in allen ihren Umständen deutlich zu machen, da es, ich gestehe es, selbst mir schwer fällt, diese Umstände wieder lebhaft genug in mein Gedächtniß zurückzurufen. Ich muß noch zuweilen über mich selbst lächeln, wenn ich mich erinnere, wie ich einst in Wijátka zu Anfang des Oktobers, als schon alles vor Kälte erstarrt war, einer leichten Unpäßlichkeit wegen das Bett hüten mußte, und zum Zeitvertreib von meinen Kindern ihr Lesebuch, Weisse's Kinderfreund, begehrte. Ich schlug das Buch auf und traf auf eine Stelle, wo der Verfasser am Ende Novembers, Mittags, auf einer noch grünen Wiese an der Pleisse spazieren geht. Mir traten Thränen des Unmuths und der Reue in die Augen, daß ich ein so herrliches, daß ich mein geliebtes und gelobtes Vaterland verlassen, gegen diese unwirthlichen und, wie mich damals däuchte, schrecklichen Gegenden vertauscht hatte. Ich lächle, wie gesagt, noch zuweilen, wenn ich mich jener Kleinmuth erinnere; aber die Thräne, die ich damals nicht zurückhalten konnte, war eine sehr ernste Thräne, die aus der Tiefe meines Herzens kam, und ich stehe nicht dafür, daß ich die Scene, wenn ich je auf diesem Theater wieder auftreten sollte, nicht wiederholen würde.

Der Sommer.

Ist der Winter in Rußland hart, so ist der Sommer nicht viel angenehmer. Ich bin den Russen gut, herzlich gut. Aber so gut und brav sie selbst seyn mögen, ihr Klima finde ich nicht beneidenswerth, und ich gestehe es gern, daß ich von Herzen froh bin, es los zu seyn. Möchten immerhin ihre Winter kalt und ihre Sommer so heiß seyn, als sie es in der That sind, wenn man nur wenigstens durch die Zwischenzeiten jener Extreme, durch den Frühling und den Herbst, wieder für jene Leiden entschädigt würde; aber daran fehlt viel. Rußland hat keinen Frühling, er und seine freundlichen Verkünder fehlen gänzlich. Heute noch liegt die ganze Gegend, so weit des Menschen Auge reicht, in tiefer Winterkälte erstarrt, und unter einer undurchdringlichen Decke von Eis und Schnee begraben; heute noch bietet uns die Gegend nur das Bild des Todes und eines weiten, schweigenden Grabes, und morgen schon wird, wie auf einen Zauberschlag, die ganze Scene verwandelt. Der Wind hat sich gedreht, die Luft hat sich geklärt und die Sonne, deren Daseyn man gestern kaum bemerkte, wird heute schon durch ihre drückende Hitze zur Last. Die Masse Schnees, die das ganze Land klafterhoch bedeckte, schmilzt in wenig Tagen bis auf die letzte Spur und die Pflanzen treiben mit Gewalt aus dem Schooße der Erde hervor. Der Landmann, der zu Anfang Mais noch kaum der Kälte sich erwehren konnte, säet am Ende dieses Monats schon sein Getreide aus, und ehe andere zwei Monate vergangen sind, ist es auch schon geerndtet und der Winter neuerdings vor der Thüre. Die Vegetation geht so schnell vor sich, daß man sich ihrer Gegenwart kaum erfreuen kann, und das Land, das vor Kurzem noch unter tiefem Schnee begraben lag, hat die Natur eines künstlich geheizten Treibhauses angenommen. Das Gouvernement Kasan z. B., eines der fruchtbarsten des Reiches, hat seiner ganzen Ausdehnung nach den besten Gartenboden, auch wird da der schönste, oft mannshohe Waizen gebaut. Aber kaum ist er gesäet, so steht er auch schon in hohen Halmen da und bald darauf geht seine fröhliche grüne Farbe in das fahle Gelb des Herbstes über, und er verschwindet von den Fluren, nichts als seine Stoppeln zurücklassend, die bald darauf wieder durch eine dichte Schneedecke dem Auge entrückt werden. Wie in einem Treibhause, wo alles künstlich und mit Gewalt der Reife entgegen geführt wird, gedeihen hier im freyen Felde alle Früchte des Südens, die zu ihrer Reife nur eine kurze Zeit fordern: die köstlichsten Spargeln z. B., die an feuchten Orten wild wachsen, und unsere in Gärten mit Sorgfalt gepflegten an Wohlgeschmack weit übertreffen, und die ganz vortrefflichen Melonen, besonders die Wassermelonen (Cucurbita citrullus), die ich nirgends schöner und besser gesehen habe, obschon sie der Bauer, wie sein Getreide, auf dem freien Felde säet und dann der lieben Mutter Natur überläßt. Was aber längere Zeit zur Reife braucht, kommt dort nicht fort und wird auch nur in Gärten und eigentlichen Treibhäusern gehalten. Unsere gemeinen Pflaumenbäume, die in jedem Baumgarten Deutschlands wachsen, werden dort wie Pomeranzenbäume in eigenen Gefässen im Glashause gezogen und nur an den schönsten Sommertagen in die freie Luft gebracht, und unsere Schleben (Prunus spinosa), die bei uns als Unkraut neben den Feldern wuchern, müssen dort ebenfalls, wenn man Früchte von ihnen erhalten soll, in das Glashaus gebracht werden. Demungeachtet steigt die Hitze in der Mitte des Sommers in etwa fünf oder sechs Wochen nicht selten bis dreißig Grad Reaumur im Schatten, und die beinahe immerwährende Gegenwart der Sonne während dieser Zeit macht den Aufenthalt in jenen Gegenden nicht minder beschwerlich, als die enorme Kälte im Winter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Reise nach dem Krater des Etna,

den 24ten und 25ten April 1830.

(Beschluß.)

Nie, so lange und so viel ich gereist bin, erinnere ich mich, ein Naturschauspiel gesehen zu haben, welches einen tiefern und bleibendern Eindruck auf mich gemacht hätte. Der Krater ist von einem, in unregelmäßigen Schwingungen sich erhebenden und senkenden Lavakamm umgeben, welcher wohl die Breite von acht bis fünfzehn und mehr Schritten haben, und sich über ihn, nach ungefährer Schätzung, zwei- bis dreihundert Fuß erheben mag. Unten erblickt man zum Theil (denn eine Seite ist von Vorsprüngen der innern Böschung, an deren oberem Rande der Beschauer sich befindet, verdeckt) ein oval erscheinendes, horizontalliegendes, schwarzes Feld von Lavasteinen. Zur rechten Seite dieses Ovals, welches den Boden bildet, erblickten wir ein ziemlich regelmäßiges Felsgewölbe, welches von Zeit zu Zeit, unter entsetzlichem Gekrache, wie von hundert zugleich gelösten Kanonen, Flammen und glühende Steine in fast horizontaler Richtung spiee. In der Mitte jenes Feldes sahen wir einen Haufen von schwarzen Steinen, an dessen linker, senkrechter Seite sich fortwährend ein dichter, gelbweißer Dampf entwickelte, und noch weiter links endlich befand sich der Hauptschlund, dessen Mündung uns jedoch größtentheils durch obenerwähnten Vorsprung verdeckt blieb. Diesen Schlund nun sahen wir zu verschiedenen Malen, nicht unter Donner und Krachen, sondern unter dumpfem Brausen, wie vom sturmerregten Meere, Rauch, Flammen, Steine und glühende Materien zu einer Erstaunen erregenden Höhe emporschleudern. Einige Sekunden nach einem solchen Auswurfe erfolgte dann jedes Mal jene betäubende Kanonade aus dem obenerwähnten Gewölbe und zu gleicher Zeit entstieg in größeren Massen einer großen Menge von Spalten und Rissen und dem ganzen weichen, gelblichen Boden, selbst auf dem Platze, wo wir uns befanden, ein dichter Schwefeldampf. Der Boden unter uns war so warm, daß wir wechselsweise einen um den andern Fuß heben mußten. Dennoch entschlossen wir uns, den Krater, wenn auch nur flüchtig, zu zeichnen. Unser Diener, dessen sich die Furcht in ziemlich hohem Grade bemächtigt hatte, schien, an einen großen Stein gelehnt, zu schlafen; wenigstens hatte er die Augen geschlossen. Nicht lange zeichnete ich, so erfolgte, nach einer Stille von einigen Minuten, ein so plötzlicher, ungestümer Ausbruch, daß der Schreck auch meiner Herr ward. Rothe Flammen entstiegen dem schwarzen Schlunde und färbten den dichten Rauch mit einer brennenden, rothbraunen Tinte; glühende Steine durchzuckten die Luft gleich himmelanstrebenden Blitzen, der ganze Berg um uns begann zu dampfen und fürchterlich donnerte es aus dem feurigen Gewölbe. Da kein Wind blies, so fielen die zu so erstaunlicher Höhe geschleuderten Steine ziemlich senkrecht zum Theil wieder in den Krater hinab und auch der Dampf zog auf die entgegengesetzte Seite.

Von den Wenigen, welche diesen Berg besteigen, hat nicht Jeder das Glück, diesen Feuerschlund in solcher Thätigkeit zu erblicken. Wir sagten dem Urheber dieses erhabenen Schauspiels unsern Dank und warfen, bevor wir uns zum Hinabsteigen anschickten, noch einen Blick auf die zu unsern Füßen sich ausbreitende Landschaft. Auch das Wetter begünstigte uns, man sah fast Alles klar und deutlich; beinahe ganz Sicilien, ein großer Theil von Kalabrien und vom mittelländischen Meere mit den liparischen Inseln breiteten sich vor dem vielbeschäftigten Auge gleich einer Landcharte aus.

Wir eilten nun, einen Ort zu verlassen, wo kein lebendiges Wesen, wenigstens unter den Umständen, unter welchen wir uns daselbst befanden, lange auszuhalten im Stande ist. Daß die Umstände nicht immer dieselben sind, geht z. B. daraus hervor, daß viele Reisende, unter andern der Freiherr von Riedesel, sich über die heftige Kälte auf dem höchsten Gipfel beklagen, wogegen wir, der heißen Dünste wegen, von derselben durchaus nicht belästigt wurden, obgleich Riedesel sich den 2. Mai (1767), also noch etwas später als wir, daselbst befand. Daß der Etna zu unserer Zeit überhaupt über nicht Geringem brütete, läßt mich noch der Umstand vermuthen, daß einige Tage nach unserer Besteigung, als wir Sicilien verlassen hatten und uns auf dem Meere 150 Miglien von ihm entfernt befanden, wir bei Nacht einen heftigen Ausbruch wahrnehmen konnten.

Da es heller Tag geworden war und es bergab ging, so erreichten wir das englische Haus in sehr kurzer Zeit. Wir hörten es noch oft heftig hinter uns toben und brausen, und froh, solche Mühseligkeiten hinter uns zu haben, sprachen wir mit Lust von dem großen Schauspiele, dessen Zeugen wir gewesen waren. Im englischen Hause vertheilten wir unter uns ein wenig Geflügel, Brod und Wein, und nachdem uns dies Frühstück merklich gestärkt hatte, bestiegen wir wieder unsere Maulthiere und setzten unsere Reise fort. Die armen Thiere hatten die ganze Zeit ohne Wasser — denn dieses findet sich auf dem Etna nicht — und nur mit wenigem Futter zubringen müssen. Oft erliegen sie auf dieser Reise, wovon uns die hin und wieder auf der vor dem englischen Hause befindlichen Ebene, das Weizenfeld genannt, zerstreuten Gerippe überzeugten. Noch blickten wir mehr als einmal zurück, und unser Führer winkte dem stets dampfenden Krater, der ihm seinen Lebensunterhalt gewinnt, noch manchen freundlichen Gruß zu.

Die Gegend, welche wir bei Nacht durchzogen hatten, konnten wir jezt näher betrachten. Schon gegen das Ende der Schneeregion finden sich schwache Spuren von Vegetation: erst Moosbüschel, dann niedrige Dornen, darauf höhere Stauden und endlich mannigfaltige Gewächse größ-

Digitized by Google

serer Art. Schon ziemlich weit vom englischen Hause weg sahen wir sorgsam mit Sand bedeckte Schneefelder, von denen Catania sich in der heißen Jahreszeit versieht. Zu unserer Linken hatten wir ein ungeheures schwarzes Lavafeld, in welchem hin und wieder, nach der Waldregion zu, grüne Inseln oder Oasen liegen. Zu Anfang der Waldregion, uns zur Rechten, sahen wir eine Höhle in der Lava, grotta delle capre, Ziegenhöhle, genannt, welche früher den Reisenden zum Uebernachten diente. Die sogenannte Waldgegend ist höchst dürftig; hin und wieder ragt ein Baum aus schwarzer Lavaerde oder zwischen Felsen hervor, und der Boden ist überhaupt nur sparsam mit Grün bedeckt.

Um 10½ Uhr trafen wir wieder in Nicolosi ein, entließen unsern guten Führer, welcher uns treuherzig zum Abschiede die Hand reichte, gönnten den Maulthieren einige Ruhe und brachen dann nach Catania auf. Wir bewunderten auch diesen Tag, wie den vorigen, die auffallend schöne Gesichts- und Körperbildung der Weiber in den am Fuße des Etna liegenden Ortschaften. Sie sind groß, von kurzem Oberleibe, ungemein schlank und anmuthig in ihren Bewegungen.

Nachmittags kamen wir in Catania an. Als es dunkel ward und wir uns schon zur Ruhe begeben wollten, wurde unsere Aufmerksamkeit noch durch eine besondere Lebhaftigkeit auf den Straßen und auf dem vor uns gelegenen Hauptplatze gefesselt. Wir traten auf den Altan und sahen eine große Prozession zu Ehren des heiligen Francesco di Paola. Der Heilige, in seiner Ordenstracht, auf einem mächtigen Gerüste, von Lichtern umgeben und von mehr denn 50 Personen aus dem Volke getragen, durchzog unter dem stets wiederholten Rufe: viva St. Francesco di Paola! die Straßen Catanieus. Auf dem Platze selbst, vor der Kirche, waren alle Vorkehrungen zu einem großen Feuerwerke getroffen, welches begann, als der Heilige die Runde gemacht hatte und zur Kirche zurückgekehrt war. Raketen, Leuchtkugeln, feurige Drachen und Kanonenschüsse folgten schnell aufeinander und entlockten dem versammelten Volke lautes Jubelgeschrei. Der noch blau schimmernde Himmel, das rothe Feuer zwischen dem braunen Dampfe, hinter welchem sich die Kirche und die ferner liegenden Häuser von Zeit zu Zeit wie im Nebel zeigten, gaben einen ganz eigenen Charakter dem Schauspiele, das am Ende dieses mir unvergeßlichen Tages ein Gegenstück zu dem Morgens gesehenen großen Feuerwerke im Schlunde des Etna bildete.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 8. Oktober.

(Beschluß.)

Neue Dramen nach französischem Zuschnitt.

Die brave deutsche Uebersetzerin (Madame Krickeberg) durfte dieses in unserer (wie Lessing mit ironischem Stolze sagt) plumpen Sprache nicht wagen; sie hat demnach wohlgethan, diese Klippen zu sprengen, wozu sie um so mehr das Recht hatte, als die Pulvererfindung bekanntlich eine deutsche ist. Dadurch ist nun aber nur die Hälfte des Hauptcharakters deutsch geworden, die andere Hälfte und alle übrigen Personen sind französisch geblieben, und die Nachahmung ist nicht mehr das Muster; es fehlt ihr das Pikante, eben das certain je ne sais quoi, von dem es mir freilich lieb ist, daß ich, als Deutscher, es nicht weiß. Mit einem Worte: da das Stück einmal übersetzt wurde, so ist die Uebersetzerin in jeder Hinsicht nur zu loben, und ihre Arbeit steht hoch über den gewöhnlichen Fabrikaten dieser Art; ob aber ein aus so ächt französischem Grund und Boden erwachsenes Thränenspielchen, das nach allen seinen Charakteren in Deutschland unmöglich stattfinden kann, übersetzt werden soll und muß, selbst wenn es von Scribe berührt, ist eine andere Frage; und beantworten wir sie nicht, weil sich beinahe eben so viel dafür, als dagegen sagen läßt. — Was die Darstellung beider Stücke betrifft, so würden wir, wenn wir für ein Berliner Blatt schrieben, uns ausführlich darüber vernehmen lassen, und besonders im letztern Stücke das Spiel der Mad. Wolff und des Hrn. Lemm lobend zu erörtern wissen. Für ein fremdes Blatt aber sind alle Rollen in beiden Stücken zu wenig Rollen, um darüber etwas allgemein Lehrreiches über Darstellungskunst sagen zu können. Solches ist überhaupt, selbst für den, der es vermag, nur dann möglich, wenn er an die Darstellung historisch anknüpfen und beginnen kann: „Das Publikum sah und weiß doch, daß diese Scene so und so dargestellt wurde.“ Mit andern Worten: spezielle Belehrung über bestimmte Darstellungen ist nur eben diesen Darstellern und diesem Publikum gegenüber am gehörigen Ort. Ein allgemeines Publikum würde man mit solchen Einzelnheiten und Spezialitäten langweilen; da die Kritiker dieses sehr wohl fühlen, bleiben sie in der Sphäre des Allgemeinen, und so liest man in den Tageblättern über jeden nur etwas bedeutenden Darsteller jeder Stadt und jedes Städtchens ungefähr dieselben, und nun schon hohl und leer gewordenen Phrasen. Solcher aber wollen wir uns, uns selbst achtend, enthalten.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 248:

Charade.

Räthsel.

Klopft ein Verständ'ger mich,
Faff' ich mit Kraft das Werk,
Das er bereitet, an;
Wenn mich ein Knabe schlägt,
Lauf' ich mit Lust davon;
So er mich führen will,
Bleibt er zurück.

Sprengt mich des Geistes Kraft,
Welchen zu bändigen
Ich mit berufen bin:
Siehe! so kehrt der Geist
Wieder zur Erde schnell,
Draus ihn der Sonne Macht
Lockte vordem.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 255.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. Oktober 1830.

Singt, Dichter, singt von Wein und Liebe,
Singt euch berühmt an Lieb und Wein.

Gellert.

Lieder von Theodor von Sacken.

1.

Der Traum.

Gleich dem Sohn des Patriarchen
Lag ich unter Baumes Schatten;
Junges Blut und Mittagswärme,
Schlummer drückt' das Aug mir zu.

War's ein Wunder, waren's Träume:
Was ich sah, hab' ich gesehen:
Goldne Sproßen, Himmelsleiter,
Engel stiegen auf und ab.

Und sie reichten sich die Händchen,
Eine schöne gleiche Kette,
Die Geliebte, mir am nächsten,
Reichte mir die liebe Hand;

Und sie hob mich von dem Rasen,
Half von Sprosse mir zu Sprosse,
Mit den Händen, mit dem Herzen —
Offner Himmel über mir.

Bin ich's noch, der ich gewesen?
Waren's Träume, war's ein Wunder?
Was ich sah, hab' ich gesehen,
Und vergessen werd' ichs nicht.

2.

Das Erdbeerengeschenk.

Die rothen Beeren, die Wiesenfrucht
Hab' ich, mein Liebchen, für dich gesucht;
Und so viel Hundert ich gepflückt,
So vielmal hab ich mich gebückt,
Und bückt' ich mich, so dacht' ich dein,
Und dacht', es könnte nicht anders seyn;
Das Körbchen flocht ich selber auch
Aus frischen Reisern vom Weidenstrauch;
Zuletzt schmückt' ich das Ganze nur
Mit Blumen des Gartens, mit Blümchen der Flur.

So streut Natur es reich umher,
Ein freundlich, liebes Ungefähr;
Es kommt das Herz und sammelt's ein,
Da muß es gleich was Ganzes seyn:
Nun ist das Körbchen dein Haargeflecht,
So zart verschlungen, so kunstgerecht,
Die Rosen, um den Rand gestreut,
Sind deiner Wangen Lieblichkeit;
Und halb versteckt, halb offenbar,
Vergißmeinnicht dein Augenpaar;
Inmitten ruhen die Beeren drein,
Wie deiner Lippen Purpurschein. —
Ach! Liebchen, nimm die Beeren von mir,
Und gieb mir deine Lippen dafür!

Digitized by Google

5.

Bekenntniß.

Gute Weine hab' ich niemals
Auszuschlagen mich vermessen,
Lieben Kuß von lieben Lippen
Hab' ich auch noch nie vergessen.

Aber wenn an Wein und Liebe
Sich die Seele hat geweidet,
Ist's ein Wunder, daß in Lieder
Die Gedanken sich gekleidet?

Und so wag' ich's ohne Bangen,
Und auch ohne Eitelkeiten,
Mich zu schließen an die Reihen
Aller Dichter aller Zeiten.

Denn sie konnten ohne Liebe,
Konnten ohne Wein nicht leben,
Alles And're mag sich finden,
Aber das ist Dichterleben.

Und zuletzt ist das die Meinung:
Liebe hält sich still verborgen;
Doch der Wein wird gleich in Liedern
Für die Offenbarung sorgen.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Da zu Ende des Junius und zu Anfang des Julius die Abenddämmerung noch lange nicht aufgehört hat, wenn schon die Morgendämmerung wieder anfängt, so kann man auch um Mitternacht und ohne Mondlicht einen nur etwas starken Druck ganz bequem lesen, und wenn man auch erst um Mitternacht zu Bette geht, so muß man sich doch noch bei Tage niederlegen. Diese, wenn gleich nur kurze, aber prägnante Hitze scheint jene sonst so kalten Gegenden auf einige Wochen förmlich zu einem tropischen Lande zu machen. Nach zehn Uhr Morgens werden alle Arbeiten, selbst der gemeineren Klassen, eingestellt und alle Fensterläden geschlossen oder blos die nördlichen Fenster offen gelassen. Von zehn Uhr Morgens bis drei Uhr Abends sind die Straßen der Städte und Dörfer leer und einsam, da alles sich in dem Schatten seines Hauses oder seines Gartens vor der brennenden Hitze zu verbergen und diese Zeit gewöhnlich zu verschlafen sucht. Die Temperatur der Luft und die des Bodens ist so groß, daß man, wie man aus einem schattigen Ort an einen von der Sonne beschienenen tritt, vor der Oeffnung eines stark geheizten Backofens zu stehen glaubt. Sie ermattet alle körperlichen und geistigen Kräfte des Menschen so sehr, daß man durchaus zu keiner Beschäftigung irgend einer Art sich aufgelegt fühlt. Wenn man aus Ueberdruß ein Buch, eine Zeitung zur Hand nimmt und anfängt zu lesen, so fängt man auch schon an zu schwitzen; man legt daher unwillig alles weg und begnügt sich, unthätig die vier Wände seines Zimmers anzusehen und die besseren Zeiten der alles durchdringenden, aber doch zugleich erfrischenden und stärkenden Kälte zurückzuwünschen.

Die Sommer in jenen Gegenden sind auch noch dadurch ausgezeichnet, daß vom Ende Mai's bis Anfang Septembers kein Regen fällt, so wie auch die Ungewitter eine äußerst seltene Sache sind. Durch beides wird die drückende Hitze der langen Tage sehr vermehrt. Die Ursache dieser Erscheinung ist ohne Zweifel die Fläche des Landes. Um Perm und Kasan findet man auf hundert und mehr deutsche Meilen in die Runde keinen beträchtlichen Berg, und man kann die ganze Strecke von Kiew bis an den Ural, in einer Breite von hundert Meilen, eine Ebene nennen, die nur da und dort durch sanfte Hügelreihen unterbrochen wird. Daß demungeachtet die Fruchtbarkeit, besonders des Kasan'schen Gouvernements, wie oben erwähnt wurde, so groß ist, kömmt von der Ueberschwemmung der Wolga, die jährlich zu bestimmten Zeiten eben so regelmäßig, wie der Nyl in Egypten, aus ihren Ufern tritt und die Gegenden auf zwei und mehr deutsche Meilen von ihrem Bette auf fünf bis sechs Wochen zu einem unabsehbaren Meere macht. Diese Ueberschwemmungen der Wolga und der übrigen größern Flüsse, der Wijätka, Kama, Kiuel, Irgis u. s. w., welche sich in die Wolga ergießen, machen diese Gegenden sehr lebhaft und fruchtbar zugleich. Man fährt zur Lust und des Handels wegen zu jener Zeit mit nicht unbeträchtlichen Schiffen, die zwei Maste und sechs bis zehn kleine Kanonen tragen, und oft hundert und mehr Reisende aufnehmen, über Wiesen und Felder zu den benachbarten Städten, die aus dieser Ursache alle auf Anhöhen liegen, und wenn die Gewässer wieder in ihre gewohnten Ufer zurücktreten, ist der von ihnen verlassene Boden oft eine Elle hoch mit fruchtbarem Schlamm bedeckt, in welchem alle Gewächse bei der nun eintretenden Hitze wie in einem Treibhause schnell und kräftig gedeihen. In Niederungen bleiben aber auch Sümpfe zurück, deren Wasser mehrere Monate staguiren, in Fäulniß übergehen und diese sonst so gesunden Gegenden im Juli und August mit bösartigen Fiebern plagen. Das Gouvernement Ufa besonders wird in jener Zeit von einem Wechselfieber heimgesucht, welches den Kranken nur alle sieben Tage einmal befällt, aber so heftig ist, daß es meistens mit dem Tode endet. Auch in und um Kasan sind die Wechselfieber, wenn gleich nicht tödtlich, doch ungemein angreifend. Diese Fieber sind in Kasan ein- oder dreitägig, sehr selten viertägig, und sie unterscheiden sich von den kalten Fiebern unserer Gegenden neben andern Erscheinungen vorzüglich dadurch, daß der Kranke beinahe keinen Frost, sondern nur

Digitized by Google

ein schmerzhaftes Ziehen im Rückgrate fühlt, dem aber bald eine sehr große Hitze und ein äußerst heftiger Kopfschmerz folgt, bei dem man jeden Pulsschlag wie den eines Hammers fühlt. Die russischen Aerzte kuriren dieses Fieber ganz allein mit Chinarinde.

Da wir vom Fieber sprechen, so sey es mir erlaubt, hier noch einiges, diese Krankheit Betreffende anzuführen, was im Auslande wohl noch nicht bekannt ist. Der Russe verbindet einen ganz sonderbaren Aberglauben mit dieser Krankheit, wie sie denn überall wegen ihrer auffallenden Sonderbarkeiten, des regelmäßig zu derselben Stunde wiederkehrenden Anfalls bei sonst gesundem Körper und dergleichen, den Volksglauben in ganz besondere Thätigkeit zu setzen pflegt. Die Russen, und nicht blos die sogenannten gemeinen, halten das Wechselfieber für eine weibliche Person, die in nächtlicher Stille herumschleicht, um sich nach ihren oft sehr sonderbaren Launen ihre Opfer auszusuchen. Diese Person, oder dieser weibliche Geist, heißt Lichoratka, und eben so wird auch das Fieber selbst genannt. Um die Vorstellungen der Russen von diesem Geiste deutlicher zu machen, will ich die Erzählung des verstorbenen Archimandriten (Bischoffs) Israel von Kasan, eines wegen seines Verstands und seiner hohen Redlichkeit allgemein geschäzten Mannes, mit seinen eigenen Worten wiedergeben. „Ich war," erzählte er mir, „zwanzig Jahre alt, und Sekretär des Klosters zu Simbirsk, dessen Abt mich besonders liebte und mich auch zur Annahme des geistlichen Standes bestimmte. Eines Abends in der Butterwoche (Fastnacht) hörte ich in dem benachbarten Hause eine rauschende Tanzmusik, und obschon es uns strenge verboten war, zur Nachtzeit das Kloster zu verlassen, so wußte ich doch Wege zu finden, um unentdeckt aus demselben und bis vor die Fenster des Tanzsaales zu kommen. Obschon dieser zur ebenen Erde lag, so waren doch die Fenster zu hoch, um durch sie von der Gasse die lustigen Bewohner des Zimmers sehen und meine Neugierde befriedigen zu können. Mit Mühe und Angst vor der Entdeckung kletterte ich doch endlich hoch genug, und erblickte zu meiner großen Freude das fröhliche Völkchen, unter dem ich so gerne gewesen wäre. Aber meine Freude sollte nicht lange dauern: denn kaum hatte ich in das bunte Gewühl einige Blicke geworfen, als plötzlich aus demselben eine hohe magere, im Gesichte sehr schöne weibliche Gestalt hervortrat und, die Augen unverwandt auf mich gerichtet, den Weg zu meinem Fenster einschlug. Eine innere Ahnung sagte mir sogleich, daß dieß die Lichoratka sey, die mir so oft von andern beschrieben worden war. Ich erschrack, sprang herab und schlich betroffen nach Hause. Ich legte mich bekümmert zu Bette und erwachte nach Mitternacht — im Fieber. Ich litt fünf Wochen daran, während welcher mich mein alter guter Abt täglich besuchte und auf das Liebreichste behandelte. Am Ende dieser Zeit hatte ich den Einfall, meinen alten Wolfspelz, den ich auf meinen Inspektionsreisen im Winter zu brauchen pflegte, durch meinen Diener von dem Boden des Hauses bringen und, der größeren Wärme wegen, über die Decke meines Bettes legen zu lassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Die Pariser Barricaden. — Die Franzosen sind in neuerer Zeit große Liebhaber der Statistik, und so haben sie denn auch nicht versäumt, die Pflastersteine zu zählen, die von ihnen in den Tagen des Juli von der Stelle gerückt worden sind. — Das Pariser Pflaster nimmt einen Flächenraum von drei Millionen Metern ein. Es waren, ungerechnet die Versammlungen aus den Bäumen der Boulevards, aus Zimmerholz, Wagen, Hausrath, sogar aus Leichen, 4055 Barricaden aus Pflastersteinen errichtet worden. Die Stadt Paris hat drei Männer mit der Berechnung dieser Barricaden beauftragt: im ersten Theil ergaben sich 46,000 Meter aufgerissenes Pflaster, im zweiten 37,000 M., im dritten 42,000 M., zusammen 125,000 Meter. Somit ist etwa der zwanzigste Theil des gesammten Pariser Pflasters aufgerissen worden. Jedes Quadratmeter enthält 25 Steine, die ganze Summe der von der Stelle gerückten Steine beträgt demnach 3,125,000; und somit hat das Volk, das Gewicht eines Pflastersteines im Durchschnitt zu 50 Pfund angenommen, in wenigen Stunden eine Last von 156,250,000 Pfund bewegt. Von jenen 3,126,000 Steinen sind 212,000 zerschlagen und als Wurfgeschüz in die Häuser hinaufgetragen worden. Die Wiederherstellung des ganzen Pflasters hat 250,000 Francs gekostet. — Es gibt in Paris 1500 Straßen und 25,000 Häuser; 6000 Laternen, jede 62 Meter von der andern entfernt, beleuchten die 1500 Straßen. Die Unterhaltung jeder Laterne kostet die Stadt jährlich 105 F., und die erste Anschaffung etwa halb so viel. Bei weitem der größte Theil der Laternen ist nicht verdorben worden, der Schaden läßt sich aber nicht genau berechnen; nimmt man indessen 20,000 Fr. an, so kostet die Revolution den Pariser Gemeinderath etwa 270,000 Francs; also ungefähr so viel, als Karl X. unter seine Truppen hat austheilen lassen.

* * *

Alter der europäischen Herrscher. — Pabst Pius VIII., der älteste Regent, ist 68 Jahre alt und ziemlich gesund. Carl Johann, König von Schweden, ist 66 Jahre alt; er hat vor Kurzem eine schwere Krankheit durchgemacht, genießt aber einer festen Gesundheit. Wilhelm IV., König von Großbritannien, 65 J.; er leidet an einem gefährlichen Uebel, befindet sich aber gegenwär-

Digitized by Google

tig sehr gut. Friederich VI., König von Dänemark, 62 J. und sehr gesund. Franz, Kaiser von Oestreich, 62 J. Friederich Wilhelm III., König von Preußen, 60 Jahre. Wilhelm I., König der Niederlande, 58 J.; er leidet an einem chronischen Uebel, hat aber eine sehr starke Konstitution; er gleicht einem alten Soldaten. Louis-Philipp, König der Franzosen, 57 J.; durch seine mäßige, bürgerliche Lebensart genießt er einer vortrefflichen Gesundheit. Franz, König von Neapel, 51 J.; er leidet an der Gicht. Mahmud, Sultan der Osmanlis, 46 J.; er ist physisch und moralisch ausnehmend kräftig organisirt; sein Ansehen ist sehr auffallend und verräth einen nicht gewöhnlichen Mann. Ferdinand VII., König von Spanien, 45 J.; längst schon ist seine Gesundheit zerrüttet; er leidet fast immer an der Gicht, hat sich aber dessen ungeachtet zum viertenmal verheirathet. Ludwig, König von Baiern, 45 J. Nikolaus, Kaiser von Rußland, 34 J.; er ist groß, kräftig, thätig und sehr abgehärtet. Das jüngste gekrönte Haupt und das einzige, das dem schönen Geschlecht angehört, ist Donna Maria, Königin von Portugal; sie ist 15 J. alt, sehr hübsch, aber sehr zart, und hinkt ein wenig.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, October.

Noth des Buchhandels. Journalistik.

Mitunter hat die lezte Revolution und die in dem Nachbarlande ausgebrochene hier und anderswo traurige Folgen gehabt, welche die Freude über den glücklichen Gang der allgemeinen Angelegenheiten stören. Fast täglich hört man von Bankerotten; einer der achtungswürdigsten Kaufleute von Paris, Vassal, Deputirter und Präsident des Handelstribunals, wollte sich aus Verzweiflung über die Zerrüttung seiner Handlung das Leben nehmen, und man hat Mühe gehabt, ihn daran zu hindern. Besonders verheert dieses Uebel den Buchhandel; kaum kann man auf zehn solide Buchhandlungen jezt in Paris rechnen; die meisten andern gehen zu Grunde oder stehen auf schwachen Füßen. Man liest jezt mehr Zeitungen als Bücher; denn was uns am nächsten angeht, sind die täglichen Begebenheiten des Vaterlandes und der Fremde, und da die Wahrheit hier nicht unter dem Dämpfer der Censur erstickt wird, sondern Alles frei an den Tag kommen kann, so haben die Tageblätter ein mächtiges Interesse, weshalb mit Anfang dieses Monats auch für die Hauptzeitungen ein noch größeres Format hat angenommen werden müssen, als man schon seit einem Jahre hatte; wenig fehlt nun noch, so erreichen die Pariser Blätter die Größe der Londoner. Indessen nun die Tagesblätter die Hauptlektüre des Publikums ausmachen, wird die Literatur vernachlässigt, und die Pariser Buchhändler, welche seit zwölf Jahren eine ungeheure Menge von ältern belletristischen Schriften wieder aufgelegt haben und denen seit dieser Zeit die Brüsseler Buchhändler alle Neuigkeiten, die nur einigen Absaz haben, ohne Schonung nachdrukken, sizen in ihren vollgespickten Buchläden und harren vergebens auf die Wiederkehr der Zeit, da das Publikum nicht von außen her bewegt war und sich ungestört mit seiner Nationalliteratur beschäftigen konnte. Ueber den wichtigen Staatsangelegenheiten und über dem Freiheitskampf ist auch der Streit wegen romantischer und klassischer Literatur so ziemlich erloschen und wird wohl so bald nicht wieder angefacht werden. Als es darauf ankam, Frankreich von dem schmählichen Joche des Obskurantismus und des im Namen des sogenannten göttlichen Rechts auferlegten Despotismus zu befreien, fochten Romantiker so gut als Klassiker, und jede der beiden Partheien hat den Sieg der Freiheit des Vaterlandes durch den Verlust einiger der Ihrigen erkauft. Also haben sie beide bewiesen, daß es ihnen an Vaterlandsliebe nicht fehlt und daß die Ehre und die Freiheit ihrer Landsleute ihnen gleichmäßig am Herzen liegt. Nach dem Streite hatte man wichtigere Sachen zu entscheiden, als die Frage, ob die Romantik in der Literatur zuzulassen sey? Etwas Merkwürdiges fiel mit dem Journal vor, welches die Romantik am kühnsten und am geschicktesten verfochten hatte, nämlich dem „Globe.“ Der Hauptredakteur dieses Blattes, Dubois, wollte dasselbe aufgeben, indem er behauptete, der Zweck, den sich die Herausgeber in dem politischen Theile vorgesezt hätten, nämlich die Bekämpfung des Obskurantismus und des sogenannten göttlichen Rechts in der Regierung, sey erreicht; das Volk habe sich selbst einen König erwählt, die Obskurantenpartei liege darnieder und werde sich von dem erhaltenen Schlage nicht wieder aufrichten; die Sendung der Herausgeber des Globe sey also vollendet. Dies wurde aber von einigen Mitarbeitern bestritten; sie zeigten, wie mir dünkt mit Recht, daß, obgleich eine große Revolution zu Stande gekommen sey, doch noch viel zu thun übrig bleibe, indem nun erst die Staatseinrichtungen im Sinne der Freiheit ihre gehörige Entwickelung erhalten müßten, und daher das Amt eines unabhängigen Journalisten erst recht wichtig werde und so zu sagen nun erst beginne. Dies wollte Dubois, ein Freund des jezigen Ministers Guizot, nicht zugeben, und es kam zwischen ihm und seinem Mitarbeiter, dem romantischen Dichter St. Beuve, der im Globe manchmal wegen seiner originellen Dichtungen verherrlicht worden ist, zum Zweikampfe; glüklicherweise kostete derselbe aber keinem das Leben. Die Folge von diesem Zwiespalt war, daß Dubois sich von dem Globe zurükzog und daß die andern Mitarbeiter, die keine so vortheilhafte Meinung von ihrem Zeitalter hegten, als ob es keiner Leitung mehr bedürfe, fortfuhren, in jenem Tageblatte die Sache der Freiheit und der Menschheit zu verfechten, und zuweilen die Maßregeln der Regierung tüchtig zu bestreiten, wenn ihnen dieselben nicht mit den Forderungen eines strengen Liberalismus übereinzustimmen schienen. Hätten sie auch die Feder niedergelegt, so würden doch noch Journale genug dieselbe Sache verfochten haben; denn mit Ausnahme der Quotidienne und der Gazette de France, sind jezt alle Pariser Blätter liberal; nur haben einige, z. B. das Journal des Débats, einen Anstrich von Ministerialismus, gegen welchen man sich vorsehen muß. Aber eine blinde Ergebenheit in den Willen der Regierung, wie sie unter Karl X. von den ministeriellen Blättern an den Tag gelegt wurde, findet man nicht mehr, und niedrige Schmeichelei ist glüklicherweise aus den Zeitungen verbannt. Möge sie denselben beständig fremd bleiben! Sonderbar ist dagegen der demagogische Anstrich, den die Quotidienne und Gazette de France mit wahrhaft machiavellistischer List annehmen, um die neue Regierung, die sie hassen, ins Verderben zu stürzen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 256.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. Oktober 1830.

Etwas höchst Auffallendes sind die Launen der Mode bei den Franzosen. Sie haben vergessen, wie sie diesen Sommer gekleidet waren, und wie sie diesen Winter gekleidet seyn werden, das wissen sie noch weniger.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Die Toilette.

Nach Lady Morgans neuestem Werke über Frankreich.

Das Weib, sagt ein französischer Uebersetzer eines Kirchenvaters, ist ein Geschöpf, das sich an Putz weidet, und diese Definition paßt auf die Französin besser als auf jede andere Frau in der bekannten Welt. Woher dieß kommt, das mag die Philosophie ergründen; aber gewiß ist es, das Faktum ist durch Beobachtung erwiesen und die Geschichte legt allen Ernstes ihr Zeugniß dafür ab *). Einen ganz artigen Beleg für dieses Faktum erhielt ich, als ich nach Paris kam, durch den Besuch einer meiner schönen Freundinnen von 1818 her. Die Zeit, die hin und wieder an ihrer Person eine kleine Spur hinterlassen, hatte sie dafür mit desto mehr Geschmack ausgestattet, und just soviel, als ihre natürlichen Reize durch die Jahre eingebüßt, hatte ihre Toilette gewonnen. Madame de ... ist, im strengsten Sinne des Wortes, femme à la mode, und wer so heißt, wird in Frankreich wie eine Göttin angesehen. Was eigentlich dazu gehört, um sich auf diese hohe Stufe zu stellen, ist nicht leicht zu sagen. Die jugendlichsten Schönheiten, die glänzendsten Geister, die allerliebenswürdigsten Geschöpfe werden durch die femme à la mode verdunkelt und bekommen nicht selten auf dem Ball keinen Tänzer oder bleiben verlassen in ihrem Boudoir sitzen, während jene Verkörperung des weiblichen Instinkts der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit ist und einen Schwarm von unterthänigen Anbetern um sich versammelt, die eben an der Grenze der Leidenschaft stehen bleiben, denen es auch um ein Verhältniß wahrer Zuneigung nie zu thun ist, die darüber häufig Gegenstände vernachläßigen, welche zu jener wie zu dieser geschaffen wären, und dafür sich dem leeren Gefolge ihres Götzen anschließen. Ich fragte einmal einen jungen Pariser Fashionable, warum Madame de ..., die doch weder jung noch hübsch sey, so viele Verehrer habe; er zuckte die Achseln, zog die Augbraunen hochhinauf, wußte nicht, was er sagen sollte, und brach endlich in folgende Worte aus: mais-mais — que voulez vous que je vous dise? c'est une femme à la mode.

Eben wollte ich ausgehen, um General Lafayette meinen ersten Besuch abzustatten, da besuchte mich die Dame, von der ich eben sprach. Wir begrüßten uns, wie wir von einander geschieden waren, mit der ächten französischen Artigkeit, der vollen irischen Herzlichkeit; wir wünschten einander Glück, daß wir uns beiderseitig so gut konservirt hätten, wie es unter Frauen Sitte ist, die gerne etwas Schönes hören und darum gerne etwas Schönes sagen; und ist ja doch die Eitelkeit nie begehrlicher, als wenn Grund und Boden, worauf sie sich aufgebaut hat, nicht

*) Bei der Taufe des Sohns der Frau von Sourdis im Jahr 1594 trug Gabrielle d'Estrées ein Kleid von schwarzem Atlas, das dergestalt mit Perlen und kostbaren Steinen überladen war, daß sie sich kaum unter seiner Last bewegen konnte. Sie hatte sich ein Schnupftuch für neunzehnhundert Franken sticken lassen. Was sind dagegen die gestickten Schnupftücher unserer jetzigen Schönen!

Digitized by Google

mehr so recht sicher ist. — „Sie wollen ausgehen?“ fragte sie. — „Ja, ich bin auf der Fahrt bei meinen Bekannten herum.“ — „Auf der Toilettenfahrt, wollen Sie sagen,“ erwiederte sie und warf einen eben nicht schmeichelhaften Blick auf meinen Anzug. „Ich bin so früh hier, damit Sie mir den rechten Weg einschlagen.“ — „Aber, liebe Frau von . . ., jezt kann ich nicht auf die Toilettenjagd gehen; nicht um Alles in der Welt möchte ich General Lafayette verfehlen, und eben jezt ist er noch zu treffen, ehe er in die Kammer geht.“ — „Ah! vous voulez donc faire mourir de rire le général?“ — „Zu todt lachen! und worüber?“ — „Worüber? über Ihre Toilette, Liebe: robe à grands volans, capote à baleine! bon Dieu, est-il possible?“ Und damit lachte sie recht nach Herzenslust.

Nachgerade fing ich an, allen Ernstes zu fürchten, ich möchte irgend etwas Lächerliches an mir haben; aber ein Blick in den Psychespiegel vor uns überzeugte mich, daß Alles in Ordnung sey: ein ganz neuer Canezout, nach den neuesten Mustern von O'Connel in Graftonstreet, der Zug für Zug nach der lezten Nummer des petit Courrier des dames geschnitten waren; ein Hut nach einem Modell der Mistreß Carson in London. Ich redete, mit Anführung meiner Autoritäten, meinem Putze das Wort; da ward es der Artigkeit der Frau von . . . zuviel und sie lachte aus vollem Halse: „Est elle naïve, cette chère milady,“ rief sie, „avec son petit courrier et sa bonne madame Carson! Ecoutez, chère amie: on ne s'habille point ici d'après des programmes imprimés; und wenn man Sie mit einem solchen Hut aus dem Wagen steigen sähe! Sie müßten sich gefallen lassen, wenn Ihnen Alles nachliefe.“

Ich war außer mir. Verhöhnt sollte ich werden; 1820 wegen meines Buchs, 1829 wegen meines Huts verdammt werden! So mancherlei hatte sich verändert, konnte ich also wissen, ob auf einem Toilettenverbrechen jezt nicht dieselbe Strafe stand, wie sonst auf einem Majestätsverbrechen? Der schreckliche Spruch: à tous sujets il est enjoint de courrir sus, tönte mir in die Ohren, und der Pariser Pöbel, wie er mit Prügeln und Steinen den Befehl vollzieht, schwebte mir so lebhaft vor, daß ich ganz ängstlich ausrief: „Sie machen mir ganz bange; was rathen Sie mir denn?“ — „Das Fischbein an Ihrer Capote gehört an Ihr Kleid; fort mit diesen über zwei Monate alten Moden, werfen Sie sich in die Toilette der Saison, und Sie werden aufs Beste aufgenommen: denn der Liberalismus ist an der Tagesordnung und alle jungen Leute lesen Ihre Bücher; aber glauben Sie mir, Liebe, kein noch so berühmter Name entschuldigt ein lächerliches Kostüm.“ — „Ein lächerliches Kostüm!“ sagte ich, ernstlich unwillig, daß man mich wegen Lappalien so quälte, während der interessante Besuch, den ich vorhatte, mir Herz und Kopf in Anspruch nahm. — „Der Ausdruck mag etwas stark seyn,“ erwiederte sie; „aber es ist einmal so, es ist le mot propre. Bei Ihnen fällt mir Frau von Staël ein; die wollte ihren rothen Turban aus der Zeit des Direktoriums nun und nimmermehr ablegen; sie trug ihn beharrlich, Moden und Regierungen mochten wechseln wie sie wollten, bis zur Restauration, und da erschien sie vor der Herzogin von Angouleme in demselben Kopfputz, den sie anhatte, als sie mit Bonaparte bei Talleyrand speiste; aber so ist es einmal, im Aeußern ist mit Euch gelehrten Weibern nichts anzufangen.“ — „Gut, gut,“ sagte ich, „lassen Sie mich jezt zu Lafayette gehen, ein andermal sollen Sie mich nachgiebiger finden. Für den Mann, der zwei große Revolutionen durchgeführt hat, für den Stifter, den Obergeneral der Nationalgarde, für den bin ich gut genug angezogen.“ — „Bei Ihnen könnte man die Geduld verlieren,“ rief Madame de . . . und gerieth in jene Heftigkeit, in der die Französin imponirt, wenn sie nicht komisch erscheint; „hat ein Mann darum, daß er Reiche gegründet oder zerstört hat, weniger Augen und Menschenverstand? Ihr General ist ein großer Mann, das gebe ich zu, aber er ist Français avant tout, und für einen Franzosen, und wäre es St. Dionys in eigener Person, ist eine alte Mode ein für allemal lächerlich.“ — „Gut,“ sprach ich; „wir schwatzen da ganz umsonst: ausgehen muß ich, mein verehrter Freund erwartet mich. Nur den Gefallen kann ich Ihnen thun, daß ich unterwegs anhalte und einen Hut nach der Mode kaufe.“

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

„In der nächstfolgenden Nacht,“ fuhr der Archimandrit in seiner Erzählung fort, „erschien mir im Traum, wenn es ja ein Traum und nicht eine wirkliche Erscheinung war, die Lichoratka ganz in demselben Anzuge, in welchem ich sie vor fünf Wochen gesehen hatte. Sie trat in mein Zimmer und näherte sich langsam meinem Bette. Als sie ganz nahe stand, drohte sie mir mit der Hand, fuhr aber gleich darauf freundlich-lächelnd mit der Hand über ihr Gesicht und sagte: „Pfui, wie der Pelz stinkt! hier mag ich nicht mehr seyn, ich gehe zu Jessipow.“ Dieß war der Schreiber des Klosters, ein junger, starker Mann, der während meiner Krankheit mein Amt bei dem Abte versehen hatte. Als ich am andern Morgen dem mich besuchenden Abte meine Geschichte erzählte, verkündigte mir dieser meine Genesung. Da er mich etwas ungläubig lächeln sah, wurde er beinahe böse und versicherte mich hoch und theuer, daß das Fieber nicht mehr kommen werde, was er mir denn gleich durch eine Menge anderer ähnlicher Geschichten zu beweisen suchte. Als ich nun endlich gläubig und durch meinen Glauben beruhigt wurde, fiel

Digitized by Google

mir der arme Jessipow ein, der durch mich und meinen Pelz ins Unglück gekommen seyn konnte. Der alte Herr tröstete mich aber, und meinte, er wisse kein Beispiel, daß die Lichoratka so boshaft sey. Zu besserer Bekräftigung seiner Aussage ließ er durch meinen Diener den Schreiber rufen und in mein Zimmer bestellen; aber wie erschracken wir beide, als der Diener zurückkam und Jessipow entschuldigte, weil er im Bette liege und ein heftiges Lichoratka habe. Der arme Junge litt den ganzen Herbst daran, und zu Anfang des Winters haben wir ihn begraben." — Solche Geschichtchen kann man in Rußland in jeder Familie zu hunderten hören, und ich rathe jedem Fremden, seine Zweifelsucht oder sein Lächeln zu unterdrücken, wenn er nicht für einen Freigeist oder für einen Thoren gehalten werden will.

Auffallender noch ist eine andere Krankheit, welche ich sonst nirgends angetroffen habe. Sie wird Bjelü Karatschki (weißes Heißfieber) genannt, und es gelang mir nicht, den Grund dieser Benennung aufzufinden. Ich will auch hier die individuelle Geschichte eines Kranken anführen, des verstorbenen Generals Serjeew in Kasan, eines sehr gebildeten Mannes von ganz vortrefflichem Charakter, den ich während seiner Krankheit, so wie mehrere Jahre vor und nach derselben, beinahe täglich zu sehen Gelegenheit hatte. Die Krankheit fing, wie gewöhnlich, mit einer gewissen Mattigkeit, einer Abspannung an, die aber Anfangs mehr den Geist, als den Körper zu treffen scheint. Bei sonst gutem Appetit und wenigstens scheinbar gesundem Schlafe, bemächtigt sich des Menschen eine trübe, melancholische Stimmung, wobei sich bald nach den ersten Tagen sonderbare Ansichten und Antworten äussern, welche auf eine, meistens schnell vorübergehende und oft nur einige Sekunden anhaltende Unordnung in dem Denkvermögen und in der Apperception der äußern Gegenstände durch die Sinne schliessen lassen. Später werden diese Abweichungen von der gesunden Ansicht der Dinge häufiger und greller, auch scheint dann der Körper in Mitleidenschaft gezogen, da besonders der Schlaf und später auch die Eßlust gestört werden, ohne daß jedoch der Kranke das Bett hüten muß. Unser Patient ging seinen gewöhnlichen häuslichen Geschäften nach und hielt auch, da er ein sehr geselliger Mann war, die Gesellschaften, die er seinen Bekannten gab, ungestört weiter. Allein bald darauf wurde die Sache so arg, daß seine Gemahlin alle eigentlichen Fremden fern zu halten suchte und nur den nähern Freunden, die seinen Zustand kannten und schonten, den Zutritt erlaubte. Diesen leztern verbarg er seine Lage keineswegs, sondern erzählte ihnen vielmehr mit der größten Offenheit Abends, was ihm jeden Tag widerfahren war. Da, wenn der Kranke gehörig gepflegt wird, das Uebel selten einen bösen Ausgang nimmt, vielmehr nach einigen Monaten, bei Manchen auch schon nach einigen Wochen wieder so langsam verschwindet, wie es gekommen war, so pflegt man sich eben nicht viel daraus zu machen und wartet in Geduld sein Ende ab. „Heute Morgen," sagte der General eines Abends, indem er mich bei der Hand nahm, „habe ich mit Ihnen viel zu thun gehabt." — Ich äußerte meine Verwunderung, da ich den ganzen Morgen mein Haus nicht verlassen hatte. — „Thut nichts" sagte er lächelnd, „ich habe doch sehr viel mit Ihnen gesprochen. Ich saß in meinem lezten Zimmer und hörte Sie kommen; ich kenne Ihren Tritt; Sie klopften an die Thüre und ich mußte dreimal herein rufen, bis Sie mich hörten und endlich ins Zimmer traten. Wir haben das interessante Gespräch von gestern fortgesezt und Sie mußten mir, so hartnäckig Sie auch gestern Ihren Satz vertheidigten, am Ende doch nachgeben. Ich war auch ganz müde von dem ewigen Reden." — Ich schwieg und mein bedenkliches Gesicht machte ihn lachen. „Nu, nu," sagte er, „ich weiß so gut wie Sie, daß Sie nicht da waren, aber wir haben uns demungeachtet gesprochen und recht lebhaft herumgezankt. Wenn das Zeug bald aufhört, will ich nicht böse seyn, denn, ich versichere Sie, so ganz ohne Unterhaltung ist es doch nicht. Ich wünschte, Sie wären auch schon einmal in dieser Lage gewesen, Sie würden mich dann ganz verstehen. Ich weiß sehr wohl zu unterscheiden, ob Sie selbst zu meiner Thüre hereintreten, oder ob es nur Ihre, oder vielmehr meine Erscheinung ist; ich bin mir vollkommen bewußt, daß ich im lezten Falle getäuscht werde, aber ich muß mich dieser Täuschung hingeben, mit einer Art von unwiderstehlicher Lust hingeben, und dann wird die Sache freilich bald so arg, daß ich nicht mehr weiß, woran ich bin."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

● Bern, Oktober.

Erste Bernische Industrieausstellung.

Zum erstenmal ist im verflossenen Sommer zu Bern auf Veranstaltung des Kommerzienraths eine Industrieausstellung zu Stande gekommen, und wie über die vorjährige in Genf der Professor de Candolle, so hat über die Bernische nun der Professor der Chemie, Carl Brunner, einen umständlichen und erörternden Bericht bekannt gemacht. Den sogenannten schönen Künsten sind ungleich früher, als den ihnen sehr nahe verwandten mechanischen die Vortheile öffentlicher Ausstellung zu Theil geworden. Jene seit Jahrhunderten bestehenden Kunstgallerien, durch deren Anlegung Fürsten und Städte sich den Ruhm der Sammlung trefflicher Werke geschickter Maler und Bildhauer erwarben, beförderten hinwieder auf eine kräftige Weise die Entstehung solcher Kunstwerke und die Fortschritte der Kunst selbst. Die Oeffentlichkeit solcher Sammlungen bot dem Publikum ein Mittel dar, seinen Geschmack zu bilden, und es bereiteten dieselben ihm einen Genuß der edelsten Art. Im lezterflossenen Jahr-

Digitized by Google

hundert sind den Kunstausstellungen die Industrieausstellungen nachgefolgt, und es gibt heutzutage nur wenige Hauptstädte, selbst zweiter Klasse, wenige Fabrikstädte in Europa, in denen nicht durch Gesellschaften oder durch Regierungen dergleichen öffentliche Ausstellungen veranstaltet werden. Verschieden in Zweck und Einrichtung, sind die einen öffentliche permanente Sammlungen, wie in den großen polytechnischen Instituten Englands oder den polytechnischen Schulen von Wien, Berlin, Paris, Prag u. s. w., andere nur temporäre Zusammenstellungen; bald umfassen sie alle Fächer des Gewerbswesens, bald nur einzelne.

„Ueber die Austheilung von Prämien (sagt Brunner) hat man zwar verschiedene Ansichten, je nachdem die einen die Aufnahme der eigentlichen Fabriken, die andern die Fortschritte der einzeln lebenden Handwerker zu fördern suchen. Ich will mich hier nicht in diesen Streit einlassen, und begnüge mich nur zu bemerken, daß in staatsökonomischer Rücksicht diejenige Industrie die vorzüglichste zu seyn scheint, welche am meisten dahin führt, uns dem Auslande am wenigsten zinsbar zu machen, daß dieses für die einen Fächer auf die eine, für die andern auf die andere Weise erlangt werden kann. Für den moralischen Zustand des Volkes scheint wohl diejenige Art von Industrie die zuträglichste, welche durch möglichste Theilung der Arbeit dem Einzelnen ein besonderes, in seinem eigenen Hause zu verrichtendes Gewerbe anweist, wie z. B. die in den Jurathälern verbreitete Uhrenmacherei, die Leinwandfabrikation im Emmenthale und die zwar erst begonnenen, doch aber, wie es scheint, nicht ohne Erfolg gebliebenen Holzschnitzereien im Oberlande. Durch solche Theilung der Arbeit möchte am ersten die Möglichkeit gegeben seyn, die Kunst auf den höchsten Grad zu bringen und mit dem Auslande zu konkurriren. Auch wird auf solche Art der Gewerbtreibende dem bürgerlichen Leben als Individuum nicht entfremdet. Auf der andern Seite muß man aber zugeben, daß gewisse Zweige ihrer Natur nach keiner solchen Behandlung fähig sind, sondern schlechterdings ein gemeinschaftliches Zusammenwirken Vieler in eigentlichen Fabriken erfordern. Es ist für ein Land schon ein großer Gewinn, wenn sich ein Kern eines Erwerbzweiges bildet, und dieser nur erst so weit gelangt, daß die Waare im Auslande einen gewissen Ruf bekommt und unter einer eigenen Benennung als die Waare dieses Landes bezeichnet wird. Dadurch erhält dieselbe gewissermaßen ein Bürgerrecht in dem allgemeinen Welthandel, wogegen die von dem Einzelnen ausgehende sich in der Masse der aus Fabrikländern herbeiströmenden unberücksichtigt verliert. Diesen, wenn man ihn so nennen darf, allgemeinen Nationalruf der Fabrikerzeugnisse zu begründen, muß, glaube ich, eine der vorzüglichsten Bestrebungen der Gewerbtreibenden seyn. Durch Belohnung und Aufmunterung derjenigen, welche einen solchen Kern zu bilden suchen und welche bereits selbst Ausgezeichnetes geleistet haben, kann die Regierung wesentlich zur Förderung der Gewerbe beitragen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Taktik der Ultraparthei. Das Volk und die Jesuiten.

Die Quotidienne und Gazette de France übertreiben alle Folgerungen der Grundsätze, welche der letzten Revolution zum Grunde liegen, und fordern eine uneingeschränkte Freiheit, eine völlige Volksregierung, und wenn sich die liberalen Blätter über die Zügellosigkeit und Unbändigkeit dieser unter der Freiheitsmaske versteckten Ultras beklagen, antworten letztere: Worüber beschwert ihr euch? wir verstehen die neue Regierung besser als ihr; wenn ihr nicht mehr Freiheit geben wollt, als wir schon hatten, warum habt ihr denn die vorige Regierung gestürzt? oder ist es etwa deshalb geschehen, daß mit ihr, nicht das Volk, die Früchte des Sieges genießen möget? Könnte die Ultraparthei durch diese und ähnliche Reden der neuen Regierung ihr Ansehen benehmen und das Volk gegen sie aufwiegeln, so würde sie ihrem Ziele näher rücken; der Scharfsinn der Franzosen durchschaut aber ihre List, und vielleicht eben, weil man diese falschen Freiheitsfreunde zu fürchten hat, ist man vorsichtiger in der Entwickelung aller der Folgerungen, welche nothwendig aus der letzten Staatsumwälzung hervorgehen, und zurückhaltender in den Staatseinrichtungen, welche den Bürgern die möglichst größte Freiheit zusichern sollen. Die ultramontanische Parthei scheint auch sich wieder von ihrer Betäubung erholt zu haben und auf dem Kampfplatz neben ihren lieben Ultrabrüdern gegen die neue Regierung auftreten zu wollen; denn es wird ein neues Tagblatt: l'avenir, (die Zukunft) mit dem Motto: „Gott und die Freiheit," angekündigt, woran der berüchtigte Abbé de la Mennais und ein anderer Abbé, Namens Gerbet, der neulich ein Buch über das Verhältniß des Katholizismus zum Staate herausgegeben hat, Hauptredakteurs seyn werden. Es haben sich einige Kapitalisten, vermuthlich von derselben ultramontanischen Parthei, zusammengethan, um zur Herausgabe dieses neuen Journals eine Summe von 400.000 Franken herbeizuschaffen. Das Journal sollte am 1. dieses Monats beginnen; es ist aber noch nicht erschienen; wahrscheinlich sind die Herrn Ultramontanen noch nicht fertig mit ihren Zurüstungen. Für diese Parthei ist jedoch die jetzige Zeit nichts weniger als günstig. Wenn etwas noch verhaßter in Frankreich ist, als der Despotismus, so ist es Alles, was auf Jesuitenunfug abzielt. Wahrscheinlich wäre die letzte Revolution noch nicht ausgebrochen, wenn der fanatische Theil der Geistlichkeit es nicht zu arg getrieben und dadurch den Zorn des Volks aufgereizt hätte. Daher ward auch sogleich, nachdem das Volk das Joch jener Parthei abgeschüttelt hatte, in den Theatern der Jesuitismus in persona an den Pranger gestellt. Fast jedes Theater wollte seinen Jesuiten haben, der denn natürlich immer ein Gleißner, ein Verführer, ein Erzheuchler war. Die Farben dieser Gemälde waren etwas stark aufgetragen; allein so verlangt sie das Volk; es mußte seinem Unwillen, seiner übrigens sehr gelinden Rachsucht Luft verschaffen, und dieß geschah durch den Beifall, den es solchen karrikirten Porträten zollte; natürlich endigt jedes Stück dieser Art mit der Aufdeckung des Schliche des Jesuiten oder Gleißners, und mit der Beschämung und dem Fortjagen desselben. Wenn man das Volk so lebhaft seine Freude über diese Finalgerechtigkeit äußern sieht und das bei alle die lustigen Einfälle hört, die es darüber vorbringt, und wenn man dazu die possierlichen Karrikaturen bei den Bilderhändlern erblickt und alles liest, was in Zeitschriften wider die Jesuiten nicht allein jetzt geschrieben wird, sondern schon unter der vorigen Regierung geschrieben wurde, so muß man sich über die Verblendung jener Mönchszunft wundern, welche sich einbildete, es werde ihr gelingen, in einem aufgeklärten und nach Geistesfreiheit dürstenden Lande, wie Frankreich, ihre ehemaligen Umtriebe ruhig und ungestört wieder zu beginnen, und der Schutz der Bourbonen werde hinreichend seyn, um die Nation in die alten Fesseln schlagen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 257.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Oktober 1830.

— Was er sprach, obwohl ein wenig wüst,
War nicht wie Wahnsinn.

Shakespeare.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Ein andermal saß ich mit General Serjeew auf seinem Sopha im Gespräche. Alles schien in der besten Ordnung zu seyn, als plötzlich seine Augen sich auf ein ihm gegenüber hängendes Porträt in Lebensgröße hefteten, und er bald darauf mit diesem Bilde ein Gespräch begann. Nach einer Minute fuhr er mit der Hand über seine Stirne und bat mich um Verzeihung, wenn er dummes Zeug gesagt haben sollte. Wir sezten unser Gespräch fort und ich konnte, jene Augenblicke ausgenommen, keine Spur von Irrereden oder falscher Ansicht entdecken. So sprang er eines Abends plötzlich von seinem Tische auf und fing mit einem, der eben hereingetreten seyn sollte, zu zanken an. Er hätte es ihm gesagt, daß er nicht weiter mit ihm zu thun haben wollte, warum er ihn nun doch wieder belästige? u. s. w. Eine Stille folgte, in welcher er eine umständliche Vertheidigung der Erscheinung anzuhören schien, die er aber dann eben so umständlich und, wie es mir schien, sehr zusammenhängend widerlegte; er hörte nicht eher zu schmollen auf, bis er den ungebetenen Gast zur Thüre begleitet und ihm sein Prostschai (Lebewohl) nachgeworfen hatte. Dann sezte er sich wieder zu uns, rieb sich die Hände und sagte endlich: „da war ich wieder einmal nicht recht gescheut," und war von nun an ganz in der Ordnung.

Eines Morgens schien er, als ich auf sein Zimmer trat, in vollem Ernste böse auf mich zu seyn. Das hätte er, wie er sagte, doch nicht um mich verdient, das wäre doch zu arg, und dergleichen. Ich bat ihn, sich deutlicher zu erklären, und er sagte mir endlich, er habe gestern Abends an seinem Fenster, das auf einen schönen, großen Teich in der Mitte der Stadt ging, eine Barke fahren sehen, in welcher ich mit mehreren seiner Bekannten Spottlieder auf ihn gesungen hätte. Er nannte mir, noch ganz erzürnt, die abscheulichen russischen Schimpfnamen, mit denen ich ihn höhnisch bewillkommt habe, als wir dem Fenster nahe kamen, und kurz, es sey so arg geworden, daß er endlich aufgesprungen sey, das Fenster geöffnet und uns mit dem Stocke gedroht habe. — Da ich bei seiner lebhaften Erzählung nicht wußte, ob er nicht vielleicht in dem gegenwärtigen Augenblicke selbst wieder irre sprach, so suchte ich ihn zu beruhigen, das Gespräch anders zu lenken, als er plötzlich mit seiner gewohnten Herzlichkeit mir um den Hals fiel und ausrief: „Es ist nichts, gar nichts, Sie sind und bleiben mein alter guter Freund, aber ich wollte nur hören, wie Sie die Geschichte aufnehmen. Denken Sie nur," fuhr er lachend fort, „so eben war der arme, gute Mensch, der Professor . . . da, dem ich sie auch erzählte und, wie es wahr ist, hinzusetzte, er habe, als ich mit dem Stocke drohte, mich einen Sukinsin (Hundesohn) genannt. Der arme Mann kam so in Verlegenheit, daß er mich förmlich um Verzeihung bat und versprach, es nie wieder zu thun. Er war so ergriffen, daß er bald geweint hätte, und ich wette darauf, er glaubte die ganze Geschichte beinahe selbst."

Digitized by Google

Auf diese Weise ging es zwei Monate lang fort, und ich will nur noch das Ende der Krankheit erzählen, weil dieses vielleicht über den Charakter derselben Aufschluß geben kann. Er lag nach Tische ruhig auf seinem Feldbette, als sich sein Zimmer allmählig scheinbar mit Menschen füllte. Nach seiner Erzählung schien er auf einem Markte zu seyn, wo die Leute sich dicht drängten und der Stelle, wo er lag, die sie Anfangs frei gelassen hatten, immer näher kamen. Obschon er solche Erscheinungen schon öfter gehabt hatte, so wurde es ihm doch dießmal zu viel. Er zog die Glocke und schickte seinen eintretenden Diener zu dem Arzt. Dieser ließ ihm am Arm zur Ader. „Nachdem dieses geschehen war, erzählte mir der General, wurde das Menschengewühl in meiner Stube zwar nicht kleiner, aber die Gestalten, die sich darin herumtrieben, wurden allmählig immer durchsichtiger, und was mir besonders auffiel, sie schienen vom Kopf und den Füssen gegen die Mitte ihres Körpers zusammen zu schrumpfen. Am Ende waren nur noch die Gürtelstücke von ihnen, und auch diese nur wie durch einen nebelartigen Schleier zu sehen, bis endlich auch diese, und mit ihnen — die ganze Krankheit bis auf die lezte Spur verschwunden war.“ Der brave Mann lebte noch fünf Jahre in vollkommener Gesundheit und starb endlich plötzlich an einem Blutschlage. Für Aerzte mag noch hinzugesezt werden, daß sein Körper sehr blutreich und schon etwas allzu wohlbeleibt war, und daß er besonders oft an Hämorrhoiden litt. Uebrigens kommen nur diejenigen Kranken, die eine sorgfältige Pflege genießen, gewöhnlich gut davon, während die arme, nothleidende Klasse diese Krankheit als unheilbar und tödtlich ansieht, wie ich denn auch wirklich in den acht Jahren, die ich in jenen Gegenden verlebte, eine nicht geringe Anzahl armer Leute dieser Krankheit unterliegen sah.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Toilette.

(Beschluß.)

„Anhalte und einen Hut kaufe!“ rief Madame de . . . , „ah j'en mourai!“ Und sie lachte wirklich, bis sie fast Krämpfe bekam; endlich faßte sie sich, trocknete sich die Augen und fuhr fort: — „Sie meinen also, wenn man gut gekleidet seyn wolle, brauche man nur im Vorbeigehen einen Hut zu kaufen? Sie glauben, ich werde mit Ihnen in die Straße Vivienne gehen, den chapeau d'affiche von einem Ladenfenster nehmen und in Ihren Wagen tragen lassen; dann suche ich Ihnen ein Kleid zu festgesetztem Preise in der Passage Delorme aus, und von da schicke ich Sie, mit der Etikette unten am Saume, geraden Wegs in den Salon des Generals, damit seine elegante Verwandte, Madame de T. — es gibt wenige Frauen in Frankreich, die sich besser kleiden — einen Spaß habe? Nein, nein, bleiben Sie heute zu Hause, und sehen Sie zum Zeitvertreib in die Tuilerien hinüber, wenn die große Welt spazieren geht; Sie werden dadurch im Allgemeinen einen Begriff von der Toilette bekommen, wie sie gegenwärtig ist. Allermittelst gehe ich zu Victorine und zu Herbaut und sehe zu, was sich für Sie thun läßt.“ — „Wie? was sich für mich thun läßt?“ — „Nun ja; ich nehme die nächste freie Zeit, die sie haben, in Beschlag, und je ferai inscrire votre nom sur leur livre rouge.“ — „Die Zeit, die sie frei haben? Sie wollen sagen, die ich frei habe.“ — „Nichts weniger; und wären Sie Sappho in eigener Person, Sie müssen warten, bis sie freie Zeit haben. Die Herzogin von Berry schickte einmal eine Hofdame zu Victorinen und ließ sie in den Pavillon Marsan bestellen; Victorine ließ antworten, sie schätze sich glücklich, daß sie die Ehre haben solle, Ihre königliche Hoheit zu bedienen; Sie werde sie an dem und dem Tag, zu der und der Stunde zu Hause treffen.“ — „Und wie hat die Herzogin dieß aufgenommen?“ — „Ganz gut. Was wollte sie machen? Prinzessinnen gibt es überall, aber es ist nur Eine Victorine auf der Welt, wie es sonst nur Einen Leroi oder Bertin gab. Thron und Altar sind in Frankreich erschüttert und umgestürzt worden, aber — die Toilette niemals.“

Eben brachte man mir eine Einladung zu einem diplomatischen Ball. Madame de . . . las das Billet mit einem Entzücken, wie Signore Mai es äußern würde, wenn ihm eine neue Handschrift von Cicero in die Hände fiele. „Voilà qui est bien,“ sagte sie; „ich habe keine Minute zu verlieren, wenn ich Ihnen dienen will. Unmöglich können Sie auf einen diplomatischen Ball gehen, wenn Sie nicht von Victorinen habillirt und von Herbaut berettirt sind. Ihre schöne Landsmännin, Lady . . . hatte den Besuch bei lezterem versäumt, und konnte wahrhaftig die ganze Saison über, in der sie ihr Debüt machte, den rechten Ton nicht wieder finden. Doch lez vous à moi: gelingt es mir nicht, diese zwei Könige der Mode für Ihren Putz zu gewinnen, so bekommen Sie Jemanden aus ihrer Schule, und auf den Abend schreibe ich Ihnen, was ich ausgerichtet habe. Also à demain, n'est ce pas?“ und weg war die leichtfertigste, die gefälligste aller Französinnen, und ich stand da, die mißmuthigste, gebeugteste aller Irländerinnen, denn es war zu spät zu meinem Besuch, und, wie ich vorausgesehen, ich fand Lafayette nicht mehr zu Hause.

Dieser Tag war wahrhaftig nicht der schönste meines Lebens, und so wollte ich denn, da die Angst wegen meines Huts mir immer vor Augen schwebte, meinen Morgen vollends hinbringen, wie ich ihn begonnen, nämlich am Fenster, und hier verschaffte ich mir nun, nach der Weisung meiner Freundin, jenen allgemeinen Begriff von Beaumonde; die im Tuileriengarten Ab- und Zugehenden waren aber auch ganz geeignet, ihn mir beizubringen. Welch ein Modepanorama that sich mir hier auf! welch ein Treiben, welch ein Gedränge! eine Kalesche um die

Digitized by Google

andere, ein Coupé um das andere hielt vor den Thoren; Haufen von hübschen Spaziergängerinnen, begleitet von ihren Rittern oder Shawlträgern, strömten aus der rue royale und der rue Castiglione und sezten die Füße zu ihren kleinen Chinesenschritten in Schuhen, klassisch wie Dianens Halbstiefel; aber die Füße sahen unter Röcken vor, die so romantisch waren als Chateaubriands Muse. Der allgemeine Eindruck, den einem diese Uebersicht gibt, ist, daß alle Frauenzimmer in Einem Modell gegossen scheinen, wie die Geleepyramiden bei einem Ballessen. Alle Draperien unten sind bei der einen just so lang und so breit wie bei der andern; Brust, Schultern, Hüften bei der einen wie bei der andern; bei allen scheinen gleich viel Haare an den Schläfen zu einer Art von Chevaux de frise aufgezogen; ein und derselbe Hut von derselben Form, derselben Farbe, mit denselben Blumen – kurz, aus Allem sah eine systematische Modetyrannei, die nichts aufkommen läßt, das sich nicht von selbst versteht, wobei dem individuellen Geschmack nicht der mindeste Spielraum gegönnt ist, und dies beweist, daß der Despotismus eine feste Burg gefunden hat, in der ihm die Charte nichts anhaben kann. Der durchgängige Gebrauch der englischen Mousseline gab mir eine und die andere Betrachtung aus dem Kapitel der Handelsphilosophie an die Hand, und die steifen Falten, welche dem stärksten Winde Trotz boten, hätten einen Liebhaber idealer Schönheit noch auf andere Gedanken bringen können. Die gleichmäßigen geraden Linien schlugen dergestalt vor, daß es nicht anders war, als ob Perugins und Holbeins steife Bilder sammt und sonders aus ihren Rahmen getreten wären und Formen wieder ins Leben gerufen hätten, welche Raphael und Correggio mit Abscheu verwarfen. Es schmeichelte indessen meinem Nationalstolz, daß die langen Taillen und kurzen Röcke, die, als unsere Moden zuerst hier Eingang fanden, ganz Paris in Aufruhr gebracht, den Anglaises pour rire die Entstehung gegeben, auf dem Boulevard Karrikaturen, in der Vorstadt Epigramme ausgeheckt hatten, endlich allgemein getragen wurden. Aber die Mode ist ihrem innersten Wesen nach launenhaft, und die Kleidermode ist von der Laune der Schneider und Modehändler abhängig, bei denen recherche und Uebertreibung die Stelle des wahren Geschmacks vertreten müssen, den einem blos eine gute Erziehung geben kann.

Zur vernünftigen französischen Speisestunde wurde der Garten leer, just um die Zeit, wo die Londner Fashionables ihren Morgenspaziergang im Park beginnen. Ein ganz anderes Völkchen löste nun die Kerntruppen des Bonton ab: hier kleine Rentiers, die ihr Mittagsmahl verdauen wollten, dort lustige Kammerzofen, Kinderfrauen mit ihren Pflegbefohlenen aller Art, größern und kleinern, lustige, lärmende Gruppen von Jungen und Mädchen; dort saßen friedliche Achziger ruhig in der schönen Abendsonne und genossen der lezten zerrinnenden Sandkörner in der Natur, in der auch das Alter, wenn es noch so stumpf ist, Leben, Gesundheit und Freude athmet. Trotz meines unseligen Huts und meiner Volans, glaubte ich zu dieser gemeinen Stunde ungestraft die gewürzige Luft des Gartens genießen zu können; ich nahm daher den Arm meiner jungen Reisegesellschafterin — die gleich mir modisch nichts weniger als orthodox war — und wir verließen das Haus, um uns im Eden von Paris zu ergehen.

Wir sezten uns, nachdem wir die Allee von Orangenbäumen flüchtig betrachtet hatten, dem königlichen Schlosse gegenüber nieder. Eine erhabene Scene! Alles, Natur wie Kunst, von den Strahlen der herrlich untergehenden Sonne magisch beleuchtet! Welche Erinnerungen drängen sich hier einem auf, wenn man eben die Werke einer Sevigné, einer Maintenon, Rovigos und der Campan Denkwürdigkeiten aus der Hand gelegt hat! Da war kein Balkon, kein Entresol, kein Vestibule, der nicht zu einer Frage Anlaß gab oder eine Anekdote aus der Zeit der fünf lezten Ludwige ins Gedächtniß rief. Plözlich wurde ich aus meiner historischen Schwärmerei durch ein ganz vernehmliches Wispern in unserer Nähe aufgeschreckt: Mais quelle originale! voyez les volans à dents et les tire-bouchons de la petite! Ich sah mich um und bemerkte, daß ein Haufen muthwilliger Grisetten uns zur Zielscheibe ihrer Bemerkungen und Witze gemacht hatte, weil sie unsere Toilette wohl so lächerlich fanden, als eine hübsche Dame aus der Chaussée d'Antin. Aergerlich, mißmuthig ging ich nach Hause und war nun überzeugt, daß Frau v. . . . Recht hatte und daß die Toilettenfreiheit in Frankreich erst noch erobert werden muß. Die zwei folgenden Tage brachte ich auf einer Modefahrt zu, und es ließe sich ein Buch darüber schreiben. An Spaß und Stoff zum Lachen sollte es dabei nicht fehlen, wenn auch für ernste Betrachtung nicht viel abfiele. Was mir indessen am allermeisten aufgefallen ist, das ist der außerordentliche Kontrast zwischen der Frivolität und der Sklaverei der französischen Frauen in Sachen der Kleidung und der Mode, und dem strengen Ernst des männlichen Geistes, der fast ausschließlich in den bedeutsamsten, gewichtigsten vaterländischen Interessen lebt. Verschiedene männliche Bekannte haben sich gegen mich über die Kluft beschwert, die sie von der weiblichen Welt scheide; wegen des Mangels an Aufmerksamkeit gegen das schöne Geschlecht, den man ihnen vorwirft, entschuldigten sie sich damit, daß es ihnen unmöglich sey, sich mit Wesen, welche aus so ganz verschiedenartigen Elementen geschaffen seyen, zu verstehen. Würden Klagen der Art allgemein, so wäre dem Mißbrauch wohl bald ein Ende gemacht. Die übertriebene Steifheit, die tyrannische Kleinlichkeit der Mode sind Folgen einer ganz natürlichen Reaktion nach den Grundsätzen und Sitten der Schreckensregierung. Aber

Digitized by Google

Napoleon hat dadurch, daß der Luxus seines revolutionären Hofes der tollen Verschwendung so großen Vorschub leistete, eine bloße Thorheit in ein Laster verwandelt. Die Toilette einer Frau steht gegenwärtig in gar keinem Verhältniß mit den Ausgaben einer kleinern Haushaltung, und sie ist gewiß sehr oft, wenn auch nicht für die Tugend im Allgemeinen, doch für die Ehre des Beamten eine gefährliche Klippe. Der Sieg der konstitutionellen Grundsätze ist vielleicht, wenn er auch die Herrschaft der Aristokratie aufhebt und allen Klassen höhere Interessen gibt, nicht im Stande, dieser Tyrannei völlig ein Ende zu machen; aber die allerärgsten Abgeschmacktheiten kann und muß er verwischen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Revolutionäre Theaterstücke.

Wenn einige von der Jesuitenzunft noch jezt nicht sehen, daß es auf immer mit ihrer Herrschaft aus ist, und daß sie so wenig mit als ohne Hülfe der Fürsten regieren können, so müssen sie wahrlich mit dem Staar behaftet seyn. Auch die Mönche, welche seit der Rückkunft der Bourbonen nicht mehr auf der Bühne erscheinen durften, sind nun zur großen Freude des Volks aus den Städten verschwunden und wieder auf die Bühne gekommen. Da sind erstlich die Victimes cloitrées (die klausirten Opfer), ein Schauspiel von Monvel, das zu Anfang der Revolution, als die Klöster eben abgeschafft worden waren, großen Beifall hatte und auch jezt mit vielem Vergnügen wieder gesehen wird, obschon unparteiische Kunstrichter das Deklamatorische dieses Stückes als fehlerhaft verwerfen; dann wird auch die niedliche Operette Devienne's: „Die Visitandinnen oder das Nonnenkloster" wieder gegeben; ferner Chenier's „Fenelon oder die Nonnen zu Cambray." und „Voltaire bei den Kapuzinern." eine dramatisirte Anekdote. Manches andere Stück, das die Bourbonsche Theatercensur verstümmelt hatte, erscheint jezt in seiner ursprünglichen Gestalt, mit witzigen Einfällen über reiche Geistlichkeit, Hofschmeichler und dergleichen, was sonst nicht berührt werden konnte, jezt aber mit Fleiß in den Bereich der Theaterdichter und Karrikaturzeichner gezogen wird. Natürlich haben die Theater nicht unterlassen, durch passende Schauspiele den Volks- und Freiheitssieg vom Juli zu feiern. Einige dieser Stücke sind durchgefallen; denn obgleich das Volk bei Gelegenheitsstücken ziemlich nachsichtig ist, so will es doch auch eben kein schlechtes Stück sehen, besonders kein solches, in welchem der Witz allzu selten ist. Da die lezte Staatsumwälzung diejenigen, die unten standen, emporgebracht, und die, welche sich mit guten Aemtern versehen hatten, sachte und ohne Bürde auf die bloße Erde niedergesezt hat, und dadurch eine große Lust in so manchen Gemüthern entstanden ist, nach der vakant gewordenen Aemtern zu haschen, so hat diese Sucht nach Aemtern, die wie eine ansteckende Krankheit wüthete und sich von Paris aus in die Provinz verbreitete, so daß alle Diligencen, Post- und Eilwagen Schaaren von Sollizitanten aus allen Ecken des Reichs herbeiführten, den Theaterdichtern ein herrlicher Stoff zu Vaudevilles geschienen, und es sind daher mehrere dergleichen in der Eile geschrieben worden, die sich alle um dieses Haschen nach Stellen und die Verlegenheit mancher charakterlosen Beamten drehen, die im ersten Augenblicke zwischen der alten und neuen Regierung, zwischen ihrem Gewissen oder ihrer Partheimeinung und zwischen dem heißen Wunsche, ihre Stelle zu behalten, schwankten. Ein solches Vaudeville ist der „Aemtermarkt." la foire aux places; die Handlung geht im Vorzimmer des Ministers vor, und es werden hier allerlei Gestalten aus der heutigen Welt vorgeführt, z. B. ein unter der Regierung der Minister willkührlich abgesezter Generalsekretär, ein Hr. Perrochet, der sich seiner Großthaten während der drei berühmten Kampftage rühmt, obschon er in diesen Tagen sich versteckt hatte, ein Schweizer, das heißt ein Thürsteher mit der Hellebarde, den sein voriger Beschüzer nicht mehr kennen will, ein Gascognier, welcher eine Stelle für die beiden gelehrten Hunde, die man seit mehreren Monaten in Paris sehen läßt, verlangt, die er als deux bêtes d'esprit ankündigt. Dieser lezte Spaß hat aber keinen Beifall gefunden. Ferner kommt noch eine alte faselnde Närrin vor, welche behauptet, sie sey die Quotidienne, und so gut wie die andern verlangt, angestellt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bern, Oktober.

(Fortsetzung.)

Erste Bernische Industrieausstellung.

Es waren dreitausend Schweizerfranken von der Regierung in Bern für Prämienaustheilung an die Direktion der Ausstellung abgereicht worden, und diese selbst bestand aus 123 zum Theil vielfachen Einsendungen, deren 107 dem eigenen Kanton angehörten. Der Bericht hat dieselben systematisch geordnet, und er begleitet sie mit belehrenden und vergleichenden Nachweisungen, deren hier nur etliche ausgehoben werden können. Ungemein zahlreich waren die Proben von Leinwandfabrikaten aller Art. Durch diese erwarben sich mehrere Theile der Landschaft Bern, vorzüglich das Emmenthal und die zunächst angrenzenden Gegenden, einen bedeutenden Grad von Wohlstand. Von ihrer Entstehung an bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts scheint diese Fabrikation in immerwährender Zunahme gewesen zu seyn, nachher blieb sie eine Zeitlang stehen, bis sie in den lezten zehn Jahren durch die immer zunehmenden Einfuhrbeschränkungen der Nachbarländer und vorzüglich die außerordentliche Vervollkommnung der Baumwollenmanufakturen, und die dadurch herbeigeführten niedrigen Preise immer mehr beengt ward, während auf der andern Seite die Konkurrenz der schlesischen und holländischen Waaren, welche zwar selbst gegen die nämlichen Feinde zu kämpfen hatten, immer drückender wurde. Der auswärtige Leinwandhandel findet sich für Bern gegenwärtig fast gänzlich auf Italien, und in einigen feinern Waaren, die der großen Einfuhrzölle ungeachtet immer noch abgesezt werden, auf Frankreich beschränkt. Aller dieser Hindernisse ungeachtet, konnte sich diese Gewerbthätigkeit bis auf heute im Lande aufrecht halten, und man darf wohl behaupten, daß auch sie bei der allgemeinen Vervollkommnung des Kulturzustandes unsers mechanischen Jahrhunderts weitere verhältnißmäßige Fortschritte gemacht habe. Sie liefert einen schönen Beweis, wie wichtig es sey, einen Industriezweig in einem Lande einheimisch zu machen. Nur die außerordentlichsten und in einer langen Reihe von Jahren andauernden unglücklichen Verhältnisse sind im Stande, einen solchen gänzlich zu Grunde zu richten. Die Hanf- und Flachskultur kann bei dazu völlig geeignetem Boden noch große Fortschritte machen, da ein guter Theil des Urstoffes zur Zeit von außen eingebracht wird. Anders verhält sich's mit der Fabrikation der Wolltücher, welcher äußere und innere ungünstige Verhältnisse entgegenstehen und ihr Emporkommen auch weiterhin entschieden hindern dürften, zumal die Landwirthschaft keine hinreichende Ausdehnung und Vervollkommnung der Schaafzucht zu gestatten scheint, und nur wenige Gegenden der Schweiz Wolle in einiger Menge liefern können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 258.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Oktober 1830.

Sie haben ob unsrer Trunkenheit
Vielfältig uns verklagt,
Und haben von unsrer Trunkenheit
Lang nicht genug gesagt.

Goethe.

Bilder aus Rußland.

Der Branntwein.

Der Russe hat mannigfaltige, zum Theil sehr gesunde Getränke, alle aber überwiegt leider weit der abscheuliche Branntwein. Da er, der großen Konsumtion wegen, ein Monopol der Krone ist, so ist er, im Vergleich mit andern Bedürfnissen und den Kosten seiner Erzeugung, sehr theuer, was aber Niemand abhält, seine lezte Kopeke hinzugeben, um sich diesen Genuß zu verschaffen. Der gewöhnliche russische Branntwein wird aus Getreide gewonnen, wie bei uns; in den südlichen Gegenden, besonders am kaspischen Meere, wird er auch aus Wein bereitet und in großen Quantitäten nach dem Norden versendet, wo er statt Arraks zum Thee genossen wird. Die höheren Klassen verschmähen den eigentlichen Kornbranntwein als einen pöbelhaften Genuß, sind aber im Gebrauche der feinern Liqueurs und abgezogenen Wasser nicht viel mäßiger, obschon man es jezt in guten Gesellschaften nie bis zur eigentlichen Trunkenheit kommen läßt, die als ein Laster der Hefe des Volkes verachtet wird. Doch wird auch in jenen, wie von dem Mittelstande und den untersten Klassen, immer vor Tische das sogenannte Schälchen genossen, das in der Regel in Branntwein besteht. Ich zweifle nicht, daß dieses Getränke, besonders wenn es zu oft und im Uebermaße genossen wird, dem Körper und dem Geiste einer Nation schädlich ist, wie man bei den durch dieses Gift entnervten Polen leider nur zu deutlich sieht. Ohne ihm indessen je das Wort reden zu wollen, muß ich doch, der Wahrheit zur Steuer, bemerken, daß ich in dem nördlichen Rußland von diesen bösen Folgen keine Spur bemerkt habe. Der Russe befindet sich im Allgemeinen sehr wohl bei diesem Gifte, so lange er es nicht zu unmäßig genießt, und mäßig heißt bei ihm, was für uns viel zu viel seyn würde. Ich habe selbst Bauern gekannt, die täglich zum Frühstücke, vor dem Mittagessen und vor dem Schlafengehen keine kleine Quantität dieses Getränkes zu sich nahmen, und bei dieser Gewohnheit ein kräftiges und hohes Alter von mehr als hundert Jahren erreichten. Ja manche sollen sich in sehr vorgerücktem Alter meistens durch den Genuß dieses Getränkes gesund und munter erhalten. Dieß gilt aber nicht von dem aus Pferdemilch von den Tataren bereiteten Branntwein, der viel narkotischer als der Kornbranntwein, und daher der Gesundheit schädlicher seyn soll, vielleicht aber nur, weil ihn die Tataren, zur Entschädigung für den ihnen durch den Koran verbotenen Wein, im Uebermaaße genießen und die meisten dieser mahomedanischen Völkerschaften schon in den gemäßigteren Klimaten wohnen, wo starke Getränke überhaupt schädlicher sind. In Kamtschatka macht man eine Art von Branntwein aus der Pflanze, die unter dem Namen Bärenklau (heracleum) bekannt ist und dort in großer Menge wächst.

Da es bei Strafe der Devortation nach Siberien verboten ist, sich seinen Branntwein selbst zu bereiten, so wird damit viel Unfug getrieben. Der gemeine Mann

Digitized by Google

wagt alles, um sich dieses Lieblingsgetränk zu verschaffen, und viele der wohlhabendsten Bauern haben sich durch diese Versuche zu Grunde gerichtet und in endloses Elend gestürzt. Auch sollen die zur Aufsicht angestellten, untergeordneten Beamten nicht selten ganz schuldlose Leute durch heimlich in ihre Scheuern und Keller gelegte Branntweinfäßchen in die Lage bringen, entweder sich durch große Summen ihren Verfolgungen zu entziehen oder sich noch bedeutendern Strafen auszusetzen.

Daß bei einem so großen Hange zu geistigen Getränken der gemeine Mann oft allen Extremen der Trunkenheit sich hingibt, bedarf wohl keiner weitern Erläuterung. Es scheint mir aber gänzlich unzulässig, diese Extreme näher anzugeben, obschon sie in der That zur eigentlichen Charakteristik des Volkes ganz besonders beitragen. Indessen sey es mir erlaubt, zwei Erscheinungen anzuführen, die mir immer aufgefallen sind und die, beinahe ohne alle Ausnahme, für ganz Rußland gelten. Die erste ist das Mitleiden, ich möchte sagen, die Achtung, die der gemeine Russe, denn natürlich ist hier nur von der untersten Klasse die Rede, für jeden Betrunkenen hat. So gutmüthig er im Allgemeinen ist, so läßt er sich doch, wenigstens in den größern Städten, nicht leicht ohne eine Aufforderung von außen bewegen, dem Leidenden, den er auf der Gasse trifft, hülfreiche Hand zu leisten. Er kann bei einem zerbrochenen Wagen ganz gleichgültig vorübergehen, nachdem er seine Neugierde befriedigt hat, ohne durch seine Beihülfe den Unglücklichen oder Bedrängten zu unterstützen. Wenn aber ein Betrunkener auf der Gasse zusammenstürzt oder in einem Winkel liegt, so wird er sofort von jedem, der ihn bemerkt, auf das Eifrigste und Sorgfältigste gepflegt und wie ein Heiliger angesehen, den hülflos in der Noth zu lassen, ein abscheuliches und nicht zu verzeihendes Verbrechen seyn würde. Häufig sieht man selbst schwächliche Leute einen solchen betrunkenen, sinnlosen Klotz auf ihre Schultern laden und keuchend in die nächste beste Wohnung tragen, wo er einer guten und hülfreichen Aufnahme sicher ist, ruhig seinen Rausch ausschlafen und des andern Tags wohl gefüttert und beschenkt wieder von dannen ziehen kann. Ist die Ursache dieser Humanität, dieses Zartgefühls der gemeinsten Russen vielleicht in ihrem Gewissen zu suchen, das ihnen sagt, wie oft sie selbst in dieser Lage gewesen sind und ferner seyn werden? Ist es das humani nihil a me alienum puto, oder kömmt ihnen der Zustand der Trunkenheit, den sie, so wie die Deutschen, in einem Sprüchworte selig nennen, auch in der That als etwas Seliges oder Heiliges vor, das durch seine innere Kraft auch den nüchternen Menschen ergreift?

Der zweite, gewiß noch schwerer zu erklärende Zug ist die Verträglichkeit, die Friedfertigkeit, ja die in der That außerordentliche Gutmüthigkeit, welche der Russe im Zustande der Trunkenheit äußert. Wenn das deutsche und manches andere Volk, durch geistige Getränke erhizt, gern zu Händeln und Streitigkeiten übergeht und oft mit Raufereien und Todtschlag endet, so sieht man bei den Russen gerade das Gegentheil. Selbst der Zanksüchtige wird milde und nachgiebig, und so häufig Auftritte der Trunkenheit sind, so selten, ja beinahe unerhört sind alle Händel und Streitigkeiten bei diesen Gelegenheiten. Selbst Feinde, die sich nüchtern alles gegen einander erlauben, behandeln einander, wenn sie des Branntweins voll sind, wie die zärtlichsten Freunde. Die Stufenleiter, die man gewöhnlich bei ihren Trinkgelagen bemerkt, ist folgende: Zuerst sind sie schweigsam und in sich gekehrt. Allmählig, wie der Kopf wärmer wird, gehen sie in Gespräche über, die immer zärtlicher werden und sich immer mehr und mehr mit Diminutiven füllen, in welchen der Russe immer redet, wenn er freundschaftlich thun will. Die sonst allgemein üblichen Benennungen von Maschennik (Spitzbube), Sukinsin (Hundesohn) und dergleichen, die Niemand übel nimmt und die man wirklich alle ganz treu mit „lieber Freund" übersetzen kann, gehen jezt allmählig in die milderen Benennungen von Baituschka (Väterchen), Matuschka (Mütterchen), Koloduschka (Täubchen), Tuschinka (Seelchen) und dergleichen über. Wenn auf diese Weise die Gesellschaft bereits weich genug gestimmt ist, so kommen dann die handgreiflichen Zärtlichkeiten, das Halsen, Umarmen und Küssen, in welchem leztern sie besonders stark sind, da sie Minutenlang alle Theile des Gesichts mit ihren Küssen bedecken. Wenn ihre Seligkeit nächstens die größte Höhe erreicht hat, so umklammern sie sich fest und bitten einander flehentlich um Verzeihung, daß sie sich je beleidigt haben, schließen fortan ewige Freundschaft und erlauben sich gegenseitig, alles einander zu thun, was ihnen nur immer gefallen wird. Nach diesem Akt kommen sie endlich, wenn sie die höchste Stufe ihres Glücks erstiegen haben und dem Strome ihrer Zärtlichkeit nicht länger Einhalt thun können — zu den Thränen. Sie weinen, wie die Kinder, herzen und küssen sich auf's Neue, bitten schluchzend um Verzeihung, versprechen den Väterchen und Brüderchen, was sie nur können, und gehen endlich alle selig und zufrieden auseinander, versteht sich, wenn keiner von ihnen unter dem Tische liegen bleibt, wo er erst am andern Morgen seine selige Urständ erwartet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ungedruckte Briefe von Fernow.

Jena, 29ten August 93.

Vor etwa acht Tagen habe ich zum ersten Male Wieland zu sprechen und zugleich zu zeichnen das Glück gehabt.

Digitized by Google

Ich war an dem Tage bei Reinhold zu Tische, und saß neben Wieland. Welche Wonne es mir war, diesem großen Manne so nahe zu seyn, diesem liebenswürdigen Dichter und vielumfassenden Geist zur Seite zu sitzen und ihn sprechen zu hören, kannst Du Dir vorstellen. Ich war der entzückte, freudetrunkene Zuhörer der geistreichen Gespräche voll Witz und Laune, die er an dem Tage, wo er vorzüglich gut gestimmt war, führte, und ich dankte es Reinhold innigst, daß er mir diesen hohen Genuß verschaffte. Die Größe dieses Mannes wirkte zu sehr auf mich, als daß ich gewagt hätte, viel in seiner Gesellschaft zu sprechen; ich begnügte mich an dem Glücke und an dem stillen Genusse alles Schönen, was von den Lippen der beiden Weisen floß. Wäre es nicht Vermessenheit gewesen von mir, einen Wieland unterhalten zu wollen? Rede nicht anders, als wann du gefragt wirst! war meine Maxime für jene fünf seligen Stunden, wo ich in seiner Gesellschaft war, und dann suchte ich so zu antworten, daß ich mich wenigstens nicht schämen durfte. Ein von Jugend auf eingesogenes Vorurtheil ist Schuld, daß mich immer eine gewisse Furcht, oder wie ich es sonst nennen soll, anwandelt, so oft ich einem Großen der Erde mich nahe, selbst wenn ich weiß, daß er als Mensch Verachtung verdient, und schwächer ist als ich und hundert andere Menschen, die ich kenne und die keine Fürsten sind. Aber ein ganz anderes Gefühl ergreift Einen doch, wenn man sich einem solchen Manne naht, wie Wieland, Reinhold, Lavater, Baggesen, Schiller, und wie die Könige und Fürsten im Geisterreiche, die ich bisher kennen gelernt habe, heißen mögen. Ich habe jezt nicht Lust, die Verschiedenheit dieser Gefühle zu verfolgen und sie zu analysiren, vielleicht thue ich es in der Folge, wenn ich mehr großen Menschen und kleinen Fürsten begegnen werde. Ich habe jezt einen richtigeren Maßstab für wahre Menschengröße, als ehedem, wo ich nicht so mit den Kräften des menschlichen Geistes, mit dem Zwecke unsers Daseyns, mit dem Werthe der Menschheit, und mit den größten, edelsten Menschen bekannt zu werden, Gelegenheit hatte, wo ich mit dem Pöbel kleiner Geister im Dunkeln tappte, und nicht über drei Spannen weit über dieß Erdenleben und die alltäglichen Gesinnungen der Menschen, von denen ich seit dem Anfange meines Daseyns umgeben war, hinausblickte, weil ich noch blind war am Auge des Geistes. Die kritische Philosophie und der Umgang mit dem großen, für unser Jahrhundert eben so wie Kant zu großen Reinhold, haben mich für immer vom Seelenstaare kurirt und mich auf den Standpunkt gestellt, auf welchem allein man über Zweck, Werth und Größe alles menschlichen Daseyns richtige Begriffe erwerben kann.

Miszellen.

Statistik von Morea. — Der Courrier de la Grèce gibt folgende statistische Uebersicht vom Peloponnes. Morea ist in vier Provinzen getheilt: Romanien, Achaia, Messenien und Lakonien. Romanien begreift die Gebiete von Napoli, Argos, Korinth, Tripolizza und die acht Distrikte von Zakonia. Achaia: Patras, Vostizza, Kalavrita und Gastouni. Messenien: Navarin, Modon, Koron, Andrussa, Kalamata, Zanar und Arkadien. Lakonien: Malvoisia, Mistra, Vordugna, Chielefa, Passara und Zarnata. Man zählt in Romanien 235 bewohnte Städte und Flecken; in Achaia 419, in Messenien 564, in Lakonien 260; in ganz Morea also 1498. Zerstörte Dörfer gibt es in Romanien 80, in Achaia 100, in Messenien 72, in Lakonien 50, zusammen 302. In Romanien sind 41 Klöster, in Achaia 30, in Messenien 25, in Lakonien 33, zusammen 127. Romanien zählt 9557 Familien, Achaia 11,445, Messenien 13,488, Lakonien 11,717, zusammen 46,207 Familien. Die gesammte Bevölkerung Romaniens beträgt 40,829 Seelen, Achaias 49,491, Messeniens 51,733, Lakoniens 46,260; die Gesammtbevölkerung von Morea beträgt also 190,653 Seelen.

* * *

Peru's ehemaliger Reichthum. — Oruro, eine Stadt, die jezt nicht mehr als 4000 Einwohner zählt, war, nach dem englischen Reisenden Temple, einst sehr blühend durch ihre Zinn- und Silberbergwerke. Jezt sind sie voll Wasser und es fehlt an Geld zur Ausbeutung derselben. Die großen Familien von Oruro besaßen zur Zeit seiner Blüthe ganz ungeheuer viel Silbergeräthe. Im Jahr 1730 ließ der Besitzer einer der reichsten Minen alle irdenen Gefäße in seinem Hause durch massiv silberne ersetzen. Nicht nur Trink- und Eßgeschirr, sondern auch die Tische unter den Spiegeln, Tabourets, Ofen, ja die Trinkgeschirre für das Vieh waren aus Silber. Durch die Auflagen und die Kriegskontributionen sind alle Reichen in Peru verarmt. Sonst fuhren alle 3 bis 4 Monate 40 — 50 mit Piastern beladene Wagen nach Buenos-Ayres, wo sie nach Europa eingeschifft wurden. — Vom Jahr 1556 — 1800 wurde aus den Minen von Potosi für 828,950,508 schwere Piaster Silber gewonnen; davon erhielt die Regierung 157,931,123 Piaster.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsezung.)

Das Marseiller Lied.

Das Absingen von Kantaten und Siegesliedern im Theater hat jezt meistens aufgehört, wie auch das Dekla-

Digitized by Google

miren von patriotischen Gedichten; doch ist vor einigen Tagen noch ein neues Gedicht auf den Freiheitssieg von Cas. Delavigne auf der Bühne des Théâtre français deklamirt worden. Obschon mehrere Gesänge von ausgezeichneten Tonkünstlern gesezt worden sind, so hat doch keines den Ruf erlangen können, welchen der berühmte Marseillermarsch in der ersten Revolution erlangt hatte. Rouget de Lille, der Verfasser desselben, hat die Freude erlebt, das von ihm vor 40 Jahren gedichtete und in Musik gesezte Lied wieder allgemein singen und absingen zu hören. Der alte Mann ist vor Freuden außer sich gewesen, besonders da der jezige König, der seine bedrängte Lage erfuhr, ihm eine Pension in einem sehr schmeichelhaften Schreiben zusicherte. Diese Pension nahm er jedoch nicht an, da er, wie es scheint, von einer Freimaurerloge, wozu er gehört, bereits, so weit er es bedurfte, unterstüzt worden war. Ueber das Entstehen seines berühmten Marseillermarsches haben die Zeitungen Folgendes berichtet: Als zu Anfang der Revolution die Truppen im Elsaß standen, um die französische Republik gegen die deutschen Monarchen zu vertheidigen, äußerte ein Offizier vom Generalstabe gegen Rouget de Lille, der auch Offizier war, den Wunsch, ein Lied zu haben, welches den Patriotismus der Truppen aufneuern und unterhalten könnte. Rouget de Lille dachte darüber zu Hause nach, dichtete alsbald die Verse und sezte eine Weise dazu; am folgenden Tage zeigte er beides; es gefiel; der gelehrte Tonkünstler Gossec sezte das Lied nun eigentlich in Musik nach der von Rouget de Lille angegebenen Weise; es ward schnell verbreitet und die Marseiller Freiwilligen stempelten es endlich zu einem Nationallede. Rouget de Lille hat 50 andere patriotische Lieder gedichtet, Gossec, Mehul und andere berühmte Tonkünstler Frankreichs haben Kriegs- und Siegeslieder in Musik gesezt; allein kein zweiter Marseillermarsch ist zum Vorschein gekommen; die Ehre, das berühmteste Kriegslied der neuern Zeit gedichtet und gesezt zu haben, gebührt einem Offizier, der kein Tonkünstler war, und dieses Lied hat das sonderbare Schicksal gehabt, daß es während der Regierung Napoleons und der Bourbonen als ein aufrührerisches Lied verpönt, aber vor und nach ihrer Herrschaft als ein wahrhaft patriotisches gepriesen wurde. Indessen hat es doch bei seinem Wiederaufleben nicht den großen Effekt gemacht, wie bei seinem Entstehen. Die Verse passen nicht mehr ganz auf die jezige Zeit. Diesmal galt der Kampf keinem Feinde von außen, sondern einer Parthei oder einer Faktion von innen. Man hatte es mit keinen eigentlichen Tyrannen zu thun, sondern mit Machthabern, welche allmählig die Staatsverfassung untergraben und das schöne, kraftvolle Frankreich bis zu der Stufe, worauf gewisse Länder Europas stehen, erniedrigen wollten, in der festen Meinung, daß dieser unsinnige Plan das Glück des Reiches begründen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Bern, Oktober.

(Fortsezung.)

Erste Bernische Industrieausstellung.

Stoffe aus einheimischer Seide haben der Ausstellung nicht gefehlt. Man erinnerte sich, daß schon im Jahr 1689 zu Bern eine „Unterweisung für einheimische Maulbeerbaum- und Seidenzucht“ erschienen ist, und daß im Jahr 1736 Friederich Wilhelm I. von Preußen von einem in Bern wohnenden französischen Gärtner eine bedeutende Zahl von Maulbeerbäumen angekauft habe, um diese Kultur in seinen Staaten einzuführen. Die lang unterbliebenen Versuche sind denn nunmehr auch zu Bern in den lezten Jahren wieder aufgenommen und es ist der Beweis geleistet worden, daß nicht in der Beschaffenheit des Klima das größte Hinderniß zu suchen sey. Aber die Kultur der Seide scheint zu denjenigen Industriezweigen zu gehören, die in einem Lande einheimisch und ziemlich allgemein seyn müssen, um mit Vortheil betrieben zu werden, indem die verschiedenen Fächer des dabei anzuwendenden Verfahrens nur durch die möglichste Theilung der Arbeit in hinreichender Vollkommenheit erlernt werden können, wo dann das Gelingen, weil Viele an der Unternehmung Theil haben, nicht zu sehr von dem Fleiße und den äußern Verhältnissen Einzelner abhängig ist.

Ein eigenthümlicher Bernischer Industriezweig kann das Holzschnizwerk heißen. Die Menge der die Schweizeralpen bereisenden Fremden veranlaßte schon seit längerer Zeit einige thätige Leute im Berner Oberlande zur Verfertigung hölzerner Geräthschaften, die von jenen Reisenden als Andenken gekauft wurden. Diese Gegenstände bestanden Anfangs blos in Löffeln, so wie dieselben zum Genusse der Milchspeisen im Lande seit Jahrhunderten üblich sind. Bald darauf wurde, da die Waare guten Abgang fand, diese Arbeit auf andere Dinge ausgedehnt und in den neuesten Zeiten selbst die höhere Bildhauerkunst dabei in Anspruch genommen. Das vortreffliche und im Bernischen Oberlande in großer Menge vorhandene Ahornholz, welches sich sowohl wegen seiner schönen weißen Farbe, als wegen seiner Härte und Fähigkeit, fein geschnitten werden zu können, zu dergleichen Arbeiten ganz vorzüglich eignet, begünstigte diese Kunst ungemein, und auserordentlich mannigfaltig ist gegenwärtig die Auswahl der in jener Gegend verfertigten Gegenstände dieser Art. Obgleich bereits durch die eingetretene große Konkurrenz die Preise um vieles gesunken sind, so findet doch noch eine bedeutende Anzahl von Personen dabei ihr gutes Auskommen. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß dieser Nahrungszweig bei zweckmäßiger Behandlung noch lange Zeit nüzlich seyn wird. Es bedarf dazu aber vorzüglich zweier Dinge. Da die bis jezt verfertigten Gegenstände selten einen praktischen Nuzen darbieten, so sind mehrere Arbeiter gewiß nicht mit Unrecht besorgt, ihr Absaz werde durch den Wechsel der Mode in Gefahr gesezt. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß jene Künstler darauf denken möchten, ihre Kunst auch auf nüzliche Gegenstände auszudehnen, die zwar nicht als Andenken den Fremden an Ort und Stelle verkauft, wohl aber als Handelswaare im Großen abgesezt werden könnten. Das zweite Erforderniß wäre die Bemühung um Vervollkommnung der Kunst. Hiermit ist aber keineswegs die Vermehrung der angebrachten Verzierungen und Ueberwindung von Schwierigkeiten gemeint, die nicht selten mehr zur Verunstaltung, als zur Schönheit beitragen, und was viele dieser einheimischen Künstler als das höchste Ziel ansehen. Noch weniger gehören hieher die auf den Bedern und an andern Gegenständen angebrachten menschlichen Figuren, welche, so wie sie jezt ausgeführt werden, eine wahre Beleidigung der Kunst genannt werden müssen. Wollen aber diese Arbeiter ihr Fach ins Gebiet der schönen Künste im höhern Sinn übertragen, so ist hiezu nur ein Weg offen, nämlich das Studium der Werke des Alterthums und gründliche Erlernung des Zeichnens. Es möchten jedoch nur solche, welche hiezu die erforderlichen Anlagen besizen, aufzumuntern seyn, sich auf diesen Pfad zu wagen; die übrigen thun gewiß besser, ihren Fleiß auf andere Dinge zu verwenden, deren Ausführung sie gewachsen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 259.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. Oktober 1830.

Zeiten fordern wieder, was die Zeiten gaben.

Logau.

Meiner Urgroßmutter Spinett.

Ich hatte den lezten Zug aus meiner Claretflasche gethan und saß allein in Gedanken vor meinem Feuer. „Ja," dachte ich, „meine Töchter treten nachgerade in das Alter, wo sie gezogen werden müssen; ich will mich nach einem Musiklehrer und einem Pianoforte umsehen." Mädchen müssen gebildet werden, und vier, fünf Stunden täglich muß die Musik in Anspruch nehmen; ein für allemal sollen sie die Schlüssel in den Kopf bekommen — nicht die Schlüssel, welche ihre Großmutter, die treffliche Frau, führte, ach nein, diese hingen in einem Bund an ihrer Seite. Drei Generationen durch war unsere Familie durchaus unmusikalisch gewesen; mit tiefer Schaam lege ich dieses Bekenntniß ab; aber es ist und bleibt wahr: drei Generationen lang haben wir weder Stimme, noch Ohren, noch Sinn für Tonkunst gehabt.

Meine Großmutter, die Dame mit dem obenerwähnten Schlüsselbund, verstand sämmtliche Früchte der Erde einzumachen, sämmtliche Gartengewächse aufzubewahren, sie war ein wahres Kochgenie, aber von Musik verstand sie ganz und gar nichts. Wenn man sang, so klang ihr ein Ton just wie der andere, desto besser wußte sie die gakernden und schnatternden Sänger im Hofe zu unterscheiden; je weniger sie sich je auf die Tonleiter wagte, desto bessern Bescheid wußte sie mit der Hühnerleiter, und während der kunstreichste Triller ihr Herz kalt ließ, fühlte sie inniges Wohlbehagen beim Schrillen des Bratenwenders. Lebte sie in unsern Tagen, so wäre sie ein Auswurf der Gesellschaft, ein dienstbarer Geist, auf den man tief herabsähe; aber in jenen Zeiten weiblicher Plakerei und Erniedrigung, galt sie für eine vorzügliche Wirthschafterin und eine treffliche Hausmutter.

Ihre Tochter, meine Mutter, die zweite unmusikalische Person in den erwähnten drei Generationen, war von ächt ritterlichem Geist: Auf einem tüchtigen Traber das Land zu durchstreifen, war ihre höchste Lust; ihre Leibmusik war das Jagdhorn, die Schnörkel auf dem verzierten Griffe ihrer Peitsche waren ihr lieber und verständlicher als alle Notenschnörkel in der Welt; so wenig sie vom Fingersatz verstand, so kunstgerecht sezte sie die Finger bei Führung ihres Renners, und sie war just im Reitkleid und Federhut, als ich, etwas zu früh, höchst unerwartet zur Welt kam. Der Mangel an Tonsinn ging von Mutter und Großmutter in vollem Maaße auf mich über, und so war denn unsere Familie drei Generationen durch völlig unmusikalisch gewesen; aber ein Glied derselben rettet ihre Ehre vollständig und glänzend — meine Urgroßmutter: sie war eine Frau von Geschmack und spielte das Spinett.

„Warum," dachte ich bei mir selbst, „sollst du ein großes Pianoforte anschaffen, noch dazu mit bedeutenden Kosten, und der Urgroßmutter Spinett steht doch oben in der Rumpelkammer, und thut sicherlich den Dienst ganz vortrefflich."

Wie gut kann ich mir meine Urgroßmutter noch denken;

Digitized by Google

sie war eine alte Frau und ich ein ganz kleiner Junge, aber noch kann ich sie sehen, wie sie leibt und lebt: sie war groß und schlank wie eine Pappel; ihr Leib war ganz außerordentlich lang und schmal, und ihr brokadenes Kleid stand weit hinaus, als scheute es sich, ihren zierlichen Gliedern allzu nahe zu kommen. Auf ihrem Kopfe erhob sich ein herrliches, schneeweißes Gebäude von Gaze oder Spitzen, und vorne war ihr gepudertes Haar in unendlichen Löckchen gekräuselt. Von Negligé und vollem Anzug, womit unsere heutigen Damen so viel zu schaffen haben, wußte sie nichts. Sie zog ihr Morgenkleid von sieben Schilling Mousselin aus und schlüpfte in ihren Rock von ärmlicher wohlfeiler Seide. Da konnte die Frau nicht mit der Magd verwechselt werden. Sie war immer angezogen, daß sie sich sehen lassen konnte; ihre kleinen Füße in den Schuhen mit hohen Absätzen standen prächtig unter dem glänzenden Kleide und die weißen Ellbogen sahen bescheiden aus dem Schirmdache der reinen Spitzenmanschetten hervor. Wollte sie in vollem Putze erscheinen, so trug sie ungeheure diamantene Ohrengehänge, und steckte verschiedene Brillantringe an die Finger. Diese schimmernden Putzartikel waren im Augenblick angelegt; wurde sie von einem Besuche überrascht, so kam sie alsbald mit schimmernden Ohren und Fingern zum Vorschein, und man machte Bücklinge vor ihr bis auf den Boden und meinte, sie sey geputzt, wie eine Königin.

Ihre höchste Freude war ihr Spinett; es war ein Zweidecker; ich verstehe nichts von Musik, aber soviel weiß ich, daß es zwei Reihen von Tasten hatte; auf diesen spielte sie abwechselnd, nickte mit dem Kopfe dazu und sah sich oft um, ob ihr Spiel meinen Beifall habe. Sie sang damals beliebte Volkslieder. Sie sind dahin, sind vergessen, wie das Lächeln und die Rosenwangen der Mädchen, die sie sangen; wie die Hoffnungen und die Triebe der Jünglinge, die ihnen horchten! Ich aß jezuweilen bei der Urgroßmutter, und zu meiner Unterhaltung spielte sie mir dann eine Menuette oder eine ewiglange Sonate vor; ihre Stelzenschuhe trippelten auf den Pedalen, und mit unbeschreiblicher Geläufigkeit fuhr sie auf dem doppelten Verdeck von Tasten herum. Sie hielt mich wohl für einen recht dummen Jungen, denn es fiel mir nie ein, Wohlgefallen an ihrem Spiel zu äußern; wenn sie mich aber nach Hause schickte, steckte sie mir gewöhnlich ein kleines Goldstück in die Hand, und da zog ich überglücklich und selig von dannen.

„Warum," dachte ich, „soll ich ein Piano kaufen, da ich bereits ein Instrument habe, auf dem, wie ich oft gehört, meine Urgroßmutter die erste Meisterin war?" Ich ging hinauf in die düstere Rumpelkammer und da lag der Zweidecker mit einem zerbrochenen Bein und einem zersprungenen Resonanzboden. Ich schaffte ihn brutsam herab; er krachte und stöhnte und drohte auf jeder Stufe in Stücke zu gehen. Ein Schreiner besserte das schadhafte Bein aus und nun ließ ich den Tonkünstler kommen, der meinen Töchtern Musikunterricht geben sollte, und zeigte ihm selbstgefällig das Instrument, das, wie meine Urgroßmutter oft versichert hatte, das beste und angenehmste sey, das ihr je vorgekommen. Der Musiklehrer lächelte und sagte: „Sie schätzen es ohne Zweifel als Antiquität?" „Wie so?" fragte ich. — „Nun, ich denke," erwiederte er, „als musikalisches Instrument werden Sie es wohl nicht im Ernste rühmen." Ich dachte: er weiß, du bist nicht musikalisch und will dich aufziehen, und sagte daher: „Lieber Herr, haben Sie die Güte, dieses treffliche Instrument zu stimmen, und sofort den Unterricht zu beginnen." Der Musiker ging um mein Instrument herum, sah mich eine Zeitlang zweifelhaft an und schlug dann ein lautes Gelächter auf. Ich wollte nur, meine Urgroßmutter wäre da gewesen. „Verzeihen Sie," sagte endlich der Tonkünstler, „aber das Instrument da — offenherzig gesagt — ist nicht mehr werth" — „Als was?" — „Als daß man es ins Feuer wirft."

Das war ehrlich gesprochen und zu weiterer Bekräftigung schlug er kräftig auf die Doppelreihe der Tasten. Gegen solchen Beweis war lediglich nichts vorzubringen: ich hielt mir die Ohren zu, hieß ihn aufhören und gab ihm auf der Stelle den Auftrag, sich für mich nach einem Pianoforte mit all dem Kram von Patentverbesserungen, Extraoktaven, außerordentliche Pedalen, und wie die Erfindungen des gegen Ruhe und Frieden verschworenen bösen Feindes alle heißen mögen, für mich umzusehen.

Der Professor ging und ich betrachtete nun das einst hochgeschäzte, sorgsam verwahrte Instrument. Was würde, dachte ich, meine Urgroßmutter sagen, wüßte sie, daß sich ihre Ururenkelinnen ihre Finger an dir wärmen werden! Ihr Gatte kaufte ihr das Instrument im ersten Jahr ihrer Ehe; er wollte sie damit an ihrem Geburtstage überraschen und ließ es Morgens in aller Frühe in das Zimmer stellen, wohin sie zum Frühstück kam. Das war gar lang, ehe ich auf die Welt kam; aber die alte Frau erzählte mir die Geschichte gar oft mit Thränen in den Augen, und auch ohne dieß kann ich mir die Freude der jungen Frau über das liebe Geschenk lebhaft denken. Wie oft neigte sich ihr Gatte über sie, wenn sie diese jezt verfärbten Tasten schlug; wie oft sah sie ihm lächelnd ins Gesicht, wenn sie eine lustige Weise spielte, die er gerne hatte, weil sie einst miteinander darnach getanzt hatten!

Ich bin nicht musikalisch und kümmere mich weder um alte Spinette, noch um neue Pianos; aber das kann ich einmal nicht leiden, daß Dinge, die von einem Geschlechte theuer, ja heilig gehalten wurden, von einem andern verachtet und lächerlich gemacht werden. So geht es auch mit meiner Großmutter Bildniß. Hier hängt es vor mir: ein Schäferhut hinten auf dem Kopf, ein Täubchen auf

Digitized by Google

dem rechten Zeigefeiger und eine halbe offene Rose in der linken Hand. Wer es jezt sieht, macht sich über den outrirten Anzug, die steife Haltung, den altväterischen Styl lustig. Die Lieben, für die wir unsere Bilder malen lassen, sollten uns vor ihrem Tode im Bildniß verbrennen, oder die Leinwand, auf die wir gepinselt sind, mit sich ins Grab nehmen. Als meine Großmutter ihrem Maler saß, welch unendliche Mühe hatten sie da ihre Locken und ihr ganzes Kostüm gekostet, und jezt spricht Jedermann: es ist eine Fratze. Wenn die ersten Scheite vom zertrümmerten Spinett auf dem Heerde knistern, so sollte man ihnen aus Erbarmen das Bildniß in das Feuer nachwerfen.

Das beste aller denkbaren Pianos ist gekauft und der Lehrer hat seinen Unterricht begonnen. Meine Töchter üben sich Morgens, Mittags und Nachts, und wenn sie einmal Meisterinnen auf dem Instrument sind, so gebe Gott, daß sie musikalische Männer bekommen, und ich Ruhe in meinem Hause.

Ganz gewiß kommt die Zeit, wo alle die neuen Siebensachen unserer Zeit altväterisch sind, und meiner Töchter Urenkelinnen verbrennen wohl einst das herrliche Piano, wie wir der Urgroßmutter Spinett.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Das Bitten um Verzeihung ist bei dem gemeinen Russen aus seinem natürlichen Zustande, wenn er nämlich betrunken ist, auch in den ungewöhnlichen, wo er noch nicht getrunken hat und daher nüchtern ist, übergegangen, denn sie haben für unser „Lebewohl“ oder unser „Ich empfehle mich“ und dergl. nur Einen Ausdruck, prostschay (verzeih). Selbst das „glückliche Reise wünschen“ wird im Allgemeinen durch dasselbe Wort gegeben. Man hat zu diesem Zwecke ein eigenes kleines Liedchen, das durch ganz Rußland jedes Kind weiß, und das in einer sehr angenehmen, für eine solche Gelegenheit sehr passenden feierlichen Melodie, die viel Aehnliches mit ihren Kirchengesängen hat, von dem zurückbleibenden Kreise der Freunde dem Scheidenden nachgesungen wird. Es lautet in der Ursprache:

Stosja na stran saleki,
Twoi pust opredelon:
Ot naschich twoch nawjeki
Ne budesoh udalen.
Tu nas ne zabubay,
Lubesnoi brat, prostschay,
Prostchay, Prostchay.

d. h. wörtlich: Du wendest zwar in ferne Lande deine Schritte; von unserer Seele aber wirst du nimmer ferne seyn. Vergiß du auch unser nicht, geliebter Bruder, verzeih, verzeih, verzeih!

Ueberhaupt beobachten die gemeinen Russen die Gesetze der Höflichkeit im geselligen Umgange strenger als man erwarten sollte, wenigstens wenn sie zum erstenmal zusammenkommen, so wie beim Abschiede. Schon von Ferne grüßen sie sich mit ihren Hüten und Mützen, die sie über dem Kopfe schwingen und auch bei der strengsten Kälte abzunehmen nicht vergessen. Dann fliegen die Brüderchen und Väterchen einander entgegen und endlich kommen die Umarmungen und Küsse. Im ferneren Laufe der Konversation, wo die gegenseitigen Interesse verhandelt werden, geht es allerdings nicht immer so artig, sondern zuweilen sogar recht grob zu, aber wenn der Augenblick des Abschieds herannaht, und die Freunde zum Ueberflusse noch durch ein Glas Branntwein sich begeistert fühlen, so kommen auch alle jene Zärtlichkeiten in abnehmender Progression wieder und das Grüssen und Winken nimmt kein Ende, bis sie einander aus dem Gesicht verlieren.

Eine eigene Art der Courtoisie der russischen Bauern ist bereits in ihre Sprache übergegangen und verdiente, ihrer Kürze und Präcision wegen, allgemeine Nachahmung. Sie sprechen den Vornehmern mit Sudar (Herr) an, und um das in ihrem Gespräche zu oft vorkommende Wort abzukürzen, schneiden sie die vier lezten Buchstaben desselben weg und lassen blos das s stehen, welches sie dann, als Suffix, ihren andern Worten anfügen. So heißt z. B. unter ihres Gleichen unser wie oder was? „kak?“ dasselbe Wort an einen Vornehmern lautet dagegen: Kaks, was gleichbedeutend mit kak. Sudar? (wie, mein Herr?) ist. So heißt Njät nein, und Njäts nein, mein Herr u. s. w. Diese äußerst bequeme Abkürzung übertrifft die französischen und englischen Höflichkeitsworte bei weitem, und verdient wohl Beachtung, besonders von Seiten der Deutschen, die mit ihren sesquipedalen Redensarten von Hochwohl- und Hochedel- und Wohledelgeboren u. s. ihren Nachbarn schon längst zum Gespötte dienen. Doch muß zur Steuer der Wahrheit hinzugesezt werden, daß diese unglücklichen Titel in den höhern Klassen Rußlands leider auch Aufnahme gefunden haben, wo sie, da sie in der russischen Sprache gewöhnlich noch viel länger und bloße wörtliche Uebersetzungen aus dem Deutschen sind, noch etwas lächerlicher klingen. Da gibt es Blagorodiu, Gutgeborn, Wisokoblagorodiu, Hochgutgeborn, Preworschodisellswu, Vorschreitende (wie sie unser Exzellenz übersetzen), Swiatelstwu, Durchsichtige (unser Durchlaucht), und was dergleichen alberne Titel mehr sind, die es wahrhaftig nicht werth waren, daß man sie Andern ablernte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Oktober.

(Beschluß.)

Erste Bernische Industrieausstellung.

Die Verfertigung von Uhrwerken macht bekanntlich einen der bedeutendsten Erwerbszweige der westlichen Schweiz aus. Diese Gegend hat hierin einen seit vielen Jahren wohl begründeten und weit verbreiteten Ruf. Von der Uhrenmacherei kann man im eigentlichen Sinne des Wortes sagen, daß sie in jenem Land national geworden und mit der Lebensart des Volkes gleichsam verschmolzen sey. Nur durch große Vervollkommnung der Kunst unter günstigen Zeitumständen konnte ihr diese Ausdehnung gegeben werden, so wie denn auch umgekehrt nur durch diese Ausdehnung und Theilung der Arbeit die zum Wachsthum dieses so mannigfaltige Kenntnisse erfordernden Erwerbszweiges nöthige Vervollkommnung herbeigeführt werden konnte. Die vor zwei Jahren in Genf, einem der Hauptsitze dieser Fabrikation, stattgefundene Ausstellung bot eine in jeder Hinsicht werthvolle Uebersicht desjenigen dar, was die Schweiz hierin leistet, und es hat darum auch der

Professor de Candolle in seinem Berichte diesen Zweig mit Recht einer besonders sorgfältigen Würdigung unterlegt. Nur wenige Theile des Kantons Bern, nämlich einige Thäler des Jura, beschäftigen sich mit der Verfertigung von Uhren, und bilden damit einen Theil jener großen Nationalindustrie aus, welche eine von der Natur wenig begünstigte Schweizergegend belebt. Die Menge der von dort ins Ausland gehenden Waaren ist immerhin sehr bedeutend, und verdient daher auch für Bern alle Berücksichtigung. Ob die Kunst in diesen Jurathälern, oder in den benachbarten von Locle und Lachaux de fonds, dem berühmten Sitze derselben, oder aber in dem gewerbfleißigen Genf zuerst eingeführt worden, könnte nur durch genaue geschichtliche Nachforschungen ausgemittelt werden, und da die Verfertigung der Uhren gewöhnlich nicht durch einzelne Arbeiter geschieht, sondern ein Zusammenwirken Vieler erfordert, so ist es hier schwieriger als bei jedem andern Kunstwerke, das Verdienst des Künstlers nach Gerechtigkeit zu würdigen.

Noch verdient als neue Erfindung, welcher auch die für mechanische Arbeiten ausgesetzte goldene Denkmünze von zehn Dukaten zuerkannt ward, das von Johann Leuenberger, einem Uhrenmacher in Sumiswald, ausgestellte orgelartige Instrument erwähnt zu werden; dasselbe besitzt nebst mehreren Orgelregistern ein unter der Claviatur, die 14½ Oktaven hält, angebrachtes Harmonikaspiel, nach dem Prinzip der bekannten Mundharmonika gebaut, welches sowohl für sich allein, als in Verbindung mit der Orgel gespielt werden kann. Dem Blasebalg, der mit dem Fuß getreten wird, ist die Einrichtung gegeben, daß während des Spieles der Ton angeschwellt und wieder geschwächt werden kann, welche Wirkung noch durch ein besonderes Forte vermehrt wird. Durch diese sinnreiche Einrichtung erhält das Instrument den Vortheil, bei langsamen Musikstücken ein Crescendo von außerordentlicher Wirkung zu gestatten. Der Ton dieser Harmonika ist besonders in der Tiefe für die noch etwas kleine Dimension sehr schön und voll, und wenn der Spieler das Instrument genau kennt, so ist er im Stande, durch abwechselnden Gebrauch oder Auslassen des Orgelregisters und der Verstärkung eine außerordentliche und ergreifende Wirkung hervorzubringen. Ganz besonders eignet sich dasselbe zu ernsteren Musikstücken, und möchte mit Nutzen in kleinern Kirchen zu Begleitung des Gesanges gebraucht werden können, besonders wenn der Verfertiger darauf dächte, ihm mehr Ausdehnung, größere Dimensionen und dadurch auch noch etwas mehr Stärke zu geben.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Tabaksregie. Anekdote.

Jedoch laßt uns von diesen ernsthaften Angelegenheiten abgehen, und lieber einige lustige Kleinigkeiten aus der Tagsgeschichte vornehmen. Bekanntlich hat sich die französische Regierung das Tabaksmonopol zugeeignet, wie andere Regierungen sich die fahrende Post, die Kalender und andere Dinge zueignen, und die gesetzgebenden Kammern haben ihr dieses Monopol zur Deckung beträchtlicher Staatsausgaben verstattet. Seitdem nun muß sich ganz Frankreich mit dem von der königlichen Regie gelieferten Tabak versehen, er mag gut oder schlecht seyn; es hat keine Wahl, sondern muß den Tabak kaufen, den die Regie vorlegt. Nun kommt ein pfiffiger Kopf auf den Einfall, einen Tabak zu ersinnen, worin nicht das geringste Theilchen Tabaksblätter vorkommt, und daraus ein Nasenpulver zu verfertigen, das er Poudre sternutatoire nennt; der Mann selbst heißt Duchatellier. Die königliche Regie will ihm dies verwehren und verklagt ihn vor Gericht, daß er einen Eingriff in ihr Monopol gethan habe; sie läßt sogar sein Fabrikwerkzeug in Beschlag nehmen. Sein Advokat stellt den Richtern das Ungereimte der Anmaßung der Regie vor, die allen Nasen verbieten wolle, sich eines andern Standes als des ihrigen zu bedienen. „Die Regie hat das Tabaksmonopol; nun wohl, dieses Monopol läßt ihr mein Klient; in seinem Staube kommt kein Tabak vor, dies bezeugen die beeidigten Chemisten; also hat die k. Regie nichts zu sagen.“ — „Aber, erwiederte diese, wenn nun die Poudre sternutatoire des Duchatellier Beifall fände und man unsern Tabak liegen ließe?“ — „Desto schlimmer für euch, ihr Herrn von der Regie, das kümmert meinen Klienten nicht im Mindesten.“ — „Der Mann hat Recht,“ sagten die Richter, und wiesen die königl. Regie mit ihrer Klage ab. Diese wendete sich an ein Obergericht, und verlor nochmals ihren Prozeß. Duchatellier hat also nun das unumstößliche Recht, die Nasen der Liebhaber mit einem Schnupftabak, der kein Tabak ist, zu versorgen. Findet sein Nasenpulver Beifall, so muß die k. Regie entweder ihren Tabak verbessern und im Preise herunterseyen, oder dem Erfinder des neuen Schnupftabaks sein Geheimniß abkaufen, damit er keinen Gebrauch davon mache und ein Krämer nicht dem andern schade. Da man in einer so spekulativen Zeit, wie die unsrige, schon allerlei ausgesonnen hat, um recht viel Geld in kurzer Zeit zusammenzubringen, unter andern in Paris allerhand Unternehmungen ins Werk gesetzt hat, um den die Bequemlichkeit liebenden, wohlhabenden Parisern Zeit und Mühe zu ersparen, z. B. Abonnements, um im Fall einer Krankheit mit Aerzten und Arzeneien versehen zu werden, um Anschlagzettel in ganz Paris ankleben zu lassen, um durch Visitenkarten seine Freunde in dieser großen Hauptstadt zu benachrichtigen, daß man noch lebt und an sie denkt u. s. w., so ist auch so eben eine Kompagnie entstanden, welche gegen ein honettes Abonnement den Parisern die Mühe ersparen will, des Morgens ihre Stiefeln zu wichsen, ihre Kleider auszubürsten, ihren Wein zu zapfen, die Dielen oder Steine in ihren Zimmern mit Wachs zu glätten, und was dergleichen Hausarbeiten mehr sind. Schon andere Kompagnien sind entstanden, um die Pariser mit warmem Wasser, mit Fleischbrühe u. dgl. zu versehen. Läßt sich etwas Bequemeres denken, als solch ein Leben unter lauter gefälligen Kompagnien, die einem alle Sorgen und Mühseligkeiten der Haushaltung überheben? Sollte man nicht glauben, die Pariser würden wahre Sybariten werden, wenn die Geschichte der letzten Tage des Juli nicht beurkundete, daß sie Vaterland und Freiheit so gut lieben, als es die Alten thaten?

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nro. 254:
Der Reif.

Räthsel.

Wer nennt mir die ächte verkehrte Welt,
Wo Alles sich frisch auf die Köpfe stellt.
Wo leichte Lüftchen ein Haus erschüttern,
Und Holz und Steine zusammen zittern?
Wohl blickt ein Bewohner zuweilen heraus,
Ist aber keiner darin! o Graus!
Es fahren auch Schiffe da mitten hindurch.
Doch plötzlich verschwindet das Haus in der Furch',
Und Holz und Steine wie Wasser vergehen,
's ist keine Spur mehr davon zu sehen.
Doch kaum ist das Schiff aus dem Hause heraus,
So steht auf dem Dach schon wieder das Haus.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 260.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Oktober 1830.

— Hoffe dies,
Daß in der Barbarei auch was zu finden sey,
Das nicht barbarisch ist. —

Paul Flemming über die alten Russen.

Bilder aus Rußland.

Die Leibeigenschaft. Verdienst und Geburtsadel.

Von der ursprünglichen Sitten-Einfachheit der alten Bewohner Rußlands, hat sich einer der edelsten, schönsten Züge noch in seiner ganzen Stärke erhalten: die Achtung gegen bejahrte Personen und besonders gegen die Eltern. Man kennt kein Beispiel, daß ein Sohn, auch wenn er selbst längst schon Familienvater ist, sich gegen seinen Vater auf eine rohe oder gewaltthätige Weise vergangen hätte, und es hat mich oft innig gerührt, erwachsene, feurige Männer, die keinen Widerstand zu dulden und in ihrem Hause sich alles zu unterwerfen gewöhnt waren, selbst in der Wuth des Zorns, sich auf das erste Wort ihres bejahrten Vaters wie kleine, furchtsame Kinder betragen zu sehen. Dieß zeugt von einem reichen Fond von Gutmüthigkeit, mit dem sich, wenn er gehörig benuzt würde, Wunder wirken ließen. — Nicht so kindlich ist das Betragen des gemeinen, leibeigenen Mannes gegen seinen despotischen Herrn. Zwar ist er ihm äußerlich unterthan, wie man nur zu deutlich sieht, so oft sich beide begegnen; aber ihr Inneres kämpft immer gegen dieses unnatürliche Verhältniß an und sie thun daher nur, was sie eben müssen, da bei einem Sklaven von gutem Willen eben keine Rede seyn kann. Es gibt allerdings viele Herrn, die ihre Leibeigenen mit Humanität, ja selbst mit Freundlichkeit behandeln. Aber ihre Zahl ist bei weitem die kleinere. Daß sich die Leute in die althergebrachte Gewohnheit fügen, kann kein Beweis für die Rechtlichkeit dieser Gewohnheit seyn. Ja daß selbst viele Leibeigene, wenn sie von ihrem Herrn die Freiheit erhalten haben, nach einigen Jahren aus eigenem Antriebe sich wieder in die alte Knechtschaft zurück begeben, wie ich oft genug gesehen habe, kann nicht als ein Beweis für ihren glücklichen Zustand gelten, wie viele behaupten wollten, da es vielmehr ein Beweis von gänzlicher Ausartung und schon völlig unterdrücktem Menschensinn ist, wenn das Köstlichste aller Güter, die Freiheit, wie eine ganz werthlose Sache behandelt und um jeden Preis hingeworfen wird. Da über Dinge dieser Art bei allen Gebildeten und auf Humanität Anspruch machenden Menschen wohl nur Eine Stimme ist, so wird es überflüssig seyn, hier bei einem so widerlichen Gegenstande länger zu verweilen. Möge der Himmel geben, daß diese Abscheulichkeit auch dort bald ihr Ende finde, wie sie bereits in allen kultivirten Ländern mit den wilden Thieren, als die lezte Spur der alten Barbarei, vertilgt worden ist.

Der Adel des Landes theilt sich in zwei wesentlich verschiedene Klassen: den Geburts- und den Amtsadel. Der erste zeichnet sich meistens durch seinen Reichthum, der zweite durch seine staatsbürgerlichen Vorrechte aus. Alle Beamten werden in sechzehn Klassen (Tschin) getheilt, von welchen die ersten acht den eigentlichen Amtsadel bilden. In der ersten Klasse steht der Kanzler des Reichs,

Digitized by Google

in der achten die Hofräthe, in der siebten die Kollegienräthe, in der sechsten die Staatsräthe u. s. w. Die Benennung eines Hofs, Kollegien- oder Staatsraths u. s. w. erhalten die Beamten, auch wenn sie mit dem Hofe, den Kollegien des Reichs u. s. nicht unmittelbar in Gemeinschaft stehen. So hat z. B. jeder ordentliche Professor an den Universitäten den Titel und Rang eines Hofraths, und nach fünf Jahren unbescholtener Amtsführung wird er Kollegienrath, oder tritt in die siebente Klasse u. s. w. Wer zu einer dieser acht Klassen gehört, und dazu kann nur ein in einem öffentlichen Amte stehender Mann gehören, hat dadurch nicht nur für sich den persönlichen Adel, sondern hinterläßt auch denselben seinen Kindern und Nachfolgern erblich. Nach einem Reichsgrundgesetze Peters des Großen ist dieser Amtsadel der ersten acht Klassen jedem andern erblichen Adel des Landes vollkommen gleich zu achten, und der Beamte der achten Klasse ist ganz eben so gut ein Adelicher, als der gedorne Graf oder Fürst, selbst wenn jener eines Bauern Sohn ist. Ja bei öffentlichen Aufzügen, bei kirchlichen Feierlichkeiten, bei Vorstellungen vor den Chefs und bei den Präsentationen am Hofe hat der Amtsadel den Vortritt vor dem bloßen Geburtsadel, und des Bauern Sohn, wenn er Hofrath ist, geht vor dem Grafen oder Fürsten, wenn der lezte kein Amt hat und nichts, als Graf oder Fürst ist. *) Man erkennt den Amtsadel sogleich an der Stickerei seiner Kleidung, durch welche die ersten acht Klassen streng geschieden und auf den ersten Blick bemerkbar gemacht sind, während der Graf oder Fürst als solcher durch kein äußeres Merkmal ausgezeichnet ist. Wenn ein Unbekannter zum ersten Mal in die Gesellschaft tritt oder wenn er auf Reisen mit dem Postmeister zusammen trifft, so ist gewöhnlich die erste Frage, nicht ob er reich oder arm, nicht ob er Baron oder Graf ist, woran ihnen sehr wenig liegt, sondern: Kakoi Tschin? (zu welcher Klasse?) damit man ihn nach der von ihm bekleideten Würde behandeln kann. Allerdings weiß sich der Geburtsadel durch seinen Anhang und durch die Mittel, welche ihm zu Gebote stehen, für diesen Verlust zu entschädigen, indem er, wenn er etwas im Staate gelten will, sich irgend ein Amt zu verschaffen weiß und wenn er es erhalten hat, sich mit seinem neuen Titel auf seine Güter zurückzieht. Immer aber ist es eine sehr zweckmäßige Einrichtung, die der Geburtsaristokratie kräftig entgegen wirkt und aus der in Rußland der eigentliche Mittelstand, der tiers état hervorgehen wird, an welchem es ihm bisher noch fehlt, da man in diesem Lande, seiner ersten ursprünglichen Einrichtung nach, nur zwei Klassen, Herrn und Sklaven kannte, und ein eigentlicher Bürgerstand gar nicht existirte.

*) Der eigentlichen Adelsfamilien im deutschen Sinne gibt es in Rußland wenige, indem blos die Knäsen- (jezt Fürsten und Grafen) Familien in diese Kathegorie zu rechnen sind. Daher denn auch weniger Baronen-Familien unter den russischen Familien zu finden sind, als in dem kleinsten deutschen Bundesstaat.

Miszellen.

Die Stadt Jedo in Japan. — Ueber Japan wissen wir noch so wenig, daß uns jede Nachricht darüber willkommen seyn muß. Nach einem neuern Reisenden hat Jedo, die Hauptstadt von Japan, nicht, wie man früher glaubte, mehrere Millionen, sondern nur etwa 730,000 Einwohner; sie wird von einem beträchtlichen Flusse durchströmt, der Fahrzeuge von mittlerem Tonnengehalt trägt. Dieser Fluß theilt sich in mehrere Arme und erleichtert dadurch den Transport aller Lebensmittel sehr, und diese sind deßhalb so wohlfeil, daß man für etwa neun Kreuzer täglich gut leben kann. Straßen und Plätze sind sehr hübsch und so reinlich, daß man kaum glauben sollte, daß sich Menschen darauf bewegen. Die meistens zweistockigen Häuser sind aus Holz; außen sind sie unscheinbarer als die unsrigen, aber bequemer und besser verziert. An allen Straßen laufen bedeckte Gänge hin, und in jeder wohnen Handwerker vom selben Gewerbe beisammen; in der einen sind die Zimmerleute, in der andern die Schneider, die Juweliere u. s. w., mit den Kaufleuten ist es ebenso. Auch jede Waare hat ihren besondern Markt; der Fischmarkt ist sehr groß und außerordentlich reinlich; man findet hier Meer- und Flußfische, frisch und eingesalzen, in der größten Fülle und Mannigfaltigkeit. Die Wirthshäuser sind gleichfalls immer in einer Straße bei einander, in der Nähe von den Straßen, in denen man Pferde verkauft und vermiethet. Die Adelichen und Vornehmen wohnen gleichfalls in einem besondern Stadttheile. Ueber den Thüren ihrer Häuser sieht man ausgehauene, gemalte oder vergoldete Wappen; die japanischen Edeln sollen auf dieses Vorrecht sehr eifersüchtig seyn. In jeder Straße residirt ein Richter, der Civil- und Kriminalsachen in erster Instanz entscheidet, und die verwickelteren der Regierung vorlegt. Alle Straßen haben an beiden Enden Thoren, die mit Einbruch der Nacht geschlossen werden. An jedem Thor ist ein Wachhaus und längs der Straße sieben Posten. Wird nun ein Verbrechen begangen, so ist es in einem Augenblick an das Ende der Straße gemeldet; sogleich schließt man die Thore und so entkommt selten ein Verbrecher.

* * *

Kriminalprozesse gegen Thiere. — Im Jahr 1266 wurde ein Schwein zu Fontenay aux Roses auf Befehl der Justizbeamten lebendig verbrannt, weil es ein Kind gefressen hatte. 1386 that der Richter von Falaise den Spruch, daß einem Schwein, das ein Kind im

Digitized by Google

weiß selbst mit Ihr bis ans Ende gehalt hat, so
hat er doch nur einen Theil seiner Pflicht erfüllt.
Er muß auch Ihr Vertrauen zu gewinnen wissen,
und das kann nur durch Liebe geschehen. Ihr
Herz muß sich ihm öffnen, damit er darin lesen
kann, was ihr Kummer ist, damit er ihn mit ihr
theilen kann. Ihr Herz muß ihm ihre Gedanken
und Empfindungen entdecken können, so wie ihm
ihr Leben.

Ich habe Ihnen, meine theure Freundin, in
Kürze meine Ansichten über die Ehe mitgetheilt,
und ich bin überzeugt, daß Sie mir beistimmen
werden. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Ihnen
meine Tochter Elisabeth zur Frau geben werde,
wenn der Bräutigam, den Sie mir wählen, mir
gefällt, und Sie wissen, daß ich Ihnen Wort halte.
Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Ihnen meine
Tochter Elisabeth zur Frau geben werde, wenn
der Bräutigam, den Sie mir wählen, mir gefällt,

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Die St. Simonisten.

Am vorigen Sonntag habe ich die Versammlung der St. Simonisten besucht. Ihre Predigten, zur Bekehrung der Christen und Nichtchristen, werden jetzt in der salle Taitbout gehalten. Es ist ein zu Konzerten eingerichtetes Lokal, ganz theaterartig, mit zwei Logenreihen und einem Amphitheater. An der Stelle des Orchesters hat man eine Tribüne errichtet; ein rother Sammtteppich, goldverbrämt, schmückt dieselbe. Zu beiden Seiten sitzen aufgenommene Mitglieder der Gesellschaft, abgesondert von den Layen, welche das ganze übrige Theater füllen. Das ganze Bekehrungswerk gleicht einer tragikomischen Theaterposse. Ein ungemeines Rednertalent läßt sich einem der zwei Prediger, die ich gestern vernahm, nicht absprechen. Bazardsinsantin — ich glaube, er war es in eigener Person — tobte gegen das verworfene Jahrhundert, gegen die erstorbene christliche Liebe, gegen den unglücklichen Zustand der arbeitenden Klasse. Manche Begriffe sind gerecht, viele grundfalsch; daß der Katholizismus sich in Paris durchaus überlebt hat, unterliegt keinem Zweifel mehr; auch die moderne Philantropie mit ihren Arbeitshäusern und Verbesserungsanstalten reicht nicht hin; sie bleibt nur ein ziemlich herbes Palliativ, und das Elend der Armen nagt immerfort wie ein Krebs am Herzen der Staaten. Wäre indeß die christliche Liebe in jeder Brust heimisch, was wäre zu wünschen übrig? könnte die Erde dann nicht wirklich das Paradies werden, das uns die St. Simonisten auf ihrem Wege, durch ihr System verheißen? Was Jesus, was achtzehn Jahrhunderte nicht ausgerichtet haben, das will nun St. Simon, oder wollen vielmehr seine Jünger rasch und kräftig bewirken. Sie sind Apostel, und St. Simon ein größerer Wohlthäter der Menschheit, als der vergessene Jesus! Die Parallele, welche der Redner zwischen dem Stifter unserer Religion und dem obskuren, in Schulden gestürzten Selbstmörder durchführte, war in der That gotteslästerlich; der liberalste deutsche Rationalist hätte nicht geduldig dies Unwesen mit angehört. „Jesus Christus starb am Kreuze," rief er; „auch St. Simon ist auf dem Kreuze gestorben; nicht auf dem materiellen Holze, aber gefoltert, gepeinigt von seinem Zeitalter." In einer frühern Sitzung vertheidigten sie sich gegen den Vorwurf, als ob sie Gemeinschaft der Güter einführen wollten; St. Simon ist nicht gekommen, um die Erbschaft zu zerstören, sondern umzuändern. Jedes Individuum soll den Verstorbenen beerben, den es am besten ersetzen kann; so erbt also ein junger Maler die Werkstätte und die Geräthschaften des gestorbenen Malers, der Sohn aber tritt nicht mehr in die Rechte des Vaters, die ihm blos der Zufall gegeben hat. So würde sich das Erbrecht auf eine größere Masse verbreiten; keiner würde mehr in Müßiggang die Früchte fremder Arbeit genießen. Wie dieser utopische Grundsatz ins wirkliche Leben einzuführen, wie dieses Erbrecht zu handhaben, wie die elterliche Liebe auszurotten sey, wissen die Adepten selber nicht. In dogmatischem Tone rufen sie in die Welt hinaus: „Ja, wir sind arm, arm an Geld, aber reich an Liebe für die arme Menschheit, reich an Ueberzeugung, daß diese Liebe die Welt neu zu gebären vermag! reich an Schätzen, die uns St. Simon hinterließ, um Glück und Ueberfluß über alle Mitglieder der menschlichen Familie zu verbreiten; reich durch die Ueberzeugung, daß die zahlreichste Klasse und die ärmste bereichert wird durch das Evangelium, das wir bringen." Ich habe nicht bemerkt, daß diese Reden unter den Zuhörern einen großen Eindruck hervorgebracht hätten. Man hörte ruhig zu und ließ das alles gut seyn. Es war nicht ein schlechtgekleideter Mann im ganzen Auditorium; elegante Damen füllten die vordern Bänke. So lange St. Simon's Lehre in dieser Sphäre bleibt, kann sie weder Nutzen noch Schaden stiften. Erfahren aber die schon zu viel aufgeregten niedern Klassen der Gesellschaft, wovon die Rede ist, so dürfte sich in gegenwärtiger Zeit der Einfluß dieser Sekte bald schneller verbreiten, und anstatt organisirend zu wirken, wie der Titel ihres Wochenblattes (l'organisateur) zu versprechen scheint, würde sie das Werk der Zerstörung fördern. — La Mennais schon lange nicht genannter Name erscheint seit drei Tagen wieder auf einem neuen Blatte, das er herausgibt: L'avenir, die Zukunft, und was für eine Zukunft Hr. von la Mennais verbreiten möchte, ist wohlbekannt. Jetzt stellt er ein neues Jesuitenprinzip auf; den Republikanismus und den Katholizismus ruft er auf, einen innigen Bund zu schließen; wohl in der Ueberzeugung, daß die Rückkehr zur absoluten Monarchie von der Republik aus leichter sey, als vom gegenwärtigen Standpunkte aus. Eine andere Zeitschrift, le correspondant, erscheint im alten Format des Globe, zweimal wöchentlich; sie scheint von einer gemäßigten Royalistenpartei gestiftet zu seyn. Ihr Rath lautet auf Unterwerfung, auf Allianz mit dem linken Centrum, um sich dem Terrorismus entgegenzustemmen; aber gerade weil der Ton gemäßigt ist, ist es eine Stimme in der Wüste. Sogar sonst treffliche Meinungsführer, wie der National, führen eine zweideutige, perfide Sprache. Schadenfroh sieht dieser auf die Pairskammer und ihre mißliche Lage, und indem er sie zu beklagen scheint, lacht er heimtückisch hinter jedem Worte. Der Temps, bis jetzt völlig unabhängig, widersetzt sich nächst dem ministeriellen Blatte, dem Journal des Débats, der Stimmung des ungezügelten Volks mit der größten Festigkeit. Aber ein einzelnes Journal ist jetzt keine Macht im Staate, und mit immer steigender Unruhe sieht der Friedliebende dem Prozesse der Exminister entgegen. Immerwährend füllen zahlreiche Gruppen die Alleen des Luxembourgs; Mauern und Bretterwand zwischen dem großen und kleinen Pallaste sind übermalt mit Galgen und Schmähworten. Mort aux ministres steht überall angeschrieben; nicht insgeheim, vor Aller Augen stellen sich die Unzufriedenen mit ihrer Kreide hin, um ihr Verdammungsurtheil vorläufig bekannt zu machen. Ein Theil der Nationalgarde ist nicht im geringsten für die Vertheidigung der Gefangenen gestimmt; das unzeitig vorgeschlagene Gesetz der Deputirtenkammer, die Abschaffung der Todesstrafe betreffend, hat die Spannung ins Unendliche vermehrt. Wenn kein deus ex machina erscheint, oder die Pairskammer die Beklagten nicht aufs Schaffot sendet, so lassen sich weder Ereignisse, noch die Folgen derselben berechnen. Warum? Suchen Sie die Antwort in Barbiers rosem, aber sublimem Liedgedicht auf die drei Pariser Tage:

C'est que la liberté n'est point une comtesse
Du noble faubourg St. Germain....

sondern ... aber ich werde mich wohl hüten, fortzufahren; denn die Beschreibung, was sie ist, wie kräftig und rüstig sie einherschreitet und wie wenig sich mit ihr spassen läßt, diese Beschreibung wäre wohl mancher Leserin selbst in fremder Sprache unerträglich. Sph.

Auflösung des Räthsels in Nr. 259.

Das Bild im Wasser.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 35 u. Monatsreg. Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

November.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparthenlichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Gespenster, von Schöll. 261.
Aus Grabbes Aschenbrödel. 264 — 267.
Der Wanderer in der Sägmühle, von Kerner. 269.
An einen Dichter, von Schöll. 271.
Italien, von G. Pfizer. 276.
Klage, von Schöll. 277.
Der Blinde im Frühling. 282.
Charade: Handschrift. 266.
Räthsel: Das Besteck. 272. — Die Staatspapiere. 278. — Der Kortzieher. 284.

Romane und Erzählungen.

Erste Liebe. 261 — 276.
Roberto Korsini. 278. 279. 280. 281.

Länder- und Völkerkunde.

Europäer in Amerika vor Columbus. 261.
Bilder aus Rußland. 271. 272. 273. 274. 277. 278. 279. 280. 284. 285. 286.
Nachrichten aus Algier. 279.

Naturgeschichtliches.

Ueber den Gebrauch mancher Völker, Erde zu essen. 273.
Der Luftvulkan Matalaba auf Sicilien. 277.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Leserinnen. 262. 263.
Ueber die Nationalsinnbilder der Franzosen. 268. 269. 270.
Statistische Notizen. 276.
Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen. 281. 282. 283.
Ueber den Papyrus der Alten und das indische Reispapier. 282.
Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung, von W. v. Humboldt. 283. 284. 285. 286.

Korrespondenz.

Genf. 261. 262. 263. 264. 265. — Frankfurt 263. 264. 277. 278. 279. — Paderborn. 265. — Berlin. 266. 267. 277. 278. — Lausanne. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. — London. 269. 270. 272. 273. 274. 282. 283. 284. 285. 286. — Bern. 274. 275. — Paris. 275. 281. 282. 283. 284. — Dresden. 276. — St. Gallen. 280.

Kunst-Blatt.

Nro. 87.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1829. (Forts. — Graviren auf Stein mit Brillantspitzen.

Nro. 88.

Die Kunst. Aus Schuberts Geschichte der Seele. — Kunstliteratur. Geschichte der Malerei in Italien, von L. Lanzi, aus dem Italienischen von J. G. v. Quandt.

Nro. 89.

Die Kunst. (Forts.) — Beiträge zur Geschichte der Kunst und der Künstler in Ulm, von Wevermann.

Digitized by Google

Nro. 90.

Die Kunst. (Beschluß.) — Kunstgeschichte. Rafael aus Urbino. Von F. Reyberg. — Peter Vischers Grab in Nürnberg.

Nro. 91.

Grundsteinlegung der Walhalla. — Kunstgeschichte. (Beschluß.) — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 92.

Francesco Longhena über einige Gemälde von Rafael. — Paris.

Nro. 93.

Francesco Longhena über einige Gemälde von Rafael. (Beschluß.) — Kunstausstellung zu Brüssel. — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 94.

Ueber die Kunstausstellung in Nürnberg im Jahre 1830. — Ueber die Generaladministration der schönen Künste in Paris. — Neue Kunstsachen. Der Vesuv, nach der Natur gezeichnet und gestochen von Frommel.

Nro. 95.

Ueber die Kunstausstellung in Nürnberg. (Forts.) — Wachsmalerei.

Literatur-Blatt.

Nro. 111.

Lyrische Dichtkunst. 14) Blätter der Liebe von Anastasius Grün. — 15) Serenaden und Phantasien eines friesischen Sängers. Von Harro Harring. — 16) Poetische Spiegelreflexe, von H. Pierre. — Taschenbücher auf 1831. 9) Müchlers Anekdotenalmanach.

Nro. 112.

Lyrische Dichtkunst. 17) Gedichte von Karl Immermann. — 18) Gedichte von Dr. Schrader.

Nro. 113.

Lyrische Dichtkunst. 19) Heimathliche Bilder und Lieder von K. A. Tanner. — 20) Der Erdball im Aether, von M. v. Schlör. — 21) Philomele, von W. Heidelberg. — 22) Poesien der dichtenden Mitglieder des Breslauer Künstlervereins. — 23) Spenden aus dem Archiv des Sonntagsvereins. — 24) Tigurina oder die Ideale, von E. Sulzer. — 25) Erato von Franz Freiherrn v. Gaudy. 26) Alexander, v. S.

Nro. 114.

Lyrische Dichtkunst. 27) Gedichte von N. und H. Marggraff. — 28) Die Jahreszeiten, besungen von Dr. Schwarz. — 29) Weiblichkeit, von J. F. Schneller. — 30) Die vier Stufen des weiblichen Alters. Von F. W. Zachariä. — 31) Früchte der Einsamkeit, von H. Siegel. 32) Lyrische Gedichte von K. W. Kirsch.

Nro. 115.

Literargeschichte. 1) De l'influence littéraire de la révolution fr. — Taschenbücher auf 1831. 10) Huldigung der Frauen. — 11) Frauentaschenbuch. — 12) Eros. 13) Menzels Taschenbuch der neuesten Geschichte.

Nro. 116.

Literargeschichte. 2) Reflexions sur le déclin des sciences en Angleterre, par Babbage. Sprachlehre. 1) Vollständiges englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch, von Flügel. — 2) Wörterbuch der englisch-deutschen und deutsch-englischen Sprache, von Hilpert. — Taschenbücher auf 1831. 14) Theodulia.

Nro. 117.

Lyrische Dichtkunst. 33) Gedichte von Caroline B., herausgegeben von W. Schnitter. — 34) Gedichte von H. Waldow. — 35) Epigrammenlese, von H. Schröder. — J. Nachels deutsche satyrische Gedichte. — 37) Erste Improvisation von Langenschwarz in München. Stenographisch aufgenommen von Gabelberger.

Nro. 118.

Lyrische Dichtkunst. 38) Des S. A. Propertius Werke, übers. von J. H. Voß. — 39) Des P. Ovidius Naso Heilmittel der Liebe, übers. von F. K. v. Strombeck. — 40) Des P. Virgilius Maro Werke, von Dr. Nürnberger. — 41) The beauties of the poets of great Britain, by Th. Collins Banfield. — 42) Italia in hundert und einem Ständchen besungen von einem Morgenländer. — 43) Gedichte von J. K. M. Maurer. — 44) Sämmtliche Gedichte von Ch. Fr. Dan. Schubart. — 45) Euthymia oder des Lebens Freuden, von J. C. Ihling.

Nro. 119.

Universitätswesen. Die Gesammthochschule der Schweiz und die Universität Basel, von Dr. Trorler. — Lyrische Dichtkunst. 45) Auswahl von Gedichten zu deklamatorischen Uebungen, von A. Klar. — 46) Auswahl moralischer Erzählungen und Gedichte für die Jugend, von J. G. Melos. — 47) Kleine Gedichte für Kinder des zartern Alters von H. van Alphen. — 48) Lieder für die Jugend von H. A. v. Kamp. — 49) Der jugendliche Sängerchor, von W. Nedelmann. — 50) Blumen und Früchte für die Kindheit und das erste Jugendalter, von Gläser.

Nro. 120.

Taschenbücher auf 1831. 15) Novellenkranz von L. Tieck. — 16) Taschenbuch für Damen. — 17) Raumers historisches Taschenbuch. — 18) Hormayrs Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. — Lyrische Dichtkunst. 51) Gedichte in niederösterreichischer Mundart, von Castelli. — 52) Flinserln. Von J. G. Seidl. — 53) Etwas zum Lachen, von F. Lennig. — 54) Gedichter vun dien grauße Lamben der Jüdischkeit mit Nume Izig Feitel Stern. — 55) Dichtungen von J. M. Rahthaler. — 56) Ernst, Frohsinn und Scherz. Von J. Ph. Neumann.

Nro. 121.

Lyrische Dichtkunst. 57) Harmonies poétiques et religieuses par Alp. de Lamartine. — 58) Christliche Gedichte von Albert Knapp. Von seinen Freunden herausgegeben. — 59) Das deutsch-evangelische Kirchenlied, von E. C. G. Langbecker. — 60) Luthers geistliche Lieder. Von Riedel. — 61) Theotima oder Harfenstimme in Sion. Von Herausgeber der Theomela. — 62) Religion, Liebe und Treue. Eine Sammlung poetischer Versuche von F. W. Krampitz. — Taschenbücher auf 1831. 19) Orpheus. — 20) Clauren's Vergißmeinnicht.

Digitized by Google

№. 261.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. November 1830.

„Wenn irgend Jemand das bezweifelt, so laßt ihn mich auf die Probe stellen. Ich habe meine Menuet getanzt, ich habe den Damen geschmeichelt, ich bin politisch gegen meinen Freund gewesen, und geschmeidig gegen meinen Feind, ich habe drei Schneider zu Grunde gerichtet, ich habe —“

Shakespeare,
Wie es euch gefällt.

Erste Liebe.

Eine Novelle.

Des Königs Geburtstag nahte heran, und Graf Borck saß mit seiner schönen jungen Gemahlin und ein Paar Freunden des Hauses um einen runden Tisch, eifrig beschäftigt, die Liste zu einem großen Ball zu entwerfen, den er, als Gesandter in einer Hauptstadt Deutschlands, zu Ehren seines Herrn zu geben für eine unerläßliche Pflicht hielt. Er sah ein wenig sauer aus und der, ihm natürliche, milde Ernst schien eher zu etwas anderem, als zu einem bal paré zu passen. Seine Frau hingegen, die Gräfin Agnes, war ganz Leben, ganz Heiterkeit im Vorgenuß des herrlichen Festes. In fröhlicher Laune saß sie, mit der Feder in der Hand, vor dem großen, inhaltschweren Bogen, schrieb Namen hin, strich sie wieder aus und machte ihre Anmerkungen über die Würdenträger und Hofchargen, die sie jezt auf dem Papiere nach der Ordnung rangirte.

„Was schreiben die gnädige Gräfin für eine vortreffliche Hand,“ bemerkte ein großer, starker Herr, der ihr zur Seite seinen Platz im hohen Rathe sich erkoren hatte, „fürwahr, ich hätte Ihren kleinen, feinen Fingern solch' einen festen Strich nicht zugetraut.“ — „Sie meinen wohl, alle Hände, die zu etwas gebraucht werden können, müßten nach dem Muster der Ihrigen geformt seyn?“ erwiederte Gräfin Agnes, und warf lächelnd einen Seitenblick auf seine dicken, prächtigen Hände; „doch ich will's heute nicht mit Ihnen verderben, Hilperstein, Sie müssen mir noch in gar vielen Dingen nützlich seyn.“ — „Immer zum Befehl der Schönheit und der Grazie,“ sagte Hilperstein mit schwerfälliger Galanterie.

„Sie haben Graf Moriz von Sain noch nicht aufgeschrieben,“ bemerkte einer der Herrn, im gothaischen Almanach blätternd. „Den mag ich auch nicht kennen lernen,“ erwiederte die Gräfin schnell. „Und warum nicht?“ fragte Graf Borck. „Weil er ein unhöflicher Mensch ist. Neulich, als er von Dir zum Essen geladen war, warteten wir bis sechs Uhr, und endlich kam er gar nicht.“ — „Nun,“ meinte der Graf, „wir müssen doch dießmal Gnade für Recht ergehen lassen; wenn wir die ganze Mission einladen, dürfen wir den Legationssekretär durchaus nicht übergehen.“ — „Also, Graf Moriz von Sain, wenn es seyn muß!“ wiederholte sie laut und schrieb seinen Namen auf die Liste. „Nun will ich mir aber auch eine Karte ausbitten,“ sezte sie in ihrem vorigen heitern Tone hinzu, „die gute, dicke Frau von Wallen mit ihren fünf Wellchen.“ Ihr Mann entgegnete lächelnd: „Das sind unbillige Repressalien, liebes Kind; zu dieser einen Karte müssen wir ja gleich zehn Tänzer mehr haben, denn jedes dieser Fräulein tanzt ihrer zweie müd.“ — „O, Hilperstein schafft Tänzer und tanzt selbst mit ihnen,“ rief Agnes, sich zu ihm wendend. „Ich werde gerne mit meinem Einfluß über die jungen Prinzen X. und die Grafen Z. aushelfen,“ sagte dieser, „aber mit meiner Person muß ich dießmal haushälterisch seyn, die Prinzessinnen S. und T., die Gräfin V. und die Baronin R. würden mir

es nie verzeihen, wenn ich sie übergünge.“ — „Gewiß nicht,“ unterbrach ihn die Gräfin, „wenn sie es bemerken.“ — „Schon wieder einmal schalkhaft, aber — ernsthaft gesprochen — bei meiner Größe und meiner bekannten Art die Galoppe zu tanzen, wird man mich nicht leicht übersehen.“

Die Zuhörer schienen an dergleichen Worte gewöhnt, denn ein allgemeines lautes Lachen und eine Bitte der Gräfin an den Mann vom gothaischen Almanach: diese Phrase in die Hilpersteiniana einzutragen, das war der ganze Eindruck, den diese außergewöhnliche Rede machte.

„Was soll das heißen?“ fragte Hilperstein neugierig. „O, nichts,“ erwiederte Agnes, „wir wollen nur ein Buch über Sie schreiben.“ Hilperstein lächelte geschmeichelt und wohlgefällig; aber Graf Borck zog die Augenbraunen ein wenig zusammen und nahm das Wort, „Agnes, was meinst Du zu dem schönen Fräulen Fay? sie ist freilich nicht hoffähig—“ sezte er halbspottend hinzu. „Aber mehr als das, sie ist allerliebst,“ fiel Agnes ein, nur glaube nicht, daß sie kommt; ihre Mutter will durchaus an keinem Feste unsres Kreises Theil nehmen, und sie selbst noch weniger, sagt man.“ — „Wenn die gnädige Gräfin mir die Sache vertrauen wollen,“ sagte Hilperstein mit unbeschreiblich suffisanter Miene, „so hoffe ich sie dazu zu bewegen.“ — „Ich lege es in Ihre Hände,“ antwortete die Gräfin, „ziehen Sie den besten Vortheil für sich selbst daraus; und — nun ist noch eins zu bedenken: Wer führt die Tänze an?“ — „Auch hierin glaube ich dienen zu können,“ sprach Hilperstein, sich wohlgefällig verbeugend. „Aber wer schreibt die Karten recht zierlich,“ fuhr sie lächelnd fort. „Wenn Sie befehlen, ich,“ sagte Hilperstein, wie oben „und, ohne mich zu rühmen, es wird sich nicht leicht Jemand finden, der mir es darin zuvorthäte.“ — „Und wer schafft Blumen und Sträuche, den Saal zu verzieren, und vor allem ein schönes Bouquet für mich selbst?“ — Ich, ich, war immer die selbstzufriedene Antwort. „Hilperstein,“ sagte Agnes freundlich lachend, „Sie sind ohne Zweifel der nützlichste Major in der ganzen Armee; dafür dürfen Sie mir auch die Hand küssen, und den Tag, an dem ich Sie kennen lernte, will ich in meinem Kalender mit Roth notiren.“

Am nächsten Morgen saß die Gräfin Borck an ihrem Schreibtische, als ein Bedienter den Major von Hilperstein meldete. Bald darauf trat dieser in das Zimmer, doch dießmal mit einem etwas verfinsterten Gesichte. „Was fehlt Ihnen heute, bester Hilperstein; Sie sehen ja aus, als ob Sie sich eben einen Korb geholt hätten,“ sprach Agnes, mit der Hand auf einen Stuhl deutend. „Das habe ich auch, meine gnädigste Gräfin, und zwar zum ersten Mal in meinem Leben. Die Sache ist mir unbegreiflich, es muß irgend ein ganz besonderer Umstand“ — „Aber was ist's denn?“ unterbrach ihn Agnes, ungeduldig. „Nichts weniger, als daß ich gestern noch bei Fräulein Fay war, um Ihre gnädige Einladung zu überbringen und — daß ich einen vollständigen Refus bekam.“ — „Nun wie fingen Sie es denn an?“ — „Ich ließ mich melden, ward etwas verwundert von der Frau Mama empfangen, und erklärte ihr kurz: ich wäre der bekannte Major von Hilperstein, ein intimer Freund Ihres Hauses.“ „Mein Gott, Sie kannten die Frau von Fay also vorher gar nicht? Wie konnten Sie denn aber Ihrer Sache so sicher seyn?“ — „Ich konnte voraussehen, daß sie von mir gehört hätte, was ich ihr auch bemerklich machte. Sie aber antwortete, sonderbar genug, sie hätte keine Berührungen mit der großen Welt. Ich sezte mich, einem großen Spiegel gegenüber, in einen Lehnstuhl und begann nun der Mama zu erzählen, daß Sie, Frau Gräfin, einen brillanten Ball geben würden; daß ich mich rühmen dürfe, mit die Veranlassung dazu gewesen zu seyn; daß Sie mich über die Wahl der Tänzer und Tänzerinnen zu Rathe gezogen hätten; daß ich Ihnen vor allen das Fräulein von Fay empfohlen hätte; daß Sie mich, in Folge dessen, herschickten, um die gnädige Frau zu fragen, ob sie ihre Einwilligung dazu geben werde; daß ich mich aber im Voraus dafür verbürgt hätte.“ — „Mein bester Hilperstein,“ rief die Gräfin, halb ärgerlich, halb lachend, „das Zeugniß muß ich Ihnen geben, Sie haben die Sache so ungeschickt wie nur möglich angefangen!“

Hilperstein war seiner Sache zu gewiß, um sich durch einen solchen Tadel verlegen machen zu lassen; er fuhr also mit Zuversicht fort: „Madame Fay antwortete mir ziemlich trocken, dießmal könnte ich mich unbedachtsam verbürgt haben, denn ihre Tochter und sie selbst hätten den Vorsatz gefaßt, nie in große Gesellschaften zu gehen. Ich aber ließ den Muth nicht sinken, es war mir schon so Manches in dieser Art gelungen, und — meiner Persönlichkeit hatte ich es wohl zu danken, daß die Mama in kurzer Zeit schon unbestimmt antwortete. Da sah ich plötzlich in dem mir gegenüberhängenden Spiegel einen Fenstervorhang aufheben und einen allerliebsten Mädchenkopf sehr ernsthaft nach der Mutter blicken und eine verneinende Geberde machen. Kaum hatte ich entdeckt, daß das Fränzein im Zimmer sey, als ich von neuem meine Beredtsamkeit bei ihr selbst anwendete; allein, da ich gewahrte, daß sie nicht zu bewegen sey, glaubte ich, in dem Zartgefühl, das mir Damen gegenüber stets eigen ist, mich zurückziehen zu müssen, und komme jezt, Ihnen zu sagen, daß es mir, vermöge meiner Persönlichkeit, gewiß noch möglich wäre, das Mädchen zu bewegen, aber daß ich ihre Motive ehre.“ — „Nein, nein, mein guter Herr von Hilperstein,“ erwiederte Agnes schalkhaft, „Sie sollen nicht gegen Ihre Ueberzeugung handeln, obgleich diese Ihre tugendhafte Grille mich um eine hübsche Tänzerin bringt.“ — „Ja, um eine sehr hübsche! Ich sagte ihr auch unter andern, sie möge sich nicht fürchten, keine Tän-

Digitized by Google

zer zu bekommen, weil sie in der Gesellschaft so fremd wäre; ich selbst wollte die zweite Galoppe mit ihr tanzen, die erste könnte ich nicht, weil ich der Prinzessin T. versprochen hätte, immer den Ball mit ihr zu eröffnen.“ — „Nun, das hätten Sie bleiben lassen können!“ rief die Gräfin, in weiblichem Zartgefühl erröthend; aber schnell bedenkend, daß Hopfen und Malz an diesem Zögling verloren seyn würde, setzte sie trocken hinzu: „Da hat Sie Ihre Persönlichkeit schon wieder einmal hingerissen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Europäer in Amerika vor Columbus.

Der Sagen und vermeintlichen Spuren, daß der Kontinent von Amerika von Europa aus schon vor Columbus besucht worden sey, sind bekanntlich mancherlei. Sie haben sich alle nicht bestätigt, und wenn dies auch gleichfalls mit der folgenden Geschichte der Fall seyn sollte, so verdient sie doch immer angeführt zu werden.

In einem aus Fort Mitchell in der Provinz Alabama in Nordamerika datirten Briefe steht Folgendes:

„Die alte Sage von einem Fürsten von Cornwallis, Namens Madoc, aus dem 12ten Jahrhundert, der, in Folge eines Zwistes mit seinen Brüdern, sich mit mehreren Anhängern eingeschifft haben und im nördlichen Amerika ans Land gestiegen seyn soll, ist bekannt. Manche Leute glauben wirklich, tief im innern Lande gebe es noch Nachkommen von diesen alten Kolonisten; es sind mir darüber aus guter Quelle einige Notizen zugekommen, die ich Ihnen mittheilen will. Ein siebzigjähriger indischer Hausirer, mit Namen David Rowland, der sich in meiner Nachbarschaft aufhält, wohnte vor mehr als dreißig Jahren in Pensacola, und dort ist ihm von einem Creolen, Namens Lagarde, der gleichfalls Hausirer war, Folgendes erzählt worden. Kurz vor seiner Reise nach Pensacola hatte Lagarde in dem damals noch spanischen Fort Natchez am Mississippi sechs Indier gesehen, die aus Missouri herabgekommen waren, eine weit hellere Hautfarbe hatten, als sonst die Eingebornen, und eine von den Dialekten der Indianerstämme in der Nähe ganz verschiedene Sprache redeten. Sie wurden vor den Gouverneur des Forts geführt, und diesem zeigten sie Bruchstücke einer alten Handschrift und eine vom Rost fast ganz zerfressene eiserne Flinte (?). Nachdem sich der Gouverneur diesen Leuten vergeblich verständlich zu machen gesucht, setzte er einen Preis dafür aus, wenn Jemand im Stande sey, als Dolmetscher zu dienen. Das Weib eines Soldaten der Garnison, die aus Kornwallis gebürtig war, glaubte in der Sprache der Indier bekannte Töne zu hören; sie redete sie daher in ihrer Muttersprache an; da weinten die Indier vor Freuden und erzählten ihr, sie gehören einem Stamme an, der sehr weit im Lande am großen Flusse seine Niederlassungen habe; es sey ihnen zu Ohren gekommen, am Mississippi wohne ein Volk von Weißen, und dieses haben sie aufgesucht in der Hoffnung, in ihnen Menschen zu treffen, die ihre Sprache verständen; ihrer Aussage nach, waren sie fünf Monate auf der Reise gewesen. Weiter wußten sie nichts zu sagen; sie blieben noch ein Paar Tage im Fort und traten dann die Rückreise an, mit dem Versprechen, im nächsten Jahr wiederzukommen. Man hat aber nichts mehr von ihnen gehört und glaubt daher, sie seyen unterwegs umgekommen oder von einem andern Indianerstamme gefangen genommen worden.

Die Gespenster.

Es ist einer in mir, der brummt immer fort,
Meinen besten Freuden zu Spuck und Tort.
Ergötzt mich die Hoffnung, so murrt er halblaut:
„Ein Luftschloß — merk' ich — wird aufgebaut.“
Belächl' ich mein Tagewerk, murmelt er drein:
„Es könnte fürwahr noch schlechter seyn!“
Und lob' ich meine Verse, dann brummt er mit Macht;
„Die Thorheit hat's weit in der Thorheit gebracht.“

Es ist Einer in mir, der weint immerfort,
Ihn freuet kein Gut, ihn tröstet kein Wort.
Bei saurer Müh' und bei hitzigem Spiel,
Da vergeß' ich seiner und acht' es nicht viel;
Doch ruh' ich ein Weilchen und sinne nur nach:
So spür' ich sein Weinen schon allgemach;
Und wenn mir in Stille der Abend graut,
So hör' ich sein Schluchzen überlaut!

Es ist Einer in mir, der erzählt immerfort
Der läßt sich stören an keinem Ort.
Wenn ich sein nicht achte, dann spricht er recht viel,
Wie ein Quellbach treibt er sein emsiges Spiel.
Da merk' ich's auf einmal und horche darauf:
Just hört er plötzlich zu reden auf,
Da hilft kein Dringen, kein Bitten drum,
Er duckt sich, er bückt sich und bleibt stockstumm.

O Liebchen, komm schnell, du warmes Kind,
Und küß' mich auf meine Lippen geschwind,
Und drücke mich fest an die athmende Brust,
Und blicke mich an mit den Augen voll Lust!
Dann brummt es und weint und erzählet nicht mehr,
Fort sind sie und sehn auch von Weitem nicht her,
Dann merk' ich, daß es Gespenster sind —
O Liebchen, du liebes, lebendiges Kind!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

Gemeinnützige Anstalten.

Das Bureau de bienfaisance hat kürzlich seine Jahresrechnung abgelegt: 54.236 Gulden Einnahme und 54.953

Gulden 8 S. 9 D. Ausgabe, also ein Defizit von 717 Gulden, welches dem hohen Preise des Korns zuzuschreiben ist. Ueberdies haben alle unsere wohlthätigen und literarischen Anstalten, welche keinen Fonds besitzen, sondern durch Beiträge erhalten werden, den Grundsatz, nicht zu thesauriſiren, sondern jährlich Null von Null aufgeben zu lassen, oder gar darüber auszugeben, wie es hier der Fall ist. Denn wenn nur klare Rechnung vorliegt und das Defizit im Sinne der Anstalt gemacht wurde, so hat es nichts zu bedeuten, und gleich ist der Ausfall durch vermehrte Beiträge gedeckt. Dies Bureau de bienfaisance wartet nicht, bis Bedürftige kommen und um Unterstützung bitten, sondern es hat seine zuverlässigen Kommissäre, die die verschämte Armuth aufsuchen und ihr Unterstützung bringen. Dies ist hier, wo so viel Ehrgefühl in den Familien herrscht, besonders nöthig. Ich weiß, daß in dem vorigen harten Winter mehrere Familienväter die angebotenen Unterstützungen ausschlugen, so wenig sie auch verdienen konnten und so kümmerlich es den Übrigen bei der heftigen Kälte und dem theuren Brod ging. „Es gibt noch Aermere und Hülfsbedürftigere als wir — sagten sie — diesen wollen wir die Unterstützung nicht entziehen; so lange wir mit den Unsrigen arbeiten können, wird es wohl gehen; sollte aber eins krank werden, so kommen wir und bitten um Vorschuß.“ Denn als solchen betrachten sie die Gaben, nicht als Almosen und Geschenk. Daher kommen täglich Familienväter und selbst Wittwen, die mit Dank zurückgeben, was sie in der Noth von dem Verein empfingen. Dieses Jahr beliefen sich diese Rückzahlungen nur auf 2137 Gulden. Von Theater und Bällen waren 4000 Gulden mehr als die vorigen Jahre eingegangen. Das kam von den häufigen Sammlungen für die Armen bei jeder festlichen Gelegenheit.

Unsere Caisse d'épargne gibt die erfreulichsten Resultate in der kürzlich abgelegten Jahresrechnung. Voriges Jahr betrug ihr Vermögen 2.999.480 Gulden, von 4475 Darleihern herrührend, dies Jahr hingegen beträgt es 3.447,819 Gulden von 5177 Darleihern, und die Kasse zahlte überdies 429.008 G. im Lauf des Jahrs zurück. Seit dem 1. Oktober 1816 bis jezt empfing die Kasse zusammen 6.095,565 G., die in dieser Zeit 664.447 G. Interessen abwarfen und von denen in dreizehn Jahren 3.511.993 G. zurückgezahlt worden sind. Die Resultate dieser Anstalt, ihr mächtiger Einfluß auf das materielle und moralische Wohl der unbemittelten Darleiher ist so groß, daß in den vier Tagen, welche auf die lezte Rechnungsablage folgten, allein 109.000 G. einliefen. Die statistischen Tabellen, welche derselben beigefügt sind, ergeben manches Interessante. Unter den Darleihern kommen seit vier Jahren fast zwei Frauen auf Einen Mann, nämlich 2215 — 1179, woraus sich ergibt, daß unser weibliches Geschlecht sparsamer ist als das männliche. Sehr erfreulich ist die große Theilnahme der Minderjährigen, denn sie betragen fast ein Drittel sämmtlicher Darleiher. Gewiß eine erfreuliche Erscheinung, die für die Zukunft gute Hoffnungen gibt. Selbst in der Zeit der Leidenschaften von 20 bis 30 Jahren ergibt sich ein ganzes Drittheil. Dahin gehören besonders die Domestiken. Von 30 bis 40 Jahren fängt die Abnahme an und vermehrt sich mit jedem Jahr herunter. Zwei Drittheil Darleiher sind aus der Stadt und dem Kanton Genf, das übrige Drittel aus den übrigen Schweizerkantonen, aus Deutschland, Frankreich, Savoyen u. s. w. Unter den siebenunddreißig Genfer Gemeinden haben sechsunddreißig beigetragen, und nur Eine — Aire-la-Ville — fehlt. Die waadtländischen und savoyischen Dienstboten, denn Genf hat fast keine andern, geben fast alle ihre Ersparnisse her. Protestanten und Katholiken sind sich ziemlich gleich. Auffallend ist es, daß unsere vailleuses, lingères, couturières und repasseuses, die wegen ihres Luxus so übel berüchtigt sind, doch viel mehr und zahlreicher in die Kasse legen, als Uhrmacher und Bijoutiers zusammen, welche die eigentliche hiesige Fabrik ausmachen.

Auch unser großes Hospital hat seine Jahresrechnung abgelegt, die 503.560 G. Einnahme und 495.833 G. Ausgabe, also einen Ueberschuß von 7727 G. ergibt. Es wurden darin im Ganzen 715 Kranke verpflegt, nämlich 503 Männer (worunter 135 Militärs) und 206 Frauen. Davon starben 89 und 74 Kranke blieben in der Anstalt. Hiernach war die Sterblichkeit im Durchschnitt 1 auf $8\frac{7}{10}$ Kranke, die Dauer der Krankheit von 30 Tagen $\frac{1}{100}$; die Zahl der Kranken betrug täglich $60\frac{7}{100}$. Unter den Irren waren 61 krank und es starben 6. Die dem Hospital zur Last fallenden Kinder betrugen zusammen 243, worunter 86 legitime, 93 illegitime und 61 Findelkinder. Die Zahl der beiden lezteren ist im Zunehmen gegen die frühern Jahre. Sie werden fast alle auf dem Land erzogen, besonders in der Anstalt zu Vilette, von der ich Ihnen oben sprach. Die Kosten eines Kranken beliefen sich voriges Jahr im Durchschnitt auf 3 G. 3 S., dies Jahr auf 3 G. 4 S. 2 D. Es ist jezt im Werke, die Irren und Wahnsinnigen ganz aus dem Hospital zu scheiden und ein eigenes Irrenhaus für sie nach den bewährtesten Erfahrungen zu bauen. Die Regierung hat dazu eine große Summe bestimmt; die Diskussion über den Gegenstand wird künftigen Winter das Conseil représentatif beschäftigen, da man in der Maisitzung nicht damit zu Ende kommen konnte.

Ausnehmend ist das Gedeihen der Schule für kleine Kinder, von der ich schon mehrmals in diesen Blättern gesprochen habe. Die Zahl der Kinder mehrt sich täglich, und neue Schulen werden in mehreren Stadtvierteln nach dem Muster der ersten in St. Gervais-Viertheil angelegt.

Gleich Gutes läßt sich von der Ruralschule in Carrouge rühmen. Es leben jezt vierundzwanzig Zöglinge dort. Es sind voriges Jahr einige Veränderungen in dieser Anstalt vorgenommen worden. Früher waren die Zöglinge unter einander, jezt sind sie nach dem Alter in drei Klassen getheilt. In Allem führen zwei Monitoren die Aufsicht mit wahrhaft rührendem Bruderwohlwollen; überall muntern die ältern Schüler die jüngern durch Beispiel, Lehre, Rath und freundliche Zusprache auf. Schon führen Einige das Rechnungswesen der Anstalt, um sie auch praktisch an diesen Theil der rationellen Landwirthschaft zu gewöhnen. Das physische Gedeihen der jungen Leute ist auch trefflich, denn die ganze Anstalt brauchte nur für 6 G. 10 S. (296 Centimen) Arzeneien. Der tägliche Unterhalt jedes Zöglings belief sich auf 9 S. 6 D. (59 Centimen, etwa 11 kr. rhein.)

Der bei uns so mächtig herrschende Associationsgeist zur Sicherung gegen Unfälle hat nun auch das weibliche Geschlecht ergriffen. Kaum waren die Handwerker und Handwerksgesellen zusammengetreten, um sich im Krankheitsfall gegenseitig zu unterstützen, für ärztliche Behandlung, Heilung und Verpflegung in der Reconvalescenz zu sorgen, so folgten die hier so zahlreichen Arbeiterinnen ihrem Beispiel. Zwölf Frauen von Stand sind an die Spitze der Assekurang getreten. Für eine monatliche Abgabe von 21 Sols (25 kr. rhein.) haben die Theilnehmerinnen in Krankheitsfällen Anspruch auf ärztliche Verpflegung, Arzenei, Heizung, gelüftete Wäsche, passende Nahrung während der Genesung, und dies Alles in ihrer eigenen Wohnung. Davon sind jedoch weislich alle Krankheiten in Folge von Schwangerschaften, Niederkünften und Kinderstillen ausgenommen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 262.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 2. November 1830.

Immer ist so das Mädchen beschäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein Kochbuch,
Deren hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben.

Goethe.

Die Leserinnen.

Aus den Briefen über weibliche Lektüre, von der Verfasserin der Bilder des Lebens u. s. w.

Wenn von weiblichen Lektüren die Rede ist, so muß, meiner Ansicht nach, die weibliche Welt in dieser Hinsicht in vier Klassen abgetheilt werden, von denen jede die Lektür ganz verschieden behandelt und auf die sie auch deßhalb eine völlig abweichende Wirkung hat. Setzen wir die gelehrten Leserinnen oben an, deren Anzahl der Ordnung der Natur gemäß klein seyn muß, weil sonst nothwendigerweise die Geschäfte, die uns Frauenzimmern ausschließlich zukommen, entweder auf die armen Männer übertragen werden oder ganz ungeschehen bleiben müßten, und der Himmel weiß, wie es in beiden Fällen um uns und alle Bedürfnisse der irdischen Welt stände! Ich will damit gar nicht behaupten, daß die Gelehrsamkeit für ein Weib durchaus unschicklich sey, oder daß eine Gelehrte weiblichen Geschlechts nicht eben so viele Vorzüge erwerben könne als ein talentvoller Mann, noch will ich dadurch auf eine gewisse Lächerlichkeit hindeuten, die das Wort „gelehrt“ den Frauenzimmern gewöhnlich beilegt. Es hat zu allen Zeiten einzelne Individuen gegeben, deren ausgezeichnete Anlagen sich nicht in die enge Grenzen unserer Welt einengen lassen konnten, und bei deren näherer Kenntniß jeder vorurtheilsfreie Geist sich gestehen mußte, es wäre unverantwortlich gewesen, wenn man hier den Fingerzeig der Natur mißkannt oder die Neigungen gezwungen hätte. Diese einzelnen Erscheinungen aber sind Phänomene, die wir anstaunen wie irgend ein fremdartiges, schönes Gewächs, das in unserem Boden seines Gleichen nicht findet, aber darum nichts desto weniger die Bewunderung und die Theilnahme erregt, und dem man es gerne verzeiht, wenn es sich anders entfaltet, anders duftet und andere Früchte bringt, als wir zu sehen uns gewöhnt haben. Ganz verschieden verhält es sich freilich mit denjenigen unserer Schwestern, die, ohne von ihrem Genius eigentlich dazu getrieben zu werden, nur um des Wunsches willen sich auszuzeichnen, oder um den langweilig scheinenden Arbeiten und Pflichten der Frauen zu entgehen, oder gar aus Trotz gegen die übermüthige Männerwelt, sich Studien hingeben, zu denen sie unzweifelhaft wohl eben so viele Fähigkeit haben mögen, als das männliche Geschlecht, aber durch die sie ganz und auf immer dem stillen Kreise enthoben werden, den die Natur um uns gezogen und der Schöpfer uns bezeichnet hat. Wahrlich, eine gelehrte Frau, wenn nicht wirkliche Ueberlegenheit ihr zur Seite steht, ist ein Wesen, das in der weiten Schöpfung eigentlich nirgend hin paßt, und sie muß ja nicht glauben, daß sie glücklicher werden könnte als unser Eine, darum weil sie mehr weiß und ihre Kenntnisse besser zu ordnen vermag. Indem sie die Anforderungen größtentheils zurückweist, welche die Pflichten unseres Geschlechts an sie machen und sich Forschungen hingibt, die ihr die Musse rauben, als Hausfrau und Mutter thätig zu seyn, erlangt sie darum keineswegs den Platz, der ihr nach Maß-

Digitized by Google

gabe ihres Wissens offen stehen sollte, und der jedem Mann an ihrer Stelle eingeräumt werden müßte. Amt und Lehrstuhl sind ihr verschlossen, jede andere Möglichkeit, ihre erworbenen Kenntnisse nützlich werden zu lassen, ist ihr ebenfalls versagt; also bleibt ihr nichts übrig, als die Befriedigung ihrer Eitelkeit, die Bewunderung der sie umgebenden Menge, die schwerlich immer ganz von Mißbilligung frei seyn dürfte; und welch ein elender Ersatz ist dieß für eine Frau von Geist und Herz, für alles, was sie aufgibt, um den kläglichen Ruhm zu erwerben: eine gelehrte Frau gewesen zu seyn. Meine junge Freundin kennt mich genug, um zu wissen, daß nicht der Neid gegen meine unterrichteteren Mitschwestern, nicht der Gedanke, daß ich niemals eine gelehrte Frau war, nie diese werden kann, mich also sprechen läßt. Die reinste Ueberzeugung hat meine Feder geleitet, und ich bin viel zu sehr von den Vorzügen durchdrungen, welche unsere mühsamen und schweren Pflichten gegen die im Einzelen weniger lastenden aber trockneren und, sehr seltene Fälle ausgenommen, auch weniger belohnenden Aufgaben der Männer haben, als daß ich nicht jede Frau beklagen sollte, die sich diesen Verpflichtungen willkührlich entzieht. Jeder Tag in unserem Beruf, denn so nenne ich die Geschäfte jedes weiblichen Geschöpfes, mag es nun unverheirathet oder durch die Ehe verbunden, alt oder jung seyn, hat unstreitig seine Plagen, und je nachdem die Verhältnisse sind, oft seine recht drückenden; allein jeder Tag führt auch seine größere oder kleinere Belohnung mit sich, durch dasjenige selbst hervorgebracht, was wir leisten. Die Liebe unseres Gatten, die dankbare Anhänglichkeit unserer Kinder, die wir zu verdienen uns bewußt sind; die stets erhaltene Ordnung unseres Hauswesens, unserer kleinen oder großen Habe, ihre Vermehrung durch unsern Fleiß, durch unsere Aufmerksamkeit, die Freude, den Freunden des Hauses als eine angenehme, gefällige, unterhaltende Hauswirthin zu erscheinen, die Fortschritte unserer Kinder oder derjenigen, die uns übergeben worden sind, in Kenntnissen und Tugend — das alles sind Genüsse, durch die wir vereinzelt und im Kleinen, aber gewiß für jedes edle Herz genügend, den Lohn unserer Anstrengungen täglich empfangen, während der Mann oft Jahre lang, oft sein ganzes Leben hindurch harren muß, um der Früchte der seinigen froh zu werden. Sehen Sie, meine liebe Freundin, das sind Vorzüge, deren gelehrte Frauen verlustig gehen, und die keine Wissenschaft der Welt ihnen ersetzen mag; ungerechnet noch, daß der Gatte, welcher oft an seiner eigenen Gelehrsamkeit schwer genug trägt, gewiß in seinen wenigen Ruhestunden lieber eine ganz unwissende aber freundliche, und in all ihren Pflichten wohlerfahrene Hausfrau um sich sehen würde, als eine, die gemeinen Geschäfte des Weibes verachtende, und in ihren abstrakten Nachforschungen versunkene Gelehrte.

Haben wir nun die erste Klasse der lesenden Frauen durchgearbeitet, so lassen Sie uns zu der zweiten schreiten die, zum Ruhm unseres Geschlechtes will ich es hoffen, zahlreicher seyn wird als die erste, doch immerhin gewiß noch bei weitem nicht so sehr, als ich es wünschen möchte. Glücklicherweise sind wir in einem Zeitpunkte geboren, wo man nicht mehr den Glauben hegt, die Frauen seyen ein Mittelding zwischen Thier und Mensch, wo man im Gegentheil uns menschliche Fähigkeiten zugesteht und auch eine menschliche Bildung zu Theil werden läßt. Darum sollen die Mädchen unserer Tage, wenn ihre Verhältnisse irgend leidlich sind, ihre Erziehung den Forderungen der Zeit angepaßt wurde, und ihre geistigen Eigenschaften sich nicht gar zu untergeordnet finden, sich bis zu dem Eintritt in irgend eine bestimmte Lebenslage, auf den Punkt gebracht sehen, mit einiger Sachkenntniß von denjenigen Dingen zu sprechen, die in den besseren Gesellschaften der mittleren und höheren Stände gewöhnlich verhandelt werden, Siam und Batavia nicht in Westindien zu suchen, nicht zu glauben, daß in Kamtschatka Oelbäume gepflanzt würden und ohne langes Nachdenken sich an die Hauptmomente der Geschichte erinnern zu können. Hat sich aber ein Mädchen diese Wissenschaften, vielleicht mit etwas mehr Ausführlichkeit eigen gemacht, vermag sie ein Buch, das nicht gerade Roman ist, mit einiger Aufmerksamkeit und Nutzen zu lesen, gefällig und ohne Fehler zu schreiben, tüchtig zu rechnen und hat sie neben der Erdgeschichte auch einige Notizen von alle dem, was in jenem unermeßlichen blauen Gewölbe über uns schwebt, so halte ich sie (von den Kenntnissen unserer Religion wie von den weiblichen Geschicklichkeiten spreche ich nicht, weil sich diese von selbst verstehen) so halte ich ein solches Mädchen für unterrichtet genug, um sich, sobald fernerer Bildungsstoff da ist, in ihren späteren Jahren vollkommen so weit auszubilden, als es für unser Geschlecht heilsam seyn mag.

(Der Beschluß folgt.)

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Der 19te November war herangekommen. Die Treppe des gräflich Borck'schen Hauses war von unten bis oben mit duftenden Orangebäumen besetzt, Equipagen rollten herbei; Damen im schönsten Putz und Herrn in den ältesten und andere in den elegantesten Uniformen stiegen aus, und — in der leichtesten Bekleidung vor Kälte zitternd — eilte Alles den geheizten Gemächern zu, denn der Winter war ungewöhnlich früh hereingebrochen. — Am Ende der Zimmerreihe, in einem kleinen Salon, dessen mit weißem Mousselin drappirte Wände rings mit den schönsten Divans besetzt, und von einer damit übereinstimmenden

Digitized by Google

Decke von türkischem Stoffe zeltartig überwölbt waren, stand die reizende Gräfin Agnes Borck. Sie war phantastisch und doch nicht zu auffallend gekleidet, ihr weißes Kleid von Silberstoff war mit purpurrothen brasilianischen Vogelflügeln besetzt; eine Reihe kleinerer Flügel faßte den Oberarm ein, wo er sich von der Büste trennt, und ließ den schlanken, weißen Nacken, und den kleinen, runden Kopf, wie ein Cherubbildchen aus dem Federschmucke hervorragen. Die Gräfin war, obgleich schon vier Jahre verheirathet, erst zwanzig Jahr alt; sie sah fröhlich und unschuldig aus, wie ein Mädchen, das eben in die Welt tritt; und doch lagen im Hintergrunde dieses sich ganz hingebenden Wesens ein Dämon der Schalkheit und ein Engel der weiblichen Würde verborgen, welche die Dame von Welt und die Frau von unbefleckterm Bewußtseyn errathen ließen. Sie konnte ausgelassen lustig seyn, aber nie gab ihre Fröhlichkeit Anlaß zu einem unzarten Worte oder Scherze; die Männer huldigten ihr alle mit Enthusiasmus, aber keinem wäre es eingefallen, sich die Gunst ihrer Göttin ausschließlich erwerben zu wollen, weil jeder fühlte, daß sie nur mit ihrer Freundlichkeit und mit ihrem Witze zu beglücken gesonnen war. — Doch von unserer Heldin früherer Geschichte wollen wir nach dem Balle erzählen, denn die Stunde des Festes hat ja schon geschlagen und die Gräfin steht jezt, einer Sylphide ähnlich, im Salon und empfängt ihre Gäste. Dicht hinter ihr sehen wir den Major von Hilperstein, ihrer Befehle gewärtig; in einer kleinen Entfernung, ihren Mann, mit Orden geschmückt und mit freundlicher Würde die Kommenden begrüßend und anredend.

So eben tritt ein neuer Gast ins Zimmer, der alsbald vom Grafen zu seiner Frau geführt und ihr als ein vor Kurzem angekommener Fremder, der Graf Moritz von Sain, vorgestellt wird. „Ich habe Ihre Karte auf meinem Tische gefunden," sagte sie, nicht mit ihrer gewohnten Freundlichkeit, „und," es sollte eine etwas bittere Rede folgen, als *er* seine Augen zu ihr aufschlug, und *sie*, durch den schwärmerisch treuen Blick, der sie traf, plötzlich entwaffnet, gutmüthig hinzusezte: „Sie fühlen sich wohl noch ganz fremd in unserer großen Stadt?"

Sie sah nämlich mit *einem* Blicke, daß sie hier einen jungen Mann vor sich habe, dem das Leben in der Stadt noch ein unbekanntes Reich war. Verlegen, fast steif, stand Graf Moritz vor ihr, aber mit einem Ausdruck innern Adels, der sie auf den Gedanken brachte, zur Veränderung könnte es ganz angenehm seyn, einmal einen jungen Mann zu treffen, der *nicht* wüßte, wie man ein erstes Kompliment machen solle. Denn obgleich die Gesellschaft, in der sie sich bewegte, für Agnes im Allgemeinen einen unbeschreiblichen Reiz hatte, so konnte sie sich doch nicht verbergen, daß die Mitglieder derselben, einzeln genommen, eine Abweichung von dem Stempel, der ihnen Allen aufgedrückt war, nur wünschenswerth mache. Als Ideal der schönsten Männlichkeit und des besten Menschen stand ihr Mann vor ihrer Seele, aber sie hatte sich gewöhnt, ihn als Ausnahme von der Regel zu betrachten, denn sie hatte noch nie Jemanden gefunden, der in ihren Augen ihm vergleichbar war. Das schöne Auge und der interessante Ausdruck des Grafen Moritz v. Sain nahm sie beim ersten Anblick für ihn ein, fast als wäre es ein lieber Sohn, über den sie sich freute, obgleich sie sich das Lächerliche dieses Gefühls nicht verhehlen konnte, denn er war doch gewiß ein paar Jahre älter als sie.

Der junge Mann stand ihr in sichtbarer Befangenheit gegenüber und wußte nicht, was er auf ihre einfache Frage antworten sollte. „Ja — nein," stotterte er, als Major v. Hilperstein mit einer gewissen affektirten Cordialität plötzlich auf ihn zutrat und ihm mächtig die Hand schüttelte, mit den Worten: „Ha guten Abend, Graf; kennen Sie einen alten Freund noch? Hab' ich Sie doch als Knabe gekannt — und wie sind Sie gewachsen!" — Graf Moritz stand mit großen Augen da wie versteinert; Gräfin Agnes aber ward roth bis unter die Locken, rief ihren Mann herbei und bat diesen mit steifer Höflichkeit in Haltung und Ton, die Herren einander vorzustellen. Sogar Hilperstein ward durch die auffallende Mißbilligung in ihrem Blicke wieder in die gebührenden Schranken zurückgeführt und meinte; „Nun, nun, Hr. Graf, wenn Sie's nicht waren, so war es wohl ein Vetter von Ihnen; aber ich habe wahrhaftig einen Grafen *Sain* bei der Fürstin B. auf dem Lande gesehen."

Hier wurde das Gespräch durch das Orchester, das die erste Polonaise anstimmte, unterbrochen, und Hilperstein eilte, sich wo möglich einer vornehmen Tänzerin zu vergewissern. Mit markirter Aisance, die jedem Nahestehenden zeigen sollte, auf welchem Fuße der Gleichheit er auch mit den Vornehmsten stehe, nahte er sich einer blassen Stiftsdame, welche viel zu glücklich war, mit in die glänzende Reihe gezogen zu werden, als daß sie die Art, in welcher sie aufgefordert ward, auch nur bemerkt hätte: ein Glück für ihr Stiftsdamengesicht, das ohne Zweifel noch länger und garstiger geworden wäre, wenn sie daran gedacht hätte, daß der Major sogar von *zweifelhaftem* „von" sey. Uebrigens war er in der That ein vortrefflicher Tänzer, von dem man wußte, daß er durchaus nur die vornehmsten, oder doch die schönsten Damen des tonangebenden Kreises aufforderte.

Gräfin Agnes tanzte wie ein Engel; sowohl in der langsamen Grazie des Walzers, als in der schnelleren Bewegung der Galoppe war sie „unübertroffen, unübertrefflich," wie Graf W. einer Jeden, die es hören wollte und nicht wollte, mit Entzücken versicherte.

Nachdem die Etiquette-Tänze vorüber waren, nahte

Digitized by Google

Graf Moriz der Frau des Hauses und bat sie um einen Walzer, denn zur Galoppe, meinte er, sey er noch nicht herangebildet. Die Gräfin reichte ihm die Hand und fand bald, daß, wenn er auch nicht zu den allerbesten Tänzern gehörte, sein Gespräch doch ganz dafür entschädige. Sobald es die Gelegenheit nur erlaubte, fragte er, mit einer Ungeduld, als ob ihm die Frage schon lange auf den Lippen brenne: „Wer ist denn dieser sonderbare Herr, der mich heute als einen Jugendfreund begrüßte?“ Agnes erwiederte: „das ist der soi disant Hausfreund aller derjenigen, die ein Haus machen, dessen erstes Auftreten Ihnen freilich etwas wunderlich vorgekommen seyn muß, dessen Eigenheiten wir aber seit Jahren gewohnt sind. Auch ich nenne ihn Hausfreund, und diese Benennung ist im eigentlichsten Verstande des Wortes zu nehmen; denn so viel ich weiß, ist er der Freund keines einzigen Individuums in allen den Familien, die er täglich besucht, sondern der Freund des Hauses en masse. Er macht sich überall nützlich, ist überall gefällig und versichert so oft, daß er in dem genauesten Freundschaftsverhältniß mit einem stehe, daß man's zuletzt ehrlich glaubt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

(Fortsetzung.)

Gemeinnützige Anstalten.

In dem großartigen System unserer öffentlichen Anstalten fehlt noch eine, die eine bedeutende und fühlbare Lücke ausfüllen kann, und wozu uns der edle Belleyme in Paris beispielgebend vorangegangen ist, ich meine ein großes öffentliches Arbeitshaus. Kinder, alte Leute und Kranke ohne Vermögen finden im Hospital Aufnahme, Pflege und Hülfe; für die vielen kräftigen Armen aber, die arbeiten wollen, ohne Arbeit zu finden, für gesunde Bettler, die nicht arbeiten wollen, und für die Sträflinge, die aus der maison pénitentière entlassen sind, aber noch keine Bürgschaft für das bürgerliche Leben geben, ist keine Anstalt vorhanden. Hier würden Alle an Ordnung, Reinlichkeit, Stille und Anstand gewöhnt. Man kann ihnen für ein Geringes — für 12 bis 15 Sols (18 kr. rhein.) täglich — gesunden Unterhalt und Erwärmung gewähren, die sie sich zu Haus für viel bedeutendere Summen nicht verschaffen können. Alle diese Gründe für ein solches Arbeitshaus sind dem Staatsrath vorgestellt worden; derselbe erwiederte aber darauf: er habe sich lange und gründlich mit diesem Gegenstande beschäftigt und er erkenne ganz dessen große Vortheile, aber auch dessen Nachtheile, ja er finde leztere überwiegend. Dies Asyl für das Unglück und für unverschuldete Armuth dürfte der Unvorsichtigkeit und dem Leichtsinn großen Vorschub thun; manche kräftige Männer, die dem Elend nahe sind, könnten dadurch den Muth verlieren, sich selbst aufzuhelfen, denn immer sey ihnen das Arbeitshaus gewiß; auch sey der Unterschied zwischen einem kräftigen Manne und einem unkräftigen schwer zu finden, die Menschlichkeit könne schwächliche, arme und befahrte Leute nicht ausschließen, sie auch nicht aus der Anstalt fortjagen, wenn sie darin schwächer würden u. s. w. Ueberdies könnte solch ein Arbeitshaus bei um sich greifender Thätigkeit leicht manchem hiesigen Industriezweig Schaden thun, denn es könne dieselben Artikel mit Verlust fertigen, was dem städtischen Handwerksmann mit Frau und Kindern nicht möglich sey; überdies wäre diese Anstalt ein Schritt weiter in dem verderblichen System, von dem sich jede verständige Regierung so fern als möglich halten müsse, nämlich sich unmittelbar in die Handlungen der Milde und Wohlthätigkeit zu mischen; die Gründung eines Arbeitshauses müsse den Privaten überlassen bleiben, wenn sie es für nützlich und nöthig hielten. — Jedermann hat hier eingesehen, daß diese Gründe nicht schwer wiegen; es werden daher erneute Anträge deshalb gemacht werden, bei denen ein glücklicher Erfolg vorauszusehen ist.

Unser interessantester Verein, der schon unendlich viel Gutes gestiftet und eine Menge Dinge zur Sprache gebracht hat, von denen sonst nie die Rede gewesen wäre, ist unstreitig die Société familière. Wie ich ihnen schon früher einmal bemerkte, besteht diese Gesellschaft aus den verschiedensten Ständen: Handwerker, Geistliche, Aerzte, Kaufleute, Syndiken, Künstler, Professoren, Landleute und reiche Rentiers sitzen hier treulich und freundlich zusammen. Außerdem kommen auch alle Fremde; so sah ich in nicht langer Zeit hinter einander den trefflichen Historiker Thiers, Lord Cochrane und den Erzbischof Frassinous. Von Rang und Stand, von Oben und von Unten weiß man nichts. Einer nach dem andern kann vorbringen oder erzählen was ihm für uns wichtig oder anziehend scheint. Nur sehr selten irrt man sich darin, denn an gesundem Menschenverstand und an Takt fehlt es den Genfern nicht. Ueber manche Gegenstände wird denn kurz herüber und hinüber gesprochen, und andere fallen kurz nieder. Der Wechsel, das Ueberraschende, Kunstlose und Unvorbereitete der Mittheilungen gibt diesem Verein einen besondern Reiz. Zum Beleg will ich ihnen den Hauptinhalt einer Sitzung angeben. Lassier spricht von seinem Calorifiren, durch die er bei einer Kälte von 10° die Treppe, Gänge und Vorzimmer des Theaters, welche immer dem äußern Luftzug ausgesezt sind, mit acht bis neun Reisbündeln acht Stunden lang erwärmt hat. — Prof. Monnard spricht von der neuen industriellen Aufregung und Thätigkeit im Waadlande. — F. erzählt von den Herrenmeistern, die täglich von Savoyen durch unsern Kanton in die benachbarten französischen Grenzorte gehen, um da das kranke Vieh zu behandeln, und daß neulich durch solch' einen Menschen eine Seuche ausgebrochen, die in einem französischen Dorf zwanzig Stück Vieh weggerafft habe. — Der Prof. der Astronomie spricht von den Meteoren, die neulich in Genf zu sehen gewesen, und zu gleicher Zeit in Freiburg im Breisgau. — M. bringt zwei ausgezeichnete Genfer im Ausland zur Kenntniß seiner Landsleute: einer, genannt Henry Terrisse, zu Rio Janeiro habe sich bei der lezten Vermählung des Kaisers von Brasilien mit der Prinzessin Amalie von Leuchtenberg durch eine Subscription zur Ausstattung vier armer brasilianischer Mädchen ausgezeichnet, und dafür vom Kaiser ein Belobungsschreiben erhalten. Der Andere, Herr Reinier, lebe auf der Insel Java als königlicher Beamter, und sey von seinem König so hochgehalten, daß dieser neulich einen persönlichen Besuch bei seiner Gattin in Antwerpen abgestattet habe. — B. erzählt von dem Wunderbrunnen in Thayri, zwei Stunden von Genf, welchen er selbst gesehen und untersucht habe: derselbe liege in einem Weinberg und sey gegen 70' tief. Er ist der sicherste Witterungsverkündiger in der ganzen Gegend; steht Hagel oder großer Schnee bevor, so brause heftiger Wind aus dem Brunnen herauf, der ein Geräusch macht, wie ein schneller Bach, der kleine Kiesel rollt, je länger es braust, je länger dauert Hagel oder Schnee. Bläst es nur leise und kurze Zeit, so verkündigt dies Südwind, bläst er heftig ohne Geräusch, so folgt starker Wind. Soll es aber schönes Wetter werden, so braust die Luft nur im Brunnen selbst, kömmt aber nicht heraus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 263.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. November 1830.

Wer sich von allem Beiwesen der Menschheit von Jugend auf reichlich umgeben findet, gewöhnt sich meist, diese Güter als das Erste und Größte zu betrachten.

Goethe's
Wilhelm Meister.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

„Aber, gnädigste Gräfin," sagte Graf Moriz, dessen Schüchternheit durch die Vertraulichkeit des Tanzes und die vollkommene Ungezwungenheit seiner schönen Wirthin, jetzt der natürlichen Offenheit seines Charakters gänzlich gewichen war, „aber, gnädigste Gräfin, ist Ihnen denn die Derbheit dieses Freundes nicht unerträglich, können Sie denn solche Manieren um sich dulden?" — „Mein lieber Graf," erwiederte Agnes, mit einem Anflug von Ernst, „man muß so viele Schlechtigkeiten in glatter Maske dulden, daß ich mich gar leicht entschließe, in diesem Major Hilperstein, mit all seinen Lächerlichkeiten und Beschränktheiten, einen wahrhaft ehrlichen Menschen um mich zu sehen. Ueberdieß," fuhr sie in scherzhaftem Tone fort, „geniren uns seine Ungenirtheiten und seine angenommene Derbheit nur, wenn Fremde kommen; wenn wir unter uns sind, lachen wir über ihn, das ist einmal so ausgemacht, und er selbst weiß das auch recht gut; er sieht es vermuthlich als die stillschweigende Bedingung an, die ihm die Thüre unseres Hauses öffnet, und daran liegt ihm gar viel, denn er hat für Alles, was Rang und Geburt heißt, eine Vorliebe, die ihn allein in unsern Augen schon hochstellen muß, weil wir so oft außerdem nicht eben viel besitzen, das des Lobes werth wäre." Dabei lächelte sie in komischer Demuth und schaute, wo nicht mit Koquetterie, doch wohl mit einiger Selbstgefälligkeit, in einen ihr gegenüber hängenden Spiegel, indem sie mit ihren zierlichen Fingerchen die hellbraunen Locken aus der weißen Stirne strich.

Des Grafen Auge glitt, von ihr unbemerkt, mit einem leidenschaftlichen Blicke an ihrer schönen Gestalt herab; doch schnell gefaßt, führte er das Gespräch fort, mit den Worten: „Mit dieser schönen Ansicht der geselligen Verhältnisse müssen Sie recht allein stehen in dieser schalen, kernlosen Welt." — „Nicht so einsam, wie Sie vielleicht glauben; denn neben mir steht mein Mann, dessen Schülerin ich bin; und nicht so schal und kernlos erscheint uns Weltkindern eine Welt, von deren Annehmlichkeiten Sie wohl noch wenig gekostet haben. Es ist ein Reiz, ein Schimmer um diese angenommenen Formen verbreitet, von dem ich mich nicht trennen könnte; man weiß es, man muß auf der Oberfläche schwimmen, man darf die Tiefe der spiegelglatten Fluth, auf der man dahintreibt, nicht untersuchen. Aber im Sonnenschein der Höflichkeit und der nie gestörten Windstille der höhern Stände, sieht die schöne Wasserfläche, vom rechten Gesichtspunkt aus betrachtet, so blau und imposant aus, wie das Weltmeer — und dafür nehmen wir sie an. Verrückt man den Gesichtspunkt, durchschaut man das Wasser von oben herab, so erblickt man zwar den Grund und der ist Sand, Sand und nichts als Sand; allein gerade deßhalb erheben wir uns nicht von der Fläche, und so bleibt sie für uns der Ocean, auf dem unsere Wünsche ihr loses, gefahrvolles Spiel treiben, dessen Grenzen sie nicht überschrei-

ten. Die Weltereigniſſe werden nur als Schauſpiele betrachtet, die wir gemächlich an uns herankommen laſſen, wenn ſie uns nur nicht aus unſerer Ruhe aufſchrecken. Mag auch der Einzelne, hier wie anderswo, ſeine Schmerzen und ſeine Freuden haben, er muß ſie daheim laſſen und in der Geſellſchaft ein ſo alltägliches Geſicht machen, als er nur immer kann. Gewiß, lieber Graf, es lebt ſich allerliebſt in dieſer Welt, und beſonders in dieſem Kreiſe.“ Dieſe Worte ſprach ſie mit einer Laune, aus der man unmöglich abnehmen konnte, ob es Spott ſey, oder — „Iſt das Ihr Ernſt?“ fragte Graf Moriz. „Mein voller Ernſt,“ antwortete ſie, mit einem Lächeln, welches beinahe unmöglich machte, der Verſicherung zu trauen. „Sehen Sie ſich einmal um, betrachten Sie dieſe Herrn alle, und dann erſt die Damen! Haben Sie je ſo viel Schönheit geſehen?“ — „Nie, nie!“ rief er feurig aus, ihr voll in das Antlitz blickend. „Sehen Sie einmal unſern Major, mit welcher Grandezza er ſeine Dame führt; der Walzer iſt eben zur Galoppe geworden, darin excellirt er. Was ihm an der Leichtigkeit unſerer Elegants abgeht, erſezt er zehnfach durch die Majeſtät, mit welcher er — ein Thor iſt, wie alle die andern. Aber Sie tanzen nicht Galoppe, alſo führen Sie mich zu meinem Platze zurück!“ — „Könnte ich dieſen Tanz nicht von Ihnen lernen?“ bat Graf Moriz halb verlegen. „Nicht hier, lieber Graf, aber vielleicht einmal en petit comité.“ Es verſteht ſich von ſelbſt, daß, was ſchöne Lippen ſprachen, dem Grafen doppelt anziehend erſchien; er war mit aller Entzündbarkeit eines jungen Mannes hingeriſſen von der wahrhaft liebenswürdigen Gräfin Agnes.

Graf Moriz von Sain war auf dem alten Schloſſe ſeiner Väter in den Bergen des Harzes aufgewachſen. Sein Vater war Dichter und ſeiner Zeit als Gelehrter anerkannt, und die Reinheit der Seele, welche unverkennbar aus ſeinen Schriften ſprach, zog ihm eben ſo viele Verehrer als Leſer zu. Der junge Moriz war der Liebling dieſes edlen Vaters, der Sohn ſeines Herzens; mit ihm pflegte er zu leſen, ihn führte er mit beſonderer Vorliebe in das Reich der griechiſchen und der älteren deutſchen Literatur ein — und während der Geiſt des Jünglings mit ungewöhnlicher Schärfe und Tiefe ſich ausbildete, bewahrte ſein Herz alle Wärme des einfachen Naturſohnes. Ihm waren ſeines Vaters Dorf und Troja faſt gleich bekannt, ihm konnte das Mädchen, das ihn auf ſeinen Wanderungen in den Bergen der Heimath mit einem friſchen Trunk Milch labte, eben ſo wohl eine Hebe ſeyn, als ihm Hebe und die Götter Griechenlands vertraut waren, wie andern Knaben Knecht Ruprecht und Rübezahl. Der Olymp war für ihn zur Erde herabgeſtiegen und die Erde hatte ſich dem Olymp genähert. Oft ſagte ihm ſein Vater: „Moriz, fühlſt Du keinen Drang, den Gefühlen Deines Herzens Worte zu geben? In Deinem Alter hatte ich ſchon manches Lied geſungen, wie's mir ſpäter nicht beſſer gelang.“ — „Nein,“ antwortete dann Moriz, „ich kann nur fühlen, nicht ausſprechen, und ſein ſchönes Auge ſprach für ihn, wenn er dem Vater bewundernd zuhörte.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Leſerinnen.

(Beſchluß.)

Ich lebe des feſten Glaubens, daß jedes weibliche Geſchöpf, wenn nicht die Verhältniſſe, in welchen daſſelbe die erſte Jugendzeit zubringt, ſich ſehr beſtimmt und außerordentlich geſtalten, erſt durch feſtere Lebensverbindungen, als man ſie im elterlichen Hauſe zu finden gewöhnt iſt, zu ſeiner völligen Geiſtesentwicklung gebracht werden kann. Hat ein Mädchen, das auf den vorſtehenden Grad der Bildung gelangte, das Glück in ſeinem Gatten oder — bleibt es unveredlicht — in ſeinen anderweitigen Umgebungen einen edlen Sinn und die Neigung zu geiſtiger Beſchäftigung zu finden, ſo wird es unzweifelhaft, den Weg verfolgend, auf dem es geleitet wurde, ſeine moraliſche Kräfte und die Kenntniſſe, die ihm oder andern nützlich werden können, immer ſchöner entfalten und zuletzt ohne eigentliche Gelehrſamkeit den Punkt der Vollendung erreichen, der unſerem Geſchlechte hienieden als Ziel vorgeſteckt iſt, und an welchen ſich, zweifeln wir nicht! unmittelbar eine verfeinerte Organiſation und die Möglichkeit ſchließen wird, weiter und immer weiter zu ſchreiten auf dem herrlichen Pfade, den alle lebenden Geſchöpfe mit mehr oder minder Schnelligkeit zurücklegen. Eine Frau, die nicht in den Schranken einer allzu beengenden Häuslichkeit leben muß, wo die Sorge jedes hinfließenden Tages den lebendigen Aufſchwung des geiſtigen Fluges hemmt und jede Erholung dieſer Art verſagt bleibt, kann, wenn ſie nur diejenigen Kenntniſſe geſammelt hat, die ich vorhin erwähnte, wenn ſie eine geſunde Beurtheilungsgabe und den Willen beſizt, mit der Zeit allmählig fortzuſchreiten, ihrem Gatten die liebenswürdigſte Geſellſchafterin, ihren Kindern die vorzüglichſte Erzieherin werden und für ſich ſelbſt Genüſſe und Freuden koſten, welche ſie reichlich für alles entſchädigen, was die Jahre nach und nach ihr rauben. Sie wird ſich im Stande ſehen, mit ihrem Gatten eine jede Unterredung zu führen, ohne daß er ſich mit Unmuth überzeugen muß, ſeine Frau, die erſte Freundin ſeines Herzens, habe nicht einmal einen Begriff von denjenigen Dingen, die ſeinen Kopf am meiſten beſchäftigen; die Gewandtheit des weiblichen Verſtandes wird ihr über alle Lücken weghelfen, die ſich in ihrer Ausbildung finden und ſie wird dieſe hinreichend beſitzen, um nicht als ein unwiſſendes Weib da zu ſtehen und doch ihrem Gatten das Vergnügen zu laſſen, ihr Urtheil, ihr Wiſſen und ihre geiſtige Fähigkeit zu leiten, zu bereichern und zu vervollkommnen. Setzen Sie nun den Fall eines ſolchen

Digitized by Google

Verhältnisses, des freundlichsten und beseligendsten, das sich denken läßt, und fragen Sie sich: was wird eine solche Frau lesen? Sie wird sich wahrscheinlich gerne mit den besseren Erzeugnissen der Belletristik unserer und der vergangenen Tage bekannt machen, wird, wenn ihr ein Buch zusagt, dasselbe mehr als einmal lesen, und bei jeder Wiederholung wird sie fühlen, daß nur so jeder Gedanke gefaßt und entwickelt, jede Idee in ihrem ganzen Werthe erkannt werden kann. Belastet mit den Arbeiten und Geschäften eines Haushalts und der Sorge für diejenigen, welche ihr angehören, wird sie vielleicht vorzüglich gern in den einzelnen Viertelstunden, die ihr einzig zu Gebote stehen, wenn sie ihre Pflichten treu erfüllen will, eine erheiternde Lektüre zur Hand nehmen, deren es in unserer Zeit so unzählige, und als Vermächtniß einer, in dieser Hinsicht wahrhaft reichen Vergangenheit, sehr schätzbare gibt; ihr zerstreuter Geist wird sich bei den leichtern Schriften eher sammeln, ihre erschöpften Kräfte werden sich in solchen kleinen Zwischenräumen wieder erholen und sie zu emsiger Arbeit tüchtiger machen; ja sie wird ihrem Gatten selbst, der wahrscheinlich zu solchen Lesereien keine Muße findet, mit einer lebhaften Erzählung davon eine angenehme Stunde verschaffen. Sie wird aber auch, wenn sich die Gelegenheit darbietet, ein ernsteres Buch zu lesen, sey es religiösen oder geschichtlichen Inhalts, enthalte es eine Reisebeschreibung, welche mit Hülfe der Karten ihre geographischen Kenntnisse auffrischen und erweitern kann, oder das Leben irgend eines berühmten Mannes, oder Gegenstände der höheren Moral, diese Gelegenheit ergreifen und mit Interesse und Fassungskraft in sich aufnehmen, was dazu dienen mag, alle ihre geistigen Kräfte zu steigern, und vor allem wird sie niemals darum, weil ein Werk aus dem vorigen Jahrhundert stammt, dasselbe mit der vorgefaßten Meinung bei Seite werfen: veraltete Ansichten und Meinungen wie eine veraltete Sprache taugen nicht mehr für unser aufgeklärtes Zeitalter. So wird allmählig ihr Verstand sich ausbilden, ihr Scharfsinn sich stärken, ihr Geschmack sich läutern und feststellen und sie wird in Küche und Kinderstube, so wie in die übrigen Beziehungen ihres Lebens, den reinen, einsichtsvollen und klugen Sinn übertragen, den sie selbst sich erworben hat.

Schreiten wir nun zu der dritten Klasse unserer Leserinnen, so finden wir freilich ein weniger günstiges Resultat, da wo Modelektüre, wo empfindsame und schwärmerische Romane, wo die mystischen Erscheinungen, die seit einigen Jahren wieder unsere Literatur verunstalten, ihren Sitz aufgeschlagen, den Geschmack verdorben und oft auch den Grund zu endlosem Jammer und ganz zerstörtem Lebensglück gelegt haben. Wo wir statt Walter Scotts Werken, statt den Schriften einer Lady Morgan, einer Johanna Schoppenhauer und so vieler englischer und deutscher Bücher, einiger neueren Schriftsteller geheimnißvolle Ahnungsgeschichten und eine Unzahl kleinerer gehalt- und geistesleerer Romane und Erzählungen finden, mit denen der Zeitgeist uns überschwemmt; wo jedes ernstere Buch, das nicht blos die Stunden vertreibt und den Geist auf ein armseliges, eckelhaftes Liebesgewäsche bannt, sondern bei dem man nachdenken und überlegen müßte, als langweilig und unbefriedigend bei Seite gelegt wird, da möchte ich nicht gerne weilen. Es hausen da Nervenkrämpfe und Vapeurs; statt kräftigen Handelns und Wirkens finden wir leere Empfindelei, und wo wir die ausübende Hausfrau und Mutter, die theilnehmende und nachsichtige Freundin, die edle Christin suchen, da zeigt sich ein unglückliches, mit sich selbst und der Welt zerfallenes, in all seinen Lieblingsphantasien enttäuschtes Geschöpf, das weder auf Erden noch im Himmel einen schicklichen Platz findet. Hier wie überall gelten freilich Ausnahmen, und ich habe schon manche Frau gekannt, deren Geschmack in früher Jugend, und zwar sehr oft durch strenges Verbot alles dessen, was Roman heißen konnte und was meistens heimliche und mithin unvorsichtige Befriedigung des Wunsches herbeiführte, der allen Töchtern Evens gemeinsam zu seyn scheint, mißleitet wurde, und die dennoch ihre weiblichen Pflichten mit Eifer und Ausdauer erfüllte, aber etwas Irres, etwas Unklares und Verkehrtes habe ich doch immer in solchen Wesen wahrgenommen.

Anziehender ist mir die vierte Klasse, die indessen nicht unter die Leserinnen gezählt werden darf, weil sie außer der Bibel und dem Kochbuche, den Psalmen und, wenn es hoch kommt, dem Wochenblatte nichts kennt und auch eine höhere Ausbildung gar nicht vermißt. Die vermehrten Ansprüche, welche die Zeit selbst an die niedern Stände macht, lassen eine gänzliche Unwissenheit, eine vollkommene Unkenntniß der Welt und der Menschen freilich als etwas Anstößiges erscheinen, und ich bin selbst von einem solchen Gefühl nicht frei. Allein es gibt in der Reihe dieser Frauen sehr viele, deren tüchtige Leistungen in ihrem eigenthümlichen Fache, deren Gutherzigkeit und Pflichttreue leicht mit demjenigen versöhnen, was ihnen an ästhetischer Bildung mangeln mag, und weit lieber will ich mich mit einer solchen praktischen Hauswirthin und Mutter unterhalten, als mit einem *verbildeten* oder *überbildeten* Wesen der dritten und ersten Klasse. Ich endige ein Gespräch dieser Art niemals, ohne etwas gelernt oder meine Begriffe über die Haushaltungskunst verbessert zu haben, und fühle noch überdies die Freude in mir, einer meiner braven Mitschwestern meine Achtung für ihre nützlichen Kenntnisse zeigen zu können, was für sie im Grunde eine Genugthuung seyn muß.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Anfangs Oktobers.

Theater. Museum.

Treten auch in diesem bedenklichen Zeitmoment, wo wie überall, so auch für unsere Stadt, so viel auf dem Spiele steht, die Anstalten für Kunst und Wissenschaft sammt ihren Leistungen mehr oder weniger in den Hintergrund, so hat doch in den lezten Tagen ein dreifaches Interesse jener Art die Gebildeten aufgeregt. Wir meinen das Gastspiel der Madame Schröder-Devrient und das des Hrn. Becker vom Dresdener Theater (als Tasso), so wie die Wiedereröffnung unsers Museums. Mad. Schröder-Devrient hat als Fidelio, Euryanthe, Maria (in Raoul dem Blaubart) und Vestalin großen Beifall und ein paar hundert Louisd'or geerndtet. Sie ist keine Bravoursängerin, und steht in sofern unter der Sontag und Heinefetter; aber sie ist eine sehr angenehme Erscheinung auf der Bühne, eine vollendete Actrice und eine Künstlerin, die ihre Mittel geltend zu machen versteht. Wir hätten sie gerne hier behalten, besonders weil Dlle. Haus nach Stuttgart abgegangen ist, um dort zu bleiben; aber die Theaterkasse reicht nicht hin zu so enormen Forderungen, wie jezt die fertigen Sängerinnen machen, so daß wir uns nach wie vor mit werdenden begnügen müssen. Mad. Schröder-Devrient ist von hier nach Mannheim gegangen und wird später Stuttgart und Wien besuchen. — Hr. Becker trat in zwei sehr divergenten Rollen auf: als Tasso und als Müllerche in der Lokalposse „der Bürgerkapitän." Den Tasso gab er vermuthlich, um für uns Buße zu thun, denn unlängst hatte man sich an ein Goethisches Lustspiel („die Mitschuldigen") gewagt und dadurch, da unser Publikum in manchen Stücken noch unmündig ist, den Skandal herbeigeführt, daß unser große Landsmann ausgepfiffen wurde. Ein Auditorium, das den Tasso wohl aufzufassen im Stande wäre, würde mit universellem Geschmack auch die Aristophanische Laune zu genießen wissen. Darum glauben Manche wohl nicht mit Unrecht, ein so vollendetes Stück, wie der Tasso, verliere bei jeder Darstellung auf den Bühnen, wie sie jezt sind. Hr. Becker gefiel. Er hat uns bereits wieder verlassen.

Das Museum (im rothen Hause) hielt, nach sechsmonatlicher Unterbrechung, am 1. Oktober seine erste öffentliche Sitzung des Winterkursus 1830 — 31. Diese Anstalt gedeiht und enthält Elemente, die, bei einiger Pflege, noch höhern Flor versprechen. Sie ist schon darum der Theilnahme aller Kunstfreunde werth, weil sie in Frankfurt allein dahin wirkt, daß große Musikwerke, wie die Beethovenschen Symphonien, zur Aufführung kommen. Der Abend des ersten Oktobers war eine würdige Inauguration. Die Ouvertüre zur Oper „Bibiena" von Pixis, der gerade hier war, zwei Arien aus Don Juan und Bibiena, von Madame Schröder-Devrient gesungen, ein Klavierkonzert, von dem talentvollen Frl. Wendelstädt gespielt, und, als Krone des Ganzen, die herrliche Beethovensche Symphonie aus C Minor — dies war die musikalische Partie. — An Vorlesungen war zu hören: 1. Ein Eröffnungsgedicht von H. Hang, Lehrer an der Musterschule. 2. Eine kritische Abhandlung über englische und deutsche Universitäten aus dem North-American Review, zusammengestellt von Hrn. Konsistorialrath Kirchner. Das Urtheil des Nordamerikaners fällt ganz zu Gunsten unserer vaterländischen Hochschulen aus, besonders bei dem Vergleich, den derselbe zwischen dem lebendigen Fortschreiten auf diesen und dem stationären Wissen auf den englischen Universitäten anstellt. 3. Eine anthropologische Skizze: „Der Genius der Menschheit," von Hrn. Dr. A. Clemens. Der Verfasser verbreitet sich über das Fortschreiten der Menschheit zu einer immer größern Vollkommenheit; er bezeichnet die dem Menschen zugetheilte Gabe, sich zu verbessern, als wahre Gottesgabe, als den ächten Genius des menschlichen Geschlechts. „Wohl denen, sagt er, die die geistige Würde des Menschen zu ehren wissen, wehe denen, die sie verkennen, oder wohl gar mißbrauchen wollen! Nur die Weisheit darf die Lösung dieses großen Problems versuchen; jene Würde aber darf Niemand verkennen, ohne die Gottheit selbst zu lästern, die dem Menschen die Vollmacht gab, die Welt zu beherrschen und sich zu unterwerfen." — Der Saal des Museums war am ersten Sitzungsabend so gedrängt voll, daß viele Mitglieder vergebens nach einem Plätzchen seufzten und den Wunsch laut werden ließen, doch in Zukunft besser bedacht zu werden. Man vernimmt auch, daß die Vorsteher darauf denken, das Ausgeben der Gastkarten an Einheimische, die Mitglieder werden können, zu beschränken.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Oktober.

(Fortsezung.)

Société familière.

Der Canonikus Barras vom großen St. Bernard, der seine Kollekte für das Hospiz in Genf beendigt hat, dankt (in einer Hauptsitzung der Société familière) für alle Freundschaft und Unterstützung, welche er daselbst gefunden; er bemerkt dabei, daß seine Sammlung lediglich für das Hospiz auf dem großen St. Bernard bestimmt sey, wiewohl sein Orden auch ein Hospiz auf dem Simplon versorge. Dasselbe besize aber Vermögen genug und brauche nicht zu sammeln; übrigens sammle das St. Bernardhospiz nur in der Schweiz und sonst nirgends; es sey lediglich Betrug, wenn, wie es zu Zeiten geschehe, in Deutschland Leute aufträten und für dies Hospiz zu sammeln vorgäben. — Der Prof. de Candolle zeigt eine interessante Sendung vor, welche er von dem französischen Konsul Drovetti in Alexandrien bekommen, nämlich eine Handvoll Korn, das im Sarg einer Mumie zu Theben gefunden worden ist, die zwischen 2500 bis 3000 Jahr alt seyn dürfte. Dies Korn beantwortet eine lang unentschiedene Frage der Pflanzenphysiologie, nämlich: ob die Arten der Vegetabilien immer dieselben seyen, oder ob sie nur zufällig durch gewisse Umstände erzeugt und hervorgebracht würden? Das Auge kann mit der größten Aufmerksamkeit keine andere Verschiedenheit zwischen unserm heutigen und diesem egyptischen Korn entdecken, als die Farbe und die Kleinheit der Körner. Erstere kommt aber lediglich von der Zeit und leztere von der Austrocknung. Das triticum durum vor 3000 Jahren war augenscheinlich dasselbe, wie das unsrige. — M. macht auf die Lächerlichkeit unserer Titel und persönlichen Bezeichnungen aufmerksam; die Zeit, wo man im Waadtland, Bern und Freiburg die Frauen nach den Aemtern ihrer Männer Madame la Banneretta, la Sergente, la Major, la Justicière, la Baillive, la Greffière, la Doctoresse u. s. w. nannte, sey nun zwar nicht mehr, wohl aber noch die Unart, im gesellschaftlichen Zusammenseyn von M. le Juge, M. le Président, M. le Conseiller und M. le Capitaine zu reden. Am lächerlichsten aber sey wohl das ehemalige Epithetum der Mitglieder des Conseil représentatif: Magnifiques et très-honorés seigneurs, das an eine Aeußerung Voltaire's in Ferney erinnerte: Je chasse souvent les magnifiques seigneurs de Genève, qui viennent me voler mes pommes.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 264.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. November 1830.

— Ihr Kuß war Götterbrod,
Glühend wie der Wein,
Ach! ich liebte fast mich todt!
Rings mit Sonnenschein
War sie emaillirt.

Goethe.

Aus Grabbe's Aschenbrödel.

Zweiter Akt.

Zweite Scene.

(Frühlingsflur, umkränzt von Wäldern und Hügeln.)
(Die Feen erscheinen.)

Die Feen.

Wir wiegen uns auf Rosenduft,
Und Wollust zittert durch die Luft.

Erste Fee.

Hört! die Schneeglöckchen klingen!

Zweite Fee.

Und wie die Quellen singen!

Alle Feen.

Sie läuten, sie singen
Den Frühling herein!
Er naht, er naht, aus fremder Zone,
Und sein Gewand ist Sonnenschein!

Erste Fee.

Die Sonne ist des Frühlings Krone.

Zweite Fee.

Sein Teppich die bethaute Flur.

Erste Fee.

Die Blumen seines Fußes Spur.

Zweite Fee.

Vor ihm schmilzt Winters-Eis zusammen!

Erste Fee.

Ihm brennt der Wald in grünen Flammen!

Zweite Fee.

Die Seen öffnen ihm die Augen!

Erste Fee.

Und Bien' und Mücke saugen
Mit ihren Blicken seinen Gruß!

Zweite Fee.

Er grüßt die Welt mit Wonnekuß!

Erste Fee.

Fühlst du den Wiederhall?
Was singt die Nachtigall?

Zweite Fee.

Versteh'st du's nicht?
Ihr Schlag ist klar ja, wie das Licht:
„Durch's laub'ge Dunkel
Bricht Gluthgefunkel,
Entzündet mir die Brust. —
Hoch flammt mir auf die Stimme
Und preist der Liebe Schmerz und Lust!“

Erste Fee.

Was will der Duft der Rose?

Zweite Fee.

Er ist der Rose Stimme
Und voll Gekose
Ruft sie dem Sonnengotte zu:
„Ich schlief im grünen Kleide,
Verloren ist die Ruh',
Denn mich erweckest du!

O Sonn' und Liebesfreude,
Euch anbetend,
Schwillt mir der Busen schamerröthend!"

Der Gnom (steigt aus der Erde).

Ich merkte hier Spektakel —
(Er erblickte die Feen.)
Mirakel! o Mirakel!
Die sind nicht häßlich,
Doch ich bin auch nicht allzu gräßlich!
Ich weiß mich zu geriren,
Und werde reussiren!
Die da! sie kommt mir, wie geladen,
Sie tanzet auf dem Wind
Und thut sich keinen Schaden!
O wär' ich auch so leicht und so geschwind!

Die Feen.

Schützet den Lenz
Mit segnender Huld!
Wie in dem Auge
Trunkener Liebe
Abendstern schimmert
Feuriger, schöner
Als an dem Himmel,
Schimmere die Welt!
Laubkranz im Haare,
Füllhorn im Arme,
Sollen die Horen,
Die lächelnden Jungfraun,
Fliegenden Tanzes
Grüßen den Menschen!
Dunkeler Blick nicht
Schaue nach oben!
Goldene Morgen,
Gold'ne Abende,
Diamantener Tagsglanz
Soll ihn verklären!
Wolken hinweg!
Nur einzelne Schäfchen
Mögen den Aether
Furchtlos durchziehen,
Daß sie sich verirren,
So weit er auch ist,
Denn Jedermann sieht sie
Wandeln im Licht!

Der Gnom.

Ich muß gesteh'n,
Daß mich die Feen entzücken,
Und alle sind sie ziemlich schön.
Doch noch weiß ich nicht recht,
Welch' ich von ihnen möcht' beglücken —
Die da scheint mir zu schlecht!

Die Feen.

Seht! seht! ein Gnom!

Der Gnom.

Na, was heißt das? Oekonom
Und Gnom ist eins!
Der eine quält und kriecht im Grund der Erde,
Der andre pflügt darauf mit viel Beschwerde!

Die Feen.

Wie plump und graus,
Das Haar beschmuzt und kraus. —

Der Gnom.

Sieht's nicht recht lieblich aus?

Die Feen.

Hat er ein Auge, hat er keins?

Der Gnom.

Gottlob, sie närren mich,
Und was sich närrt, das liebt sich!
— Doch was ist das? Fast lauf' Ich weg — Was für ein Zittern!

Die Feen.

Die Himmelskuppe springet auf
Und unsre Kön'gin naht von ihrem Sitz
In donnerjubelnden Gewittern!
(Die Königin der Feen erscheint.)

Der Gnom.

Alle Blitz,
Kein Meteor flammt heller,
Stürmt mächtiger und schneller
Von Pol zu Pol als die!
Die ist die Schönste unter allen!
Und wie sie auch zu Fuß ihr fallen!
Die Sonne selbst wird bleich und roth
Von ihrer Wange, ihres Kleides Glanz —
Ich weiß nicht, wie
Mir wird — Ich spüre Liebesnoth!
Endlich fühl' ich am Schmerz,
Ich habe auch ein Herz!

Erste Fee.

Der Königin zuckt die zarte Lippe!

Zweite Fee.

Sie ist erregt!

Der Gnom.

O wenn ich erst von deren Munde nippe!
(Die Fortsetzung folgt.)

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Unterdeß quälte den alten Sain der Gedanke, ob der Sohn, den er in der Welt der Ideale erzogen hatte, auch in der so ganz andern Welt der Wirklichkeit glücklich

Digitized by Google

seyn würde, und er theilte seine Sorgen dem Lieblinge mit. Moritz entgegnete darauf: „gewiß werde ich's seyn, wenn Du mich nicht in die zwangvollen Formen des gesellschaftlichen Lebens zwingen willst; laß mich nie die Vorurtheile und den Egoismus der Menschen, wovon Du mir so viel erzählt hast, mit eigenen Augen sehen; laß mich ohne Amt; bringe mich nicht in Lagen, wo ich die Menschen ihres Standes oder Titels wegen achten oder verachten muß. Du hast mir ja gesagt, Du könnest und wolltest mir ein unabhängiges Vermögen sichern, sträube Dich nicht dagegen, daß ich es hier, wo mich die Vorsehung geboren werden ließ, ruhig verwalte, daß ich mit meinen Bauern als Bruder lebend, nur in Geistesbildung höher stehend als sie, die Idylle meines Erdenlebens beschließe, wo ich sie begann.“ Aber der Vater war anderer Meinung: „Du mußt die Welt,“ sagte er, „in ihren äußern Erscheinungen kennen lernen, um ihre innere Bedeutung zu fassen; Dein Geist ist zu groß, zu ausgebildet für Dein Dorf. Die Frau, deren Wesen Deine Seele wie Dein Herz erfüllen soll, wirst Du unter den pausbackigen Fräuleins unserer Nachbarschaft nicht finden, und noch weniger, glaube mir, unter den Töchtern meiner Bauern.“ — „Und doch,“ erwiederte der Jüngling, „ist es gerade das, was mir als Glück vorschwebt; eine Seele zu mir heran zu bilden, die, wenn ich so sagen darf, als mein Geschöpf mich lieben wird, die ich als solches doppelt lieben werde.“

Aber gegen solche Phantasien sträubte sich des Vaters, wenn auch schwärmerischer, doch nicht ganz vorurtheilsfreier Geist; nur wagte er es nicht, dieß offen gegen den Sohn auszusprechen, weil er fürchtete, dadurch in seiner Achtung zu sinken; er begnügte sich daher mit dem Ausspruch: das solle ihm frei stehen, wenn er die Welt erst gesehen habe. Ein Jugendfreund des Grafen war Gesandter in der oben erwähnten Hauptstadt geworden; es kostete diesen ein Wort, und Moritz war bei der Gesandtschaft angestellt. Mit schwerem Herzen willigte der Jüngling endlich ein, und im Spätherbst verließ er die theure Heimath, mit ihren durch tausend Erinnerungen geheiligten Felsen und Eichen. Unbeschreiblich kahl und leer kam es ihm vor in der großen Stadt; sein heißes Herz verlangte Liebe und fand keine. Da sah er am 19ten November die schöne, anmuthige Agnes, das erste vollendete Frauenzimmer, welches ihm je erschienen war, und sein Herz ward ein leichter Raub für so viel Liebreiz.

Den Eindruck nicht ahnend, den sie gemacht hatte, sah Gräfin Agnes, von körperlicher Ermüdung überwältigt, dem Ende des Balles sehnsüchtig entgegen. Endlich hüllte eine Mutter nach der andern ihre erhitzte, athemlose Tochter in Shawls und Pelze ein; die jungen Herrn benutzten die letzten Augenblicke auf der Treppe, um zu den langen Huldigungen des Abends noch ein schmeichelndes Wörtchen hinzuzufügen, und manches Mädchen zögerte, den Fuß auf den Wagentritt zu setzen, damit ihr Held Zeit gewinne, heranzukommen und ihr beim Einsteigen behülflich zu seyn. So eilte Alles, entzückt und befriedigt, wenn auch ermüdet, der Ruhe zu, und Agnes hatte nur eben Zeit genug, die Nichtigkeit der Freuden einzusehen, die sie den ganzen Abend so lebhaft erregt und beschäftigt hatten, ehe der Schlummer ihre Augen schloß.

Hoch am Mittag weckte sie ein sanfter Kuß auf die Stirne, und ihr Mann stand freundlich vor ihr. „Ich muß Dich wecken, meine Agnes,“ sagte er, „in einer Stunde fängt Hummels Konzert an, und das möchtest Du doch gewiß nicht versäumen.“ — „Gewiß nicht,“ antwortete sie; „ich bin schon bei dem Gedanken daran ganz außer mir —“ (ein leises Gähnen ließ sie nicht vollenden). Graf Borck lächelte über diesen Ausdruck des Enthusiasmus und überließ sie den Händen ihrer Kammerjungfer, die, noch ehe die Stunde verflossen war, den geschmackvollsten Morgenanzug um die leicht zu schmückende Gestalt ihrer Gebieterin geordnet hatte. Der Wagen fuhr vor und Agnes eilte ins Konzert. Sie liebte die Musik wahrhaft, und horchte dem ersten Meister unserer Zeit mit tiefgefühlter Bewunderung; als aber Madame Borgondio mit ihrem tiefen Conteralte: „ombra adorata aspetta“ sang, füllten sich die Augen vieler Zuhörer mit Thränen, und auch Agnes zahlte ihren Tribut der Rührung. Es heißt: wenn man Jemanden lange mit dem Auge fixirt, so werde dieser endlich gezwungen, nach der Richtung, in welcher man sich befindet, hinzusehen. War es nun diese Art von Zauber oder ein Ungefähr — genug, Agnes wandte plötzlich und gleichsam unwillkührlich ihr Gesicht und begegnete einem Auge voll Schwärmerei, das fest auf sie gerichtet war. Sie erröthete vor der unverhehlten Bewunderung, die ihr Graf Moritz von Sain in dieser stummen Sprache zollte, und konnte einige Minuten lang ein beinahe ängstliches Gefühl nicht bemeistern. Das Ende des Konzerts gab ihren Gedanken jedoch eine andere Richtung, und die stattliche Figur des Majors von Hilperstein, der dicht neben Hummel stand und diesmal als Musikkenner mit einer unbezahlbaren Protektionsmiene zu dem Künstler sprach, weckte ihre ganze Fröhlichkeit. Sobald Hilperstein die Möglichkeit gewahrte, durch Hinwegräumung einiger leer gewordenen Stühle bis zur Gräfin zu gelangen, verließ er schnell den Künstler, um ihr zum Geleit bis an den Wagen seinen Arm anzubieten. Im Einsteigen fragte sie ihn: „Sind Sie ganz entzückt?“ — „Ganz,“ erwiederte er mit aller Begeisterung, zu der die unbequeme Rolle des Kunstliebhabers ihn diesmal verpflichtete, „ganz, und um so mehr, da ich mit Hummel vertraut bin, wie Wenige.“ — „Davon müssen Sie uns beim Thee mehr erzählen!“ rief sie ihm noch zu, als eben der Wagen wegrollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Anfangs Oktober.

(Beschluß.)

Vorlesungen über die franz. Literatur.

Hr. Peschier aus Genf, dessen in unserm lezten Berichte beifällig erwähnt wurde, hat nunmehr seinen Cours de littérature française geschlossen. Bis zur lezten Sitzung hin bewährte dieser junge Gelehrte nicht weniger seine umfassenden Kenntnisse, wie seinen Beruf als Kritiker. Veranlaßt, sich in dieser Sitzung über das oratorische Talent Massillons, eines der ausgezeichnetsten Kanzelredner der lezten Decennien des 17ten Jahrhunderts, zu verbreiten, bemühte sich Hr. P., seinen Zuhörern zu zeigen, wie groß der Einfluß gewesen, den die politischen Ereignisse auf den eigenthümlichen Charakter seines Talents geäußert und in wie fern der Vorwurf gegründet sey, den der Kardinal Maury gegen ihn erhob, als habe derselbe die evangelische Beredsamkeit dadurch entnervt, daß er an die Stelle des Dogma die Sittenlehre gesezt, und daß seine Denkweise zu frei, zu kühn gewesen, vornämlich aber sich zu sehr den philosophischen Meinungen genähert habe, die über das 18te Jahrhundert zu herrschen im Begriffe standen. „Mit dem Tage, sagt Hr. P. am Schlusse, wo ein Höfling (Dangeau), der 50 Jahre lang ein genaues Register über die kleinsten Vorfälle des Privatlebens des Monarchen geführt hatte, ganz kalt in sein Tagebuch schrieb: Heute, um 8 Uhr Morgens, ist der König gestorben; mit dem Tage, wo diese Regierung also schloß, sah man plözlich einen neuen Geist entstehen und sich entwickeln. Von der Höhe jener religiösen Institutionen, jenes heuchlerischen Gepränges, das Europa verblendet hatte, fiel man in die Schwächen und Thorheiten der Regentschaft; in der Verderbniß dieses Hofes muß man die erste Ursache der Zügellosigkeit des 18ten Jahrhunderts suchen. Der größte Windbeutel von Verbrechen (le plus grand fanfaron de crimes), wie ihn Ludwig XV. nannte, ersezt auf dem Throne den, welchem Schmeichelei den Beinamen des redlichsten Mannes im Königreiche (le plus honnête homme du royaume) zugetheilt hatte. Die ernste Würde und die Unterwürfigkeit, welche die Gemüther vor dem königlichen Ansehen niederbeugten, verschwänden an dem Tage selber, wo sich der Regent nach dem Parlamente begab — das noch Tages zuvor ein Wort Ludwigs XIV. zum Stillschweigen brachte — um daselbst das Testament kassiren zu lassen, worin, nach der Absicht des Monarchen, sein absoluter Wille ihn selbst überleben und das mit dem königlichen Purpur die Früchte eines doppelten Ehebruchs bedecken sollte. Und wie seltsam! welch eine sonderbare Anomalie! Dieser nämliche Herzog von Orleans, bei welchem man die entarteten Reste eines großen Fürsten wiederfand, dieser entsittlichte Heinrich IV. stand mit den ausgezeichnetsten Männern der lezten Zeit des großen Jahrhunderts in Verbindung. Der zucht- und sittenlose Zögling Dubois's hatte in den vertraulichsten Verhältnissen mit dem tugendhaften Erzbischofe von Cambray gelebt; der frömmste Mann Frankreichs liebte also den Regenten. So auch der redlichste Mann, der unbescholtenste Richter, der Kanzler d'Aguesseau. Endlich waren der heftigste Satiriker seines Jahrhunderts, Saint-Simon, und Fontenelle, der geistreichste Mann seiner Zeit, den man durch Enthusiasmus nicht täuschen konnte, denn er selber hatte keinen, die vertrauten Bewahrer der Gedanken des Herzogs von Orleans. ... Allein dieses Achtung gebietenden Gefolges erlauchter Namen ungeachtet, vermochte der Regent die Verachtung nicht abzuwälzen, die seit hundert Jahren auf seinem Namen lastet. — Mit jenen Männern zugleich lebte ein Diener des Himmels, dessen Name die Geschichte besudelt und der Einbildungskraft alles das vorführt, was Verachtung der Religion und Moral Ungeheuerstes hat, ein von seinen Zeitgenossen so vollkommen verachteter Mensch, daß er von der Zukunft nichts zu erwarten hatte, und der nach dem Beifalle der Geistreichen strebte, um so dem Anathem aller redlich Gesinnten das Gleichgewicht zu halten. Es war dies, weil man ihn nennen muß, der schändliche Dubois; und dieser Mensch bedeckte sein Haupt mit der Bischofsmüze des tugendhaften Fenelon und erhielt vom Pabst selber den Kardinalshut, wohin so lange sein Ehrgeiz gerichtet gewesen. Und Massillon selbst war es, wir sagen es mit Schmerz, der diesem entwürdigten Wesen, das sich des Abscheus rühmte, den es einflößte, ein Zeugniß der Unschuld und Befähigung ausstellte; auf seine Erklärung hat man der Ernennung oder vielmehr der Entheiligung des bischöflichen Stuhls die Weihe ertheilt. — O Schande! und man wundert sich nach diesen Vorgängen noch, daß Frankreich im 18ten Jahrhundert, bei seinen scheußlichen Saturnalien, vor den Augen des erstaunten Europas das Aergerniß der gräßlichsten Ausschweifungen zur Schau gelegt, und daß ein von Haß und Wuth trunkenes Volk, nachdem es von der Tribüne herab die ganze Nation decimirt, den Kopf des tugendhaftesten der Könige unter dem Henkerbeile hat fallen machen!!“ — Hr. Peschier wird, wie wir vernehmen, noch längere Zeit in unserer Mitte verweilen. Wir dürfen uns daher von ihm noch andere wissenschaftliche Leistungen, ähnlicher Art mit den frühern, auch im Laufe dieses Winters versprechen.

Genf, Oktober.

(Fortsezung.)

Société familière.

Das dünkelhafte magnifique (fährt M. in einer Hauptsitzung der Société familière fort) sey nun zwar in der Genfer Revolution untergegangen, noch immer aber bießen sie très-honorés seigneurs, was doch für eine Republik zu viel sey; unser repräsentativer Rath von zweihundert Köpfen bestehe größtentheils aus Kaufleuten, Handwerkern und Fabrikeigenthümern; er könne nun so wenig einsehen, wie zweihundert solcher Leute einen très honoré seigneur, als wie zweihundert très honorés seigneurs einen tüchtigen Kauf- oder Industriemann machen könnten u. s. w. — F. berichtet, daß der junge talentvolle Bildhauer David in Paris an der Marmorbüste unseres verstorbenen Dumont arbeite, und daß er schon jezt über deren Aehnlichkeit überrascht gewesen sey. — M. spricht von einer neuen Art Kartoffeln, genannt Arracacha esculenta, die im mittlern und südlichen Amerika von so großem Nutzen ist, wie die Erdäpfel; zum Versuch ihres Anbaus sey solche in unserm botanischen Garten gepflanzt, besser aber werde sie wahrscheinlich in südlicheren Gegenden im Freien fortkommen, deßhalb habe man dergleichen zum Versuch an die botanischen Gärten von Montpellier, Toulon, Turin und Florenz geschickt. — H. bemerkt, daß sich aus einer ganz neuerdings in Frankreich gemachten Berechnung ergebe, daß die Volkserziehung in den aufgeklärtesten Departements lange nicht so weit gediehen sey, als bei uns in Genf; denn in dem Dep. de la Seine verständen von 100 jungen Leuten 18 weder das Lesen noch das Schreiben, im Dep. du Doubs, wo der Volksunterricht am weitesten gediehen, sey dies Verhältniß 17 von 100. in Genf aber nur 2 von 100. — F. erzählt als seltene Merkwürdigkeit, daß neulich bei Ger am Fuß des Jura sey ein Hirsch geschossen worden, dergleichen könnten sich die ältesten Leute nicht erinnern.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 265.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. November 1830.

Verdienst macht Alles werth und Liebe macht es gleich.

Haller.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Major Hilperstein, der nie eine noch so flüchtige Einladung unbeachtet ließ, stellte sich zur Theestunde richtig ein. Wahrscheinlich hatte er aber zuvor noch ein Paar andere Einladungen auf den Abend zu erhalten gesucht, denn es gehörte zu den Seligkeiten seines Erdenlebens, sagen zu können: „es ist mir leider für heute unmöglich zu kommen, denn ich bin bei der Gräfin B. oder C. schon versagt.“ Er fand die Gräfin im Gespräch mit ein Paar Vertrauten des Hauses, zu denen ein bekannter Gelehrter mit silbergrauen Haaren gehörte, der früher Hofmeister des Grafen Borck, jezt Professor an der Universität war. Die ehrerbietige Auszeichnung, mit welcher die Gräfin diesen alten Herrn stets behandelte, machte sie in seiner Gesellschaft doppelt liebenswürdig und sicherte ihm in ihrem Hause eine gleiche Begegnung von allen Gästen, selbst von den anmaßendsten jungen Leuten. Auch Hilperstein, den — zur Ehre sey's ihm nachgesagt — graue Haare ohnedieß nicht zum Muthwillen reizten, fühlte in dieses Mannes Gegenwart seine Unterhaltungsgabe, mehr als es ihm angenehm seyn mochte, gelähmt. Aber heute war Hummel stärker als Professor Baldy. Mit dem vollen Gefühle seiner Wichtigkeit trat daher der Major in das Kabinet, denn er wußte, daß ihm ein reichhaltiger Unterhaltungsstoff zu Gebote stand. —

„Nun, lieber Hilperstein,“ rief ihm die Gräfin fröhlich entgegen, „heute Hummel, und nichts als Hummel! Wie sind Sie mit ihm bekannt geworden?“ — „In meiner frühesten Jugend schon, in Berlin,“ erwiederte Hilperstein. „So? war er in Berlin mit Ihnen zusammen, nun da war er gewiß, wie bei uns, der Held des ganzen Publikums.“ — „O ja, das war er in gewisser Hinsicht auch.“ — „In gewisser Hinsicht! — in welcher denn nicht?“ — „Wenn ich es, ohne das Zartgefühl zu verletzen (diese Rücksicht machte des Majors größten Stolz aus), vor Damen auszusprechen wagen darf, seine Ausschweifungen, vor allem sein Trinken, machten doch Viele etwas stutzig; er war zwar in manchen Gesellschaften gern gesehen, aber in andern auch nicht. Indessen, meine gnädige Gräfin, bedecken Sie diese Jugendverirrungen mit dem Mantel christlicher Liebe, denn nach der Bekanntschaft, die ich gestern und heute Vormittag mit ihm erneuert habe, wollte ich schwören, daß er lange kein Glas Wein an seine Lippen gebracht, außer etwa, was ihm von edler Frauen Hand gereicht ward.“

Hier ward dem eintretenden Grafen von Sain ein leichtes Kompliment gemacht und das Gespräch alsbald fortgesezt.

„Nein,“ nahm die Gräfin das Wort, „das mag ich nicht auf Hummel sitzen lassen, und wenn Sie ihn jezt auch zehn Mal als bekehrten Sünder darstellen. Ich habe in meinem Leben nichts gegen den guten Ruf unseres herrlichen Künstlers gehört, und Sie, bester Major, sind doch sonst nicht der Mann, der seinen Nächsten verläumdet. Sagen Sie einmal ganz aufrichtig, haben Sie Hummel

wirklich in Berlin gekannt? Wir wollen es auch in ewiges Stillschweigen begraben, wenn Sie sich dießmal einer kleinen, kleinen Unwahrheit schuldig bekennen."

Hilperstein sah sich unrettbar in die Enge getrieben, doch erwiederte er in imposanter Stellung und mit beleidigtem Tone: „Ich habe wenigstens das bessere Theil des Künstlers genau kennen gelernt; die Kinder seines Geistes haben meine Jugend gebildet und entzückt, und das wollte ich auch nur andeuten, wenn ich von meiner Vertrautheit mit ihm sprach, denn," — „Was kennen Sie denn von seinen Kompositionen?" unterbrach ihn die Gräfin, die nun auf die gänzliche Niederlage ihres Opfers erpicht war. — „Außer seinen vortrefflichen Sonaten," erwiederte Hilperstein im Ton gekränkter Würde, „Seht in des Mädchens Schooße;" — „Bei Dir wo man sich selbst vergißt;" — „Man buchstabirt;" — „O Gott," rief Agnes, laut auflachend, „er spricht die ganze Zeit von Himmel!" Und die ganze Gesellschaft stimmte in das fröhliche Gelächter ein. Hilperstein strich etwas verlegen seinen Schnurrbart und brummte in die hohle Hand hinein: „Nun wahrhaftig, ein i und ein u sind doch auch leicht zu verwechseln." — „Aber," nahm Professor Baldy das Wort, „zwischen Himmel und Hummel ist mehr Unterschied, als ein i und ein u, mein lieber Herr Major. Ohne der wahrhaft lieblichen Muse des alten Himmel unrecht thun zu wollen, so ist doch ein so großer Abstand zwischen dem natürlichen Talent dieses Künstlers und dem, durch tiefes Studium vollendeten, Genie unseres Hummel, daß sie als Musiker recht schwer zu verwechseln sind, und wer die Lebensverhältnisse beider Männer kennt, dem werden sie als Menschen kaum weniger verschieden erscheinen. Ich habe Hummel von seiner Kindheit an gekannt und stets Gelegenheit gehabt, mich von den Umständen unterrichtet zu erhalten, die ihn durchs Leben begleiteten. Oft hat es mich mit Bewunderung erfüllt, wie der zarte Knabe sich anstrengte und abmühte, um das schöne Ziel zu erreichen, die Seinen durch seine Kunst unterstützen zu können. Dieß war ihm damals nur das schöne Mittel zum schönern Zweck. Es gelang ihm bald, wie nur wenigen Auserwählten und mit dem höhern, begeisternden Kunstgenusse selbst, folgten dem eisernen Fleiße, mit welchem das Himmelsgeschenk gepflegt wurde, bald auch die Annehmlichkeiten des Lebens, als erfreuliche Zugaben." Diese Worte des ehrwürdigen Herrn lenkten die Aufmerksamkeit der Anwesenden von dem durch Hummel und Himmel verstummten und verstimmten Hilperstein ab und gaben Gelegenheit zu manchem belehrenden Wort über die Kunst im Allgemeinen. Endlich vereinten sich alle in der dringenden Bitte an die Gräfin, zu singen.

Sie setzte sich, ohne Ziererei, ans Klavier und sang mit schöner Stimme und wahrem Ausdruck folgendes Lied von Graf Platen:

Laß tief in Dir mich lesen.
Verhehl' auch dieß mir nicht,
Was für ein Zauberwesen
Aus Deiner Stimme spricht.

So viele Worte bringen
In's Ohr uns ohne Plan,
Und während sie verklingen
Ist Alles abgethan.

Doch dringt auch nur von ferne
Dein Ton zu mir sich her,
Bethör' ich ihn so gerne,
Vergeß' ich ihn so schwer.

Ich bebe dann, entglimme
Von allzurascher Gluth; —
Mein Herz und Deine Stimme
Verstehn sich gar zu gut.

Die einfache Musik war den Worten so angepaßt, daß sie dem zärtlichen Inhalte ganz eigen anzugehören und nur eine erhöhte Deklamation zu seyn schien. Graf Moriz horchte den Tönen mit stummer Bewegung und entfernte sich leise vom Klavier, um sich nicht gezwungen zu sehen, seine Beifallsäußerungen mit denen der andern Zuhörer zu vermengen. Beim Schluß des Liedes trat Frau von Fay mit ihrer schönen Tochter herein, um sich für die Einladung zum Balle zu bedanken. Die Gräfin eilte ihr zuvorkommend entgegen und sagte zu Fräulein Fay: „Sie kommen uns eben recht, in doppelter Hinsicht; Hummel hat heute die Geister der Musik gewaltig aufgeregt und Alles lechzt nach Tönen. Singen Sie ein Duettchen mit mir." Fräulein Fay ließ sich nicht lange bitten, und bald fand sich eins der niedlichen Notturnos von Blangini, in welchem der Sopran des Fräuleins, mit dem Mezzo Sopran der Gräfin wie in eins verschmolzen, bald in leisem Gemurmel, bald in schwellender Anströmung, einen wirklich seltenen Genuß gewährte. Graf Moriz war während des Singens wieder näher und näher getreten, und am Schluß des Duetts wußte er dem Fräulein mit wahrer Beredtsamkeit seine Freude auszudrücken, er lobte, wie schön und rein sie intonire, wie sie die Töne so mühelos aushauche, wie der Blumenkelch seinen Duft, wie sie die Worte so gut und deutlich ausspreche u. s. w. Der Gräfin, die indessen von den andern Herrn und ein Paar hinzugekommenen Damen mit Lobsprüchen überhäuft ward, sagte er kein Wort; jedoch am Ende seiner Rede wandte sich sein Blick zu ihr und er seufzte tief auf. — War es nun, daß diese Nichtbeachtung sie etwas verdroß, oder war ihr dieselbe gänzlich entgangen, kurz, sobald sie sich von der übrigen Gesellschaft losmachen konnte, näherte sie sich dem Grafen Moriz, der noch in lebhaftem Gespräch mit Fräulein Fay war, und sagte zu ihm: „Ich wette, Sie singen auch." — „Ja," entgegnete er ruhig. „Was? was?" fragte sie schnell, „Baß oder Tenor? Wir sind auf der Jagd nach Männerstimmen, geschwind geben Sie uns eine Probe."

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Grabbe's Aschenbrödel.

(Fortsetzung.)

Die Königin der Feen.

Ihr Feen,
Ich bin vom Zorn bewegt!
Ich sucht' von Himmelshöh'n
Das beste Herz der Welt, und sah
Olympia!

Die Feen.

Die dir Verwandte?

Die Königin der Feen.

Der Schwester Enkelin!

Der Gnom.

O hätt' ich solche prächtige Großtante!

Die Königin der Feen.

Clorind' und Thisbe fuhren
Durch vollsten Frühling hin,
Den stolzen Sinn gewandt
Auf ihres Königs Hand,
Allein Olympia, gebannt
In dunkle Mauern,
Muß einsam weinen, einsam trauern,
Und seufzt vergebens nach dem Reiz der Fluren!

Die Feen.

Ach, Fürstin, laß uns zu ihr schweben,
Mit Götterlust die Arme zu beleben!

Die Königin der Feen.

Nie freut' ich mehr mich meiner Feenkraft,
Als wenn sie Heil aus Unheil schafft.
In ihrem größten Mißgeschick,
Schenk' ich Olympien das höchste Glück,
Die Krone und die Liebe!

Der Gnom.

O wenn ich stets bei dir doch bliebe!

Die Königin der Feen.

Hinweg!

Der Gnom.

O nehmt mich mit!

Die Königin der Feen.

Ei, ei,
Du drolliger Patron,
Du kommst mich recht!
Sey du dabei,
Und närr' Stiefmutter, Schwestern und Baron!

Der Gnom.

Ich bin dein Knecht,
Allein mein Lohn?

Die Königin der Feen.

Er ist ein Kuß.

Der Gnom.

Auf deinen Fuß?

Die Königin der Feen.

Auf meinen Mund.

Der Gnom.

Ich folge dir zum Höllengrund!

Die Königin der Feen.

Es athmen die Blumen,
Es senken sich Adler,
Voll Sehnsucht zu tragen,
Zu fahren die Feen!
Beuget ihr Berge
Die rauschenden Gipfel,
Und öffnet die Bahn;
Giebel der Städte,
Thürme der Schlösser,
Leuchtet und tönet
Wie Blume und Vogel,
Wenn wir euch nahn!

Der Gnom.

Sie reißen durch die Luft mich fort!
Heisa! Wie fliegt's von Ort zu Ort!

(Die Feen und der Gnom verschwinden.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paderborn, Ende August.

Driburger Bad.

Es ist vielleicht das erstemal, daß in diesen Blättern eines Bades erwähnt wird, welches, seiner Intensität und Wirksamkeit nach, in die Reihe der ersten Bäder Deutschlands gehört, wohin es auch Hufeland und die übrigen, um die Balneotechnik verdienten Aerzte rechnen. Wenn nun Driburgs Stahlquellen durch die genialen und gediegenen Schriften früherer dortiger Brunnenärzte — des jetzigen k. dänischen Leibarztes Brandis, der verstorbenen Ficker, Vater und Sohn — dem ärztlichen Publikum längst rühmlich bekannt sind, so möge auch in diesen Blättern vor dem nichtärztlichen Publikum einmal die Rede von einer Anstalt seyn, welche, wie sie das Heil der Menschen fördert, ihrem Schöpfer und Besitzer zu Ruhm und Freude gereicht. Es sind fast 50 Jahre, als der jetzt 80jährige, noch immer mit staunenswerther Körper- und Geisteskraft thätige, Freiherr von Sierstorpff auf einer Reise von Paderborn nach Pyrmont die Stahlquelle bei Driburg besuchte und, ihren Werth erkennend, sie an sich kaufte. Zwar hatten die Bischöfe Paderborns sich schon länger, jedoch nur stiefväterlich, der Heilquelle, welche in ihrem Lande floß, angenommen; zwar wurde das Wasser schon seit länger als einem Jahrhundert versandt, allein es bedurfte des praktischen Blickes, des Wohlwollens, der aufopfernden Thätigkeit und der Mittel ihres jetzigen Besitzers, um aus der sumpfigen Wiese, der sie entsprang, ein anmuthiges Thal mit Schattengängen, freundlichen Wohngebäuden und einer Badeanstalt entstehen zu

lassen, wie es jetzt zum Heil der Kranken, zur Freude der Gesunden geworden ist. *)

Wie gewöhnlich war Driburg in diesem Jahre mehr von Ausländern, vorzugsweise von Hannoveranern, als von Inländern (Preußen) besucht. Der größte Theil des Julius und der Anfang des Augusts bot das schönste Wetter zur Kur. So waren die Trinkstunden am frühen Morgen, die voriges Jahr so oft in der großen, schützenden, neuen Brunnenhalle zugebracht werden mußten, der heiterste Beginn des Tages. Sonst pflegen erste Akte etwas langweilig zu seyn; aber durch den Genuß eines schäumenden, klaren Quelles, beim Spiele ausgesuchter, böhmischer Tonkünstler, unter schattigen, duftenden Linden, in belebter Gesellschaft sich Appetit zum wohlschmeckenden Frühstück zu ergeben, gehört wohl unter die wünschenswerthesten, ersten Akte des beginnenden Tages. Wenn der Mittag die Gesellschaft im Kursaale und an den übrigen Wirthstafeln vereinigte, so zerstreute sie der Nachmittag in die romantischen Umgebungen des Kurorts, wo sich als Ausflugspunkte die Ruinen des Iburger Berges, die beiden Glasfabriken, die Eisenfabrik, die benachbarte Stadt Paderborn u. s. w. darbieten, und der Abend versammelte die Mehrzahl zu geselligem Spiel und Tanz, woran an Sonn- und Feiertagen auch die Nachbarschaft Theil nahm. Es ist wohl ein gutes Zeichen der Zeit, daß jetzt bei uns, wie an andern Badeorten, dem Pharao- und Rouletspiele weniger als früher zugesprochen wird.

Auch der Armen ist hier nicht vergessen. Dreimal wird jeden Sommer eine Abtheilung armer Kurgäste in das wohleingerichtete Armenspital aufgenommen, welches unter der Direktion des Brunnenarztes, Dr. Brück, steht. Es ist eine Freude, zu sehen, wie in so kurzer Zeit den Verkümmerten, jetzt Wohlverpflegten, neues Leben aus der Heilquelle entsprießt.

Das Regenwetter, womit der August endet, verscheucht allgemach die Gäste aus unserm Thale. Mancher aus ihnen wird unsre Zeilen in diesem vielverbreiteten Blatte lesen; möge Allen ein glücklicher Winter zu Theil werden, uns aber ihr freundliches Andenken!

*) Außer der alten Stahlquelle ist Hr. v. Sierstorpff neuerdings zum Besitz des, eine Stunde fernen Herster brunnens gelangt, welche schöne Quelle, nun eingefaßt, von neuen Gebäuden umgeben, schon vielfach versandt wird. Zudem liefert die, demselben Besitzer gehörige, nahe Sager Schwefelquelle trefflichen Badeschlamm, so daß nun in Driburg, neben den bewährten Eisenbädern, auch Schwefelschlammbäder von vorzüglicher Güte gebraucht werden.

Genf, Oktober.

(Beschluß.)

Industrieverein. Lesegesellschaft. Genfersage.

Eine andere interessante, erst seit vorigen Winter gestiftete Gesellschaft heißt Réunion des industriels. Die mehrsten Mitglieder sind Handwerker und Fabrikanten, aber auch Künstler, Professoren u. s. w. haben Theil daran; um aber den einfachen, natürlichen und ungesuchten Ton dieser Leute zu erhalten, legen sie ihren wahren Stand ab und bekennen sich zu einem Handwerke; so ist z. B. de Candolle in dem Mitgliederverzeichniß als Gärtner, Prevost als Leinweber, ich bin als Müller aufgeführt. Diese Gesellschaft hat eine Bibliothek und hält die ausgezeichnetsten englischen und französischen Zeitschriften über Industrie und Mechanik. Ein eigener Ausschuß ist ernannt, um alle zu lesen, das Wichtigste auszuziehen und in der nächsten Generalversammlung Vortrag darüber zu thun. Dann wird von den Sachverständigen hinüber und herüber gesprochen, gezweifelt, gestritten u. s. w. Ich versichere Sie, daß es mir ein ganz besonderes Vergnügen macht, diesen natürlichen, von ihrem Gegenstand ganz durchdrungenen Rednern zuzuhören, und man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, von diesen Leuten ließe sich nicht viel lernen.

Bei der diesjährigen Generalversammlung der Société de lecture ergab sich, daß dies herrliche Institut in jeder Beziehung im Steigen und Zunehmen ist. Die Einnahme betrug 43.193 Gulden, die Ausgabe 36.271 Gulden. Die Zahl der Mitglieder ist auf 397 gestiegen und wird mit 400 das Maximum erreichen, was die Gesellschaft enthalten kann, ohne sich durch zu große Menge der Mitglieder hinderlich zu seyn und einen Theil ihres literarischen Zwecks zu verfehlen. Es wurden 717 Fremdenkarten ausgetheilt, wovon die mehrsten auf Engländer und Franzosen kommen. Aus der Zeit, wo sie abgegeben worden, erkennt man die Strichzeit dieser Zugvögel: nämlich im Januar, Februar und März wurden monatlich kaum 30 ertheilt, im August hingegen 117 und im September gar 147. Die Bibliothek, welche voriges Jahr 21.000 Bände betrug, vermehrte sich um 1276 Bände, wozu noch 134 Flugschriften kommen. Bedeutende Werke wurden angekauft, noch bedeutendere hergeschenkt. De Candolle gab allein 65 Bände historische, philosophische, botanische, medizinische und chirurgische Bücher her. Es wurden zusammen 119 Journale gehalten: französische, deutsche, englische und italienische.

Ein literarischer Streit beschäftigt jetzt alle Freunde alter Volkstraditionen. Unter denen von Genf aus dem 15ten Jahrhundert erzählt eine, daß ein junger Mensch bei Genf unter einem Eichbaume die Schweine hütete, daß ein Genfer Bürger, Namens Bornard, Schuhmacher auf der Taconnerie, zu ihm kam, sich mit ihm ins Gespräch einließ, Interesse an dem aufgeweckten jungen Menschen fand, ihn zu sich nahm, ihn das Schuhmacherhandwerk lehrte und sonst unterstützte. Durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen wurde Brogni, so hieß der junge Mensch, wohldenkenden Geistlichen bekannt, die sich seiner Erziehung annahmen. So stieg er von einem geistlichen Grade zum andern, und wurde am Ende Kardinal. Als solcher erinnerte er sich wohlwollend und dankbar an seinen alten Meister auf der Taconnerie, und überhäufte seine Familie mit Wohlthaten. Wenn man Volkstraditionen nicht mit Bestimmtheit umstoßen kann, so soll man nicht daran rühren, denn sie haben etwas Ehrwürdiges und Heiliges. Dies hat Galiffe in seinen Materialien zur Genfer Geschichte nicht bedacht. Er nennt jene Tradition eine Dummheit, eine fade, von den Griechen entlehnte Anekdote, die Bonnivard erfunden habe, dem sie dann andere Geschichtschreiber nacherzählt. Der Hr. Kritikus irrt aber, denn die erste schriftliche Spur von jener Erzählung findet sich in einem sehr seltenen Werk: Des Esprits et Gestes du grand et pieux Cardinal d'Ostie, par le Chanoine Gaëton Buonamici. Lyon 1517. In diesem Jahr aber war Bonnivard erst eilf Jahre alt, und seine Chronik schrieb er bekanntlich erst gegen die Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Es ist erwiesen und aktenkundig, daß der Kardinal Jean de Brogni, der hier begraben wurde, in die Mauer der sogenannten Machabäerkapelle an der St. Peterskirche an der Westseite seine Büste einsetzen ließ und darunter ein kleines Basrelief: eine Eiche mit darunter stehenden Schuhen und Schäferstab, zum Andenken seines ersten Gewerbs. Büste und Basrelief wurden aber in den Genfer Reformationsstürmen ausgerissen und zerstört. Davon findet sich sogar noch ein altes Bildniß auf der Bibliothek, und alle alten Genfer Historiker bestätigen die Erzählung, ohne den geringsten Zweifel dagegen zu erheben.

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 266.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. November 1830.

Kommt herbei, ihr luft'gen Schwestern!
Seht! ein holdes Erdenkind!

Uhland.
Die Elfen.

Aus Grabbe's Aschenbrödel.

(Fortsetzung.)

Dritte Scene.

(Ahnensaal im Schlosse des Barons von Fineterra. Olympia sitzt vor dem Kamin, in welchem Feuer brennt, liest Linsen aus einem mit Asche angefüllten Gefäß und blickt bisweilen in das Feuer.)

Olympia.

Da muß ich sitzen, Linsen lesen, habe
Nicht einen Freund, nicht eine Freundin — Ihr
Geliebte Flammen, nur versucht mit Gaukeln
Mich um die Zeit zu täuschen. — Feuer, lebst du? —
— — Ich glaub' es fast, wenn ich so stundenlang
Betrachte — immer strebend, immer zehrend —
ach,
Es zehrt nur Holz, doch an dem Herzen zehrt
Es mir! —
O Sehnsucht, kannst du nur zerstören?
Und deine Spuren, sind sie nichts als Rauch? —
(Sie blickt durch das Fenster:)
— Aus grauen Wolken fällt der Regen
In schweren Tropfen auf die Au — die Blätter
Erschrecken und erzittern unter ihm.
Ich armes Kind, mir ist's, als fielen Thränen
Und weinte die Natur! — Ja, Thränen fallen,
Doch glaub' ich, sind es nur die eigenen! —
— — Zur Arbeit! — jetzo wohl beginnt
Des Königs Fest — glückliche Schwestern!
Es ruft des Tanzes liebliche Musik,
Der Busen schwillt vor ihren Tönen — Blick
Sucht Blick — Die Arme schlingen sich um Arme —
Die Herzen schlagen ungehört, doch heftig,
Und mehr noch als nach Klang der Flöt' und Zimbel
Bewegt nach ihren Schlägen sich der Fuß.
O könnt' ich tanzen — eng wird mir der Schuh,
Es juckt und zittert mir darin —
Ich Böse! —
— Ich denk' an Spiel und Tanz, und es steht doch
So schlecht mit meines Vaters Gut. — Ihr Geister
Der Ahnenbilder, steigt hernieder, schützt
Mir Vater, Mutter, Schwestern vor — dem Isaak!
(Wieder nach dem Fenster blickend:)
Es regnet stärker — Wolke drängt die Wolke — —
(Die Feenkönigin, die Feen und der Gnom erscheinen.)

Die Königin der Feen.

Das ist sie, die Holde,
Ihr Busen so gut,
Ihr Leben so weh!

Der Gnom.

Ich nicht viel Rares an ihr seh'!

Olympia.

Ha, mich umschimmert Feuerschein!

Die Königin der Feen.

Die Feen nah'n, dich zu erfreu'n!

Digitized by Google

Olympia.
Denkt man denn mein in euren Sitzen?

Die Königin der Feen.
Wir zucken nieder gleich den Blitzen,
Verlassene zu trösten und zu schützen!

Olympia.
O welche glänzende Gestalten!

Der Gnom.
Sie scheint uns doch für hübsch zu halten!

Olympia.
Unsterbliche Blumen,
Voll ewigen Lichtes,
(Leicht merkt es der Blick)
Durchleuchten das Haar!
Noch schönere Blumen
Des seligsten Lächelns
Umstrahlen die Stirn!

Der Gnom.
Und sieh' die Kleider, Kind, die Purpurkleider!
Die machte nicht so'n ird'scher Ziegenbock,
Ein Engel war der Schneider!
O hätt' ich auch erst so 'nen Rock!

Olympia.
— Weh' mir, daß ich träume —
Nie vergeß'
Ich die Erscheinung, und bin ich erwacht,
So seufz' ich ewig, daß sie ist verschwunden! —

Die Königin der Feen.
Olympia, in meinen Armen fühle,
Daß nicht ein Traumbild mit dir spiele!

Olympia.
Mir wird's, als kehrten alle Zeiten wieder,
Als hört' ich zaubervolle Wiegenlieder,
Als läg' ich an der Mutter Brust
Und athmete des Kindes Lust!

Die Königin der Feen.
Aus meinem Stamm ja wurdest du geboren!

Olympia.
Und ach! ich glaubte mich so ganz verloren!

Die Königin der Feen.
Wir werden dich zum König führen.

Olympia.
In dem Gewande, das ich trage?

Die Königin der Feen.
Deßhalb nicht zage,
Und hör', wie dich die Feen zieren!
(Zu den Feen:)
Seht ihr dort Indien voll Wonne
Im Glanze ruh'n von Südens Sonne?

Die Feen.
Es taucht aus dem Meere
Wie ein Fisch aus der Tiefe,
Und sonnet den Rücken
Im Strahle des Phöbus!
Wie bläuliche Perlen,
Stets heiter und wolklos,
Umgürten die Tage
Das rollende Jahr ihm!
Es ruh'n in den Wäldern
Braminen und sinnen,
Und Palmen und Blätter,
Breit und gewaltig,
Beschatten die Häupter
Wie segnende Hände!

Die Königin der Feen.
Und könnt ihr auf den goldnen Auen
Die Blumen, hingesezt wie Kelche, schauen?

Die Feen.
Gleich unnennbarem Sehnen
Erhebt sich ihr Duft,
Berauscht den Aether,
Und schwellet das Herz!
Der Schmetterling taumelt,
Der Tiger wird stiller,
Die Spange am Busen
Des Mädchens zerbricht!

Die Königin der Feen.
Dorthin geschwebt!
Olympias Kleid aus diesem Dufte gewebt!
(Die Feen, außer ihrer Königin, verschwinden.)
(Der Beschluß folgt.)

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

„Also eine völlige Prüfung?“ lächelte Graf Moriz. „Meine Stimme wird gewiß zittern, wenn ich daran denke, wie mich die Folgen des Probestückes glücklich oder unglücklich machen können.“

Er sang:

Mir ist, als müßt ich Dir was klagen
Als müßte Dir mein Herz was sagen;
Mein tiefster Sinn beweget sich,
Mit jeder Regung lieb' ich Dich.

Mir ist, als müßt ich zu Dir wallen,
Als Pilger Dir zu Füßen fallen,
Von allen Schmerzen heilen mich,
Und ach, nur seh'n und lieben Dich.

Mein Herz den Banden will enteilen,
Mein Auge möcht' an Deinem weilen,
Und Herz und Aug' ergießen sich —
Mit vielen Thränen lieb' ich Dich.

Digitized by Google

Die Schönheit seiner Stimme ergriff die Zuhörer in solchem Grade, daß sogar ein Paar junge Herrn, die mit einer kleinen, wilden Comtesse im Nebenzimmer ein überlautes Gespräch begonnen hatten, ihre Stimmen plötzlich bis zu einem nur halb vernehmlichen Flüstern herabsinken ließen.

Nachdem er mit fast bebender Stimme geendet hatte, stand die Gräfin rasch auf, trat zu ihm ans Klavier und sagte, indem sie ihm freundlich die Hand reichte: „Nun sind wir alte Bekannte, Graf Sain," und das Lied parodirend, sang sie leise: „Mir ist's, als kennt' ich Dich seit Jahren." Graf Moriz küßte die ihm dargebotene Hand mit Ehrerbietung, und es war in der That, als ob in dem einen Augenblicke seine Bekanntschaft in diesem Hause um eine geraume Zeit vordatirt worden wäre; denn auch der Graf Borck behandelte ihn, zwar mit der Würde eines ältern Mannes, doch auch mit dem vollen Wohlwollen eines Freundes.

Aber es ist wohl Zeit, daß wir die versprochene Jugendgeschichte unserer Heldin erzählen. Sie hatte Mutter und Vater früh verloren und war einer noch jugendlichen Tante, die als Wittwe in der Vaterstadt des Grafen Borck lebte, zur Erziehung anheimgefallen, indem sie keine andere Stütze auf der Welt hatte. Der Unterschied des Alters zwischen der Nichte und der Tante war etwa zehn Jahre. Sobald Agnes anfing ihre schönen Anlagen zu entwickeln, ward nichts gespart, um sie in Allem zu unterrichten, was ihrem Geschlechte zur Zierde gereicht. Das Beispiel weiblicher Vollendung, welches sie täglich in ihrer zweiten Mutter vor sich sah, leitete sie von selbst auf den rechten Pfad. In ihrem dreizehnten Jahre mochte sie seyn, als Graf Borck bei der Tante eingeführt wurde. In kurzer Zeit ward er zum innigen Vertrauten derselben und dadurch zum Miterzieher ihrer Nichte. „Agnes, halten Sie sich doch gerade!" — „Kind, wie Sie wieder ausgelassen sind!" — „Aber sprechen Sie doch das S schärfer aus, wenn Sie Französisch reden" das waren Worte, die sie jeden Tag von ihm hörte und wodurch er sich eine Autorität über sie anmaßte, an welche sie sich sehr bald gewöhnte. Nach und nach kam es ihr so vor, als müßte er der Mann ihrer Tante werden, und sie hatte den künftigen Oheim recht lieb. Manchmal jedoch wunderte sie sich, daß die erwartete Vermählung nicht endlich vor sich ging. So wuchs sie unter den Augen dieser beiden Menschen heran, denen es gelang, ihr junges Herz auf die höchste Stufe weiblicher Vollkommenheit zu stellen. Als sie ihr sechszehntes Jahr erreicht hatte, faßte sie eines Tags den Muth, ihre Tante zu fragen, wie es denn mit der Vermählung stehe? Die Tante sah sie lächelnd an und erwiederte: „ich werde den Grafen Borck nicht heirathen; aber er will wirklich eine Frau nehmen." — „Wen denn?" rief Agnes gespannt. „Da kommt er selbst," sagte die Tante, „frag' ihn." — Sie fragte ihn, mit aller Vertraulichkeit ihres unbefangenen Herzens; er aber erröthete und erlaubte ihr nicht, ihn schmeichelnd zu küssen, wie sie es sonst zu thun pflegte, wenn sie etwas von ihm erbitten wollte. „Agnes," sagte er ernst, „Sie sind jezt ein großes Mädchen geworden, das geht nicht mehr an." — „Bin ich denn seit gestern groß geworden?" fragte sie traurig; „doch, ich weiß schon, die Tante sagt, Sie wollen heirathen, und da denken Sie, Ihre Frau wird es künftig nicht leiden. Wenn ich nur wüßte, wer sie wäre, ich wollte sie bitten, bis sie mir's erlaubte." — „Das wollten Sie wirklich? Nun, dann muß ich Ihnen wohl sagen, wer sie ist. — Agnes," fuhr er nach kurzer Pause fort, mit gerührter Stimme und abgewandtem Gesichte, „entweder Sie sehen mich heute zum lezten Male, oder — Sie müssen meine Frau werden."

Agnes erschrak, als hätte sie ein Blitz getroffen. „Tante," rief sie schluchzend, indem sie ihr in die Arme sank, „liebe Tante, was sagst Du dazu?" — „Ich gebe Dir meinen vollen Segen," antwortete diese feierlich, und eine leise Blässe überzog ihr Gesicht, indem ihre Augen betend zum Himmel blickten. Borck war unterdessen zum Fenster gegangen und sah in heftiger Gemüthsbewegung stumm in die fliehenden Wolken. Da schlich Agnes unbemerkt zu ihm hinan, legte den Kopf auf seine Schulter und flüsterte ihm leise zu: „Papa," so pflegte sie ihn sonst wohl im Scherz zu nennen, „Papa, Sie sollen bei uns bleiben." Und vor Ueberraschung zitternd, fühlte sie sich heftig an das Herz des Mannes gezogen, in dem sie bisher immer nur den Onkel gesehen hatte.

Sie wurden verheirathet, aber der edle, der schöne Graf Borck blieb ihr, zu seinem unsäglichen Schmerze, immer nur der Bräutigam der Tante. Sie fühlte es nicht, denn sie war glücklich an seiner Seite, an seinem hochverehrten Herzen; er aber sah nur zu bald, daß eine Zeit kommen könne, ja vermuthlich kommen werde, wo Gefühle in seiner Agnes erwachen würden, die noch schlummerten, und die er zu wecken vergebens gehofft hatte.

Als der Kreis der Freunde, durch die der heutige Abend erheitert worden war, sich getrennt hatte, warf sich Agnes erschöpft in die Arme ihres Mannes und klagte, daß sie nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen könne. „Meine besten Seelenkräfte zersplittern sich in diesem Leben," sagte sie. „Könnte ich mit Dir allein auf der Welt seyn! — ach, und hätten wir Kinder!" fügte sie weinend hinzu. „Ja, hätten wir Kinder!" seufzte er tief. „Doch, das liegt in Gottes Hand; uns selbst zu leben, auf meinem geliebten Gute zu wohnen, das liegt in unsrer eigenen, und gewiß, ich will gleich meinen Abschied nehmen und selige Tage des Friedens und Glückes sollen für mich anfangen, wenn meine Agnes mir nur einmal diesen Wunsch wiederholt, ohne zum Hinsinken

Digitized by Google

müde zu seyn.“ Agnes lächelte unter ihren Thränen und drohte ihm mit dem Finger.

Des andern Morgens, beim Erwachen, schlang sie beide Arme um seinen Hals, sah ihn mit munkern Augen schelmisch an und sagte mit schmeichelnder Stimme: „Den Abschied nimm noch nicht, mein Gustav, ich habe wieder ausgeschlafen.“ Sie war so lieblich, indem sie dieß sagte, daß der Graf mit lobenswerther Philosophie in einer Lebensweise zu verharren beschloß, die an ihrer Seite noch immer Reiz genug hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, October.

Theaternoth.

Die Revolutions-Mode, welche durch die Welt geht, ist zwar bei uns, Gott sey Dank, nur von ein Paar Schneidern nachgeahmt worden, und doch ist ihre Wirkung nicht unbedeutend. Nicht Thron und Altar sind erschüttert, wie in Frankreich, nicht die herrschende Dynastie, wie in Belgien, nicht die Herrschaft der alten Magistratur, wie in Sachsen, sondern — das Theater. Wer uns kennt, weiß, daß dies ein großes Wort ist. Das Theater war eine legitime Puissance geworden, mit geschiedenen Gewalten, Ober- und Unterhäusern, — Schauspiel, Oper, Ballet; jedes hatte seine geschiedenen Interessen, seine Parthei, es ward gefordert: man mußte Parthei nehmen. Wie ist dies plötzlich anders geworden! Die Goldschaumkronen, drauf und dran, für massiv zu gelten, sind wieder Goldschaum, Harnische und Speere wieder Pappe und Blech, die Breiter nicht mehr die Welt, und die Schauspieler sind wieder Menschen, die wir für Entreegeld sehen und die uns für Gage vorspielen. Die in den Himmel erhoben wurden, gefeiert durch Lieder, Kränze, Aufzüge, Ehrenbecher, Serenaden, allenfalls Statüen; die als Pflicht es forderten, daß jede Zeitung ihnen wenigstens zwei Spalten widmete; dieselben, welche laut oder im Stillen verlangten, daß Kaiser und Könige sich unmittelbar um sie bekümmerten, in ihre Zwistigkeiten einschritten: — sie sind jetzt zufrieden, wenn man überhaupt nur von ihnen spricht. Mich dünkt, das ist eine Katastrophe, so herb, wenn nicht herber, als die der gestürzten Bourbons. Denn deren legitime Herrlichkeit lag doch mehr in ihrem eigenen Glauben; die populäre der Schauspieler beruhte auf keiner Selbsttäuschung, tausend Zeichen sagten ihnen, daß sie die Könige des Tages waren, und eben so viele sagen ihnen jetzt, daß sie es nicht mehr sind. Die Schauspielhäuser sind leer; wenn die Gelegenheit sie füllt, fehlt doch jener Jubel, der sich bis zum Berliner Enthusiasmus steigerte. Neues gibt es wenig; man sucht Altes hervor, vielleicht sehr zur Unzeit, aber mit kluger ökonomischer Berechnung, daß es wohlfeiler gegeben werden kann. Das Neue, welches sich lohnen könnte, weil es in die Zeit eingreift, verbieten die Verhältnisse. Die Fremden gehen mißmuthig fort; von der strengen, im Süden viel verschrieenen Berliner Kritik haben sie freilich nichts gelitten, denn sie ist längst und vor den Revolutionen entwichen, aber auch die Triumphzüge, das Lob der Journale, sonst gültige Wechsel für auswärts, blieben aus. Es kann einer Sängerin ein neues Kleid verweigert werden, und Berlin hallt nicht davon wieder; die faux pas machen kein Aufsehen; selbst die handgreiflichen Streitigkeiten hinter den Koulissen regen nicht tausend Hände und Zungen an, für und wider. Man geht auch zu weit. Die Bilderstürmer gegen den Künstlergötzendienst erheben hier und da ihre Stimmen gegen die Kunst selbst, eine nothwendige Folge bei jedem Umschlag der öffentlichen Meinung. Unser Bildungszustand ist indessen zu sehr nach einer Richtung vorgeschritten, als daß dies von Dauer seyn könnte. Wenn auch alles politische Zeitungen liest und die Papierconsumtion berechnet, der Kunstsinn, ächt und falsch, muß immer in Berlin seine alte Herrschaft wieder gewinnen.

Für den Augenblick sieht es freilich trüb aus und nicht allein beim Theater. Mehrere angesehene Handlungshäuser haben fallirt, oder doch empfindliche Verluste erlitten. Der Kredit scheint bei den Friedensversicherungen sich zwar wieder zu erholen, noch schwankt indessen manche Existenz von dem zu unerwartet heftigen Stoße; man wird inne, daß mancher Reichthum imaginär war. Einschränkungen sind an der Tagesordnung und wirken durch alle Klassen durch. Daß die Künstler hierbei vor allem leiden, liegt in der Natur der Dinge. Wie reich an großartigen und gelungenen Schöpfungen unsere Ausstellung auch diesmal ist, so wird sie doch verhältnißmäßig minder besucht und die Bestellungen sind gering: eine trübe Aussicht in einer Zeitepoche, wo so viele wahrhafte und schöne Talente in der Malerkunst sich entwickeln. Ich nenne Ihnen vorläufig nur zwei Bilder von Sohn und Lessing: von jenem ein von den Nymphen in den Brunnen gezogener Hylas, von diesem ein trauerndes Königspaar nach Uhlands Romanze, welche die allgemeinste Bewunderung und Theilnahme erregen, mir oder einem andern Berichterstatter das Vergnügen vorbehaltend, über die schönen Produkte dieser Kunstausstellung Ihnen Näheres mitzutheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Zwei Sylben.

Fast alles, was von Kunst wir kennen,
Es kam uns durch die Erste nur,
Gedachtes lehrt sie uns erst nennen,
Sie gibt dem Geiste Form und Spur.

Ohn' Wort und Blick, doch kann sie sprechen
Dem Freund in Freuden und in Noth;
Was sie versprach, sie darfs nicht brechen,
Es sey für Leben oder Tod.

Die heil'ge Zweite, sie auch stammet
Durch's Erste, aus der alten Zeit,
Für's Himmlische sie uns entflammet,
Für Gott und Pflicht und Ewigkeit.

Es ist der ew'ge Brunn der Lehre,
Wie auch die Meinung sich verwirrt,
Wie auch das Klügeln sich vermehre:
Dies Heil'ge nie vergehen wird.

Das Ganze — todt, doch lebend Wesen,
Es zeiget das Lebend'ge dir,
In mir kannst du das Inn're lesen,
Gemüths- und Denkart find'st du hier.

Ein schweigend Zeichen. — Kannst du's deuten?
Ruht auch die Erste, die dir's gab,
Sank auch die Hütt' im Lauf der Zeiten:
Durch mich spricht Stimme aus dem Grab.

Da tritt ein unnennbares Sehnen
Dir an das Herz, das still verwaist't,
Du siehest es mit heil'gen Thränen,
Der Geist — er fühlt den nahen Geist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 267.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. November 1830.

— O Liebe!
Du Alles, aus dem Nichts zuerst erschaffen!
Schwermüth'ger Leichtsinn, ernste Tändelei!
Bleischwinge, lichter Rauch und kalte Gluth!

Shakespeare.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Winter war nun völlig in seine alten, langweiligen Rechte eingetreten; Schnee und Eis lag überall in starrer Ruhe und Einförmigkeit, außer da, wo menschliche Kultur ihre Festen erbaut und ihren künstlichen Frühling hereingezaubert hatte. Auch Agnesens Zimmer schien des Winters zu spotten. Hyazinthen und Narzissen dufteten hier, die auserlesensten Blumen des Südens prangten vor dem Spiegel auf niedrigen Stufen von Mahagoni, und unter blühenden Flieder-, Goldregen- und Orangenbäumen, die ihren Sessel von grünem Saffian laubenartig überwölbten, saß sie selbst, das lieblichste Bild des Frühlings, und zauberte die schönsten Blüthen noch einmal vor sich hin, indem sie mit ebensoviel Geschmack als Kunstfertigkeit einen prächtigen Teppich stickte. Den Frauen aus der vornehmen und reichen Welt ist es so leicht, immer anmuthig zu erscheinen, weil keine gröbere Nothwendigkeit sie in ihrem graziösen Treiben stört. Blumen pflegen, Sticken, Malen, Musiciren — lauter Situationen, in welchen ein Anbeter sie mit Anstand überraschen kann. Die vornehme Mutter wiegt ihr schneeweiß gepuztes Kind liebkosend auf dem Arm; die weniger vom Glücke begünstigte muß das ihrige pflegen und reinigen, muß stricken, stopfen, vielleicht gar waschen; was soll der genügsamste Liebhaber aus solchen ehrenwerthen Beschäftigungen für Vortheil ziehen? Höchstens findet sich derjenige darein, welcher das häusliche Mädchen zu seiner Frau machen will und deßhalb der Poesie Lebewohl sagt, um des Solideren willen. Der kurze Sonnenschein der Liebe begleitet das Mädchen aus dem Mittelstande bis zum Traualtar, um dann von allen Sorgen des Lebens verdunkelt zu werden. Wie ganz anders im vornehmen Leben! Da muß das Mädchen erst verheirathet seyn, damit man das vermeintliche Recht erlange, sie mit Bequemlichkeit anzubeten, ohne sich zu kompromittiren. Und ist die Zeit auch vorbei, wo es jeder Frau erlaubt war, ihren Liebhaber zu haben, so ist doch die Epoche der sogenannten unschuldigen Koquetterie noch in vollem Flor, und wird es seyn, so lange es Menschen gibt, die nur zu genießen haben. Die Liebe (in welchem Sinne dieses vieldeutige Wort hier zu nehmen sey, kann wohl nicht zweifelhaft seyn), die Liebe ist in der That der einzige Zeitvertreib, der ein Leben ohne Zweck und ohne Beschäftigung erträglich macht, und — möge der Dey von Algier sich verdammt sehen, sein Leben in Neapel zu verschwelgen, mögen die Bourbons gestürzt, die Jesuiten vertrieben werden — sie bleibt unangefochten auf ihrem Throne.

Aber nicht Gräfin Agnes, sondern nur ihr, mit allen Zierrathen der Mode versehenes Zimmer hat uns auf diese etwas lange Reflexion gebracht. Reflexion ist sonst nicht unsere Sache; denn wir haben uns vorgenommen, gegenwärtig nur aufzuschreiben, was wir erlebt haben, und viele scharfsinnige und philosophische Bemerkungen, die sich uns beim Schreiben aufdrängen, später in einem eigenen Werke

Digitized by Google

drucken zu lassen, wenn es uns gelingen sollte, einen Titel dafür zu ersinnen, der dasselbe empfehlen kann.

Gräfin Agnes Borck verbrachte ihre Zeit wie alle junge Frauen ihres Standes. Sie empfing Besuche, sie machte Toilette, sie begab sich in den Eßsaal, von da ins Theater und von diesem in Gesellschaft oder nach Hause, um wieder Fremde zu empfangen; und nach solchem Tagewerk sank sie natürlich erschöpft ins Bett. Die ersten Morgenstunden (versteht sich von neun oder zehn Uhr an gerechnet) waren die einzigen, die sie in ungestörter Ruhe mit ihrem Manne verplauderte. Gegen 1 Uhr kamen Leute, und unter ihnen täglich Graf Moritz von Sain, um sich nach dem Befinden zu erkundigen und zu fragen, ob Ihre Gnaden den Abend zu Hause zubrächten. Blieb er einen Morgen aus, so begriff Agnes nicht, was ihn abhalten könne, und empfing ihn dann am nächsten Tage mit doppelter Freude. Die Gezwungenheit der neuen Bekanntschaft war gänzlich gewichen und nach und nach war der Ton der Intimität an ihre Stelle getreten. Da wir den Ausdruck einmal gebraucht haben, so wollen wir auch ein Paar Worte darüber verlieren; jedoch (unserer obigen Erklärung eingedenk) ohne Reflexion.

Die „Intimität" ist eine herrliche Erfindung. Man sieht flache, leere Menschen täglich und kann nicht immer fremd und gleichgültig gegen sie bleiben, denn man gewöhnt sich an Alles; aber noch unmöglicher ist es, wahrhaft vertraut und befreundet mit den Alltagsseelen zu werden, die an Quantität den Haupttheil der Gesellschaft ausmachen. Was soll man nun mit den Individuen dieser Klasse von Bekanntschaften anfangen? — Man wird „intim" mit ihnen; man nennt sie ohne Beisatz beim Zunamen; man genirt sich nicht, wenn sie da sind; dadurch befreit man sich von der Verbindlichkeit, mit ihnen zu sprechen, wenn man eben nicht Lust dazu hat, oder ihnen sonst eine unbequeme Höflichkeit zu erweisen, und man kann noch obendrein auf ihre dankbare Anerkennung dieser Art von Vernachläßigung rechnen, weil sie sich dadurch zu einer ähnlichen Ungenirtheit berechtigt glauben, die ihnen, besonders wenn man ein gutes Haus macht, äußerst konvenabel ist. Die schönen Frauen haben gewöhnlich einen ganzen Schwarm von Intimen, weil sie ihre zahlreichen Bewunderer am leichtesten zufrieden stellen, wenn sie dieselben in diese Klasse rangieren und sich dann nicht weiter um sie bekümmern.

Aber nicht alle Bekanntschaften gehören in diese Kategorie, und gewiß war Graf Moritz seiner angebeteten Beschützerin in vieler Hinsicht schon recht werth geworden. Der Herzog Decazes machte sich zu Ludwig XVIII. Liebling, indem er sich von ihm im Latein unterrichten ließ; so hatte auch Graf Moritz, seiner schönen Herrin gegenüber, sich in die Abhängigkeit eines Lehrlings begeben. Zuerst hatte er in ihrem Hause gründlichen Unterricht in der Galoppe erhalten und erstaunenswürdige Fortschritte gemacht. Aber kaum hatte er die Süßigkeit dieser Lehrstunden gekostet, als er jeden Tag ein neues Talent an andern entdeckte, das ihm noch fehlte und dessen Mangel ihm mehr Freude verursachte, als das Bewußtseyn seiner wirklichen Vorzüge. Er hatte, wie schon erwähnt, früher nie in der großen Welt gelebt, und schien auch nicht eigentlich dafür geboren zu seyn, denn es verging kein Tag, an dem er sich nicht diesen oder jenen Verstoß hätte zu Schulden kommen lassen. Gräfin Agnes war es aber, die ihn zurecht wies und schalt, Anfangs, um nur einen Gegenstand des Gespräches zu haben, dann, weil seine Lenksamkeit bei so vielem Geiste ihr schmeichelhaft war, zuletzt, weil es ihr unerträglich schien, ihn auch nur dem leisesten Spotte ausgesezt zu sehen. Sie sah ihn als ihren Schüler, ja gewissermaßen als ihr Werk an, und ahnete nicht, wie gefährlich es sey, wenn hübsche junge Frauen sich damit abgeben, liebenswürdige junge Männer zu bilden. Indessen hatte sie auch keine Ursache, an irgend eine Gefahr zu denken, denn — einen andern, als den Mann, dem sie gehörte, zu lieben, das war ihrer Seele noch nie als möglich erschienen. Ihr Mann wachte mit aller Treue eines Freundes und aller Eifersucht eines Liebhabers über jeder Regung dieser ihm ohne Rückhalt aufgeschlossenen Seele, und noch hatte er kein Gefühl darin gefunden, das auch nur den leisesten Wunsch hätte erzeugen können, sich vor ihm zu verbergen. Dennoch bangte ihm vor der wachsenden Vertraulichkeit seiner Frau mit dem Grafen Sain; aber er konnte es nicht über sich gewinnen, einen Gedanken des Argwohns zu äußern, weil er sich dessen vor ihr geschämt hätte, wie er es vor sich selber that.

Graf Moritz lebte durchaus der Gegenwart. Der unbegrenztesten Bewunderung für die schönste und liebenswürdigste Frau sich ganz hingebend, dachte er nicht daran, die Gefühle, die seine Brust erfüllten, zu bekämpfen. Früh gewöhnt an philosophisches Denken, hielt er die ihm neuen Gebilde seiner erregten Phantasie, die das Band des reinsten Gefühls in den schönsten Einklang zu bringen wußte, auch für philosophische Konsequenzen. Wie schön hatte er sich's ausgemalt, mit einem solchen Wesen eng verbunden zu seyn, ohne in dem Unterschiede des Geschlechtes ein Hinderniß zu sehen, das verwandte Seelen trennen müsse, und verehrte er die Gräfin auch, als ein weit über ihn erhabenes Geschöpf, so gab ihre Freundlichkeit ihm doch wieder das Recht, an eine Art Gleichheit seiner Seele mit der ihrigen zu glauben. Er bemerkte es nicht, daß sein Auge glühte, wenn er sie ansah, daß sein Blut aufwallte, wenn er sie im Tanze oder sonst von Ungefähr berührte; er saugte, ohne Unruhe, aber mit unnennbarem, beseligendem Gefühl die süßen Töne ihrer Stimme ein, und wußte sich fast jedes Wortes, das sie je mit ihm gesprochen hatte, zu entsinnen — kurz: er liebte sie. Weil

Digitized by Google

er sich aber rein fühlte von jedem niedern Begehren, so glaubte er, was ihn unwiderstehlich hinziehe zu ihr, sey nichts als die vom Himmel stammende Sympathie der Seelen. Er wußte nicht, daß der Gegenstand der wahren Liebe dem unverdorbenen Jünglinge nie unlautere Wünsche einflößen wird; er ahnete nicht, daß er für ein Weib glüden, ja selbst, sich unbewußt, in Sinnengluth entbrennen könne, ohne sie je — auch nur mit dem flüchtigsten Gedanken — zu entweihen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Grabbe's Aschenbrödel.

(Beschluß.)

Die Königin der Feen.

Du, Gnom, du kennst der Erde Schachten,
Und weißt, wie in dem Dunkeln
Die Diamanten und Rubinen
Mit tausend glüh'nden Augen sie durchfunkeln!

Der Gnom.

Das Zeug hat oft zur Arbeit mir geschienen!

Die Königin der Feen.

Stürz' hin, wo sie am tiefsten nachten,
Und hol' Olympien das köstlichste Gestein!

Der Gnom.

Gleich werd' ich wieder bei dir seyn!

(Er versinkt.)

Die Königin der Feen.

Nun reiß' ich aus der höchsten Ferne
Die zehn der allerschönsten Sterne,
Als Kavaliere leuchtend dir zu dienen!

Zehn Kavaliere (in glänzendem Schmuck treten herein).

Wir sind auf deinen Wink erschienen.

Die Königin der Feen.

Die Wolke dort soll dich als Wagen
Zum Fürstensitze schaukelnd tragen!
Mit meiner Hand halt' ich dort auf
Sechs Blitze im Zerstörungslauf,
Verwandle sie in Rosse,
Und banne sie vor die Karosse!
— Horch, ihrer Hufe Schläge schmettern
Wie ihre Donner in den Wettern!

Olympia.

Ich zittre!

Die Königin der Feen.

Ohne Furcht!
Den Bächen gebiet' ich,
Um Kiesel zu tönen,
Den Blättern befehl' ich,
Lautzüngig zu flüstern,
Die Lerche soll steigen,
Aus Höh'n dich zu grüßen,
Die Nachtigall girren,
Und Liebe dir rufen,
Was lebt und sich reget,
Soll sich bewegen,
Eilst du vorbei!

Die Feen (erscheinen wieder.)

Hier duftet Indias Gewand!

Der Gnom (steigt wieder aus der Erde).

Hier brennt Rubin und Diamant!

Die Königin der Feen (zu Olympia.)

Wir wollen dich damit jetzt schmücken,
Und dein Geleit sey das Entzücken!

Olympia.

Zu schlecht bin ich für diese Tracht!

Die Königin der Feen.

So schöner, als du nie dich schön gedacht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Oktober.

Die Weinlese. Die reisenden Engländer.

Wer über und aus dem Waadtland schreiben will, der muß es jezt thun, wo der sonnige Herbst seinen ganzen Farbenschmuck über das reizende Land ausgießt, wo silberne Nebel an den Bergen herumziehen oder sich durchsichtig an die Küsten des Sees legen, wie Undinenschleier, die das Land halb verbergen wollen. Tausende von fröhlichen Sängern summen und tummeln zwischen den Weinranken herum. Hätten wir guten Wein zu hoffen, so wäre freilich der Jubel noch größer; damit ist es aber dies Jahr nichts, wie in ganz Mitteleuropa, ja selbst in dem südlichen Frankreich. Wer aus Deutschland kommt, wer die Weinlese in unsern Rhein-, Neckar- und Donaugegenden mitgemacht hat, der wird sie freilich hier traurig und beschränkt finden, trotz der schönen Gegend. Es fehlt deutsche Gutmüthigkeit und Gastlichkeit. Hier ist die Weinlese kein gemeinschaftliches Volksfest, sondern nur eine Landbauoperation, bei der aber mehr getrunken wird als sonst, d. h. entsetzlich viel. Jeder hält seine Weinlese, wann er will, denn sie ist lediglich seine Sache und geht Niemanden weiter etwas an. Familienfeste und heiteres Zusammenseyn suche man ja nicht; der Fremde käme auch schlecht an, der ungebeten in einen Weinberg treten und sich einige Trauben ausbitten wollte. Die Waadtländer sind sonst eben nicht ungastlich und ungesellig. Trauben aber geben sie nicht gerne her, es sey denn gegen Baares. In diesem Egoismus liegt etwas Französisches, das in einem reichen, schönen Land eben nicht erfreulich ist. Unsere deutschen Weinbauer trinken auch ordentlich, das muß man ihnen lassen, und mancher Rausch wird bei Nacht und Nebel im Chaussegraben ausge-

schlafen, aber die wilde, ausschweifende Sittenlosigkeit der hiesigen Winzer und Winzerinnen kann man ihnen doch nicht vorwerfen. Am Abend rathe ich keiner ordentlichen Frau, in die Gegend von Weinbergen zu gehen, ja sie wird wohl thun, sich und ihre erwachsenen Kinder von dem eigenen fern zu halten.

Der ganze Sommer gab wenig von den schönen Tagen, an denen unser Land und See wie eine reizvolle Zauberwelt ausgebreitet liegt, von den kecken Zinnen der Tours d'Aÿ und der Diablerets bis zu den bescheidenen Juraköhen, und unten das Drängen von Städten, Dörfern und Landhäusern zwischen blühenden Feldern, Gärten und Weingeländen. Der unfreundlichen Witterung ungeachtet, hat es uns nicht an Fremden aller Art und Gestaltung gefehlt; es wäre aber schwer, von ihnen noch etwas mehr zu wissen, als wer Visitenkarten, und da der Oktober zum Ersatz für den Sommer sehr schön ist, so drängen sie sich bis auf den heutigen Tag am Leman zusammen. Kellner, Gastwirthe, der Postall und die Packträger sind dabei fast einzig interessirt, denn man käme schlecht weg, wenn man sich weiter um diese Zugvögel bekümmern wollte, denen selbst wenig an den Einwohnern des Landes liegt, das sie auf ihrer Tour gesehen haben müssen, und von dessen öffentlichen Anstalten, d. h. von seinen Wirthshäusern, sie allein genau Red und Antwort zu geben vermögen. Es ist mir früher manchmal in den Sinn gekommen, besonders auf meinen Fußreisen, diesen Travellers mit Rath und That an die Hand zu gehen, sie auf Manches aufmerksam zu machen, sie über Manches aufzuklären, was auf keiner Charte und in keinem Guide de Voyageur steht. Ich habe es aber bald seyn lassen. Dinge, die jedem verständigen Reisenden anziehend sind, Bemerkungen über frühere Geschichte, Volkssagen, Sitten der Einwohner, haben nicht den geringsten Reiz für sie. Manche sehen auch den Sprecher groß an, daß er sie mit solchen Lappalien behelligt. Bei den mehrsten ist die Unwissenheit und geistige Rohheit so dick, daß wohl jahrelange Vorbereitung dazu gehörte, um sie für etwas Anders empfänglich zu machen, als für die Kunst, ihre gröbsten Lebensbedürfnisse auf die angenehmste Weise zu befriedigen. Ich habe eine Menge Engländer gesprochen, welche die große europäische Tour gemacht und dabei noch Konstantinopel, Smyrna, Jerusalem und Egypten gesehen hatten. Ich dachte Wunders, was ich von ihnen erfahren könnte, erfuhr aber nichts, was nicht in ihren gedruckten Reiseführern steht, oder alte Geschichten, die ihnen von Janitscharen, Arabern und dergleichen Volk aufgebunden worden waren; denn Beurtheilungskraft haben sie selten. Ich kann versichern, daß ich in dem Innern von Rußland, in ärmlichen Hütten, viel mehr natürlichen Verstand und Freude am Unterricht gefunden habe, als bei sehr vielen dieser Ueberseer. Ich möchte sie aber hören, wenn sie nach Haus kommen und ihres Gleichen vorerzählen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Oktober.

(Beschluß.)

Kunstwerth. Die Sontag. Die Berliner Revolution.

Wo so viele junge Talente sich regen, alle in den höchsten Regionen der Kunst, die im täglichen Bedürfnisse des Marktes keine Unterstützung findet, entsteht selbst in Friedenszeiten die Besorgniß: „wo hinaus?“ Preußen und das gesammte Deutschland ist arm an solchen reichen Leuten, welche Gemälde der Art jährlich kaufen mögen und können; das reichere Ausland (Frankreich und England) will oder versteht noch nicht, und wird es auch vielleicht niemals verstehen, diese Schöpfungen der poetischen Malerkunst zu würdigen. Sollen eminente Talente, wie das eines Lessing, doch am Ende auch nach Brod gehen? Ich sage „am Ende,“ denn für den Augenblick ist noch keine Noth. Die Kunstvereine wirken durch ihre Bestellungen größerer Werke sehr wohlthätig dahin, die Künstler abzuhalten vom Zersplittern ihrer Kräfte, und die Schöpfungen ihrer Phantasie ins Leben treten zu lassen. Möchten diese trefflichen, wahrhaft gemeinnützigen Institute mehr und mehr Theilnahme gewinnen! Die Fürsten allein halten und heben nicht mehr die Kunst; auch sie wird dahin kommen, wie Handel und Industrie, in der populären Theilnahme ihre Hauptstütze zu finden. Bis jetzt sind diese Aktienvereine freilich nur noch Versuche.

Wie wir eben vernehmen, hat Henriette Sontag nunmehr bestimmt ihre künstlerische Laufbahn geschlossen und ihren Namen verändert. Von Petersburg, wo sie zum letzten Male in einem Cyklus von Konzerten aufgetreten ist, geht sie nach Hamburg, um sich mit ihrem Gatten, dem Grafen Rossi, in die von andern als künstlerischen Stürmen bewegte Niederlande zu begeben. Wer dies liebenswürdige Wesen kennen gelernt hat, wird ihr persönlich ihr Glück nicht mißgönnen. Es war ein künstlerischer Siegeslauf, den noch keine Künstlerin, ja noch kein Künstler, von dem die Geschichte weiß, durchlaufen hat. Selbst die Anerkennung eines Raphael will nichts dagegen sagen, und die fünfzig Künstler, die ihn begleiteten, wenn er durch Roms Straßen ging, sind nur ein geringes Gefolge gegen dasjenige, welches eine Sontag durch ganz Europa erwartete und empfing. Aber nur in einer Zeit, gerade wie die vergangene, war eine solche Erscheinung möglich. Sie mußte im Culminationspunkt der Ruhe nach einem fast fünfzehnjährigen Frieden auftreten, um die nach geistiger Aufregung trachtenden Gemüther so entflammen zu können. Die vom seltensten Glück Begünstigte endet ihre Laufbahn gerade mit dem Momente, wo andere Interessen mächtig hereinbrechen und es keiner zweiten, noch so begabten Sängerin möglich werden wird, auch nur einen Theil jener Aufmerksamkeit zu erregen.

Uebrigens ist es hier ruhig und still. Unsere sogenannte Revolution ist wie eine Farçe vorübergegangen. Sie war mehr spaßhaft als ernst, ohne beabsichtigtes und zufälliges Resultat. Aber in der Erinnerung erhält sie, unbeschadet der traurigen Einzelnheiten, ein noch viel scherzhafteres Gewand. Ob dies ein gutes Zeichen ist, lasse ich dahingestellt, aber es ist ein Zeichen des Berliner Sinnes und wie man sie hier betrachtet. Man weiß nichts als Bonmots und Witze, man entwirft Karrikaturen, die nicht ausgeführt werden und in der Idee auch wohl geistreicher sind, als sie es auf den Gropiusschen Blättern werden würden. Die Berliner Physiognomie läßt sich einmal mit Stichel und Farbe nicht gut wiedergeben. Selbst die einzelnen Verwundeten entgehen nach dem Sprüchwort: wer den Schaden trägt, braucht für den Spott nicht zu sorgen, dem letztern nicht. Der Witze, von denen einige zu den besten gehören, welche je von der Berliner sarkastischen Laune zu Tage gefördert wurden, sind so viel, sie wachsen noch täglich, daß man ein anständiges Buch davon schreiben könnte. Schade, daß Ihre Blätter keinen Raum dafür haben; es ist so viel Gebornes und so wenig Gemachtes, daß sie auch durch den Druck mitgetheilt zu werden verdienten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. November 1830.

— Entfalte dich, Panner!
Für dich nur unsre Herzen schlagen;
Du flatterst hoch, wir folgen dir.

Neufranzösisches Lied.

Ueber die Nationalsinnbilder der Franzosen.

Von jeher haben Farben und Sinnbilder, wodurch sich Völker von einander unterscheiden, den mächtigsten Einfluß auf die Menschen geübt. Was in Zeiten der Ruhe eine ganz gleichgültige Zierde ist, wird bei politischer Aufregung zum Hebel des Archimedes und erschüttert eine Welt. Den vollen Werth von Abzeichen, welche so oft einer Parthei sicherer die Oberhand verschafft, ein Heer schneller zum Sieg geführt haben, als die Berechnungen der Taktik und der uneigennützigste Muth, hat die Geschichte meistens zu würdigen vergessen; sie sieht in ihnen, wie die Menge, nur etwas Zufälliges, und doch sind sie eines der kräftigsten Werkzeuge der Revolutionen, und gleichsam die möglichst kurze Formel eines allgemeinen Grundsatzes. So sind z. B. die drei revolutionären Farben der Franzosen in der Einbildungskraft der Völker so innig mit der ganzen Revolution verwoben, daß vielleicht eines Tags ein großer Abschnitt der französischen Geschichte durch sie bezeichnet wird. Je weiter der Gesichtspunkt sich hinausrückt, desto kleiner erscheinen Menschen und Ereignisse, die unter jenen Farben handelten und sich begaben, und die Farben werden zum bedeutsamen Wahrzeichen einer ganzen Reihe von Begebenheiten. So gut man jezt sagt: die Kriege der weißen und der rothen Rose, der Kampf zwischen Kreuz und Halbmond, kann es einst heißen: die Kriege und die Herrschaft der drei Farben.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, uns über die moralische und politische Geschichte der französischen Embleme zu verbreiten. Dagegen werden einige antiquarische Bemerkungen über diesen Gegenstand nicht unwillkommen seyn, wenn auch Frankreich und der Welt der Stammbaum der drei Farben und des gallischen Hahns an sich so gleichgültig seyn mag, als Napoleon die Reihe seiner Ahnen war, welche die Schmeichelei aus dem Staube eines italienischen Archivs ans Tageslicht gezogen hatte.

Es war wohl bisher so ziemlich allgemeine Meinung, die blau, weiß und rothe Kokarde sey eine Geburt der Revolution, der Hahn dagegen ein altes Sinnbild des gallischen Volkes. Es ist aber, wie wir im Folgenden sehen werden, gerade umgekehrt. Der französische Alterthumsforscher gab sich alle Mühe, den Stammbaum des Hahns weiter hinaufzuführen; aber vergeblich: er ist und bleibt ein Roturier, ein Kind der Revolution, und muß sehen, wie er selbst sein Glück macht. Die drei Farben dagegen stammen allerdings als politisches Oppositionszeichen erst aus der Revolution; es soll aber gezeigt werden, daß sie schon seit mehreren Jahrhunderten in Frankreich ein Lieblingsemblem waren und neben der weißen Farbe die Nation und das königliche Haus von Frankreich bezeichneten.

Die drei Farben.

Wann, wie und warum die drei französischen Farben vereinigt wurden, ist aus der Geschichte nicht zu ermitteln; wir sehen uns daher um, welche Farben in den ver-

Digitized by Google

ſchiedenen Epochen der franzöſiſchen Monarchie als Embleme der Nation gebräuchlich waren.

Das älteſte franzöſiſche Nationalbanner, deſſen die Geſchichte Erwähnung thut, iſt der ſogenannte St. Martinsmantel (chape de St. Martin), was wohl nicht das Kleid des Heiligen ſelbſt, ſondern das Banner ſeiner Abtei war. Lange Jahrhunderte war es bekanntlich Sitte, die Fahne des Heiligen, in deſſen Fürſprache man das meiſte Vertrauen ſezte, zum Kriegsbanner zu wählen. Martin von Tours, einer der erſten Apoſtel in Gallien, war aber der Patron der aufkeimenden Monarchie, und ſein Banner ließen daher die Könige ihren Heeren vortragen. Dieſe Fahne war blau, und es iſt dieſem nach, obgleich es dafür an beſtimmten Beweiſen fehlt, der Analogie nach wahrſcheinlich, daß Blau die Nationalfarbe der erſten Franzoſen war.

Wann man des heil. Martins Banner mit dem eines andern Heiligen vertauſchte, iſt ſchwer zu ſagen. Wahrſcheinlich geſchah dieß aber in den erſten Zeiten der dritten franzöſiſchen Königsfamilie. Um dieſe Zeit ſchlug die königliche Gewalt ihren feſten Sitz zu Paris auf, und damit wandte ſich auch die Andacht des Volks vorzüglich dem heil. Dionyſius zu. Damals war alſo das Banner der Abtei St. Denys die Nationalfahne. Es iſt dieß die bekannte Oriflamme, und ſie war roth.

Daß die Farbe der Oriflamme die eigentliche Nationalfarbe wurde, dafür fehlt es nicht an geſchichtlichen Belegen. Den bündigſten gibt die Farbe des Kreuzes auf dem Kleide, wodurch ſich die Völker in den Kreuzzügen unterſchieden. Das Kreuz vertrat damals die Stelle der Kokarde; an der verſchiedenen Farbe und Form deſſelben erkannten einander die Landsleute. Nach allen Geſchichtſchreibern jener Zeit waren nun die Kreuze der Franzoſen roth, die der Engländer dagegen weiß. Roth war alſo ohne Zweifel die Nationalfarbe der Franzoſen, weiß die der Engländer. Wann aber und durch welche ſeltſame Fügung dieſe beiden feindlichen Völker dazu kamen, ihre Farben gegenſeitig zu vertauſchen, iſt wohl nicht leicht beſtimmt auszumachen. Am wahrſcheinlichſten geſchah es unter der Regierung Philipps von Valois; denn um dieſe Zeit fingen die Könige von England an ſich Erben der franzöſiſchen Krone zu nennen, und bald hatten ſie wirklich auch den größten Theil von Frankreich inne. Hatten ſie das Gebiet uſurpirt, ſo war es wohl natürlich, daß ſie ſich auch die Farben zueigneten. Andernſeits gehörten dieſe engliſchen Könige dem Hauſe Lancaſter an und waren als ſolche die Häupter der Parthei der rothen Roſe; die Farbe, welche zugleich ihr Haus und das neue Königreich, das ſie zu erobern gedachten, bezeichnete, mußte ihnen alſo vorzüglich willkommen ſeyn. Als einmal die Könige von Frankreich Herrn von Paris und St. Denys waren, konnte man auch die Oriflamme nicht mehr vor den franzöſiſchen Heeren hertragen, und damit wäre zwar ſo ziemlich erklärt, warum die rothe Farbe aufgegeben, nicht aber, warum dafür die feindliche weiße angenommen wurde. Geſchah es etwa blos aus Widerſpruchsgeiſt? Wie dem ſey, ſo viel iſt gewiß, die Religion drückte dieſer neuen Wahl bald feierlich ihr Siegel auf. Denn im fünfzehnten Jahrhundert kam der Mariendienſt wieder außerordentlich in Aufnahme. Karl VII. ſtellte ſein Königreich unter den Schuz der heiligen Jungfrau, und es iſt bekannt, mit welch brünſtiger Andacht ſein Nachfolger, Ludwig XI. zu unſerer lieben Frau und dem heiligen Michael betete. Zu den unbekannten politiſchen Gründen kamen alſo religiöſe Motive; weiß, das Sinnbild der Reinheit, war das Sinnbild des vornehmſten Gegenſtandes der Volksandacht, und wurde ſomit förmlich das Symbol der Nation.

Obgleich von dieſer Zeit an das weiße Banner, die ſogenannte cornette blanche, allgemein für die Nationalfahne galt, und alſo alle andern Farben als Abzeichen verdrängt hatte, ſo fehlt es dennoch nicht an Beiſpielen, daß ſich Könige von Frankreich hierin auch jezt noch Neuerungen erlaubten. So gaben Karl IX. und Heinrich III. ihren Truppen rothe Fahnen und Schärpen, während der König von Navarra und die kalviniſtiſche Parthei das weiße Banner und die weiße Binde beibehielten.

(Die Fortſezung folgt.)

Erſte Liebe.

(Fortſezung.)

Der achtzehnte Januar war Agneſens Geburtstag. Alles eilte herbei, um die herkömmlichen Glückwünſche abzuſtatten. Viele brachten kleine Gaben mit, meiſtens koſtbare Kleinigkeiten, unter denen mancherlei gläſerne und porzellanene Schäze des Mittelalters ſich befanden, wofür die Gräfin eine beſondere Liebhaberei hatte. Graf Moriz brachte ihr einen kleinen Teller von Majolica, dem Tongeſchirr, welches Raphael durch die Spiele ſeines Pinſels, ſeiner geliebten Töpferin zu Ehren, weit über das ſchönſte Porzellan erhoben hat. Dieſer Teller ward mit mehreren ſchönen Gefäſſen von Porzellan, Kryſtall, Rubinglas u. ſ. w. auf einen Tiſch geſezt, welcher beſtimmt war, den Opfergaben des Tages als Altar zu dienen. Das Zimmer füllte ſich immer mehr und auch Major Hilverſtein, der ſich viel darauf einbildete, immer die ſinnvollſten Geſchenke zu überreichen, nahte ſich mit einer blaßrothen, wunderſchönen Roſe, die „Königin von Dänemark“ genannt. Agnes war unbeſchreiblich reizend inmitten der Huldigungen, die ſie umgaben. Frauen, die immer gewohnt ſind, Alles zu ihren Füßen zu ſehen, verlieren bald die Eitelkeit, die den Gewöhnlicheren ihres Geſchlechtes ſo übel ſteht. Der Mittelpunkt der Aufmerkſamkeiten und Schmeicheleien ihrer Umgebung zu ſeyn,

das sehen sie als eine Sache an, die sich von selbst versteht, und sind doppelt liebenswürdig durch den geringen Werth, den sie darauf zu legen scheinen. Ob sie das Aufhören dieser Geringfügigkeit mit derselben Gleichmuth tragen würden, als deren Besitz, das wollen wir nicht entscheiden.

Graf Borck sah die unzweideutigen Zeichen der Achtung und Liebe, die seiner Frau gezollt wurden, mit innigem Wohlgefallen; er konnte sich ihrer Schönheit nicht genug freuen, sein Auge nicht wegwenden von den leichtbeweglichen Zügen ihres lieblichen Gesichtes.

Major von Hilperstein war indessen aufgefordert worden, seine deklamatorischen Talente zu produziren, und Agnes, obgleich ein leichtes Gähnen ihren Mund zu entstellen drohte, stimmte gleich in den allgemeinen Wunsch ein, sobald sie bemerkte, daß Hilperstein nur noch auf ihre Aufmunterung zu harren schien, um endlich nachzugeben. Er deklamirte einen Monolog aus Shakespeare mit vieler Affektation und großer Suffisance; denn er behauptete, ein Schüler Ifflands zu seyn, und wußte viel zu erzählen von den Lobeserhebungen, welche dieser, seiner kraftvollen, männlichen Stimme wegen, ihm gezollt habe. Ueberhaupt waren es eigentlich die körperlichen Gaben, mit welchen die Natur ihn ausgestattet hatte, sein Baß, sein Falkenauge, seine Muskelkraft, seine stattliche Gestalt, die ihn zu der Rolle des deutschen Biedermanns, deren er sich befliß, bestimmt hatten.

Nach diesem Deklamatorium kam die Rede auf's Tanzen, und ein Spaßvogel, der den guten Major zur Zielscheibe seines Witzes gemacht hatte, behauptete: so graziös auch seine Gestikulation wäre, so könnte er bei seiner Korpulenz doch unmöglich eine anständige Pirouette machen. Hilperstein, der sich auch das geringfügigste Talent nicht gern bestreiten ließ, sezt sich sogleich in Position, hebt sich auf die Spitze des linken Fußes, schwingt sich mächtig im Kreise, berechnet aber den Raum falsch und stößt mit dem weitabschwebenden rechten Fuße den Tisch mit den Geschenken der Gräfin um, daß die Scherben klirrend zur Erde fallen. Agnes stürzt mit einem Schrei auf die Trümmer zu und rafft den unbeschädigten Majolicateller mit sichtbarer Freude vom Teppich auf, sich um den übrigen Verlust nicht kümmernd; dann blickt sie, unwillkührlich und schnell erröthend, zu ihrem Manne auf und sieht, wie sein trübes Auge fest auf sie gerichtet ist, während ein leises Zittern seine Lippen bewegt; sie wendet den Blick und sieht, wie Graf Moriz, vor Freude glühend, in ihrem Anschauen verloren dasteht — und langsam läßt sie die Finger los, daß der Teller auf die Scherben fällt und — zerbricht.

Dem allgemeinen Schreck mögen wir es zuschreiben, daß, außer diesen dreien, Niemand die Scene bemerkte. Die Bestürzung der Gräfin ward bei so überraschendem und unersetzlichem Verlust natürlich genug gefunden; aber der arme Hilperstein wußte nicht, wo er seine Verlegenheit verbergen sollte. Diese Verlegenheit war übrigens ein wahrer Trost für Agnes, indem sie dadurch schnell wieder in ihr Gleichgewicht zurückgebracht ward. Sie nahte sich dem wirklich bekümmerten und zerknirschten Sünder mit freundlich lächelnder Miene und sagte: „Beruhigen Sie sich, lieber Hilperstein, Sie sollen volle Verzeihung für Ihr Vergehen erhalten, wenn Sie versprechen wollen, jedesmal, wenn von Pirouetten die Rede ist, zu sagen: „die kann ich leider nicht mehr machen, dazu bin ich zu dick.“ Der Major fand die Strafe fast ärger als das Vergehen, und redete sich bald wieder in seine natürliche Zuversicht hinein.

Der schönen Gräfin aber war dieser Geburtstagsmorgen ein wichtiger Abschnitt in ihrem Leben geworden. Sie hatte entdeckt, was sie schon längst hätte wissen können, daß Graf Moriz ihr — nicht gleichgültig seye; sie hatte mit Schrecken und tiefer Beschämung gesehen, daß dieser eine Augenblick ihr selbst, ihrem Manne und dem Grafen Moriz einen zu tiefen Blick in ihr Herz gewährt hatte. Allein sie fand eine große Beruhigung darin, daß sie so gehandelt hatte, wie die Pflicht es ihr gebot, und eben dieses Gefühl, so wie die Gewißheit über das, was sie zu fürchten habe, die Ueberzeugung, daß nichts sie bewegen könne, den Mann zu kränken, den sie so innig verehrte und liebte, — dies Alles gab ihr bald ihre Seelenruhe wieder. Sie beschloß, ihre Gefühle tief in ihrem Herzen zu verschließen, von jezt an eine überwiegende Leidenschaft für Majolica an den Tag zu legen, und durch Gesellschaftsphrasen und Unbefangenheit dem Grafen Sain jeden Gedanken, daß er ihr mehr als eine liebe Bekanntschaft seye, zu benehmen. Mit diesen Vorsätzen trat sie ihrem Manne liebend und freundlich, wie immer, entgegen, und der unbedeutende Vorfall ward, ihrer Meinung nach, auch von ihm bald vergessen.

Den folgenden Morgen brachte sie damit hin, sich allerlei Gespräche auszudenken, die sie mit Graf Moriz führen wollte und die ihn recht von ihrer Gleichgültigkeit überzeugen sollten. Sie hatte lange Zeit gebraucht, einen eleganten Morgenanzug zu wählen, dann hatte sie gespielt, gesungen, gemalt, Besuche empfangen; aber der Morgen wollte nicht endigen und Graf Moriz wollte nicht kommen; sie begriff es nicht, sie war unruhig, zerstreut, fand es aber doch so am allerbesten und ging ans Fenster, einen Blumenstock zu begießen und zugleich einen Blick in die Straße zu werfen. Die Uhr schlug drei, schlug vier; die Kammerjungfer kam, sie zur Toilette abzurufen; der Mittag brachte mehrere Gäste, der Abend eine zahlreiche Versammlung; aber Moriz war nicht darunter. Verdrießlich legte sie sich zu Bette und erwachte nur, um einen ähnlichen Tag zu verträumen. Am zweiten Abend

Digitized by Google

endlich faßte sie den Muth, Jemanden von der Gesellschaft zu fragen: „Wo ist nur Graf Sain geblieben? ich glaube, seit vorgestern habe ich ihn nicht gesehen.“ — „Er ist krank und hütet das Bett,“ war die Antwort. Wo waren alle ihre Berechnungen nach dieser einfachen Erklärung seines Ausbleibens? Sie hatte sich ihn schmollend und trotzend gedacht, und fühlte sich stark genug, dem zu begegnen; aber krank und leidend, nachdem sie ihn so bitter gekränkt hatte! — Wäre er jezt gekommen, wie würde sie ihn empfangen haben? Doch er kam nicht und es vergingen noch acht Tage, ehe er kam. — Endlich war er da; blaß und schwach und erröthend vor Freude beim langentbehrten Anblick seiner schönen Freundin. Ihre Vorsätze waren dahin; in der fast zärtlichen Stimmung, die dieses Wiedersehen hervorrief, fragte sie theilnehmend nach Allem und schalt, daß er sich nicht genug in Acht nähme. Von Majolica war nicht die Rede. Moriz war stumm vor Freude und Agnes bemerkte nicht, daß sie allein sprach. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Oktober.

(Fortsetzung.)

Auswanderer. Reformen im Staatshaushalt.

Wir sehen Reisende aller Art bei uns ein- und ausziehen; sind sie nicht immer in herrlichen Reisewagen, so suchen sie sonst fortzukommen. So kam neulich ein großer Wagen mit vier Pferden an, auf dem eine unbändige Kiste stand, wie fein kleines Haus mit Fenstern und Thüren. Darin wohnte eine waadtländische Familie aus Romainmotier, bestehend aus Vater, Mutter und sechs Kindern; dazu ihr Haß und Gut und Futter für die Pferde. Sie fuhren auf diese Weise wohlgemuth gen Akermann in Bessarabien, wo Kaiser Alexander eine Schweizerkolonie gegründet hat. Wie sie sagten, kommen ihnen noch zehn andere Familien aus ihrer Gegend nach. Bei Gott! es gehört doch ein starker Entschluß dazu, aus dem Waadtland, wo so leicht zu leben ist, wo so wenig Abgaben gezahlt werden, wo Himmel und Erde so schön sind und volle Freiheit herrscht, nach jenen traurigen, einsamen Gegenden, in die Nachbarschaft der Barbarei auszuwandern!

Es ist nicht zu läugnen, wir athmen jezt schon freier, denn voriges Jahr, und wiewohl unser Staatsrath nur kärglich und mit wohlberechneter Uebereilung gab, was er unmöglich länger abschlagen konnte, so läßt sich doch hoffen, daß manche andere Uebelstände, z. B. der entsetzliche Nepotismus, auch nicht lange mehr aufrecht gehalten werden können, so Viele auch daran halten und stützen. Als man sah, daß der Staatsrath nicht länger dem Andrängen des Volks widerstehen konnte, und daß er sich mit dem Gedanken an Veränderungen in der Konstitution von 1814 vertraut machte, äußerten unsere besten und redlichsten Sprecher, la Harpe, Monnard, Monnod und einige Andere, es sey sehr zu wünschen, daß, bevor man in dieser Beziehung an Veränderungen gehe, durch eine Kommission die Art und Weise festgesezt werde, wie die Konstitution künftig Modifikationen erleiden könne. Damit war aber unserm Staatsrath nicht gedient; er wollte nur Veränderungen im Wahlsystem eintreten lassen, und weiter nichts; darum wurde auch so sehr mit der Diskussion und der Abstimmung im großen Rath über diesen Gegenstand geeilt. Sehen wir auf das, was im Juni und Juli bei einem andern Schweizerkollegen geschah, auf das wir lange mit vornehmem Mitleid herabgesehen hatten, blicken wir auf den Kanton Tessin und auf dessen höchst liberale Umgestaltung, so können wir uns einiger Beschämung nicht erwehren, die uns nur dadurch weniger drückend wird, daß kein Schweizerkanton, selbst nicht das liberale und lichtvolle Genf, in seiner Verfassung so hoch steht, wie jener. Bei unsern mühsam errungenen Veränderungen lernten wir recht kennen, was Jeremias Bentham die Sophismen der Gewalt nennt, wenn von zeitgemäßen Veränderungen und Verbesserungen alter Ordnung gesprochen wird. Da ist erstlich die Rede von der Weisheit der Vorfahren, von der langen Erfahrung vergangener Jahrhunderte und von ehrwürdigem Alterthum; dann wird von der Unverletzlichkeit der Gesetze und Ordnungen geredet, da sie der Regent mit seinem Eid bekräftigt; es wird Rechts und Links der Regierung und den Ministern Weihrauch gestreut; dann spricht man von Gefahren, suponirt böse heimliche Absichten, bedenkliche Verbindungen, man warnt vor allen Neuerungen, die als solche schon sehr schädlich seyen, lobt die Väterlichkeit, die besser und sicherer sey, als alle Verfassung, als alle Gesetze; Angestellte thun auch wohl bös und meinen, sie angreifen, sey so viel, als die Regierung selbst angreifen, sprechen von Rebellion u. s. w., oder wenn sie klüger sind, versichern sie, das müßten sie am besten wissen, die schon so lange in Landes- und Staatsangelegenheiten gearbeitet hätten; dann heißt es auch wohl: was geht es euch an? werft eure Augen auf andere Länder, sehr, wie es bei dem Nachbar zugeht; wahrhaftig nicht so gut wie bei euch, man beneidet euch in eurem öffentlichen Zustand; was fehlt euch denn? worüber beklagt ihr euch? auf jeden Fall ist es jezt noch nicht die Zeit zu Veränderungen; warten wir damit bis auf günstigere Zeit; alles Ding hat seine Zeit, gehen wir ja nicht zu geschwind, chi va piano, va sano; möchte sich doch Jeder nur um seine eigenen Angelegenheiten bekümmern und in seinem Hauswesen verbessern, ehe er an wichtige Dinge denkt, die ihn im Grund gar nichts angehen und für die schon andere Männer sorgen werden. — Hätten wir die Leute bei uns seit drei Jahren gewähren und so reden lassen, so wären wir noch immer auf dem alten Fleck.

Es ist nicht zu läugnen, daß unser liberales Blatt, der Nouvelliste Vaudois, dessen Seele der Professor Monnard ist, unsere neuen Verbesserungen wesentlich mit herbeigeführt hat. Dies Blatt war vor sechs Jahren das erste freisinnige Organ für die Rechte und Hoffnungen der Waadtländer, die damals, ihrer Konstitution von 1814 ungeachtet, noch unter argem aristokratischem Einfluß standen. In den ersten Jahren durfte es aber wegen der strengen Censur nur leise auftreten, und selbst eine Menge faktischer Umstände durften nicht berichtet werden. Dies ward mit Aufhebung dieses Zwangs vor einigen Jahren besser. Die bis dahin herrschende Partei sprach in der Gazette de Lausanne laut und leidenschaftlich, dadurch ließ sich der Nouvelliste zu Zeiten hinreißen, und seinen Aufsätzen fehlte es an Ruhe und Besonnenheit, wodurch manche Unbefangene gegen die gute Sache eingenommen wurden. Dadurch ward auch der Staatsrath so heftig gegen Monnard und seine klare, scharfe Logik aufgebracht, daß er die erste Gelegenheit ergriff, um ihn seine Ungnade fühlen zu lassen. Der Professor ward wegen der Theilnahme an der Vinetschen Schrift voriges Jahr von seinen akademischen Funktionen suspendirt und erst Anfangs vorigen Monats wieder in integrum restituirt. Dies erinnerte an den Bernischen Vaillif, der einst zu dem berühmten Zimmermann sagte: „Nicht Wissenschaft wollen wir, sondern Gehorsam.“ Allen denen, welche den geistreichen, edeln Mann kennen, war diese Wiedereinsetzung ein Fest, zumal unsere Akademie im Begriffe stand, ihn zu verlieren, da ihm von der freisinnigen Universität Basel ehrenvolle Anträge gemacht worden waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 269.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. November 1830.

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben.

Schiller.

Der Wanderer in der Sägmühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh
Und sah dem Räderspiele,
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

„Du trittst zur rechten Stunde,
O Wanderer! hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein."

„Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dieß Holz, im Schooß der Erden,
Ein Schrein zur langen Ruh."

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's um's Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Justinus Kerner.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Ein zweiter Besuch unterbrach das tête à tête. So war denn Alles wieder in seinem Geleise, und an die Stelle der gleichgültigen Gesellschaftsphrasen, des leichten Scherzes, womit sie ihn zurückzuhalten dachte, war Zutraulichkeit und Weichheit getreten. Sie achtete nicht darauf; sie schalt sich eine Thörin, weil sie, wenn auch nur vorübergehend, über den Zustand ihres Herzens sich beunruhigt hatte, sie nannte sich eitel, weil sie einen Augenblick glauben konnte, ihm theurer zu seyn, als sie es seyn durfte. War nicht jedes Wort, das er sprach, der Ausdruck seiner undegrenzten Achtung für sie? Konnten die glühenden Blicke, denen sie manchmal kaum zu begegnen wagte, nicht eine schöne, unschuldige Eigenthümlichkeit seines Auges seyn? Sie nahm sich vor, von Stund an darauf Acht zu geben, ob er nicht auf andere ebenso blicke, und an dem Abend desselben Tages, als sie sein Auge mit sichtlichem Wohlgefallen auf das schöne Fräulein Fay sich richten sah, folgte sie ihm unverwandt, um der Sache auf den Grund zu kommen. Das Resultat dieser Untersuchung war: daß er junge, unerfahrene Mädchen nicht so zärtlich anzusehen brauche. Nach Beendigung dieser kritischen Beleuchtung traf ihr Blick das Auge ihres Mannes; sie fühlte sich von ihm beobachtet; sie fing an, es unangenehm zu finden, nicht unbemerkt rechts oder links sehen zu dürfen; die Ruhe ihres Charakters, die ungetrübte

Digitized by Google

Heiterkeit ihrer Stimmung war dahin. Sie war in der That unzufrieden mit sich selbst, aber sie wollte sich den Grund noch nicht gestehen und hatte die wahre Ursache in künstlicher Verschanzung dem eigenen Auge verborgen.

So vergingen mehrere Tage, die eben nicht zu den glücklichsten ihres Lebens gehörten; da trat eines Morgens Graf Moriz zu ihr ins Zimmer. Sein ungewöhnlich bleiches, ernstes Aussehen beunruhigte sie; sie fragte gleich nach der Ursache seiner sichtlichen Verstörung und erfuhr, daß er die Trauerbotschaft von dem sanften, aber plötzlichen Tode seines geliebten Vaters erhalten habe. Er saß dicht neben ihr auf einem Divan, als er beklommenen Herzens diese Nachricht mittheilte; er drückte die im Mitgefühle dargebotene Hand an seine bebenden Lippen, er benezte sie mit seinen Thränen — und Agnes vermochte nicht, sie zurückzuziehen. „Ich hing an ihm," sagte Moriz, als er wieder seiner Sprache mächtig ward, „wie an keinem andern Menschen, und so lange ich an seiner Seite war, gehörte ihm mein ganzes Herz; aber — ich bin ihm nicht treu geblieben, ich habe die lezten Monate kaum mehr an ihn gedacht." — Und mit finsterem Blick und dumpfer Stimme fügte er hinzu: „ich hatte ihn und seine Lehren vergessen." — „Moriz, lieber Moriz," sagte Agnes, mit innerer Angst kämpfend, „wie mögen Sie so hart sich anklagen! Was ist Ihnen denn? Was haben Sie gethan? Vertrauen Sie es mir, Ihrer besten Freundin!" — „Meiner besten Freundin!" rief er heftig aus. „Ich war gut, ehe ich Sie erblickte, und wähnte bis gestern Abend, Ihre Nähe habe mich noch veredelt. Aber es ist nicht so, das fühle ich, seitdem ich weiß, daß mein Vater gestorben ist; ihm hätt' ich nicht unter die Augen treten mögen — mit dieser Liebe im Herzen."

Zitternd saß ihm Agnes gegenüber; Thränen entströmten ihren Augen; sie war unfähig, auch nur ein Wort hervorzubringen.

„Ich glaubte es Anfangs nicht," fuhr er in tiefem Schmerze fort; „erst an Ihrem Geburtstage ward es mir klar, daß ich Sie liebte, wie ich es nicht sollte. Ich weiß auch, daß ich Ihnen werth bin; aber es darf mich nicht freuen; was andern die höchste Seligkeit wäre, macht mich elend; gestern noch war es mein entzückendster Gedanke, jezt, am Grabe des Vaters, ist es meine Qual." — Sie antwortete noch immer nicht; Angst, Ueberraschung, tausend stürmische Gefühle machten es ihr unmöglich; er aber schien es nicht zu bemerken, und mit plötzlich aufflammendem Auge fuhr er fort: „Ich weiß, was jezt Ihr erstes Wort seyn wird. Sie werden mir rathen, von hier wegzureisen. Verschonen Sie mich, um Gottes Willen, verschonen Sie mich mit dieser Alltagsmaßregel. Ich kann die Trennung von Ihnen nicht ertragen, jezt am wenigsten; Sie können es vielleicht, Sie haben einen edlen Mann, der Ihnen beistehen wird; ich habe nichts, auf der ganzen Welt nichts — als Sie." — „Ja, Moriz!" rief hier Agnes, wieder zu sich selbst gekommen, aus, „ja, ich habe einen edlen Mann, und an seine Brust will ich mich werfen, von ihm will ich Trost verlangen, ihm will ich Alles sagen." — „Und mein Todesurtheil sprechen," unterbrach er sie, in ruhigem Tone, „denn seine kalte Weisheit wird nur von Trennung hören wollen, und ich — muß Sie verlassen. Aber seyn Sie barmherzig," sezte er, sehr weich und erschöpft, hinzu, „lassen Sie mich hier! Nie, nie will ich Sie mit meiner unbescheidenen Liebe quälen; sanft, gut, folgsam sollen Sie mich finden, nur lassen Sie mich hier."

Agnes war schwach genug, sich endlich das Versprechen des Stillschweigens entlocken zu lassen, doch unter der Bedingung, daß dieses Gespräch das lezte dieser Art seyn, und daß Moriz sie jezt gleich verlassen solle. Er gehorchte und ging nach einem langen Kuß auf ihre Hand, die sie ihm nicht entzog.

Als sie sich endlich allein sah, waren ihre Gefühle im heftigsten Aufruhr. Wer ihr vor einem Jahr gesagt hätte, daß sie einst von einem fremden Manne eine Liebeserklärung dulden werde, der hätte sie empfindlich beleidigt, und doch war es jezt geschehen. Worte, wie sie ihr Ohr nie hatten berühren dürfen, hatte sie mit kaum unterdrückter Theilnahme angehört, und dadurch also fast gerechtfertigt. Sie war sich der Reinheit ihres Herzens mit solcher Zuversicht bewußt gewesen, daß sie, harm- und sorglos jedem angenehmen Eindrucke sich hingebend, auch die wachsende Neigung für Moriz erst zu beachten anfing, als sie ihr strenges Pflichtgefühl schon untergraben hatte. Als sie nach kurzer Frist aus einer Art von Starrsucht erwachte, war ihre erste Bewegung, sich auf die Kniee zu werfen und in heißem Gebete Trost und Rettung vom Himmel zu erflehen; aber ungestärkt und unberuhigt stand sie wieder auf, denn das Versprechen, ihrem Manne Alles zu verschweigen, hatte dem Gebete die beste Kraft genommen, und sich zu entschließen, dieses Versprechen nicht zu halten, das war mehr, als sie in diesem Augenblicke über sich vermochte. Auch ihr war es klar, daß schleunige Trennung von dem Gegenstande ihrer Liebe die unmittelbare Folge des Bekennens seyn würde, und sie suchte vergebens nach Hülfe, da sie die einzige, rechte Arznei nicht ergreifen wollte. Eine leichtfertige Liebeserklärung hätte sie mit Unwillen und mit gekränkter Würde zurückgewiesen; aber diesem tiefen Schmerze, dieser leidenschaftlichen Gluth seines offenen, schönen Auges waren ihre festesten Entschlüsse nicht gewachsen.

Als Graf Borck zuerst nach diesem Auftritt zu ihr kam, wagte sie es kaum, zu ihm aufzublicken; jedoch durch seine milde Freundlichkeit, durch sein Nichtbemerken ihrer innern Unruhe ward diese bald wieder so weit beschwichtigt, daß sie mit dem Vorsatze, ihren heiligsten Pflichten

Digitized by Google

treu zu bleiben, die Verletzung des Vertrauens entschuldigen zu können meinte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Nationalsinnbilder der Franzosen.

(Fortsetzung.)

Was folgt nun aus dem Bisherigen? Ist es ein bloßer Zufall, daß die drei Farben, die nacheinander Nationalfarben waren, endlich vereinigt das Sinnbild der Nation wurden, oder ist die republikanische Fahne wirklich das Kind jener drei Kirchenbanner? Schade, daß sich lezteres nicht erweisen läßt, denn sie hätte sich ihres Ursprungs nicht zu schämen; jedes jener Panniere wurde von ehrenwerthen Händen getragen, und St. Martins chape bleue in Karls des Großen Hand, die Oriflamme, vom heiligen Ludwig geschwungen, und die cornette blanche, die vor Heinrich IV. auf der Bahn der Ehre flattert, geben kein übles Farbenspiel.

Aber auch abgesehen von diesen direkt historischen Beziehungen, läßt sich erweisen, daß die drei Farben seit undenklicher Zeit in Frankreich für ein wirkliches Nationalemblem galten und daß dieses Farbentrio neben der weißen Farbe dazu diente, die französische Monarchie zu versinnbildlichen. Viele Schriftsteller, wovon manche hundert Jahre vor der Revolution geschrieben haben, führen dieß an, und wissen keinen andern Grund dafür anzugeben, als eben auch die Farben jener drei Kirchenbanner, die nacheinander Nationalbanner wurden. Die Geschichte dieser Livrée, wenn man es so nennen darf, läßt sich zwar ununterbrochen erst von Franz I. Regierung an verfolgen; indessen beweisen manche weit ältere Denkmale, wie lange schon diese Farben Lieblingsfarben waren. So trägt der heilige Ludwig in einem kolossalen Bildniß aus dem dreizehnten Jahrhundert auf einem Fenster in der Cathedrale von Chartres einen Mantel mit breiten dreifarbigen Streifen, wobei die Farben just so geordnet sind wie auf der republikanischen Fahne (weiß in der Mitte). Aber besonders von Franz I. an sieht man sowohl an den königlichen Prunkgewändern als an sämmtlichen Hoflivreen ausschließlich die drei Farben. Jedermann hat wohl schon auf Gemälden oder Tapeten aus jener Zeit Leibwachen, Offiziere, Pagen von Franz I., Franz II., Heinrich II., und Heinrich III., Hellebardiere und Lakaien Heinrichs IV. in ihren malerischen, bald zierlichen, bald seltsamen Kostümen gesehen. Die Hauptstücke aller dieser Kostüme kontrastiren immer gegen einander in den drei Farben. Was aber noch wichtiger ist, die Holländer baten Heinrich IV., er möchte ihnen die Fahne von Frankreich verleihen, und er schickte ihnen eine dreifarbige Fahne. Seitdem hat diese Flagge auf dem Ozean geweht, und holländische Fahrzeuge, die gleich nach der Restauration in französischen Häfen erschienen, flößten ängstlichen Gemüthern keinen kleinen Schrecken ein. Ludwig XIV. erfand eine Livrée, die seine schwachen Nachfolger alle annahmen; es ist dies der blaue Rock mit weißen und rothen Tressen, der mit Karls X. Hof auf immer verschwunden ist. Ja Ludwig XIV. verpflanzte diese Livrée mit seinem Enkel an den spanischen Hof, wo sie sich auch erhalten hat. Er gab sie gleichfalls, jedoch mit einigen Abänderungen, seinem Bruder Philipp von Orleans, und den rothen Rock mit weiß und blauen Borten tragen Ludwig Philipps Diener noch gegenwärtig. Der Kurtosität wegen verdient noch angeführt zu werden, daß die französischen Soldaten fast hundert Jahre vor der Revolution schon einmal die dreifarbige Kokarde getragen haben. Als nämlich im spanischen Erbfolgekrieg zu Anfang des 18ten Jahrhunderts die Könige von Frankreich und Spanien und der Kurfürst von Baiern ein Schutz- und Trutzbündniß schlossen und ihre Armeen kombinirten, gab man den Soldaten, als Sinnbild der Allianz der drei Völker, eine Kokarde aus den Farben derselben: sie war weiß (Frankreich), roth (Spanien) und blau (Baiern).

Wie kam es nun aber, daß man in den ersten Tagen der Revolution diese drei Farben zum Zeichen der Freiheit wählte? war es eine historische Erinnerung? Wohl schwerlich; ja, als sie diese Farben wählten, hatten wohl die Freiheitsmänner vergessen, was für Röcke die königlichen Lakaien trugen. Nach den zuverlässigsten Schriftstellern über die Revolution war jene Wahl fast ein reiner Zufall, und das glorreiche Banner, das jezt eine ganz hübsche Geschichte hat, hatte damals gar keine. Bereits hatte man sich im Enthusiasmus mit grünen Blättern geschmückt, und es war drauf und dran, daß diese Farbe, die Farbe der Hoffnung, gewählt wurde, da erinnerte man sich, daß es die Farbe des Grafen von Artois sey, des allerunpopulärsten Mitgliedes der königlichen Familie, und die Farbe wurde alsbald verworfen. Man mußte aber einmal ein Partheizeichen haben, und so kam man auf den Gedanken, die alten Farben der Stadt Paris anzunehmen; diese sind blau und roth, und in Kurzem hatten alle Bürger die blau und rothe Kokarde aufgesteckt. Da aber die allermittelst organisirte Nationalgarde nicht feindselig gegen den Thron gesinnt war und überdieß eine Menge Militärs in ihren Reihen standen, so nahm man auch noch das Weiß in die Nationalfarbe auf, und nun war die Fahne fertig, die bei Jemappes, bei Arcole, bei den Pyramiden, bei Austerlitz, Friedland, Moskau, Leipzig und Waterloo wehte und jezt wieder auf „unserer lieben Frauen“ Kirche zu Paris weht.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Eisenbahnen. Coventgarden.

Von der Eisenbahn und den Dampfwagen zwischen Liverpool und Manchester hört man weiter nichts mehr, als daß der Verkehr auf der Bahn täglich lebhafter wird, besonders seitdem die zwei oder drei Unfälle, welche sich darauf ereignet haben, den Lenkern der Maschinen mehr Behutsamkeit eingeflößt zu haben scheinen. Inzwischen sind Eisenbahnen Tagesmanie geworden, und das Parlament wird mit Anliegen um Privilegien dafür bestürmt werden; die Regierung soll aber gar nicht geneigt seyn, alle die großentheils unüberlegten Pläne, welche an die Vereinsucht vom Jahr 1825 erinnern, zu billigen, besonders da man erwartet, daß die Maschinen bald so weit vervollkommnet werden dürften, daß man sie auf gewöhnlichen gut unterhaltenen Kunststraßen wird benutzen können. Ein gewisser Surry will ein Mittel erfunden haben, Luft in tragbaren Gefäßen so zu verdichten, daß sie Maschinen von beliebiger Stärke in jedem Grad von Schnelligkeit zu treiben vermag; dieses Mittel soll sehr leicht anwendbar und äußerst wohlfeil seyn.

Vergangenen Mittwoch brachte man im Coventgardentheater ein neues sogenanntes Trauerspiel auf die Bühne, und zwar unter dem anziehenden Titel des Juden von Arragonien oder der jüdischen Königin. Die Hauptabsicht dabei war, Miß Kemble in einer Originalrolle erscheinen zu lassen, und da der Verfasser ihr und ihrem Vater gute Gelegenheit gegeben hatte, sich mit Vortheil zu zeigen, so scheint der letztere, welcher zugleich Direktor des Theaters ist, darüber die Unwahrscheinlichkeiten und Abgeschmacktheiten des Dialogs, welche das Stück unter alle Kritik herabwürdigen, übersehen zu haben. Das Publikum, welches mit großen Erwartungen gekommen war, entschlossen, „sich ergötzen zu lassen," wenn die Vorstellung nur einigermaßen erträglich wäre, bewies ungemeine Geduld, machte aber endlich seinem Unwillen durch Gelächter, statt durch Pfeifen Luft. Nun ist das Lachen in einem pathetischen Stücke, wo möglich, noch unmanierlicher als das Pfeifen, und Jude und Jüdin werden deßwegen schwerlich wieder erscheinen.

Wir haben hier ein neues Zeitungsblatt, the Age genannt; es ist einer von den Giftspitzen, die auf dem warmen Beete der Preßfreiheit nothwendig mitwachsen müssen, und die nur durch Verbreitung skandalöser Geschichtchen und, wo es an diesen fehlt, durch Verläumdung ihr Leben fristen. Der von der öffentlichen Meinung bezeichnete Redakteur ist ein gewisser Molloy Westmacot, ein ungerathener Neffe oder Sohn des bekannten Bildhauers dieses Namens; aber der Bursche hat sich durch Kunstgriffe so zu verschanzen gewußt, daß man ihm nicht leicht durch Prozesse etwas anhaben kann. Deßwegen haben denn auch schon mehrere von ihm gekränkte Personen sich selbst Recht an ihm verschafft und ihm seine Frechheit mit einer Tracht Prügel vergolten. Aber die auffallendste Rache der Art nahm C. Kemble. Westmacot hatte, wohl wissend, daß, je reiner der angegriffene Gegenstand, um so willkommener dessen Verläumdung ist, in seinem Blatte Winke fallen lassen, daß Miß Kembles Keuschheit mehr als problematisch sey. Ein paar Abende darauf traf ihn ihr Vater in der obern Logenreihe seines Theaters, fiel mit einem Knüttel über ihn her und prügelte ihn so derb, daß er sich brüllend vor ihm auf dem Boden wälzte. Die Zuschauer waren alle erstaunt; als man ihnen aber den Zusammenhang der Sache erklärte, rief alles dem erzürnten Vater Beifall zu, und selbst die Polizei zögerte, dem Scribler Hülfe zu leisten. Er droht jetzt Kemblen mit einer gerichtlichen Verfolgung; aber man hat diesen bereits von mehreren Seiten versichert, daß alle Kosten für ihn werden gedeckt werden.

(Der Beschluß folgt.)

Lausanne, Oktober.

(Fortsetzung.)

Monnards Vorlesungen.

Wie Monnards Vorlesungen über französische Literatur in Genf großen Beifall fanden, so auch hier vor einem sehr zahlreichen und gewählten Publikum. In der letzten Vorlesung waren noch mehr Zuhörer in dem Saal zusammengedrängt als vorher, denn man wollte dem von oben mit dem Interdikt belegten Mann ein Zeichen der allgemeinen Gunst und Achtung geben. Er sprach gedrängt und zusammenfassend von den ausgezeichneten parlamentarischen Rednern in der französischen Revolution. Mit Begeisterung gedachte er Mirabeau's unerreichter Größe, von ihm ging er zum passenden Schluß seiner Vorlesung über, und nun entstand stürmischer Beifall, der kein Ende nehmen wollte und ganz den Sinn einer Ovation hatte, wodurch das gebildete, unabhängige Publikum seine Ansicht in der Monnardschen Angelegenheit und über ihren fiskalischen Charakter aussprechen wollte. Dies Händeklatschen war mehr als ein Klatschen mit den Händen, denn aus ihm klang Hochachtung, Mitgefühl und Dank gegen den Mann, dessen Leben still, bescheiden und zurückgezogen ist, der aber laut und mit Feuer auftritt, wenn es das Recht und die Ehre seines Vaterlandes gilt. Seine Literaturvorlesungen in Lausanne hatten große Aehnlichkeit mit denen in Genf; nur überließ er sich hier mehr dem Strom seiner Beredtsamkeit, denn er kannte sein Publikum; dort hingegen, wo er zum erstenmale auftrat, war er gemessener, aber auch kühler. Sein jugendlich fühlendes Gemüth, dem das sich Gehen lassen so gut steht, hat mich individuell sehr angesprochen, und ich hörte ihn am liebsten, wenn ihm im Feuer der Rede einen Augenblick das rechte Wort, die rechte Wendung abging, denn unmittelbar darauf riß sich lawinenartig die Rede los und floß mächtig fort. Wenn in Genf und hier seine Vorlesungen mit großem Beifall aufgenommen werden sind, so ist dies ganz natürlich. Monnard ist einer von den wenigen Professoren, die sich in ihren Vorlesungen nicht mit Witz, schönen, klingenden und schlagenden Phrasen begnügen, sondern die viel auf guten Grund und Boden halten. Alles, was er bespricht — und er bespricht in seinem Literaturkours Alles, was auf die höchsten Interessen der Menschheit und auf ihre Civilisation Bezug hat — ist lange Gegenstand seines Denkens und Forschens gewesen. Er berührt nicht eher eine Sache, als bis er sie vollständig inne hat und nach allen Seiten darlegen kann. Manchmal, und dies hängt von seiner momentanen Stimmung ab, sagt er aber auch nur ein bezeichnendes, scharf andeutendes Wort. Seine literarischen Grundsätze reihen sich zwillingsartig an seine politischen; in beiden verlangt er volle verständige Freiheit, ungebinderte Bewegung. Er erkennt und achtet das Schöne unter allen Formen, in der korrekten und strengen Eleganz der französischen Klassiker, wie im großartig geworfenen, faltigen Nebelmantel der deutschen Literatur. Gar manche seiner Zuhörer waren nicht wenig über die Neuigkeit erfreut, daß man Goethe, Schiller, Jean Paul und selbst Hofmann lieben könne, ohne darum Voltaire und Racine zu hassen. Zwischen seine ernsten Bemerkungen streute Monnard eine Menge pikanter und witziger Worte, neuer Ansichten, kräftiger und sinnreicher Gedanken, und man kann ihm vielleicht vorwerfen, er habe keine Methode in seinen Vorlesungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 270.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. November 1830.

Regst, edler Hahn, die starken Schwingen
Und bist so gut, als Löw' und Aar,
Als je ein Königszeichen war.

Revolutionslied
1792.

Ueber die Nationalsinnbilder der Franzosen.

Der gallische Hahn.

Daß die französischen Nationalfarben alten Stammes sind, haben wir im Bisherigen dargethan; es ist nun noch zu untersuchen, ob auch die Ansprüche des gallischen Hahns auf ein hohes Alter, Ansprüche, die man gewöhnlich für vollkommen gegründet hält, es auch wirklich sind. Wir müssen uns zu diesem Behufe umsehen, welche Thiere die Gallier von den ältesten Zeiten an zu Symbolen gewählt haben. Diese Untersuchung wird uns aber leider — wir sagen es zum voraus — zu dem Schlusse führen, daß die Gallier und die Hahnen (galli) zwar Einen lateinischen Namen, aber sonst gar nichts mit einander zu thun haben.

In keinem einzigen Schriftsteller über Gallien kommt überhaupt etwas vom Hahn vor, so daß es sogar zweifelhaft ist, ob dieses Volk ihn als Hausthier gezogen, oder auch nur gekannt hat. Die einzigen altgallischen Denkmäler, die uns bei dieser Untersuchung zu Gebot stehen, sind die Münzen, und auf diesen kommen nun verschiedene Thiere vor, welche von dem Volke, besonders der nützlichen Dienste wegen, die sie leisteten, vornemlich hochgeachtet wurden. So sieht man auf gallischen Münzen zuweilen den Ochsen, den die Gallier überhaupt sehr schätzten; noch viel häufiger kommt das Pferd vor, das wohl zugleich Sinnbild der Kampflust und des Freiheitssinns der Nation war; ferner, und ebenso häufig, der Eber; dieses Thier war eine Haupterwerbsquelle für die Gallier, denn sie trieben einen sehr starken Handel mit gesalzenem Fleisch nach Italien; zugleich mag es für ein Sinnbild ihres wilden, kriegerischen Muthes gegolten haben; wie dem sey, das wilde Schwein wurde das gewöhnlichste Feldzeichen bei den Galliern. In den Antikenkabinetten sieht man häufig Eber von Bronze, etwa einen Fuß lang und ein Paar Zolle hoch, die unten ein Loch haben, zum sichern Beweise, daß sie auf einem Fahnenstock gesteckt hatten. Auch Vögel kommen auf gallischen Münzen und Ornamenten vor. So sieht man einen Kranich auf den Basreliefs am Triumphbogen zu Orange und auf den in der Pariser Kathedrale entdeckten Altären; wahrscheinlich war er auch ein Feldzeichen. Seltsamerweise sieht man auf mehreren ächtgallischen Münzen auch einen Adler; es wäre zu verwundern, wenn das Symbol der Herrn der Welt von ihren furchtbarsten Feinden angenommen worden wäre; vielleicht sollten aber diese Münzen nur das Andenken an eine Trophäe verewigen, wie Manche den Ursprung des zweiköpfigen deutschen Adlers von den beiden Adlern herleiten, welche Arminius den Legionen des Varus abnahm.

Der Hahn kommt nicht nur auf keinem Denkmale vor, sondern auch kein Schriftsteller, der von den Sitten und dem Hauswesen der alten Gallier handelt, thut seiner überhaupt Erwähnung, und daraus ziehen manche Gelehrte den Schluß, daß das Huhn vor der römischen Eroberung in Gallien gar nicht existirt habe. Der Lieblingsvogel der Gallier

Digitized by Google

war, im Vorbeigehen gesagt, der Schwan, ihr eigentlicher Hausvogel aber die Gans. Ehe die Aenderung des Klimas und die wachsende Bevölkerung jenes Thier verdrängten, waren Loire und Seine, Somme und Schelde mit Schwärmen von Schwänen bedeckt, und eine Menge Traditionen und Volkssagen zeugen dafür, daß die Gallier von Alters her diesen prächtigen Vogel verehrten.

In der Zeit, wo Gallien unter dem Joche der Römer war, würde man sich vollends vergeblich nach dem Hahn umsehen. Gallien, dem großen Reiche einverleibt, konnte keine andern Embleme haben, als die der Eroberer. Da wir nun also in den gallischen Traditionen keine Spur von diesem Vogel finden, so suchen wir natürlich bei den Barbarenhorden, die sich in die Wette über den römischen Koloß herstürzten, Gallien durchzogen oder es eroberten, und sich endlich an die Stelle der Urbewohner sezten. Der Embleme, welche die Geschichtschreiber diesen Völkern zuschreiben, sind es so viele und so mannigfaltige, daß es jezt sehr schwer fällt, die Abzeichen jedes Volkes genau zu bestimmen; den Franken schreibt man nacheinander den Halbmond, Kröten, Schlangen, auch den Löwen zu, und dieser Löwe soll der Ahnherr der siebzehn belgischen Löwen seyn. Die Sicambern führten nach mehreren Autoren einen Stierkopf, die Sueven einen Bären, die Alanen eine Katze, die Sachsen ein Pferd, die Cimbern und die meisten Celten einen Stier. Nach denselben Quellen war nun das Feldzeichen der Gothen ein Hahn, und wir müßten wohl diesem einige Verwandtschaft mit dem heutigen gallischen Hahn zugestehen, wenn die Gothen, statt rasch durch Gallien zu ziehen, sich daselbst dauernd niedergelassen hätten; so aber haben sie mit dem französischen Nationalemblem wohl so wenig zu schaffen, als mit der Baukunst und der Schrift, die ihren Namen führen. Einige Schriftsteller sehen in diesem gothischen Hahn den Stammvater aller der Hähne, die auf unsern Kirchthürmen prangen; die Gothen, sagen sie, hatten die Sitte, auf den Thürmen der Orte, die sich ihnen unterwarfen, den Hahn aufzupflanzen, und da dieses Volk in allen Ländern von Südwesteuropa aufgetreten ist, so schreibt sich wohl von ihm die Sitte her, Hähne auf die Kirchthürme zu setzen. Aber gegen solchen barbarischen Ursprung erklären sich sämmtliche Kirchenschriftsteller: nach ihnen ist der Hahn auf der Kirche das Sinnbild der Wachsamkeit der Seelsorger, und ein Wink, daß sie eigentlich vom Aufgang der Sonne an zum Himmel beten sollen. Wie dem sey, der Kirchthurmhahn ist einmal nicht der gallische, und nur die Leute, die man Wetterfahnen nennt, mögen sich jenen zum Symbol wählen.

Im Mittelalter spielte der Hahn keine große Rolle in der Heraldik. Vergeblich sucht man nach ihm in den französischen Wappenbüchern, zum offenbaren Beweis, daß man noch gar nicht daran gedacht hatte, der Namensähnlichkeit wegen ein Nationalzeichen daraus zu machen. Ein Hahn war aber auch wirklich für das Wappen eines ächten Ritters zu schlecht; ein Vogel, der zu dieser Ehre gelangen wollte, mußte Fänge und einen krummen Schnabel haben. Wäre der Hahn je ein Emblem gewesen, so müßte er sich unter der Unzahl von Thieren finden, welche die Könige von Frankreich als Devise annahmen, oder zu Schildhaltern wählten. Von Alters her und bis auf Ludwig XIV., mit dessen Sonne dieser Brauch verschwand, hatte nämlich jeder König von Frankreich sein eigenes Zeichen; einige nahmen dazu leblose Gegenstände; so hatte Karl IX. Säulen, Heinrich II. einen Halbmond, Heinrich III. drei Kronen, Heinrich IV. die Keule des Herkules; meistens aber waren es Thiere, und es möchte jezt schwer auszumachen seyn, aus welchen Gründen z. B. Philipp August den Löwen wählte, Ludwig VIII. einen Eber, der heil. Ludwig einen Drachen, Philipp der Kühne einen Adler, Karl der Schöne einen Leoparden, König Johann Schwäne, Karl V. Windhunde und Delphine, Karl VII. und Karl VIII. den geflügelten Hirsch; Ludwig XII., der sanfteste aller Könige, das Stachelschwein, und Franz I. den Salamander.

Erst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts kommt der Hahn gewissermaßen als Symbol von Frankreich vor. Im Jahr 1665 schlug man zum Andenken an Quesnovs Befreiung einen Rechenpfennig, worauf man im Hintergrund die Stadt, vorne aber einen Hahn sieht, vor dem der spanische Löwe flieht; die Umschrift lautet: cantans fugat (krähend jagt er in die Flucht). Die Allegorie bezieht sich auf Plinius Erzählung, daß der Löwe den Hahnenschrei nicht leiden könne und davor davonlaufe. Im Jahr 1679 wurde eine ähnliche Münze geschlagen, und es sind dies wirklich die beiden einzigen Beispiele, daß der Hahn von Franzosen selbst als Symbol der Nation gebraucht worden ist; ja sogar unter Ludwig XIV. Regierung, die an Allegorien aller Art so reich war und unter der eine eigene Akademie zu Ausbildung der Emblemen- und Devisenkunst errichtet wurde, kommt dieses einfache Bild nie, weder auf Münzen, noch auf Gemälden und öffentlichen Denkmalen vor. Dagegen benüzten die Feinde der Franzosen den Hahn, um ihrer Niederlagen zu spotten und sie überhaupt lächerlich zu machen. So sieht man auf einer im Jahr 1706 zum Andenken an die Vereinigung des Prinzen Eugen mit dem Herzog von Marlborough und die darauf erfolgte Flucht der Franzosen geschlagenen Münze einen Hahn, der an einer Angel, über die er gierig hergefallen ist, gefangen wird. Namentlich die Holländer haben auf ihren Münzen viel mit dem Hahn zu thun; meistens läuft er vor dem batavischen Löwen davon; auf einer steht: nunc tu gallo fugis, dum leo belga fremit.

Der sogenannte gallische Hahn ist also, wie wir schon zu Anfang gesagt haben, ein ächtes Kind der französischen

Digitized by Google

Revolution; erst mit dem Beginn derselben wird er Nationalsinnbild. Im Jahr 1789 trat er, wie diesen Sommer wieder, zugleich mit der Nationalgarde ins Leben. Er blieb aber nicht lange im Gebrauch; doch sah er die schönsten Tage in den Jahrbüchern der Republik; er trat auf mit dem Ruhm und flog davon vor dem Joche. Die Fasces, die Bleiwage und die Mütze trübseligen Angedenkens traten gar bald an seine Stelle; in der ganzen langen Reihe von Assignaten kommt er fast blos auf den von 1792 vor, und gegen 93 war er bereits fast völlig aufgegeben.

Wir sind durch den Beweis, daß der gallische Hahn nicht von altem Hause ist, seiner Ehre sicher nicht zu nahe getreten; bei Jemappes und Valmy, wo er den erschrockenen Adler vor sich her scheuchte, hat er sich den Adel erworben, und es wäre uns überdieß ein Leichtes, ihm mehr antiken Glanz zu ertheilen, als wir ihm im Bisherigen benommen haben. Wir dürften nur bemerken, daß er bei den Griechen dem Mars und der Minerva, als Sinnbild des kriegerischen Muthes, und dem Merkur, als Symbol der Wachsamkeit, die der Handel erfordert, heilig war. Sein Krähen galt als Vorbedeutung des Sieges, mehr denn zwanzig griechische und italische Städte hatten ihn zum Abzeichen gewählt, und wir erblicken ihn, mit Siegespalmen umgeben, sogar auf den Münzen des stolzen Athens.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Das erste Wiedersehen zwischen Agnes und Moriz war kalt und gezwungen, und nur allmählig ward ihr Verkehr wieder freier und dem früheren ähnlich. Moriz war fast immer ernst und wortkarg, aber ein stets aufmerksamer Lauscher, so wie sie die Lippen öffnete. Das Gefühl, von einem geliebten Wesen beachtet zu werden, dieses Wesen durch einen Blick erheitern, durch ein Wort lenken zu können, hat etwas unendlich Anziehendes. Agnes empfand den ganzen Reiz dieser geheimnißvollen Uebereinstimmung, obwohl ihr Gewissen dagegen sprach. Legte sie ein Buch aus der Hand, so war sie gewiß, daß Moriz es ergriff, und Moriz zweifelte nicht, daß sie es bemerkte; wurde vorgelesen, so war kaum eine Seite ohne irgend einen Bezug auf ihren stillen Bund. Die Liebe mag nun beglückt oder unbeglückt seyn, sie bleibt immer Liebe, und im Beisammenseyn der Zwei, die sich gewählt haben, ist immer Seligkeit. — Agnes hatte übrigens, ihrem Vorsatze getreu, jedes Alleinseyn mit Moriz vermieden; aber, obgleich sie's ihm nie, weder durch Wort noch Blick, verrieth, wußte sie doch, daß er in ihrer Seele lese, und ein Wort von ihm konnte ihr die Geschichte eines ganzen Abends erklären.

Niemand ahnte etwas von diesem geheimen Verständniß. Daß Graf Sain immer beim Grafen Borck getroffen ward, fiel nicht auf, denn das Haus war reich an vielfältigem Interesse, und Mehrere bildeten sich schon ein, er habe eine Neigung zu Fräulein Fay, die gleichfalls recht oft dort zu treffen war, und mit der er sich dann fast ausschließlich unterhielt. Major v. Hilperstein hatte diese Entdeckung zuerst gemacht und seinen Freunden als unfehlbar mitgetheilt; besonders wenn sie singe, meinte er, sey der Graf außer sich, und es mußte wirklich Jedem auffallen, wie dann, und nur dann, seine Zunge sich löste, während er bei dem Gesange der Gräfin immer schwieg. Agnes hingegen fing an sich einzubilden, daß Graf Moriz ihrer jungen Schützlingin nicht gleichgültig bleibe. Das Fräulein und ihre Mutter hatten, wie schon oben bemerkt, immer eine starke Abneigung gegen die große Welt gehabt; sie konnten sich auch jezt noch nicht entschließen, den eigentlichen Festen beizuwohnen, die Graf Borck gab; allein sie waren doch in dem Salon seiner Frau oft und gern gesehene Besucher geworden. Obgleich Agnes dies ohne Unbescheidenheit ihrer eigenen Liebenswürdigkeit hätte zuschreiben können, so fühlte sie sich doch geneigter, das Verdienst dieser Annäherung ihrem Freunde beizumessen. Manchmal dachte sie sich die Möglichkeit, daß dieser seine Liebe zu ihr auf das schöne und ausgezeichnete Mädchen übertragen könne; allein diese Möglichkeit hatte eben nichts Wünschenswerthes in ihren Augen, und ohne daß sie sich das Warum angeben konnte, schienen ihr die beiden jungen Leute durchaus unpassend für einander. Dennoch fühlte sie sich durch diesen Gedanken, so ungegründet er auch seyn mochte, immer aufs Neue beunruhigt, und die feinen, geheimnißvollen Winke Hilpersteins waren ihr unerträglich. Wie erschrak sie aber, als eines Morgens Frau von Fay allein zu ihr kam und, nach einer etwas gesuchten Vorrede über mütterliche Liebe und Pflichten, mit der Frage hervorkam, ob die Gräfin glaube, daß der Herr Graf von Sain ernstliche Absichten auf ihre Tochter habe? Kurz und nicht mit ihrer gewöhnlichen Anmuth erwiederte Agnes: „Ich habe noch nie darauf geachtet."

„Meine Marie," nahm die Mutter wieder das Wort, „läugnet es durchaus; allein ich kann mir die eigenen Augen und Ohren nicht verschließen. Gestern noch sagte er zu ihr: von einer Stimme, wie die Ihrige ist, möchte ich in den ewigen Schlaf eingesungen werden." — „Demnach scheint es eben nicht, als ob er sie im Leben viel zu hören wünscht," entgegnete Agnes etwas spöttisch. — „Aber er spricht oft und viel mit ihr, und ein Mutterauge ist scharfsichtig." — „Gewiß scharfsichtiger als das einer Freundin, die ich Ihrer Tochter, und einer Fremdem, die ich dem Grafen Sain bin." — „Allerdings," fuhr die beharrliche Dame fort; „und der Graf kommt

Digitized by Google

so oft in Ihr Haus —“ — „Es wird Ihnen und Ihrer Tochter immer offen stehen,“ sagte Agnes in verbindlichem Ton; „aber liebe Frau von Fay, nehmen Sie mir es nicht übel, mein Wagen ist angespannt und ich werde zu einem Rendezvous erwartet, bei welchem ich durchaus nicht fehlen darf. Sie sind zu Fuß gekommen, darf ich Sie vielleicht in meinem Wagen erst nach Haus bringen?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beschluß.)

Die Reviews. Davys Denkmal. Der königl. Zug nach Guildhall.

Im Laufe von wenigen Tagen sind die vier vierteljährigen Reviews hinter einander erschienen: das Quarterly, das Edinburger, das Westminstersche und das Foreign Quarterly. Alle sind, wie sich's in diesem Augenblicke erwarten läßt, politisch. Jedes von den drei ersten enthält einen Aufsatz über die Revolution in Frankreich und über den jetzigen Zustand dieses Landes, besonders in Hinsicht auf die Stärke und Schwäche des Ministeriums; die Glaubensbekenntnisse der Ultra-Tories, der Ministeriellen, der Whigs und der Utilitarianer oder Radikalreformatoren treten hier der Reihe nach auf; jede Parthei findet hier auf der Arena der freien Diskussion, auf dem Gebiete der Literatur, welche bei uns immer dem Leben untergeordnet wird, ihre Vertreter. Im Foreign Quarterly Review steht eine Abhandlung über die Revolution in Belgien; sie wirft vieles Licht auf die in öffentlichen Blättern meistentheils vom Partheigeist entstellten Begebenheiten, und entwickelt auf meisterhafte Weise die Ursachen, welche dieselben herbeigeführt haben.

Die Wittwe Sir H. Davys hat ihrem verewigten Gatten zum Andenken eine Marmorplatte von kleinem Umfang in der Westminsterabtei aufstellen lassen, und dafür dem Kapitel eine sogenannte Buße von 120 Pf. Sterl. erlegt. Aber hiermit noch nicht zufrieden, ließen sich die frommen Herrn noch 22 Pfund als die Hälfte der Begräbnißgebühren bezahlen, weil der Verstorbene im Auslande beerdigt worden war. Es lebe die Kirche! Wie abgeschmackt handelten doch Kalvin und seine Mitreformatoren, daß sie die römische Hierarchie so ganz umstürzten! Die Genfer Pfarrer ohne Mütze und Stab wußten den Werth des großen Chemikers so wenig zu schätzen, daß sie seiner Wittwe gar keine Begräbnißgebühren abnahmen. Hätte nun Heinrich VIII. bei seiner Reformation in England nicht so viel von der alten Priesterschaft bestehen lassen, wer weiß, ob wir es nicht erlebt hätten, daß man einem großen Manne in einem Nationaltempel ohne Kosten und Buße ein Denkmal hätte stiften können!

Den 9. November werden der König und die Königin, begleitet von der königlichen Familie, den Ministern, auswärtigen Gesandten, Richtern und andern Großen des Landes bei dem Lord Mayor in der Altstadt speisen. Die Gemeindehalle (Guildhall) wird aufs kostbarste dazu eingerichtet, und das Fest wird wohl nicht weniger als 6000 Pfund kosten. Da dies auch der Tag ist, wo der neue Lord Mayor sein Amt antritt, so werden wir an diesem Tage zwei große Prozessionen haben, wovon die des Lord Mayors, wie gewöhnlich, zum Theil zu Wasser geht. Wenn das Wetter schön bleibt, wird es sicher einer der glänzendsten Tage werden, die man seit vielen Jahren in London erlebt hat, besonders da JJ. MM. außerordentlich beliebt sind, und deswegen auch die Bürger Abends, wenigstens auf dem ganzen langen Wege, durch welchen der königliche Zug kommt, ihre Häuser freiwillig (von gezwungenen Beleuchtungen kann überhaupt in England niemals die Rede seyn) beleuchten werden. Auch ist die allgemeine Neugierde sehr groß; ein erster Stock in der Nähe der St. Paulskirche soll auf den Nachmittag für 155 Pfund vermiethet worden seyn. Da der König schon am 2. das Parlament eröffnet, und folglich am 9. schon alles bekannt seyn wird, was die Regierung zum Besten des Landes zu thun gedenkt, so wird Se. Maj. Gelegenheit haben, aus der Aufnahme, die er und seine Minister beim Volke finden, zu urtheilen, ob die neuen Maßregeln befriedigen oder nicht.

Lausanne, Oktober.

(Fortsetzung.)

Monnards Vorlesungen.

In Genf tadelte Bonstetten an Monnard, daß er so häufig von der Literatur abgehe. Was soll dies aber im Grund heißen? Auf diese Weise wird das ganz unzweckmäßige Verlangen ausgedrückt, die Literatur solle nicht aus den Grenzen eines Compendiums gehen; die Leute bedenken aber nicht, daß in Literaturvorlesungen auch die Rede davon seyn muß, wie eine Literatur ward. Das Schriftthum eines Volks entsteht nicht aus Bibliotheken, Katheder vorträgen und Predigten, sondern aus seiner ganzen sittlichen Gestaltung, aus seinem Kulturleben; wie kann aber davon die Rede seyn, wenn man das Leben an Höfen und in Städten, Aristokraten- und Adelsanmaßungen, den gedrückten Volkszustand, die Verdorbenheit der Großen, Geistesdruck, Religions- und Preßzwang, Landesverfassung und Institutionen ausschließt? Die Gesammtheit von alle dem gibt der Literatur Haltung und Farbe. Ich meine, im Siècle de Louis XIV. und Louis XV. ist dies sichtbar genug. Es ist freilich natürlich, daß dies Auf- und Anrühren so manchen vornehmen alten Herrn nicht behagt; das hat aber nichts zu bedeuten. Monnard läßt nie eine Gelegenheit ungenutzt vorüber, wo er den Einfluß dieser Umstände auf den intellektuellen Zustand der Nation und dadurch auf ihre Literatur darthun kann. Schießt ihm in dieser Beziehung ein Gedanke in den Sinn, während er spricht, so schiebt er ihn nicht etwa bei Seite, sondern ergreift ihn keck und sicher. Oft sieht man diesen Digressionen, wenn man es so nennen will, deutlich an, daß sie erst im Augenblicke entstanden sind und sich auch wie ein Wasserring wieder verlieren. Besonders angesprochen hat mich, was er zu verschiedenen Zeiten über Religion, religiösen Sinn und über die Würde des Evangeliums sagte; hier sprach er recht aus dem tiefsten Herzen. In Genf sollen diese Psalmenanklänge weniger gut aufgenommen worden seyn, weil man in ihnen ein Hinneigen zum Methodismus oder Pietismus zu sehen glaubte, wovon jedoch Monnard weit entfernt ist. Es ist auch ganz in Ordnung, daß er sich gläubig und vertrauend zum Himmel wendet, denn die Anschläge derer, die ihm übel wollten, haben ganz das Entgegengesetzte von dem gewirkt, was sie beabsichtigten. Man schloß seinen kleinen akademischen Hörsaal, um ihn zu hindern, nachtheilige freisinnige Grundsätze unter den Studenten zu verbreiten. Nun aber eröffnete er einen Hörsaal, wo nicht nur die Studenten, sondern auch Hunderte gebildeter Männer und Frauen zuströmten und dem Professor mit größter Theilnahme zuhörten. Dasselbe geschah in Genf. Aber nicht blos Ehre und Beifall ward ihm hier und dort, sondern auch ein viel größerer pekuniärer Vortheil, als die suspendirte Besoldung, wodurch man dem Vermögenslosen besonders weh zu thun meinte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

271

N°. 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. November 1830.

Es ist keine Redlichkeit in dir, keine Mannhaftigkeit, wenn du nicht das Herz hast, nach ein Paar Kronen zuzugreifen.

Shakespeare.

Bilder aus Rußland.

Das Stehlen im Diminutiv.

Eigentlicher Straßenraub und überhaupt gewaltsame Einbrüche sind in dem größten Theile von Rußland eine ganz unbekannte Sache. Die russischen Bauern lachen gewöhnlich über die Fremden, wie über furchtsame Kinder, wenn sie sie auf ihren Reisewagen mit Säbeln, Pistolen und Waffen aller Art umgeben sehen. Der russische Kaufmann reißt, oft mit all seiner Habe, von einer Gränze des Reiches zur andern, ohne auch nur ein Messer in seiner Tasche zu führen, und man hört, wenigstens in den Gegenden, die ich näher kennen gelernt habe, nie von gewaltsamen Angriffen auf der öffentlichen Straße. In den südlichen, an die türkischen Besitzungen gränzenden Provinzen und in Sibirien, wo so viele Verbrecher angesiedelt sind und die Noth oft so groß ist, sollen dagegen solche Ueberfälle allerdings öfter vorkommen. Man denkt vielleicht, diese Seltenheit des Straßenraubs rühre von der großen Entfernung der Dörfer und dem rauhen Klima her, das den Aufenthalt unter freiem Himmel, besonders zur Nachtzeit, den Landstreichern sehr erschwert. Allein auch im Sommer, auch in den mehr bevölkerten Gegenden, wo die Dörfer nahe genug an einander liegen, ist der Straßenraub eben so selten, und der Mangel dieses Lasters scheint mir mehr in dem Charakter des Volkes selbst zu liegen, dem eine Beschäftigung dieser Art widerlich und unnatürlich vorkommt. Es wäre nur zu wünschen, daß der gemeine Mann auch in Beziehung auf das nicht gewaltsame Rauben, auf das heimlich-listige Stehlen oder auf das, was wir „lange Finger machen" heißen, ähnliche Gesinnungen hätte, was aber leider nicht der Fall ist. Da ich selbst oft von dieser Unart zu leiden hatte, so hatte ich Veranlassung genug, über die Ursache dieser auffallenden Erscheinung nachzudenken, und bin dabei auf das vielleicht parador scheinende Resultat gekommen, daß diese Unart nicht sowohl moralisch, als intellektuell ist, nicht sowohl aus Mangel an sittlichem Gefühl, als aus Mangel an hinreichender Geistesbildung entspringt. Die meisten gemeinen Leute, welche diesem Laster ergeben sind, denn unter den Gebildeten ist es eben so fremd und schändlich, als in irgend einem andern Lande, halten dieses Mausen für nichts Unrechtes, und finden sich daher bewogen, jede Gelegenheit, welche sich ihnen dazu darbietet, zu benutzen. Ich bin vollkommen überzeugt, daß diese Leute, die oft die gutmüthigsten und selbst die redlichsten Menschen sind, jene Unart ablegen würden, sobald sie andere Begriffe davon erhielten und die Schändlichkeit derselben einsehen lernten. Hier könnte der erste Unterricht, hier könnten eigentliche Volksschulen in den Dörfern, hier endlich könnten Volkspredigten in den Kirchen ihr Bestes thun und auf die Moralität der Nation auf das Wohlthätigste einwirken. Aber Dorfschulen sind selten und Predigten, oder überhaupt religiöse Vorträge sind, in dem tiefen Lande wenigstens, noch seltener. Bücher gibt es auch nicht, und wenn es auch welche gäbe, der gemeine Mann kann sie nicht lesen. Welches Mittel

Digitized by Google

hat er also, sich über sich selbst und die Dinge um sich her aufzuklären und seine von Generation zu Generation vererbten Ansichten und Begriffe zu berichtigen? Er hat sich seit Jahrhunderten seine Moral, wenn ich so sagen darf, selbst gemacht und lebt nun darauf los, so gut es geht. So werden z. B. gewisse Dinge, Hausgeräthe und dergleichen, von ihm als heilig betrachtet, und man kann sie zur Nachtzeit auf die Gasse legen und sicher seyn, sie am Morgen wieder zu finden, während man tausend andere Dinge, die ihnen lange nicht so nöthig sind und auch nicht so viel Reiz für sie haben können, nicht genug verwahren kann. Auf jene ist, der allgemeinen stillschweigenden Uebereinkunft gemäß, eine Art von Interdict gelegt, während diese als ein Gemeingut angesehen werden. Derselbe Mensch, der keinen Anstand nimmt, dem andern heimlich die Tasche umzukehren oder unbemerkt etwas von seinem Tische wegzunehmen, wird, auch wenn er völlig sicher ist, niemals eine verschlossene Thüre öffnen oder auch nur seine Hände in ein offenes Fenster stecken, um damit etwas aus dem Zimmer zu holen. Das lezte nennt er „stehlen, worit," und das klingt auch in des Russen Ohren häßlich, und wird für eine große Sünde gehalten. Das erste aber scheint ihm erlaubt, wenigstens nicht verboten, und er hat dafür das Diminutiv worobat (gleichsam „stehlchen oder lange Fingerchen machen"), was manchem gar lieblich klingt, da er den auch ihm garstigen Begriff eines eigentlichen Diebes nicht damit verbindet. Um deutlicher zu werden, sey es mir erlaubt, dem Leser zwei kleine Geschichtchen zu erzählen, bei denen ich selbst Augenzeuge war und die mir beide sehr charakteristisch scheinen.

Ich war einst bei einem gemeinen Kaufmann (die meistens Bauernsöhne und oft selbst Leibeigene sind), um mit ihm ein Geschäft abzumachen, in welchem er sich als ein ehrlicher, braver Mann benahm. Als wir, nach geendigter Verhandlung, gemüthlich unsern Thee schlürften, kam ein Mensch von bereits sehr vorgerückten Jahren, mit einem offenen, redlichen Gesicht, aber in sehr schlechter Kleidung, und bot dem Kaufmann einen silbernen Löffel zum Kaufe an. Der Kaufmann besichtigte die Waare, fragte nach dem Preis, handelte mit ihm, bezahlte den Löffel weit unter seinem Werthe, und sagte gleichsam scherzend zu dem alten Mann, dem er das Geld hinreichte: Sukin tu sin, tu worobal (Hundesohn, du hast ihn gefingert). Es ist bereits bei einer andern Gelegenheit bemerkt worden, daß Hundesohn mit lieber Freund so ziemlich gleichbedeutend ist. Der Alte sah ihn mit einem Auge lächelnd an, legte die Hand auf die Brust und versicherte treuherzig: Net Sudar, Bog podal (nein Herr, Gott hat's gegeben), und somit wurde er in Frieden entlassen. Ich habe mich öfter bemüht, durch umständliche Fragen den eigentlichen Sinn dieses Bog podal zu erfahren, und es wurde mir immer gewisser, daß wenigstens viele eine Art von himmlischer Erlaubniß, zu stehlen, darunter verstehen.

Die zweite Anekdote ist vielleicht noch charakteristischer. Ich fuhr im Jahr 1816 mit einem deutschen Freunde auf ein benachbartes Landgut des Grafen S*. Wir glaubten die einzigen in unserem kleinen, offenen Wagen zu seyn, die der deutschen Sprache, in welcher wir uns unterhielten, kundig seyen, als sich plötzlich, gegen alle unsere Vermuthung, auch unser bärtiger Schworschik (Kutscher), den wir für einen Stockrussen gehalten hatten, in unser Gespräch mischte und, zwar gebrochen, aber doch fertig deutsch sprach. Als er unsere Verwunderung bemerkte, erzählte er, daß er in Deutschland gewesen sey, und zwar bei dem abgesonderten Armeekorps, welches im Jahr 1813 in Form einer Landwehr organisirt wurde. Er hatte einen Sommer in Sachsen zugebracht, Leipzig, Dresden, Wittenberg u. s. w. gesehen, und schien sich darauf nicht wenig zu Gute zu thun. „Und wie hat dir Deutschland gefallen?" fragte ich. — „Nun, gut genug, dawolno charascho," sagte er, „nur Eines nicht, was durchaus nicht gut ist." Er hätte dort eine gute Parthie machen können, und sein Obrist würde ihm auch den Abschied gegeben haben, da das Korps ohnehin aufgelöst wurde, aber dieses Eine habe ihn abgehalten, und so sey er wieder in sein Vaterland zurückgezogen. — „Und was ist das Eine, das dir so zuwider ist?" — „Ja, Herr," sagte er, indem er mit dem einen zugekniffenen Auge sich zutraulich zu uns wandte und uns zuflüsterte: „Sudar, worobat ne welat," (Herr, sie können das Stehlchen (Mausen) nicht leiden, eigentlich: Sie erlauben nicht, ein Bischen zu stehlen). Wir waren über diese ganz unerwartete Antwort nicht wenig betroffen, und mein Freund, der noch nicht lange in Rußland war, schickte sich eben an, ihm das Abscheuliche solcher Grundsätze zu Gemüthe zu führen, als der Kutscher, der ihm angedrohten langen Fastenpredigt auszuweichen, im fröhlichen Tone den Prediger zu belehren und auf den rechten Weg zu bringen suchte. „Ach, Sie verstehen mich nicht, Sudar," sagte er, „ich meine ja nicht das Stehlen, eto ja juich snaiu, eto no charusch, das weiß ich schon, daß es schlecht ist; ich meine nur das Worobat, was doch überall, wenigstens bei den Soldaten, erlaubt seyn sollte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Antrag ward mit Dank angenommen. Wenn aber Agnes auch auf diese etwas unfreundliche Weise dem ihr peinlichen Gespräch entwich, so war doch ihre Ruhe wieder auf mehrere Tage gestört. „Wenn es möglich wäre!" sagte sie sich, „die Männer sollen so treulos seyn." Sie hatte das noch nicht erfahren, ihr Mann war immer der-

Digitized by Google

selbe für sie gewesen, und ihre Gedanken nahmen plötzlich eine andere, himmelweit verschiedene Richtung. Sie dachte sich hinaus aus diesem rastlosen Leben der peinlichen Ungewißheit auf ihr stilles Landgut, mit ihm, dem sie ganz vertrauen konnte. Aber dann — die langen, langen Tage, ohne Gesellschaft, ohne Kinder, ohne Moriz. Er war ihr zu theuer, und sie flehte zu Gott, daß er ihr verzeihen möge, wenn sie sich in seinem Umgange mit bangem, geängstetem Herzen glücklicher fühle, als in der friedlichsten Ruhe eines Lebens — ohne ihn. „Was thue ich denn für Unrecht?“ sagte sie sich in ihren einsamen Stunden. „Ich spreche ja kaum mit ihm. Und kann ich's denn ändern, daß ich ihn liebe? Ach, mein theurer Mann, Du selbst mit Deiner Engelmilde würdest es mir verzeihen!“

Aber so konnte es nicht bleiben. Gewißheit mußte sie haben über Morizens Verhältniß mit Fräulein Fay, und glaubte sie auch mit Zuversicht, daß kein solches obwalte, so konnte sie doch den geheimen Wunsch nicht unterdrücken, ihn noch einmal sagen zu hören, daß er sie allein liebe. Sie nahm sich indessen vor, die Gelegenheit zu einem Gespräche der Art nicht zu suchen, sondern nur zu benutzen, wenn sie sich ihr aufdränge. Und das geschah bald, als Agnes eines Abends mit Graf Moriz und ihrem Manne zusammensaß und dieser abgerufen ward. Sie wußte nicht recht, wie sie den Gegenstand einleiten sollte und fing endlich in scherzhaftem Tone an: „Ich habe mir etwas für Sie ausgedacht, Graf Moriz.“ — „Und was?“ fragte dieser. — „Sie sollen heirathen,“ antwortete sie, und trotz ihrem Streben nach Unbefangenheit, senkten sich ihre Augen unwillkührlich zur Erde.

Moriz sah sie lange schweigend an, endlich sagte er, in ihren Ton einstimmend: „Die Idee ist mir ganz neu, und so übel nicht. Wen haben Sie denn in Vorschlag zu bringen?“ — „Die Komtesse Beren.“ — „Die denkt nur an ihren Himmelsbräutigam und würde mit mir schwerlich zufrieden seyn.“ — „Eine von den Fräulein Buschen.“ — „Sind alle rothhaarig.“ — „Die Baronesse Beiter.“ — „Die ist lahm.“ — „Komtesse Butt.“ — „Die sogenannte Brandkomtesse mit dem Feuermahl?“ — „Sie sind auch sehr schwierig in Ihren Forderungen.“ — „Und Sie — sehr bescheiden in meine Seele! Sie schlagen mir lauter Gezeichnete vor. Lassen Sie mich einmal selbst wählen.“ — „Nun, sprechen Sie.“ — „Fräulein Fay, zum Beispiel.“ — „Haben Sie je an die gedacht?“ — „Warum nicht?“ — „Nun, das wäre die unpassendste Wahl, die Sie je treffen könnten,“ sagte Agnes lebhaft und mit sichtbarer Anstrengung ihren Aerger unterdrückend. „Wenn diese beiden Weisheiten zusammen kämen, wer sollte es dabei aushalten können.“ — „Wenn wir beide es nur mit einander aushalten,“ sagte Moriz lächelnd.

„Nein, es kann nicht Ihr Ernst seyn!“ rief Agnes aus, unfähig, ihre Bewegung länger zu verbergen, und durch seine ruhige Miene gänzlich irre gemacht. „Und wenn es doch mein Ernst wäre?“ entgegnete Moriz, seinen Vortheil gewahrend. „Dann, dann glaube ich an nichts mehr auf Erden,“ sagte sie, in einen Strom von Thränen ausbrechend. „Agnes!“ rief er und schloß sie fest und innig in seine Arme. Und sie — ließ es geschehen und vergaß im Entzücken des Wiederfindens ihre Vorsätze, ihre Gelübde. Er hielt sie noch immer fest umschlossen und flüsterte ihr zu: „An mich glaube, wenn Du an Allem zweifelst, geliebte Agnes, Du bist mein, mein allein. Und Du willigst darein, nicht wahr?“

Sie riß sich mit Gewalt von ihm los und sagte dann mit gedämpfter, zärtlicher Stimme: „Nein, Moriz, nun ist es aus mit uns, aus auf immer. Ich habe gesehen, wie weit meine Unschlüssigkeit, meine Schwäche uns führen kann; weiter darf es nicht gehen, es würde mein Tod seyn; ich könnte nicht leben mit diesem Gefühl!“

Er hatte ihre Hand wieder ergriffen und stand zitternd, wie ein Verurtheilter, vor ihr. „Moriz,“ sprach sie ernst, aber sanft, „ich traue mir nicht mehr. Moriz, Sie müssen morgen von hier abreisen.“ — „Muß ich? und wohin?“ — „Suchen Sie einen Vorwand, nur reisen Sie, reisen Sie schnell, ich will Sie nicht wieder sehen.“ — „Nie?“ fragte er kaum hörbar. „Vielleicht nach Jahren,“ war die Antwort. Und somit verließ er langsam das Gemach, in welchem sie regungslos stehen blieb. An der Thüre warf er noch einen schmerzlichen Blick nach ihr zurück, aber sie hatte sich weggewendet, und er mußte die Thüre zwischen sich und der Geliebten schliessen, ohne noch einmal in ihr holdes Antlitz zu sehen.

Nach einer halben Stunde des herbsten Kampfes und des tiefsten Schmerzes hörte Agnes den Grafen Borck zurückkommen. Sie sprang auf, stürzte ihm entgegen und suchte an seinem Herzen Ruhe und Schutz. Er liebkoste sie sanft, setzte sich neben sie, sprach ihr ernst und freundlich zu und bat sie dringend, sich zu beruhigen und ihre Gesundheit zu schonen. Als endlich ihre Thränen sie zum Wort kommen ließen, sagte sie: „Ach! an meiner Gesundheit ist nichts gelegen; ob ich lebe oder sterbe, das ist jezt einerlei, denn — ich bin Deiner nicht mehr würdig.“ — „Agnes,“ sagte Graf Borck ernst, „was hat Dein Gemüth so gewaltig, so ungewöhnlich erschüttert? Ich habe Dich nie so gesehen. Was ist geschehen? was hast Du gethan?“ — „Was ich gethan habe? Ich habe mein Herz einem Andern geschenkt, als Dir. Ich bin Schritt vor Schritt bis an die Schwelle des Verbrechens vorgerückt, und Dir, Du guter, bester Mann, Dir und Deinem Bilde, das mir als Schutzengel erschien, habe ich es allein zu danken, daß ich nicht darüber hinausschritt. O! kannst Du mir noch verzeihen,“ schluchzte sie, „so —“ — „Sprich nicht weiter,“ unterbrach er sie; „ich bin von

Digitized by Google

Kindheit an Dein bester Freund gewesen, ich kenne Dein Herz besser, als Du selbst, und weiß Alles, was Du mir zu sagen hast. Was ich seit Monaten gelitten habe, will ich Dir verschweigen; aber ich glaubte, Dir vertrauen zu dürfen, und habe ich es in vollem Maße gethan, vielleicht zu viel gethan, so war mein Wille rein. Wo ist der Störer meines Friedens?" — „Er reist morgen ab." — „Und wir übermorgen, zu Deiner Tante. Ich kehre dann hierher zurück; Du bleibst dort allein und ungestört, bis die Zukunft Alles wieder ausgleicht, was uns für jezt trennt." (Die Fortsetzung folgt.)

An einen Dichter.

Als ich trat ins dunkle Zimmer,
Hätt' ich fast Dich nicht erkannt,
Sänger, bis Du grüßend rührtest
Meinen Arm mit Deiner Hand.

Ach! da fuhr mir's von der Schulter
Gleich den ganzen Arm entlang,
Gleich den ganzen Leib hinunter
Wie der allerhellste Klang!

Wie die Harfe, wenn sie zittert,
Bebten Herz und Glieder mir,
Und ich dachte, süß erschüttert,
Wär' ich ganz ein Lied von dir!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Oktober.

(Fortsetzung.)

Literaturvorlesungen und geselliges Leben in Vevey.

Auch in Vevey wurden diesen Winter Vorlesungen über französische Literatur gehalten, bei denen alle gebildeten Frauen, Mädchen und Männer aus dieser kleinen lieblichen Stadt in gedrängten Reihen zusammen saßen und an diesen Stunden mehr Freude fanden, als in den bunten, lauten Zirkeln der Gesellschaft, wo Geist und Gemüth nur selten erregt und beschäftigt werden. Diese Literaturvorlesungen hielt der Pfarrer Collomb, der erst vor kurzer Zeit von Florenz, wo er Prediger an der französischen reformirten Kirche war, hierher zurückgekehrt ist. Seine freie Kanzelberedtsamkeit hat ihm schon einen Namen gemacht, um so mehr fiel es auf, daß er seine Literaturvorträge ablas. Er beschäftigte sich in fünfundzwanzig Lektionen nur mit der französischen Literatur in der neuesten Zeit. Sehr richtig sagte er in der Einleitung zu seinem Kurs: „Eine neue Zeit hat für die Wissenschaften und für die schöne Literatur in Frankreich begonnen, seit das Kaiserthum in großartige Trümmer fiel und sich auf ihnen liberale Institutionen erhoben. Die Gemüther nahmen eine ernstere, besonnenere Richtung, wissenschaftliche und historische Untersuchungen wurden auf allen Seiten angeregt und mit Erfolg begonnen, Streitfragen, die längst entschieden schienen, nahm man von Neuem vor und sprach nun ganz anders darüber. Vieles drängte sich nun auf einmal zusammen: der große Streit der romantischen mit der klassischen Schule; die dramatische Dichtkunst zerbrach ihre konventionellen Formen, die für unsere Zeit veraltet sind und künftig der wahrere Ausdruck des Gefühls, und dabei unsern heutigen Bedürfnissen angemessen seyn müssen; schnell und kühn erhob sich die parlamentarische Beredtsamkeit; ja auch die Kanzelberedtsamkeit kämpfte bisweilen muthig und mit Erfolg; die französische Philosophie begann den Materialismus abzulegen, dem sie allzulang zugethan gewesen war, und neigte sich, ohne es vielleicht selbst zu ahnen, zum Bund mit dem Christenthum. Durch dies alles gestaltete sich das intellektuelle Leben Frankreichs in den lezten fünfzehn Jahren ganz anders." Die moralische und religiöse Tendenz war bei diesen Literaturvorlesungen vorherrschend. Sie wundern sich vielleicht, daß dergleichen Vorträge und Geistesbeschäftigungen in einer kleinen Stadt guten Boden finden, wo keine hohe Schule, zahlreiche Gelehrte oder Literatoren dem Geschmack Vorschub leisten. Freilich in Deutschland würde das wohl schwerlich gehen. Wollte einer dort in einer kleinen Stadt von 3800 Einwohnern, nicht vor einigen gebildeten Familien, sondern vor der Masse der Bevölkerung Vorträge über Nationalliteratur halten, so würde er von Einigen gröblich ausgelacht, von Andern groß angesehen werden. Was könnte die Herrn Gevatter Schneider, Handschuhmacher, Krämer und kleine Kaufleute bewegen, so keck aus ihrem Leben und Denken heraustreten? Und nun gar die Frauen und Mädchen! Einigen schiene das liebe Hauswesen darüber zu Grund zu gehen, Andere würden meinen, es sey gegen die guten Sitten. Abends, im dicken Tabaksqualm, würden auch die ehrsamen Männer der Stadt ausmachen, daß dergleichen „Zeug" ganz unnüz sey, zu nichts führe, ja vielleicht gar böse Folgen haben dürfte; es sey daher gerathen, sich fern davon zu halten, zumal man das Geld besser anwenden könne. Wollte aber vielleicht der Herr Pfarrer selbst dergleichen Vorträge halten, so wäre es um seinen Kredit geschehen; wahrscheinlich aber litte es die Frau Pfarrerin nicht. Ja, gestehen Sie es nur aufrichtig, es liegt mehr denn ein Jahrhundert zwischen der Civilisation der schweizerischen Städte am Genfersee und der, welche mit dem Vergrößerungsglas in den kleinen Städten Deutschlands aufgesucht werden muß. Vevey ist übrigens ein kleiner Ort, dessen Gleichen ich caeteris paribus noch nirgends gefunden habe. Nicht lange bleibt der Fremde hier fremd, denn mit der herzlichsten Gastfreundschaft übernimmt eine Familie nach der andern die Sorge, ihm das Leben angenehm zu machen; eine macht mit ihm eine Landpartie in die herrliche Gegend, eine andere ladet ihn auf den See, wieder eine andere in den Weinberg; überall werden Musik und Tanz improvisirt. Die Frauen und Mädchen sind liebenswürdig, ohne alle Affektation, die Männer herzlich, bieder und gastlich. An Stoff zu angenehmer, immer wechselnder Unterhaltung fehlt es diesen Leuten nie. Was gibt nur so ein Literaturkurs alles zu reden, wie viele Meinungen und Ansichten auszutauschen! Viele Männer haben das Ausland gesehen und reden mehrere Sprachen; es ist eine Lust, sich mit ihnen zu unterhalten. Dicht am See, in reizender Lage, steht ein stattliches Gebäude, das Lese-, Conversations-, Billard-, Spiel- und Eßzimmer, so wie einen Tanzsaal enthält. Geschähe einem grämlichen Fremden nichts weiter, als daß man ihn hier einführte, was immer geschieht, so könnte er nicht über Langeweile klagen, da hier französische, deutsche und englische Journale, desgleichen die interessantesten neuen Bücher zur Auswahl daliegen. Im Winter sind hier Liebhaberkonzerte und kleine Bälle. Bei alle dem zeichnen sich die Veveyer Familien durch Ordnung, Sparsamkeit und andere häusliche Tugenden aus, unter denen Religiosität und mildes Wohlthun nicht zulezt genannt werden dürfen. Die Stadt hat in dieser Beziehung eine Menge Anstalten, Stiftungen und Vereine, welche in Frankreich den Städten dritten Ranges fehlen. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. November 1830.

Das süßeste Glück für die trauernde Brust,
Nach der schönen Liebe entschwundenen Lust,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

Schiller.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Es war ein Ernst, eine Bestimmtheit in dieser kurzen Entscheidung über Agnes nächstes Schicksal, die ihr jede Einwendung unmöglich machten. Auch fand sie sich ohne Murren und selbst ohne innere Widerrede in Alles, was ihr Mann beschlossen hatte, und erwartete die Stunde der Abreise mit Ungeduld, denn der Schauplatz ihrer Winterfreuden war für sie plötzlich eine Einöde geworden. Im Wagen sagte ihr Graf Borck: „Noch eine Bitte habe ich an Dich; vertraue Deiner Tante nichts von dem, was Dich jetzt zu ihr führt, ich habe Alles so eingerichtet, daß Dein Besuch ihr als ein willkommenes impromptu erscheinen wird.“ — Da wagte es Agnes, ihren Mann zu bitten, sie nicht zur Tante, sondern lieber auf sein Landgut zu führen; sie fürchtete, der Tante Gegenwart würde ihr in diesem Augenblicke drückender seyn, als die tiefste Einsamkeit, wenn es ihr nicht vergönnt wäre, dieser mütterlichen Freundin ihr Herz zu öffnen. Graf Borck willigte gern in diese Bitte seiner Frau, und schon am Abend des nächsten Tages erreichten sie Borckhausen, den alten Stammsitz der Familie. Es war das erste Mal, daß Agnes dieses Gut besuchte, und sie konnte sich des freundlichen Eindrucks nicht erwehren, den das Schloß mit seinen Umgebungen auf sie machte. Aber kein einziges Wort, keine Umarmung ihres Mannes bewillkommte sie in ihrem neuen Wohnort. Er beantwortete ihre Fragen trocken, aber ausführlich; zeigte ihr den Weg zu ihren Zimmern und ging in die seinigen, indem er sie einlud, am andern Morgen um acht Uhr mit ihm zu frühstücken.

Agnes fühlte sich unaussprechlich bedrückt und geängstigt durch dieses kalte, abgemessene Betragen des Mannes, bei dem sie sonst nur Nachsicht und Liebe gefunden hatte. Sie ging still in ihr Schlafzimmer und verbarg das weinende Antlitz in ihren Kissen. Am nächsten Morgen traf sie ihren Mann im Frühstückzimmer; derselbe Ernst sprach sich in seinem ganzen Benehmen aus. Nachdem sie gemeinschaftlich den Kaffee eingenommen, gab er ihr den Arm und führte sie in Haus und Hof herum. Um zwölf Uhr stand sein Wagen vor der Thüre, ein Paar Minuten später fuhr er davon, und Agnes war sich allein überlassen, zum ersten Male in ihrem Leben ohne Stütze, und leider ohne den Trost eines vorwurfsfreien Bewußtseyns.

Das Schloß war schön und groß. Ein breiter Hof, mit Linden eingefaßt, bildete die Einfahrt, und nur dem Portal gegenüber gewährte ein hohes, eisernes Gitter einen freundlichen Durchblick auf Gehölz und Wiesen. Im Innern des wohlunterhaltenen Gebäudes trat man zuerst auf eine geräumige Hausflur, mit Marmor getäfelt, und von da in einen schönen großen Saal, dessen gegenüberliegende Glasthüre in eine lange, himmelhohe Allee führte, die eben zu grünen begann. Links und rechts vom Saale waren die Wohnungen der Frau und des Herrn vom Hause, und im obern Stockwerke viele bequeme Gastzimmer.

Digitized by Google

Agnes hatte dem dahin rollenden Wagen ihres Mannes nachgesehen, so lange sie ihn erblicken konnte, und war dann langsam in die Reihe der großen, leeren Gemächer zurückgegangen, die recht fremdartig abstachen gegen die modische Fülle ihrer Stadtwohnung. Aber ihr war leichter um's Herz, sobald sie sich allein sah. Zum ersten Male seit jener schmerzlichen Stunde der Trennung konnte sie jezt ungestört an Moriz denken; sie that es, mit aller Wonne und allen Thränen der Liebe. Der Seelenschmerz, den er um ihretwillen gelitten, die unbegränzte Hingebung, mit der er sie vergöttert hatte, erschienen ihr jezt, in der Verklärung der Ferne, geläutert und veredelt. Hier verlezte sie ja keine Pflicht, wenn sie den leeren Wänden seinen Namen nannte, und Lieder der Sehnsucht in die gehorsamen Saiten hauchte. In den ersten Tagen unternahm sie es zu wiederholten Malen, sein Bild mit dem Pinsel zu entwerfen; doch jeder Versuch schien ihr so durchaus unbefriedigend und mißlungen, daß sie ihn auf der Stelle wieder vernichtete. Endlich begann der erste Sturm ihrer Gefühle sich zu legen und dem Gedanken Raum zu geben, daß es wohl ihre Pflicht sey, das reizende, verführerische Bild auch in ihrem Herzen zu vernichten; aber ein dickes Briefpaket von ihrem Manne, das außer einigen Zeilen von seiner Hand, einen an sie gerichteten Brief mit fremder Aufschrift enthielt, erregte wieder tausend schlummernde Gefühle. Sie erbrach ihn zitternd und erkannte Morizens Hand- und Unterschrift. Sie las zuerst das Schreiben ihres Mannes; es lautete so:

„Liebe Agnes!

Ich bin gesund und ohne Unfall hier angekommen. Beiliegender Brief veranlaßt mich, Dir gleich zu schreiben. Deine Freunde wissen noch nicht, daß Du auf Borckhausen bist; daher die Adresse nach W. Du hast wohl die Güte, sie bald zu benachrichtigen, wohin sie ihre Briefe senden sollen. Auch mich laß Dein Wohlbefinden durch ein Paar Zeilen wissen.

Dein ꝛc."

Morizens Brief lautete anders.

„Ich wage es, Ihnen zu schreiben, theuerste Agnes, weil ich mein Leben nicht tragen könnte ohne diesen Trost. — Ach! dieser lezte, schönste Abend meines Lebens! Nur eins darin möchte ich weglöschen aus meiner Erinnerung. Ich sah mich in der Thüre noch einmal nach Ihnen um; Sie standen da, das Haupt gesenkt, das holde Antlitz von mir gewendet. Agnes, Agnes! Könnten Sie sich je im Leben von mir wenden, es würde mich auf ewig elend machen. Ich eilte noch desselben Abends zu meinem Minister, um mir den erforderlichen Urlaub zu erbitten. Meinem alten Kammerdiener befahl ich, die Nacht über Alles für mich zu packen. Er fragte nicht weßhalb, war aber doch sehr verwundert, als ich ihm sagte, er solle mich den nächsten Abend in P., acht Meilen von W., mit dem Wagen erwarten, weil ich zu Fuß dahin gehen wolle. Dann nahm ich meinen Mantel um und ging getrost in die Nacht hinein, in der Hoffnung, die körperliche Ermüdung werde Geist und Herz beruhigen. Mit Anbruch des Tages sah ich auch heller in meiner sturmbewegten Seele; aus jedem Weh, daß mich durchzuckte, tauchte D e i n Bild als Friedensengel hervor. — O Agnes, verzeihen Sie dieses Du; es kommt mir nicht zu, das weiß ich sehr wohl; ich darf es nicht gebrauchen; aber in meinem Herzen k a n n ich Sie nicht anders nennen. — Als ich in ein kleines Gebüsch trat, hörte ich viele Vögel ihre heitern Morgenlieder singen; nur einer flog klagend im Kreise um einen Dornenbusch herum, als suche er sein Theuerstes. Der arme Vogel! ich hatte Mitleid mit ihm, und doch war er weit glücklicher als ich, er durfte suchen und klagen; ich weiß, wo mein Theuerstes ist, und muß fliehen und schweigen. — Ich stieß mich in der Dunkelheit an einen Stein, so heftig, daß ich ausruhen mußte, ehe ich weiter gehen konnte; ich dankte dem Stein, denn er hielt mich einen Augenblick länger in Ihrer Nähe zurück. Ach! ich leide unsäglich, und mein Leiden ist Alles, was mir von Ihnen geblieben ist; dieses Eine aber wird mir bleiben; nie, nie kann es enden, als im seligsten Wiedersehn, auf Erden oder im Himmel!"

(Die Fortsezung folgt.)

B i l d e r a u s R u ß l a n d.

(Fortsezung.)

Es mag wohl manchem deutschen Ohre fremd und garstig klingen, sein Vaterland nur deßwegen tadeln zu hören, weil man in demselben nicht ungestraft lange Finger machen kann. In der That liegt in diesem Tadel etwas für den Tadelnden selbst so Hartes, daß ich Anstand nahm, die Geschichte wieder zu erzählen. Aber meine Liebe zu der russischen Nation, die zu verhehlen ich keine Ursache habe, darf mich nicht abhalten, auch solcher Dinge zu erwähnen, die nicht zu den liebenswürdigen gezählt werden können. Wo aber so viel Gutmüthigkeit, wo ein solcher Boden von richtigem moralischem Gefühl vorhanden ist, wie bei diesen wackern Naturmenschen, da kann es nicht schwer fallen, auch diese noch übrigen Flecken bis auf ihre lezte Spur zu vertilgen. Uebrigens möchte ich denjenigen, die sich des Glückes rühmen, einem kultivirteren Volke anzugehören, freundschaftlich rathen, nicht so geschwind lieblos über andere abzuurtheilen, und wohl zuzusehen, ob unter ihrem sogenannten gebildeten Volke nicht auch einige, vielleicht eben so auffallende Reste der alten Barbarei zu finden sind, die hoffentlich auch nicht in einer angebornen Schlechtigkeit, sondern nur in einer verkehrten Ansicht, d. h. also, trotz der höheren Volksbildung, doch

Digitized by Google

nur in dem Mangel an eigentlich moralischer Bildung ihren Grund haben. Der deutsche Bauer, z. B. gilt, und mit Recht, im Allgemeinen für einen braven und redlichen Mann, und ich habe noch nie gehört, daß man ihm überhaupt einen Hang zum Diebstahl Schuld gegeben hätte. Sind aber nicht z. B. unsere Holzdiebstähle in den herrschaftlichen Waldungen eine beinahe alltägliche Sache, und hat sie wohl noch irgend ein armer Bauer deshalb Vorwürfe gemacht, weil er zur Nachtzeit einen Bündel Reisig nach Hause geschleppt und dabei vielleicht mehrere schöne Bäume verstümmelt und in ihrem Wachsthume aufgehalten hat? Ob sie dieß auch ein Diebstahl, aber ein alt hergebrachter, schon gleichsam zur Mode gewordener, durch die Mode geheiligter Diebstahl. Es mag noch gar manche ähnliche Dinge in der menschlichen Gesellschaft geben, die wir, eben weil sie ganz allgemein sind und beinahe täglich vorfallen, nicht mehr bemerken, die aber einem fremden, und daran noch nicht gewöhnten Menschen gewiß schon auf den ersten Blick auffallen würden. Wer weiß nicht, daß gewisse, gleichsam durch die Volksstimme geheiligte Exceptionen bei den sogenannten Meisterstücken der Schärfung nicht blos unter dem niedrigsten Pöbel, sondern selbst in den gebildeten Klassen, ja unter den eigentlichen Gelehrten nicht eben zu den großen Seltenheiten gehören. Man denke nur an das sogenannte Bücherschleifen auf unsern Universitäten. Wie wäre es ferner, wenn wir manche unserer Minnesänger und Volksnaiver sprechen ließen? Ich besorge nicht, daß sie und diese Aufforderung übel nehmen oder daß sie uns nicht Rede stehen würden, da ich sie selbst in ihren freundschaftlichen Zusammenkünften mit nicht geringer Selbstzufriedenheit die eigenen Preßthaten ausstramen und die Seligkeitsfrist rühmen hörte, mit welcher sie Mineralien und Pflanzen zu schießen wissen.

Die Meinung regiert die Welt. Mögen wir also alle diese Meinung zu berichtigen suchen, wo es Noth thut, und wo dieß, wie es nur zu oft der Fall ist, nicht angeht, sie wenigstens zur Verbesserung des Guten bewirken. Ein auffallendes Beispiel dieser Benützung, in Beziehung auf den hier besprochenen Gegenstand, gibt uns Rußland selbst. Der gemeine Mann hat, wie gesagt, die Meinung, daß man den Fremden in gewissen Dingen wohl ein Bischen betrügen darf, ohne deßhalb gleich für unehrlich zu gelten. Seinen eigenen Herrn aber zu betrügen, ist, nach seiner Meinung, eine schwere und unverzeihliche Sünde. Dabei ist das sicherste Mittel, sich gegen einen Handdieb, wenn man ihn einmal kennt, zu schützen, ihn in seinen eigenen Dienst zu nehmen. Von diesem Augenblicke an kann man sicher sein, nicht nur von ihm selbst nicht mehr bestohlen zu werden, sondern auch zugleich an ihm den besten Wächter gegen alle andern Diebe zu haben, da sein point d'honneur es fordert, alle Mauderein, wohel der Verdacht auf ihn selbst fallen könnte, zu unterdrücken, und er die Kniffe und Pfiffe, gegen welche er sich zu verwahren hat, aus eigener Erfahrung kennt. Ein höherer Offizier in der russischen Armee, ein geborner Deutscher, erzählte mir, als einmal sein Bataillon mehrere Wochen lang mit einem Kolatenpult zusammen campiren mußte, sey es nahe daran gewesen, rein ausgeplündert zu werden. Weder die Kleidungen seiner Soldaten, noch die Geschirre ihrer Pferde waren sicher, und jeden Morgen kamen Klagen ohne Ende. Strenge Aufsicht, verstärkte Wachen, alle Vorsicht war vergebens. Beinahe zur Verzweiflung gebracht, brachte er endlich seine Klage vor den Hettmann, und dieser rieth ihm, alle seine eigenen Wachen einzuziehen, und in seinem Quartiere zuweilen, als bei jeder Abtheilung seiner Truppen einen Kosacken aus dem Lust als Schildwache und Wächter zu nehmen. Der Offizier hatte Wort, die Zweckmäßigkeit dieses Rathes zu begreifen, aber er befolgte ihn, da er nichts anders mehr wußte, und alle Diebereien hörten von diesem Augenblicke an auf. Die Kosacken legten sich, sobald die Nacht kam, quer über die Thüren der Quartiere und Stallungen, und er dürfte nie wieder auch nur von einem Versuche, ihn zu bestehlen, hören. So viel vermag die Meinung und die Art, wie jene Menschen, und wollen wir es nur bekennen, wie wir alle die Dinge in und um uns anzusehen pflegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Englische Kritik deutscher Poesie.

So eben ist der dritte Band von W. Taylors Historical Survey of German Poetry erschienen, und damit das Werk, welches jedoch bei Körner und C. Cotta'schen bleibt, geendigt. Als eine Sammlung vortrefflicher Uebersetzungen und Nachahmungen der deutschen Poesie ist es eine Zierde in England, und als solche wird es gewiß auch vielen deutschen Lesern willkommen seyn, welche unter andern darin drei vollständige Dramen finden, nämlich: Nathan der Weise, der Mohn von Libanon und Iphigenia in Tauris; ferner sind darin mehrere der besten Oden, wohl den sechsten Theil von dem Messias von Klopstock, der weite Akker, des Pfarrers Tochter und Leonore von Bürger; mehrere Idyllen von Voß; mehrere Oden von den Gebrüdern Stolberg; Goethe, nebst Claudius, Matthisson und einem Bruchstücke aus dem Oberon von Wieland; Herder und Leander, der Taucher, nebst mehreren Aufsätzen aus den Terpsichoren von Schiller; der Fischer, Erlkönig, Mahomeds Gesang, der Sänger, der Zauberlehrling, die Braut von Korinth, nebst mehreren andern Balladen von Goethe. Taylor war einer der ersten, welche deutsche Literatur auf englischem Boden einheimisch zu machen gesucht haben. Den englischen Leser, den es dieß um die ältere Geschichte der deutschen Poesie zu thun ist, kann das Werk vollständig befriedigen; eine auch nur halbwegs vernünftige Kritik darf man aber hier nicht suchen. Davon gar

Digitized by Google

nicht zu sprechen, daß Taylor die Haupteigenschaften des wahren Kritikers, auch auf dem englischen Standpunkte, zu fehlen scheinen, mißt er, befangen in den Banden eines Voltaireschen Unglaubens, den Werth eines Dichters sehr oft nach den moralischen Zwecken, die er, wie der Kritiker meint, sich in seinen Werken vorgesetzt hat, und schätzt ihn immer in dem Verhältniß, in dem er sich vom Christenthum entfernt hat, oder sich ihm zu entfernen scheint; denn nicht selten schreibt er Dichtern antichristliche Absichten zu, wo andere, selbst die ärgsten Ketzerriecher, nichts davon verspüren. Ja er sagt, das allgemeine Streben der deutschen Schule gehe dahin, französische Meinungen unter englischen Formen zu lehren. „Sie haben zwar religiöse Dichter, wie z. B. Klopstock, F. und L. Stolberg und Körner; aber mit der Ausnahme von Klopstock haben die religiösen Schriftsteller den Rest ihrer Popularität ihrer Liebe zur Freiheit und nicht ihrer Liebe zu Christus zu danken. Voß, Schiller, Kotzebue, Lessing, Wieland, Goethe sind Pantheisten." Um aber den Kritiker und sein Werk vollkommen zu charakterisiren, stehe hier ohne Kommentar die allgemeine Uebersicht, womit er den dritten Band schließt. „Der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der deutschen Poesie der neuern Zeit ist ganz erstaunlich; man kann sie mit dem Flor eines Gewächshauses vergleichen, wo man im angenehmen, obgleich seltsamen Verein das Veilchen und die Erdbeere neben dem Jasmin und der Traube, Gewächse aller Art in üppiger, überraschender Fülle, fremde und einheimische Gerüche untereinander erblickt. In der Satyre sind die Deutschen nicht besonders glücklich; im didaktischen Gedicht nennen sie vorzugsweise Haller, Kleist und andere, ohne jedoch viel Gewicht auf diese Namen zu legen. In der Heroide oder auch nur in der gemeinen Epistel haben sie wenig, was sich rühmen ließe. Epigramme gibt es die Fülle, sie sind aber nicht überreich an attischem Salze. Im Uebersetzen übertreffen sie alle Völker Europas. In der Ode haben sie Klopstock, der schon allein für ein Heer gelten kann, und Namen vom zweiten Rang in unzähliger Menge, welche alle möglichen Formen der lyrischen Dichtung, die Elegie, die Hymne, das Lied erschöpft haben. Sie haben viele gute Schäfergedichte, sowohl epische als dramatische, besonders von Geßner, Voß und Goethe."

(Die Fortsetzung folgt.)

Lausanne, October.

(Fortsetzung.)

Akademische Preisvertheilung.

Unsere kleine Lausanner Akademie macht auch Fortschritte und geht mehr denn bisher ins Leben ein. Interessant war uns in dieser Beziehung die akademische Sitzung, wo die, voriges Jahr angekündigten und ausgesetzten Preise für Poesie und Beredtsamkeit zugesprochen werden sollten. Es ist erfreulich, wenn in einem so kleinen Land, wie das unsrige, ein ausgezeichnetes Talent aus der Menge auftaucht, und bei jedem neuen Versuch einen neuen Schritt zur Vollendung thut. Diese akademischen Poesieaufgaben haben immer einen vaterländischen Gegenstand; voriges Jahr war es Julia Alpinula nach einer Volkssage aus der Römerzeit, dieses Jahr die Schlacht bei Granson, und für künftiges Jahr das Hospiz auf dem großen St. Bernhard. Den Preis der Julia Alpinula gewann einer unserer hoffnungsvollsten Studenten, ein junger Olivier. In seinem Gedichte zeigten sich ganz ungewöhnliche Dichteranlagen, viel Phantasie und Zartheit neben ächt vaterländischer Farbe, und Olivier ward bald der Liebling des Publikums. Dies Jahr kam nun die Gransoner Schlacht an die Reihe, und Jedermann wußte, daß Olivier auch diesen Gegenstand besungen hatte; daher war der akademische Saal gedrückt voll. Nach einer ziemlich trockenen Einleitung des Rektors tritt der unglückliche Dichter Perchat, Professor der Rechte, auf, der voriges Jahr dem großen Rath ein so lächerliches Gedicht dedizirt hatte; er war zum Berichterstatter und Herold des akademischen Urtheils erkiesen. Dieser Bericht schien Allen mangelhaft, und die kärglich angeführten Stellen aus dem trefflichen Gedicht thaten gerade das Gegentheil von dem dar, was sie beweisen sollten. Die Episoden, gewiß die größte Schönheit des 1600 Verse enthaltenden Gedichts, sollten nicht passend und auch zu lang seyn; daher ward dem Verfasser Olivier nicht der ausgesetzte Preis, sondern nur ein Accessit zugesprochen. Die Unzufriedenheit mit dem akademischen Urtheil wurde laut genug vernommen, denn der junge Dichter hat auch in seiner Schlacht von Granson verrathen, was sich selten zusammenfindet, schöpferisches Talent, reiche Imagination, tiefes Studium der Natur und des menschlichen Herzens. Es ist unverkennbar, daß er seit einem Jahr bedeutende Fortschritte in seiner Kunst gemacht hat; er tritt viel sicherer, freier und kühner in der Gransonschlacht auf, denn in der Julia Alpinula, was freilich auch schon der Gegenstand mit sich bringt. In Olivier erblüht uns ein ächter vaterländischer Dichter, der auf seinem heimischen Boden gern und mit Liebe verweilt, und an einem solchen fehlte es uns bisher. Schade, daß wir ihn hier in Lausanne verlieren, denn er hat vor Kurzem einen Ruf als Professor der französischen Literatur in Neufchatel angenommen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 267:

Handschrift.

Räthsel.

Wie heißt das Kollegium, schöne Frau'n,
Dreifach von Geschlecht, und häufig zu schau'n?
Der tadet so rüstig auf und ein.
Die gräbt sich mit Zähnen ins Opfer hinein.
Das scheidet so gierig vom Fleische das Bein.

Er hat nur selten was Böses gethan;
Gift gab er, doch meistens in traurigem Wahn;
Sie aber und es, wofern sie gut,
So seyd vor beiden auf eurer Hut,
Sie vergessen so manch unschuldiges Blut.

Das Kollegium sieht man bei manchem Schmaus,
Es ißt nicht und trinkt nicht und geht nicht nach Haus;
Es wird vielmehr bei Tag und bei Nacht
Von schönen Händen zu Bett gebracht,
Nachdem sie mit ihm sich zu schaffen gemacht.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 273.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. November 1830.

Solche Gewalt doch üben in unsern Tagen gewiß nur
Wenige; Dank der Vernunft und der edleren Menschenerziehung,
Auch des gefürchteten Rufs lautstrafendem Tadel und Abscheu.

J. H. Voß.

Bilder aus Rußland.

Verhältniß der Herrn zum Diener und zum Bauer.

Wer Rußland und seine Bewohner charakterisiren will, muß nothwendig einen unangenehmen Gegenstand berühren, den ich sonst gerne mit Stillschweigen übergangen hätte. Ich meine die inhumane und in der That sehr harte Behandlung, welche die dienende Klasse, das Gesinde und die Bauern, von ihren Herrn erdulden müssen. Es ist mir nicht unbekannt, daß die Barbarei, von welcher hier die Rede ist, mit jedem Jahrzehnte abnimmt, wie sie denn mit der steigenden Kultur eines jeden Volkes abnehmen und endlich ganz verschwinden muß. Aber es kann demungeachtet nicht geläugnet werden, daß diese, die Menschheit entehrende und alle wahre Bildung verläugnende Sitte daselbst noch in einem Grade herrscht, der weder durch Unkultur, noch durch irgend etwas anderes entschuldigt werden kann. Die auch in dieser Beziehung auf Humanität eifrig hinarbeitende Regierung thut ihr Möglichstes, dieser Unart Gränzen zu setzen; aber das Uebel scheint so tief gewurzelt und seit Jahrhunderten schon so veraltet, daß eine schnelle Aenderung durch bloße Gesetze und Vorschriften wohl nicht erwartet werden darf. Auch hier scheint nämlich wieder die Meinung, und zwar eine beinahe allgemein verbreitete und althergebrachte Meinung, ihr tyrannisches Recht zu üben. Denn viele glauben, der gemeine Russe sey nur durch harte Behandlung zu leiten, und ohne Schläge könne man mit ihm nichts ausrichten. Nach meinen Erfahrungen aber muß ich dieser Behauptung widersprechen. Wo Gutmüthigkeit, oft wahrhaft kindliche Gutmüthigkeit einen integrirenden Bestandtheil des Charakters bildet, und dieses ist nach meinen Erfahrungen der Fall bei den Bewohnern des eigentlichen tiefen Rußlands, da ist auch zu erwarten, daß eine gutmüthige Behandlung von oben herab oft mehr ausrichten wird, als immerwährende Strenge. Ich selbst glaubte Anfangs einen gewissen Widerwillen, Nachlässigkeit, selbst zuweilen Bosheit bei meinen Untergebenen zu bemerken und neigte mich schon zu der allgemeinen Meinung hin, mit der mich meine neuen Bekannten, wenn ich ihnen diese Verhältnisse klagte, bestürmten. Allein die Sache gab sich noch vor dem Ende des ersten Jahres ohne alle Anwendung gewaltsamer Mittel, und ich sah vollkommen ein, daß der Fehler wirklich an mir gelegen hatte. Ich wollte, wie die meisten Ausländer Anfangs thun, in meinem Hause alles nach deutscher Sitte eingerichtet haben, und meine damals noch sehr unvollkommene Kenntniß der russischen Sprache war die Ursache, daß die armen Leute meine Befehle, selbst mit dem besten Willen, nicht, oder nicht immer gehörig ausrichten konnten. Ich wollte ferner mehrere Gewohnheiten, z. B. das Branntweintrinken, völlig abschaffen, und war nicht zufrieden, blos das eigentliche Betrunkenseyn vermieden zu sehen. Allein die völlige Enthaltsamkeit von diesem Getränke ist dem gemeinen Russen so gut als unmöglich, und ich kämpfte verge-

Digitized by Google

bens gegen diese und so manche andere Gewohnheit. Meine Strafreden, die ich ihnen nur zu häufig hielt, kamen ihnen lächerlich vor, weil ich die Sprache nicht zu handhaben wußte, und eben so kindisch mochten ihnen auch meine Belobungen klingen, wie ich nur zu deutlich aus ihren Mienen sah. Aber alles dieß hatte ein Ende, wie ich der Sprache mächtig wurde und den russischen Sitten in meiner häuslichen Einrichtung mich zu bequemen anfing.

Es sey mir nun erlaubt, einige Geschichten entgegengesezter Art zu erzählen, von denen ich selbst Augenzeuge gewesen bin; andere viel grellerer Art, die ich nur vom Hörensagen weiß und daher nicht verbürgen kann, werde ich um so lieber ganz übergehen, da ihre Erzählung nur Schauder und Abscheu erregen könnte.

Auf meiner Reise von Norddeutschland nach Rußland traf ich in der Gegend von Tula mit einem deutschen Professor zusammen, der nach der Universität Kasan reiste. Der ohne Zweifel sehr gelehrte Mann schien mir wohl recht viele Bücher, aber dafür desto weniger die Menschen zu kennen. Er beklagte sich bitter über die entsetzlichen Hindernisse, welche er auf jedem Schritte seiner Reise fand, und die er alle der Halsstarrigkeit und Nichtswürdigkeit der russischen Bauern zuschrieb. Allein der wahre Grund dieser Hindernisse, den der gelehrte und beinahe aller europäischen Sprachen kundige Mann nicht entdeckte, fand sich schon auf der nächsten Poststation. Er verstand kein Wort russisch, und war auch gleich an der Grenze so übellaunig geworden, daß er sich fest vornahm, von dieser Sprache auch nicht das erste Wort zu lernen. Ich mußte ihn bald seinem Schicksale überlassen, indem ich mich in Tula von ihm trennte, um meinen Weg nach Tambow zu verfolgen, während er über Moskau, Wladimir und Nischni zu gehen hatte. Nach einigen Monaten erhielt ich einen Brief von ihm aus Kasan; er erzählte darin mit der fröhlichsten Laune seine weitern Unfälle, die in der That abentheuerlich genug waren, und auch das Ende derselben, welches er nach unsäglichen Drangsalen in der Gouvernementsstadt ** glücklich erreicht hatte. Als er nämlich in dieser Stadt ankam, ging er in seinem Aerger und noch in Reisekleidern zu dem Gouverneur, an dem er einen sehr humanen und der französischen Sprache vollkommen kundigen Mann fand. „Ich bin," sagte er, „der Professor N. N. und schon seit zwei Monaten auf der Reise nach Kasan. So eben komme ich hier an und melde mich bei Ew. Excellenz mit der Bitte, mich hier zu behalten und mich zu gouverniren, so lange es Ihnen gefällt, denn ich gehe nicht mehr von der Stelle." Der Gouverneur war Anfangs betroffen, fand sich aber bald in seinen Mann, nachdem ihm derselbe einige der erlebten Schauergeschichten erzählt hatte. Er sezte sich mit ihm traulich nieder und erklärte ihm, daß, wenn ihm die Bursche gar zu arg zusezten, er ohne weiteres seinen Stock brauchen solle. Der Professor wollte ihm beweisen, daß das nicht angehe, denn er sey ganz allein und dieser Bursche oft zwanzig; wer ihm dafür stehe, daß sie am Ende nicht auch zuschlagen, und dergleichen. Der Gouverneur mußte lachen und meinte, er kenne Rußland noch ganz und gar nicht; nie werde ein solcher Mensch wagen, einen Adelichen zu schlagen. Nach einigen ähnlichen Instruktionen beschied er den bedrängten Professor auf den Abend zu sich, wo er eine angenehme Gesellschaft treffen würde. Er kam und mußte der Gesellschaft seine Abentheuer wieder erzählen, wobei denn, während er auf Mitleid rechnete, des Gelächters kein Ende war. — „Sie verstehen doch russisch?" fragte ihn kurz vor dem Weggehen ein Herr, der sich durch guten Ton und durch die Achtung, welche ihm die Uebrigen erwiesen, ausgezeichnet hatte. — „Nicht ein Wort," war die Antwort. — „Aber Sie kennen doch die russischen Buchstaben?" — „Nicht einen einzigen." — „Nun, so werde ich Ihnen das Ding mit lateinischen Buchstaben schreiben, nur ein Paar Worte, die ich Sie aber gut auswendig zu lernen und mit dem gehörigen Nachdruck herzusagen bitte, bei jeder Gelegenheit, wo Sie es für nöthig achten, Ihren Stock zu brauchen, was, ich sage es Ihnen voraus, so oft als möglich geschehen muß, wenn Sie gut reisen wollen." Dabei wurde sehr human bemerkt, daß man sich nur hüten müsse, auf den Kopf oder ins Gesicht zu schlagen, weil dieß schlimme Folgen haben könne; im Uebrigen aber solle man sich gar nicht geniren. Darauf ging der liebe Mann an den Tisch und schrieb mit lateinischen Buchstaben den Weidspruch auf, der den Herrn Professor bei jeder seiner künftigen Prügeleien vor aller Reaktion der getroffenen Bauern schützen sollte. Dieser Denkzettel enthielt die folgenden magischen Worte: Ja Potpulkownik, y tü Sobaka Curvinsin; das heißt zu deutsch: „Ich bin ein Oberstlieutenant, und du ein Hund, Du — sohn." Der Professor erschrack, als er die Uebersetzung vernahm, aber er ließ sich endlich rathen, und wie er mir schrieb, fuhr er von diesem Augenblicke an sehr gut und kam wohlgemuth, obschon etwas ermüdet von den ewigen Prügeleien, in seinem Musensitze an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Dieß sind nur Fragmente eines vollständigen Tagebuchs, das Agnes in den Stand sezte, jedem Schritte ihres Freundes zu folgen; er versprach, es fortzusetzen. Die Augen von Thränen getrübt, hielt sie die beiden Briefe in der Hand. „Welch ein Abstand!" seufzte sie und steckte beide in ihren Busen. Aber je mehr sie darüber nachdachte, desto mehr fühlte sich ihr ganzes Herz empört durch das Be-

Digitized by Google

tragen ihres Mannes. Statt sie aufzurichten, zu trösten, schickte er sie in trostlose Verbannung, und während sie an den Einen, der sie kalt zurückstieß, gefesselt war, lebte ein anderes, nur zu warmes Herz einzig in der Erinnerung an sie, und hätte sich mit Freuden jeden Augenblick für sie geopfert. Sie murrte gegen ihr Schicksal und gegen ihren Mann, den sie bis dahin so innig verehrt hatte. Jedoch das milde Abendlicht am Frühlingshimmel und das allmählige Einschlummern der jungen Natur wirkte, gleich dem Anblicke eines schlafenden Kindes, beruhigend auf ihr Gemüth; ihr anfangs lautpochendes Herz schlug immer mehr im Einklang mit den sanftspielenden Wellen des Sees, an dessen Ufern sie gelustwandelt hatte; eine milde Freudigkeit, wie sie sie seit den Jahren ihrer Kindheit nicht gefühlt hatte, schlich sich unvermerkt in ihre Seele ein, und so wie der Abend jedes Lüftchen zum Schweigen gebracht hatte, so stillte er auch jede leidenschaftliche Bewegung ihres Innern. „Vor den Sternen besteht in der Natur nichts Großes und in der Brust nichts Kleines," das empfand auch Agnes, wie es jedes bessere Menschenherz oft empfunden hat, und ihre Gedanken richteten sich auf ihre eigene, höhere Bestimmung und auf ihre Verantwortlichkeit für die ihr anvertrauten Gaben und Kräfte. Sie gedachte ihres Mannes, seiner edlen Gestalt und der noch edleren Seele, die darin wohnte, und der erhebende Vorsatz, keine ihrer Pflichten unerfüllt zu lassen, begleitete sie durch die Stille der Nacht in ihre Wohnung zurück.

Der Stimmung des Abends getreu, ließ sie es am nächsten Morgen ihre erste Sorge seyn, eine gründliche Prüfung ihres ganzen Hausstandes zu unternehmen, um Alles nach den Wünschen ihres Mannes zu ordnen. Die Dienerschaft bestand meist aus Leuten, die den Grafen auf dem Arm getragen, oder mit ihm gespielt hatten, daher sie denn mit allen Verwöhnungen, die solchen Erbstücken eigen sind, auch deren Treue gemein hatten. Agnes fand den ganzen Hausstand sehr wohl geordnet und nahm sich daher vor, nur die oberste Aufsicht über denselben zu führen. Auch die Kuh- und Schafställe würdigte sie ihrer Aufmerksamkeit, und selbst das Federvieh war ihrer Sorge nicht zu gering. Nachdem sie kaum einige Wochen in diesen Beschäftigungen einer Hausfrau, die jedem Weibe so wohl anstehen, zugebracht hatte, bemerkte sie eine wohlthätige Aenderung in ihrer ganzen Gemüthsstimmung. Es hatte sich ein neuer Wirkungskreis für sie aufgethan, in welchem sie auf dauernde Befriedigung hoffen durfte. Sie beschloß nun auch die Bewohner des Dorfes nach und nach persönlich kennen zu lernen und sich von der Lage und den Bedürfnissen jedes Einzelnen zu unterrichten. Sie besuchte zuerst die Frau des würdigen Schullehrers, erkundigte sich nach den dürftigen Familien und fand, daß es deren eigentlich keine auf ihren Gütern gebe. Graf Borck hatte eben so großmüthige, als kluge Anordnungen getroffen, wodurch die Bewohner seiner Besitzungen vor jedem drückenden Mangel geschützt waren. Auch die Schulen befanden sich in der trefflichsten Ordnung, und die wohlthätige Hand eines umsichtig sorgenden Herrn war überall zu erkennen. Mit jeder neuen Entdeckung dieser Art wuchs die Achtung für ihren Mann; in manchen Augenblicken fühlte sie sich stolz, ihm anzugehören, in andern hingegen tief beschämt, diesen seltenen Mann so gekränkt zu haben.

Nach einigen Wochen, in einer der Stunden, da sie mit gesteigertem Gefühle seiner gedachte, erhielt sie wieder einen Brief von ihm, in demselben abgemessenen Tone geschrieben, der sie seit der unglücklichen Trennungsstunde schon so empfindlich gedemüthigt hatte. Als sie diesen Brief durchgelesen und vergebens nach einem zärtlichen Worte gesucht hatte, das sie an schönere Zeiten mahnen konnte, brach sie in Thränen aus. „Hab' ich ihn denn auf immer verloren?" fragte sie sich, „und soll ich so schwer büßen für den einen Augenblick? — Armer Moriz! ich will Dich ja vergessen, sobald ich kann, wie Du mich gewiß auch vergessen wirst." Sie seufzte aus tiefer Brust und eilte, der kleinen Pflichten eine zu erfüllen, die sie sich selbst auferlegt hatte.

Wenige Tage darauf war die Täuschung, die sie sich über Morizens Gemüthszustand so gern gemacht hätte, schon wieder zerstört, und zwar durch ein zweites Schreiben von ihm, aus welchem wir wieder einige Stellen ausheben wollen.

„Wie lieblos und hart ist man oft! Wie thöricht und erbärmlich habe ich es oft gefunden, wenn Menschen aus Liebe den Verstand verloren; jezt urtheile ich anders darüber. Ich habe zwar den Verstand nicht verloren, weil ich fest an Gottes Güte glaube und weil Sie mich wenigstens einen Augenblick geliebt haben; aber die Unglücklichen, die ohne solche Pfeiler aus Liebe wirklich wahnsinnig wurden, erscheinen mir jezt in einem andern, mildern Lichte. Vor wenigen Tagen hatte ich auf meinen Streifzügen durch den Harz die Ruine einer Burg erreicht und lag, den Blicken aller Sterblichen verborgen, auf einem weichen Lager von Moos, das den harten Felsen handhoch überdeckte. Dort träumte ich selige Träume und dachte mir halbschlummernd aus, wie ich mit meiner Agnes allein, abgeschlossen von der ganzen Welt, etwa auf einer unbewohnten Südseeinsel oder in einem tiefen Waldthale Deutschlands, Tage der Wonne verleben könnte. Aber, wehe mir! ich darf es nicht einmal wünschen. Ich pflückte ein Blümchen, weil es mir das Bild meiner Liebe schien, und legte es in mein Taschenbuch."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Englische Kritik deutscher Poesie.

„Außer der erhabenen Messiade (fährt Taylor in seiner Kritik über deutsche Poesie fort) sind die Deutschen reich an gut gehaltenen Erzählungen, wie z. B. Schillers und Bürgers Balladen und Wielands Erzählungen. Im Drama sind sie eben so groß als in der epischen Dichtkunst: Kotzebue, Schiller und Goethe, alle drei Anhänger der Shakespeare'schen Kunstform, sind Schöpfer von tragischen Werken, die sich weit über Europa hinaus verbreitet haben. Mit dem deutschen Lustspiel bin ich nicht sehr bekannt; das Wenige aber, das ich kenne, hat mir viel Vergnügen gewährt; alle komische Literatur ist, ihrem Wesen nach, derblich und vorübergehend, darauf berechnet, die Thorheit im Fluge zu treffen, und nicht, ein Muster davon für die Raritätenkabinette aufzubewahren, was mehr Sache der Satyre ist. Romane habe ich mit Fleiß übergangen, da sie kaum für Gedichte gelten können; die Leiden Werthers, Wielands griechische Romane und mehrere andere habe ich indessen gemustert. Herzensgüte ist ein Hauptzug der deutschen Schriftsteller, eine Folge des Nationalcharakters. Gewöhnlich haben sie mehr Kühnheit als Anmuth; Wieland macht indessen hiervon eine Ausnahme; doch ist er zu sehr ein Dienstbeflissener der Grazien. Sie sind häufig zu weitschweifig, halten sich zu lange bei ihren Gegenständen auf und verfallen zuweilen in Mystizismus und gehaltlose Empfindsamkeit. Sie empfinden aber tief und drücken ihre Empfindungen mit Kraft aus; sie sind allenthalben malerisch; ihre Dramen sind mit Beschreibungen überladen, und sie vermeiden beständig die kalten allegorischen Abstraktionen der französischen akademischen Dichterschule. Ihre besondere Freude haben sie am Wunderbaren, oft am beinahe lacherlich Spukhaften." Hier kommt die schon oben angeführte Stelle; sodann fährt der Kritiker fort: „Bei allen diesen Schattirungen in den Meinungen, sind sie die Lieblinge der Nation geworden; durch sie ist eine sehr liberale und duldsame Philosophie in das deutsche Gemüth gedrungen, so daß die Poesie der Nation mit der Gelehrsamkeit im Einklange steht.... Die deutsche Poesie ist für Männer und nicht, wie die englische, für Weiber und deren Seitenstücke, die Priester, geschrieben. Das Weichliche der englischen Schule mag wohl häusliche Zucht fördern, aber sie ist nicht dazu geeignet, ein Heldenvolk zu bilden. Die Deutschen haben freilich kein so schamloses Werk als Voltaires Jungfrau, kein so gotteslästerliches als Parnys Krieg der Götter; aber selbst die mildern Schriften eines Wieland und Goethe konnten nicht ins Englische übertragen werden, ohne daß Sotheby den Oberon und Lord Gower den Faust verstümmelten. Mag dies gut oder schlimm seyn, es bleibt eine charakteristische Eigenheit.... In Walhalla geboren, gebildet und christlich gemacht im Zeitalter des Ritterthums, hat sich die deutsche Muse endlich, dem Geiste der Zeit und dem Strome der Begebenheiten folgend, der Philosophie in die Arme geworfen. Gerade so findet jetzt in manchem Dom im Lande, welcher für Wodan, Thor und Frava erbaut, nachher aber von katholischen Eroberern der christlichen Dreieinigkeit gewidmet wurde, ein gemäßigter Antispiritualismus Schutz." Was können wir nicht noch über uns selbst lernen, wenn die Engländer so fortfahren, unsern Genius zu analysiren! Wir können zum Schluß der Versuchung nicht widerstehen, den Leser mit einer Parallele zwischen Kotzebue, Schiller und Goethe zu erbauen. „Wenn wir Goethe mit seinen dramatischen Nebenbuhlern, Kotzebue und Schiller, vergleichen, muß man für's erste zugeben, daß er das Verdienst gehabt hat, ihnen den Weg zu weisen; obgleich er sie aber beide überlebt hat, so sind doch seine besten Stücke jünger als die übrigen. Wenn wir kein modernes Trauerspiel von ihm haben, das dem Gustav Wasa des einen, oder dem Wilhelm Tell des andern gleich kommt, so hat dagegen keiner von jenen ein klassisches Trauerspiel wie seine Iphigenia in Tauris hinterlassen."

(Der Beschluß folgt.)

Lausanne, Oktober.

(Beschluß.)

Die Akademie.

In dieser akademischen Sitzung wurden auch in der Theologie, in der Philosophie, in der Geschichte, in der Geographie, im Integral- und Differenzialcalcul, in der Chemie, desgleichen in griechischer und lateinischer Literatur Preise ertheilt. Dabei finde ich etwas sehr zu loben, was ich noch nirgends anders gefunden. Man verbreitet sich nicht in einer Wissenschaft überhaupt, sondern begrenzt den Gegenstand durch die Angabe eines ausgezeichneten Werks, das die Konkurrenten genau studiren müssen, weil sie darüber examinirt werden; so wurde z. B. für künftiges Jahr festgesetzt, in der Jurisprudenz: das erste Buch des französischen code de commerce; in der Philosophie: die esquisses de philosophie morale p. Stewart; in der Geschichte: cours d'histoire moderne par Guizot, und l'état de l'Europe pendant le seizième et le dix-septième siècle; in der politischen Oekonomie: traité d'économie politique p. Say, und in der griechischen Literatur: Herodot. Die Studenten haben ein ganzes Jahr Zeit, sich mit den vorgeschriebenen Werken bekannt zu machen. Das Examen aber ist ziemlich streng. Die Preise sind zwischen 50 und 100 Schweizerfranken, was immer eine hübsche Aufmunterung ist und für eine artige Schweizerreise genügt. Dadurch lernen die jungen Leute auch die Kunst des Lesens und Excerpirens. Bei diesem akademischen Akte ist mir eins angenehm aufgefallen. Es war der erste, wo die Akademie öffentlich sprach und vor dem Publikum Rechenschaft über ihre Entscheidungen ablegte. Es scheint doch, sie fühlt jetzt die Nothwendigkeit, sich demselben zu nähern und sich auf dasselbe zu stützen, denn nur das Publikum kann die Studien recht ermuthigen und aufmuntern. In einer Republik wie die unsrige müssen alle Anstalten offenkundig und zugänglich seyn, wie die Regierung selbst, denn nur dadurch, nur wenn die Gunst des Publikums sie erhält, wird ihr Wirken und ihr Einfluß dauernd und groß. Daraus geht abermals ein Vortheil hervor: das Publikum bekommt mehr Sinn und Interesse an seiner ersten Studienanstalt; es sieht in ihr nicht wie bisher eine geschlossene geistliche Schule, sondern eine Landesanstalt für das Theuerste, was die Bürger haben, für die Söhne, die für das Vaterland heranreifen. Durch diese ganz veränderte Stellung wird die Akademie sehr gewinnen. Das immer lebhafter werdende Interesse des Publikums wird Professoren und Studenten mehr anspornen, denn was sie thun und nicht thun, kann nun von Allen gesehen und beurtheilt werden; Vieles wird nun besonnener, umsichtiger und thätiger betrieben werden, und dadurch kann unsere in vielen Zweigen lässig gewordene Akademie nur gewinnen. Auch jetzt ist sie nicht ohne Ruhm, und tüchtige Männer sind von ihr ausgegangen: Chavannes, Monnard, Prof. Vinet in Basel und der junge Olivier.

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 274.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. November 1830.

— Das Haus ist öde mir um, und sie haben mein Auge
Mir genommen, auch mich hab' ich verloren in ihr.
Darum irr' ich umher und wohl, wie die Schatten, so muß ich
Leben, und sinnlos dünkt lange das Uebrige mir.

Hölderlin.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

„Unmittelbar aus der Wurzel," fährt Moriz in seinem Schreiben an Agnes fort, „hebt sich der schlanke Stengel empor und kein einziges grünes Blatt deutet auf Hoffnung; aber das Blau der Blumenblättchen ist rein und standhaft wie meine Treue, denn als ich es nach Tagen wieder aus dem Büchlein hervorholte, fand ich die schöne Himmelsfarbe unverändert, und nur der lichtgrüne Kelch (die Hoffnung hatte doch in's Innerste sich eingedrängt) war verblichen, wie das lieblich täuschende Bild der Zukunft, das so oft, wenn ich halbwachend träume, sich heimlich in meinen Busen schleicht. Die wenigen Tage, welche diese Blume zur Leiche gemacht haben, waren für sie eine unermeßliche Zeit der Hoffnungslosigkeit und der langsamen Zerstörung; vielleicht gibt es Wesen, denen mein langes Leiden und Hinschmachten auch nur ein kurzer Zeitraum, und mein endliches Unterliegen das Verwelken einer Blume scheint — und doch fühle ich eine Welt von Schmerz und Trostlosigkeit in mir und sehe nichts als leblose Wüste, wo früher lebendige Keime sproßten. — Sie schreiben mir: ich solle mir einen reinmenschlichen Wirkungskreis suchen. Wo ist der zu finden? Auf meinem Gute? Ja, es war eine Zeit, wo ich dort mein Alles zu finden hoffte, sie ist dahin. Jezt bin ich noch nicht reif, oder schon verdorben dazu. — Sie verlangen, daß ich Sie als Freundin lieben lerne; auch das habe ich versucht, aber es war, als wollte ich den hellsten Sonnenschein mit dem blassesten Mondlichte verdunkeln; es geht nun einmal nicht. Wie könnte ich leben, ohne meine Liebe, wie konnte ich leben ohne sie! Ich möchte mir den Augenblick zurückrufen, als sie in meinem Herzen entstand, aber ich vermag es nicht. Erst zog mich nur Ihre Schönheit an, dann nach und nach Alles. Können Sie einen bestimmten Tag angeben, an welchem Sie mich zuerst mit wärmerem Wohlwollen betrachteten — o, dann nennen Sie ihn mir, es wird alljährlich ein neuer, schöner Festtag für mich seyn, ich werde dann in dem langen Trauergefolge freudeloser Tage doch einen Punkt haben, an dem ich mich halten kann. — Ach, wie verändert ist mein Innerstes in diesem neuen Jahre! Als es begann, war meine Liebe zwar schon dieselbe, aber sie hatte die Weihe der Wechselwirkung noch nicht empfangen, oder war sich derselben doch noch nicht bewußt. Daß Sie mir ein wenig gut waren, hatte ich früher schon bemerkt, und das machte mich schon sehr, sehr glücklich; aber daß ich Ihr Engelsbild je einen Augenblick in meinen Armen hatten, an meine Brust drücken würde — Gott! davon hatte ich keine Ahndung. Sie wissen es, Sie begreifen es, wie mein innerstes Wesen sich verändert fühlen muß seit dem 4ten April. Ich muß mich erst wieder kennen lernen; und auch die Außenwelt ist nicht mehr dieselbe für mich — Agnes! ich hatte vorher nie geliebt. Wenn ich mir den Augenblick denke, der mich einst zu Ihnen zurückführen wird — doch still davon! ich will den Schmerz nicht wecken,

er weckt mich oft genug. — Auf einer meiner Streifereien ſah ich den Küſter in die Kirche gehen zu einer Stunde, da kein Gottesdienſt war; ich ging ihm nach und bat um die Erlaubniß, ein wenig auf der Orgel zu ſpielen. Es war, ſeit ich Sie verließ, das erſte Mal, daß ich an Muſik dachte. Es drängte mich zu ſingen; unwillkührlich ſtimmte ich, unter Begleitung der Orgel, eines Ihrer einfachen Lieder an. Es war mir, als müßten Sie mich hören; ich ſchloß die Augen, ich lehnte mich in den Stuhl zurück, ich fühlte Ihre Nähe, Sie waren da, Sie waren bei mir — ach! nur einen Augenblick. Als ich ſelbſt wieder bei mir war, dachte ich an die Thoren, die aus Liebe wahnſinnig werden, und ſchauderte zuſammen. Aber, ich brauchte nicht zu ſorgen; mein Verſtand war ſchnell genug zurückgekehrt und demonſtrirte mir; daß ich nur bei Ihnen ſeyn könne, wenn ich nicht bei mir ſelbſt ſey. — Was hab' ich nicht Alles verloren! Sogar den armen Troſt, mir Ihr holdes Bild in den Umgebungen zu denken, in welchen ich Sie lieb gewann. Bald iſt die Zeit meines Urlaubs verfloſſen; dann muß ich zurück in die Stadt, in welcher Sie nicht mehr ſind. Im März ſchrieb ich noch an einen Freund: W. ſey ein Paradies — wie bangt mir jezt vor dieſem Paradieſe! wenn ich's nur ertrage. — Ach! ich möchte liebenswürdig vor Ihnen erſcheinen, und ich kann doch nur klagen. Alles muß ich auf Sie beziehen; überall erblicke ich Ihr Bild. Noch geſtern pflückte ich ein hellrothes Blümchen, das mir, wie alles Schöne, Ihr Bild in's Gedächtniß rief. Ich ſteckte es in meinen Buſen und ging träumend nach Hauſe. Als ich es dort wieder fand, war es matt und welk. So iſt's ja auch mit meiner Liebe; der lichte Roſenſchein verging ſo ſchnell; und auch Sie, Agnes, wären verwelkt an der Gluth dieſes Herzens, wie das Blümchen, wenn nicht der Engel, der in dem Ihrigen wohnt, Sie ſchnell genug davon entfernt hätte. — Das iſt mein Elend, daß ich Sie nur unglücklich machen kann! Wäre es mir vergönnt geweſen, Sie beglücken zu dürfen, ich hätte im Himmel keine Freuden mehr geſucht, und das iſt es, deßhalb bin ich getrennt von Ihnen; ich ſoll ſterben lernen, das Einzige, was Sie mich nicht gelehrt hätten." —

Daß das Feuer ſolcher Gefühle ſich auch in gewiſſem Grade dem kaum beruhigten Gemüthe Agneſens mittheilte, wird der Leſer ſich denken können. Sie nahm ſich vor, den Brief nicht weiter zu leſen, und nach einem ſtürmiſchen Tage des angeſtrengteſten Kampfes gelang es ihr Abends, ihre Faſſung wieder zu erlangen. Mit dem innigſten Mitleid dachte ſie des Jünglings, der ſie ſo ſchwärmeriſch liebte, aber mit Verwunderung bemerkte ſie, daß ihre eigenen Gedanken ſich mehr bei der Kälte ihres Mannes, als bei der Gluth des Geliebten aufhielten. Und dennoch war es ſo. Moritzens Geſtalt trat immer tiefer in den Schatten zurück, den die Gefühle der früheren Neigung und der lebendig erkannten Pflicht auf dieſelbe warfen. Deſſen ungeachtet blieb er ihr ein wehmüthiger, theurer Gegenſtand, der, wie ſie ſich oft geſtehen mußte, ihr unvergeßlich ſeyn würde. Aber die Zeit, dieſe ſtillwaltende Mittlerin, wirkte mächtiger, als ſie es damals für möglich hielt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortſetzung.)

Auch ich ſelbſt kam einmal in den Fall, fremde Hülfe anzuſprechen. Ich mußte im Frühlinge mit meinem Wagen bei Simbirsk über die Wolga ſetzen. Der dort ſehr breite Strom war noch zum Theil mit großen Eisſtücken bedeckt und die Ueberfahrt gefährlich. Obſchon mir die zehn oder zwölf Ruderer der großen Plätte, denn mit uns ſchifften noch drei andere Wagen über, ihr Beſtes zu thun verſprachen, ſo hielt ich es doch für ſicherer, einen ſogenannten Gouvernementsſoldaten zur Aufſicht über jene Bauern, gegen gehörige Bezahlung, mitzunehmen. Der Soldat erſchien; ſein martialiſches Antlitz und ſeine Nagaika (eine aus mehreren ſtarken Riemen, in Form einer Ruthe zuſammengeſezte Peitſche) ſchien mir nicht das beſte Vorzeichen, doch mußte ich ihn, als einen mit der Sache Vertrauten, der bevorſtehenden Gefahr wegen, frei gewähren laſſen. Wir hatten kaum vom Ufer abgeſtoſſen, als er ſeine brüllende Stimme nach allen Seiten ertönen ließ. Als wir aber in der Mitte des Stromes eine ſehr große Eisſcholle, die ſich eben von dem ſtromaufwärts noch ſtehenden Eiſe losgeriſſen zu haben ſchien, auf uns zutreiben ſahen, wodurch wir allerdings in nicht geringe Gefahr kommen konnten, fuhr der Soldat plötzlich wie ein Wüthender auf und ſchlug die armen Ruderer, einen nach dem andern, ſo unbarmherzig mit ſeiner Nagaika, daß ich ihn zurückhielt, aus Furcht, er möchte durch ſeine unmenſchliche und unzeitige Barbarei die guten Leute nur unwillig machen, die ohnehin, für das eigene Leben beſorgt, ihr Aeußerſtes zu thun ſchienen. „Was machſt Du da, Sukintiſin!" rief ich, indem ich ſeinen Arm hielt; „Du wirſt die Leute erbittern, ſie thun ja ohnehin ſchon, was ſie können." — „Eben deßwegen, Sudar," ſchrie er zurück, „damit ſie fortfahren es zu thun, damit ſie nicht müde werden vor der Zeit, denn die Gefahr iſt groß," und mit dieſen Worten riß er ſich los und fing ſeine unmenſchliche Behandlung wieder von Neuem an. — Wir kamen glücklich ans Ufer, und als ich den Bauern ein gutes, und ihrem Treiber, der überſtandenen Gefahr froh, ein noch beſſeres Trinkgeld gegeben hatte, gingen ſie miteinander voll anſcheinender Freundſchaft und Zufriedenheit in die nächſte Kabake (Branntweinſchenke).

Ein andermal trat ich zu einem Abendbeſuche in das

Digitized by Google

Haus des bereits oben erwähnten Generals, eines sehr wackern und wegen seiner Gutmüthigkeit allgemein gepriesenen Mannes. Schon im Vorhofe vernahm ich ein fürchterliches Geschrei und erkannte seine Stimme. Er hatte eben seinen, mit den gräulichsten Schimpfworten und mit Ohrfeigen ganz bedeckten Bedienten an den Thürpfosten geworfen und machte nun Miene, den armen, auf der Erde wie ein Hund sich wälzenden Burschen mit seinen nicht leichten Füßen zu bearbeiten, als ich mit seiner Frau, die nun durch meine Gegenwart auch Muth erhielt, ihm entgegentrat. Mein Zureden, sich selbst zu schonen, und wohl auch die Schaam, sich von mir in seiner Blöße überrascht zu sehen, bewog ihn, scheinbar nachgebend ins Zimmer zu treten. Athemlos, mit sprühenden Augen, warf er sich auf sein Sopha und bot mir einen Platz neben sich an. Anfangs konnte er vor verhaltener Wuth nicht sprechen, als er aber wieder seiner mächtig wurde, suchte ich ihn, der immer einen Schlagfluß fürchtete, auf die Gefahr, in welche er durch solche Aufwallungen seine eigene Gesundheit versezte, aufmerksam zu machen, während seine junge und schöne Frau ihn mit Schmeichelworten besänftigte. Als sich allmählig der brausende Strom seines Zorns verlief, wagte ich es, ihm auch zu bemerken, daß der Mensch doch wohl nicht so gar schlecht seyn könne, da er mir ihn selbst so oft als den besten und gutwilligsten Burschen geschildert habe. Er sah mich, gleichsam wegen meiner Dreistigkeit, starr an, sprang plötzlich auf und ergriff meine Hand mit den Worten, den ersten, die ich seit seiner Expostulation mit dem Bedienten gehört hatte: „Sie haben nicht Unrecht, es ist sonst ein guter Kerl, und ich habe es zu arg gemacht. Nikalai!“ rief er jezt aus vollem Halse, und der arme, gemißhandelte Bediente trat beinahe auf allen Vieren, wie ein furchtsamer Hund, zur Thüre herein. Ich besorgte schon die plötzliche Erneuerung der vorigen Scene, als ihm der Herr befahl, den Mauerschrank zu öffnen und den Wotki (Branntwein) nebst dem großen, geschliffenen Ehrenglase zu bringen, das sonst nur für Gäste von Bedeutung gebraucht wird. Der arme Nikalai brachte mit zitternden Händen, was der der Herr verlangte; dieser schenkte den Pokal voll bis an den Rand und reichte ihm denselben: „Nimm,“ sagte er, „bist ein guter Hund, auf unsere Gesundheit!“ Nikalai nahm und trank aus dem Ehrenbecher, den er sonst zu berühren sich fürchtete, und, ich sah sie, die Thräne der Dankbarkeit rann seine braune Wange herab, der Dankbarkeit gegen den guten, gnädigen Herrn, der ihn solcher Ehre gewürdigt. Wir sprachen später in ruhiger Stunde oft von diesem Auftritte, und von ihm besonders wollte ich meinen Beweis hernehmen, daß diese Menschen gewiß mit Gutmüthigkeit besser als mit Strenge zu leiten wären. Er aber lächelte und meinte, ich kenne sie nicht, und man könne ohne Schärfe mit ihnen nichts ausrichten.

Wenn auf diese Weise noch einige Eingeborne an diesen veralteten, barbarischen Vorurtheilen hängen, so mag es, den Unwillen des Lesers zu mäßigen, nicht am unrechten Orte seyn, zu erwähnen, wie über diesen Punkt auch noch mehrere unserer deutschen Landsleute denken. Ich machte im Jahr 1802 in einer zahlreichen Gesellschaft eine Lustreise im östlichen Polen. Unter den Damen befand sich auch die Frau eines reichen Gutsbesitzers, eine Deutsche, deren Eltern sich noch vor Josephs II. Zeiten in diesem Lande angekauft hatten. Diese Frau zeichnete sich vor allen übrigen durch höhere literarische Bildung, durch körperliche Schönheit und durch eine bezaubernde Sanftheit vortheilhaft aus; aber unter dieser schimmernden Außenseite lagen Gesinnungen verborgen, die, nach meiner Ansicht, einem Kannibalen Ehre gemacht haben würden. Nachdem sie sich mit liebenswürdiger Grazie über die Schönheiten der uns umgebenden Natur verbreitet und das himmlische, dem leidenschaftlichen Treiben der großen Städte ganz fremde Glück des Landlebens mit den anmuthigsten Farben geschildert hatte, wendete sich das Gespräch und ging, wie es so oft geschieht, auf die Vergleichung der verflossenen Zeit mit der gegenwärtigen über, wo denn besonders das neue Verhältniß der Grundherrn zu ihren Leibeigenen, das durch Josephs Aufhebung der Leibeigenschaft eine so große Veränderung erlitten hatte, zum Grundtexte gewählt wurde. Die meisten waren mit dieser Neuerung nicht zufrieden. Das gemeine Volk, hieß es, war zu dieser Reform noch nicht reif, und ist dadurch nur noch schlechter und widerspenstiger geworden u. s. w. Unser Engel hatte bisher seine Stimme noch nicht abgegeben, als sie plötzlich, durch eine Anekdote ihres Nachbars veranlaßt, sich mit ihrer holden Redseligkeit über den Gegenstand verbreitete, eine ähnliche Anekdote von ihrem Großonkel erzählte, der einen armen Bauern todt peitschen ließ, hinter dem kein Hahn krähte, und ihren Vortrag mit der Bemerkung schloß: „Das waren Zeiten, wo der Adel noch was galt und wo man ihm von ferne schon auswich, während jezt der Bauer es kaum der Mühe werth findet, uns zu grüßen. Ich möchte es jezt nicht mehr wagen, einen Bauern todt prügeln zu lassen, da gewiß des Lärmens, der Untersuchungen und der Zahlungen kein Ende seyn würde.“ Bald darauf zog der holde Engel seine Krallen, die er gegen seinen Willen hatte sehen lassen, wieder ein und verbreitete sich über den Werth der philanthropischen Anstalten, die man um diese Zeit in Deutschland zu errichten begann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Oktober.

Die Armenkinderkolonie bei Mayklrch.

Wie schon mehrmals in frühern Jahren, so hat auch dies Spätjahr der französische Staatsrath Degerando auf

Digitized by Google

einige Wochen die Schweiz besucht. Jedesmal beabsichtigte dieser edle Menschenfreund und Beförderer alles Guten und Gemeinnützigen, bei seinen Ausflügen sich mit den Unterrichts-, Hülfs- und Armenanstalten der Kantone und mit den um sie verdienten Männern durch eigene Ansicht bekannt und durch Umgang vertraut zu machen. Als vieljähriger Direktor der königlichen Taubstummenschule in Paris ist er mit einem umfassenden Werke über diese Anstalten und ihre Unterrichtsmittel und Methoden seit mehreren Jahren beschäftigt; auf diplomatischem Wege läßt das französische Ministerium dafür überall Berichte und Angaben sammeln, und zwei für diesen Zweck von Degerando geschriebene ausführliche Programme geben vom bisherigen Erfolg dieser Berichtesammlung Kunde. In Hofwyl, wo der philanthropische Reisende einige Tage verweilte, erschien eben damals ein in französischer Sprache geschriebener Brief des Hrn. v. Fellenberg über den neuesten Zweig oder Ableger der Anstalten von Hofwyl, die Armenkinderkolonie bei Mayenkirch, dem wir hier folgende Angaben entheben.

Auf dem Hügel von Mayenkirch haben sich unsere Zöglinge, erzählt Fellenberg, wie Robinson Crusoe auf seiner Insel angesiedelt, auf gut gelegenem, aber schlecht angebautem Lande; Hofwyl leistet ihnen die Dienste, welche Robinson das gestrandete Schiff leistete, von dem er sich die Bedürfnisse holte, welche er sich selbst zu verschaffen nicht im Stande war. Die neuen Robinsons mußten damit anfangen, auf dem Hügel sich ihre Wohnung zu bauen und jede Arbeit vorzunehmen, die für ihre eigene Einrichtung und Ansiedelung erforderlich war. Von der Armenschule in Hofwyl ausgehend, sollte die neue Anstalt bei Mayenkirch zunächst die sittliche und religiöse Erziehung der Armenkinder bezwecken, und in dieser Hinsicht wo möglich ein Musterbild werden und Nachahmung wecken. Wenn der dürftige Mensch, der unvermögend ist, sich durch Arbeit seinen Unterhalt zu verschaffen, der Gesellschaft zur Last fällt, so wird derjenige ihr vollends zur Plage und zum Verderben, der, ohne Sittlichkeit und ohne Religion, sich alles erlaubt, wozu die selbstsüchtigen Triebe ihn verleiten. Darum muß es denn auch der Gesellschaft von der höchsten Wichtigkeit seyn, daß bei der Erziehung der Armenkinder mit der Entwickelung industrieller Fähigkeiten die der moralischen Schritt halte und nimmer zurückbleibe. Arbeit aber ist der große Sittlicher des Menschen, wofern sie gut geleitet und den Fähigkeiten der Einzelnen gehörig angepaßt wird, und für die Erziehung der Kinder der Armen wird zuverlässig nichts Zweckmäßigeres gefunden werden, als die Feld- und Landarbeit; die Vorsehung selbst scheint uns diese Mittel von unschätzbarem Werth dafür angewiesen zu haben. Ein mit Umsicht betriebener Landbau entwickelt, im Verhältniß seiner Fortschritte, den Beobachtungsgeist, die Urtheilskraft und den Verstand, selbst bei solchen Menschen, die nur um des Broderwerbs willen ihn treiben; aber der menschenfreundliche Zweck, den man sich dabei vorsetzen soll, wird vollständig und ganz nur dann erreicht, wenn es gelungen ist, den Kindern das befriedigende Gefühl zu verschaffen, daß die Arbeit, welche sie zunächst für sich selbst vollbringen, zugleich auch Andern Vortheil und Nutzen verschafft. Dieser Vorzug nun wird den Kolonisten von Mayenkirch in vollem Maße zu Theil. Während sie selbst sich Wohnung und ein sicheres Asyl durch ihrer Hände Arbeit verschaffen, genießen sie des Vergnügens, die gleiche Wohlthat auch Andern zu bereiten, und in jedem Zuwachs ihrer Kolonie einen neuen Gehülfen und Beförderer ihrer Arbeiten zu erkennen. Auf diesem Weg wird denn auch ihre gesellige Bildung am sichersten gelingen. Die industrielle und die christlich-sittliche Erziehung gehen in solch unverrückter Harmonie zusammen vorwärts, daß die Verwirklichung der Idee vom Himmelreich auf der Erde, hinsichtlich der Armenerziehung, damit erzielt werden mag. In der großen Werkstätte der Natur, mit deren Offenbarungen die des Evangeliums im schönsten Verein stehen, soll der Mensch seinen ersten Unterricht und die für seine Erziehung nöthigen Uebungen suchen und finden.

(Der Beschluß folgt.)

London, November.

(Beschluß.)

Englische Kritik deutscher Poesie.

„Kotzebuen (schließt die Parallele zwischen Kotzebue, Schiller und Goethe) muß man am meisten Erfindungsgabe einräumen; seine Dramen sind zahlreicher und mannigfaltiger als Schillers und selbst Goethes; seine Leichtigkeit, Fruchtbarkeit, Mannigfaltigkeit setzen uns in Erstaunen; seine komische Kraft kommt seiner tragischen nahe; seine Gewalt über alle Gemüthsbewegungen hat etwas Zauberisches; seine ganze Darstellung ist, wenn auch in einigen Kleinigkeiten nicht immer ganz richtig, doch äußerst malerisch und wirksam. Schiller ist patbetischer, erhabener; aber seine Hülfsmittel sind nicht so mannigfaltig und er hat keine komischen Kräfte. Er unterbricht nie den Lauf der Gefühle, die er einmal angeregt hat, sondern treibt sie mit Riesenkraft dem vorgesetzten Ziele entgegen. Seine Helden haben etwas Kolossalisches, Dämonisches, Titanisches; sie sind große Menschen, und können nur von einem ihres Gleichen geschaffen worden seyn; sie reden die Sprache der Götter, die kleinen Dinge der Erde kommen ihnen nicht in den Sinn. Daher taugt auch seine Weise nicht für gewöhnliche Gegenstände; seine Uebertreibungen in den Räubern, in Kabale und Liebe und anderwärts widerstreben uns gänzlich. Göthen muß man größere Naturwahrheit als seinen Nebenbuhlern einräumen; aber gerade deswegen bringt er keine so unmittelbare Wirkung hervor. Kotzebue nimmt das Gefühl, Schiller die Bewunderung und Goethe die Erfahrung in Anspruch. Goethe hat keine Wunder von Tugend oder Laster darzustellen, keine sittlichen Ungeheuer zu malen; er zeichnet nicht den Menschen, wie er seyn sollte, sondern wie er ist: das ewige Opfer des Wankelmuths, der Unbeständigkeit und Thorheit. Seine Charaktere sind mannigfaltig und gut gehalten; aber seine Intrigue folgt gewöhnlich zu sehr dem Gange der Erfahrung, und bringt nicht die zusammen, welche bei einander zu sehen, am interessantesten seyn würde, sondern die, deren Vereinigung am wahrscheinlichsten ist. Sein Egmont ist eben so unentschlossen als Hamlet; verliert seine Zeit bei dem Liebchen, während sein Vaterland auf seine Kräfte Anspruch macht, und büßt seine Thorheit mit dem Leben. Seine Helden und Gegenstände sind nicht immer anziehend genug; doch ist jede Gesinnung, jede Begebenheit wahrscheinlich. Faust, das charakteristischste seines Schauspiele, macht nur scheinbar eine Ausnahme hiervon, denn in den Wundern ist Wahrheit der Allegorie, und selbst das Uebernatürliche ist voll der natürlichsten Züge. Im Ganzen hat Goethe mehr Aehnlichkeit mit Euripides als mit irgend einem andern alten Dramatiker, und zwar wegen seiner natürlichen Schilderungen, seines häufigen Pathos, der Fülle von Sentenzen und der Freiheit in Religionssachen.“ Weiterhin sagt Taylor noch von Goethes spätern Werken: „Sie haben weit mehr den Charakter von gemischtem, als von reinem, edlem Metalle, sie verrathen mehr Suada als Gedanken und zeugen mehr von Gedächtniß als von Beobachtung.“

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 275.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. November 1830.

H. — Mich soll's nur wundern, was das wird.
P. — Ei, Friede wird's, und Lieb' und Einigkeit,
Ehrfürcht'ge Sitt' und rechte Hausmannschaft,
Und was nur immer gut und glücklich ist.

Shakespeare.
Die gezähmte böse Sieben.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Mit den fallenden Blättern des Herbstes sank Agnes schönes Köpfchen immer tiefer herab; sie fühlte sich unaussprechlich einsam und verlassen, sie empfand die Sehnsucht einer harrenden Braut nach dem Manne, an den so viele heilige Bande sie fesselten, und sie hatte noch nie empfunden, was sie jezt empfand. Die unbegrenzte Achtung, die sie stets für ihn gehegt, und die stürmische Leidenschaft, die Moriz ihr eingeflößt hatte, waren in dem Focus ihres spiegelreinen Herzens unvermerkt zusammengeschmolzen zu unendlicher Liebe und Sehnsucht nach Borck, dessen Abwesenheit sie kaum länger ertragen konnte. Wie oft stand sie traurig vor seinem Bilde, einem großen, schönen Oelgemälde, das über ihrem Sopha hing, und konnte ihre Augen nicht entfernen von den geliebten Zügen. So traf sie eines Tages der alte Haushofmeister des Grafen; sie bemerkte nicht, daß er in's Zimmer trat; sie war im Anschauen des Bildes verloren und in Thränen gebadet. Der Alte blieb stehen, schüttelte den Kopf, schlich sich unbemerkt wieder weg und schrieb desselben Tages noch an seinen Herrn:

„Nichts für ungut, mein gnädiger Herr und Excellenz, Herr Graf; ich habe Sie auf meinen Armen getragen, habe Ihnen manche Vogelschlinge gelegt, manchen Verdruß erspart, und darum, denke ich, kann ich mir einmal ein Herz fassen und frisch von der Leber weg reden. — Wenn Excellenz es vor Gott verantworten können, daß Sie hier eine junge Frau, die uns alten Leuten das Herz aufgehn macht, sich todt weinen lassen vor Sehnsucht nach Ihnen, so kann ich es nicht vor Ihm verantworten, es dem Herrn Grafen zu verschweigen. — Kommen Excellenz diesen Herbst nur zu Ihrer gnädigen Frau Gemahlin und zu Ihren getreuen Leuten zurück, so werden Sie, außer Aller Freude und Willkommen, auch noch manch schönes Stück Wild zu schießen bekommen, denn der Förster Reuter meint, die Jagd wäre seit zehn Jahren nicht so gut gewesen. Auch hat die Nanni ein dunkelbraunes Fohlen ohne Abzeichen geworfen und ist nach Umständen recht gesund. — Verwerfen Excellenz das Wort eines alten Dieners nicht."

Dieselbe Post brachte dem Grafen noch einen andern Brief von sehr verschiedenem Style, aber, was den Wunsch der Heimkehr anlangte, von gleichem Inhalte. Er war im Tone der innigsten, unzweideutigsten Liebe geschrieben, und gern theilten wir ihn dem neugierigen Leser mit; aber Graf Borck pflegte die Briefe seiner Frau immer eine geraume Zeit bei sich zu tragen, und dieser ward leider bei einer regnigten Jagdpartie so durchnäßt, daß die Schrift bis zu völliger Unleserlichkeit ineinander floß; er ist für die Nachwelt verloren.

Die Gräfin ging indeß ihrem Schmerze unmäßig nach, denn der Liebesschmerz ist ein unbescheidener Gast: gibt man ihm die Finger, so nimmt er die ganze Hand. Eines Abends saß sie am Flügel und sang Gabrielens: „ach,

Digitized by Google

wenn ich nur erst bei dir wär, dann wär schon Alles recht!“ Nach Beendigung des Liedes sprang sie auf, lief zu ihres Mannes Bild und drückte einen Kuß auf das kalte, leinene Gesicht; da fühlte sie sich plötzlich von zwei starken Armen an ein klopfendes Herz gedrückt und von warmen Lippen geküßt. Sie wollte schreien, aber noch zur rechten Zeit erkannte sie die Züge ihres Mannes, von Zärtlichkeit strahlend, und sie schloß die Augen, um nicht aus der Täuschung zu erwachen, die sie beseligte. — Auch wir wollen die Augen schließen vor dieser Scene des Wiederfindens zweier edlen Seelen.

Es begann nun für die beiden Eheleute ein Leben nie gefühlter Wonne. Der Schmerz des Verlustes hatte Agnes den ganzen Werth des Besitzes gelehrt; sie liebte Borck jezt mit allen Gefühlen, die der Himmel in ein gutes Menschenherz gelegt hat, und ward von ihm geliebt, wie immer; nur war auch seine Liebe noch gesteigert durch das Bewußtseyn wahrer Gegenliebe, die er bisher so schmerzlich vermißt hatte. So kam der Winter heran, ohne den Frühling im Hause zu zerstören; so kam auch Agnesens Geburtstag wieder und mit ihm manche Erinnerung an den lezten in W., aber keine, wodurch die Freude der Gegenwart auch nur vorübergehend getrübt worden wäre. Und wieder stand ein Tisch, mit köstlichem Porzellangeschirr und Blumen geschmückt, in ihrem Zimmer; sie aber hing an ihres Mannes Hals, um ihm zu danken, und flüsterte ihm in's Ohr: „Heute wäre es nicht gut, wenn Hilperstein den Tisch wieder umstieße; der Schreck könnte mir schaden.“

„Wie so?“ fragte Borck beunruhigt, „bist Du denn nicht wohl?“ — „Wohl und selig!“ erwiederte sie — „denn — — Gustav, kannst Du es nicht errathen?“ fuhr sie leise fort, das Gesicht an seiner Brust verbergend.

„Agnes, Agnes!“ rief er entzückt, „unsere schönsten Wünsche sind erhört?“ und er las das „Ja“ auf ihrem glühenden Gesichte.

Moriz hatte durch die öffentlichen Blätter erfahren, daß Graf Borck seinen Abschied genommen und sich auf seine Güter zurückgezogen habe. Er schrieb fortwährend an Agnes, schickte ihr aber nur nach langer Zeit die Zeugen seiner unerschütterten, obwohl trostlosen Liebe, ohne auf Antwort zu rechnen, denn der lezte Brief hatte ihn darauf vorbereitet, daß sie nicht mehr an ihn schreiben würde. Einst hatte er eben ein solches Paket gesiegelt und wollte nach dem Bedienten schellen, der es auf die Post tragen sollte, als er auf der Rückseite eines Zeitungsblattes, das auf seinem Tische lag, den Namen Borck erblickte. Schnell ergriff er das Blatt und las die vom Grafen an seine Freunde gerichtete Anzeige, daß ihm seine Frau eine Tochter geboren habe, und daß Mutter und Kind sich wohl befänden. Lange sah er sprachlos auf die Zeilen und wußte nicht, ob er sich freuen, ob er weinen solle. Endlich legte er langsam das Blatt wieder hin, nahm den eben gesiegelten Brief, erbrach ihn und zerriß, mit anscheinender Ruhe, Blatt für Blatt in kleine Stückchen. „So bin ich ihr denn nichts mehr,“ war der Gedanke, der immer und immer wiederkehrte, so oft er ihn auch durch Zerstreuung zu entfernen, so oft er auch seine Einbildungskraft mit dem lieblichen Bilde der jungen Mutter zu erheitern suchte. Der Stachel dieser Rose war allzuverletzend, und seine lezte Hoffnung, geliebt zu seyn, dahin!

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den Gebrauch mancher Völker, Erde zu essen.

Sämmtliche Nahrungsstoffe gehören, wie allgemein angenommen ist, ausschließlich entweder dem Thier- oder dem Pflanzenreich an; die mineralischen Substanzen, die einen Bestandtheil unserer Speisen ausmachen, wie das Kochsalz, der Salpeter und einige wenige andere Salze, werden blos als Würze betrachtet. Ist dieß wahr, und sind die mineralischen Substanzen durchaus unfähig, Nahrungsmittel für den thierischen Körper zu werden, so ist es sehr merkwürdig, daß der Mensch von jeher und in den verschiedensten Ländern Substanzen aus dem Mineralreich zu sich genommen hat, und zwar, wie es scheint, viel weniger aus Noth, als aus wirklicher Leckerei. Bei den alten Schriftstellern finden wir wegen der Beschränktheit ihrer geographischen und ethnologischen Kenntnisse zwar nicht viele, doch einige hieher gehörende Beispiele. Plinius spricht von einer Speise, Alica genannt, die ein Gemisch aus Mais und Erdart war, die sich bei Neapel auf den leucogäischen Hügeln fand, und erwähnt eines Dekrets von August, in welchem den Neapolitaner jährlich die Summe von zwanzigtausend Sesterzien für die Lieferung dieses Minerals angewiesen wird. Man hat in neuerer Zeit diese Erde wirklich wieder entdeckt und gefunden, daß es sehr reiner Gips ist. Apicius gibt in seiner Abhandlung über die Kochkunst zwei Recepte zu Bereitung der Alica. Nach Athenäus und dem Scholiasten Eustachius aßen die Griechen zwar den Gips nicht, mischten ihn aber in den Wein von Zante. Die Beobachtungen neuerer Reisenden und Naturforscher über diesen Gegenstand sind desto mannigfaltiger.

In Spanien und Portugal kauen die Damen mit großem Wohlgefallen den sogenannten Bucaro, einen röthlich gelben Thon, der, nachdem er eine Art von Gährung erlitten hat, den Flüssigkeiten, denen man ihn zusezt, einen sehr angenehmen Geschmack und Geruch gibt. — Die Bergleute in Thüringen essen auf Brod, statt des Butters, eine Art Thon, Steinmark genannt. In Sibirien findet man

auf Alaunschieferschichten eine Substanz, die sogenannte Steinbutter, welche die Einwohner sehr stark verzehren und für ein Mittel gegen Durchfall und andere Uebel halten. Auch in Kamtschatka, am Flusse Olontora, und in andern Gegenden des nördlichen Asiens essen Tunguſen und Russen eine andere Thonart bald für sich, bald mit Wasser oder Milch angerührt. Dieses Nahrungsmittel macht ihnen gar keine Beschwerde, ja die leichte Verstopfung, die es erzeugt, ist diesen Völkern zuträglich, die im Frühjahr zu viele Fische essen. Dieser Thon besteht aus fast gleichen Theilen eisenhaltiger und Alaunerde, aus etwas Pflanzenfasern und Wasser. — An der Wolga, der Kama und am Ural mischt man in Zeiten der Theurung eine Art von gepulvertem Gips, den man Stein- oder Himmelsmehl nennt, unter das gewöhnliche Brod. Dieß bekommt aber den Menschen meistens nicht gut.

In Indostan kommt ein ähnlicher Gebrauch vor, wie der obenerwähnte in Spanien. Die Eingebornen essen hier überhaupt mehrere Erdarten; besonders zu bemerken ist aber der Mogulsthon, oder die sogenannte Patnaerde. Sie ist gelblich grau und man verfertigt daraus sehr feine, ausserordentlich leichte Gefässe, in welchen das Wasser einen angenehmen Geruch und Geschmack bekommt. Diese Gefässe sind sehr dünne, die Flüssigkeit, die man hineingießt, durchdringt sie daher ganz, und die indischen Weiber zerbrechen sie, nachdem sie dieselben geleert haben, und verzehren sie mit großem Appetit, besonders wenn sie schwanger sind. Auf Java sind in den Dörfern zwischen Surabaja und Samarang kleine röthliche, viereckigte Kuchen, bei den Indiern Tenaamba genannt, täglich auf dem Markte zu haben. Sie bestehen blos aus einem wohlschmeckenden, etwas eisenhaltigen Thon. Zuweilen macht man aus dieser Erde dünne Blätter, die man dann aufrollt und über dem Feuer röstet. So zubereitet heißen sie Ampo. Diese Speise, die den Mund austrocknet und fade und brenzlich schmeckt, findet nicht leicht andere Liebhaber als schwangere Weiber, oder solche, die an der sogenannten Pica leiden, oder endlich Männer, die magerer werden wollen. — Sehr merkwürdig ist, daß die Einwohner von Neukaledonien, um den Hunger zu stillen, große Stücke von zerreiblichem Talkstein verschlingen, in dem Vauquelin eine beträchtliche Menge Kupfer gefunden hat.

Die Guineaneger essen gewöhnlich eine gelbliche Erde, und sind so sehr daran gewöhnt, daß, wenn sie nach Westindien gebracht werden, ihr erstes Geschäft ist, eine ähnliche Substanz aufzusuchen. In Afrika leidet ihre Gesundheit bei dieser Nahrung durchaus nicht, auf den Antillen aber ist sie ihnen sehr schädlich, sey es nun wegen Verschiedenheit des Klimas oder wegen Verschiedenheit der Erde. Die Gouverneurs von Martinique haben daher den Cahuac, so heißt diese Speise, streng verboten; aber keine noch so harte Züchtigung kann die Schwarzen vermögen, davon abzulassen. — Nach Spix und Martius sind Weiber und Kinder am Ufer des Rio San Francisco in Brasilien äußerst erpicht auf eine Erde, welche durch eine kleine Menge von Salpeter, die sie enthält, einen pikanten Geschmack erhält.

Aber keine Fälle der Art sind so merkwürdig und so authentisch, als diejenigen, welche Humboldt und Bompland erzählen. In einem von Ottomachen bewohnten Dorfe in Südamerika beobachteten sie, daß diese Indier, die keine Art von Gewächsen zu ihrem Unterhalt bauen, beim niedrigen Wasser von Fischen und Schildkröten leben; muß aber der Fischfang wegen des periodischen Anschwellens der Flüsse eingestellt werden, was etwa ein Vierteljahr dauert, so essen sie fast nichts als einen fetten, zarten, gelblichen, etwas eisenhaltigen Töpferletten, den sie am Ufer des Orenoko und der Meta graben. Sie kneten diese Erde, die sie von anderm Thon recht gut zu unterscheiden wissen, und machen Kugeln von vier bis sechs Zollen im Durchmesser daraus; diese rösten sie über einem schwachen Feuer, bis sie roth anlaufen; ehe sie sie verzehren, machen sie sie wieder naß. Die Reisenden sahen in den Hütten große Vorräthe von solchen Kugeln in Pyramiden aufgeschichtet, und der Frater Ramon Bueno, der bereits zwölf Jahre unter den Indiern gelebt hatte, sagte Humboldt, ein Ottomache esse etwa ein Pfund täglich und seine Gesundheit leide durchaus nicht dadurch. Die Indier selbst versicherten die Reisenden, während der ganzen Regenzeit sey dieser Thon ihre Hauptnahrung, und er schmeckt ihnen so wohl, daß sie, auch wenn es Fische genug gibt, welchen essen. Während des hohen Wasserstands essen sie indessen, wenn sie es haben können, eine Eidechse, einen kleinen Fisch oder eine Farrenwurzel dazu. Diese Leute sind dabei ziemlich wohlgenährt und kräftig. Der Pater Gumilla hat behauptet, diese Thonkugeln enthalten Maismehl und Alligatorsfett, und der berühmte Haller glaubte nicht daran, daß sich dieses Volk von Erde nähren könne; aber der Missionär Ramon Bueno versicherte Humboldt, die Kugeln enthalten kein Krokodilfett und der Mais sey im Lande völlig unbekannt. Vauquelin hat überdies einige Kugeln der Art untersucht, und nichts Thierisches oder Vegetabilisches darin gefunden.

Ueberhaupt scheint die Sitte des Erdeessens über einen großen Theil der tropischen Länder verbreitet; unter einem glühenden Himmel fühlt der Mensch häufig einen unwiderstehlichen Drang, nicht etwa, wie man glauben könnte, eine alkalische, kalkartige Substanz, um die Magensäure zu tilgen, sondern eine fette, grobe, starkriechende Erde zu verschlingen.

Zum Schluß bemerken wir, daß nicht nur manche Würmer und Weichthiere sich von Erde nähren, sondern daß auch viele Vögel und Säugethiere einen noch viel stärkern Trieb zum Erdeessen haben als der Mensch. —

Digitized by Google

Ob wirklich und wie mineralische Substanzen dem Menschen zur Nahrung dienen können, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, da die Physiologen selbst darüber nichts weniger als einig sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, October.

(Beschluß.)

Die Armenkinderkolonie bei Maykirch.

Die Zöglinge von Maykirch (heißt es in dem Briefe des Hrn. von Fellenberg weiter) erhalten Unterricht im Lesen, Schreiben, Zeichnen, Singen, Naturgeschichte, Geschichte und Erdbeschreibung des Vaterlandes; sie üben sich in Kopf- und Zahlenrechnung; durch Formanschauungen bereiten sie sich zum Studium der Geometrie vor; der Unterricht ist für sie Lohn der Arbeit und Erholung zugleich; diejenigen, welche befriedigende Fortschritte gemacht haben, werden in die Anstalten von Hofwyl verpflanzt und befördert.

Eine Industrieschule, wie die in Hofwyl ist, kann nicht leicht nachgeahmt werden, weil die Umstände und Verhältnisse alle, welche in Hofwyl günstig zusammentreffen, nur selten beisammen angetroffen werden; hingegen kann, mittelst eines guten und für diesen Zweck gebildeten Lehrers, die landwirthschaftliche Schule von Maykirch überall nachgeahmt werden, wo schlecht angebautes Land in guter Lage sich befindet und ein menschenfreundlicher Besitzer die Leitung der Anstalt mit dem Vorsatze übernimmt, was zu thun ist, ganz und nicht halb zu thun. In der Armenschule von Hofwyl vermischt sich das Ergebniß der Arbeit der Zöglinge mit dem der übrigen Klassen der Bewohner und Arbeiter von Hofwyl; anders verhält sich's in der Kolonie von Maykirch, denn alles, was hier erzeugt und zu Stande gebracht wird, ist ein Werk der Kinder, ohne fremdes Zuthun, und eben darin finden Industrie und Arbeit ihren kräftigsten Sporn.

Das Land, worauf die Kolonie errichtet ist, ward im Jahr 1816 gekauft; sieben Jahre waren erforderlich, um Schwierigkeiten aller Art für die erste Einrichtung zu überwinden. Die Kapitalsumme, welche bis jezt auf Gründung der Anstalt verwandt ward, beträgt 3000 französische Franken; aber der Werth des Grundstücks ist seither ungleich höher gestiegen, theils durch das auf demselben erbaute Haus, theils durch das verbesserte Land. Die Kolonie verstärkt sich allmählig und sie soll nach und nach auf dreißig Bewohner gebracht werden; diese Zahl dürfte wohl Normalzahl für Anstalten solcher Art seyn. Die Schläge von Holz, das auf dem Lande stand, haben einen Theil der Kaufsumme gedeckt, das übrige soll allmählig aus den Pensionsgeldern getilgt werden, welche für ein Drittheil der aufzunehmenden Zöglinge zu leisten seyn werden; die bisherigen Zöglinge jedoch sind, einen einzigen ausgenommen, alle unentgeldlich in die Anstalt gelangt.

Eine jede Geschlechtsfolge von Armenkindern, die nach dem Plane erzogen ward, den man mittelst Kolonien, wie die an der Linth und bei Maykirch sind, verwirklicht und vervielfältigt zu sehen wünschen muß, wird zuverlässig dem sittlichen und industriellen Leben der Staatsgesellschaften, denen sie angehören, einen neuen Aufschwung geben, und kaum möchte ein kräftigeres ausführbares Mittel gefunden werden, um jene sittliche Restauration, die das große Bedürfniß der Völker und Staaten ist, herbeizuführen und zu verwirklichen. Aber erinnert muß auch werden, daß das erste und unentbehrlichste Erforderniß für jede solche Armenschule der tüchtige Lehrer ist; denn wo Lehrer angestellt würden, deren pädagogische Einsicht und deren Takt nicht befriedigend, und deren Sittlichkeit, Frömmigkeit und jene Achtung für die Kinder, welche das Evangelium uns lehrt, nicht bewährt und außer Zweifel gesezt wären, da müßte zu befürchten seyn, daß sie von der ihnen eingeräumten Gewalt über die Kinder in solchen Anstalten den allerschlimmsten Mißbrauch machen könnten, so daß alsdann, statt der gehofften Reformen, nur Nachtheil für die Gesellschaften erwachsen und aus dem, was übel ist, ärgeres hervorgehen würde.

Paris, November.

Plan zu einem Asyl für Personen höherer Stände.

Es ist wohl eine der interessantesten Erscheinungen, daß nach einer kaum vollbrachten politischen Umwälzung, welche alle Elemente der Gesellschaft gewaltsam aufgerührt hat, den Trieb zu Verbesserung in allen Zweigen des geselligen Lebens, der unsere Epoche charakterisirt, namentlich der Associationsgeist, ungeschwächt fortwaltet und wirkt. Besonders aber ist seit einiger Zeit hier eine Idee in Anregung gebracht worden, welche, gehörig ausgeführt, einst auf das Loos einer ganzen großen Menschenklasse den mächtigsten und wohlthätigsten Einfluß äußern könnte. Für Versorgungsanstalten und Asyle für kranke und bejahrte Personen der untern Stände ist seit einigen Generationen durch Regierungen und Privatvereine unendlich viel geleistet worden; der Gedanke aber, daß sich bejahrte Personen höherer Stände durch Association selbst ein Asyl und ein weit bequemeres Leben schaffen könnten, als das Individuum für sich im Stande wäre, ist, so nahe er auch liegt, wohl noch nie ernstlich gefaßt, vielweniger ausgeführt worden. Daher scheint mir ein Plan, der am 25. October in der hiesigen ökonomischen Gesellschaft vorgelesen worden ist, der allgemeinen Aufmerksamkeit in hohem Grade würdig. Nach diesem Plane könnten vier bis fünfhundert Personen, die sich in einem Lokale vereinigten und jährlich nur eine Pension von sechshundert Franken bezahlten, sich eine Summe von Lebensbequemlichkeiten verschaffen, wozu im Privatleben zum wenigsten die dreifache Einnahme erforderlich wäre. Für jene jährliche Einlage würden die Glieder dieser großen Familie auf Kosten der Gesellschaft gekleidet und gespeist; jeder bekäme sein besonderes Zimmer, jeder lebte, nach seinem Geschmacke, mit andern zusammen oder für sich; es stände ihnen eine Bibliothek zu Gebote, man hielte die besten Zeitungen; es wären Billard-, Spiel- und Unterhaltungszimmer vorhanden. Der große Vortheil bei einem solchen Vereine ist vorzüglich darin zu suchen, daß das Unternehmen nicht von einigen wenigen Individuen zu ihrem Nutzen betrieben würde, sondern daß sämmtliche Mitglieder gleichen Antheil an den Benefizien bekämen, die aber nicht in Geld berechnet, sondern zu immer weitern Bequemlichkeiten verwandt würden. So könnte die Gesellschaft, nachdem sie ein Paar Jahre gespart hat, ein Landhaus kaufen, sich auf verschiedene Theater abonniren, sich ein physikalisches Kabinet anschaffen u. s. w. Es kostet einen Mühe, zu glauben, wie mit verhältnißmäßig so geringen Mitteln so große Vortheile zu erzielen seyn sollen; aber die vorgelegte sehr detaillirte Rechnung führt streng den Beweis. Im Plane ist Alles so gut berechnet, daß die Mitglieder neben der Bequemlichkeit und Zwanglosigkeit des häuslichen Lebens alle Annehmlichkeiten der Gesellschaft zu genießen hätten. Es ist ein Komité ernannt worden, das den Entwurf zum neuen Verein verfassen soll, und dieser wird ohne Zweifel in Kurzem bekannt gemacht werden.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. November 1830.

O wohl mir, daß in ferne Regionen
Ich flüchten darf, an einem fremden Strande
Darf athmen unter gütigeren Zonen!

Platen.

Italien.

Der Arzt begann; „ich kenn' Euch einen Mann,
Der bittre Wahrheit wohl ertragen kann;
Ihr werdet nicht ob meinem Wort erbleichen:
Den nahen Tod verkünden sichre Zeichen."

Da hob der Kranke von dem Lager sich
Und seine Wangen glühten jugendlich:
„„Nicht hier, wo schon die Blätter sich verfärben,
Im blühenden Italien will ich sterben!

Ihr habt mich mit der Kunde nicht erschreckt,
Ein lang ersehntes Glück mir aufgedeckt.
Drum muß ich euch von ganzer Seele danken,
Daß ihr mir nicht verbargt des Lebens Schranken.

An meine Heimath band mich meine Pflicht,
Ich sah das Land, das wunderreiche nicht;
Dieß Hoffen ist an meine letzten Stunden,
Ein Rosenstrauch um meinen Sarg, gebunden.

Leb' wohl, mein kaltes, trübes Vaterland!
Ich sehne mich nach heiß'rem Sonnenbrand;
Ich will vor Menschen auch mein Leid nicht klagen,
Will es dem Meer, dem blauen Himmel sagen.

Dort, wo die Sprache, der ich stets gelauscht,
Mich wie ein Meer von Harmonie umrauscht:
Wo fremde Sitten, seltsame Gewande
In mir erneu'n den Traum vom Feenlande;

Wo im Gemache nicht die Wange bleicht,
Wo der Bewohner sorgenlos und leicht
Heraustritt aus der Häuser dumpfer Schwüle,
Und Kinder ruhn in der Orangen Kühle.

Dort, wo die Kunst mit wunderbarem Licht,
Wie Gottes Strahl, aus Tempelwänden bricht:
Wo bei der stillen Woche Todesklagen
In Lust und Wehmuth will das Herz verzagen.

Dort ist schon bald gelöst des Lebens Band;
Im schönen träumt man von noch schön'rem Land.
Wie werden sie im Norden mich beneiden,
Deß Sarg im Winter Blumen noch umkleiden.

O eilet! eilt! die letzte Stunde droht!
Vom Archipel hebt sich das Morgenroth!
Der Mutter Schooß gebar mich hier zu Schmerzen,
Dort trag ich schon den Himmel unterm Herzen!""

Gustav Pfizer.

Erste Liebe.

(Beschluß.)

Moriz beschloß zu reisen. Im glühenden Süden wollte er Kühlung suchen für seine Leiden. Agnes vorher noch zu sehen, war das heiße Verlangen seines Herzens, aber

Digitized by Google

er wagte nicht, es auszusprechen. Er schrieb einen freundlichen Brief an Graf Borck, bat ihn, auch die Gräfin von seiner Theilnahme an ihrem Glücke zu versichern und ihr sein Lebewohl zu sagen, indem ein alter Wunsch, Italien zu sehen, ihn endlich dahin führen werde; zur Diplomatie sey er nicht geboren, und vielleicht werde eine Exkursion nach Malta und Egypten seinen vorläufig gefaßten Reiseplan noch um ein Paar Jahre verlängern.

Graf Borck las den Brief seiner Frau vor, die eben ihr Töchterchen auf dem Schooß wiegte und mit von Thränen glänzenden Augen zuhörte. „Der arme Moriz!“ seufzte sie und legte ihren Kopf an ihres Mannes Wange, von welcher eine Thräne des männlichen Mitgefühls herabrollte und ihre Locken befeuchtete. Agnes küßte ihm die Augen, die ihr noch nie so schön erschienen waren, und sagte: „Wir wollen ihn lieb behalten, nicht wahr? Aber laß ihn reisen, es wird ihn zerstreuen, und Gott geleite ihn!“

Zwei Jahre vergingen und Agnes wiegte auch ein Söhnchen auf ihrem Schooße. Da trat Borck zu ihr und sagte: „Graf Sain ist in Livorno angekommen und schreibt mir, ob er uns besuchen dürfe. Du sollst entscheiden; darf er kommen?“

„Gewiß,“ rief Agnes, „er darf; er soll unsere Kinder kennen lernen und unser Gut, er soll Dich als Hausvater sehen und mich als Hausmutter, das wird ihm wohlthun.“ Graf Moriz erhielt an der Tyroler Grenze eine freundliche Einladung, seine Reise, anstatt nach dem Harz, etwas südlicher nach Borckhausen zu richten und recht lange bei seinen alten Freunden zu verweilen. Freudig nahm er die Einladung an und fühlte sein Herz kaum beunruhigt durch das Herannahen des so oft ersehnten Wiedersehens. Zeit, Entfernung und gänzlicher Mangel an Nachrichten hatten den Sturm seiner Seele beschwichtigt, und es lag ein unendlicher Reiz für ihn in dem Gedanken, Stunden des innern Friedens als Freund mit diesen trefflichen Menschen zu verleben, deren Gegenwart er noch nie ungetrübt genossen hatte. Er hatte sich das Sündliche seiner Liebe bekannt und das Gelübde gethan, künftig der Gefahr zu entfliehen und Agnes nur wieder zu sehen, wenn er fühle, daß er es dürfe. Jezt nahte er sich ihr mit reinem Herzen, nach einer mehr als dreijährigen Trennung. Als er über den Bach fuhr, der des Grafen Güter begrenzte, ergriff ihn eine stille Rührung; er konnte doch nicht ganz ruhig das Wiedersehen erwarten, das einst sein leidenschaftlichster und immer sein innigster Wunsch gewesen war. Grüne Wiesenthäler und schattige Gehölze führten ihn dem Ziele immer näher; eine Viertelstunde vor dem Schlosse stieg er aus und schlug einen nähern Fußweg ein. Er kam an eine offene Pforte des großen Parks und ging zögernd hindurch, es war ihm plötzlich wieder, als müsse er umkehren; doch bald faßte er sich und schritt nun ungeduldig weiter. An einer Wendung des Weges gewahrte er in geringer Entfernung, und halb von Büschen versteckt, eine junge Frau in weißem Kleide und einen Mann, die in kindischer Lust einen kleinen Wagen mit Kindern zogen, und so oft sie sich nach diesen umsahen, mit lautem Lachen von ihnen begrüßt wurden. — Moriz konnte nicht einen Augenblick zweifeln — es war Agnes und ihr Mann; er trat unwillkührlich hinter einen Busch, fühlte aber sogleich das Alberne seines Benehmens, faßte sich ein Herz — und stand vor ihnen. — Agnes ließ den Wagen stehen und lief ihm rasch und freudig entgegen; Graf Borck folgte ihr auf dem Fuße. Beide drückten ihm herzlich die Hand, und der Freude war kein Ende. Die heitere Unbefangenheit dieses Willkommens theilte sich in gewissem Grade auch dem bewegten Gemüthe des Ankommenden mit, und es gelang ihm glücklich, seine tiefere Rührung äußerlich wenigstens zu unterdrücken. Er fühlte sich eben stark genug, auch seinerseits die bis dahin stumme Freude des Wiedersehens in Worte zu fassen, als Agnes ihn mit allem Stolze einer glücklichen jungen Mutter zu dem kleinen Wagen hinzog, in welchem ihre beiden Kinder saßen. Moriz mußte sie küssen und bewundern und konnte nicht feurig genug in ihrem Lobe seyn. Borck sah dem Spiele lächelnd zu und hätte sein Herz noch einer Beruhigung bedurft über die Gefühle seiner Frau, sie wäre ihm jezt geworden.

Dann ward der liebe Gast ins Haus geführt und wie ein verzogenes Kind behandelt; der bequemste Lehnstuhl ward für ihn heran geschoben, die reifsten Früchte wurden für ihn ausgesucht, kurz, kein Zeichen der aufrichtigsten, wärmsten Anhänglichkeit ward unterlassen, und Mann und Frau schienen gleich eifrig in dem Wunsche, ihn recht bald zu überzeugen, wie freudig ihm der Platz des besten Freundes eingeräumt werden solle. Borcks gehaltenes Wesen und der Ernst seiner edlen Züge hatten dem sorglosen Ausdrucke eines ganz glücklichen Menschen Raum gegeben, und Agnes — ach! Agnes war ganz dieselbe geblieben, nur fast noch schöner und blühender geworden, und heiliger durch den Abdruck der sorgenden Mutterliebe auf ihrem reinen Antlitz.

Moriz empfand nur zu bald, daß sie für ihn noch dieselbe, oder richtiger, daß er, in Bezug auf sie, noch derselbe war, und daß dieses Erdenleben zu kurz sey, um ein Bild aus seinem Herzen zu verlöschen, das ihm für die Ewigkeit hineingegraben schien. Aber kein Wort, kein Blick verrieth ihn, und Agnes lebte in der süßen Sicherheit und ungetrübten Freude, daß auch er den Feind im Busen überwunden habe. Graf Borck hingegen, vor dessen forschendem Auge Moriz nicht so auf seiner Huth seyn mochte, fürchtete bald die traurige Wahrheit und widersprach nicht, als dieser ihm eines Tags ankündigte, seines Bleibens sey hier nicht länger. Als Agnes von der bevorstehenden Abreise und von dem Entschluß

Digitized by Google

hörte, nun wirklich nach Egypten zu gehen, konnte sie sich der Thränen nicht erwehren; doch nahm sie einen ruhigen, wenn auch wehmüthigen Abschied von ihm.

Moriz schied — auf immer. Seine Liebe begleitete ihn in die Wüsten Egyptens, wie in die Lorbeergärten Italiens, und später in die Eisfelder Islands, wie in die Schluchten der Anden, die er durchstreifte. Man wähne aber nicht, daß die Freude aus seinem Herzen gewichen war; die Sehnsucht jeder schönern Seele nach dem Bessern, nach Vollendung, verschmolz in ihm mit der Sehnsucht der Liebe. — Wie ihn auch die Sünde lockte, die Welt betrübte, er hatte ein unentweihtes Heiligthum in der Brust, die Erinnerung an Agnes und ein reines Bewußtseyn. — Dem Menschen ist wohl, der etwas besizt, das, unabhängig von dem wüsten Treiben der Menschen, unverkümmert und selbst unangefochten sein eigen bleibt, wenn Alles um ihn her zur herben Täuschung wird.

Moriz besaß einen solchen Schatz in seinem Innern. Der Genuß der Liebe war ihm nicht beschieden; aber der lichte Schein, in welchen ihr erstes Erwachen die ganze Erde hüllt und der bei den meisten Menschen, nach einem kurzen Morgen, erlischt, dieser Rosenschimmer war über sein ganzes Leben verbreitet. — Er schöpfte tief aus den Quellen der Wissenschaft, und sein Name ward bald unter den besten seiner Zeit genannt. Er lernte der Menschheit leben und hatte sich die Erforschung der Natur zum Mittel erwählt, ihr nüzlich zu seyn; daß er sich dadurch einen berühmten Namen schuf, war nicht, was er sich zu erstreben dachte, obgleich er sich dessen freute.

Agnes beklagte sich oft bei ihrem Manne, daß Moriz, seitdem er ein Gelehrter geworden sey, keine Zeit mehr finde, an seine alten Freunde zu denken. Borck hatte ihn besser durchschaut; doch ließ er sie bei ihrem Glauben. Endlich gab Moriz zwar ein Lebenszeichen von sich, welches die Einleitung zu einem noch fortdauernden Briefwechsel ward; allein wieder gesehen hat er seine Agnes nicht. Sie sind jezt beide nahe an vierzig Jahren, und wer weiß, ob ihm nicht noch ein später Lenz blüht, wenn er einmal dem Töchterchen seiner früheren Geliebten begegnet, oder einer der Töchter der schönen Baronin Waldern, gebornen von Fay, welcher der Major (jezt Obrist) von Hilperstein noch immer seine zwanzig Jahre alten Huldigungen darbringt, die sich, seit jener verfehlten Balleinladung, stets vorzugsweise auf sie gerichtet hatten, und weder durch einen graziösen Korb, den er sich von ihr holte, noch durch die bald darauf erfolgte Verheirathung des Fräuleins mit dem Baron von Waldern gestört worden waren.

Statistische Notizen.

In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 18. Oktober las Moreau de Jonnès eine statistische Abhandlung vor, in der er die Bevölkerungen verschiedener europäischen Länder nicht ihren Massen, sondern den verschiedenen Altersstufen nach vergleicht. Wir theilen daraus einige Resultate mit.

Die Zahl der Kinder in Großbritannien und in Frankreich ist auffallend verschieden. In Irland stehen die Kinder zu den Erwachsenen im Verhältniß von 1 zu 2; in England ist das Verhältniß etwas geringer, in Frankreich nur wie 1 zu 4. In Irland kommen 2 Kinder unter 5 Jahren auf 13 Einwohner, in Schottland auf 15, in Frankreich auf 17. Diese Verschiedenheit wird aber immer geringer, zu je höheren Lebensjahren man in der Beobachtung vorrückt, und sie rührt daher, daß in den nördlichen Ländern die Kälte, so lange sie mäßig ist, der Fruchtbarkeit eher Vorschub leistet, als sie hemmt, dagegen später unter den Kindern große Verheerungen anrichtet. In Irland gibt es weit mehr kleine Kinder als in Frankreich, aber das Verhältniß stellt sich mit jedem Jahr günstiger für das leztere Land, und im Alter zwischen 20 und 30 Jahren ist das Gleichgewicht fast durchaus hergestellt. In dieser Epoche widersteht das Leben am meisten allen äußern Schädlichkeiten und fügt sich der Mensch am besten in jede Lebensweise. Diese Abtheilung bildet fast überall den sechsten Theil der Bevölkerung; in Paris den fünften. In der folgenden Reihe von 30 bis 40 Jahren tritt schon wieder Ungleichheit ein; in Frankreich und Schweden verhält sich diese Abtheilung zu der ganzen Bevölkerung wie 1 zu 7; in England und Schottland wie 1 zu 8. Die Reihe von 40 — 50 ist in Frankreich ein Achtheil, in England ein Neuntheil; die Reihe von 50 bis 60 in Frankreich $\frac{1}{12}$, in England $\frac{1}{13}$. Es gibt in Frankreich mehr Greise von 60 — 80 Jahren, England hat dagegen mehr neunzig- und hundertjährige. — Die thätige Bevölkerung zwischen 15 und 60 Jahren bildet, nach Moreau de Jonnès, in Frankreich zwei Drittheile der gesammten Seelenzahl, während sie in andern Ländern blos die Hälfte betragen soll. (?) Frankreich kann demnach, bei gleicher Volksmenge, mehr Soldaten stellen als andere Länder.

Vergleicht man London mit Paris, so findet man in jener Stadt bei weitem mehr Kinder als in dieser; aber die eigentliche Elite der Bevölkerung, vom 20sten bis 40sten Jahr, ist, im Verhältniß zur ganzen Seelenzahl, in beiden Städten fast ganz gleich groß. Dagegen gibt es, wenn man vom allerhöchsten Alter absieht, bedeutend mehr Einwohner über 40 Jahre in Paris als in London, und dies rührt wohl daher, daß London fast ausschließlich blos Handelsplatz ist und der Aufenthalt daselbst von sehr

Digitized by Google

vielen Menschen mit dem Lande vertauscht wird, sobald es ihnen die Geschäfte erlauben, wogegen just Leute von reiferem Alter gerne nach Paris ziehen, wo sie ganz nach ihrem Geschmacke leben können. Moreau de Jonnès schließt aus dieser auffallenden, bisher nicht bemerkten Verschiedenheit, daß, unter übrigens gleichen Umständen, Paris in intellektueller Hinsicht ein merkliches Uebergewicht über London hat, und wirklich ist auch in Großbritannien nicht London, sondern Edinburgh der Sitz der Musen und der Gelehrsamkeit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Das Reformationsfest. Neue periodische Schriften.

Nach einem Zeitraum ganz ungestörter Ruhe sah doch vielleicht die große Mehrheit der hiesigen, im Allgemeinen gewiß als wohlgesinnt anzunehmenden Einwohner dem 31. October, dem Tage des Reformationsfestes, nicht ohne einige Besorgniß entgegen. Zwar bürgte der treffliche Geist der höchst achtbaren, aus allen Klassen der Bürger und Beamten bestehenden Kommunalgarde und auch der schon lange eingerichteten Bürgergarde hinreichend dafür, daß die Sache schwerlich von nachtheiligen Folgen seyn könne. Allein schon Eine gelungene Störung, so kurz sie auch gewesen wäre, mußte man wohl einem Feste erspart wünschen, welches, sogar abgesehen von seiner kirchlichen Wichtigkeit, als das Denkmal eines bedeutenden Abschnitts in der europäischen Civilisation zu betrachten ist. Und Aufregungen zu einer solchen Störung fehlten in der That nicht ganz. Besonders kamen, vielleicht nur zufällig, erst kurz zuvor drei kleine Schriften unter folgenden Titeln in Umlauf:

1) Freimüthige Beleuchtung der Parität der protestantischen und der katholischen Kirche in Sachsen, besonders in Dresden,

2) Gründe zur Befürchtung über das Daseyn der Jesuiten in Sachsen ꝛc., und

3) Ueber die Furcht vor den Jesuiten im Königreiche Sachsen, mit geschichtlichen Nachweisungen und den Glaubensbekenntnissen zweier sächsischer Fürsten, Friedrich Augusts II., Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, und Moritz Wilhelms, Herzogs zu Sachsen-Zeiz.

In Zeiten, wie die unsrige, konnten Hindeutungen dieser Art nur allzuleicht an einem Feste wie dieses zu traurigen Resultaten führen, zumal da die unruhigen Auftritte, welche am Säkularfeste der Uebergabe der Augsburgischen Konfession vorgefallen waren, noch nicht ganz vergessen zu seyn schienen. Allein dadurch, daß die Regierung den glücklichen Ausweg ergriff, dem Feste einen solchen Charakter zu ertheilen, daß auch der Katholik mit freudigem Herzen es feiern konnte, wurden (wie der Erfolg gezeigt hat) alle Besorgnisse überaus geschickt beseitigt. Sie ordnete nämlich für diesen Tag die Einführung der vor Kurzem erwählten Kommunrepräsentanten an, und sprach in einer besondern Bekanntmachung den Wunsch aus, den Tag zugleich als ein Dankfest für die wiederhergestellte Ruhe und Ordnung vom Publikum betrachtet zu sehen. Ungewöhnliche Feierlichkeiten fanden statt. Schon der Anbruch des Tages wurde durch Kanonendonner, Glockengeläute und Gesang unter Trompeten und Pauken vom Thurme der Kreuzkirche herab verkündigt. Den Kanzler an der Spitze, zog zwischen sieben und acht Uhr der Stadtmagistrat nebst den neuen Kommunrepräsentanten in feierlichem Zuge von dem für den Abend bereits recht schön ausgeschmückten Rathhause über den Markt durch eine von den Kommunal- und Bürgergarden gebildete Doppelreihe nach der Kreuzkirche, um dort auf besonders bereiteten Sitzen vor dem Altare dem Gottesdienste beizuwohnen. Den Deputationen der Innungen, welche auf vorhergegangene Einladung sich angeschlossen hatten, wurden die nächsten Bänke in der Mitte der Kirche bestimmt. Die Geistlichen nebst den Lehrern und Schülern der Kreuzschule waren dem Zuge entgegen gekommen. Letzterer kehrte, durch sie vervollständigt, nach beendigtem Gottesdienste in ein von der Kommunal- und Bürgergarde auf dem Altenmarkte gebildetes Viereck zurück, wo das Tedeum mit Musikbegleitung gesungen wurde. Der Mitregent, Prinz Friedrich, und der Prinz Johann, sämmtliche Minister und die Vornehmsten des Militärs in ihrem Gefolge, ehrten diesen, neben dem großen Ereignisse der Reformation der bürgerlichen Eintracht gewidmeten festlichen Tag ebenfalls durch ihre Gegenwart. Die Stadt war lange nicht so schön erleuchtet gewesen, als an diesem Abende. Unter mehreren, dem Feste fast insgesammt sehr angemessenen transparenten Inschriften befand sich auch eine auf der großen Schloßgasse, die Worte enthaltend: Hell dem Lichte, Tod der Finsterniß! Merkwürdig dabei war besonders, daß ein Brustbild Luthers dabei zu sehen war und daß der Aussteller, der Unterzeichnung nach, ein Katholik war. Zwei Petarden, wovon die eine in der Neustädter-, die andere in der Frauenkirche während des Vormittagsgottesdienstes einen augenblicklichen Schrecken erzeugten, kann man nur entweder der höchsten Unbesonnenheit, oder einer Bosheit zur Last legen, die sich in ihrem Plane gänzlich verrechnete. Nichts, als die allgemeinste Indignation war der bleibende Eindruck, den sie hervorbrachten. Die ganze Nacht ist ohne alle Spur irgend einer Unordnung vorübergegangen.

Den neuern Verhältnissen verdanken wir zwei periodische Schriften auf einmal. Die eine, bei Arnold (welcher mit zu den neuen Kommunrepräsentanten gehört), heißt: Kommunalblätter. Sie bemüht sich besonders, den Leser über die wichtigsten, ihm in jetziger Zeit am nächsten liegenden Gegenstände, zum Theil mit einem allerliebsten Humor, zu belehren. Die andere Schrift, welche im Hilscherschen Verlage herauskommt, führt den Titel: Der Kommunalgardist. Auch sie beschäftigt sich natürlich zunächst mit Kommunalgegenständen. Der caustische Witz des Herausgebers, Hofraths Philippi (ebenfalls Kommunrepräsentant), erwirbt dem Blatte, das besonders auch manches gute Kommunalgardenlied enthält, immer mehr Freunde. Außerdem kündigte auch der gestrige Anzeiger ein Liederbuch der sächsischen Kommunalgarden, ebenfalls im Hilscherschen Verlage, an.

Große Sensation hat hier ein Gedicht auf den Reformationstag von Ortlepp gemacht. Der hierher aus Leipzig gekommene Vorrath vergriff sich so schnell, daß es mir nicht gelang, ein Exemplar davon zu erhalten. Nach übereinstimmenden Urtheilen soll es sehr starke, aber auch ganz vortreffliche Stellen enthalten.

Von unserer Bühne wüßte ich eben nichts Neues zu berichten, als daß es wenig Neues darauf gibt; das ist aber, leider, ebenfalls nichts Neues.

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 277.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 19. November 1830.

Jeder komme, wie er iſt,
Das iſt wohl das Beſte!
Schon iſt's in der Stadt bekannt,
Wohl iſt's aufgenommen.
Hänschen, mach' die Thüren auf:
Sieh nur, wie ſie kommen!

Goethe.

Bilder aus Rußland.

Geſelliges Leben.

Die erſte Tugend des Ruſſen iſt die Gaſtfreundſchaft. Ein großes Beförderungsmittel dieſer ſchönſten aller geſelligen Tugenden findet der Ruſſe allerdings in der Wohlfeilheit der Lebensmittel und in der Leichtigkeit der Erhaltung ſeines Hauſes. Allein es gibt auch Gegenden, wo dieſe günſtigen Verhältniſſe nicht ſtatthaben und doch die Gaſtfreundſchaft nicht geringer iſt. Dieſe Eigenſchaft iſt dem Ruſſen angeboren, wie denn überhaupt dieſe Tugend ihren Sitz in den öſtlichen Ländern der alten Welt zu haben ſcheint und ihre Spuren immer ſeltener werden, je weiter man ſich vom Oſten entfernt.

Daß es in einem Lande, in welchem die Gaſtfreundſchaft ſo ſorgſam gepflegt wird, an geſelligen Vergnügungen nicht fehlen wird, iſt für ſich klar. Dieſe Vergnügungen ſind in der That in Rußland eine ſo weſentliche und das Volk ſelbſt ſo charakteriſirende Sache, daß ſie es wohl verdienen, hier näher betrachtet zu werden.

Spazierengehen liebt der Ruſſe ſo wenig, als irgend ein Orientale. Daher findet man, etwa die beiden Hauptſtädte und die nordweſtlichen Provinzen, wo die deutſche Sitte vorherrſcht, ausgenommen, auch weder öffentliche Spaziergänge, noch Gärten, zum Luſtwandeln für das Publikum beſtimmt. Wenn dem eigentlichen Ruſſen wohl ſeyn ſoll, ſo muß er ſich entweder zu Hauſe oder in des Nachbars Wohnung bei einem wohlbeſetzten Tiſche und nach dem Mahl bei einem Spiele vergnügen können, welches ſo wenig Bewegung als möglich fordert. Als ich in der erſten Zeit meines Aufenthalts in Perm die Tage des kommenden Frühlings, der dort zu Ende Mai's beginnt, nach meiner vaterländiſchen Weiſe durch Spazierengehen in der Umgebung genieſſen wollte, erregte ich bei meinen neuen Freunden ein allgemeines Aufſehen, da ſie nicht begreifen konnten, was mich bewog, wie ein Unſinniger in der Gegend herumzuſchweifen, in der ich doch, wie ſie wußten, nichts zu thun hatte. Man hielt mich für krank und glaubte, daß ich meine Geſundheit durch dieſes Herumlaufen wieder herſtellen wolle, eine Kurart, die ihnen nicht wenig auffiel, da ſie, wenn ſie unwohl ſind, ſich immer ſogleich zu Bette zu legen pflegen. Auf dieſen Streifereien begegnete ich einmal einem meiner Bekannten; er fragte mich, was ich in dem Dorfe, welches ich beſuchen wollte, zu thun habe. Auf meine Antwort, daß ich dort ganz und gar kein Geſchäft habe und bisher weder das Dorf, noch irgend einen ſeiner Bewohner geſehen habe, meinte er, ich gehe wohl deßwegen hin, um ſie zu ſehen. Ich bemerkte ihm, daß das meine Abſicht nicht ſey, da ich im Voraus überzeugt ſeyn könne, dort nichts Neues, nichts von den andern umliegenden Dörfern Verſchiedenes zu treffen. „Je nun, Väterchen," fragte der Neugierige mit Verwunderung, „warum gehen Sie denn hin?" „Ich gehe blos," ſagte ich, „um zu gehen, um mir ein Bischen Bewegung in der freien Luft zu machen." Der Freund brach in ein lautes Gelächter aus, als er endlich den Grund

Digitized by Google

meiner Ausflüge erfuhr, der ihm und allen andern schon so lange ein Räthsel war. Gehen, um zu gehen! so was hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gehört, und in Kurzem lief diese nie gehörte Redensart in der ganzen Stadt herum, so daß man mich noch im folgenden Jahre in jeder Gesellschaft damit freundlich aufzuziehen pflegte.

Das Zusammenkommen in häuslichen Zirkeln ist also bei den Russen die eigentliche Basis aller ihrer Vergnügungen und Genüsse. Man findet dieß nicht nur bei den Großen in den Hauptstädten, sondern auch bis herab zu den ärmsten Bauern, und wer nur immer eine Hütte hat, wird auch, wenigstens an besonders festlichen Tagen, eine kleine Gesellschaft in ihr zu versammeln und diese nach Kräften gut zu bewirthen suchen. Besonders sind die langen Winterabende diesen geselligen Zusammenkünften geweiht, wo es oft nach vollendeter Arbeit sehr lustig hergeht. Nicht selten sieht man da ländliche Possenspiele und förmliche Maskeraden von den jungen Leuten beiderlei Geschlechtes aufführen und dieselben ihre, öfters freilich auch etwas rohen Späße treiben. Das Ganze beschließt gewöhnlich ein Pfänderspiel oder ein Tanz bei einfacher Musik. Die Aeltern vergnügen sich indessen mit den Karten oder mit dem Damen- und Schachspiele. Diese beiden lezten Spiele sind durch ganz Rußland im allgemeinen Gebrauche, und sie werden nicht blos in müssigen Stunden zu Hause, sondern auch in den Buden von den Krämern und Kaufleuten, vom gemeinen Mann und von Kindern auf der Gasse gespielt. Dieß ist die Ursache, warum man hier so viele vorzügliche Schachspieler findet, wie denn oft mancher russische Bauer eine solche Celebrität in der Umgegend erhält, daß die Adelichen aus großen Entfernungen zu ihm kommen, um ihre Kräfte an den seinen zu versuchen. Da es, wie bei uns, meistens ohne Geld, sondern blos der Ehre wegen gespielt wird, so verderbt es nicht, wie die abscheulichen Karten und Hazardspiele, den Geist des Volkes, sondern erhebt denselben vielmehr.

Eben so ist es bei den Bemittelten in den größern Städten des Reiches beinahe allgemeine Sitte, jeden Abend eine oft zahlreiche Gesellschaft bei sich zu versammeln, zu dem auch Fremde freien Zutritt haben; jedoch macht sich, in Petersburg besonders, allmählig der Uebergang bemerkbar, der in allen großen Städten Europas statt hatte, der Uebergang von der früheren Pracht und dem rauschenden Getöse dieser Zusammenkünfte zu der Auswahl einiger vertrauten, stillen Freunde, die ihre Zeit mit geistreichen Gesprächen auszufüllen wissen, ohne zu jenen lärmenden Zerstreuungen ihre Zuflucht zu nehmen. Jene mitternächtlichen Orgien und geschmacklosen Ueberladungen aller Art, die früher hier so sehr beliebt waren, werden mit jedem Jahre seltener. Aber die eigentliche Masse der Bewohner der größern Städte hält noch fest an ihren sogenannten Parthieen. Die reichern Kaufleute in Petersburg und Moskau z. B. geben öfter des Jahrs in ihren Wohnungen, die den Palästen der Großen nicht nachstehen, große Gesellschaften, und ihre täglichen Tische sind selten oder nie ohne mehrere Gäste, so daß man oft an denselben Fremde aus den entlegensten Ländern versammelt trifft. Auch der thätigste und betriebsamste russische Kaufmann, der sich den ganzen Tag durch in seinem Geschäfte abmüht, weiß Abends ein freies Stündchen für diese geselligen Unterhaltungen zu finden, die bei ihm zu dem eigentlichen Hochgenuß des Lebens gehören und die er sich auf keine Weise nehmen läßt. Die zahlreichen sogenannten Klubbs der Einwohner, wo sie sich Abends versammeln, zeugen ebenfalls von ihrem Hange zur Geselligkeit. Diese Klubbs sind von unsern Zusammenkünften in den Gasthäusern sehr verschieden, da sie nur von sogenannten geschlossenen Gesellschaften gebildet werden, von Freunden und Bekannten, die sich hier täglich sehen, und wo dann Fremde nur durch Einführung Zutritt haben. Ihnen nachgebildet sind die vielen Fremdenklubbs für Deutsche, für Franzosen, für Engländer u. a. in Petersburg, zu welchen aber, unter der obigen Bedingung, auch Russen zugezogen werden. Die Hauptunterhaltung in diesen Klubbs bildet, außer den Genüssen der Tafel, das Spiel, meistens leider das Kartenspiel; doch fehlt es auch nicht an besseren Zerstreuungen, und oft wird der gebildete Fremde hier durch eine ausgewählte Musik oder durch eine geistreiche Unterhaltung erfreut. Zeitungen und Journale findet man in den besseren Klubbs, aber auch hier nur sparsam und meistens schlecht gewählt.

Auch der sogenannte gelehrte Stand, Professoren, Akademiker, Literatoren und Künstler, hat hier seine eigenen Klubbs. Er wird von der Regierung und von dem hohen Adel gehoben, und bildet selbst eine Art von Mitteladel in dem Volke. Da aber das lezte noch wenig Sinn für Wissenschaften und Kunst hat, so leben die Gelehrten meistens zurückgezogen, nur mit sich selbst unter einander in Verbindung, und sind daher ohne großen Einfluß auf die übrige Masse der Nation. Doch befinden sie sich bei dem Schutze der Höheren und der Achtung der Niederen im Allgemeinen sehr wohl, und die meisten derselben haben ihr altes Vaterland über dem neuen gänzlich vergessen.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Luftvulkan Makaluba auf Sicilien.

Drei Stunden vom Meere, zwischen den Städten Girgenti und Aragona ist ein Berg, der bei den Alten Moruca hieß, und den man jezt Makaluba nennt. Er erhebt sich auf einer kreisrunden Basis und bildet einen abgestuzten Kegel. Seine Höhe über dem Thale, das vorzugsweise aus Kalkstein gebildet ist, beträgt gegen hundert fünf-

Digitized by Google

zig Fuß, und oben befindet sich eine konvere Ebene, die etwa eine halbe Meile im Umfang hat. Er ist völlig unfruchtbar, keine Spur von Vegetation ist daran zu sehen. Oben bemerkt man eine Menge zerstreuter kleiner Hügel, die alle gleichfalls abgestuzten Kegeln gleichen und größtentheils nicht drei Fuß hoch sind. Jeder dieser Hügel hat einen trichterförmigen Krater, und sie stehen sämmtlich auf graulichen Tonschichten, die immer naß und schlüpfrig sind. Innen sind die Krater zu jeder Zeit feucht, und man bemerkt darin eine beständige Bewegung. Unten aus dem Trichter steigt nämlich jeden Augenblick eine Masse flüssigen Thons auf, deren Oberfläche kugligt ist; je weiter sie an den Rand des Kraters heraufkommt, desto mehr nimmt sie die Gestalt einer Blase an; diese platzt endlich und entladet eine Masse Luft mit einem Geräusch, ähnlich dem, wenn man den Pfropf einer Champagnerflasche springen läßt. Sobald sich die Luft aus dem Schlamme, welcher sie enthielt, völlig entwickelt hat, läuft ein Theil desselben über den Rand, der andere sinkt in den Krater zurück, und steigt alsbald wieder auf, wie zuvor, wenn sich eine neue Luftblase entwickelt. Manche dieser kleinen Hügel sind nicht mehr in Thätigkeit, und ihre Trichter stehen voll von einer trüben, salzigen Flüssigkeit, auf welcher ein Häutchen von bituminösem Oel schwimmt, das einen bedeutend starken Geruch hat, den man leicht mit Schwefelgeruch verwechselt.

Dieß ist der Zustand des Bergs im Sommer und Herbst; im Winter aber geht in Form und Consistenz eine große Veränderung mit ihm vor; die starken Regengüsse durchweichen die Hügel, der Thon wird zu Schlamm, und Alles zerfließt endlich in Einen Sumpf, dessen Tiefe man nicht kennt, und dem man gar nicht nahe kommen darf, wenn man nicht in Gefahr kommen will, zu versinken. Und dieß ist nur der Zustand der Ruhe des Bergs; er hat auch Perioden, wo er in heftige Gährung geräth und, ganz unter den nämlichen Umständen wie andere Vulkane, gewaltsame Ausbrüche macht; nur bestehen die Laven der gewöhnlichen Vulkane aus brennbaren und verbrannten Stoffen, während die Makaluba nichts auswirft als Thon und Wasser, ohne eine Spur, daß Wärme dabei eine Rolle gespielt hätte. Wir geben eine kurze Beschreibung eines sehr heftigen Ausbruchs im vorigen Jahrhundert, nach dem Berichte eines gleichzeitigen Beobachters.

Am 30ten September 1777 hörte man bei Sonnenaufgang in der Makaluba ein dumpfes Geräusche, das allmählich heftiger wurde und endlich den gewaltigsten Donner an Stärke übertraf. Die Erde zitterte weit umher, und es bildeten sich Risse und tiefe Spalten nach allen Richtungen. Mit einem Male erweiterte sich der Hauptkrater auf einen Durchmesser von 9 Fuß und begann eine schmuzzige Dampfwolke, die in wenigen Augenblicken eine Höhe von siebzig Fuß erreichte, auszustoßen. Sie war röthlich von Farbe, weil sich das Sonnenlicht daran brach. Diese Wolke bestand aus nichts als aus schlammigtem Wasser, das zum Theil in Strömen auf das Land umher niederstürzte, zum Theil, dem Zuge der Schwere nach, wieder gerade in den Krater zurückfiel. Unter dem überschwemmten Lande hörte man ein Geräusch, wie wenn ein ungeheurer Mühlstein umliefe und dann mit einemmale in unterirdische Tiefen hinabstürzte. Auf drei Meilen in der Runde brauste die Luft, wie ein Meer, das vom heftigsten Sturme gepeitscht wird. Die Einwohner der benachbarten Dörfer ergriffen voll Entsetzen die Flucht, um nicht unter den Schlammsäulen begraben zu werden, welche der Krater auswarf. Sie schwebten gleich Wasserhosen in der Luft und bildeten rings umher fünf Fuß hohe Schlammbänke, füllten die benachbarten Thäler aus und verbreiteten dabei einen bituminösen Geruch, der das Athemholen sehr erschwerte. Der Ausbruch dauerte indessen in seiner höchsten Höhe blos eine halbe Stunde.

Dolomieu hat auf seiner wissenschaftlichen Reise durch Sicilien die Makaluba genau untersucht. Er überzeugte sich, daß das Feuer bei diesen auffallenden Erscheinungen keine Rolle spielt, denn er vermochte keine Spur davon zu entdecken. Er schloß daraus, daß im Eingeweide des Bergs große Massen von Gas eingeschlossen sind, das sich fortwährend nach oben durch den Thon, der ihm im Verhältniß seiner Schwere und Cohäsion einen gewissen Widerstand entgegensezt, zu entwickeln strebt. Die Umstände, welche plözlich eine stärkere Erzeugung dieser Luft und damit heftigere Explosionen verursachen, sind uns unbekannt. Die starken Ausbrüche der Makaluba fallen indessen gewöhnlich in den Herbst, und treten namentlich nach einem langen, trockenen Sommer häufig ein.

K l a g e.

Mein Herz ist wie ein traurig Thal,
Drin schöne Blumen stehen.
Was hilft es, wenn auf sie herab
Nur graue Felsen sehen!

Der Wasserfall, wohl möcht' er dort
Durch Gras und Blumen wallen;
Doch weil es nicht geschehen soll,
Muß er in Klüfte fallen.

Da braust er nun im tiefen Fall,
Zur Nacht hinabgezwungen;
Und aus dem dumpfen Wogenschall
Ist dieses Lied entsprungen.

A. Schöll.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Oktober.

Kaspar Hauser. Briefe eines Verstorbenen.

Zu den Opfern der französischen Revolution gehört Kaspar Hauser. Ich will nicht sagen, daß das Interesse für ihn ganz erstorben ist, aber die nächste Möglichkeit, etwas zur Aufklärung seines Schicksals zu thun, ist verschwunden. Hitzig bekanntlich, in Verbindung mit Feuerbach, beabsichtigte eine große Sammlung durch Europa zur Deckung der Kosten für eine möglichst genaue Ermittelung. Alles war gut eingeleitet und auch, wie es bei Dingen der Art nöthig ist, gehörig die Lärmtrommel geschlagen. Die neuesten Ausmittelungen des Hrn. v. Pirch von hier hatten die nächste Veranlassung zu Hitzigs bekanntem Aufsatz in seinem kriminalistischen Journale gegeben; die dadurch bewirkte Aufregung in der ganzen Welt, die Journale und Zeitungen liest, war sehr groß. Man durfte bedeutende Unterstützungen erwarten, nicht allein vom Mitleiden, sondern auch von dem europäischen Interesse an dem „europäischen Findelkinde." Hitzig wurde überstürmt; es kamen schon freiwillige Anerbietungen, ohne daß der Aufruf abgewartet wurde, und eben so viel Mittheilungen, Vermuthungen, Anleitungen, wie man zu Werke gehen müsse. Da kommt die Katastrophe in Paris, und der coup d'état wird in seinen Folgen auch ein Staatsstreich gegen den armen Hauser. Die für ihn in einer sogenannt interesselosen Zeit aufgeschossene Theilnahme ist unter einer gewaltigern, die für ein Kind unter der für Länder, Reiche oder das ganze Menschengeschlecht untergegangen. Man interessirte sich durch Europa für ihn auch darum, weil er der Sohn eines Fürsten, der Erbe einer Krone seyn konnte; seitdem ist das Glück, Fürst zu seyn und Kronen zu tragen, im Kourse gesunken; es lohnt sich nicht mehr. Eben so zur Unzeit kommt eine hier erschienene Brochüre: Kaspar Hauser, ein Betrüger. Der hiesige Polizeirath Merker hat sich die saure Mühe gegeben, mit polizeilicher Psychologie den Beweis zu führen, daß Hauser Betrüger mit Absicht und Bewußtseyn sey; anfangs zu gewöhnlichem Zweck, als es gut eingeschlagen, mit kühneren Planen. Es ist ein Kampf zwischen Polizei und Justiz, oder, wenn man noch weiter gehen will, zwischen romantischem und klassischem Geschmack, zwischen Glauben und Unglauben. Der Verfasser dieser opponirenden Schrift basirt sie übrigens durchaus auf keine neuen, thatsächlichen Erörterungen, sondern auf die dem Publikum zu Tage liegenden. Wenn der Argwohn aber begründet wäre, welch ein Genie wäre Hauser! Auch diese Schrift kommt, wie gesagt, post festum. Möchte übrigens der Augenblick nicht gar zu fern seyn, wo Europa sich wieder für einen einzelnen Unglücklichen interessiren kann!

Trotz den Weltbändeln macht eine literarische Erscheinung hier jezt Furor, fast wie ihrer Zeit die schöne Henriette. Es sind die zwei Bände der in München herausgekommenen Briefe eines Verstorbenen. Allgemein schreibt man sie dem Fürsten von Pückler-Muskau zu; er wird so offen genannt, daß auch Ihr Korrespondent keine Indiscretion zu begehen denkt, wenn er es schriftlich thut. Das Werk, als geistreiche Reisebeschreibung durch England, Wales, Irland u. s. w., hat gewiß großen Werth in sich durch die originelle und dabei objektiv richtige Auffassung des Beobachteten, durch die mitgetheilten Anekdoten, Charakterzüge, Sittengemälde, politischen Bemerkungen u. s. w. Hier aber hätte man es deshalb nicht mehr, wie jedes andere gute Buch gelesen, und es bleibt zweifelhaft, ob es so bald bekannt geworden wäre; aber unter den circa 700 Seiten sind ungefähr 20, welche einige skandalöse Anekdoten vom Berliner Hofleben, eine sanfte Persiflage unserer Pietisten und anderer Leute enthalten, und mehr brauchte es nicht, wohl mit darum, weil man den Autor sogleich errieth, um es von Mund zu Munde zu tragen und aus den Händen sich zu reißen. Andere Bände Briefsammlungen aus den frühern Reisen des Verstorbenen sind uns versprochen, aber wir besorgen, daß der Todte selbst die Feile anlegt, und sie minder reich an pikantem Inhalt erscheinen werden, wenn er von der Ruhestörung unter den Lebendigen hört, die seine ersten Briefe verursachten.

(Der Beschluß folgt.)

Frankfurt a. M., Anfangs November.

Der physikalische Verein.

Am Schlusse des verwichenen Monats hielt der physikalische Verein seine sechste Jahresversammlung seit der Zeit seiner Gründung. Wie herkömmlich, erstattete der derzeitige erste Vorsteher der Gesellschaft, Dr. Clemens, einen Bericht über die Leistungen derselben im Laufe des mit dieser Sitzung schließenden Jahrescyclus. Da sich dieser Bericht bereits in einem der hiesigen Blätter abgedruckt findet, so beschränken wir uns darauf, hier noch nachträglich zu bemerken, daß der Verein durch den in den ersten Monaten dieses Jahres erfolgten Tod Sömmerings einen bisher noch in keinerlei Weise ersezten Verlust erfahren hat. Seit dem 1. Mai 1828 nämlich hatte dieser in so vielfacher Beziehung ausgezeichnete Gelehrte dem Vereine seine Beobachtungen über die Sonnenflecken regelmäßig mitgetheilt. Der Mangel an fortgesezten Notizen ähnlicher Art bildet eine fühlbare Lücke in den wissenschaftlichen Bestrebungen der Gesellschaft. — Dr. Winterstein aus Mainz eröffnete darauf einen Kursus über meteorische Phänomene. Er begann mit der Erklärung des Gewitters, und theilte namentlich die neuesten Erfahrungen über die Bildung der Luftelektrizität beim Gewitter mit. Er machte dabei besonders auf das Entstehen der Elektrizität durch Veränderung des Aggregatzustandes aufmerksam, was hierauf durch Experimente versinnlicht ward. Da nämlich ein Körper, sobald er aus dem festen Zustande in den flüssigen übergeht, Elektrizität entbindet, wie z. B. der Schwefel beim Schmelzen, so entsteht Elektrizität ebenfalls bei der Verdampfung des Wassers, ein Experiment, das Dr. W. auf die Bildung der Gewitterwolken anwendete. Derselbe wird, während der Dauer seines hiesigen Aufenthalts, seine Thätigkeit dem physikalischen Vereine vorzugsweise widmen, was wir um so mehr als einen Gewinn betrachten, da der hier vernommene Vortrag außer Zweifel sezt, daß dieser Gelehrte mit erschöpfender Kenntniß der Sache eine sehr klare Darstellungsgabe verbindet. — Ueberhaupt wird uns das neue Wintersemester, nach den für dasselbe ebenfalls in dieser Sitzung angezeigten Vorträgen zu schließen, recht viel Interessantes liefern. Es wurden deren im Ganzen zehn angekündigt, unter denen wir als solche, die zu den vorzüglichsten Erwartungen berechtigen, namhaft machen: Clöpius über das Klima von Deutschland; Dr. Winterstein vollständiger Kursus über populäre Astronomie; Dr. Bögners Naturgeschichte des Wassers in allen Beziehungen, das Resultat einer mehr als zwanzigjährigen Lieblingsarbeit dieses Gelehrten, und endlich Schweinsberg über das Chlor und dessen technische Anwendung, als Fortsezung der bisher von diesem kenntnißreichen Pharmaceuten gehaltenen Vorträge.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 278.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. November 1830.

O grimm'ges Elend, so das Glück uns bringt!
Wer wünschte nicht, von Gütern frei zu seyn,
Trägt Elend nur und Schmach der Reichthum ein?

Shakespeare.
Timon.

Roberto Korsini.

Daß mit der Umgestaltung des politischen Lebens in Frankreich eine Umgestaltung der Literatur Hand in Hand geht, ist auch dem minder aufmerksamen Beobachter sichtbar. Namentlich ist diese Veränderung, neben der lyrischen Poesie, auch in der Novellenliteratur auffallend. Man sieht, die französischen Erzähler lesen nicht nur die Engländer, sondern auch die Deutschen, namentlich Hoffmann, und wenn sie sich bis jezt auch nicht in das Gebiet des eigentlich Spuckhaften gewagt haben, so ist damit nicht gesagt, daß dieß nie geschehen wird. Eine moderne französische Novelle wird den Lesern, zur Abwechslung, wenigstens in literarischer Hinsicht nicht unwillkommen seyn.

* * *

Jeden Freitag versammelte sich im großen Saale des Pallastes um grüne Tische eine ehrenwerthe Gesellschaft; unter dem blendenden Lichte eines venetianischen Krystalleuchters mischte man die Karten, ehrfurchtevolle Stille herrschte rings umher; hochverpönt blieb jedes politische Gespräch; von Religion war nie die Rede; das Spiel galt für Alles. Schon zwei Stunden lang hatte man allein das Knittern der Karten gehört, als Roberto gedankenlos von seinem Stuhle aufsprang und sich vor einen Tisch stellte, den Goldrollen und genuesische Banknoten bedeckten. „Herr Ritter," sagte einer der Spielenden zu ihm, „setzen Sie doch zweihundert Pistolen für mich ein; das Glück will mir heute nicht wohl, und das ist meine lezte Parthie." Roberto warf zweihundert Pistolen hin. In wenigen Sekunden war diese Summe, mit dem Einsatze des Spielers, für welchen Korsini gewettet, in der Hand ihres Gegners. Der Verlierende stand auf und sprach mit lächelnder Miene zu Korsini: „Nehmen Sie meinen Platz ein." Dieser gehorchte. Zweitausend Zechinen waren sein erster Einsatz. „Signor Doria," sagte er, „wir wollen doch sehen, ob für Euch allein die Würfel günstig fallen. Ihr seyd glücklicher am Spieltisch, als bei Frauen, und von rechtswegen, nach dem alten Sprichwort." — „Signor Korsini, Ihr handelt nicht großmüthig. Warum mahnt Ihr mich daran, daß Ihr in wenigen Tagen meine Kousine Aglaura als Gattin heimführt? Ihr habt ihr gefallen, gut! sie hat mich hintangesezt, noch besser! da ist trèfle, heraus damit!" — „Um Vergebung, beleidigen wollte ich nicht . . . ja so, trèfle? . . ich habe keines." — „Also gewonnen für mich." — „Ganz gut. Nun, auf zwanzigtausend Zechinen! so viel kosten die Ohrringe, welche ich für Aglauren kaufen will." — „Laßt doch Aglaura weg! Trumpfkönig! . . . ich fange an . . . spielt doch aus, Signor Korsini . . . Wie, noch einmal verloren! Wollt Ihr austreten?" — „Wenn ich verliere, trete ich nicht aus, ein so geringer Verlust schlägt mich keineswegs nieder. Fünfzigtausend Zechinen!" — „Das ist viel, wohl gar zu viel; aber Ihr seyd ein so edler Widerpart, daß man es wohl versuchen mag, den Sieg wieder auf Eure Seite zu bringen. Wohlan! fünfzigtausend Zechinen."

Er hatte etwas laut und heftig gesprochen; die Summe erregte Aufsehen; alles stand auf und reihte sich um Roberto Korsini und Doria; dann harrten sie lautlos, regungslos, Männer und Frauen. Mit Lust hätte sie so ein Künstler aufgefaßt, diese im engen Raume zusammengepreßten Gruppen, und hinter ihnen die Statuen des Marmorsaals.

„Ihr hattet wahrhaftig Unrecht', Signor Doria," sprach Korsini, „einen Augenblick anzustehen, als ich Euch fünfzigtausend Zechinen vorschlug. Mein Pallast ist so viel werth als der Eure, mein Landsitz zu Camaldoli so viel als Eure Rebenhügel von Carrara, und mein Kredit mißt sich mit dem Euren." — „Signor Korsini, in Eurem Unmuth legt Ihr meine Reden falsch aus, und noch mehr mein Stillschweigen. Gesteht es nur, fünfzigtausend Zechinen, das will was heißen heutzutage, wo die Franzosen unser Vaterland plündern und ein Paar Ohrringe allein zwanzigtausend Zechinen kosten." — „Ihr spottet, glaub' ich?" — „Mit nichten, Herr Ritter; ich gewinne, mein sind die fünfzigtausend Zechinen." — „Ganz wohl, aber mein Landsitz Kamaldoli ist für zweimalhunderttausend Bürge. Wollen Sie die Familienpapiere in Augenschein nehmen?" — „Schon gut! es geht um Kamaldoli; doch halt einen Augenblick! Wer steht mir dafür, daß die Franzosen nicht schon dort handthieren? Vielleicht binden sie in dieser Stunde ihre Pferde an das Gitterthor; vielleicht leeren sie Eure Keller und stecken Eure Scheunen in Brand, mein lieber Herr Ritter; denn auf solche Weise heitzen die Franzosen gerne ein. Falls die Fremden Euren Landsitz besezt haben, haftet Ihr mir dafür?" — „Auf meine Ehre! Spielt nur!" — „Sind die Wasser schön auf Eurem Landsitze zu Kamaldoli?" — „Die Tiber strömt mitten durch. Die ganze Campagna könnt Ihr vergiften, wenn's Euch beliebt; aber spielt doch einmal!" — „Und schattige Boskette, und Bildsäulen, und schöne Aussicht? O! die Aussicht geht mir über alles!" — „Ja! ja! und Galgen für meine Vasallen; ich habe das Recht über Leben und Tod; gefällt Euch das?... Aber so spielt doch!" — „Und die Töchter Eurer Vasallen? sind sie hübsch, sind sie rosig, wie Aglaura?" — „Jezt genug! im Namen meiner Mutter sey's geschworen!" Und er fuhr mit der Hand nach seinem Degen. — „Seyd doch ruhig. Es bleibt dabei! Zweimalhunderttausend Zechinen gegen Euren Landsitz von Kamaldoli." — „Ja! zum lezten Mal ja!" — „Carreau!" — „Da." — „Carreau!" — „Da!" — „Carreau!" — „Höll und Teufel! ich habe keines mehr." — „Carreau?" — „Macht fort!" — „Carreau." — „Keines!" — „Mein ist Kamaldoli!" — „Nun, das muß ich gestehen, verwünscht sind diese Karten, der Teufel hat sie gemischt, das Feuer der Hölle hat sie gefärbt! Um Vergebung, gnädige Frauen, ich bin etwas heftig; aber ich bin auch bodenlos unglücklich. Nein, ich schäme mich vor mir selber, denn im Grunde wissen Sie wohl, wie wenig ich um diesen Verlust mich kümmere. Nun, sind Sie diesen Abend eben so schlecht gefahren, als ich? Es wäre mir in der That sehr leid; doch ich vergesse, mein Herr, daß Ihnen mein Landsitz anheimfällt! Sie sind wohl so gütig, will ich hoffen, bisweilen diese Damen einzuladen. Verwünscht! fünf Mal Carreau! fünf Mal!" — „Signor Korsini! das soll mir eine angenehme Pflicht seyn. Sie selber, wenn Sie mich dort auf einige Wochen mit Ihrer Gegenwart beehren.." — „Wie, Sie bleiben auf halbem Wege stehen? Ihnen gehört Kamaldoli; aber noch besitze ich einen Pallast, den Pallast meiner Ahnen. Sie wissen, nach Palazzo Pitti ist er der schönste in Florenz; so sprechen alle Fremde. Marmor und Gemälde allein eine Million werth. Wollen Sie es wagen?" — „Warum nicht?" — „Was setzen Sie dagegen?" — „Was Sie wollen." — „Nicht so! setzen Sie es fest!" — „Bestimmen Sie es selber." — „Wohlan denn! quitte ou double! Ihren Gewinnst gegen den Palazzo Korsini." — „Topp!"

Die Karten wurden gemischt und ausgetheilt. „Finden Sie nicht, Signor Doria, daß diese Lampen schwächer brennen?" — „Sie sind wohl müde, Signor Korsini; wenn Sie es wünschen, halten wir einen Augenblick inne." — „O nein! mir schienen nur die Kerzen des Leuchters zu dunkel. Seit einigen Minuten schwimmt es mir vor den Augen, die Farben meines Spiels flimmern durch einander ... Es ist an Ihnen!"

(Die Fortsezung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsezung.)

Anders verhält es sich mit den Gesellschaften der Großen in den beiden Hauptstädten des Reichs. Hier ist Reichthum und Luxus, und selbst der feine Geschmack in allem, der Gegenstand der Bewunderung selbst für einen, der in Paris und London die Palläste der Großen näher kennen gelernt hat. Diese soirées oder réunions zeichnen sich wirklich durch Eleganz und guten Ton äußerst vortheilhaft aus. Wenn der fremde Gast auf seine Einladungskarte Abends vor dem Pallaste in seinem Wagen erscheint, fliegen die Thore desselben ungestüm auf; ein Schwarm von reich gallonirten Bedienten, mit Fackeln in den Händen, führt den Gast über die breiten Treppen in die Gesellschaftszimmer, in welchen man, nachdem man der Frau vom Hause vorgestellt worden, sogleich zu der zwanglosesten Unterhaltung mit den bereis versammelten Gästen übergehen kann. Die Zimmer, durch welche man auf diese Weise, von einem Gaste zum andern wandernd, kömmt, sind sämmtlich auf's Reichste dekorirt und durch wahrhaft ungeheure Spiegel, wie sie allein hier verfertigt

Digitized by Google

werden, gleichsam vervielfacht. Vor der eigentlichen Tafel werden Erfrischungen im Ueberflusse von den Bedienten herumgetragen.

Vor allem zeigen die russischen Großen ihre Pracht in der Anzahl ihrer Bedienten. Schon in dem Hofe wird der Fremde von ihnen umschwärmt; in dem Vorzimmer stehen sie dicht an einander und begleiten endlich den Gast in die tieferen Gemächer, um ihm da die überflüßigen Kleidungsstücke abzunehmen und in dem Vorzimmer aufzubewahren. Früher soll diese Sucht noch viel größer gewesen seyn, aber sie ist wahrlich auch jezt noch groß genug, besonders wenn man dazu bemerkt, daß die meisten derselben müssig gehen und zehn derselben nicht so viel arbeiten, als in Deutschland ein einziger. Diese Sucht hat sich selbst auf die Mittelklasse fortgepflanzt, und ein Russe hält unter denselben Verhältnissen wenigstens vier Mägde, unter welchen ein Deutscher in seinem Vaterlande froh seyn würde, eine einzige zu haben. Diese einzige thut aber in der Regel gewiß eben so viel, als alle jene vier zusammengenommen, und wenn es einmal Nachmittag ist, so thun alle vier gar nichts mehr; denn dann haben sie Feierabend und legen sich bis zum Schlafengehen im Sommer auf den Eiskeller, im Winter auf den Ofen, der zu dieser langen Siesta eigens eingerichtet ist. In England, in London selbst, sieht man in den größten Palläsen kaum drei oder vier eigentliche Bediente des Herrn, während ihre Zahl hier bei den Großen auf fünfzig, sechszig, und selbst über hundert steigt, wozu denn allerdings die Leichtigkeit, sie sich zu verschaffen, das Meiste beiträgt, denn fast alle sind Leibeigene von den Gütern des Herrn. Da ist ein Intendant und ein Maitre d'hôtel, ein Dutzend Zimmerbursche, eben so viel Aufwärter, eigene Bediente des Herrn und eigene Bediente der Frau, und wieder eigene für den jungen Herrn und für die Fräulein vom Hause; dann kommen die Kellner, Beschließer, Jäger, Schweizer, Thürsteher, Portiers, Läufer, Kutscher und Stallbursche, Jockeys und Vorreiter, Köche und Küchenbursche, die Konfituriers, die Einheizer und Zimmerputzer u. s. w., die Dienerinnen aller Art gar nicht zu erwähnen. Das Aergste an der Sache ist aber das fortwährende Anwachsen dieser Dienerschaft. Denn jeder Mann nimmt, wie sich in Rußland ohnehin versteht, sobald er in den Dienst tritt, auch seine Frau mit. Die Kinder, welche aus diesen Ehen entspringen, gehören ebenfalls zu dem Hause, und bleiben auch in demselben; ja oft werden sogar Verwandte, wenn auch nicht gänzlich in das Haus gezogen, doch Tage und Wochen lang in demselben behalten, ohne daß man sich dagegen aufhält; ferner finden die guten Freunde und Bekannte der Dienerschaft hier gewöhnlich offene Tafel und meistens auch ein Schlafgemach. „Als ich heirathete," erzählte mir ein reicher Russe, „nahm ich mir fest vor, durchaus nur so viele dieser unnützen Menschen in meinem Hause zu behalten, als unumgänglich für mich und meine Frau nothwendig war, und ich beschränkte mich daher auf vierzig. Aber zu meinem großen Erstaunen bemerkte ich nach drei oder vier Jahren, daß sich diese Zahl bereits beinahe verdoppelt hatte." In jedem andern Lande würde auch der Wohlhabenste sich begnügen, etwa drei oder vier dieser Leute bei Tische zur Aufwartung zu haben, aber in Rußland muß bei jeder Gasterei von oft 40 und 50 Personen hinter jedem Stuhle ein solcher Mensch stehen, wenn das Ganze nicht armselig aussehen soll. Sonst war es Sitte, und ist es in den Landhäusern mancher Großen noch, in jedem der zahlreichen Zimmer einen eigenen Bedienten, und an den Thüren derselben noch einen oder zwei aufwartende Knaben aufzustellen, und diese Leute die Stelle der jetzigen Glockenzüge versehen zu lassen. Wenn Se. Durchlaucht in dem lezten seiner Appartements einen Befehl zu erlassen geruhte, so lief das Kommandowort von Zimmer zu Zimmer und von Thüre zu Thüre, bis es endlich den lezten erreichte, der das Verlangte brachte, worauf es dann durch eben so viele Personen wieder an den Gosudar (gnädigen Herrn) gelangte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Oktober.

(Beschluß.)

Die Zeitungen und die Ultras.

Unsere politischen Zeitungen sind jezt unglaublich trocken, dürr, beschnitten. Die Vossische fast wie die Spenersche, besonders aber die Staatszeitung. Der Ruhm, dessen sich lezstere seit einiger Zeit erfreute, am schnellsten und gewissenhaftesten die politischen Neuigkeiten des Auslandes mitzutheilen, hat sie, wie es scheint, verdrossen. Jezt liefert sie die wichtigsten Notizen unendlich spät, abgekürzt, häufig den Nerv herausgeschnitten. Die Braunschweiger Vorfälle erfahren wir nach drei Wochen, von den Dresdenern nichts als die Proklamationen, von denen man, ohne andere Quelle, kaum wüßte, worauf sie sich beziehen, und von den Kasselern eigentlich gar nichts. Da man indessen in einer Stadt wie Berlin nicht gut unwissend bleiben kann, so liest man dafür desto mehr die Allgemeine, die Hamburger und Nürnberger Zeitung. Ich glaube nicht, daß ein Quentchen Nachricht uns verloren geht; um so unglaublicher scheint die Anwendung von dergleichen restringirenden Censurmaßregeln in einer preußischen Hauptstadt. Es kann auch nur temporär seyn, wie so manches; aber daß es ist, daß man nicht mehr Vertrauen zeigt, Bürgern, die sich alles Vertrauens würdig gezeigt, ist immer ein Fleck. Es geht natürlich nur von überängstlichen Zwischenbehörden aus. Unsere Ultra ärgern sich, daß es in der Welt außerhalb noch so ordentlich hergeht. Mehrere hier haben gar keinen Hehl, daß sie in Paris den Sieg der Klubbs erwarten und wünschen; in der Deputirtenkammer ist Manguin ihr Held, sie sähen die Hinrichtung der Minister gar nicht un-

Digitized by Google

gern, und die kräftigen Anstrengungen der Pariser Nationalgarde, die Wiedererwählung der gemäßigten Deputirten, sind ihnen eben so unerwartet als Striche durch die Rechnung. Sie haben es vorhergesagt und sie wollen es, daß aus der Umwälzung eine Ueberwälzung wird. Ob sie aber noch wähnen, daß eine Rückwälzung, wie die der Restauration, jemals wieder in Frankreich eintreten könne, oder ob es nur ein Rachegefühl ist? eine Verirrung der politischen Ansicht, die nach solchen blutigen Erfahrungen kaum glaublich scheint, aber doch existirt. Glücklicherweise sind diese unsere Ultras gezählt, und weder die hellsten, noch die einflußreichsten Köpfe. Niemand schreibt ihnen übrigens persönliche und böse Absichten zu; doch betet jeder ächte Preuße, der seinen König liebt, daß diese Phantasietheoretiker keinen dauernden Einfluß auf unsere Staatsangelegenheiten gewinnen. Mit dem Preußen, welches ist, wäre es alsdann aus, und ob ein neues Preußen nach längst zu Grabe getragenen, vermoderten Begriffen sich im 19ten Jahrhundert neu konstituiren ließe, bliebe doch ein Problem.

Von der innigsten Verehrung der Berliner für ihr Königshaus werden Ihnen die Zeitungsnachrichten vom Empfange der hohen Neuvermählten, des Prinzen Albrecht mit der Prinzessin Mariane, ein sprechendes Zeugniß gegeben haben. Unpassend war die dazu gewählte Oper: „Andreas Hofer“ nach Rossinis „Wilhelm Tell.“ Weder als Hofer noch als Tell paßte das zu anderer Zeit ganz unverfängliche Thema zu einem Tage, der dem Publikum eine fürstliche Vermählung repräsentiren sollte.

Frankfurt a. M., Anfangs November.

(Fortsetzung.)

Pfarrer Peschier über Frau v. Staël.

Im Museum (im rothen Hause) vernahmen wir in der Zwischenzeit, neben ausgezeichneten, dem Gebiete der Tonkunst angehörigen Leistungen, ebenfalls mehrere sehr interessante Vorträge. Dahin gehört namentlich ein Vortrag des Pfarrer Becker von hier über den belgischen Aufstand gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Der Redner machte besonders auf die Aehnlichkeit aufmerksam, welche die Phasen jener geschichtlichen Begebenheit vor etwa 40 Jahren mit der Revolution darbieten, deren Schauplatz jetzt die nämlichen Gegenden sind. Wie heute, hatten auch damals Priester die Hand mit im Spiele, wie heute herrschte auch damals zügellose Anarchie in dem unglücklichen Lande. — In der letzten Museumssitzung trug der schon einige Male in diesen Blättern erwähnte Genfer Gelehrte, Peschier, auf dringendes Ersuchen der Direktion der Gesellschaft eine kritische Abhandlung über Frau von Staëls Corinna vor. Im Eingange berührte er kurz die so seltsam verflochtenen Lebensschicksale seiner berühmten Landsmännin. „Um ihren Besitz, sagt er ferner, stritt die Politik mit den Wissenschaften; allein ihre Begeisterung für den Dienst der letztern führte sie immer wieder zu den Künsten des Gedankens zurück, ohne daß sie deshalb weniger die Menschen im Getümmel der Geschäfte, im Kampfe der Parteien und unter dem Schleier beobachtete, worin sich die Diplomatie verhüllt; und so scheint sie denn zwei Epochen, einer zweifachen Literatur und einem zweifachen Vaterlande anzugehören. Gegen Ende des 18ten Jahrhunderts, zu jener Zeit geboren, wo das literarische dolce far niente alle Köpfe beschäftigte, bewillkommte Frau v. Staël die Morgenröthe der gesellschaftlichen Reform in Frankreich, den Honigmonat der Revolution. Zeuge der Ausschweifungen, die sie befleckten, des Wahnsinns einer mörderischen Regierung und der Thaten Bonapartes, zog sich die berühmte Frau auf ihr Schloß bei Genf zurück, als ein Opfer des Kampfes mit einer argwöhnischen Regierung, die ihr Liberalismus in Schrekken setzte und die sie bis zur Erbitterung fürchtete. Müde der Tyrannei des ersten Konsuls, der Kaiser geworden und den ihr Werk über die Literatur gegen sie aufgebracht hatte, verläßt Frau v. Staël ihren Salon zu Coppet und begibt sich nach Italien, um sich hier durch Kunstgenuß von den peinlichen Auftritten zu erholen, denen sie jeden Tag ausgesetzt war. Hier verfaßte sie Corinna, ein eben so originelles als rührendes Werk, das zugleich Roman und Reisebeschreibung ist; eine poetische, höchst anziehende Erzählung, die zuweilen die vertrauliche Mittheilung einer höhern Seele und die Geschichte ihrer eigenen Leiden zu seyn scheint, eine durchaus ideale Fiction, worin selbst das geübte Auge eines Censors keine politische Tendenz entdeckt hätte, die aber dennoch den Despoten, der damals herrschte, so sehr in Zorn setzte, daß er selber eine derbe und geistreiche Kritik dieses Werkes, ohne sie zu unterzeichnen, in den Moniteur einrücken ließ.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 272:

Das Besteck.

Räthsel.

Viel Dinge bekanntlich in unserer Welt
Sieht man bald fallen, bald steigen.
Doch nenn' ich dir, Freundchen, ein solches nun,
Dem beides recht eigentlich eigen.

Es seh'n gar Viele nach seinem Stand
Mit Freuden, und wieder mit Sorgen,
Und Mancher, wenn er es fallen sieht,
Er fürchtet den künftigen Morgen.

Denn sinkt es tief und tiefer hinab,
So drohn Erdbeben und Stürme,
Und wenn es nicht schleunig sich wieder hebt,
So fallen Mauern und Thürme.

Und der Donner kracht und das Festeste bricht,
Nicht schützen Riegel noch Eisen.
Doch hebt es sich, gleich wird das Wetter schön,
Und ruhig kannst Du verreisen.

Nun rathe! — Doch nur nicht ein Wetterglas!
Mein Räthsel, es hängt nicht im Zimmer.
Quecksilber ist auch nicht ein Tropfen darin,
Doch wie Quecksilber ist's immer.

Drum bitt' ich am Borne des Räthselgenies
Nur wieder und wieder zu pumpen.
Mein Wort — es besteht nur aus Lumpenstoff,
Und macht auch bedeutende Lumpen.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 279.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. November 1830.

Quels dinés,
Quels dinés!
Oh! que j'ai fait de bons dinés!

Béranger.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Eine polnische Gräfin erzählte mir, als sie einst bei dem Grafen Orloff einen Geschäftsbesuch gemacht, habe der Graf unter dem Gespräche dem an der Thüre stehenden Bedienten befohlen, ein Glas Wasser zu besorgen. Der Diener hatte kaum den Rücken gewendet, um mit seinem nächsten Nachbar zu sprechen, als er schon wieder auf seinem Posten erschien. Es verging eine halbe Stunde und das Glas Wasser kam noch nicht. Der Graf, von Durst geplagt, mußte seinen Befehl wiederholen und sagte zur Gräfin: „Sehen Sie, was für ein armer Mann ich bin, ich habe über 120 Bediente blos in diesem Hause, und wenn ich ein Glas Wasser bedarf, kann ich es nicht erhalten.“ Die Gräfin lächelte über den armen Mann und meinte, wenn er noch ein gut Theil ärmer wäre und nur einen Bedienten halten könnte, so würde er wohl besser bedient seyn. Die Gräfin Orloff, seine Tochter, die das ganze Vermögen des Vaters geerbt hat, soll in ihrem Pallaste zu Moskau über achthundert Bediente jeder Art und jedes Geschlechtes haben, und blos für sie ein eigenes Hospital halten.

Nebst diesen Armeen von Bedienten, zeigen die Reichen Rußlands ihren Glanz am liebsten in der Fülle und Pracht ihrer Tafeln. Wer bei ihnen zu Tische geladen ist, muß eigentlich zweimal Tafel halten. Denn gleich bei der Ankunft, etwa eine Stunde vor dem Hauptschmause, wird man in eines der vorzüglichsten Zimmer geführt, in welchem auf mehreren kleinen Tischen eine Unzahl kalter Speisen aufgetragen ist, als Häringe, Caviar, Eingemachtes, Hausen, Sterlette und dergleichen, die Hauptsache, Liqueurs und gebrannte Wasser aller Art, nicht zu vergessen. Die Gäste genießen davon stehend oder im Gespräche auf- und abgehend, bis das Zeichen zur Tafel gegeben wird. Man tritt dann in einen Saal, in dessen Mitte ein ungeheurer Tisch mit Speisen aller Art beladen steht. In der Mitte desselben prangt eine große, goldene oder silberne Platte in Form eines Präsentirtellers, eines Blumenkorbes und dergleichen, und zur Seite desselben stehen mehrere kostbare Gefäße mit duftenden Blumen, mit edlen Früchten, Konfitüren und dergleichen. Die Frauen sitzen gewöhnlich an der obersten Stelle beisammen, den übrigen Raum nehmen die Männer ein. Diese Trennung der Geschlechter, welche erst in den neuern Zeiten weniger strenge beobachtet wird, ist natürlich der Geselligkeit durchaus nicht förderlich, und muß in Rußland, wo der Umgang zwischen beiden Geschlechtern viel freier als in andern Ländern ist, doppelt auffallen. Auf Rangordnung im Sitzen wird lange nicht so kleinlich gehalten, wie dieß noch in so vielen Gegenden Deutschlands der Fall ist. Da die Tafeln gewöhnlich rund oder elliptisch sind, und die Frau und der Herr vom Hause einander gegenüber sitzen, so wird schon durch diese einfache Anordnung der lächerliche Rangstreit größtentheils entfernt, und man sieht daher oft die vornehmsten der anwesenden Gäste mitten unter den ge-

Digitized by Google

ringeren ſitzen. Die abſcheuliche Sitte, die ſchon der jüngere Plinius ſo bitter verſpottet: amicos suos gradatim habere, und dem Unterhauſe an der Tafel ſchlechtere Weine und dergleichen zu geben, iſt in den beſſeren Geſellſchaften Rußlands eine durchaus unbekannte Sache.

Der gerühmte Reichthum einer ruſſiſchen großen Tafel zeigt ſich nun vor allem in der beinahe unzähligen Menge von Eingemachtem, von Saucen, Brühen und dergleichen. Der Marcheſe Caraccioli, neapolitaniſcher Geſandte in London, machte einſt an dem Tiſche eines engliſchen Miniſters die Bemerkung, daß es in England über ſechszig religiöſe Sekten, und doch nur eine Sauce (die in zerlaſſener Butter beſteht) gebe. In Rußland hätte er beides, Sekten und Religionen und Saucen, beinahe in gleich unzähliger Menge gefunden. Dieſe Dinge, unter welchen die eingemachten Beeren und Früchte die erſte Rolle ſpielen, werden auf einem Seitentiſche eigens aufgeſtellt und von dem Maitre d'hôtel und ſeinen Aſſiſtenten ſervirt. Jede Minute kömmt einer mit ſeiner ſilbernen Schaale und dem kleinen goldenen Löffel, und flüſtert dem Gaſte vertraulich ins Ohr, was für eine Seltenheit hier ſeinem Gaumen angeboten wird, und kaum hat ſich dieſer entfernt, ſo ſteht ſchon wieder ein anderer da und fragt eben ſo vertraulich, welcher von den Bechern mit Burgunder, Champagner, Lafitte, Tokayer, Pacharet, Johannisberger u. ſ. w. gefällig ſey. Beſonders iſt die Menge von Champagner auffallend, die bei einem ſolchen Schmauſe getrunken wird. Es wäre in der That unerklärbar, wie die kleine Champagne auch nur ſo viel Wein liefern könnte, als jährlich in Rußland verbraucht wird, wenn man nicht wüßte, daß Rußland in ſeinen Provinzen am Don ſehr weitläufige Weingärten hat, die einen Wein liefern, der dem gerühmten Champagner an Güte und allen ſeinen bekannten Eigenſchaften durchaus nicht nachſteht. Auch in der Krimm hebt ſich der Weinbau ſehr, da er nicht blos von den Großen, ſondern ſelbſt von dem Monarchen auf das Thätigſte unterſtützt wird, und dieſe Inſel liefert bereits Weine, die mit den beſten aus Ungarn, Tyrol oder Frankreich in die Schranken treten können.

Unter den Leckereien der ruſſiſchen Tafeln ſtehen die Varenikys und die Batwinia oben an. Beide ſind dem Lande eigenthümlich und für einen, der kein Gaſtronom iſt, ſchwer zu beſchreiben. Die Varenikys beſtehen im Allgemeinen aus eingeſottenen Früchten und Beeren, und ſie theilen ſich in beinahe unzählige Unterarten. Die Batwinia, der König der Ollapotrida, iſt ein ſonderbares Gemiſch von Fleiſch, Fiſchen, Krebſen, eingeſalzenen Gurken, feinen ſpaniſchen Zwiebeln und dergleichen Ingredienzien. Sie wird gewöhnlich zwiſchen Stücke von Eis auf einer großen Schüſſel in die Mitte des Tiſches geſtellt. Der Kaiſer Alexander ließ bei ſeiner Anweſenheit in Wien während des großen Kongreſſes dieſe gerühmte Batwinia auch bei einem diplomatiſchen Gaſtmahle auftragen, das er den fremden Geſandten und Miniſtern gab. Als er den bekannten Marſchall Vorwärts von dieſer Speiſe nehmen und mit ſaurem Geſichte eſſen ſah, fragte er ihn, wie er dieſe Lieblingsſpeiſe der Ruſſen finde. „Sire," ſagte der gerade Soldat, „je la trouve détestable," und gab das Uebrige dem nahe ſtehenden Bedienten. Der Monarch lächelte über dieſen Angriff auf ſein Leibgericht und ſezte den übrigen Gäſten mit einer Art von Vorliebe und mit nicht geringer Sachkenntniß die koſtbaren Beſtandtheile deſſelben auseinander. Nebſt dieſen beiden Speiſen gibt es aber noch viele andere, die im Auslande eben ſo unbekannt ſind, und von denen viele ſo wohl ſchmecken, daß ſie es wohl verdienten, von unſern Gourmands näher beachtet zu werden. Hieher gehört die berühmte Vorſchtſuppe mit Kohl, rothen Rüben und Fiſchſtücken; die Pirogi oder gefüllten Kuchen, die ſehr wohlſchmeckenden Sterlette, eigens zubereitete Waſſerhühner, Schweinefleiſch mit Trüffeln, aſtrachaniſche Beeren und krimmiſche Früchte, und wie die Dinge alle heißen, die einen an ſolche Fülle und an ſolches Gemiſch ungewöhnten Magen ſchon nach dem erſten Verſuche in die größte Verlegenheit bringen können.

Roberto Korſini.

(Fortſetzung.)

Mit drei Zügen warf das kalte Schickſal den Armen völlig zu Boden. Ohne Klage, ohne die Miene nur zu verändern, legt er den goldenen Schlüſſel des Pallaſtes auf den grünen Teppich und ſchreitet hin durch die ſtumme Geſellſchaft; keiner wagt es, ihn anzuhalten, alle feſſelt unwillkührliches Entſetzen beim Anblick dieſes fürchterlichen Glückswechſels. Allein Roberto kehrt um. Hat er noch etwas zu verſpielen? Er bückt ſich zu Doria nieder und flüſtert ihm mit ſichtbarer Bewegung einige Worte ins Ohr. Doria ſcheint etwas zu bejahen. Die Karten ſind wieder in beider Hand.

„Seyd Ihr der Teufel ſelber? Ihr verliert nie!" — „Ganz im Gegentheil, Signor Korſini, ganz im Gegentheil! der Teufel liebt die Weiber nicht, aber ich gewinne ſo eben Eure Geliebte, Eure Braut, die Jungfrau, die Ihr in wenig Tagen heimführen ſolltet als Gattin." — „Ein Nichtswürdiger, wer ſo etwas laut verkündet!" — „Ein Niederträchtiger, der ſo ſpielt!" Und alle umſtehenden Damen riefen zornentbrannt: „Wie! ſeine Braut Aglaura! Cavaleantis einzige Tochter! Heilige Jungfrau! mußten wir das erleben! die dreifarbige Fahne auf dem Duomo, und eines Edelmanns Geliebte verſpielt wie elendes Gold!!" — „Einen Augenblick Ruhe, wenn ich bitten darf. Ich, Franzesko Roberto Korſini, aus dem edlen Hauſe entſproſſen, welches der Republik Venedig zwei

Digitized by Google

Dogen, der Stadt Triest einen Governor, dem heimischen Florenz manchen Podestà und Gonfaloniere gab; ich, Herr von Kamaldoli, sage es laut: ich spiele um meinen Namen, den Namen Franzesko Roberto Korsini." — „Um seinen Namen!" riefen mit lautem Hohngelächter die Umstehenden: „er spielt um seinen Namen!" — „Mein Name, denke ich," fiel Korsini bitter lächelnd ein, „ist wohl einige tausend Morgen Reblandes von Carrara werth; der Ruhm, der sich an das Haus Korsini knüpft, wiegt wohl jede Summe auf, die Ihr auszusetzen beliebt, Signor Doria! Ich setze meinen Namen ein; wenn ich verliere, so bleibe ich verpflichtet, in meinem Leben mich nie mehr zu nennen. Mein Name ist ein theurer Schatz, er steht geschrieben im Buche des Schicksals, geschrieben mit goldenen Buchstaben auf Venedigs Pergamenten; er steht auf jedem Blatte von Hetruriens glorreicher Geschichte. Wohlan! wenn ich verliere, so werde er überall ausgemerzt. Bedarf es der Worte, Euch, edle Herrn, die Größe meines Opfers darzuthun? Ihr wißt es so gut als ich, an unserem Namen hängt der Segen unserer Väter, der Ruhm, den sie erworben; er knüpft die Vergangenheit an die Gegenwart, die Gegenwart an die Zukunft. Der Leibeigene trägt nur den Namen, den ihm der Wille seines Herrn gibt; der Bastard erhält den seinen vom Mitleid der Welt: und doch hängen Bastard und Sklave fest an dieser Gabe, an diesem Almosen; auch ihnen ist der Name ein magisches Band, ohne welches des Lebens rascher Strom hinschwände in das Nichts, gleich den Staubwolken, die der Wind auf der Heerstraße fortwälzt. Nie schlägt ein Name an unser Ohr, ohne die Geschichte eines Menschenlebens rasch in unserer Erinnerung aufzuregen; der Name ist der Mensch selber; er ist eine Klassennummer auf dieser Erde; wird sie ausgerufen, und Ihr antwortet nicht, oder Ihr habt das Recht verloren, darauf zu antworten, so ist jedes andere Recht dahin. Die Gesetze sind nichts mehr für Euch als ein todter Buchstaben; Euer Leben wird zum Betruge, zur Lüge; Ihr seyd ein Paria, wenn die Welt keinen Namen mehr für Euch hat. Und am Tage des jüngsten Gerichtes, wenn die Zeit verschwindet vor der Ewigkeit, wenn der Raum hinschwimmt ins Unendliche, wenn der Erzengel mit seiner Donnerstimme die Todten aus den Grüften ruft, wird nicht alsdann der Name zum Schlüssel, der den Himmel öffnet oder die Hölle? Bin ich namenlos geworden, so bleibe ich taub beim Rufe des Erzengels, verloren selber für Satan. Bedenkt es nochmals: der Name ist die Seele selber. Meinesgleichen hat schon oft seine Seele dem Bösen verschrieben, ich thue mehr: ich morde sie. Ein Name ist das einzige Eigenthum, das urkundlich eingegraben steht auf jeder Menschenstirne durch Christi eigene Hand. Wohlan, ich spiele um meinen Namen! . . Wie hoch schätzt Ihr ihn wohl, Signor Doria?" — „Euer Vorschlag, Signor Korsini, ist sehr sonderbar, und Ihr seht, wie bestürzt und betroffen ich bin. Schon mehr als einmal sah man um Geld, um Paläste, Königreiche und Frauen spielen, aber um einen Namen!" — „Es mag Euch sonderbar dünken; doch jezt handelt es sich nicht darum, ob die Sache selten ist oder nicht. Hat mein Name einen Werth? ja oder nein!" — „Um Vergebung, ich muß doch wissen, was ich mit Eurem Namen, wenn ich ihn gewinne, anfangen soll? hat er gleichen Werth für mich wie die Reichthümer, die Ihr an mich verlort, als die Gattin, die ich mir rechtmäßig wieder gewonnen habe?" — „Wie? Ihr rechnet die Verachtung für nichts, die ich mir zuziehe in den Augen der Welt? für nichts das gesetzlose, traurige Nichtsseyn, zu dem ich mich verdamme, bis ich wieder losgekauft werde? Ich habe es laut gesagt, ich spiele um meinen Namen, d. h. um meine Seele." — „In der That, ich hätte das Recht, solch teuflische Herausforderung nicht anzunehmen. Doch Eure fieberhaften Reden, der ungeheure Verlust, den Ihr erlitten, die Hoffnung, Euch aus dem Abgrunde wieder emporzuraffen. . ." — „Schon gut, schon gut, ich weiß Eure Beweggründe zu schätzen. Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht? Zum leztenmale, wie hoch schlagt Ihr meinen Namen an? Macht schnell! Euer Zaudern foltert mich zu Tode." — „Euren Namen schätze ich allzuhoch, um seinen Werth zu bestimmen. Gewinne ich, so fällt er mir anheim, verliere ich, so mögt Ihr mir sagen, wie viel er Euch gilt." — „Sezt Euch!"

Beide Spieler machten das Zeichen des Kreuzes. Während sie die Karten mischten, entfernte sich die ganze Gesellschaft, als triebe sie ein Gespenst von dannen. Roberto und Doria blieben allein im Saale. Es war beinahe Mitternacht. Der venetianische Krystallleuchter verbreitete nur noch ein zweideutiges, unheimliches Licht. Die Freskodecke, das blaue Porzellan, das schwarze Marmorgesimse des Kamins, die Statuen, bleich und hoch, die Tapeten mit ihren Bildern, die schimmernde Wanduhr, alles verschwamm im Dämmerlicht. Aber rechts und links, an allen Wänden des Saals, gaukelten in den großen Spiegeln, die, sich selbst wiederholend, eine unabsehbare Perspektive bildeten, die bleichen, hohlen Gesicher der zwei Spieler, wie eine Geisterversammlung. Beim Anblicke der gleichförmigen Bewegung jener Gestalten hätte man geschworen, es sitzen da Gotteslängner, über einem dämonischen Werke brütend. Schauerlich war es in dieser Stille, wie der vorbeistreichende Nachtwind die rothen Gardinen am offenen Fenster mit ihren zitternden Goldfranzen hin und herwarf oder im Laube des Gartens weinerlich rauschte und die Baumäste bis zum nahen Balkone herüberbog, daß es war, es seyen neugierige, phantastische Zuschauer auf dem Altane. Und plötzlich erscholl eine Stimme: „Ich bin verdammt!" — Ein einzelner Mann eilte in der Nacht durch das Thor San Gallo ins Freie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Nachrichten aus Algier.

Aus dem Briefe eines französischen Offiziers.

.... Es ist acht Uhr Abends, die Muezzins und Marabuts rufen von den Moscheen herab den Muselmann zum Gebet; die Juden ihrerseits rüsten sich zum Osterfeste und verwandeln ihre Terrassen in Boskette von grünem Rohr, unter denen sie ihr ungesäuert Brod essen; die Franzosen, von Mauren mit Laternen begleitet, besuchen einander. Die Abendgesellschaften beginnen und gehen erst mitten in der Nacht zu Ende. — Die Juden vergöttern uns beinahe; Alles geben sie uns hin, nur ihr Geld nicht. Sie bedauern, wenn wir je einmal das Land räumen sollten, so wollten sie, ehe sie sich wieder unter das türkische Joch begäben, lieber mit uns ziehen und ein neues Algier in Frankreich gründen. Da bewahre uns Gott davor! — Sogar die Frauen fangen an, menschlicher zu werden; als wir einrückten, sah man niemals eine Frauensperson auf der Straße; jezt gehen sie sammt und sonders aus. Die Maurinnen gehen noch verschleiert, sie fangen aber bereits an, den Burnu, der ihr Gesicht bedeckt, ein wenig herabzulassen, und da kommen nun große schöne Augen zum Vorschein, deren Feuer durch die schwarze Färbung der Augbraunen und Wimpern noch erhöht wird. Die Eifersucht der Mauren hat, wie die Strenge, womit ihre Weiber sich verschleierten, nachgelassen, und was ganz unerhört ist, Franzosen haben auf Landhäusern Zutritt in die Harems gefunden.

Die Stadt enthält gegenwärtig so viele französische Soldaten als Einwohner, und das Treiben auf den Straßen ist gar nicht uninteressant: hier sizt ein Besieger von Algier einem Esel auf der Croupe und hält einen Bündel mit Lebensmitteln vor sich; dort kommt ein Maure auf einem Kameel geritten, hinter sich auf der Croupe einen französischen Soldaten; bei jedem Schritte begegnet man jungen Mauren oder Juden, die vor den Offizieren mit Rohrstäben das Gewehr präsentiren und ziemlich verständlich rufen: „Bon jour, Monsieur, comment vous portez vous? Présentez armes! en joue! feu!“

.... Wir machen Lustpartheien zu den Vorposten und speisen daselbst. Die Landhäuser sind wirklich ganz herrlich; die Gehölze von Palmen, Citronen, Aloes, Granaden, Feigen und Olivenbäumen, in denen die alten Herrn des Landes ihre Zeit in Liebeständelei verbrachten, leihen uns jezt ihre Schatten zum selben Zwecke.

Die Wohlgerüche des Jasmins und der bengalischen Rosen erfüllen die Luft, und spiegelklare Bäche rieseln unter dem dichten Laubdach der Orangen. Kein gefährliches Thier stört die Lust in diesem Paradiese auf Erden; man sollte meinen, Löwen, Panther und Hyänen seyen vor uns, gleich den Beduinen, in die Bergkette des kleinen Atlas geflohen, die da auf der andern Seite der Bai vor uns liegt. Doch gehen wir wieder in die Stadt zurück. Jedes nur etwas beträchtliche Haus hat einen mit weißem Marmor gepflasterten Hof, drei Stockwerke, Fenster ohne Glas und darüber eine Terrasse, wo man Abends der kühlen Seeluft genießt. Teppiche, ein Paar sehr niedrige Tische, Kisten und Kasten, darin besteht das ganze Gerätlw; das Personal bilden Bediente, deren man haben kann, so viel man will und zu ganz niedrigem Preise, und ein Dolmetscher. Die Häuser der Kaufleute sind noch ärmlicher; zu beiden Seiten einer schmuzigen Gasse, die so eng ist, daß kaum zwei Personen neben einander gehen können, sizt vor einem dunkeln Loche ein Maure, der gravitätisch seine Pfeife raucht, sich des Fächers bedient, seinen Kaffee schlürft oder seinen Rosenkranz durch die Finger laufen läßt; dies ist ein Kaufmann in seinem Magazin.

Bereits ist Befehl gegeben, daß mit dem Wiederaufbau von zwei schönen Kasernen, welche die Stadt an ihren beiden Enden begrenzen werden, der Anfang gemacht werden soll. Man ist eifrig daran, die Hauptstraßen breiter zu machen, ihnen Namen zu geben, und nicht lange, so werden die Häuser numerirt seyn. Man hat Kloake niedergerissen, um einen großen, schönen Platz zu gewinnen, und zwar im Mittelpunkt der Stadt und im belebtesten Quartier; man errichtet darauf Buden nach einem gleichförmigen Plan, und die Mauren melden sich in die Wette als Miether derselben. Nicht weit davon läßt die Stadt ein Schauspielhaus bauen, und neben diesem erheben sich auch bereits ein Hotel und ein nach französischer Weise eingerichtetes Kaffeehaus.

Frankfurt a. M., Anfangs November.

(Beschluß.)

Peschiers Vorlesungen. Paganini.

Peschier theilt, wie man leicht erachten kann, keineswegs die Ansichten des kaiserlichen Kritikers über Frau v. Staëls Werk. Nachdem er die Hauptcharaktere, die Situationen u. s. w. in Kürze analysirt hat, schließt er seinen Vortrag mit folgenden Betrachtungen: „Was den blos beschreibenden Theil dieses Werks betrifft, so weiß man nicht recht, was man am meisten bewundern soll, ob das poetische Genie, das in den lezten fünf Büchern vornämlich die lebhaftesten Gemüthsbewegungen hervorruft und die süßeste Rührung erzeugt, oder den Geschmack, das Kunstgefühl, das die ersten Bücher beseelt, oder den so unparteiischen, so neuen Gegensatz zwischen dem Leben des Enthusiasmus und dem gemeinen Leben, zwischen dem Reichthum der Einbildungskraft und der Reinheit der Unschuld. Ebenfalls ist es ein Akt der Großmuth und Gerechtigkeit von Seiten einer Frau, der ihre Berühmtheit eine gewisse Macht, Gutes zu thun, ertheilt, daß sie ein Volk vertheidigt, das alle andern seit lange mit Undankbarkeit behandeln; daß sie es mit seiner ganzen Empfindsamkeit, mit seiner ganzen Einbildungskraft und mit dem Sinn, den es für alles Schöne hat, schildert; daß sie jede Erinnerung an Rührungen des Herzens knüpft und daß sie endlich alle edlen Gesinnungen, alle Tugenden seiner Vorzeit ins Leben ruft, die noch jezt, als Schatten, Italiens Trümmerhaufen zu besuchen scheinen.“ Wir täuschten uns nicht, indem wir in unserm lezten Schreiben die Hoffnung äußerten, Peschier werde im Laufe dieses Winters einen zweiten wissenschaftlichen Kursus eröffnen. Der Prospektus ist so eben erschienen und führt die Ueberschrift: „Cours de Littérature comparée ou Tableau des lettres en Europe aux 14., 15. et 16. siècles.“ Der Kursus wird zwar hauptsächlich die schöne Literatur umfassen, allein auch die Geschichtschreiber jener Jahrhunderte, die politischen Schriftsteller, die Philosophen und Theologen, namentlich die Kirchenverbesserer, und unter ihnen besonders Luther, werden Gegenstände des Vortrags seyn. Die frühern Leistungen dieses Gelehrten berechtigen uns zu den schönsten Erwartungen.

Nachdem auf unserer Nationalschaubühne Paganini's Doppelgänger, in der Person des Hrn. Just aus Breslau, als Paganini, mit großem Beifall und bei überfülltem Hause mehrmals gesehen worden war, hat Paganini selber vor einigen Tagen ein sogenanntes Abschiedskonzert vor beinahe leeren Bänken gegeben. Hier in Frankfurt wenigstens hat dieser Geigenheld sein goldenes Zeitalter überlebt. An die Stelle der Begeisterung, die er früher erweckte, ist fast kalte Theilnahmlosigkeit getreten; ja es wurde sogar bei seinem lezten Debüt, freilich nur von Seiten der Laien in der Kunst, jene Originalität seines Vortrags und seiner Haltung vermißt, die sein vorgenannter Doppelgänger so treffend zu parodiren weiß.

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 280.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. November 1830.

Fort! flieh! die Menschheit stößt aus ihrem Schoß dich aus;
Flieh, und wohin du gehst, sey mit dir Schreck und Graus.

Delavigne.
Der Paria.

Roberto Korsini.

(Fortsetzung.)

Der Tag war nicht ferne; vom Bergvorsprung herab, wo der Namenlose stand, zeigte sich das näherliegende Land nur duftig und wogend wie ein Traumbild. Die Morgendünste lagen bläulichweiß über der Ebene, bald ruhig, bald wie Wellen fluthend. Mit jedem Augenblick veränderte sich im Nebel der Horizont und der Umriß der ganzen Gegend. Hohe Baumgruppen und duftumflorte Gebäude schienen vom festen Boden wie abgeschnitten durch den aufsteigenden Thau, der sich nach und nach zu breiten, aschgrauen oder blendenden Streifen zusammenzog; ein seltsames Gemälde! als ob unter dem klaren Wasserspiegel eines großen Sees die Trümmer alter herrlicher Städte versunken lägen. Der Fuß des Hügels tauchte überall in einen bleichen Nebelkranz, und ein zweiter Saturnusring schien sich rings umher feenhaft zu bilden; eine unabsehbare Linie von schwarzen Cypressen und schlanken Pappeln begrenzte einen unendlich scheinenden Horizont; er war so ferne, daß der unselige Flüchtling nicht mit Vogelschwingen ihn in einem Tage zu erreichen sich getraute.

Der Morgenwind wehte den balsamischen Geruch wilder Rosen und frischer Bergkräuter herüber; aber der Flüchtling stand angelehnt am dürren Baumstamm, hielt mit beiden Händen sein Haupt und weinte laut: „O, mein liebes Kamaldoli, mit deinen Paradiesesfrüchten, die nur auf der Tafel des heiligen Vaters praugten! Mein Marmorpallast! meine Braut! weh mir! mein Name! ich habe nichts, nichts mehr! Ha! dürfte ich, mit Waffen in der Hand, ihn dem frechen Doria entreißen, ihn mir, mir wieder beilegen; dürfte ich nur die Zeichen hinschreiben auf den Grund, oder ihn stammelnd aussprechen in der ödesten Wildniß! Aber ich soll, ich darf es nicht, ich selbst habe meinem Recht entsagt. Das Gesetz des Spieles ist unverletzlich, die Schulden sind heilig; der heilige Vater selbst kann hier nichts widerrufen. Die Welt verachtet mich, verwirft mich wie einen Renegaten; niedriger bin ich in ihren Augen, als der niedrigste Heide, ich habe ein Verbrechen begangen, ärger als Kirchenraub; aus Golddurst habe ich selber jedes Band zerrißen, das den Menschen an Erde und Himmel knüpft.“

Schon zeichnete der anbrechende Tag mit violetten Tinten die Umrisse des Horizonts. Noch spielte Licht und Schatten in einander; allein aus der fernen Tiefe tauchte Florenz auf, die Vaterstadt der Dichter, der Künstler und der herzoglichen Fürsten. Neben schlankaufstrebenden gothischen Thürmen, rundete sich mancher Dom, schimmerten die Zinnen vieler Paläste. Mit dem ersten Sonnenstrahle regt sich auch in den Straßen verworrener Lärm, und die scharfe Morgenluft trägt den heischern, klagenden Ton des Flügelhorns aus den Kasernen der Franzosen hinauf an das Ohr des Flüchtlings. Er sieht die Landmädchen der Apenninen vorübereilen auf den Markt von San-Lorenzo. Ihre hochaufgethürmten Früchte, ihre Blu-

Digitized by Google

menkörbe, ihre schwarzen brennenden Augen, ihre Lockenhaare, die um Mund und Nacken flattern, ihre melodische Sprache, ihr Gebet, ihre Lieder beschwichtigen den Aufruhr in seiner Brust. Sein Auge fliegt mit Lust über die Gestalten hin; er nimmt einer einige Blumen ab, aber plötzlich läßt er die Hand sinken: ein Mädchen hat ihm zugerufen: „Signore, wenn Ihr Nizza eine Rose abkauft, so nehmt eine Nelke von Martha, eine Jasminstaude von Gloria, eine Lilie von Luigina; denn Martha, Gloria, Luigina sind meine Schwestern.“ — „Weh mir! sie alle tragen einen Namen!“ Und wie ein Rasender läuft er quer durch die Felder und ruft zu wiederholten Malen: „Martha, Gloria, Luigina! Und ich bin nichts, nichts!“

An einer Klosterpforte klopft er an; ein Mönch erscheint. „Vater, ertheilt mir die heilige Taufe.“ — „Du kommst zu früher Stunde.“ — „Mich treibt die Sorge um mein Heil.“ — „Seyd Ihr ein Jude?“ — „Nein.“ Seyd Ihr ein Türke?“ — „Nein.“ — „Ein Ketzer?“ — „Nein, nein! Ich bin geboren in der römisch-katholisch-apostolischen Kirche.“ — „Nun, was wollt Ihr denn?“ — „Eine zweite Taufe.“ — „Unmöglich, das Koncilium von Trebizond hat es verboten.“ — „Aber ich habe keinen Namen mehr.“ — „Ihr seyd ein Narr, klopft anderswo an. Die Glocke läutet, Gott helf Euch!“ Und vor ihm schloß sich die Klosterpforte. „So wird mir denn die Taufe verweigert! Barmherziger Himmel! so bin ich nicht mehr ein Christ, ein Kind Gottes? für mich gibt es also weder Abendmahl, noch Osterfeier, und kein Priesterwort spricht mir Trost zu, wenn ich auf einsamem Sterbelager seufze!“

Als er ein Dorf betrat, welches zu den Besitzungen seiner Schwester, der Herzogin von Paglia, gehörte, rief ihm der Priester zu: „Gott mit Euch, Signor Roberto Korsini.“ Auch seine Amme, die im Fenster lag, rief fröhlich: „Seyd willkommen, Roberto!“ Bauern und Bäuerinnen unter den Thüren riefen ihm alle zu: „Seyd willkommen, Signor Korsini.“ Er sprach kein Wort mit dem Priester, mit der Amme, mit den Bewohnern des Dorfes. „Ich heiße nicht mehr so,“ rief er verzweiflungsvoll, „ich bin nichts, nichts mehr!“

Er trat in die Wohnung seiner Schwester; die Diener staunten ob seiner bleichen, verstörten Miene. Seine Schwester fragte ihn tieferschüttert, ob er eine schlimme Nachricht bringe. Er sank nieder auf einen Sessel und gab keine Antwort. Ein kleiner Neffe, den er zärtlich liebte, warf sich in seine Arme und sprach: „Schon zwei Tage warten wir auf Dich, Onkel Costa,“ — „Filippino, lieber Engel, das ist Onkel Costa nicht.“ — „So ist es mein Vetter Cardoni?“ — „Nein.“ — „Wer denn?... ich will ihn einmal fragen: sag mir, Onkel, sag mir Deinen Namen.“ — Da sprang er rasch auf, das Kind fiel zu Boden, und der Unglückliche eilte mit wilden Schritten von dannen, wie von einem Gespenste gejagt.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus Rußland.

Toleranz.

Jedem Reisenden in Rußland muß es auffallen, daß der Russe Andersdenkenden in Religionssachen gegenüber ein ganz anderer Mensch ist als der Westeuropäer. Ob die religiöse Toleranz, die in der That in keinem andern Lande so groß ist, als in Rußland, von der Unkenntniß aller positiven Religion, oder von dem Charakter der Russen, oder von dem Geiste ihrer Verfassung, oder endlich von der völligen Nichtachtung, in welcher die niedere Geistlichkeit bei dem Volke steht, und von dem daraus entstehenden Mangel eines geistlichen esprit de corps herrühre, wollen wir hier nicht untersuchen. Es genüge uns, zu wissen, daß diese allerdings sehr schöne Tugend, deren Abwesenheit in so vielen andern christlichen Ländern ganze Ströme von Menschenblut gekostet hat, hier in einem Grade angetroffen wird, der kaum einer Steigerung mehr fähig ist. Fremde Beamte, die aus dem Auslande berufen und vor ihrer Anstellung über viele Umstände befragt werden, selbst Lehrer und Professoren, die doch durch ihr Geschäft unmittelbar auf die geistige, also auch religiöse Erziehung des Volkes einwirken, werden in dieser Beziehung alle für gleich gehalten, und nie wird einer derselben von der Regierung um die Religion befragt, zu welcher er sich bekennt, da man diese Angelegenheit dem Gewissen eines Jeden überläßt. Obschon die morgenländisch-griechische Kirche die Hof- und Staatsreligion ist, so herrscht doch hinsichtlich aller Religionen die vollkommenste Gewissensfreiheit. Auch wohnen in diesem großen Lande Christen und Juden, Türken und Heiden, Fetisch- und Götzendiener, ruhig unter einander. Religionsverfolgung, Inquisition, Bluthochzeiten, sicilianische Vespern, Kreuzzüge und Bekehrungssucht sind hier ganz unbekannte Dinge. Niemand wird, seines Glaubens wegen, in seinen bürgerlichen Rechten gekränkt oder von Staatsämtern ausgeschlossen. In der Armee und in den ersten Civilstellen sieht man Männer, die, tartarischen Ursprungs, noch der mohamedanischen Religion zugethan sind. Auch fällt es keinem Russen ein, sich darauf etwas zu Gute zu thun, daß er im Schooße der herrschenden Kirche geboren ist. Unzählige fremde Kirchen umgeben in Petersburg und Moskau die herrschende Metropolitankirche, wie liebende Kinder ihre schützende Mutter, und in friedlicher Eintracht wohnt der orthodoxe Russe mit dem gläubigen Mohamedaner, und der heidnische Tschuwasche mit seinem zur christlichen Kirche übergegangenen Bruder in einer Hütte zusammen. Ein russischer General, erzählt der bekannte Sir Robert Wilson, der beim Besuchen eines

Digitized by Google

Vorpostens die Soldaten beim Essen fand, fragte jeden nach seiner Religion, wo denn ein sehr sonderbares Gemische aller Glaubensbekenntnisse zum Vorschein kam. Als er zu dem lezten kam, dessen Physiognomie ihm tartarisch schien, sagte er: „Du bist ein Mohamedaner, wie ich sehe.“ — „Nein,“ antwortete dieser voll Stolz und Zuversicht, „ich bin ein Heide.“ Ein herzliches Gelächter seiner Kameraden folgte darauf, die mit der größten Gutmüthigkeit fortfuhren, mit dem Heiden aus einer Schüssel zu essen und aus einem Kruge zu trinken.

Ich wünschte wohl, daß unsere Geschichtsforscher diese Erscheinung, die, so viel mir bekannt ist, in der ganzen Christenheit nicht ihres Gleichen hat, einer besondern Untersuchung unterwürfen. Es ist allerdings wahr, daß der gemeine Mann in jenem Lande seine Religion ihrem Wesen nach noch sehr wenig kennt, aber daraus wird sich jene Toleranz nicht erklären lassen, wenn man bedenkt, daß der gemeine Mann in so manchen andern Ländern seine Religion eben so wenig kennt und dabei doch der unverträglichste und intoleranteste Mensch ist.

Nicht minder sonderbar ist eine andere Erscheinung, die mit der so eben erwähnten in dem schneidendsten Widerspruche zu stehen scheint: nämlich der ganz unversöhnliche Haß, welchen die gegen jede fremde Religion und gegen die verschiedensten Sekten der christlichen Religion so äußerst toleranten Russen gegen die aus dem Schooße ihrer eigenen Kirche hervorgegangenen Sektirer des griechischen Ritus hegen. Wie es Menschen gibt, die sich mit der ganzen Welt, nur nicht mit ihren nächsten Verwandten vertragen können, so sind auch die Russen, die mit allen Religionsgenossen im Frieden leben, in einem ewigen Kriege mit den Raskolniken (Geschiedenen), und der gegenseitige Haß, ja der eigentliche Verfolgungsgeist würde sofort in helle Flammen ausbrechen, wenn die weise Regierung die kampflustigen Partheien nicht kräftig niederzuhalten wüßte. Früher kannte man in der russisch-griechischen Kirche keine Spaltungen. Als aber vor beinahe einem Jahrhundert ein Archire (Erzbischof) in Moskau die alten liturgischen Bücher nicht mehr gut genug fand und neue einführte, trennten sich die Anhänger des Neuen von den andern, und der Riß, der dadurch unter den Gläubigen entstand, wurde bald so groß, Haß und Verachtung der Partheien so unbändig, daß an Vereinigung nicht weiter gedacht werden kann. Die neuen Bücher sind zwar größtentheils wieder abgeschaft oder doch sehr modificirt und den alten näher gebracht worden; aber die Spaltung der Gemüther wurde dadurch nicht vermindert. Und doch unterscheiden sich diese Raskolniken, die sich selbst den Ehrennamen Starowertzi (Altgläubige) beilegen, blos in unwesentlichen Nebensachen, die meistens nur äußere Formen betreffen, von der andern. So brauchen sie keine Glocken in ihren Kirchen, so machen sie das in Rußland so gewöhnliche große Kreuz über Stirne, Schultern und Brust in verkehrter Richtung, von der rechten zur linken Seite der Brust, während die andern es von der linken zur rechten machen, und was dergleichen wichtige Dinge mehr sind. Da aber diese Starowertzi alle Gemeinschaft mit den Neulingen fliehen; da sie es für eine Sünde halten, mit ihnen aus einer Schüssel oder an einem Tische zu essen; da sie, wenn sie je auf einen Augenblick mit einem Ketzer dieser Art zusammengekommen sind, Kleider und Möbel, wie hinter einem Aussäzigen reinigen und waschen und dergleichen, so ist offenbar keine Vereinigung der feindlichen Brüder möglich, und es bleibt nichts übrig, als sie nur immer weit genug auseinander zu halten und jede Parthei ihren Weg für sich gehen und ihre krummen oder geraden Furchen für sich ziehen zu lassen.

Die herrschende griechische Kirche in Rußland hat übrigens, wie bekannt, unter den verschiedenen christlichen Sekten mit der katholischen Kirche am meisten Aehnlichkeit. Sie unterscheidet sich von dieser nur dadurch, daß sie die Suprematie des Pabstes nicht anerkennt, daß bei ihr der h. Geist nur von dem Vater, nicht auch zugleich von dem Sohne ausgeht, daß sie in den Kirchen keine geschnizten, sondern nur gemalte Bilder duldet, und daß sie endlich ihren Gläubigen das Abendmahl unter beiden Gestalten gibt. Alles Übrige haben sie mit den Katholiken gemein, selbst das Meßopfer, die Beichte u. dgl. Aus dieser Ursache werden auch die Bekenner der griechischen Kirche von den Katholiken nicht für Ketzer oder für Ungläubige, sondern nur für Schismatiker gehalten, und es ist den Katholiken, die in Rußland leben, erlaubt, alle Spenden der Kirche, die Taufe, Trauung, das Abendmahl, die lezte Oehlung ꝛc., wenn ein katholischer Priester mangelt, von dem russischen Geistlichen anzunehmen.

Diese Geistlichen der russischen Kirche dürfen nicht blos, sondern sie müssen heirathen, ehe sie die Weihe empfangen und dann ihre kirchlichen Funktionen antreten, die nach der Vorschrift nur von verheiratheten Priestern besorgt werden können. Sie dürfen aber auch nur einmal heirathen. Stirbt daher die Frau eines Geistlichen, so wird dieser dadurch unfähig, seinem Amte vorzusteben, er hört auf, seine Funktionen zu verrichten und muß ins Kloster wandern. Da das Kloster keinem ein wünschenswerther Aufenthalt ist, so werden die Frauen der russischen Popen auf den Händen getragen und mit der zärtlichsten Sorgfalt gepflegt, damit der Mann so lange als möglich in Freiheit bleibe. Der einzige Ersaz, der ihm durch diesen Gang ins Kloster für den Verlust seiner Freiheit wird, ist die Aussicht, einmal Bischof oder Erzbischof (Archimandrit oder Archire) zu werden, denn diese höhern geistlichen Stellen werden nur mit Mönchen, d. h. den Wittwern der verstorbenen Priesterfrauen besezt. Uebrigens haben die russischen Geistlichen aller Ordnungen keine liegenden Gründe oder große Güter,

Digitized by Google

wie z. B. die spanischen oder portugiesischen Priester, die den größten Theil des Landes als ihr ausschließendes Eigenthum besitzen. Diese geistlichen Güter wurden im J. 1764 sämmtlich eingezogen, und die Priester werden, wie alle übrigen Beamten des Reichs, salarirt. Sie stehen endlich alle unter einem höchsten Gerichte, der sogenannten heiligen Synode in Petersburg, deren Mitglieder nicht blos Geistliche, sondern großentheils Weltliche sind. Diese beiden, von Peter dem Großen getroffenen Einrichtungen sind die Ursache, daß sich in Rußland unter der Geistlichkeit noch kein esprit de corps gebildet hat und auch nie bilden wird, so lange jene Einrichtungen aufrecht erhalten werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Gallen. November.

Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft.

Dem Jahresberichte der St. Gallischen naturforschenden Gesellschaft über ihre Verhandlungen im Normaljahr vom Brachmonat 1829 bis eben dahin 1830 entheben wir einige Notizen. Aus der durch Mechanikus Zuber für das Jahr 1829 (wie schon für eine Reihe vorhergehender Jahre) gelieferten Schneetabelle ergibt sich, daß von Anfang Jenners bis Mitte März der Schnee in der Gegend von St. Gallen bis zur Tiefe des Bodensees liegen blieb, dann allmählig, mit einiger Unterbrechung durch neuen Schnee, im April wegschmolz, so daß bis zur zweiten Woche des Juli die höchsten Appenzeller Gebirge davon frei wurden, aber schon Ende Juli's und dreimal im August sich wieder bis auf 5600′ herunter aufsetzte, im Herbstmonat auf 4500′, mit Anfang Weinmonats bis auf 1500′ herabstieg und sich kaum mehr über 3000′ zurückzog, im Dezember endlich wieder bis zum See herab liegen blieb. — Das denkwürdige Ereigniß des Zufrierens des Bodensees im Februar dieses Jahrs hatte verschiedene, der Gesellschaft eingereichte Berichte veranlaßt. Einen derselben lieferte Diakon Pupikofer, worin theils sein eigener Uebergang über die Eisfläche von Uttwyl nach Immenstadt am 7. Februar auf anziehende Weise beschrieben, theils über die von den Gebrüdern Döll von Uttwyl mit Kompaß, Visirstangen und Meßketten unternommenen Messungen berichtet wird, denen zufolge die Breite des Sees von Uttwyl bis zum ersten Pfahl bei der Ziegelhütte zu Fischbach 32,641 Nürnberger Fuß, und vom Wasserstandpfahl zu Uttwyl bis an den ersten Pfahl des Immenstadter Ufers 27,996′ beträgt. Merkwürdig ist auch der am 6. Februar, wo diese Messung stattfand, beobachtete Unterschied der Temperatur auf dem See und in St. Gallen, das doch in gerader Richtung blos etwa 6 Stunden davon entfernt liegt. Während nämlich das Thermometer in St. Gallen um 9 Uhr — 9°, 4 zeigte, stand es am Seeufer bei Uttwyl — 17°; um 10 Uhr in St. Gallen — 8°, 5, auf dem See, 5000′ vom Ufer — 18°; um 12 Uhr in St. Gallen — 7°, 7, 30,000′ von Uttwyl, nahe am jenseitigen Ufer, — 21°; folglich ergab sich um Mittag ein Unterschied von beinahe 13½°. Die Dicke des Eises war bei Uttwyl 6″; 10,000′ vom Ufer 6¼″; 15,000′ von Uttwyl bis an das jenseitige Ufer bei Fischbach 5″. Hr. Zollikofer-Tobler von St. Gallen erzählte seine Irrfahrt auf dem zugefrornen Bodensee zwischen Nonnenhorn und Langenargen, in welche er mit seinem Führer, durch dichten Nebel getäuscht, gerathen war, und wobei er nicht blos die Nacht vom 15. zum 16. Februar, sondern volle 19 Stunden auf der Eisfläche in steter Todesgefahr zwischen Erfrieren und Ertrinken zubringen mußte, bis er und sein Begleiter durch ein zufällig in die Nähe gekommenes Boot gerettet wurden. Den dritten Bericht, mit umfassenden meteorologischen Beobachtungen bereichert, lieferte Regierungsrath Freyenmuth in Frauenfeld. Der Winter trat ungewöhnlich früh, mit der ersten Hälfte des Novembers, ein. Schon am 20. fiel das Thermometer auf — 8°. Der Boden fror stark und tief und thaute erst mit Anfang März wieder auf. Vom 22. Dezember an stieg die Kälte und zeigte am 27. — 13°. Damals fror der Untersee ganz zu. Den Jenner hindurch blieb die Kälte anhaltend streng bis zum 22., wo die Temperatur mit Südwind auf 2° stieg. Am 31. Morgens zeigte das Thermometer — 15°, am Abend 16°. Am 1. Februar Morgens — 19°, am 2. — 18°, am 3. — 18°, 5. Am 7. trat Thauwetter ein. Der See bei Konstanz war am 30. und 31. Jenner ganz zugefroren; vom 2. zum 3. Februar erhielt das Eis eine solche Stärke, daß am 3. früh viele Leute von Hagnau über dasselbe nach Konstanz kamen, und von Landschlacht und Altnau hinüber wandelten. Am 5. fuhren zwei Männer mit Pferd und Schlitten von Uttwyl nach Immenstadt, und viele Fußgänger wanderten von jezt an hin und zurück. Der Obersee wurde in den ersten Tagen des März von Eis frei. Hingegen konnte man noch am 4. auf dem Untersee von Steckborn über die gefrorne Fläche an das jenseitige Ufer gehen. — Der Vicecantistes Steinmüller (Herausgeber der Alpina) reichte eine Abhandlung ein über die Verminderung der kleinen Vögel in den Landschaften der östlichen Schweiz. Jene Raupenverheerungen an den Obstbäumen, die seit drei Jahren sich fast über die ganze Schweiz verbreiteten (aber nun im Jahr 1830 nicht mehr), hatten verschiedene Kantone veranlaßt, in der Voraussezung, daß die Verminderung der kleinen Vögel eine Hauptursache jener Vermehrung schädlicher Insekten seyn möchte, Verordnungen zu erlassen, theils für Schonung der kleineren Vögel, theils zu Vertilgung ihrer Feinde, der Elstern, Doblen u. s. w. Hr. Steinmüller hält nun zwar mit gutem Grund dafür, daß jenes Uebermaaß der Raupen keineswegs der Verminderung der kleinen Vögel zuzuschreiben sey; auch glaubt er, daß die Zerstörungen, welche die Jugend an Eiern und jungen Vögeln verübt, nur einen sehr geringen Einfluß auf die Verminderung der leztern haben. Hingegen behauptet er, es wirke die Unvorsichtigkeit der Tessiner und Italiener, welche die Kunst, diese Vögel zu fangen, auf einen hohen Grad gebracht haben, auch auf die Schweizerlandschaften in dieser Beziehung nachtheilig ein. Durch die Roccoli, eine Art Vogelherd mit aufrechtstehenden Netzen, müsse, glaubt er, vorzüglich den Zug- und Singvögeln der größte Abbruch gethan werden, ganz besonders in der ehemaligen Grafschaft Cleven, wo nach seiner Berechnung in ungefähr 35 Roccolis allein gegen 110,000 solcher Vögel in 3½ Monaten gefangen werden. Außerdem werden bei Tausenden durch die Bresciane, Copertoni und andere Netzarten, ferner mit Vogelleim und vermittelst des Käuzchens, dann durch Schießgewehr gefangen und getödtet. Auch in jenen Gegenden fangen daher die Vogelfänger über merkliche Abnahme der Vögel zu klagen an. Das Einkommen des Staates aus Jagdpatenten hat aus dem Bergamaskischen allein in den lezten Jahrgängen 56,000 Franken betragen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. November 1830.

— Wer falsch nachredet dem Freunde,
Wer nicht redlich vertritt, wenn ein Anderer waget zu lästern,
Wer Ungeschehenes greift aus der Luft: den scheue behutsam!

Horaz, Satiren.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Wir haben vor einiger Zeit (s. Nr. 174 — 196 d. J.) das literarische Leben in Frankreich im vorigen Jahrhundert dadurch zu schildern gesucht, daß wir den Mann, der wohl am meisten zu der Umwälzung beigetragen, aus der unser jetziger gesellschaftlicher Zustand hervorgegangen ist, daß wir J. J. Rousseau, den von fast allen schönen Geistern seiner Zeit beneideten und verfolgten, als Mittelpunkt annahmen, an dem sich seine zahlreichen Zeitgenossen rieben. Diese Schilderung eines Zeitraums, der uns, mit dem unsern verglichen, einerseits den erfreulichen Beweis liefert, daß die Welt besser wird, andererseits aber immer noch unserer Zeit einen nur allzu treuen Spiegel vorhält, hat viele Leser angesprochen und wir bringen sie daher jezt zu Ende.

Georg Keith.

Wenige Männer haben mit Rousseau in so dauernder, inniger Verbindung gestanden, als Georg Keith, bekannt unter dem Namen Lord Maréchal, der 1778 als Friedrichs des Großen Freund und Vertrauter starb. Früher war er dessen Gesandter in Frankreich und Spanien, desgleichen Gouverneur von Neufchatel gewesen, und hier hatte er Jean Jacques kennen gelernt. Auf eine Beschuldigung d'Alemberts hin ist immer wie eine ausgemachte Sache angenommen worden: Lord Maréchal sey von Rousseau für all seine Wohlthaten mit Undank belohnt worden, denn Jean Jacques habe ihn in einem seiner lezten Briefe mit Beleidigungen überhäuft, der Lord hätte ihn aber dafür wie einen Kranken betrachtet, den das Unglück ungerecht mache, habe ihm von Herzens Grund verziehen, und ihm in seinem Testament die goldene Uhr vermacht, die er immer getragen. Es wäre leicht gewesen, d'Alemberts Beschuldigung in ihrer Blöße zu zeigen und unwiederleglich darzuthun, daß daran kein wahres Wort ist, wenn es nicht in der Natur des Menschen läge, eine von einem berühmten Mann keck als ausgemachte Sache hingestellte Behauptung ohne weitere Prüfung und Untersuchung anzunehmen. D'Alembert äußert sich folgendermaßen, da wo er über Lord Maréchal und J. J. Rousseau spricht: „Die Wahrheit peinigt mich, zu gestehen, und es thut mir herzlich leid, daß der Wohlthäter sich hernach sehr über den zu beklagen hatte, den er früher mit Wohlthaten überhäufte. Da der Schuldige aber nun todt ist, und da ich selbst gerechte Ursache hatte, mich über ihn zu beklagen, so halte ich es für meine Pflicht, den Vorhang von diesen Umständen wegzuziehen, zumal unglücklicherweise die Beweise der Schuld in authentischen Briefen vorliegen.“ Wie geschickt weiß hier d'Alembert seine Person einzumischen und sich in gleichen Rang mit Jean Jacques Wohlthäter zu stellen, blos um seine Beschuldigung weniger unwahrscheinlich zu machen und um gut und nachsichtig zu scheinen. Es ist eine wahre Schlangengutmüthigkeit! D'Alembert spricht hier ohne alle Beweise, ohne authentische Briefe, während es authentisch erwiesen ist, daß Rousseau bis zum

Digitized by Google

lezten Athemzug voll Dankbarkeit, Verehrung und Zärtlichkeit gegen Milord Maréchal war. Davon enthalten seine Schriften und seine posthumen Werke eine Menge Beweise. Hierher gehört auch ein Brief des edlen du Peyron in Neufchatel, worin er unter andern sagt: „Ich weiß von Lord Maréchal, daß ihm die Klugheit und sein zunehmendes Alter weniger Eifer in seiner Korrespondenz anriethen; immer aber erkundigte er sich nach seinem Jean Jacques, immer wollte er wissen, wie es ihm ginge. Ich habe Rousseau im Jahr 1775 in Paris gesehen. Mit überströmendem Herzen sprach er mir seine Zärtlichkeit und seine Verehrung für den Mann aus, den er mehr denn alle Menschen liebte und ehrte.“ In seinen Konfessionen, die bekanntlich erst nach seinem Tod, und zwar nicht vor 1800, erscheinen sollten, spricht Rousseau auf das Rührendste seine dauernde Verehrung, Dankbarkeit und Liebe aus, nennt ihn einen großen Mann und seinen würdigen Vater. Seine Undankbarkeit soll in einem Brief an Lord Keith enthalten seyn. Wo ist dieser Brief? Niemand kennt ihn. In allen ist der gleiche Ausdruck von Liebe und hochachtender Verehrung. In einem Brief vom 8ten Februar 1767 — es ist der Vorlezte — beklagt er sich über Milords Stillschweigen und sagt dabei: „Wie? zu gleicher Zeit für Ihr Leben und Ihre Freundschaft fürchten? Das ich doch zu viel. Mein Beschützer, mein Wohlthäter, mein Freund, mein Vater, kann Sie denn keiner von diesen Namen bewegen? Ich werfe mich Ihnen zu Füßen, um Sie um ein einziges Wort anzuflehen!“ Sein lezter Brief an Lord Keith ist vom 29ten März 1767, wo er sich abermals über dessen Stillschweigen beklagt, ihm aber doch seine wiederholte Verehrung ausspricht. Lord Keith war nur über Eins mit Jean Jacques unzufrieden, nämlich über dessen Bruch mit David Hume, dem Keith sehr ergeben war. So gab man Rousseau auch Schuld, er habe Lord Keith zu verstehen gegeben, eine jährliche Rente von 600 Livres für seine Frau würde ihm sehr erwünscht seyn, und darauf habe sie ihr der Lord ausgesezt. Wie ganz anders verhielt sich diese Sache, wie würdig und zart erscheint darin Rousseau. Als Lord Keith auf Friedrichs Verwendung einen Theil seiner Güter in Schottland wieder bekommen hatte, schrieb er unter dem 6ten März 1764 von Edinburg aus an Rousseau: „Der einzige Vortheil, den ich aus meinem wiedererlangten Vermögen habe, ist, daß ich den Leuten, die ich liebe und achte, einiges Gute erweisen kann. Mein lieber, geschäzter Freund, Sie könnten mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie mir erlaubten, der Mamsel le Vasseur etwas durch Geschenk oder durch Testament zu geben. Dieß gäbe ihr eine kleine Leibrente, womit sie leichter leben könnte. Ich habe keine Verwandte; ich kann mein Geld auch nicht mit in die andere Welt nehmen. Ich habe aber noch einen theuren Sohn, meinen lieben Wilden. Wenn er ein Bischen trätabel wäre, so würde er seinem Freund und Diener einen großen Gefallen thun.“

(Die Fortsezung folgt.)

Roberto Korsini.

(Beschluß.)

Von diesem Augenblick an fand Roberto nicht Ruhe, nicht Frieden. Der Leibeigene, der an ihm vorüberging, lispelte vernehmlich: „Er ist weniger als ich?“ Der Räuber, stolz auf einen geschändeten Namen, den des Henkers Knechte ausriefen, schritt hohnlachend daher, wenn ihm der Namenlose auf seinem Wege zum Hochgerichte begegnete. Vogelfrei war der Namenlose, ihn hätte die Flintenkugel ungestraft durchbohrt, wie das Netz, welches die Spinne ausspannt, wie die leere Luft, wie den Strauch des Waldes.

Eines Tages kam er auf den Gedanken, daß gegen einige Tonnen Goldes sich Doria wohl erbitten lassen möchte, ihm den Namen zurückzugeben, der ihm doch unnüz war. Wie ein Blitz zuckte es durch sein Inneres; er durchstreifte das Land, und suchte mit irgend einem Banditenhäuptlinge Italiens in Verbindung zu treten. „Banditen,“ sagte er, „haben Rom gestiftet; Eroberung ist nur ein großartiger Raub. Die Welt gehört den Tapfern, und mit den Starken kämpft Gott.“ Er langt bei einer Räuberhorde an. „Wer bist Du.“ — „Ein Feind der Gesellschaft.“ — „Unser Freund also. Was begehrst Du hier?“ — „Ich will Elend und Verzweiflung bringen über friedliche Familien, auf der Heerstraße leben, an der Waldeck auf reiche Kaufleute lauern, mit Euch plündern, mit Euch, wenn es seyn muß, am Galgen prangen, mein Gold im Raube gewinnen, und wenn genug Blut geflossen, mein Brod mit des Dolches Klingen schneiden.“ — „Und dann?“ — „Dann mir einen Platz verdienen in Eurer Mitte; geheißen werden: der Löwe, der Tieger, der Mordbrenner, gleichviel!“ — „Das sollst Du. Dein Name?“ — „Wie meint Ihr?“ — „Wie Du heißest, frage ich. Du bedenkst Dich?“ — „Ich, ich bin der Schreckliche, aber der heilige Antonius ist mein Patron; denn Antonio heiß ich; dieser da ist der Erschütterer, aber er heißt Michael, und den Erzengel ruft er in seinem Gebete an.“ — „Bevor Du der Unsern einer wirst, nenne Dich.“ — „Ich habe keinen Namen mehr.“ — „Dann gehörst Du nie zu unserer Bande, Du brächtest Unheil über die Tapfern; die Heiligen würden ihr Antlitz abwenden von uns, nähmen wir Dich auf in unserer Mitte. Fort! entferne Dich aus der Höhle der Braven.“ Er entfernte sich aus der Höhle, und nun war sein Entschluß gefaßt; Italien wollte er verlassen, nach Deutschland flüchten. Er begehrte einen Paß an der Grenze. Aber da er keinen Bürgen fand und keinen

Digitized by Google

Namen angab, ward er als Kardonaro, als Schmuggler, als Deserteur behandelt, es wurde auf ihn gefeuert, leider traf kein Schuß.

Wenig Tage darauf erfuhr er, daß Doria, jezt Korsini geheißen, tief verschuldet, ein verächtliches Leben führe. So war denn der Name Korsini, der alte, mit ehrenvollem Rost bedeckte Name, in schmählichen Prozessen geschändet, war an den Ecken der Städte und Dörfer Toskanas angeheftet worden, als Bankerottier, als Betrüger ward sein Inhaber verschrieen und ausgestrichen aus Venedigs goldenem Buche, wie ein Schreibfehler. Und doch, was hätte er nicht hingegeben, um die schmachbedeckten Spiden von Doria heraus zu bekommen.

Sechs Monate, sechs lange Monate irrte er Tag und Nacht, vom Wahnsinn getrieben, am Abhang hoher Felsen, am Ufer der Ströme, und sein Auge tauchte sich mit Lust in die bodenlose Tiefe; doch stets hielt ihn die Furcht vor der Vernichtung zurück. Zulezt stand ein Gedanke fest in seiner Seele, doch bevor er diesen seinen lezten Entschluß ausführte, ging er nach Florenz, denn der Selbstmörder überblickt noch einmal sein Leben, ehe er es beschließt.

Die Straße war öde, aber der Pallast schwamm in einem Lichtmeer. Der Flüchtling steht vor dem schimmernden Fenster; betäubende Wohlgerüche erfüllen die Luft, des Punsches blaue Flamme, goldene Schalen mit schwellender Frucht gehen von Hand zu Hand; Frauen in Seiden und Sammtgewändern mit entblößten Armen und funkelndem Blicke, schweben tanzend vorüber, es fliegt der wallende Schleier; scharlachrothe Gardinen, vom Winde bewegt, flattern bald auf die Straße, bald in die Säle zurück, wie Flammen einer Feuerbrunst; aus den Spiegeln strahlen der Tänzerinnen glühende Wangen, das blendende Edelgestein im Lockenhaar, überall Blumenvasen, überall Lampen und Licht und Farbe, und Diamanten wie in einen Regenbogen verschmolzen; auf den Tischen rauscht das hingeworfene Gold, Freudengesänge ertönen, Paukengesänge und Hörnerklang, und dazwischen verworrenes Geschrei, das Schmettern zerbrochener Gläser, ausgebrachte Gesundheiten, ringsum erzittert der lustgefüllte Raum. Es ist ein Schwelgen ohne Maß in Wein, in Wohlgerüchen, in Liebe; im blitzschnellen Wechsel von Gewinn und Verlust. Man feiert eine Hochzeit.

„Er ist's," rief der Namenlose, „es ist Doria! es ist Aglaura! Er hat ihr seinen Namen gegeben! O, daß ich nicht mit Tonnen Goldes zu ihm treten kann und zu ihm sprechen: Nimm hin die Schätze, aber gib das Unersezliche, das Du mir geraubt, gib es zurück! Mein Leben bleibt an das seine gebunden, und wenn er forteilte bis an das Ende der Welt, müßte ich ihm nach mit dem Lösegeld; und wäre er eingesperrt im Kerker, geschmiedet an die Ruderbank, gefesselt an den Schandpfahl; und läge er im Spital auf dem Sterbelager, müßte ich nicht zu ihm, mich niederbeugen zu seinem Ohr und bittend sprechen: Signor Doria! da bin ich! meinen Namen gebt mir wieder, und wollt Ihr nicht, gebt mir den Euren, seyd großmüthig, seyd gerecht. Wollt Ihr doppelte Freude im Paradies, oder doppelte Qual in der Hölle?"

Als er den bittern Becher der Verzweiflung bis auf die Hefe geleert, richtete er seine Schritte gegen das Ufer des Arno und starrte hinaus in die schöne Nacht, und athmete den frischen Luftzug auf dem Flusse, der unzählige Sterne, wie Goldsand, mit sich führte. Vom Thau durchnäßt, todesmüde, war er schon im Begriff, sich im Ufersande zu betten, als er in seiner Nähe süße Harmonieen vernahm. Gondeln mit farbigen Wimpeln schwammen, reich beleuchtet, mit Musik den Fluß herab. Eine Dienerschaar trug am Ufer brennende Fackeln, bunte Laternen und Rosenguirlanden. Die Hochzeitfeier sollte zum zweitenmale auf dem Arno beginnen. Wie ein Feentraum schien ihm die magische Helle in der Nacht, der fröhliche Lärm in der allgemeinen Stille. Er verbarg sich hinter dem Schilfrohr. Von dort sah er Aglauren, schöner als je, in ihrem Brautschmuck; ein zarter Flor lag über ihrem Busen; köstliche Spangen umfaßten ihre Arme; ihr Fuß verschwand unter dem leichten Gaze; jungfräulicher Reiz spielte lieblich um ihr ganzes Wesen.

Als Fackeln, Gesang und Jubel hinter den Schwibbogen der Brücke verschwanden, deren steinerner Schlund sie zu verschlingen schien, als er allein war, vernahm er zweimal hintereinander einen fürchterlichen Angstschrei, und rasch der Stimme zueilend, sah er eben noch zwei Männer, die im Weggehen riefen: „Todt ist er, der niederträchtige Schurke!"

Am Boden laz, wie eine Schlange sich krümmend, ein sterbender Mann. Schnell ergriff er eine Blendlaterne, welche die Mörder zurückgelassen, hielt sie dem Manne vor das Gesicht und suchte seine Züge zu erkennen. Mit einem Tuche wischte er den Sand ab, der ihn entstellte, hob die schlaffen Augenlieder in die Höhe und stieß einen Schrei des Entsetzens aus: „Er ists, es ist Doria! Großer Gott, er stirbt, seine Adern sind blau, sein Auge gebrochen; es zuckt seine Lippe; er stirbt, und mit ihm mein Name! Doria, mein guter, bester Doria! rette mich, hilf mir, gib mir meinen Namen!... Hat er nicht gesprochen? ... Nein ... So rede doch, rede, lieber Doria! Was willst Du, sprich? Soll ich mit Dir sterben? Recht, ich sterbe, wenn Du willst... doch gib Antwort!" — „Um Gotteswillen! einen Trunk Wasser!" — „Den ganzen Arno, wenn Du willst; doch vorher meinen Namen!" — „Einen Tropfen Wasser! Ein glühendes Eisen wühlt mir in der Brust." — „Meinen Namen! Gib ihn mir für einen Tropfen Wasser; sieh, ich öffne Deinen Mund; der Fluß ist da; ich

brauche nur die Hand auszustrecken. Doch nichts umsonst! Meinen Namen, und Du erhältst Wasser die Fülle.“ — „Ich ersticke!“ — „Drei Worte, lieber Doria! Der Elende! Gib Antwort, Schurke, oder ich selbst erwürge Dich!“ — Er packte Doria an der goldenen Stikkerei seines Kleides; er schüttelte ihn wüthend; dann beugte er sich wieder auf sein stieres Auge, auf seinen röchelnden Mund, rang die Hände, flehte, beschwor; mit liebreichem, bittendem Worte wechselten Flüche und Gebehrden eines Rasenden. Plötzlich herrschte eine tiefe Stille. Doria war todt. Da hob der Namenlose lächelnd seinen Fuß und stieß ihn heftig dem Todten auf die Brust. „Wehe, wehe über Dich!“

Den folgenden Tag hörten Fischer, die nach Livorno gingen, ein Rauschen im Arno, als ob ein Stein hineingefallen wäre. Sie liefen herbei, sahen aber nichts mehr als einen Ring im Wasser, der sich schwankend vergrößerte und am Ufer verlor.

Leon Goplan.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Andenken an die Opfer der Julustage.

Gestern, am Aller Seelentage, an welchem diejenigen Familien in Paris, die im Laufe des Jahres Verwandte oder innige Freunde verloren haben, die Gräber derselben außerhalb der Stadt zu besuchen pflegen, war es rührend, zu sehen, wie auch innerhalb Paris die Gräber der Bürger, welche ihr Leben im Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes vor drei Monaten verloren haben, nicht allein von ihren Verwandten und Freunden, sondern auch von ganzen Haufen der zur Nationalgarde gehörenden Bürger besucht und mit Blumen und Bändern geziert wurden. Kein Denkmal ist noch auf diesen Gräbern errichtet worden; allein die kleinen Kränze, die dreifarbigen Bänder, die Inschriften, womit die Leichenhügel bedeckt worden sind, bezeigen hinlänglich die Theilnahme der Bürger an dem Schicksale der Gefallenen. Fast beständig stehen Menschen um diese Gräber umher, und wahrscheinlich geht Niemand von dannen, ohne seine Vaterlandsliebe und den Muth, für die Freiheit seiner Mitbürger zu kämpfen, gestärkt zu fühlen. Nichts, dünkt mich, ist wirksamer, um den Patriotismus der Pariser anzufeuern, als diese Leichenhügel am Eingange des Louvre und auf dem großen Markte. Daß Frankreich jezt frei ist von dem schmählichen Joche der jesuitischen Rotte, verdankt es zum Theile denen, die das Beispiel des Widerstandes gegen ungesezliche Anordnungen gegeben und ihr Blut im Angesicht ihrer Mitbürger vergossen haben. Es sind bereits Kupferstiche erschienen, welche diese auf eine eigene Art geschmückten Leichenhügel darstellen. Welcher Adel übertrifft den der Familien, die stolz sagen können: hier ruht unser Bruder, unser Vater! Auf dem großen Markte nimmt es sich sonderbar aus, wenn man aus dem Gewühle, welches der Verkauf von Gemüsen, Obst und Fischen verursacht, etwas bei Seite tritt und nun auf einmal durch die schwarzen Kreuze, gelben Kronen und dreifarbigen Fahnen an die schauerlichen drei Julustage erinnert wird, während welcher das Schicksal Frankreichs auf dem Spiele stand, und wo es darauf ankam, sich geduldig unter das Joch zu strecken oder Alles aufzuopfern, um frei zu werden. Am Abende, wenn sich das Geräusch und das emsige Treiben wegen der materiellen Bedürfnisse des Lebens auf diesem Markte verliert und vier Lampen den Ort von weitem bezeichnen, wo die heldenmüthigen Bürger ruhen, die auf diesem Markte vor drei Monaten für ihre Vaterstadt gegen die Söldlinge des Obskurantismus fochten, so wandelt den Vorübergehenden ein wehmüthiges Gefühl an bei dem Anblicke dieses Todtendenkmals. Sie sind gefallen, ehe sie noch ahnden konnten, welche wichtigen Folgen ihr Sieg hervorbringen würde. Sie allein sind die Opfer geworden, wodurch ein anderer Zustand der Dinge hervorgebracht worden ist. Auf diesem Markte und in der ganzen übrigen Stadt gehen nun schon seit einigen Monaten alle Geschäfte wieder vor sich wie zuvor; die Gefahr der Sklaverei ist vorüber, der Weg zu allen Verbesserungen bleibt offen; Frankreich kann das glücklichste Land von Europa werden, wenn es will. Ach, warum konnten die Bürger, die so muthig der Gefahr trozten und in ihrem Kampfe niedergeschossen wurden, nicht Zeugen des Glückes ihrer Mitbürger werden! Warum müssen ihre Familien trauern, indeß so viele andere frohlocken! Warum mischt sich eine bittere Erinnerung in den edeln Stolz, den ihnen die Glückwünsche und Belohnungen ihres Vaterlandes einflößen! Am Louvre sind die Gefallenen auf dem weiten Hofraume zur linken Seite des Haupteinganges eingescharrt; die hier Begrabenen sind bei dem Angriffe des großen Louvregebäudes, und fast alle von den Schweizern, welche dasselbe vertheidigten, getödtet worden. Sie liegen hier vor der prächtigen Kolonnade, auf welcher jezt die dreifarbige Fahne weht, und das durch ihre und ihrer Mitbürger Tapferkeit befreit wurde. Es war ein gefährliches Unternehmen, mit bloßen Flinten ein so festes und weitläuftiges Gebäude anzugreifen, das beinahe ohne Gefahr vertheidigt werden konnte; und doch mußten endlich auch hier die Söldlinge unterliegen. Einige der hier Begrabenen haben noch eben den Einzug der Ihrigen in das Schloß erlebt und sind bei der Erstürmung tödtlich verwundet worden; einige sogar im Hofe des Louvre, als das Hauptthor schon eingenommen worden war. Wie die Todten geehrt worden sind, hat man auch die Verwundeten, wovon freilich manche nachher gestorben sind, gepflegt, besucht und belohnt. Es ist eine eigene Anstalt zu St. Cloud angelegt worden, um denjenigen, die bereits auf der Besserung sind, eine reinere Luft und mehr Stille zu verschaffen, als zu Paris. Schon Larrey hat vor einiger Zeit einen wissenschaftlichen Bericht über diejenigen Verwundeten abgestattet, die er in dem Lazareth der königl. Garde zu verpflegen gehabt hat. Dies waren also die Besiegten. Ihnen hat Larrey fast allen geholfen, obschon viele haben amputirt werden müssen; von diesen waren manche durch Stein- und Ziegelwürfe verwundet worden, andere durch Schüsse nicht mit Kugeln, sondern mit marmornen oder steinernen Kügelchen, wie sie die Kinder zum Spielen gebrauchen. Und diese Kügelchen hatten, wie es scheint, gefährlichere Wunden verursacht als Bleikugeln, was Larrey physisch erklärt, indem nämlich Bleikugeln mit Blitzesschnelle durchdringen und oft nur eine geringe Oeffnung verursachen, wogegen Steinkügelchen, wegen ihrer mindern Schwere, langsamer eindringen, eine breitere Wunde hervorbringen und überhaupt in ihrem Durchdringen mehr zerstören als jene.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 282.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. November 1830.

— Grübelst du ob einem Ding,
Und wär' der Nutzen auch gering,
Bringst du's heraus, es freut dich doch.

E. Schmid.

Ueber den Papyrus der Alten und das indische Reispapier.

Zu verschiedenen Zeiten haben Schriftsteller behauptet, die Pflanze, aus der die Alten den Papyrus verfertigten, wachse in Menge auf Sicilien. Man sagte dieß aber mehr auf Treue und Glauben besonders den Alten nach, als daß man das Gewächs wirklich kennen gelernt hätte. Ganz in der Nähe von Palermo ist ein Platz, der seit undenklicher Zeit Papireto heißt. Der heil. Gregor erwähnt in seinen Briefen einer Gegend bei jener Stadt, welche gewöhnlich Papirianense genannt wurde. Die Gelehrten schlossen aus diesen Andeutungen, daß vor Alters an diesen Orten der Papyrus gebaut worden sey; der unmittelbare Beweis aber, daß diese Pflanze auf Sicilien noch jezt wächst, wurde erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Ritter Landolina geliefert, der Alterthumsforscher und Botaniker zugleich war. Eines Tags unterhielt er sich auf einem Spaziergange in der Umgebung von Syrakus mit dem gelehrten englischen Reisenden Sodesfiet über den seltsamen Bau einer Pflanze, die sie auf einem Sumpfe schwimmen sahen, und die dort zu Lande Pappera genannt wird. Da fiel ihm ein, dieß könnte wohl die eigentliche Papyruspflanze seyn, und er nahm sich vor, die Sache näher zu untersuchen. Er las aufmerksam die in Theophrast und dem ältern Plinius enthaltenen Beschreibungen, verglich sie sorgfältig, und überzeugte sich endlich vollkommen, daß seine Vermuthung gegründet sey. Hocherfreut über seine Entdeckung, ließ er es seine erste Sorge seyn, durch den französischen Gesandten in Neapel, seinen Freund, einen Befehl von der Regierung auszuwirken, daß jene Pflanzen, deren sich die Bauern zum Heubinden bedienten, nicht abgeschnitten werden durften.

Die Pflanze wächst in stehendem Wasser und schwimmt auf der Oberfläche desselben. Unten über der Wurzel sind eine Menge Blätter, welche zwei Fuß lang den Stengel einschließen, an dem sie gleich Fischschuppen über einanderliegen; von da an läuft der Stengel gerade, oft gegen dreizehn Fuß lang aus. Dieser Stengel ist dreieckig, ohne Knoten, und so dick, daß man ihn in der vollen Reife mit der Hand nicht ganz umspannen kann. Das sehr voluminose Mark ist weiß, schwammigt und voll von der Länge nach laufenden Fasern.

Die Kunde von dieser Entdeckung verbreitete sich sehr schnell unter den Gelehrten und erregte großes Aufsehen. Manche bestritten die Sache und behaupteten, dieß sey nicht die Pflanze, welche am Ufer des Nils wuchs und woraus die Alten den wahren Papyrus bereiteten. Landolina wandte sich deßhalb an die größten Naturforscher der damaligen Zeit, und das Gutachten von Buffon und Bartels fiel ganz zu seinen Gunsten aus. Er wollte indessen einen noch schlagenderen Beweis liefern, und versuchte es,

Digitized by Google

wirklich einen Papyrus zu verfertigen, der mit den Proben, die man in den Muſeen aufbewahrt, eine Vergleichung aushalten könnte. Plinius beſchreibt das Verfahren der Römer bei Bereitung des Papyrus; allein der Text iſt hier, wie an vielen andern Stellen, verdorben, und ſeine Commentatoren waren über den wahren Sinn ſeiner Worte ſehr uneinig. Landolina gelang es nun nach vielfachen, ſehr mühſamen und ſcharfſinnigen Verſuchen, dieſen Sinn herauszubringen, und er hatte nun nicht allein eine Kunſt, die in der Nacht der Zeiten völlig untergegangen war, neu erfunden, ſondern auch den Text des Plinius berichtigt, weßhalb auch der große Heine ſeines Lobes voll iſt. Seine Methode war mit wenigen Worten folgende: er nahm den Stengel der ſyracuſaniſchen Pflanze in der größten Reife, entfernte ſorgfältig alle äußern Hüllen, zerſchnitt das Mark der Länge nach in ſehr dünne Scheiben, legte dieſe gitterförmig auf einer ebenen Fläche nebeneinander, und unterwarf ſie nun, ſo lange ſie noch feucht waren, der Preſſe. Der klebrigte Stoff des Marks macht, daß ſich unter der Preſſe die Ränder der Scheiben feſt aufeinander leimen, und ſo erhielt er ein ebenes Blatt, das er, und zwar nicht ſtark, mit Leimwaſſer beſtrich. Er brachte es darauf zu wiederholten Malen unter die Preſſe, um es feiner und gleicher zu machen; er fand, daß es ſich ſchlagen und mit Elfenbein glätten ließ, und der Papyrus war fertig. Landolina ſchickte Proben von ſeinem Fabrikat an verſchiedene Akademien, mit der Beſchreibung ſeines Verfahrens, und von allen Seiten erhielt er die Verſicherung, daß ohne allen Zweifel ſein Papier mit dem Papyrus der Alten völlig identiſch ſey.

Der Vollſtändigkeit wegen theilen wir noch etwas über eine Pflanze mit, woraus in Indien noch jezt ein dem Papyrus ähnlicher Stoff bereitet wird. Dieſe Pflanze iſt die Aeschynomene paludosa (Roxburgh), aus der Familie der Schotengewächſe. Sie heißt in der Landesſprache Sola und wächſt in Menge in den ſumpfigten Niederungen von Bengalen. Der dritthalb Zoll im Umfang meſſende Stengel beſteht faſt ganz aus einem blendend weißen, einen halben Zoll dicken Mark; die äußere Haut iſt ſehr dünne und kann mit dem Finger abgenommen werden. Die Pflanze iſt ausdauernd, und Blätter und Stengel verdorren nur, wenn es der Pflanze an Waſſer fehlt.

Aus dem beſchriebenen Mark bereitet man in Indien das bei uns uneigentlich ſogenannte Reispapier, das man gegenwärtig für gewiſſe Zeichnungen und zu künſtlichen Blumen unſern Papieren vorzieht. Auch die Hindus machen künſtliche Blumen daraus, womit ſie an den Feſten ihre Götzenbilder ſchmücken, ferner Hüte; dazu leimen ſie mehrere Blätter auf einander und überziehen ſie dann mit Tuch oder Seidenzeug; dieſe Hüte ſind ſehr dauerhaft und ausnehmend leicht. Um das Papier zu gewinnen, ſchneidet man mit einem ſehr ſcharfen Inſtrument das Mark der Länge nach ſpiralförmig in ein dünnes Blatt, ungefähr wie man bei uns die Korkſtöpfel macht. In allen engliſch-indiſchen Beſitzungen iſt das Reispapier ſehr gebräuchlich, eben ſo in China. Livingſton hat es, wenigſtens in einiger Menge, zuerſt vor etwa 25 Jahren nach Europa gebracht, und zwar aus China; es waren viereckigte, vier Zoll große, verſchieden gefärbte Blätter, und das Blatt wurde damals mit ſechs Schilling bezahlt. Jezt kann man welches haben, das einen Fuß lang, fünf Zoll breit und ganz weiß iſt. Es iſt in Europa ſehr geſchäzt und macht einen bedeutenden Handelszweig mit Kalkutta aus. Livingſton gab bei ſeiner Rückkehr von China von dieſem Papier einer Miß Jane Jock, welche damals die ſchönſten künſtlichen Blumen verfertigte; die Blumen aus dieſem Papier kamen bald in die Mode und wurden ganz unmäßig theuer bezahlt. Die Prinzeſſin Charlotte von Wales bezahlte für ein einziges Bouquet 1800 Franks.

Jean Jacques Rouſſeau und ſeine Zeitgenoſſen.

Georg Keith.

(Fortſezung.)

Auf dieſen Brief antwortete Jean Jacques unter dem 31ten März 1764: „Was das Anerbieten betrifft, das Sie, Milord, Mamſel le Vaſſeur und mir machen, ſo will ich Ihnen gleich von vorne herein erklären, daß ich nicht allein keinen Dünkel darein ſeze, Ihr Geſchenk auszuſchlagen, ſondern daß ich mir etwas darauf einbilde, daſſelbe anzunehmen. Für jezt habe ich Brod, und wenn die Arrangements gelingen, über die ich jezt nachdenke, ſo wird es mir auch für meine noch übrigen Lebenstage nicht fehlen. Was nüzte mir ein Mehreres? Fehlt mir doch Nichts, was ich wünſche und was man für Geld haben kann. Milord, Sie ſollten lieber denen geben, die es nöthiger haben. Sie wiſſen, Mademoiſelle le Vaſſeur hat eine kleine Penſion von meinem Buchhändler; davon kann ſie leben, wenn ich einmal nicht mehr bin. Indeſſen läugne ich Ihnen nicht, Milord, das Geſchenk, welches Sie ihr zudenken, iſt mir ſchäzbarer, als wenn Sie es mir machten; darum bin ich auch ſehr darüber gerührt, daß Ihr Herz dieß Mittel gefunden hat, um damit das Wohlwollen zu bethätigen, mit dem Sie mich ehren. Wenn Sie ihr aber die Zinſen dieſes Geldes ſtatt der Summe ſelbſt anweiſen wollten, ſo hätte ich die Mühe nicht, dieſelbe ſicher anzulegen, wovon ich gar nichts verſtehe.“ Ehe Lord Keith noch dieſen Brief erhielt, ſchrieb er abermals an Jean Jacques aus Keithhall den 13ten April 1764, ſpricht ihm von dem Lebensplan, den er künftig in Berlin verfolgen wolle, und ſchließt am Ende mit den Worten: „Nur zweierlei werde ich dort vermiſſen:

Valencias Sonne und meinen Sohn, den Wilden. In meinem lezten Brief machte ich ihm einen recht vernünftigen Vorschlag. Ich weiß nicht, was er mir antworten wird, ich fürchte sehr, nichts, was Stich hält. Nun leben Sie wohl, ich umarme Sie mit der zärtlichsten Freundschaft.“ Als Lord Keith endlich Rousseaus Brief vom 31ten März empfangen hatte, antwortete er ihm unter dem 6ten Junius aus London: „Ich kann Ihnen mein Vergnügen über Ihre Gefälligkeit gegen mich nicht genug ausdrücken; ich erkenne deren ganzen Werth.“ Als im folgenden Jahr Lord Keith in Potsdam angekommen und Friedrichs Tischgenosse geworden war, schrieb ihm Rousseau und bat ihn um Rath wegen der Wahl seines künftigen Aufenthalts. Darauf antwortete ihm der Lord unter dem 8ten Februar 1765: „Wenn Sie nicht wilder wären als die Wilden von Kanada, so könnte man leicht Rath schaffen; denn hätte ich bei ihnen mehr Wildpret erlegt als ich brauchte, so sagte ich zum ersten Besten, der vorüberginge: da, nimm dieß Wildpret, und er würde es gleich forttragen. Jean Jacques aber würde es liegen lassen; darum habe ich recht, wenn ich sage: er ist allzuwild.“ Am 22ten Mai 1765 schrieb ihm Lord Keith abermals: „Ich fürchte, daß es Ihnen am Nöthigsten mangeln wird, da Ihre Werke jezt nicht gedruckt werden können, denn item, man muß doch essen und trinken, und in diesem eisernen Jahrhundert lebt man nicht von Eicheln. Sie könnten mich in dieser Beziehung ruhiger machen, und ich glaube, Sie sollten es thun; Sie nennen mich Ihren Vater, und Sie sagen die Wahrheit. Kann ich nun nicht kraft meiner väterlichen Autorität von Ihnen verlangen, daß Sie mir erlauben, meinem Sohn eine Leibrente von fünfzig Louisdor auszusetzen? Wenn mein lieber Sohn etwas Gewisses hätte, so bliebe mir nichts zu wünschen auf der Welt und ich schiede auch einmal daraus ohne Sorge. Es hängt nur von Ihnen ab, mich viel glücklicher zu machen, als ich bin. Wären Sie ruhig, wenn Sie nicht gewiß wüßten, daß ich Brod in meinen alten Tagen hätte? Nun, setzen Sie sich an meine Stelle und thun Sie andern, was Sie wollen, daß man Ihnen thue; glauben Sie nicht, daß das Band der Freundschaft stärker ist als das einer fernen, oft nur eingebildeten Verwandtschaft? ich fühle dieß wohl. Ich wollte Ihnen jährlich fünfzig Pfund Sterling auf mein Gut versichern; nur auf Ländereien ist wahre Sicherheit. Ach, seyn Sie gut, nachsichtig und großmüthig, und machen Sie Ihren Freund glücklich. Leben Sie wohl.“ So schreibt man doch nicht an Jemanden, der einen um Unterstützung gebeten, oder einem dies sehr nahe gelegt hat. Lord Keith gab 1766 seinem Freund du Peyron eine Summe Geldes für Jean-Jacques, und dieser dankt ihm mit den Worten dafür: „Du Peyron schreibt mir, er habe die dreihundert Louisd'or empfangen. Sie kommen von einem guten Vater, der wie jener, dessen Abbild er ist, nicht wartet, bis ihn seine Kinder um ihr tägliches Brod bitten.“ — Aus alle dem geht hervor, daß Lord Keith Rousseau'n die Unterstützung mit der größten Zartheit und Herzlichkeit angetragen, und daß dieser nie einen Augenblick aufgehört hat, ihm dafür dankbar zu seyn und seinen Wohlthäter grenzenlos zu verehren, daher auch dieser ihn bis zum Tode „seinen Jean-Jacques“ nannte. Es ist also klar, daß d'Alembert gelogen und verläumdet hat; dies wäre eben nicht sehr zu verwundern, wohl aber, daß seine keck ausgesprochene Verläumdung sich so lange erhalten und wie etwas Ausgemachtes von Mund zu Mund gehen konnte. Wir sind aber mit besonderem Vergnügen und nicht ohne Rührung bei dem Ausdruck der Liebe und des Wohlwollens eines edlen Mannes für einen andern verweilt, da sie in unsern starren, egoistischen Tagen wie Töne aus einer besseren Zeit herüber klingen. Denn kein vornehmer Mann wird heutzutage aus der Nähe eines Königs so zu einem armen Schriftsteller sprechen. Es ist aber auch wahr, Lord Keith ist einer der edelsten Männer seiner Zeit, die daran ebenfalls keinen Ueberfluß hatte, am wenigsten in Frankreich.

(Der Beschluß folgt.)

Der Blinde im Frühling.

Helle wards, der Morgen schickte
Weit hinaus das goldne Licht,
Und die Frühlingssonne blickte
Auf ein bleiches Angesicht.

In der Kammer saß er drinnen,
Starrte in die Welt hinein;
Aus dem Auge fühlt er's rinnen
In dem warmen Sonnenschein.

„Fließe, stille Thräne, fließe
„Aus dem finstern, öden Haus,
„Ziehe zu dem Paradiese,
„Zu des Tages Licht hinaus!

„Du empfängst das Holde, Schöne,
„Saugst es ein das lichte Gold;
„O wie glücklich ist die Thräne,
„Die aus meinem Auge rollt!“

C.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Zustand der Gesellschaft in England.

Die gewöhnliche Politik, die Haupt- und Staatsaktionen der Höfe gehören wohl nicht ins Bereich Ihres Blattes; desto mehr aber Betrachtungen über die Bewegungen ganzer Na-

Digitized by Google

tionen. Die englische Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron brachte, war bekanntlich nicht die Sache des Volks, sondern eines Theiles der Aristokratie, welchem es vorzüglich darum zu thun war, sich die Güter zu sichern, die ihm unter den vorigen Regierungen von den Spoliis opimis der Kirche zugefallen waren. Seitdem beschränkten sich die politischen Kämpfe in diesem Lande fast ausschließlich auf die Aristokratie, und bis auf die neueste Zeit diente das Volk nur als eine Art von Jagdkoppel, womit die Parthei außer dem Ministerium die Parthei in demselben zu hetzen pflegte. Freilich gibt es noch Manche, Whigs sowohl als Tories, welche das Volk noch immer für solche Kläffer ansehen, und mehrere der durch die volle Emanzipation der Katholiken aufgebrachten und deswegen mit dem Herzog von Wellington zerfallenen Tories haben sich in dieser Täuschung zu den Reformatoren geschlagen, und glauben, ohne Consequenz dieselben in ihren Forderungen für Ausdehnung des Wahlrechtes und Beschränkung der Aristokratie unterstützen zu können. Denkende Köpfe dagegen haben längst erkannt, daß seit der französischen Revolution (der ersten nämlich) im Volke eine dritte Parthei herangewachsen ist, welche ziemlich klar einzusehen scheint, daß alle Kämpfe der Aristokratie um des Volks Freiheiten nur Spiegelfechterei sind, und dem Adel deswegen auch immer näher zu Leibe rückt. Was aber diese Parthei vorzüglich hervorgerufen hat, ist nebst der größern Aufklärung — die Noth. Die großen Kämpfe, welche England Anfangs gegen die französische Revolution und dann gegen Napoleon, den Erben dieser Revolution, geführt, waren ganz Sache der Aristokratie, welche das Volk durch geschickte Reizung seiner Eigenliebe dabei nach ihren Absichten zu lenken wußte. Aber gerade die Folgen dieses Krieges — die schwere Staatsschuld und der vertheuerte Staatshaushalt — sind es, was das Volk zum Nachdenken aufruft und es mit immer wachsender Unzufriedenheit der Aristokratie gegenüber stellt. Die Riesenanstrengungen, welche die Nation gemacht hat, um die Mittel für jenen Krieg zu erschwingen, mußten nothwendig den Nationalreichthum in weniger Hände und die Masse ins Elend bringen; auch kann man sich nicht leicht einen Begriff von der Menge Unglücklicher machen, von denen es in Städten und Dörfern wimmelt, von der bittern Dürftigkeit, worin viele, viele Tausende schmachten, und deren Jammer noch herzergreifender wird, wenn man den fürstlichen Luxus sieht, in dem die reichen Gutsbesitzer und Fabrikanten leben. Daß diese Masse armer, geplagter Tagelöhner unzufrieden ist, ist ganz natürlich, besonders da ihnen von denjenigen, welche eine Umwälzung wünschen, täglich wiederholt wird, daß all jener Luxus das Werk ihrer Hände ist, und daß die Großen von ihrem Schweiß und Blute schwelgen. Aber zwischen dieser tief gesunkenen Klasse und jenen Großen steht der mittlere Bürger, der Handwerker, der Krämer und das Heer derer, welche auch von ihrer Hände Arbeit leben, aber dabei noch ein gewisses Ansehen von Wohlstand behaupten müssen, der bei neun Zehnteln dieser Klasse nur simulirt ist. Diese Klasse aber ist es, welche die schwere Haus- und Fenstersteuer, die drückende Armen- und Kirchensteuer und tausenderlei andere Abgaben zu entrichten hat, wovon Tausende vornehmer und geringer, freiwilliger und gezwungener Müßiggänger erhalten werden müssen. Diese Klasse ist es aber auch, welche ernstlich auf die Reform des Unterhauses dringt, welche verlangt, daß die Mitglieder desselben nicht Vertreter der Aristokratie, sondern des Volks seyn und als solche alle Pensionen und Besoldungen verweigern sollen, die nicht für dem Staate wirklich geleistete Dienste gegeben werden, oder diesen Diensten nicht angemessen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Ueber die in den Julitagen Verwundeten und Gebliebenen.

So eben hat auch ein Arzt, Namens Ménière, eine Schrift über die Verpflegung der Verwundeten in dem großen Pariser Hospital, dem sogenannten Hôtel-Dieu, herausgegeben. Hier kommen manche interessante, auch nicht-ärztliche Bemerkungen vor. Da das Hôtel-Dieu dem Kampfplatze, besonders dem Greveplatze und dem Rathhause, dessen Angriff und Eroberung so manche Wunden verursachte, sehr nahe liegt, so wurden auch die meisten Verwundeten hieher getragen, und zwar Sieger sowohl als Besiegte. Letztere waren niedergeschlagen und hatten alle geistige Kraft verloren; erstere hingegen waren voll Muth und Hochherzigkeit, selbst unter den größten Leiden, und standen die chirurgischen Operationen mit der größten Standhaftigkeit aus; manche äußerten sogar während dieser Schmerzen patriotische Gesinnungen mit einer Art von Schwärmerei. Aber bei dieser Ueberspannung ihrer Gefühle war ihnen auch die geringste Gemüthsbewegung schädlich. Schon daß man noch oft in Paris Gewehre losschoß, besonders in der Umgegend des Hôtel-Dieu, verursachte den Kranken eine gefährliche Erschütterung. Ein Taglöhner, der nur eine leichte Wunde an der Hand bekommen hatte, versank in Schwermuth bei der Nachricht von der Untreue einer Geliebten und starb; ein anderer hätte beinahe dasselbe Schicksal gehabt, weil ein hartherziger Hausherr gekommen war und ihn mit dem Verkaufe seiner Meubeln bedroht hatte, im Falle er nicht zahlen wollte. Sogar der Besuch Lafayettes und der jetzigen Königin im Hôtel Dieu wurde den Kranken schädlich. Ménière schlägt die Gesammtzahl der in den drei Tagen zu Paris verwundeten Bürger auf 2000 und die der Getödteten auf 700 an; dies scheint jedoch eine bloße Vermuthung zu seyn; richtiger wird vielleicht die Kommission, welche von der Regierung beauftragt worden ist, den Wittwen und Waisen, wie auch den Verstümmelten einen Unterhalt zuzusichern, die Zahl der Todten und Verwundeten bestimmen können. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß Méniéres Berechnung der Wahrheit näher kommt, als die Berichte, welche die Zahl der Todten zu Tausenden anschlugen. Aber freilich sind, wie Dr. Ménière hinzusetzt, die auf dem Kampfplatze und in den Hospitälern Gebliebenen nicht die einzigen, denen die letzte Revolution das Leben gekostet hat oder noch kostet. Geschäftsmänner und Gelehrte sind von Gehirnentzündungen befallen worden, andere sind in tiefe Schwermuth versunken und einige haben sich das Leben genommen. Alle diese Unglücksfälle würden wahrscheinlich vermieden worden seyn, wenn Karl X. etwas mehr Regierungskunst besessen, und statt beständig auf die Jagd zu gehen und seine unwürdigen Günstlinge und die Geistlichkeit regieren zu lassen, sich ein wenig mehr um die wichtigen Staatsgeschäfte bekümmert hätte, die ihm oblagen; freilich hätte er zum Regieren erzogen seyn müssen. Ein gutes Geschick hat noch bei jener Staatsumwälzung über Paris gewaltet, daß die prächtigen Kunstsammlungen während des fürchterlichen Kampfes wenig oder gar nicht beschädigt worden sind. Wenn man bedenkt, daß sich einige tausend Menschen um die Eroberung des Louvre schlugen, und daß mit Flinten und Kanonen auf dasselbe und aus demselben geschossen wurde, so kann man es wahrlich als ein Wunder ansehen, daß weder die Bildergallerie, noch die Antikensammlung, noch die königliche Privatbibliothek in Rauch aufgegangen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 283.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 26. November 1830.

So kennt ihr ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las.

Goethe.
Epilog zu Schillers Glocke.

Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.

Von Wilhelm v. Humboldt *).

Es gibt ein unmittelbareres und volleres Wirken eines großen Geistes als das durch seine Werke. Diese zeigen nur einen Theil seines Wesens. In die lebendige Erscheinung strömt es rein und vollständig über. Auf eine Art, die sich einzeln nicht nachweisen, nicht erforschen läßt, welcher selbst der Gedanke nicht zu folgen vermag, wird es aufgenommen von den Zeitgenossen und auf die folgenden Geschlechter vererbt. Dieß stille und gleichsam magische Wirken großer geistiger Naturen ist es vorzüglich, was den immer wachsenden Gedanken von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk immer mächtiger und ausgebreiteter emporsprießen läßt. In Schrift gefaßte Werke und Literaturen tragen ihn dann, gleichsam mumienartig verschlossen, über Klüfte hinweg, welche die lebendige Wirksamkeit nicht zu überspringen vermag. Die Völker aber haben schon immer Hauptschritte zu ihrer Geistesentwicklung vor der Schrift gethan, und in diesen dunkelsten, aber wichtigsten Perioden des menschlichen Schaffens und Bildens ist nur die lebendige Einwirkung möglich. Nichts zieht daher die Betrachtung mehr an, als jeder, wenn selbst schwache Versuch, zu erforschen, wie ein merkwürdiger Mann des Jahrhunderts die Bahn alles Denkens, das Gesetz an die Erscheinung zu knüpfen, über das Endliche hinaus nach dem Unendlichen zu streben, in seiner individuellen Weise durchlief. Dieß hat mein Nachdenken über Schiller oft beschäftigt, und unsere Zeit hat Keinen aufzuweisen, dessen inneres geistiges Leben in dieser Hinsicht merkwürdiger zu verfolgen wäre.

Schillers Dichtergenie kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiftesten Künstler sogar roh erscheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesco von einer entschieden großen Naturkraft. Es verrieth sich nachher durch die, bei ganz verschiedenartigen philosophischen und historischen Beschäftigungen, immer durchbrechende, auch in diesen Briefen so oft angedeutete Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach der eigenthümlichen Heimath seines Geistes. Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die gewiß noch lange der Stolz und der Ruhm der deutschen Bühne bleiben werden. Aber dieß Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die Alles, ergründend, spalten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte.

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von W. v. Humboldt. Diese Schrift wird in Kurzem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen. Wir geben einen Auszug aus W. v. Humboldts Vorwort über Schiller, und behalten uns vor, auch einen und den andern Brief aus der interessanten Sammlung mitzutheilen.
D. Red.

Digitized by Google

Darin liegt Schillers besondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Antheil des Gedankens, und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; lezteres auf zweifache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkührlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er, das Größeste und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellektualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete. Diese Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schillers Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Musen absprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genies, als die sich ihrer selbst bewußte Arbeit des Geistes zu erkennen meinen, worin allerdings das Wahre liegt, daß nur die intellektuelle Größe Schillers die Veranlassung zu einem solchen Tadel darbieten konnte. . .

Was jedem Beobachter an Schiller am meisten, als charakteristisch bezeichnend, auffallen mußte, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn, als vielleicht je bei einem andern, der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbstthätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie, und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Uebels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dieß zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer, den Geist anregenden Diskussion versezt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. . .

Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dieß Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benuzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Gespräch immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrengter Selbstthätigkeit. Auch seine Briefe zeigen dies deutlich. Er kannte sogar keine andere. Bloßer Lektüre überließ er sich nur spät Abends und in seinen, leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein, oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße, von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studiren, das für den damit Vertrauten einen so unendlichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Thätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht und achtete es nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig, und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen, als ein Material zur Bearbeitung.

Nur weil er die allerdings höhere Anstrengung des Geistes, welche selbstthätig aus ihren eigenen Tiefen schöpft, mehr schäzte, konnte er sich weniger mit der geringeren befreunden. Es ist aber auch merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrath des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, welche Andern ihn zuführen, Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte; denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entstanden war. Selbst von Deutschland hatte er nur einen Theil gesehen, nie die Schweiz, von der sein Tell doch so lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkührlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dies verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt; doch lag auch dieser keine eigene Ansicht zum Grunde. Aber was Schiller durch eigene Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anschaulich machte, was ihm blos fremde Schilderung zuführte. Dabei versäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lektüre zu machen; auch was er in dieser Art Dienliches zufällig fand, prägte sich seinem Gedächtniß fest ein, und seine rastlos angestrengte Phantasie, die in beständiger Lebendigkeit bald diesen, bald jenen Theil des irgend je gesammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das Mangelhafte einer so mittelbaren Auffassung.

Auf ganz ähnliche Weise eignete er sich den Geist der griechischen Dichtung an, ohne sie je anders als aus Uebersetzungen zu kennen. . .

Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist

Digitized by Google

in den Kolumbus überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigenthümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbar inwohnende Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Uebereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen seyn kann, war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem. Ihm entsprach auch die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellektuellen Aufgabe so lange nachging, bis sie befriedigend gelöst war. Schon in den Briefen Raphaels an Julius in der Thalia in dem kühnen, aber schönen Ausdruck: „als Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meer einging" findet sich der gleiche Gedanke an dasselbe Bild geknüpft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Georg Keith.

(Fortsetzung.)

Als treuer, eifriger Anhänger der Stuarts brachte Lord Keith 1715 Schottland zu Gunsten des Prätendenten in Aufruhr und forderte diesen auf, aus seinem Schlupfwinkel herauszukommen; „denn," so schrieb ihm Keith, „ein Souverän, der sein Land verloren hat, muß die Gefahr mit denen theilen, die ihr Leben aussetzen, um es ihm wieder zu gewinnen." Er wurde von der englischen Regierung zum Tode verdammt, irrte sechs Monat in Schottland umher, reiste dann von einem europäischen Hof zum andern, um Freunde und Unterstützung für den Prätendenten zu gewinnen, machte aber bald die Erfahrung, daß ein König ohne Macht und Land nichts von seinen erlauchten Genossen zu hoffen hat. Der Prätendent verlieh ihm den Orden des Hosenbandes, den er aber nur in des Prinzen Gegenwart anlegte; „denn wer nicht lächerlich scheinen will," sagte er, „muß auf diese immer eiteln und leeren Zierrathen Verzicht leisten, wenn der Fürst, von dem er sie empfing, nicht mehr im Stand ist, sie in Respekt zu setzen." Jean Jacques, der drei Monat lang genauen Umgang mit Lord Keith hatte, sagt in seinen Konfessionen, er sey gleichgültig gegen das Haus Stuart geworden, weil er dessen Ungerechtigkeit und Tyrannei als den herrschenden Charakter dieser Dynastie erkannt. Keith diente in Spanien in dem Krieg gegen den Kaiser, und zog sich dann ins Königreich Valencia zurück, wo er, wie er sagte, viel gute Freunde fand, „besonders die liebe Sonne." Sein Bruder, der Marschall Keith, in preußischen Diensten, suchte ihn nach Berlin zu ziehen; hier gewann ihn Friedrich schnell lieb, schickte ihn als Gesandten nach Frankreich und nach Spanien, und hernach als Gouverneur nach Neuschatel, wo er Rousseau kennen lernte, als dieser in diesem Lande war. In seinen diplomatischen Sendungen hatte er kein Glück; „denn dazu, sagte er, gehört eine Feinheit und Schlauheit, die ich nicht habe, und die ich auch nicht haben mag." Als Friedrich II. eine Allianz mit England abschloß, wirkte er, ohne Keiths Wissen, dessen Wiedereinsetzung in den vorigen Stand und die Zurückgabe seiner Güter aus; deßhalb ging er wieder nach Schottland, erhielt aber nur einen Theil seiner Besitzungen zurück. Demungeachtet wollte er hier leben, hätte ihn nicht das rauhe Klima und das Mißtrauen des englischen Kabinets daran gehindert. Dankbarkeit und Freundschaft führten ihn nach Preußen zurück. Friedrich baute ihm ein Haus bei Sans-Souci. Lord Keith, für den der königliche Pallast eine Art von Gefängniß oder Kloster war, schrieb von dem König: „Unser Pater Abbé," so nannte man Friederich in dem engen Cirkel seiner Vertrauten und Tischgenossen, „ist der angenehmste und leutseligste Mann von der Welt; wäre ich aber in Spanien, so fühlte ich mich doch bewogen, ihn bei der heiligen Inquisition wegen Hexerei zu denunciren; denn hätte er mich nicht bekehrt, so bliebe ich gewiß nicht hier, wo nur ein gemalter Himmel ist, während ich in dem schönen Klima von Valencia leben und sterben könnte." Zwei Tage vor seinem Tode ließ er den damaligen englischen Gesandten in Berlin, Elliot, bitten, ihn zu besuchen, und sagte zu ihm: „Ich habe Sie zu mir bitten lassen, denn ich finde es komisch genug, daß ein Minister des Königs Georg die lezten Worte eines alten Stuartanhängers empfange. Uebrigens haben Sie mir vielleicht Aufträge an Milord Chatam (der ungefähr vierzehn Tage vorher gestorben war) zu geben; ich denke ihn morgen oder übermorgen zu sehen." Er verordnete, daß seine Leiche ohne allen Prunk beigesezt werden solle; um dessen gewiß zu seyn, sezte er nur drei Louisdor für sein Begräbniß aus. Lord Keith war edel und großmüthig und dabei ein wahrer Weiser, denn er that das Gute ohne Ostentation, und vergaß es gleich nachher. Wiewohl höchst einfach in allem seinem Thun, war er doch sehr witzig und froh, nur kalt und frostig auf den ersten Anblick, zumal wenn ihn seine sonderbare Laune beherrschte. Seine Diener waren von allen Religionen, unter andern ein Tatar, der vom großen Lama abstammen wollte; deßhalb nannte ihn Lord Keith seinen Großalmosenier. Rousseau sagte von ihm in seinen Lettres écrites de la montagne: „Soll ich mich über die Wahl meines Exils beklagen? O nein, denn unerachtet ich so vieles von Haß, Leidenschaft und Verfolgung zu ertragen gehabt habe, so ist mein Gewinnst doch größer als mein Verlust. Ich habe einen Menschen gefunden. Edles und großes Herz! o Georg Keith, mein Beschützer, mein Freund, mein Vater! wo Du auch in dem Augenblicke seyn magst, wenn ich meine traurigen Tage beschließe, und sähe ich Dich auch mein ganzes Leben nicht mehr, nie werde ich dem Himmel mein Elend vorwerfen!"

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Schicksal der Kunstsammlungen während der Revolution.

In die königliche Privatbibliothek wollte der Herzog von Ragusa eine Kompagnie königl. Garde legen, um sich dort zu vertheidigen, wodurch dann wahrscheinlich ein Theil der kostbaren Bücher zu Patronen würde verwendet worden seyn, wie man es mit vielen Papieren in der Bibliothek im Rathhause gemacht hat. Dies kam jedoch nicht zu Stande. Ein trunkener Kerl wollte im ersten Taumel des Sieges Feuer an den Louvre legen, um dies königl. Gebäude von Grund aus zu zerstören; natürlich verhinderten dies die Vernünftigern. Das neu angelegte egyptische Kabinet und die Vasensammlung im Louvre sind leider nicht so verschont geblieben, als die Gemälde und Statuen. Die Spiegelgläser der schönen Schränke sind großentheils zerschlagen, und manche goldene Zierrathen und kleine Antiken aus denselben entwendet worden; eine große Papyrusrolle ist zur Hälfte zerstört; viele Siegel und Amulette mit Keilschrift fehlen. Da sich die Säle mit egyptischen Alterthümern den Erstürmern des Louvre zuerst darboten und ihnen die goldenen Zierrathen zuerst in die Augen fielen, so ist es nicht zu verwundern, daß diese Stücke die Rache und Habsucht gereizt haben. Auch in den folgenden Sälen, wo die Vasen von Edelstein und die künstlich geschmückten Schüsseln aus der Zeit Königs Franz I. aufgestellt stehen, ist Mehreres entwendet worden, unter andern eine kunstreich mit Goldarbeit verzierte Vase Benvenuto Cellinis. Die Verwaltung des Museums hat ein Verzeichniß der sämmtlichen entwendeten Stücke drucken lassen, hat aber wenig Hoffnung, die Goldsachen wieder zu bekommen, die wahrscheinlich sogleich vom hungrigen Pöbel verkauft und eingeschmolzen worden sind. Die Gemälde und Statuen wurden verschont; denn hier reizte nichts die Habgier, und auch der Pöbel in Paris hat Achtung vor Kunstsachen. Einige Gemälde zwar liefen Gefahr, zerstört zu werden, weil die dargestellten Gegenstände die Gemüther des erhitzten Volkes aufreizten; indessen half auch hier die kältere Ueberlegung, und die Sammlung blieb unversehrt, wenn man Gerards Krönungsgemälde und das Porträt Karls X. im Saale des Staatsrathes ausnimmt. Auch von dem aus dem egyptischen Kabinette und der Geräthesammlung des Mittelalters Entwendeten kommt Mehreres wieder ein, zum Theil durch freiwilliges Zurückgeben, zum Theil durch Ankauf oder durch Nachspüren von Seiten der Polizei. Schlimmer ist es der Sammlung alter Rüstungen im Artilleriemuseum ergangen; hier diente nach der Eroberung die Nothwendigkeit, sich mit Waffen zu versehen, zum Vorwande, Alles zu entwenden und das Museum rein auszuplündern, obschon die alten Rüstungen und Waffen gegen die Kanonen und Gewehre der königl. Garde und der Schweizer wenig helfen konnten. Kurz nach dem großen Siege erschien eine Aufforderung an alle diejenigen, welche dergleichen Rüstungen genommen hatten, daß man sie aus Liebe zur Kunst wieder zurückgeben möge. Manches ward auch wieder zurückgebracht; aber dies sind doch nur Theile des sonst so großen Kabinetts, und vielleicht wird manches Stück mit den schönen Vasen aus kostbaren Steinen und aus der medizeischen Zeit in fremde Kabinette verkauft werden, besonders nach England, dem jetzigen großen Markte für dergleichen Waaren, die man sogar in Paris sehr gut nachmacht, um sie den blinden englischen Liebhabern als köstliche Reliquien aus dem Mittelalter aufzubinden. Die Landhäuser der Lords müssen vollgepfropft seyn mit Kram der Art; denn eine Zeitlang haben sie für schweres Geld alles, was sich davon bei den Krämern vorfand, aus Paris geschleppt. Altes Porzellan, alte Porträts, alte Sessel, altes Hausgeräthe, alte Waffen, kurz alles, was sich auf eine historische Person, oder auf glänzende Zeitpunkte, oder auf berühmte Fabrikanten aus der Vorzeit bezog, ging ab, zur großen Freude der Krämer, welche bereit waren, den alten Vorrath stets wieder zu erneuern.

(Der Beschluß folgt.)

London, November.

(Fortsetzung.)

Die neue Polizei. Zustand des Buchhandels.

Man hatte erwartet, daß trotz dem Widerwillen der Vornehmen, sich des großen Vorrechts zu begeben, daß ihre jüngern Söhne vom Staate erhalten werden, während ihre Güter in den Händen des ältesten verbleiben, die Regierung die Zeichen der Zeit erkennen und selbst eine gemäßigte Reform vorschlagen würde, welche die Bürger für den Augenblick befriedigen und dieselben bereitwillig machen könnte, sich im Fall der Noth mit der Regierung dem Pöbel zu widersetzen. Dies hat aber, wie bekannt, die Regierung nicht für gut befunden, und auch die neuesten Unruhen in London scheinen sie nicht zu witzigen. Sie wissen, daß seit einem Jahre in allen Theilen Londons, außer der Altstadt, eine neue Polizei unter einer einzigen Direktion eingeführt worden ist, während vorher jedes Kirchspiel seine eigene Nachtwache hatte, welche bei der immerwährenden Vergrößerung der Stadt und bei der überhandnehmenden Armuth von Jahr zu Jahr unzulänglicher befunden wurde. Aber durch diese neue Einrichtung verloren die Gemeindevorsteher manche persönliche Vortheile, und alle Hausbesitzer wurden mit einer höhern Steuer belegt. Dies erregte eine Unzufriedenheit, welche die demagogischen Journale sowohl, als die, welchen es aus pekuniären Rücksichten blos um Popularität zu thun ist, benutzten, um London gegen die Regierung aufzureizen. Dies ist ihnen auch, wie die neuesten Vorfälle beweisen, gut gelungen; aber schon längst ist fast jedes Kirchspiel gegen das neue System eingekommen, und der Pöbel, worunter unstreitig eine bedeutende Anzahl Diebe, ist aufs Aeußerste erbittert gegen die Polizei. „Keine Polizei! Nieder mit der Polizei!“ schreit seit längerer Zeit schon das Volk überall, wo es sich in Menge versammelt findet. Man nennt bekanntlich die englischen Soldaten, ihrer rothen Uniform wegen, lobsters, Hummer, welche wie die Krebse nach dem Sieden roth aussehen; die Polizeidiener aber tragen blaue Uniform, und das Volk nennt dieselben, um zu erkennen zu geben, daß es sie, obgleich sie keine andern Waffen führen, als den gewöhnlichen Constabelstock, als Soldaten betrachtet, spottweise rothe Hummer. Dabei aber schmeichelt der Pöbel, wahrscheinlich um die Pariser Mode nachzuahmen, wo der Gensdarme für einen Feind und der Soldat für einen Freund galt, den Soldaten, und man sieht jetzt oft an den Mauern angeschrieben: „Es leben die Soldaten! nieder mit der Polizei!“

In der Grafschaft Kent sieht es bekanntlich noch schlimmer aus. Nimmt man nun noch dazu die Gerüchte von Bewegungen unter den Fabrikarbeitern in den nördlichen Grafschaften und die Gährung, welche O'Connell durch seinen Vorschlag zur Auflösung des administrativen Verbands zwischen Irland und Großbritannien in jener Insel bewirkt hat, so darf man sich nicht wundern, daß es trübselig bei uns aussieht. Vor allen empfindet dieses der Buchhandel, denn man hat nicht Zeit, etwas anderes zu lesen, als Zeitungen und Flugschriften. Auch erscheint jetzt kein einziges wichtiges Werk, und die Verleger weisen Sachen zurück, nach denen sie sonst mit gierigen Händen gegriffen haben würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. November 1830.

Wie in engen Winterklausen
Bienen um den Honigseim,
Drängen wir uns dicht und schmausen
So behaglich und geheim.

J. H. Voß.

Bilder aus Rußland.

Der Thee.

Neben dem Bad ist eines der größten Bedürfnisse für den Russen der Thee, und zwar der chinesische Thee, der besonders über Kiachta aus China eingeführt wird. Dieser großen Entfernung ungeachtet, ist er doch durch ganz Rußland so wohlfeil, daß auch der Arme ihn leicht anschaffen kann. Er ist übrigens viel besser als derjenige, den wir gewöhnlich über Holland und England erhalten, weil dieser auf der See verdirbt. Der russische Thee wird durchaus von China bis Petersburg und Kiew auf der Axe gebracht, und nur sehr selten eine kleinere Strecke auf Flüssen transportirt, da die größern Ströme Rußlands alle nahe in der Richtung der Meridiane, also senkrecht auf die eigentliche Theestraße laufen. Statt des für die niedern Klassen sehr theuern Zuckers wird Honig gebraucht, und obschon ich Anfangs gegen dieses Surrogat eingenommen war, so überzeugte ich mich doch bald, daß der Honig zu dem Thee viel besser passe und viel angenehmer munde, als der beste Zucker. Damit ist aber der treffliche russische Honig gemeint, besonders der, welcher von wilden Bienen aus den Lindenwäldern gesammelt wird und sich durch seinen gewürzhaften Geschmack auszeichnet, so wie er durch seine grünliche Farbe kenntlich ist. Dieser in Rußland ebenfalls sehr wohlfeile Honig ist mit dem, welchen unsere zahmen Bienen erzeugen, gar nicht zu vergleichen, und ein wahrhaft köstliches Geschenk der Natur. Milch oder Sahne wird nur selten zum Thee genommen. Arme begnügen sich, die von andern bereits aufgegossenen Blätter des Thees zu trocknen und dann noch einmal mit kochendem Wasser zu begießen, welcher zweite Thee natürlich viel schwächer ist und weniger Aroma hat. Zu Bereitung des Thees hat man durch ganz Rußland eigene Gefäße von Messing oder Kupfer, Samowar (Selbstkocher) genannt, deren namentlich in der berühmten Fabrikstadt Tula jährlich viele Tausende verfertigt und durch das ganze Reich verschickt werden. Dieser Samowar hat meistens die gefällige Gestalt einer Urne. Wenn sich der gemeine Russe recht wohl seyn lassen will, so genießt er trockene Rosinen zum Thee, indem er sich den Mund ganz damit vollstopft, sie etwas kaut und dann den oft glühend heißen Thee durch sie durchgehen läßt. Es ist unglaublich, wie viel von diesem Tranke in Rußland verzehrt wird und wie viel oft ein einzelner Mensch davon zu sich nimmt, ohne daß man hört, daß der zu häufige Gebrauch je nachtheilig geworden wäre. Jährlich sollen aus China über 4000 Pud (1600 Centner) Thee nach Rußland geführt werden. Gewöhnlich wird er von den Chinesen in würfelförmige Kisten gepackt. Wenn diese Kisten geöffnet werden, so findet man in ihrem obersten Theile eine einen oder anderthalb Zoll dicke Lage von dem sogenannten Blumenthee, der in Rußland als der kostbarste und theuerste vorzüglich geschätzt wird. Dieser Blumenthee besteht nicht, wie man glaubt, aus den Blüthen der Theepflanze, sondern aus den noch nicht ganz entwickelten Blättern, die

Digitized by Google

in der That einen besonders feinen und angenehmen Geschmack haben. Außer diesem kennt man von dem eigentlichen chinesischen Thee in Rußland nur zwei Gattungen: den schwarzen und den grünen. Der lezte, der sich durch seine dunkelgrüne Farbe auszeichnet, wird für den bessern gehalten, soll aber weniger gesund seyn, weil die Chinesen den Blättern diese Farbe durch Rösten auf heißen Kupferplatten geben. Uebrigens trinkt in Rußland Groß und Klein und Arm und Reich täglich Thee oft bis zum Uebermaße. Wie man in den deutschen Landstädten dem eintretenden Gaste vor allem einen Sitz und einen Laib Brod zum Anschneiden vorsezt, so kömmt in Rußland, wenn der Gast den Fuß ins Zimmer sezt, unmittelbar hinter ihm der Samowar, so daß es in der Regel gar nicht nothwendig ist, der Dienerschaft deßhalb besondern Befehl zu geben, da es sich von selbst versteht. Die Hausfrau schlürft natürlich ihre Tasse mit dem Gaste, und da diese Gelegenheit, besonders an Sonn- und Feiertagen, oft wiederkehrt und jeder Eintretende ohne Unterschied bewirthet werden muß, so genießt manche Frau auf diese Weise in einem einzigen Tag zwanzig und mehr Tassen dieses Getränkes, ohne sich dadurch beschwert zu fühlen. Noch weiter wird dieses Uebermaß bei den Männern, besonders bei den gemeinen Kaufleuten, getrieben. Ich sah öfters ganze Gesellschaften solcher russischen Kupzi, wenn sie eben von ihren Landreisen kamen, sich in ihren dichten, mit Schnee und Eis bedeckten Bärenpelzen vor einen mächtigen Samowar und eine große Schüssel voll Rosinen setzen und nicht eher aufstehen, bis Samowar und Schüssel leer waren, so daß mancher auf zwanzig und mehr Tassen Thee (in der Größe unserer Kaffeetassen) kam. Diese Fülle des glühend heißen Getränkes brachte sie in einen so reichlichen Schweiß, daß das Wasser in Strömen über ihre struppigen Gesichter lief, und sie nur immer zu wischen hatten, wobei sie sich aber ganz behaglich gefühlt haben müssen, da es nie einem einfiel, seinen dichten Pelz auszuziehen und sich dadurch die Arbeit, denn als eine solche erschien es mir, zu erleichtern. Dieser Samowar ist der stete Begleiter der Russen, und wer ihn anzuschaffen zu arm ist, ersezt ihn durch einen kleinen eisernen Kessel, der die Form einer Kugel hat, und der, unter derselben Benennung, auch in der ärmsten Hütte angetroffen wird. Wie oft, wenn ich eine solche Hütte betrat, welche die Spuren der Dürftigkeit in allen Ecken zeigte, und ich zur ersten Begrüßung mich mit dem gewöhnlichen Ausdrucke: Kak schiwiosch? (wie lebst Du?) nach dem Befinden der Bewohner erkundigte, wie oft erhielt ich da die von genügsamer Zufriedenheit zeugende und ebenfalls schon zum gemeinen Sprichworte gewordene Antwort: Slawa Boga; chleb jest, Samowar jest, nitschewo no nadamna. „Gott sey Dank, Brod ist da, Samowar ist da, ich brauche nichts mehr.“

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.

(Fortsezung.)

Dem Inhalte und der Form nach waren Schillers philosophische Ideen ein getreuer Abdruck seiner ganzen geistigen Wirksamkeit überhaupt. Beide bewegten sich immer im nämlichen Gleise und strebten dem gleichen Ziele zu, allein auf eine Weise, daß die lebendigere Aneignung immer reicheren Stoffs, und die Kraft des ihn beherrschenden Gedankens sich unaufhörlich zu wechselseitiger Steigerung bestimmten. Der Endpunkt, an den er Alles knüpfte, war die Totalität in der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte in ihrer absoluten Freiheit. Beide, dem Ich, das nur Eins und ein untheilbares seyn kann, angehörend, aber die eine Mannigfaltigkeit und Stoff, die andere Einheit und Form suchend, sollten sie durch ihre freiwillige Harmonie schon hier auf einen über alle Endlichkeit hinaus liegenden Ursprung hindeuten. Die Vernunft, unbedingt herrschend in der Erkenntniß und Willensbestimmung, sollte die Anschauung und Empfindung mit schonender Achtung behandeln, und nirgends in ihr Gebiet übergreifen; dagegen sollten diese sich aus ihrem eigenthümlichen Wesen und auf ihrer selbstgewählten Bahn zu einer Gestalt emporbilden, in welcher jene, bei aller Verschiedenheit des Prinzips, sich der Form nach wiederfände. Diese, nicht auf entdeckbaren Wegen entstehende, sondern wie durch plötzliches Wunder überraschende Uebereinstimmung zu vermitteln, den in sich unabweisbaren Widerspruch beider Naturen durch einen in ihrer Wechselbeziehung auf einander gegründeten Schein aufzuheben, und dem Menschen dadurch in der Erscheinung ein Bild desjenigen zu geben, was außer aller Erscheinung liegt, vermag allein die Richtung in ihm, welche wir die ästhetische nennen. Denn sie behandelt den Stoff mit einer auf dem Gebiete der Sinnlichkeit entsprungenen, nicht von der Idee erborgten und dennoch als Freiheit erscheinenden Selbstthätigkeit. In Anmuth und Würde und in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen ist diese Vorstellungsweise ausführlich dargelegt.

Niemals vorher sind diese Materien so rein, so vollständig und lichtvoll abgehandelt worden. Es war aber damit unendlich viel, nicht blos für die sichere Scheidung der Begriffe, sondern auch für die ästhetische und sittliche Bildung gewonnen. Kunst und Dichtung waren unmittelbar an das Edelste im Menschen geknüpft, dargestellt als dasjenige, woran er erst zum Bewußtseyn der ihm inwohnenden, über die Endlichkeit hinaus strebenden Natur erwacht. So waren beide auf die Höhe gestellt, welcher sie wirklich entstammen. Sie auf dieser vor der Entweihung jeder kleinlichen und herabziehenden Ansicht, jeder nicht aus ihrem reinen Element entsprungenen Empfindung

Digitized by Google

zu sichern, war im eigentlichsten Verstande Schillers beständiges Bemühen, und erschien als seine wahre, ihm durch seine ursprüngliche Richtung gegebene Lebensbestimmung. Seine ersten und strengsten Forderungen ergehen daher an den Dichter selbst, von dem er nicht gleichsam blos abgesondert wirkendes Genie und Talent, sondern eine, der Höhe seines Berufs zusagende Stimmung des ganzen Gemüths, nicht blos eine augenblickliche, sondern eine zum Charakter gewordene Erhebung verlangt. . .

An Niemand richtet er diese Forderungen so streng, als an sich selbst. Man kann von ihm mit Wahrheit sagen, daß, was auch nur von fern an das Gemeine, selbst an das Gewöhnliche grenzte, ihn niemals berührte, daß er die hohen und edeln Ansichten, die sein Denken erfüllten, auch ganz in seine Empfindungsweise und sein Leben übertrug, und im Dichten immer mit gleicher Lebendigkeit, auch bei kleinen Produktionen, vom Streben nach dem Ideale begeistert war. Daher findet sich in seinen Werken so Weniges, was man matt oder mittelmäßig nennen müßte. Allerdings trug dazu auch das, was ich früher berührte, sehr viel bei, daß nämlich seine Geisteskraft immer mit gleicher Anstrengung arbeitete, und daß es ihm durchaus fremd war, sie bei einer gleichsam erholenden Arbeit eine Abspannung finden zu lassen. Es mag Individualitäten geben, welchen seine ganze Dichtungsweise und seine ganze philosophische Ansicht minder zusagt. Allein nur wenig Einzelnes wird man als seiner nicht würdig ausstoßen, indem man das Andere enthusiastisch erhebt, und der Tadel selbst, um dieß hier im Vorbeigehen zu bemerken, wird gerade seine individuellsten Seiten treffen, und also die hohe Einheit seiner Natur in ein noch helleres Licht stellen. . .

Der Poesie unter den menschlichen Bestrebungen die hohe und ernste Stellung, von der ich oben gesprochen, anzuweisen, von ihr die kleinliche und die trockene Ansicht abzuwehren, welche, jene ihre Würde, diese ihre Eigenthümlichkeit verkennend, sie nur zu einer tändelnden Verzierung und Verschönerung des Lebens machen; oder unmittelbar moralisches Wirken und Belehrung von ihr verlangen, ist, wie man sich nicht genug wiederholen kann, tief in deutscher Sinnes- und Empfindungsart gegründet. Schiller sprach, nur auf seine individuelle Weise, darin aus, was seine Deutschheit in ihn gelegt hatte, was ihm aus den Tiefen der Sprache entgegenklang, deren geheimes Wirken er so trefflich vernahm und so meisterhaft wieder zu benutzen verstand. Es liegt in der großen Oekonomie der Geistesentwickelung, welche die ideale Seite der Weltgeschichte, gegenüber den Thaten und Ereignissen, ausmacht, ein gewisses Maß, um welches der Einzelne, auch am günstigsten Bevorrechtete, sich nur über den Geist seiner Nation erheben kann, um, was dieser ihm unbewußt verlieh, durch Individualität bearbeitet, in ihn zurückströmen zu lassen. Die Kunst nun und alles ästhetische Wirken von ihrem wahren Standpunkte aus zu betrachten, ist keiner neueren Nation in dem Grade, als der deutschen, gelungen, auch denen nicht, welche sich der Dichter rühmen, die alle Zeiten für groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutschen liegt in seiner größeren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfindungen, und in Allem, was hieran geknüpft ist. Dadurch unterscheidet er sich von den meisten neueren Nationen, und in näherer Bestimmung des Begriffes der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen. Er sucht Poesie und Philosophie, er will sie nicht trennen, sondern strebt sie zu verbinden, und so lange dies Streben nach Philosophie, auch ganz reiner, abgezogener Philosophie, das sogar unter uns nicht selten in seinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geister in der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poesie und Philosophie stehen, ihrer Natur nach, in dem Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen, nur sie können alle einzelnen Resultate in sich vereinigen, nur von ihnen kann in alles Einzelne zugleich Einheit und Begeisterung überströmen, nur sie repräsentiren eigentlich, was der Mensch ist, da alle übrigen Wissenschaften und Fertigkeiten, könnte man sie je ganz von ihnen scheiden, nur zeigen würden, was er besizt und sich angeeignet hat. Ohne diesen zugleich erhellenden und funkenerweckenden Brennpunkt, bleibt auch das ausgebreitetste Wissen zu sehr zerstückelt, und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des Einzelnen, der Nation und der Menschheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menschen und des unerklärbaren Zusammenhanges beider seyn kann.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsezung.)

Die Zeitungen in England und in Nordamerika.

Vom Parlamente hängt es ab, durch kraftvolle und weise Maßregeln die Ruhe und das Zutrauen wieder bei uns herzustellen, welche sich allmählig mehr verlieren zu wollen scheinen. Diejenigen, welche alle die Volksgährung der Verbreitung des Lichts zuschreiben, haben natürlich einen Widerwillen gegen die Vervielfältigung der Zeitungen, und in der Absicht, die Verbreitung derselben zu beschränken, hat sie auch das Parlament mit einer schweren Stempeltaxe belegt. Dagegen kämpfen nun die Demagogen aus Leidenskräften, und einer hat wirklich eine Zeitung angefangen, die er, dem Gesetze zum

Troy, ohne Stempel verkauft. Um indessen zu zeigen, wie sehr eine Stempeltaxe die Verbreitung der Zeitungen hemmt, gibt ein Edinburger Blatt folgende Vergleichung: „Die gegenwärtige Bevölkerung der brittischen Inseln ist beinahe noch einmal so stark, als die der Vereinigten Staaten, indem die eine über 23 Millionen und die andere ungefähr 12 Millionen beträgt. Zieht man die Schwarzen ab, so haben diese Staaten eine Bevölkerung von ungefähr 10 Millionen. Auf den brittischen Inseln gibt es jezt 334 Zeitungen, von denen 19 oder 20 täglich erscheinen, nämlich 16 in London und 3 oder 4 in Irland. In den Vereinigten Staaten gab es 1810 364 Zeitungen; 1823 hatten sie sich schon bis auf 598 vermehrt, und im lezten Frühjahr berechnete Cooper ihre Anzahl auf 800. Die in Großbritannien und Irland jährlich gedruckten Zeitungen geben, nach einem Durchschnitt der in den lezten sieben Jahren entrichteten Stempelgebühr, eine Summe von 28,027,000 Stück; die amerikanischen Journale dagegen geben folgendes Resultat:

250 wöchentliche Zeitungen	28,000,000.
200 2 bis 3mal die Woche,	20,800,000.
50 täglich erscheinende . .	13,600,000.
	61,400,000 Stück.

Wenn diese Berechnung richtig ist, so werden in den Vereinigten Staaten drittehalb mal so viel Zeitungen gedruckt, als in Britannien, und dies (wenn man die Schwarzen nicht rechnet) für weniger als die Hälfte seiner Bevölkerung; woraus erhellt, daß eine Million Menschen in den Vereinigten Staaten fünfmal so viel Zeitungen kauft, als eine Million in Britannien. Es gibt in ganz Großbritannien außer London keine Stadt, in welcher täglich eine Zeitung erscheint oder wo eine der Art sich halten könnte. In den V. St. hat jede beträchtliche Stadt deren eine oder mehrere. Rochester, eine Stadt von 6000 Einwohnern, und Troia mit ungefähr derselben Seelenzahl, beide im Staate Neuyork, haben jede eine tägliche Zeitung, während weder Manchester, noch Edinburg, noch Glasgow eine solche haben. Hat man doch im vorigen Jahre zu Leith, einer Stadt mit 20,000 Einwohnern, vergeblich auch nur ein Wochenblatt einzuführen gesucht. Philadelphia und Liverpool haben ungefähr eine gleiche Volkszahl, aber die englische Stadt hat vielleicht sechsmal so viel Handel. Nun aber hat Liverpool 8 Zeitungen, von denen jede nur einmal erscheint, und Philadelphia 8 tägliche Journale und 8 oder 10 andere. Schottland mit 2,100,000 Einwohnern hat 38 Zeitungen, wovon keine mehr als dreimal die Woche erscheint; Pensylvania mit 1,200,000 Seelen hatte im Jahr 1823. 110 Zeitungen, von denen 14 bis 15 täglich ausgegeben wurden."

(Der Beschluß folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Die Waffen auf der königl. Bibliothek.

Die große königl. Bibliothek hat auch während der lezten Revolution einen Schrecken erlitten, aber glücklicherweise weiter nichts. Das Volk drang nämlich hier ein und verlangte Waffen, wie es in allen Häusern in der Gegend gefordert, unter andern in dem Hotel, in welchem der Herzog von Braunschweig wohnte, um den sich übrigens in jenen wichtigen Tagen Niemand bekümmerte, und der ganz ruhig hätte in Paris bleiben können, wenn ihn die Angst nicht hinausgetrieben hätte. Der Konservator der Bibliothek, der gute und alte Van Praet, antwortete, sie haben auf der Bibliothek wohl viele Bücher, aber keine Waffen, es wäre denn auf dem Antikenkabinette den alten Degen König Franz I. Dieser wurde einstweilen in Beschlag genommen; aber dabei befand man darauf, es seyen noch Waffen auf der Bibliothek vorräthig. Davon wußte keiner der Konservatoren; endlich erinnerte sich ein alter Thürsteher, daß in den Krüern der Bibliothek die Hellebarden der am 10. August 1792 im Tuilerienschloß entwaffneten und zum Theil ermordeten Schweizer niedergelegt worden waren. Nun fuhr man also auf die Keller los; die Hellebarden fanden sich richtig vor, und diese ehemals von den Schweizern zum Schuze der Bourbonen gebrauchten Waffen mußten nach 38 Jahren gegen die Schweizer und gegen die Bourbonen dienen. Diese Waffen wurden nach dem Kampfe nebst dem Degen Franz I. richtig wieder abgeliefert; ich glaube aber, die Konservatoren der Bibliothek wollen sie an die Regierung abgeben, damit sie nicht wieder einmal von einem ähnlichen Schrecken überfallen werden, wie dieses Jahr. Bücher wollen sie wohl bewahren, nur keine Waffen. Wie aber das Volk so genau wußte, daß das Bibliothekgebäude eine Niederlage von Waffen besize, was selbst die Inwohner, den alten Thürsteher abgerechnet, nicht wußten, das ist bis jezt noch ein Räthsel, wie so mancher andere Vorfall bei jener sonderbaren Staatsumwälzung, deren Folgen sich jezt im Innern und auswärts nach und nach entwickeln. Der jezt erst berühmt werdende St. Simon soll auf seinem Todenbette sich mit seinen Schülern über die baldige Verbreitung seines moralischen und geistigen Systems unterhalten und ihnen eins ums anderemal gesagt haben: „Die Birne ist reif, sie muß abfallen." Unter Karl X. konnte man in Paris auch sagen: „Die Birne ist sehr reif; sie wird ehestens abfallen." Allein man hat ihn Baum doch etwas schütteln müssen; dafür sind denn auch der reifen Birnen eine Menge gefallen.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nro. 278:

Die Staatspapiere.

Räthsel.

An den Dichter N. mit einem Geschenk.

Unter allen Schlangen ist Eine
Zu Eisen ganz erstarrt,
Auf welche zu seiner Befreiung
Ein edler Gefangener harrt.

Ihr mangeln das Gift und die Zähne,
Doch packt sie den Wächter an,
Durchbohrt den Leib dem Verhaßten,
Und macht dem Gefangenen Bahn.

Schon sieht er vor dir ja der Kerker,
Ein edler Franke darin,
So fein und so wohlerzogen,
So freiheitslustig sein Sinn.

Ergreife die Schlange, du Zauberer,
Durchbohre den Wächter frisch,
Befreie den edeln Gefangnen,
Den Kerker wirf unter den Tisch!

Schon glänzen die Augen des Freien,
Schon träumt er von Geistesverein:
So laß doch den Dichter nicht warten,
Laß schnell zu dem Bruder ihn ein!

J. C. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. November 1830.

— Es ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in weſenloſem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Goethe.

Ueber Schiller und den Gang ſeiner Geiſtesentwicklung.

(Fortſetzung.)

Das Forſchen um der Wahrheit und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen werden zum leeren Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzuſuchen flieht, wo ihre verwandten Naturen ſich nicht zerſtreut an einzelnen Gegenſtänden, ſondern als reine Objekte des Geiſtes offenbaren. Schiller kannte keine andere Beſchäftigung, als gerade mit Poeſie und Philoſophie, und die Eigenthümlichkeit ſeines intellektuellen Strebens beſtand gerade darin, die Identität ihres Urſprungs zu faſſen und darzuſtellen. Die obigen Betrachtungen knüpfen ſich daher unmittelbar an ihn an.

Der Trieb nach Beſchäftigung mit abſtrakten Ideen, das Streben, alles Endliche in Ein großes Bild zu faſſen und es an das Unendliche anzuknüpfen, lag von ſelbſt, und ohne fremden Anſtoß in Schiller; es war mit ſeiner Individualität gegeben. Es entwickelte ſich am freieſten und lebendigſten in der zweiten und dritten Periode ſeines Lebens, wenn man die erſte ſeine drei früheren, die vierte ſeine lezten Trauerſpiele, vom Wallenſtein an, einnehmen läßt. Die zuerſt in der Thalia abgedruckten philoſophiſchen Briefe, mit welchen die Reſignation, die ein Produkt deſſelben Jahres iſt, in dem kühnen Schwunge einer leidenſchaftlich philoſophirenden Vernunft eine auffallende Verwandtſchaft hat, ſollten den Anfang einer Reihe philoſophiſcher Erörterungen machen. Aber die Fortſetzung unterblieb, und eine neue Epoche des Philoſophirens begann für Schiller in Anmuth und Würde, hauptſächlich begründet durch ſeine Bekanntſchaft mit Kantiſcher Philoſophie. . .

Kant unternahm und vollbrachte das größeſte Werk, das vielleicht je die philoſophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken gehabt. . .

Eine ſolche Erſcheinung konnte an Schiller nicht unbemerkt vorübergehen. Ihn, der immer über ſeiner jedesmaligen Beſchäftigung ſchwebte, der die Poeſie ſelbſt, für welche die Natur ihn beſtimmt hatte, und die ſein ganzes Leben durchdrang, doch auch wieder an etwas noch Höheres anknüpfte, mußte eine Lehre anziehen, deren Natur es war, Wurzel und Endpunkt des Gegenſtandes ſeines beſtändigen Sinnens zu enthalten. Plözlich emporgegangen, und Jahre lang unbeachtet, wurde ſie außerdem gerade in der Zeit und der Gegend, wo ſich Schiller damals befand, mit einem Enthuſiasmus ergriffen, der noch in der Erinnerung erfreut. Auf welche Weiſe Kant von Schiller gewürdigt ward, hat Schiller in mehreren Stellen ſeiner Schriften geäußert, noch mehr aber durch die That gezeigt. Er eignete ſich die neue Philoſophie, ſeiner Natur gemäß, an. In den eigentlichen Bau des Syſtemes ging er wenig ein; er heftete ſich aber an die Deduktion des Schönheitsprinzips und des Sittengeſetzes. Hier mußte es ihn mächtig ergreifen, das natürliche, menſchliche Gefühl in ſeine Rechte eingeſezt und in ſeiner Reinheit philoſophiſch begründet zu finden. Gerade hier hatten die un-

mittelbar vorher herrſchend geweſenen Theorien die wahren Geſichtspunkte verrückt und das Erhabene entadelt. Dagegen fand Schiller, ſeinem Ideengange nach, die ſinnlichen Kräfte des Menſchen theils verlezt, theils nicht hinlänglich geachtet, und die durch das äſthetiſche Prinzip in ſie gelegte Möglichkeit freiwilliger Uebereinſtimmung mit der Vernunfteinheit nicht genug herausgehoben. So geſchah es, daß Schiller, als er zuerſt Kants Namen öffentlich ausſprach, in Anmuth und Würde, als ſein Gegner auftrat.

Es lag in Schillers Eigenthümlichkeit, von einem großen Geiſte neben ſich nie in deſſen Kreis herübergezogen, dagegen in dem eigenen, ſelbſtgeſchaffenen durch einen ſolchen Einfluß auf das Mächtigſte angeregt zu werden, und man kann wohl zweifelhaft bleiben, ob man dieß in ihm mehr als Größe des Geiſtes, oder als tiefe Schönheit des Charakters bewundern ſoll. Sich fremder Individualität nicht unterzuordnen, iſt Eigenſchaft jeder größeren Geiſteskraft, jedes ſtärkeren Gemüths, aber die fremde Individualität ganz, als verſchieden, zu durchſchauen, vollkommen zu würdigen, und aus dieſer bewundernden Anſchauung die Kraft zu ſchöpfen, die eigene nur noch entſchiedener und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört Wenigen an, und war in Schiller hervorſtechender Charakterzug. Allerdings iſt ein ſolches Verhältniß nur unter verwandten Geiſtern möglich, deren divergirende Bahnen in einem höher liegenden Punkte zuſammentreffen, aber es ſezt von Seiten der Intellektualität die klare Erkenntniß dieſes Punkts, von Seiten des Charakters voraus, daß die Rückſicht auf die Perſon gänzlich zurückbleibe hinter dem Intereſſe an der Sache. Nur unter dieſer Bedingung gehen Beſcheidenheit und Selbſtgefühl, wie es die Beſtimmung ihres idealiſchen Zuſammenwirkens iſt, wahrhaft in Unbefangenheit über. So nun ſtand Schiller auch Kant gegenüber. Er nahm nicht von ihm; von den in Anmuth und Würde und den äſthetiſchen Briefen durchgeführten Ideen ruhen die Keime ſchon in dem, was er vor der Bekanntſchaft mit Kantiſcher Philoſophie ſchrieb; ſie ſtellen auch nur die innere, urſprüngliche Anlage ſeines Geiſtes dar. Allein dennoch wurde jene Bekanntſchaft zu einer neuen Epoche in Schillers philoſophiſchem Streben; die Kantiſche Philoſophie gewährte ihm Hülfe und Anregung. Ohne große Divinationsgabe läßt ſich ahnen, wie, ohne Kant, Schiller jene ihm ganz eigenthümlichen Ideen ausgeführt haben würde. Die Freiheit der Form hätte wahrſcheinlich dabei gewonnen.

Bei der Art, wie ich hier von der Form rede, meine ich natürlich nicht den Styl. Dieſen hat im Hiſtoriſchen und Philoſophiſchen, wie im Poetiſchen, Schiller ſich ganz eigen geſchaffen. Was er in einer Stelle ſeiner Schriften über die Art ſagt, wie die Sprache den Ausdruck umhüllen ſoll, das hat er ſelbſt in hohem Grade erreicht. Wer einen Styl zu würdigen verſteht, der nicht den gleichſam ſchon fertigen Gedanken nüchtern auszudrücken ſtrebt (ein nothwendig mißlingendes Bemühen, da der Gedanke erſt im Ausdruck ſeine Vollendung erhält), ſondern mit dem er, in jedem Augenblicke ſelbſtthätig erzeugt, zugleich hervorzuſpringen ſcheint, der wird den Schillerſchen bewundern. Denn indem er den Stempel der Originalität an ſich trägt, gibt er zugleich die Regel des, nur auf Jedes eigene Weiſe, allgemein zu Erringenden.

Was ich hier von Schillers Styl ſage, gilt in noch viel prägnanterem Sinne von denjenigen ſeiner Gedichte, welche vorzugsweiſe der Ausführung philoſophiſcher Ideen gewidmet ſind. Sie erzeugen die Idee, umkleiden ſie nicht blos mit einem dichteriſchen Schmuck. Sie erfüllen dadurch die Forderung dieſer Gattung der Poeſie. Der Leſer gewinnt die Ueberzeugung, daß die ſich ihm darbietende Idee jenſeits einer Kluft liege, über welche der Verſtand keine Brücke zu ſchlagen, die nur die dichteriſch begeiſterte Einbildungskraft zu überſpringen vermag. Der Dichter, der immer nur hervorbringt, was er ſelbſt empfindet, muß, um jene Ueberzeugung zu bewirken, erſt in ſich die geeignete Stimmung erzeugen, er muß die Kraft beſitzen, die Idee, als gedacht, rein in der dichteriſchen Darſtellung aufgehen zu laſſen, und ſeinen Stoff in die Sphäre des Unendlichen hinüberführen, in welcher allein, nicht auf dem Gebiet des Verſtandes, die poetiſchen Kräfte mit den erkennenden zuſammentreffen.

Schillers hiſtoriſche Arbeiten werden vielleicht von Einigen nur als Zufälligkeiten in ſeinem Leben, und als durch äußere Umſtände hervorgerufen angeſehen. Dazu, daß ſie eine größere Ausdehnung erhielten, trugen dieſe Urſachen unläugbar bei, allein an ſich mußte Schiller durch ſeine Geiſteseigenthümlichkeit eben ſo wohl zu hiſtoriſchem als philoſophiſchem Studium hingezogen werden. Nur um dieß mit wenigen Worten anzudeuten, berühre ich dieſen Punkt hier. Wer, wie Schiller, durch ſeine innerſte Natur aufgefordert war, die Beherrſchung und freiwillige Uebereinſtimmung des Sinnenſtoffes durch und mit der Idee aufzuſuchen, konnte nicht da zurücktreten, wo ſich gerade die reichſte Mannigfaltigkeit eines ungeheuern Gebietes eröffnet; weſſen beſtändiges Geſchäft es war, dichtend den von der Phantaſie gebildeten Stoff in eine, Nothwendigkeit athmende Form zu gießen, der mußte begierig ſeyn zu verſuchen, welche Form, da das Darſtellbare es doch nur durch irgend eine Form iſt, ein durch die Wirklichkeit gegebener Stoff erlaubt und verlangt. Das Talent des Geſchichtſchreibers iſt dem poetiſchen und philoſophiſchen nahe verwandt, und bei dem, welcher keinen Funken dieſer beiden in ſich trüge, möchte es ſehr bedenklich um den Beruf zum Hiſtoriker ausſehen. Dieß gilt aber nicht blos von der Geſchichtſchreibung, ſondern auch von der Geſchichtsforſchung. Schiller pflegte zu behaupten, daß der Geſchicht-

schreiber, wenn er alles Faktische durch genaues und gründliches Studium der Quellen in sich aufgenommen habe, nun dennoch den so gesammelten Stoff erst wieder aus sich heraus zur Geschichte konstruiren müsse, und hatte darin gewiß vollkommen Recht, obgleich allerdings dieser Ausspruch auch gewaltig mißverstanden werden könnte. Eine Thatsache läßt sich eben so wenig zu einer Geschichte, wie die Gesichtszüge eines Menschen zu einem Bildniß blos abschreiben. Wie in dem organischen Bau und dem Seelenausdruck der Gestalt, gibt es in dem Zusammenhange selbst einer einfachen Begebenheit eine lebendige Einheit, und nur von diesem Mittelpunkt aus läßt sie sich auffassen und darstellen. Auch tritt, man möge es wollen oder nicht, unvermeidlich zwischen die Ereignisse und die Darstellung die Auffassung des Geschichtschreibers, und der wahre Zusammenhang der Begebenheiten wird am sichersten von demjenigen erkannt werden, der seinen Blick an philosophischer und poetischer Nothwendigkeit geübt hat. Denn auch hier steht die Wirklichkeit mit dem Geist in geheimnißvollem Bunde. Im Sammeln der Thatsachen, im Studium der Quellen, so weit es ihm vergönnt war in sie hinabzusteigen, war Schiller sehr genau und sorgfältig. Auch bei seinen poetischen Arbeiten versäumte er nie, sich die historische oder Sachkunde, welche sie erforderten, zu verschaffen. Wenn ihm etwas in dieser Art mißlang, so lag es gewiß nicht an der Emsigkeit seines Strebens, sondern am Mangel von Hülfsmitteln, an seiner Kränklichkeit und andern zufälligen Umständen. Nur muß man einzelne faktische Unrichtigkeiten nicht immer als Instanzen gegen die Allgemeinheit dieser Behauptung ansehen. Er eignete sich bei diesen Studien zu poetischen Arbeiten natürlich vorzugsweise das Ganze des Eindrucks an. Mit welcher Liebe er sich dem Geschichtsfache widmete, geht aus einem seiner Briefe an Körner hervor. Nur wo er historische Arbeiten blos für äußere Zwecke, wie für die Horen, übernehmen mußte, wurden sie ihm lästig. Sonst war, auch gerade in dieser späteren Zeit, die Lust zur Geschichte nicht in ihm erloschen.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Uebrigens scheint mir dieser so häufige und, so viel mir bekannt ist, demungeachtet der Gesundheit keineswegs schädliche Genuß des Thees in Rußland mit einer andern Erscheinung innig zusammenzuhängen, die diesen in andern Gegenden vielleicht sehr nachtheiligen Gebrauch hier zu einem wohlthätigen macht. Die strenge Winterkälte, welche in den meisten Gegenden Rußlands herrscht, und die dort gewöhnlichen und selbst nothwendigen heißen Stuben setzen nämlich den Körper sehr oft der schnellsten Abwechslung zwischen den beiden äußersten Temperaturen aus. Es ist nichts Seltenes, in der Stube eine Hitze von 30 Graden Reaumür zu haben, während außerhalb derselben eine Kälte von eben so viel Graden herrscht. Da nun der Bewohner einer solchen Stube seiner Geschäfte wegen sie mehrmals des Tages verlassen und sich der Temperatur der äußern Luft aussetzen muß, so unterwirft er sich dadurch einem Temperaturwechsel von vollen 60 Graden, den auch eine russische Konstitution nicht zu ertragen vermag, wenn nicht besondere Vorsichtsmaßregeln angewendet werden. Der Ausländer, der in bereits etwas vorgerückten Jahren in jene Gegenden versetzt wird, und die Gewohnheiten seines wärmern Vaterlandes beibehalten will, unterliegt gewöhnlich nur zu bald der Strenge des Klimas. Als ich z. B. auf meiner Reise nach Tobolsk durch Perm kam, eine Stadt, die doch noch südlicher als Petersburg liegt, erzählte mir ein junger, seit sechs Jahren dort angesiedelter Deutscher, daß von den Landsleuten, die er bei seiner Ankunft in Perm angetroffen habe, kein einziger mehr übrig sey. „Ich habe," sagte er, „in diesen sechs Jahren über zwanzig deutsche Familienväter zu Grabe getragen, und mich würde der Tod wahrscheinlich auch schon längst ereilt haben, wenn ich nicht schon in meinem 23sten Jahre, also in einem Alter angekommen wäre, wo der Körper noch nachgibt und sich den neuen Einflüssen zu fügen noch weich genug ist. Die Russen wissen dies sehr wohl," fügte er hinzu, „und sie sehen jeden Ausländer, der z. B. in seinem vierzigsten Jahre zu ihnen kommt, als den gewissen Kandidaten eines frühen Todes an. Die Väter sterben so vor der Zeit alle weg, aber ihre Kinder gedeihen im Allgemeinen sehr gut."

Dieser schnelle und so oft vorkommende Wechsel der heißen Stube mit der äußern kalten Luft erzeugt eine Krankheit, die jenen nördlichen Klimaten eigenthümlich und um so gefährlicher ist, da sie augenblickliche Hülfe fordert, wenn sie nicht mit schnellem Tod oder mit einem langwierigen Siechthum endigen soll. Der gesundeste und stärkste Mann wird, wenn er einen Fuß aus der Stube setzt, oder wenn auf einen Augenblick die Thüre oder das Fenster geöffnet wird, oft plötzlich von einem Unbehagen befallen, welches sogleich den ganzen Organismus angreift und wie ein Alp auf dem Erkrankten lastet. Die Kälte hat die Transpiration der Haut plötzlich und völlig unterdrückt. Eine große Mattigkeit der Glieder, ein Gefühl in den Extremitäten, als ob sie abfallen wollten, ein stechender Kopfschmerz und Augenbrennen sind die ersten Anzeichen der Krankheit, worauf, wenn nicht sogleich geholfen wird, in wenigen Stunden schon die gefährlichsten Symptome folgen. Da die Ausdünstung unterdrückt ist, und zwar in einem Grade,

Digitized by Google

der in unserm Klima ganz unbekannt ist, so muß sie vor allem wieder hergestellt werden. Der Kranke wird daher ohne Verzug und mit den Kleidern sogleich in das nächste Bett gebracht, über und über zugedeckt, eine dicke Pelzmütze ihm über die Ohren gezogen, frischer, heißer Thee gemacht und ihm davon so viel, als nur immer möglich, eingegeben, fünf, zehn und mehr Tassen. Kaum ist dieser genossen und der Kranke unter seine dichten Federn zurückgekrochen, so bricht ein reichlicher Schweiß über den ganzen Körper aus, und alle die fürchterlichen Erscheinungen verlieren sich so schnell wieder, als sie eingetreten waren. Die Andern, die sich indessen wieder an ihren Tisch gesezt haben, verwundern sich nicht, wenn sie den Kranken schon in der nächsten Viertelstunde wieder seinen Kopf aus all den Pelzen herausstrecken sehen, und einen Menschen wieder an ihren fröhlichen Gesprächen Theil nehmen hören, der noch vor wenigen Minuten Jedem, der mit diesen Zufällen unbekannt ist, ein verlorner Mensch geschienen hatte. Allmählig werden die Decken wieder von ihm gezogen, und noch denselben Abend sieht man oft den Kandidaten des Todes als einen fröhlichen Mann unter seinen Freunden sitzen. — Desto schlimmer aber geht es denen, welche diese augenblickliche Hülfe nicht erhalten. Wenn sie nicht, was der gewöhnlichste Fall ist, am andern Tage schon die dunkle Straße wandeln, von der Niemand zurückkehrt, so gehen sie, am ganzen Leibe von der Gicht gelähmt, einem langsamen, schmerzlichen Tod entgegen. Man erkennt diese Leute, wenn sie sich auch nicht durch ihre gelähmten Glieder verriethen, sogleich an dem eigenthümlichen kachectischen Gesichte. Ihre Antwort, wenn man sie fragt, was ihnen fehle, ist: prostudilsa (ich habe mich erkältet), und dieses Wort klingt dem russischen Ohre so schrecklich, als nur je das Wort Thanatos den alten Griechen geklungen haben mag.

Wer nun nicht geeignet ist, durch einige Tassen heißen Getränks sogleich in Schweiß zu gerathen, der mag, wenn er meinem Rathe folgen will, aus jenen Gegenden wegbleiben. Wie aber, gibt es unter den Russen nicht auch solche arme Leute? Ich habe keinen gefunden. Wie manche Menschen schlafen können, wann sie wollen, so können alle Russen schwitzen, sobald es ihnen beliebt. Eine Tasse Thee, ein warmer Rock und eine dichte Mütze, und sie sind des Erfolges gewiß. Und dieses Glück, denn für sie ist es ein wahres und großes Glück, haben sie, wie mir scheint, sich selbst bereitet. Ihre häufigen heißen Bäder erhalten ihre Haut rein und weich, und der häufige Genuß des warmen Thees, bei dem sie auch in gesunden Tagen oft ganz von Schweiß triefen, vermehrt jene Eigenschaft ihrer Haut und macht sie geschickt, den Einflüssen ihres Klimas zu widerstehen, Einflüssen, welche ohne diese Selbsthülfe vielleicht schädlicher noch auf die Population jener Gegenden wirken würden, als selbst die Pest auf die Bewohner der südlichen Morgenländer.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Englische und amerikanische Zeitungen. Statistik des Parlaments.

In Amerika ist eine größere Anzahl Zeitungen nothwendig als in Großbritannien, weil so viele Familien vereinzelt und in weiten Entfernungen von einander wohnen, auch jeder Einwohner unmittelbaren Antheil an der Regierung und folglich ein naheliegendes Interesse hat, von Staatsbegebenheiten schnell unterrichtet zu werden; während in England der größte Theil der Bevölkerung in Städten oder doch sonst nahe an einander wohnt, und eine und dieselbe Zeitung oft mehreren Familien zugleich dient, viele Männer auch die Blätter in Kaffee- oder Klubhäusern lesen. Indessen gibt es doch auch Bauernhöfe, wohin fast das ganze Jahr keine Zeitung kommt. So war einer meiner Freunde vor Kurzem einen Monat lang bei seinen Eltern in Yorkshire auf einem solchen Hofe, ohne ein Wort von der belgischen Revolution zu hören; ja selbst von Huskissons Unglück auf der Eisenbahn hörte er nur ein unverbürgtes Gerücht, und dies ohne daß man den Namen des „vornehmen Mannes" zu nennen gewußt hätte.

Der Spectator (unsere beste politisch-literarische Zeitschrift, welche, ohne einer besondern Partei anzugehören, zu Gunsten der Freiheit schreibt) enthält eine Statistik des Unterhauses. Summe der Deputirten: 658; Mitglieder, welche durch ihren eigenen oder ihrer Verwandten Einfluß ins Parlament gekommen sind, 125; Mitglieder, von einzelnen Personen deputirt, die nicht ihre Verwandte sind, 145; von Städten gewählte Mitglieder 139; von diesen verdanken aber viele ihre Wahl mehr ihrem Baaren, als irgend einem Verdienste; 82 Vertreter der Grafschaften, von denen 12 unter dem überwiegenden Einfluß großer Familien stehen; 24 Mitglieder für Wales und 45 Mitglieder für Schottland, von denen fast kein einziges vom Volke frei gewählt scheint; 100 Mitglieder für Irland, von denen nur 42 frei gewählt seyn sollen. Der Journalist bemerkt sehr richtig, daß die von Einzelnen ernannten Personen nicht immer zum Vortheil der Aristokratie reden und stimmen, während im Gegentheil gar manche, die vom Volke gewählt worden sind, sich zu Sklaven jeder Regierung herabgewürdigt haben. Auch ist es notorisch, daß von jeher fast alle Zierden des Parlaments als Schützlinge irgend eines vornehmen Mannes hineingekommen sind. Das Auffallendste ist, daß das Parlament eines Landes, das in Handel und Marine alle andern überragt, nur 82 Kauf- und Handelsleute und 24 Seeoffiziere enthalten soll, während es 85 Landoffiziere und 400 Landeigenthümer zählt.

Von allen Seiten hört man von Verbesserungen an Dampfbooten und Dampfwagen; in Amerika sowohl als hier soll man ein Rad erfunden haben, daß beim Umdrehen sein Wasser mit aufschöpft und folglich weniger Widerstand findet, und zu Cincinnati im Staate Ohio soll man einen ganz ausnehmend leichten und ökonomischen Dampfwagen zu Stande gebracht haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 286.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 30. November 1830.

Zum Glauben ist der schwache Mensch berufen,
Ein schweigender Gehorsam ist sein Ruhm.

Goethe
nach Voltaire.

Bilder aus Rußland.

Gottesdienst.

Die Klöster sind sehr zahlreich in Rußland und alle ohne Ausnahme nach der Regel des heil. Basilius eingerichtet, daher man dort zwar sehr viele Mönche und Nonnen, aber alle nur von derselben Art und Kleidung findet. Unter diesen Klöstern, deren man über 500 im Lande zählt, sind einige sehr groß und mit vielen Mönchen besezt. Das größte und reichste ist Troizkoi-Sergiewskaya Lawra im Gouvernement Moskau. Es gleicht einer alten Festung und enthält, nebst den geräumigen Wohnungen der Mönche, neun steinerne Kirchen, mehrere Seminarien für junge Geistliche, eine Akademie, eine Abtheilung für fromme Pilger u. s. w. Das berühmteste Kloster Rußlands aber ist in Kiew, wo es den größten Theil der alten Festung Petscherik einnimmt und eigentlich aus drei verschiedenen Klöstern besteht. In der sehr geräumigen unterirdischen Kammer oder Katakombe sieht man mehrere Hunderte von unverwesten menschlichen Leichnamen offen in ihren Särgen liegen. Von dieser Sammlung von Heiligen wird Kiew selbst die heilige Stadt genannt und als der vorzüglichste Gnadenort des Landes selbst von den entlegensten Grenzen her besucht. Man trifft in den Sommermonaten auf den Straßen häufig Prozessionen von zehn, zwanzig und mehr Gläubigen, ja selbst einzelne Pilger an, die von Tobolsk oder Irkutzk nach Kiew wallfahrten, also einen Weg zu Fuße machen, der den von Berlin nach Paris drei- vier- und mehrmal in sich enthält. Diese Menschen verlassen ihre Familien mit den ersten Frühlingstagen und kommen, da sie sich nur sehr langsam weiter bewegen, oft erst im Spätherbste wieder zu Hause an. Man findet unter ihnen wohlhabende und selbst reiche Leute, die aber alle zu Fuße reisen, weil das Fahren, als eine Bequemlichkeit, das Verdienst der geistlichen Reise vermindern würde.

Größer noch, als die Anzahl der Klöster, ist die der Kirchen. Man findet beinahe in jedem Dorfe eine, und in kleinern Städten kommt oft auf je zwanzig Häuser schon eine Kirche. Der Russe kennt kein Verdienst, das so unmittelbar und so sicher in den Himmel führt, als das, eine Kirche zu bauen, oder wenn er das nicht kann, wenigstens zu ihrem Schmucke beizutragen. In den kältern Gegenden steht gewöhnlich neben der großen steinernen Kirche eine kleinere von Holz, die geheizt wird und in welcher sich die Gläubigen im Winter versammeln. Alle diese Kirchen sind mit Glocken aller Art und Größe bis zum Ueberflusse versehen, und an Festtagen, besonders am Ostersonntage, kann man vor lauter Glockengetöse sein eigenes Wort auf der Gasse kaum hören. An diesem Sonntage hat jeder Mensch, selbst jeder Knabe, das Recht, den Kirchthurm zu besteigen und so lange zu läuten, als es ihm beliebt. Von den kleinern Glocken können von einem einzigen Manne vier auf einmal in Bewegung gesezt

Digitized by Google

werden. Zu diesem Zwecke sind an den Klöpfeln der Glocken Stricke angebracht, die mit dem einen Ende eines schmalen und langen Brettes in Verbindung stehen, dessen anderes Ende an den Glockenstuhl wie ein Hebel befestigt ist. Der Läutende stellt sich mit den ausgespreizten Beinen auf zwei dieser Bretter, ergreift mit jeder Hand den Strick von zwei andern Glocken, und läutet so, indem er Hände und Füße zugleich in Bewegung sezt, vier Glocken auf einmal. Diese Bewegung ist sehr ermüdend und kann daher von einer einzigen Person nicht lange fortgesezt werden. Bei uns wäre diese Art zu läuten nicht anwendbar, weil wir die ganze Glocke in Schwingung zu versetzen pflegen, während in Rußland auch die kleinern Glocken alle ruhig stehen bleiben und nur der Klöpfel bewegt wird. Dafür ist aber auch der Ton der größern Glocken nicht so feierlich, wogt nicht so sehr durch die Lüfte, wie bei uns, sondern ist mehr ein unharmonisches Geklimper. Die größte Glocke Rußlands ist übrigens im Kremi von Moskau. Sie wurde auf Befehl der Kaiserin Anna gegossen und wiegt 19,200,000 russische Pfunde oder 192,000 Centner. Im Jahre 1737 fiel sie bei einer Feuersbrunst von ihrem Gerüste und liegt noch jezt an derselben Stelle, durch ihre Schwere bereits fast ganz in die Erde versunken.

Die Geschäfte der frommen Gläubigen und ihre innere Erbauung in der Kirche scheinen eben nicht sehr groß zu seyn. Der russische Gottesdienst in der Kirche reduzirt sich beinahe allein auf die Gesänge und Verrichtungen der Geistlichen, an denen das Volk sehr wenig Antheil nimmt und nehmen kann, da ihm die alte Kirchensprache dieser Gesänge fremd ist. Volksgesänge oder auch allgemeine Gebete, an welchen das Volk selbst Theil nimmt, sind nicht gewöhnlich. Gebet- und andere Erbauungsbücher für das Volk habe ich auch nur sehr wenige bemerkt. Die Gläubigen sind daher gezwungen, während den lauten, ihnen aber unverständlichen Gesängen der Priester ihre Wünsche und Gebete in der Stille aus der Tiefe ihres Herzens dem gütigen Gotte so gut vorzutragen, als sie eben können. Man sieht sie bei gewissen Worten oder Handlungen des Priesters sich sämmtlich verbeugen und von Zeit zu Zeit ihre großen Kreuze über Kopf und Brust schlagen, wobei sie immer und ewig die zwei Worte hermurmeln: „Hospodi, pomilui“ (Herr erbarme dich). Eben so wenig hört man in den russischen Kirchen Predigten in der Volkssprache, die dort eine ganz unbekannte Sache sind. Da sonach dem gemeinen Manne alle Mittel fehlen, sich mit dem Wesen seiner Religion näher bekannt zu machen, so darf seine krasse Unwissenheit in diesen Gegenständen nicht auffallen. Die Einführung von Predigten in der Volkssprache würde ein unberechenbarer Vortheil für die Kultur und die Moralität des Volkes seyn.

Uebrigens wird unter den religiösen Pflichten das Fasten bei weitem für die vornehmste gehalten und selbst von dem gemeinsten Manne mit der gewissenhaftesten Strenge erfüllt. Der gebotenen Fasttage sind nicht wenige im Jahre, und manche Fastenzeiten dauern ganze Monate. Auch bestehen diese Fasten nicht blos in der Enthaltung von gewissen Speisen, wie bei den Katholiken, während man sich mit tausend andern desto gütlicher thun kann, sondern in der wahrhaften Beschränkung auf die gemeinsten und nothwendigsten Nahrungsmittel. Nicht nur alles Fleisch, das der Fische nicht ausgenommen, ist verboten, sondern auch alles, was vom Fleische kömmt, wie Milch, Butter, Eier und dergleichen. Auf diese Weise ist der arme Russe, wenn er unter der Last seiner Arbeit Abends matt und erschöpft niedersinkt, auf Brod und Kwas verwiesen, die er, wenn es hoch kömmt, mit rohen Zwiebeln und Knoblauch würzt, und so oft viele Wochen lang ein wahrhaft bedauernswerthes Leben führt. Die höheren Klassen und die sogenannten Aufgeklärten machen sich die Sache leichter, aber die große Masse des eigentlichen Volkes leidet sehr unter dieser Last.

Trotz dieser strengen Anhänglichkeit an die äußern Gebräuche ihrer Religion, haben sie manches von den heidnischen Gebräuchen ihrer Ahnen beibehalten. So feiert man auf dem Lande am Donnerstage vor Pfingsten ein Volksfest, welches ehemals zu Ehren der alten slavischen Göttin Lada begangen wurde, und an welchem die Mädchen durch uralte, abergläubische Gebräuche ihr Schicksal in Beziehung auf ihre künftige Ehe zu erfahren glauben. In einer ähnlichen Absicht gehen sie an einem gewissen Tage auf Kreuzwege oder in Keller, wo sie zu einem andern Gotte oder Heiligen beten und die Antwort desselben in Geduld und Stille abwarten, weßhalb dieses Fest oder diese Ceremonie „Sluchit“ (das Lauschen) heißt.

Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.

(Beschluß.)

Schiller sprach mir noch, als ich ihn das leztemal im Herbst 1802 sah, mit leidenschaftlicher Wärme von dem Plan einer Geschichte Roms, den er sich für höhere Jahre aufsparte, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtung verlassen hätte. In der That kommt wohl keine andere Geschichte dieser an dramatischer Größe gleich. Besonders wurde Schiller so lebendig durch die Idee ergriffen, wie sich die größesten welthistorischen Verhängnisse im Alterthum und der neueren Zeit gerade an die Oertlichkeit dieser Stadt anknüpften. Man erinnert sich hierbei an Goethe's schönen Ausspruch, daß sich von Rom aus die Geschichte ganz anders, als an jedem Orte der

Welt liest: „Anderwärts liest man von Außen hinein, „in Rom glaubt man von Innen hinaus zu lesen; es lagert sich Alles um uns her, und geht wieder aus von „uns.“

Das Genie in jeder Art der Hervorbringung ist die Spannung der ganzen Intellectualität auf den Einen, ihr von der Natur angewiesenen Punkt. Von der Beschaffenheit dieses Ganzen hängen zwei, bei jeder intellectuellen Charakterisirung nothwendige Bestimmungen ab: das besondere Gepräge des Genies, da es sich in jeder Gattung wieder sehr verschieden gestalten kann, und die Freiheit des Geistes neben und außer demselben zu allgemeinerer Ueberschauung des intellectuellen Standpunkts. In den Grenzen dieses Typus und dem Verhältniß der darin zusammenwirkenden Potenzen liegen, was jedoch hier nicht der Ort zu entwickeln ist, alle Verschiedenheiten der menschlichen Intellectualität, die in jedem Menschen, wie verdunkelt es immer seyn mag, vorzugsweise auf Einen Punkt hin bezogen ist. Darum schien es mir nothwendig, um Schiller, den jeder als Dichter fühlt, auch, so viel dies möglich ist, dem Begriff nach, als Dichter zu schildern, vorzüglich von seiner ganzen Geistesrichtung, und namentlich von seiner philosophischen, zu sprechen. Gerade um sein Dichtergenie zu charakterisiren, redete ich von dem, worin er die Bahn des Dichters zu verlassen schien. Die Schilderung einer großen geistigen Natur setzt nothwendig wieder einen genialen Blick in das Wesen und Zusammenwirken aller, sich individuell vertheilenden Intellectualität voraus. Ich darf daher nicht die Hoffnung nähren, den Leser wirklich ganz auf den Standpunkt geführt zu haben, Schillers Eigenthümlichkeit, wie er sie bisher empfunden hat, nunmehr auch klar und entschieden in ihrem Zusammenhange zu übersehen. Bin ich hierin aber nur einigermaßen glücklich gewesen, so können Schillers philosophische und historische Bestrebungen nicht blos als eine vielseitige Geistesbildung, noch weniger aber als ein unsicheres Umhersuchen nach seinem wahren Beruf, sondern beide nur als mit den poetischen aus einer und eben derselben tiefen, reichen und mächtigen Urquelle in ihm hervorbrechend erscheinen. Wie in den Körpern die Stoffe nach Wahlverwandtschaften verschiedenartige Verbindungen eingehen, so war in Schiller die Dichtung innig an die Kraft des Gedankens gebunden. Sie strömte darum nicht weniger frei aus der Anschauung und dem Gefühle hervor. Sie schöpfte vielmehr gerade aus dieser, die Einbildungskraft schon durch den zu überwindenden Kontrast steigernden Verbindung ein Feuer, eine Tiefe und Stärke, wie sie auf diese Weise kein anderer älterer, noch neuerer Dichter bewiesen hat. Gedanke und Bild, Idee und Empfindung treten immer in ihm in Wechselwirkung, und in den gelungenen Stellen durchdringen sie einander, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit aufzugeben. Man kann sich im Geiste nichts als ruhend, und gelegentlich zur Thätigkeit übergehend, nichts getrennt und abgesondert auf einander einwirkend denken. Was in ihm ist, ist nur durch Thätigkeit, was er in sich faßt, ist Eins, nur verschieden durch Spannung und Richtung, die oft durch den Impuls verschiedener, ja entgegengesezter Kräfte gegeben wird. Der Gedanke jedes Augenblicks trägt den ganzen in diese Gestaltung gegossenen Geist. Dies energische Erscheinen der ganzen Intellectualität in dem einzelnen Gedanken macht Schiller, was nur aus der Energie der wirklichen Verknüpfung in ihm selbst entsprang, vorzugsweise fühlbar. Das schöne Bild, durch das er in der Macht des Gesanges die Dichtung überhaupt charakterisirt: ein Regenstrom aus Felsenrissen u. s. w. steht in besonderer Beziehung auf die seinige. Was ihn aber daneben, wenn es auch für seinen Dichterberuf als gleichgültig erscheinen könnte, auszeichnet, ist die Höhe, in der er sich über jeder einzelnen Bestrebung in ihm, selbst über seinem Dichtergenie befindet, einem der mächtigsten und gewaltigsten, welche je die menschliche Brust bewegt haben. Es ist nicht Freiheit blos, sondern ganz eigentlich Uebermacht.

Wenn gleich diese ihn sichtbar, auch als Dichter, hob und emportrug, so mußte eben darum unläugbar auch sein Dichten aus einer doppelt energischen Kraft hervorgehen. Alles Künstlerische und Dichterische trägt zwar den Charakter des Freiwilligen an sich, darum aber fällt doch auch dem Künstler und Dichter nicht ganz ohne Mühe ihr glücklich Loos. Auch sie bedürfen der Arbeit, nur einer Arbeit ganz eigener Natur, und diese war Schillern gerade durch die Vorzüge seiner Eigenthümlichkeit erschwert. Sein Ziel war ihm höher gesteckt, weil er das Ziel aller Dichtung klarer vor sich sah, ihre verschiedenen Bahnen sicherer übermaß, das ganze Getriebe des geistigen Wirkens, wenn dieser Ausdruck auf das Walten der höchsten Freiheit übergetragen werden kann, heller durchschaute. Er erkannte das Ideal in seiner ganzen, von ihm aber immer erhebend, nicht niederdrükkend empfundenen Größe, und indem er, nach seiner eigenen lichtvollen Eintheilung, durchaus zur Klasse der sentimentalischen Dichter gehörte, so steigerte seine Individualität noch den Begriff dieser Gattung. Zugleich schwebend über seinen eigenen und den Leistungen Anderer, war er nicht blos Schöpfer, sondern auch Richter, und forderte Rechenschaft von dem poetischen Wirken auf dem Gebiete des Denkens. Es war daher doppelt zu bewundern, daß die den Dichter unbewußt und unerklärbar mit sich fortreißende wahre Naturkraft darum nichts an ihrer Macht in ihm verlor. Hier aber, wie in Allem,

Digitized by Google

wirkte wieder die Totalität seiner Natur. Niemand drang so sehr als er auf die absolute Freiheit des sinnlichen Stoffs, auf seine vollendete und von der Idee ganz unabhängige Ausbildung vor der Anschauung und der Phantasie, und daß er dieß that, war nicht etwa Folge theoretischer Ideen. Er schöpfte vielmehr diese erst selbst aus demselben, ihn beherrschenden, mächtigen innern Drange. Was andern sentimentalischen Dichtern begegnete, eben darum, weil sie dieß waren, in ihren Werken weniger plastisch zu seyn, ihnen weniger sinnliche Gestaltung zu geben, konnte für ihn nie eine Klippe werden. Vielmehr war er wieder in höherem Grade naiv, als es die entschiedene Hinneigung zur sentimentalischen Gattung zuzulassen schien. Seine sich selbst überlassene Natur führte ihn mehr der höheren Idee zu, in welcher sich der Unterschied zwischen jenen Gattungen wieder von selbst verliert, als sie ihn in eine von beiden verschloß, und wenn er dieses Vorrecht mit einigen der größesten Dichtergenies theilte, so gesellte sich dazu noch in ihm, daß er schon in die Idee selbst die Forderung absoluter Freiheit des sich idealisch bildenden Sinnenstoffs legte. . . . . .

Er wurde der Welt in der vollendetsten Reife seiner geistigen Kraft entrissen, und hätte noch Unendliches leisten können. Sein Ziel war so gesteckt, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte, und die immer fortschreitende Thätigkeit seines Geistes hätte keinen Stillstand besorgen lassen; noch sehr lange hätte er die Freude, das Entzücken, ja wie er es in einem der hier folgenden Briefe, bei Gelegenheit des Plans zu einer Idylle, so unnachahmlich beschreibt, die Seligkeit des dichterischen Schaffens genießen können. Sein Leben endete vor dem gewöhnlichen Ziele; aber so lange es währte, war er ausschließlich und unablässig im Gebiete der Ideen und der Phantasie beschäftigt; von Niemand läßt sich vielleicht mit so viel Wahrheit sagen, daß „er die Angst des Irdischen „von sich geworfen hatte, aus dem engen, dumpfen Leben „in das Reich des Idealen geflohen war;“ er lebte nur von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern umgeben, welche der Mensch in sich aufzunehmen und aus sich hervorzubringen vermag. Wer so die Erde verläßt, ist nicht anders als glücklich zu preisen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beschluß.)

Ethnologische und geographische Notizen.

Da der englischen Regierung in Ostindien die Abschaffung der Suttees, oder der Verbrennung der Wittwen, wenigstens theilweise gelungen ist, so ist sie dadurch ermuthigt worden, auch andere abscheuliche Gebräuche der Hindus zu bekämpfen. Einer der empörendsten Gebräuche, und der sehr häufig vorkommen soll, ist das Umbringen der Kinder weiblichen Geschlechts. Kommt ein Mädchen zur Welt, so erkundigt sich kein Verwandter nach der Mutter Befinden, Niemand begrüßt die Neugeborne und ihre erste Stunde ist gar oft auch ihre letzte. Welch mächtiges Motiv mag in der Brust der Hindus die Stimme der Natur übertäuben, die in jedem fühlenden Wesen so laut für sein eigen Fleisch und Blut spricht? Vernünftigerweise läßt sich nicht voraussetzen, daß die Rajpoots, unter welchen dieser barbarische Brauch vorzüglich herrscht, das Menschengefühl völlig ausgezogen haben. Könnte diese merkwürdige moralische Erscheinung nicht, wie eine ähnliche bei den alten Deutschen, auf der Scheu vor der Entehrung des andern Geschlechts beruhen? Der Germane stieß seinem Weibe den Dolch in die Brust, damit sie nicht in Feindes Hand falle, der Rajpoot gibt seinem Kinde Opium, weil er voraussieht, daß er es unmöglich einmal aussteuern und unter seines Gleichen einen Gatten für dasselbe finden kann. Dieser Kindermord ist vorzüglich bei den Jarejahs ganz allgemein; diese Jarejahs waren früher Rajpoots; sie hatten aber mahomedanische Weiber genommen, sich selbst zu Mahomeds Lehre bekannt und dadurch ihre Kastenrechte verloren. Später wurden sie aus politischen Gründen uneins mit den Muselmännern, und möchten nun gerne wieder für reine Rajpoots gelten; aber sie haben sich einmal verunreinigt, und kein Rajpoot wird je ein Mädchen aus diesem gefallenen Geschlechte zum Weibe nehmen; der ärmlichste Landeigenthümer schlüge die Hand einer jarejahischen Prinzessin aus.

Welch erstaunliche Wassermasse die canadischen Seen bilden, geht aus folgender Berechnung hervor, die der Neuyorker Staterman anstellt: Der Ontariosee ist 80 englische Meilen lang, 40 breit und 500 engl. Fuß tief; er liegt 215 Fuß über dem Meeresspiegel. Der Eriesee ist 270 Meilen breit, 200 Fuß tief und liegt 565 Fuß über dem Meer. Der Huronsee ist 250 M. lang, 100 M. breit, 900 F. tief; er liegt 595 F. über dem Meer. Der Michigansee ist 260 M. lang, 50 breit; wie tief er ist, weiß man nicht. Der Grüne-Baisee ist 105 M. lang, 20 breit; der obere See endlich 480 M. lang, 109 M. breit, 900 F. tief; er liegt 1018 F. über dem Meer. — Die Catabas, ein Indianerstamm in Südcarolina, leben seit mehr als hundert Jahren in Frieden und Freundschaft mit den Weißen; sie haben den Krieg von 1796 und den Revolutionskrieg mit durchgefochten, und auf beiden Ufern des Catabo ist ihnen längst ein Gebiet von vierundzwanzig Quadratmeilen, lauter sehr fruchtbares Land, angewiesen worden, wo sie ruhig und unter dem Schutze des Staates leben. Mehrere von Missionarien zu ihrer Civilisation gemachte Versuche sind fehlgeschlagen; sie sind noch eben so faul, sorglos und dem Branntwein ergeben, wie vor achtzig Jahren. Im Krieg von 1756 schätzte man ihre Zahl auf 5000; zu Ende des Revolutionskriegs waren ihrer nicht mehr als 700; jetzt sind blos noch 120 Individuen übrig. Sie haben sich nie über irgend eine Verfolgung zu beklagen gehabt, und ihr Aussterben in so starkem Verhältnisse ist daher sehr auffallend.

Auflösung des Räthsels in Nro. 281:

Der Korkzieher.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 95 u. Monatsreg. November.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

December.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten; Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparthevlichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Winter, v. Schöll. 292.
An den Meister. 295.
Cornelia, von G. Pfizer. 301.
Im Regen, von J. Kerner. 305.
Frisches Leben, von Märter. 306.
Jung wie ein Adler, von A. Knapp. 308.
Seelenzuversicht, von Th. B. v. Sydow. 313.
Räthsel: Die Brandrakete. 290. — Das Pflaster. 296. — Die Erde. 302. — Der Schnee. 308.

Romane und Erzählungen.

Danies Tod, von Wolff. 299 — 305.

Länder- und Völkerkunde.

Die Shakers in Nordamerika. 287. 288.
Der Kanton Uri und seine neue Kunststraße. 288. 289. 290.
Bilder aus Rußland. 293. 294. 295. 302. 303. 304. 309. 310. 311. 312. 313.
Ein Ball in Algier. 299.
Ein Besuch in einem arabischen Harem. 305.
Ueber Italien und die Italiener, von Arnd. 306. 307. 308.

Naturgeschichtliches.

Ueber den Witterungscharakter des gegenwärtigen und des vergangenen Jahres, von Dr. Nürnberger. 291. 292. 293.
Noahs Regenbogen. 296. 297. 298.
Die allgemeine Schwere. 310. 311.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Briefe von Schiller und W. v. Humboldt. 290. 291. 298. 312. 313.
Didaskalien, von K. Robert. 294. 295. 296. 297.
Die Glocke. 307.
Ueber süddeutsche Dialektpoesie. 309. 310.
Ein Bruchstück aus einer Ode des Viktor Hugo. 313.

Biographie.

Jean-Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen. 287. 289. 292. 299. 300. 304. 306.

Korrespondenz.

Paris. 287. 288. 289. 290. 291. 293. 294. 295. 309. 310. 312. 313. — St. Petersburg. 288. — Berlin. 289. 290. 305. 306. — Neufchatel. 292. 293. — Lausanne. 295. 296. 297. 298. 300. — London. 297. 298. 300. 301. 306. 307. — München. 299. 303. — Frankfurt. 301. 302. 303. 304. — Rom. 324. — Aus der Schweiz. 307. 308. 309. — Dresden. 311. 312.

Kunst-Blatt.

Nro. 96.

Kunstausstellung zu Florenz. — Ausstellung im Louvre.

Nro. 97.

Ueber die Kunstausstellung in Nürnberg. (Beschluß). — Kunstausstellung in Mailand. — Bemerkungen über Kunst.

Digitized by Google

Nro. 98.

Ueber die Ankäufe des würtembergischen Kunstvereins. — Paris.

Nro. 99.

Ueber die Ankäufe des würtembergischen Kunstvereins. (Beschluß.) — An die Redaktion des Kunstblattes.

Nro. 100.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen. — Allgemeine Versammlung der Künstler in Paris. — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 101.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen. (Forts.) — Kunstausstellung in Mailand. (Forts.)

Nro. 102.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen. (Beschluß.) — Kunstausstellung in Mailand. (Forts.) — Paris. — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 103.

Archäologie. — Kunstausstellung in Mailand. (Beschluß.) Abfertigung des Dr. Stellwag.

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Geschichte. 1) Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte, von J. Görres. — 2) Des Grafen von Lacépède Alter der Natur und Geschichte des Menschengeschlechts. Aus dem Franzbsischen von Meyer. — Vermischte Schriften. Pensées sur l'homme, par Ancillon.

Nro. 123.

Taschenbücher auf 1831. 20) Alpenrosen. — Geschichte. 3) Ueber den Ursprung der Menschen und Völker, von Ch. Kapp. — 4) Abriß der alten Geschichte des Orients, von G. Graff.

Nro. 124.

Geschichte. 5) Das alte Indien, von Dr. P. v. Bohlen. — 6) Geschichte des allgemeinen politischen Lebens der Völker im Alterthum, von J. D. v. Braunschweig.

Nro. 125.

Geschichte. 7) Bibliothek ausführlicher Völker- und Staatengeschichten, von Dr. Spazier. — 8) Dschemschid, Feridun, Gustasp, Zoroaster, von A. Höfty. — 9) Kleine historische und philologische Schriften von Niebuhr.

Nro. 126.

Humoristische Literatur. 1) Humoristische Abende von M. G. Saphir. — 2) Das schwarze Gespenst, von E. M. Oettinger. — 3) Geisselhiebe, von Ch. Philippi. — 4) Humoristische Aufsätze, von Emil * *. — Gerlels Reise auf der Oberwelt, von F. Merk. — Astronomie. Calendariographie, von J. J. Littrow. — Taschenbücher auf 1831. 31) Rosen.

Nro. 127.

Dichtkunst. Schillers sämmtliche Werke in Einem Bande. — Thomas Carlyle Leben Schillers. Aus dem Englischen, eingeleitet durch Goethe. — Geschichte. 10) Ueber die Entstehung, Entwicklung und Ausbildung des Bürgerrechts im alten Rom, von Eisenbecher. — 11) Hannibals Heerzug über die Alpen. Aus dem Englischen von Müller.

Nro. 128.

Geschichte. 12) Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters, von H. Leo. — 13) Geschichte der europäischen Menschheit im Mittelalter, von A. v. Tiller. — 14) Geschichte des achäischen Bundes, von Helwing. — Legenden. Legenden, fromme Sagen und Erzählungen, von Silbert. — Unterhaltungsschrift. Der Subaltern, aus dem Englischen von Nagel.

Nro. 129.

Geschichte. 15) Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. — 16) Kabinetsbibliothek der Geschichte. — 17) Die Vorzeit. — Vermischte Schriften. Anthologie deutscher Aufsätze mit französischer Uebersetzung und französischer Aufsätze mit deutscher Uebersetzung ꝛc. — Taschenbücher auf 1831. 22) Moosblüthen.

Nro. 130.

Geschichte. 18) Das System der praktischen Politik im Abendlande, von Vollgraff. Musikalische Literatur. 1) Die Musik, von Carl Blum.

Nro. 131.

Musikalische Literatur. 2) Für Freunde der Tonkunst, von F. Rochlitz. — 3) Hinterlassene Schriften von C. M. v. Weber. — 4) Die Tonkünstler Schlesiens, von Hoffmann. — Taschenbücher auf 1831. 23) Spindlers Vergißmeinnicht.

Nro. 132.

Naturwissenschaft. Polemische Blätter zur Beförderung der spekulativen Physik, herausgegeben von H. Steffens. — Musikalische Literatur. 5) Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst, von R. G. Kiesewetter. — Mémoire sur cette Question: Quels ont été les mérites des Neerlandais etc. par Fetis. — Encyklopädische Literatur.

№. 287.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. December 1830.

Nur Herzensgüte versöhnt die Widersprüche des Charakters.

La Rochefoucault.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Lalande.

Lalande, der große Astronom, hielt große Stücke auf Rousseaus musikalisches Wörterbuch und war Jean Jacques persönlich sehr ergeben, wiewohl wir keine näheren Nachweisungen über den Umgang dieser beiden Männer haben. Allerdings hatte ihre Denkungsart viel Aehnliches mit einander. Lalande unterstützte Alle mit Rath oder mit Geld, die sich den Wissenschaften widmeten. In den blutigen Revolutionstagen rettete er mehreren Geistlichen das Leben, die den Metzeleien entronnen waren. Er verbarg sie im Observatorium und gab sie für Astronomen aus. Da sie nicht zugeben wollten, daß er lüge, um ihnen das Leben zu retten, so beruhigte er sie mit den schönen Worten: „Ja, Sie sind Astronomen, denn wer verdient den Namen besser als die, welche nur für den Himmel leben.“ Um diese edle Handlung nach ihrem ganzen Werth zu erkennen, muß man wissen, daß Lalande für die Rettung der Geistlichen in damaliger Zeit leicht den Tod zum Lohn bekommen konnte. Er hoffte auch wohl keinen in einem andern Leben, denn er glaubte nicht daran, so wenig als an Gott. Ein Atheist, der mit Gefahr seines Lebens katholische Prediger rettet, ist eine sonderbare Erscheinung. Diese Mischung von Edelmuth und Verkehrtheit sah Rousseau schon früher an Lalande und äußerte sich darüber; daher hat man behauptet, der Wolmar, welcher in der neuen Heloise vorkömmt, sey nach ihm kopirt. Dem ist aber nicht so, der Wolmar ist ohne alles Gefühl und Einbildungskraft, Lalande aber hatte beides in hohem Grad; oft gab er ihnen freilich eine falsche Richtung. Seine Sonderbarkeiten, sein wunderlicher Geschmack und sein cynisches Wesen machten seinen Umgang zu Zeiten unangenehm. Er war eitel und hörte es gern, wenn er gelobt ward. Auf den Tadel gab er aber wenig und suchte sich bei Zeiten daran zu gewöhnen; darum sagte er: „ich bin eine Wachsleinwand für Tadel und Unbilden, und ein Schwamm für das Lob.“ Sein Hängen am Lob, das übrigens so viele theilen, muß dem verziehen werden, der es in so mancher Beziehung verdiente, und der nach dem Tode keinen Lohn erwartete. Uebrigens lobte er auch gern fremdes Verdienst. So schrieb er eine Lobrede auf Lavoisier und Bailly, als die Henker beider Männer noch allmächtig waren und das Blut dieser unglücklichen Schlachtopfer noch rauchte. Voll Muth dachte er immer zuletzt an sich und seine Sicherheit. Hier ist nur von dem Menschen Lalande, nicht von dem Astronomen die Rede. Letzterer wird nie vergessen werden, bei ersterem aber könnte dieß wohl geschehen, denn memoria beneficiorum fragilis.

Mably.

Einer von Rousseaus heftigsten Widersachern war der Abbé Mably. Vom Kardinal Tencin protegirt, arbeitete er mehrere Jahre im diplomatischen Fach. Seine Parallèle des Français et des Romains (1740) hatte ihm Ansehen verschafft, und er war auf dem besten Wege, es

Digitized by Google

in der diplomatischen Laufbahn weit zu bringen, als er sich mit dem Kardinal überwarf, weil dieser seinem Rath wegen Behandlung einer Ehe zwischen Protestanten nicht folgen wollte. Nun verließ er ganz die Geschäfte, aber nicht blos diese, sondern auch seine ehemaligen literarischen Grundsätze. In seiner Parallèle hängt er mit der Uebertreibung eines Ultra an der französischen Königsregierung, verlangt, daß der König ganz unabhängig von den Gesetzen sey, hält den Luxus und die Verschwendung für nothwendig, Künste und Industrie für nützlich. Als er seine Stelle verloren hatte, wurde er ganz anderer Meinung, und da ihm dabei seine Parallelen sehr im Wege standen, so vernichtete er sie, wo er nur konnte. Als er einmal ein Exemplar bei dem Grafen Egmont, dem Schwiegersohn des Herzogs von Richelieu fand, warf er es ins Kaminfeuer. Seine neuen Grundsätze, die sich in verschiedenen kleinen Schriften zerstreut finden, und die er hernach in seinen Entretiens de Phocion vereinigte, kommen hauptsächlich auf zwei hinaus. Zuerst verlangt er Gleichheit des Vermögens und der Stände als unerläßliche Bedingung für das Gedeihen des Staats; ferner die Nothwendigkeit, über alle Hindernisse im öffentlichen Leben, d. h. über Geldsucht und Ehrgeiz, Herr zu werden, und deßhalb Handel, Künste und Industrie zu verbannen. Da er die Civilisation als die Grundursache aller unserer Fehler betrachtet, so will er ihre Fortschritte aufhalten. Allen Bildungsanstalten ist er Feind und nennt die Statuen, Gemälde und andere Kunstwerke, die Rom andern Nationen abgenommen und bei sich vereint, läppische Kindereien. So weit war Rousseau nie gegangen, wiewohl seine Grundsätze Aehnlichkeit mit den Mably'schen hatten. Nun fragt sich's: warum wüthete die geistliche und weltliche Macht nur gegen ihn und ließ Mably unangefochten, der doch viel weiter gegangen? Das kam daher: die Gefahr lag nicht sowohl in den Grundsätzen selbst, als im Talent des Schriftstellers, der sie aussprach. Rousseau überzeugte, rührte und riß alle seine Leser hin, während Mably nur klar, und zwar manchmal energisch, aber gewöhnlich monoton und trocken war. Jean Jacques beschuldigt ihn in seinen Konfessionen, daß er seine Entretiens de Phocion ohne Schaam und Scheu aus seinen Schriften genommen habe. Dieß ist allerdings wahr, man kann ihm aber nicht vorwerfen, daß er auch die reizende, hinreißende Sprache daraus genommen hat, wie St. Surin, der Biograph Mablys, sehr richtig sagt. Als diese Entretiens erschienen, schickte der Prinz von Wirtemberg Rousseau ein Exemplar nach Motiers, wo er sich gerade aufhielt. Jean Jacques schrieb ihm unter andern zurück: „Wiewohl der Abbé Mably ein ehrlicher Mann ist, der sehr gesunde Ansichten hat, so muß ich mich doch wundern, daß er sich zu einer so reinen und sublimen Moral erheben konnte.“ — Später wurde Mably ganz Misanthrop, und seine Urtheile über die Zeitgenossen waren voll Galle und Ungerechtigkeit. Er haßte und beneidete Voltaire, Buffon, Robertson und andere; er ließ auch keine Gelegenheit vorübergehen, wo er sie beleidigen konnte; selbst Gibbon, der doch unter allen neuern Historikern am aufrichtigsten und wahrheitsliebendsten ist, der sich die größte Genauigkeit und strengste Kritik zur Pflicht machte, selbst Gibbon wurde unwürdig von Mably behandelt. Darauf hat der würdige Mann nichts erwiedert als: „Mably liebte die Tugend und die Freiheit, seine Tugend aber war rauh, und seine Freiheit konnte Niemanden neben sich vertragen.“ Mably beschäftigte sich, wie Jean Jacques, mit Polen, und man glaubt, daß der Graf Wielhorsky, bevollmächtigter Minister der Bar'er Konföderation, diese zwei Männer mit der Abfassung einer Konstitution für Polen beauftragte. Mably verfügte sich zu diesem Zweck nach Polen, ein großer Vortheil, den Rousseau nicht hatte. Die fehlenden Lokalkenntnisse mußte allein sein Kopf und sein Genie ersetzen. Ohne an Ort und Stelle gewesen zu seyn, schrieb er den Polen von seinem Bodenzimmer rue Platrière: „Beginnen Sie damit, Ihre Gränzen zusammenzuziehen und enger zu machen; vielleicht denken Ihre Nachbarn schon daran, Ihnen diesen Dienst zu thun.“ Dieß schrieb er am Ende des Jahrs 1771, und am 5ten August des folgenden Jahrs wurde die erste Theilung des Landes vorgenommen. Es ist anziehend, Rousseaus *Considérations sur la Pologne* mit Mablys Abhandlung *du gouvernement et des lois de la Pologne* zu vergleichen. Beide Männer waren eine Zeitlang sehr genau mit einander bekannt und selbst befreundet. Als Jean Jacques aber in die Schweiz flüchtete, hörte ihre Verbindung auf. In Genf ging ein Brief von Hand zu Hand, der Mably unterzeichnet war. Rousseau schickte eine Abschrift davon an den Abbé und bat ihn, ihm zu sagen: „nicht was er davon glauben, sondern was er davon sagen solle, wenn davon die Rede wäre.“ Der Brief schloß mit den schönen Worten: „Wenn mein Unglück unsere alte freundschaftliche Verbindung nicht aus Ihrem Gedächtniß gewischt hat, so erhalten Sie sie einem Manne, der Ihren Verlust nicht verdient hat, und Ihnen immer von Herzen zugethan bleiben wird. „Als Jean Jacques *lettres de la montagne* erschienen, sprach sich Mably beleidigend über ihn aus, denn er sagte unter andern: „Ich hielt ihn immer für einen ehrlichen Mann und dachte, seine Moral sey ernsthaft, sie wohne in seinem Herzen, und nicht blos in seiner Feder. . . Jezt wird er eine Art von Verschworener. . . Ist's ein Herostratus oder ein Gracche ꝛc.?“ Als Rousseau den Abbé fragte, nicht was er über jenen Brief denken, sondern was er darüber sagen sollte, so drückte er damit aus, daß er selbst seinen alten Freund eines solchen Zugs nicht fähig halte. Er erhielt aber keine Antwort, und Mablys Stillschweigen spricht laut genug.

Digitized by Google

Die Shakers in Nordamerika.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Mönchswesen ſcheinen zwei ſo ganz unvereinbare Dinge, daß ſie wohl Niemand in der Einbildungskraft zuſammenpaart. Weder die Inſtitutionen des Landes, noch der Charakter der Einwohner, noch auch das Klima ſcheinen dem Mönchsgeiſte im Geringſten Vorſchub zu leiſten. Die Urſachen, welche im Mittelalter die Klöſter ſo außerordentlich vervielfältigten, ſind bekannt, aber in einem Lande, wo das Individuum den Werth der Unabhängigkeit ſo gut zu ſchätzen weiß, wo von einem Drucke der Gewalthaber ſo gut als gar nicht die Rede iſt, wo der ganze Geiſt der Verfaſſung die geſelligen Verhältniſſe vielmehr vervielfältigt als beſchränkt, fallen jene Urſachen ſo ziemlich weg. Wer in Amerika ſich in die Klauſur begibt, tauſcht nicht Sicherheit und wahre Freiheit gegen einigen Zwang und ein Paar ſcheinbare Entbehrungen ein; ſondern er unterzieht ſich freiwillig Entbehrungen, wofür ihm keine ſichtbare Entſchädigung geboten wird; er legt ſich Feſſeln an im Schooße eines freien Volks, während der Mönch des alten Kontinents aus einer weiten Welt voll Ungerechtigkeit in eine kleine Republik floh, er begeht einen politiſchen Selbſtmord, während der europäiſche Mönch meiſt keine politiſche Exiſtenz hatte. Kurz, der Kloſtergeiſt in der neuen Welt, mit deſſen merkwürdigſtem Beiſpiele wir uns im Folgenden beſchäftigen, fließt rein aus der Quelle des religiöſen Fanatismus, während in der alten Welt dieſe Quelle nur zu oft durch fremde Einflüſſe getrübt wurde.

Die aus dem Schooß der proteſtantiſchen Kirche hervorgegangene Sekte der Shakers oder Schüttler iſt ein zwar ſehr ſeltſamer, aber wahrhafter Mönchsorden; denn ihr religiöſer Verband gründet ſich auf vollkommene Gütergemeinſchaft, und ſie legen das Gelübde ab, getrennt von der Welt und ehelos zu leben. Die meiſten Reiſenden haben bei oberflächlicher Beobachtung die Shakers mit den Quäkern verwechſelt; beide Namen bedeuten allerdings Zitterer, Schüttler; dieß hat aber, jezt wenigſtens, bei der ehrenwerthen Geſellſchaft der Freunde keinen Sinn, wohl aber bei den Shakers, weil ihr Hauptdogma darin beſteht, daß ſie Gott durch Tanz loben.

Urſprung und Ausbreitung dieſer Sekte ſind ſchwer genau auszumitteln. Sie wurde, der allgemeinen Annahme nach, um das Jahr 1768 von Anna Lee, der Frau eines engliſchen Schmidts, geſtiftet. Die Schwärmerin wurde nebſt ihren Anhängern, angeblich wegen ſchlimmer Aufführung, verhaftet, und dieſe Verfolgung brachte ſie zum Entſchluſſe, auszuwandern. Sie kamen 1774 nach Amerika und ließen ſich im Staate New-Hampſhire nieder. Darauf begab ſich Anna in den Staat New-York, und hier weiſſagte ſie und nannte ſich den zweiten Meſſias. Um das Jahr 1781 reiſte ſie über zwei Jahre lang in Neuengland, und ſtarb das Jahr darauf.

Da das Cölibat ein Hauptgrundſatz im Lehrbuch der Shakers iſt und jedes Mitglied, das dieſes Gelübde bräche, ſofort ausgeſtoßen würde, ſo kann ſich die Geſellſchaft nur durch Proſelyten erhalten und vermehren; die Shakers haben auch wirklich nicht nur ungemeinen Bekehrungseifer, ſondern verrathen auch große Geſchicklichkeit im Proſelytenmachen; aber trotz dem, und obgleich ihnen von keiner Seite irgend etwas in den Weg gelegt wird, werden ſie in einem Lande, wo man den Werth der Freiheit ſo gut zu ſchätzen weiß, wohl nie ſehr zahlreich werden. Ramſay, Meliſh und alle neuern Statiſtiker ſchätzen ihre Zahl nur auf tauſend bis fünfzehnhundert Köpfe in vier Niederlaſſungen; dieſe ſind Neulibanon und Wiskaguna im Staate Neuyork, Nancok in Maſſachuſets, und ein vierter Ort in den ſüdweſtlichen Staaten.

Dieſe Niederlaſſungen beſtehen nicht, wie man glauben könnte, aus einem einzigen großen Conventikel, in welchem ſämmtliche Brüder und Schweſtern beiſammen wohnen, ſondern aus einer Anzahl wirklicher, gewöhnlicher Wohnhäuſer, die zuſammen ein Dorf, und zwar meiſtens nur Eine Gaſſe bilden. Man meint, wenigſtens die Geſchlechter werden geſchieden ſeyn, weil jeder Umgang zwiſchen denſelben ſtreng verpönt iſt; dem iſt aber nicht ſo: die Geſchlechter leben unter einander, und jedes Haus enthält eine gewiſſe Anzahl Weiber und Männer. Da die Verhältniſſe zwiſchen Mann und Frau, zwiſchen Vater und Kind u. ſ. w. hier ganz wegfallen, ſo ſind dies gleichſam künſtliche Familien, deren Mitglieder oft durchaus nicht mit einander verwandt ſind. Welche Idee dieſem höchſt ſeltſamen geſellſchaftlichen Verbande zu Grunde liegt, iſt ſchwer zu ſagen. Soll der Sieg dadurch, daß die Gefahr und der Kampf nie aufhören, verdienſtlicher gemacht werden, oder wollen die Geſchlechter, nachdem ſie einmal einander feierlich entſagt, ſich den unſchuldigen Genuß des geſelligen Umgangs vorbehalten? Wie dem ſey — und die lezte Vorausſetzung wird ſchon durch die Eiskälte, die zwiſchen beiden Geſchlechtern herrſcht, ſehr unwahrſcheinlich — die Enthaltſamkeit der Shakers iſt eines der größten Kunſtſtücke der menſchlichen Natur, und die Antonius, Macarius und alle die geprieſenen Anachoreten der alten Thebais ſind nichts gegen ſie. Daß eine ſolche Geſellſchaft beſtehen könne, ohne zu mancherlei böſen Gerüchten Anlaß zu geben, wird Niemand glauben, der die Menſchen kennt. Die Shakers entgehen in Amerika der Verläumdung ſo wenig, als bei uns die Mönche aller Farbe; aber nie iſt auf gerichtlichem Wege ihnen etwas Strafbares erwieſen worden.

Keinem Reisenden, der die Shakers beobachtet und sie in ihren Sitten und Einrichtungen mit den mährischen Brüdern, die auch in Gütergemeinschaft leben, aber keineswegs das Gelübde der Keuschheit ablegen, und mit den Quäkern verglichen hat, die sich durch Einfalt und Reinheit der Sitten so vortheilhaft auszeichnen, ist es wohl entgangen, daß, während die Glieder der beiden lezten Sekten sogleich an ihrem guten Aussehen, an ihren offenen, heitern Gesichtern kenntlich sind, während die jungen Quäkerinnen oft sehr hübsch, immer aber ausnehmend blühend sind, die Shakers trübselige, düstere Gesichter und auffallend starre Züge haben; auf den hohlen, bleichen Wangen ihrer unglücklichen Lebensgefährtinnen, in ihren erloschenen Augen ist nur zu deutlich zu lesen, daß man nicht ungestraft den Gesetzen der Natur Trotz bietet.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Neue Theaterstücke.

Seit der lezten Revolution besteht keine Theatercensur mehr; die dramatische Kunst kann sich also jezt mit völliger Freiheit bewegen; allein das Pariser Publikum ist auch ein Censor, und zwar ein ziemlich strenger, zuweilen gar ein übelgelaunter oder ironischer. Offenbar wird diese Freiheit auf die Kunst in Frankreich bedeutenden Einfluß ausüben. Wenn man die erste Revolutionszeit ausnimmt, hat das Theater wohl niemals gänzliche Freiheit genossen, und auch in der Revolutionszeit konnte man keine Stücke aufführen, welche den herrschenden Gesinnungen und Meinungen zuwider gewesen wären. Jezt erscheint also das erste goldene Zeitalter für die dramatischen Dichter in Paris. Nichts hindert sie jezt, ihrem Genie freien Aufschwung zu geben und ihrer Laune die Zügel schießen zu lassen, so weit es der Anstand und der Geschmack des Publikums erlauben. Manche Charaktere, manche Personen durften sonst nicht auf der Bühne erscheinen; jezt werden alle Stände vorgeführt, ohne daß der geringste Nachtheil für die moralische Bildung daraus entspränge; und warum sollte es auch verstattet seyn, das Lächerliche gewisser Personen oder Stände preiszugeben, und man dagegen andere schonen müssen? wer anders gab ihnen dies unbillige Vorrecht, als der Eigensinn der Censur? Daß die Jesuiten oder eigentlich die Heuchler und Schleicher zuerst haben herhalten müssen, habe ich bereits in einem vorigen Schreiben gemeldet. Nachdem nun fast jedes Theater seinen Jesuiten gebracht hat, ist dieser Stoff, der keiner großen Entwickelung fähig ist, ziemlich abgenuzt. Die Mönche erhalten sich indessen doch auf der Bühne, da sie in manchen Stücken wo nicht die erste Rolle, doch eine untergeordnete spielen, und ein Kloster auf der Bühne etwas Romantisches hat, besonders für die vielen Franzosen, die kein wirkliches Kloster mehr kennen. Scribe hatte in der Zeitschrift Revue de Paris eine dramatische Skizze gegeben, worin der Kampf zwischen Pflicht und Sinnlichkeit in einem italienischen Mönche nach seiner gewöhnlichen geistreichen Manier geschildert wird. Er hat später gedacht, bei der jezigen Theaterfreiheit könne er denselben Mönch auch dem Publikum auf der Bühne vorführen, und daher seine Skizze in ein Vaudeville für das Gymnase dramatique, den gewöhnlichen Schauplatz seiner dramatischen Triumphe, umgearbeitet. Allein diese Schilderung der Anfälle von grober Sinnlichkeit mißfiel dem Publikum, und das Stück fiel durch. Nicht viel besser ging es einem andern Stücke Scribes, la Protectrice, worin eine Dame, welche jedermann zur Beschüzerin dienen will, die Hauptperson ist. Ueberhaupt scheinen mitten unter den großartigen Bewegungen und Gesinnungen, welche die lezte Revolution in Paris hervorgebracht hat, die vielen kleinen dramatischen Kombinationen Scribes weit schwächer und unnatürlicher als sonst, und viele seiner Stücke haben bedeutend in dem Urtheile des Publikums verloren; er aber ist ein Mann, der allerlei Saiten aufzuspannen weiß, und reißt die eine, so hat er schon gleich eine andere zur Hand. Wenn er also mit seinem Fra Ambrosio im Vaudevilletheater fiel, so stand er dagegen in der Oper mit seiner „verliebten Bajadere“ siegreich wieder auf. Von diesem lezten Stücke war schon lange gesprochen worden; wahrscheinlich hatten die wichtigen politischen Begebenheiten, die sich am Ende des Sommers zugetragen haben, die erste Aufführung dieses Stückes verspätet. Endlich aber, da die Ruhe ganz wieder hergestellt war und das Publikum wieder für reizende Bajaderen empfänglich geworden schien, trat Scribe mit der seinigen hervor, zu der ihm Goethes **der Gott und die Bajadere** das Muster geliefert hat. Wahrscheinlich hat in Deutschland Niemand daran gedacht, aus dieser Romanze eine Oper zu machen; Scribe aber, der überall nach neuem dramatischem Stoffe umherspähet, hat sogleich den Vortheil erkannt, den er daraus ziehen könnte, und da man an der großen Oper ein neues Stück wünschte, worin die Taglioni, jezt unstreitig die erste Opernänzerin in Paris, aufs Neue glänzen konnte, so hat Scribe sie zu einer Bajadere gemacht. Man hat es ihm zum Vorwurf angerechnet, daß er wiederum eine Stumme zu der Hauptperson in einer Oper erwoben, wie in den Stummen von Portici, und eine Bublerin, wie in Fiorella; allein man bedenkt nicht, daß es hier blos darauf ankam, auf eine schickliche Art der Taglioni eine Hauptrolle zu geben. Sein gewöhnlicher Gefährte Auber hat das leichte Stück auch mit einer eben so leichten, gefälligen Musik versehen, und so ist denn diese neue Dichtung auf der großen Opernbühne erschienen. So wenig verkannte das Publikum, was die Taglioni zur Aufnahme besagten Stoffes beigetragen hat, daß es nach der ersten Aufführung, als ein Theil der Zuschauer den Namen des Dichters und des Tonsezers zu wissen verlangte, ein anderer Theil die Taglioni hervorrief. Anfangs wurde das Stück nicht sehr günstig in den Tageblättern beurtheilt; allein nach und nach ist es doch ein Lieblingsstück geworden; zwar hat es den Beifall nicht, den die „Stumme von Portici“ erhielt; dafür ist es auch nicht so bedeutend; allein so lange die Taglioni darin tanzt, kann die Operndirektion auf den Zuspruch der Pariser und der Fremden sicher rechnen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. December 1830.

Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mytenstein zieht seine Haube an,
Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch.

Schiller.

Der Kanton Uri und seine neue Kunststraße.

Fragmente aus Doktor Lussers erläuternder Beschreibung der zwölf Ansichten der neuen St. Gotthardsstraße, die von Kälin gezeichnet, in der Kunsthandlung von Füßli und Komp. zu Zürich erschienen sind.

Was man vor zwanzig Jahren noch kaum geahndet, was noch vor wenigen Jahren viele für unausführbar gehalten, ist nun dem menschlichen Fleiße und dem ernsten Willen gelungen. Wo früher mit bedächtigem Schritt das Saumroß unter tausend Flüchen und Schlägen des rohen Säumers über den steilen Felsenpfad die Kaufmannswaaren auf wundem Rücken trug, da knarrt jezt der reichbefrachtete Wagen, und leicht und sicher rollen auf beinahe ebener Straße die Kutschen der Reisenden dahin.

Vom Vierwaldstetter See zieht die Straße sich quer durch die Alpenkette, von Fluelen ausgehend bis nach Bellinzona, in dessen Nähe sie mit der Bündnerischen Bernhardinerstraße zusammentrifft. Sie hat eine Länge von ungefähr zwei-und-zwanzig Schweizerstunden. Der höchste Punkt der Straße liegt ungefähr 6650 Fuß über Meer. Von da führt sie auf der einen Seite nördlich durch das anfänglich wenig, dann immer tiefer eingeschnittene, etwa zwölf eine halbe Stunde lange Reußthal, welches sich bei Brunnen in zwei Schenkel spaltet, von denen der eine im Becken des Luzerner-, der andere in dem des Zugersees sich verliert. Auf der Südseite hingegen steigt sie zuerst sehr schnell durch das grause Val Tremola hinunter und zieht sich dann südöstlich durch das schöne Liviner-Thal auf ebenem Boden dahin. Der nördliche Theil der Straße oder das Reußthal liegt ganz auf dem Gebiet des Kantons Uri.

Die Winde des Reußthals.

Durch das Hauptthal und über den Luzernersee, in welchen dasselbe ausläuft, weht regelmäßig am Morgen und Abend ein sanfter Ostwind, von den Schiffleuten Rieter genannt. Während des Sommers bei schönem Wetter weht der Wind regelmäßig von Mittag bis Abend nach Sonnenuntergang umgekehrt vom See her und über Brunnen ins Thal herein; oft wird er so stark, daß er im See schäumende Wellen schlägt, und alsdann ist es nichts Seltenes, daß in einer Höhe von zwei- bis dreihundert Fuß über der Fläche des Sees schwüle Hitze herrscht und entweder gar kein Wind verspürt wird, oder der Föhn in entgegengesezter Richtung strömt. Dieser Wind wird Schönwind genannt. Ein anderer, schneidend kalter Wind aus Nordost tritt gewöhnlich Anfangs März gegen St. Gregorstag ein und weht meistens sechs Wochen; er heißt Gregoriwind, auch Geißtödter, weil viele Ziegen, die, den Winter über karg gehalten, bei der ersten Frühlingssonne ins Freie getrieben werden, den kalten Wind nicht ertragen, sondern von Husten und Räude befallen werden und erliegen. Die Gewitter im Sommer und die Schneegestöber im Winter bringt meistens der West oder Nordwest. Der merkwürdigste Wind aber und der die größte Gewalt ausübt, ist der Föhn, von Süden, zuweilen auch von Südwest herstürmend. Er hält sich an

Digitized by Google

keine Jahreszeit, doch herrscht er am häufigsten im Frühling und Herbst, wo er zuweilen bis acht Tage lang ununterbrochen oder mit Zwischenräumen von tagelangen Windstillen tobt. Vor seinem Eintritt ist der Dunstkreis meistens verdichtet, die Gebirge in Höhenrauch gehüllt, zuweilen scheinen aber dieselben viel näher und jede Klippe erscheint deutlicher, der Mond hat einen Hof, die Sterne scheinen zu flackern und eine Menge Sternschnuppen durchkreuzen die Luft. An der Nordseite der Gebirge bilden sich plötzlich Nebel, werden bald größer, bald kleiner, oder lösen sich eben so schnell wieder auf und bilden sich nochmals, bis der völlige Einbruch des Föhns dieselben ganz tilgt. In den verschiedenen Luftschichten findet sich große Verschiedenheit und Wechsel der Temperatur sowohl als der Bewegung. Der Rauch will bei anscheinender Windstille nicht mehr emporsteigen und der Barometer fällt tief, während der Thermometer steigt und sich kein Thau mehr niederschlägt. Die Thiere werden unruhig, bei den meisten Menschen wird der Schlaf durch häufige Träume gestört; es bemächtigt sich ihrer eine gewisse Apathie, und viele, besonders rheumatisch-katarrhalisch Konstituirte werden von Kopfschmerz und Gliederreißen befallen. Auch die Pflanzen scheinen diese erschlaffende Wirkung zu empfinden, was sie durch ein Welkwerden verrathen. Nachdem diese Vorboten kürzere oder längere Zeit gedauert, bricht der Föhn unter fürchterlichem Tosen der bewegten Gebirgswaldungen herein. Seine Geschwindigkeit ist sehr ungleich, wozu die Gestalt des Landes, die nach allen Richtungen streichenden Gebirge, vieles beitragen mag. Oft ist an einem Orte beinahe Windstille, während er zur gleichen Zeit in einer Entfernung von wenigen hundert Schritten die größten Bäume entwurzelt, Dächer abwirft und unter Brausen und Heulen dichte Staubwolken in die Höhe treibt. Oft rauscht er mit Heftigkeit in den Wipfeln der Bäume, während am Fuße derselben kaum ein leises Wehen verspürt wird. Auf einen heftigen, in einer Sekunde mehr als fünfzig Fuß durchlaufenden Windstoß folgt gewöhnlich einige Stille, die nur durch leises Wogen der Luft unterbrochen wird, bis ein neuer Sturm die kurze Ruhe stört. Der Ausgang dieses Windes, der in Uri wohl vorzüglich darum seine Kraft so gewaltig äußert, weil das Hauptthal dieses Landes für diesen Wind gleichsam ein natürliches, tiefes und enges Flußbett darstellt, ist sehr verschieden. Zuweilen hört er in der Tiefe plötzlich auf und in höhern Regionen bemerkt man denselben noch, dann bleibt er aber nicht lange aus, oder er macht dem Nordostwinde Platz, und in diesem Fall bleibt die Witterung gut. Am häufigsten aber zieht er sich nach hartnäckigem und heftigem Kampfe vor dem West oder Nordwest zurück und dann erfolgt Gewitter, Regen oder Schnee, je nach der Jahreszeit. Während dieses Windes müssen alle größeren Feuerstätten ruhen, und eine Wache von mehreren Personen, zu der jeder Bürger des Hauptortes Altdorf verpflichtet ist, durchzieht während der Nachtzeit die Straßen des Orts, um etwa eintretender Feuersgefahr bei Zeiten Meister zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Shakers in Nordamerika.

(Beschluß.)

Wir erzählen nun Einiges vom Hauswesen der Shakers und schließen mit der Beschreibung ihres seltsamen Gottesdienstes. Jedes Haus enthält gewöhnlich eine der obenerwähnten künstlichen Familien. Das obere Stockwerk ist durch einen breiten Gang geschieden, und in jeder Abtheilung wohnen die Individuen von einerlei Geschlecht beisammen; in jedem Zimmer sind zwei Betten. Jede Abtheilung hat ihre besondere Treppe; nur die Küche und das Speisezimmer sind allen Bewohnern des Hauses gemeinschaftlich; das leztere hat aber auf derselben Seite zwei Thüren für die beiden Geschlechter. Außer in dringenden Fällen betritt weder ein Mann noch eine Frau je die andere Seite des Hauses, und in der Kirche wie bei Tische, auf dem Spaziergang wie bei der Arbeit, sind die Geschlechter fortwährend durchaus getrennt, aber einander im Angesicht; jedes hat seine besondern Thüren, Tische und Fußpfade, die parallel nebeneinander laufen. Die Weiber kochen, waschen, verfertigen die Kleider und bessern sie aus. Die Männer bauen das Feld, verrichten die grobe Handarbeit und überhaupt die Geschäfte außerhalb des Hauses. Wirklich bewundernswürdig ist die Ordnung und Reinlichkeit, die auf ihren Feldern, in ihren Gärten, Höfen, außen an ihren Häusern, ja sogar auf ihren Wegen herrscht; sie dulden nirgends einen Schmutz, lassen nirgends etwas verfallen. Ihr Holz ist höchst zierlich aufgeklaftert, ihre Einfriedigungen sind im besten Stande, ihre steinernen Mauern so massiv und sorgfältig gebaut, daß sie ohne gewaltsame Zerstörung Jahrhunderte lang stehen können; kurz, jedes Ding trägt das Gepräge des schaffenden Fleißes, der weiter strebenden Industrie, der erhaltenden Wachsamkeit, und Alles ist so geschmackvoll und zierlich, als ihre strengen Grundsätze es nur immer erlauben. Ihre Obstgärten sind herrlich, und die Amerikaner gestehen, daß die Staaten kein schöneres Beispiel von hoher Kultur aufzuweisen haben. Die Gemeinde zu New Libanon bewirthschaftet etwa dreitausend Acker Landes. Neben dem Ackerbau treiben die Shakers auch noch andere Industriezweige: sie machen Siebe, Bürsten, Schachteln, Eimer, und vielen andern Hausrath; alle ihre Fabrikate sind ganz vorzüglich gearbeitet.

Die Weiber kleiden sich nach Schnitt und Farbe ganz gleich; das Staatskleid besteht in einem Rock von dunkel violetter Seide, mit einem Ueberwurf von sehr feinem Tuch, einem Halstuch von feinem Linnen, grauen Handschuhen,

Digitized by Google

die bis zum Ellbogen reichen, und einer breitkantigen Haube von weißem Atlas; die Neuaufgenommenen unterscheiden sich durch kleinere Hauben. Die Männer kleiden sich fast ganz wie die Quäker. — In der Kirche stehen die beiden Geschlechter einander gegenüber in abgesonderten Stühlen. Nachdem ein oder mehrere Mitglieder mit einer Menge von Bibelstellen durchspickte Reden gehalten haben, so treten zwei Individuen verschiedenen Geschlechts als Vortänzer vor, stellen sich jedes an die Spitze seiner Kolonne und geben ein Zeichen; nun erheben sich Männer und Weiber zumal, ziehen, jene ihre Mäntel, diese ihre Röcke aus, und hängen sie nebst Hauben und Hüten an die Wand. Man sieht nun, daß die Männer am linken Arm ein blaues Band über dem Hemd tragen; sie machen ein Geheimniß daraus, was dieses Abzeichen zu bedeuten hat. Auf ein zweites Signal stellen sich die jüngern Leute in zwei Reihen einander gegenüber, die ältern, oder wer an diesem Tag nicht tanzen mag, denn es ist ein freier Akt, bleiben dahinter stehen und schlagen mit Händen und Füßen den Takt. Nach diesen vorläufigen Anordnungen stimmen die Vortänzer einen Gesang an und die Reihen setzen sich in Bewegung. Der Tanz ist Anfangs feierlich und abgemessen; sie schwingen sich stillestehend von einer Seite zur andern, gehen vor-, rückwärts, drehen sich an einem Fuße im Kreise; nun fangen sie wieder von vorne an, aber ihre Bewegungen werden allmählich immer rascher, immer lebendiger, je mächtiger der Geist über sie kommt. Nicht lange, so überschreitet der Tanz alles Maaß und Ziel; die sonst so ruhigen Gesichter verzerren sich gräßlich; der Gesang ist nur noch ein verworrener Lärm, ein betäubendes Geschrei. Die Weiber gleichen wüthenden Mänaden, die Männer den Ketten entsprungenen Wahnsinnigen; endlich stürzen sie völlig ermattet und erschöpft auf den Boden nieder, oder schleppen sich mühsam zu ihren Stühlen. Dieser Gottesdienst, der nur jeden Sonntag stattfindet, während in Privatvereinen häufig die Bibel erklärt wird, wird aber nicht immer so ausschweifend; oft bleibt der Tanz völlig in den Grenzen des Anstandes, und dann macht jeder nach demselben eine tiefe Verbeugung, aber nicht etwa vor dem Mittänzer, sondern vor Gott.

Mit den Quäkern und Menoniten stimmen sie in ihren Ansichten über den Eid, den Krieg u. s. w. überein; sie verwerfen ebenfalls alle Titel, legen aber nicht wie die Quäker eine besondere Wichtigkeit auf das Du. Hinsichtlich der kirchlichen Verwaltung kommen sie am meisten mit der englischen Kirche überein. Mit den Katholiken haben sie, außer dem Gelübde der Keuschheit, eine Art von Ohrenbeichte gemein, und ihre Märsche, die häufig den Tänzen vorausgehen, erinnern an die katholischen Prozessionen. In der Lehre von der Natur Christi sind sie strenge Arrianer; denn sie glauben, er sey nur geistig Gottes Sohn und existire nicht von Ewigkeit, sondern sey zu einer bestimmten Zeit erzeugt. In der Verwaltung ihrer Güter haben sie manches mit den Herrenhutern gemein, doch erlauben sie zuweilen Personen, unter ihnen zu leben und ihr Eigenthum zu behalten. Ueber die Stifterin ihrer Sekte, Anna Lee, denken sie ungefähr wie die Schwedenborgianer über Schwedenborg.

Außer den bloßen Gläubigen gibt es in der Sekte der Schüttler Aelteste, Beichtiger und Heilige. Diese Priester, wenn man sie so nennen darf, hören Beichte, legen Bußen auf, ertheilen die Absolution u. s. w. Bei fast allen Handlungen bringen sie die Gottheit ins Spiel; was sie thun, geschieht durch besondere Zulassung Gottes, durch Eingebung des heiligen Geistes. Das North-American Review erzählt in dieser Beziehung folgende Anekdote: Man fragte einen jungen offenen, muntern Shaker, ob er in seiner Gemeinde ganz unabhängig sey und thun dürfe, was er wolle. — „Allerdings, antwortete er, wir thun Alles, was uns der Geist eingibt.“ — „Was würdest Du aber thun, wenn Dich an einem schönen Wintermorgen die Lust ankäme, auf dem Teich zu schleifen?“ „Nun, ich sagte dem Aeltesten, ich habe eine Eingebung, auf das Eis zu gehen.“ — „Würde es Dir der Aelteste erlauben?“ — „Warum nicht? es müßte ihm nur der Geist eingeben, es nicht zu leiden.“ — „Wenn Du aber darauf bestehst, Du habest eine besondere Eingebung erhalten, Du müssest durchaus auf das Eis?“ — „Dann würde der Aelteste sagen, meine Eingebung sey falsch, und die seinige, die wahre, befehle ihm, mich zu prügeln, wenn ich mich nicht unverzüglich an die Arbeit mache.“

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Oktober.

(Aus Briefen eines Schweizers.)

Eindruck der französischen Revolution. Herrenhuter.

Bald nach der Rückkehr von einem Sommerausflug erhielten wir in St. Petersburg Kunde von der Umwälzung in Frankreich; der Kaiser war eben abwesend in Finnland; man hielt alle ausländischen Zeitungen und alle französischen Schiffe vierzehn Tage lang zurück, und nur heimlich theilte man einander die erfahrenen Berichte mit. Der größere Theil des Publikums nahm an den französischen Ereignissen den lebhaftesten Antheil, und freute sich über den so schnellen und glücklichen Hergang derselben; die Hofpartei aber mißbilligte dieselben höchlich und zeigte sich besorgt und entrüstet. Bald nach des Kaisers Rückkehr wurden die Schiffe in Kronstadt eingelassen und die Zeitungen alle ausgegeben; auch sprach man sich über alles Vorgefallene frei aus, obgleich auf sehr verschiedene Weise; die Mehrzahl der Vornehmern äußerte Besorgniß über die Folgen und tadelte laut den demokratischen Geist der Deputirtenkammer. Bald folgten die stürmischen Auftritte in Deutschland und Belgien. Die Aufmerksamkeit auf dieselben wurde jedoch mächtig abgezogen durch die Nachricht von der Verbreitung der Cholera morbus im Herzen Rußlands, so daß seit Wochen diese Landplage der allgemeine herrschende Gegenstand der Unterhaltung ist und alle Gemüther bewegt. Die Abreise des Kaisers selbst nach Moskau, wo die Krankheit Fuß gefaßt zu haben schien, wurde mit Staunen

und Bewunderung vernommen; sie geschah so plötzlich, daß man es erst erfuhr, da er schon weg war. Mitten unter den Verhandlungen über Revolution und Seuchen trat Henriette Sontag als erheiternder Stern in Petersburg auf, und hat durch ihren Gesang und ihre Anmuth das ganze Publikum einen vollen Monat lang entzückt; sie hat aber auch gegen 150.000 Rubel von hier mitgenommen, nebst kostbaren kaiserlichen Geschenken. Den Eintritt ins Parterre bezahlte man mit einem Louisdor und für eine Loge im ersten Rang acht Louisdors. Auf diese Zauberin folgte Madame Stich aus Berlin, erhielt aber keinen glänzenden Beifall. Diesen Monat fand auch eine Ausstellung in der Akademie der Künste statt, wohin das Publikum zahlreich strömte, ohne viel Bemerkenswerthes zu finden. In Rücksicht der Kunst steht diese Kaiserstadt noch niedrig. Die große Industrieausstellung in Moskau ist verschoben, bis die Cholera gänzlich wird verschwunden seyn. Wir haben noch einen herrlich schönen Herbstmonat September gehabt; jetzt regnet es, wie zu vermuthen, den Winter ein.

In Liefland und Ehstland, die ich diesen Sommer besucht habe, finden die Herrnhuter großen Anhang, ja es existirt sogar ein Kirchlein in der Kirche ganz eigener Art. Zwölf Missionäre aus der Brüdergemeinde leben in diesen Provinzen, erhalten von ihrer Oberbehörde Besoldung und werden auch noch von den ihnen anhängenden Eingebornen unterstützt. Diese Männer sind praktisch gebildet, haben viel Gewandtheit, ein anziehendes Benehmen und besitzen mancherlei unter diesem Volke anwendbare Geschicklichkeiten. Alle sind im Lande angesessen, haben ihre Häuser und ein Stück Land nebst Garten. Ein jeder von ihnen ist in einem Bezirk, wo Anhänger der Herrnhuter sind, gleichsam geistlicher Präses, leitet fünf bis sechs eingerichtete Bethäuser und Vorbeter aus dem Bauernstande, die jeden Sonntag, nach dem Gottesdienste in der Kirche, in diesen Bethäusern dem zahlreich versammelten Volke vorsingen, vorbeten und vorlesen, auch wohl predigen und Busübungen verrichten lassen, oft bis in die Nacht hinein. Ich habe mehrere dieser andächtigen Versammlungen besucht und mich nicht wenig gewundert über die Ruhe und den Ernst, der da herrscht, über die Gewalt, welche diese Bauern auf Ihresgleichen haben, und über die Klugheit, mit der diese Leute ihr, wie sie meinen, von Gott ihnen übertragenes Amt verwalten. Die fremden Missionäre haben alle die Landes- und Volkssprache erlernt, übersetzen deutsche Predigten und Gebete, auch Andachtsbücher und Schulbücher in dieselbe und ertheilen den Bauernvorbetern darüber Unterricht. Sie selbst stehen, ganz unabhängig von der protestantischen Geistlichkeit und Landesbehörde, unter der Aufsicht eines Herrnhuter-Ephoren, mit Namen Ewald, der im Kreise Wenden in Liefland eine eigenthümliche Brüdergemeinde als Prediger und Seelsorger leitet. Ueber die Wirkungen dieses Herrnhuterwesens habe ich verschiedene Urtheile vernommen. Die Anhänger desselben sind fleissiger und sittsamer, dem Trunk weniger ergeben und leben ordentlicher, sagen die einen; andere bezeugen: sie sind schlauer, listiger, fauler, sinnlicher, heuchlerischer, boshaft und aufrührerisch. — Der größere Theil der Geistlichen unter den Lutheranern haßt dieses Sektenwesen; besonders zeigen sich auch die adeligen Gutsbesitzer demselben meistens abgeneigt. Die Regierung duldet diesen fremden Einfluß, aus unbekannten Gründen. Mir schien, daß in diesem Lande, wo die Kirchspiele so außerordentlich groß und ausgedehnt sind, wo das Volk noch so ungebildet ist und die Pfarrer meistens Fremde sind, die nicht im Lande und unter dem Volke in seiner Sprache erzogen worden, eine solche geistliche Nachhülfe nicht zu verwerfen ist, besonders wenn die Missionäre, wie dies meistens der Fall ist, sich der Schulen annehmen und diese leiten; nur wäre erforderlich, um Verwirrung, Absonderung und Widerspruch zu verhüten, daß diese fremden Lehrer mit den Geistlichen des Landes in Verbindung ständen, gleichsam als Gehülfen derselben arbeiteten und der kirchlichen Landesbehörde verantwortlich wären. Der Minister der Aufklärung, Fürst Lieven, und der am Hofe sehr angesehene Fürst Alexander von Galizin sind diesen Bruderverbindungen sehr zugethan, und an Kaiser Alexander hatten sie einen großen Beschützer.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Aufgewärmte Theaterstücke.

Cheniers Theaterstücke, die während der Regierung Napoleons und der Bourbonen vom Theater verbannt waren, werden nun auch wieder gegeben, besonders sein „Fenelon“ und sein „Karl IX.;“ ersteres enthält viel Deklamation, was zur Zeit, als das Stück gedichtet wurde, nöthig scheinen konnte; denn damals waren die Klöster so eben abgeschafft worden, und manche Franzosen mochten wohl von der Zweckmäßigkeit dieser Maßregel noch nicht überzeugt seyn; aber seit vierzig Jahren bestehen keine Klöster in Frankreich, oder wenigstens keine ewigen Gelübde mehr, und was man jetzt ein Kloster nennt, ist vielmehr ein Beisammenwohnen andächtiger Personen, die keine Verpflichtung gegen die Anstalt mehr haben, wenn sie sich von derselben trennen wollen. Unter die aus dem Repertoire der Revolutionszeit hervorgezogenen Stücken gehört auch das Schauspiel von Bolmerange's: Le mariage du Capucin; die Heirath eines Kapuziners ist ein pikanter Titel für die jetzige Zeit, besonders da die Bourbonen einige Kapuziner sich zu Marseille hatten einnisten lassen, und nach diesem Titel zu urtheilen, möchte man glauben, das Stück sey ein Schwank oder eine Satire auf die Sitten der Kapuziner. Dies ist aber gar nicht der Fall. Bolmerange's hat ein sentimentales Drama geschrieben, worin die Hauptperson ein von einem Offizier verführtes Mädchen ist, das dieser mit zwei Kindern verläßt und die, um sich aus der Noth zu helfen, einen Gasthof in einer entfernten Gegend anlegt und hier die Wirthschaft führt; die Reichen läßt sie bezahlen, ob nach dem Brauche gewisser Gastwirthe, wird nicht gemeldet, die Armen beherbergt sie unentgeldlich. Nun kommt eines Abends ein Mönch in dieses Wirthshaus, oder wie es vornehmer heißt, in diesen Gasthof, und wünscht ein Nachtquartier. Man macht sich über ihn lustig; die Kinder des Hauses aber bedauern ihn mitleidig, und die Wirthin verordnet ebenfalls, daß man den Wanderer wohl verpflege. Es ergibt sich, daß dieser Mönch der Verführer ist; nach manchen Schicksalen und Abentheuern hat er sich zu Genua, um Buße zu thun, in ein Kapuzinerkloster begeben; allein der Offiziersgeist scheint unter der Kutte nicht ganz von ihm gewichen zu seyn, denn er bekommt Händel mit der Inquisition und entweicht, und da ein gaskonischer Barbier, welcher in dem Stücke eine sehr lustige Rolle spielt, seiner spotten will, fechtet er sich mit ihm sehr tapfer herum. Nun kommt endlich die Scene des Wiedererkennens. Weinens, Verzeihens; die Kinder bekommen einen Vater, die Gastwirthin einen Mann, und dieser erfährt durch seinen Bruder, welchen das Komödienschicksal in eben diese Herberge führt, daß sein väterliches Erbtheil zu seinen Diensten steht und sein Schloß in der Gegend liegt. Dies Drama ist sehr geschickt angelegt, und wenn man die empfindsamen Auftritte abrechnet, welche auf der Bühne selten glücken, wenn sie nicht überaus gut dargestellt werden, so muß man das Ganze loben. Dies Drama wird zuweilen an einem Abende auf zwei Theatern zugleich gespielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 289.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. December 1830.

— So mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte und der Welt verkünden:
Das war ein Mann!

Shakespeare.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Malherbes.

Malherbes, der mit seiner Familie in der Revolution auf dem Schaffot starb, war einer der edelsten Männer Frankreichs, und in der Zeit, wo er lebte, stand er in seiner Würde und Reinheit einzig in dem verdorbenen Paris da, durch Tugend, Begeisterung für alles Gute, Gelehrsamkeit, Duldung, Geradheit, sanfte, menschenfreundliche Weisheit, durch Einfalt in seinem Geschmack, Verachtung alles Glanzes und aller äußern Größe, zu der man ihn zwei Mal aus seiner Zurückgezogenheit zwang, durch seine treue Anhänglichkeit an den König und endlich durch den Heldenmuth, womit er ein ruhmvolles Leben auf dem Blutgerüst beschloß. Malherbes hat Vorwürfe hören müssen, da ihm doch nur Dank und Anerkennung gebührte. Ohne hinlängliche Beweise gab man ihm Fehler schuld, weil seine Bemühungen nicht glückten, eine bequeme Ungerechtigkeit, die sich nur die Faulheit oder der böse Wille erlaubt. Nehmen wir an, Ludwig XVI. wäre fest genug gewesen, um das zu wollen, was ihm der edle Staatsmann rieth, so würden keine Fehler und Mißgriffe vorgefallen seyn; diese sind auf keinen Fall Malherbes Schuld, und darum starb er vorwurfsfrei. Rousseau sah ihn das erste Mal in Montmorency bei dem Marschall Luxemburg. Aber schon vorher hatte er unzweideutige Beweise von Wohlwollen von ihm erhalten, wie Jean Jacques selbst in seinen Konfessionen berichtet. Auch er macht ihm einen ungerechten Vorwurf da, wo er sagt: „Ich habe Malherbes immer als einen Mann von unbeugsamer Geradheit gefunden, und nie habe ich an seiner Rechtlichkeit zu zweifeln Ursache gehabt; er ist aber schwach und allzuartig, und schadet dadurch den Leuten, welchen er nützen und die er vor Unannehmlichkeit bewahren will.“ Dieser Vorwurf kömmt von dem Umstand, daß Malherbes, als Direktor des Buchhandels, einige Stellen in der Heloise strich, um einem Pariser Buchhändler die Erlaubniß zum Druck des Buchs geben zu können. Seine Absicht dabei war offenbar der Wunsch, Rousseau zu seinem bedeutenden Honorar zu verhelfen, ohne gegen die bestehenden Verordnungen anzugehen, die ihm einmal vorgeschrieben waren. In gleich guter Absicht strich er in einem für die Pompadour bestimmten Exemplar die Stelle, wo Rousseau sagt: „Die Frau eines Köhlers ist ehrenwerther, denn die Mätresse eines Königs.“ Diese Ausmerzung, von der übrigens die Pompadour durch Rousseaus Feinde benachrichtigt wurde, beweist weniger für Malherbes Klugheit als für seine Höflichkeit. Auf keinen Fall aber verdient er die Bitterkeit, womit der störrige Jean Jacques darüber spricht. Unrecht hatte Malherbes in Beziehung auf den Emile. Zuvörderst berechnete er die Wirkung nicht, welche dieß Werk hervorbringen konnte, dann irrte er sich darin, daß er seine eigene Protektion zu hoch anschlug und dabei die Gesetze, Rechtsgebräuche und Sitten nicht in Anschlag brachte, die ihr hinderlich seyn mußten; ferner hatte er sehr unrecht, daß er Rousseau eine ganz falsche

Sicherheit einflößte und ihn überredete, dafür liegen Beweise vor, den Emile in Frankreich zu verbreiten, und endlich muß ihm zum Vorwurf gemacht werden, daß er im Augenblick der Gefahr Jean Jacques nicht in Schutz nahm; lezteres wäre der ärgste Vorwurf, wenn Malherbes anders hätte handeln können. Er hielt sich, in Verbindung mit dem Prinzen Conti und dem Marschall Luxemburg, für stärker und einflußreicher, als er und sie waren. Damals aber war gerade die Aufhebung der Jesuiten im Werk, und diese war nicht anders vom Parlament und von der Geistlichkeit zu erhalten, als wenn man ihnen auf einer andern Seite nachgab. Geistlichkeit und Parlament aber verdammten einstimmig den Emil. Als Malherbes einsah, daß er Jean Jacques nicht gegen diese zwei Mächte schützen konnte, that er doch das Möglichste, um ihn seinen Verfolgern zu entziehen. Rousseau muß dieß selbst eingesehen haben, denn er blieb in fortdauerndem Briefwechsel mit Malherbes, der auch in der Folge sein ganzes Ansehen und seinen ganzen Einfluß anwandte, um es thunlich zu machen, daß der proscribirte und verwiesene Rousseau ruhig und ohne Anfechtung in Frankreich, wo er verurtheilt worden, leben könne. Der Hauptgegenstand jener Korrespondenz war die Botanik, die Rousseau bekanntlich mit Leidenschaft liebte. Sehr anziehend sind vier Briefe an Malherbes, worin er diesem von seinen Beschäftigungen, Neigungen und Arbeiten Nachricht gibt. Malherbes, wiewohl am Hof lebend, war bekanntlich sehr linkisch in seinem Aeußern. Eines Tags ging er in der Gallerie von Versailles auf und ab, immer freundlich bereit, Bitten anzuhören und sie mit seinem Kredit bei Hof zu unterstützen. Da trat ein geschniegeltes Männchen zu ihm und sagte: „Erlauben Sie, gnädiger Herr, daß ich eine Bitte an Sie thue?“ — „Zu Ihren Diensten.“ — „Ich bitte Sie, Niemanden zu sagen, daß Sie bei mir tanzen gelernt haben.“ Es war Marcel, Malherbes ehemaliger Tanzmeister.

Marivaux.

In den ersten Jahren seines Aufenthalts in Paris stand Jean Jacques auch mit dem faden und leeren Marivaux in Verbindung. Damals nahm es Rousseau noch nicht so genau mit seinem Umgang. Marivaux hat eine Menge Romane und Theaterstücke geschrieben, die nun bereits vergessen sind, so großes Aufsehen sie auch zu ihrer Zeit machten durch eine verrenkte, kleinliche und affektirte Sprache. Sollte man es glauben? Er bildete sich so viel auf seine Verdienste ein, daß er nicht begreifen konnte, wie man Molière bewundern möge. Von Voltaire sagte er, er sey nichts als ein schöner Geist; dieser aber erwiederte darauf: „Marivaux bringe sein ganzes Leben hin, Nichtigkeiten in Spinneweben zu wiegen.“ Später verlor er seinen Witz und fürchtete die Kritik; deßhalb ließ er sich auch nie in einen literarischen Streit ein. Demunge, achtet wurde er einstimmig von der Akademie zu ihrem Mitgliede ernannt, wiewohl er Voltairen zum Mitbewerber hatte. Es ist nicht zu läugnen, daß er einen bedeutenden Einfluß auf die Literatur und Kunst seiner Zeit hatte und daß er der Schöpfer des schlechten Geschmacks war, der lange in Paris herrschte und hernach Marivaudage genannt wurde.

Der Kanton Uri und seine neue Kunststraße.

(Fortsezung.)

Das Urnervolk.

Von den ungefähr zwölftausend Bewohnern der Landschaft Uri sind allgemein die auf Bergen und höher gelegenen Orten Wohnenden viel schöner und kraftvoller gebildet, als die Bewohner der niedrigen, zum Theil versumpften Thalgründe, wo Kröpfe und sogar Cretins einheimisch sind, indem nebst der feuchtwarmen, eingeschlossenen Luft, als der Hauptursache, auch die Armuth mit ihren Gefährten, schlechter Nahrung, Unreinlichkeit und mangelhafter Erziehung, dazu beitragen. Dieselben Einflüsse wirken dann auch eben so nachtheilig auf die Entwicklung der geistigen Fähigkeiten. Eingewurzelt oder angeboren ist dem Urner eine innige Anhänglichkeit an die Religion und die Gebräuche seiner Väter, ein unvilgbarer Hang zur Freiheit und ein mächtiges Gefühl von Kraft, dieselbe zu bewahren, große Geduld bei Unglücksfällen und eine beinahe an Fühllosigkeit grenzende Ergebung in den Willen des Schicksals; ein offenes, gerades, biederes Wesen gegen Landleute und Bekannte, scheues Mißtrauen aber gegen unbekannte Fremde, mit nicht geringer Neugierde und Hang zum Wunderbaren und Außerordentlichen. Er ist bescheiden, zurückhaltend, horcht lieber als er spricht, fragt wenig nach Tanz und ähnlichen Lustbarkeiten. Er hält die Ehe heilig, uneheliche Geburten sind, im Verhältniß zu andern Völkern, sehr selten, grobe Diebereien, Eidbrüche, Morde und Selbstmorde noch seltener. Ein Beweis dafür ist, daß die Gefängnisse meistens leer bleiben, und daß das Strafgericht seit mehr als dreißig Jahren kein Todesurtheil gegen einen Eingebornen aussprechen mußte. Der Urner hat großes Vertrauen in seine Priester und weltlichen Obern; er ist daher leicht zu leiten, so lange er nicht durch Zwistigkeiten der Obern unter sich irre gemacht wird. So unerschrocken er täglich den Gefahren trozt, welche die Gebirgsnatur mit sich führt, so ist bei ihm im Allgemeinen wenig Neigung, in auswärtige Kriegsdienste zu treten; doch nicht aus Mangel an Muth, sondern aus Liebe zur Heimath; denn lieber bleibt der Urner arm, aber frei zu Hause, als daß er, wie andere Gebirgsvölker zu thun pflegen, zu gewissen

Digitized by Google

Jahreszeiten auswanderte und anderwärts sich etwas zu erwerben suchte; dennoch ist Eigennutz sein allgemeinster Fehler, und leider herrscht auch heutzutage mehr als früher der Hang zum Trunke, besonders in den der Landstraße näher gelegenen Ortschaften, wo auch der eigentliche Volkscharakter weniger sich ausspricht und wo auch die meisten Armen anzutreffen sind, freilich bei weitem nicht alle durch Liederlichkeit und Müßiggang dahin gebracht, sondern viele durch die Schrecknisse der Revolution und des Krieges, viele durch Entziehung des Spinnverdiensts, von dem sie sich früher nährten, verarmt.

Altdorf, der Hauptort.

Des Kantons Hauptort hat weder Thore noch Mauern, sondern ist ein großer freier Marktflecken von 192 Häusern und ungefähr 1650 Einwohnern. Seine Lage am Fuß eines steilen, aus Grauwacke und Thonschiefer bestehenden Gebirges, ist in Hinsicht der Bergstürze nicht die sicherste, weßwegen schon in den ältesten Zeiten die große Tannenwaldung daselbst unter strenge Aufsicht gelegt und deßwegen Bannwald genannt worden, welchen Namen sie noch jezt führt und wo noch heutzutage nur unter Aufsicht Holz gesammelt werden darf. Früher war auch der wilde Schächenbach öfters für Altdorf gefährlich; seit er bei Bürglen durch starke Dämme eingeengt und überdieß noch eine feste Schutzmauer errichtet ist, waltet von daher keine Gefahr. Desto größer ist bei den öftern Stürmen des Föhnwindes die Feuersgefahr. Mehrmals ist Altdorf durch Feuersbrünste eingeäschert worden, zum lezten Male auf schreckliche Weise am 5ten April 1799; die Einwohner erlitten damals einen Schaden von mehr als drei Millionen Schweizerfranken. Seither ist der Ort neu und schöner aufgebaut; einem kurz nach dem Brand erlassenen Gesetz zufolge, sind die Häuser aus Stein aufgeführt, mit Ziegeln oder Schiefer bedeckt. Das Innere der schönen Pfarrkirche zieren einige vorzügliche Gemälde, unter denen eine Weihnacht von Van Dyk; auf dem Friedhof bei der Kirche stehen noch zwei geräumige Kapellen, wovon die eine, das Beinhaus, in zwei Theile gesondert ist, den obern, dessen Alterblatt die Grablegung Christi von Caraggi darstellt, und den unterirdischen, wo der Altar mit Bergkrystallen eingefaßt ist und wo eine Menge schwarzer Kistchen aufgestellt sind, in welchen manche Familien die Gebeine ihrer Verstorbenen aufbewahrt haben. In diese unterirdische Gewölbe flüchteten sich bei dem Einfall der Franzosen 1799 alte Frauen und wehrlose Leute, die daselbst grausam ermordet wurden. Die andere Kapelle, in der sich einige Gemälde des vaterländischen Künstlers Pintiner befinden, heißt der Oelberg, und in ihr wird den Kindern Religionsunterricht ertheilt. Mitten im Flecken steht ein bemalter Thurm, der an Tells Zeiten hinaufreicht. Unfern von demselben stand die Linde, an welche Tells Knabe befestigt war; hundert Schritte davon steht der Tellenbrunnen, mit der Bildsäule Tells, an der Stelle, wo dieser den gefährlichen Schuß that. Von Altdorfs zwei Klöstern ist das Kapuzinerkloster das älteste des Ordens in der Eidgenossenschaft, und hat eine herrliche Lage mit reizender Fernsicht.

Die Schöllinen und die Teufelsbrücke.

Schöllinen heißt eine anderthalb Stunden lange, nackte, schaurige Felsenkluft, die das Gebirge, welches das Urseren-Thal von dem Göschenen-Thal scheidet, in südöstlicher Richtung durchschneidet und von der wild schäumenden und tosenden Reuß durchströmt wird. Bei Göschenen führt links vom Dorfe eine schöne Brücke, deren Bogen 37 Fuß über dem Flusse steht, 60 Fuß im Lichte und 25 Fuß Höhe hat, hinein in diesen grausen Schlund. Nicht fern davon führt eine kleinere Brücke auf das rechte Reußufer hinüber, wo die Straße durch Felsentrümmer hinanläuft, bei der nun verlassenen langen Brücke vorbei bis zur Sprengi, wo über einen schönen Sturz, den die Reuß macht, eine herrliche Brücke, deren Bogen 50 Fuß im Licht und 10 Fuß Höhe hat, wieder auf das linke Reußufer führt; von hier steigt die Straße unter vielen Krümmungen hinan zur Teufelsbrücke, die auf kolossalen Grundlagen ruht, deren Bogen 55 Fuß im Licht und 21 Fuß Höhe hat, und dessen Mittelpunkt 95 Fuß über der darunter hinschäumenden Reuß erhaben ist; stolz blickt sie auf die noch stehende alte Teufelsbrücke, welche 75 Fuß über der Reuß steht, hernieder, als sprechender Zeuge, daß heut zu Tage die Menschen Riesenhafteres zu schaffen vermögen, als dasjenige, was der Aberglaube älterer Zeiten nur mit Hülfe des bösen Geistes für möglich hielt. Auf gewaltigen Mauern krümmt sich die Straße dicht bei dem in senkrechter Richtung 100, in schräger Richtung 500 Fuß hohen Sturz der Reuß, dessen Toben das Ohr des Wanderers betäubt, vorbei nach der Felsengallerie, Urnerloch genannt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Kunstausstellung.

Unsere Kunstausstellung war unstreitig diesmal nicht eine der reichsten, sondern die reichste, welche Berlin bisher gesehen. Nicht sowohl in großen, glänzenden und blendenden Stücken, welche blos die Masse anzuziehen wissen, zeichnete sie sich aus, als vielmehr durch solche gediegene Produktionen, welche neben der zaubernden Anerkennung derer vom Fach auch bald den allgemeinen Beifall erwerben. Es lag ein Zauber der Wahrheit und Schönheit in vielen Bildern, dem auf die Länge auch das abgestumpfteste Gemüth nicht widerstehen konnte. Daher wurden endlich auch die ärgerlichsten Welthändel vergessen, und die Kunst errang selbst den Sieg über — die Papiere. In den lezten Wochen blieb

Digitized by Google

die Ausstellung so gedrängt voll, daß sie, um dem recht eigentlichen Bedürfniß entgegen zu kommen, noch über den ausnahmsweise schon hinausgeschobenen Termin verlängert werden mußte. Die Kritik des Publikums findet sich sehr bald zurecht, während die gedruckte noch immer laviert. So hatten sich die Düsseldorfer Gemälde mehr als je eines fast unwidersprochenen Beifalls zu erfreuen. Das Ihnen schon genannte trauernde Königspaar von Lessing — ein Maler, dem selbst die ältere Künstlerkritik seine Eminenz nicht abzustreiten wagt — ragte so in seiner großartigen, tief das Gemüth ergreifenden und erschütternden Auffassung hervor, daß selbst das Schmetterlingspublikum in stummer Ehrfurcht davor stehen blieb. Nicht einmal der Berliner Witz — was viel sagen will — wagte sich daran. Nicht minderen Eindruck machte desselben Meisters Klosterkirchhof im Januarkleide durch ebenso gelungene Erfindung, als vollendete Ausführung. In dem jungen Lessing tritt das ans Licht und zur Wirklichkeit, was Friedrich wollte. Wage poetische Ideen ohne eine Gestaltung, die der Schönheit und Wahrheit zugleich entspricht, bilden noch keine Dichtung; und wie in der Poesie, die Wort und Vers zum Organe hat, ist es in der Malerei. Schade, daß ein wirkliches Talent, wie doch Friedrichs war, so durch Isolirung unterging! — Im Gegensatz zu Lessings nordischem Ernste winkt uns das blühende, lachende Leben in Karl Sohns Hylas, den die Nymphen in den Brunnen ziehen. Diese Nymphen sind Frauen, wie sie seit Tizians und Correggios Pinsel nicht in der Kunst lebendig wurden: Alles Frische und Schönheit des wahrhaftigen Lebens, und doch eine Wahrheit, nach der man vergebens in der Wirklichkeit suchte; eine Fülle, eine Anmuth und Lieblichkeit der Formen, eine Schönheit, ein Liebreiz, eine Seele im Gesichtsausdruck, eine Weiche und Kraft in dem glänzenden Fleischton, daß Kritiker, Künstler und Laien ausrufen und eingestehen: dies sahen wir noch nicht. Ich sage „dies;“ denn sonst wird die nach Fehlern suchende Kritik noch immer deren finden. Bewundernd, lechzend steht die Menge davor und, mit dem populären Ausdruck zu sprechen, „das Wasser läuft im Munde zusammen,“ (denn es darf hier nicht unberücksichtigt bleiben, daß dies Bild gerade die für die Kunst unempfänglichsten Gemüther in Bewegung sezte) und doch nähert sich ein alter Professor kopfschüttelnd und weißt einem Kollegen die Verzeichnung eines Fingers nach, wie die wichtigste Entdeckung! Dergleichen Episoden vervollständigen nur den Genuß. So lockend und verführerisch diese schönen Nymphen sind (das ganze Bild soll ja eine personifizirte Verführung seyn), ist doch eigentlich nichts lüstern Wollüstiges darin. Schönheit und Liebreiz sind in ihrer Nacktheit; nur das Verborgene, Versteckte, das halb Verhüllte wirkt gefährlich auf die rohe Sinnlichkeit. Es ist dies das erste Bild dieses Genres aus der Düsseldorfer Schule, wo die schüchterne Befangenheit, die ängstliche Wehmuth einem vollen, frischen Jugendbewußtseyn gewichen scheint. Es ist eine Correggioske Himmelsluft ins Erotische übersezt. Dieser Hylas und die Nymphen gehören auch nicht mehr der antiken Mythe an; sie sind in die Romantik versezt. So von Wärme und Gluth durchhauchte Wesen schuf nur der Glaube des Mittelalters.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, November.

(Fortsezung.)

Neue Theaterstücke. Napoleon auf der Bühne.

Der Cirque olympique hat die verruchte That des Pfarrers Malingrat dramatisirt, welcher bekanntlich vor mehreren Jahren eine junge Frau aus seiner Gemeinde verführte, dann ermordete, hernach sich flüchtete und im Piemontesischen festgehalten wurde, wo er noch sizt, weil man unter der Bourbonschen Regierung es nicht wagte, einen Geistlichen zum Tode zu verurtheilen. Diese abscheuliche That wurde aufs Natürlichste dargestellt. Das Publikum bezeugte aber seinen Unwillen und die Tagblätter meinten, der Cirque olympique thäte besser, wenn er einen würdigern Gegenstand wählte. So übt das Publikum jezt selbst die Censur aus, und weiß doch, daß ein Stück aus guten Gründen, nicht aber nach dem Eigenwillen in dem Kabinette eines besoldeten Censors verdammt wird. Der Staat erspart dabei den Gehalt der drei Censoren, die sonst die Manuscripte beurtheilten und wider welche in den freisinnigen Zeitungen beständig Klage erhoben wurde. In der That haben sie manche unsinnige Verstümmelung auf dem Gewissen, und gleich dem Schneider in der Volkserzählung, welcher im Traum eine große Fahne von lauter entwendeten Stückchen Tuch vor sich sah, müssen die alten Censoren zuweilen im Traum einen ungeheuren Bogen Papier mit allen von ihnen ausgemerzten Versen und Sätzen vor sich hertragen sehen. Der erworbenen Theaterfreiheit ist es auch zu verdanken, daß die Pariser Theater eine historische Person erworben haben, an welche zuvor nicht zu denken war, nämlich den großen Napoleon. Nachdem jedes der kleinern Theater seinen Jesuiten hat haben wollen, ist nun beinahe jedes mit einem Napoleon versehen. Ein Theater gibt den „grauen Ueberrock,“ ein anderes den „Artillerie-Unterlieutenant,“ ein drittes den „kleinen Korporal,“ ein viertes „Schönbrunn und St. Helena,“ mit der Apothéose des Helden. Ueberhaupt sind alle diese Stücke nichts als Apothéosen, und der Geschichte wird Zwang angethan, um etwas zu seinem Lobe herauszubringen. So z. B. anstatt den deutschen Studenten erschießen zu lassen, der ihm in Wien nach dem Leben trachtete, verzeiht er ihm auf der Bühne und übergibt ihn seinem Landesherrn. Ein Pariser Dichter sollte sich doch schämen, sich so grob gegen die Wahrheit zu versündigen. In dem mit vieler Pracht aufgeführten dramatischen Gemälde „Schönbrunn und St. Helena“ wird zulezt sein Grabmal unten an der berühmten Siegessäule auf dem Vendomeplatze in Paris dargestellt, obschon kein Anschein vorhanden ist, daß dieses Grabmal je anderswo als auf St. Helena zu schauen seyn wird. Welch große Veränderung! Zu Anfang dieses Jahres wurde es für gefährlich angesehen, wenn Kaufleute in Paris Napoleons Büste zum Verkauf ausstellten. Die Bourbonsche Regierung zitterte, wenn die Erinnerung an Napoleon sich etwas lebhaft äußerte. Barthélemy wurde verfolgt und von den Gerichten zum Verbaste verurtheilt, blos weil er von Napoleons Sohn mit allzu viel Theilnahme gesprochen hatte. Man wollte den Franzosen die Napoleonsche Familie aus dem Sinne, so wie aus den Augen rücken, und glaubte dadurch die Sicherheit der Bourbonen zu befestigen; aber siehe da! die Bourbonen sind fort, Napoleon ist wieder da, freilich nur auf der Bühne, und es ist nun erwiesen, daß das Andenken an ihn und seine Familie keine Staatsumwälzung mehr verursachen wird. Zuvor konnte man das Bild seines Sohnes wie ein Damoklesschwert über Frankreich aufhängen und dadurch die Bourbonen zu Allem willig machen. Dieser Zauber ist verschwunden, und mit jenem Sohne wird keine auswärtige Macht künftig in Frankreich viel ausrichten können. Auf diese Wirkung der lezten Revolution hat man bisher wenig Rücksicht genommen; sie ist aber vielleicht eine der wichtigsten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 290.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 4. December 1830.

Jenes Gesetz, das mit ehernem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz,
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort,
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen,
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut.

Schiller.

Einige Briefe von Schiller und Wilhelm von Humboldt *).

Tegel, den 16. October 1795.

Es ist eine schwierige Aufgabe, liebster Freund, bei sich selbst zu entscheiden, ob der eigenthümliche Charakter Ihres Dichtungsvermögens mehr der dramatischen, oder mehr der epischen Poesie angemessen ist. Zu allen Schwierigkeiten, die der Beantwortung jeder Frage dieser Art im Wege stehen, gesellt sich bei Ihnen noch die reiche Mannigfaltigkeit Ihres Genies, dem Alles in so eminentem Grade zu gelingen scheint, und der zufällige Umstand, daß Ihre dramatischen Produkte aus einer so viel früheren und verschiedenen Periode Ihres Lebens sind. Da Sie es indeß verlangen, so will ich dreist ein Urtheil auszusprechen versuchen. Nur müssen Sie es mir zu Gute halten, wenn ich mehr einer gewissen Divinationsgabe, als einem sichern Raisonnement folge.

Am schwersten ist es, dasjenige auszusprechen, was Sie als Dichter charakterisirt, obgleich jeder es gewiß bei Ihnen genauer, als bei irgend einem andern deutschen Dichter, fühlt. Man kann Goethe z. B. bis auf einen hohen Grad der Wahrheit in seinen lezteren Produkten mit den Griechen, in seinen früheren mit Shakespeare vergleichen; man hat das lezte auch mit Ihren früheren Stücken gethan. Da mir diese jezt leider nicht genug gegenwärtig sind, so kann ich die Richtigkeit hievon nicht beurtheilen, indeß bin ich für mich a priori überzeugt, daß dieß Urtheil zu denjenigen gehört, die gewiß durchaus falsch sind, die aber ein mittelmäßiger Beurtheiler nothwendig fällen muß. Aber vorzüglich klar ist mir Ihr Dichtercharakter, wenn ich Sie gegen die Griechen halte. Unter allem mir bekannten Griechischen ist keine Zeile, von der ich mir Sie als den Verfasser denken könnte, und zwar liegt der auffallende Unterschied nicht in dem Grade erreichter Vollendung, sondern, man möchte auch hierüber, wie man wollte, urtheilen, wieder offenbar in der Gattung. Dennoch finden sich alle wesentlichen Schönheiten der griechischen Poesie innerhalb des Kreises nicht blos dessen, was Sie von Ihren Arbeiten fordern, sondern auch dessen, was Sie einzeln und bei Einzelnem in so hohem Grade geleistet haben. Was Sie unterscheidet, kann auch nicht irgend einem Einfluß des Nationalcharakters, oder der zufälligen Lage der Literatur, es kann nur den Fortschritten des Zeitalters beigemessen werden. Es ist Ihnen und nur Ihnen eigen, und ist so innig mit den Forderungen des poetischen Genies verbunden, daß es sogar eine wesentliche Erweiterung desselben ausmacht. Sie fühlen, was ich sagen will; alle Ihre dichterischen Produkte zeigen einen stärkeren Antheil des Ideenvermögens, als man sonst in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poesie für verträglich halten sollte.

*) Aus dem so eben in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt.

Digitized by Google

Ich verstehe aber hierunter ganz und gar nicht blos das, wodurch Ihre Poesie eigentlich philosophisch wird, sondern finde eben diesen Zug auch in der Eigenthümlichkeit, mit der Sie das behandeln, was rein dichterisch, also Künstlererfindung ist. Es schwebt mir hiebei jezt vorzüglich z. B. die Behandlung des Erhabenen, des Furchtbaren, des Geheimnißvollen im Geisterseher vor. Um es daher in seiner ganzen Allgemeinheit auszudrücken, muß ich es lieber gleichsam einen Ueberschuß von Selbstthätigkeit nennen; eine solche, die sich auch den Stoff, den sie blos empfangen könnte, noch selbst schafft, aber sich hernach mit ihm, wie mit einem blos gegebenen verbindet; die, der Materie und der That nach, fast blos alleinwirkend, aber der Form und dem Scheine nach (worauf das Wesen der genialischen Produktion beruht) nur durch Wechselwirkung thätig ist. Dieß nun drückt Allem, was Ihnen angehört, ein ganz eigenes Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit auf, führt ganz eigentlich in ein überirdisches Gebiet über, und stellt die höchste Gattung des Erhabenen, die durch die Idee wirkt, auf. Darum besitzen Sie einen so intensiv großen Reichthum, bieten dem Leser, wenn ich so sagen darf, überall mehr Tiefe als Fläche, und machen sich mit Einem Wort alle Vortheile zu eigen, welche die innige und durchgehende Verbindung von Ideen mit dem Gefühle, wenn dieß nicht dadurch an seiner Wärme verliert, gewährt. Eben daher wird es aber auch entspringen, wenn man an Ihren Charakteren und Schilderungen, ungeachtet der größesten Wahrheit und Konsequenz, doch oft wenigstens die Farbe der Natur selbst vermißt hat.

Nehme ich nun die dramatische (hier doch eigentlich die tragische oder besser heroische) Poesie nach dem Begriff, der mir neuerlich durch die Goethe'schen Ideen am geläufigsten geworden ist, als die lebendige Darstellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menschen in einem einzelnen Kampf mit dem Schicksal, so finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakterisirt, hier in ihrem wahren Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geschieht. Alles drängt sich hier dem Moment der Entscheidung entgegen, die Kraft des Geistes und des Charakters muß sich bis zur höchsten Anspannung sammeln, um die Macht des Schicksals zu überwinden, und sich ganz in sich selbst zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Diesen Zustand in seiner ganzen Größe zu schildern, fordert die höchste und reinste Energie des Genies. Das Verhältniß des Menschen zum Schicksal darzustellen, ist eigentlich die Darstellung einer Idee; je selbstthätiger und freier hier das Genie wirkt, je größeren Ideengehalt es in das Gefühl zu verweben weiß, desto größer ist die Wirkung. Diese hervorzubringen, halte ich Sie geschaffen, wenn Sie hier Ihren Gegenstand glücklich wählen, so wird Sie hier Keiner erreichen. Die bewundernswürdige Tiefe Ihres Geistes steht hier an ihrer Stelle; es wird eine lyrische Stimmung erfordert, die Ihnen, im Ganzen genommen, mehr als eine epische, eigenthümlich ist, wenn ich jene auf die Darstellung der Gedanken und Empfindungen, diese auf die Darstellung der Formen, unter welchen beide erscheinen, beziehe. Auf der andern Seite aber setzt auch das Dramatische gerade Ihnen große Schwierigkeiten entgegen. Neben dem Erhabenen beruht seine Wirkung auch größtentheils auf dem Rührenden, es fordert mannigfaltig bewegte Leidenschaften und fein nuancirte Empfindungen. Wie viel Sie auch hier durchaus vermögen, haben Sie zur Genüge gezeigt, und in keinem mir bekannten Theaterstück ist gerade das feine Spiel der Empfindungen so schön und zart aufgedeckt, als im Karlos. Nur ist aber hier die Frage, nicht sowohl, ob Sie hier der Natur wirklich treu sind, sondern mehr, ob Sie ihr treu zu seyn scheinen? denn darin, dünkt mich, liegt gerade der Unterschied. Ich habe im vergangenen Winter einmal die weiblichen Charaktere des Karlos sehr genau untersucht, und bin nirgends auf etwas gestoßen, was ich nicht wahr nennen möchte, aber es bleibt Ihnen ein schwer zu bestimmendes Etwas, ein gewisser Glanz, der sie von eigentlichen Naturwesen unterscheidet. Soll ich mich einmal nicht fürchten, in subtile Hypothesen zu verfallen, so kann ich mir diese Erscheinung auch nach meinen Voraussetzungen sehr wohl erklären. Wenn es richtig ist, daß Sie der Natur, gleichsam ehe sie vollkommen auf Sie einwirken kann, schon selbstthätig entgegeneilen, wenn Sie nicht sowohl aus ihr schöpfen, als nur, durch sie begeistert, ihr Bild in sich durch eigene Kraft schaffen, so muß dieß da am meisten sichtbar seyn, wo die Natur selbst, wenn ich so sagen darf, am meisten Natur, am wenigsten auseinander gewickelt ist, wo sie mehr durch Materie auf das Gefühl, und nur wenig durch Form auf den Verstand wirkt. Charaktere, die Goethen unglaublich gelingen, Göthens Frau, Götz selbst, Klärchen, Gretchen, würden Ihnen große Schwierigkeiten machen. Dennoch aber, so fest ich auch glaube, daß Ihre Stärke nicht in dieser Gattung der Tragödie, sondern nur in jener einfachen und heroischen ganz sichtbar seyn würde, so sehr wünschte ich doch, daß es Ihnen möglich wäre, den Versuch durch alle Gattungen durchzumachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Kanton Uri und seine neue Kunststraße.

(Beschluß.)

Bei guter Witterung ist die Schöllinen völlig gefahrlos und das Auge findet immer etwas, worauf es mit Vergnügen weilt: im Sommer das Schäumen und Stäuben der Reuß, worin die Sonnenstrahlen oft Regenbogen in halben und ganzen Kreisen bilden. Die schroffen Seiten-

Digitized by Google

wände sind belebt durch herrlich blühende Alpenrosen, die auf den Absätzen ganze Gebüsche bilden, durch Aurikeln (Primula viscosa), Alpenastern (Aster alpinus) und Steinbrechsträuße (Saxifraga pyramidalis), und eine Menge anderer Alpenpflanzen, die aus den Klüften des grauen Gneusgranites hervorsprossen. An schönen Wintertagen hat die Schöllinen ihr Schreckbares ganz verloren, die Reuß hört man unter der tiefen Schneedecke kaum noch brummen, das Thal scheint die Hälfte seiner Tiefe verloren und an Breite gewonnen zu haben; statt der Trümmerhaufen scheinen sanftansteigende Halden sich an die senkrechten Felsen anzulehnen, an welchen, wo im Sommer Wasser herabträufelt oder in kleinen Fällen herunterstürzt, kolossale, mannigfaltig gestaltete Eissäulen hängen. Fürchterlich aber ist die Schöllinen bei schlechtem Wetter, wo der Wanderer in kalten, feuchten Nebel eingehüllt, nichts vernimmt als das Donnern der an tausend Felsenriffen zerschellenden Reuß und das Rasseln vom Gebirg herabrollender Steine, vollends im Winter, wenn ihm ein beißend kalter Wind ins Gesicht weht, stetes Schneegestöber ihn umwirbelt, bei jedem Schritte hemmt und ihn kaum wahrnehmen läßt, wenn eine Lawine sich über ihm losgerissen und ihn zu erreichen droht. Nur wenige Stellen in der Schöllinen sind ganz vor Lawinen gesichert; bei weitem die gefährlichste Stelle aber ist der sogenannte Brugwald, wo jezt keine Tannen mehr stehen und wo an der Straße zwei Zufluchtsgewölbe angebracht sind.

Der St. Gotthard.

Dieser merkwürdige, in den Kantonen Uri und Tessin liegende Berg ist in der Mitte der Centralkette der Alpen gleichsam eine Ecke des Erdkrystalles, an der sich mehrere Kanten vereinigen. Diese Kanten sind in mehrere Gebirge abgetheilt, welche alle die Höhe von 8000′ über dem Meere übersteigen; sie umschließen nebst dem eigentlichen Gotthardsthal noch an achtzehn kleinere Thäler, welche bei dreißig Seen und acht bedeutende Gletscher in ihrem Schooße bergen und die Quellen von vier ansehnlichen Flüssen, des Rheins, der Reuß, der Rhone und des Tessins liefern, die nach allen vier Weltgegenden abfließen und ihre Wasser verschiedenen Meeren zuführen. Die Einsattlung des eigentlichen Gotthards ist ein nacktes Felsenthal, wo der mit groben Spathkörnern gemengte Gneusgranit sonderbare Wölbungen bildet, zwischen welchen das Wasser des schmelzenden Schnees umherirrt, gleichsam ungewiß, ob es sich der welschen oder deutschen Seite zuwenden soll. Dieser höchste Punkt der Gotthardstraße liegt 6650 Fuß über Meer, unter 46° 27′ nördl. Breite und 26° 6′ östlicher Länge. Gleich oben am südlichen Abhang stand vormals neben dem nunmehrigen Wirthshaus und Stallung ein Hospiz, von Kapuzinern bewohnt; im Kriege der Oestreicher gegen die Franzosen ward dasselbe ein Raub der Flammen und später nicht wieder aufgebaut, obwohl das jetzige Wirthschaftsgebäude dem Bedürfniß der vielen Reisenden nicht entspricht, welchem Uebelstand aber durch Erbauung eines neuen geräumigen Hauses abgeholfen werden soll. Nahe bei diesem Wirthshaus liegen drei kleine Seen, welche nebst den Stellaseen die vorzüglichsten Quellen des Tessins sind, während am nordwestlichen Abhang, in einem romantischen Seitenthale, dem eine halbe Stunde langen und 20 Minuten breiten Luzendrosee die größte Quelle der Reuß entströmt. Von den nahen Felsenspitzen, welche dieses hohe, nackte Thal umschließen, sind vorzüglich bemerkenswerth, westlich von der Straße der Fibra (9750 Fuß über Meer), der Fieudo (nach abweichenden Angaben 8586, 9170 und 9550 Fuß hoch), der Luzendro (9730 Fuß ü. M.) und der Orsino oder Urserspitz (9944 Fuß ü. M.), östlich von der Straße der Prosa (8560 F.), der Guspis oder das Gotthardshorn (8700 F.), der Schibius (8240 F.); ferner der Stella und Soresela in ungefähr gleicher Höhe. Am besten lassen sich der Fieudo und Prosa ersteigen, und der Reisende, der es thut, wird die damit verbundene Mühe nicht bereuen, denn die Aussicht ist wahrhaft großartig und lohnt reichlich die zweistündige Anstrengung des Steigens.

Mittelst der Luzendrobrücke überspringt die neue Straße die Reuß nahe bei deren Ausfluß aus dem stillen Luzendrosee, in welchem sich im Hintergrund des Thales der Luzendrogletscher badet; sanft gleitet sie dann durch die Roduntalp dahin, steigt mit mehreren Windungen in den Gneusboden hinab, durch welchen sie immer am linken Reußufer zwischen der Hühnereck und dem Gurschenthal und St. Annaberg eben fortläuft, bis zum Anblick vom Hospenthal, wo sie sich in mehreren Beugungen schön und gefahrlos dem Fuß der Hühnereck entlang hinabwindet. Die Reuß bildet auf ihrem Lauf durch das lange, einsame Gotthardsthal zwei Fälle, den einen unfern der alten Roduntbrücke, wo die alte Straße sich zwischen diesem Falle und einem glatten Felsen hinanzwängte, den andern, noch schönern, nördlich am Eingang in den Gneusboden; nur schade, daß man sich der tiefen, engen Schlucht, in welche die Reuß hinabstürzt, nicht ganz ohne Gefahr nahen kann, um den Fall ganz in der Nähe zu beschauen.

Hier in diesem wilden Felsenthale, umgeben von nackten, den Einsturz drohenden Felsen, umrauscht von der an dem Steinbett sich abarbeitenden Reuß, schlugen sich im schrecklichen, für den Kanton Uri besonders ewig denkwürdigen Jahr 1799, Eingeborne und Franzosen, Franzosen und Oesterreicher, und wieder Russen und Franzosen, und zwar nicht blos an der Straße, sondern sie umgingen sich auf den unwegsamsten Pfaden und schlugen sich in kaltem, dichtem Nebel, wo Freund und Feind einander kaum erkennen konnten.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Napoleonische Gemälde. Der Maler Gros.

Die in der Eile zusammengeschriebenen Theaterstücke über Napoleon haben leider wenig ästhetischen Werth, und sind nur deswegen interessant, weil manche geistreiche Anspielung auf die Zeitgeschichte und die jetzigen Verhältnisse darin vorkommt. Ein Tageblatt, der National, wirft den Pariser Dichtern vor, daß sie allzu unbesonnen die ergiebige Quelle, die sich ihnen dargeboten, bereits erschöpft, und die große Figur, die ihnen übergeben worden, verunstaltet haben; dies habe aber Napoleon vielleicht durch seinen Despotismus verdient; man versündige sich an ihm, wie er sich an der Freiheit versündigt habe. In der Bildergallerie des Luxemburger Pallastes, wo jetzt eine Gemäldeausstellung zum Besten der im Freiheitskampf Verwundeten veranstaltet wird, erscheint Napoleon ebenfalls wieder, nämlich auf den Gemälden, die unter seiner Regierung von den besten Malern in Paris zum Andenken seiner Siege verfertigt, und zur Zeit ihrer ersten Ausstellung mit außerordentlichen Lobeserhebungen in den Tageblättern angekündigt worden waren. Jetzt staunt das Publikum über die auffallenden Fehler dieser Gemälde von Gros, Girodet u. a. berühmten Meistern, und widerruft das unmäßige Lob, das ihnen zur Zeit Napoleons gespendet wurde. Girodet thut dies nichts mehr, denn er ist todt; allein was mag der Baron Gros dazu denken, daß man seine so gepriesenen Schlachtstücke jetzt so heftig tadelt? Dies ist nicht der einzige Verdruß, den er erfährt. Bekanntlich hat dieser Künstler mehrere Jahre hindurch an dem großen Gemälde in der Kuppel der St. Genovevenkirche gearbeitet; das bloße Gerüste, worauf er arbeitete, soll über 50.000 Franken gekostet haben. Man denke, wie viel für das Gemälde selbst mag bezahlt worden seyn! Ganz Paris stieg damals auf das Gerüste hinauf, der Erzbischof und die Geistlichkeit processionaliter, König Karl X. ebenfalls sehr feierlich; Mlle. Delphine Gay declamirte hübsche Verse oben auf dem Gerüste; die Zeitungen sprachen ein Langes und Breites über die prächtige Malerei, und Hr. Gros, der bei dieser Gelegenheit zum Baron gestempelt wurde, konnte denken, sein Deckengemälde mit der Apotheose Ludwigs des Heiligen, mit Ludwig XVIII. und der Herzogin von Angoulême werde unstreitig bis auf die späteste Nachwelt bewundert werden, und so lange dauern, als das kolossale Gebäude. Aber o Eitelkeit der menschlichen Dinge! Kaum hatten am Ende des letzten Julimonats die Pariser die Bourbonen vertrieben, als sie die Missionarien aus der Genovevenkirche jagten und dieselbe wieder in ein Pantheon, das heißt in ein Denkmal zur Beerdigung der großen Männer, umwandelten.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, November.

(Beschluß.)

Kunstausstellung.

Zwei Bilder von Hildebrand, ein Räuber und Judith und Holofernes, kamen zu spät an, um in gleichem Grade Lieblingsbilder des Publikums zu werden; es waren derer zuletzt so viel geworden, daß der Besucher seine Aufmerksamkeit an hundert Punkte in den weiten Sälen hingezogen fand. Ein Korrespondent, der über das Berliner Leben und nicht vorzugsweise über die Ausstellung schreiben will, darf nicht einmal alles Bemerkenswerthe erwähnen. So übergehe ich das weite Reich ausgezeichneter Landschaften, Magnus vortreffliche Porträts, eine große Parade von unserm berühmten, sogenannten „Pferdebändiger," das eigentliche Lieblingsbild der Berliner, indem sich auf dem auch sonst trefflichen historischen Stücke ihre sämmtlichen public characters, ernste und komische, in sprechender Porträtähnlichkeit vorfinden. Merkwürdig ist, wie die niederländischen Genrestücke neben dem großartigsten Streben der Kunst neu mit alter Naivetät und neuer Poesie ins Leben treten. Hätten wir dieses Jahr nichts gesehen, als die kleinen Stücke der Schrötter und Pistorius, deren mehrere, selbst nach dem strengsten Urtheile unserer alten Kritiker, den Teniers, Mieris, Dow, Ostade gleich kommen, wäre die Ausstellung schon reich zu nennen. — Es lohnte sich, einmal eine Geschichte unserer Kunstausstellungen durch dreißig Jahre zu schreiben. Sie ließe sich nicht trennen von der Geschichte unserer Gesammtbildung in Religion, Wissenschaft und öffentlichem Leben. Durch welche Wüsten mußte die Kunst, um an ein blühendes Gestade zu gelangen! Allein die Geschichte der letzten drei Ausstellungen, also von sechs Jahren, gibt Stoff zu den ernstesten Betrachtungen. Wie sind z. B. die Madonnen, heiligen und biblischen Geschichten, welche damals, als Symbole eines neu erwachten Kunstsinns, der im Innern des Gemüthes seinen Quell hatte, die längst verdrängten heidnischen Götter und Helden ersetzten, wie sind diese jetzt den rein poetischen Fictionen gewichen! Es befand sich fast keine namhafte Madonna, und kaum ein Kirchenbild unter den Nixen, Räubern, Römerinnen und alten Königen von 1830.

Es ist ein altes Herkommen, und der Berliner erwartet es, neben dem Vorzüglichen auch in eben dem Grade Mißtungenes zu seiner Ergötzlichkeit auf der Ausstellung zu finden. Man fordert gewissermaßen von den Direktoren, daß sie zur Schattirung des Ganzen auch dafür sorgen. Der Berliner Witz muß seine Ableiter haben. So fehlte es denn auch diesmal nicht daran, und die Lachlust fand reichen Stoff an einigen grellen Schildereien, von Dilettantenhänden entworfen, denen denn hundert Namen gegeben und hundert Bonmots angehängt wurden. Sie wiederhallen in der Gesellschaft und in den Theatern und gehören eben mit — zu unserm Leben.

Die gedruckte Kritik machte sich, wie immer, unendlich breit. Es ist der Wunsch der Künstler und doch ihr Fluch; denn keine Kritik in allen Journalen und Zeitungen war ihnen recht, keine ausführlich, keine tief eingehend genug. Ein eigenes Tageblatt, Antikritik, von Künstlern geleitet, wurde während der Ausstellung ausgegeben. Auch diese befriedigte nicht und konnte nicht befriedigen, weder in ihrem positiven, noch in ihrem negativen Theile; es liegt in der Natur der Sache. Den meisten Beifall hatte die in der Staatszeitung.

Räthsel.

Wie heißt der furchtbarste Drache der Welt,
Der ohne Flügel doch fliegt,
Der seinen Feinden im offenen Feld
Trotz bietet und gräßlich an sie sich schmiegt?

Er speit auch Feuer und Flammen aus,
Und ist doch selber so bleich,
Mit sammt den Bewohnern verzehrt er das Haus,
Und mit grimmigem Zischen sich selber zugleich.

Doch wenn er das Fünfchen nicht finden kann,
Das seine Wuth entflammt,
Sieht Jeder den Schmalen verächtlich an,
Und im Wasser ist er zur Ruhe verdammt.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. December 1830.

— Umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirke ewiges, lebend'ges Thun;
Und was nicht war, nun will es werden —
In keinem Falle darf es ruhn.

Goethe.

Ueber den Witterungscharakter des gegenwärtigen und des vergangenen Jahres.

Meteorologische Betrachtungen

von

Dr. Nürnberger.

Wir haben in einem Aufsatze über Sonnenflecke und deren muthmaßlichen Einfluß auf die planetarische und namentlich terrestrische Witterung, zu Anfang dieses Jahrs auf eine von den wahrscheinlichen Ursachen der ganz besondern Witterungsanomalien des vergangenen und gegenwärtigen Jahres aufmerksam gemacht, und sind auch in unseren damaligen Behauptungen ziemlich durch alles dasjenige bestätigt worden, was indessen an meteorischen Beobachtungen aus dem betreffenden Zeitraume bekannt geworden ist. Indessen scheint eine sorgfältige Betrachtung aller dieser Umstände, neben jenem kosmischen Sonnenflusse, noch auf eine geheime tellurische Revolution als weitere Veranlassung des allgemein auffallenden, allen Regeln widersprechenden gegenwärtigen Witterungsganges zu deuten, und wir verbinden vielleicht die Leser durch Entwicklung einer Schlußfolge, wodurch die Annahme eines solchen gleichzeitigen tellurischen Einflusses auf die Witterungsanomalien als höchst wahrscheinlich dargestellt wird.

Um alsobald anzudeuten, wohin wir eigentlich zielen, nennen wir sogleich das Wort unserer Hypothese: es ist eine Polarrevolution; in den unermeßlichen, sonst für ewig erachteten Eis- und Schneeregionen des Nord- und Südpoles geht ein ganz außerordentlicher Veränderungsprozeß vor, über dessen wahrscheinliche Beschaffenheit und Veranlassung wir Alles mittheilen wollen, was eine besonnene Konjekturalphysik an die Hand gibt. Die Natur bereitet auf ihrem stillen, segensreichen Gange in ihren geheimen Werkstätten, in den innersten Eingeweiden des Erdkörpers, Jahrtausende lang dergleichen Revolutionen vor, bis sie endlich, zu Stande gekommen mit dem Produkte ihrer langsamen, aber sichern Thätigkeit, mit gewaltigen und unwiderstehlichen Kräften plötzlich hervortritt, und nun auf einmal zur Ausführung bringt, was so lange von ihr eingeleitet worden war.

Die, durch hunderte von Zeugnissen bestätigte Thatsache, auf welche wir uns bei der Behauptung, daß eine solche gewaltige Polarrevolution sich vorbereite, zunächst stützen, sind die ungeheuern, in dieser Menge und Größe ganz beispiellosen Eismassen, welche in den lezten Jahren sowohl vom Nord- als vom Südpole in die, dem Aequator näheren Meere herabgeschwommen sind. Alle Seefahrer erwähnen dieser Erscheinung, und Gruithuisen führt, in seinen Analekten zur Erd- und Himmelskunde, unter andern Beispiele von solchen großen schwimmenden Eisbergen an, auf welche die Schiffer sogar in der Nähe des Vorbirges der guten Hoffnung gestoßen sind, ein Fall, dessen ich, so weit ich irgend habe nachschlagen können, noch niemals erwähnt finde, obwohl Cook, Frézier u. a. in größ-

Digitized by Google

ren südlichen Breiten allerdings auch schon früher auf einzelne Eismassen gestoßen sind.

Nun ist aber der Grund der irdischen Wärme ganz unzweifelhaft ein doppelter. Dieselbe hängt nämlich einmal und zunächst von der wärmezeugenden Thätigkeit ab, welche durch die an und für sich kalten Sonnenstrahlen in der irdischen, gleichwie in jeder andern planetarischen Atmosphäre erweckt wird; und in dieser Hinsicht gilt, nach seiner ganzen Ausdehnung, was wir in der oben citirten Abhandlung von dem Einflusse der Sonnenflecke auf planetarische Temperatur angeführt haben. Bei diesem Einflusse der Sonne aber hängt das Meiste von dem Scheitelabstande dieses Gestirnes ab, und Jedermann weiß, daß die Sonnenstrahlen, wenn sie im Winter unter einem sehr schiefen Winkel bei uns einfallen, fast gar keine erwärmende Kraft besitzen.

Auf die Eisregionen des Nord- und Südpols, in welchen sich die Sonne nie bedeutend über den Horizont erhebt, kann also dieses Prinzip der Wärme nur von einem sehr geringen Einflusse seyn, und die Erstarrung in diesen öden Gebieten der Erde würde, bei dessen alleinigem Einflusse, schon durch den fortwirkenden Erkältungsprozeß so ungeheuer aufgehäufter Eis- und Schneemassen in einer sehr raschen, für das Gesammtleben des Erdkörpers höchst gefährlichen Ausdehnung zunehmen. Von der eigenen Fortwirkung dieser Erstarrung sehen wir ein tägliches, augenscheinliches Beispiel an den Schweizer Gletschern und Eisthälern, welche, während gewisser Perioden, mit einer schreckenerregenden Schnelle wachsen *), bis die Natur selbst durch eine ähnliche Gegenwirkung, wie diejenige ist, über die wir uns gleich verbreiten werden, dieser Ausdehnung wiederum Grenzen sezt. Ueberhaupt kann man a priori annehmen, daß in dem großen Naturplane Wirkung und Gegenwirkung jeglicher Art von jeher und so vorhergesehen und bestimmt sind, daß dadurch das Fortbestehen des Ganzen, bei der Einschränkung der, dieses Fortbestehen scheinbar bedrohenden Erscheinungen auf ein Oscilliren innerhalb unübersteiglicher Grenzen, niemals eigentlich gefährdet wird, und man erleichtert sich viele in dieses Gebiet gehörige Untersuchungen, wenn man, die Wirkung kennend, nach diesem Prinzip die Hypothese der Gegenwirkung gleich als eine Thatsache behandelt.

Es muß also, bei der Unzulänglichkeit des Sonneneinflusses, der sonst unbegrenzten Ausdehnung der Polareismassen hinreichend entgegen zu wirken, noch eine andere natürliche Quelle der Wärme geben, und wir entdecken dieselbe in der Erdwärme, welche durch eigenthümliche Prozesse in den geheimsten Tiefen des Erdballes, in den innersten Eingeweiden dieses ungeheuern Körpers bereitet wird, und deren Daseyn sich durch Vulkane, heiße Quellen und tausend andere Erscheinungen auf die unzweifelhafteste Weise ankündigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ueber diese, in der Schweiz unter dem Namen des Vorrückens der Gletscher (crue des glaciers) bekannte Erscheinung verbreiten sich viele Reisebeschreiber, und unter andern besonders der gründliche Simond (Voyage en Suisse. 2te Aufl. I. 267 sqq.). Die Meinungen der Naturforscher über den eigentlichen Grund dieses Phänomens sind getheilt; allein es scheint natürlich, der Kälterückwirkung einer großen Eismasse einen Einfluß auf den atmosphärischen Niederschlag, und durch dessen fortwährende Erstarrung auch auf fortwährende Massenvergrößerung des Gletschers selbst zuzuschreiben, dessen Fortrücken dadurch nur befördert werden kann, wenn die Erdwärme unterdeß mit einer entgegengesetzten Tendenz auf seinen Fuß wirkt. Wir werden weiter hinten nochmals hierauf zurückkommen. N.

Einige Briefe von Schiller und Wilhelm von Humboldt.

(Fortsetzung.)

Es ist das anziehendste Schauspiel, das ich mir denken kann, zu sehen, wie sich die Welt in einer Seele, wie die Ihrige ist, spiegelt, zu sehen, wie Sie Ihre Charaktere aus einem idealischen Kreise herbeiführen, und ihnen doch eine so lebendige Wirklichkeit geben. Indeß gestehe ich gern, daß dieser Reiz fremdartig ist, und nicht eigentlich als ein Vorzug der Kunst angesehen werden kann. Ueberhaupt verdient es noch erwogen zu werden, ob nicht die dramatische Poesie, noch mehr als jede andere, verlangt, daß der Dichter unmittelbar aus der Natur schöpfe. Wenigstens lehrt mich meine Erfahrung, daß nirgends das Gegentheil, auch nur im kleinsten Grade, so sichtbar ist. Nirgends, scheint es, will man so unmittelbar durch die Wirklichkeit gerührt seyn. Vielleicht aber geht man auch hierin zu weit, und vielleicht rührt dieß aus einer nicht ganz rein ästhetischen Stimmung her, die unter dem Namen der Natur nur etwas Materielles sucht, und für die Einwirkung der Kunstform nicht hinlänglich empfänglich ist.

Verglichen mit der dramatischen, halte ich die epische Poesie nicht so fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. Ueberhaupt scheint mir die dramatische die höchste Frucht des Dichtergenies, und ich halte Sie einmal für diese völlig geboren, in sofern Sie sich nur auf eine gewisse Gattung beschränken. An sich braucht auch das eigentlich Epische überhaupt (nicht aber die große Epopöe) eine leichtere lachendere, mehr malende Phantasie, als Ihnen, in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen, eigen scheint. Gewiß würden Sie auch hier mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen selbst nachtheilige Wahl treffen. Indeß ist das Gebiet des Epischen vorzüglich in den weiten Gränzen, die wir ihm hier geben, so groß,

Digitized by Google

daß es eine zahlreiche Menge von Formen einschließt, und das Lyrische, wie das Didaktische, in sich aufnimmt. Vorzüglich nach Ihren neueren Gedichten, von den Göttern Griechenlands an, läßt sich eine Gattung zeigen, die Sie allein sich gestempelt haben, und die mit allem Reichthum epischer Schilderungen den höchsten lyrischen Schwung vereinigt, und durch diesen gedoppelten Eindruck auf die Phantasie und die Empfindung den Geist zu tiefen und überraschenden Wahrheiten führt. Diese Gattung, und mithin das Epische, ist Ihnen vollkommen eigen, sie paßt Ihnen genauer an, als irgend eine andere, aber ich würde Ihnen Unrecht zu thun glauben, wenn ich Sie darauf beschränken wollte, wie schön und fruchtbar an großen Wirkungen auf das Gemüth des Lesers sie auch ist, und einen wie großen Umfang sie auch selbst noch in sich erlaubt.

Jezt kann ich ein Resultat ziehen: den schönsten und Ihrer am meisten würdigen Kranz bietet Ihnen die dramatische Poesie, aber nur innerhalb gewisser Gränzen, vorzüglich in der einfachen heroischen Gattung, einen leichteren und in einem weiteren Umfange die epische dar.

Mein Wunsch kann jezt hiernach nur die Malteser treffen. Sie sind eine sehr glückliche Wahl für die Gattung überhaupt, besonders aber für den Moment. Denn sonst ist der Wallenstein freilich an sich bei Weitem größer und tragischer, und auch gewiß in demjenigen Kreise, für den Sie bestimmt sind. Etwas Dramatischem jezt vor der romantischen Erzählung den Vorzug zu geben, muß ich darum rathen, weil ich überzeugt bin, daß die leztere doch immer gewiß ist, und uns nicht entgeht, da hingegen der erste Versuch, den Sie wieder im Dramatischen wagen, mehr Hindernisse finden muß. Im Philosophischen und im Poetischen der Gattung, in der Sie jezt arbeiten, haben Sie nun auf eine bewundernswürdige Weise gezeigt, daß Sie die Vollendung jeder Arbeit, wie ein Maler jede Zeichnung, in Ihrer Gewalt haben. Zeigen Sie es auch hier. Ihr Genie scheint Ihnen, auch den ungünstigsten Umständen zum Troß, einmal keinen Dienst zu versagen, eine Betrachtung, die mich oft rührt. Wer ein so reges geistiges Leben hat, scheint der Erde wenig mehr schuldig zu seyn.

Allein freilich muß auch eben diese größere Schwierigkeit der Malteser sehr sorgfältig mit auf die Wagschaale gelegt werden. Sie müssen genau prüfen, ob Sie hoffen dürfen, genug innere Stimmung und äußere Muße zu haben, um ein Werk, wie ein solches Schauspiel ist, zu vollenden. Unterbrochen dürfte es nicht werden. Wäre dieß zu fürchten, so wählte ich an Ihrer Stelle die Erzählung. Diese empföhle sich allerdings gar sehr dadurch, daß Sie damit einen gewissen Kreis vollendeten, Universalität erreichten. Aber die Erzählung bleibt Ihnen gewiß, und jener Rücksicht, die mehr für das Publikum ist (denn wer Sie kennt, weiß auch, daß Sie jener Universalität fähig sind), läßt sich auch die andere entgegensetzen, daß es des Spaßes werth wäre, durch ein neues Schauspiel die Menschen, die über Ihren dramatischen Charakter so bestimmt scheinen, ein wenig konfus zu machen.

Wir umarmen Sie von ganzen Herzen.

Ihr

H.

Schiller an Wilhelm von Humboldt.

Jena, den 26. October 1795.

Dank Ihnen, lieber Freund, für das Interesse, mit dem Sie meine ästhetische Gewissensfrage mir beantwortet haben. In jeder Rücksicht hat Ihr lezter Brief mich interessirt, und wenn ich mehr Muße habe, als heute zu hoffen ist (ich erwarte diesen Nachmittag Herdern und habe noch Briefe auszufertigen), so wollen wir weiter davon sprechen. Ueber Einiges, was mehr ins Allgemeine geht, gibt Ihnen vielleicht meine Abhandlung über das Naive denjenigen Aufschluß, den ich selbst mir über die Frage: „Inwiefern kann ich, bei dieser Entfernung von „dem Geiste der griechischen Poesie, noch Dichter seyn, „und zwar besserer Dichter, als der Grad jener Entfer„nung zu erlauben scheint?“ zu geben gesucht habe. Ich habe in jenem Aufsatze, wie ich glaube, einige nicht unwichtige Ideen über diese Sache ausgekramt. Lassen Sie uns indessen in dieser Sache auch nicht zu weit ausholen. Nehmen Sie z. B. den Fall an, die Natur habe mich wirklich zum Dichter bestimmt, so wird Ihnen der ganz zufällige Umstand, daß ich mich in dem entscheidenden Alter, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben bestimmt wird, von vierzehn bis vierundzwanzig, ausschließend nur aus modernen Quellen genährt, die griechische Literatur (so weit sie über das neue Testament sich erstreckt) völlig verabsäumt, und selbst aus dem Lateinischen sehr sparsam geschöpft habe, meine ungriechische Form bei einem wirklich unverkennbaren Dichtergeist erklären. Der Einfluß philosophischer Studien auf meine Gedankenökonomie erklärt dann das Uebrige. Ein starker Beweis für diese Behauptung ist der, daß ich gerade jezt, wo ich durch Krankheit, Lebensweise, selbst durch das Alter, durch jahrelang getriebene Spekulation von der dichterischen Vorstellungsweise um soviel mehr hätte abkommen sollen, nichtsdestoweniger ihr eher näher gekommen bin (wofür ich meine Elegie allein zum Beweis anführen will), und warum konnte dieß geschehen? Weil ich zugleich in dieser Zeit, obgleich nur sehr mittelbar, aus griechischen Quellen schöpfte. Diese schnelle Aneignung dieser fremden Natur unter so ungünstigen Umständen beweist, wie mir däucht,

Digitized by Google

daß nicht eine ursprüngliche Differenz, sondern blos der Zufall zwischen mich und die Griechen getreten seyn konnte. Ja ich bilde mir in gewissen Augenblicken ein, daß ich eine größere Affinität zu den Griechen haben muß, als viele andere, weil ich sie, ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, doch noch immer in meinen Kreis ziehen und mit meinen Fühlhörnern erfassen kann. Geben Sie mir nichts als Muße und so viel Gesundheit, als ich bisher nur gehabt, so sollen Sie sicherlich Produkte von mir sehen, die nicht ungriechischer seyn sollen, als die Produkte derer, welche den Homer an der Quelle studirten. Das mag seyn, daß meine Sprache immer künstlicher organisirt seyn wird, als sich mit einer Homerischen Dichtung verträgt, aber den Antheil der Sprache an den Gedanken unterscheidet ein kritisches Auge leicht, und es wäre der Mühe und Aufopferung nicht werth, eine so mühsam gebildete Organisation, die auch nicht an Tugenden leer ist, auf gut Glück wieder zu zerstören. Lassen Sie mich noch eine Bemerkung machen. Es ist etwas in allen modernen Dichtern (die Römer mit eingeschlossen), was sie, als moderne, miteinander gemein haben, was ganz und gar nicht griechischer Art ist, und wodurch sie große Dinge ausrichten. (In meiner Abhandlung habe ich mich darüber weitläuftiger erklärt.) Es ist eine Realität und keine Schranke, und die Neuern haben sie vor den Griechen voraus. Mit dieser modernen Realität verbinden Einige, wie z. B. Goethe, eine größere oder kleinere Portion griechischen Geistes, die aber (wo sie nicht ganz und gar, wie in Voß, auf Homerischen Stamm gepfropft ist) dem griechischen immer nicht beikommt. Ich habe zugleich bemerkt, daß diese Annäherung an den griechischen Geist, die doch nie Erreichung wird, immer etwas von jener modernen Realität annimmt, gerade herausgesagt, daß ein Produkt immer ärmer an Geist ist, je mehr es Natur ist.

Und nun fragt sich, sollte der moderne Dichter nicht Recht haben, lieber auf seinem, ihm ausschließend eigenen Gebiet sich einheimisch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, seine Sprache und seine Kultur selbst ewig widersteht, sich von dem Griechen übertreffen zu lassen? Sollten mit Einem Wort neuere Dichter nicht besser thun, das Ideal, als die Wirklichkeit zu bearbeiten?

Denken Sie, lieber Freund, vorläufig diesen Gedanken nach. Sie werden alsdann meinen Aufsatz mit mehrerer Neugier durchlaufen.

Sch.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Glück und Verdruß der Journalisten.

Was soll man nun mit der Apotheose der Bourbonen anfangen, die eine Satire auf diese Familie geworden ist? Wahrscheinlich wird man, um das Gemälde herabzunehmen, ein eben so kostspieliges Gerüste errichten, als dasjenige war, das man zum Verfertigen desselben gebraucht hatte, wofern nicht etwa die Materialien dazu noch vorhanden sind. Aber wie viele andere Personen haben jezt in Paris Ursache zum Staunen und zum Verdrusse, indessen so manche andere am Ziel ihrer Wünsche stehen, ja mehr erlangt haben, als sie wohl gehofft hatten? Wie hätten z. B. die Redaktoren des kleinen Tageblattes Figaro wohl vermuthen können, daß sie ihrer Schnurren halber zu Präfekten, Bibliothekaren und andern Aemtern würden befördert werden, sie, welche damals von dem königlichen Anwalte fast beständig verfolgt wurden, und sich eher gewärtigen konnten, ins Gefängniß zu gehen, als Präfekten zu werden! Man erzählt, den Herausgebern eines Journals sey eine Unterpräfektur angeboten worden; Niemand wollte aber ein bloßer Unterpräfekt werden, und so gelangte die Unterpräfektur von Hand zu Hand bis zu einem am Journale angestellten Schreiber; dieser arme Schlukker nahm eine solche unerwartete Würde mit eifrigem Herzen an, und hatte wohl nie geträumt, daß er es so weit mit bloßem Abschreiben bringen würde. Freilich hatten die Zeitungen Einfluß genug ausgeübt und Heldenmuth genug gezeigt, um auf hohe Aemter Anspruch machen zu können, und es ist leicht zu begreifen, daß man in der ersten Aufwallung der Dankbarkeit den Journalisten Aemter in Menge anbot. Jezt aber ist man so freigebig nicht mehr, und von der Deputirtenkammer haben die Tageblätter nicht einmal die Abschaffung der Stempelauflage erlangen können, sogar von Ministern nicht, welche aus der liberalen Parthei hervorgegangen sind. Man gibt ihnen zur Antwort: „Ihr Herren, wir müssen Geld herbeischaffen; die Stempelabgabe ist dazu ein vortreffliches Mittel.“ Sie beklagen sich bitter über diese Hartherzigkeit der Deputirten, und in der That vertheuert der Stempel die Journale beträchtlich und verhindert dadurch, daß sie in die Hände des Volks gelangen, das doch auch Antheil an den Staatsangelegenheiten nimmt. Allein es scheint, die Deputirten haben die Klagen der Hauptjournale über ihre bedrängte Lage als nicht sehr ernsthaft angesehen. Der Constitutionnel und das Journal des Débats haben bisher einen ungeheuern Gewinn abgeworfen; die Deputirtenkammer hätte jedoch bedenken sollen, daß alle andern Journale nicht so glücklich sind wie diese beiden, besonders bei dem ungeheuern, jezt allgemein angenommenen Formate und der dadurch entstandenen Vermehrung der Kosten. Ein großes Tageblatt herauszugeben, ist jezt eine sehr kostspielige Unternehmung geworden, und wenn die Regierung den Absatz der Blätter erschwert, so müssen manche eingehen, und dadurch bekommen dann unvermerkt einige Hauptjournale den Alleinhandel wieder, was einer freisinnigen Regierung keineswegs zusagen kann, besonders wenn sie die Herrn nicht auf ihrer Seite hat. Die Minister aber antworten, wie man überall antwortet, wo über Steuern geklagt wird: „Wir brauchen Geld, viel Geld; wo sollen wir es bernehmen?“

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 292.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. December 1830.

Läg' ich an dem Mutterherzen
Der Natur wie Erd' und Baum,
Säng' ich luft'ge, farb'ge Lieder,
Spielt' ich wie ein herzlich Kind;
Jetzo wein' ich. —

Just. Kerner.

Winter.

Legst du dich in's Leichenkleid,
Meiner Heimath Aue,
Bist zum Sterben still bereit,
Ohne daß dir graue?

Als dein goldner Halm verschwand,
Floh von dir die Lerche;
Bald am grauen Wolkenrand
Zogen fern die Störche.

Auch das gelbe Laub entwich
Bei der Winde Stöhnen;
Leise nur beträufelt dich
Schnee mit kalten Thränen.

Und so einsam, bleich und kahl,
Sinkst du sanft in Schlummer,
Lächelst noch dem Sonnenstrahl,
Sterbend ohne Kummer.

Ja, du kannst es; ahnst das Blüh'n
Künft'ger Frühlingssonne,
Die dich weckt zum lichten Blüh'n
Süßer Maienwonne.

Veilchen weckt ja schon der März,
Mai der Vögel Lieder —
Aber ein gebrochen Herz
Weckt kein Frühling wieder.

A. Schöll.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Mirabeau.

Einer der bizarresten Charaktere jener Zeit, dem Jean Jacques große Festigkeit entgegensezte, war der Markis Mirabeau, Vater des berühmten Redners. Er beschäftigte sich viel mit politischer Oekonomie, rationeller Landwirthschaft, schrieb über Steuern, Provinzialstände; ziemlichen Ruf aber erwarb er sich durch sein Buch l'Ami des hommes, ein Name, der von diesem auf ihn selbst übergegangen ist, womit aber nicht gesagt werden soll, daß er ihn verdient habe. Da er mit seinem berühmten Sohn in Unzufriedenheit und Feindschaft lebte, so haben sich Partheien gebildet, die ganz verschieden über das Verdienst der beiden Mirabeaus urtheilen. Die Freunde des Sohnes sprechen dem Vater alles Talent ab, dessen Anhänger hingegen behaupten, der jüngere Mirabeau habe sich durch nichts als durch Laster und Ehrgeiz ausgezeichnet. Beide Partheien übertreiben. Der Markis drängte sich sehr zu Jean Jacques, im Anfang als Mittelsmann zwischen dem Prinzen Conti und Rousseau, dem der Fürst

Digitized by Google

sehr wohl wollte, hernach aber auf eigene Hand, wobei wahrscheinlich ein literarischer Grund vorlag. Zuerst bot der Markis dem Proscribirten den Aufenthalt auf einem seiner Güter an. Dieser dankte ihm aber herzlich und nahm das Anerbieten nicht an. Bei dieser Gelegenheit schrieb er an den Markis: „es wäre wirklich schön, wenn der „Menschenfreund“ dem Freund der Gleichheit eine Freistatt gäbe. Nun wäre es mir zwar angenehm, Ihr Gast zu seyn, ich glaube aber, es wird nichts daraus werden; geschähe es je, so würde ich ganz leben, wie es mir einfiele, ohne allen Zweck, ohne alle Bestimmung. Ginge ich auf eines Ihrer Güter, so können Sie sich darauf verlassen, daß ich nicht die geringste Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf das Interesse des Eigenthümers haben würde; ich könnte sehen, wie man Sie betrügt, bestiehlt und ausraubt; ich sagte gewiß kein Wort, weder Ihnen, noch irgend Jemanden. All' mein Unglück kömmt von dem lebhaften Unwillen über alles Unrecht, welchen ich nie habe mäßigen können. Jezt lasse ich es mir aber gesagt seyn, denn ich habe das Streiten und Keifen satt. Mit ehrlichen Leuten habe ich gewiß keinen Streit mehr, und mit Schurken mag ich gar keinen, das ist allzugefährlich. Sie sehen, was ich für ein nützlicher Mann in Ihrem Haus wäre.“ Mirabeaus erster Zweck bei diesem Anerbieten war, den seit seiner Rückkehr aus England ganz verstört gewordenen Jean Jacques wieder zum Schreiben zu bringen, wenigstens zum Sprechen über wissenschaftliche Gegenstände, was sich dann hätte benutzen lassen. Rousseau merkte aber die Schlinge und vermied sie. Psychologisch merkwürdig ist, was er deßhalb an den schlauen Markis schrieb. „Ich kann nicht bleibend bei Ihnen wohnen, ohne damit gewisse Verbindlichkeiten zu übernehmen, denen ich durchaus nicht nachkommen mag. Darum will ich einmal für allemal auf eine Aeußerung antworten, die Sie neulich hinwarfen. Ich wiederhole und erkläre Ihnen also, daß ich nie mehr einen Federzug für's Publikum thun werde, sey auch der Gegenstand, welcher er wolle, daß ich nichts mehr lesen will, selbst Ihre Schriften nicht, daß ich jezt für alle Literatur todt bin, und daß ich in dieser Beziehung nie mehr meinen Entschluß ändern will. Ich fühle mich Ihnen gewiß sehr verbunden, jedoch nicht so weit, daß ich mich aus meiner geistigen Vernichtung herausreißen könnte oder möchte. So lange ich lebe, soll gewiß mit meiner Bewilligung kein Buchstabe mehr von mir gedruckt werden.“ Gar komisch ist's, wie Rousseau dem ami des hommes auf jedes zugeschickte Buch antwortet: „ich habe es nicht verstanden, es ist mir zu hoch.“ Als aber der „Menschenfreund“ endlich mit seiner saubern Theorie vom Despotisme légal herausrückt, da wird es Jean Jacques doch zu arg und er sagt ihm die stärksten Wahrheiten über diesen sein ganzes Gemüth empörenden Unsinn, „der nur in eines kranken Königs Gehirn entstehen und sich halten könne.“ Man sollte meinen, der Markis sey über der gleichen Aeußerungen unwillig geworden und habe den vieux fou, wie sich Jean Jacques selbst nennt, gehen lassen. Keineswegs, denn ihm war Alles daran gelegen, Rousseau an der Spitze seiner Parthei in der politischen Oekonomie zu haben, und darum ließ er sich Alles von ihm gefallen. Es half aber doch nichts, denn Rousseau blieb hartnäckig auf seinem Sinn; dazu trug wohl auch wesentlich bei, daß ihm die literarischen und ökonomischen Grundsätze des Markis so zuwider waren, wie sein Charakter und sein Privatleben.

In seinen Schriften redete Mirabeau immer sehr seinen Bauern das Wort, auf seinen Gütern aber plagte er sie durch unsägliche Herrschaftsanmaßungen. Er war neidisch auf die glänzende Laufbahn seines Sohnes. Dessen geistige Ueberlegenheit war ihm viel mehr verhaßt als seine Fehler, darum haßte und verfolgte er ihn auf alle Weise. Ueberhaupt hatte der „Menschenfreund“ nicht die geringste Anhänglichkeit an seine Familie, denn er lag in unaufhörlichen Prozessen mit ihr und wirkte lettres de cachet gegen seine nächsten Angehörigen aus. Er prozessirte mit seiner Frau, und in den Gerichtsdebatten kam es zum Vorschein, daß er der schlechteste Ehemann, der unordentlichste Familienvater, der unwissendste Landwirth war u. s. w. Dabei kamen auch merkwürdige Briefe zum Vorschein. Einmal schreibt er an seinen Pfarrer, er solle eine Ehrenrede bei seiner Ankunft an ihn halten; dem Pfarrer eines eben erst gekauften Guts gibt er auf, von der Kanzel der Gemeinde zu verkündigen: „alle müßten Gott danken, daß ihr Land einen so guten Herrn aus einer Familie erhalten habe, die gewohnt sey, über Menschen zu herrschen.“ So schrieb er auch einmal einen Brief: „Die Frau ist die erste Magd ihres Mannes nach göttlichem und menschlichem Recht.“ Der „Menschenfreund“ gab seinen Kindern ein abscheuliches Beispiel, verthat seiner Frau ihr Vermögen, ließ sich dann von ihr scheiden und verstieß sie in ein Kloster, ließ seinen Sohn einkerkern und gab Beweise der beschränktesten und lächerlichsten Eitelkeit.

Ueber den Witterungscharakter des gegenwärtigen und des vergangenen Jahres.

(Fortsezung.)

Die ältere Physik erklärt den Ursprung der Erdwärme durch die Annahme eines „Centralfeuers,“ welches nach ihren Behauptungen im Innern der Erdkugel verborgen seyn und das Centrum derselben erfüllen sollte; allein es hält schwer, sich einen deutlichen Begriff von diesem Centralfeuer zu machen, da man schon die Antwort auf die erste und natürlichste Frage nach den Mitteln, ein solches Feuer fortwährend zu ernähren, schuldig bleiben muß.

Digitized by Google

Der Graf Büffon dagegen, deſſen Hypotheſe wir ſchon ihrer Berühmtheit wegen hier nicht übergehen dürften, betrachtet in ſeiner Théorie de la terre, dieſem mit ſo hinreißender Beredſamkeit geſchriebenen phyſikaliſchen Romane, die innere Erdwärme als einen Ueberreſt der ehemaligen Schmelzungshitze des Erdballs. Nach ſeiner Meinung nämlich iſt die Erde, gleich den übrigen Planeten, weiter nichts als ein, durch den ſchiefen Stoß eines Kometen von der Sonne getrenntes Stück ihrer Maſſe, welches, in Folge der Gravitation, ſeine Kreisbewegung um dieſelbe anfing, und ſich, bei gleichzeitiger Axendrehung, zum Sphäroid rundete und abplattete. Dieſer Hypotheſe gemäß befand ſich die Erde alſo anfänglich noch in demjenigen Zuſtande des Glühens, den Büffon dem ganzen Sonnenkörper beilegt, und erhärtete und erkaltete nur allmählich, indem ſich die Hitze immer mehr in das Innere zurückzog, worüber viele Tauſende von Jahren verſtrichen. Gleichwie aber z. B. auf der Oberfläche eines erkaltenden Klumpens geſchmolzenen Glaſes Blaſen, Löcher, Wellen und andere Unebenheiten entſtehen, eben ſo entſtanden die Bergketten und Höhlen der Erde, und in den Gängen wurden damals die Metalle durch Sublimation bereitet. Die nachherigen Gewäſſer der Erde befanden ſich noch ganz in der Atmoſphäre, in welcher ſie, durch die Gewalt der Hitze, in Dampfform erhalten wurden. Erſt bei allmähliger Abnahme dieſer, wie geſagt, immer tiefer in das Innerſte der Erdkugel zurückweichenden Hitze fiel das Waſſer in gewaltigen Regenſtrömen aus der Atmoſphäre auf die Erde herab, und bedeckte dieſelbe hoch genug, um die Gipfel aller indeß auf die angegebene Weiſe gebildeten Berge zu überragen. In dieſen noch immer warmen Gewäſſern bildeten ſich ſchnell Schaalthiere aller Art, zum Theil ſogar von jezt gar nicht mehr exiſtirenden Gattungen, und dieſem Umſtande, meint Büffon, hätten wir, wie bei dieſer Veranlaſſung mit bemerkt ſeyn mag, die Reſte von Conchylien zu verdanken, die ſich allerdings den Augen der überraſchten Naturforſcher oft in mächtigen Lagern auf den höchſten Gebirgen darſtellen, und deren Vorkommen unzweifelhaft eine ähnliche, wenn auch gerade nicht die Büffonſche Revolution beweiſt. Genug, das Reſultat dieſer Büffonſchen Hypotheſe, ſo weit daſſelbe wenigſtens in unſern Vortrag gehört, wäre die allmählige Erkältung der Erdoberfläche und die Bildung der Centralwärme, von welcher hier die Rede iſt, durch Sperrung der, ſonſt dem ganzen Erdballe beiwohnenden Schmelzhitze in deſſen Innerſtes. Büffon nimmt ferner an, daß dieſe Erkältung der Erde fortdaure, indem die Centralwärme beſtändig abnehme, und daß endlich ein Zeitpunkt eintreten werde, wo die Erde, der auf derſelben allgemein herrſchenden Kälte wegen, nicht ferner bewohnbar ſey.

Wie ſehr auch die Witterungserſcheinungen der lezten Jahre, bei einem erſten, raſchen Blicke, die Hypotheſe einer ſolchen fortwährenden Erkältung der Erde zu begünſtigen ſcheinen, ſo zeigt doch eine tiefere Betrachtung die Unhaltbarkeit dieſer Annahme. Die Geſchichte weiſt keine Spuren einer conſtanten Wärmeabnahme des Erdkörpers nach, ſie lehrt vielmehr im Gegentheil, daß das Klima ganzer Länder, in Folge einer ſorgfältigeren Kultur des Bodens, milder und wärmer geworden ſey, in welcher Beziehung wir z. B. nur Tacitus Germania mit dem heutigen Deutſchlande zu vergleichen brauchen. Und wenn wir uns von dem hiſtoriſchen Standpunkte auf den höheren teleologiſchen erheben, ſo ſcheint es mit den Beſtimmungen eines ſo großen planetariſchen Gebildes und mit der Würde ſeines allmächtigen Urhebers unverträglich, die prächtige Erdkugel zu nichts, als einer allmählig zu Eiskälte erſtarrenden Ruine herab zu würdigen.

Da alſo die innere Wärme der Erde, mit deren Unterſuchung wir es hier zunächſt zu thun haben, weder in der Annahme eines Centralfeuers, noch in der Büffonſchen Hypotheſe einer in das Innerſte des Körpers zurückgezogenen, früher allgemeinen Schmelzhitze eine befriedigende Erklärung findet, ſo mag mir geſtattet ſeyn, eine eigene Meinung darüber vorzutragen, indem ich dieſe fortdauernde Wärmeerzeugung im Innerſten des Erdkörpers als eine Aeußerung des planetariſchen Lebens der Erde bezeichne. Ich muß aber bitten, dieſen Ausdruck nicht mißzuverſtehen. Das Leben der Erde mit dem Leben eines organiſchen Geſchöpfes zu vergleichen, hieße die Analogie vielleicht zu weit treiben und über die Grenzen hinausgehen, welche eine beſcheidene Conjekturalphyſik vorſchreibt. Aber dem Erdkörper eine gewiſſe Neigung zur Begünſtigung von entweder blos mechaniſchen, oder auch chemiſchen Prozeſſen beimeſſen, wodurch ſein Geſammtleben begünſtigt oder erhalten wird, iſt ein gewiß zuläſſiger Gedanke; und wenn wir den Erdkörper z. B. einen belebenden Einfluß auf den ihm anvertrauten Saamen äußern ſehen, ſo iſt es erlaubt, ihm eine gleiche Kraft zur fortwährenden Bereitung der dabei mehr oder minder gewiß mit thätigen innern Wärme beizumeſſen. Den Heerd dieſer terreſtriſchen Wärmebereitung geben die innerſten Eingeweide des Erdkörpers ab, gleichwie den innerſten Eingeweiden des thieriſchen Körpers ähnliche Verrichtungen zur Erhaltung des nothwendigen Vorraths thieriſcher Wärme übertragen ſind. Welcher Mittel ſich die an Mitteln unerſchöpfliche Natur dabei bediene, ob die Bereitung dieſer terreſtriſchen Wärme auf mechaniſchem oder chemiſchem Wege, oder vielleicht auf beiden zugleich erfolge; ob das auf die Erdoberfläche fallende Sonnenlicht dabei vielleicht als ein erſter Impuls mit benuzt werde, das Alles ſind Fragen, deren Unterſuchung uns hier zu weit führen würde, und die doch wahrſcheinlich ewig mit dem undurchdringlichen Schleier des Naturgeheimniſſes

Digitized by Google

bedeckt bleiben werden; genug daß die Erklärung der terrestrischen Wärme als eines Akts der Lebensthätigkeit des Erdkörpers sehr plausabel erscheint, wenn von dem Dauernden in der Erscheinung auf eine befriedigende Art Rechenschaft gegeben werden soll.

Dieß vorausgesezt, wird der Zusammenhang zwischen der innern Wärme der Erde und den Kräften, welche periodisch einer zu weit gehenden und dadurch das Gesammtleben der Erde bedrohenden Anhäufung der Polareismassen entgegenwirken, leicht nachzuweisen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Kanton Neufchatel, November.

Statistik des Val de Travers.

Ich habe diesen Herbst eine Fußreise ins Val de Travers gemacht. Das Malerische des Landes ist vielfach beschrieben worden, und Jedermann kennt es; nicht so die Statistik des Thals, welche weniger bekannt ist und doch manch Interessantes hat. Die Intelligenz der Einwohner hat einen hohen Grad erreicht; man kennt die besten Werke über Ackerbau und Industrie in ganz geringen Häusern, ja die Genfer Bibliothèque universelle, die Vieles über Agrikultur enthält, geht von einer Hand zur andern. Hier sollte Adam Smith herkommen, um einzusehen, daß er mit der Behauptung irrte, Ackerbau sey mit der Industrie unverträglich, und eins schließe das andere aus. Tüchtige Ackersleute, die geschickte Uhrmacher sind, findet man hier in allen Häusern; manchmal treibt auch ein und derselbe mehrerlei, ganz widersprechende Gewerbe. So sieht man Sommers Maurer und Steinhauer in den Steinbrüchen; diese geben zu Anfang des Winters nach Haus, machen dann noch eine kurze Reise in kleinen Handelsgeschäften, und wenn sie wieder heim kommen, klöppeln sie Spizen, worin es Einige sehr weit gebracht haben. Der große Gewinnst, der aus manchen Gewerben für die Gegend hervorgeht, kann andern Gegenden zur Ermunterung dienen. So werden z. B. allein in dem Dorf Fleurier sechszehntausend silberne und goldene Uhren gemacht und ins Ausland geführt, und man muß an ihnen den guten Geschmack und die Solidität rühmen. Man kann den jährlichen Bruttoertrag dieser Fabrikation auf 800.000 Franken seyen, wovon der Werth des Goldes und Silbers, das aus dem Ausland bezogene Material und der Arbeitslohn für zweihundert Uhrmacher abgezogen werden müssen; was übrig bleibt, ist reiner Profit, der dem kleinen Ort zu gut kommt. Außer der Uhrmacherei hat das Val de Travers noch zwei andere Gewerbszweige; der eine besteht in Einsammlung heilender Pflanzen und der Kräuter, woraus der sogenannte Schweizertee gemacht wird, und die sämmtlich im Jura und an dessen Abhängen wachsen. Bedeutender ist die Fabrikation des Wermuthextrakts, der hier besonders gut gemacht wird, und einiger andern feinen Liqueurs. Dieser Erwerbszweig beträgt für Couvet und Motiers allein 150.000 Bouteillen jährlich, und der reine Ertrag desselben beläuft sich über 200.000 Fr. Schon die Kultur der Pflanzen, aus denen der Wermuthextrakt gemacht wird, beträgt im Kirchspiel Couvet jährlich 150 bis 200 Louisdor; manche Einwohner ziehen in ihrem Garten für mehr denn 20 Louisdor. Die Juraspflanzen genügen jedoch nicht für die Absinthfabrikation; es wird deßhalb aus dem Wallis und aus andern hochgelegenen Gegenden der Schweiz noch eine bedeutende Menge eingeführt. Man hat seit sechs Jahren eine Menge Versuche gemacht, diese Pflanzen in Frankreich zu ziehen, sie waren aber alle vergebens; sie arteten gleich aus und verloren ihr starkes Arom; das Val de Travers wird also wohl seinen Absinthabsatz behalten. Diese Fabrikation ist in dem Thal schon ziemlich alt. Ich kenne ein Haus, das jährlich gegen 40.000 Bouteillen ausführt, und damit ungefähr 60.000 Fr. reinen Gewinnst hat. — Die guten Eigenschaften der Thalbewohner werden durch eine häßliche Unart verunstaltet — durch den Hang zum Trunk. Weine und gebrannte Wasser werden in großer Menge konsumirt; daran ist aber nicht blos die Neigung der Einwohner schuld, sondern auch die in erschreckender Progression zunehmende Zahl der Schenken. In ihnen ist die Hauptquelle einer Menge anderer Laster und des Unfriedens zu suchen, der in so vielen Familien herrscht, die sonst ihr gutes Auskommen haben; manche bringt aber auch der Trunk an den Bettelstab. Fragt man die Behörden nach den Orten, wo am wenigsten Frieden, Eintracht und Wohlstand in den Familien zu finden ist, wo am mehrsten Streit und Zank zwischen den Nachbarn herrscht, wo sich am meisten Fehler, Untugenden und Laster finden, wo die Leute am schnellsten und am meisten zurückkommen, wo also auch die meisten Arme sind und am meisten Almosen gegeben werden muß: so wird sich die Antwort immer nach der Zahl der Weinschenken richten; je häufiger diese sind, desto seltener ist das Glück bei den Einwohnern. Ganz anders ist es aber in den geringen, von der Landstraße entfernten Ortschaften, wo noch gar keine Schenken sind; hier trifft man noch die alten, eigenthümlichen Sitten des Landes an; die einzeln wohnenden Familien im Gebirge haben sich in dieser Beziehung am reinsten gehalten, und kaum sollte man glauben, daß sie Landsleute von den unfernen Dorfbewohnern sind. Aus der ganz verschiedenen Lebensweise geht auch eine ganz abweichende Art zu denken und zu fühlen hervor, die den Einsamen große Ehre macht. Diese fürchten vor allem, in selbstverschuldete Dürftigkeit zu gerathen, und es muß die Noth sehr arg bei ihnen seyn, wenn sie um Unterstützung bitten sollen. Die Kommunalverwaltung im Val de Travers verdient auch eine besondere Aufmerksamkeit. Die Gemeinde Couvet ist so zahlreich, daß sie bei den allgemeinen und bei den periodischen Versammlungen vierundzwanzig Mitglieder des Gemeinderaths aufdringen kann; außerdem bestehen noch besondere Verwaltungen für einzelne Gemeindegegenstände. Wenn nur bei der Chambre de Charité Alles in Ordnung ist, so sind Alle zufrieden; man hört auch selten über sie klagen, und sie beruht auf sehr klugen Grundsäzen. Diese Gemeinde trägt auch für die Erziehung besondere Sorgfalt; Inspektoren üben die genaueste Aufsicht über den Unterricht und das sittliche Betragen der jungen Leute; der Schulregent wird zum Theil von der Stadt Neufchatel besoldet, da diese eine Menge junge Leute in die Uhrmacherwerkstätten schickt.

Im Jahr 1765 ernannte die Gemeinde Couvet einen interessanten Mann zum Gemeinderath. Er lebte damals in Zurückgezogenheit und Einsamkeit zu Motiers; ich meine Jean-Jacques Rousseau. Als er das in ehrenvollen Ausdrücken, nach einmüthigem Beschluß von 125 Mitgliedern abgefaßte Schreiben zu seiner Ernennung erhielt, antwortete er den Ueberbringern: „Jezt, wo ich Unterthan eines gerechten Königs bin, und wo Sie mich zum Mitglied einer Gemeinde ernennen, wo Eintracht und wahre Gleichheit herrschen, fühle ich mich freier denn als Bürger einer Republik, wo die Gesetze nur in Worten und die Freiheit nur in Betrug und Schein besteht.“ So konnte Rousseau mit Recht von der damaligen Republik Genf reden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 293.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 8. December 1830.

Die Lieder, die des Volkes Barden singen,
Sie kennen nicht der Schule Regelzwang;
Aus tiefem Herzen dringt melod'scher Klang
Und schwebt empor auf des Gesanges Schwingen.

Goethe.
Stimmen des russischen Volks.

Bilder aus Rußland.

Volksvergnügungen, Heirath und Taufe.

Der dem Russen angeborne Frohsinn äußert sich besonders durch seine Liebe zum Gesang und überhaupt zur Musik. Die Russen sind, wie die meisten Slaven, eine singende Nation, und was sogar unter den Deutschen so oft getroffen wird, gänzlicher Mangel an allem musikalischen Sinne, ist bei ihnen äußerst selten. Auffallend erkannte ich diesen charakteristischen Zug der Russen, als ich im December 1809 in die damalige Grenzstadt Rußlands, Tarnopol, kam, welche Stadt mit der um dieselbe liegenden Gegend vor Kurzem erst von den benachbarten Oestreichern an die Russen abgetreten worden. Der Krieg hatte so eben aufgehört zu wüthen, und eine allgemeine Trauer über die fehlgeschlagenen Hoffnungen und über die entsetzlichen Verluste schien die Bewohner Galiciens, schien selbst die verödete und einsame Gegend dieses äußersten Endes des österreichischen Staates ergriffen zu haben. Aber wie änderte sich die Scene, als ich in einer späten Abendstunde die neue Grenze erreichte. Die Nacht, welche bereits hereingebrochen war, wurde von unzähligen Wachfeuern der Russen erhellt, und von allen Seiten tönten mir Musik und fröhliche Lieder entgegen, mit welchen sich die Soldaten neben ihren Feuern bis gegen Mitternacht unterhielten. Im Verfolge meiner Reise sah ich alle Abende an Sonn- und Feiertagen die Jugend des Dorfes, beiderlei Geschlechts, sich zu musikalischen Gesellschaften vereinigen und vielstimmige Lieder von oft sehr kunstreicher Komposition mit einer Richtigkeit und einem Gefühle vortragen, die man bei uns erst nach langen Uebungen in der Schule und oft auch da nicht erreicht. Wenn der Postillon, nachdem die Pferde gewechselt sind, sich auf das für ihn bestimmte Brett des Schlittens schwingt und seine Fahrt beginnt, so beginnt er auch zu singen, und zwar mit heller Stimme und so recht aus vollem Herzen zu singen, unbekümmert um die Finsterniß, die ihn umgibt, unbekümmert um die Kälte und um die eisigen Schneeflocken, die ihm in den Mund fliegen und seinen unbedeckten Hals und seine bis an die Mitte des Leibes offene und nackte Brust mit einer Rinde von Eis überziehen. Es ist merkwürdig, daß die Lieder und die Melodien, welche er anstimmt, mit wenigen Ausnahmen dieselben durch das ganze große russische Reich sind, so weit es von eigentlichen Slaven bewohnt wird. Von Archangel bis Astrachan und von Kiew bis Ochotsk hört man überall dieselben Lieder, dieselben Melodien, so wie auch dieselbe Mundart. Die eigentliche russische Sprache hat durch das ganze Land nur zwei Dialekte, die groß- und kleinrussische Mundart, aber beide sind so wenig von einander und von der eigentlichen Bücher- und Schriftsprache verschieden, daß die Bewohner beider Gegenden sich ohne alle Mühe vollkommen verstehen. Die musikalischen Instrumente des Volkes sind einfach und meistens noch sehr unvollkommen. Die Balalaika ist eine Art von Zither mit zwei, zuweilen

Digitized by Google

mit drei Saiten bespannt; der Körper dieses Instruments besteht in den Dörfern oft nur aus einem Stücke gekrümmten Holzes von der Länge eines halben oder auch wohl eines ganzen Schuhes, ohne Höhlung und Resonanzboden; beinahe jeder Bauer weiß auf ihm ein lustiges Liedchen oder einen fröhlichen Tanz zu spielen. Unter den Großen, die übrigens mit allen neueren Instrumenten unserer Musik vollkommen bekannt sind, ist vorzüglich die sogenannte Hörnermusik national und beliebt, obschon sie, der Schwierigkeiten ihrer Ausführung wegen, in den lezten Zeiten sehr abgenommen hat. Diese Musik ist ein glänzender Beweis für das hohe Talent der Russen, und sie möchte nur bei ihnen ausführbar seyn. Etwa sechszig Diener des Hauses werden dazu abgerichtet, jeder ein ganz gerades, einem Sprachrohre ähnliches, metallenes Horn zu blasen, welches nur einen bestimmten Ton gibt. Die für die tieferen Töne bestimmte Hörner sind oft gegen sieben Fuß lang, während die kleinsten, von welchen der Musiker auch wohl zwei bläst, kaum einen Fuß Länge haben. Jedes Mitglied der Gesellschaft hat die Aufgabe, den einzigen Ton seines Rohres mit dem bestimmten Nachdrucke genau in dem Augenblicke hören zu lassen, wo die Reihe an ihn kömmt, so daß also hier vorzüglich der Takt in Anspruch genommen wird. Obschon, wie gesagt, jeder in der Regel mit seinem Rohr nur einen Ton bläst, so werden demungeachtet auf diese Art oft die schwersten Passagen, Triller und dergleichen mit der größten Genauigkeit ausgeführt. Ich halte es in der That für unmöglich, eine andere Nation zu dieser Musik abzurichten. Dem Ohre des Kenners entgeht allerdings nicht der aus dieser sonderbaren Anordnung entstehende Mangel an Ausdruck und Zusammenfluß der Töne, aber demungeachtet muß auch er gestehen, daß diese Musik, besonders im Freien und zur Nachtzeit, auf dem Wasser und in einiger Entfernung eine herrliche Wirkung hervorbringt.

Mit der Musik eines Volkes ist auch der Tanz zu nahe verwandt, als daß er hier ganz mit Stillschweigen übergangen werden könnte. Der russische Nationaltanz ist sehr charakteristisch und wird gewöhnlich nur von zwei Personen verschiedenen Geschlechts aufgeführt, auf welche dann das andere Paar folgt. Er stellt, wie der Fandango der Spanier, beinahe immer die Leiden und die Freuden der Liebe vor, nicht so lüstern und lebhaft wie jener, aber nicht minder scharf gezeichnet. Das erste Zusammentreffen der Liebenden, das Bestreben des Mannes zur Annäherung, das weigernde Zurücktreten des Weibes, Betrübniß über fehlgeschlagene Erwartung und Erwachen neuer Hoffnungen, Liebeserklärung und abschlägige Antwort, sehnsuchtsvolle Blicke und stürmische Bitten wechseln miteinander ab und durchlaufen eilenden Fluges die Leiter der Accorde der Liebe, bis endlich Erhörung und Genuß die Bemühungen des Bewerbers krönt, was durch eine herzliche Verschlingung der Arme und durch einen schallenden Kuß, der die ganze Vorstellung endet, angedeutet wird. Unsere gehaltlosen, nichts bezeichnenden Tänze sind dem eigentlichen russischen Volke unbekannt, während in den höhern Klassen der deutsche Walzer vor allen andern geliebt wird. Uebrigens besteht die Instrumentalmusik der Russen, so wie der Gesang, aus lauter Molltönen, was ihnen einen eigenen, kindlich wehmüthigen Charakter gibt. Der eigentlichen Nationallieder gibt es eine sehr große Menge, und manche derselben zeichnen sich durch edle Einfalt und wahrhaft poetischen Gehalt aus. Wie lieblich ist z. B. das durch ganz Rußland bekannte Liedchen des in den Krieg ziehenden Kosaken:

Chotjel Kasak za Dunaj,
Skasal Djebitzi: proschtai etc.

Zog der Kosak über den Don,
Sagt zum Liebchen: Lebewohl ꝛc.

Andere Belustigungen des Volkes bestehen in verschiedenen Bewegungen, wobei aber vor allem die Füße sehr geschont werden, da der Russe, wie schon einmal bemerkt, nach ächt orientalischer Sitte, kein Freund vom Spazierengehen ist. Schaukel und Haspel, auf welchen man hoch in die Luft geschnellt oder gehoben und abwechselnd wieder herabgelassen wird, findet man beinahe in jedem Dorfe, und der Wohlhabendere hält sie auch in seinem Hause zum Privatgebrauche seiner Familie. Vorzüglich beliebt sind die sogenannten Rutschberge, die allmählig auch im Auslande in Aufnahme kommen. Man errichtet von Schnee, Erde oder auch von hölzernen Gerüsten eine schiefe Fläche, die oft sechs und mehr Klafter hoch und zehn oder fünfzehn Klafter lang ist, und durch Begießen mit Wasser, das im Winter im selben Augenblicke gefriert, zu einer spiegelglatten Decke wird. Einen kleinen Schlitten in der Hand, geht man auf einem treppenartig gehauenen Seitenweg auf den höchsten Punkt dieser Fläche, sezt sich auf den Schlitten und fährt pfeilschnell nicht nur die Länge des Rutschberges herab, sondern gewöhnlich auch noch eine gute Strecke am Fuße desselben weiter. Kinder und Frauen, ja oft selbst Greise sieht man mit innigem Vergnügen sich dieser Lustbarkeit hingeben, die nicht ganz ohne Gefahr ist, da man dabei gar leicht einen Arm oder ein Bein brechen kann, was aber bei der bekannten Gewandtheit der Russen sehr selten ist. Besonders aber ist die Butterwoche, mit deren Ende die große Fastenzeit anfängt, die bis Ostern dauert, den öffentlichen Vergnügungen geweiht. Diese Karnevalswoche bringt jeder so fröhlich und lustig zu, als er nur kann, um sich dadurch gleichsam für die bevorstehenden Leiden der langen Fasten zu entschädigen. Außer den häuslichen Genüssen des Tisches, wo auch der Aermste sein Bestes thut; außer den abendlichen Zusammenkünften, Tänzen, Masseraden und dergleichen, sind die Straßen der Städte mit Wagen und

Digitized by Google

Pferden aus den benachbarten Dorfschaften ganz bedeckt. Nach einer sehr alten Sitte kommen in der Butterwoche besonders die Tataren, Tschuwaschen und Tscheremissen mit ihren kleinen Schlitten in die Städte, um die Bewohner derselben herumzuführen; für einen halben Silberrubel kann man den ganzen Tag mit diesen Leuten Schlittenfahren, und zwar pfeilschnell.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Witterungscharakter des gegenwärtigen und des vergangenen Jahres.

(Beschluß.)

Sobald man sich gezwungen sieht, jene Grundwärme als ein Produkt der innern Thätigkeit des Erdkörpers anzusehen, so muß man daraus fast von selbst auf ein Gesetz in der Lebensökonomie dieses Körpers schließen, mittelst welches die Grundwärme periodisch dazu verwandt wird, dergleichen Eisanhäufungen entgegenzuwirken. Dieser teleologische Schluß gehört in die Kategorie des Prinzips, welches wir, aus diesem Grunde, am Eingange hervorgehoben haben. Auch bestätigt die oben angeführte Erfahrung von dem Vorrücken der Gletscher, auf welche wir hier zurückkommen wollten, die Richtigkeit unserer Erklärung, und es scheint ganz unzweifelhaft, daß die Grundwärme dabei in dem Grade energischer mitwirkt, als die zunehmende Erstarrung und Massenvergrößerung der Gletscher diesen entgegengesezten Einfluß zu bedingen anfängt.

Eine ähnliche periodische Verwendung der terrestrischen Wärme, freilich in einem unendlich größeren Maßstabe, hat nun in den lezten Jahren höchst wahrscheinlich zur Verminderung und Auflösung der Polareismassen stattgefunden, und das weiter oben erwähnte, ganz ungewöhnlich häufige Vorkommen großer Polareisblöcke in den tropischen Meeren scheint darüber gar keinen Zweifel übrig zu lassen. Auch sprechen eine Menge von historischen Daten dafür, daß die Eisanhäufung, namentlich um den Nordpol, innerhalb gewisser Zeitgrenzen eingeschlossen sey. Grönland, oder Grünland, welches in unsern Jahrhunderten durch Eis immer unzugänglicher wurde, hat, wie schon der Name zeigt, in früheren Perioden ganz anderer klimatischen Verhältnisse genossen; und es ist bekannt, daß die bis jezt ganz unzugängliche Ostküste dieses Landes noch Anfangs des fünfzehnten Jahrhunderts gegen zweihundert Dörfer in zwölf Kirchspielen zählte, und daß sich daselbst bis zu diesem Zeitpunkte sechszehn von Norwegen ausgesandte Bischöfe regelmäßig gefolgt waren, und erst der siebzehnte, durch die immer zunehmenden Eismassen abgehalten, das Land nicht mehr erreichte.

Gleichwie aber demnach die Eisanhäufung in der Polarzone allmählig zugenommen hat, eben so muß sie, wenn nicht das Gesammtleben der Erde dadurch bedroht werden soll, zu andern Zeiten wieder abnehmen, und die kürzlich erfolgte Wiederauffindung der Ostküste von Grönland, wovon wir so eben vorläufig Nachricht erhalten, bestätigt dies so auffallend und ist überhaupt so interessant, daß wir ein andermal darauf zurückkommen werden. Es bleibt aber, nach dem Bisherigen, zur Erreichung dieses Naturzweckes in dem irdischen Organismus keine Kraft als die Grundwärme übrig, welche in den Perioden solcher Polarrevolutionen vorzugsweise nach den kalten Zonen abgeleitet und dort verwendet wird. Aus diesem einzigen Umstande aber, zumal wenn man damit dasjenige verbindet, was wir früher über eine zufällig gleichzeitige und ebenfalls vorübergehende Verminderung des Sonneneinflusses gesagt haben, erklären sich die Witterungsanomalien der lezten Jahre vollständig, und es wird daraus namentlich der Hauptumstand augenblicklich begreiflich, daß während dieser Periode in den geringern Breiten fast durchgängig ganz ungewöhnliche Kälte verspürt worden ist, während sich höhere Breiten einer eben so ungewöhnlichen milden Temperatur erfreuten. Das Prinzip der innern Wärme der Erde als eines selbstständigen Lebensprodukts des Erdkörpers, auf welche Ansicht wir unsere Erklärung hauptsächlich gebaut haben, und die Hypothese der periodischen, vorzugsweisen Verwendung dieser Grundwärme nach Maßgabe der lokalen Lebensbedürfnisse dieses großen, so viele Lebensthätigkeiten entwickelnden Körpers, widersprechen keinem Grundsatze der Physik auf ihrem jetzigen Standpunkte, und wir dürfen uns also schmeicheln, unsere Leser auf den Weg richtiger Ansicht geleitet zu haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Buckinghams Reiseplan. Neue Telegraphen.

Der englische Reisende Buckingham, ein gelehrter Mann und ein Mann von Geist, der Indien verlassen hat, weil er dort nicht schreiben durfte, und neuerdings England, weil dort Jedermann schreiben kann, befindet sich gegenwärtig in Paris und hat den Plan, alle uncivilisirten Länder der Erde nach einer neuen Methode zu bereisen. Die Entschlossenheit, womit Buckingham den engherzigen Systemen der ostindischen Kompagnie trozte, die Gewandtheit, die er bei seiner halb politischen, halb gelehrten Pilgerschaft durch Indien, Persien, Syrien u. a. asiatische Länder zeigte, der Geist endlich, den er als Herausgeber des Athenean, der Sphynx und des Oriental Herald an den Tag legte, lassen uns hoffen, daß er seinen großartigen Plan, der nur auf den ersten Blick etwas sonderbar aussieht, glücklich ausführen wird. Als Buckingham zu Fuß durch Asien und Afrika zog, fand er, wie andere Reisende vor ihm, überall Spuren einer ehemaligen größern

Digitized by Google

Civilisation. Der Himmel, der Boden waren dieselben geblieben, wie sie von den alten Schriftstellern geschildert werden, die Menschen allein und ihrer Hände Werk boten einen unerfreulicheren Anblick dar, als im Alterthum. Buckingham gelangte zur Ueberzeugung, an diesem Schlechterwerden sey die politische Verfassung der Asiaten schuld. Jahrhunderte lang waren nur Eroberer und Kaufleute in ihre Länder gedrungen, immer zum Nachtheile der Asiaten; wie wäre es, dachte Buckingham, wenn man diesen Völkern Kenntnisse, Kultur, Aufklärung brächte, ohne eigenen Profit und einzig und allein zum Vortheile dieser Völker? Die Missionäre, dachte er weiter, hatten zum Theil einen ähnlichen Plan, allein sie fingen mit dem Ende an, mit der Erkenntniß, mit der Religion; wie wäre es, wenn man mit der Einfuhr nützlicher Künste, wenn man mit dem Anfang anfinge? Dieser Gedanke, den Buckingham durch drei Welttheile mit sich trug, kam in London zur Reife und wurde in gelehrten Gesellschaften entwickelt; die Regierung, viele Lords und Deputirte, auch Geistliche nahmen sich der Unternehmung an, und jetzt bemüht sich Buckingham um die Mitwirkung der Pariser. Er wünscht im Ganzen 500,000 Franken in die Hände zu bekommen und will dafür ein Schiff bauen lassen, um dann auf eigene Kosten (er ist selbst Seemann) um die Welt zu fahren. Die Gegenden, auf welche er besonders sein Augenmerk gerichtet hat, sind China und Südamerika, Japan und die Inseln der Südsee. Den Völkern, die er zu besuchen im Sinn hat, will er dem einen Pflüge, dem andern die Lehren der höhern Mechanik mitbringen. Aus allen Ländern gedenkt er junge Leute von 12 bis 16 Jahren nach Europa zu bringen, die alsdann in den besten Schulen erzogen, einst unsere Kultur bei ihren Landsleuten einheimisch machen würden. Um nun zu diesem Zwecke zu gelangen, fordert Buckingham alle Klassen der Gesellschaft zu Subscriptionen auf, besonders aber das schöne Geschlecht, und verspricht dafür sein Möglichstes zu thun, um die Frauen in allen Welttheilen zu emanzipiren. Der Plan Buckinghams ist wohlgemeint und verspricht zum allerwenigsten einige Ausbeute für die Wissenschaft und ein höchst unterhaltendes Reisewerk, welches er den Subscribenten widmen wird; nur zwei kleine Fragen kann man an den Reisenden richten: wie will er in China, Japan, Paraguay u. a. Ländern eindringen, um sie zu civilisiren, und wem gehört nach der Reise — das Schiff? *)

Vor einigen Jahren war in den Pariser Blättern von einem nächtlichen Telegraphen die Rede, welchen der Minister Hyde de Neuville zu politischen Zwecken anwenden wollte. Es scheint aber, daß die Versuche mißlangen, und man hat seitdem keinen Gebrauch davon gemacht. Dagegen hat kürzlich ein junger Mann, Alexander Ferrier des Tourettes, der Regierung eine neue Art nächtlicher Telegraphen vorgeschlagen, welche großen Erfolg versprechen soll. Er hat vier Lichter, zwei feststehende und zwei bewegliche, an seinem Telegraphen angebracht, der auch in anderer Hinsicht die frühern Telegraphen überbietet, denn er braucht für 12 Wörter nur 15 Zeichen. Der neue Telegraph soll überdies auch für Privatleute dienen, wie bereits in England, und ein Zeichen kostet für die Postsation nicht mehr als 2 Centimes. Ferrier wird nächstens vom Louvre aus seinen ersten Versuch im Großen anstellen und fürs Erste mit einem Freunde in Havre korrespondiren. Gelingt der Versuch, so wird er der hiesigen Börse seine Dienste anbieten, und dann an allen Ecken von Paris Telegraphenbureaux anlegen. Will ein Kaufmann 50 Stationen weit und blitzschnell die wichtige Nachricht gelangen lassen, die Renten seyen um so und so viel gestiegen oder gefallen, so kostet ihn dies höchstens 5 Franken. Das Börsenspiel erhält alsdann eine noch größere Lebendigkeit, die Spieler ruiniren sich schneller und können sich, ehe sie zu alt sind, auf ein solideres Geschäft legen. Nach der Börse wird sich die Politik der neuen Telegraphen bemeistern. Schaffen einst die Kammern die Todesstrafe ab, so ist wenige Minuten nachher ganz Frankreich davon unterrichtet, und es wird vielleicht ein Menschenleben dadurch gerettet. Kurz, wenn Ferrier seinen Plan ausführt, wird der Verkehr und die Civilisation dabei gewinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Leser erinnern sich vielleicht aus einem frühern Berichte eines Londoner Korrespondenten über Buckinghams Plan, daß er das Schiff, nach vollendeter Reise, sich als Eigenthum vorbehält. D. R.

Aus dem Kanton Neufchatel, November.

(Beschluß.)

Die Sittengerichte.

Das peinliche Verfahren wird noch ganz geheim gehalten und erinnert an die Inquisition; wenn aber ein Todesurtheil zu fällen ist, so geschieht es auf einem Platz in Motiers ganz öffentlich, wie eine Art von Gottesgericht, gegen das keine Appellation hilft und das nur die Gnade des Königs aufheben kann.

Leider bestehen auch im Val de Travers noch die Konsistorien oder geistlichen Sittengerichte, welche für sittliche Vergehen aller Art Geldstrafen erkennen und damit die Religion in Verbindung setzen. Ihrer sind vier. An ihrer Spitze steht immer der Ortspfarrer, und in Fällen großer Irreligiosität und Unsittlichkeit werden die Schuldigen an das große Herrenkonsistorium (consistoire seigneurial) gewiesen, welches 1557 gegründet ward. Es hat bis auf die heutige Stunde seinen Sitz in Motiers an den vier großen Festen des Jahrs. An dessen Spitze sitzt der Schloßvogt und unter ihm die Pfarrer des Val de Travers und des Verrières; der Schloßvogt ernennt auch weltliche Beisitzer in gleicher Zahl, wie die geistlichen. Dieses Sittentribunal, welches an vergangene Jahrhunderte erinnert, kann kleine Geldstrafen und einige Tage Gefängniß zuerkennen; so viel aber ist gewiß, daß es bisher in Religion und Sitten nichts Gutes gestiftet, wohl aber gar manchen Haß, gar manche Feindschaft aufgeregt hat. Es gibt etwas, das viel kräftiger auf die Moralität und Religiosität der Menschen wirkt, als solche halb weltliche, halb geistliche Sittentribunale: das sind gute, sittliche, wohlwollende und fromme Geistliche mit gleich würdigen Frauen. Wenn beide den Eingepfarrten und ihren Kindern recht herzlich zuethun sind und mit gutem Beispiel vorangehen, so wird es ihnen leicht, dieselben zu bessern und sittlicher zu machen. Solch ein seltener Ehrenmann war Thomas Petitpierre, Pfarrer von Buttes und St. Sulpice zur Zeit der Reformation. Da er seinen Pfarrkindern herzlich ergeben war, so ging er mit ihnen zum Protestantismus über, verheirathete sich, ward Vater einer zahlreichen Familie, und stand seiner Gemeinde noch zweiunddreißig Jahre vor, nachdem er sie früher schon dreiundvierzig Jahre als katholischer Pfarrer geführt hatte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. December 1830.

Das gab die Pieride
An deiner Wiege kund:
Sie weihte dir zum Liede,
Zu Anderm nicht, den Mund. —
Die Welt mit ihren Schätzen,
Mit allem Ueberfluß,
Soll nur dein Auge setzen,
Für Andre der Genuß!

Uhland.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

Siebenter Artikel.

Der Dichter.

Damit die Ueberschrift dieser Rubrik nicht mehr verspreche, als der Leser hier finden wird, möge er beachten, daß er in diesen Aufsätzen keinesweges eine Dramaturgie zu erwarten hat, sondern nur Didaskalien, Skizzen des bestehenden deutschen Theaters, nach der Natur gezeichnet. Es wird also hier, wo weder von dem Wesen des Dichters überhaupt, noch von dem dramatischen Dichter insbesondere ausführlich die Rede seyn kann, nur das Verhältniß der deutschen Dichter zu deutschen Bühnen betrachtet werden. — Dieses Verhältniß läßt sich mit zwei Worten erschöpfend ausdrücken; sie heißen: Erniedrigung und Schutzlosigkeit. — Der uralte Makel, der auf jenen Künstlern ruht, die, wenn sie ihre Kunst ausüben, die eigene Person als Kunstwerk darzustellen haben, haftet zum Theil auch an dem Bühnendichter. Denn indem er sein Drama für die Aufführung bestimmt, gibt er sein Werk einer zufällig zusammengewürfelten Menge, und sich selbst einer vom Augenblick erzeugten lauten und möglicherweise rohen Beurtheilung Preis. Ein Buch erscheint bei weitem unpersönlicher, und sucht sich ein abwesendes, ein bestimmtes, ein literarisches Publikum; dahingegen das Gedicht auf der Bühne, mit anmaßender Keckheit und in lebendiger Gestaltung, vor eine unbekannte Menschenmasse hintritt, um sich öffentlich sehen zu lassen. Das Wagniß des sich zur Schau Stellens wird in Deutschland um so mehr für einen Mangel an Verschämtheit gehalten, als bei uns das Leben der Bühne das einzig öffentliche ist, und weder im Staate, noch im Gerichtssaal, weder in den stummen Kreisen der guten Gesellschaft, noch in den wenigen abgeblaßten Volksfesten sein Vor- oder Abbild findet. Aber auch selbst in Frankreich, wo nicht nur überhaupt die Oeffentlichkeit alle Zweige des Gesammtdaseyns durchdringt und nach allen Richtungen hin hervortritt, sondern wo auch insbesondere die Kunst der Rede und die Darstellung der eigenen Person ein charakteristisches Erbeigenthum der Nation ward, so daß jeder Franzose, mehr oder weniger, ein improvisirender Schauspieler ist — aber auch selbst in Frankreich, sage ich, fühlt der Bühnendichter, bei der Gefahr, vor eine unbekannte und zum Urtheil berechtigte Menge hinzutreten, eine gewisse Unbehaglichkeit, welche die löbliche Sitte eingeführt hat, seinen Namen bei der ersten Aufführung seines Werkes verschwiegen zu halten. Kurz, der Bühnendichter theilt den uralten Makel, den die öffentliche Meinung den darstellenden Künstlern anhängt, und dem sie noch jezt nicht gänzlich entgehen, Trotz dem die Theater an sittlicher Bildung wie an mächtigem Einfluß so gewonnen haben, daß selbst die Regierungen nicht umhin können,

Digitized by Google

ſich ihrer als öffentlicher Erziehungsanſtalten anzunehmen. Bemerkenswerth aber iſt es, daß, bei der nothwendigen Abhülfe dieſes Mißſtandes, Frankreich mehr für ſeine Bühnendichter, Deutſchland nur für ſeine Schauſpieler ſorgte. Dort wurden ſchon vor vierzig Jahren und während den blutigen Zeiten der Revolution, die Rechte der Dichter feſtgeſtellt und der Autorantheil beſtimmt, den die Bühnen der Hauptſtadt, wie die der Provinz, von jeder Aufführung eines jeden, ſelbſt im Druck erſchienenen, Stückes, bis zehn Jahre nach dem Tode des Verfaſſers, abzugeben haben. Späterhin vereinigten ſich die Schauſpieldichter von ganz Frankreich — berühmte wie namenloſe — um durch polizeiliche und Rechtsbeiſtände dieſe Summen in dem ganzen Lande einziehen und in die Centralkaſſe nach Paris ſenden zu laſſen, ſo daß der franzöſiſche Dramatiker ſich heute ganz ſeiner Kunſt widmen kann, und durchaus nichts mit pekuniären Verſendungen und Verhandlungen zu thun hat; es ſey denn, daß er, als beliebter Dichter des Tages, wie z. B. Scribe, noch ein beſonderes vortheilhaftes Abkommen mit irgend einer Bühne ſchließt. Auf dieſe Weiſe wurden ausgezeichnete Bühnendichter mehr als wohlhabend; ihre Unabhängigkeit gab ihnen einen Rang in der Geſellſchaft, und da überdieß in jenem Lande das Talent, eine große Maſſe zu bewegen und fortzureißen, äußerſt hoch geſchätzt wird, ſo gelangte der Stand der Schauſpieldichter zu hohen Ehren. Mit den Schauſpielern aber hatte es eine andere Bewandtniß. Obgleich die Vorzüglichen unter ihnen zu ſehr bedeutendem Vermögen kamen, Paläſte in Paris bauten und auf dem größten Fuß lebten, ſo gelang es ihnen doch nie — den einzigen Talma vielleicht ausgenommen — das Vorurtheil zu beſiegen, das ihnen die Aufnahme in den geſelligen Kreiſen verſagte. Das Feld ihrer Ehre blieb einzig und allein die Bühne; dort nur empfingen ſie die belohnende Genugthuung eines enthuſiaſtiſchen Beifalls, während ihnen noch ganz kürzlich die Ehre chriſtlicher Beſtattung verſagt ward. So in Frankreich. — In Deutſchland dagegen neigte ſich die Sorgfalt der Regierungen und das Wohlwollen der Geſellſchaft ausſchließlich zu den darſtellenden Künſtlern hin. Die Bühnen wurden Hoftheater, an ihre Spitze vornehme Grafen und Baronen des Landes geſtellt, die Schreibſtuben Dicaſterien, die Schauſpieler unabſetzbare Staatsbeamte, mit großen Gehalten und lebenslänglichen Penſionen. Die Geſellſchaft folgte dieſem Impuls der Regierung, und bald gehörte jeder hochbeſoldete Schauſpieler, ſobald er nur der guten Sitte nicht ganz zuwider lebte, zu der beſten und hatte ſogar zuweilen Gelegenheit die höchſte zu ſehen. Dieſe Behandlung wirkte wohlthätig auf den ſonſt verpönten Stand dieſer Künſtler; ſie gewannen an Bildung und Sitte, wurden häuslich, ſparſam und wohlhabend, und erwarben und behaupteten die Rechte und Verbindungen wohlſtändiger Bürger und betitelter Staatsdiener. Es ſoll hier nicht darauf hingewieſen werden, in wieweit dieſe ſichere und behagliche Staatsdienerſchaft bei ſo manchem von ihnen den regen, fortſchreitenden Kunſteifer abgetödtet hat; die geſicherte Exiſtenz eines Künſtlers iſt eine zu nothwendige Bedingung begeiſterter Erfindung und beſonnener und fleißiger Ausführung, als daß die gebeſſerten Lebensverhältniſſe der heutigen Schauſpieler ihnen nicht von Herzen zu gönnen wären. Aber eben deßhalb betrachte man die armſelige, die hülfloſe Stellung des deutſchen Bühnendichters, ſeine Erniedrigung, ſeine Schutzloſigkeit. Seine Erniedrigung beginnt damit, daß, bei Ueberreichung ſeines Werks, die wohllöblichen deutſchen Theaterbehörden ihn gleich einem läſtigen Quärulanten, ſein Drama wie eine unterthänige Bittſchrift behandeln. Dieſe Behandlungsweiſe geht von den Direktionen auf das ſchreibende, von dieſem auf das ausübende Perſonal bis zum Requiſitenmeiſter und Komparſen über, ſo daß der Dichter als die lezte und eigentlich nur läſtige Perſon bei den deutſchen Bühnen betrachtet wird. — Hören wir, was ihm begegnet. — Welche Kunſtſtudien überhaupt, welche Studien der realen Bühne insbeſondere dazu gehören, um ſelbſt bei bedeutendem Talent ein aufführbares und wirkendes Drama zu erfinden und auszuführen, weiß nur der, der ſelbſt es verſucht und ſein eigenes Werk möglichſt objektiv auf den Brettern geſchaut hat. Nach angeſpanntem Fleiß bei reiflicher Ueberlegung iſt nun ſein Drama vollendet; aber von dem Augenblick an, wo er ſein Werk lebendig, wo er es auf der Bühne ſehen will, muß er ſein ſtilles Gemach, die Werkſtätte ſeiner Kunſt, in ein kaufmänniſches Komptoir verwandeln, und ſeine edle Zeit einem Geſchäft widmen, das die Proſa der Krämerei und die Selbſtverläugnung eines Bittſtellers verlangt. An zwanzig Bühnen werden zwanzig Briefe und zwanzig Abſchriften geſchickt; keine antwortet in den erſten ſechs Wochen, viele gar nicht; unter dieſen geben ſogar einige das Stück nach achtzehn Monaten, ohne es für nöthig zu halten, dem Dichter davon eine Anzeige zu machen; (iſt mir, indem ich dieſes ſchreibe, von einem Hoftheater begegnet) andere warten, bis das Stück gedruckt iſt, wo ſie dann daſſelbe Stück, das ſie für unbrauchbar erklärten, oft und mit Beifall darſtellen; noch andere Bühnen, reicher Städte, ſchämen ſich nicht, auf Nebenwegen zu entwendeten Manuſcripten zu kommen; die Mehrzahl der deutſchen Bühnen hat es ſich zum Grundſatz gemacht, gar kein Stück zu bezahlen; zehn oder zwölf mag es geben, die Manuſcripte, aber auch nur zuweilen, kaufen; das Honorar für ein Stück, das den Abend füllt, beträgt bei acht derſelben im Durchſchnitt drei Friedrichsd'or, bei zweien acht bis zehn Friedrichsd'or; das Berliner Hof- und das Wiener Burgtheater zahlen einigen bewährten Dichtern einen höheren Preis. Daß aber das Manuſcript

Digitized by Google

eines Dichters von allen diesen zwölf Theatern honorirt worden, gehört, wenn es je geschah, gewiß zu den unerhörten Ausnahmen; so wie die Annahme eines Stücks, auch nur von einem einzigen Theater, nur dann möglich ist, wenn es bereits auf einer namhaften Bühne mit Beifall dargestellt wurde. Eine solche Darstellung herbeizuführen, erfordert nun von Seiten des Dichters alle Rücksicht, alle Demuth und alle zähe Schmiegsamkeit eines Supplikanten. Ausnahmen hievon sind die momentanen Modedichter des Tages; wie kurze Zeit aber ein solches Meteor auf seinen Glanz pochen darf, und wie schnell sein derber Ton sich zu einem bittstellenden herunterstimmt, ist zu bekannt, als daß ich allbekannte Namen zu nennen brauchte. Nach langer zeitraubender Korrespondenz und vielfachen Besuchen um Fürsprache, wird nun endlich das Drama angenommen. Damit aber ist es noch lange nicht gegeben; in der Regel muß der Dichter hierauf noch ein Jahr in Geduld harren. Endlich kommt es zu den Proben. Befindet er sich in der Stadt, so hat er nicht etwa das natürliche Recht, denselben beizuwohnen, sondern es wird ihm als eine besondere Gunst angerechnet, wenn er zu denselben eingeladen wird, und zusehen darf, wie das nicht geschieht, was er vorgeschrieben hat. Denn in den Augen des gewöhnlichen Regisseurs ist der Dichter ein Phantast, der von der Theaterroutine gar keinen Begriff hat, und ganz unmögliche Dinge verlangt, nicht wissend, daß nur allein Schlendrian und Bequemlichkeit möglich sind; dahingegen ein empfindlicher Akteur, dem der Autor des Stücks, bei der Probe, eine Bemerkung macht, sich wegwendet und seinen Nachbar fragt, wer denn der Herr sey, der eben gesprochen habe? (Ist eine auf der Berliner Hofbühne bekannte Anekdote). Befindet sich aber der Dichter nicht in der Stadt, wo sein Stück gegeben wird, so läuft er Gefahr, daß ein ganz anderes Werk, als das, welches er geschrieben hat, dem Publikum vorgeführt wird. Denn selbst in Goethe'schen und Schiller'schen Stücken aufs Gerathewohl zu streichen und in die Jamben Prosa hineinzuflicken, ist unter eines Iffands Direktion geschehen. Was dürfen also andere Dichter bei andern Direktionen erwarten?

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Nicht minder fröhlich wird das Ende der großen Fasten oder die Osterwoche begangen, in welcher auch schon die Witterung gewöhnlich nicht mehr so rauh ist. Am Sonnabend vor Ostern sind in allen Häusern Zurüstungen zu dem morgenden Feste, und wenn der Abend kommt, werden die Gassen immer lebhafter, bis endlich um Mitternacht alles zur Kirche strömt, wo die Auferstehung gefeiert wird. In dem Augenblicke, wo der Priester mit erhobener Stimme dreimal ruft: „Christos woskres!“ (Christus ist erstanden) ruft Jeder seinem Nachbar die frohe Kunde, Christos woskres, zu und alle Glocken des Kirchthurms werden auf einmal in Bewegung gesetzt. Bald widerhallt die ganze Stadt von unzähligen Glocken, und die finstere Mitternacht wird zum hellen Tage, da jede Thüre mit Hunderten, oft mit mehreren Tausenden von Lampen beleuchtet wird. Am folgenden Morgen fangen die Besuche und Glückwünsche an. Alles strömt zu Verwandten, Freunden und Vorgesetzten. Bei dem Eintritt wird der Gruß: „Christos woskres,“ angebracht und mit „Istinni woskres“ (er ist wahrhaft auferstanden) beantwortet. Dann werden rothe Ostereier ausgewechselt und endlich das Ganze mit einem herzlichen Kuß beschlossen. Diese Küsse werden auch zwischen den beiden Geschlechtern gewechselt, und wenn das Korps der Unterbeamten, oft dreißig und mehr Menschen, zu dem Chef kommt, so fordert es die Landessitte, daß der gnädige Herr, der Graf, der Fürst, der Minister jeden seiner Beamten und Untergebenen nach der Reihe küßt, worauf die Thüre der Frau geöffnet und von derselben ebenfalls die ganze Prozession der Gratulanten nach der Reihe geküßt wird.

Diese Vertraulichkeit mit dem andern Geschlecht leitet den Fremden auf die Vermuthung, daß der Umgang zwischen beiden Geschlechtern freier seyn mag, als in andern Ländern. Diese Vermuthung findet sich, wenigstens bei dem eigentlichen Volke, bald bestätigt, und in den untersten Klassen ist diese Freiheit des Umgangs so ausgeartet, daß sie bereits der allgemeinen Sittlichkeit feindlich entgegen tritt und selbst der Bevölkerung schädlich zu werden droht, der doch in einem Lande, dessen Bewohner noch so wenig zahlreich sind, auf alle Weise Vorschub geleistet werden muß.

Die Heirathen werden bei dem gemeinen Volke gewöhnlich schon sehr früh vollzogen, was ebenfalls der Bevölkerung nicht nützlich seyn kann. Früher herrschte sogar im Innern des Landes die Gewohnheit, die Söhne der Bauern schon in ihrem achten oder neunten Jahre mit einem 14 bis 18jährigen Mädchen zu verheirathen. Dieser abgeschmackte Gebrauch ist nun durch die Bemühung der Regierung größtentheils abgeschafft. Nicht so leicht wird eine andere, durch das ganze große Reich verbreitete Sitte zu bekämpfen seyn; ich meine die Schminke. Jedes Bauernmädchen, das etwas auf sich hält, muß in Rußland geschminkt seyn. Daher sieht man nirgends so viel rothe Gesichter unter den Mädchen, als eben hier. Diese Gewohnheit ist gleichsam schon zur zweiten Natur gewor-

Digitized by Google

den und hat ſich in der Sprache der Ruſſen feſtgeſetzt, die, wenn ſie von dem andern Geſchlechte reden, das Wort „ſchön“ nicht anders als durch „roth“ geben können. Krasna Lika heißt wörtlich „rothes Geſicht“ und bedeutet „ſchönes Geſicht,“ und Krasabiza (Röthe) iſt gleichbedeutend mit Schönheit. Wenn aber einmal geſchminkt werden muß, ſo möchte ich unſern Damen rathen, die Schminke der ruſſiſchen Bauermädchen zu nehmen, weil ſie dadurch wenigſtens ihre Haut nicht verderben und ihr Geſicht für das Alter nicht entſtellen. Die ruſſiſche Schminke beſteht nämlich durchaus nur in Pflanzenſäften, vorzüglich in dem der Jalappe, welche der Geſichtshaut durchaus nicht ſchädlich ſind. Wenn die ruſſiſche Dirne Sonntag Morgens vor dem Kirchgange mit ihrem einfachen Anzuge fertig iſt, ſo läuft ſie in den Garten, bricht einige Jalappenblumen und zerreibt ſie auf beiden Wangen, wobei ſie weder eines Kammermädchens, noch ſelbſt eines Spiegels bedarf. Ein wenig Waſſer ſtreift Abends die Herrlichkeit wieder ab, und wenn einmal der lange Abend des Lebens kommt, ſo ſieht man nichts von den Spuren der jugendlichen Eitelkeit, die auf den Geſichtern unſerer vornehmen Damen oft eine ſo böſe Rolle ſpielen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſetzung.)

Jean Paul, von Franzoſen kritiſirt.

In Deutſchland, wo man alles Franzöſiſche ſchnell aufnimmt, aber weil die Franzoſen ſehr ſchnell zu Werke gehen, doch immer etwas ſpät wird man vielleicht, wenn es hier Privattelegraphen gibt, endlich die Regierungstelegraphen einführen, und wenn einſt die Franzoſen noch einen Schritt weiter gehen, auch die Privattelegraphen. Das Morgenblatt benutzt gewiß die Erlaubniß. Wird alsdann Abends in Paris eine neue Oper beklatſcht, erſcheint im Theater eine Dame mit einer neuen Mode, flugs berichte ich durch den nächtlichen Telegraphen nach Stuttgart, und früh Morgens iſt mein Bericht gedruckt. Kommt Ferriers Plan zu Stande, ſo wird Alles in der Welt hübſch geſchwind vor ſich gehen; der Gedanke und die That werden nicht mehr ſchleichen, ſondern Meilenſtiefeln anziehen, und ein Tag wird verwirklichen, was Jahrtauſende nicht erreichen konnten. Ehe wir aber unſerer Freude ihren phantaſtiſchen Lauf laſſen, wollen wir die Experimente zwiſchen Paris und Havre abwarten, und einſtweilen durch die Briefpoſt hierüber Bericht erſtatten.

Die literariſche Sonntags-Zeitſchrift, Revue de Paris, gibt ſeit einiger Zeit ſehr originelle Ueberſetzungen aus dem Deutſchen, und zwar gegenwärtig aus Jean Paul. Frau v. Staël hatte geſagt, man könne ihn nicht überſetzen, und überſetzte dennoch ein Stück aus ſeinen Werken; das Edinburgh Review hatte bemerkt, man könne ihn nicht ſchildern und ſchilderte ihn, ſogar nicht übel; vergangenes Jahr theilte ein junger Franzoſe die Anſicht der Frau v. Staël und bewies die Schwierigkeit der Ueberſetzung dadurch, daß er das Wort „Flegeljahre“ durch avoine sauvage (wilder Hafer) übertrug; die Revue de Paris endlich ſieht das Schwierige der Ueberſetzung und der Schilderung ein, und ſchildert und überſetzt. Es iſt vielleicht nicht Jedermann gegenwärtig, daß die Franzoſen ſchon früher, in der Revolutionszeit, ſich mit der deutſchen Literatur bekannt machten, ſie aber darauf, zur Zeit des Krieges in Deutſchland, wieder vergaßen. Ich beſitze einige Theile der Bibliothèque germanique, welche vor dreißig Jahren bei dem Verleger Levrault erſchien, deſſen Nachfolger jetzt die Revue germanique herausgibt. In jener Zeitſchrift finden ſich Ueberſetzungen aus Schiller, Artikel über Garve, Hagedorn, Iffland u. a., auch über Jean Paul. Es iſt nicht ohne Intereſſe, die beiden Urtheile über Jean Paul, einerſeits vom Brumaire im Jahre IX, andererſeits vom Oktober 1830 zuſammenzuſtellen; beide wurden bei Gelegenheit von Siebenkäs ausgeſprochen. Es ſind individuelle Urtheile, aber jedes Urtheil trägt mehr oder weniger das Gepräge ſeiner Zeit. Die alte Revue germanique erklärt ſich wie folgt: „Ein ſonderbares Gemiſch von Einbildungskraft, Empfindſamkeit, gutem und ſchlechtem Geſchmack, Wahrheiten und Paradoxen, dies iſt der Charakter der Werke von J. P. Richter, dem originellſten der zahlreichen Romandichter im deutſchen Deutſchland. Man ſchlage eine beliebige Seite in ſeinen Werken auf, überall findet man Bizarres, welches allen Regeln der Kritik trotzt und die gegründete Erwartung des verſtändigen Leſers täuſcht. Hier eine rührende Beſchreibung, und plötzlich eine Neckerei, die nicht an ihrer Stelle iſt; dort Luſtiges, und plötzlich wieder das Gegentheil. Hier vernichtet ein trivialer Gedanke den Effekt eines anziehenden Bildes, dort iſt Spaß und Ernſt ſo vermengt, daß man nicht mehr weiß, welchen Effekt der Schriftſteller hervorbringen will. Wiſſenſchaftliches in Fülle, aus dem ganzen Bereiche der Natur und Kunſt, beſaftet unſern Geiſt und amüſirt zugleich in dieſem Autor. In andern Fällen jedoch werden wir durch die philoſophiſchen Abſchweifungen ermüdet. Kurz, unbedeutende Sujets, Einzelnheiten, die nicht zuſammen paſſen, eine Unwahrſcheinlichkeit nach der andern, ein wahres Chaos, das eher durch Zufall, als durch Nachdenken und Arbeit entſtanden ſcheint, und andererſeits unerſchöpflicher Reichthum von neuen und pikanten Geſichtspunkten, Schönheiten erſten Rangs, ſo oft es ſich um Tod, Unſterblichkeit und Tugend handelt; reizende Gemälde der Natur und des menſchlichen Lebens, ſpitze und richtige Bemerkungen über Völker, einzelne Thatſachen, Sitten — dies zeigt ſich in den Werken des Hrn. Richter; es begründet die Angriffe gegen ſeine Schriften und zugleich ihren Ruhm.“ Kurz, unſer Kritiker hat ein langes Urtheil gefällt, weil er den Hauptcharakter von Jean Paul nicht herausfindet. Da pezorirt er uns in einem Athem einen Satz her, der auf franzöſiſch mehr als eine Seite einnimmt, und er hätte beſſer gethan, noch weiter zu reden, denn man weiß noch nicht recht, was er ſagen will; er will ſagen: Jean Paul iſt Humoriſt; das verſteht der Franzoſe nicht, wird man erwiedern, aber unſer Kritiker verſtand es nicht viel beſſer als die andern Franzoſen. Er gibt alle kleinen Eigenſchaften des Humoriſten an, nur nicht die hauptſächliche Eigenſchaft.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

№. 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. December 1830.

Seit solch Singen mich begeistert,
Zieht mich all' der Seele Streben
Deiner starken Welt entgegen.

Th. Körner.

An den Meister.

Vom weiten Wege müd' und matt,
Durch dürren Anger, nacktes Feld,
War ich des Wanderns herzlich satt;
Da wendet sich der Pfad, es stellt
Sich meinen Augen wunderbar
Der schönste Garten plötzlich dar.

Wie schnell war da mein Odem nicht,
Mein Aug' und Herz erquickt, erfrischt!
Wo Schatten sich mit zartem Licht,
Sich Duft mit Düften süß vermischt;
Wie ganz war jeder Sinn erfreut,
Und doppelt jede Kraft erneut!

Und näher zog mich's, nah zu schau'n,
Was fern mich sehnsuchtsvoll beklemmt;
Kein Gitter zeigt sich mir, kein Zaun,
Doch fühl' ich gleichwohl mich gehemmt,
Unsichtbar scheint ein Netz gespannt:
Ich ahnte hohen Geistes Hand.

Und als nach Tasten, Suchen, Müh'n,
Ich kehrte meiner Hoffnung bar,
Da tritt aus jener Myrthen Grün
Ein Mann mit lichtem Zweig im Haar.
Er rief, ich horchte noch dem Ton,
Und war in Gartens Mitte schon.

Er spricht, da wächst mit jedem Wort
Der Blumen Zier, der Bäume Pracht;
Er spricht, und an dem Zauberort
Aus Quell und Fels Musik erwacht;
Und wie er schnell mein Herz durchschaut,
Er seine Kunst mir gern vertraut.

Wie lang ich träumend dort gelauscht,
Den Duft, die Klänge in mich sog?
Ich weiß es nicht, doch war's verrauscht,
Als ich, erwachend, weiter zog.
Da wollt' ich nun, verarmt, allein,
Mir schaffen selbst ein Blümchen klein.

Hat doch der Gärtner mich belehrt,
Vielleicht geräth's dem Lehrling auch?
Und hab' ich, ach! nicht recht gehört,
Und ward es nur ein dürrer Strauch:
Er sey dem Meister doch gezeigt,
Was ich gewollt, er lobt's vielleicht.

H.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Nach so vielfältigen Schreibereien, diplomatischen Besprechungen und vergeblichen Bemühungen bei nie voll-

ständigen und meist mit Unlust über's Knie gebrochenen Proben, nach allen diesen peinlichen Geschäften, womit der Bühnendichter eine Masse kostbarer Zeit verschleudern muß, schlägt nun endlich die verhängnißvolle und demüthigende Stunde der ersten Darstellung seines Werks. Ja, verhängnißvoll! Denn wem ist es unbekannt, daß das Schicksal eines Stückes oft von der geringsten Zufälligkeit abhangt. Ein Schauspieler, der sich in der ernsten Gattung verspricht, oder seinen Charakter falsch auffaßt, im Lustspiel seine Rolle nicht weiß und das flüchtige Stück bis zur Langweiligkeit dehnt; eine Maschine, die knarrt, eine Decke, die hängen bleibt, ein mauvais plaisant, eine überlustige Tischgesellschaft, oder einige persönliche Feinde des Dichters im Parterre, können den Fall, oder doch die gleichgültige Aufnahme eines Drama's herbeiführen, das unter andern Umständen rauschenden Beifall erlangt hätte. Diese Abhängigkeit vom Zufall ist nun eben das Demüthigende für die Bühnendichter; und denkt man sich die Kühnheit, die dazu gehört, also öffentlich aufzutreten, und die nie ausbleibende Aengstlichkeit vor dem Mißlingen, so steht der Verfasser bei der ersten Aufführung seines Stückes im Widerspruch mit sich selbst und also immer ein wenig lächerlich da. — Von dem Publikum, dem er sich Preis gibt, ist in diesen Didaskalien schon verhandelt worden, besonders von dem norddeutschen, welches es für einen Mangel an Bildung hält, wenn man sich einem Kunstwerke unbedingt und natürlich hingibt, und daher mit dem geparzerten Vorsatz im Theater sizt, daß es das neue Stück nicht so leicht zu Thränen oder zum Lachen bringen soll. — Von den kritischen Blättern, die sogleich über den älteren bewährten Dichter, wie über ein junges, kaum sich entfaltendes Talent herfallen, soll in der Folge dieser Aufsätze die Rede seyn, und hier nur vorläufig bemerkt werden, daß es der Unsumme unserer kleinen kritischen Flug- (eigentlich Fluch-) Blätter keineswegs um belehrende Kritik, um fortschreitende Kunst, sondern einzig und allein um Abonnenten zu thun ist, und daß sie also dem Haufen fröhnen, den eine ernste Erörterung langweilt, der aber für kleine Bosheiten, Stachelreden, freche Anfeindungen und dergleichen gar gern seine Paar Pfennige hinwirft, weil es der Gemeinheit einziger Trost ist, wenn das über ihr Stehende hinab zu ihr in den Staub gezogen wird. Gewisse politische Blätter dienen hiebei der unerfahrenen kritischen Jugend zum traurigen Vorbild; auch diese tadeln Alles, Alles, nur um zu tadeln, und möchten uns mit ihren leeren Phrasen gar gern glauben machen, daß sie das Heil der Welt in der Tasche haben, und daß man ihnen grausam verbietet, es herauszuholen. — Und welchen Ersatz hat nun der deutsche Dramatiker, nach Studium und Fleiß, nach hundertfältigen Unannehmlichkeiten und Plackereien, nach bestandener Gefahr öffentlichen und lauten Mißfalls, welchen Ersatz hat er selbst dann zu erwarten, wenn sein Stück vorzugsweise gelingt? — Ehre? Wahrlich kaum so viel, als dem bengalischen Feuerwerker, dem Maschinenmeister, oder dem alten Schimmel zu Theil wird, auf welchem der Held des Melodramas, unter lautem Jubel des Volkes, hervorgaloppirt. Wird ein jüngerer, talentvoller Schauspieldichter, nämlich rein als ein solcher, in die Kreise der besseren Gesellschaft gezogen, und dort nur zur Hälfte so ermuntert, so viel Wesens um ihn gemacht, als um nichtssagende singende Personen? Kann selbst der ältere und bewährte Dramatiker, als solcher, sich einer ausgezeichneten Stellung in irgend einer deutschen, d. h. in einer, nach Rang und Titel speeradlig und spießbürgerlich abgestuften Gesellschaft rühmen? Ganz im Gegentheil: der Herr Kanzleirath sieht ihn als einen unnützen Menschen an, der Allotria treibt; die Excellenz kann doch keinen Menschen zu sich bitten, der möglicherweise ausgepocht werden kann; Se. Erlaucht läugnet, daß selbst der nahmhafteste Bühnendichter einen Namen habe, ja daß er nur geboren sey; der Bankier sagt, was kann so ein Mensch mit aller Mühe jährlich verdienen! und die heutigen Modedamen sagen gar nichts, damit man ja von ihnen sage, sie seyen unendlich weiblich. — Unter allen diesen Personen hat eigentlich der Bankier den Nagel auf den Kopf getroffen. Er weiß am besten, welche Attraktionskraft das Geld hat, weßwegen es par excellence Vermögen heißt, und weßwegen auch die Excellenzen ihn beehren; er kennt die Rangordnung nach Einkünften, und hat es, als guter Kalkulator, genau berechnet, daß die Anfertigung des Kostüms zu einer neuen Prachtoper dem ehrlichsten Theaterschneider wenigstens zehn Mal so viel einbringt, als das Operngedicht dem deutschen Autor, und daß daher dieser arme, also dumme Teufel just zehn Stufen unter dem Schneider steht. Der Bankier spricht es nur unbefangen und geradezu aus, was die andern, obgleich sie dasselbe denken und thun, doch aus einem Rest von Schaam bemänteln möchten. Solches nennt man naiv seyn, und Naivität hat immer einen komischen Anstrich. — Mehr aber als ernsthaft, traurig ist die Schutzlosigkeit des deutschen Bühnendichters. Er hat, als solcher, inmitten der europäischen Civilisation kein Eigenthum! Er ist als Produzent vogelfrei! Kein Gesetz, das ihn wie den geringsten Handarbeiter, kein Patent, das ihn als Erfinder, keine Kunstakademie, die ihn als ihr Mitglied schüzt; denn wie sollte ein deutscher Bühnendichter in einer deutschen Akademie aufgenommen werden, da einer solchen schon Philosophen, wie Fichte und Hegel, bei weitem nicht genug handgreiflich wissenschaftlich sind. Das Manuscript eines Bühnendichters darf ohne sein Wissen und wider seinen Willen abgeschrieben und verkauft werden, ohne daß er die Thäter als das, was sie sind, verfolgen kann, indem die Gesetze nur einen unsicheren und weitläufigen Civilprozeß auf eigene Gefahr zu führen erlauben, wie

solches aus zwei Erkenntnissen Berliner und Königsberger Gerichte in Sachen des Herrn Clauren (Heun) und des Herrn Willibald Alexis (Hering) hervorgeht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Die Heirathen werden bei den Russen mit besondern Feierlichkeiten begangen. Einige Tage vor der Hochzeit hat die kirchliche Verlobung durch den Priester statt, die bereits für unauflöslich gehalten wird. Die Tage zwischen der Verlobung und der Hochzeit bringt die Braut nur in Gesellschaft ihrer nächsten Gespielinnen, meistens mit Spielen und Gesängen zu. Die Trauung in der Kirche beginnt in den Städten bei wohlhabenden Paaren durch Gesänge der Priester und ihrer Gehülfen, wobei gewöhnlich alles neugierige Volk der Stadt sich versammelt. Wenn bald darauf die Verlobten eintreten, geht ihnen der Geistliche im vollen Ornate bis an das Hauptthor der Kirche entgegen und führt sie, indem er ihnen eine brennende Wachskerze gibt, in den Hauptheil des Tempels, nachdem er die Stirne der Braut und des Bräutigams mit einem dreifachen Kreuze eingeseguet hat. So treten sie vor einen kleinen Tisch, auf welchem die Verlobungsringe liegen, und der Priester spricht über sie, nach einem vorhergehenden kurzen Gesange, folgendes Gebet: „O Gott, der du die zerstreuten Elemente der Welt gesammelt und zu einem Ganzen verbunden hast; der du Isaak und Rebecka geseguet und sie zu den Erben deiner Verheißungen gemacht hast, gib auch diesem Paare deinen Segen und führe es zu allem Guten.“ Nach diesem Gebete wird den Verlobten ein Heiligenbild vorgetragen, und der Braut ein Kranz, dem Bräutigam eine Art von Krone aufgesezt. Der Priester übergibt ihnen die Ringe, segnet sie ein und läßt sie darauf beide aus einem Becher trinken. Darauf erhebt er seine Stimme und spricht oder singt vielmehr dreimal die Worte: „Ihr seyd verbunden auf immer und ewig.“ Dann nimmt der Priester die Ringe, bekreuzt die Stirne der Verlobten damit und steckt sie selbst dem Paare an die Finger, während dem er ein anderes kurzes Gebet über sie spricht. Nach diesen Ceremonien nimmt er beide bei der Hand und führt sie näher zum Altar auf einen auf dem Boden ausgebreiteten Teppich. Der allgemeine Volksglaube ist, daß der Theil, der diesen Teppich zuerst betritt, die Herrschaft im Hause führen wird, daher in diesem Augenblicke alles Volk sich herbeidrängt, den künftigen Herrscher zu sehen. Hier wird wieder aus dem gemeinschaftlichen Becher genippt, das Paar neuerdings eingeseguet und nach einem kurzen Gebete entlassen. Jezt strömen die Verwandten und Freunde herzu, dem Paare ihre Glückwünsche darzubringen. — Zu Hause wird indessen der Tisch zu dem feierlichen Mahle bereitet. Wenn das Paar an den Tisch tritt, reicht ihm der Vater des Hauses Brod und Salz mit dem Wunsche, daß es ihnen nie an diesen ersten Bedürfnissen fehlen möge. Das Mahl dauert oft tief in die Nacht, und an Gesundheiten für Braut und Bräutigam läßt man es nicht fehlen. Ist die Gasterei zu Ende, so erhebt sich die Brautführerin und führt die Braut an der Hand in das Schlafgemach, wo schon Matronen ihrer warten, um sie zu entkleiden. Bald darauf entfernen sich diese Matronen und der Bräutigam betritt, von seinem Führer begleitet, das Gemach. Jezt wird die Thüre geöffnet und alle Gäste strömen herein, um den Neuvermählten noch einmal ihre Glückwünsche zu bringen. Jeder leert auf ihre Gesundheit einen vollen Becher und nimmt dann Abschied, indem er dem Bräutigam das Gesicht und der Braut die Hand küßt, welche zum Dank einen Kuß auf die Wange des Scheidenden drückt. Die Thüren werden nun geschlossen, und die Gäste kehren gewöhnlich wieder zu ihren Tischen zurück.

Bei Gelegenheit der Heirathen soll auch der Taufen erwähnt werden, die jenen zu folgen und auch wohl vorherzugehen pflegen. Da es nicht meine Absicht ist, irgend einen der hier berührten Gegenstände zu erschöpfen, sondern nur dasjenige, was von unsern Gebräuchen abweicht, zu bemerken, so wird es genügen, zu sagen, daß bei der Taufe die Kinder dreimal ganz im Wasser untergetaucht werden, weil man ein bloßes Besprengen oder Begießen nicht für hinreichend hält. Da aber bei diesem Untertauchen das Kind der Erstickung ausgesezt ist, so beugt der Priester derselben durch einen eigenen Handgriff vor. Er drückt nämlich die Spitzen der beiden äußersten Finger seiner Hand auf die Ohren, die der nächstfolgenden Finger auf die Augen, und endlich die hohle Hand auf die Nasenöffnung und den Mund des Kindes, und verrichtet so die dreimalige Submersion, die, dieser Vorsicht ungeachtet, doch öfter schädlich ist, da zur Taufe durchaus ungewärmtes Wasser gebraucht werden muß. Erwachsene werden auf eine andere Art in die Gemeinde der Christen aufgenommen. In den an Asien grenzenden, besonders südlichen Gouvernements gibt es noch viele Mohamedaner und selbst Heiden. So sind die Tscheremissen und Tschuwaschen, welche die entlegenen Dörfer um Kasan bewohnen, noch heidnisch, und beinahe die Hälfte der Einwohner dieses Gouvernements sind Mohamedaner. Die Regierung ist so tolerant, daß sie durchaus keinen Unterthanen in seinem Glauben stört. Um indessen besonders den Heiden den Uebertritt zur christlichen Religion annehmlicher zu machen, gibt man ihnen, wenn sie sich taufen lassen, die Provision für den nächsten Winter unentgeldlich. Da trifft es sich denn öfters, daß nach einem Mißjahre ganze Truppe solcher

Digitized by Google

Menſchen nach der Stadt kommen und den Behörden ihren Wunſch vorlegen, in den Schooß der alleinſeligmachenden Religion aufgenommen zu werden. Man treibt ſie dann an das Ufer des nächſten Fluſſes, wo ſie ſich entkleiden und bis an den Gürtel ins Waſſer ſteigen, in welcher Stellung ſie alle auf einmal getauft und dann mit ihrem Wintervorrathe wieder in ihre Dörfer entlaſſen werden. Im nächſten Mißjahre ſieht man dieſe guten Leute auch wohl wieder kommen und zur Befeſtigung ihres Glaubens um eine zweite Taufe bitten, wo ſie aber gewöhnlich etwas unſanft abgewieſen werden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beſchluß.)

Jean Paul, von Franzoſen kritiſirt.

Hören wir nun die Revue de Paris: „Jean Paul Friedrich Richter, ein wunderbares Genie, der Sterne Deutſchlands, der originellſte der neuern Schriftſteller ... ſchreibt einen Styl, wie man ihn nie geſehen, ein Chaos von Parentheſen, Ellipſen, ein Karneval von Gedanken und Sprache, ein Labyrinth ohne Faden der Ariadne ... Citationen, Anrufungen, Wortwitze, Epigramme, plötzlicher Schwung, pathetiſche Scenen, weiße Blätter, Abſchweifungen, Epiſoden ... ehe man ihn überſetzt, muß man ihn verſtehen, und das iſt nicht am leichteſten ... Dieſer Philoſoph, dieſer Dichter, dieſer Spaßmacher, deſſen Genie eine verwirrte Hieroglyphe iſt, dieſer Titan des Spaſſes und Rabelais der Metaphyſik birgt unter ausſchweifenden Arabesken gar viel Empfindſames, Zartes, Anmuthiges, Tiefes; er iſt der einzige Schriftſteller, der vor lauter Originalität keinen Nachahmer gefunden hat.“ Und das iſt nicht wahr. „Allen ſeinen Schriften fehlt die Einheit;“ weil unſer Kritiker ſie eben nicht herausfinden kann; „er ſteht unter Shakespeare, beſonders unter Cervantes, vielleicht über Sterne, und hat wie ſie den Vereinigungspunkt gefunden, wo der Schmerz und die Luſt, das Pathetiſche und Burleske ſich verſchmelzen.“ Alſo doch eine Art Einheit! Nun eine Probe der Ueberſetzung. Cette voûte immense et éternelle, cette éloquente arche de l'empyrée, cet univers sublime se rétréciront à tes yeux et ne seront plus qu'une pauvre maison, un économique réduit; tu n'y verras plus que des cordes de bois, des morceaux de lard, des métiers à filer, et quelquefois, dans les beaux jours, un salon de visite. Pour toi .. la lune se transformera en un de ces globes de cristal dont le cordonnier se sert la nuit, et que les nuages portent comme leur chandelier. Le Rhin superbe n'offrira pour image pittoresque que quelques endroits guéables où tu iras laver ton linge. Le Rhin transformé en un chaudron de lessive! Mais quoi! l'Océan lui même ne se présentera à la pensée que comme un réservoir de harengs saurs ... Da haben wir's! Die Franzoſen, welche obigen Satz leſen, bekommen vor Lachen Convulſionen. „Das alſo iſt euer Jean Paul! das alſo iſt eure Romantik!“ So geht es, wenn man den Leuten von Metaphyſik ſpricht, ehe ſie die Logik kennen; wenn man den Wilden Miſſionäre ſchickt, ehe ſie den Pflug kennen; wenn man den Franzoſen von der éloquente arche de l'empyrée und zugleich von Speck und Bücklingen redet, ehe ſie eine Vorſtellung davon haben, was Humor iſt. Was kommt dabei heraus? Sie ſagen, der Schriftſteller ſey ſpecklich und der Ueberſetzer ein Pickelhäring. Laßt euch doch rathen, ihr, die ihr die Franzoſen romantiſch machen wollt: hübſch geſchwind meinetwegen in andern Sachen, hübſch langſam in der Literatur. Gebt euren Landsleuten den Meidinger in die Hand und ſagt: Lernt deutſch, denn 40 Millionen reden dieſe Sprache. Wartet, bis ſie aus Meidinger die erſten Elemente gelernt haben, dann gebt ihnen Gellerts Fabeln in die Hand, dann Kotzebue u. a., und ſie werden das Deutſche liebgewinnen. Nun herbei mit Schiller und Goethe, und ſo in vernünftiger Stufenfolge weiter, bis ihr ihnen endlich ſchüchtern den Jean Paul in die Hand gebt und ſagt: Jean Paul iſt Humoriſt, und fragt: was iſt Humor? Dann erſt werden ſie jene Literatur würdigen, worauf der Engländer und Deutſche ſo ſtolz iſt; jene fühlende Literatur, die mit den Lippen lacht und ſpottet, während ihr Auge die Thränen kaum meiſtern kann. Aber um des Himmels willen keine Ueberſetzung von Jean Paul vor dem Meidinger!

D.

Lauſanne, November.

Die waadländiſche Geſellſchaft für öffentliches Wohl.

Das Streben nach Unterricht und die uneigennützigſten Bemühungen zu deſſen Verbreitung in allen Ständen und in allen Lebensaltern, iſt hier in Lauſanne und in allen kleinen Orten unſers Kantons ſehr erfreulich. Unſern Kindern fehlt es nicht an unentgeldlichem Unterricht aller Art, wohl aber den ältern Männern und den Handwerkern. Einige Studenten gründeten hier zuerſt eine Schule, wo ſie dieſer Klaſſe alle Abend mehrere Stunden im Leſen, Schreiben und Rechnen Unterricht gaben, dann folgten die kleinern Städte nach. Leute von 60 Jahren haben hier noch am Grabe nachgeholt, was ihrer Jugend fehlte.

Es fehlt uns nicht an wohlthätigen Vereinen aller Art und Geſtaltung. Der nützlichſte aber im Großen iſt wohl die waadländiſche Geſellſchaft für das öffentliche Wohl, die in dieſer Zeit einen trefflichen Aufſchwung genommen hat. Sie iſt ein Kantonszweig der großen ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft, deren drei Gegenſtände Erziehung, Gewerbfleiß und Arme ſind. In ihr erblicke ich die große, edle Mutter, die ihre zweiundzwanzig wohlgerathenen Töchter wie Miſſionarien ausgeſendet hat, auf daß ſie nicht nur an Ort und Stelle Gutes wirken, ſondern ihr auch hülfreich zu großen, das ganze Volk betreffenden Zwecken die Hand reichen. Die moraliſche und intellektuelle Regeneration der Schweiz dürfte weſentlich von dieſem Bund, ſeinen Arbeiten, Bemühungen und Leiſtungen ausgehen. Die Kantonsgeſellſchaften vereinigen ſich mehreremal im Jahre in verſchiedenen Städten ihres Bezirks, um da Ausarbeitungen zu leſen, zu beſprechen und zu berathen, welche auf jene drei Gegenſtände Bezug haben. Hier finden Männer aller Stände und Sprüren ihre Stelle, Bauern, Profeſſoren, Handwerker, Gelehrte, Geiſtliche, Schullehrer, Notarien, Advokaten, Aerzte und reiche Grundeigenthümer. Alle treten brüderlich und ohne Anſehen der Perſon zuſammen, einer redet nach dem andern, einfach, ohne Zwang und Prätenſion, jeder theilt frei ſeine Gedanken mit, und da zeigt ſich's, daß in den ſogenannten niedern Ständen viel Scharfblick und natürlicher Verſtand herrſcht, der dann den gelehrten und unterrichteten Herren von der Feder gar wohl zu ſtatten kommt. Die heterogenen Elemente dieſer Geſellſchaften, die freie Miſchung der ungleichartigſten Stände iſt gerade das, was ihnen am meiſten nützt; denn dadurch hat jedes Intereſſe, jede Meinung und Anſicht ihre Vertreter, alle werden gehört, alle werden verglichen, beſtritten und abgewogen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 296.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 11. December 1830.

Wenn zu der Regenwand
Phöbus sich gattet,
Gleich steht ein Bogenrand
Farbig beschattet.

Goethe.

Noahs Regenbogen.

Eine Vorlesung.

Unter den verschiedenen mythischen Nachrichten über eine große Fluth, hat die von Moses aufbewahrte das Eigenthümliche, daß sich damit ein deutender Mythus des Regenbogens vereinigt hat. Das Schiff, worin der Vater der Menschen schwimmt, der Berg, auf dem sich sein Schiff niederläßt, wohl auch theilweise die hieroglyphischen Vögel, Taube und Rabe, die er aussendet, finden sich gemeinschaftlich bei den verschiedenen Völkern. Die blos mosaische Deutung des Regenbogens wird mit großer Kindlichkeit und Einfalt gegeben: der gerettete Vater der Menschen steigt mit den Seinigen aus dem Schiffe, nachdem ein trocknender Wind gekommen und dem Regen gewehrt worden war. Sie bringen ein Opfer, Gott macht mit ihnen einen Bund, und als Zeichen sezt er den Bogen an den Himmel; „wenn es kommt, daß ich Wolken führe über die Erde, so soll man den Bogen sehen in den Wolken, alsdann will ich gedenken an meinen Bund."

Ohne uns irgend in gelehrte und kritische Untersuchungen über die Frage, ob ursprünglich diese Deutung des Regenbogens mit der Erzählung von der großen Fluth verbunden gewesen, oder später hinzugesezt worden sey, einzulassen, bemerken wir, daß außer der kindlichen, mythischen Betrachtung, noch eine physische Wahrheit sich daran knüpft, die den Deutungen des Regenbogens bei andern Völkern fremd ist. In der Erscheinung des Regenbogens liegt in der That etwas Versöhnendes, er ist ein wirkliches Bild der Aussöhnung. Ihm ging Dunkelheit voran, Wolken thürmten sich gegen einander, deren Streit unter Donner und Blitz und herabströmenden Regengüßen sich entschied; allmählig verschwindet dieß, und am stillen, beruhigten Firmament zeigt sich der Bogen, wie ein Thor des Friedens und der Heiterkeit. Kaum zeigt sich bei andern Völkern diese Idee des Friedens, ja das Gegentheil. Bei einigen griechischen Dichtern ist der Regenbogen der Weg des Verkehrs zwischen Göttern und Menschen; die Götterboten, die man zwar als friedebringende betrachten kann, stiegen auf dieser festen, gewölbten Straße auf und nieder. Bei Homer dagegen ist an manchen Stellen die Iris sogar ein Zeichen des Kriegs, vom Zeus hingestellt, oder des schwer zu erwärmenden Winters*). In den egyptischen Symbolen ist mir kein Bogen vorgekommen; bei den Hindus ist er schlechthin der Bogen des Indra.

In der mosaischen Deutung des Regenbogens liegt aber noch etwas, was einer physikalischen Betrachtung gar viele Seiten darbietet. Es liegt darin der Gedanke: vor der großen Fluth gab es keinen Regenbogen. Die Meinung, es könnte wohl vorher schon ein Regenbogen existirt haben, aber seine Bedeutung sey erst nachher offenbar worden, ist mit der Einfalt und der Sprache, die in der Erzählung herrschen, nicht wohl ver-

*) Ilias, 17. Buch, V. 547, wenn die Stelle ächt ist.

Digitized by Google

einbar. Auf jeden Fall ist ein Himmel ohne Regenbogen für den Physiker ein sehr anregender Gedanke; die schöne Deutung wird grandioser, und der Bogen wird nun wirklich die Brücke zwischen der Urwelt und der jetzigen Welt.

Wir betrachten zuerst den Regenbogen geographisch. Er gehört dem ganzen Menschengeschlecht an; er ist in seinen Erscheinungen der farbigen Bänder, des mehr oder weniger Gewölbtseyns, des Hinwanderns mit der Sonne, des Steigens, wenn die Sonne sinkt, für alle Erdbewohner gleich. Wolken, die sich in Tropfen auflösen und, der Sonne entfliehend, einen klaren Raum zwischen ihr und dem Beobachter lassen, dieß ist der einzige Zustand der Atmosphäre, der seine Bildung bedingt. Allerdings mögen die ununterbrochenen Regengüsse der Tropenländer, die schnell eilenden Gewitter und Stürme, die z. B. aus der Wüste nach Egypten hereinbrechen, und in andern Erdgegenden andere Umstände die Erscheinung des Regenbogens zerstören. Aus den Berichten der Reisenden läßt sich nichts entnehmen; eine so flüchtige Erscheinung, die man von Kindheit an gesehen hat, wer wird sie besonders beachten? Wenn sich ein Regenbogen bei Sonnenuntergang zeigt, so erscheint er jedem Erdebewohner, er mag auf dem Aequator stehen oder weit gegen die Pole hin, immer als Halbkreis; und je höher die Sonne steht, desto niederer, flacher ist der Bogen. Plinius hat uns viele sehr reiche Beobachtungen über die Erscheinung in Tags- und Jahreszeiten mitgetheilt. Nie erscheint ein Regenbogen, wenn die Sonne ungefähr zur Mitte des Himmels heraufgestiegen ist. Daher in der Tropenwelt und der gemäßigten Zone vom Frühling bis in den Herbst er nie Mittags sichtbar wird. In der Breite der Streifen gibt sich der Durchmesser des sich abspiegelnden Sonnenbilds zu erkennen, und dieß ist für alle Erdebewohner gleichsam ein allgemeiner Maßstab am Himmel, ohne ihre Verabredung, wie dieß beim allgemeinen Maaß, von Erderscheinungen entlehnt, der Fall ist.

Dem Physiker ist, als Forscher, der Regenbogen auch ein Bogen des Friedens. Zwar sind die Farben ein Bild der Wandelbarkeit, aber der Bogen kann nur entstehen in Folge eines zur Ruhe gekommenen Gesetzes in den Verhältnissen zwischen Licht, Luft, Wasser. Der Regenbogen spiegelt heraus aus einem muntern Heer leuchtender, zur Erde sich stürzender Thautropfen. Welche genaue Abwägungen, welche scharfe Bestimmungen und Wechselwirkungen zwischen Luft und Wasser! Unsichtbar wandelt sich (durch Verdunstung) das Wasser in den zarten Dunst, der im Schooße der Luft sich verbirgt und dort, wer weiß wie, gepflegt wird. Es erhält aber allmählig wieder die Freiheit, und erscheint als schwere, drohende Wolke, die in Tropfen sich auflöst, zum Theil aber wieder in die Luft gleichsam sich verliert, oder von ihr eingesaugt wird. Welch ein Verkehr, welche Wandlungen! Das schwere Wasser, das als Ocean die Erde umgibt, wird in der Luft leichter und ätherischer gleichsam als diese selbst. An allen diesen Verhältnissen nimmt das Licht Theil. Wäre die Luft trüber oder das Wasser noch feiner, wenn es in der Atmosphäre sich lagert, das Farbenspiel des Regenbogens könnte nicht wie jezt stattfinden; der Bogen stände zu hoch, oder er würde kaum an dem Horizont als ein kleines Cirkelstück erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Einzelne vagirende Komödianten streifen wie die Korsaren umher und suchen, durch allerlei Mittel, auf allerlei Wegen, zu Abschriften einträglicher Stücke zu gelangen, um sie für wenige Thaler zu verschachern. In Mainz existirt sogar eine sogenannte Handlung, die solche Abschriften von Dramen und Musikalien in gedrucktem Preiskourant öffentlich zum Kauf ausbietet. Eine Person, die sich hierüber bei dem Chef dieses Hauses beschwerte, erhielt eine sehr derbe Antwort, worin unter andern vorkam, daß jenes Haus jenes Geschäft schon seit zwanzig Jahren treibe, und sich also sehr wundere, wie man dazu komme, sich darüber zu moviren. (Dieser Brief kann nöthigenfalls vorgezeigt werden).

Was ist nun die Folge dieser Erniedrigung, dieser gänzlichen Schutzlosigkeit der deutschen Bühnendichter? — Ein Chaos von Unkunst, das täglich mehr um sich greift und dem gesammten deutschen Theater mit völliger Vernichtung droht. Wo werden mehr weitschichtige, ganz undarstellbare dramatische Gedichte geschrieben, als in Deutschland, und weßhalb? — Weil es unter fünfzig jungen Dichtern kaum Einem gelingt, die papierenen Festungswälle der Theaterkanzleien zu durchbrechen und sein Werk auf die Bühne zu bringen; weil auch, in solchem glücklichen Fall, dieser Eine, durch zahllose Plackereien, kärglichen Lohn und niederschlagende Kritik, zu der Ueberzeugung kommt, daß jede andere Beschäftigung ehrenvoller und belohnender sey, als die eines deutschen Bühnendichters, und er nun in Einsamkeit sich zurückzieht, und frei von den beengenden Schranken des realen Theaters, sich einer ungebundenen Phantasie um so regelloser hingibt. Aber auch die wenigen Dichter, die, alle Hindernisse übersteigend, sich nicht abschrecken und von den Brettern verscheuchen lassen, vermögen es nicht, ihren Produktionen jene Zeit und jene Feile zu widmen, ohne die kein wahrhaftes, kein dauerndes

Digitized by Google

Kunstwerk entsteht. Nur die Menge der Stücke und die Raschheit, mit der sie zu Tage gefördert werden, kann dem heutigen Bühnendichter eine kleine Existenz, ein mäßiges Einkommen verschaffen. Und so werden wir mit einer Menge von großen und kleinen Stücken überschwemmt, wovon die einen breit und schwerfällig, die andern lose und leichtfertig gearbeitet sind, alle aber das Gepräge der Uebereilung und der Ungediegenheit tragen, so daß selbst die talentvollsten dieser theatralischen Skizzen, gleich Ephemeren, mit der Gunst des Tages dahin sind; nicht zu gedenken der auf den Kauf gemachten Waaren, welche französische Uebersetzungsfabriken dem deutschen Theater unausgesetzt liefern, und dadurch so manches deutsches Originalwerk von der Bühne verdrängen. Aber, sagt man, wie war es denn früher? Ei, durchaus nicht anders; und doch hat Deutschland seinen Goethe, seinen Schiller hervorgebracht! — Ich muß hierauf antworten, was ich schon einmal öffentlich sagte: Der höchste Lohn an Ehre und Gold wird kein Genie erzeugen, Geringschätzung und armselige Bezahlung kein Genie ertödten, wenn gleich häusliche Sorge vielleicht den Tod unseres größten Dramatikers beschleunigte. Aber wenn die deutschen Theaterdirektionen mit gewohnter Passivität auf Genies warten wollten, so könnten sie unterdessen in den Fall kommen, die Dekorationen und Kostüme allein spielen zu lassen, oder sonst Dinge auf die Bühne zu bringen, wodurch uns die dramatische Kunst ganz abhanden käme; und dieses wäre dann la fin du commencement, welcher bereits gemacht ist. Denn ein Genie wird nur äußerst selten geboren, und erschafft nur eine Kunstperiode, ist aber diese Kunstperiode so wenig selbst, als eine Sonne ein Sonnensystem ist. Es gehören Planeten zu einem Sonnensysteme, wie zu einer Kunstperiode Talente. Diese Talente zu erwecken, ist die Aufgabe der Bühnendirektionen, diese Talente zurückzuscheuchen und zu andern mehr lohnenden Beschäftigungen hinzudrängen, ist, mindenstens, ein Klugheitsmangel, dessen sich die Direktionen in hohem Grade schuldig machen. Wie viele bedeutende Talente (ein Tieck, ein Schlegel) wollen mit der bestehenden Bühne gar nichts zu schaffen haben. Andere (ein Houwald, ein Müllner) haben sich früh von ihr zurückgezogen. Und wie viele rühmlich bekannte Namen gibt es noch, die, zurückgeschreckt von dem unfruchtbaren Dornenpfade der Bühne, ihre tragische oder ihre humoristische Kraft nach andern Kunstgebieten hinwenden! — Selbst unter der Unsumme unserer frühreifen Rezensenten würde sich mancher witzige Kopf finden, der ein Paar gute Lustspiele auf die Bühne gebracht hätte, wenn seine bonmots in den Tagesblättern ihm, bei geringerer Gefahr, nicht mehr Vortheil, Auszeichnung und Einfluß brächten, als das bekrittelte Stück seinem Autor bringt. — Die Schutzlosigkeit von Seiten der Gesetze, die unwürdige Behandlung von Seiten der Bühnen und der unklugen Kritik haben den deutschen Dramatiker in der öffentlichen Meinung so herab gebracht, daß er mit dem verachteten und mißhandelten italienischen Operndichter sehr bald auf einer und derselben Stufe stehen wird. Dann werden unsere Dramen jenen elenden Operntexten gleichen, denn nur die talentlosesten Sylbenzähler, die unwürdigsten Seelen, die ärmsten Teufel werden alsdann noch zu einem Handwerk greifen, das bei kärglichem Lohn Unehre bringt. Die Kunst der Darsteller aber — sie scheitert jetzt schon an gediegenen Stücken ohne Knalleffekte, an feinerer Schattirung der Charaktere und an dem anmuthigen Kampfspiel eines raschen und leichten Dialogs — die Kunst der Darsteller aber wird sodann zu jener herabsinken, mit welcher die Mehrzahl deutscher Operisten zu sprechen vermag. Dies alles wird geschehen, wenn fürder der Bühnendichter, der Gesetzgebung und den Theaterdirektionen gegenüber, in dieser schutzlosen und niedern Stellung bleibt.

Die Frage ist nun, wie dem abzuhelfen sey? — Da war ich denn vor zwei Jahren so phantastisch, daß ich mir einbildete, die deutschen Dichter, die für die Bühne schreiben, würden sich einmüthig zusammenthun, um sich gemeinschaftlich einander zu helfen. Wie sich die französischen Dramatiker (namhafte und unberühmte) verbunden haben, lediglich zur gemeinsamen Einkassirung ihrer resp. Honorare, so sollte eine Buchhandlung die Stücke des deutschen Dichtervereins in der Handschrift versenden und das pekuniäre Geschäft besorgen, andeutend dabei, daß keines dieser Stücke während der ersten drei Jahre im Druck erscheinen würde. Jedem der Dichter blieb es frei gestellt, das Honorar seines Werks zu bestimmen, und er hatte die Annehmlichkeit, seine Zeit nicht mit Versendungen und unangenehmer Korrespondenz zu verschleudern. Anderseits war den Direktionen die Hoffnung genommen, auf den Druck des Stücks zu spekuliren; und was die Entwendung der Manuskripte betraf, so sollte der Verein, auf gemeinsame Kosten, in jedem einzelnen Falle klagbar werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, November.

(Fortsetzung.)

Wohlthätiger Einfluß der Gesellschaft für öffentliches Wohl.

Auf diese Art werden die Hauptklippen und Hauptfehler aller Gesellschaften aus gleichartigen Bestandtheilen vermieden: der esprit de corps, Neid, Scheelsucht und Rivalitäten. Man braucht nur einen flüchtigen Blick auf den Gang der Staatswirthschaft zu werfen, um zu erkennen, daß eine Menge Irrthümer Jahrhunderte lang dauerten, weil sie durch

Digitized by Google

die alte Gewohnheit warm gehalten wurden, immer nur Männer von demselben Interesse und von demselben Stand zusammen zu sehen. Bei ihnen hörte man immer nur einseitiges Vorurtheil, einseitige Ansichten Eines Standes, der seinen guten Grund hatte, die Sache nur aus einem gewissen speziellen, allen Beisitzern zusagenden Gesichtspunkt anzusehen. Auf diese Weise entstanden in Europa die Zölle, die Handwerksinnungen, die Prohibitivgesetze, die veralteten Grundsätze über den öffentlichen Unterricht, und die Schweiz verdankt dieser Bocksbeutelei sogar die Heimathlosen, welche man des Landes Pest nennen könnte. Vereinigt man einzelne Menschen, ohne sie mit ihrem Stand in Berührung zu lassen, so geht gewiß die Wahrheit aus ihren Diskussionen hervor, und zwar leicht, ohne Zwang und ohne Erschütterung; Jeder wägt die Meinung der Andern nach seinem besondern Interesse ab, und Jeder lernt über Gründe nachdenken, die den seinigen gerade entgegen sind; es kann kein Egoismus aufkommen, weil einer durch den andern aufgehoben wird. So z. B. ist die als Preis für künftiges Jahr gegebene Frage: wie kann der Völlerei im Kanton Waad gesteuert werden? eine höchst wichtige und ganz nationale Angelegenheit bei uns, bei der sich aber die entgegengesetztesten Interessen kreuzen. Der Weinbauer, der Weinschenk und vielleicht noch mancher Andere wird darüber ganz anders denken und sprechen, als der Schullehrer, der Pfarrer und der große Grundeigenthümer. Diese Kantonsgesellschaften vereinigen sich jährlich an einem andern Ort in der Schweiz, halten mehrere große Sitzungen, welche das ganze Land betreffen, berathen das Gemeinschaftliche und gehen nach einigen, so nützlich als angenehm verwendeten Tagen wieder auseinander, Jeder in seinen Kanton. Auch bei diesen Zusammenkünften lebt die alte schweizerische Gastfreundlichkeit wieder recht auf. Die auswärtigen Mitglieder wohnen nicht etwa auf ihre Kosten in Gasthöfen und Wirthshäusern, sondern werden den besten Familien des Orts zugetheilt, die sich um dies Vergnügen reißen, und den ihnen zukommenden Fremden nicht wie einen einquartirten Soldaten, sondern wie einen lieben, verwandten, lang erwarteten Gast aufnehmen, pflegen und verköstigen. Manchmal wird auch ein gemeinschaftliches Gastmahl für alle Glieder der Gesellschaft gehalten, jedoch ohne den thörichten Luxus, der bei dem großen musikalischen Verein eingerissen ist. Unberechenbar ist der nationale Vortheil, der für die Schweiz aus diesen Zusammenkünften entsteht; Männer, die sich ehemals als Fremde angesehen hätten, ein Mann aus Vadut und einer aus le Locle, ein Genfer und ein Schaffhauser treffen nun wie alte Bekannte und Freunde zusammen; ihr Interesse ist ein gemeinschaftliches. Wenn früher ein Schwyzer oder ein Glarner dem Berner von seines kleinen Landes Wünschen und Bedürfnissen sprach, so antwortete dieser: Was geht das mich an? da siehe Du zu. Das ist nun nicht mehr so, wiewohl die Berner im Grunde noch immer die alten sind. Die andern Schweizer haben sich aber sehr geändert, und dazu hat die helvetische gemeinnützige Gesellschaft wesentlich mitgewirkt. Unbegreiflich ist es, wie eine so großartige, liberale Anstalt bei manchen Töchtervereinen in den Kantonen Engherziges, Kleinliches und Philisterhaftes dulden kann. So erlaubt z. B. unsere waadländische Gesellschaft kraft eines ausdrücklichen Gesetzes keinem Fremden oder Nichtmitglied, ihren Sitzungen beizuwohnen. Wenn Bentham, Lancaster, Say, Ch. Dupin oder andere in der Sphäre allgemeiner Nützlichkeit ausgezeichnete Männer hierherkämen und einer Sitzung unserer Gesellschaft beiwohnen wollten, so würde man sie höflich an der Thür abweisen, denn sie haben zwar der Menschheit große und unvergängliche Dienste geleistet, ihr Name ist gekannt und geehrt in jedem Welttheil, sie könnten auch vielleicht Bemerkungen machen, die für den Kanton von größter Wichtigkeit wären, aber in Lausanne ist dies noch nicht genug, man muß auch selbst seyn in der Gesellschaft, sonst ist es nichts. Wie ganz anders geht man wenige Stunden von uns, in dem liberalen Genf, zu Werke, wo Fremde freien Zutritt in alle Vereine haben, und wo man sich eine Freude daraus macht, sie da einzuführen, am meisten in den für öffentliches Wohl, der seiner Natur nach bei offenen Thüren gehalten werden sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 290:

Die Brandrakete.

Räthsel.

Ein Heer von starken Kameraden,
Geeibt in Glieder nach straffem Faden;
Ihr Dienst ist thatenloses Tragen.
Sie wissen nichts von Beschwerden und Klagen;
Wohl hört man sie dröhnen bei schweren Müh'n,
Wohl sieht man zuweilen sie Feuer sprüh'n,
Doch bleiben sie meistens geduldig stehn
Und lassen das Schmählichste über sich gehn.

Wenn aber sie treten aus Reih' und Gliedern,
So fürchte dich ja vor den starken Brüdern:
Man sieht sie allein an seltenen Tagen
Von Händen empor in die Höhe getragen.
Dann wird zu Plänklern das ganze Heer,
Und wen sie erreichen, sie treffen ihn schwer;
Da ist kein Helm und kein Panzer so dicht,
Der nicht vor den furchtbaren Plänklern bricht.

Dem Heere vertrauten sich ohne Grauen
Sonst kleine Kinder und schwache Frauen;
Tagdiebe traten es alle Tage.
Es rächte mit Staub nur solche Plage:
Jetzt dringt ein Choc nicht von Reitern ein,
Jetzt bricht es den furchtbarsten Arm und Bein;
Auch vergällen die Lust zum Streiten dem Feind
Zwei heiße Gesellen, den Plänklern vereint.

Und mancher der Plänkler geht zu Grunde
In solcher furchtbaren Kampfesstunde,
Die aber, so nichts gelitten haben,
Sie werden im Frieden doch auch begraben.
Und ihre Geduld wird neu erprobt,
Und ihre Kostbarkeit nicht gelobt;
Da stehn sie wieder in Reih und Glied,
Und ihrer gedenkt nicht ein einzig Lied.

J. G. M.

Berichtigung.

In der Unterschrift des Motto's in Nr. 293 ist statt Goethe zu lesen: Göthe.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 297.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 13. December 1830.

— Mit so einschmeichelndem Wohllaut
Fesselt er alle Gemüther, mit so wollüstiger Wonne
Horcht ihm das Volk; doch ob auch von Gekrarsch die Bänke gebrochen,
Hungert er. — Meide den Sänger mir nicht, den die Bühnen ernähren.

Juvenal.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Ich glaubte in meiner Unschuld, daß sich die deutschen Dichter ohne Zaudern diesem Vereine anschließen würden, aber leider schlossen sich gerade diejenigen davon aus, die, rühmlich bekannt, mit den deutschen Direktionen in einträglicher Verbindung standen, und es daher vorzogen, nur für sich selbst zu sorgen, dem Gemeinwohl aber durch Entziehung von Autoritäten, wie z. B. Raupach und der nun verstorbene P. A. Wolff, zu schaden. Dadurch wurde jenen Journalisten, die von Hohn und Faxen leben, Vorschub geleistet; es wurde ihnen leicht, diese rein pekuniäre Verbindung für eine anmaßende literarische Parthei auszugeben, mit dem Worte Bühnendichter und der Zahl dreizehn abgedroschenen Spott zu treiben und große wie kleine Lacher auf ihre edle Seite zu bekommen. Dennoch hätte sich vielleicht der Verein erhalten, und die Zahl seiner Theilnehmer sich vermehrt, sobald dessen einfache Statuten öffentlich im Druck erschienen wären. Aber die Auflösung desselben wurde von einer andern Seite, von der Regierung, herbeigeführt, indem das königl. preuß. Ministerium des Innern es verweigerte, dem Verein der deutschen Bühnendichter die Rechte einer moralischen Person zu verleihen. Nur eine solche konnte in Rechtsstreitigkeiten mit der nöthigen Würde, ja mit der nöthigen Oeffentlichkeit auftreten, nur einem solchen autorisirten Vereine wäre es möglich geworden, für das gemeinsame Wohl der deutschen Bühnendichter wirksam zu seyn, nur ihm hätten sich die berühmten und namhaften derselben doch endlich angeschlossen. So aber zerfiel er im Entstehen, und ich mußte über meine Unerfahrenheit selbst von verständigen und wohlwollenden Freunden lächelnden Tadel erdulden.

Dennoch bleibt es eine unläugbare und niederschlagende Thatsache, daß der deutsche Bühnendichter, als ein solcher, für den Staatsverband gar nicht existirt, und von demselben ausgeschlossen bleibt, indem er der einzige Produzent ist, dessen produzirtes Eigenthum von keinem Gesetz geschützt wird. Unter diesen Umständen gibt es nur zwei Ansichten: entweder die pietistische, nach welcher das ganze Theaterwesen ein verpestender Sündenpfuhl ist, und in einem christlichen Staat überhaupt nicht geduldet werden darf, und dann wird mit den deutschen Bühnendichtern noch lange nicht herabwürdigend genug verfahren; oder — die humane Ansicht, nach welcher die Kunst den Menschen erhebt und jede wilde Rohheit, selbst die religiöse, den Fanatismus bezähmt, die Leidenschaften reinigt, und den segensreichen Sinn für das Angemessene und Schöne erweckt und ausbildet; dann aber ist die Bühnenkunst die lebendigste, die ergreifendste von allen, und dann muß der Dichter, der sie ins Leben ruft, nicht wie ein indischer Pariah behandelt und wenigstens bei seinem Eigenthum geschützt werden.

Digitized by Google

Weniger können, mehr aber sollen die deutschen Dramatiker nicht verlangen. Die französischen Gesetze, die dem Dichter und dessen Erben, bis zehn Jahre nach seinem Tode, einen fortwährenden Autorantheil, bei allen Landesbühnen, von jeder Einnahme seines dargestellten Werkes bestimmen und sichern, können in einem Lande wie Deutschland, das aus so vielen Staaten besteht, unmöglich eingeführt werden. Wohl aber schützen diese Staaten gegenseitig das Eigenthum ihrer Einwohner, und diesen Schutz, den alle genießen, sollte doch auch wohl der dramatische Dichter ansprechen dürfen. — Hiezu bedarf es aber nur zweier Gesetze:

1) Daß keine Theaterdirektion ein Manuscript von einem andern als von dem Autor selbst oder seinem Bevollmächtigten kaufen darf.

2) Daß keine Theaterdirektion ein im Buchhandel erschienenes Stück zur Darstellung bringen darf, ohne sich vorher, hinsichtlich des Honorars, mit dem Autor geeinigt zu haben.

Mehr bedarf es von Seiten des Staates nicht. Alles Uebrige bleibe den Betheiligten und der Konkurrenz, wie im Buchhandel, überlassen. — Was die erste Bestimmung betrifft, so dürfte sie wohl keinen vernünftigen Gegner finden, die zweite aber schwer gegen die starre Theorie einer abstrakt-philosophischen Jurisprudenz zu vertheidigen seyn. Alles jedoch, was für das unbeschränkte und absolute Eigenthum eines gekauften Buchs zu sagen ist, ist auch zur abstrakt-philosophischen Vertheidigung des Nachdrucks geeignet; und dennoch gibt es gegen denselben, in allen kultivirten Staaten, *positive* Gesetze, lediglich weil man die Litteratur nicht will vernichten lassen, und sie also schützen muß. Will man demnach auch die Kunst der Bühne schützen, so bedarf es hiezu ebenfalls eines *positiven* Gesetzes, sollte dieses auch auf abstrakt-theoretischem Wege nicht zu vertheidigen seyn. Frankreich, England und — wenn ich nicht irre — Rußland haben auch nicht Anstand genommen, das oben vorgeschlagene positive Gesetz zu geben.

Ob nun zu einem solchen deutschen Bundesgesetz der heutige Moment durchaus *nicht*, oder *gar wohl* geeignet ist, soll und kann hier nicht entschieden, wohl aber muß gesagt werden, daß die preußische Generalintendantur der königl. Bühnen bereits das Prinzip aufgestellt hat, auch gedruckte Stücke zu honoriren, und daß es nur der Vereinigung der Herrn Intendanten sämmtlicher deutschen Hofbühnen bedarf, um durch ein schönes und *öffentlich ausgesprochenes* Beispiel einen löblichen Gebrauch einzuführen, den dann ein späteres Gesetz sanktioniren könnte. Läßt man aber, wie bisher, die deutschen Bühnendichter in schutzloser Zurücksetzung verschmachten, während man kostspielige Sorgfalt, Theilnahme, Gönnerschaft und Auszeichnung nur der Augenlust, dem Ohrenkitzel und überhaupt einem Sinnengenuß zuwendet, welcher mit dem der Kunst in offenbaren Widerspruch steht, so dürfte das deutsche Theater auf dem betretenen abschüssigen Wege sehr bald so herabkommen, daß es gegen die Angriffe frommer Gemüther nicht fürder zu vertheidigen wäre. — Werfe man dagegen einen Blick auf die bildenden Künste bis zum Handwerk hinab, auf ihre Schulen, ihre Akademien, ihre Preisvertheilungen, ihre Reisenden auf Kosten des Staats! Und welcher schöne Erfolg in dem kurzen Zeitraum von fünfzehn Jahren! Welch ausgezeichnete Talente, welch herrliche Kunstwerke hat Preußen und Baiern seitdem hervorgebracht! Wie es der Wärme bedarf und des Lichts, um aus dem fruchtbaren Schooß der Erde Blüthen hervorzulocken, so bedarf die Kunst auch der Wärme des Antheils und des Sonnenlichts der Gunst, um zu gedeihen. Man gewähre den dramatischen Dichtern nur den zehnten Theil des Antheils und der Gunst, die man den bildenden Künstlern spendet, und in wenigen Jahren wird die gefährdete Würde der volkserziehenden Bühne gerettet seyn.

Ich kann diese Bemerkungen nicht schließen, ohne — so sehr es auch meiner innersten Natur zuwider ist — ein Wort über mich selbst zu sagen, damit meine Absicht nicht mißkannt, oder gar von Uebelwollenden absichtlich in den Stand der Gemeinheit herabgezogen werde. Demnach versichere ich — und Alle, die mich näher kennen, werden es bezeugen — daß kein persönliches Interesse mich zu der obigen Darstellung der Schutzlosigkeit und der Geringschätzung des deutschen Bühnendichters bewogen hat. Denn erstlich schreibe ich nicht ausschließlich und nur mit großen Intervallen für das Theater, stehe überdieß mit den einigen Bühnen, denen ich in der Regel meine Arbeiten zusende, in einem so gesicherten Verhältnisse, daß ich einer unverzögerten Darstellung eben so gewiß als eines anständigen Honorars bin, und könnte also, was mein persönliches Interesse betrifft, so ruhig als irgend ein anderer die unwürdige Zurücksetzung deutscher Bühnendichter mit ansehen, ja sogar eine Nahrung eiteln Stolzes darin finden, daß ich etwas besser behandelt werde. — Eben so wissen die, welche mich näher kennen, daß ich früher viel in der großen Welt gelebt, und mich aus ihren glänzenden Kreisen, aus eigener Wahl, zurückgezogen habe, so daß auch alles das, was ich über diesen Gegenstand gesagt habe, keine persönliche Unzufriedenheit zum Grunde haben kann. Nur weil es dem jungen dramatischen Dichter nothwendig ist, die vornehme Welt zu sehen, auf daß man es seinen Werken nicht anmerke, daß er sie *nicht* gesehen hat; nur weil es der vornehmen Welt Noth thut, Künstler und wissenschaftliche Männer in ihre Kreise zu ziehen, auf daß ihr vernünftige Nahrung werde, und sie nicht bei lebendigem Leibe absterbe, nur deßhalb habe ich diesen, mehr als man glaubt, wichtigen Punkt berührt. Nur zu allgemeiner Beherzigung und des allgemeinen Besten

Digitized by Google

wegen, habe ich diesen Aufsatz geschrieben, und muß ihn, zu meiner persönlichen Vertheidigung, mit dieser Versicherung schließen.

(Beschluß des siebten Artikels.)

Noahs Regenbogen.

(Fortsetzung.)

Wir sind nun unserer Aufgabe, einen Himmel ohne Regenbogen begreiflich zu machen, näher gekommen. Es gibt unter den Erklärern der mosaischen Erzählung: es war vor der Fluth kein Regenbogen, zweierlei Ansichten. Die einen setzten vor der Fluth eine immer reine Atmosphäre voll Klarheit, die andern eine immer trübe, schwere, dichte voraus. Bei jenen umfluthet die wolkenlose Luft ein besseres Geschlecht von Menschen, als das jetzige, ein liebliches Bild seiner Reinheit. Dieß dauerte lange, bis bei der allmähligen Entartung der Menschen allmählig, wie bei Entstehung eines Gewitters, die Dünste sich am ganzen Himmel sammelten, immer sich mehrten, immer mehr nach der Höhe zogen, sich verdichteten, endlich in ungeheurer Maße sich entluden, und die letzte Katastrophe hervorbrachten, die dem jetzigen Zustand der Erde vorausging. Ihnen ist also die große Fluth die Entladung eines allgemeinen Erdgewitters; vulkanische Erdkräfte wirkten mit, nachher trat, wie bei Gewittern, eine gewaltige Abkühlung ein, von der denn auch die Naturforscher an mehreren Stellen der Erde Spuren nachweisen. Nach dieser und durch diese große Entwicklung war die nun beruhigte Atmosphäre im Stande, fortan Wolken zu tragen, und der Regenbogen konnte erscheinen.

Diejenigen, welche das Gegentheil, also von Beginn an einen trüben, regenbogenlosen Himmel annehmen, sehen die große Fluth als die letzte Bildungsstufe der Erdatmosphäre an, als die letzte Scheidung des Wassers und der Luft, die letzte Aufhellung unseres Planeten, der aus einer chaotischen Atmosphäre entsprang, als die letzte Gründung seines Kerns. Beide Ansichten stimmen übrigens darin zusammen, daß unsere Atmosphäre der große Schauplatz war, wo sich die gewaltigen Kämpfe der Urwelt begaben und endeten.

Ein Weltkörper oder ein System von Weltkörpern, das nichts als Atmosphäre wäre oder war, ist der Lieblingsgedanke unsers Zeitalters. Es ist ihm die einzige verständliche Art, wie sie sich bilden und entwickeln konnten. Aber an sich schon hat der Gedanke etwas Anziehendes, wenn wir die Macht der Concentration betrachten, welche die Natur in luftförmigen Wesen erreichen kann, oder die unendliche Zerstreuung eines doch zusammenwirkenden Ganzen. Reichte unsere Atmosphäre durch Spalten oder Ritze, unverändert durch Wärme oder andere Einwirkungen, bis an den tiefsten Erdkern hinunter, so würde sie schon in einer Tiefe von 8 Meilen so dicht wie Wasser, 6000mal dichter seyn, als sie jetzt ist; ebenso wäre es, wenn das Barometer in einer Höhe von 8 Meilen so hoch stände, als es bei uns hier unten an der Oberfläche der Erde steht; dann würde bei uns hier unten die Luft die Dichtigkeit des Wassers haben, dabei eben so durchsichtig, aber viel kräftiger, energischer, gespannter seyn. Welche Kräfte können solch einem lebendigen atmosphärischen Ocean inwohnen! Wenn in unserer leichten Atmosphäre Wasserdunst sich verbirgt und auf einmal, in einem Moment, der heiterste Himmel mit Wolken sich bedeckt, wie würden wir über die Riesenkraft einer glühenden Atmosphäre erstaunen, deren Dichtigkeit tausendmal größer wäre, als die der Luft an der Oberfläche unserer Erde! Wäre es Unsinn, wenn Jemand behauptete, daß Granitberge aus dem Schooße einer solchen Atmosphäre sich niederschlagen? Dürfte man von der Sonne vielleicht behaupten, daß sie eine Atmosphäre solcher Art sey, und zwar nichts als Atmosphäre, ohne Kern, der sich allerdings bei ihren Planeten findet, die nur in eine Wasseratmosphäre mehr oder weniger trüb eingehüllt sind?

Doch wir kehren von dieser Abschweifung über die Feueratmosphären, wenn ich sie so nennen darf, wieder zu unserm Gegenstand, eine Atmosphäre ohne Regenbogen und ihre Beziehung zur großen Fluth, zurück. Ich stelle zu den zwei oben angeführten Ansichten noch eine dritte und behaupte: alle Kräfte, die zur Zeit der großen Fluth wirkten, alle die Katastrophen in der Atmosphäre, die sich damals zutrugen, sind nur unter Theilnehmung unsers Mondes möglich gewesen; die letzte Bildung der Erde ist unter Mitwirkung unseres feuchten und kalten Trabanten vollendet worden. Sagen läßt sich ja Vieles über die Zeiten, wo es keine Zeugen gab, oder eigentlich über die Unzeit, denn in einem Zustand so großer Gährungen und Entwicklungen ist zwar eine astronomische, aber keine physische Zeit; es läßt sich vieles darstellen und an Fäden reihen, die fast bis an die Urgeschichte hinreichen, oder fast, um mythologisch zu reden, bis an den Berg, an welchem der indische Mann nach der Fluth sein Schiff befestigte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Karrikaturen bei Gelegenheit des Ministerwechsels.

Die letzten politischen Begebenheiten haben wieder den Griffel unserer Karrikaturzeichner auf hundertlei Weise beschäftigt. Der neue Lord Mayor, welcher die armen Minister so sehr erschreckt hat, heißt zu seinem Unglück Key; da

fiel es einem luſtigen Zeichner ein, ihn „für ſeine Verdienſte“ mit dem ſpaniſchen Herrentitel zu belehnen, was ihn denn zum Don Key (donkey, Eſel) machte. Der Alderman, welcher dem armen Don die Miniſter erſchrecken half, heißt Hunter, und da dies ein Jagdpferd bedeutet, ſo war das Geſpann fertig, welches auf jede mögliche Weiſe figuriren mußte. So ſitzt der Eſel neben dem Herzog und ſcheint ihm, nach dem Angſtgeſicht des leztern zu urtheilen, gräßliche Worte ins Ohr zu raunen. Auf einem andern Bilde ſitzt der Eſel in ſeinem Amtsſtuhl und ſteht in einer Parodie von bekannten Reimen, man ſolle doch den 9. November und ſeinen Eſelsſtreich vergeſſen. Ein andermal ſitzen die zwei Beamten beiſammen; der eine mit einem alten Pferdekopf hat dem andern die Finger auf das Eſelshaupt gelegt und tröſtet ihn damit, daß das, was er gethan, „ein Fehler des Kopfes und nicht des Herzens geweſen ſey.“ Die Abdankung der Miniſter und die Ernennung eines neuen Miniſteriums hat indeſſen den beiden Aldermännern Ruhe verſchafft; doch ſah ich ſie noch zur guten Lezt als ein Kutſchengeſpann vor dem miniſteriellen Wagen, in welchem der Herzog und Sir Robert ſitzen; die Thiere brechen zuſammen, und dem erſchrockenen Herzog entſchlüpfen zu gleicher Zeit Leitſeil und Peitſche. Eine Menge Bilder ſtellen den Herzog und ſeinen Kollegen Sir Robert Peel, leztern immer als Polizeidiener gekleidet und, als Anſpielung auf ſeine Sinnesänderung hinſichtlich der Emanzipation der Katholiken, mit einer Rattenfalle in der Hand, in mancherlei lächerlichen Gruppen auf dem Rückzuge dar; in einem wird ſogar die ganze Geſellſchaft vom Könige mit einem großen Beſen, welcher, als Anſpielung auf die parlamentariſche Mehrheit gegen ſie, die Zahl 29 trägt, hinausgefegt. Hier erſcheint der Herzog beim König im Anzuge eines Kutſchers als the Man wot used to drive the sovereign (der Mann, der den Monarchen zu führen pflegte), und entſchuldigt ſich beim Könige, daß er ihn nicht mehr führen könne, weil das Fuhrwerk mit ihm zuſammengebrochen ſey. Dort reitet er mit einem Papier, auf dem die Unglückszahl 29 ſteht, in der Hand, mit traurigem Geſichte auf einem Eſel dem Galgen zu. Aber auch das neue Miniſterium erhält ſeinen Theil. Lord Holland wird durch die Aufforderung, Miniſter zu werden, plözlich von ſeinem Zipperlein geheilt; Lord Brougham fliegt zum Erſtaunen ſeiner ehemaligen Kollegen über ihre Köpfe weg von Brougham-Hall (ſeinem Landſiz) nach Weſtminſter-Hall (dem Oberhauſe) u. ſ. w. Alle Partheien werden hier auf gleiche Art behandelt; denn der Verkäufer der Karrikaturen will nur Geld verdienen und das Publikum — lachen; und da man in England über ein Zerrbild lachen und die dargeſtellte Perſon doch achten kann, ſo verletzen dieſe Bilder ſo wenig, daß manche vornehme Männer alles, was von der Art gegen ſie ſelbſt erſcheint, zur Unterhaltung ihrer Freunde ſorgfältig zu ſammeln pflegen. Auch der Lord Mayor bewies vor ein Paar Tagen, daß er ſich über dergleichen groben Späße hinausſezen könne; denn da der Viertelmeiſter des Bezirks, deſſen Alderman er iſt, einen Mann vor ihn brachte, der die Karrikaturen auf ihn feilgeboten und ein Spottlied dazu geſungen hatte, ſezte er denſelben augenblicklich wieder in Freiheit und empfahl dem Viertelmeiſter, ihn nicht wieder in ſeinem Geſchäft zu ſtören.

(Die Fortſezung folgt.)

Lauſanne, November.

(Fortſezung.)

Wirkſamkeit des Vereins für öffentliches Wohl.

Die Illiberalität unſers Vereins vergißt man, wenn man ſeine große und weitgreifende Thätigkeit bemerkt. Um dieſelbe zu beurtheilen, berühre ich nur Einiges, was ihn ſeit einigen Monaten beſchäftigt hat: Ernennung einer neuen Kommiſſion für die Kleinkinderſchulen, welche nicht nur hier in Lauſanne, ſondern auch in Vevey, Morges und Nyon trefflich gedeihen; neue Ordnung für die Schlachtbänke; Ernennung einer Armenkommiſſion; Gründung einer Induſtrieausſtellung; Erweiterung des Journals für Erziehung; Verbeſſerung des Volksgeſangs und Erweckung des muſikaliſchen Sinns bei dem Volk, worin Morges und Vevey ſchon große Fortſchritte gemacht haben; Ernennung einer ſtehenden Kommiſſion für den Landbau; Holzerſparniß; Reſervekaſſe; Entdeckung und Benuzung neuer großer Kalkgruben; milde Anſtalten in Vevey und in Aubonne; Gründung eines Schullehrerſeminariums; Verminderung der Völlerei im Waadtland (Preisaufgabe von 12 Louisdor). In der Mitte des Septembers war der Jahresverein der großen helvetiſchen Geſellſchaft bei uns in Lauſanne. Alle Gäſte ſchienen mit ihrer Aufnahme ziemlich zufrieden. Es war nur Ein Ton des Vertrauens, der Freundſchaft und der Begeiſterung für alles Gute. Am meiſten und beſten ſprachen die Genfer, beſonders über Erziehungsweſen, worin ſie ſonderlich zu Haus ſind; auch deutſche Vorträge wurden gehalten und deutſch beantwortet. In den Zwiſchenſtunden der Sizungen ließen wir es auch nicht an ergözlicher Azung und reichlichem Trinken fehlen. Künftiges Jahr wird die allgemeine Sizung in Zürich ſeyn.

Sehr glücklich iſt der Impuls, den die waadtländiſche gemeinnüzige Geſellſchaft hinſichtlich der Verbeſſerung des Volks- und Kirchengeſangs gegeben hat. Bei unſerm Alles raſch ergreifenden Aſſociationsgeiſt hat ſich auch für dieſen Gegenſtand gleich eine Geſellſchaft gebildet, und dieſe gründete flugs eine Geſangſchule, wo Kinder von zehn bis dreizehn Jahren für ein ſehr Geringes zweimal die Woche im Singen unterrichtet werden; zu andern Stunden bekommen hier auch Erwachſene Unterricht. Auf dieſe Art können die übelklingenden, falſchgeſezten und falſchgeſungenen Pſalmen aus unſern Kirchen verdrängt, und vielleicht auch das wilde, rohe Schreien und Gällen der Landleute etwas gemindert werden; wenn man aber meint — und gar Viele ſchmeicheln ſich mit dieſer Hoffnung — die Waadtländer werden einſt ſingen lernen wie die deutſchen Handwerksgeſellen, deren vierſtimmigen Geſängen ſie oft mit Entzücken zuhören, ſo irren ſie gewaltig. Erſtlich läßt die franzöſiſche Sprache keinen ſolchen Geſang aufkommen, und dann müßten wenigſtens einige Generationen mit und unter melodiſchem Geſang erzogen werden, ehe die jezige unharmoniſche Rohheit des Volks zum Weichen gebracht würde. Es iſt ſchade um die Leute, denn es finden ſich unter ihnen eine Menge guter und ſelbſt ſchöner Stimmen.

In einer Darſtellung der kriminellen Statiſtik unſers Kantons kommen auch einige neue Bemerkungen über unſer Strafarbeitshaus vor. Selten kommen Individuen unter ſiebzehn Jahren hinein; die meiſten, ſowohl Männer als Frauen, ſtehen in ihrem beſten Alter. Selten kommen hier mehr denn fünf Katholiken zuſammen, größtentheils Franzoſen, Savoyarden oder Italiener; ſie haben ihren eigenen katholiſchen Gottesdienſt. Einer der Hausbeamten gibt denen Unterricht, die deſſen noch bedürfen. Jeder Sträfling hat ſeine Bibel und ſeinen Katechismus; außerdem iſt noch eine kleine Bibliothek nüzlicher Bücher vorhanden; dieſe gehen von Zelle zu Zelle, wo die Sträflinge in ihren Freiſtunden leſen und ſchreiben dürfen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 298.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. December 1830.

Ja, wenn ganz mit deutscher Seele griech'sche Kunst sich hat verschmolzen,
Sollst du sehn, zu welchen Pfeilen greift Apoll, zu welchen Bolzen!

Platen.

Schiller an Wilhelm von Humboldt.

Jena, 21. März 1796.

Mein lezter Brief hat Ihnen nun schon gemeldet, liebster Freund, daß vor der Hand weder an Stanzen, noch an etwas Epiſches bei mir zu denken iſt. Ich kann alſo von Ihren Bemerkungen über den eigentlichen rechten Gebrauch gereimter Sylbenmaße ſobald keinen Gebrauch für mich ſelbſt machen, obgleich ich Ihren Ideen im Ganzen beipflichte. Nur däucht mir, erklären Sie ſich zu ſehr aus dem innern Weſen, was oft nur zufällig iſt. So glaube ich, daß der Reim ſeinen Urſprung einer Sprache zu danken hat, die viele Wörter mit gleichen Endungen beſizt, und daß theils dieſes, theils die Bequemlichkeit für das Gedächtniß ihn einführte. Daß ſich der Reim ſehr gut mit naiven Dichtungen vertrage, lehrt gerade ſein Urſprung; denn die italieniſchen Dichter, die Minneſänger und Troubadours und dergleichen, obgleich ſie den Alten an Werth nicht beikommen, gehören doch mehr in die Klaſſe der naiven, als der ſentimentalen Dichtung. Dann iſt auch ferner nicht zu läugnen, daß der Reim in den fröhlichen und ſcherzhaften Gattungen ſich mit der größten Naivetät des dichteriſchen Gefühls verträgt; ich will hier nur Lafontaine's Erzählungen anführen. Mir däucht, daß ſich die alten Sylbenmaße, wie z. B. der Hexameter, deßwegen ſo gut zur naiven Poeſie qualificiren, weil er ernſt und geſezt einherſchreitet und mit ſeinem Gegenſtand nicht ſpielt. Nun gibt dieſer Ernſt, z. B. im Fuchs, der Erzählung einen gewiſſen größeren Schein von Wahrhaftigkeit, und dieſe iſt das erſte Erforderniß des naiven Tons, wo der Erzähler nie den Spaßmacher ſpielen und aller Witz ausgeſchloſſen bleiben ſoll. Auch däucht mir, iſt der Hexameter ſchon deßwegen in dergleichen Gedichten ſo angenehm, und vermehrt das Naive, weil er an Homer und die Alten erinnert.

Uebrigens bin ich mit Ihnen überzeugt, daß der Reim mehr an Kunſt erinnert, und die entgegengeſezten Sylbenmaße der Natur viel näher liegen. Aber ich glaube, daß jenes Erinnern an Kunſt, wenn es nicht eine Wirkung der Künſtlichkeit oder gar der Peinlichkeit iſt, eine Schönheit involvirt, und daß es ſich mit dem höchſten Grade poetiſcher Schönheit (in welche naive und ſentimentale Gattung zuſammenfließen) ſehr gut verträgt. Was man in der neueren Poeſie (der gereimten) vorzüglich ſchöne Stellen nennt, möchte meinen Saz beweiſen; in ſolchen Stellen ergözt uns die Kunſt als höchſte Natur und die Natur als Wirkung der höchſten Kunſt; denn erſt dann erreicht unſer Genuß ſeinen höchſten Grad, wenn wir beides zuſammen empfinden.

Das iſt eine Unart des Reims, daß er faſt immer an die Poeten erinnert, ſo wie in der freien Natur eine mathematiſch ſtrenge Anordnung, eine Allee z. B. an die Menſchenhand. Aber ich glaube, daß ſelbſt dieſes — wenn nur das Uebrige reine objektive Natur iſt — der höchſten äſthetiſchen Wirkung nicht entgegen iſt.

Digitized by Google

Aber laſſen Sie mich auch hier von den Reimen ſcheiden, wie ich in der That — auf eine Zeit lang nämlich — von ihnen Abſchied genommen habe, es müßte denn ſeyn, daß ich in meinem Schauſpiel gereimte Scenen nach Shakeſpears Beiſpiel einmiſchte, wozu es jezt noch keinen Anſchein hat. Ich bin jezt wirklich und in allem Ernſt bei meinem Wallenſtein, und habe die lezten fünf Tage dazu angewendet, die Ideen zu revidiren, die ich in verſchiedenen Perioden darüber niederſchrieb. Groß war freilich dieſer Fund nicht, aber auch nicht ganz unwichtig, und ich finde doch, daß ſchon dieſes, was ich bereits darüber gedacht habe, die Keime zu einem höhern und ächtern dramatiſchen Intereſſe enthält, als ich je einem Stück habe geben können. Ich ſehe mich überhaupt auf einem ſehr guten Wege, den ich nur fortſetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen; dieß iſt ſchon viel, und auf alle Fälle ſehr viel mehr, als ich in dieſem Fache ſonſt von mir rühmen konnte.

Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen, jezt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denſelben Reichthum im Einzelnen mit eben ſo vielem Aufwand von Kunſt zu verſtecken, als ich ſonſt angewandt, ihn zu zeigen, und das Einzelne recht vordringen zu laſſen. Wenn ich es auch anders wollte, ſo erlaubte es mir die Natur der Sache nicht; denn Wallenſtein iſt ein Charakter, der — als ächt realiſtiſch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen intereſſiren kann.

Ich habe bei dieſer Gelegenheit einige äußerſt treffende Beſtätigungen meiner Ideen über den Realism und Idealism bekommen, die mich zugleich in dieſer dichteriſchen Kompoſition glücklich leiten werden. Was ich in meinem lezten Aufſatz über den Realism geſagt, iſt von Wallenſtein im höchſten Grade wahr. Er hat nichts Edles, er erſcheint in keinem einzelnen Lebensakt groß, er hat wenig Würde und dergleichen; ich hoffe aber nichts deſtoweniger auf rein realiſtiſchem Wege einen dramatiſch großen Charakter in ihm aufzuſtellen, der ein ächtes Lebensprinzip in ſich hat. Vordem habe ich, wie im Poſa und Karlos, die fehlende Wahrheit durch ſchöne Idealität zu erſetzen geſucht, hier im Wallenſtein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die ſentimentaliſche nämlich) entſchädigen. Die Aufgabe wird dadurch ſchwerer, und folglich auch intereſſanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealiſche Charakter entbehren kann. Unglücklicherweiſe aber hat Wallenſtein den Erfolg gegen ſich, und nun erfordert es Geſchicklichkeit, ihn auf der gehörigen Höhe zu erhalten. Seine Unternehmung iſt moraliſch ſchlecht, und ſie verunglückt phyſiſch. Er iſt im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um ſeinen Zweck. Er berechnet Alles auf die Wirkung, und dieſe mißlingt. Er kann ſich nicht, wie der Idealiſt, in ſich ſelbſt einhüllen und ſich über die Materie erheben, ſondern er will die Materie ſich unterwerfen, und erreicht es nicht. Sie ſehen daraus, was für delikate und verfängliche Aufgaben zu löſen ſind, aber mir iſt dafür nicht bange. Ich habe die Sache von einer Seite gefaßt, von der ſie ſich behandeln läßt.

Daß Sie mich auf dieſem neuen, und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen, fremden Wege mit einiger Beſorgniß werden wandeln ſehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es iſt erſtaunlich, wie viel Realiſtiſches ſchon die zunehmenden Jahre mit ſich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erſt nach dem Karlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einſchlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde meſſen müſſen, iſt freilich wahr; auch iſt es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was Mein iſt und Er nie erreichen kann, ſo wird ſein Vorzug mir und meinem Produkt keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung ſich ziemlich heben ſoll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollſten Augenblicken mir verſpreche, verſchieden ſpecificiren, aber unſere Arten einander nicht unterordnen, ſondern unter einem höheren idealiſchen Gattungsbegriff einander coordiniren.

Doch genug von dieſen Raiſonnements. Sie werden ſagen, daß die Sache ſelbſt allein hier entſcheiden könne, und dieſe wird jezt auch mein ernſtliches Geſchäft ſeyn. Vor Ihrer Ankunft in Jena, welche doch wohl im Auguſt erfolgt, werde ich noch nichts eigentlich ausgeführt haben, aber dann, hoffe ich, ſoll der Plan ziemlich zu Stande ſeyn, und mit dem Plan iſt auch die eigentliche poetiſche Arbeit vollendet.

Uebermorgen, liebſter Freund, reiſe ich auf vierzehn bis achtzehn Tage nach Weimar, wenn meine Geſundheit es erlaubt. Ich habe Goethen verſprochen, während Iſlands Anweſenheit, der am Charfreitag ankommt, ihm Geſellſchaft zu leiſten, damit er für Iſland um ſo eher eine Societät eröffnen könne. Er wollte nicht gern zu viel Anſtalten Iſlands wegen machen, und doch wiſſen Sie, daß man in Weimar Alles aufbieten muß, um auch nur etwas von Societät zu haben. Nun geht ein Theil der Societätsarrangements auch auf meinen Namen, und wenn wir, Goethe und ich, beide zuſammen ſind, ſo verwandelt ſich die ganze Hiſtorie in eine Komödie für uns. Sey'n Sie alſo ſo gut, Lieber, mir Ihren nächſten Brief nach Weimar zu adreſſiren.

Sch.

Digitized by Google

Noahs Regenbogen.

(Beschluß.)

Hier geht es den Forschern wie den Reisenden, welche einen nie bestiegenen Berg ersteigen wollen: sie kommen dem Ziele nahe, nun tritt ein unerwartetes Hinderniß ihnen entgegen und treibt sie wieder zurück. So muß auch ich den Beweis für obige Behauptung von der Mitwirkung des Mondes — ein Astrolog braucht dafür keinen — schuldig bleiben, und kann dem Leser statt einer Kette von Wahrheiten nur fliegende, lose Gedanken mittheilen.

Es ist bemerkenswerth, daß unser Mond als Trabant in manchen Stücken sich anders verhält, als die Trabanten der Planeten gegen ihre Häupter. Allerdings darin umfaßt, nach Herschels Beobachtungen, alle Trabanten ein gemeinsames Gesetz, daß sie ihren Planeten immer dieselbe Seite zukehren, was auch auf astronomische Weise so ausgedrückt werden kann, daß sie genau in derselben Zeit um ihren Planeten und um sich selbst, um ihre Achse sich drehen. Diese Gleichheit von Verhältnissen ist ein seltener Fall in der Natur, und hier ist der tiefere Grund uns verborgen. Eine andere Erscheinung in der Trabantenwelt dagegen kommt beim Mond unregelmäßig vor. Der Aequator des Hauptplaneten, dieser Mitte seines planetarischen Seyns, ist gleichsam die haltende und balancirende Kraft für seine Trabanten. Man sieht dieß am deutlichsten beim Saturn. Sein Ring hält sich im Gleichgewicht um den Saturnäquator, in derselben Lage halten sich auch seine Trabanten; daher scheinen sie in ihrem Umlauf oft an der Linie des Rings wie Perlen aufgereiht zu seyn, gleichsam bisweilen von der scharfen Kante des Rings wie durchschnitten zu werden. So kreisen auch die Trabanten des Jupiters um seine Mitte in unveränderter Gleichförmigkeit der Lage. So ist es nun nicht bei unserem Mond: er hält diese Gleichförmigkeit nicht gegen den Erdäquator, er läuft *schief* um die Erde. Ich kann seinen Lauf nicht deutlicher beschreiben, als wenn ich ihn mit dem Laufe der Sonne vergleiche. Die Sonne steht bekanntlich nicht immer im Aequator, und bildet daher rechts und links vom Aequator eine Zone, die heiße Zone genannt; die Breite dieser Zone bleibt unveränderlich, und die Zeit, in der die Sonne sie durchwandert, ist das Sonnenjahr. Der Mond läuft in einem Monat um die Erde und bildet, weil er auch nicht in der Mitte sich hält, wie die Saturns und andere Trabanten, nach obiger Bemerkung, gleichfalls eine Zone von gewisser Breite; das Eigenthümliche dabei ist aber, daß die Breite dieser Zone veränderlich, bald größer, bald kleiner ist, als die von der Sonne beschriebene Zone, und zwar in einer Periode von achtzehn Jahren. Dieses sonderbare Verhältniß deutet auf eine kräftigere und umfassendere Gegenwirkung zwischen Mond und Erde in der verwickelten Beziehung ihrer Bahnen.

Aber die Erde selbst zeigt für sich andere Verhältnisse als ihre Brüder, die übrigen Planeten. Sie scheint z. B. der einzige häufig helle, heitere, von Wolken nicht immer umlagerte Planet zu seyn. Betrachten wir die Venus; sie ist in einen immerwährenden Dunst gehüllt; von Mars sehen wir nur seine glänzenden Polargegenden; Jupiter und Saturn sind mit einer Reihe nie sich aufhellender Wolkengürtel umlagert, und nie ist noch einem Sternseher ein Blick durch diese Wolkendecken hinab gestattet worden, um uns Kunde von dem Bau der Planetenoberfläche zu geben.

Es finden sich endlich zwischen Erde und Mond auffallende Verschiedenheiten und Kontraste. Der Mond hat kein Wasser, die Erde eine ungeheure Masse davon, und es ist sehr leicht und einfach zu sagen: *die Erde hat ihr Wasser vom Mond*. Die Berge auf der Erde sind, wie längst bemerkt worden, in strahlenden Reihen geordnet, auf dem Monde herrscht ganz andere Vertheilung und Stellung der Gebirge. Es sieht aus auf dem Mond, um es kurz zu sagen, wie wenn alles aus dem Centrum herausstrahlend, herauswirkend sich gebildet hätte, während auf der Erde sich alles nach peripherischen Umrissen und in rotatorischen Spiralen gebildet hat, ein Abbild des spiralförmigen Laufs des Monds um die Erde. Nun ist es ein Naturgesetz, daß solche verschiedene Wesen gegenseitig zu ihrer Ausbildung aufeinander wirken; warum sollen wir nun nicht dasselbe von Mond und Erde sagen? Man denke sich nun ihre gemeinschaftliche Einwirkung, man nehme eine Mischung ihrer Atmosphären an, und kann es dann leichter aussprechen: die lezte atmosphärische Bildungsperiode bei Mond und Erde war gemeinschaftlich; der Mond ging kalt, starr und trocken aus dieser Bewegung hervor, und die Erde erhob sich neu gebildet aus den Katastrophen, deren Spuren sich überall finden.

Pfaff.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, November.

(Fortsetzung.)

Kriminelle Statistik. Staatswirthschaftliche Mißgriffe.

Die Erfahrung lehrt, daß der Unterricht, die religiöse Zusprache des Pfarrers, die strenge Gewohnheit an Ordnung und Reinlichkeit, die unausgesetzte Arbeit, das absolute Stillschweigen, worauf in den Werkstätten, beim Essen und in den Zellen sehr streng gehalten wird, die glücklichsten Veränderungen bei den Sträflingen hervorbringen. Dies ergibt sich aus folgender statistischer Uebersicht: Von 70 Waadländern, die im Januar 1829 seit der Eröffnung des Strafarbeitshauses im Mai 1826 darin gewesen, aber entlassen worden waren, führen sich 11 musterhaft auf, 28 geben gute und gegründete Hoffnungen, über 7 sind die Nachrichten nicht günstig, über 9 entschieden schlecht, 10 haben wieder Verbrechen begangen und von 5 weiß man gar nichts. Die immerwährende Arbeit

Digitized by Google

ist das unfehlbarste Mittel, ihnen Geschmack an der Arbeit beizubringen, ihren künftigen Unterhalt zu sichern und dadurch ihre Sitten zu verbessern. Darüber haben wir Beispiele in beiden Geschlechtern; Sträflinge lernten im Haus weben, Schuhe machen, schneidern, nähen, tapeziren, und erhielten überdies einiges Geld in die Hand, das sie sich im Hause verdient hatten. Jezt sind manche in Arbeit bei angesehenen Meistern, andere haben sich auf ihre Hand etablirt, und ihr Gewerbe geht gut.

Nicht alle Unternehmungen und Anstalten gelingen so gut, wie das Strafarbeitshaus. So wurde mit großen Kosten seit einigen Jahren von St. Cergues den Jura herunter eine neue Straße nach Nyon angelegt, weil die Faucilles oder die Gexer Straße besonders im Winter wegen der ungeheuren Schneewehen mit Frachtwagen und großen französischen Diligencen fast nicht zu passiren ist. Vorigen Winter wurde nun die neue fertig und konnte befahren werden; aber wie Voltaire von Versoix sagte, fehlt es ihr nur an einer Kleinigkeit, nämlich an Leuten, die darauf fahren wollen. Unsere Transitozölle auf die französischen Waaren sind so bedeutend in Vergleich mit denen in den Kantonen Neuschatel und Genf, daß die Pariser Frachtwagen und Diligencen den neuen bequemen Weg von St. Cergues ganz verlassen haben und, der Gefahr und der Unbequemlichkeiten im Winter ungeachtet, über Gex nach Genf gehen. Welcher Widerspruch! Erst bauen wir herrliche Straßen mit großen Kosten, um die Fremden anzuziehen, und auf der andern Seite stoßen wir sie durch ungeheure Abgaben zurück. Die künftigen Jahre müssen wir die Straße unterhalten und ausbessern, und für wen? was haben wir für einen Vortheil davon? und überdies lachen uns die Nachbarn aus. Unstreitig ist unsere Regierung in ihren staatswirthschaftlichen Ideen noch weit hinter allen Nachbarn, ja selbst hinter Freiburg zurück. Wir verlangen als schweizerischer Bundesstaat freie Einfuhr unseres Weins von Bern, und Genf soll uns frei seinen Dünger zukommen lassen, der uns so nöthig ist; was thun wir aber gegen diese Nachbarn? Wir lassen ihnen nur mit großen Schwierigkeiten Holz und Victualien, auf keinen Fall aber Getreide zukommen. Dies ist wohl sehr bundesbrüderlich! Es wird noch lange Zeit hingehen, ehe wir einen kleinen Hustissen bekommen, der uns überzeugt, daß Reciprocität und niedrige Zölle der einzig wahre Grundsaz für Regierungen sind, die mit ihren Nachbarn in Einigkeit, Friede und Freundschaft leben und überdies an Wohlstand gewinnen wollen.

Ein Bauer bei Ecublons hat vor einiger Zeit beim Umgraben seines Feldes einen irdenen dunkelbraunen Topf gefunden, der mit einem platten Stein zugedeckt war. Dieser Topf enthielt eine Menge kleiner alter Scheidemünzen, so groß wie Kreuzer, und alle zusammen ungefähr 2¼ Pfund schwer. Sie stammen aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert, und sind alle von den Bischöfen von Lausanne geprägt. Auf den meisten sieht man den Fronton einer Kirche und darüber ein Kreuz mit der Umschrift in gothischen Buchstaben: Sedes Lausannae, und auf der andern Seite: Civitas equestris, ein Beinamen, den unsere Stadt im Mittelalter hatte, den sie aber Gottlob heutzutage nicht mehr verdient.

(Der Beschluß folgt.)

London, December.

(Fortsezung.)

Unruhen in England.

In London sind wir jezt ganz ruhig, und werden es auch wohl für den Winter bleiben, besonders da der König auf keinen Fall vor dem Frühjahr seinen Besuch bei der Bürgerschaft abstatten wird, und bis dahin wohl auch die Minister ihre Popularität behaupten werden. In den Provinzen aber, und zwar in einem weiten Kreise, der sich allmählig um die Hauptstadt herumgezogen hat, herrscht große Gährung. Fast jede Nacht werden, bald hier, bald dort, Gebäude oder Scheuern von, trotz allen ausgesezten Belohnungen noch immer unentdeckten Mordbrennern zerstört, und am hellen Tage ziehen Haufen Taglöhner umher, welche Dreschmaschinen zertrümmern und unter Drohungen zuerst die Pächter zu Erhöhung ihres Taglohns zwingen und dann, da sie wissen, daß diese sonst ihr Versprechen nicht würden halten können, Geistlichen und Grundherren die Verringerung ihrer Forderungen an Zehnten und Grundzins abpressen. Ja in vielen Fällen haben sie sogar Essen und Trinken und selbst Geldbeiträge ertrozt, und einigemal selbst Reisende angehalten. Bei dieser Gelegenheit zeigt es sich denn wieder, daß alles Gute auch sein Uebles hat; denn darin besteht eigentlich die englische Freiheit, daß in den innern Angelegenheiten die Regierung nur leitet und nicht — regiert; die Ausübung der Gesetze bleibt der Nation oder doch dem Theil derselben, welcher die Gesetze macht, überlassen. Diesem Umstande, diesem Mangel an Centralisation und Einförmigkeit, die allen Theoristen und Corporalen so schrecklich dünkt, hat England gerade seine Größe zu verdanken; aber dies erfordert auch in Zeiten der Noth einen Grad von Klugheit, Festigkeit und Muth, welchen diesmal leider nur wenige haben blicken lassen. Das Ministerium war zu sehr mit der Verlängerung seiner eigenen Existenz und vielleicht auch mit den Begebenheiten im Auslande beschäftigt, um den Vorgängen, welche zuerst in der Grafschaft Kent, und zwar schon zu Anfang Septembers sich ereigneten, die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen, und die Friedensrichter und andere einflußreiche Personen waren zu sehr von den ihnen selbst unmittelbar drohenden Gefahren überrascht, um sich dem allgemeinen Uebel mit dem erforderlichen Nachdruck zu widersezen. Hätten sie schnell dafür gesorgt, daß die Lage der Taglöhner da verbessert worden wäre, wo dieselben noch nicht zum Aufstand gekommen waren, dabei aber diejenigen nach der Strenge der Gesetze bestraft, die sich gewaltsame Schritte erlaubt, so wäre das Uebel in seiner Geburt erstickt worden; denn selbst jezt noch gibt der Pöbel nach, wo ihm ein fester Wille entgegengesezt wird, selbst wenn gar keine physische Macht vorhanden scheint, denselben durchzusezen; wie derselbe denn überhaupt sich bisher noch keine Gewaltthätigkeit gegen Personen erlaubt hat, wenn man etwa die gewaltsame Deportation eines verhaßten Armenaufsehers aus seinem Kirchspiele ausnimmt. Jezt aber sind Regierung und Beamte in Thätigkeit, und es sind theils durch das Militär, aber am häufigsten durch rechtliche Bauer- und Bürgersleute, die dafür als Constabeln beeidigt worden, viele Banden zersprengt, eine Menge Insurgenten eingefangen und einige bereits zu schweren Strafen, selbst bis zu immerwährender Verbannung, verurtheilt worden. Bis jezt soll man von den Aufrührern fast nirgends eine politische Forderung gehört haben; es ist ein Bellum servile, ein Kampf der Armuth gegen den Wohlstand, der Rohheit gegen die Bildung, veranlaßt durch die unersättliche Habsucht der Reichen, die, um ihren Luxus zu steigern, den Arbeiter an vielen Orten in die bitterste Noth gestürzt haben, und so Gefahr drohend für das Ganze, daß sich schnell die bessern Bürger vereinigen müssen, um die Ruhe wieder herzustellen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 299.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 15. December 1830.

Den Frieden zu finden,
Wohin ſoll ich wandern
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgeberde
Für mich nur ein Grab?

Schiller.

Dante's Tod.

Erzählung von D. L. B. Wolff.

Questo Dante per suo sapere fu alquanto presuntuoso et schifo et isdegnoso, et quasi a guisa di Philosopho mal gratioso non bene sapeva conversare co' laici, ma per l'altre sue virtudi, et scientia et valore di tanto Cittadino no pare che siconvenga di darli perpetua memoria in questa nostra Cronica, con tutto che per le sue nobili opere lasciate a noi in iscritture, facciano di lui vero testimonio et honorabile fama ella nostra Città.

Giov. Villani
Historie Fiorentine
X c, 134.

In einer Felſengrotte ſaß ein ernſter Mann, über deſſen Antlitz die Zeit mit ſchwerer Hand gezogen war; nur ſeine Augen funkelten von faſt übermenſchlichem Feuer und ſeine Stirne ſchien Allem, was von Außen drohte, kühn zu trotzen. — Er ſchaute mit raſchem, durchdringenden Blick in die Tiefe zu ſeinen Füßen hinab; Bergesgipfel breiteten ſich vor ihm aus, in der Ferne ſtürzte ſich ein ſchäumender Waſſerfall von Klippe zu Klippe, und ganz drüben winkte ein freundliches, gaſtliches Städtchen ihm zu. Schweifend durchflog ſein Auge die Gegend; es ſchien, als wolle er mit einem ſchnellen Blicke Alles in ſich vereinen und in ſeiner Seele aufnehmen. Dann wandte er ſich plötzlich um und ſagte zu einer Jungfrau, ſeiner Begleiterin, welche ſchweigend und mit trüben Mienen auf einem breiten Steine ruhte: „Komm, Beatrice, laß uns gehen, es iſt die höchſte Zeit.“ — „O mein Vater,“ erwiederte die Jungfrau, „ich erinnere mich Deiner Worte und unaufhaltſam drängen ſich die Thränen aus meinen Augen:

Kein gröſs'rer Schmerz,
Als des vergangenen Glücks im Elend ſich
Erinnern. —

Wie wohl, wie gut war uns in Udine; welche herrlichen Augenblicke haben wir hier in der ſchönen Grotte von Tolmino verlebt! und nun treibt uns das Geſchick raſtlos weiter, immer weiter — jeder Schritt entfernt uns immer mehr von allen Lieben — und was iſt unſer Ziel!“ — „Dein Ziel, Du kennſt es: des Erlöſers Frieden, das meine nirgends,“ entgegnete er. „Wie das verbannte Volk Iſraels an den Flüßen Babylons muß ich ausrufen: ich werde nicht ruhen in meiner Väter Erbe, nicht wieder ſchauen die kronenloſe Stadt. — Es treibt mich hinauf auf die Gipfel der Berge, und wenn ich die höchſte Spitze erklommen und hinabſchaue in das Thal, ſo möchte ich ausbrechen in die wildeſten Klagen, wie der Gott der Flüſſe ausſtrömen in Thränenbächen, daß dort unten mein zerriſſenes Vaterland liegt, ſiegend oder beſiegt immer die Beute des Siegers, des Fremdlings, des rauhen Barbaren.“

Er blickte bei dieſen Worten mit dem tiefſten Schmerz vor ſich hin und ſchwieg lange; die Tochter wagte die Stille nicht zu unterbrechen. Endlich wandte er ſich wieder zu ihr und ſagte mit welcher, faſt klangloſer Stimme:

„Singe, Vice.“ — Sie gehorchte und sang eine Canzone, die so schloß:

O mein Gebirgsgesang, du ziehst von dannen,
Und siehst vielleicht Florenz mein Vaterland,
Das immer noch beharrt mich zu verbannen,
Das liebeleer und mitleidsarm ich fand.
Ziehst dort du ein, so sprich: nicht kann er fechten,
Da andere Bande dort ihn stark umflechten;
Und wolltest du auch deiner Härte wehren,
Er hat nicht Freiheit mehr zurückzukehren.

Er wiederholte trüb die vier ersten Zeilen und sagte dann: „Ja liebeleer und mitleidsarm.“ — Nun sprach er kein Wort mehr, sondern eilte mit festem und sicherem Schritte den Berg hinunter, nach Udine zu, so daß die Tochter fast Mühe hatte ihm zu folgen. Erst als er in die Stadt trat, wandte er sich zu seiner Begleiterin und faßte sie bei der Hand. So wandelte das ernste Paar schweigend durch die Straßen bis zum Pallaste des Patriarchen, in dessen Hallen sie traten.

Zwei Frauen, die auf den Stufen des Pallastes saßen und den frohen Spielen ihrer Kinder zusahen, schauten ihnen nach. „Wer sind die Beiden eigentlich?“ fragte die eine. „Weißt Du das nicht?“ erwiederte die andere. „Es muß wohl ein vornehmer Herr seyn,“ fuhr jene fort; „er geht immer so nachdenkend, etwas gekrümmt, als läge eine schwere Last auf ihm; aber sein feuriges Auge und die Adlernase zeigen wieder, daß ihn nichts niederdrücken kann; nur seiner vorstehenden Unterlippe sieht man mitunter den Unwillen an; im Ganzen hat er doch etwas sehr Stattliches. Wer ist's denn?“ — „Schwätzerin, wenn Du mich nur zu Worte kommen ließest. Messer Dante ist's, den sie von Florenz vertrieben haben, weil er ihnen zu klug und zu mächtig war. Das ist derselbe Mann, der in die Hölle hinabsteigt, wann er will, und ohne Schaden zurückkehrt und den Leuten erzählt, was er da gesehen, zu ihrer Warnung und Bekehrung.“ — „Ohne Schaden, Lisbetta?“ sprach die andere bedenklich. „Man sieht es ihm doch an, daß er da hinabsteigt, an seinem krausen Barte und an der Farbe, die durch Rauch und Feuer braun geworden. — Und wer ist die Dame?“ — „Seine Tochter, sie wird in das Kloster gehen; sie liebt einen vornehmen Herrn, aber der harte Vater will es nicht zugeben, weil er zu der andern Parthei gehört.“ — „Schade darum, aber der Heiland wird sie trösten. Ja so ein armes Mädchen ist immer das Sühnlamm, das für den Hader und Zwist der vornehmen Familien bluten muß.“

Als Dante mit seiner Tochter im Pallaste angekommen war, begab er sich noch immer schweigend in sein Zimmer. Beatrice wartete seines Befehls bescheiden an der Thür. Er ließ sich auf einen Sessel nieder und winkte ihr näher zu treten. Als sie gehorchte, faßte er sie bei der Hand und hob nach einer längeren Pause an: „Wir müssen jezt Abschied nehmen, meine Tochter, Abschied auf lange Zeit. Darum vertraue mir aus kindlicher Seele an, was Dein Herz noch bedrückt, ehe es sich für immer trennt von dem Irdischen. Nach dieser Stunde muß Dein Sinn allein auf ihn gerichtet seyn, der Dein Erlöser ist und Dich aufnimmt in seinen sichern Schutz. Hast Du noch einen Wunsch, so sprich ihn aus, frei und ohne Scheu; sieh nicht den strengen Vater in mir, sondern den liebevollen Freund, den einzigen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Paoli.

Nicht allein in Frankreich machte Rousseau als Publicist großes Aufsehen, sondern auch in andern Staaten. Als der edle Paoli die Regeneration seines Vaterlandes Korsika begann, beschäftigte er sich gleich mit Gründung der nöthigsten Anstalten, um durch sie die rauhen Sitten seiner Landsleute milder zu machen. Er kämpfte muthig gegen Genua's Gold, das ihn bestechen wollte. Als er, ohne wirklich König zu seyn, doch königliches Ansehen im Lande genoß, bat er Jean Jacques, eine Konstitution und einen Regierungsplan für Korsika zu entwerfen. „Wahrhaftig, ein schönes, herrliches Geschäft,“ sagt Grimm in seiner Korrespondenz, „zu dem Paoli auffordert, ein geistreiches, tapferes und kraftvolles Volk, voll guter Eigenschaften, auszubilden und zur Kultur heranzuziehen. Gewiß die schönste Unternehmung unserer Zeit. Es läßt sich denken, daß ganz Europa der Unternehmung Gedeihen wünschen wird, denn gewiß interessirt sich jeder Ehrenmann für das brave Volk, das von der genuesischen Regierung so schrecklich unterdrückt wurde.“ Und an wen schreibt dieß Grimm? an die Selbstherrscherin aller Reussen und an mehrere kleine Fürsten, denen unumschränktes Herrschen als höchstes Fürstengut am Herzen lag. Rousseau dankte Paoli für sein Zutrauen und seinen Auftrag. Ein Mann, der unumschränkt herrschte und der keiner Aufsicht unterworfen war, wollte seine Macht beschränkt wissen, und trug ihm auf, darüber nähere Bestimmungen zu machen. Dieß schmeichelte Jean Jacques am meisten; deßhalb schrieb er am 15ten November 1764 an den Prinzen von Wirtemberg: „Es ist wahr, die Korsen haben mich beauftragt, einen Regierungsplan für sie aufzusetzen; vielleicht übersteigt diese Arbeit meine Kräfte, aber gewiß nicht meinen Eifer. Uebrigens muß das Unternehmen reiflich überlegt werden, es fordert eine Menge Vorarbeiten, und ehe man überhaupt daran denkt, muß man wissen, was Frankreich mit diesen armen Leuten anfangen will. Auf jeden Fall verdient Paoli hohe Achtung, denn er ist Herr und Meister, und doch wendet er sich

Digitized by Google

an einen, von dem er wohl weiß, daß er nichts über dem Gesetz bestehen lassen wird.“ Frankreich zeigte nur allzubald, was es mit diesen armen Leuten anfangen wolle, denn es schickte Truppen nach Korsika. Paoli kämpfte fünf Jahre lang gegen sie und verließ die Insel nicht eher, als bis nichts mehr zu halten war, nämlich im Sommer 1769, wo er nach England flüchtete und dort 1807 starb.

Ein Ball in Algier.

Algier, 1ten Nov. 1830.

Ein merkwürdiges Schauspiel bot der Ball dar, den gestern der Obergeneral den Gesandten von Tunis zu Ehren gab, und der in seiner Eigenthümlichkeit dem kalten Beobachter und dem denkenden Diplomaten gleich interessant seyn mußte. Die Gesellschaft war auf acht Uhr Abends eingeladen, und wie es in Europa der gute Ton erfordert, erschien man auch hier eine halbe Stunde später; aber nicht in glänzenden Equipagen oder etwa in bescheidenen Fiacres, sondern zu Fuß, zu Pferd, auf Mauleseln oder in Portechaisen. Doch nur wenige Damen konnten sich dieses einfachen Transportmittels bedienen, da es in ganz Algier nur zwei Portechaisen gibt. Das Innere des Pallastes erschien in wunderlichem Kontrast mit der Häßlichkeit der engen, schmutzigen Straßen, und ließ bald die Mühseligkeiten des Weges vergessen. Beim Eintritt in denselben wurde das Ohr angenehm durch eine militärische Musik überrascht, die, sechs-und-dreißig Musiker stark, im Marmorhofe aufgestellt war. Drei Säle dienten zum Empfang der Gesellschaft, und im vierten lagen vor den Blicken der Neugierigen die Geschenke ausgebreitet, die der Bey von Tunis dem Obergeneral zugeschickt hat. Der Pallast, den General Clausel bewohnt, ist zwar im nämlichen Styl wie alle Häuser im Lande gebaut, er zeichnet sich aber durch Eleganz und Pracht vor allen aus. Ein alter Dey ließ ihn erbauen, und verschwendete für die Verzierung desselben über zehn Millionen Franken. Beim Eingang tritt man in einen Hof, der ein längliches Viereck bildet und von einer Galerie umgeben ist, von deren vier Seiten man in vier große Säle gelangt, welche nur durch die Galerie Licht und Luft erhalten, denn auf die Straße hinaus geht kein Fenster. Statt des Daches zieht sich eine Terrasse um das Haus, von welcher man in jeden Theil des Innern hinabsehen kann, und auf welcher selbst die Frauen Abends frische Luft schöpfen dürfen. So sehr auch die hiesige Bauart getadelt wird, so muß man doch gestehen, daß sie zu einem großen Feste ganz geeignet ist, und ein solches in einem Algierschen Hause einen weit prächtigern Anblick darbietet, als in einem europäischen Hotel; man kann hier alle Punkte des Lokals zugleich übersehen, mit Leichtigkeit sich überall hin bewegen und sich der freien und frischen Luft erfreuen, ein Genuß, den uns selten ein Ball daheim gewährt. — Erst um 9 Uhr erschienen die Gesandten des Bey von Tunis, und waren so prachtvoll gekleidet, daß sie an die Mährchen von Tausend und Eine Nacht erinnerten. Der Obergeneral empfing sie, umgeben von den ersten Generalen und den Stabsoffizieren der verschiedenen Korps. Seine Ordonnanzoffiziere vertraten die Stelle der Ceremonienmeister, und machten die Honneurs mit einer Zuvorkommenheit und Artigkeit, wie wahrscheinlich hier nie gesehen worden ist. Jeder Dame wurde bei ihrem Eintritt ein Blumenstrauß überreicht, und sie von einem Adjudanten zum Obergeneral geführt und demselben vorgestellt. So lebhaft auch die maurischen Damen an diesem Feste Theil zu nehmen wünschten, so haben doch ihre Männer es nicht zugegeben; denn sie sagen, ihre Frauen können nicht bei dem General erscheinen, bevor die Gräfin Clausel nicht in Algier angekommen sey und sie derselben ihre Aufwartung gemacht haben. Zum erstenmale in ihrem Leben hatten die jüdischen Damen, die zum Balle eingeladen waren, sich entschlossen, Strümpfe anzuziehen, doch außer diesem nichts an ihrer Kleidung geändert. Man denke sich eine Frau, deren Körper niemals in eine Schnürbrust gezwängt gewesen ist, in einem langen Kleide von schwarzer oder dunkelrother Seide, das bis zur Hälfte des Halses reicht; auf dem Kopf eine ungeheuer große Mütze in der Form eines Zuckerhuts, aus Gold und Silberstoff durchbrochen gearbeitet, mit einem schwarzen Schleier bedeckt und so aufgesezt, daß sie über der Schulter einen scharfen Winkel bildet, und man bei der leisesten Bewegung befürchtet, sie herabfallen zu sehen; den kleinen Theil des Halses, den das Kleid frei läßt, bedecken viele Reihen Perlen und Diamanten, und auch die Stirne ist mit allerhand Edelsteinen beladen; dazu denke man sich jede Bewegung langsam und bedächtig, und man hat das Bild einer Jüdin auf dem Ball des General Clausel. Den Frauen der Konsuln hatten sich mehrere englische Damen angeschlossen, die durch ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit viel zur Verschönerung dieses halborientalischen Festes beitrugen, zu welchem auch die bedeutendsten französischen Kaufleute, die sich in Algier befinden, geladen waren. Alles ging schicklich und anständig zu, obgleich keine bestimmte Etikette vorgeschrieben war. Die fremden Offiziere und Schiffskapitäne eröffneten den Ball, und der Gallop wurde in Algier so gut getanzt, als in allen Hauptstädten Europas. Welche Fortschritte der Civilisation!

Der Ball ging erst um 2 Uhr zu Ende, und Jedermann schied ungern. Die Gesandten entfernten sich zulezt, nachdem sie dem Obergeneral und vielen andern wiederholt ihre Zufriedenheit und den Wunsch ausgedrückt hatten, noch lange Verhältnisse bestehen zu sehen, die so glücklich begonnen haben. — Bei der Rückkehr bediente man sich derselben Transportmittel, wie bei der Ankunft; nur be-

merkte man noch außer den zwei Portechaisen, von denen die eine sehr baufällig war, Tragbahren, auf die man Bretter genagelt und mit zwei Reifen überspannt hatte; auf solchen Equipagen wurden die meisten englischen Damen nach Hause getragen.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, December.

Hernani, nach V. Hugo, und das Münchner Publikum.

Die Lachlust des hiesigen Publikums ist am 28. November im Theater auf eine so lebhafte Weise angeregt worden, wie sich kein Komiker rühmen kann, sie jemals erweckt zu haben. Es wurde zum erstenmale das berühmte romantische Trauerspiel des Victor Hugo, „Hernani," von Dr. Hermes deutsch bearbeitet, aufgeführt, und vom zweiten bis lezten Akt mit einem so lauten Gelächter begleitet, daß man mit Mühe das sonst so wenig bewegliche Münchener Publikum erkannte. Dieses seltsame Stück, das als Repräsentant der neuen romantischen Schule in Paris so vielen Lärm machte, so allgemein angegriffen und nur von den wenigen Adepten der Romantik vertheidigt wurde, dessen Aufführung seiner Sonderbarkeit wegen das Théâtre français füllte und sehr einträglich für die Kasse wurde, dieses dramatische Unding ist, nachdem es in Karlsruhe zum erstenmal in Deutschland aufgeführt worden, nun auch über die hiesige Bühne gegangen, um, wie zu vermuthen und zu hoffen ist, nie wieder auf derselben zu erscheinen. Während des ersten Akts horchte Jedermann gespannt, und glaubte mit der Zeit selbst das Unverständliche zu verstehen. Donna Sol (ein Name, der trotz seiner Einfachheit von jedem Schauspieler verschieden ausgesprochen wurde), die schöne, junge Braut ihres alten Ohms, des Herzogs von Sylva, liebt den „noch bartlosen" Räuber Hernani, und begegnet sehr schnöde dem bei ihr zu gleicher Zeit eingedrungenen König Karl. Sylva tritt auf, findet beide Herren bei seiner Braut und hält eine lange moralische Rede über die Verderbtheit der Sitten, welcher der König von Spanien mit verhülltem Gesicht und großer Langmuth zuhört, sich endlich, gezwungen, zu erkennen gibt und seinen ihm unbekannten Nebenbuhler als zu seinem Gefolge gehörend bezeichnet. Im zweiten Akt will Hernani um Mitternacht Donna Sol entführen; der König aber hat sie belauscht und macht das verabredete Zeichen; sie kommt, erkennt an seinem Gang, daß es nicht Hernani ist; auf ihr Geschrei erscheint dieser, und nun steht der König recht jämmerlich da; die Großmuth des Räubers schenkt ihm das Leben und noch obendrein einen Mantel, und Hernani schickt ihn fort. Anstatt aber mit der Geliebten zu fliehen, liebelt dieser recht zur Unzeit Nachts auf offener Straße mit ihr, während das Volk, mit Fackeln ihn suchend, um ihn herumläuft, ohne ihn zu sehen, und vollends als Leuchte ganz Saragossa unpädytlich in Brand steckt. Da bricht das Publikum in ein lautes Gelächter aus; das beste Mittel, seinem Unwillen Luft zu machen, ist gefunden, und je tragischer die Situationen werden, desto rauschender wird das Lachen, denn „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt." Effekt, als Sylva, zeigt sich umsonst in einigen Momenten in seiner ganzen Kunst; der einzige Gesichtspunkt, aus dem sich diese Ausgeburt eines vielleicht genialen, aber verschrobenen Gehirns betrachten läßt, ist entdeckt, und man sieht Parodie und Scherz, wo der Dichter die Herzen zu rühren glaubte. Während des nächtlichen Tête-à-Tête hat der alte Herzog wahrscheinlich fest geschlafen, denn wir finden ihn im dritten Akt mit Anordnungen zu seiner Hochzeit beschäftigt. Unterdessen kommt Hernani als Pilger verkleidet und wird gastlich aufgenommen, selbst als er, beim Anblick der Geliebten im Brautkleide, verzweifelnd sich zu erkennen gibt. Als er, mit ihr allein gelassen, vom Bräutigam in ihren Armen wieder gefunden wird, versteckt ihn der Herzog in einen Schrank, da man ihm die Ankunft des Königs meldet. Dieser kommt, weiß, daß Hernani im Schlosse ist, und verlangt dessen Auslieferung als Räuberhauptmann und Rebell; der Alte verweigert sie, zeigt ihm statt der Antwort seine Familienbilder und macht genealogische Bemerkungen dazu. Der König hört geduldig zu, bis am Ende der langen Rede der Streit von Neuem beginnt und nur damit endet, daß Karl Donna Sol als Geißel mit sich fortführt. Nun kommt Hernani hervor, erfährt, was vorgefallen, bietet sich dem Herzog als Rächer an, doch mit der Bedingung, daß er ihn tödten könne, wann er wolle, und er sich entleiben müsse, wenn Sylva in ein Horn stoße, das Hernani ihm zu diesem Zwecke übergibt. Der vierte Akt spielt in Aachen am Grabe Karls des Großen, wo der König in einem wortreichen und sinnlosen Monolog das Publikum zum Gähnen bringt; drei Schüsse verkünden seine Kaiserwahl, er tritt aus dem Grabe, in das er hinabgestiegen war, überrascht die gegen ihn Verschwornen und läßt sie entwaffnen; unter ihnen ist Hernani, in welchem man nun Johann von Aragonien, Herzog von Segorba, kennen lernt, den Sohn eines Großen, der auf Befehl von Karls Vater einst durch Henkershand fiel. Der neue Kaiser verzeiht ihm und gibt ihm Donna Sol zur Braut. Der fünfte Akt führt uns wieder nach Spanien, und wir finden das eben vermählte Paar auf einer Terrasse; er spricht viel von seiner Liebe, worauf sie antwortet: „Wie schön steht dir das Gold auf schwarzem Sammt." Da ertönt das verhängnißvolle Horn; Sylva erscheint mit Dolch und Gift; Hernani soll wählen; „warte doch bis morgen," ruft er in seiner Angst, und das Publikum bricht in ein gewaltiges Gelächter aus; man klatscht, man zischt, man lacht und schreit, und das Stück wird lustiger begraben, als jemals eine Faschingsposse aufgenommen wurde. Im Original stirbt alles, doch der deutsche Bearbeiter läßt das Drama wie ein Kotzebue'sches Schauspiel mit einer Heirath enden; man kann aber dabei nicht einmal sagen: „wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch," denn so eigentlich recht lasterhaft ist kein Mensch in diesem unhistorisch-romantisch-aristokratischen Machwerk; tugendhaft dagegen auch Niemand, sondern nur Jeder eben das, was die wunderlichsten Situationen mit sich bringen. — Eine Kritik dieses Dramas hier zu geben, wäre überflüssig, da zur Zeit der ersten Aufführung desselben in Paris die meisten französischen und viele deutsche Journale weitläufig darüber gesprochen haben; nur der Eindruck, den es auf das hiesige Publikum gemacht, sollte geschildert werden. Man würde der Theaterintendanz zürnen, ein solches Stück auf die Bühne gebracht zu haben, wenn nicht die Erinnerung an manchen Kunstgenuß diesen kleinen Fehlgriff vergessen ließe. So wurde am 26. November Glucks Iphigenia in Tauris in einer seltenen Vollkommenheit aufgeführt. Das Orchester war vortrefflich und widerlegte die häufig geäußerte Behauptung, daß seit Rossini's Opern kein Orchester mehr im Stande sey, eine der guten ältern Kompositionen aufzuführen. Es war ein ungestörtes Genuß, den kein unerwarteter Uebergang, kein schmetternder Ton eines Blaseinstruments unterbrach; eine edle Haltung, eine imposante Ruhe, selbst im Ausdruck des Schmerzes, ging durch das Ganze und sprach mächtig zum Gefühl der Zuhörer. So nur konnte Iphigenia um ihr Vaterland, um die zurückgelassenen Ihrigen getrauert haben. E.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 300.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 16. December 1830.

In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann, und zieht uns an
Mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen;
Er scheint sich uns zu nahn und bleibt uns fern.

Goethe.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Prevost.

Ein naher Freund Jean Jacques in seinen lezten Lebensjahren war der Professor Prevost in Genf, den wir hier nur anführen, weil wir von ihm einige interessante Bemerkungen über Rousseaus lezte Lebensjahre haben. „Jean Jacques," sagt er, „beschäftigte sich fast nur noch mit Musik und mit Botanik und zulezt nur noch mit lezterer. Im Frühling und Sommer 1777 botanisirte er früh von neun bis zwölf, und nach Tisch wieder bis zum Abend. Kein Pflanzensammler hat die Nettigkeit und Reinlichkeit in Trocknung und Aufbewahrung der Pflanzen auf Papier so weit gebracht. Sein Moussier oder seine Moossammlung war ein kleines Meisterstück von Nettigkeit und Geschmack. Er gestand mir, daß sich sein Geist in der Ordnung und selbst in kleinlicher Sorgfalt gefalle, und daß er sich jezt gern damit beschäftige. Deßhalb behauptete er auch, kein Geschäft passe besser für seinen Geschmack und für seinen Charakter, als das Abschreiben. Indessen schrieb er doch in seinem lezten Lebensjahr keine Musik mehr ab, und auch schon vorher that er es nicht mehr so häufig, da er bemerkt hatte, daß das Musikabschreiben vielen Zudringlichen zum Vorwand diene, zu ihm zu kommen, und daß sie manchmal die Musik im Stich ließen, wo dann seine Arbeit umsonst war. Rousseau sagte: „indem ich Musik abschreibe, ist mir's, als hörte ich ein vollständiges Konzert." Linnée schäzte und liebte er sehr, und oft sagte er von ihm, jedes seiner Worte sey ein Gedanke. Sein Geschmack für's Abschreiben war so groß, daß er nach seiner eigenen Versicherung im Dauphiné fast den ganzen Mezerat allein abschrieb. Sein Geist und seine Einbildungskraft waren aber so lebhaft, daß sie oft dieß künstlich gemachte Hinderniß durchbrachen und Rousseau weit ab von seinem Kopiren in Gedanken und Gefühle vertieften, von denen er nur loskommen konnte, wenn er sie niedergeschrieben hatte. Ich weiß, daß er mehrere Manuscripte verbrannt hat. Bei seiner Abreise von London machte er ein großes Feuer aus einer Menge für eine neue Ausgabe des Emil bestimmter Noten. Nie arbeitete er mehr, als in freier Luft. So wie Gedanken einander drängend in ihm aufstiegen, warf er sie ohne Ordnung auf's Papier. In solchen Momenten der Begeisterung arbeitete er schnell; sonst aber war seine Arbeit lang und mühsam, das Bessern und Ausfeilen peinlich und beschwerlich."

St. Lambert.

Es ist dem vertrauenvollen Rousseau wohl begegnet, daß er Männer liebte, schäzte und ehrend von ihnen sprach, die in derselben Zeit, wenn nicht gerade seine Feinde waren, doch sein Wohlwollen mit Undank belohnten, oft ohne daß er es wußte. In dieser Beziehung muß besonders Saint Lambert genannt werden. Von seinem Gedicht über die Jahreszeiten läßt sich nur wenig sagen, allenfalls nur, daß er bei einem mächtigen Mann einen Verhaftsbefehl gegen Clément auszuwirken wußte, weil dieser sein

Digitized by Google

Gedicht in einer Zeitschrift beurtheilt hatte. Glücklicherweise kam diese lettre de cachet nicht zur Ausführung. Sein Catechisme universel ou les principes des moeurs chez toutes les nations enthält nur ganz gewöhnliche Gedanken über das männliche Geschlecht, außer wenn der Verfasser Jean Jacques ausschreibt, versteht sich, ohne ihn zu nennen. Besser ist, was er über die Weiber sagt. Unbegreiflich scheint seine Erbitterung über Rousseau, dessen Ideen er stets benuzt, aber auch manchmal verdreht. Am Ende seines Buchs steht ein Kapitel über die Undankbarkeit, wo der Verfasser eine gehässige Darstellung von Rousseau macht, der hier unter dem Namen Cléon gemeint ist. Wenn dieß auch mit nichts entschuldigt werden kann, so kann man es doch zusammenreimen. Der erste Grund seines Hasses gegen Jean Jacques lag gewiß in der Eifersucht. St. Lambert war entsezlich in Madame d'Houdetot verliebt und seine Eifersucht ging über alle Grenzen. Als sie 1798 nach fünfzigjähriger Ehe ihre goldene Hochzeit mit ihrem Mann feierte, war St. Lambert so übler und unerträglicher Laune, daß es allen Gästen auffiel. Damals war aber die Hochzeiterin siebenzig, der Hochzeiter achtzig und der eifersüchtige Liebhaber vierundachtzig Jahr alt. Madame d'Houdetot hatte eine junge Verwandtin bei sich. Wer sollte glauben, daß er auch eifersüchtig auf diese war, da sich seine bejahrte Freundin von ihr helfen, unterstüzen und manche kleine Dienste leisten ließ? Wenn St. Lambert im vierundachtzigsten Jahr noch so eifersüchtig war, was muß er 40 Jahr früher gewesen seyn, als Jean Jacques jene Frau mit seiner ganzen Leidenschaft liebte? Welche Wirkung mußten die berühmten Worte der d'Houdetot zu Rousseau hervorbringen: „Kein Mann liebte noch wie Sie, mein Herz könnte jezt nicht zum zweiten Mal lieben — St. Lambert hört uns.“ Ueberdieß war zwischen Jean Jacques und St. Lamberts in Charakter, Ansichten, Meinungen und Lebensweise nicht die geringste Aehnlichkeit. Rousseau floh die Welt, in der er sich nicht zu benehmen, in deren Formen er sich nicht zu schicken wußte. St. Lambert hingegen verstand dieß meisterhaft, und gefiel sich auch sehr in der Pariser Gesellschaft. Er machte immer den Großen, Vornehmen und den Männern den Hof, die in der Literatur hoch standen und Einfluß hatten. Darum kroch er vor Voltaire und sezte ihm laut Corneille und Racine nach. Um Voltaire zu gefallen und ihn zum Freund zu haben, mußte man sich wohl hüten, für Jean Jacques einiges Interesse oder Wohlwollen zu zeigen. Damals mußte ein Schriftsteller einen von beiden zum Freund wählen, denn Voltaire duldete keine Gemeinschaft. St. Lambert war überdieß einer der entschiedensten und schmuzigsten Atheisten des achtzehnten Jahrhunderts. Auch dadurch steht er sehr fern von Rousseau. Sehr bezeichnend sprechen über ihn Madame du Deffand und Horaz Walpole: „Ich werde Ihnen,“ sagt die erstere, „St. Lamberts Jahreszeiten nicht schicken, denn ich kenne nichts langweiligeres, acht Verse über das Alter ausgenommen. An ihm ist Alles kalt, fad und falsch. Er meint voll Ideen zu seyn, und ist doch die Trockenheit selbst. Nähme ihm eins seinen Schilf, seine Bäche, seine Ulmen und ihre Aeste, so hätte er wenig zu sagen.“ Walpole antwortete ihr darauf: „Ach, wie richtig sprechen Sie sich über die „Jahreszeiten“ aus. Das ist ein mattes, trauriges Werk, kein Zusammenhang, keine Folge, keine Imagination. Dafür eine frostige Philosophie ganz an unrechter Stelle; ein Schäfer und eine Schäferin, die alle Augenblicke vorkommen; Anreden und Ausrufungen ohne Ende, bald an den lieben Gott, bald an Bacchus; Sitten und Gebräuche aus keinem Land, mit einem Wort, es ist ein Arkadien aus der Encyklopädie. Man sieht in dem Gedicht Schäfer, die das Diktionär in der Hand haben und das Wort „Donner“ suchen, um zu erfahren, was sie über ihn zu sagen haben. Sie haben acht Verse darin gefunden, die Ihnen gefallen. So glücklich bin ich nicht, denn ich finde nur Einen, nämlich: Fatigué de sentir il paroit insensible. Ich bleibe auf meiner alten Meinung: der schlechte Geschmack, der dem Guten vorausgeht, ist immer vorzüglicher als der, welcher ihm nachfolgt.“ Von dem, was H. Walpole hier sagt, könnte viel auf die poetische Literatur jener Zeit überhaupt angewendet werden.

Dante's Tod.

(Fortsezung.)

Die Jungfrau kniete neben Dantes Sessel nieder und bedeckte die thränenden Augen mit den Händen. Dann sagte sie dumpf: „Du bist mein Vater und mein Herr und ich gehorche Dir, wie es mir Pflicht und Vorschrift gebieten, zürne aber nicht mit mir, wenn ich Dir kein Vertrauen schenken kann, denn Du bist zu streng. Du hast mir nur die Wahl gelassen zwischen Deinem Fluche und dem Kloster. Wie wenig kennst Du ein Weibesherz! seitdem ich in der Welt nichts mehr zu hoffen hatte, blieb mir ja weiter nichts übrig als die Grabeseinsamkeit bei den frommen Schwestern. Zürne mir nicht, wenn ich von Dir rede, wie ich denke.“ — „Ich zürne Dir nicht, mein Kind,“ entgegnete Dante sanft und mild. „So wie Du vor mir, so bin ich oft in dumpfen, starren Klagen ausgebrochen vor dem Vater Aller, wenn die Sehnsucht nach Florenz zu mächtig über mein Herz hereinbrach, und meine Seele sich einsam fühlte im Gewirre der hassenden und drängenden Menge, die da haßt und drängt, sie weiß nicht warum. Aber mein Murren dauerte nicht lange; mich ergriff leise die beseligende Kraft der Liebe, der ich gehorchte. Je größer der Kampf, je drängender das An-

Digitized by Google

stürmen von außen, desto gewaltiger erstarkte es mir im Innern, und ich fühlte mich bald mächtig genug, mich über mein Leid zu stellen und auf dasselbe hinabzuschauen, als sey es nicht meines, sondern das eines andern. Und dann beruhigte mich das Bewußtseyn, jener Dante, der so leide, verdiene Liebe und Achtung der Menschen; das war mir genug." — „Du bist ein gewaltiger Mann," erwiederte Beatrice, „man muß Dich lieben und Dich fürchten zugleich, und je mehr man Dich lieben lernt, desto mehr muß man Dich fürchten. Du hörst wohl auf das leise, wehmüthige Klopfen des Herzens, aber selbst wenn es blutet und zuckt, opferst Du es dennoch Deinem Willen auf." — „Brauche ich Dir noch auseinander zu setzen, Beatrice, warum ich so für Dich entschied? Du liebst Alessandro Gabrielli, den Sohn des Mannes, der Deinen Vater unglücklich machte, des Hauptes der feindlichen Parthei. Er kann nie der Deine werden, denn er gibt seinen Bund nicht um seiner Liebe Willen auf." — „Und würdest Du das gethan haben?" unterbrach ihn Beatrice. „Ich weiß es nicht, denn ich bin nie in dem Falle gewesen," antwortete er; „aber selbst daß er nicht schwankt, nicht einmal sich unschlüssig zeigt, macht mich glauben, daß er Dich nicht wirklich liebt, und daß Du ihm mehr Gefühl für Dich zutrauest, als er eigentlich besitzt. Du kannst nicht mehr glücklich werden, armes Kind, denn ein Glück ohne Ruhe ist kein Glück, und nur ein solches würde selbst im besten Falle Dich erwarten; und da ist doch des Himmels Frieden immer dem Treiben der Erde vorzuziehen." — „Ich verstehe Dich nicht," versetzte die Jungfrau, „aber wenn Du meinst, daß nur dann Glück in der Liebe zu genießen sey, wenn sie durch nichts gestört wird, so irrst Du; Unglück an seiner Seite und mit ihm, für ihn erlebt, wäre schon das höchste Glück für mein liebend Herz, das ohne ihn nirgends eine Freude mehr findet und erwartet." — „Ich kenne die Sprache der Jugend nur zu wohl, mein theures Kind," entgegnete Dante und strich mit leiser Hand die herabfallenden Haare aus der Tochter Stirn. „Es gab eine Zeit," fuhr er fort, „wo ich glaubte, nur Engelzungen dürften zu dem liebenden Herzen reden; aber die Welt trat dazwischen, und ich mußte Manches verlernen, das mir wohl that, und anderes aufnehmen, das mich schmerzte. Jetzt kämpfen gar oft Liebe und Haß in meinem Innern, und es wird nur still darin, wenn beide gleich stark einander gegenüber stehen, so wie die Meeresstille entsteht, wenn sich zwei Stürme in der Luft stemmen, bis endlich einer siegt, den andern mit fortreißt, und nun dahin braust, ein fürchterlicher Orkan. Das ist immer der Haß; die Liebe hat zu viel weiche Stellen und gibt zu leicht Blössen." — „So mild und wohlthätig hast Du noch nie mit Deinem Kinde geredet, mein Vater," sagte Beatrice und schlug langsam und vertrauensvoll die Augen auf, die bisher von ihren langen Wimpern, wie von Wolkenschleiern verhüllt, zur Erde gerichtet waren." — „Dein Inneres war verdunkelt und Du erkanntest mich nicht," erwiederte er. „Dieß ist die letzte Stunde, wo Du mir noch untergeben bist, als mein Kind; bald gebe ich Dich schon hier auf Erden dem Vater dort oben zurück, der Dich mir verlieh, und dann habe ich weiter keine Ansprüche an Dich, als die Bitte, daß Du liebend meiner im Gebete gedenkest; darum laß uns Alles enthüllen, Beatrice, was wir vor einander verbargen, Du aus mädchenhafter wie aus jungfräulicher Scham, ich aus ernster Pflicht. — Ich würde das Deiner Mutter überlassen, aber sie hängt zu sehr an den Gütern dieser Welt, und das Unglück, das große Herzen nur desto fester mit einander verbindet, hat sie um desto mehr von mir entfremdet, je mehr Sorge und Noth, Kampf und Entbehrung störend in unser Leben traten." — „Und kann ich Dir das nicht seyn, mein Vater, was Du von ihr vergebens forderst, eine treue Gefährtin, die Deinen Zorn mit Liebe hinnimmt, Dich in Deinen trüben Stunden tröstet, in Deinem Schmerze mit Dir weint, an Deiner Freude sich mit Dir freut?" — „Nein, mein theures Kind, wenn die Geier über das Land streifen, und die Wölfe aus den Klüften kommen, so bringt der besorgte Hirt seine Lieblingstaube eher in Sicherheit, als er an seine gefährdete Heerde denkt. Die Pflicht habe ich gegen Dich zu erfüllen. Es wäre unverantwortlich grausam von mir, wenn ich Dich mit hineinreißen wollte in den Strudel, der mich gepackt hat, aus dem nichts zu retten ist, nicht einmal unser Selbst. Denn wer weiß, wie lange jener unselige Zwiespalt zwischen Guelfen und Ghibellinen, der Italien zerstörend überschwemmt, wie zwei Seen, die von beiden Seiten in das Land dringen, noch dauern wird! Wir Verbannten können nichts thun, als dämmen, aber die Fluth der Zeit reißt unser Werk fort und uns mit ihm. Glücklich wir, wenn wir nur einiges Land ihr abgewinnen, auf welchem einst unsere Enkel im Stande sind, das schützende Werk aufzuführen, das sie vor unserm Schicksale sichern wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, November.

(Beschluß.)

Eisübergänge. Sommerlager.

Eine Merkwürdigkeit hatte vergangenen Winter am Neuenburger See statt. Sie wissen, daß er da ganz zufror, was seit 1695 und 1709 nicht geschehen ist. Dabei fiel aber Einiges vor, was Sie wohl nicht wissen. Als am 11. Februar 1695 der See ganz zu war, kamen vom andern Ufer, von

Digitized by Google

St. Aubin in der damaligen Grafschaft Neuchatel, sechs junge Leute über das Eis nach Stäffis (Estavayer). Sie wurden gastlich empfangen und auf Kosten der Stadt verpflegt; die Nonnen des dasigen Klosters krönten sie mit Blumen und das Ereigniß wurde sorgfältig in den Stadtbüchern bemerkt, denn damals, wo die Geschichte so arm und beschränkt geworden war, hatte so etwas große Bedeutung. Nun erneute sich am 6. Februar, was vor 135 Jahren geschehen. Acht junge Leute von St. Aubin, Kanton Neuchatel, wagten sich über den See, wiewohl er erst 48 Stunden zugefroren war; sie wurden in Stäffis auf gleiche Weise empfangen, verpflegt und von den Nonnen gekrönt. Ihrem Beispiele folgten Mehrere, und am folgenden Tag gingen acht junge Leute, und unter ihnen Mlle. Vaudor, von Stäffis hinüber nach St. Aubin. Dort wurden sie schon am Hafen freundlich von den Ortsbehörden empfangen und bewillkommt, auch an Lorbeerkränzen aus schönen Häyden fehlte es nicht; der Gouverneur von Gorgier krönte Mlle. Vaudor. Nach einem tüchtigen Mahl kehrten die jungen kühnen Gäste wieder in ihre Heimath zurück, wo sie auch glücklich und wohlbehalten bei den Ihrigen eintrafen. Sie fanden den See vom Hafen le Bast bei St. Aubin bis Stäffis 9500 Fuß breit, und in der Mitte war sein Eis nicht einmal einen Zoll dick; da galt es, leicht aufzutreten und geschwind zu seyn. Einige andere junge Leute waren auch am folgenden Tag nicht so glücklich, denn unter einem brach das dünne Eis, und er verdankt lediglich dem Edelmuth und der Kühnheit eines Tischlergesellen seine Rettung. Dieser wackere junge Deutsche, Namens Wilhelm Klauseuer aus Kassel, legte sich der Länge nach auf ein dünnes, schon losgebrochenes Eisstück und half so dem Verunglückten aus dem Wasser. Solche Eisübergänge sind auch auf waadländischem Territorium zwischen Onnens und Yronnens gemacht worden.

Ein schönes Sommerfest war das Lager, welches im August zu Vierre am Fuß des Jura gehalten wurde. Hier vereinigten sich die Bataillone von Freiburg, Wallis, Waad, Neuchatel und Genf, um unter dem Commando des Obersten Forrer, eines tüchtigen und geprüften Soldaten, den Lagerdienst und die größeren Militairmanöuver zu machen. Alles ging auch glücklich von Statten und wurde von ziemlich gutem Wetter begünstigt. Freiheit, Freimuth und Brudersinn herrschten so allgemein, daß nicht einmal in den zahlreichen Schenken ein Zwist oder ein Zank vorgefallen ist. Ueberall, wo die Truppen hinkamen, wurden sie freundlich empfangen und gastlich auf Gemeindekosten verpflegt. Die große Ebene von Vierre selbst erinnerte mich bei diesem Lager einigermaßen an die Theresienwiese bei München, auch in geistiger Beziehung. Viele tausend fröhlicher und geputzter Männer und Frauen aus allen Cantonen und in allen Costümen standen hier die Höhen hinan in mannichfaltigen Gruppen. Zwar fehlte hier ein geliebter König, dafür aber war der Gegenstand des Schauens anziehender und mannichfaltiger, denn gut ausgeführte Infanterie-, Cavallerie- und Artillerie-Manöver sind doch etwas Anderes, als Pferderennen und Viehausstellungen, so ehrenwerth sie auch sonst seyn mögen. Wie vielen Menschen nichts recht zu machen ist, so haben sie auch die Idee dieses Lagers wegen der damit verbundenen Kosten getadelt; ich meine aber ganz ohne Grund. Ich finde es im Gegentheil sehr gut und selbst unerläßlich, daß die Waffenmänner aus den fünf genannten Cantonen zusammenkommen und sich kennen lernen. Bei den Offizieren ist dieß noch nöthiger als bei den Gemeinen. Wie sollen die kleinen Truppenkorps einmal gemeinschaftlich handeln und manövriren, wenn sie nicht gelernt haben, zusammen aufzutreten? Sachkenner aus der Fremde, selbst aus dem Exerzier- und Manövirland Preußen, haben mehrmals versichert, die Manövers seyen sehr gut combinirt gewesen und eben so gut ausgeführt worden.

London, December.

(Fortsetzung.)

Das neue Ministerium.

Das neue Ministerium ist in seiner Hauptzusammensetzung aristokratisch, obgleich es seine Existenz nur auf den Beifall des Volks oder auf Demokratie gründen kann. Das Haupt desselben, Graf Grey, gehört zwar zu keiner großen Familie, ist aber dennoch stolz auf seinen „Stand," für dessen Erhaltung er sich unlängst zu sterben bereit erklärte. Dabei war er jedoch immer ein erklärter Anhänger der Parlamentsreform, welche das Unterhaus zu einer wirklichen Versammlung von Volksvertretern machen soll, was es bis jezt höchst unvollkommen war. Doch haben sich auch in diesem Punkt seine Ansichten seit 1793 bedeutend geändert; denn damals, wo er als Hr. Grey im Unterhause saß, überreichte er eine selbstverfertigte Bittschrift, welche nicht nur zur Zeit großes Aufsehen erregte, sondern noch jezt die Basis der Forderungen der durchgreifenden Reformatoren bildet. Eine Reform, wie er sie damals begehrte, würde das Unterhaus, und damit die ganze Regierung, den Händen des Pöbels überliefert haben; und da er jezt in seinem 68sten Jahre jenen gefährlichen Chimären entsagt hat, so scheiten ihn die Ultra-Liberalen einen abtrünnigen Verräther, während er einer andern Klasse von Ultras für zu liberal gilt. Er ist übrigens ein Mann von vortrefflichem Charakter, vieler Erfahrung und Fähigkeit und einer der besten Redner im Lande. — Die wichtigste Person in der Verwaltung ist jedoch der Großkanzler Brougham, jezt Baron Brougham und Vaux. Dieser Mann, welcher von einer alten, aber nicht reichen englischen Familie abstammt, ist zu Edinburg geboren und erzogen, und begann auch in dieser Stadt seine Laufbahn als Advokat im Jahr 1808. Mit Hülfe der Herrn Jeffrey und Horner wurde er der Stifter des Edinburgh Review, einer Zeitschrift, welche so viel zur Bildung Englands beigetragen hat, und in welcher mehrere der besten Abhandlungen von der Feder des hochbegabten Mannes selbst sind. Nicht lange darauf kam er nach London und widmete sich hier mit vielem Glück dem Advokatenstand. Der erworbene Reichthum sezte ihn nach einigen Jahren in den Stand, sich in Westmoreland anzukaufen, wo er seinem Landsiz den Namen Brougham-Hall beilegte. Seine liberalen politischen Gesinnungen und seine Rechtlichkeit, welche ihm nicht erlaubte, sein Talent der herrschenden Faktion zu leihen, deren Streben es bis auf die neuesten Zeiten war, allem Aufstreben der Völker entgegen zu arbeiten, brachte ihn natürlich in Verbindung mit der Whigpartei, welche, um ihrer Opposition Gewicht zu geben, nothwendig die Sache der Civilisation vertheidigen mußte. Doch vermochte er, bei dem jetzigen Zustande des Wahlrechtes, keine unabhängige Stellung im Unterhause zu gewinnen, sondern mußte es sich, wie viele Patrioten vor und mit ihm, gefallen lassen, um nur sein Talent geltend machen und gemeinnützig werden zu können, als der Schüzling irgend eines Edelmanns darin zu sitzen, dem die Wähler irgend eines Marktfleckens zu Gebote standen, und der Geist genug hatte, sich durch die Ernennung eines solchen Mannes selbst zu ehren.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 301.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. December 1830.

Ein geistig Feuer ist in einer edlen Seele
Die heil'ge Mutterlieb'.

Byron.

Cornelia.

1.

Die reichen Schätze breitet
Die Freundin schimmernd hin,
Und jegliches sie deutet
Mit selbstbegnügtem Sinn;
Es ist dem Grund des Steines
Manch Bildniß eingedrückt,
Der Demant klaren Scheines
Aus ernstem Silber blickt.

Rubinen sich entzünden
Und sprühen Funken aus,
Die goldnen Ketten binden
Den weißen Perlenstrauß;
Cornelia, dem Neide
Unüberwindlich, spricht:
„Ich habe solch Geschmeide,
So edle Steine nicht.

Mag dran das Auge weiden,
Wer Seltneres entbehrt!
Mir winken andre Freuden,
Vieltausend Perlen werth!
Sie stammen nicht aus Erzen,
Nicht aus des Meeres Schooß;
Sie wachsen mir am Herzen,
In Mutterarmen, groß!

Nie wird mein Blick ermatten,
Der auf den Kindern weilt!
Sie sind das Bild des Gatten,
Der frühe mir enteilt.
Aus ihren Seelen leuchtet
Die Zukunft ewig jung,
Und mild und gleich befeuchtet
Mein Aug' Erinnerung.

Dir wird die Lust veralten,
Wird nicht der Schmuck erneut;
Doch kann mein Herz erkalten,
Das sich der Kinder freut?
O fühle, wie mein Sorgen,
Mein Mühen wird versüßt,
Wenn freundlich jeder Morgen
Aus ihrem Mund mich grüßt.

Weißt du, ob keine Klage
Auf diesen Steinen ruht?
Ob sie mit Schmach und Plage,
Ob sie bezahlt mit Blut?
Ob nicht ein Ueberwinder
Von Todten sie gewann?
Doch meine schönen Kinder,
Wer blickt sie feindlich an?

Wenn Feinde Rom verhöhnen
Und hemmen unsre Bahn,
Tret' ich mit meinen Söhnen

Den tapfern Feldherrn an:
„Nimm hin die liebste Gabe!
Des Vaterlandes Heil
Ist ihre einz'ge Habe;
Ihr Ruhm — das ist mein Theil!“

Wohl werd' ich einst erkennen,
Wie weh Entsagen thut;
Nicht mein darf ich euch nennen,
Nur ein vertrautes Gut.
Doch werd' ich mich entwöhnen,
Wenn Rom einst frei euch spricht,
Wenn es als seinen Söhnen
Den Lorbeerkranz Euch flicht!“

In ihrem Auge hangen
Die Thränen stolzer Lust;
Die ernsten Kinder drangen
Sich an der Mutter Brust;
Sie wähnen sie im Leide,
Und forschen, was sie kränkt,
Und ahnen nicht, daß Freude
So süße Wehmuth schenkt.

2.

Im schattenreichen Garten
Dem greisen Alter nah,
Schau dort, gedrückt vom harten
Geschick, Cornelia!
Doch wanken nicht die Schritte
Der edlen Römerin,
Und in des Gartens Mitte
Tritt sie ans Grabmal hin.

Es bleicht von tiefen Kämpfen
Ihr ernstes Angesicht;
Die Wehmuth will sie dämpfen,
Die fast ihr Herz zerbricht;
Wohl hat sie's schwer getroffen
Und plötzlich, wie ein Traum;
Begraben ist ihr Hoffen
In Einer Urne Raum.

Sie sinnt, wie sie's ertrage
In Sanftmuth, ohne Groll,
Daß sie am späten Tage
So einsam gehen soll;
Zuletzt zur Ruhe wieget
Sie ihren lauten Schmerz,
Und allen Haß besieget
Ihr königliches Herz.

Am Grabmal kniet sie nieder:
„Ihr Götter seyd gelobt,
Daß ihr zum Leben wieder
Den müden Geist erhobt!
Zwar habt ihr Weh' und Schmerzen
Der Mutter nicht erspart;
Doch hab' ich mir im Herzen
Den alten Sinn bewahrt.

Beweint hab' ich der Kinder
Beweinenswerthes Loos!
Jetzt fließt die Thräne linder
Herab in's bleiche Moos;
So wie ich euch geliebet —
Ich wünsch' euch nicht zurück!
Ich gönn' euch ungetrübet
Des lautern Ruhmes Glück.

Daß ihr so früh gestorben,
Entglüht für Recht und Pflicht,
Das habt ihr euch erworben
Durch meinen Unterricht!
Durft' ich mich selber schänden
Und hemmen eure That?
Ihr mußtet es vollenden!
Ich kenne meine Saat.

Ich schau' von schwerem Streiche
Noch nicht den Baum entlaubt;
Der Ehre nur die Leiche
Nicht euch des Ruhms beraubt!
Wenn jetzt euch hassend richtet
Das blinde Vaterland,
Zur fernen Nachwelt flüchtet,
Den Lorbeer in der Hand!

Was bleibt der Sohnentblößten,
Der Einsamen im Haus?
Ich schaue, mich zu trösten,
In ferne Zeit hinaus;
Ja, eurer Tugend Kunde
Glänzt in der Jahre Lauf;
Erst in der Völker Munde
Geht Euer Leben auf!

Einst nannt' ich ohne Scheue
Mich unermeßlich reich;
Noch fühl' ich keine Reue,
Obwohl mein Antlitz bleich,
Obwohl mir von den Lieben,
Durch des Geschickes Raub,
Erinn'rung nur geblieben,
Nur dieser Urne Staub.

Ein Spiegel will der Lüge,
Dem Haß ein Damm ich seyn;
Ich wasch' der Kinder Züge
Von Staub' und Blute rein;

Digitized by Google

Ihr meßt — bald naht die Stunde —
Zurück den Todesfluß,
Und von der Mutter Munde
Empfangt den Weihekuß!

Ich habe sonst den Kindern
Bereitet sichre Bahn;
Jezt muß den Fluch ich hindern,
Dem theuren Grab zu nah'n!
Hab' ich auch dieß gerettet,
Dann nimm mich auf o Nacht!
Dann ist mein Geist entkettet
Und mein Beruf vollbracht."

Gustav Pfizer.

Dante's Tod.

(Fortsetzung.)

Beatrice seufzte tief. „Ich verliere mich wieder in alten Träumen," fuhr Dante fort, „und soll in dieser Stunde doch nur einzig an Dich denken, mein Kind. Der unselige Zwist wird so bald nicht erlöschen, und darum kannst Du nie Alessandro's werden. Wie willst Du eingehen in seiner Eltern Haus, in der Seinigen Kreis, Du Güterlose, Tochter des Geächteten, die Du mit gleichen Ansprüchen auf Ehre und Reichthum, wie jene, begabt bist, Du aus eben so edlem Stamme Geborene, aber in den Deinen Geschändete? Welche Liebe willst Du aufgeben, wenn Dein Gatte hinauszieht in den Kampf, um sich mit mörderischem Schwerdte Deinem Vater entgegen zu stellen, wo beide mit einander kämpfen müssen auf Leben und Tod, weil beide für dasselbe Vaterland kämpfen? Wie wirst Du, Tochter des einen Partheihauptes, ertragen die Flüche des andern, den Du auch als Vater ehren mußt, wenn er sie schleudert auf die Häupter Deiner Blutsverwandten? Welche Parthei auch siegen möge, Du wirst unterliegen; nur der Untergang der Einen hebt die Andern; an Vertrag ist nicht zu denken; jeder Vertrag ist nur eine Frist, die sich der Tod ausmacht, um seine Kräfte zu sammeln für das große Werk, das seiner im bald entspringenden neuen Hader harrt." — „Genug, mein Vater," unterbrach ihn Beatrice schaudernd, „ich entsage. Gebe Gott mir seine Ruhe und seinen Frieden." — „Er wird Dir ihn geben, meine Taube, wie er mir ihn gegeben hat. Wie thut es mir so wohl, jezt mit Dir zu reden, wie ich noch nie zu Dir geredet habe. Laß mich, damit Du ein liebevolles Bild von Deinem Vater mit in Deine Einsamkeit nehmest, die schönste, aber schmerzvollste Zeit meines Daseyns, die Zeit meiner Liebe zu jener himmlischen Beatrice, nach der Du heißest, mit Dir durchleben." — „O mein Vater, warum den Schmerz erneuen? Die Trauer um ein Wesen, das uns unwiederbringlich entrissen ward, gestattet nie, daß die Wunde des Herzens heile, die der Verlust uns schlug." — „Wehre nie dem Schmerz um Geschiedene, mein Kind; er führt heilenden Balsam mit sich; er zeigt Dir jene, die Du verloren hast, im verklärenden Lichte der Erinnerung, und indem er sie gleich Heiligen vor Deiner Seele einherwandeln läßt, macht er Dich fromm und hebt Dich über die Erde, denn er bringt Dich ihnen nahe. Wenn auch die Welt Alles raubt, die Erinnerung an das Edle kann sie Dir nicht rauben, und mit ihr vermagst Du immer der Zeit zu gebieten; Du kannst die Vergangenheit heraufrufen, wenn Dich die Gegenwart drückt, und stärkst Dich dadurch für die Zukunft." — „Welch ein edler, milder Mann bist Du," sagte Beatrice, „und jezt, da ich Dich erkenne, muß ich Dich entbehren!" Bei diesen Worten fiel sie ihm weinend um den Hals.

Er erwiederte ihre Liebkosungen zärtlich; dann hob er nach einer Pause wieder an: „Du wirst mich nicht vermissen, denn Du bist des Herrn, und der hat Trost für uns Alle. Aber laß mich beginnen, denn die Stunde drängt. Setze Dich zu mir und höre mir zu."

Sie that es und lehnte ihr Haupt an seine Schulter. Er nahm ihre Hände zwischen die seinen und begann: „Ich war neun Jahre alt, ein ernster Knabe, und in mir lebte ein höheres Sehnen, aber ich wußte selbst nicht, wornach. Da stand ich an einem Festtage mit meinen Gespielen vor dem Thor, und festlich gekleidete Mädchen zogen an uns vorüber. Meine Gefährten winkten und grüßten, sie mochten die Mädchen kennen oder nicht; ich schaute nicht hin, denn mir ging Anderes durch den Kopf. Plötzlich aber war mir's, als sagte mir eine Stimme von oben: blicke hin, und als ich es unwillkührlich that, gewahrte ich sie, die ich von da an immer vor mir sehe. Wie ein himmlischer Engel des Friedens prägte sich ihr Bild meiner Seele ein. Mich durchwallte eine ungekannte Lust, ich fühlte dunkel, daß ich mich selbst veredeln müsse, um ihr würdig näher zu kommen, und meine Lehrer waren bald in Erstaunen gesezt durch meinen unermüdlichen Fleiß. Wurde ich gelobt, so hörte ich nicht die Stimme Brunetto Latinis, nein, ihre Stimme war es, die das Lob aussprach; wurde mir Gutes mitgetheilt, so war mir stets, als sagte oder gäbe sie es; so schwebte immer ihr Bild vor meiner Seele. Ich sah sie öfter, und immer mehr beseligte mich ihr Anblick; es war mir, als könnte ich keine neue Vollkommenheit an ihr entdecken, und doch strahlte ihr Bild immer wieder in höherm Farbenglanze, wenn ich sie von Neuem gesehen. So waren neun Jahre vergangen; ich wähnte mein Herz längst gereift an der segenstrahlenden Sonne ihrer Lieblichkeit, aber ich hatte mich geirrt. Als sie mir eines Tages früh um neun Uhr wieder begegnete, war sie in Gesellschaft zweier anderer Frauen; sie gemahnte mich wie das Licht, das einherwandelt, begleitet von der Dämmerung. Mein Herz klopfte so heftig, daß es mich zwang, still zu

Digitized by Google

ſtehen; ich vermochte nichts weiter, als mich tief zu verneigen. Da ſah ſie mich holdſelig an und grüßte mich mit lieblichen Worten im Vorübergehen, und es überſtrahlte mich wie Heiligenſchein. Mir ward zu Sinne, als erſchienen mir nur die äußerſten Grenzen der Glückſeligkeit. Ein neues Leben ging in mir auf. Ich ſchwankte trunken nach meinem einſamen Gemache und ſah und hörte nur ſie.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Anfangs December.

Vorträge über das Klima von Deutſchland.

Hr. Cläxius von Köthen hat die in meinem lezten Berichte erwähnten Vorträge gegen Mitte vorigen Monats im phyſikaliſchen Vereine angefangen. Dieſe Vorträge umfaſſen, wie aus der Darlegung des Plans erhellt, das Klima von Deutſchland, ſowohl im Ganzen und im Vergleich mit benachbarten Ländern, als auch mit beſonderer Rückſicht auf die einzelnen deutſchen Landestheile. Im Eingange berührte der Redner in Kürze die zwei verſchiedenen Hauptbedeutungen des Wortes Klima. Nachdem er gezeigt, was man unter mathematiſchen Klimaten verſtehe, bemerkte er, daß, nach der neueſten Eintheilung derſelben — 36 Klimate auf beiden Seiten des Aequators — das ſüdliche Deutſchland zum Theil noch unter dem 7., im übrigen unter dem 8., das mittlere Deutſchland unter dem 9., und das nördliche Deutſchland unter dem 10., zum Theil aber auch ſchon unter dem 11. Klima liege. Inzwiſchen, fügte Hr. C. hinzu, würde man ſehr irren, wollte man annehmen, daß die Witterung und die Vegetation allein von dem höhern oder tiefern Stande der Sonne abhängen. Viele andere Umſtände wirken zu der Hervorbringung jener Erſcheinungen mit, wovon man ſich leicht überzeugen kann, wenn man nur einen Blick auf Nordamerika wirft, welches unter den nämlichen Breitegraden viel kälter als Europa iſt. Um daher die Bewohnbarkeit und die Produktionsfähigkeit irgend eines Landes zu beurtheilen, genügt bei weitem die Kenntniß ſeines mathematiſchen Klimas nicht, ſondern es iſt nothwendig, auch die Beſchaffenheit ſeines phyſikaliſchen Klimas zu erforſchen. Lezteres nun bildet den eigentlichen Gegenſtand dieſer Vorträge; es wird daſſelbe aber in einem dreifachen Sinne verſtanden: nämlich im weitern Sinne, wo es die natürliche Beſchaffenheit eines Landes oder Ortes bezeichnet, inſofern dieſe durch Boden und Witterung beſtimmt werden, ſodann in engerer Bedeutung, wo es blos die durch die Witterung beſtimmte Eigenthümlichkeit eines Landes oder Ortes bezeichnet, und endlich im engſten Sinne, wo darunter die daſelbſt herrſchende Temperatur verſtanden wird. Hinſichtlich der Kenntniß des Klimas in den beiden leztern Bedeutungen herrſchen noch jezt, bemerkt Hr. C., bedeutende Irrthümer. Früher habe man dabei ſogar nur die Entfernung eines Ortes vom Aequator und ſeine Höhe über der Meeresfläche berückſichtigt. Später ſey allerdings mehr die hier allein entſcheidende Erfahrung zu Grunde gelegt worden, und in dieſer Beziehung habe ſich vornämlich die von dem Kurfürſten Karl Theodor zu Mannheim im lezten Viertel des vorigen Jahrhunderts gegründete Geſellſchaft rühmlich ausgezeichnet. Nichtsdeſtoweniger aber erſcheinen die Beobachtungen jener ältern Zeit ſchon um deswillen mehr oder weniger unſicher, weil die Inſtrumente damals noch nicht genug vervollkommnet waren.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, December.

(Beſchluß.)

Brougham.

Die liberalen Geſinnungen Broughams, ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe, und vor allem ſeine Beredtſamkeit, die mit jedem Jahre an Tiefe, wie an Stärke zuzunehmen ſchien, zogen die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ihn. Eine freiſinnige Politik gegen das Ausland, im Handel ſowohl, als in der Diplomatie, Verbeſſerung des Wahlſyſtems, Abſchaffung der Sclaverei, Vereinfachung der Rechtspflege waren die Hauptgegenſtände ſeines Strebens. Auch den Finanzen widmete er oft ſeine Aufmerkſamkeit, obgleich er es Männern wie Hume überließ, in einzelne Erſparniſſe einzugehen; aber er zeigte oft mit ſiegender Beredtſamkeit, wie nothwendig eine erleuchtete Sparſamkeit im Staatshaushalte ſey, und wie weit fruchtbarer der Reichthum des Landes in den Händen der Bürger, als in den Goldtreſſen der Staatslivreen wuchere. Vor drei Jahren trug er auf Ernennung einer Kommiſſion zur Unterſuchung der Rechtspflege in England an; ſeine Rede, worin er die vielen Gebrechen derſelben auseinanderſezte und ſeine Plane zu deren Verbeſſerung entwickelte, dauerte ſieben Stunden lang. Sie war durchaus aus dem Stegreif gehalten, und er wußte dem an ſich trockenen Gegenſtand ſo viel Intereſſe zu geben, daß die ganze Nacht durch weder ein Mitglied, noch ein Zuſchauer daran dachte, ſeinen Platz zu verlaſſen, und man die ganze Zeit über eine Nadel hätte können fallen hören. Die Kommiſſion ward ernannt, und trotz allem Widerſpruch einzelner, aber einflußreicher Perſonen iſt bereits manches von ſeinen Vorſchlägen ausgeführt. Indeſſen war er den Miniſtern als Gegner noch furchtbarer durch ſeinen feinen, aber vernichtenden Spott, als durch ſeine Beredtſamkeit, und nur der ſelige Canning war ihm darin gewachſen. Dabei kam ihm auch noch ſeine hohe Rechtlichkeit im öffentlichen, wie im Privatleben zu ſtatten und gab ſeiner Oppoſition Gewicht. Im Prozeſſe der Königin ſpielte er als der erſte Vertheidiger dieſer unglücklichen Frau eine Hauptrolle, und trug ſowohl durch ſein überlegenes Talent im Zeugenverhör, als durch die Furchtloſigkeit und Furchtbarkeit ſeiner Philippika hauptſächlich dazu bei, daß die Regierung Georgs IV. ſich nicht mit der Verurtheilung dieſer Unglücklichen befleckt hat. Er zog ſich aber, nebſt ſeinem Gehülfen Thomas Denman, dadurch ſo ſehr den Unwillen des Monarchen zu, daß, ſo lange er lebte, ihnen alle Hoffnung abgeſchnitten war, ein Amt zu erhalten. Unbekümmert darum, blieb er vor wie nach der unbeſtechliche Gegner aller Torwiniſterien. Trotz ſeinen vielen Beſchäftigungen als Advokat und Parlamentsmitglied fand er doch noch Muße, ſeinen Wirkungskreis zu erweitern; denn, von wem auch die erſten Ideen dazu herrühren mögen, ſo war es doch er, der „die Geſellſchaft zur Verbreitung nüzlicher Kenntniſſe“ und die Londoner Univerſität geſtiftet hat. Er ſchrieb auch die ſchöne und lehrreiche Abhandlung „über den Nuzen und das Vergnügen, welche die Wiſſenſchaften gewähren,“ womit jene Geſellſchaft ihre nüzlichen Arbeiten eröffnete. Bei der lezten Parlamentswahl iſt er von der einen Hälfte der Grafſchaft York aus freiem Antrieb und ohne Koſten zu ihrem Vertreter gewählt worden, und der König hat ſich dadurch geehrt, daß er ihn zu der höchſten Richterſtelle im Lande und zu einem Rang erhoben hat, der es ihm hoffentlich möglich machen wird, die meiſten ſeiner Plane, die mancher hochweiſe Herr ſonſt als utopiſche Träume zu belachen pflegte, zum Wohl ſeines Vaterlandes ins Leben zu rufen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 302.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 18. December 1830.

Das Glück der Erde miß' ich gerne,
Und bild', ein Märtyrer, hinan,
Denn über mir, in goldner Ferne,
Hat sich der Himmel aufgethan.

Uhland.

Dante's Tod.

(Fortsetzung.)

„Von dieser Stunde an, fuhr Dante fort, vermochte ich Beatrice zu feiern, aber das Höchste war noch nicht in mir aufgegangen, denn ich hatte den tiefsten Schmerz der Seele noch nicht erlebt. Wie glücklich war ich in meiner Liebe! Sie bemächtigte sich so meines ganzen Wesens, daß ich sie nicht zu verbergen vermochte; wie in Flammenbächen strömte ich sie in Gesängen aus, und ganz Florenz erfuhr es, daß ich liebte, und liebte mich selbst um meiner Liebe willen. Jezt aber galt es, die Geliebte zu verhüllen vor den Augen der Menge; das schaffte nun neue Freuden, denn die Klugheit gesellte sich zum Gefühl. Wie glücklich war ich damals, und wie mild gesinnt! Wenn Beatrice mir irgendwo erschien, so wußte ich von keinem Feinde mehr. Ja mich überkam eine solche Gluth der Versöhnung, daß ich Jedem verzieh, der mich je gekränkt.

Aber sie war zu gut für die Erde; den Engel forderten die Engel wieder zu sich; sie konnten sie nicht länger entbehren. Die gütige Gottheit sandte mir eine heftige Krankheit; in dieser lebte ich Beatricens Tod und mit ihm alle Qualen durch. So wie ich das unnennbare Leiden überwunden, war auch mein Herz genesen; sie war todt, aber ich litt keine Schmerzen mehr; die Erde hatte mir nichts rauben können, ich hatte einen Engel geliebt, und diese Liebe dauerte ewig fort, hier und jenseits. Welche Qualen ich auch erduldet habe, und vielleicht noch erdulden muß, sie sind nichts gegen die Freude, die in meinem Innern fortlebt und immer neue Blüthen treibt, wie ein ewig grünender Baum, über den kein Winter hereinbricht. Beatricen zu verherrlichen, ist das Ziel meiner Seele, und wenn ich einst nicht mehr bin, werden noch Tausende in ihr die himmlische Liebe verehren."

Er schwieg, vom Feuer der Erinnerung durchglüht und verschönt. Seine Augen strahlten wie funkelnde Sterne, deren Licht durch den wolkenumsäumten Himmel sich Bahn bricht. Beatrice schaute ihm mit andächtigem, fast anbetendem Blicke in das Antlitz, dann fiel sie ihm um den Hals und weinte sanft. So verharrten sie lange im Schweigen.

Endlich brach Dante die Stille und sagte: „Der Abend hat sich herabgesenkt; die Aebtissin wartet Deiner."

Schweigend erhob sich Beatrice und folgte ihm. Er geleitete sie an die Pforte des Klosters, legte segnend seine Hand auf ihr Haupt, küßte sie auf die Stirn und übergab sie der Pförtnerin, die ihnen entgegentrat. Dann wandte er sich um und schritt im Dunkel zurück.

*

Am Hofe des Herrn von Verona, Cangrande della Scala, des tapfersten und gebildetsten Fürsten jener Tage, befand sich Dante bald nachher, fast noch ernster und trüber gestimmt, als bei dem Abschiede in der Grotte von Tolmino. Sein Wesen paßte nicht mehr zu den fröhlichen Festen, die er sonst durch seine Gegenwart und seinen Antheil belebt und beseelt hatte; der Kummer der lezten

Digitized by Google

Jahre hatte, ſo ſehr ſeine Seele dagegen auch zu kämpfen ſtrebte, doch allmählig ſeinen Muth geſchwächt und faſt beſiegt, und das Einzige, was ſeinem Geiſte Schnellkraft gab, ſein großes Gedicht, war vollendet. Sein Herz hoffte nichts mehr von der kommenden Zeit, aber die Kräfte ſeines Verſtandes ſtrebten noch immer raſtlos weiter, in der Nähe wie in der Ferne; denn wirken, wirken mußten ſie, es war ihnen Bedürfniß, wie dem Vogel der Flug, dem Fiſche die Fluth.

Cangrande empfing den Dichter eben ſo gütig wie früher, denn dieſer Fürſt ehrte das Große; aber ſein lebhafter, jugendlicher Sinn fand nicht mehr in Dante, was er vormals an ihm bewundert hatte, und ſo wurden ihre Gemüther nicht eben von einander angezogen. Mit Jugendmuth einte der Herr von Verona auch jugendliche Heiterkeit, und ſeine Liebe für die höheren Gaben des Menſchengeiſtes ließ ihn die Luſt an den bunten Spielen des Lebens nicht verachten. Seiner vielſeitigen Regſamkeit mußte daher Dante's Einſeitigkeit, die durch den ſtarren Schmerz des großen Dichters eine dunkle Färbung bekommen hatte, welche die Bitterkeit und Gereiztheit in deſſen Weſen noch verſtärkte, ſtörend entgegen treten, ja ſogar unangenehm auf ihn einwirken, und daher kam es, daß Dante ſich bald von Cangrande zurückgeſetzt wähnte, obgleich dieſer keine Gelegenheit, ihm ſeine Achtung und Verehrung zu beweiſen, ungenutzt vorüber ließ.

So hatte er ihn denn auch eines Tages zu ſeinem Mahle gezogen, an welchem noch der Dichter Guido Caſtelli und der übermüthige Pietro da Toſone, Can's Jugendfreund, und von dieſem daher wohl gelitten, nebſt einigen andern Edeln Theil nahmen. Die Rede wandte ſich auf Dante's Gedicht, und als Can einiges daraus zu hören wünſchte, und beſonders Guido ſeine Theilnahme äußerte, ſprach der Dichter ſogleich den Anfang des dreißigſten Geſangs des Fegfeuers mit gewichtigem Ernſt und mit ſeltener Kraft und Anmuth. Er war zu der Stelle gekommen:

Gleich einem Admiral, der überall
Auf ſeinem Schiff erſcheint, das Volk zu ſehn,
Das auf dem hohen Fahrzeug dient, und ihm
Muth macht zu gutem Thun, gewahrt' ich ſie
Jetzt auf des Wagens linker Seite ſtehn,
Als ich bei meines Namens Klang mich wandte,
Den die Nothwendigkeit hier jetzt verzeichnet.
Die früher mir erſchienen war, die Hohe,
Verſchleiert war ſie bei der Engel Feſt.
Und blickte ſcharf nach mir vom andern Ufer.
Der Schleier, der von ihrem Haupte wallte,
Umgeben von Minerva's Zweigen, ließ
Ihr Angeſicht nicht ſehn. Doch königlich
In ihrem Weſen, zürnend fuhr ſie fort,
Gleich einem Redenden, der ſpricht, allein
Die heftigſten der Worte noch zurückhält;
„Sieh mich wohl an, ich bin's, bin Beatrice!“

Da hielt er plötzlich zürnend inne, denn während des Recitirens hatte er bemerkt, wie Pietro da Toſone bereits ſeit längerer Zeit Zeichen der Unruhe und Ungeduld von ſich gegeben, und endlich gar mit einem hinter ihm ſtehenden Diener, erſt flüſternd, dann immer lauter ein Geſpräch angeknüpft hatte. Der Unwille darüber rief eine tiefe Röthe auf ſeinem Antlitz hervor, und ſchon war er nahe daran, in zürnende Worte auszubrechen, als Guido Caſtelli ſich zu ihm wandte und lebhaft ausrief: „Weiß Gott, Meſſer Dante, wenn man Euch hört, ſo ſollte man ſich ſchämen, je einen Vers gemacht, oder einen Reim gefunden zu haben. Euch erreicht man nicht, und Ihr werdet mit Eurem großen Gedicht allein und einzig daſtehen, ſo lange noch in unſrer Volgare wird geſungen und geredet werden. Das heißt, Herr der Dichtkunſt ſeyn; wie muß ſich Euch die Sprache fügen; kein Gedanke, kein Gefühl tritt verhüllt auf, Alles ſteht klar und wahr da; es geht ſo leicht aus, daß man ſich wundert, nicht ſchon längſt Aehnliches gemacht zu haben, und meint, es könne Einem gar nicht fehlen. Geht man aber dran, ſo hapert und ſtockt es, und man kommt nicht vom Fleck, wenigſtens hat man, iſt man fertig, doch nicht geſagt, was man eigentlich hat ſagen wollen und was Einem vor der Seele ſchwebte. Es iſt eine ſolche Luſt, Euch zuzuhören; ich bin gar nicht mehr Guido Caſtelli, ich bin *ganz Geiſt*, wenn ich Euch Stellen aus Eurem *erhabenen* Gedichte vortragen höre. Ich gebe dann ganz genau acht, und denke mit Euch weiter, bilde mir ein, das muß er nun ſo wenden, nun kann das Gleichniß kommen, oder jener Reim, aber ich treff' es unter hunderten kaum ein Mal, denn immer überraſcht mich etwas Neues und Beſſeres. Worin liegt das?“ — „Ganz einfach darin, daß Ihr nicht Ich ſeyd,“ antwortete Dante gutmüthig. „Ich dächte, Meſſer Guido ſey als Dichter auch nicht zu verachten,“ fiel hier Pietro ein. „Gewiß nicht,“ antwortete Dante. „Er macht eigentlich angenehmere Sachen als Ihr,“ fuhr jener fort. „Das mag ſeyn, jeder in ſeinem Kreiſe,“ entgegnete der Sänger Beatricens ruhig. „Mitunter verſteht Ihr Euch wohl ſelber nicht?“ fragte Pietro wieder. Dante ſchwieg und gab ihm keine Antwort.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

Heitzung und Bäder.

Das wichtigſte Stück in der häuslichen Einrichtung des Ruſſen iſt der Ofen, und dieſer iſt auch im Allgemeinen ſo gut und zweckmäßig eingerichtet, daß wir Deutſche noch Manches daran zu lernen haben möchten. Ihr großer Lehrmeiſter war die Noth, das rauhe Klima, duris urgens in rebus egestas, und es würde uns nicht übel ſtehen, die

Digitized by Google

Sache näher kennen zu lernen und auch bei uns einzuführen. Denn obgleich unser Klima nicht so ſtreng iſt, ſo iſt dafür das Holz ſo theuer, daß Erſparung von dieſer Seite jedem braven Hauswirthe nicht anders als willkommen ſeyn kann.

Die ſchlechteſten Oefen habe ich in Italien gefunden, ohne Zweifel, weil dort die Menſchen nicht nachdrücklich von der Natur angewieſen werden, über dieſen Gegenſtand nachzudenken. Allmählig werden, beſonders in dem nördlichen Italien, die Oefen des benachbarten Deutſchlands eingeführt, und die Italiener betrachten uns darin mit Recht als ihre Lehrmeiſter, weil wir, unter einer härteren Zucht der Natur ſtehend, uns auch beſſer zu ſchützen gewußt haben und nun in unſern kälteſten Wintertagen recht behaglich in der warmen Stube ſitzen, während ſie in ihrem viel mildern Winter vor Kälte erſtarren und nicht wiſſen, wohin ſie ſich aus ihren kalten, mit Steinen gepflaſterten, mit elenden, einfachen Fenſtern und mit noch elenderen italieniſchen Kaminen verſehenen Marmorſälen flüchten ſollen, um dem peinigenden Froſte zu entgehen. Aber auch wir ſind noch zum Theil verzärtelte Kinder der Natur und daher noch lange nicht ſo weit gekommen, als die viel ſtrenger gehaltenen Ruſſen, von denen wir eben ſo viel, als die Italiener von uns, zu lernen haben. Zwar haben wir nur erſt in den lezten Zeiten gar manche gelehrte Abhandlung über dieſen, in der Oekonomie ſo hochwichtigen, Gegenſtand erhalten; aber aller dieſer Vorſchläge und Projekte ungeachtet, fürchte ich, würden wir uns ſchlecht befinden, wenn wir plözlich mit unſern gemeinen oder Kunſtöfen nach Tobolsk oder Archangel verſezt werden ſollten, wo man dieſe Sache ſchon ſeit Jahrhunderten beſſer verſteht und zweckmäßiger treibt, als es unſere ſchulgerechten Spekulanten auf ihren Studierzimmern zu betreiben im Stande ſeyn möchten.

Die ruſſiſchen Oefen ſind erſtens ſehr ſolid, da ſie nicht ſowohl aus ſogenannten Kacheln, ſondern aus Ziegeln beſtehen, die oft über zwei Zoll Dicke haben. Dieß iſt, wie mir ſcheint, nicht eben das Nachahmungswerthe, obſchon es den Vortheil hat, daß der einmal durchgewärmte Ofen auch viel länger warm bleibt, wie denn auch in Rußland, ſelbſt während der allerſtrengſten Kälte, nie mehr als einmal in vier-und-zwanzig Stunden geheizt wird, und die größte Hitze meiſtens erſt fünf und mehr Stunden nach der Heitzung eintritt. Allein dieſe dicken Oefen können nur da gebraucht werden, wo das Holz, wie in Rußland wenigſtens jezt noch, im Ueberfluſſe iſt und einen ſehr geringen Werth hat. Sie ſind alſo bei uns, wo dieſe Verhältniſſe nicht ſtatthaben, nicht anwendbar. Daß man übrigens in Rußland im Tage nur einmal heizt, kommt vorzüglich daher, daß alle ruſſiſchen Oefen von innen, von der Stube, nicht z. B. von der benachbarten Küche aus, geheizt werden, und daß daher an ſehr kalten Tagen, vom erſten Oeffnen des Ofens bis zur hellen Flamme des entzündeten Holzes, durch die Oeffnung des Ofens ſo viel Kälte in das Zimmer tritt, daß es die erſte Zeit nach dem Einheizen faſt unbewohnbar wird. Sie ziehen es daher mit Recht vor, nur einmal, aber dafür deſto ausgiebiger, zu heizen.

Das, was mir an dieſen Oefen nachahmungswerth ſcheint, iſt ihr Bau und vorzüglich ihre Verbindung mit dem Schornſteine. Bei uns nämlich ſteht der Schornſtein Tag und Nacht offen, und der eigentliche Herd des Ofens, die Flamme ſowohl, als die Kohlen, ſind dem unmittelbaren Zutritt der äußern, kalten Luft völlig ausgeſezt, und es iſt klar, daß dadurch bei weitem der größte Theil der durch das Feuer erzeugten Wärme durch den immer offenen Schornſtein der ſo ſtark leitenden Atmoſphäre zuſtrömt und für die Erwärmung des Zimmers, für welche ſie doch allein beſtimmt iſt, gänzlich verloren geht. Dies iſt aber in Rußland nicht der Fall. Die Oefen dieſes Landes ſind ſo gebaut, daß der unterſte Theil des Schornſteins mit dem oberſten des Ofens in unmittelbarer Verbindung ſteht, und daß daher dieſer Theil des Schornſteins noch in dem Zimmer ſelbſt liegt, wo er als eine gemauerte Röhre von einem halben oder auch einem ganzen Fuß im innern Durchmeſſer ſichtbar iſt. Dieſe Röhre kann durch eine Klappe von Eiſen, die ſich mit einem Drucke des Fingers drehen läßt, luftdicht verſchloſſen werden, was denn auch immer geſchieht, ſobald die Flamme des brennenden Holzes verſchwunden iſt und die noch glimmenden Kohlen bereits mit einem Häutchen von Aſche überzogen ſind. Von dem Augenblick an, wo der Schornſtein geſchloſſen wird, ſteigt die Wärme im Zimmer ſehr ſchnell, da man im Gegentheile vorher nur ſehr geringe Veränderungen an dem Thermometer bemerkt, ſelbſt wenn eine große Menge Holzes in hellen Flammen ſteht. Allein außer dieſer Klappe des Schornſteins gibt es noch zwei andere, die eine im Vorhauſe, unmittelbar neben dem Zimmer, und die andere unter dem Dache der gewöhnlich nur ein Stockwerk hohen Häuſer. Beide ſind irdene oder eiſerne ſchwere Teller, die in einen cylindriſchen Ring von Eiſen gelegt werden, welcher Ring in den höhern Theilen des Schornſteins eingemauert iſt. Wie die Kälte mit dem Fortgange des Winters ſteigt, werden von dieſen drei Klappen immer mehrere zugemacht und wenn, wie ich aus Erfahrung weiß, bei ſehr ſtrenger Kälte von — 25 bis — 30 Gr. Reaumür die höchſte und beſte Klappe einmal zufällig vergeſſen wird, ſo weiß man ſich in der darauf folgenden Nacht der Kälte kaum zu erwehren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Anfangs December.

(Fortsetzung.)

Vorträge über das Klima von Deutschland.

Selbst die Beobachtungen der neuesten Zeit, fährt Hr. Cläßius fort, ließen seither noch manches zu wünschen übrig; vor allem die Wahl zweckmäßiger Beobachtungsörter im Freien, außerhalb oder doch am Ende menschlicher Wohnorte, da besonders das Thermometer innerhalb derselben von seinem, hier so zu nennenden, wahren Stande oft sehr abweicht und nicht selten um 1 bis 2 Grad R. zu hoch steht. Ferner fehlt man auch häufig in der Wahl zweckmäßiger Beobachtungsstunden. Endlich aber berücksichtigt man nicht immer hinlänglich die Wichtigkeit der Berechnung des mittlern Thermometerstandes, wenn schon dieser allein die mittlere Temperatur für einen längern oder kürzern Zeitabschnitt genau angibt. Zwar läßt sich diese arithmetische Abstraktion auch auf theoretischem Wege, z. B. mit Hülfe des Quadrats des Cosinus der Breite, finden; gleichwohl ist ein auf diese Weise gewonnenes Resultat, wie die Erfahrung deutlich zeigt, im Ganzen sehr unsicher. — Hr. C. wirft hiernächst einen flüchtigen Blick auf die mathematisch- und physikalisch-geographische Lage Deutschlands. Er macht darauf aufmerksam, daß dieses Land eine nördliche Abdachung von den Alpen an habe, die nur durch kleinere Gebirgszüge, besonders im Süden, etwas unterbrochen werde, wogegen es vom 51. bis 52. Breitegrade an bis zum Meere fast ganz eben sey. Aus dieser Lokalität aber lasse es sich erklären, weshalb in Deutschland diesseits der Alpen das Klima in engerer Bedeutung, bei ungefähr gleich hoher Lage, im Ganzen wenig verschieden sey, ja weshalb selbst mehrere Distrikte und Orte im nördlichen Deutschland wärmer, trockener u. s. w. als andere im südlichen seyen. — In Beziehung auf die Temperatur — Klima in engster Bedeutung — bemerkte Hr. C., daß in den kältesten Ebenen Deutschlands, z. B. im nordöstlichen Theile von Pommern, die allgemeine mittlere Wärme beiläufig $= \times 5\frac{1}{2}°$ R., die der wärmsten Ebenen diesseits der Alpen, z. B. einiger Thalgegenden am Rhein, $= \times 8\frac{1}{2}°$ R. sey. Indessen finde dieser auch nicht einmal sehr bedeutende Unterschied von $2\frac{1}{2}°$ nur in wenigen cisalpinischen Gegenden statt; die allgemeine mittlere Temperatur sey vielmehr fast durchgängig wenig höher oder tiefer als $\times 7°$. Ferner: die mittlere Temperatur des Sommers (Juni, Juli, August) sey in den meisten niedern Gegenden beiläufig zwischen $\times 14$ und $14\frac{1}{2}°$ R., ein noch geringerer Unterschied, als der vorhin angegebene in der allgemeinen mittlern Temperatur. Demungeachtet sey die Differenz zwischen dem wärmsten deutschen Sommerklima, wahrscheinlich in der Gegend von Wien, $= 16°$ R., und dem kältesten, wahrscheinlich auf der nordöstlichen Küste Pommerns, $= 13\frac{1}{2}°$ R., dem oben bei der allgemeinen mittlern Temperatur erwähnten Unterschiede ($2\frac{1}{2}°$) gleich, was sonderbar erscheine. Eine ähnliche Sonderbarkeit zeige sich bei der mittlern Temperatur des Winters (December, Januar, Februar); denn auch hier betrage der Unterschied selten mehr als 1°, während derselbe hinsichtlich des mildesten cisalpinischen Winterklimas und des kältesten in den niedern deutschen Gegenden, der ungefähr 4° betrage, größer als der bereits angegebene Unterschied bei der allgemeinen mittlern Temperatur sey. — Aus dem bereits Vorgetragenen, fährt H. C. fort, ergibt sich, daß der im Ganzen geringe Unterschied der Temperatur in den niedern Gegenden Deutschlands im Winter etwas größer, als im Sommer ist. Die mittlere Temperatur des Frühlings und Herbstes ist in der Regel der allgemeinen mittlern ziemlich gleich; doch ist der Frühling in den von hohen Gebirgen eingeschlossenen Landstrichen und in den Küstengegenden verhältnißmäßig etwas kälter, der Herbst aber etwas wärmer. Was nun die Extreme der Temperatur betrifft, so sind hier die Unterschiede, als Schwankungen, natürlicher Weise etwas bedeutender, als bei der mittlern Temperatur. Das größte Wärmeextrem ($\times$ 30 bis 31° im Schatten, ohne Wärmezurückstrahlung) kommt in der Gegend von Leipzig vor, das größte Kälteextrem aber ($-$ 26 bis 28°) in einigen Distrikten von Pommern und Würtemberg. Dagegen erreicht die Hitze auf der pommerschen Ostseeküste höchstens $\times$ 26 bis 27°; die Kälte aber kommt in der Gegend von Strasburg und in einigen niederrheinischen, der Nordsee nähern Gegenden höchstens auf $-$ 20°. Jedoch finden diese Unterschiede, die bei dem größten Wärmeextrem 4° und bei dem größten Kälteextrem 8° betragen, nur zwischen wenigen Gegenden Deutschlands statt. In den meisten dieser Gegenden aber ist die größte Hitze $\times$ 28 bis 29°, die größte Kälte $-$ 23 bis 25°; mithin ist auch in dieser Hinsicht die Differenz in Deutschland nur unbedeutend. Bemerkenswerth aber ist, so schloß Hr. C. für diese Sitzung seinen Vortrag, die Anomalie, daß, ist auch die mittlere Winterkälte in Schlesien bedeutender, als in Pommern und Würtemberg, dennoch die Kälte in diesen Landstrichen ein größeres Extrem erreicht, als in Schlesien; denn dieselbe hat, in neuerer Zeit wenigstens, in Breslau nie mehr als $-$ 24° betragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 296:

Das Pflaster.

Räthsel.

Die Hofdame.

In fernen Landen thront ein fürstlich Weib
Mit herrlichem Gefolge, das du kennst;
Doch Eine nur der Dienerinnen ist
Die ganz bekannt, auch ihr die Fürstin hold.
Wie liebreich weilt auf dieser Dienerin
Der Fürstin helles Auge, der sie viel,
Wie viel verdankt! Drum läuft nach ihrer Frau
Die Dienerin, wenn kaum der Tag begann;
Da trifft ein Strahl sie aus der Fürstin Aug,
Und rosig blüht ihr schönes Angesicht,
Und Freudenthränen glänzen hell darin.
Das freut die Fürstin, und es spürt die Huld
Die frohe Magd, und selig lächelt sie.
Und geht ans Werk des Tages, festonirt
So prächtig, destillirt, und kocht und bratet,
Deckt ihren Tisch, besetzt die Teppiche
Mit Wohlgenüssen mannigfaltiglich';
Die Fürstin blist, doch ist sie nicht davon,
Und ist des Tages Arbeit nun gethan,
So nimmt sie Abschied von der hohen Frau,
Erröthet wohl, ob sie's auch recht gemacht;
Und trauernd geht sie, noch in Trauer schön.
Da geht ihr Kammerdiener wohl voran,
Ein schöner Mann, mit silberner Livree,
Der seinen Glanz der Fürstin einzig dankt,
Und wacht bei ihr, indeß sie schläft und läuft;
Denn wißt, die Dame wandelt in der Nacht.

J. C. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 303.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 20. December 1830.

— Und machen Nord und Ost
Oft den Pol zu düster;
Und was unser Dach umtost,
Dünkt uns kein Geflüster.
Doch das eng verschloßne Haus
Heitert Wärm' und fröher Schmaus.

J. H. Voß.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Es wird hoffentlich keiner umständlichen Erläuterungen bedürfen, um die Vortheile dieser einfachen Einrichtung deutlich zu machen. Auch habe ich eine ähnliche Verschließung des Schornsteines durch Klappen wohl auch schon an mehreren Orten in Deutschland gesehen, da die Sache zu einfach und zu klar ist, als daß sie nicht jeder leicht finden könnte. Aber alle Klappen, welche ich in meinem Vaterlande gesehen habe, erfüllen ihren Zweck nicht, da sie nur wie Teller auf der Oeffnung liegen und der untern, erwärmten, und durch ihre höhere Temperatur sehr elastischen Luft doch noch immer einen freien Ausgang lassen, während dort diese Klappen mehr die Form von Stöpseln oder Stempeln haben, die rings herum auf eine Breite von zwei oder drei Zoll dicht anschließen, und endlich die größere Anzahl dieser Klappen, wie ich oben gesagt habe, von ganz besonderem Werthe ist, da eine einzige den beabsichtigten Zweck nicht leicht ganz zu erfüllen im Stande ist.

Einer Unbequemlichkeit muß ich bei dieser Gelegenheit erwähnen, unter welcher die Russen oft leiden, die man aber leicht durch einige Aufmerksamkeit vermeiden kann. Ich habe bereits oben erwähnt, daß die erste oder unterste Klappe erst dann geschlossen werden soll, wenn sich auf den glühenden Kohlen bereits ein weißes Aschenhäutchen zeigt. Schließt man den Schornstein früher, so dringen die schädlichen Kohlendämpfe, da der Ofen von innen geheizt wird, in das Zimmer und verursachen heftige Kopfschmerzen, ja können sogar tödtlich werden. Bei der Trägheit und Nachläßigkeit der russischen Mägde ist dieß schwer ganz zu vermeiden, wenn man sich dieses Geschäfts nicht selbst annimmt. Indessen ist mir bei meinem langen Aufenthalte in diesem Lande kein Beispiel von ernsthaften Folgen dieses Tschat's (so heißt der Kohlendampf) vorgekommen. Das ganze Uebel besteht in einem heftigen Kopfschmerz, wobei man jeden Pulsschlag an den Schläfen fühlt, aber am andern Tag ist aller Schmerz bis auf die letzte Spur verschwunden. Die gemeine Klasse hält diesen Zustand, der dem einer völligen Trunkenheit ähnlich seyn mag, sogar für einen Genuß, den sie sich daher an Fest- und Ruhetagen absichtlich verschafft, um sich gütlich zu thun. Sie schließen dann ihren Ofen vor der oben angezeigten Zeit und legen sich auf ihn. Denn bei den Bauern sind die Oefen so gebaut, daß sie im Winter zugleich die Schlafstellen der Familie abgeben können. Wenn man in eine solche Stube tritt, so sieht man die Bewohner derselben alle dicht neben einander auf den Bäuchen auf dem Ofen liegen und vergnüglich mit einander schwatzen. Ihre Gesichter sind von der Wirkung des Kohlendampfes hochroth und aufgedunsen, die Augen stieren glänzend, kurz sie gleichen vollkommen Betrunkenen, obschon die geistigen Funktionen durch diesen Dampf nicht leiden. Im Grunde mag ihnen wohl der Kopfschmerz auch nicht eben angenehm seyn, aber die größere Wärme, die sie auf diese Weise

Digitized by Google

genießen, iſt für ſie ein ſolches Labſal, daß ſie es gern mit jenem Schmerze erkaufen. Auch ſieht man ihnen das Wohlbehagen und die Glückſeligkeit an, wenn man ſich gleich nicht verſucht fühlt, ſie mit ihnen zu theilen.

Eine andere Art von Heitzung, die aber bei uns wohl keine Nachahmung finden wird, hat in den ſogenannten Rauchſtuben der ruſſiſchen Bauern ſtatt. Dieſe Stuben haben ſehr kleine und wenige Fenſter, durch die man nur eben den Kopf ſtecken kann, und dieſe Fenſter ſind, wenigſtens bei den ärmern Bauern, nur ſelten mit Glas verſehen. Wo das bekannte Marienglas (miroir d'âne), eine Gattung Glimmerſchiefer, häufig und daher wohlfeil iſt, wird dieſes ſtatt des Glaſes gebraucht. Gewöhnlich aber bleiben dieſe kleinen Löcher offen und werden im Winter nur mit Moos oder Lappen verſtopft. Wenn der Ofen geheizt wird, was hier ebenfalls im Innern der Stube geſchieht, ſo wird der Schornſtein des Ofens verſtopft und der Rauch dringt daher durch die Ofenthüre in die Stube. Anfangs nimmt er, ſeiner Leichtigkeit wegen, nur die obern Theile der Stube ein, wo er wie eine dichte Wolkendecke zu hängen ſcheint. Allmählig aber dringt er, wenn ſich ſeine Maſſe vermehrt, tiefer, ſo daß man, ohne Gefahr zu erſticken, nicht mehr aufrecht ſtehen kann. Die Bewohner machen ſich daher immer näher an den Boden, ſich Anfangs bückend, dann knieend, dann ſitzend und endlich ſogar liegend. Droht endlich der dichte Rauch den Fußboden der Stube zu erreichen, ſo werden jene ſogenannten Fenſter oder Luftlöcher geöffnet, die nicht ganz in Mannshöhe über dem Fußboden angebracht ſind, und ſofort dringt der Qualm zu dieſen Oeffnungen gewaltſam hinaus und läßt den unterſten Theil der Stube frei, in welchem ſich nun die Bewohner derſelben wieder allmählig von der Erde erheben und in dem auf dieſe Weiſe erwärmten Raume ihre Geſchäfte anfangen. Der Aufenthalt in dieſen vom Rauche ganz geſchwärzten, unreinlichen und finſtern Stuben kam mir, als ich ſie zuerſt erblickte, ſchrecklich vor, und ich würde keinen Anſtand genommen haben, dieſen abſcheulichen Löchern ſelbſt ein förmliches Gefängniß vorzuziehen. Ich war daher nicht wenig erſtaunt, als ich die Bewohner einer ſolchen Stube auf dem Boden derſelben liegen und recht behaglich mit einander ſchwatzen und Witzreden wechſeln hörte, die ſich hier nicht gut wieder erzählen laſſen, die aber von einem Grade des Frohſinns dieſer Leute zeugen, den ich früher für ganz unmöglich gehalten hatte.

Ein weſentlicher Beſtandtheil einer ruſſiſchen Stube iſt der Altar, oder eine Sammlung von mehreren Heiligenbildern, die oben in einer Ecke des Zimmers zuſammengeſtellt werden. Wohlhabendere hängen auch wohl eine Lampe vor dieſe Bilder, die an Feſttagen angezündet wird. Arme haben gewöhnlich nur ein kleines und ſchlecht gemaltes Bild eines Heiligen, gleichviel welches, da alle gewöhnlich mit dem gemeinſchaftlichen Namen Bog (Gott) benannt werden. Auch in den Hauptſtädten und bey den Großen findet man häufig noch ein Bildchen in der Ecke, um die alte Landesſitte zu ehren, aber es iſt hier gewöhnlich ſo klein, daß man es ohne beſondere Aufmerkſamkeit nicht mehr bemerkt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dante's Tod.

(Fortſetzung.)

In ſeinem Uebermuthe fuhr Pietro noch lange fort, den großen Dichter zu necken, der jedoch ein Geſpräch mit Guido Caſtelli anknüpfte und durchaus nicht auf ihn achtete. Dieß verdroß den übermüthigen Veroneſen, und ſich zu Cangrande wendend, rief er laut; „Erinnert Ihr Euch noch, gnädigſter Fürſt, der Teufelsgarde, die Meſſer Dante da, der ſelbſt im Ernſt ein loſer Spaßmacher iſt, in ſeiner Hölle als Schutz- und Schirmwache aufziehen läßt?“ — „Freilich,“ erwiederte Can, „ſie iſt höchſt merkwürdig.“ — „Nun ſeht, mein Gnädigſter, ich habe mich lange bemüht, ſo trompeten zu können, wie Meſſer Dante's Wachkommandant; mit ſeinem eigentlichen Inſtrumente will's noch nicht geben, aber mit dem Munde treff' ichs. — Hört nur.“ Er ſtieß jezt ſehr unanſtändige Laute mehrere Mal hinter einander aus, indem er den Rücken der Hand vor den Mund hielt, und Alle brachen darüber in lautes Lachen aus, nur Dante blieb ernſt und verzog keine Miene. Nach einer längeren Pauſe, während welcher Pietro ſein unſauberes Kunſtſtück mehrere Mal wiederholte und immer neuen Beifall fand, fragte der Fürſt, den Dante's unbezwinglicher Ernſt gereizt haben mochte, dieſen in einem etwas ſpöttiſchen Tone: „Wie kommt es wohl, Meſſer Dante, daß dieſer kecke, übermüthige Geſell bei Allen beliebt iſt, während Ihr, der Ihr ein ſo großer Dichter und ein ſo tiefgelehrter Mann ſeyd, das nun und nimmermehr von Euch rühmen könnt?“ — „Darüber kann man ſich nicht wundern,“ antwortete der Gefragte, „wenn man bedenkt, daß die Aehnlichkeit der Sitten die Gemüthe verbindet.“

Bei dieſen Worten erhob er ſich raſch, verbeugte ſich tief vor dem betroffenen Fürſten und verließ das Gemach. Alle Anweſenden ſahen ihm erſtaunt nach, und einer der Gäſte wollte etwas bemerken, aber der Fürſt unterbrach ihn und ſagte ernſt: „Bei dem Blute Chriſti, er hat Recht, und ich hätte meine Frage wohl bedenken ſollen; er iſt mein Gaſt.“ Er befahl nun Guido, den Dichter aufzuſuchen und ihn zu beſänftigen.

*

Dante luſtwandelte mit Uguccione della Faggiuola, dem großen Häuptlinge der Ghibellinen, im Schloßhofe

Digitized by Google

auf und ab, als Guido zu ihm trat und sich des ihm von Cangrande gewordenen Auftrags entledigte. „Sagt dem Fürsten," erwiederte Dante auf Guido's wohlgesezte und noch besser gemeinte Rede, „es bedürfe der Entschuldigung nicht weiter; auf seine Frage habe ich ihm offen geantwortet, und wenn er sich nicht durch mein freies Wort verlezt fühle, so sey das seine, das stechend vorherging, schon längst vergeben und vergessen. Uebrigens möge er mir noch heute vergönnen, mich bei ihm zu beurlauben, und ihm aus ganzer Seele zu danken für die freundliche Aufnahme, die er nun schon zum zweiten Male dem unstäten Flüchtlinge bereitete." — „Ihr wollt fort?" rief Guido erschrocken. „Ja, mein ehrlicher Lombarde," entgegnete der große Dichter, „es duldet mich hier auch nicht länger; ich will meine Lenden gürten, meinen Wanderstab heben und weiter ziehen." — „Das betrübt mich sehr," erwiederte Guido, „es ist der erste traurige Augenblick, den ich hier verlebe, seitdem mich, den aus Reggio Verbannten, die gastfreien Mauern dieses Schlosses umfingen." — „So betrachtet es als einen Punkt über dem i Eures Unglücks," sagte Dante lächelnd, „und laßt uns nicht mehr davon reden; in Gesellschaft verständiger Männer ist es besser, die Zeit mit geistreichem Gespräch, als mit leeren Klagen um Dinge, die sich einmal nicht ändern lassen, auszufüllen."

Guido schüttelte das Haupt, wie Einer, dem etwas nicht recht ist, der aber nicht weiß, was er antworten soll. Upuccione, der bisher geschwiegen hatte, hob nun zu reden an, das vor Guido's Ankunft mit Dante gepflogene Gespräch wieder fortspinnend: „In den Städten weiß eigentlich doch jezt Keiner, wer Koch oder Kellermeister ist; das Volk will herrschen, das heißt, keine Herrschaft dulden, nicht einmal die eigene, und so werden sie bald, nachdem sie ihre alten Tyrannen, wie sie uns schimpften, vertrieben haben, die Beute neuer, wirklicher Tyrannen werden. Es gibt doch einmal nur zwei Partheien in der Welt, Unterdrücker und Unterdrückte, nur daß beide oft die Rollen wechseln mit größerem oder geringerem Glücke; aber die Zeit wird kommen, wo doch endlich die Klugheit den Sieg davon trägt, und jene dumme Masse, die sich um sich wälzt, wie ein Hund, der sich zum Schlafe hinlegen will, wird am Schlusse so vieler Kämpfe nichts errungen haben, als daß sie sich auch, zwar knurrend, aber doch gehorchend, zu den Füßen ihres Gebieters hinstreckt, eben wie ein Hund, und es am Ende behaglich findend, sich in ihrer Ruhe nicht einmal rührt, wenn er sie ohne Weiteres zum Schemel seiner Füße macht. Freilich gehört auch wieder ein Herr dazu, der die Kraft hat, dem knurrenden Köter ohne Weiteres den Kopf einzutreten, wenn er sich ungeduldig zeigt." — „Einen solchen glaubte ich in Heinrich von Luxemburg gefunden zu haben," versezte Dante, „aber die Gottheit wollte es nicht, und ein frühzeitiger Tod entriß ihn uns wieder. Meine Hoffnung ist nun ganz dahin; glaube mir, Upuccione, wir erleben die Tage bürgerlicher Ordnung und Ruhe nicht mehr." — „Das quält mich nicht," antwortete jener, „so lange mir mein gutes Schwerdt bleibt und meine innere Kraft. Ich habe viel verloren, und am schmerzlichsten traf mich der Tod meines geliebten Sohnes Francesko, der im Treffen gegen unsere Feinde (am 29ten August 1315) fiel und den glorreichen Sieg seines Vaters mit dem Leben bezahlte. Seit jenem Tage, der nie in meiner Seele erlischt, suchte mich Unglück über Unglück heim, bis ich, der gefürchtete Fürst, auch endlich als ein Geächteter zu Cangrande fliehen mußte; aber der frische Muth verläßt mich nimmer, so lange ich athme, denn was mich in solchen Zeiten heute stürzte, gerade das kann mich morgen heben."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, December.

Säkularfeier des Georgenordens.

Am 8. d. ist nachträglich die Säcularfeier des Georgenordens mit vielem Pomp in der hiesigen Hofkapelle begangen worden. Das Innere dieser Kirche, das zum gewöhnlichen Gottesdienst fast zu beschränkt ist, erscheint für solche Feierlichkeit desto geeigneter. Das sehr schmale, längliche Schiff derselben schmücken rings herum Tapeten von Goldbrocat, auf denen die goldenen Wappenschilder der Georgsritter hängen; rechts vom Altar sizt unter einem Thronhimmel der König, Großmeister des Ordens; dem Altar gegenüber, im abgesonderten Betstuhl, der Großprior Prinz Karl; zu beiden Seiten die Großkreuze und im Schiff der Kirche die Kommenthuren und Ritter. Alle sind im Ordensornat, weiß atlasnem Unterkleide, mit lang schleppendem, hellblauem, silbergesticktem Sammtmantel; der schwarze runde Hut, mit breiter, aufgeschlagener Krempe und mit weißen Federn verziert, liegt auf eines jeden Sitz, bis der König sich bedeckt und alle anwesenden Ritter dasselbe thun. Acht Edelleute wurden diesmal zu Rittern geschlagen, und standen links vom Altar im weißen Kleide und silbernen Harnisch und Helm. Nach vollendeter Messe und geleistetem Eid ertheilte ihnen der König den Ritterschlag. Prinz Karl übergab ihnen Sporen, Schwert und Schild, und nach einigen weitern Ceremonien die feierliche Ordenskleidung, die ihnen angelegt wurde. Hierauf knieten sie noch einmal an den Stufen des Throns nieder und der König band ihnen das Ordenskreuz um, das blau emaillirt ist, in der Mitte das Bild des heiligen Georgs und in den vier Ecken die Buchstaben J. V. p. P. (justus vt palma florebit) zeigt. Nachdem der Gottesdienst vorüber war, ging der Zug zurück durch den Kapellenhof der Residenz, die große Stiege hinauf in den weißen Saal, wo der König mit dem Prinzen Karl an einer Tafel und an drei andern die Großkreuze, Kommenthuren und Ritter speißten. Am Abend fand eine glänzende Hofakademie statt, bei welcher man sämmtliche Ritter in der Uniform ihres Ordens, roth mit weißen Aufschlägen, sah. Wie bei den Ritterfesten des Mittelalters, war auch hier ein Kranz

Digitized by Google

herrlich geschmückter Damen versammelt, die theils durch eigene Anmuth, Jugend und Schönheit, theils durch die Pracht der Juwelen und reichen Gewänder strahlten. Die höchsten Herrschaften erschienen unter Vortretung des zahlreichen Hofstaats. Die Königin vereint mit einem jugendlichen und schönen Aeußern eine so hohe Würde und Ruhe, daß ihre Gegenwart einen wahren Zauber verbreitet, und der seelenvolle Klang ihrer Stimme und die Milde und Freundlichkeit ihrer Worte jedes Herz gewinnt. Des Königs gesunde Gesichtsfarbe zeugt für sein jetziges völliges Wohlbefinden, und seine raschen Bewegungen für die Lebhaftigkeit seines Geistes. Mit den meisten der fremden Gesandten unterhielt er sich in der Sprache ihres Landes, und redete besonders mit großer Geläufigkeit mehrere hier anwesende Engländer in ihrer Mundart an. Unter diesen Insulanern zeichneten sich einige Ehepaare durch die Eigenthümlichkeit ihres Benehmens und Kostüms aus. Ein kleiner dicker Mann, in scharlachrother Yeomanryuniform, hielt eine eben so kleine Frau am Arm, die im Hofanzug von St. James, einen Wald himmelanstrebender weisser Federn auf dem Kopf, das Gleichgewicht zu verlieren drohte und deshalb vielleicht sich so fest an ihren Gemahl anklammerte. Ein anderes Paar bestand in einem hagern, bleichen Irländer, mit unbeweglichen Gesichtszügen, im braunen Hofkleide mit großen Stahlknöpfen und Querdegen, dem eine gleichfalls hagere lange Gattin am Arme hing. Beide Paare gingen Arm in Arm gemächlich im Saale auf und ab, als lustwandelten sie in Hydepark, und bildeten durch ihre Indifferenz für alles, was um sie vorging, den wunderlichsten Kontrast mit einer Kontinental-Hofgesellschaft, in welcher der Monarch stets den Mittelpunkt ausmacht, von dem alles ausgeht und um und für welchen sich Alles bewegt. — Im Ganzen bot dieses Fest einen prachtvollen Anblick dar, und die Ritterceremonie vom Morgen, die sich zwar mit gleicher Formalität jedes Jahr wiederholt — statutenmäßig eigentlich zweimal: am Namenstag des gebeiligten Lindwurmtödters, 24. April, und an Mariä Empfängniß, 8. December — hatte im jetzigen Augenblick eine weit größere Bedeutung, als man bisher in dieselbe zu legen pflegte. Bei den gewaltsamen Umwälzungen, die seit den letzten Monaten so viele Staaten betroffen, und dem bewegten Geist, der rüttelnd an so manche bestehende Ordnung greift, ist es erfreulich, ein Fest mit derselben altertbümlichen Würde und Pracht begehen zu sehen, wie es vor 101 Jahren Kurfürst Karl Albrecht, nachheriger römischer Kaiser, im vierten Jahre seiner damals noch glücklichen Regierung eingesezt, oder vielmehr erneuert hat; denn der Ursprung dieses Ordens verliert sich in die dunkle Zeit der Kreuzzüge. — Münchens Gedeihen und Fortschreiten spricht für die Ruhe und den Frieden, die in seinen Mauern herrschen; nur der Winter hemmt die unzähligen Bauten, die, eine schönere Stadt um die eigentliche Stadt, schnell sich erheben; der Königsbau, die Pynacothek stehen äußerlich vollendet, und nur der Frost läßt auch den Maler inne halten, dessen Pinsel die Bogengänge des Bazars mit Fresken schmückt. Ueberall spürt man ein geistiges Regen und Streben, das, wenn es auch nicht immer Vollkommenes, ja oft nur Mittelmäßiges hervorbringt, doch den Beschauer erfreut und für die moralische Thätigkeit des Volkes zeugt. Verschiedene politische Ereignisse haben viel dazu beigetragen, München zum Mittelpunkt großer Kunstschätze und reicher Sammlungen aller Art zu machen; man nehme dazu noch die Vereinigung der ausgezeichnetsten Künstler und Gelehrten jedes Faches, und man wird gestehen, daß nicht mit Unrecht dieser Hauptstadt im Auslande der Name des neuen Florenz beigelegt wird.

T. C.

Frankfurt a. M., Anfangs December.

(Fortsetzung.)

Vorträge über Anthropologie und Literatur.

Bereits gegen die Mitte Oktobers eröffnete Dr. Med. A. Clemens seinen uns für diesen Winter verheißenen Kursus über Anthropologie im Hörsale des physikalischen Vereins vor einer eben so gewählten, als zahlreichen Gesellschaft. Nachdem er die Wichtigkeit des Gegenstandes erläutert, den Begriff der Anthropologie festgesezt, ihre Hülfswissenschaften angegeben und ihren Unterschied von andern verwandten Wissenschaften, als Physiologie, Biologie und Zoonomie, gezeigt hatte, gab er den besondern Standpunkt an, von welchem aus er seine Vorlesungen betrachtet wissen wollte. „Die Einheit der lebendigen Menschennatur, sagte er in dieser Beziehung, ist bisher, nach der Meinung des Vortragenden, nur höchst einseitig, um nicht zu sagen zersplittert aufgefaßt worden. Naturforscher und Aerzte betrachteten gewöhnlich den Menschen zu materiell und nur als höchstes Glied in der Reihe thierischer Organismen. Philosophen, Theologen, Juristen und Pädagogen bearbeiteten wieder nur die geistige Lebenshälfte, und diese eben so schroff und unlebendig, als jene die körperliche. Diese Vorträge sollen als ein Versuch, beide Fehler zu vermeiden, angesehen werden. Nur in der umfassenden, tiefgreifenden Betrachtung aller Verrichtungen, durch welche sich das Leben kund gibt, wird auch das wahre und volle Leben des Menschen erkannt. Sinnliches und geistiges Leben dürfen nicht getrennt untersucht werden. Beide wurzeln ineinander, beide sind in der Natur des Menschen zu einer wunderbaren Einheit verschmolzen; deshalb sollte der Philosoph stets mit dem Naturforscher Hand in Hand gehen, und beide vereint das gesammte Leben untersuchen.“ Dr. C. ist der Erste, der in unserer Stadt über diesen Gegenstand Vorlesungen hält. Die wachsende Zahl seiner Zuhörer und die Beständigkeit, womit, ungeachtet so vieler andern Zerstreuungen, seine Vorlesungen zweimal die Woche besucht werden, mögen ihm Bürge seyn, daß sowohl Gegenstand, als Art des Vortrags in hohem Grade interessiren. Der ganze Kursus wird bis Ende März dauern, und Bildungs- und Vorstellungsleben des Menschen mit gleicher Ausführlichkeit abhandeln.

Hr. Peschier aus Genf hat seinen in meinem lezten Berichte angekündigten Cours de Littérature comparée noch in der vorlezten Woche des verwichenen Novembers eröffnet. Um einen Maßstab für das hohe Interesse zu geben, welches die Vorträge dieses ausgezeichneten Literators gewähren, und für dessen Anerkennung die Theilnahme eines eben so zahlreichen, als auserwählten Auditoriums auch bei uns Bürgschaft leistet, mögen einige Bruchstücke, die wir den ersten Sitzungen entlehnen, hier eine Stelle erhalten. Bis auf die jüngste Epoche ward bekanntlich die deutsche Literatur von den Franzosen fast gänzlich vernachlässigt. Hr. P. sagt darüber unter andern: „Frankreich, stolz auf seine Meisterwerke und seit dem Jahrhundert Ludwigs XIV. an eine Art von Suprematie in der Kunst des Gedankens gewöhnt, verschloß den Nachbarmusen das Thor und hielt es kaum der Mühe werth, zu erkunden, ob fremde Nationen einige Schritte auf der Bahn gethan, die es selber mit so viel Glanz durchlaufen hatte. Die Namen Schiller, Goethe, Wieland hatten kaum die Donaneninien überschritten, die es für die Grenzscheide des Schönen hielt; man hätte glauben sollen, es allein befinde sich im Besitz poetischen Gefühls und des Geschmacksprivilegs.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. December 1830.

Der Pfeil des Schimpfs kehrt auf den Mann zurück,
Der zu verwunden glaubt.

Goethe.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Marmontel.

Unter allen Literatoren, mit denen Jean Jacques längere oder kürzere Zeit in Paris umging, ist keiner so im Widerspruch mit Rousseaus ganzem innern Wesen, als Marmontel. Er war einer der Ersten, welche die Würde der französischen Gelehrten und Schriftsteller vergaßen und sie durch Fuchsschwänzerei, Kriecherei und Speichelleckerei bei den Reichen und Großen in schlechten Kredit brachten. Man sah ihn von einem reichen fermier général, von einem Finanzmann zum andern gehen und ihnen Schmeicheleien sagen, die man sich selbst in ihren Vorzimmern nicht erlaubt hätte. Am unverschämtesten trieb er es bei dem berüchtigten, steinreichen und verschwenderischen Financier Lapopelinière. Der Mann hatte regis ad exemplum einen wahren Hirschpark von Mädchen, von denen er jährlich einige verheirathete und gut ausstattete; dieß war dann immer ein Fest im Haus. Marmontel, der dabei gewöhnlich eine Rolle spielte, machte dann Verse, wo einmal selbst der liebe Gott Popelinière nachgestellt wird, indem dieser doch die Menschen glücklich mache, denen er das Leben gebe.

Wie verschieden von diesem Speichellecker war Jean Jacques, der die Welt floh und in ärmlicher Einsamkeit lebte, da er doch in Wohlhabenheit sich gute Tage hätte machen können, wenn er nicht zu stolz gewesen wäre, die Gaben anzunehmen, die ihm Könige und Vornehme anboten, denen er aber seine Unabhängigkeit in einem armseligen Dachstübchen vorzog, wo er für Geld Noten abschrieb und wo es ihm oft am Nöthigsten fehlte. Ihm waren goldene Ketten ein Greuel. Kein Wunder, daß ihn der Schriftsteller mehr fürchtete und scheute, als liebte, der sich nicht schämte, der maitre d'hôtel eines rohen Parvenu zu seyn. Bei dieser Scheu ließ er es aber nicht bewenden, denn da er Rousseau sein Genie nicht abstreiten konnte, so wollte er ihn wenigstens verläumden und dadurch der Verachtung Preis geben. Ihm ging es jedoch wie allen andern bei diesem saubern Geschäft. Sie wollten Jean Jacques anschwärzen, machten sich aber dabei selbst schmutzig. Marmontel lebte mit d'Alembert und Diderot auf sehr genauem Fuß, und es war vorauszusehen, welche Parthei er ergreifen würde, wenn sich Jean Jacques einmal mit diesen Männern veruneinigte. Dieß konnte nicht ausbleiben; aber auch Marmontel'n stieß Rousseau durch eine beabsichtigte Artigkeit vor den Kopf, die jener für eine Beleidigung nahm. Jean Jacques hatte es sich zum Grundsatz gemacht, seine Schriften nie Journalisten zuzuschicken. Da er nun Marmontel, der damals den mercure de France herausgab, ein Exemplar seiner lettre à M. d'Alembert zustellen wollte, so schrieb er darauf: „Pour M. Marmontel, et non pour l'auteur du Mercure.“ Dieß nahm der Merkurherausgeber entsetzlich übel, denn der Merkure, wo seine Erzählungen zuerst abgedruckt wurden, war unter seiner thätigen Leitung wirklich ausgezeichnet geworden. Jean Jacques hatte allerdings Unrecht, sich

Digitized by Google

nicht näher zu explizíren, um den Vorwurf einer Unart zu vermeiden. Mir scheint dieß aber nur ein Vorwand, denn Marmontel konnte als Theaterschriftsteller, und als d'Alemberts und Diderots Freund, nicht wohl anders, als gegen den auftreten, der sich so heftig gegen den Nutzen des Theaters erklärte. Er schrieb also gegen Rousseau, und allerdings mit Geist und Witz; das genügte aber nicht, denn um ihm zu antworten, mußte man Seele haben, und diese gerade fehlte Marmontel. Dieß fühlte er auch, und darum hielt er sich ruhig, so lange Jean Jacques lebte. Dafür griff er ihn in seinen Memoiren desto heftiger an, als der Gegner nicht mehr antworten konnte; aber seine Beschuldigungen tragen alle in sich selbst das Gegengift. Sie beruhen alle blos auf Deklamationen und allgemeinen Aeußerungen ohne Beleg, ohne Beweis, voll Unrichtigkeiten und Widersprüchen. Davon nur einiges. Einmal heißt es in diesen Memoiren: „Rousseau wollte eine Sekte bilden; um die Menge anzuziehen, gab er sich das Ansehen eines Philosophen aus dem Alterthum, erst in einem alten Ueberrock, dann in armenischer Kleidung. Damit zeigte er sich in der Oper, in den Kaffeehäusern und auf den Spaziergängen, aber die Leute kümmerten sich so wenig um seine kleine schmutzige Perrücke und seinen Diogenesrock, als um seine gefütterte Mütze. Ihm kam's nur darauf an, die Feinde der Literatoren und Schriftsteller durch einen Gewaltstreich zu benachrichtigen, daß er mit diesen gebrochen habe. Dieser Bruch machte ihm eine Menge Anhänger, und er hatte gut berechnet, daß darunter auch die Geistlichkeit seyn würde. Darum kostete es ihm nichts, sich von Diderot und seinen Freunden loszusagen; er sagte ihnen Grobheiten, und verläumdete ersteren noch vor seiner Abreise. Damit erklärte er ihnen den Krieg.“ Diese Beschreibung von Rousseaus Kleidung, wodurch er ihn nur lächerlich machen wollte, wäre im Grund ganz unbedeutend, wenn nicht die ganze Erzählung durch die unverwerflichsten Augenzeugen widerlegt wäre. Wer sollte nach Marmontels Darstellung nicht glauben, daß Jean Jacques den armenischen Kaftan und die gefütterte große Mütze angelegt habe, bevor er mit Diderot und dessen Freunden gebrochen? Dem ist aber nicht so. Der Marschall von Luxemburg schickte ihm diese, auf Rousseaus Kränklichkeit und besonderes Leiden berechnete Kleidung nach Motiers-Travers, und Rousseau legte sie dort Ende Sommers 1762 an, also nicht weniger denn fünf Jahre nach dem Bruch mit Diderot und d'Alembert. In Paris trug er diese Kleidung noch in den zwei lezten Wochen des Decembers 1765. Grimm berichtet, dieß Kostüm habe jedesmal, wo sich Jean Jacques öffentlich sehen ließ, ein so großes Aufsehen bei den Parisern erregt, daß ihn die Polizei veranlaßte, sich nicht mehr darin zu zeigen. Zu seinem großen Leidwesen legte er es vor seiner Reise nach London ab. Die Geistlichkeit zu gewinnen, wäre schlau gewesen; schade daß das Mandement des Erzbischofs von Paris und die Censur der Sorbonne gerade das Gegentheil beweisen.

Bilder aus Rußland.

(Fortsezung.)

Wenn der Russe eine Stube betritt, um seine Freunde zu besuchen, so ist sein erstes Geschäft, nach abgenommenem Hute dem Schutzheiligen des Ortes sein Kompliment zu machen. Er bückt sich dreimal tief vor ihm und schlägt dreimal sein Kreuz, indem er mit der rechten Hand über die Stirne, über beide Schultern und die Brust die Figur eines Kreuzes beschreibt, dann folgt noch ein Bückling, und dann erst wendet er sich zu den Bewohnern, reicht ihnen die Hand und bringt sein Sdrasdidi Baituschka, (sey gegrüßt, Väterchen) an. Im Winter aber zwingt ihn die Noth, beim Eintritt jenen beiden Geschäften ein anderes vorausgehen zu lassen. Da nämlich das bärtige Gesicht des Bauern, wenn er bei strenger Jahreszeit länger im Freien verweilt, mit einer Eiskruste überzogen ist, so macht er sich, sobald er ein warmes Zimmer betritt, zuerst davon los, indem er die aufthauende Kruste stückweise, wie Glasscherben, von seinem Gesichte bricht, und erst, wenn er mit dieser Arbeit fertig ist, wendet er sich an den Bog, und dann an seine Freunde.

Im Allgemeinen sind die Wohnungen selbst der ärmeren Bauern, so wie diese Bauern selbst, viel reinlicher, als dieß in manchen andern gebildeteren Ländern der Fall seyn mag. Einige nördliche Gegenden und die oben erwähnten Rauchstuben ausgenommen, sind die Häuser und die, obgleich nur ärmlichen, Geräthschaften in denselben immer nett gehalten, so wie auch die Kleider und Betten der russischen Bauern sich durch ihre Reinlichkeit und durch die völlige Abwesenheit alles Ungeziefers vortheilhaft auszeichnen. Wer über Polen nach Rußland gekommen ist, wird den grellen Unterschied zwischen beiden Nationen in dieser Beziehung sehr auffallend gefunden haben. Wer in jenem Lande, wenigstens da, wo Juden die Wirthshäuser halten, und wo halten sie sie nicht? gezwungen ist, die Nacht in einem dieser Häuser zuzubringen, mag immerhin am andern Morgen seine Wäsche und Kleider wegwerfen, während er in Rußland keklich in jeder Bauernstube schlafen und sich mit den Pelzen der Bewohner bedecken kann. Die Hauptursache dieser Reinlichkeit, welche den russischen Bauern sehr vortheilhaft auszeichnet, ist die ihm von der frühesten Jugend angewöhnte Sitte, häufige Bäder zu brauchen. Die meisten neueren Bewohner Europas haben diesen Hang zum Baden, der, vom Alterthum nicht zu sprechen, noch heutzutage den Morgenländern eigen ist, beinahe gänzlich verloren, was weder ihrer Gesundheit zum Vortheile, noch ihrer Reinlichkeit zur Ehre gereicht. Es wäre ohne Zweifel sehr wünschenswerth, diese

Digitized by Google

unter uns längst verschwundene wohlthätige und selbst nothwendige Sitte wieder einzuführen, und ich halte die Sache für so wichtig, daß sie selbst von den Regierungen berücksichtigt zu werden verdient. Wir haben, wie gesagt, den Sinn für diese Art der Reinlichkeit gänzlich verloren, und können daher auch nicht mehr richtig über diese Sache urtheilen. Wenn wir eine unserer gepuzten Damen neben einem russischen Bauern in seinem Pelze stehen sehen, so nehmen wir keinen Anstand, der Dame auch in Beziehung der Reinlichkeit den Vorzug vor ihrem Nachbar einzuräumen. Wenn wir aber hören, daß der arme russische Bauer alle Wochen ein- oder auch mehrmal sein Bad braucht, während die Dame vielleicht den ganzen Winter durch keines gesehen hat, so scheint es, als ob unsere Ansichten über diesen Gegenstand noch einiger Berichtigung bedürften. Der Bauer, der Fuhrmann, der Bettler selbst glaubt in Rußland nicht leben zu können, wenn er nicht wenigstens jeden Sonnabend ein Bad brauchen kann. Er würde wahrhaft unglücklich seyn, er würde meinen, vor Schmutz und Unreinlichkeit zu Grunde zu gehen, und ein unerträgliches Jucken fühlen, wenn er diese Wohlthat länger als eine Woche entbehren sollte.

Aus diesem Grunde darf auch bei keinem russischen Wohnhause die Badestube fehlen, und keinem Gaste, keinem Bettler wird ein Bad versagt, so wenig als das tägliche Brod, weil beide, Bad und Brod, in den Augen der Russen gleich wichtig und zum Leben gleich unentbehrlich sind. Die nähere Beschreibung dieser Bäder, die meistens sogenannte Schwitzbäder sind, kann ich übergehen, da sie aus andern Erzählungen hinlänglich bekannt sind.

Dante's Tod.

(Fortsetzung.)

„So denke ich auch," fiel Guido ein, „wer weiß, was morgen den guten Leuten von Reggio einfällt, und sie holen mich dann im größten Triumph wieder nach Hause; kann ich es nicht besser machen, so trage ich ruhig das Schlimme, und freue mich schon, wenn es nur nicht schlimmer wird." — „Wohl Euch," erwiederte Dante, „bei solcher Gesinnung, und doch möchte ich sie nicht haben. So sehr mich auch die meinige quält und peinigt und mir keine Ruhe läßt, ich möchte sie doch nimmer aufgeben, denn sie ist in mir verwachsen und verzweigt, wie die Pulse und die Venen meines Körpers. Ich, der Einzelne, bin nichts gegen eine Menge, und mein Leiden ist nicht in Betracht zu ziehen, so lange sie leidet; aber daß wiederum ich Einzelner nicht die Kraft und Gewalt habe, die ganze Lage der Dinge zu ändern, ja neu zu gestalten, nach meiner besten Einsicht, daß ich kaum im Stande bin, einen Kiesel wegzurollen, wo Felsen im Wege liegen, das ist es, was mich unablässig quält und mich rastlos umhertreibt; denn überall sehe ich gleich mit klarem Blick, wie es seyn könnte und seyn müßte, und nirgends finde ich es so." — „Ich dächte, wenn man überzeugt ist, das Seine nach besten Kräften, mit redlichem Willen gethan zu haben, das müßte genug seyn, vor Gott und vor Menschen," bemerkte Guido. „Du hast Recht, es müßte genug seyn," war Dante's Gegenrede; „aber wir werden es nie dafür halten, so lange wir noch zu hoffen und zu wünschen haben, so lange das Alte nicht vollendet, das Neue nicht erreicht wurde. Was hat mir mein vielfaches Streben genützt, seit ich aus Florenz bin? meine häufigen Reisen wurden eben so erfolglos gemacht, als meine Briefe unnütz geschrieben; ja selbst mein Buch von der Monarchie, das ich wie einen Apostel in die Welt sandte, kehrt wie ein armer Prediger in der Wüste wieder zurück, und ist ein politisches Evangelium, an das Niemand glaubt, weil es ihm der Tag nicht gestattet." — „Wenn auch die Mitwelt keinen Nutzen daraus zu ziehen weiß, die Nachwelt wird desto mehr daraus lernen," entgegnete Guido. „Ja," antwortete Dante mit einem tiefen Seufzer, „ich fühl's, ich habe nur für die Nachwelt gelebt; aber das quält mich eben, daß ich mir keine Nachwelt in Italien zu denken vermag. Wann wird dies Chaos, das jezt braust und gährt und sich im Ringen selbst vernichtet, im Stande seyn, sich zu ordnen?" — „Bald, mein Freund, bald," rief Ilpuccione lebhaft; „die Zeit ist nicht fern, wo unsere Kinder mit Lust erndten, was wir mit Thränen auf dem blutgetränkten Boden Italiens säten." — „Das gebe Gott," versezte Guido, „und möge nie wieder ein Deutscher mit eisernem Fuß auf Italiens Nacken treten!" — „Ein inniger, aber vergeblicher Wunsch," bemerkte Dante; „Italien wird, ich muß wiederholen, was Ihr schon so oft von mir hörtet, Italien wird, siegend oder besiegt, immer dem Sieger als Beute anheim fallen; und eben dieser Sieger muß ein Ausländer seyn, denn einem Eingebornen gönnen unsere neidischen Landsleute weder die Fürsten-, noch die Lorbeerkrone." — „Ihr geht zu weit in Euerm Haß, Messer Dante," rief Guido lebhaft; „die Lorbeerkrone wird Euch Niemand weigern, selbst Eure erbittertsten Feinde nicht." — „Doch, doch, ehrlicher Lombarde," antwortete Dante und schüttelte zweifelnd das Haupt. „Ich selber würde sie mir nie zusprechen, denn ich fühle nur zu lebhaft, wie viel mir fehlt, ich weiß nur zu deutlich, was ich leisten sollte, und was ich geleistet habe, und der Abstand ist zu groß. — Doch was ist das?"

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, December.

Pius der Achte.

Gerade zwanzig Monate nach seiner Erwählung starb Papst Pius VIII. den 30. November Abends 9 Uhr an zurückgetretener Gicht, nach einer Krankheit von 13 Tagen. Die allgemeine Theilnahme, welche die, sonst gegen ihre Herrscher

nicht sehr zärtlichen Römer während seiner Krankheit bewiesen, zeigt, daß auch in einer so stürmbewegten Zeit, wie es die jetzige ist, sein friedliches Wirken Achtung verdiene.

Seine äußern Schicksale melden alle öffentlichen Blätter. Er zeichnete sich besonders durch den Widerstand aus, welchen er der französischen Invasion innerhalb der Grenze seines guten Rechts als Bischof entgegensetzte. Er verweilte mehrere Jahre als Confinirter in Oberitalien, und gedachte dankbar der Häuser, welche damals ihm Gutes erwiesen hatten. Pius VII. ernannte ihn aus eigenem Antriebe bei der ersten, nach der Wiederherstellung gemachten Promotion zum Kardinal, und begrüßte ihn als seinen Nachfolger. Sein Wirken war, als er hieher berufen und Bischof von Frascati wurde, ganz der Kirche zugewendet. In dem Conclave nach Pius VII. Tode wollte die Mehrzahl der Kardinale ihre Stimmen auf ihn vereinigen, wenn er versprechen würde, den Kardinal Consalvi nicht zum Staatssekretär zu machen. Er antwortete, wenn Gott ihm die hohe Stelle bestimme, so werde er ihn gewiß auch erleuchten, damit er den Tüchtigsten zu jener Stelle erwähle. Man verstand ihn, und Kardinal della Genga wurde erwählt. So lebte er ruhig und verborgen als Großbeichtiger fort, bis zu Leo's XII. Tode. Aus einem Conclave von fünf Wochen trat er den lezten März 1829 als Pius VIII. Er verdankte seine Erwählung vorzüglich der Gewandtheit des Kardinals Albani. Dieser wurde sein Staatssekretär.

Dieses Pontificat nahm sogleich den Charakter eines Pontificato calante an. So nennen die Römer die Regierungen, in welchen, durch die Aussicht auf baldige Aenderung, keine durchgreifende Maßregel, keine auffallende Gunst oder Ungunst vorkommen, während sie das Gegentheil Pontificato crescente nennen. Pius VIII. verstand seine Zeit. Er äußerte 1829, das Gefährlichste für die jetzigen Regierungen sey das Beispiel einer gelungenen Revolution. Die Emanzipation der englischen Katholiken erfreute ihn mehr als die Ultrapartei, und schwerlich würde sein Vorgänger sich vor und nach den Vorfällen des Juli mit der Mäßigung benommen haben, welche er zeigte, besonders als er den geflüchteten französischen Bischöfen Rückkehr in ihre Sprengel befahl, und Alles mit Festigkeit ablehnte, was Rom zu einem zweiten Koblenz hätte machen können.

In der Verwaltung des Kirchenstaats zeigte er Gerechtigkeitsliebe und Sparsamkeit. Der Mauthtarif, welcher freilich besser unterblieben wäre, war bereits unter Leo XII. vorbereitet, und seine Modifikation für 1831 beschlossen. Keine persönlichen Verfolgungen fanden statt, und nur in Einer Hinsicht war Pius VIII. unerbittlich streng, wenn nämlich Jemand sich persönliche Verwendung herausnahm. Er kannte Roms Erbübel zur Genüge. Er hat als Regent den schwersten Sieg, den über sich selbst, davongetragen. Sein heftiges Temperament, durch knotige Gicht und Flechtenübel noch mehr gereizt, wußte er zu beherrschen. Neben gründlichen theologischen Kenntnissen war er sehr in der Münzkunde bewandert. Er sprach klar, kräftig und herzlich, aber in seinem märkischen Dialekt. Er war ein Mann, wie ihn jeder Staat sich als Bischof wünscht.

Eine Herzerweiterung machte langen und schmerzhaften Leiden den 30. November ein Ende. Das Volk betrauert seinen Verlust; keine Satire, kein Pfeifen, als gestern sein Leichnam vom Quirinal nach St. Peter gebracht wurde.

Keiner seiner Verwandten wurde während seiner Regierung begünstigt. In nicht längerer Zeit hatte Pabst Alexander VIII. (Ottoboni) Reichthümer auf sein Haus gehäuft und es in den Fürstenstand erhoben. Er hinterläßt kaum 100,000 Scd. Privatvermögen. Gerne wäre er vorigen Herbst nach Castel Gandolo gezogen. Die Kosten wurden auf 36,000 Scd. berechnet, und er zog es vor, sich in seiner eigenthümlichen Villa mit Wenigen zu ergehen, als auf Staatskosten die Landluft zu genießen.

Für Künste und Wissenschaften that er, was die bösen Zeiten erlaubten, führte die Ausgrabung des Forums fort und suchte die neu aufgefundenen Vasen von Canino zu erwerben. Seine Ansicht über das Verhältniß Roms zur Civilisation sprach er in der Antwortsrede aus, welche er im Conclave von 1829 an den französischen Botschafter Chateaubriand richtete.

Man möchte ihm Frieden mit den Worten nachrufen, mit welchen Tacitus sein Leben Agricola's schließt. M.

Frankfurt a. M., Anfang Decembers.

(Beschluß.)

Peschiers Vorträge über Literatur.

„Aehnlich jenen Blinden, heißt es in dem Vortrage Peschiers weiter, die sich etwas darauf einbilden, daß Jedermann sie anschaut, während sie Niemand sehen, rühmten sich die Franzosen des Bürgerrechts, das ihre Literatur in ganz Europa erlangt hatte, während ihnen die jeder andern Nation vollkommen unbekannt blieb. Diese Zeit der Vaterlandsthümelei (patrioterie), einer egoistischen Nationalität, eines kleinlichen Enthusiasmus und einer ausschließlichen Bewunderung ist nicht mehr, Dank den vereinten Talenten der Frau von Staël, der HH. Schlegel und Sismondi, aber vornämlich Dank jenen deutschen Schriftstellern, die durch die Stärke ihres Genies über die abergläubische Verehrung der Franzosen für ihre Idole und über Voltaire's Bannflüche zu triumphiren wußten, wodurch derselbe alle fremde Schriftsteller als falsche Götter ächtete.“ — Auf die Epoche des Wiedererwachens der Wissenschaften im Abendlande kommend, sagt P.: „Das an merkwürdigen Ereignissen so fruchtbare 15te Jahrhundert ertheilt Allem einen natürlichen Impuls und beschleunigt die Entwickelung des menschlichen Geistes. Der gleich dem Hauche des Schöpfers über den Gewässern schwebende Genius nimmt ungehindert seinen Flug von einem Pole zum andern. Wir sehen aus der Mitte seiner furchtbaren Trümmer den Schatten der antiken Civilisation hervorgehen, seine Fittiche entfalten, dem Abendlande zufliegen und über den Rest des Erdballs die dem Schooße seines Vaterlandes entrissenen Schätze verbreiten. Wir sehen Wissenschaften und Künste, vom heimathlichen Boden verbannt, gleich Troja's Kriegern an den Gestaden Siciliens ausschiffen und dort ihr zerrissenes Zelt auf den verbrannten Seiten des Aetna aufschlagen. Portugal hat seine Argonauten und seinen Apollonius, Spanien seinen Herodot und seinen Xenophon. Wir nähern uns Raphael, Michel-Angelo; wir gewahren in der Ferne Galliaei, Descartes, Newton; wir ahnden jene beiden unermeßlichen Entdeckungen, die zugleich des Menschen Wohnsitz und Macht verdoppeln, die Buchdruckerkunst, Amerika: große, geheimnißvolle Namen, Achtung gebietend, wie eine Offenbarung von oben, und den Keim der ganzen Zukunft der menschlichen Gesellschaften einschließend. Das Ungeheuer der Barbarei flieht eiligen Schrittes vor dem Gestirn der Civilisation, dessen Strahlen den ganzen Horizont Italiens erhellen. Noch hören wir das schwache Echo der fernen Klagen Griechenlands und Roms; alle jene glänzenden Träume des Heidenthums erlöschen in unsern Augen und verschwinden gleich luftigen Meteoren. Das Reich der rohen Kraft sollte vorübergehen; andere Palmen, als die der Schlachten, erschließen sich von allen Seiten; die Söhne der Gothen und der Vandalen haben das blutige Kriegskleid ihrer Väter abgelegt, und mit ihnen wendet die Welt ihre Blicke anderm Ruhme zu.“

Beilage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. December 1830.

Nacht deckt mein Auge, mein Gebein will Ruh',
Es strebte längst nur dieser Stunde nach.

Shakespeare.

Dante's Tod.

(Beschluß.)

Dante und Guido wurden hier durch eine Scene ganz eigener Art unterbrochen. Ein Eseltreiber zog mit seinen Thieren bei ihnen vorüber und sang mehrere Terzinen aus dem dritten Gesange der Hölle; so volksthümlich war Dante's großes Gedicht schon geworden. Dante lauschte mit innigem Vergnügen. Da wurde plötzlich einer der Esel störisch und war nicht von der Stelle zu bringen. Der Treiber schlug unbarmherzig auf ihn los, ohne im Singen der Terzinen einzuhalten, in welche er nur dann und wann ein laut geschrieenes Arri, das dazu dienen soll'e, das Thier vom Fleck zu bringen, einschob. Kaum hörte das der Dichter, als er zornig auf den Mann einsprang, ihm seinen Stock aus den Händen wand, und ihm selbst mit den mehrmals wiederholten Worten: „Arri steht nicht in den Versen," einige tüchtige Hiebe versetzte. Der arme Wicht begriff das gar nicht, und wollte sich Anfangs zur Wehr setzen; da er aber sah, daß er mit vornehmen Leuten zu thun hatte, und gar nicht wußte, wie er daran war, packte er schnell den störischen Esel bei der Schnauze und entfernte sich so rasch, als er nur konnte. Dante folgte ihm im heftigen Aerger fast bis auf die Straße und warf ihm dann den Stock nach.

Als er sich darauf wieder zu seinen Begleitern umwandte, sah er, wie Guido vor Lachen über die komische Begebenheit fast erstickte; Uguccione, ernsterer Natur, sagte dagegen mißbilligend: „Aber, theuerster Freund, wie könnt Ihr Euch doch so von Eurem Zorne hinreißen lassen?" — „Wie durfte sich der Schuft erlauben, so meine Verse zu verstümmeln?" erwiederte der Dichter, noch immer heftig zürnend.

*

Wir finden Dante einige Monate später bei Guido Novello da Polenta, Herrn von Ravenna, der ihn mit großer Liebe und Verehrung bei sich aufgenommen, und zum Beweise, wie sehr er des Dichters Einsichten und Kenntnisse zu schätzen wußte; als Gesandten bei den Venetianern, mit denen er in einen heftigen Krieg verwickelt war, gebraucht hatte. Diese Sendung aber, so sehr sich Dante auch Anfangs ihrer freute, da sie ihm einen Beweis lieferte, daß sein Werth noch anerkannt werde, seine Fähigkeiten noch von Nutzen seyn könnten, war leider schlecht ausgefallen, indem der Haß der Venetianer gegen die Ravennaten so mächtig geworden, daß es den Abgeordneten der letzteren durchaus nicht hatte gelingen wollen, eine Audienz bei der Signoria zu erlangen, und sie also hatten umkehren müssen, ohne das Geringste ausgerichtet zu haben. Niemand empfand das Fehlschlagen dieser Sendung tiefer als Dante; ein nagender Gram bemächtigte sich seines Gemüthes und wurde dergestalt Herr über ihn, daß sein Körper nicht mehr vermochte, den Kämpfen der Seele Widerstand zu leisten. Er verging sichtlich, und nur die

Digitized by Google

Gegenwart des geistreichen Guido Novello und die ausgezeichnete Ehrfurcht, welche dieser großartige Fürst ihm bewies, vermochten noch allein dann und wann seine Wangen mit dem lebhafteren Roth inniger, aber still verschlossener Freude zu färben. Die einzige Erholung und Zerstreuung für ihn bestand darin, Freunden der Poesie Unterricht in dieser erhabensten der Künste zu ertheilen, oder sich mit der Durchsicht und Verbesserung seiner eigenen Gedichte, besonders der Komödie, zu beschäftigen.

So saß er eines Nachmittags in einem oberen Zimmer seines Hauses zu Ravenna, als Guido Novello, ohne alle Begleitung, wie er es oft zu thun gewohnt war, bei ihm eintrat. Mühsam erhob der geschwächte Dichter sich von seinem Sitz und ging dem Fürsten entgegen, der ihn freundlich bei der Hand ergriff und ihn zu seinem Sessel zurückführte. „Ihr findet mich bei einer seltsamen Beschäftigung, an die es aber nachgerade Zeit wird zu denken, edler Guido," begann Dante. „Seht her," fuhr er fort, „an Irdisches habe ich nicht mehr viel zu wenden. Da habe ich mir denn die Zeit damit vertrieben, mir selbst den lezten Dienst auf Erden zu leisten und meine Grabschrift zu verfertigen. Wie es aber oft im Leben geht, daß man eher das Ende findet, als man den Anfang ersonnen hat, so widerfährt es auch mir jezt. Die lezten beiden Verse drängten sich mir unwillkührlich auf, als ich noch darüber nachdachte, wie ich den Anfang gestalten sollte. Hört nur, sie lauten ganz fein:

Hic claudor Dantes, patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

„Ja wohl," redete er weiter, als Guido Novello ihm etwas entgegnen wollte, „das war mir Florenz: parvi mater amoris, und ich liebte die Grausame doch mit dem wärmsten Herzen. Was hat sie mir zum Lohne gegeben? ein langes Daseyn voll Kampf und Verbannung, nirgends eine Ruhestätte für mein flüchtiges Haupt, als nur im Grabe, das mich bald erwartet, und wer weiß, ob selbst da, denn die Faust des Hasses wühlt ja auch die Gräber auf und reißt die Gebeine der Verfolgten heraus, um den ewig nagenden Hunger zu stillen." — „Aber wie mögt Ihr Euch nur mit solchen Gedanken beschäftigen, da Euch so viel noch zu thun bleibt?" fiel Guido ihm hier in die Rede; „der Tod ist ein Gast, der nie ausbleibt, und wenn er kommt, ist's früh genug, daran zu denken, wie man ihn zu empfangen hat." „Du hast gut reden, Adler von Polenta," erwiederte der Dichter, „aber meine Tage sind gezählt; ich fühle die Abnahme meiner Kräfte, und der nächste Vollmond wird über meinem Grabe leuchten. Was Du hier vor Dir siehst, ist nicht mehr Dante, es ist ein Baum, an dessen Marke ein verderblicher Wurm zehrt, Gram genannt; der schlechte Erfolg der Gesandtschaft nach Venedig, warum soll ich es Euch verhehlen? hat ihm neue Kraft verliehen, und bald, sehr bald, wird er den lezten Faden zernagt haben, der meine Seele mit dem Körper verbindet." — „O nicht solche Gedanken," bat Guido; „ich hoffe Dich noch mit Stolz in jenes Venedig einzuführen, als Guido Novellos Freund, und die Signoria, die den vermittelnden Gesandten zurückwies, soll vor Dir erzittern, wie Ravenna vor mir; wenn der Klang meiner Sporen durch den Schloßhof dröhnt; rede mir, wovon Du willst, von dem Ende aller Dinge sogar, nur nicht von dem Deinigen." — „Und warum nicht vom meinigen?" erwiederte Dante. „Ich ward geboren als eine Beute des Todes, aber droben winkt das ewige Leben; wo Beatrice weilt, ist ungestörter Frieden, und nach ihm sehnt sich meine Seele, denn sie ist müde vom Streit. Hier unten hab' ich um das Vaterland gekämpft, ich Thor, und jezt erst wird mir klar, daß unser wahres Vaterland nur dort ist, dort, in jenen Himmeln, von denen ich sang in meinen schönsten Stunden. Was ist alle Freude der Erde gegen die Freuden dort oben! aber den Schmerz hienieden sandte die ewige Gottheit, daß wir dereinst frei von den Leiden der Erde, um desto reiner den höchsten Lohn empfinden. Sieh, edler Mann, wenn nicht meine lezte Stunde nahte, würde ich so fest davon überzeugt seyn? Alle Zweifel heben sich wie von selbst, und die ewige Macht, da sie mir den Mund schließt, löst mir die Seele."

Guido schwieg betrübt. Als er aber aufblickte, gewahrte er, wie Dante's Augen flammten, als wenn himmlisches Feuer sie erhellte. Er ergriff des Dichters Hand, aber plözlich fühlte er, wie dieselbe erkaltete; ohnmächtig lag Dante vor ihm da.

*

Die aufgehende Sonne des fünfzehnten Septembers im Jahre 1321 bestrahlte Dante's Leiche. Traurig umgaben des Dichters Söhne, nebst Guido Novello und Beatrice, welche gekommen war, ihren Vater in seiner lezten Krankheit zu pflegen, aber nur noch eben zur rechten Zeit eintraf, um seinen Segen zu empfangen, den Sarg, der die irdischen Ueberreste des größten Mannes seiner Zeit umschloß. Friedlich, mit gefalteten Händen, die ein Crucifix umfaßten, lag der erhabene Todte da; alles Strenge war aus seinen Zügen verschwunden, es schien, als habe eine höhere Hand die Furchen der Stirne geglättet; an der Ruhe, die auf dem Antlitz des Geschiedenen herrschte, sah man, was seine Seele im Augenblick der Trennung beschäftigt hatte: die Hoffnung, einzugehen in Beatricens Frieden.

Nichts unterbrach die tiefe Stille, die in dem durch den Todten geheiligten Raum waltete. Endlich ertönten die Glocken von Ravenna's Thürmen; die Straßen füllten sich mit Leidtragenden, denn alle fühlten, daß ein heller Stern Italiens untergegangen sey. Einige Stunden später bewegte sich ein großer Zug angesehener Männer aus der Kirche der Minoriten, wo des Dichters Leiche beigesezt war, nach Dante's Hause zurück. Guido Novello

Digitized by Google

führte ihn, und ehrte, dort angekommen, den Abgeschiedenen durch eine herrliche, tief empfundene Rede, die er, begeistert von dem Andenken an den Verstorbenen, mit tiefer Rührung sprach. Während dieser Zeit aber kniete eine Betende still weinend an der frischen Gruft. Es war Beatrice. Da trat plötzlich ein junger Krieger, in einen Mantel gehüllt, in die Kirche, sah sich scheu um und nahte sich dann mit raschem Schritte der Jungfrau, die erschreckt aufstand. Als er den Mantel fallen ließ, gewahrte sie ihren Geliebten. „Jezt bist Du mein," rief er im Uebermaß der Liebe, Alles um sich vergessend; mein, bei der Asche Deines Vaters!" — „Bei der Seele meines Vaters," erwiederte sie, „ich bin es nicht! Dieser edle Todte starb, um sein Vaterland sich in Gram verzehrend. — Lebe Du für das Deine. Dort oben will ich Dir angehören, hier auf Erden darf ich es nicht; ich hab' es ihm gelobt, der jezt dort schlummert. Störe seine Ruhe nicht." Bestürzt wollte er ihr etwas erwiedern; sie winkte ihm ernst, zu schweigen, und verließ dann die Kirche. Es gemahnte ihm, als wandle eine Heilige vor ihm her. Er wagte nicht, ihr zu folgen, und sah sie nie wieder.

Beatrice kehrte noch an demselben Tage in ihr Kloster zurück, wo sie bald darauf die Weihe erhielt und als eine Dienerin des Herrn ihr Leben beschloß.

Ein Besuch in einem arabischen Harem *).

In meines Gemahls Abwesenheit blieb ich immer auf meinem Zimmer; doch eines Abends, als ich, der kühlen Seeluft zu genießen, auf meiner Terrasse spazieren ging, öffnete sich ein Fenster, das ich vorher gar nicht bemerkt hatte, langsam, und eine dunkle Hand schien mir zu winken. Ich trat erschrocken zurück, als ich mich aber wieder umsah, bemerkte ich mehrere Frauen am Fenster, welche mir eifrig zuwinkten und mir durch Zeichen zu verstehen gaben, daß die Männer alle abwesend seyen. Da ich noch immer zauderte, erschienen eine Negerin und ein Knabe auf einer andern Terrasse, und drangen durch Zeichen in mich, zu ihnen zu kommen. Nach einem kurzem Kampfe zwischen Aengstlichkeit und Neugierde, siegte endlich die lezte, und ich ging die Treppe hinunter, an deren Fuß mir der Knabe entgegen kam. Er hob einen schweren Vorhang auf und führte mich in einen kleinen innern Hof, an dessen Thüre eine Menge Weiberpantoffeln standen, und worin ich ungefähr ein Dutzend Frauenspersonen traf, welche in weite Beinkleider, eng anliegende Jacken und sehr zierliche Turbane gekleidet waren. Sie empfingen mich mit der innigsten Herzlichkeit und Freude; die vornehmste Frau, die sich Zaffara nannte, ließ mich neben sich nieder sitzen, faßte mich schmeichelnd bei der Hand, gab mir einen Blumenstrauß und reichte mir, nachdem sie selbst davon gekostet, Kaffee, der in den gewöhnlichen schönen, kleinen Porzellantassen auf einem silbernen Teller kredenzt wurde. Er war aber so sehr mit stark riechenden Stoffen gemischt, daß ich ihn kaum zu trinken vermochte. Sie stand in ihrem Benehmen so hoch über den Andern, als eine englische Dame über ihren Mägden. Sie war von leichtem, schmächtigem Bau, hatte hübsche, sanfte Züge, mit lebhaftem, geistreichem Ausdruck, und war in ihrem Weten so graziös, als herzlich und munter. Die andern Weiber drängten sich neugierig um mich her; wir unterhielten uns recht lebhaft durch Zeichen, und wenn wir uns einander nicht verständlich machen konnten, so lachten wir alle zusammen aus vollem Halse. Sie fragten mich, wo ich herkomme, ob ich vieles Geschmeide und viele Kinder habe, und zeigten mir die ihrigen mit lärmender Freude. Mein Anzug fiel ihnen sehr auf, und es war mir schon bange, ich möchte mich entkleiden müssen, um ihre Neugierde ganz zu befriedigen. Am meisten Spaß schien ihnen der Umstand zu machen, daß meine Kleider hinten zugeschnürt waren; auch konnten sie nicht begreifen, wozu die breiten Zeugstreifen dienen sollten, die unten am Rock waren. Ich blieb einige Zeit bei ihnen sitzen, und erst auf meine wiederholte Versicherung, daß mein Cowassie (Gatte) auf mich warte, ließen sie mich gehen.

Am folgenden Morgen erhielt ich eine förmliche Einladung, meinen Besuch zu wiederholen, und ich wurde eine sehr schöne klösterliche Treppe hinaufgeführt, an welcher der Hausherr, dem Anschein nach im Gebet begriffen, stand, offenbar aber in der Absicht, mich, ohne daß ich es merken sollte, zu sehen. Ich wurde feierlich in den Prunkgemächern empfangen, und fand sämmtliche Weiber weit prächtiger gekleidet, als am Abend zuvor. Zaffara hatte schöngestreifte seidene Beinkleider und einen reich mit Silber besezten Leibrock an, welcher bis zu den Füßen hinabreichte. Aller Hände und Füße waren mit Henna bemalt, und sie wunderten sich, die meinigen in ihrer natürlichen Farbe zu sehen. Die Möbeln bestanden vorzüglich aus Ruhebetten, welche an den Wänden herum liefen, und man wunderte sich aufs Neue, als ich die europäische Art zu sitzen ihrer orientalischen vorzog. An den Wänden hing eine Stelle aus dem Koran in einem Rahmen von Email, und in einer Vertiefung stand ein bemalter Koran, den sie mir zeigten. Ein angenehmes junges Weib saß auf einem niedrigen Stuhl und machte silberne Borten, deren Verfertigungsart und Gebrauch als Besetzung der Kleider sie mir erklärte. Mein Anzug wurde aufs Neue durchgemustert, und erregte abermals ihr Er-

*) Aus dem eben erschienenen Narrative of a journey overland from England by the Continent of Europe, Egypt et the red Sea, to India, in the years. 1825 — 28, by Mistress Elwood.

Digitized by Google

staunen. Man brachte Erfrischungen, welche alle, ehe man sie mir darreichte, gekostet wurden, wahrscheinlich, um mir zu zeigen, daß sie nicht vergiftet seyen, und fragte mich aufs Neue über meine Kinder und meinen Schmuck aus. Sie sagten mir alle ihre Namen, bemühten sich aber vergebens, den meinigen auszusprechen. Auf einmal erhob sich ein lautes Freudengeschrei, Gelächter und Händeklatschen; sie zogen mich schnell ans Fenster, und da sah ich meinen Mann auf der Straße. Er war in seinem englischen Anzuge mit dem Hute auf dem Kopf, über welchem einer seiner Diener einen Sonnenschirm hielt, eine so ungewöhnliche Erscheinung an diesem Orte, daß ihm eine Menge Neugieriger folgte. Der Anblick machte meinen braunen Freundinnen ungemeine Freude, und diese wurde noch größer, als sie erfuhren, daß die sonderbare Erscheinung mein Cowasjie sey. Der Hausherr kam nun auch herzu; er behandelte mich mit der größten Achtung und brachte mir einen Säugling, welcher goldene Ringe in Nase und Ohren hatte und der, wie er mir mit Vaterstolz ankündigte, sein und Zakkaras Kind war. Auch er befragte mich über meine Kinder und meinen Schmuck, zwei Gegenstände, welche eine morgenländische Einbildungskraft immer vorzüglich zu beschäftigen scheinen. Mit einiger Mühe machte ich ihnen die Bedeutung meines Traurings, welcher ihnen aufgefallen war, begreiflich; indessen betrachteten sie ihn offenbar fortwährend als ein Amulet. Zakkara zeigte mir das ganze Haus, welches sehr unregelmäßig gebaut war. Ich sah viele Zimmerchen mit Schießscharten und Fenstern nach jeder Richtung hin, aus welchen man alles sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Sie zeigten mir unser Schiff, den Bazar und die Moschee, aus welchen der Daula eben in feierlichem Zuge kam. Wir schieden von einander mit gegenseitigen Versicherungen des Wohlwollens; ich hatte zwar weder eine Schönheit wie eine Fatimah, noch die Pracht eines türkischen Harems gefunden, aber die Kunstlosigkeit, Heiterkeit und Glückseligkeit, welche in diesem arabischen Frauenzwinger zu herrschen schienen, hatten mir große Freude gemacht. — Die Weiber in Arabien scheinen mehr Freiheit zu genießen, als in Egypten; denn sie dürfen mit einander ausgehen, so oft es ihnen beliebt. Einmal begegnete ich meinen Freundinnen, als wir eben ausgehen wollten; sie kamen von einem Spaziergange zurück und waren so verhüllt, daß ich sie nicht erkannt haben würde, wenn sie mich nicht schmeichelnd bei der Hand genommen und eingeladen hätten, sie wieder zu besuchen. Alle unsere Herren waren bei mir und es schien mir, als blieben die arabischen Damen länger bei mir, um desto besser Gelegenheit zu haben, die fränkischen Männer in der Nähe zu sehen.

Im Regen.

Zählt man die Zeit im Jahr,
Drinn freudvoll war ein Herz,
Sind's wen'ge Stunden nur,
Die andern trug es Schmerz.

Zählt man die Zeit im Jahr,
Drinn blau der Himmel blieb,
Sind's wen'ge Tage nur,
Die andern waren trüb.

Drum da der Himmel selbst
So oft in Thränen steht,
Klag' immer, Menschenherz!
Daß dir's nicht besser geht.

Justinus Kerner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfang Decembers.

Gefahr aus Polen.

Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, welche erschütternde Wirkung die erste Nachricht von den Warschauer Vorfällen bei uns hervorgebracht hat. Die Revolution klopfte blutig und bedeutend auch an unsere Grenzthore. Man fürchtete für Posen und, mehr als dies, einen, wie es uns schien, unvermeidlichen Krieg, wenn man den festen Heldencharakter des russischen Kaisers und die Anhänglichkeit unsers Monarchen für seinen Schwiegersohn und dessen Interesse bedachte. Ein düsterer Winter mit allen Schrecken, welche russische Heerschaaren, polnische Verzweiflung, die einbrechende Cholera, Ströme preußischen Blutes, für die verfochtene Sache vergossen, zum Gefolge haben, schien vor uns zu liegen, und dahinter keine Aussicht auf eine Frühlingssonne. Den beherztesten Papierhändlern sank der Muth, und die erste Wirkung an der Börse war eine völlige Stockung aller Geschäfte. Freilich zeigte sich bald, daß der Schreck zu weit ging, daß wir fester stehen, als wir es selbst in diesen kritischen Momenten oft zu glauben wagen. Für Posen, obgleich man im ersten Augenblicke auch dort Allarm geschlagen und auf ein falsches Gerücht: daß der zufällig auf einer Jagdpartie abwesende Obergeneral gefangen genommen sey, das Militär ins Gewehr treten und Kanonen mit brennenden Lunten daneben aufpflanzen lassen, für Posen zeigte sich durchaus keine Gefahr. Der Bürger sieht die Vortheile ein, welche ihm die gesetzmäßige Ordnung unter preußischer Verwaltung gewährt, der Bauer ist aus einem Sklaven freier Eigenthümer geworden und fängt an, seine Freiheit mehr zu schätzen, als man erwarten durfte, und der Edelmann, in welchem altpolnisches Blut und Freiheitssinn noch aufflodern mag, kann ohne Bauern, die ihm folgen, nichts unternehmen. Ein großer Theil der achtbaren adeligen Gutsbesitzer erkennt überdies, daß eine Revolution in jenem alten Sinn der Conföderationen nicht mehr an der Zeit ist. Dazu kommt das Aufgebot der Landwehr und eine bedeutende Militärmacht, welche, in einem halben Tage gerüstet, die Grenzen unsers Großherzogthums jezt besezt. So ist zwar der erste Schreck überwunden, aber die Zukunft liegt darum nicht minder düster vor uns.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 306.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 23. December 1830.

— Ihr seyd stumpf; der Lebensfunke,
Der glühen sollt' in Römern, fehlt euch oder
Ihr braucht ihn nicht.

Shakespeare.

Ueber Italien und die Italiener.

Von Eduard Arnd.

Die Entwicklung des italienischen Volkscharakters im Allgemeinen.

Das äußere Leben in Italien ist in vielfacher Rücksicht nationaler und wir möchten sogar sagen, geregelter als in Deutschland und andern Ländern. Da man indessen Recht hat, wenn man sich, von einer andern Seite her, Italien als im Verfall und in einer Art von Auflösung begriffen, vorstellt, so wollen wir uns, um nicht parador zu erscheinen, gleich im Anfange darüber erklären, was hier unter äußerem Leben zu verstehen sey. Wir meinen darunter eine eigenthümliche, auf alle Klassen der Nation gleich einwirkende Eintheilung der Zeit der Arbeit und des Genusses, gleiche Theilnahme an allgemeinen, regelmäßig wiederkehrenden Festen, eine, bis sehr weit herunter verbreitete Leichtigkeit im Gebrauch der Sprache, wodurch die Stände in mannigfaltige und vertrauliche Berührungen kommen, und ein hier, wie irgendwo, verbreitetes Gefühl einer gewissen Gleichheit in dem Verkehr und den Verhältnissen der Menschen unter einander. Diese eben angeführten Bedingungen jeder volksthümlichen Existenz erfreuen sich in Italien einer allgemeinen Gültigkeit, und dieß aus mannigfaltigen weltlichen und kirchlichen Gründen. Die politischen Verfassungen und fremder Einfluß haben dem italienischen Charakter, wenn sie ihn auch nirgends gänzlich brechen konnten, doch hier und da manches Fremdartige beigemischt. Die fast nach der Art absoluter Regierungen im Norden eingerichtete militärische Aristokratie Piemonts, die Alles leitende und beaufsichtigende Verwaltung des Königreichs Neapel, diese, der italienischen Natur fremden, und rein durch fremden Einfluß hervorgebrachten Gestaltungen haben indessen, so übermächtig sie sich auch, von den Umständen begünstigt, hier und da zeigen können, den in seinen Trümmern selbst noch ungemein festen und eigenthümlichen Nationalcharakter nicht gänzlich überwinden können. Dieser zeugt mitten in seinem Verfall von der Kraft, die ihm einst durch so viele Jahrhunderte inwohnte. Auch möchten wir endlich behaupten, daß die Italiener, die heute wenig oder gar keinen politischen Sinn besitzen, sich durch ein sehr lebendiges Nationalgefühl auszeichnen, sich dessen, was sie von andern Völkern unterscheidet, sehr wohl bewußt und ihrer Ueberlegenheit, da wo diese in dem, was dem italienischen Naturell angehört, hervortritt, sich eher zu überheben geneigt sind, als daß sie dieselbe vergäßen. Der Italiener verhält sich zu seiner Regierung auf eine eigene Weise, von der ein Fremder schwer eine klare Vorstellung gewinnt. Man könnte von ihm sagen, daß er weder gern gehorcht, noch eine wahre Neigung zu irgend einem Widerstande besitzt. Eine große Menge der Gebildeten verbirgt sich nicht den tiefen Verfall ihres Landes, die Verachtung, die ihnen in der Regel von ihren eigenen Regierungen gezeigt wird, die Nullität ihrer literarischen, die Geringfügigkeit ihrer künstlerischen Produktionen, und was

Digitized by Google

das Schlimmste ist, die fast ersterbende Hoffnung der Erneurung eines bessern Zustandes, eine Stimmung, die selbst die materiellen Kräfte eines Volkes lähmen kann.

Die Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Behauptungen, die man Italiener häufig aussprechen hört, und die jeder zugiebt, der dieses Land auch nur von Ferne kennt, sollte, möchte man glauben, eine gänzliche Muthlosigkeit erzeugen und dem ganzen Leben einen Ausdruck von Schwäche und Trauer aufdrücken, der einen jähen Verfall, eine rasche Auflösung aller Verhältnisse ahnen ließe. Was uns aber in Bezug auf die italienische Nation sowohl in Rücksicht auf ihre Gegenwart als ihre Zukunft tröstet, ist das, daß diese Schatten eine bedeutende Lichtseite gegenüber haben, die ihre Nahrung aus mannigfachen Regionen nimmt und stark genug ist, um über das Leben der Italiener eine Heiterkeit zu verbreiten, der Existenz eine Lust und Leichtigkeit zu verleihen, von der selbst die strengsten Richter unter den Fremden gewonnen werden.

In keinem Lande erscheint das öffentliche und besondere Leben der Einzelnen so getrennt als in Italien. Diese Erscheinung zeugt von der Schwäche des erstern und der Stärke des leztern Zustandes. Nirgends haben die Regierungen, seit undenklichen Zeiten, so den Charakter des äußern Zwanges angenommen, nirgends hat die Autorität sich den Neigungen und Bedürfnissen der Einzelnen fremder und ferner gegenüber gestellt, als in den weltlichen und geistlichen Autoritäten Italiens, aber nirgends hat auch das Volk so viel von dieser Gewalt für sich zu retten gewußt, nirgends gibt es so viele Freiheit in den Privatverhältnissen, als eben in Italien. Da dieses Land viele Jahrhunderte lang der Schauplatz beständiger Kriege und Veränderungen, und ein Tummelplatz für alle Partheien war, die großentheils ein ihm fremdes Interesse hatten, so merkte die kluge italienische Natur sehr bald und vielleicht zu früh, daß diesem Schicksal nicht zu widerstehen sey, daß man sich aber in seiner Lage als Einzelner, in Beziehung zu geistlichen und weltlichen Obern, in seinen Verhältnissen als Nachbar, Unterthan, Eigenthümer, so wohl verschanzen und zugleich sich so viele Freiheit, als die Umstände es irgend erlauben, gönnen müsse, um diese einzelne Seite der Existenz, da jede Theilnahme an einer öffentlichen benommen war, so viel als möglich zu sichern, so viel als möglich genießen zu können. Diese Ungleichheit in den öffentlichen und besondern Verhältnissen, die Leichtigkeit des italienischen Naturells im Kampf mit drükkenden, oft verhaßten Formen, ein Streit, von dem natürlich jeder Einzelne berührt werden mußte, hatte alle Fehler und Vorzüge des Volkscharakters hervorgebracht, oder diesen überhaupt erst bestimmt, da sich aus dem Alterthum, wie in den Denkmalen, so auch in den Gesinnungen der Einwohner, nur Trümmer erhalten konnten. Ohne die Kenntniß dieser allgemeinen historischen Zustände, wie sie sich aus dem Mittelalter her gebildet haben, ohne die Fähigkeit, sich den Einfluß, den sie ausübten, veranschaulichen zu können, wird man von dem Charakter des italienischen Volkes keine allgemein sichere Vorstellung gewinnen, die vielen Gebrechen seiner Natur leicht übertreiben und das für Schuld anrechnen, was oft nur Verhängniß und Unglück war.

Obgleich der Lauf der Geschichte uns nöthigt, unsere eben angeführten Bemerkungen auf ganz Italien auszudehnen, so hat sich doch in Rom die Eigenthümlichkeit des italienischen Wesens am originellsten ausgebildet. Die Regierung des Pabstes, obwohl sie sich in mancher Beziehung wenig über die der andern italienischen Staaten erhob, war doch lange die den Einwohnern gemäßeste, bot als Mittelpunkt der katholischen Kirche ihren Bürgern große, sonst nirgends mögliche Vortheile und blieb, aller Mängel ungeachtet, lange das nationalste Gouvernement in Italien. Ohne Zweifel hat sich der italienische Charakter, im Verhältniß zu einer Regierung, die heute nach denselben Grundsätzen, wie vor Jahrhunderten, verfährt, hier mit allen Schwächen und Vorzügen am meisten ausgebildet. Jener, von uns oben, als den neuern Italiener besonders charakterisirend, angegebene Zug einer großen Indifferenz in Bezug auf öffentliche Verhältnisse, denen er immer mißtraut, deren Ausübung für ihn fast immer drückend gewesen, und einer lebhaften Neigung, die individuelle Lage vom Staat und dessen Einrichtungen unabhängig zu erhalten und so viel wie möglich zu trennen, scheint in Rom in allen Klassen gleich allgemein zu seyn. Was den Fremden, der dieses schöne Land liebt, am meisten betrübt, was eine mögliche Restauration des italienischen Lebens als sehr fern liegend erkennen läßt, ist der Mangel an kriegerischer Kraft und kriegerischer Gesinnung. Eine gewisse Schlaffheit und Weichlichkeit, die den gebildeten Klassen in Italien gemein ist, gibt ihnen zuweilen ein förmlich weibisches Wesen. Obgleich es wahr ist, daß dem Italiener, zum Theil ohne seine Schuld, alle nationalen Interessen seit Jahrhunderten genommen sind, so liegt es doch sonst in der Natur kräftiger Völker, ihre Existenz mit der anderer zu messen, d. h. mit ihnen zu streiten, und wenn die Verhältnisse daheim dieß nicht gestatten, Kampf und Gefahren in der Fremde und Ferne aufzusuchen. Franzosen und Deutsche haben sich in dieser Beziehung als besonders streitbare Völker gezeigt und häufig, wenn die Politik ihre Existenz zu versumpfen drohte, durch diesen großen kraftvollen Hang ihrer Natur, Gefahren zu lieben und dem nationalen Geist, auch wenn er für Augenblicke gelähmt war, immer zu vertrauen, ihr Lebensblut in Bewegung gesezt. — Die eben gemachten Bemerkungen über den Mangel an kriegerischem Sinn, der sonst die Grundlage jeder volksthümlichen Existenz ausmachen muß, beschränken sich allerdings meist auf die gebildeten Klassen;

Digitized by Google

die niedern Stände, besonders die, welche sich mit ländlichen Beschäftigungen abgeben, haben ohne Zweifel noch viel von der Energie, welche die Italiener in frühern Zeiten auszeichnete. Im niederländischen wie im dreißigjährigen Kriege that sich der italienische Adel in allen katholischen Armeen hervor; seit dem Erlöschen der Religionshändel hat er aber wenig Neigung für die Waffen gezeigt.

Gewöhnlich werden die Italiener von den in ihrem Lande längere Zeit lebenden Fremden sehr günstig beurtheilt, indem Natur und Kunst hier eine Kette bilden, deren Zauber fast unwiderstehlich wirkt.

Frisches Leben.

Zerfallen liegt die Welt, der alte Glauben
Stirbt an sich selbst, der morsche Stamm zersplittert,
Die Tempel und Paläste sind verwittert,
Die Marmorgötter Epheukränz' umlauben;

Nur wildem Taumel dient die Kraft der Trauben,
Wie ein Gefängniß ist das All vergittert:
Die Sonn' erbleicht, der Erde Schooß erzittert,
Der grausen Nacht entfliehn des Friedens Tauben.

Den irren Blick hebt Sehnsucht aus den Trümmern,
Tod steht sie rings, er drohte sie zu fassen,
Ein neuer Geist nur konnte sie erretten;

Die Nacht erglänzt, und läßt sie nicht verkümmern,
Durchdringend Blut belebt die todten Massen,
Der Busen schwillt, und bricht die starren Ketten.

Märker.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Bernardin de St. Pierre.

Erfreulich und fast rührend ist Bernardins de St. Pierre Anhänglichkeit und Verehrung für Rousseau. Seine Oeuvres posthumes enthalten darüber die unzweideutigsten Beweise. Er lebte einige Jahre im genauesten Umgang mit Jean Jacques, studierte ihn, und da er immer nur Einfalt und Wahrheit bei ihm fand, so ward er sein innigster Freund und Verehrer, und ihm verdanken wir die interessantesten Mittheilungen über den mürrischen, in seinem Alter menschenscheu gewordenen Weisen. Wir werden ein andermal in diesen Blättern darauf zurückkommen. Da St. Pierre selbst ausgezeichnetes Talent hatte, so konnte er bei seinem edlen Gemüth leicht gegen fremde Auszeichnung gerecht seyn, und er unterschied sich auch dadurch wesentlich von den Schriftstellern seiner verdorbenen, falschen und egoistischen Zeit. Er setzte Jean Jacques neben Fenelon, denn er liebte die Menschen, wie Fenelon sie wollte. Darum dachte er sich auch beide in Einem Grab, und machte auf sie folgende Grabschrift, die an sich ein Gedicht ist: „D. M. Dem dauernden und unbefleckten Ruhm der zwei Männer, deren Geist ihre Tugend erleuchtete, die Irrthum und Mißbräuche bekämpften und ihr Jahrhundert zur Natur zurückführen wollten, den Männern Jean Jacques Rousseau und François Fenelon habe ich dieses vergängliche Denkmal gesetzt und es durch ihre Namen geheiligt, die höher stehen als Cäsar und Achilles. Nicht auf der Menschen Leiden baute sich ihr Ruhm, dem Landmann raubten und zerstörten sie sein kleines Eigenthum nicht, dem Mädchen nicht ihr Lieb', dem Säugling nicht seine Mutter, den Königen nicht ihr Land. Nur durch Eins wird ihres Ruhmes würdig gedacht, wenn die Menschen ihrem Andenken die Thränen widmen, die ihnen diese beiden erspart haben."

Piron.

Wir schließen diese Bemerkungen über Rousseau's Zeitgenossen mit Piron, wiewohl dieser über achtzig Jahre alt war, als er Jean-Jacques zum erstenmal — nicht sah, denn er war blind, aber fühlte. Der schlüpfrige und oft schmutzige, aber höchst geistvolle Piron hatte bekanntlich viel Liebenswürdiges und Edles in seinem Wesen; davon wollte sich Rousseau, der ihn noch nicht kannte, durch den Augenschein überzeugen, und ließ sich daher von Dusaulx bei ihm einführen. Es war gerade Pirons Geburtstag. Vom frühen Morgen an hatte es Blumen und Gedichte bei ihm geregnet; es war 3 Uhr, gerade der rechte Augenblick; Alles war heiter und witzig gestimmt. Diesen Tag entzückte er einen auserlesenen Cirkel, und wider seinen Willen hatte man ihn mit Rosen, Myrthen und Lorbeern gekrönt; er war wie Anakreon, ein geistreiches Wort drängte bei ihm das andere. Auf einmal bemerkte seine Nichte Jean-Jacques, der unbemerkt in den dichten Kreis um Piron getreten war, und sagte zu ihrem Onkel: „Da ist er, da steht er." — „Wer denn? etwa Jean-Jacques?" — „Ja, Hr. Jean-Jacques Rousseau selbst." Bei diesen Worten erhebt sich der Greis von seinem Lehnsessel, sucht herumtastend Rousseau's Hand, faßt sie, öffnet seinen Schlafrock, um sie an sein Herz zu drücken, dann ruft er mit lauter Stimme: „Nunc dimittis servum tuum, Domine. So sterbe ich doch nicht, lieber Rousseau, ohne die Erfüllung meines Wunsches. Da ist er, sagte Nannette nur — ich fühlte, daß Sie es waren." Darauf umarmte er ihn von Neuem, drückte ihn an sein Herz und fuhr dann mit Begeisterung fort: „O, der gute Kopf, das gute Herz! und doch haben Barbaren seinen Emile verbrannt. Desto besser für die Engel, die sich an dem Duft dieses Brandopfers laben konnten. Aber wie sind Sie auf den Gedanken gekommen, mich zu besuchen, da Sie doch so wenig Menschen sehen? Geschah es, um die Weisheit mit der Thorheit recht in Kontrast zu bringen? Apropos,

Digitized by Google

und Glocken ungestört, so ruhig wie vormals, nachdem ich mir vorgenommen hatte, gleich den andern Morgen die neue Schöpfung mit geziemender Aufmerksamkeit zu betrachten. Kurze Zeit war ich des Morgens erwacht, da ertönte die kleine Glocke des Gymnasiums. Weg war ich, weg die Erwartungen und Hoffnungen von den schönen Straßen, Pallästen, dem Park, der erhöhten Lebensweise, der neuen Zeit. Man sagt von den Glocken, daß sie die Gewitter hinwegläuten, dieser Glocke raschklingender Ton verscheuchte meine Träume, und ich fand mich in meiner alten, beschränkten Welt. Ich sah die alte Schule vor mir und die alte Angst, den alten Cornelius, den zerrissenen Ramsler, hier die enge, krumme Gasse, dort das alte graue Haus, und die verengenden und verengten Dinge alle. Das ist ein gefühlloses Ding, dachte ich, dieß muntere, metallene Wesen, es ist dasselbe geblieben, mit derselben unveränderten Stimme, mit welcher es unbarmherzig und kalt die hoffnungsängstliche Jugend zum Würfelspiel der Wissenschaft rief. Erstreckt sich seine Macht über Gegenwart und Vergangenheit, weil es, wie ein eherner Götze, über den Wechsel erhaben, in der Luft hängt? Es wurde mir in der That unbehaglich zu Muth. Das Unveränderliche muß wirklich einen großen Eindruck auf die gebrechlichen, wandelbaren Menschen machen. Haben sie darum einst die Sterne verehrt und den veränderlichen Mond zu einem weiblichen Wesen gemacht?

Trotz meiner Verstimmung ging ich in der Stadt umher und stillte meine Neugierde und befriedigte meinen theilnehmenden patriotischen Sinn. Von einigen Störungen hatte ich mich bald wieder erholt und faßte endlich den Muth, sogar in die neu hergestellte Hauptkirche in die Nähe der großen Glocke mich zu begeben. Ich vernahm ihren vielbedeutsamen, wohlbekannten Ton, den ich vor vierzig Jahr vielleicht das erste Mal empfunden. Er wurde ernster durch die große Einsamkeit der Kirche, in der ich mich befand. Ich dachte mir eine weite, große ausgestorbene Stadt, oder endlich einen ausgestorbenen Planeten, aus dem der Tod ein allgemeines Leichenfeld gemacht hatte. Die Glocke ding nach oben, sich selbst gleich, einsam auf ihrem Thurm und gab nur von Zeit zu Zeit einen wehklagenden Todtenlaut von sich, wenn ungeheure, durch die Luft brausende Stürme, die sich mit ihren Tönen mischten, sie in Bewegung sezten. Ich will nicht weiter die Empfindungen mancher Art schildern, welche die Glocken auf meinen übrigen Wanderungen erweckten, da ich einmal gestimmt war für ihre Töne; ich fürchte, dem Leser vielleicht einige Augenblicke zu verbittern; der Mensch ist so schwach, daß durch ganz leise Berührung die schlafenden Gespenster in seiner Seele geweckt werden, oder ein Gedanke oft unwillkührlich einen ungebetenen Begleiter mit sich bringt.

Ein Beispiel lezterer Art aus meinen Schuljahren will ich noch kurz anschließen. Wir lasen unter der Leitung eines vortrefflichen Lehrers das neue Testament nach dem griechischen Grundtext. In der Erzählung, wie unsern Herrn und seine Jünger auf dem See Genezaret ein Sturm überfällt, findet sich das eigenthümliche griechische Wort Lailaps, was Gewittersturm bedeutet. Erklärungsweise führte uns der Lehrer einen Vers aus Homer *) an, wo dasselbe Wort vorkommt, da Ulysses von einem Sturm überfallen wird. Dieß Wort und die beiden Situationen waren zwar von Anfang gesondert; es verschlang sich aber bald Alles, und es sezte sich eine unwiderstehliche, heterogene und mir in der Folge immer lästigere Verbindung von Gedanken in mir fest, wo der Held Ulysses oft gar zu unpassend und ungerufen auftrat.

Ich fürchte nicht, indem ich dieß erzähle, daß der Leser dasselbe als eine Folge eines heidnischen Sinnes oder einer gar zu schwachen Seele ansehen werde. Wie oft hat nicht in zufälligen Lagen des Lebens der bloße Anblick einer Farbe, ein Ton, ja nur ein einzelnes Wort einem Gedanken einen lästigen Begleiter zugesellt, den die Seele mit aller Macht nicht entfernen konnte. Dieß gehört zum Loos der Sterblichen, darum trinken die Seligen vorher aus dem Lethe Vergessenheit.

*) Ilias, Buch 17. V. 57.

Ueber Italien und die Italiener.

Von Eduard Arnd.

Das Verhältniß von Stadt und Land.

Da in Italien städtische und ländliche Verhältnisse nicht nach unserer Art getrennt sind, sondern Landbesitzer und Feldarbeiter mit Kaufleuten und Handwerkern in denselben Orten zusammenwohnen, so macht in diesen, und selbst in den größern, der Gewerbstand keineswegs, wie bei uns, die das städtische Leben allein charakterisirende Bevölkerung aus, sondern Jäger, Winzer und Feldbauer, deren Grundstücke um die Stadt herum liegen, gehören eben so gut zu den Bürgern, und bilden natürlich sogar den zahlreichern Stand; nur die Hirten etwa führen nach unserer Art ein rein ländliches Daseyn, indem sie zerstreut und den städtischen Verhältnissen fern leben. Diese Eigenthümlichkeit, die in der Natur des Landes und den von der alten Welt ererbten Kulturverhältnissen ihren Grund hat, gibt den italienischen Städten einen großen Reiz und einen mächtigen Vorzug vor den unsrigen. Die gewerbtreibende Klasse mit ihrem, von der Natur abgewandten und entfremdeten Sinne, der nur auf die Hervorbringung von ganz Einzelnem gerichtet ist, herrscht hier nicht vor, wie bei uns, und macht nicht jenen Gegensatz nothwendig, der sich diesem partikulären Streben in dem abgeschlossenen Daseyn der höhern Klassen, der Beamten, Gelehrten und Edelleute gegenüberstellt, und jenen schroffen Unterschied der

Stände hervorbringt, der immer, man mag diese Verhältnisse erklären oder entschuldigen, wie man will, ein Beweis von der Rohheit der Menge oder dem Hochmuth der Höhern bleibt.

Eine bedeutende italienische Stadt stellt meistens ein vollkommen gegliedertes Gemeinwesen vor, sie ist ein kleiner Staat, der Alles enthält, was den größern ausmacht. Die Kenntniß dieses Zustandes und seines Unterschiedes von uns trägt viel zur Verständniß des Geistes der antiken Republiken und des italienischen Städtelebens im Mittelalter bei. Denn noch heute zeigt sich dieselbe Natur in diesen Verhältnissen, obwohl freilich ihr geistiger Theil zertrümmert ist.

In einer italienischen Stadt wohnen größere und kleinere Grundbesitzer in einer vielfachen Berührung in denselben Mauern, ein bedeutender Theil des Landes gehört der Kirche, und in Italien sind, anders als ehemals im Norden, die Klöster, mit seltenen Ausnahmen, in den Städten. In Italien verschönerten einst die größern Landbesitzer die Plätze und Straßen der Städte mit ihren Palästen, alle ausgezeichneten Familien gehörten einer Stadt an und lebten mit den übrigen Einwohnern als Mitbürger und nicht als eine durch Lebensweise, Sitten und Ansprüche von ihnen verschiedene Kaste, wie der Adel im Norden, der nur unter sich existirte, und Alles ihm nicht Gleiche ausschloß. Der gewerbtreibende Stand gewann durch diese Verbindung mit den Landbesitzern Geschmack an ländlichen Beschäftigungen, wie am Weinbau und an der Jagd; alles berührte, alles verknüpfte sich, es bildeten sich auf diese Art schnell gemeinsame Sitten, die national und nicht einer besondern Klasse angehörig wurden. Durch diese Verknüpfung gewannen die Landbebauer an Bildung und Gemeinsinn, und verloren nichts an Kraft und Frische ihrer Existenz, und das Daseyn der Gewerbetreibenden erhielt mehr Natur und Heiterkeit. So sah es einst in der besten Zeit, vom dreizehnten bis sechszehnten Jahrhundert, mit dem italienischen Leben aus. Noch heutiges Tages macht diese Verbindung ländlichen und städtischen Lebens, unserem Gefühl nach, die reizendste Eigenthümlichkeit des schönen Italiens aus.

Ohne Zweifel wird man uns entgegenhalten, daß, indem sich die gesammte Blüthe einer Bevölkerung in städtisch organisirten Verhältnissen zusammenfindet, daß hierdurch das, was man das Land nennt, eigentlich entadelt, von einem unabhängig eigenthümlichen Standpunkt herabgebracht und zu einer städtischen Domäne gemacht wird, und daß zuletzt die Kraft und das körnige Wesen des Landmanns in der künstlichen und hülfsbedürftigen Existenz eines städtischen Genossen zu Grunde gehen muß. Hierauf ließe sich in Bezug auf Italien erwiedern, daß die ländlichen Beschäftigungen durch das Leben der Besitzer in den Städten keineswegs verlieren, indem der bei weitem größere Theil Italiens, Piemont, die Lombardei, die Marken, Toskana, der größte Theil von Neapel, keinem Lande an fleißiger Kultur nachsteht und viele, wo das ländliche Prinzip überwiegt, vielfach übertrifft. Den moralischen Theil dieses Verhältnisses anbelangend, behaupten wir mit Allen, die Italien kennen, daß die kleinen Landbesitzer, die wir Bauern nennen, in Italien großentheils gebildeter, als in Deutschland sind, was seinen Grund hauptsächlich darin hat, daß sie, wie in manchen Gegenden, entweder niemals leibeigen gewesen sind, oder schon im 12ten und 13ten Jahrhundert aus dem Zustande der Hörigkeit befreit wurden. Daß die höhern Klassen der italienischen Nation, der Adel- und Bürgerstand, so tief gefallen sind, hat andere Gründe, als die oben angeführte Lage des ländlichen und städtischen Lebens. Welcher Geschichtskundige möchte wohl den Adel Venedigs und Mailands, den von Genua, Florenz und Bologna an Berühmtheit, historischem Einfluß und Bedeutung der Existenz mit dem von Mecklenburg, Pommern, der Mark Brandenburg u. s. w. zusammenstellen! und doch war jene große und wahrhaft nationale Aristokratie, die so lange an der Spitze der italienischen Nation in ihrer blühendsten Zeit stand, durchaus bürgerlichen, d. h. städtischen Ursprungs, oder sie hatte sich den Städten angeschlossen und deren Prinzip in sich aufgenommen. Auch kann man sich allein durch jenes, Italien eigenthümliche Verhältniß die rasche Entwickelung der italienischen Sprache, und alles Große und Nationale in der Geschichte dieses Volkes erklären.

In einem Lande, welches den ganzen Kern seiner Existenz in städtisch eingerichteten Verhältnissen umfängt, gewinnt das Leben, wie man am Alterthume sieht, an Raschheit und Lebendigkeit, und die nationale Bildung erreicht schnell eine gewisse Höhe; von einer andern Seite her betrachtet, kann man es sich aber nicht verbergen, daß die Grundlage, auf der ein Volk ruht, sobald ländliche Einrichtungen in ihm überwiegen, sicherer und fester bleibt, und ein kräftiger Nachwuchs für die höheren Verhältnisse des Staates niemals so ganz ausbleiben kann, als da, wo diese Hülfe fehlt. Die letzten Zeiten der griechischen und römischen Welt liefern zu dieser Bemerkung einen langen Beweis.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Beschluß.)

Mina's und Valdés Einfall in Spanien.

Da Mina den Rückzug auf geradem Wege unmöglich fand, ja sich auf allen Seiten von Royalisten umringt sah, die mit aller Anstrengung seiner habhaft zu werden suchten, so fand

man es am rathsamsten, sich zu zerstreuen, so daß am Ende nur noch sein Adjudant Meca und ein alter Priester nebst einem alten Bedienten bei ihm waren. In dieser Lage wanderte er unter Mangel und Elend im Gebirge herum, jeden Augenblick in Gefahr, in die Hände eines unversöhnlichen Feindes zu fallen. Aber sein Muth blieb unerschüttert. Eines Tages sah sein Adjudant einen Trupp Royalisten auf sie zukommen; man hatte sie bemerkt, Flucht war unmöglich. Mina's Gefährten erblaßten; aber er, der sogleich erkannte, daß nichts als ein kühner Entschluß Hoffnung zur Rettung gebe, bat sie, ruhig stehen zu bleiben und ihn allein vertreten zu lassen. In wenigen Minuten war er dicht bei den Truppen und rief denselben in einem gelassenen, aber befehlenden Tone zu: „Zu welchem Korps gehört diese Abtheilung?" Der Befehlshaber stutzte; er kannte Mina nicht und konnte sich nicht denken, wer der sey, der ihn auf eine so herrische Weise fragte. Mina bemerkte sogleich, daß er den Mann verlegen gemacht hatte, stellte sich, als geriethe er in Zorn, und rief mit einem Fluche: „Mein Herr, ich frage Sie noch einmal, zu wem gehört diese Truppe?" Der Offizier, welcher nun nicht länger zweifelte, daß er einen Vorgesetzten vor sich habe, erwiederte kleinlaut: „Wir gehören zu Quanito's Korps." — „Nun denn," fuhr Mina fort, „was zum Henker bringt Sie hierher? Geben Sie sogleich zum Korps zurück!" Der Kapitän, dem dieser Befehl ganz unerwartet kommen mochte, schien zu zaudern. „Zum T—, Herr," rief Mina wieder, „muß ich's Ihnen wiederholen? Auf der Stelle marschiren Sie zurück, oder Ihr Ungehorsam soll Sie gereuen!" Der Offizier verbeugte sich, und in wenigen Minuten hatten Mina und seine Unglücksgefährten diese Verfolger aus dem Gesichte verloren. Der glückliche Erfolg dieser Kriegslist gab ihnen neuen Muth zur Ausdauer in den Gefahren, die ihnen, wie sie wohl wußten, bevorstanden, ehe sie die Grenze Frankreichs erreichen konnten. Da sie bald fanden, daß alle Wege zur Flucht verlegt waren, so verbargen sie sich, in der Hoffnung, später eine bessere Gelegenheit zu finden, in einer Höhle, welche in einer furchtbaren Bergschlucht versteckt lag. Inzwischen durchsuchten ihre Verfolger Gebirg und Wald mit unermüdeter Sorgfalt, und als sie diese vergeblich fanden, nahmen sie ihre Zuflucht zur List. Sie ließen nämlich mehrere Hirten ihre Heerden durch die Gegend treiben, in der Hoffnung, der Flüchtling werde, wenn er den Schall ihrer Hörner vernehme, aus seinem Schlupfwinkel hervorkommen und dieselben um Hülfe ansprechen. Aber der alte Fuchs war nicht so leicht zu prellen, und den blasenden Hirten antwortete Niemand, als das Echo. Nun verschafften sich die Royalisten Spürhunde, und damit würde es ihnen auch gelungen seyn, die Flüchtlinge aufzuspüren, wenn nicht einer von jenen unvorhergesehenen Zufällen dazwischen gekommen wäre, die wir besonders der Vorsehung zuzuschreiben geneigt sind, als wenn das Erwartete nicht auch ihr Werk seyn müßte. Die Hunde nämlich fanden nur zu bald der Flüchtlinge Spur, und waren nahe daran, ihre Verfolger zu ihrem Zufluchtsort zu leiten, als — zwei Hirsche der Thiere Pfad durchkreuzten. Dies warf sie natürlich auf eine andere Spur, und die armen Verfolgten sahen sich noch einmal gerettet.

Als Mina die Gegend rein sah, wagte er sich mit seinen Freunden hervor, erreichte nach einiger Zeit auf den unbesuchtesten Wegen einen Weiler, und erregte durch sein plötzliches Erscheinen in einer der elenden Hütten desselben das größte Staunen und Schrecken unter den Bewohnern. Doch wußte er dieselben zu beruhigen, und ein achtzehnjähriger Bursche erbot sich sogar, sie über die Grenze zu führen. Es gelang ihm, und eine große Geldsumme belohnte ihm seine Treue. Doch war Mina's Gefahr noch nicht vorüber. Von der langen Wanderung erschöpft, hatte er sich in dem ersten Hause auf dem französischen Gebiet, bei Sara, niedergeworfen, um im Arm des Schlafes einige Erholung zu suchen. Nicht lange darauf kam General Santos-Ladron, welcher mit 400 Mann Balbes bis nach Frankreich hinein verfolgt hatte, auf dem Rückweg an dem Hause vorbei, glücklicherweise für Mina, ohne zu ahnden, welch eine reiche Prise dasselbe enthielt. Indessen hatten Mangel und Strapatzen des tapfern Mannes Gesundheit hart mitgenommen; seine alten Wunden waren aufs Neue aufgebrochen und die Aerzte riethen ihm, die Bäder von Samvo zu besuchen, von wo aus er vor Kurzem auf Befehl der französischen Regierung, welche entschlossen scheint, fremden Mächten keinen gerechten Grund zur Klage zu geben, gewaltsam weiter ins Innere gebracht worden seyn soll.

Aus der Schweiz, December.

Verfall der Kunst.

Die bildenden Künste sind in der Schweiz zu einer Unbedeutenheit herabgesunken, die mit der Schönheit des Landes, mit der Größe seiner Geschichte und mit seiner Kultur im Widerspruche steht. Die Geschichtsmalerei im Allgemeinen verlor sich in der Gattungsstückmalerei; die poetische Landschaftsmalerei verschwand in der Landschaftsbildnißmalerei (Prospekte), und die Poesie ihrer Darstellungen leuchtet mehr aus der Behandlung, als aus dem Gegenstande, wo sie sich frei und groß aussprechen könnte, hervor. Die Sculptur neigte sich bis zur Stuccatur hinab; die Freskomalerei in historischen und landschaftlichen Gegenständen, in Blumen, Arabesken und Architekturmalerei ist in der Schweiz, wo einst ein Hans Holbein, Nicolaus Manuel, Tobias Stimmer und andere vortreffliche Werke hervorbrachten, ganz untergegangen. So verschwand die Glasmalerei, die aber allmählig, wenigstens in Wappen, wieder aufzuleben beginnt. Die Klage über den Verfall der Kunst, die dem öffentlichen Leben angehört und sich in die Luxusbedürfnisse zurückgezogen hat, wiederhallt überall, wo ihr Werth und ihre Würde erkannt sind und begriffen werden. Durch den Fall der christlich-historischen Kunst ging auch die allgemeine Liebe für die Kunst, in ihrer höhern Bedeutung, für das öffentliche Leben verloren. Die Vereinzelung der Staaten, der Stände und Klassen verwies dieselbe an wenige Liebhaber und Freunde des Schönen, und die Künste der Vervielfältigung schienen im Einzelnen zu ersetzen, was für das große Ganze verloren ging; aber durch diese Zersplitterung in die Allgemeinheit, ohne Centralpunkt in großen Bildern, die der Oeffentlichkeit geweiht seyn sollten, litt die Kunst selbst nicht nur für den Augenblick, indem sie in Manieren ausartete, sondern weil die geistvollsten Künstler gezwungen waren, dem Schlendrian der Zeit zu huldigen, wenn sie ihr Leben fristen wollten, war die allmählige Verflachung für Jahrhunderte begründet.

Forscht man den Ursachen nach, warum die höhere Kunst auch in unsern Zeiten einer allgemeinen Bildung nur geringer Aufmunterung genießt, so zeigen sie sich zunächst in der Schwierigkeit, für größere kostbare Kunstwerke Käufer und Aufstellungsorte zu finden. In der Schweiz sind die Kunstbeschützer wie die Paläste in geringer Anzahl, und die meisten Kunstfreunde wollen lieber von jeder Kunstgattung Bilder besitzen und ein kleines Kabinet aufstellen, als große Kunstwerke ankaufen, für welche sie bedeutende Summen verwenden müßten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. December 1830.

Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen, der deinen Mund fröhlich macht, und du wieder jung wirst wie ein Adler.

Psalmen Davids 103.

Jung wie ein Adler.

Bedarf mein Herz im bunten Herbst
Nach Wehmuth weit umherzuwallen,
Wenn du dich, schöne Flur, entfärbst,
Wenn der Platane Blätter fallen?
Bedarf es dein, du spätes Roth,
Das über'm Föhrenwald verglühet,
Zu fühlen, wie zum langen Tod
Mein Leben leise niederblühet?

Könnt' ich, du goldne Jugend, dich
Noch einmal rufen aus der Ferne,
Da über meinem Haupte sich
Harmlos bewegten Gottes Sterne,
Da mich von seinem Angesicht
Geheimnißvoll ein Glanz umfangen,
Und ich, bewahrt von seinem Licht,
Getrost im Dunkel hingegangen!

Was ist ein Mensch, das Staubgebild,
Mit allem, was sein Arm beginnet,
Wenn nicht im Seelengrunde mild
Ein Born des ew'gen Lebens rinnet?
Das Innerste, was mir bewußt,
Es ruft: Erlösung! Wiederbringung!
Die tiefste Sehnsucht in der Brust,
Sie seufzt nach himmlischer Verjüngung!

Und wenn der Frühling Knospen treibt,
Die zarte Rose sich entfaltet,
Tönt mir's: o daß nichts ewig bleibt,
Daß alles Menschliche veraltet!
Und wenn der Adler jugendlich
In blauer Höh' den Fittig wieget,
Tönt mir's: o wer verjünget mich,
Daß dieses Herz nie mehr versieget?

Er steugt dahin im Sonnenstrahl,
Durchkreisend das Gebiet der Lüfte,
Fühlt ein Jahrhundert nicht einmal,
Wie lang' er den Azur beschiffte;
Als Kind hab' ich ihm nachgeseh'n,
Und wenn er jugendstark noch steiget,
Blick' ich, ein Greis, in jene Höh'n,
Das Haupt vom lezten Schnee gebeuget.

Wirst du, der ewig strebt und sehnt,
Mein Geist, dich nie mit ihm erheben,
Und aller Schwachheit abgewöhnt,
In lichtem Himmelsraume schweben,
Verjüngt und wonnig dieses Herz
Mit ewiger Genüge füllen,
Und, aufgezogen sonnenwärts,
In's Licht dich, wie ein Adler, hüllen?

Digitized by Google

Du wirst, du sollst! — du selber nur
Verschliessest dich mit ehr'nem Riegel;
Verlasse dich, die Kreatur, —
Schau nimmer in den Zauberspiegel,
Der Schönheit dir und Stärke lügt;
Tritt als ein Sünder zu dem Hügel,
Wo dein Messias dich ersiegt:
Dann löset Gott dir deine Flügel!

Das Alte stirbt, und Alles wird
Im Licht der Liebe neugeboren;
Zur Heimath kommt, was sich verirrt,
Zur süßen Kindschaft, was verloren;
Der Geist auf Liebesflügeln dringt
Hinauf zu ihm, der dich versöhnet,
Der wie den Adler dich verjüngt,
Und mit Barmherzigkeit gekrönet!

Albert Knapp.

Ueber Italien und die Italiener.

Von Eduard Arnd.

Das alte und neue Ardea.

Während unseres Aufenthaltes in Albano, in den schönsten Tagen des Herbstes, zog uns, neben der Aussicht auf Rom und den herrlichen Halbkreis von Gebirgen, die näher oder ferner die alte Weltstadt umgeben, die Aussicht nach dem Meere zu an, die wir bei unsern Ausflügen in die Umgebung Roms bisher noch wenig beachtet hatten. Der Herbst ist hier ungleich reizender und wirkt um so belebender als bei uns, da die Zeit, die ihm vorangeht, gewöhnlich äußerst drückend ist. In dieser heißen Zeit lernt man die Anschauung der ältesten Griechen von einem ehernen Himmel verstehen, die für den Norden nur eine Metapher ist; denn nicht allein, daß kein milder Hauch, kein erfrischender Tropfen von der flüssigen Natur der Atmosphäre Kunde gibt, sondern die Luft leuchtet so unverändert rein und gleichfarbig, wie die azurne Decke einer Kirche oder eines Pallastes. Es kommt einem vor, als sey dieses lustige Dach ein metallner Spiegel, in welchem sich die Natur, der wunderbaren Ferne wegen, nicht beschauen kann. Im Herbst aber wird der Himmel häufig, wie bei uns, von jenen hohen, weißen Wolken befahren, die bald in großen Massen vorüberziehen, bald jene mährchenhaften Bilder von Gebirgen, Schlössern und Bäumen erscheinen und verschwinden lassen, die in den Tagen der Kindheit unsere Phantasie beschäftigen.

Aus den Fenstern unserer Wohnung übersahen wir die Ebene, die am Fuße der Gebirge beginnt, sich nach dem Meere zu erstreckt, und mit ziemlich unbestimmten Grenzen, da wo sie sich Rom nähert, die Kampagna genannt wird. Dieß ist der Schauplatz eines großen Theils der Aeneis. Obgleich wir uns sonst für die Helden dieses Epos nicht begeistern können, so gewähren doch viele uralte italienische Traditionen, die der Dichter vielfach benuzte, und die sich leicht erkennen lassen, auf demselben Boden sich vergegenwärtigt, ein erhöhtes poetisches Interesse.

Diese weite, einsame Ebene, heute fast nur von Hirten bewohnt, war einst die Heimath so vieler und tapferer Völkerschaften, die in ihrer Abstammung und ihren Einrichtungen eine Mannigfaltigkeit des Daseyns zeigten, die den Charakter der ältesten Geschichte in Griechenland und Italien bildet, und dem klassischen Boden eine so große Ueberlegenheit über den des Nordens verliehen hat, wo große Länderstriche und ganze Völker sich nicht so viel Interesse erworben haben, wie hier einzelne Küsten, Vorgebirge und Städte. Wir übersahen fast mit Einem Blick die Gegenden des alten Lanuviums, Ardea, Laurentum, alle von Abkömmlingen der Götter gegründet, und lange von freien, tapfern Völkern bewohnt, und tiefer in das Land hinein glänzte das majestätische Rom!

Wir hatten Ostia und die Umgegend schon von Rom aus besucht, und wählten dießmal zum Ziel eines Ausfluges Ardea, das in dem Virgil'schen Gedicht eine große Rolle spielt, in der römischen Geschichte nicht unbekannt ist, und durch seine cyklopischen Mauern noch heute die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zieht.

Der Weg ging eine Zeitlang durch Wein- und Oelpflanzungen, bald aber verschwand jeder Anbau und der Boden war ziemlich spärlich mit Gras bedeckt. Man hatte das Land durch Umzäunungen für die einzelnen großen Heerden abgetheilt, die sich zum Theil noch in den Gebirgen befanden, wohin man sie während der großen Hitze getrieben hatte. Wir sahen während der drei Stunden, die wir mit einem Führer zu Pferde zurücklegten, Niemanden außer einem armen alten Rinderhirten. Einen sonderbaren Anblick gewähren dem Fremden die hier und da zerstreuten Wirthschaftsgebäude der Besitzer dieser Flächen. Sie sind groß, finster, von starken Mauern umgeben, und haben ein sonderbares, kastellartiges Ansehen. Sie werden nur von den Hirten und deren Aufsehern bewohnt, und diese armen Leute müssen so trägen Geistes und jeder Idee für Verbesserung ihrer Lage so fremd seyn, daß sich, auffallender Weise, um diese großen Gebäude herum kein Baum, keine Gartenanlage, kurz nichts von dem befindet, was das ländliche Leben verschönern hilft.

Das heutige Ardea liegt auf einem Felsen, da wo sich die Akropolis der alten Stadt befand, ist eine deutsche Meile vom Meer entfernt und besteht aus wenigen halbverfallenen Häusern; eine ganze Reihe ist wirklich schon eingestürzt und wird nicht wieder hergestellt. Rechts vor dem einzigen Thore ist ein altes Schloß mit dem Wappen der Kolonna, obgleich die Stadt jezt dem Hause Co-

Digitized by Google

farini gehört. Das Innere dieses Ortes macht beim ersten Anblick einen seltsamen Eindruck. Man erstaunt über die Menge behauener großer Steine, auf denen die spätern Einwohner ihre Häuser errichtet haben, oder die frei da liegen und, ihrer Größe nach zu urtheilen, Trümmer von bedeutenden Gebäuden seyn müssen. Diese gewaltigen Blöcke liegen so wild und chaotisch durch einander, als käme diese Zerstörung nicht von der Zeit, sondern von feindlicher Gewalt her. Mitten unter diesen Trümmern hat sich neben der Kirche ein Grabmal von weißem Marmor in geschmackvoller Form erhalten, das durch den Kontrast, in welchem es zu seinen Umgebungen steht, überrascht. Auf der einen Seite des Würfels befindet sich ein Becher, auf der andern die Inschrift: MANI SEPTICI PATRIS, ein Wort immer unter das andere gestellt, ein Denkmal, wie sich von selbst versteht, aus der heidnischen Zeit.

Die wenigen Einwohner sahen äußerst gelb und fieberkrank aus; einige von ihnen waren eben erst aus den Gebirgen zurückgekehrt und fanden die Luft noch sehr ungesund. Im Wirthshause saßen die Feldarbeiter bei einem äußerst spärlichen Mahle. Auch begannen sie sehr bald ein Gespräch über ihre unglückliche Lage. Die eingestürzten Häuser, die Spuren des Fiebers in den Zügen der Einwohner und ihre große Armuth machten zusammen einen traurigen Eindruck. Auf einem Boden ehemaliger Berühmtheit und mitten unter Ruinen, hat das Elend der Einzelnen einen eigenen tragischen Charakter, der ihm im Gewühl großer Städte und in der Civilisation fehlt.

Wir begaben uns hierauf außerhalb des Thores, um die cyklopischen Mauern, die Ardea noch heute interessant machen, zu betrachten. Diese Mauern umgeben beinahe die ganze Stadt, nur daß sich östlich, neben dem Schloß, einiges moderne Mauerwerk befindet und auf der nördlichen Seite die Mauern eingestürzt sind; sonst sind sie ziemlich wohl erhalten und an wenigen Stellen restaurirt. Sie sind, wie fast überall, in den Felsen geschnitten, auf dem die Akropolis erbaut war. Die Blöcke sind in der Regel kleiner als in Ferentino, und viel kleiner als in Kori und Norta, und auch ungleicher als bei jenen Mauerwerken. Wir versuchten es, diese Mauern zu umgehen, sie sind aber auf mehr als einem Drittel ihres Umfanges von Sümpfen umgeben, die jede Annäherung unmöglich machen und die Fieber unter den zurückbleibenden Einwohnern verursachen.

Wir begaben uns hierauf wieder auf den Hügel zurück, den diese Mauern umgeben, und der, obwohl weit genug, um Heiligthümer, Tempel und öffentliche Gebäude, kurz alles das zu tragen, was im Alterthume die Burg einer Stadt ausmachte, doch zu klein ist, als daß das ganze alte Ardea sich auf ihm befinden konnte, das in frühern Zeiten nicht nur eine selbstständige Republik war, die mit Rom Krieg führen konnte, sondern die Hauptstadt der Rutuler bildete, eines eigenen Volksstammes, der in der alten Tradition, die Virgil in sein Gedicht verwebte, den Aeneas und die Latiner bekämpfte.

Der Felsen, den diese cyklopischen Mauern umgeben, ist weit umher der einzige erhabene Ort, und war deshalb zur Anlage einer Stadt von der Natur sehr geeignet. Wir wandelten lange auf dem Plateau dieses Hügels, indem wir uns die frühere Geschichte dieser Gegend zurückriefen. Aus dem Boden, in dem wahrscheinlich noch manche antiquarische Merkwürdigkeit begraben liegt, und der durch die auf ihm zerstörten Gebäude sich ohne Zweifel etwas erhöht haben mag, ragen noch einige, obwohl gänzlich unbedeutende Trümmer hervor.

Das Gebiet des alten Ardea wurde von dem kleinen Flusse Numicius und den Grenzen von Lanuvium, Kortoli und Antium eingeschlossen. Wahrscheinlich war dieser Umfang nicht viel bedeutender, als der mancher Dorfmark heutiger Zeit, aber welcher Fülle von Leben und welcher Dauer, eines Beweises der ihnen inwohnenden Kraft, erfreuten sich die Schöpfungen des Alterthums! Sagunt, eine Stadt so großen Namens, ging von hier aus, dieser Hügel war ihr Mutterland; vor diesen Mauern lagen die Tarquinier, kurz vor ihrer Vertreibung; hier lebte Kamillus in der Verbannung, als die Gallier Rom eroberten. Im Jahre 313 nach Erbauung Roms schickten die Römer, da die Ardeaten durch innere Kriege ihre Stadt fast entvölkert hatten, eine Kolonie dahin ab. Noch im zweiten punischen Kriege müssen sich hier Ueberreste der alten rutulischen Bevölkerung und ein nationaler Gegensatz gegen die Römer erhalten haben, da Livius Ardea unter den Städten aufführt, die Rom gegen Hannibal Hülfe versagten.

Unter den Dichtern wird Ardea am meisten von Virgil und Silius Italikus erwähnt. Obgleich Strabo und Seneka von der Unfruchtbarkeit des Gebiets von Ardea und der ungesunden Luft daselbst sprechen, so konnte dies natürlich nur in einem, mit dem heutigen Zustande verglichen, sehr beschränkten Sinne stattfinden. Auch war Rom in der heißen Jahreszeit, auf manchen Punkten, von jeher ein ungesunder Aufenthalt, und doch einst unermeßlich bevölkert. Unter den Römern führte die noch erhaltene via ardeatina von Rom nach Ardea, und zeugt dadurch von der Bedeutung des leztern Ortes. Wann Ardea eigentlich zerstört wurde, ist gänzlich unbekannt.

Der Genuß dieser historischen Erinnerungen wurde noch durch die Aussicht vermehrt, die wir auf der Akropolis des alten Ardea genossen. Im Norden lagen die schönen Albanerberge, über die Campagna zogen große, wandernde Wolken hin, und im Süden glänzte das

Digitized by Google

Meer, das jeder Gegend einen wunderbaren Reiz verleiht. Wir gedachten der Sage, wie Danae, von Akrisius aus Argos vertrieben, in einem kleinen Nachen an diesem Ufer landet und im Bunde mit einem Gotte des Landes Ardea erbaut. Diese Verbindung entfernter und entlegener Gegenden mit gewissen Hauptsitzen der alten Mythen adelte den Ursprung der antiken Städte und verband die klassische Welt unter sich auf eigene Art.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, December.

(Fortsetzung.)

Verfall der Kunst.

Die Kunstliebe der Einzelnen ist um so lobenswerther, wenn sie der Kunst unserer Zeit huldigen, in welcher der ächte Geist wieder erwacht ist, und nicht etwa blos nach alten Namen haschen, wobei sie mehr Gefahr laufen, betrogen zu werden, als je ein vorzügliches Werk, auch selbst um den kostbarsten Preis zu erhalten; denn die besten Bilder verändern nur selten ihre Stelle, und geschieht es, so wandern sie Königen und Fürsten zu. Seit nun eigene Kopierfabriken alter berühmter Bilder bestehen, in welchen, bis auf die Blendrahme und die verrosteten Nägel hinab, das Alter des Bildes täuschend nachgeahmt wird, ist der Eifer für das Sammeln alter Kunstwerke bedeutend erkaltet, und um so eher ist zu hoffen, er werde sich an dem vorzüglichen Neuen wieder erwärmen, um die Schöpfungen unserer Zeit gehörig zu würdigen. Allgemeiner und gleichförmiger ist der Wohlstand in den Schweizerkantonen verbreitet denn in monarchischen Staaten, wie es in einer Republik seyn soll, und darum gibt es nur wenige Privaten, die denjenigen Reichthum besäßen, der sich jährlich bis zum Ueberflusse erneuert und der ihnen die Anschaffung und Aufstellung von großen Kunstwerken gestatten würde. Die Fremden, welche zu Tausenden jährlich die Schönheiten der Schweiz bewundern, nehmen zur Erinnerung an die Dinge, von denen sie besonders angesprochen wurden, eine Anzahl von Prospekten, Panorama's, Landestrachten u. s. w. mit nach Hause; darum bildete sich die Prospektmalerei in allen Formaten zu einem eigentlichen Handelsartikel aus, der aber bereits durch Nachahmung und Nachmachung in Paris, London und Nürnberg den einheimischen Fabrikanten verkümmert wird. Diejenigen Landschaftsmaler, welche poetisch, wie Salomon Geßner und Ludwig Heß, zu bilden vermögen, bewahren die Erzeugnisse ihrer poetischen Stimmung jahrelang, vielleicht für immer, in ihrer Werkstätte, weil nur der Berg, den man bestieg, der Gletscher, den man sah, gekauft wird. Die Geschichte des Landes ist dem Fremden meist fremd; so werden die jetztlebenden Künstler, welche den ganzen Umfang ihrer Kunst durch vieljähriges Studium in sich aufgenommen haben, oder die von der Natur zu vortrefflichen Darstellungen gestempelt sind, genöthigt, ihre Kraft an geringere Kunst zu verwenden, und sie brauchen sich nur mit Widerstreben, der Laune Einzelner zu gefallen, um Käufer zu finden.

Dem Mangel an Aufmunterung für jede höhere Kunst steht der rege Eifer für Kunst entgegen. Der reine, schöne Trieb, alle Talente, die sich in jungen Staatsbürgern zeigen, zur Reife zu ziehen, hat dem Vaterlande geschickte Künstler in allen Fächern erzogen. Es bestehen schöne Einrichtungen in der Schweiz, um zu geistiger und künstlerischer Ausbildung zu führen; aber was helfen Anstalten zu vollendeter Ausbildung, wenn die Anwendung der aufgefaßten Kunst nicht möglich wird? Wo sollen die Geschichtsmaler und Bildhauer in der Schweiz Beschäftigung finden? Den Regierungen ist es unmöglich, auch nur die Besten unter den Tüchtigen zu beschäftigen, und der Kunstsinn im Volke erwartet erst noch seine Entwickelung; so geschieht es denn, daß vorzügliche Talente verkümmern oder auswandern, und gelingt es Einzelnen unter Vielen, sich geltend zu machen, so schmücken sich nun fremde Staaten mit den Erzeugnissen des Geistes, der dem Lande entsproß.

Solche Verkümmerung zeigt sich da, wo sie am wenigsten gesehen werden sollte. Dort, wo die Lust erwachte, an klassische Orte der Nationalgeschichte Kapellen hinzusetzen und sie mit passenden Darstellungen zu zieren, konnte wegen Mangel der dazu erforderlichen Mittel die architektonische sowohl, als die künstlerische Ausschmückung nicht anders als dürftig ausfallen. Mittelmäßigkeit und Geringfügigkeit werden aber nie den Geist zu erheben, noch das Gemüth zu erfreuen vermögen. Bei Betretung des klassischen Geschichtsbodens wünscht der einheimische und fremde Wanderer den hohen Ernst, der ihn erfaßt, nicht durch unwürdige Darstellung dessen, was in seiner Vorstellung würdig lebt, entweiht; sondern es soll sich ihm in vortrefflicher Gestaltung zeigen, damit er die Geschichte in hoher Freude gleichsam miterlebe; ein Augenblick, ernst und schön gelebt, ist ihm mehr werth, als tausend gemeine Stunden. Diese Wirkung, welche den geistigen Nutzen bezeichnet, den die höhere Kunst gewährt, wird weder durch aufgestellte eiserne Kreuze, noch durch Obelisken und flache Denksteine, sondern durch die Gestaltung der schönen Idee zu vortrefflicher Darstellung hervorgebracht.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 502:

Die Erde.

Räthsel.

Ein Meer voll Perlen wogt
In schwer erreichbarer Ferne,
Die Perlen verwandeln sich oft
In helle, gesellige Sterne.

Sie lagern sich weit und breit,
Gedrückt an einander so enge,
Sie fliegen in Kugelgestalt
Herüber, hinüber, in Menge.

Sie breiten als Mantel sich aus,
Als Zaubermantel, sie tragen
In reißender Eile dahin,
Wo andere Straßen versagen.

Doch bald verschwinden wie Traum
Die wandelnden Sternenheere,
Und kehren am Ende zurück
Zum Perlenwogenden Meere.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 309.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. December 1830.

Er hätt' ein Auge treu und klug,
Und wär' auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein,
Und wieder alles zu machen fein;
Hört' auch eine Zunge, die sich ergoß,
Und leicht und fein in Worte floß.

Goethe.

Ueber süddeutsche Dialekt-Poesie.

Die neue Dialekt-Poesie der Deutschen geht nothwendig von zwei bedeutenden Namen aus, welche, auf ganz verschiedenen Gebieten einheimisch, doch das wesentlich gemein haben, daß ihre Poesie nicht ein bloßes Erzeugniß der gebildeten deutschen Literatur, sondern ein aus eigenstem innerem Bedürfniß erwachsenes Produkt des Dichters ist. Diese beiden Dichter sind Hebel und Grübel. Beide sind der untersten Klasse der Gesellschaft entsprossen; der eine hat sich durch seine Talente in die höheren Kreise der Bildung und der Gesellschaft erhoben; der andere blieb sein Leben lang der ehrliche Flaschnermeister. Beide aber waren keine hochdeutschen Dichter, die sich nebenher den Spaß machten, einmal zur Veränderung ihren Volkston anzuschlagen; nein, sie waren blos Dichter ihres Dialekts, ihre Muse hätte sich in gar keinem andern Element entwickeln können, als dem ihnen angebornen. Dieß ist aber gerade der wesentliche Punkt, der sie in literarischer Hinsicht weit über alle ähnlichen Erscheinungen wegsezt, die man in neuester Zeit mit ihnen zusammenzuhalten versucht wird. So geht namentlich von Hebel eine ganze Schule dialektisch-idyllischer Dichter aus, die zum Theil mit bedeutendem Talent auf analoger Bahn ihn reproducirten; aber es ist und bleibt dieß Sache der Reflexion des Dichters, statt der sonst gebrauchten Gemeinsprache sich einmal zur Abwechslung im Gewand des Dialekts zu zeigen. Hebel will als Dichter uns nichts anders seyn, als der zwar zartfühlende, aber ungekünstelt sich äußernde oberrheinische Schwarzwälderbauer; Grübel will nichts anders seyn, als der nordbairische Meister- und Bänkelsänger, das verständige, aber ungehobelte Nürnberger Burgerskind.

Hebels poetisches Element läßt sich kaum anders definiren, als durch die Verbindung: das naiv-sentimentale; denn seine Form ist über alle Vergleichung naiv-kindlich, sein Gehalt aber das reinste, tiefste Gefühl der beweglichen Menschenbrust. Grübels Element mag das burlesknaive heißen; denn seine Form ist das Lächerliche und sein Gehalt der gesunde Menschenverstand.

In eine alltägliche Erscheinung der ländlichen, freien Natur eine feine Allegorie zu legen und sie mit den lieblichsten Farben des bäuerlichen Behagens vor uns auszumalen, das ist die Kunst, die Hebeln seine schönsten Dichtungen eingegeben hat. Das Gedichtchen „der Käfer" kann vielleicht das lieblichste Exempel für seine Gattung abgeben. Unter den Grübel'schen Gedichten findet sich, und zwar als das lezte der Sammlung, zufällig eines, das dieselbe Aufschrift wie jenes Hebel'sche führt, das freilich nicht, wie dieses, ein Muster seiner Gattung heißen kann, (denn bekanntlich ist die Schnurre des Dichters eigenthümliches Feld, und wer ihn in seiner Größe kennen lernen will, muß seinen „Peiter in der Fremd" und ähnliche Prachtstücke nachsehen) das aber, diesen lebensheitern Geist im Hintergrund, unendlich rührend wird durch die einzige, vielleicht kurz vor seinem Tod angeregte Trauer

Digitized by Google

des Greises über die Nichtigkeit des Endlichen, dem er sein Leben und seine Leier gewidmet.

Ich habe diese beiden Gedichtchen, wegen der Aehnlichkeit des Inhalts, und weil sie sich uns durch ihre Kürze empfahlen, hiernächst zusammen und thnen eine Uebersetzung in meine schwäbische Mundart gegenüber gestellt, indem ich mit dem poetischen das sprachliche Interesse verbinde, die beiden fremden Dialekte, die in den Originalen willkührlich und nothdürftig orthographirt sind, (wie es zunächst für ihre Provinz ausreichte) hier nach unsern schon bekannten Zeichen, mit unserem Dialekt übereinstimmend, typisch zu fixiren, so daß nun der Leser den wahren Bestand der Dialekte und ihr Verhältniß nach physiologisch-geographischer Verschiedenheit unverkümmert zu übersehen im Stande ist. Ich bemerke noch, daß ich in den beiden Stücken, mit Absicht, und ihren Originalen gemäß, meine Mundart der Volkssprache etwas näher gehalten habe, als ich sonst gethan hätte.

Der Xäfer.

(Oberrheinisch.)

Dər xäfər fliəgt dər jilgə zuə,
Es sizzt ə shönən engəl dört,
Er wirtət gwis mit bluəmə-saft,
Und 's xostət nit fyl, han-i ghört.

Dər engəl səit: „Was wär-dər liəb?“
„Nə shöppli altə hett-i gern.“
Dər engəl səit: „Sell xaa nit sy,
Si hen ən allə truncə fern.“

„So shenc ə shöppli nəüən y,“
„Då hesh əis,“ het dər engəl gsəit.
Dər xäfər trinct und 's shmecct-əm wool,
Er frågt: „Was ish my shuldickəit?“

Dər engəl səit: „He, 's xostət nüüt,
Dox rixtsh-mər gern ən gfallən uus,
Wəish was, sə nimm das bluəmə-määl
Und trag-mər's dört in's nåxbərs huus.

Er het zwår selbər, was-ər bruuxt,
Dox frəüt's-ən und ər shicct-mər əu
Mengmål ə hämpfəli bluəmə-määl,
Mengmål ə tröpfli morgə-təu.“

Dər xäfər səit: „Jå fryli jå!
Fərgelt's Gott, wenn-də zfrydə bish.“
Druf trəit-ər's määl in's nåxbərs huus,
Wo wydər so ən engəl ish.

Er səit: „I xumm fom nåxbər här,
Gott griəs-di, und ər shicct-dər då
Ən bluəmə-määl.“ Dər engəl səit:
„Də hettsh nit xönnə justər xoo.“

Er ladət ab; dər engəl shenct
E shöppli guətə nəüən y,
Er səit: „Då trinc əis, wenn də magsh.“
Dər xäfər səit: „Sell xaa shoo sy.“

Druf fliəgt-ər zu sym shäzzli həim;
S' woont in-dər nöcstə hasəl-hurst;
Es balgt und səit: „Wo blybsh so lang?“
Er səit: „Was xaan-i für my durst?“

Der Käfer.

Fom Hebel.

Dər käfər fliəgt uf 'd ilgə nã,
Zom engəle gẽ, wo drinnə ləit,
Es shenct jå əus gwys 'blõəmə-saft,
Und 's səi net təiər, sagəd 'd ləit.

Dər engəl saet: „Was steet zo dinst?“
„E shepple altə mext-ə hãit.“
Dər engəl saet: „Des kã net sãi,
Fernt hent-se'n truncə, liəbər frãid.“

„So stell ə shepple nəiə här.“
„Då ist-ər,“ håt dər engəl gsaet.
„Dər käfər ziəgt und 's shmecct-əm guət,
Er frågt: „Was ist mãi shuldixkaet?“

Dər engəl saet: „Ha, sell kost't necs,
Dox rix'st-mər gern ən gfallən əus,
Waest waas, so nimm des blõəmə-määl
Und traa-mər's selt in's nåxbərs həus.

Er håt zwår selbər, was-ər brəuxt,
Dox fraet's-en und ər shicct-mər ao
A'imål ə messle blõəmə-määl,
En andərsmål ə trepfle tao.

Dər käfər saet: „Des tuər-ə gern,
Fərgelts Gott, wənn zəfrydə bist.“
Druff traet-ər 's määl in's nåxbərs həus,
Wo wydər soo ən engəl ist.

Er saet: „I komm fom nåxbər rum,
En shẽnə gruəs, ər shicc-dər då
Ao blõəmə-määl. „Jezz gshicctər hettst
Duu-mər net kommə kennə jå.“

Er ladət aa; dər engəl shenct
E shepple guətə nəiən ãi,
Er saet: „Då trinc ãis, wenn-də mãgst.“
Dər käfər saet: „Des kã shõ sãi.“

Nå fliəgt-ər zo sãim shäzzle hãim;
'S wõt in-dər näcstə hecc. „Də wurst
Am-end gaar nemme kommə“ zanct's;
Er saet: „Was kã-n-e for mãin durst?“

Digitized by Google

Jezz luegt-ər's aa und nimmt's in arm,
Er xüsst's und ish by'm shäzzli froo.
Druf leit-ər-si in's tote-bett
Und sait zum shäzzli: „Xumm bald nå.“

Gell, Sepli, 's dunct-di ordəli?
Də hesh ao so-nə lustic bluət,
Jee, so-nə läbə, liəbə fründ,
Es ish wool für ə tiərli guət.

Jezz gucct-ər's ã und nimmt's in arm,
Se hent six kusst, fərdrucct, fərspråxt.
Nå legt-ər six in's grabə-loxx
Und saet zom shäzzle: „Komm bald nåx.“

Gelt, Mixxəle, 's dəixt-de ordəlix?
Də håst ao so-nə lustixs bluət.
Nöi, so-nə läbə, liəbər frãid,
Des wär shõ for ə tiorle guət.

Bilder aus Rußland.

Herzensgüte des Russen.

Wenn man weiß, wie hart die untern russischen Volksklassen von den obern behandelt werden, so wird man wohl mit Recht bewunderungswürdig finden, daß demungeachtet noch ein so großer Fond von wahrer Gutmüthigkeit bei dem gemeinen Manne vorhanden ist. Dieser Vorrath muß eine wahrhaft erstaunenswerthe Größe gehabt haben, da selbst eine lange Reihe von Jahrhunderten voll Unbilden und Mißhandlungen ihn nicht zu zerstören vermochte. Diese Gutmüthigkeit geht oft bis zum Kindlichen, und ist in dem tiefen Lande eine so allgemeine und sich gleichsam von selbst verstehende Sache, daß sie dem Russen selbst nicht mehr auffällt, und er dem Fremden, der sich über diese ihm ungewohnte Erscheinung verwundert, gewöhnlich nur mit einem freundlich-mitleidigen Lächeln zu antworten pflegt. Die Kindlichsten von allen sind, nach meinen Erfahrungen, die Tscheremissen, Mordwinen und Tschuwaschen, die die Gouvernements Kasan, Wjatka, Simbirsk, Pensa und Ufa bewohnen und noch vor einem Jahrhundert nomadisch herumziehende Hirtenvölker waren. Ihre von allen andern Mundarten völlig verschiedene Sprache leitet auf die Vermuthung, daß sie die Ueberreste eines in frühern Zeiten in der Mitte Asiens weit verbreiteten Volkes sind. Ihre Anzahl mag eine halbe Million betragen, und die meisten derselben hängen noch, obschon sie getauft sind, ihren heidnischen Gebräuchen an; alle aber sind durch ihre Bonhommie, durch ihre Leutseligkeit und durch eine kindliche Gutherzigkeit ausgezeichnet, die ich in diesem Grade nirgends auf der Erde gefunden habe.

Indessen ist diese Gutmüthigkeit, wenn auch nicht in demselben Maße, ein beinahe allgemeiner Charakterzug der russischen Nation. In den unbekannten Gassen der Stadt, auf den Landstraßen, wie in den Steppen Sibiriens ist der fremde Reisende sicher, von Jedem, den er darum anspricht, freundlich zurechtgewiesen und meistens noch eine gute Strecke weit begleitet zu werden. Wem ein Unglück begegnet ist, darf nicht fürchten, kalte und theilnahmlose Zuschauer um sich stehen zu sehen, da sogleich Jeder herzueilt und nach seinen Kräften, selbst mit eigener Gefahr, zu helfen und zu retten sucht. Wer ins Wasser gefallen ist, wird von unbekannten Bauern herausgezogen, die oft selbst ihr Leben dabei wagen, aber, wenn sie den Unglücklichen gerettet sehen, mit einem freundlichen Lebewohl ihres Weges ziehen, ohne zu glauben, etwas Besonderes gethan zu haben, oder auf Lob oder Lohn irgend einen Anspruch zu machen. Wie oft habe ich gesehen, daß selbst Arme, ja eigentliche Bettler, wenn sie einen noch dürftigeren Menschen als sie selbst finden, ihre wenigen erbettelten Kopeken mit ihm theilen, ihm ein Glas Branntwein reichen lassen oder, wenn sie selbst nichts anders haben, ihm wenigstens die Tabaksdose füllen, um ihn nicht ganz hülflos von sich gehen zu lassen. Aus derselben Quelle der gutmüthigen Dienstfertigkeit gegen Bedürftige geht wahrscheinlich auch ein anderer, nicht minder allgemeiner Zug der Russen, ihre ungemeine Kinderliebe, hervor, die sich nicht blos gegen die eigenen Kinder äußert. Vornehme Leute sogar bleiben auf den Gassen stehen, den Spielen der kleinen Kinder zuzusehen, sich unter sie zu mischen, die schöneren oder artigen aufzuheben, herzlich zu küssen und dann mit einem kleinen Geschenke wieder zu entlassen. Die schon früher besprochene religiöse Toleranz und die wahrhaft orientalische Gastfreundschaft gegen Fremde scheint ebenfalls nur ein Zweig jenes edlen Stammes, der allgemeinen Gutmüthigkeit gegen seines Gleichen, zu seyn.

Es sey mir erlaubt, auch von dieser Seite des russischen Nationalcharakters einige Züge mitzutheilen, deren Aechtheit ich verbürgen kann. Ein russischer Kaufmann in Turinsk faßte den Entschluß, einen großen Theil seines in dem Handel gesammelten Vermögens zur Gründung eines Krankenhauses in seiner Vaterstadt herzugeben. Alexander, der diese edle Handlung erfahren hatte, ließ ihm dafür den Wladimirorden der zweiten Klasse überreichen. So sehr ihn diese, für einen Kaufmann seiner Gilde seltene Auszeichnung freuen mochte, so gab er doch eine Bittschrift ein, in welcher er um die Erlaubniß bat, das erhaltene Ehrenzeichen seinem alten Vater überlassen zu dürfen, weil er diesem alles, was er habe, und auch den Rath, das Krankenhaus zu stiften, verdanke. Der edle Monarch erfüllte den Wunsch des braven Sohnes, indem er auch dem Vater dasselbe Ehrenzeichen zusenden ließ, ohne den Sohn desselben zu berauben. Sie lebten

Digitized by Google

beide noch, als ich im Jahr 1816 durch Turinsk reiste. Einer reichen Gutsbesitzerin brannte im Jahre 1808 im Innern Rußlands ihr schönstes Dorf ab. Ich las selbst den Brief, den sie ihren Bauern von Petersburg schrieb, in welchem sie sie tröstete und versprach, ihnen im nächsten Frühlinge alle ihre Häuser auf ihre eigenen Kosten wieder aufbauen zu lassen, ihnen das Korn zur Aussaat zu geben und sie auf fünf Jahre von allen Abgaben und Arbeiten zu befreien. Der edle Sinn dieser Frau scheint auch auf die Bewohner ihres Dorfes übergegangen zu seyn, wie denn immer das Gute von oben herab auch wieder umgekehrt, von unten herauf, zu wirken pflegt. Ein Bauer dieses Dorfes hatte kurz vor dem unglücklichen Brande von einem Kaufmann 1000 Rubel auf Zinsen erhalten, mit welchen er seinen Fisch- und Lederhandel erweitern wollte. Er war so glücklich, diese in seinem Hause aufbewahrte und noch nicht berührte Summe aus der Flamme zu retten, und erzählte dieses Glück, daß er wenigstens seinen ehrlichen Namen gerettet habe, indem er das geliehene Geld treulich wieder abliefern könne, öffentlich mit Wohlgefallen, statt den so leichten Vorwand der allgemeinen Verwirrung zu seinem Vortheil zu benützen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Eine St. Simonistische Predigt.

Am vorletzten Sonntage war der Versammlungssaal der St. Simonisten in der Taitboutstraße wieder ganz voll um eilf Uhr, obschon die Sitzung erst um Mittag beginnen sollte. Geschmückte Damen und junge Herren fanden sich in Menge ein, Leute aus allen Ständen, jedoch mehr aus den reichern und gebildetern, als aus dem Pöbel. Um Mittag trat ein junger Mann, Namens Barrot oder Barreau, auf die Rednerbühne; er begann ziemlich sanft und leise über die jetzigen Verhältnisse der Welt, und besonders Frankreichs zu reden. Er schilderte mit einer Beredtsamkeit, die offenbar kein einstudirtes Machwerk war, sondern aus dem Herzen floß, die mißliche Lage des größten Theils der Einwohner von Europa. „Was haben sie bisher bei allen Fortschritten des Gewerbfleißes, der Aufklärung, der Regierungskunst gewonnen? müssen sie sich deswegen minder abquälen, um ihr tägliches Brod zu gewinnen und die ungeheuern Staatslasten mittragen zu helfen? In einem Lande werden sie fast lebenslang zum Soldatenstande verurtheilt, in einem andern nimmt ihnen der Landesherr die besten Früchte ihres sauer erworbenen Eigenthums weg; in einem dritten werden sie wegen Religionsmeinungen gequält oder wegen politischer Grundsätze verfolgt. Wie wenige besitzen Landeigenthum, oder vielmehr wie ungleich ist das Landeigenthum vertheilt? Einige besitzen meilenlange Strecken Landes, und Tausende daneben haben nicht einmal das Eigenthum des Flecks, worauf sie wohnen. Will Jemand sich in einem Fache auszeichnen, so stößt er überall auf Hindernisse, die ihm den Muth benehmen und seine Kräfte zersplittern. Die Völker verschanzen sich gegen einander mit Mauthlinien und Festungen; die geistigen Mittheilungen werden durch Censuren und andere Vorkehrungen gehindert; ein Volk sucht dem andern zu schaden; im Innern jeden Landes hat man gegen ererbte oder ertheilte Vorrechte zu kämpfen, oder gegen Vorurtheile, die oft noch schlimmer sind, als angemaßte Vorrechte. Die Religion sollte ein Vereinigungsband zwischen den Völkern seyn; allein sind ihre Kriege minder grausam, weil die Krieger Christen sind? haben die Menschen weniger Leidenschaften, weil sie sich zur Lehre des Evangeliums bekennen?“ So redete der junge Prediger mit einem Feuer und einem Eifer fort, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff. Nachdem er das Elend unter den Menschen und den Völkern recht treffend geschildert, auch mitunter gezeigt hatte, daß Frankreich bei weitem aus der letzten Revolution nicht die Vortheile gezogen habe, die aus einer solchen Staatsumwälzung für sein inneres Wohl hätten erwachsen sollen, kam er auf den Schluß in dem St. Simonschen Sinne. Namentlich hieß es: da weder die freien Staatseinrichtungen, noch die milde Religion Christi mehr vermögen, das zeitliche Wohl der Menschen und der Völker zu befördern, so muß ein zweckmäßigeres Mittel aufgefunden werden, und dieses Mittel glauben die St. Simonisten in dem Zusammenlegen und Zusammengebrauchen aller geistigen und sittlichen Fähigkeiten der Menschen aufgefunden zu haben. Die Vereinigung der verschiedenen Talente der Menschen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke soll ihnen alles das Glück, was sie bis jezt entbehrt haben, in reichlichem Maße verschaffen: jeder soll nach seinen Fähigkeiten und seinem Fleiße einen Rang in der Gesellschaft einnehmen und von ihr belohnt werden; ein reicher Dummkopf, ein armer Gelehrter sollen unbekannte Erscheinungen in der Welt werden; und nun die Frauen! auch diese haben sich, dem Redner zufolge, außerordentlich über ihr Schicksal zu beklagen. Werden sie nicht überall unter dem Vorwande ihrer Schwäche hintangesezt, vernachlässigt, unterdrückt? hat man nicht ihre Rechte verkürzt und werden sie für etwas im Staate gezählt? (Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schweiz, December.

(Beschluß.)

Bestrebungen der schweizerischen Künstlergesellschaft.

Der auffallende Mangel an ächt poetischen Bildern, deren Gegenstände der vaterländischen Geschichte entboben wären, die reich an großen, erhabenen Stoffen für vorzügliche Kunstgebilde ist; die Ueberzeugung, daß die Schweiz gegenwärtig im In- und Auslande Künstler besitzt, die würdigen Aufgaben in Bezug auf Gedanken und Ausführung gewachsen sind; die Nothwendigkeit, daß zu allgemeiner Bildung auch die höhere Kunst ihre Macht ausüben sollte und nicht zurückbleiben dürfe, wo die Wissenschaften in allen Zweigen sich zu herrlicher Blüthe entfalten, bestimmten die allgemeine schweizerische Künstlergesellschaft, die Ursachen dieses Mangels in den bezeichneten Umständen aufzudecken, und den Versuch zu machen, das, was Einzelne nicht zu leisten vermögen, durch das Zusammenwirken Vieler zu erzielen. Sie hat sich Kunst und Vaterland als Zweck aufgestellt, und hofft die Errichtung von Nationaldenkmalen in großen Kunstwerken der Geschichtsmalerei, der Bildhauerkunst, der poetischen Landschaftsmalerei, und wenn einst die Mittel ausreichen sollten, auch der Architektur durch freie Konkurrenz unter den vaterländischen Bildnern erzielen zu können. Die Gesellschaft hat, um jene Mittel zu gewinnen, einen Aufruf und eine Einladung an das schweizerische Publikum erlassen. Sie gründet ihre Hoffnung auf die herrschende Liebe zum Vaterland und seiner Geschichte, auf die allgemeine Freude an des Vaterlandes Ehre und Ruhm, auf die erwachte Theilnahme an jedem vaterländischen Unternehmen, auf die Achtung, welche die Würde des Zweckes einflößen wird, und endlich auf die Ueberzeugung von den segensreichen Folgen, die ihrem Unternehmen entsprießen werden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 310.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. December 1830.

Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

Goethe.

Die allgemeine Schwere.

Eine Verantwortung.

Der Leser erinnert sich vielleicht eines Aufsatzes, betitelt: Sterne als Kometen, oder der fliegende Stern im Schwan *), in welchem der Verfasser, zwar dem Zuge seiner Phantasie folgend, aber nie von der mathematischen Wahrheit sich entfernend, zu einer Ansicht über gewisse Weltkörper gelangte, durch welche allerdings das Newtonsche sogenannte allgemeine Weltgesetz der Schwere aufgehoben wird.

„Alle Verhältnisse," höre ich darüber sagen, „haben Grenzsteine, jenseits welcher Unvernunft, Maßlosigkeit, Ungeheuer sind und Gespenster. Wer jene nicht achtet, wird leicht als ein unfreundlicher Phantast oder als Feind der Ruhe angesehen; und wenn er es gleich mit Scherz zu treiben scheint, wird doch die gebildete Gesellschaft, die er zu unterhalten vorgibt, indem er Wirklichkeit und Träume vermischt, und den Schein der Wahrheit nicht achtend, Bilder aus einer verkehrten Welt aufstellt, ihn bald unschmackhaft finden. Der Verfasser des Aufsatzes über den fliegenden Stern im Schwan, scheint dieß nicht beachtet zu haben, indem er durch Läugnung der allgemeinen Attraktion gleichsam die Weltseele geläugnet, und gewissermaßen das Chaos und das Prinziplose angebetet hat. Nie hat ein Skeptiker die Welt selbst angegriffen, und wenn jener Verfasser einmal den düstern Gedanken hat, die Verzweiflung an aller Gewißheit in den Naturwissenschaften und die traurige Unendlichkeit einer ziellosen Forschung zu predigen, so hätte er sich besser in einem Karthäuserkloster, als im Morgenblatt, hören lassen."

Es würde das gebildete Publikum, erwiedert der Verfasser des angeklagten Aufsatzes, keineswegs unterhalten, oder in eine angenehme Stimmung versetzen, wenn es die Bekenntnisse des Verfassers über seine schriftstellerischen Unterhaltungsmaximen anhören, oder gar den Widerruf eines reumüthigen Ketzers vernehmen, oder als Richter einen Ausspruch über die Orthodoxie in der astronomischen Wissenschaft im Stillen thun müßte.

Ich könnte aber, wenn es erlaubt wäre, vertheidigungsweise wie der Abbé Maury verfahren, der auf dem Weg zum Laternenpfahl, an welchen er aufgehängt werden sollte, zu den ihn dahin schleppenden Wüthenden sagte: „Werdet Ihr darum heller sehen, wenn ich an dem Pfahl hänge?" und sie dadurch zur Umkehr in ihrer Gesinnung und auf ihrem Weg brachte. Ich könnte nämlich die Attraktionsgläubigen fragen: „seyd Ihr dadurch klüger?" Es ist höchst wahrscheinlich, daß Viele von dem gebildeten Publikum, ehe ich nur anfange zu reden, um mich zu verantworten und um ihre fernere Gunst zu bitten, sich entfernt haben, eine unschmackhafte Tracht gelehrter Streitigkeiten fürchtend. Doch ist mir diese Gelegenheit erwünscht, für diejenigen, die mir noch Gehör schenken, eine kleine, anspruchlose Zugabe mitzutheilen.

Da zwei der größten Astronomen sich die Ehre strei-

*) s. Nr. 163 und 164 d. Z.

Digitized by Google

tig gemacht haben, wer zuerst den schnellen Lauf jenes fliegenden Sterns im Schwan ausfindig gemacht habe, so möchte wohl dadurch der Gegenstand an Interesse gewinnen, und ich will die verschiedenen Klassen der Sterne, welche uns jezt bekannt sind, aufzählen, da eben unser Stern die entschiedenste Veranlassung dazu gegeben hat.

Meteorsterne sind leuchtende Wesen in den Regionen des Fixsternhimmels, schnell auflodernd, unbeweglich, aber bald wieder in dunkler Nacht sich verlierend und gleichsam verschwindend; dergleichen einer zu Kepplers Zeiten. An die veränderlichen Sterne knüpfte W. Herschel den gefährlichen Gedanken, daß, weil die Sonne auch als Stern zu betrachten sey, sie wohl auch, wie viele tausend andere, veränderlich seyn möchte, und also unser ganzes Planetensystem mit ihr Perioden von ab- und zunehmender Lebenskraft und Thätigkeit durchlaufen, oder allmählig mit ihr in Nacht und Unthätigkeit versinken müsse. Die Doppelsterne sind dem Gebildeten schon wegen ihres Farbenspiels als merkwürdig bekannt. G. H. Schubert, der so reich an Gedanken ist, möchte ich sagen, als der Himmel an Doppelsternen, knüpfte an sie seine Ansicht von der Geistigkeit der Sternenwelt. Die positiven und negativen Sterne und die indifferenten habe ich gewagt an die Erscheinung des fliegenden Sterns zu knüpfen, als eine neue Klasse von Sternen, die gegen andere gleichgültig sind oder gar zurückstoßend.

In Verantwortungen ist es gewöhnlich, sich auf die Freiheit der Meinungen zu berufen, und man fürchtet sich vor ihnen so wenig mehr als vor den Kometen. Ist die Meinung von den positiven und negativen Sternen darum bedenklicher, weil sie noch nicht zu den astronomischen Meinungen gehört, die manchen Leuten für Wahrheiten gelten? zum Beispiel, daß der Mond mit kleinen, von ihm erzeugten Planetchen nach uns wirft, die dann bei uns mit dem Titel und Rang eines Meteorsteins anlangen; ferner, daß die vier kleinen, jungfräulichen Planetchen nicht von jeher in Freundschaft bei einander wohnen konnten, sondern durch einen feindseligen Genius auseinander gerissen worden. Haben nicht einige geglaubt, die große Fluth auf unserer Erde sey dadurch entstanden, daß ein vorüberziehender Komet sein überflüssiges Wasser auf uns herabgegossen habe? Von andern Kometen nicht zu reden, die durch einen Stoß an die Erde uns den immerwährenden Frühling und das Paradies geraubt haben. Andere lassen die Planeten entstehen wie die Schneelawinen: durch fortgesetztes Aneinanderfügen und Zusammenballen und Zusammendrücken und Zerbröckeln der Massen, die aus dem Weltraum zusammenstürzen, oder wie Hagelkörner, an deren Kern sich beim Herunterfallen immer neue Schichten und Krusten anlegen.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Wenn bei einer Nation Züge solcher Art zu den ganz gewöhnlichen gehören, so muß man Achtung und Liebe für sie fühlen und von ganzem Herzen wünschen, daß dieses edle Volk auch von andern, besonders aber von seinen Vorgesetzten, erkannt und gewürdigt werden möge. Es ist mir übrigens nicht unbekannt, daß man im Auslande eine ganz andere Meinung von diesem Volke hat, und daß selbst diese Meinung nicht ohne Grund ist, da sie sich auf die unmittelbaren Erfahrungen der Reisenden gründet. Aber wo haben diese reisenden Ausländer ihre Erfahrungen gesammelt? Meistens auf den großen Heerstraßen, welche die volkreichern Städte des Reiches mit einander verbinden, oder in diesen Städten selbst, oder endlich in den Zirkeln der höhern Stände. Allein die lezten sind bekanntlich die aller ungünstigsten Orte, die Nation kennen zu lernen, und diejenigen, die an den großen Heerstraßen wohnen, sind durch den häufigen Verkehr mit Fremden, und durch die Verlockungen zur Habsucht bereits verdorben und in ihren ursprünglichen Zügen ganz unkenntlich geworden. Die Bewohner der großen Städte endlich sind, aus allgemein bekannten Ursachen, die schlechtesten von allen. Man weiß, daß die Sterblichkeiten der großen Städten von jenen des Landes sehr verschieden sind. Von 1000 in demselben Jahre gebornen Menschen sind nach 50 Jahren auf dem Lande noch 440, in London aber nur noch 300 am Leben; nach 60 Jahren dort 210, hier 100; nach 70 Jahren dort 112 und hier 50. Wenn in London in einem Jahre 10,000 Menschen geboren werden, so sind in den ersten 30 Jahren schon gegen 7000 davon gestorben, während auf dem Lande von eben so viel Menschen im 30. Jahre nur 5620 gestorben sind. Man nimmt an, daß auf dem Lande von 40 Menschen jährlich einer stirbt, während in Paris, London u. s. w. jährlich von 25 Menschen einer zu Grabe getragen wird. London hat nach den neuesten Angaben eine Bevölkerung von 1,230,000 Einwohnern; also sterben daselbst jährlich 51,250, während von eben so viel Landleuten jährlich nur 30,750, also 20,500 weniger sterben. Dieser Unterschied der geringern Sterblichkeit auf dem Lande den großen Städten gegenüber beträgt in fünf Jahren schon über 100,000 und in einem Jahrhundert bereits über zwei Millionen, die in der Stadt mehr als auf dem Lande von der Bevölkerung des Reiches verschwinden. Auf der ganzen Erde sollen nahe an 900 Millionen Menschen leben. Wenn sie alle der gesunden Luft und der einfachen Lebensweise der Landleute sich erfreuten, so würden auf der Erde jährlich 24 Millionen, oder in jeder Minute beinahe 45 Menschen sterben. Wenn sich aber im Gegentheil alle Bewohner der Erde unter denselben künstlichen und unnatürlichen Verhältnissen, wie die Bewohner von Paris oder

Digitized by Google

London, befänden, ſo würden von ihnen jährlich 40 Millionen, oder in jeder Minute 76 ſterben. Jedes Jahr würden daher durch das Zuſammenwohnen aller Menſchen in großen Städten ſechszehn Millionen mehr als Todesopfer fallen. Nach dem gewöhnlichen Verhältniſſe der Städte und Dörfer beträgt der Ueberſchuß der Sterblichkeit in den Städten über die auf dem Lande in 25 Jahren beinahe ſo viel, als ſonſt eine allgemeine Peſt wegzuraffen pflegte, ſo daß alſo der Staat, durch das Zuſammendrängen der Menſchen in Städten einen Schaden an ſeiner Bevölkerung leidet, der einer alle 25 Jahre wiederkommenden Peſt gleicht.

Wer kann aber den gewiß noch viel größeren Schaden berechnen, welcher durch die moraliſche Peſt der großen Städte über das Land gebracht wird; wo der größte Reichthum neben der drückendſten Armuth ſteht; wo der eine ſich in wollüſtigen Genüſſen betäubt, im Ueberfluſſe ſchwimmt und ſeinen von den Armen erpreßten Prunk täglich zur Schau trägt, während der neben ſeinem Staatswagen hinſchleichende Bettler unter der Laſt ſeiner Entbehrungen zu Boden ſinkt und dem Hungertode oder der Verzweiflung zum Raube hingeworfen wird. Wie ſehr große Städte ihre Umgebung vergiften, wird in Rußland jedem aufmerkſamen Reiſenden auffallend werden, wenn er in die Gegenden um Moskau oder Petersburg kömmt. Durch das ganze große Land kann man, wie bereits erwähnt wurde, ohne alle Waffen reiſen, da ſie überflüſſig ſind, ja ſelbſt ohne ein Meſſer in ſeiner Taſche, und zwar ununterbrochen bei Tage ganz eben ſo gut und ſicher als bei Nacht. Wenn man aber der Mutter des Landes, oder, wie ſie auch heißt, der heiligen Stadt Moskau auf einige Meilen nahe gekommen iſt, ſo werden die nächtlichen Reiſen eingeſtellt und die Gewehre in Bereitſchaft gelegt. Dieſer Vorſicht ungeachtet, vergeht doch ſelten eine Woche, wo man nicht von Plünderungen und Todtſchlägen hört, die vor den Linien der Stadt ſich ereignet haben. Doch muß man, der Wahrheit zur Steuer, geſtehen, daß die Moskauiſchen Straßenräuber noch gar weit hinter den Highwaymans zurück bleiben, welche in und um London ihre freie Kunſt bereits zu einer Höhe gebracht haben, die in Rußland noch unbekannt iſt und wahrſcheinlich erſt mit der ſteigenden Kultur auch dort einheimiſch werden wird. Als ich im Jahr 1807 im Winter Moskau noch vor der Nacht erreichen wollte, bemerkte ich etwa eine Stunde vor der Stadt ein polterndes Geräuſch an dem Hintertheile meines Schlittens. Ich ließ halten und ſah nach der Urſache deſſelben, die nur zu bald entdeckt wurde. Die Straßendiebe hatten die Stricke, welche einen kleinen Koffer an den Schlitten befeſtigten, größtentheils und ſo durchſchnitten, daß der Koffer ſich blos durch das Schütteln des Schlittens losmachen und auf die Straße fallen mußte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber ſüddeutſche Dialekt-Poeſie.

(Beſchluß.)

Der Käfer.

(Nordbairiſch.)

Dâ sizs-y, syx an käfər zəu,
Tout in dər erdən crəix'n,
Eiz crəixt-ər af ə gräslə naf,
Eiz təut-sy's gräslə bəix'n.

Er gibt sy åbər ålli məi
Und råfft sy wydər af,
Und helt sy on den gräslə ō,
Will wydər crəixən naf.

Bâld crəixt-ər naf, bâld fâllt-ər nâ
Baenâ ə hâlbə stund,
Und wenn-ər hâlb oft drubən is,
So lixt-ər wydər drunt.

Und wəi-ər sixt, dâss gâər nyt gəit
Und dass-ər gâər nyt kō,
So braat't-ər sâini flyxəl aos
Und flaixt eiz gânz dərfō.

Der Käfer.

Pom Grübel.

Dâ sizz-e, gucc-'mə käfər zue,
Criəxt uffəm bodə rum,
Jezz fliəgt-ər ammə gräsle nuff,
Dâ biəgt six 's gräsle crumm.

Er gəit six abər älle miə
Und rafft-six wydər uff,
Und hebt uf's-nəi am gräsle six
Und will uf's-nəi drâ nuft.

Bald stoigt-ər nuff, bald fallt-ər raa,
Es wärt ə fiərtəl-stund,
Und wenn-ər halbə drobən ist,
So lait-ər wydər hunt.

Und wiə's nō gaar net gråtə will,
Es gât net, syt-ər shō,
So braetət-ər əd flygəl aus
Und fliəgt am-end dərfō.

Digitized by Google

Eiz denc y, wəi's den käfər gəit,
So tout's dyr selbər gəi,
Där həut dox glaexwuul məiər fəis,
Du åbər həust när zwəi.

Du crəixst shõ rum so längə zaet
Di läng und-in di cwär,
Und kummst deswägə dox nyt waet
Und werst af'd lezt, wəi där.

Wennst lång gənoux doa in den gräs
Bist croxxən, həust nyt gwisst, um wås,
So werst nåx sorxən, məi und straet
Fortfloixən in di ewi'kaet.

Jezz denc-e, wie's dem käfər gåt,
So wird's diər selbər gẽ,
Und där hât weccər dox mẽ fies,
Du abər hâst nõ zwẽ.

Da crattəlst shõ so lang durx 'd welt
Und creexst uff älle fiər,
Da kẽmst am-end dox ao net wəit,
Es gât-dər wie dem tior.

Denn wenn-də lang gnueg ybər's graas
Bist croxxə, hâst net gwisst, for waas,
So wirst aus noot und herzə-laed
Fortfliəgən ao in 'd ebixkaet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Die St. Simonisten. Buckingbams Plan.

Für die Frauen besonders soll die St. Simonsche Lehre eine wahre Revolution werden. Sie sollen gleiche Rechte und Pflichten mit dem Manne bekommen; sie sollen, so zu sagen, den Mann ergänzen, und nur Mann und Frau sollen das eigentliche Staatsindividuum ausmachen; beide sollen nur als eins gezählt werden, und eins ohne das andere unvollständig seyn. Dies und noch manches Andere, was der Redner in dem Flusse seiner langen Rede vorbrachte, findet sich auch in den Zeitungsaufsätzen und in den besonders erscheinenden Schriften der neuen Sekte entwickelt, nur nicht mit der Beredtsamkeit, womit es der junge Redner vortrug. Ich zweifle, ob die Deputirtenkammer viele Redner besitzt, die wie dieser junge Mann im Stande sind, anderthalb Stunden über einen Gegenstand mit solchem Feuer eine Rede zu halten. Wenn man auch oft mit dem Redner nicht übereinstimmen konnte, besonders in seinen Schlüssen, so mußte man doch sein Rednertalent bewundern. Hat die St. Simonssekte viele solcher beredten Apostel, so sollte es mich nicht wundern, wenn sie Eingang fände, besonders bei jungen Leuten und bei Damen. Die Menge der Zuhörer an den Sonntagen wächst jede Woche; außerdem haben sie noch an einem Abende in der Woche eine Sitzung zur Erklärung ihrer religiösen Lehre. Am Sonntage gleicht der Vortrag mehr einer politischen oder ökonomistischen Lehre. Jedoch endigt er mit einem andächtigen Aufschwunge zu dem Schöpfer des Weltalls. Als Barrot geendigt hatte, war er ganz entkräftet; er nahm seine Frau, die sich unter den Zuhörern befand, und von dannen fuhren sie in einer Miethkutsche. Bis jezt scheint es, daß diejenigen, welche den Beruf zum Reden in sich fühlen, die Rednerbühne besteigen. Nach der Lehre der Sekte soll aber das Priester- oder Papstamt von eigenen Leuten besorgt werden, die wahrscheinlich alle sehr gute Redner seyn müssen; denn zu etwas anderm als öffentlichen Vorträgen sind sie wohl nicht verpflichtet. Daß sie schon jezt eine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen wollen, sieht man aus der Unterschrift Bazar-Lousantins, welcher sich in den Zeitungen Chef de la religion St. Simonienne nennt, aber seitdem sein Amt, wie es heißt, niedergelegt hat. Auch sollen bereits die andern Redner oder Prediger um Enthebung vom Dienst der Nationalgarde angehalten haben, aus dem Grunde, weil nach dem bestehenden Gesetze die Geistlichkeit von der Nationalgarde ausgenommen sey. Der Staat erkennt aber bis jezt noch keine St. Simonsgeistlichen an, und es könnten der St. Simonspäbste so viele erscheinen, daß zulezt blos einige ehrliche Bürger beständig auf die Wache ziehen müßten. Zu Bordeaux hat, nach dem Berichte der Zeitungen, ein St. Simonsprediger kein Glück gemacht, und diese mit Kaufleuten angefüllte Stadt, wo vermuthlich eine vortheilhafte Spekulation den besten St. Simonschen Lehren vorgezogen wird, wieder verlassen. Bessern Erfolg scheinen sie zu Toulouse zu haben, wenigstens gibt hier eine Zeitung, la France méridionale, zuweilen Aufsäze zu ihren Gunsten; dies ist um so mehr zu verwundern, da Toulouse von jeher wegen seines Fanatismus berüchtigt war, weshalb nach der Revolution die Brüderschaften der grauen, schwarzen und blauen Büßenden bald wieder zum Vorschein kamen, wie in der alten Zeit. Diese grauen, schwarzen und blauen Brüderschaften müssen die neue Brüderschaft, die sich nicht wie sie mit einem schweren hölzernen Kreuze umherschleppt, mit sehr scheelen Blicken ansehen und sie für wahre Ketzer halten. Glücklicherweise ist die Zeit der religiösen Verfolgung, welche das mittägliche Frankreich sonst so elend gemacht hat, vorüber und alle Brüderschaften, sie mögen nun einen Büßenden oder einen Selbstmörder wie St. Simon zum Stifter haben, können ganz friedlich neben einander bestehen.

Da die jetzigen Staatsverhältnisse allen Versuchen, das Gemeinwohl der bürgerlichen Gesellschaft zu befördern, besonders günstig ist, so hat auch ein Engländer, Hr. Buckingham, geglaubt, es sey an der Zeit, seine kühnen Entwürfe in Ausführung zu bringen. Bekannt ist dieser Engländer durch seine Reisen in Asien und durch sein rastloses Streben, das Monopolium der ostindischen Handelskompagnie zu untergraben. Diese Gesellschaft hat keinen thätigern und gefährlichern Feind, als Hrn. Buckingham; seit zwei Jahren reist er in ganz Großbritannien umher, hält Reden und trägt die Vortheile eines freien Handels mit Ostindien vor. Ueberall, wo er dergleichen Vorträge gehalten hat, sind Vereine entstanden, welche es sich zum Ziele gesezt haben, zur Erlangung der Handelsfreiheit in Indien mitzuwirken. Vergebens besoldet die ostindische Kompagnie einige geschickte Schriftsteller, um zu beweisen, daß ihr Handelsmonopol vortheilhafter sey, als die verlangte Freiheit; die Grundsäze Buckinghams dringen beim Publikum besser ein, als die Behauptungen der Vertheidiger des Monopols, zumal da die gesunde Vernunft mit ihren Gegnern in Uebereinstimmung ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 311.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. December 1830.

Die Tugend des Individuums ist oft kaum liebenswürdig; die Tugend des Volks ist immer groß und rührend.

Montesquieu.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Bei diesem, wie ich später hörte, sehr gewöhnlichen, aber damals mir unbekannten Manöver, vermeiden die Diebe alle Gefahr eines offenbaren Angriffs, und suchen dadurch selbst ihren Leumund, da auch sie gern für ehrliche Leute gelten möchten, zu schützen. Sie gehen nämlich bei dem ersten Grauen des kommenden Morgens auf die Straße, und suchen da, was die Reisenden in der lezten Nacht etwa verloren haben könnten. Was sie auf diese Weise gefunden haben, kann nicht für gestohlen gelten und wird mit gutem Gewissen behalten. Mein Fuhrmann, ein gemeiner russischer Bauer, schien nicht ganz einverstanden mit diesen Ansichten und spannte unter derben Flüchen eines seiner Pferde aus, um auf ihm den Weg zurückzureiten und den Koffer zu suchen. Da ich dadurch im freien Felde, in einer so unsichern Gegend und bei bereits eingebrochener Nacht allein zurückbleiben sollte, so erklärte ich mich, so gut ich konnte, dagegen. Allein er ließ nicht ab und ritt fort. Nach einer langen, bangen Stunde kam er jauchzend an, den kleinen Koffer vor sich auf dem Pferde haltend. Wir fuhren getrost weiter, und als ich auf der Station ihm ein Geschenk für seine Treue bot, weigerte er sich, das Ganze zu nehmen, das ihm zu viel schien, und hörte, als ich es ihm endlich in den Busen schob, nicht auf, mir zu danken und mir die Hände zu küssen. Der ihm folgende Postillon, dem ich die Geschichte erzählte, sagte mir, daß mein Iwan ein otschin dobroi tscheloweck, ein ungemein braver Mensch sey, der zehn Kinder habe und nicht einmal, das Beste sollte zulezt kommen, nicht einmal Branntwein trinke. Wenn dieser Zug von Ehrlichkeit in der Nähe der Hauptstadt und unter Verhältnissen, welche die Unehrlichkeit zu verschleiern so sehr geeignet waren, eine besondere Erwähnung verdient, so mag der folgende, den ich in der Mitte von Petersburg selbst und in einer der belebtesten Gassen dieser Stadt beobachtet, derselben noch würdiger seyn. Ein alter blinder Bettler ließ sich alle Morgen auf eine bestimmte Stelle der Gasse führen, in welcher er, den ganzen Tag sich selbst überlassen, das Mitleid der Vorübergehenden anflehte. Ein alter Hut, den er auf dem Schooße hielt, war der Altar, auf dem der Wohlthätigkeit geopfert ward. Viele aus der untersten Volksklasse brachten ihm ihre kleine Gabe, und mancher warf einen Pjätak (ein fünf Kopekenstück von Kupfer) in den Hut und holte sich aus demselben drei oder vier Kopeken zurück, indem er dem blinden Bettler sagte, um wie viel er seine Bank vermehrt habe. Da mich meine Geschäfte den Tag über öfters durch diese Gasse führten, so hatte ich oft Gelegenheit, zu bemerken, wie sich der Vorrath in dem alten Hut mit jeder Tagesstunde vermehrte; aber nie sah ich, daß der gute Alte bei der eben erwähnten Auswechslung mit seinen Fingern sich von der Richtigkeit der Angabe zu überzeugen gesucht hätte, oder daß es ihm eingefallen wäre, einen Theil des bereits erworbenen

Digitized by Google

Vermögens in seinen Taschen in Sicherheit zu bringen. Mir scheint, daß solche Züge von Ehrlichkeit und Mildthätigkeit auf der einen Seite, und von unbegrenztem Zutrauen auf der andern, den Charakter einer Nation stärken und kräftiger schildern, als alle hohlen Deklamationen, und daß in mancher andern Hauptstadt des gebildeten Europas ein Bettler, der sich der Diskretion von tausend Unbekannten zutraulich in die Arme würfe, am Abend des Tages wohl gar oft mit leerem Hute nach Hause kehren würde. Welche Betrachtungen könnte die Vergleichung dieses blinden Bettlers in Petersburg mit der Art an die Hand geben, wie die Geschäfte auf dem Zoll und an so manchem andern Platz in London getrieben werden.

Das Reisen.

In keinem Lande ist das Reisen leichter, als in Rußland. Mit dem fünften Theil des Geldes, welches die Posten in Deutschland, England oder Frankreich fordern, reist man dort denselben Weg und zwar wenigstens in der Hälfte der Zeit. Die russischen Pferde können nur stehen oder laufen: ein gemäßigter Schritt ist ihnen eine ganz unbekannte Sache. Selbst wenn der Russe den steilen Abhang eines Thales herabfährt, läßt er die Pferde frei laufen, damit der Wagen, an der untersten Stelle angekommen, einen Schwung aufwärts erhalte, wo dann die gegenüberliegende Anhöhe, so lang es die Pferde aushalten können, ebenfalls mit verhängtem Zügel zurückgelegt wird. Demungeachtet hört man nur selten von einem Unglück. Auch in den bevölkerten Gassen der Hauptstädte wird im Allgemeinen sehr schnell gefahren und den entgegenkommenden Wagen nur eben so viel ausgewichen, als unmittelbar nöthig ist. Die dem Russen angeborne Gewandtheit und seine Geistesgegenwart in der Gefahr führen ihn glücklich durch alle Hindernisse.

Wer in Rußland den Aufenthalt in den Gasthäusern für einen integrirenden Theil der Reisegenüsse ansehen wollte, würde sich getäuscht finden. In dem tiefern Lande gibt es keine Gasthäuser, und jeder muß sich, so gut es angeht, selbst verpflegen. Man sammelt sich in den größern Städten, durch welche der Weg führt, so viel Vorrath von Viktualien, Thee, Zucker, geräuchertem oder gepökeltem Fleisch und dergleichen, als man bis zur nächsten Stadt bedarf, und läßt sich diese Dinge in dem Posthause, d. h. in einer Bauernhütte, oder auch in jeder andern Wohnung des Dorfes, wo der Hunger mahnt, zubereiten, oder bereitet es sich selbst. Jeder Bauer gibt willig seinen Heerd und die Feuerung dazu, nebst seinem herzlichen Dank für ein kleines Geschenk, das man ihm dafür zurückläßt. Eben so leicht erhält man auch wohl in jedem Dorfe Fleisch, Hühner, Eier und dergleichen für einen gewöhnlich ungemein geringen Preis. Im Sommer kann man selbst die Einkehr in den Häusern der Bauern entbehren, da man auf der ersten, der besten schönen Trift am Wege Feuer anmachen und in den dazu sehr gut eingerichteten Gefässen, die jeder mit sich führt, in einer halben Stunde sein Mahl bereiten kann. Dieses Nomadenleben der Reisenden hat in Rußland seine eigenen, großen Reize und wesentlichen Vorzüge vor unsern sogenannten Wirthshausreisen. Wir bewegen uns langsam, wie die Murmelthiere, von einer Schenke zur andern, müssen jeden Tag wenigstens drei Mal einkehren und uns mit oft schlecht genug zubereiteten Speisen begnügen, die ganze Nacht durch in elenden, unreinlichen Betten schlaflos zubringen, oder uns von Insekten aller Art martern, und für alles das am andern Morgen noch prellen lassen, während der Russe von allen diesen Unannehmlichkeiten nichts weiß, wie ein wahrer Natursohn nur von sich selbst abhängt, ißt und trinkt, wann und was er will, und dabei doch den eigentlichen Zweck des Reisens, das Weiterkommen, viel besser erfüllt, als wir mit all unserm Gelde und all unsern Plackereien es je zu thun im Stande sind. Er reist Tag und Nacht und kümmert sich weder um den Eigennutz der Wirthe, noch um den der Postmeister und ihrer Postillone, und mit demselben Gelde, welches uns eine einzige Station in Deutschland kostet, legt er drei russische Stationen zurück, deren jede zwei auch drei Mal größer ist, als unsere deutschen. Wenn der Abend kömmt, legt er sich in seiner Kibitke schlafen, während der Diener auf den Stationen das Wechseln der Pferde besorgt, und wenn er am Morgen wieder aufwacht und nach dem Namen des Dorfes fragt, durch das er eben fährt, so sieht er auf seiner Karte, daß er schlafend achtzehn bis zwanzig deutsche Meilen zurückgelegt hat. Vor dem Dorfe läßt er halten und auf der nächsten Wiese sich sein Frühstück bereiten, das in einer Viertelstunde da steht und heitern Muthes, unter dem Gesange der Vögel, die die Tafelmusik besorgen, genossen wird. Dann geht es wieder sporenstreich weiter, um in fünf oder sechs Stunden in einer Entfernung von zwölf bis vierzehn Meilen das Mittagsmahl auf ähnliche Weise einzunehmen. Selbst der Winter, wo jene Annehmlichkeiten wegfallen und man, wenigstens der Nahrung, wenn auch nicht des Schlafes wegen, einzukehren genöthigt ist, hat wieder seine eigenen, großen Vortheile für die Reisenden, und ich glaube selbst, daß er für größere Reisen dem Sommer vorzuziehen ist. Im Sommer leidet man viel von den schlechten Wegen, die, der Natur ganz überlassen, nach stärkern Regengüssen und beim Thauwetter im Frühjahre, so wie im Spätherbste beinahe unbrauchbar sind. Die sogenannten Knüppelwege, die aus horizontal neben einander gelegten Bäumen, mit Erde überschüttet, bestehen und in sumpfigen Gegenden oft viele Meilen weit fortlaufen, sind eine Art von Tortur für den Fahrenden, besonders wenn sein Wagen keine Federn hat. Nicht minder beschwerlich ist der unermeßliche Staub, den die immer schnell laufenden Pferde aufwühlen, der in dichten Wolken den Wagen

Digitized by Google

oft Tage lang umgibt und die Haupturſache der läſtigen Augenſchmerzen iſt, von welchen die Reiſenden ſo oft befallen werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die allgemeine Schwere.

(Beſchluß.)

Ich kann, mit dem Vorhergehenden nicht zufrieden, noch weiter gehen. Viele große Aſtronomen haben in ihre Anſicht von der allgemeinen Anziehungskraft der Welten, bei aller Verehrung, die ſie für dieſe Idee und ihre Fruchtbarkeit für den Rechner hegten, etwas noch Unentſchiedenes gelegt, die als etwas, was ſich noch weiter ausbilden ließe, betrachtet. Einer der thätigſten und feinſten Aſtronomen Frankreichs, durch große Unternehmungen und Reiſen berühmt, la Caille, bemerkt am Schluſſe ſeines originellen und lange verehrten und angewandten Buchs über den Unterricht in der Aſtronomie, man ſolle den Ausdruck, Anziehung der Weltkörper, ſo lange beibehalten, bis ſich, ſtatt deſſelben, einſt eine phyſiſche Urſache finden werde. La Place war eine Zeitlang der Anſicht, jene Kraft könnte ſich wohl in der Zeit fortpflanzen, wie das Licht. Alle Aſtronomen ſind jezt, veranlaßt durch Anomalien in den Rechnungen, die aus demſelben Prinzip, aber auf verſchiedene Fälle angewandt, angeſtellt worden, geneigt, anzunehmen, daß einzelne Planeten gegen einander eine Art größerer Zuneigung, eine Art Sympathie, ſtärkerer Anziehung äußern, als gegen andere. Wann aber einmal beſondere Sympathie herrſcht, warum ſollte nicht auch Antipathie herrſchen können, oder völlige Gleichgültigkeit vorhanden ſeyn können? Von Antipathie oder zurückſtoßender Kraft ſpricht W. Herſchel deutlich, wenn er die Regionen des Himmels, wo ſeine Nebelgeſtalten hauſen, uns eröffnet. Die ſonderbaren Bildungen, die er dort ſah, folgen ganz andern Bildungsgeſetzen, als die Körper unſers Sonnenſyſtems.

Aber auch wir haben in unſerm Planetenſyſtem unabhängige Gebilde, Organe, in welchen die Miſchung von anziehenden und abſtoßenden Kräften herrſcht. Dies ſind die Atmoſphären, Organe von höchſter Bedeutung. Sie erſcheinen in unſerer niedern Region nur als eine äußere Hülle; aber könnte nicht der Planetenkern zärter ſeyn, die Atmoſphäre ausgedehnter und die Elemente, die gegen einander Antipathie oder repulſive Kräfte ausüben, entfernter von einander, kräftiger? Iſt nicht der Beſtand eines Sternhaufens einfacher, und ich möchte ſagen, edler begriffen durch repulſive Kräfte? Man denke ſich eine unzählige Menge von Sternen in einem Herſchelſchen Sternhaufen wie in einer Kugel vereinigt; es iſt dann ein eben ſo einfacher Gedanke: dieſe vereinigten Welten halten ſich durch eine Miſchung von repulſiven Kräften, als der: ſie halten ſich durch unter ſie vertheilte Schwungkräfte in gehöriger Abmeſſung. Dieſe Sternhaufen ſind nach den Geſetzen der Atmoſphären gebildet, es wirkt in ihnen Antipathie und Sympathie. Die ewigen Wirbel, welche durch die Schwungkräfte hervorgebracht werden, ſind hier durch ein gemildertes, gleichſam elaſtiſches Hin- und Herſchwingen dieſer unendlichen Menge von Weltkörpern erſezt. Soll denn in allen Werken der Natur nur das Bild der unendlichen Unruhe und des durcheinander Wirbelns zu ſchauen ſeyn? Ein Sternhaufen iſt, nach obiger Anſicht, ein ſeines Weſens ſich freuender Verein, wo jedes Glied nicht in raſtloſem Wirbel getrieben wird, ſondern nur lebendige Pulſe und Athemzüge ſeiner Glieder fühlt und theilt. In ſolche Syſteme ließen ſich mit den Griechen die Seelen der Abgeſchiedenen verſetzen.

Warum ſollten im großen Bau des Himmels nicht Bildungen der Art vorkommen? Die Angſt, das Univerſum möchte in einen Klumpen zuſammenſtürzen, hat den Mechanismus eines kleinen Trabantenſyſtems aus unſern Regionen auf die Unendlichkeit übergetragen, und die Wirbel der Planeten überall wiedergeſucht und gefunden und jene Angſt den himmliſchen Körpern ſelbſt mitgetheilt. Aber dieſe Einſeitigkeit wird durch die, im Aufſatze vom fliegenden Stern gegebene Anſicht von Himmelskörpern, die gegen andere gleichgültig ſind, oder ſogar Antipathie äußern, aufgehoben und die Weltanſicht ſelbſt freier gemacht.

Vielleicht gab es auch bei der Bildung unſeres Planetenſyſtems Antipathien, in repulſiven Kräften ſich äußernd, mit Attraktionen im Streit. Ein Beiſpiel ganz eigenthümlicher Art wage ich hier anzuführen. Die vier planetariſchen Frauen in der Mitte unſeres Planetenſyſtems (die Planetoiden) leuchten, im Verhältniß ihrer Zartheit, mit beſonderer Klarheit. Sollten dieſe ihren Wolkenſchleier etwa dadurch abgelegt haben, daß ſie durch Antipathie ihn weit von ſich warfen? Sind vielleicht die zahmen Kometen daraus entſtanden, daß ſich dieſe Atmoſphären als ſelbſtſtändige Weſen geſammelt haben, und als Kometen noch fortwährend in Geſellſchaft jener Planeten wandeln?

Dr. Pfaff.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Witterung. Religiöſe und bürgerliche Verhältniſſe.

Als eine beſondere Bizarrerie der überhaupt etwas wunderlichen Dame, Witterung genannt, läßt ſich vielleicht der Umſtand betrachten, daß der vergangene Monat (November), ſonſt gewöhnlich der unleidlichſte, diesmal hier beinahe der erträglichſte im Jahre geweſen iſt. Blos gegen das Ende mochte ihm ſeine Güte ſelbſt etwas unnatürlich vorkommen, daher er denn, dem Wetterglaſe zum Trotz, manchen kalten Regenguß uns auf die Köpfe warf, zulezt aber doch noch ziemlich gutgelaunt ſeinem mit Schnee drohenden Nachfolger das Feld räumte. Der großen, zum Theil aus Perſonen, welche an den Wechſel rauhen Wetters wenig gewohnt ſind, beſtehenden

Kommunalgarde verursacht die jetzige Jahreszeit allerdings große Beschwerde, allein eine immer zunehmende Liebe zur Sache hilft ihr das Ungewohnte tragen. Wird doch ohnehin die neue Organisation dieses Korps mit jedem Tage erwartet. Durch sie werden aber alle Waffenfähige, mit Ausnahme derer, die ihrer vorgerückten Jahre wegen verschont werden, darunter gestellt, und sonach wird sich künftig der Wachtdienst dieses überaus heilsamen Vereins auf wenige Tage im Jahre für den Einzelnen beschränken. Das Vertrauen zu der Regierung wächst fortdauernd in dem Grade, als diese nicht abläßt, selbst die freimüthigsten Gedanken und Vorschläge, das Gemeinwohl betreffend, dankbar anzunehmen und partheiloser Prüfung zu unterwerfen.

Eine der größten örtlichen Beschwerden Dresdens betraf das Privilegium des Raths, keine Einnahme- und Ausgaberechnung abzulegen. Wie es heißt, soll sich dieses Recht, das schon seit langer Zeit Vielen als ein Unrecht erscheinen wollte, zum Theil auf schriftliche Zusicherung eines längst verstorbenen Fürsten gründen. Einen Theil seines Ursprungs leiten Manche auch aus dem Vermächtnisse eines seit vielleicht noch längerer Zeit im Grabe schlummernden vormaligen Rathsmitglieds her, welches diesem Kollegium in seinem Testamente eine sehr starke Summe mit der vollkommensten Freiheit ausgesetzt habe, darüber zu schalten, ohne irgend Jemand Auskunft geben zu dürfen. Auch diese Beschwerde ist ihrer Erledigung nahe, und die Rathsrechnung bereits in den Händen der Kommunrepräsentanten.

Die Wahl der leztern gibt großentheils erfreulichen Beleg für den gesunden Sinn der Einwohner. Die Furcht vor neuen Unruhen ist gänzlich verschwunden. Aeußerst vortheilhaft auf die Stimmung der Stadt hat der wahrhaft große Gedanke gewirkt, dem lezten Reformationsfeste den Charakter einer allgemeinen Friedensfeier beizulegen. Seit dem 31. Oktober ist weiter keine Spur des Religionshasses hervorgetreten. Merkwürdig erscheint ein am Abende dieses Festes illuminirtes Porträt Luthers, welches bei der allgemeinen Erleuchtung der Stadt nebst einem auf die Liebe zum Licht sich beziehenden Worte und der Unterschrift „von einem Katholiken" zu sehen war, in seinen Folgen; denn schon am Tage darauf gaben im hiesigen Tagblatte, dem Dresdener Anzeiger, 127 andere katholische Glaubensverwandte dem Aussteller ihren Dank und „gleichen Glauben und Sinn," dabei auch den Wunsch zu erkennen, ihre Kirche „frei, d. h. unabhängig von Rom," zu sehen. Ja, im Anzeiger vom 18. November stand sogar bereits eine, zur Auszeichnung vor den übrigen Bekanntmachungen mit lateinischen Lettern und größer gedruckte Aufforderung folgenden Inhalts: „Alle hiesigen Katholiken, welche mit den 127 Personen in Nr. 306 des Dresdener Anzeigers gleiches Sinnes sind, werden hiermit ersucht, über ein Lokal, wo man sich über die gemeinschaftliche Angelegenheit besprechen kann, ihre Erklärung in meiner Wohnung versiegelt abzugeben.

Anton Bertoldy,
Ostra-Allee Nr. 38."

Dagegen haben aber auch im Anzeiger vom 29. November „Mehrere, der katholischen Kirche wahrhaft angehörige Glieder" ihre Mißbilligung dieser Schritte öffentlich erklärt.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Buckinghams Plan.

Schwerlich wird das so lange beibehaltene Monopol beim Ablaufe des Termins der ostindischen Gesellschaft wieder erneuert werden, und Hr. Buckingham wird es von sich rühmen können, daß er dazu nicht wenig beigetragen hat. Damit läßt es aber der rastlose Mann noch nicht gut seyn. Er hat einen weit umfassenden Plan zu einer Weltumseglung entworfen, die gewaltig viele Dinge bewirken soll, nämlich Berichtigung und Ergänzung der Erdbeschreibung, Vervollkommnung der Schiffahrtskunde, Erweiterung des Seehandels, Bildung des Menschengeschlechts, Anlegung von Kolonien u. s. w. Zu diesem Plane hatten schon eine Menge Engländer, besonders aus den reichern Ständen, die Hand geboten und es waren mehrere Zusammenkünfte deshalb zu London veranstaltet worden, als die lezte Revolution in Frankreich ausbrach. Buckingham meinte nun, dies sey ein günstiger Zeitpunkt, um auch in Frankreich Theilnahme für sein Projekt zu erwecken; denn da jezt das Geld des Hofes nicht mehr auf Jagden und Ausschmückung der Kapellen verwendet wird, so muß doch wohl in den Palästen etwas Geld zu großartigen Unternehmungen übrig bleiben, und die wieder freigewordene Nation wird auch wohl empfänglicher für alles Große und Schöne geworden seyn, weil die Freiheit überhaupt den Geist erhebt, und ein freies Volk auch gern ein großes werden oder bleiben will. So kam denn der Widersacher der ostindischen Handelskompagnie nach Frankreich, mit Empfehlungen angesehener, einflußreicher Männer, und wandte sich an den Hof, an die gelehrten Gesellschaften und an das große Publikum, indem er um Theilnahme, Unterstützung und Unterweisung für seine Weltumseglung bat. Er ließ eine weitläufige Anzeige seines Vorhabens drucken, und hielt einige Reden in dem Athénée royal über die jetzigen Aussichten des Verkehrs mit Asien. Es ist wohl das erstemal, daß die Franzosen um Unterstützung zu einer Weltumseglung angesprochen werden. Solche Unternehmen waren sie bisher gewohnt, nur von der Regierung ins Werk setzen zu lassen, und es war ihnen noch nicht eingefallen, mit Privatkräften etwas Aehnliches zu versuchen. Ferner traut man den Engländern nicht, sogar wenn sie aus bloßer Humanität zu handeln scheinen. Als diese den Sklavenhandel abschafften, behauptete man in Frankreich, sie hätten sich zuvor mit einem hinlänglichen Vorrath von Sklaven versehen und schafften jezt den Handel damit ab, um den Wohlstand der französischen Kolonien zu untergraben. Darum nahmen auch die Franzosen Buckinghams Antrag zur gemeinsamen Unterstützung für die von ihm entworfene Weltreise mit ziemlicher Kälte und unverhohlenem Mißtrauen auf. Freilich gab Buckinghams Ankündigung einigen Grund dazu; er verlangte nämlich, man solle die Kosten seiner Schiffahrt bestreiten; aller Erfolg solle ihm lediglich überlassen werden; was Vortheilhaftes daraus entspringen kann, darüber will er allein verfügen; blos die Beschreibung seiner Reise verspricht er den Interessenten. Der Schiffskapitän d'Urville, welcher bekanntlich selbst eine Reise um die Erde gemacht und dieselbe beschrieben, hat in der geographischen Gesellschaft im Namen einer Kommission einen Bericht über Buckinghams Vorschlag abgestattet, und darin auf eine sehr feine Art die Zweifel und den Argwohn geäußert, den ein so viel versprechendes Projekt den vernünftigen Leuten in Frankreich einflößt. Auch fehlt es den hiesigen gelehrten Gesellschaften an Geld, um so kostspielige Unternehmungen, als eine Reise um die Welt, gehörig unterstützen zu können, und wenn diese Reise nun gar fünf bis sechs Jahre dauern soll, und man Niederlassungen anlegen und mit fremden, ungebildeten Völkern in Verkehr treten will, so läßt sich nicht absehen, wie weit die Gelder reichen werden, und wie ein Privatmann zu Allem Rath schaffen will.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. December 1830.

— Die Macht,
Die in dir wirkt, die innre Seherin,
Die aus der Vorwelt sich die Nachwelt schafft,
Die Ordnerin, die aus Verwirrungen
Entwirrend webt den Knäuel der Natur,
Das bist du selbst, die Gottheit ist's, wie du.

Herder.

Schiller an Rath Reinewald in Meiningen *).

Bauerbach. Früh in der Gartenhütte
am 14. April 1783.

In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Karlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche.

Ich stelle mir vor: jede Dichtung ist nichts Anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unsers Kopfs. Ich will mich erklären.

Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsre Empfindungen und unsre historische Kenntniß von fremden in andere Mischungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmern das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisch- und augenblickliches Daseyn gewinnen. Alle Geburten unserer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst. Aber was ist Freundschaft oder platonische Liebe denn anders, als eine wollüstige Verwechselung der Wesen? oder die Anschauung unsrer selbst in einem andern Glase? — Liebe, mein Freund, das große, unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung, ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. — Erschrecken, entglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph so wenig als den Wurm, der ihn unwissend lobet. Er erblickt sich, sein großes unendliches Selbst, in der unendlichen Natur umhergestreut. — In der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenblicklich sich selbst — sein Bild sieht er aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel, zurückgeworfen, und liebt sich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geschöpf (mehr oder weniger) Trümmer seines Wesens zerstreut. Dieses bildlich auszudrücken: so wie eine Leibnitzische Seele vielleicht eine Linie von der Gottheit hat, so hat die Seele der Mimosa nur einen einfachen

*) Aus dem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Werke: Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. 1ster Thl.

Da wir bisher vorzugsweise Briefe aus der Zeit von Schillers Reife mitgetheilt haben, so wählen wir dießmal einen, der kurze Zeit nach seiner Flucht von Stuttgardt auf dem Gute der Frau von Wolzogen, wo er sich verborgen hielt, geschrieben ist. D. R.

Digitized by Google

Punkt, das Vermögen zu empfinden, von ihr, und der höchste denkende Geist nach Gott — Doch Sie verstehen mich ja schon. Nach dieser Darstellung komme ich auf einen reineren Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existiren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Cirkel auszuführen, hieße nichts anders, als die zerstreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: der ewige, innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, dasselbe in sich hinein zu schlingen, es an sich zu reißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften Händedruck und Kusse bis zur innigsten Umarmung — so viele Aeußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?

Jezt wär' ich auf dem Punkt, zu dem ich durch eine Krümmung gehen mußte. Wenn Freundschaft und platonische Liebe nur eine Verwechslung eines fremden Wesens mit dem unsrigen, nur eine heftige Begehrung seiner Eigenschaft sind, so sind beide gewissermaßen nur eine andere Wirkung der Dichtungskraft — oder besser: das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unserer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andern Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leidern. Können wir den Zustand eines Freundes feurig fühlen, so werden wir uns auch für unsern poetischen Helden erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundschaft und platonischen Liebe sonach auch die Fähigkeit zur großen Dichtung nach sich ziehen müsse, würde sehr übereilt seyn, denn ich kann einen großen Charakter durchaus fühlen, ohne ihn schaffen zu können. Das aber wäre bewiesen wahr, daß ein großer Dichter wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen muß, wenn er sie auch nicht immer geäußert hat. — Das ist unstreitig wahr, daß wir die Freunde unserer Helden seyn müssen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln sollen; daß wir sie als Menschen außer uns denken müssen, die uns ihre geheimsten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unsern Busen ausschütten. Unsere Empfindung ist also Refraktion, keine ursprüngliche, sondern sympathetische Empfindung. Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefühlt haben. Ein großer Philosoph, der mir nicht gleich beifallen will, hat gesagt, daß die Sympathie am gewissesten und stärksten durch Sympathie erweckt werde. Jezt denke ich diesen Satz in seiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund seyn. Der Antheil des Liebenden fängt tausend feine Nuancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größeren Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessings Aemilia, wenn gleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn ich so sagen darf, sein eigner Leser, und wenn er ein theatralischer ist, sein eigenes Parterre und Publikum seyn. — — Ich habe Ihnen hier vieles, und, wie ich beim Durchlesen finde, mit zu wenig Worten gesagt. Vielleicht führe ich solches ein andermal aus.

Nur eine kleine Anwendung auf meinen Karlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Karlos und Julius abmessen; nicht nach der Größe des Pinsels — sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Instrument — sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Karlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespears Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leisewitz Julius — und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition, die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Prenger zu stellen. Ich will — und sollte mein Karlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jezt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen. — —

Ihr lezter Brief, mein Bester, hat Ihnen in meinem Herzen ein unvergeßliches Denkmal gesezt. Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es werth ist, daß er mich sammt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er wird jene dulden, und diese mit einer Thräne ehren. Theurer Freund! ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritte zu früh wider mich. Lieben und schätzen Sie mich wegen dem, was ich unter bessern Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Absicht in mir, die die Vorsicht in mir verfehlt hat; aber bleiben Sie Mein.

S.

Digitized by Google

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

In den dichten Wäldern, in denen man oft drei und mehr Tage ununterbrochen fährt, sind die unzähligen wilden Bienen im Sommer eine Art von Landplage. Sie fangen sich in der aufgestülpten Decke des Wagens, in welcher sie oft ganze Schwärme bilden, die durch belaubte Zweige, mit welchen die Reisenden immerwährend fächeln, vertrieben werden, aber gleich darauf sich wieder erneuern und dem armen Wanderer keinen Augenblick Ruhe gönnen. In sumpfigen Gegenden gibt es so viele Insekten, daß sie, wenn man nur einige Schritte von der Straße geht, zu Millionen aufsliegen und den Menschen, der sich unter sie begeben und ihre Ruhe zu stören gewagt hat, in einigen Augenblicken ganz bedecken. An den Ufern der Wolga, z. B. zwischen Tschebokfar und Kusmodemiansk, gibt es, nach der Ueberschwemmung, welcher dieser Fluß so regelmäßig, wie der Nil, unterworfen ist, den ganzen Sommer durch zahllose große Mücken, eine Art von Schnaken, die aber viel größer und deren Stiche viel schmerzhafter sind, als die der unsern. Alle Menschen haben in diesen Gegenden Hände und Gesicht voll großer Beulen. Alles dieses, und so manches andere, fällt im Winter gänzlich weg. Zwar hat man dann mit der Kälte zu thun, aber der Russe weiß sich gegen dieselbe auf seinen Reisen so gut zu schützen, daß er sie kaum für eine Unbequemlichkeit halten darf. Dafür ist die Hauptsache auf Reisen, der Weg, so gut, daß keine Chaussee in irgend einem Lande besser seyn kann. Alle Unebenheiten der Straße sind unter dem hohen Schnee verschwunden, und auf der festen und spiegelglatten Decke dieses Schnees gleitet der Schlitten wie über einen polirten Marmorboden pfeilschnell fort, ohne Hinderniß und ohne Aufenthalt, während der Reisende in seinem warmen, mit Pelzen und Matratzen versehenen, mit dichten Bastmatten wohl bedeckten Wagen sich dem freundlichen Gespräche mit seinen Gefährten, oder der traulichen Tabakspfeife, oder dem erquickenden Schlafe überläßt und, wenn er wieder neugestärkt erwacht, sich während seinen Träumen, wie durch eines Zauberers Hand, zehn und mehr deutsche Meilen weiter geführt sieht.

Nur mag der Ausländer, der Rußland im Winter bereisen will, sich zuerst von den Eingebornen belehren lassen, was er zu thun und zu meiden habe, wenn es ihm so gut werden soll. Die meisten derselben, welche sich selbst für weise genug halten und ihre alten Gewohnheiten in das neue Land mit hinüber nehmen wollen, müssen durch eigenen Schaden klug werden und ihr Lehrgeld oft theuer genug bezahlen. So wird man z. B. wohl thun, den Gläserwagen oder die deutsche Kutsche, mit welcher man an die Grenze kommt, sogleich mit einer guten russischen Kibitke auf Federn zu vertauschen, weil man sich in jener der Kälte nicht erwehren kann. Im spätern Herbste soll man die Reise nicht antreten, sondern lieber einen oder zwei Monate verschieben, weil man sonst mit den schlechten Wegen zu kämpfen hat und dem Wechsel des Fuhrwerks ausgesezt ist. In Rußland muß man sich so leicht als möglich machen, blos das unmittelbar Nothwendige bei sich führen und alles Uebrige durch den Weg der Kaufleute, d. h. durch Bauern nachführen lassen. Man übergibt zu diesem Zwecke einem Kaufmann an der Grenze seine Koffer und Kisten, die dann von ihm an den angewiesenen Ort spedirt werden. Die Fracht dafür ist sehr gering und der Transport sicher. Schleppt man aber alles mit sich, so kann man sicher seyn, wenigstens noch einmal so große Ausgaben und zehnmal mehr Verdruß zu haben. Darin fehlen unter andern auch die Kolonisten, welche aus Schwaben und andern Gegenden Deutschlands nach Rußland wandern. Sie haben ihre deutschen Leiterwagen bis oben an mit allem ihrem Hausgeräthe bepackt, selbst die Rocken, Spinnräder und die alten Hühnersteigen nicht zu vergessen, und die Folge davon ist, daß sie lange, ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung kommen, schon ermüdet unter der Last, die sie sich selbst aufgelegt haben, wie ihre Zugthiere, niedersinken, ihr Geld verschleudern, mißmuthig werden und oft vor Gram und Heimweh sterben, ehe sie noch das neue gelobte Land gesehen haben.

In Rußland sieht man nie solche ungeheure Rüstwagen, wie die unserer deutschen Fuhrleute, die wie Häuser langsam über die Straße ziehen. Wenn der russische Kaufmann seine Waaren spedirt, wären es auch hundert Pferdelasten, so braucht er zwar auch hundert Pferde, aber jedes hat seinen eigenen Wagen, jedes zieht für sich sein Faß oder seine Kiste, und diese kleinen Wagen, jeder mit einem Pferde, selten nur mit zwei bespannt, ziehen in einer Linie auf der Straße, wie die wilden Gänse, hinter einander her, blos von zwei Menschen geführt, deren einer an der Spitze und der andere an dem Ende der Kolonne ein wachsames Auge auf den ganzen Zug hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Gastmahle zu Ehren Lafayette's. Politische Gesellschaften.

Ich fürchte, Buckingham treibt es mit dem Projektmachen zu weit und hat selbst nicht gehörig überlegt, was er leisten kann. Besser wäre es gewesen, er hätte sich auf einen einzigen Punkt beschränkt, z. B. die Anlegung eines Pflanzortes in irgend einer vortheilhaften, noch unbebauten Gegend der Erde, oder die Einleitung eines Handelsverkehrs mit irgend einem fremden Volke, das bisher mit Europa wenig zu

thun hatte. Dennoch haben sich einige wohlwollende Personen, z. B. die königliche Familie, Lafayette, Delaborde u. a. bereitwillig gezeigt, das Unternehmen des unermüdlichen englischen Reisenden thätig zu unterstützen. Buckingham kehrt nun wieder nach England zurück, wo er wahrscheinlich kräftigere Unterstützung findet, als hier. Zuvor hat er noch dem Gastmahle beiwohnen wollen, welches die Fremden in Paris, das heißt die Engländer und Amerikaner (die Deutschen und andere Fremden in Paris wagen es nicht, ihre Meinung über die Begebenheiten des Juli laut auszusprechen), dem Helden jener Tage, dem berühmten Lafayette, geben wollten. Da Buckingham gern über Alle hervorragt, so wollte er bei diesem Gastmahle den Vorsitz haben, und Cooper, der bekannte Romandichter, sollte als Vizepräsident dabei erscheinen. Cooper aber, als ächter Amerikaner, wollte unter dem englischen Windbeutel nicht stehen, und so trennten sich bei dieser Gelegenheit, wie bei so manchen andern, Engländer und Amerikaner. Zuerst gaben die Engländer dem berühmten Manne ihr Gastmahl, wozu auch die Staatsobrigkeiten und mehrere angesehene Staatsbürger eingeladen worden waren. Buckingham, ein schöner Mann mit einem sehr gefälligen Aeußern, hielt eine Rede mit seiner gewöhnlichen Geläufigkeit; es wurde auf das Wohlseyn der drei freiesten Oberhäupter der freiesten Staaten (England, Frankreich und Nordamerika) getrunken und noch mehrere Reden gehalten, von denen die Tageblätter ziemlich ausführlich gesprochen haben. Einige Tage darauf gaben denn auch die Amerikaner ihrem „berühmten Gaste," den sie schon so lange verehren, ein glänzendes Fest, bei welchem Cooper, wie gebührlich, den Vorsitz führte, und dem auch der amerikanische Gesandte und der Konsul derselben Nation beiwohnten. Cooper ist ein Mann von ungefähr 50 Jahren und hat schon eine erwachsene Tochter, die er nebst seiner Frau bei sich hat. Er spricht sehr geläufig, und seine Rede war sehr angemessen; nur übertrieb er das Lob Lafayette's in einem Punkte: er behauptete nämlich, Lafayette sey beinahe der einzige, welcher sich dem Despotismus Napoleons beharrlich widersetzt habe. Die Romandichter schießen zuweilen fehl, wenn sie sich aufs Gebiet der Geschichte wagen. So ging es Coopern auch hier. Während der Herrschaft Napoleons hatte sich Lafayette von den Staatsgeschäften ganz zurückgezogen, und nahm nicht den geringsten Antheil daran; wie hätte er also seine Opposition an den Tag legen können? Napoleon traute ihm nicht, und er mochte mit dem Despoten, der Frankreich um seine Freiheit brachte, nichts zu thun haben, konnte es auch nicht, weil ihn der Kaiser zu keinem Geschäfte berief. Wegen seines Betragens während der Napoleonschen Herrschaft gebührt ihm also weder Lob noch Tadel, wofern es ihm nicht etwa zum Lobe angerechnet wird, daß er nicht, wie so viele andere Helden aus der republikanischen Zeit, vor dem gewaltigen Herrscher das Knie beugte, und ihm seine Dienste anbot und seine Person zur Verfügung desselben stellte. Der aus politischen Gründen veranstalteten Zusammenkünfte haben wir jezt viele hier, und sie sind auch in einem freien Staate unentbehrlich; denn die Bürger, die zusammen handeln müssen, bedürfen einer genauen Bekanntschaft miteinander; sie müssen ihre Gesinnungen und Wünsche frei aussprechen können; ihre Herzen müssen einander entgegenkommen, und hiezu sind die Zusammenkünfte, besonders die gemeinsam veranstalteten Gastmähler, ein vortreffliches Mittel. Dies wissen die Engländer recht gut, welche daher auch in ihren Taverns häufig zusammen schmausen. In Paris fallen diese politischen Gastmähler bescheidener aus, als in London, weil die Pariser keine solche Trinker sind, und überhaupt auf den materiellen Genuß nicht so viel halten, als auf den geistigen. Ferner verursachen die jezigen Zeitverhältnisse gemeinsame Berathschlagungen. So hat der Präfekt des Seinedepartements in allen Stadtrevieren die angesehensten Bürger, besonders aus dem Handelsstande, durch die Maires zusammenrufen lassen, um durch ihren gemeinsamen Rath die Wünsche und die Vorschläge der Bürger zur Verbesserung der Zeitverhältnisse kennen zu lernen. Despotische Regierungen vermeiden dergleichen Zusammenkünfte, und eitle Minister glauben den Rath der Bürger nicht zu bedürfen; in Frankreich aber haben sich die Dinge so gestaltet, daß die Regierung und die Bürger durch ein enges Band verbunden sind, und daß beide es nöthig finden, mit vereinten Kräften dem gemeinsamen Ziele entgegenzuwirken. Die schönen Früchte dieses einmüthigen Strebens erblickt man schon überall, wiewohl die Zeitverhältnisse manchen Uebelstand nicht so leicht heben lassen. Dg.

Dresden, December.

(Beschluß.)

Die dramatische Poesie und das Theaterpublikum.

Daß nur höchst selten andere, als sehr verbrauchte alte Stücke auf unserer deutschen sowohl, als der italienischen Bühne erscheinen, ist eine unwiderlegbare Wahrheit. Uebertrieben aber möchte es wohl seyn, die Schuld davon auf die Direktion allein wälzen zu wollen. Unstreitig leiden viele andere Bühnen an gleichen Uebeln, hauptsächlich aus Mangel an zur Aufführung geeigneten Schauspielen. Von den in Frankreich neuerscheinenden und dort oft mit Enthusiasmus aufgenommenen spricht nur ein geringer Theil die Deutschen in der Bearbeitung an, und deutsche Originalstücke werden zwar gewiß noch in mehr als ausreichender Anzahl geschrieben, eben so gewiß aber würden die meisten davon die Zuschauer eher abstoßen, als für sich gewinnen. Und nicht immer möchte dies dem Dichter allein zum Vorwurfe zu machen seyn. Wenn auch selbst das große Publikum schwerlich so schlimm geworden ist, um von einem wahrhaft vortrefflichen, auf allgemeines Interesse wohlberechneten Stücke nicht freundlich angeregt zu werden, so besizt es doch heutzutage die gewaltige Untugend, Vortrefflichkeiten dieser Art von jedem Bühnenabend zu verlangen. In früherer Zeit schien es die Unmöglichkeit der Befriedigung solcher Forderungen anzuerkennen, und ließ sich daher gern mitunter auch eine recht schwache Piece in der Hoffnung gefallen, daß ihm das nächstens zu erwartende Meisterwerk dann nur um so besser zusagen werde. Dazu kommt, daß der Maßstab, der jezt an die Stücke gelegt wird, oft äußerst wunderlich genannt werden kann. Nur Lustspiele der, wahre, eigentliche Lustspiele! ruft ein ziemlicher Theil der Bühnenbesucher, während das wahrhaft Lustige gewöhnlich mit Achselzucken läppisch und niedrig-komisch genannt, oder gar mit dem Schimpfworte gemein gebrandmarkt wird. Das nun scheint manchem der bessern Dichter den Versuch eines Lustspiels und, wenn eins erscheint, den Direktionen die Lust zur Aufführung zu verleiden; nicht zu gedenken, daß, der Bühne gegenüber, der Anstand allmählig eine bis zum Lächerlichen nervenschwache Person geworden ist, die bei den harmlosesten Scherzen in Zuckungen geräth. Trauerspiele haben wir außer den von Schiller und Goethe fast gar keine. Am besten könnte diesem Mangel vielleicht der wahrhaft geniale Grabbe abhelfen, wenn er seine Dramen zur Aufführung fähig machen wollte.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 313.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 31. December 1830.

— Jedes Aeußerste führt Kunst, die Alles
Begränzt und bindet, zur Natur zurück;
Sie setzt den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.

Schiller.

Ein Bruchstück
aus einer Ode des Viktor Hugo.

Wenn ein Deutscher — sey auch seine politische Gesinnung welche sie wolle — einen Blick auf die französischen Poesien wirft, die in Folge der jüngsten Umwälzung aus derselben hervorgingen, so wird er in allen diesen zu uns herüber gekommenen Gedichten die Auffassung des Tragischen vermissen, dessen unselige Nothwendigkeit ihren Gegensatz, den Aufblick zum Himmel, und mit ihm die Gefühle der Demuth und der Pietät hervorruft. Es sind, so viel uns bekannt ist, in Frankreich nur Gelegenheitsgedichte erschienen, welche die einseitige Empfindung des Moments, die glorioſe Freude der Sieger, besingen, oder Gelegenheitsreden in poetischer Prosa, die, eben so einseitig, die Klagen der Besiegten aussprechen. Beide Gattungen von Poesien sind, im untergeordneten Sinne des Worts, politische zu nennen; d. h. sie sind Produktionen der Partheien. Der ächte Dichter aber steht, wie der ächte Staatskünstler, über den Partheiungen; wir sehen ihn, selbst in seinen lyrischen Ergüssen, objektiv, also nie einseitig politisch, sondern stets historisch überschauend, und so an eine höhere als menschliche, an eine göttliche Weltleitung anknüpfend.

Von solch einer höheren Tragödie ist, wie gesagt, in den uns bekannten neueren Gelegenheitsgedichten auch nicht eine Spur zu finden. Um so erfreulicher ist es, daß ein trefflicher französischer Lyriker, Viktor Hugo, den Muth hatte, wenn auch nicht für religiöse Demuth, doch für Pietät die Saiten seiner Lyra tönen zu lassen. Inmitten der Partheien ermahnt er diese, das Unglück eines königlichen Greises schonend zu bedenken, ermahnt er jene, nicht fürder aus Eigennutz den Fürsten verderblich zu umdrängen.

Ich gebe hier eine Uebersetzung dieser bemerkenswerthen Stelle, denn in diesen immer mehr sich trübenden Tagen ist es ein Trost, wenn die Kunst ihrer edeln Bestimmung getreu bleibt, und die Leidenschaften zu reinigen und zu bewältigen sucht.

•

Kein Leid dem Greis! er schleicht, langsamen Schritts, verbannt.
Es will die Pietät, daß man Ruinen schone.
Eindrücken nimmermehr könnt' ich die Dornenkrone,
Die auf das weiße Haar ihm setzt des Unheils Hand.
Nein, Ihr Unseligen! noch tönt mein Lied, noch klinget
Die Kette herber Qual, die Ring an Ring Euch schlinget;
Grab und Verbannungsort hab' ich gesegnet ja;
Und während Gruß und Heil am neuen Thron erschallen,
Wird noch mein Dichtergeist, lang noch, in Trauer wallen
Und Sanct Denis, um Helena.

Die Lehre häuf' indeß unhemmbar Straf' und Schande
Auf die Pygmäenbrut, die, fremd dem Vaterlande,
Für ihre Selbstsucht nur dem Herrscher dienstbereit;

Digitized by Google

Die Alles um sich her versteinet, selbst verstockt,
Und die, mit mattem Hauch, aufblaset, hingehockt,
Die Asche, roth annoch von unsrer Schreckenszeit.

Löbt.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Nicht minder empfehlenswerth scheint mir der Bau der russischen Wagen in Beziehung auf ihre Sicherheit zu seyn. Der eigentliche Kasten liegt bei ihnen bedeutend niedriger, als bei uns, und ihre Räder sind durchaus viel weiter von einander entfernt, als die unsrigen. Die Folge dieser doppelten zweckmäßigen Einrichtung ist, daß sie, selbst auf schiefem Boden, nicht leicht umschlagen können, ein Unglück, das in Rußland zu den sehr seltenen gehört.

Die Leichtigkeit und die geringen Kosten des Reisens in Rußland macht, daß man dort selbst unter den untersten Klassen häufig Leute trifft, die mehr von fremden Ländern und Sitten gesehen haben, als gar mancher von denen, die bei uns schon für berühmte Reisende gelten. Ich hatte in Perm einen Dwornik (Hausknecht) bereits über ein Jahr, ohne zu wissen, daß der alte, gute und stille Mann, den ich für einen gebornen Permer hielt, der nie über die Grenze seines Weichbildes gekommen ist, vielleicht mehr von Gottes schöner Erde gesehen hat, als ein Niebuhr oder Humboldt. Ich traf ihn einst, als er das Stroh, welches für die Stallungen im Winter bestimmt war, auf dem Boden mit seinen Knechten in Ordnung brachte. „Wer sollte es denken," sagte er, indem er sich zu mir wandte, „daß man in Kitai (so heißt im Russischen China) aus solchem Stroh Papier, und so schönes Papier machen kann." — „Woher weißt denn Du das?" fragte ich. „Nun," meinte er, „bin ich ja lange genug dort gewesen. Ich bin mit meinem Vetter, dem Kapitän, als Bedienter nach Ochotzk gezogen, wo ich drei Jahre blieb, und dann als Schreiber bei der amerikanischen Kompagnie angestellt wurde." In den Geschäften dieser Kompagnie besuchte er die Aleuten und die kurilischen Inseln, ging mit auf die Messe in Irbit, wurde darauf nach Irkuzk versezt, wo er das nahe Kiachta, die Grenzstadt Chinas, häufig besuchte und mit den Chinesen im Verkehr stand. „Aber wie kamst Du endlich wieder hieher in Deine Vaterstadt?" fragte ich. „Je nun, Herr, man wird alt, und da können einen die Leute nicht mehr recht brauchen. Ich bin nicht von Perm, sondern von Kislar (am kaspischen Meere), und dahin ging ich wieder zurück, als ich das Ding in Sibirien genug hatte. Allein es ließ mich nicht ruhen, obschon ich dort gut hätte leben können. Ein sibirisches Regiment zog durch Kislar, um gegen Persien zu fechten, und meine alten Bekannten in dem Regimente sprachen mich so an, daß ich die mir angebotene Stelle als Korporal annahm und mit ihnen zog. Es ist mir aber schlecht bekommen. Zwar in Persien ging's gut, und wir führten da ein recht lustiges Leben. Aber kaum war der Krieg aus, so fing der neue mit Schweden an und nun mußten wir nach Finnland ziehen, wo es uns ganz erbärmlich ging. Nach erhaltenem Abschied bin ich über Archangel und Petersburg nach Perm gekommen, wo ich nun, lieber Herr, Ihr Dwornik bin und, so Gott und Ihr wollt, bleiben werde, bis mein Stündchen schlägt."

Aehnliche, wenn gleich nicht so auffallende Beispiele könnte ich noch viele erzählen, da große, selbst sehr große Reisen in Rußland eine, auch für den gemeinen Mann sehr gewöhnliche Sache sind, die sie oft, nicht blos der Geschäfte, sondern auch blos des Vergnügens wegen unternehmen. Als ich z. B. im Jahre 1807, während der Butterwoche, in Petersburg angekommen und bei einem befreundeten deutschen Kaufmann abgestiegen war, kam wenige Tage darauf ein russischer Kaufmann aus Tobolsk, der die Tochter meines Freundes geheirathet hatte, mit seiner ganzen Familie bei uns an, um den Karneval mit seinem Schwiegervater zu feiern und dann, am Ende der Woche, wieder wohlgemuth nach Hause zu fahren. Da Petersburg von Tobolsk 415 deutsche Meilen entfernt ist, so machte er, um sich einige Tage mit seinen Freunden und Verwandten zu vergnügen, eine Lustreise von 830 deutschen Meilen. Wenn man bei uns eine Reise von wenigen Tagen macht, so kann man mit den Vorbereitungen dazu kaum fertig werden, und wenn es endlich zum Abschied kommt, so gibt es Aufträge, Ermahnungen, Küsse und Thränen die Hülle und Fülle, während der Russe, indem er seine Familie auf Monate verläßt, mit einem biedern Händedruck und einem herzlichen Proschtschai (Lebewohl) sich fröhlich auf seinen Wagen schwingt und sorgenlos und munter, wie ein Vogel, weiter zieht. Wie staunten meine Landsleute, als sie hörten, daß ich bis nach Perm und Kasan zu reisen entschlossen sey. Nach ihrer Meinung war dieß beinahe bis an das Ende der Welt und sie gaben alle Hoffnung auf, mich je wieder zu sehen. Auf der andern Seite der Grenze im Gegentheile vernahm man meine Reiseroute mit der größten Gleichgültigkeit, da die meisten Russen jene Gegenden und wohl noch weit entlegenere aus eigener Ansicht kannten. Dieser auffallende Unterschied in der Sinnesart zweier benachbarten Länder offenbart sich noch in mehrern andern Dingen auf dieselbe Weise. Bei uns ist alles klein zugeschnitten, wie es unser beschränkter Gebrauch mit sich bringt, während dort Alles ins Große, oft selbst ins Riesenhafte geht. Die engen Grenzen unserer Heimath haben auch unsere Gesinnungen und Ansichten eingeengt, während sie sich dort, dem ungeheuren Raume gemäß, in welchem sie

sich frei bewegen, entwickeln und entfalten. Eine Reise von Kiew nach Moskau, oder von Moskau nach Tobolsk, ist für sie so viel, als für uns eine Reise von Dresden nach Leipzig, und während sie in ihren ungemessenen Räumen frei, wie die Vögel des Himmels, hin und wieder fliegen, lächeln sie gutmüthig über uns, die wir, wie die Vögel im Käfig, von einer Sprosse zur andern flattern und auch zu fliegen glauben. Wenn der Ausländer, nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Rußland, wieder in seinen vaterländischen Käfig zurück kömmt, hat er Mühe, sich von den großen Ideen und den erweiterten Ansichten der Dinge um sich her wieder zu entwöhnen und an dem kleinlichen Marionettenspiel, das ihn hier umgibt, wieder einigen Geschmack zu finden.

Seelenzuversicht.

Was hält das Weltenheer, die Sterne,
In nächster Näh', in fernster Ferne,
Daß ihren Lauf nichts unterbricht?
Was fesselt sie bei ihrem Wallen,
Daß nie aus ihrer Bahn sie fallen?
Die Schwere und das Gleichgewicht.

Wer aber gab dem Weltenheere
Dieß Gleichgewicht und diese Schwere?
Der's schuf, Er, Gott, der ew'ge Geist;
Der, was in dem Atome lebet
Und was als All im Raume schwebet,
Umfaßt und jeden Nu umkreis't.

Und Seele du, du wolltest zagen?
Du Hauch aus Gott, von Gott getragen
Durch aller Endlichkeiten Zeit.
Sieh dieses Bild schon, dein Gedanke
Von Gott, vernichtet jede Schranke
Des Zweifels an Unsterblichkeit

Stuttgart, 1830.

Theodor B. von Sydow.

Schiller an Karoline v. B.*)

Donnerstag, den 27. Nov. 1788.

.... Endlich also einen Laut von Wolzogen, und einstweilen genug, um wegen seiner ruhiger zu seyn. Er ist doch endlich an Ort und Stelle, und wir sehen, daß es nur bei ihm stehen wird, seinen Lebensplan auszuführen.

*) Aus dem in der gestrigen Nummer angeführten Werke.

Wolzogens Urtheil über Paris konnte unter diesen Umständen wohl nicht anders ausfallen. Das Objekt ist ihm wirklich noch zu groß; sein innrer Sinn muß erst dazu hinauf gestimmt werden. Er hat eine Elle mitgebracht, um einen Koloß zu messen. Ich glaube wohl, daß er am Ziel einer langen Bekanntschaft mit Paris so ziemlich zu demselben Urtheil zurückkommen mag; aber er wird es aus andern Motiven und aus einem andern Standpunkte thun. Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, muß sich in diesem weiten, großen Element gefallen; wie klein und armselig sind unsere bürgerlichen und politischen Verhältnisse dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich mit einfließen, nicht geärgert werden. Der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Aber eben darauf, dünkt mir, kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit diesem Rückblick auf das große Ganze, dessen Theil es ist, zu denken, oder, was eben so viel ist, mit philosophischem Geiste zu sehen. Wie holpericht und höckericht mag unsere Erde von dem Gipfel des Gotthards aussehen! aber die Einwohner des Mondes sehen sie gewiß als eine glatte und schöne Kugel. Wer dieses Auge nun entweder nicht hat, oder es nicht geübt hat, wird sich an kleine Gebrechen stoßen, und das schöne große Ganze wird für ihn verloren seyn.

Paris freilich dürfte auch dem philosophischen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben, aber einen kleinen gewiß nie; denn auch die Verirrungen eines so fein gebildeten Staates sind groß. Was für eine prächtige Erscheinung ist das römische Reich in der Geschichte, auch bei seinem Untergang!

Mir für meine kleine stille Person erscheint die große politische Gesellschaft aus der Haselnußschale, woraus ich sie betrachte, ungefähr so, wie einer Raupe der Mensch vorkommen mag, an dem sie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Respekt vor diesem großen, drängenden Menschen-Ozean; aber es ist mir auch wohl in meiner Haselnußschale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, ist nicht geübt, nicht entwickelt, und so lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht versiecht, so werde ich von diesem großen Ozean ein neidloser und ruhiger Bewunderer bleiben.

Und dann (um doch recht ins Gelag hinein zu philosophiren!) dann glaube ich, daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist, als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk, der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls; aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen; und durch was sonst

Digitized by Google

ist ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk; aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst, und der Schöpfer des Gedankens.

Aber wo gerath' ich hin? Ich lasse meine Feder machen und vergesse, daß ich einen Brief und keinen Discours philosophique schreibe. Lassen Sie mir's dießmal hingehen. Ewig der Ihrige

Schiller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die Straßenaffichen.

Seit der lezten Revolution haben die Affichen oder Anschlagzettel in Paris eine ziemlich bedeutende Rolle gespielt, und zulezt zu einem Gesetze und zu ziemlich lebhaften Debatten in der Deputirtenkammer Anlaß gegeben. Jezt sollen sie unter Aufsicht der Polizei gesezt werden, oder vielmehr es sollen keine politischen Affichen mehr angeschlagen werden, und das ist wirklich schade, denn es waren sehr kuriose Dinge an den Mauern zu lesen, und Jemand konnte den ganzen Tag mit Lesen unter freiem Himmel zubringen, ohne daß es ihn einen Sou kostete. Unter der lezten Regierung waren die Anschlagzettel einer gewaltig strengen Polizei unterworfen, und der tollkühne Mangin hatte sich als Polizeipräfekt sogar das Recht angemaßt, die Affichenrs oder Anbefter der Anschlagzettel, welche in Paris eine eigene Klasse ausmachen, nach Belieben ein- und abzusetzen. Niemand konnte mehr dies Handwerk treiben, als wer von ihm dazu Erlaubniß erhalten hatte. Die Polizei trieb den Mißbrauch der Gewalt so weit, daß, wenn ihr ein neuerschienenes Buch mißfiel, sie nicht erlaubte, die Ankündigung desselben öffentlich anheften zu lassen. Dafür waren auch die Affichen das erste, was in den ruhmwürdigen Julitagen wieder frei wurde; denn die königliche Garde war noch nicht aus Paris getrieben, als schon die Nachrichten von dem Siege des Volkes überall gedruckt an den Mauern zu lesen waren. Nun folgte eine Fluth von Anschlagzetteln mit Proklamationen, Neuigkeiten, Anreden, Wünschen und Aeußerungen aller Art. Der Vorschlag, den Herzog von Orleans zum Könige auszurufen, wurde angeschlagen, ehe er noch öffentlich ausgesprochen war. Um das Volk auf eine schnelle Art von allen wichtigen Ereignissen in Kenntniß zu setzen, hatten die Zeitungsexpeditionen auch zu dem leichten Mittel des Anschlagens gegriffen, und alle Tageblätter waren Anfangs gratis an den Mauern zu lesen, weshalb die Zahl der Leser auch immer sehr groß war. Die kleinern Tageblätter betrachteten dies als ein Mittel, sich bekannt zu machen, und setzten das Anschlagen bis auf den heutigen Tag fort; ja einige sind vielleicht erst dadurch zur Kenntniß des Publikums gelangt. Wer hätte sonst wohl von einem Gilblas, einem Omnibus, einem Journal des ouvriers, einem Journal du Peuple, einem Journal des faubourgs gehört? Ich für meinen Theil habe sie erst an den Straßenecken kennen gelernt. Alle diese Blätter sollen für das Volk geschrieben seyn; den Volkston können aber nun einmal die Pariser Schriftsteller nicht treffen; man sieht es ihrem Style wohl an, daß sie noch mehr in den Salons, als in den Werkstätten zu gefallen suchen. Auch bekümmern sich alle diese Blätter mehr um die allgemeinen Angelegenheiten, als um die eigentlichen Bedürfnisse des Volks; dagegen haben sie so gut wie die größern Blätter ihre witzigen Anspielungen auf die Ultramänner, auf die Prälaten, auf einige Deputirte, welche sich zuweilen durch zweideutiges Betragen verdächtig machen, z. B. die beiden Dupins in der Deputirtenkammer, welche ganz unpopulär geworden, obschon sie beide ausgezeichnete Redner und gelehrte Männer sind. Der ältere ist bekanntlich einer der besten Advokaten von Paris, und der andere ist dem Auslande hinlänglich durch seine statistischen und ökonomischen Werke bekannt. Allein beide haben sich einigemal in der Deputirtenkammer bei wichtigen Fragen von der Meinung der Mehrzahl getrennt und allzu ministerielle Gesinnungen geäußert. Seit dieser Zeit beschuldigt man sie des Ehrgeizes und der Herrschsucht, und macht sich oft über sie in den kleinen Blättern lustig. Da ihrer drei Brüder sind, die jezt alle in der Deputirtenkammer als Abgeordnete der Nation sitzen, so sollen sie auf den Grabstein ihrer Mutter die Worte haben setzen lassen: Ci gît la mère des trois Dupin! (hier liegt die Mutter der drei Dupins!) Vermuthlich ist dieses falsch; allein man versichert es ganz ernsthaft. Neben den an den Straßenecken angeschlagenen Tageblättern las man große Zettel mit allerlei Vorschlägen; hier äußert ein vermuthlich unglücklicher Ehemann den Wunsch, man möchte doch bald die Ehescheidung wieder gesetzlich erlauben; dort schreibt ein Buchdruckergehülfe gegen die Vertheidiger der Druckmaschinen und fragt, warum denn die Tageblätter, welche vermittelst der Dampfmaschinen gedruckt werden, nicht wohlfeiler seyen, als diejenigen, welche mit Pressen nach der alten Art gedruckt werden? Ein Hr. Capron hat ein Mittel erfunden, sogleich eine Menge Arbeiter zu beschäftigen und eine große Anstalt zu errichten. Er schätzt die Stärke der Nationalgarde auf 50.000 an; gäbe ein jedes Mitglied derselben jährlich 6 Fr., damit seine Waffen rein erhalten werden, so würde dies eine Summe von 300.000 Franken abwerfen, und diese würden dann eine ungeheure Werkstätte hinlänglich alimentiren. Ein Anderer will keine erblichen Pairs mehr, und erhebt sich gegen allen Erbadel. Man hätte ein Journal schreiben können, blos um alle die angeschlagenen Wünsche und Projekte zu recensiren. Gegen die angeführten Anschlagzettel ließ sich wenig sagen; bedeutender aber waren diejenigen, welche auf den Kriminalprozeß der Minister Karls X. einigen Einfluß äußern, und die Stimmung des Volks in dieser wichtigen Angelegenheit aufreizen wollten. Gegen diese besonders war das Gesez, welches politische Anschlagzettel nicht mehr duldet, gerichtet. Jezt ist es mit dieser Straßenecken-Literatur zu Ende, und obschon die Mauern noch eben so bunt aussehen wie zuvor, so erblickt man doch weiter keine Curiosa, als die Anpreisung des wunderbaren Zuckers des Hrn. Laurenti, der gegen alle Krankheiten helfen soll, und der Perruques acéphales u. dgl. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nro. 308:

Der Schnee.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 132. u. Monatsreg. Dec.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 52.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 1. Juli 1830.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung.

Von Johann Martin Wagner.

(Fortsetzung.)

I. Abschnitt.

§. 1. Ueber die Findung dieser Gruppe.

Da bei unserer Untersuchung alles darauf ankommt, die Bildsäulen, aus welchen einst die Gruppe der Niobe bestanden hat, wohl zu kennen, so wird es vor allen Dingen nöthig seyn, die einzelnen zu ihr gerechneten Bildsäulen streng zu prüfen; die falschen oder untergeschobenen von den ächten auszuscheiden und genau anzugeben, was an denselben antik und was daran ergänzt sey. — Um dies aber mit Bestimmtheit thun zu können, bin ich genöthigt, bis auf ihre Entdeckung zurückzugehen und alle dabei obwaltenden Umstände zugleich mit in Erwägung zu ziehen.

Alles, was wir über die Findung der Gruppe wissen, besteht in folgenden wenigen, zum Theil widersprechenden Nachrichten. — Flaminio Vacca in seinen antiquarischen Schriften [6]), die er im Jahr 1591, dem 56sten seines Lebens, dem sig. Simonetti Anastasii dedicirte, erzählt [7]), daß er sich erinnere, wie nahe vor dem Thore von St. Giovanni viele Bildsäulen, welche die Fabel der Niobe vorstellen, seyen gefunden worden, so wie auch zwei Ringer von guter Hand. Alles dieses habe der Großherzog Ferdinand an sich gekauft und in seinem Garten auf Monte Pincio aufstellen lassen. — Fabroni [8]) in seiner Abhandlung über diese Gruppe der Niobe führt noch einige andere wichtige Dokumente an, den Ankauf dieser Bildsäulen betreffend [9]), aus welchen erhellet, daß die Findung dieser Gruppe im Jahr 1583 geschehen, und daß es in Allem fünfzehn Bildsäulen gewesen, die man zusammen gefunden hat. Die beiden Ringer für zwei, und die Mutter mit der jüngsten Tochter auch für zwei gerechnet, also außer diesen beiden eben benannten Gruppen in Allem noch eilf einzelne Bildsäulen. Ueberdies sey noch ein Rumpf von einer andern Bildsäule in dem Weingarten zurückgelassen worden, weil solcher in dem Zustand, in dem er gefunden worden, zu nichts mehr habe dienen können, als etwa zur Ergänzung der übrigen. — Noch ein anderes Dokument führt Fabroni an, den Kaufschilling betreffend, welcher sich nicht höher, als auf 450 römische Thaler soll belaufen haben; obschon solcher in dem öffentlichen Kaufbriefe zu 800 Thalern sey angegeben worden. Ein dritter [10]) und vierter [11]) Beleg enthält eine

[6]) Memorie di varie Antichitá, trovate in di versi Luoghi della Citta di Roma, scritte da Flaminio Vacca nell Anno 1594.

[7]) Dies sind des Vacca eigene Worte: Fuori poco di Porta di S Giovanni mi ricordo, che furono trovate molte statue rappresentanti la favola di Niobe; come anche due Lottatori di buon Maestro: il tutto compró il Gran Duca Ferdinando, e sono nel suo Giardino del Monte Pincio.

[8]) Dissertazione sulle statue appartenenti alla Favola di Niobe, di Angelo Fabroni.

[9]) Lettera del Pernigoni al Sgr. Hieronimo Varese. Queste sono il numero delle statue computato l'athleta per due, e la Niobe (colla figlia) per due. Oltre alle 15, vi é un treso, quale é rimasto alla vigna, e non potrá servire per altro, che ad acconciar l'altre. V. S. spedischa quando prima quello, che s'ha da fare, perché questi sono molestati di altri e non vorrano, che passasse domani a dar fine al negozio coll intervento di Mess. Celio coro procuratore, e le baccio la mano. 24 Giugno 1583.

[10]) Biglietto di Stefano Pernigoni.
Il nome de' Cavatori é Valerio da Rieti, Cexucio da Modena, e Paolo Milanese. La Vigna dove si sono trovate é attacata alla Vigna di Messer Jeronimo Altieri, e dall' altra parte confina colla Vigna di Messer Giovan Battista Argenti, e innanzi la Via publica, che va a Porta Maggiore appreso S. Giovanni Laterano. I nomi delli patroni della Vigna é delle statue, si chiamano l'uno Gabriele, e l'altro Thomaso de Thomasini da Golesi. Le dette statue si trovano in casa delli detti Thomasini in un Finello attaccato al Giardino loro, e cortile.

[11]) Scheda aparte d'altro carattere.
Francesco da Lotti modenese; Valerio de' Pedoni da Rieti, Bartholomeo (e non Paolo, come sopra)

Digitized by Google

II. Die älteste Tochter [17]). — Sie schaut unter sich, mit etwas vorgestreckter Rechten. Mit der Linken hebt sie ihren Mantel über die Schulter empor, um sich gleichsam damit zu bedecken. Nach ihrer vorne übergeneigten Stellung zu schließen, scheint sie ursprünglich mit dem todt hingestreckten Bruder verbunden gewesen zu seyn. — An ihr sind folgende Theile ergänzt: Am Kopf das linke Ohr, und die Nase. — Alle beiden Arme und Hände. Der Theil des Mantels, den sie mit ihrer Linken emporhält, ist bis auf die Schulter herunter neu; so wie auch ein Theil des unter dem linken Arm herabfallenden Mantels. Ferner der rechte Fuß und einige Falten des Gewandes.

III. Die zweite oder etwas jüngere Tochter [18]). — Sie ist vorschreitend gebildet; das Haupt hebt sie jammernd gegen den Himmel empor. Mit ihrer Linken ist sie bemüht, den Mantel über die Schulter heraufzuziehen, während sie mit der Rechten denselben vorn zusammenfaßt. Diese Bildsäule gehört unter die vorzüglichsten dieser Gruppe. — An ihr sind die Hälfte der Nase und die beiden Lippen ergänzt. Der rechte Arm ist ganz neu und der linke mehr als zur Hälfte, so wie auch beide Hände. Ferner beide Füße. Auch an dem Gewande sind einige weniger bedeutende Ergänzungen.

IV. Die dritte von den Töchtern [19]). — Sie ist eilenden Schrittes gebildet, als suchte sie der Gefahr zu entrinnen. Ihr Blick ist wie bei der vorhergehenden über sich gerichtet. — Mit der Rechten greift sie rücklings nach ihrem Mantel, welcher unter beiden Armen durchgeschlungen ist und dessen Enden um ihren vorwärts gebogenen rechten Arm geschlagen sind. Ein Theil davon flattert ihr von der rechten Schulter; das andere Ende wird von dem Winde seitwärts abgeweht. In allen Theilen des Körpers, so wie des Gewandes, ist die lebhafteste Bewegung zu bemerken. Auch diese Figur gehört unter die vorzüglicheren dieser Gruppe. An ihr sind folgende Theile ergänzt: Die Nase ist neu. Die Lippen und der Hals zum Theil überarbeitet. Der rechte Arm ist von der Schulter an, nebst einem Theil des fliegenden Gewandes neu. So ist auch der linke Arm vom Ellenbogen an sammt der Hand und einem Theil des über denselben herunterhängenden Gewandes neu. Auch sind die beiden Füße neu ergänzt, so wie einige Theile des Gewandes [20]).

V. Der älteste Sohn der Niobe [21]). — Er schaut über sich und zieht mit seiner Rechten sich den Mantel über den Kopf, um sich dadurch vor den tödtlichen Pfeilen zu schützen. Der linke Arm ist nach vorn ausgestreckt. Seine Beine stehen weit auseinander, als sey er im Fortschreiten begriffen. Das Gewand, mit dem sein rechter Arm umschlungen ist, fällt ihm über den Rücken herab, geht nach der linken Seite zu, wo es über den linken Schenkel wegläuft und von da bis auf den Boden herabfällt. — Diese Bildsäule ist zwar von guter Arbeit, aber leider von dem modernen Ergänzer sehr verunstaltet worden. — Die ergänzten Theile sind folgende: die Nase und Unterlippe. Der ganze vorgestreckte linke Arm, wie auch der mit Gewand umhüllte rechte Vorderarm bis an die Ellenbogen. Das rechte Bein ist aus mehreren, theils alten, theils neuen Stücken schlecht zusammengesezt. Der rechte Fuß ist ganz neu. An dem linken Schenkel, über dem das Gewand geworfen, ist die ganze Stelle, vom Knie bis auf die Hälfte des Schenkels überarbeitet, wie auch ein Theil des herabhängenden Gewandes [22]).

VI. Anderer Sohn der Niobe, wahrscheinlich der zweite [23]). — Er schaut mit zurückgewandtem Gesichte ängstlich über sich und scheint ebenfalls im Begriff zu seyn, sich mit dem Mantel, mit welchem er seinen ausgestreckten

---

17) In den Propyläen II. Bandes I. Stück. III. Abschnitt. wird diese Tochter die zweite genannt. In Cockerells Giebelgruppe steht solche zur Rechten der Mutter. neben dem auf dem Rücken liegenden Sohn. — Abbildungen von ihr finden sich in Perrier Tab. 59. In Fabronis Abhandlung Tab. V. Florentiner Ausgabe dieser Gruppe Tab. III.

18) In den Propyläen §. II. wird sie die dritte Tochter genannt. Nach Cockerells Aufstellung ist solche. wenn man von der Linken zur Rechten zählt. die fünfte in der Reihe. Abbildungen von ihr finden sich in Perrier Tab. 60. In Fabronis Abhandlung Tab. XIII. In der Florentiner Ausgabe dieser Gruppe Tab. X.

19) Diese Tochter heißt in Goethe's Propyläen die vierte. Siehe II. Bandes I. Stück. III. Abschnitt. Abbildungen von ihr sind zu sehen in Perrier Tab. 58. In Fabronis Abhandlung Tab. XII. In der neuen Florentiner Abhandlung über diese Gruppe Tab. XIII. Nach Cockerells Aufstellung im Giebel ist sie die vierte in der Reihe.

20) Eine antike Wiederholung von dieser Bildsäule befindet sich zu Rom im Museo Chiaramonti. welche jener in Florenz an Güte der Arbeit nichts nachgibt. — Von ihr wird unten ausführlicher gehandelt werden.

21) In den Propyläen II. Bandes I. Stück. III. Abschnitt. §. VIII. nachzusehen. Diese Bildsäule ist nach Cockerells Aufstellung die dritte in der Reihe. — Abbildungen davon finden sich in Fabronis Abhandlung Tab. VI. In der Florentiner Ausgabe dieser Gruppe Tab. IX.

22) Daß von dieser Bildsäule sich auch ein Bruchstück in Rom im Museo Pio Clementino vorfinde, aus welchem sich klärlich erweisen läßt, daß dieser Sohn der Niobe ursprünglich mit einer weiblichen Figur verbunden gewesen, dies werden wir unten umständlicher erörtern.

23) In den Propyläen a. a. O. §. X. nachzusehen. — Diese Figur ist nach Cockerells Aufstellung die zweite in der Reihe. — Abbildungen von ihr finden sich in Perrier Tab. 34. In Fabroni Tab. VII. In der neuen Florentiner Ausgabe Tab. XII.

Digitized by Google

linken Arm umwunden hat, das Haupt zu verhüllen. Der Mantel geht ihm über den Rücken und umschlingt den vorwärts niedergehaltenen rechten Arm. Das linke Bein sezt er auf einen hohen Stein, als wenn er solchen besteigen wollte. Diese Bildsäule hat zwar gute Theile, doch kommt sie den übrigen nicht gleich. — An ihr ist die Nasenspitze, die Oberlippe und die linke Seite des Kinns neu; so wie auch der ganze rechte Arm von der Schulter an. Auch der ausgestreckte linke Arm sammt einem Theil der Chlamys ist, so wie das rechte Bein bis über das Knie, ergänzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris.

Herr Crozatier hat den Guß der großen Statue Ludwigs XVI. vollendet. Während des Gusses waren 10,000 Pfund geschmolzene Bronze durch die Ritzen eines Gewölbes ausgeronnen, das ehemals unter der Grube, welche die Form enthielt, angebracht war; dadurch hatte das glühende Erz nicht bis zur Spitze der Statue steigen können, sondern war schon am Halse stehen geblieben. Der geschickte Gießer hat diesem Unfall mit bewunderungswürdiger Kunst abzuhelfen gewußt. Nach mehreren Versuchen im Kleinen machte Hr. Crozatier eine neue Form des Kopfes, und befestigte sie an dem schon gegossenen Theile; hierauf verband er die Röhren, durch welche das flüssig gewordene Erz läuft, dergestalt, daß es sich auf den Rand des Halses richtete, ehe es in die Form stieg, und auf diese Weise ist es ihm gelungen, den Rand allmählig zu erweichen, so daß der alte Guß mit dem neuen sich vereinigte und beide nunmehr einen Körper bilden. Der Erfolg war vollständig; nachdem die Form hinweggenommen war, sah man nicht das Geringste von der Vereinigung der Theile, und der Guß bildet ein vollkommenes Ganzes. Diese Statue wird nun unter der Leitung des Hrn. Raggi nach Bordeaux gebracht. Zwei Basreliefe, für das Piedestal bestimmt, sind nach dem Entwurfe des Hrn. Maggesi, Bildhauer zu Bordeaux, ausgeführt worden. Das eine stellt Ludwig XVI. dar, wie er Instruktionen für die Reise Lapeyrouse's ertheilt; das andre, wie er während des Winters von 1789 den Armen von Versailles zu Hülfe eilt.

•

Die Gemäldesammlung des Obersten de Chambüre ist am 6ten März in dem Saale Lebrün, Straße Clery ausgestellt, und in der darauf folgenden Woche versteigert worden. Die Preise der vorzüglichsten Bilder dieser Sammlung, deren Sujets Momente aus dem Leben Napoleons bilden, sind folgende: Bonaparte zu Montereau von Eugen Lancy, 800 Fr. — Der Abschied von Fontainebleau, von H. Vernet, 7000 Fr. — Die Rückkehr von der Insel Elba, von Steube, 6500 Fr. — Der Tod Napoleons, von Steube, 12,000 Fr.

•

Die Obelisken, unter dem Namen der Nadeln der Cleopatra bekannt, werden nun bestimmt von Aegypten nach Frankreich gebracht. Der Baron Taylor ist mit Hrn. Botta beauftragt, den Transport dieser Monumente und die Ausgrabungen zu leiten, welche auf Befehl der französischen Regierung unternommen worden sind.

Warschau, 13ten Mai.

Vorgestern hat hier die Enthüllung des meisterhaft ausgeführten, vor dem Gebäude der Freunde der Wissenschaften errichteten Standbildes von Kopernikus stattgefunden. Der Rektor und Präsident der gedachten Gesellschaft, Julian von Niemcewicz, begleitete die Feierlichkeit mit einer passenden Rede. Bei den vom Redner ausgesprochenen Worten: „Sonne! die du von Kopernikus ein halbes Jahrhundert mit forschenden Augen beobachtet worden bist, erblicke heute sein Bild!“ fiel der Vorhang, und in demselben Augenblick, gleich als wenn von der Natur die allgemeinen Gefühle getheilt würden, schwanden die trüben Wolken, mit welchen der Himmel am Morgen verhüllt gewesen, und die Sonne trat in ihrem vollen Glanze hervor. Eine große Menschenmenge wohnte der Feierlichkeit bei. Alle Balkons und Fenster in der Nähe des Gebäudes der Freunde der Wissenschaften waren mit Teppichen verziert und mit Damen besezt. — Das kolossale Modell zu der in Bronze gegossenen Statue des Kopernikus ist bekanntlich von Thorwaldsen. Kopernikus ist sitzend im Costüm seiner Zeit, mit dem weiten Doktorenmantel bekleidet, dargestellt.

Konstantinopel.

Im Morning-Herald liest man: Sultan Mahmud hat sein Porträt malen lassen und den Künstler, Hrn. Lauriston, einen Engländer, als Hofmaler angestellt. Anfänglich war der Mufti dieser Neuerung sehr entgegen und brachte eine Menge Drohungen aus dem Koran vor, der Padischah aber fuhr ihn ziemlich hart an und brachte ihn zum Stillschweigen.

(Allg. Z.)

Digitized by Google

N°. 53.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 6. Juli 1830.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung.

Von Johann Martin Wagner.

(Fortsetzung.)

VII. Der dritte Sohn der Niobe [84]). — Er liegt, mit dem Tode ringend, auf seinem Gewande ausgestreckt; die Beine über einander geschlagen. Seine linke Hand ruht unter der Brust nahe an der Stelle, wo er die tödtliche Wunde erhalten. Der rechte Arm ist über das Haupt gebogen, gleich eines Ruhenden. — An dieser Bildsäule sind folgende Theile neu: Die Nase; der ganze rechte Arm bis an die Schulter. Der Zeigefinger an der linken Hand. Die Zeichen des Geschlechts. Der rechte Fuß bis eine Hand breit über die Gelenke. Am linken Fuß die drei größeren Zehen. Auch ist am linken Bein, zwischen der Wade und dem Knöchel des Gelenkes ein Stück von neuer Arbeit eingesezt worden [85]).

VIII. Der vierte Sohn der Niobe [86]). Er scheint sterbend noch die lezten Kräfte zu sammeln; auf das linke Bein niedergesunken, stüzt er sich mit der Rechten auf einen Stein, über dem sein Mantel geworfen. Das rechte Bein ist ausgestreckt und gegen einen Stein gestemmt. Die geschlossene rechte Hand sezt er in die Biegung des Schenkels, als ob er damit eine Wunde zuhalten und auf diese Weise gleichsam dem Tode noch Trotz bieten wolle. Das Haupt, das er kaum noch zu halten vermag, wendet er mit einem trotzigen, halberstarrten Blick schief aufwärts [87]). — An dieser Bildsäule ist nichts, als die Nase, das Zeichen des Geschlechts und die Zehen an dem rechten Fuß ergänzt. Das linke Bein vom Knie an, sammt dem Fuß, fehlt ganz.

IX. Der fünfte Sohn der Niobe [88]). — Dieser hat eine etwas sonderbare Stellung, und man kann nicht so ganz errathen, was er denn eigentlich will oder soll. Er ist in voller Bewegung, weit ausschreitend. Der rechte Arm ist nach vorn ausgestreckt; der Blick rückwärts über die linke Schulter gerichtet. Der Mantel, der auf der Rechten gefesselt ist, bedeckt den ganzen linken Arm, welcher nach unten gerichtet und etwas zurückgebogen ist. — Das rechte Bein, mit welchem er auf einen Stein emporzusteigen scheint, ist von der Vorderseite gar nicht zu sehen, woraus zu vermuthen, daß diese Bildsäule eigentlich nur auf den Anblick von der Rückseite berechnet gewesen. Aber was soll der nach vorn und über sich ausgestreckte Arm? — Ich bin daher der Meinung, daß diese Bildsäule nicht so einzeln gestanden, sondern auf irgend eine Weise mit einer andern Figur verbunden gewesen. — Die Arbeit an dieser Bildsäule ist geringer, als an den übrigen. — An ihr ist die Nase, die Lippen, ein Theil des Ohrs, die rechte Hand, wo nicht der ganze rechte Arm neu. — Auch sind sowohl am rechten als am

---

84) In den Propyläen a. a. O. §. IX. ein Mehreres darüber nachzusehen. Nach Cockerells Aufstellung im Giebel die 8½ in der Reihe. — Abbildungen davon finden sich in Fabroni's Abhandlung Tab. III. In der neuen Florentiner Ausgabe über diese Gruppe Tab. II. Fabroni nennt ihn Ismenus.

85) Von dieser Bildsäule in Florenz finden sich noch zwei antike Wiederholungen, die eine in der königlichen Antikensammlung in Dresden, die andere in der königlichen Antikensammlung in München. Leztere befand sich früher im Pallast Bevilaqua zu Verona und gibt den beiden erstern an Güte der Arbeit nichts nach.

86) Siehe die Propyläen a. a. O. §. XI. — Nach Cockerells Giebelgruppe die 13te Figur, von der Linken zur Rechten gezählt. — Abbildungen davon bei Perrier Tab. 33. In Fabroni's Abhandlung Tab. IX. Maffei Tab. 33. In der neuen Florentiner Ausgabe Tab. IV. — Fabroni nennt ihn Ilioneus.

87) Diese Bildsäule befindet sich in Florenz doppelt. — Noch eine andere antike Wiederholung ist in dem Museo Capitolino zu Rom.

88) Siehe Propyläen am a. O. §. XIII. — Diese Figur macht nach Cockerells Zusammenstellung die erste im Giebel aus. Abbildungen von ihr finden sich in Fabroni's Abhandlung Tab. VIII. In der Florentiner Ausgabe dieser Gruppe Tab. VI.

Digitized by Google

linken Schenkel und Bein einige neue Stücke eingesezt worden [29]).

X. Der jüngste Sohn der Niobe [30]). — In einem Alter von etwa zehn Jahren. Er scheint zu fliehen mit rückwärts und über sich gewendetem Blicke. Die Rechte hat er vor sich hin ausgestreckt. Mit der Linken faßt er seinen Mantel, der ihm von der Schulter über den rechten Schenkel fällt. Das fallende Gewand bedeckt ihm blos einen Theil des Rückens, das vorschreitende rechte Bein und den linken Vorderarm. Der Oberleib ist völlig nackt, so wie auch der linke Schenkel. Seine Haare sind nicht, wie bei den übrigen, kurz geschoren, sondern umwallen das Haupt in zierlichen Locken. Auch ist er der einzige, dessen Füße mit Sandalen bekleidet sind. — Diese Bildsäule gehört zu den vorzüglichern dieser Gruppe. — An ihr sind folgende Theile neu ergänzt: die Nase, die beiden Lippen, der ganze rechte Arm und die linke Hand sammt dem Theil des Gewandes, der durch sie gehalten wird, so wie auch die Geschlechtstheile. Am linken Bein ist die Kniescheibe ergänzt und an dem linken Fuß einige Zehen [31]).

XI. Der Pädagog [32]). — Seine Gestalt ist derb und untersezt. Seine Stellung die eines Erschrockenen mit über sich gewandtem Blicke. Er ist bekleidet dargestellt, nämlich mit einer Tunika, welche mit Aermeln versehen und über den Lenden aufgeschürzt ist. Ueber dieselbe ist ein kurzer Mantel oder Chlamys geworfen. Die Füße sind mit einer Art von Halbstiefeln bekleidet. Der Kopf, den man ihm aufgesezt, ist neu, und jenen barbarischen Königen oder Gefangenen ähnlich, die als Ueberbleibsel römischer Siegszeichen so häufig gefunden werden. Auch sind die beiden Arme von der Schulter an neu, und am Gewande, so wie an den Beinen, sind mehrere kleinere Stücke neu eingesezt worden. Neu ergänzt ist auch die Ferse am linken Fuß.

Dies sind diejenigen Bildsäulen, welche meiner Meinung nach, von allen jenen, nun in Florenz aufgestellten und zur Gruppe der Niobe gezählten Bildwerken, allein für ächt zu halten sind.

§. III. Bildsäulen, welche zwar mit dieser Gruppe zu Florenz vereinigt aufgestellt worden, aber nicht dazu gehören.

Ich unterfange mich nun, diejenigen Bildsäulen, welche zwar bis jezt in dem Gruppenverein der Niobe zu Florenz mit den übrigen sind aufgestellt worden, demungeachtet aber keineswegs dazu gehören können, von dieser Gruppe auszuscheiden und als untergeschoben zu bezeichnen.

I. In hohem Grade verdächtig finde ich erstlich jene weibliche Bildsäule [33]), welche in Goethe's Propyläen als die älteste Tochter der Niobe angegeben wird. — An dieser Bildsäule ist nichts antik, als der Körper. Der Kopf, die Arme, die Hände und Füße sind völlig neu, folglich läßt sich an ihr nichts als die Stellung beurtheilen, und diese ist ganz gelassen und ruhig, ohne irgend eine leidenschaftliche Bewegung, so daß diese Figur sich durch Ruhe und Kaltblütigkeit vor allen übrigen, zur Gruppe der Niobe gehörigen Bildsäulen auszeichnet. — Ihre Haltung ist gleich der einer Muse, welches sie früher auch wohl gewesen seyn mag, bevor sie das Unglück hatte, zu einer Niobide umgeschaffen zu werden. — Der moderne Ergänzer, welcher übrigens sein Möglichstes gethan, ihr das Familienrecht zuzueignen, ließ sie über sich schauen, welcher Richtung des Kopfs aber die des Halses widerspricht. — Aus der Art, wie die Falten behandelt sind, läßt sich auch wenig oder gar nichts schließen, da diese Bildsäule von der Witterung gelitten hat, und, wie es scheint, von moderner Hand ist übergangen worden. Da nun alle Extremitäten, das ist der Kopf, die Arme, Hände und Füße, neu sind, dasjenige aber, was daran antik, größtentheils überarbeitet ist, woran will man nun erkennen, daß die Bildsäule eine der Niobiden vorstelle? Noch dazu entspricht die Stellung ihres Körpers (das einzige, was an ihr antik geblieben) der Handlung nicht, sondern gibt, statt Bestürzung und Streben, vielmehr die größte Ruhe und Gelassenheit zu erkennen. — Da nun von der einen Seite so Vieles und Erhebliches gegen ihre Bedeutung als Niobe spricht; von der andern Seite aber gar nichts an ihr zu finden ist, was sie dazu geeignet machen könnte, so glaube ich ihr kein großes Unrecht zu thun, wenn ich sie, wo nicht als offenbar unterschoben, doch wenigstens im

---

[29]) Von dieser Bildsäule findet sich ebenfalls noch eine andere antike Wiederholung in Florenz.

[30]) Siehe Propyläen ebendas. §. IV. — In Cockerells Giebelgruppe die 12½ Figur oder die vorlezte in der Reihe. — Abbildungen davon finden sich in Fabroni's Abhandlung Tab. X. — In der Florentiner Ausgabe Tab. XI.

[31]) Von dieser Bildsäule findet sich ebenfalls eine antike Wiederholung im Museo Pio Clementino von sehr guter Arbeit und die bis auf den rechten Arm, der fehlt, ganz gut erhalten ist. Sie ist von Pentelischem Marmor.

[32]) Siehe Propyläen a. a. O. §. VII. In Cockerells Giebelgruppe die 10½ Figur, von der Linken zur Rechten gezählt. Abbildungen davon finden sich in Fabroni's Tab. I. In der Florentiner Ausgabe Tab. XVI. Fabroni ist geneigt solche für die Bildsäule des Amphion zu halten, jedoch mit unzulänglichen Gründen.

[33]) Propyläen ebendas. §. VI. Siehe Fabroni's Abhandlung Tab. XI. Neue Florentiner Ausgabe Tab. V. In Cockerells Giebelgruppe steht sie der Mutter zur Rechten, in der Folgenreihe die 6te Figur.

Digitized by Google

höchsten Grade verdächtig erkläre, und als solche von dieser Gruppe ausgeschlossen wissen will.

Mit noch größerer Gewißheit, als bei der eben genannten Bildsäule, können wir von einer zweiten annehmen, daß sie nicht zu der Gruppe der Niobe gehöre, obgleich sie bis auf unsere Zeiten für eine Niobide gegolten. Ich meine:

II. jene weibliche Bildsäule [14]), welche Herr Cockerell gleichfalls in seine Giebelgruppe aufgenommen, indem er ihr als der eilften in der Reihe ihren Platz neben dem Pädagogen angewiesen hat. Diese Bildsäule stimmt mit den übrigen ächten Töchtern der Niobe, weder in der Gesichtsbildung, noch in der Größe (im Verhältniß zu den übrigen), noch in Behandlung der Haare und Art der Falten, noch in dem Styl, in welchem die übrigen ächten Bildsäulen dieser Gruppe gearbeitet sind, überein, und hat daher in keiner Hinsicht mit den übrigen etwas gemein.

Zwar würde die Verschiedenheit der Ausarbeitung von keinem sonderlichen Gewichte seyn, wenn man annimmt, wie ich auch selbst der Meinung bin, daß nicht alle zu dieser Gruppe gehörige Bildsäulen von einer Hand, sondern höchstwahrscheinlich nur Nachahmungen oder antike Wiederholungen eines frühern Originalwerks sind, die von verschiedenen Meistern und vielleicht auch selbst zu verschiedenen Zeiten sind verfertigt worden, aus welchem Umstand sich jene Abweichungen und die verschiedenartige Bearbeitung der einzelnen Figuren erklären. — Allein nicht die Verschiedenheit der Bearbeitung allein macht das Familienrecht dieser Bildsäule verdächtig, sondern hauptsächlich ihr ganz widerstrebender Charakter, sowohl in Stellung und Ausdruck, als im Styl, besonders der Falten. Ihre Stellung scheint mit der ihrer übrigen Schwestern und der traurigen Lage, in welcher sich dieselben befinden, keineswegs übereinzustimmen, denn sie hat nicht das Ansehen einer fliehenden oder ängstlich bestürzten Person, wie die übrigen Niobiden, sondern vielmehr den Anschein einer tändelnden Nymphe oder tanzenden Muse. Mit dem rechten Fuß, den sie zierlich vorsetzt, scheint sie kaum den Boden zu berühren, während sie mit ihrer Rechten das Obergewand etwas erhebt, wie man solches an antiken Tänzerinnen zu sehen gewohnt ist; welches auch andere veranlaßt hat, diese Bildsäule schicklicher auf eine Erato zu deuten [15]). — Die Gewänder sind bei den übrigen Figuren weit einfacher, und der Faltenwurf, zwar ausnehmend schön, doch weit anspruchsloser und schlichter gehalten, als bei dieser. — Eben so ließe sich auch gegen den Kopf, so schön er übrigens ist, sehr vieles einwenden, wenn er ächt und nicht aufgesetzt wäre.

Diese, gegen die Aechtheit der genannten Bildsäule angeführten Gründe [16]) erhalten durch die häufigen antiken Wiederholungen, welche von derselben sich vorfinden, und die mit verschiedenen, zum Theil ganz widersprechenden Attributen verbunden sind, noch größere Bestätigung. So befindet sich dieselbe Bildsäule auch in der königlichen Sammlung zu Paris [17]) und erscheint hier, sowohl was die Stellung, als was die Bekleidung betrifft, jener in Florenz vollkommen ähnlich; nur bemerkt man unter dem rechten vorgesetzten Fuß eine Kugel, aus welcher Ursache man solche früher für eine Glücksgöttin gehalten, nun aber zu einer Nymphe umgeschaffen hat. Zu diesem Zwecke hat der Künstler, welcher sie ergänzte, ihr einen Wasserkrug auf die Schulter gegeben, welcher sammt dem ihn haltenden Arm von moderner Arbeit ist. Der Kopf aber, welcher etwas vor sich niedersieht, ist ihr ursprünglicher. Jene Bildsäule in Florenz schaut aufwärts, und diese Richtung des Kopfes ist ihr nicht eigenthümlich, sondern fälschlich von dem Ergänzer gegeben worden. Der aufgesetzte Kopf, obschon antik, stimmt nicht mit der Biegung des Halses überein, welcher größtentheils neu ist, so wie auch der Kopf nicht einmal zur Bildsäule zu gehören scheint. Auch ist an der Bildsäule in Florenz der vorgesetzte rechte Fuß neu und die Kugel, worauf sie stehen sollte, vom Ergänzer weggelassen worden, so wie auch der ganze linke Arm, von der Schulter an, das Werk neuer Ergänzung ist. —

Eine andere, dieser ganz ähnliche Bildsäule [18]) befindet sich in England, mit dem auf dem Plinthus ein-

---

14) Siehe Propyläen a. a. O. §. XVI. — Abbildungen von ihr finden sich in Fabroni's Abhandlung über diese Gruppe Tab. XIV. In der Abhandlung, welche kürzlich in Florenz erschienen Tab. VIII.

15) In den Propyläen II. Bandes I. Stück. §. XVI.

16) Auch A. W. Schlegel in seiner Abhandlung über Cockerells Aufstellung dieser Gruppe (abgedruckt im Giornale Enciclopedico di Napoli No. IV. Aprile 1817) erhebt gegen diese Bildsäule dieselben Zweifel, und will sie als nicht zur Gruppe der Niobe gehörig, davon ausgeschlossen wissen.

17) Diese Bildsäule wurde zur Zeit der französischen Revolution aus den Gärten zu Versailles genommen und in das National-Museum versetzt, wo sie sich noch jetzt befindet. Sie ist von Parischem Marmor. Eine Abbildung derselben findet sich im Museum Napoleon, gestochen von Pirodi. II. Band. Tab. 42. In dem neuern Katalog von 1820 ist solche unter No. 73 zu finden.

18) Diese Bildsäule soll sich in der Sammlung des Cav. Heinrich Blundell befinden, und früher in der Villa d'Este zu Tivoli gestanden haben. An ihr ist der Kopf und linke Arm sammt dem Wasserkrug neu, wie auch der vorstehende rechte Fuß bis zur Hüfte des Beins, nebst einem Theil des Gewandes. Die Bildhauer Lisandroni und D'Este haben solche ergänzt; jedoch mit Hinweglassung der Kugel. Eine Abbildung im Umriß findet sich im Museo Pio Clementino zu Ende des III. Bandes.

Digitized by Google

gegrabenen antiken Namen: ANCHYRROE. — Da diese Inschrift für ächt ist anerkannt worden, so kann solche zur Erklärung der übrigen antiken Wiederholungen dienen, welche alle nach einem Originalwerk scheinen gemacht zu seyn. Die Kugel, welche sich an jener Bildsäule in Paris erhalten hat, gibt das Attribut an, welches den anderen fehlt, indem bei allen übrigen der rechte Fuß, welcher auf dieser Kugel ruht, mangelt, oder neu ergänzt ist.

Dieselbe Bildsäule befindet sich auch in der Gallerie des Pallasts Colonna zu Rom von guter Arbeit und derselben Größe, wie jene in Paris und Florenz. Doch ist auch hier der vorgesezte rechte Fuß neu, so wie auch die beiden Arme. Der Kopf ist zwar antik, aber nicht der zur Bildsäule gehörige; alles übrige ist ziemlich gut erhalten.

Eine andere antike Wiederholung dieser Bildsäule soll sich in Schweden befinden, als Muse Erato ergänzt [39]).

Noch eine, den obigen ganz ähnliche antike Wiederholung besizt der Königl. preußische Staatsrath, Baron von Humboldt, nur in einem etwas kleinerem Maßstabe [40]).

Endlich ist noch eine andere antike Wiederholung derselben Bildsäule auf der Stiege des Pallastes Altieri in Rom zu sehen, etwas weniges größer, als jene in Florenz, welche aber durch die Zeit und die Hand des Ergänzers sehr gelitten hat.

Diese häufigen antiken Wiederholungen desselben Bildes lassen ein bei den Alten sehr berühmtes Originalwerk in Marmor oder Bronze voraussetzen. Ob aber die in dieser Figur dargestellte Anchirroe eine Tochter des Nils, des Belus Gemahlin vorstellen soll, wie Heyne und Visconti [41]) vermuthen, und zu diesem Zwecke bei Apollodorus [42]) statt Anchinoe lieber Anchirroe lesen wollen, oder ob solche eine andere Nymphe und Gefährtin der Britomartis gewesen [43]), die denselben Namen geführt, lasse ich dahingestellt. — — Daß aber die Bildsäule nicht zu den Niobiden gehören könne, scheint außer allem Zweifel zu seyn. — Wir hätten demnach nur zwei Bildsäulen als unächt oder unterschoben davon ausgeschlossen, wodurch allein schon Cockerells Aufstellung, da solcher beide mit in seine Giebelgruppe aufgenommen, eine sehr wesentliche Veränderung erleidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

[39]) Eine Abbildung davon findet sich in den Notizie sulle Antichità e belli Arti di Roma di Guattani. November 1784. Tab. III.

[40]) Diese Bildsäule, etwas über halbe Lebensgröße, wurde in Rom gekauft und von dem Königl. Preußischen Bildhauer Rauch vortrefflich ergänzt.

[41]) Bei Erklärung dieser Bildsäule zu Ende des III. Bandes des Museo Pio Clementino.

[42]) Apollodorus Bibl. II. B. I. Cap.

[43]) Anton. Liberalis. C. 40.

London.

— Eine sonderbare Antiquität wurde unlängst in dem Schutte eines Klosters entdeckt, es ist eine Art Karrikatur, vertieft in einen Stein gehauen und stellt Heinrich VIII. dar, wie er einen Mönch verschlingt, als Anspielung auf die Plünderung der Geistlichkeit unter der Regierung dieses Fürsten.

*

— Durch Sir Thomas Lawrence's Testament, das sein einziger Erbvollstrecker Kinghtley vor die Doctors commons brachte, wurde bekannt, daß sich sein Mobiliar-Vermögen auf ungefähr 45,000 Pf. Sterling (1 Million 100,000 Fr.) belief. Nach Sir Thomas Meinung ist seine Sammlung Zeichnungen alter Meister die schönste in Europa; er bestimmt sie zuerst dem Könige, dann dem brittischen Museum, Hrn. Peel und Lord Dudley. Wenn sie zu dem Preis von 20,000 Pf. Sterling von diesen Personen und dem Museum ausgeschlagen wird, soll sie in allen Haupt- und großen Städten Europas um denselben Preis ausgeboten, und wenn sie endlich auf diese Weise nicht verkauft werden kann, versteigert werden. Zwei Bände Malereien von Fra Bartolommeo werden um 800 Pf. Sterling gerade auf dieselbe Weise ausgeboten; ausgenommen, daß die Nationalgallerie an die Stelle des brittischen Museums tritt; so wie auch eine Reihe Original-Cartons von Leonardo da Vinci für sein Abendmahl entworfen, um den Preis von 1000 Pf. Sterling, das Weib Potiphars, Joseph anklagend, von Rembrandt, um 1500 Pf. Sterling und zwei kleine Gemälde von Raphael für 1000 Pf. Sterling. Der königlichen Akademie bietet er seine Sammlung architektonischer Formen um 250 Pf. Sterling an, da sie ihn noch einmal so viel gekostet hat.

Paris.

Hr. Couffin, ehemaliger Pensionär der französischen Akademie zu Rom und einer der geschicktesten Architekten, ist im Begriffe, ein interessantes Werk unter dem Titel: Du genie de l'architecture herauszugeben. Die Geschichte der Kunst, ihr Geist, ihre Grundsätze, ihre Meisterwerke werden in diesem Werke, das einen starken Quartband mit 60 Tafeln bildet, behandelt werden *).

*

Die Arbeit an der Magdalenenkirche ist wieder vorgenommen worden, es wird aber nur an den Steinen gearbeitet, welche bestimmt sind, die Stufen zu dem Peristyle zu bilden.

*) Der Preis ist 40 Fr. Man subscribirt bei dem Verfasser, Vendomestraße No. 3 bei Diot, Jakobstr. No. 24. Bossange, Str. Richelieu No. 60.

Digitized by Google

N°. 54.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 8. Juli 1830.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung.

Von Johann Martin Wagner.

(Fortsetzung.)

Einige andere Bildsäulen, die man ebenfalls in diese Gruppe der Niobe aufgenommen hatte, sind schon früher als unächt anerkannt und als solche:

III. davon ausgesondert worden. Nämlich, erstens [44]) die Bildsäule eines Jünglings, in der Großherzoglichen Sammlung zu Florenz, der sich vorn überneigt, die linke Hand an's rechte Knie, die rechte aber hoch emporhaltend. Diese Bildsäule wurde früher für einen Adonis gehalten, später aber von Lanzi als der siebente der Söhne der Niobe mit den übrigen gemeinschaftlich aufgestellt. Allein so viel sich aus dem Torso und dem, was von den Armen und Schenkeln noch antik ist, schließen läßt, so gehört solcher jenem Wurfscheibenwerfer an, der unter Myrons Namen bekannt ist, und von dem mehrere antike Wiederholungen aus dem Alterthum bis auf uns gekommen sind. — Das bekannteste Exemplar ist wohl der im Museo Pio Clementino mit einem falsch aufgesezten Kopfe, denn er sollte nicht unter sich, sondern rückwärts schauen, wie jener im Pallast Massimi [45]), welcher der besterhaltenste von allen ist und dessen Kopf, welcher niemals vom Körper getrennt war, rückwärts sieht, ganz auf die Weise, wie Lucian [46]) jenen Wurfscheibenwerfer von Myrons Hand beschreibt. —

Ein anderer, diesem ähnlicher, Dioscobolus steht im innern Garten der Villa Pamfili. —

Auch in dem Capitolinischen Museum [47]) befindet sich eine antike Wiederholung desselben, welche jedoch völlig mißverstanden, von dem modernen Ergänzer zu einem fallenden Fechter ist umgeschaffen worden.

Ein anderes antikes Bruchstück desselben Wurfscheibenwerfers, den Rumpf enthaltend, findet sich in der Villa Albani in dem untersten Theil des Gartens, in einer Mauer eingemauert.

Daß also jene, aus einem Wurfscheibenwerfer zu einem Sohn der Niobe umgestaltete Bildsäule zu Florenz, nicht in die Reihe der Niobiden gehöre, hat keines weiteren Beweises nöthig.

IV. Auch eine der weiblichen Bildsäulen [48]) ist früher schon als untergeschoben anerkannt, und mit Recht von dieser Gruppe ausgeschlossen worden, obschon solche bis jezt immer noch ihre Stelle in dem Saale der Niobiden zu Florenz behauptet hat [49]). Sie ist in niedergebeugter und um Gnade flehender Stellung, mit über sich gerichte-

---

[44]) Eine Abbildung davon findet sich im Museo Pio Clementino. Der Kopf und der ausgestreckte rechte Arm sind von moderner Hand ergänzt.

[45]) Diese Bildsäule wurde im Jahr 1781 in der Villa Palombara auf dem Esquilin ausgegraben und ist die sehenswertheste von allen antiken Wiederholungen, die wir von diesem Wurfscheibenwerfer besitzen. Eine Abbildung davon findet sich in den Notizie sulle Antichità, di Guatani 1784. Febraro.

Anm. des Herausg. (Eine vortreffliche kleine, 1 Fuß hohe Wiederholung dieser Figur in Bronze befindet sich im Königl. Antiquarium in München. Auch sie hat den Kopf rückwärts gewendet. Vergl. Thiersch Epoche zweite Ausgabe S. 214.)

[46]) Jener Dioscobolus von Myrons Hand war in der Stellung einer Person, die im Begriffe zu werfen ist, mit dem Körper sich vorwärts überbeugt, den Kopf nach dem Mädchem kehrt, die ihm den Discus reichte, das eine Knie ein wenig einbeugt und ganz so aussieht, als ob er sich mit dem Wurf zugleich in die Höhe richten werde. (Lucian Philopseudes.)

[47]) An dieser Bildsäule ist blos der Rumpf antik. Der Kopf, die Arme und Beine sind von der Hand des französischen Bildhauers Monot.

[48]) Siehe hierüber in den Propyläen des II. Bandes I. Stück, §. XV.

[49]) Fabroni in seiner Abhandlung über diese Gruppe führt zwar diese Bildsäule als eine der Niobiden noch mit an, doch gibt er zu, daß es wahrscheinlich sey, daß solche nicht dazu gehöre. Bei ihm findet sich noch eine Abbildung von ihr Tab. XV. Eine andere findet sich in der kürzlich über diese Gruppe in Florenz herausgekommene Abhandlung Tab. VII., wo ebenfalls eingestanden wird, daß solche nicht zu den Niobiden gehöre.

Digitized by Google

tem Blicke dargestellt. — So sehr auch diese ihre Stellung mit der Handlung im Ganzen und der Lage der übrigen Niobiden übereinzustimmen scheint, so wird doch andererseits ihre wahre Bedeutung durch die anderwärts vorhandenen antiken Wiederholungen derselben Bildsäule völlig außer Zweifel gesezt. So befindet sich z. B. dieselbe Bildsäule noch zweimal im Museo Capitolino [50]). Einmal als Psyche mit Schmetterlingsflügeln [51]), welche antik und mit der Bildsäule aus einem Stück gearbeitet sind, das anderemal aber ohne Flügel; nicht aber, daß sie ursprünglich keine gehabt hätte, sondern aus Verschulden oder Unwissenheit des Ergänzers, welcher, da der Kopf, die Schulter und beide Arme fehlen, solche nach seiner Willkühr ohne Flügel, Gott weiß, als was, ergänzt hat.

Eine andere antike Wiederholung dieser Bildsäule der Psyche findet sich nun in der Königl. Sammlung in Paris [52]), ehemals in der Villa Borghese; auch diese hat, so wie jene auf dem Capitol, Schmetterlingsflügel [53]). Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Urbild, nach welchem diese sämmtlichen antiken Wiederholungen genommen sind, ursprünglich aus einer Gruppe von zwei oder mehr Figuren bestanden habe, denn der leidende und zugleich flehende Ausdruck und die Art, wie diese Psyche gestellt ist, scheint eine handelnde Figur, sey es Amor oder Venus, mit der sie auf irgend eine Weise verbunden war, als nothwendig vorauszusetzen. — Eine Gruppe der Art, die aus einem Amor und einer ähnlich gestalteten flehenden Psyche zusammengesezt ist, befand sich einst in der Borghesischen Sammlung in Rom, und ist nun mit den übrigen Werken dieser Sammlung dem Königl. Museum zu Paris einverleibt [54]). Dies mag genug seyn, um zu beweisen, daß diese Bildsäule ursprünglich eine Psyche vorgestellt habe, folglich nicht zu den Niobiden gehören könne, wozu sie einst durch den Unverstand oder Frevel des modernen Ergänzers ist umgeschaffen worden. — Wir hätten also von den in die Gruppe der Niobiden aufgenommenen Bildsäulen in Allem vier als untergeschoben ausgesondert.

§. IV. Von den Bildsäulen, welche zwar nicht unter die Niobiden aufgenommen worden, dennoch aber zu denselben zu gehören scheinen.

I. Hieher gehört, meiner Meinung nach, jenes sich bäumende Pferd, welches einst mit dieser Gruppe verbunden in der Villa Medicis zu Rom ist aufgestellt worden, nun aber eine abgesonderte Stelle in der Großherzoglichen Sammlung zu Florenz erhalten hat [55]). Es ließ sich vermuthen, daß dieses Pferd, da es gleich anfänglich mit der Gruppe verbunden ist aufgestellt worden, wie aus der von Perrier in Kupfer gelieferten Darstellung der Gruppe, so wie sie einst in der Villa Medicis gestanden, zu ersehen ist, auch mit den übrigen zur Gruppe der Niobe gehörigen Werken sey gefunden worden. Allein Fabroni ist dieser Meinung entgegen [56]) und sucht zu erweisen, dasselbe sey nicht mit den übrigen Niobiden vor Porta St. Giovanni ausgegraben, sondern unweit Magliana aus dem Meere gezogen worden. Er hat aber vergessen, uns die Dokumente mitzutheilen, aus welchen er diese Nachricht geschöpft hat; und seine Behauptung hat keine große Wahrscheinlichkeit, weil das Werk, hätte es im Meere gelegen, nothwendigerweise durch die Säure und das Abspühlen des Wassers an seiner Oberfläche müsse gelitten haben, wie dies an allen Marmorwerken, welche im Meere oder fließenden Wasser gefunden worden, zu bemerken ist. —

Was man gegen das Werk selbst einzuwenden hat, beruht blos auf folgenden Punkten: Erstlich, weil sich solches nicht mit der Aufstellung, welche man dieser Gruppe zugedacht, vereinigen lasse [57]). Allein hier wäre nöthig gewesen, vorher die ursprüngliche Aufstellung näher zu bestimmen; ein Punkt, auf den wir später wieder zurückkommen werden. — Die zweite Einwendung ist, daß dies Pferd im Verhältniß zu den Figuren etwas zu klein und schmächtig sey [58]). Allein es ist eine bekannte Sache, daß die alten Künstler die Beiwerke oder die den Helden beigegebenen Thiere immer etwas schmächtig und von untergeordneter Größe bielten, um dadurch die Hauptpersonen desto mehr herauszuheben und dominiren zu lassen. Auch ist der Abstand dieses Pferdes, in Hinsicht seiner Größe zu den Figuren, keineswegs so auffallend und bedeutend, daß man sagen könnte, es stehe mit den Söhnen der Niobe nicht in dem der Natur gemäßen Verhältniß. Besagte Einwendung kann also diesem Pferde nicht zum Vor-

---

50) Siehe Museo Capitolino.

51) Sie befand sich früher in der Villa D'Este in Tivoli.

52) Sie ist von carrarischem Marmor in dem neuen Katalog des Museums zu Paris unter No. 387 zu finden.

53) Eine Abbildung in Umriß findet sich in der römischen Ausgabe: Sculture della Villa Borghese, detta Pinisana. 1796. Parte I. Stanza III. No. 4.

54) Solche ist in dem neuen Katalog vom Jahr 1820 unter No. 496 zu finden.

55) Eine Abbildung von diesem Pferde ist in Fabroni's Abhandlung über diese Gruppe zu finden Tab. IV., und in der in Florenz neu erschienenen Abhandlung.

56) Dies sind seine Worte: Ma ó da supersi, che quello cavallo fu pescato alla Marina in luogo vicino alla Magliana, e per conseguenza molto miglia distante da quello, ove fu trovato la Niobe. Senza questa Notizia cavata da Monumenti certissimi ognun direbbe, che il cavallo certamente appartiene al nostro gruppo.

57) Siehe Propyläen II. Bandes I. Stück. S. 87.

58) Winckelmanns Kunstgeschichte. Weimarer Ausgabe 6. Bandes II. Abtheilung. Die Anmerkung 322. S. 99.

Digitized by Google

wurf gereichen. — Der größte Zweifel endlich beruht auf einem Stück Zaum oder Zügel, das sich auf des Pferdes Rücken erhalten, welches man für ein Leitseil des Wagenführers gehalten und daher schließen wollen, daß das Pferd kein Reitpferd vorstellen könne, sondern zu einem Zwei- oder Viergespann gehört habe [59]). Daß man sich aber hierin geirrt, läßt sich leicht erweisen. Bekanntlich wurden bei den Alten die Pferde nicht durch Stränge, wie heut zu Tage, an den Wagen angeschirrt, sondern vermöge eines Jochs, welches mit der Deichsel verbunden, auf des Pferdes Nacken lag [60]). An diesem Joche wurden die Pferde durch eine Leibgurt oder eine Halsumgürtung befestigt. Gurt oder Halsumgürtung sind an allen bis auf uns gekommenen antiken Pferden, welche ursprünglich zu einem Wagengespann gehört haben, durchgängig zu bemerken, z. B. an den bronzenen Pferden zu Venedig [61]), an jenem Pferde, welches man aus dem Theater von Herkulanum ausgegraben hat [62]), und an allen erhobenen Werken des Antiken, wo dergleichen Wagengespanne vorkommen [63]). Da nun an jenem Pferde zu Florenz weder eine Leibgurt, noch eine Halsumgürtung zu finden ist, so konnte solches unmöglich zu einem Wagen gehört haben, wie man irrig vermuthete, sondern muß vielmehr ein Reitpferd vorstellen, wie aus dem Zaum zu schließen. Wir hätten nun, da wir dieses beseitigt, die weitere Anwendung auf unsere Gruppe der Niobe zu machen.

Wie die Fabel erzählt und Ovid [64]) sehr umständlich beschrieben, so waren die Söhne der Niobe in jenem Augenblick, als sie dieses Unglück betraf, grade mit verschiedenen gymnastischen Uebungen beschäftigt; einige übten sich im Ringen, einige mit der Wurfscheibe, andere im Reiten, ein Umstand, der von den alten Künstlern, welche diesen Gegenstand zu bearbeiten hatten, verschiedentlich ist benuzt worden. So sehen wir z. B. auf der einen Seitenwand des im Museo Pio Clementino befindlichen Sarkophags [65]), die Niederlage der Niobiden vorstellend, einen Sohn der Niobe, seinen sterbenden Bruder, welcher vom Pferde gestürzt, im Arme halten; das Pferd bäumt sich mit auf den Rücken zurückgefallenem Zügel. —

Auf einer andern erhobenen antiken Arbeit [66]) gleichen Gegenstandes, welche sonst in der Villa Borghese zu Rom war, nun aber im dem Königl. Museum zu Paris zu finden ist, sind ebenfalls vier Pferde mit den Kindern der Niobe verbunden, theils mit, theils ohne ihre Reiter dargestellt. Es ist daher mit vieler Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß auch mit jener Gruppe zu Florenz ursprünglich ein oder mehrere Pferde vereinigt gewesen, und daß eben dieses Pferd, wovon hier die Rede ist, dazu mochte gehört haben. Es ist in bäumender Stellung und läßt vermuthen, daß vielleicht einer oder der andere von den Niobiden mit diesem Pferde ursprünglich verbunden gewesen. Am schicklichsten ließe sich dieses von dem fünften Sohne der Niobe vermuthen, welchen wir oben Cap. II. unter No. IX. in der Kürze beschrieben haben, der, wie

---

59) Ebendaselbst. — Siehe ferner die Abhandlung A. W. Schlegels über Cockerells Giebelgruppe abgedruckt. Giornale Enciclopedico di Napoli. Tom. II.

60) Das Joch war vorn an der Deichsel durch einen Nagel mit derselben verbunden, über welchen noch ein Riemen kreuzweis geschlungen war, wie man solches in vielen erhobenen Arbeiten, wo dergleichen Gespanne vorkommen, deutlich bemerken kann. Man sehe im Mus. Capitol. an dem großen einseitigen Sarkophag. Siehe Bottari Tom. IV. Tab. IV. Auf einem andern Sarkophag im Museo Pio Clementino und andern antiken Denkmalen mehr. Am deutlichsten beschreibt dieses Homer. Ilias. 24. Gesang. 265. Vers. wo er sagt:

Sie trugen schnell aus der Halle den rollenden Wagen der Mäuler.
Schön und neugefugt, und beeden den Korb auf den Wagen;
Huben sodann vom Pflocke das Joch der Mäuler von Buxbaum,
Glatt, mit Buckeln erhöht, und wohl mit Ringen befestigt;
Brachten zugleich mit dem Joche sein Band, neun Ellen an Länge.
Legten dieses behend auf die wohlgeglättete Deichsel,
Vorn am äußersten End, und fügten den Ring auf den Nagel;
Dreimal umschlangen sie jezo des Jochs vorragende Buckeln,
Banden dann grade sie fest, und knüpften unten die Schlinge.
Fügten die Mäuler sodann, starkhufige Dulder der Lastfuhr ꝛc.

Siehe ferner Homer. Ilias, V. Gesang 722 — 732. V. dann: Ilias XIX. Ges. 395. Vers.

61) Abbildungen davon sind in dem Werke zu finden: Delle Antiche statue Greche e Romane nella Libreria di san Marco a Venetia. Parte I. Tab. 43, 44, 45, 46.

62) Man sehe das Pferd von Herkulanum in dem Band der antiken Bronzen. Dieses Pferd ist das einzige, welches von jenem Viergespann von Bronze, das aus dem antiken Theater zu Herkulanum ausgegraben worden, übrig ist.

63) Man sehe den obenbenannten vierseitigen Sarkophag im Mus. Capitol., wo Priamus abgebildet ist, wie er dem Achilles, zur Lösung seines Sohns, Geschenke bringt. Siehe die Abbildung in Bottari Mus. Capitol. Tom. IV. Tab. IV. Siehe ferner den Sarkophag im Museo Pio Clementino. Tom. V. Tab. 31. Ferner den bronzenen Wagen in Sala Borgia im Vatikan, wovon selbst der Nagel zu bemerken, womit das Joch der Deichsel befestigt war. Museo Pio Clementino. Tom. V. Tab. B. adizionale.

64) Metam. VI. 146 ff.

65) Man sehe die Abbildung im Werke des Museo Pio Clementino. IV. Band. Tab. 17.

66) Siehe Winckelmanns Monumenti inediti Tab. 89. Ferner ist eine Abbildung davon auch in dem Werk zu finden: Sculture del Pazzo della Villa Borghese. Parte I. Stanza I. Tab. 16.

Digitized by Google

aus der Arbeit zu schließen, eigentlich nur von hinten zu sehen war. Mit dem ausgestreckten rechten Arm scheint er das Pferd gehalten zu haben, während er mit erschrockenem Blicke nach der erzürnten Gottheit emporschaut. Auf diese Weise ließe sich seine sonst etwas sonderbare Stellung einigermaaßen erklären, und zugleich würde deutlich, warum seine Vorderseite, welche dem Pferde zugekehrt war, weniger ausgearbeitet ist, als die Rückseite. — Diese meine Vermuthung gewinnt eine um so größere Wahrscheinlichkeit, weil auf beiden obenerwähnten Sarkophagen ähnliche Reitergruppen und bäumende Pferde mit auf den Rücken hängenden Zügeln, gleich den unsrigen, vorkommen. — An diesem Pferde in Florenz sind übrigens die vier Beine, sammt dem Plinthus, und die Stütze unter dem Pferde, in Form einer Staubwolke, neu, so wie auch der Vordertheil des Kopfs und der Schweif.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jean Goujon's Werke.

Bei dem Abbruche eines Hauses in der Bernhardinerstraße zu Paris sind Skulpturen entdeckt worden, die Jean Goujon zugeschrieben werden, die aber nach der Meinung der Kenner wenigstens nicht aus der guten Zeit dieses ausgezeichneten Bildhauers seyn können.

Es ist Schade, daß ein Theil der Werke dieses Künstlers, wie die Basreliefe der Kirche Notre-Dame, des Neuen Marktes, einer Thüre des Arsenals und die Skulpturen von Croix-Galine verloren gegangen sind, und wir müssen es Herrn Audot, welcher eine vollständige Sammlung der bekannten Werke *) dieses Künstlers unternommen und beinahe vollendet hat, Dank wissen, daß er ihm einen Theil des Ruhmes wieder zugeeignet hat, den ein falsches Gerücht ihm geraubt hatte. Die Skulpturen des Schlosses von Ecouen, das der Connetable Anne von Montmorency um 1517 während seiner Verbannung vom Hofe verschönerte, wurden nämlich allgemein dem Jean Bullant zugeschrieben; Herr Audot hat sich bemüht, diese Meinung zu widerlegen und aus der Vorrede zu Martins Ausgabe des Vitruv vom Jahr 1547 bewiesen, daß Jean Goujon Baumeister des Connetable Anne von Montmorency war. Man erkennt auch schon beim ersten Anblicke dieser Skulpturen eine vollkommene Aehnlichkeit mit den übrigen Werken Goujon's, der, obgleich nicht immer frei von Affektation in der Stellung und besonders in der Zeichnung der Hände und Füße, doch immer durch seine den Gegenständen und dem Raume so trefflich angepaßten Compositionen, durch seine zarten und zugleich vollen Formen, welche dem Auge das Bild der Gesundheit, Kraft und Zierlichkeit darbieten, unsere Bewunderung auf sich zieht.

(Journal des Artistes.)

*) Oeuvre de Jean Goujon, gravé au trait d'après ces statues et bas-reliefs par M. Reveil. Paris, bei Audot, Straße Maçons-Sorbonne No. 11. Der Preis eines jeden Heftes in gr. 8. ist 4 Fr.

Nekrolog.

Zu Rom starb in einem Alter von 52 Jahren die berühmte Theresa Bennicampi, Professorin der Bildhauerkunst an der Akademie zu Florenz.

Bekanntmachung.

Da die beiden bisher in Nürnberg bestandenen Künstlergesellschaften, der Nürnbergische Verein von Künstlern und Kunstfreunden und der Albr. Dürer-Verein sich mit einander verbunden haben, und fortan nur einen einzigen, unter dem erstern Namen fortbestehenden Kunstverein bilden; so machen wir dieses Ereigniß nicht nur allen unsern auswärtigen Freunden und Gönnern geziemend bekannt, und bitten Sie, die wohlwollenden Gesinnungen, mit welchen Sie bisher die beiden Gesellschaften erfreuten, auf den Gesammt-Verein überzutragen, sondern wir ersuchen namentlich auch alle auswärtigen wirklichen und Ehren-Mitglieder beider Gesellschaften sich von nun an als Mitglieder des Gesammt-Vereins zu betrachten, und ihm mit der bisher jenen bewiesenen Liebe beigethan zu bleiben.

Zugleich bemerken wir noch, daß die von dem Alb. Dürer-Verein begonnene Verloosung von Kunstgegenständen ihren ungehinderten Fortgang nimmt, und von den Mitgliedern desselben unter dem vorigen Namen fortgesezt und beendigt wird.

Nürnberg, den 5. Juni 1830.

Im Namen des Vereins von Kstl. und Kstfe.

J. G. J. Wilder, I. Direktor.
Carl Mayer, II. Direktor.

Im Namen des Albrecht Dürer-Vereins.

P. E. Geißler, I. Vorstand.
F. C. Merklein, II. Vorstand.

Digitized by Google

N°. 55.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 13. Juli 1830.

Concurs zur Verzierung des Giebelfeldes der Magdalenenkirche in Paris.

Die Aufgabe, das Giebelfeld der Magdalenenkirche mit einem passenden Werke der Skulptur zu verzieren, war schon seit dem Jahr 1826 von dem Ministerium in Anregung gebracht worden. Dies Giebelfeld ist eines der größten, welche sich jemals für eine ausgedehnte Gruppe von Statuen dargeboten haben; es hat 107 Fuß Länge, 21 Fuß Höhe und die Ausladung seiner Cornische beträgt 5 Fuß. Man weiß, daß das Giebelfeld des Parthenons zu Athen 101 Fuß Länge und nur 11 Fuß Höhe hat, daher die Figuren, die es schmückten, größtentheils nur 7½ Fuß messen. Das Pantheon zu Rom hat ein Giebelfeld von 91 Fuß Länge und 19 Fuß Höhe; der große Giebel des Louvre auf der Seite der Colonnade hat nur 80 Fuß Länge und 15 Fuß Höhe, die Figuren darin messen 9 Fuß; der Giebel an der Kammer der Deputirten hat 90 auf 16 Fuß, die Figuren messen 13 bis 14 Fuß. — Nur der Fronton der Kirche Ste. Geneviève, des ehemaligen Pantheons, ist von derselben Größe, wie der der Magdalenenkirche.

Anfänglich hatte das Ministerium den Vorsatz, die Ausführung des Werks einem ausgezeichneten Maler, Hrn. Fragonard, aufzutragen; gab aber nachher der Stimme des Publikums nach und eröffnete einen Concurs. Das Programm jedoch, worin dieser Concurs ausgeschrieben wurde, fand allgemeinen Tadel, hauptsächlich deshalb, weil man darin nicht einmal den Gegenstand bestimmt hatte. Die Wahl des Sujets war völlig frei gelassen, so daß jeder wählen konnte, was er wollte, wenn es nur nichts Profanes war. Nur die Bestimmung hatte man ausgesprochen: drei große Figuren, die heil. Magdalena und zwei Engel, sollten die Cornische des Giebels zieren, so daß die Heilige von der Darstellung im Giebelfelde fast ausgeschlossen schien, wenn nicht der Bildner sie zweimal über einander, einmal im Giebelfeld und das zweitemal auf dem Giebel, zeigen wollte. Endlich verlangte man die Skizzen in der Größe des zwanzigsten Theils des Giebelfeldes, was eben auch kein sonderliches Mittel war, sich über eine Composition von kolossalen Dimensionen ein gültiges Urtheil zu verschaffen.

Mehrere Journale bemerkten mit Recht, daß man lieber erst einen Concurs für die Wahl des Gegenstandes hätte ausschreiben sollen, wobei man den Rath von Gelehrten und Künstlern hätte hören können. Nur wenn alle Concurrenten dieselbe Aufgabe bearbeitet hatten, war eine befriedigende Entscheidung zu hoffen, während man so über Gegenstand und Ausführung zugleich Gericht halten mußte, die beide von sehr verschiedenem Werthe seyn konnten.

Von sechsundzwanzig Künstlern, welche im Mai 1829 für diese Aufgabe concurrirt hatten, wurden sechs ausgewählt, die einen zweiten Concurs im April dieses Jahres bestehen sollten; dies waren die HH. Pradier, Jacquot, Lemaire, Desboeufs, Gayrard und Guersant. Die Commission, welche die Entwürfe dieser Herren zu beurtheilen hatte, bestand aus den HH. v. Tournon, Präsidenten; Percier, Fontaine, Huvé, Architekten; Bosio, Cartellier, Cortot, Bildhauern; Gérard, Guérin, Gros, Ingres, Malern; Quatremère, Siméon, Kunstfreunden; David und Hupot, Ersatzmännern, eine Vereinigung, welche sich schon durch die Namen ihrer Mitglieder volles Zutrauen erwerben mußte.

Der Concurs litt natürlich an den Gebrechen des Programms. Der Mangel an Einheit des Gegenstandes brachte Mangel an Einheit der Richtung hervor. — Von sechs Modellen (alle in der Größe eines Achtels der Ausführung gearbeitet) stellten zwei das Gastmahl des Pharisäers dar, wie Magdalena den Balsam auf Christi Füße ausgießt; zwei andere die Grablegung, wo Magdalena eine noch untergeordnetere Rolle spielt; von den zwei letzten endlich stellt das eine die heil. Magdalena dar, wie sie die Familie Ludwigs XVI. in den Himmel einführt; das andere die Aufnahme der Magdalena unter die Seligen.

Zieht man vor allem die Wahl der Gegenstände in Betracht, so zeigt sich, daß alle sechs Künstler für nothwendig erachtet haben, die Heilige selbst in einer großen

Digitized by Google

Compoſition darzuſtellen. Die HH. Pradier, Desboeufs, Jacquot und Gueſſant wählten bibliſche Gegenſtände, und zwar ſolche, die für den an die Symbole des Chriſtenthums gewöhnten Blick gleich ſinnvoll und verſtändlich ſind. Sowohl das Ausgießen der Salbe auf des Heilands Füße, als Magdalenens Theilnahme an der Grablegung, zeigen ſie als Magd des Herrn; dort erſcheint ſie handelnd, jedoch in mehr ſinnlicher Andeutung, hier leidend, aber voll von innigem Ausdruck des Geiſtes und der Seele. In ſo fern man an einer chriſtlichen Kirche die allgemein verſtändlichen und wichtigen Symbole vorzugsweiſe darzuſtellen hat, wäre ohne Zweifel eines der beiden genannten Sujets am ſchicklichſten geweſen. Auch glaubte man allgemein, daß Hr. Pradier den Preis erhalten würde, deſſen Compoſition die Magdalena beim Gaſtmahl des Phariſäers darſtellte und ſich durch gute Anwendung, wie durch eine kluge Vertheilung der Maſſen und effektvolle Behandlung der Licht- und Schattenparthien auszeichnete. Er war im Allgemeinen dem Styl der römiſchen Sarkophage gefolgt, welche den Heiland, die Apoſtel und heiligen Weiber vollkommen im römiſchen Coſtüme zeigen, und hatte ſich auf dieſe Weiſe dem jezt allgemein von den franzöſiſchen Architekten angenommenen Syſtem angeſchloſſen, welche die Kirchen im Styl der erſten chriſtlichen Kirchen, der Baſiliken, erbauen. In der Mitte ſah man den Heiland, von mehreren Apoſteln umgeben, und vor ihm kniend, Magdalena, die ſeine Füße ſalbt; alle übrige Figuren bis zu den liegenden in beiden Giebelecken erinnerten an die in den Wundergeſchichten Chriſti vorkommenden Perſonen.

Denſelben Gegenſtand hatte auch Hr. Desboeufs vorgeſtellt in einem Styl, der ſich der maleriſchen Behandlung des Le Sueur nähert. Chriſtus ſteht in der Mitte des Giebelfeldes, die Linke auf einen Tiſch geſtüzt, um welchen einige Apoſtel gruppirt ſind, mit der Rechten ſegnet er die Reuige, welche vor ihm kniet. Der eine Winkel des Giebels iſt mit einer Gruppe von Weibern ausgefüllt, welche ſich anſchicken, ihre Kinder vor den Heiland zu bringen, der andere mit einer Gruppe von Dürftigen, welchen die Ueberreſte des Mahles zu Theil werden. Die Anordnung der Gruppen und Linien, die eine gewiſſe Symmetrie in das Ganze brachte, aber doch dieſelbe Kunſt zu verbergen wußte, erwarb dieſem Werke vieles Lob.

Trotz dieſer Vorzüge ſcheinen jedoch beide Werke, hauptſächlich ihres Gegenſtandes wegen, von den Richtern minder hoch geſtellt worden zu ſeyn. Die franzöſiſche Kritik ſagte ſich, Gegenſtände der Art ſeyen ſchon unter tauſend Formen von den Malern aller Zeiten und Schulen dargeſtellt und dem Volke alltäglich geworden, das vor ſolchen ihm von Kindheit auf bekannten Scenen nun meiſtens kalt bleibe. Das Volk, wie die Leute von Einſicht, ſehnten ſich nach neuen Eindrücken, die Phantaſie wolle auf ungewohnte Weiſe erregt ſeyn u. ſ. w. Daher neigte man ſich zu den neuen Ideen, und da der Entwurf des Hrn. Gayrard, wie die Familie Ludwigs XVI. durch die heil. Magdalena in den Himmel eingeführt wird, theils unpaſſend, theils von geringerem künſtleriſchen Werthe befunden wurde, ſo erhielt Hr. Lemaire den Preis.

Seine Compoſition ſtellt die Aufnahme der Magdalena unter die Seligen dar, und er hat ſie ohne Zweifel allegoriſch, aber leider in einer Weiſe gedacht, welche leicht Mißverſtand erregt und wirklich erregt hat. In der Mitte des Giebelfeldes ſteht Chriſtus, mit ausgebreiteten Händen zu der vor ihm knienden reuigen Magdalena gewendet, und ſein Geſtus drückt die Begnadigung aus, welche in der Glorie um ſein Haupt durch die Worte angedeutet iſt: Fides tua te salvit. Zu ſeiner Rechten ſteht der Engel der Gnade, zu welchem, wie fürbittend, drei weibliche Geſtalten nahen, die an die drei theologiſchen Tugenden erinnern, obgleich ſeitwärts von ihnen eine Mutter mit drei Kindern ſizt, welche ſogleich die Idee der Caritas erweckt. Zu äußerſt im Winkel des Giebelfeldes wird eine gläubige Seele, vielleicht die Heilige ſelbſt, von dem Engel der Auferſtehung aus dem Grabe gerufen. Zur Linken Chriſti ſteht der Engel des Gerichts mit gezücktem Schwerdte gegen die Verdammten gewendet, die vor ſeinem Anblick in den Abgrund fliehn und ohne Zweifel die Perſonifikationen der Laſter ſeyn ſollen. Auf dieſe allegoriſche Weiſe gedeutet, erſcheint die Compoſition ihrer Idee nach verwickelt und unklar; auch fühlt man ſich beim erſten Anblick geneigt, eine Scene des jüngſten Gerichts darin zu ſehen, wo auf der einen Seite die Seligen aufgenommen, auf der andern die Verdammten in den Abgrund geſchleudert werden, in der Mitte aber die Büßerin keineswegs als Heilige, ſondern eben als eine gewöhnliche Sünderin erſcheint, die nun am Tage des Weltgerichts vor Chriſto ihre Begnadigung empfängt. Was die Ausführung betrifft, ſo ſind die Gruppen gut geordnet und belebt; es iſt etwas von Flaxmann's Auffaſſungsweiſe darin, nur erinnert der Heiland allzuſehr an Thorwaldſens Chriſtus, und die Magdalena iſt bis auf die Wendung des Hauptes ganz nach der berühmten Statue von Canova genommen.

Uebrigens gab dieſer Concurs Veranlaſſung zu mancherlei nicht unnüzen Betrachtungen. Mit Recht hatte man erwartet, daß für ein durch ſeine Größe, wie durch ſeine Beſtimmung ſo ausgezeichnetes Werk der Skulptur ſich die erſten Künſtler als Preisbewerber in die Reihe ſtellen würden; aber von ſämmtlichen Bildhauern der Akademie war Hr. Pradier der einzige, welcher concurrirte. Daher war das Publikum im Voraus überzeugt, daß Er und kein Anderer den Preis erhalten würde, und der

Digitized by Google

ihr Ausdruck nicht so recht zur Handlung. Der Blick des obsiegenden Ringers ist über sich gerichtet, statt daß solcher auf den unterliegenden geheftet sn sollte, wodurch der Kopf einen widersinnigen Ausdruck erhält. Auch bemerkt man an beiden, da wo die Köpfe angesezt sind, daß die Biegung des Halses nicht völlig mit der des Kopfes übereinstimmt. Doch wenn auch diese Köpfe nicht zu den Körpern gehören, so ist damit noch nicht bewiesen, daß auch die Körper nicht zu dieser Gruppe gehört haben. Ihr übereinstimmendes Verhältniß mit den übrigen Bildsäulen dieser Gruppe, der fast gleiche Styl der Arbeit, verbunden mit dem Umstand, daß solche mit den übrigen zugleich sind gefunden worden, spricht sehr für ihr Familienrecht; um so mehr da von Ovid und andern ausdrücklich gesagt wird [73]), daß zwei der Söhne grade im Ringen begriffen waren, als sie Apollons Todesgeschoße traf. Es ist zwar wahr, daß Ovid als ein späterer Dichter nicht für den Inhalt und die Anordnung dieses Kunstwerks Beweis geben kann. Doch hat auch Ovid nicht blos aus sich geschöpft und höchst wahrscheinlich den Stoff zu seiner Dichtung, so wie der Künstler aus schon früher vorhandenen Sagen und Werken gezogen.

Unzulänglich scheint mir endlich jene Einwendung zu seyn [74]), daß die Art, wie solche mit einander ringen, für ein brüderliches Spiel viel zu gewaltthätig sey. Daß man im Ringen, auch wenn solches zu bloßer Unterhaltung geschieht, seinem Gegner gerne etwas mehr zu thun pflegt, liegt in der Natur der Sache. Wer in seiner Jugend dergleichen Spiele und gymnastische Uebungen mitgemacht hat, wird dies wohl am besten wissen. — Daß sie sich erdrücken, oder, wie andere wollen, gar die Arme brechen, kann ich nicht finden. Der obsiegende Ringer scheint dem unterliegenden das Geständniß abnöthigen zu wollen, ihn als Sieger anzuerkennen und seinen Gegner so lange in einer etwas schmerzhaften Stellung unter sich zu halten, bis er sich selbst als überwunden angegeben hat. Dieses ist, wie mir scheint, was der Künstler in diesen beiden Ringern hat ausdrücken wollen.

Eine weitläufigere Untersuchung aller einzelnen Theile und der dagegen gemachten Einwendungen würde hier überflüssig seyn, da nicht als völlig ausgemacht zu erweisen ist, daß die Gruppe unfehlbar zu den Niobiden gehört habe, obschon alle hier obwaltende Umstände und vorliegende Gründe ausschließlich für meine Meinung zu sprechen scheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

73) Phoedimus infelix, et aviti nominis haeres
Tantalus, ut solito finem imposuere labori,
Transierant ad opus nitidae juvenile palaestrae.
Et jam contulerant arcto luctantia nexu
Pectora pectoribus, cum tento concita cornu,
Sicut erant juncti, trajecit utrumque sagitta:
Ingemuere simul. Simul incurvata dolore
Membra solo posuere; simul suprema jacentes
Lumina versarunt, animam simul exhalarunt.
Ovidius Metamorph. Lib. 6 V. 239. —

74) A. W. Schlegel in seiner schon mehrmals erwähnten Abhandlung.

Lithographien.

1) Le retour au village, nach einem Gemälde von Destouches, lithographirt von Aubry-Lecomte. 14 Zoll auf 12. Bei Noël dem Aelt. Str. Neuve des Petits-Champs, 6. Preis 6 Fr.

2) Les politiques de village, von Ortlip nach Wilkie, 15 Zoll auf 18. Druck von Villain.

3) Costumes d'Italie, 12 Blätter von Colin, 10 Zoll auf 8. Bei Giraldon, Durchgang Vivienne 26.

4) Vues pittoresques des principaux chateaux des environs de Paris et des départemens, von A. Blanchetон, 27ste Lief. Bei dem Verfasser. Str. Neuve des Petits-Champs, 39.

5) Cathédrales françaises, von Chapuy. 20ste Lief. in 4. Bei Engelmann. Cité Bergère.

6) Vues des ruines de Pompéi, nach dem im Jahr 1829 zu London erschienenen Werke, von W. Gell und J. P. Gandy. 15te Lief. Bei F. Didot, Str. Jakob, 24. Preis 6 Fr.

7) Paysages, von Huet, 12 Bl. 10 Bl. 10 Zoll auf 8. Bei Motte, Str. des Marais, 13.

8) Iconographie des contemporains. 23ste und 24ste Lief. Legendre, Fabre d'Eglantine, Chaumette, Petion, Pichegru, Savary, Bonchamps, Bernadotte. Bei Delpech, Quai Voltaire, 1.

Uebersetzungs-Anzeige.

Zur Vermeidung von Collisionen zeigen wir an, daß nächstens in unserm Verlag eine deutsche Uebersetzung von Vasari's Lebensbeschreibungen der Künstler, mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet, erscheinen wird.

Stuttgart und München, 30. Juni 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

N°. 56.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 15. Juli 1830.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung.

Von Johann Martin Wagner.

(Fortsetzung.)

III. Nun haben wir noch von jenen Bildsäulen zu handeln, welche, obschon sie nicht mit den übrigen zugleich sind gefunden worden, dennoch zu dieser Gruppe der Niobe gehören mögen; denn, wie schon oben ist bemerkt worden, war diese Gruppe keineswegs vollständig, als man sie entdeckte. Einige Bildsäulen sind vielleicht für immer für uns verloren; andere, wie es scheint, schon früher von der Gruppe getrennt und auf diese Weise das Eigenthum verschiedener Besitzer geworden, die fehlenden Theile wurden sodann von unerfahrnen Künstlern irrig ergänzt und zu etwas ganz anderem umgestaltet, wie solches leider nur zu häufig der Fall ist, so daß man oft die größte Mühe hat, das was die Bildsäulen ursprünglich vorgestellt haben, wieder zu erkennen. Hieher gehört jene Bildsäule in der Großherzoglichen Sammlung in Florenz [75]), welche unter dem Namen des Narcissus bekannt ist, höchst wahrscheinlich aber zu der Gruppe der Niobe gehört. Es ist ein auf beiden Knien ruhender Jüngling, mit etwas vorgebogenem Körper und über dem Rücken liegendem linken Arm. Die beiden Beine und die Hälfte des linken Schenkels sind mit Gewand umwunden. Der Kopf dieser Bildsäule, so wie der erhobene rechte Arm, sind neu, und von keiner sonderlich gelungenen Arbeit. Man hat diese Bildsäule ihrer widersprechenden Stellung ungeachtet für einen Narcissus ausgegeben, der über seine eigene zufällig im Wasser gesehene Bildung erstaunt, und in dieser Voraussetzung dieselbe von der Gruppe der Niobe ausgeschlossen. — Daß sie jedoch einen der Niobiden vorstelle, scheint sowohl aus der Stellung, als auch der Aehnlichkeit der Arbeit hervorzugehn. Er ist, von hinten getroffen, auf beide Knie niedergesunken, den linken Arm in den Rücken schlagend, da wo er den tödtlichen Pfeilschuß erhalten, während er vom Schmerz durchdrungen seine Rechte über das Haupt emporhebt. — Wer diese Bildsäule mit Aufmerksamkeit betrachtet, wird mir seinen Beifall nicht versagen und mit mir wünschen, daß dieselbe mit der Gruppe der Niobe wieder vereinigt werde.

IV. Daß einige von den Niobiden durch Zeit und Umstände von den übrigen sind getrennt und zum Theil zerstört worden, erhellet vorzüglich aus einem Bruchstück, welches in dem Museo Pio Clementino aufbewahrt wird, und uns die deutlichsten unwiderlegbarsten Beweise an die Hand gibt, daß ursprünglich noch eine Tochter mehr gewesen, die mit dem ältesten Sohne verbunden eine Gruppe ausmachte. Von dieser Gruppe, die ursprünglich aus einer stehenden männlichen Figur, nämlich dem ältesten Sohn, und der jüngsten Tochter zusammengesezt war, ist blos noch ein Ueberrest in Rom [76]) vorhanden, welcher in dem, der männlichen Figur angehörigen linken Schenkel, Bein und Fuß besteht, nebst einem Theil des linken Vorderarms und der Hand, womit dieser Jüngling ein Mädchen zu unterstützen scheint, welches in halbkniender Stellung zu seinen Füßen hingesunken ist. Das Mädchen hat sich, mit Ausnahme des Kopfs und rechten Fußes, vollständig erhalten. Ihr rechter Arm ist über den männlichen Schenkel geworfen; der linke hängt schlaff an dem Körper herab, dessen Oberthell vom Gewande entblößt ist. Ueber den Händen des Mädchens, zunächst am Gelenke sind strickartig gedrehte Armbänder zu bemerken. Sie ruht auf dem rechten Knie, während das rechte Bein etwas nach vorn aufgestellt ist. Der Kopf des Mädchens neigte sich, so wie aus der Biegung des Halses zu schliessen, über die rechte Schulter; denn der nun aufgesezte Kopf, obschon antik, ist nicht der ihrige und von ganz verschiedener Arbeit, so wie auch der Marmor von ganz

[75]) Abbildungen von dieser Bildsäule finden sich in dem Werke des Gori über das Museum in Florenz, so wie in der zu Florenz neuerdings herausgekommenen Abhandlung über diese Gruppe. Tab. XIV. XV.

[76]) Siehe im Werke des Museo Pio Clementino die Abbildung.

Digitized by Google

anderer Gattung ist. — Das Mädchen ist sterbend mit einer Wunde unter der rechten Brust dargestellt, wie aus dem eingebohrten Loche, worin ein Pfeil, vielleicht von Erz, eingesezt war, sich schließen läßt. — Sie scheint ihrer Bildung nach fast von gleichem Alter, wo nicht noch jünger, als die im Schooße der Mutter liegende Tochter zu seyn. — Der an diesem Bruchstück noch vorhandene Schenkel des Mannes, so wie das über dasselbe geworfene Gewand, stimmt mit dem in Florenz befindlichen ältesten Sohn der Niobe [77]), welcher sich mit der Rechten das Gewand über das Haupt zieht, bis auf alle Kleinigkeiten und jede einzelne Falte ganz vollkommen überein, so daß daran gar nicht zu zweifeln, daß auch jener in Florenz befindliche Sohn der Niobe, von dem dieses Bruchstück eine antike Wiederholung ist, einst mit seiner jüngern Schwester verbunden eine Gruppe ausmachte.

Unbezweifelt kann daher angenommen werden, daß diese in Florenz fehlende Tochter von der dort vorhandenen Bildsäule des ältesten Sohns abgebrochen, und der auf dem männlichen Schenkel zurückgebliebene Ueberrest des weiblichen Arms von dem unverständigen Ergänzer dieser Bildsäule vertilgt und weggemeißelt worden, wodurch jene verdorbene Stelle entstanden, welche über dem linken Knie des ältesten Sohnes deutlich zu erkennen ist.

An jener Bildsäule des ältesten Sohns in Florenz ist der ganze linke Arm, womit derselbe seine Schwester umfaßte, neu ergänzt.

Nicht unmöglich wäre es, daß jenes obenerwähnte Bruchstück [78]), welches seines verstümmelten Zustandes wegen bei der Ausgrabung dieser Gruppe in dem Weinberg, wo solche gefunden wurde, ist zurückgelassen worden, grade der Rumpf dieser nun fehlenden Tochter gewesen. — Das in Rom befindliche Bruchstück ist von Pentelischem Marmor und dessen Rückseite fast ganz vernachlässigt. — Es ist auch aus demselben abzunehmen, daß die Gruppe ursprünglich nicht aus einem Stück Marmor gearbeitet, sondern das rechte Bein der männlichen Figur, welches nun fehlt, besonders angesezt war; dieser Ansatz oben am Schenkel bildete keine grade Fuge, sondern war keilförmig eingefügt; auf dem Plinthus ist die Spur des Fußes noch deutlich zu bemerken. An der weiblichen Figur aber, welche eigentlich den Hauptbestandtheil dieses Bruchstücks ausmacht, ist, wie wir schon oben bemerkt haben, alles übrige von sehr guter Erhaltung. — Dieses Bruchstück gibt uns also den deutlichsten und unumstößlichsten Beweis, daß diese Tochter der Niobe, welche einst mit dem ältesten Sohn eine Gruppe ausmachte, in der Großherzoglichen Sammlung in Florenz fehle, und die Zahl der Niobiden daselbst keineswegs vollständig sey, wie Herr Cockerell irrig vermuthete.

V. Auch scheint zu der Gruppe der Niobe noch jene Bildsäule zu gehören, welche in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts in Prag ist aufgefunden worden. Aller Wahrscheinlichkeit zu Folge ist dieselbe unter der Regierung des Kaisers Rudolph, jenes großen Beschützers der Künste, dahin gebracht worden, welcher auch viele italienische Künstler nach Prag kommen ließ, um sich derselben zum Bau und zur Verschönerung seines Pallasts zu bedienen. Als aber im Jahr 1783 — 1784 dieser Pallast zu einem Militärgebäude bestimmt und deshalb geräumt werden mußte, wurden die darin enthaltenen Geräthschaften und längst vergessenen Kunstwerke verkauft und im eigentlichen Sinne verschleudert. Hierunter befand sich nun auch jene Bildsäule, welche ein Steinmetz von Prag nebst mehreren andern marmornen Bruchstücken an sich brachte. Von diesem kaufte solche Herr v. Barth in Wien um eine ganz unbedeutende Summe; welcher sie sodann im Jahr 1814 wieder an Se. Königliche Hoheit den Kronprinzen, jezt regierenden König von Bayern abtrat, in dessen Antiken-Sammlung zu München sie nun in Verbindung mit mehreren andern vortrefflichen Werken des Alterthums eine ihrer würdige Ausstellung erhalten hat.

Diese Bildsäule [79]) ist in natürlicher Größe, ohne alles Gewand, und stellt einen zarten Jüngling vor, der, auf beiden Knien ruhend, mit emporgehobenen Armen und in die Höhe gerichtetem Blicke von der erzürnten Gottheit sich Gnade zu erflehen sucht. Obschon der Kopf und die beiden Arme fehlen, so geht doch ihre ganze Bedeutung aus der Biegung des Körpers und der Richtung der noch übrigen Theile deutlich genug hervor. Man hat ihn Ilioneus genannt, weil seine flehende Stellung mit dem Bilde, welches Ovid von ihm entworfen, völlig übereinstimmt. — Dieses bewunderungswürdige Kunstwerk [80]) ist von allen Seiten gleich gut und sorgfältig vollendet, und übertrifft in Hinsicht seiner ganz vortrefflichen Arbeit alle übrigen zu dieser Gruppe gehörigen Bildsäulen bei weitem. Es scheint daher jene Vermuthung zu bestätigen, daß die meisten, wo nicht alle nun vorhandenen, zu dieser Gruppe gehörigen Bildsäulen blos Wiederholungen oder Nachahmungen eines vollkommenen Originalwerks seyen, nach welchem

---

[77]) Siehe oben Cap. I. §. V. Dessen Abbildung ist in Fabroni's Abhandlung Tab. VI. zu sehen, wie auch in der Abhandlung, welche kürzlich über diese Gruppe in Florenz herausgekommen, siehe Tab. IX.

[78]) Man sehe Fabroni's Abhandlung über diese Gruppe, wo es heißt, daß man in der Vigna, wo diese Gruppe ausgegraben wurde, den Rumpf von einer Bildsäule zurückgelassen habe, weil solcher zu nichts anderm dienen könne, als zur Ergänzung der übrigen.

[79]) Man vergl. jezt die Abbildung der verstümmelten Gruppe und der Florentinischen Statue bei Thiersch Epochen, 2te Ausg. Taf. 3. Anm. 30. (D. H.)

[80]) S. die Abbildung dieser Bildsäule im Kunstblatt 1823. No. 45.

sie von mehr oder weniger geschickten Künstlern verfertigt worden. Und sollte man irgend eine derselben für ein Originalwerk jener ursprünglichen Gruppe halten wollen, so würde eben diese vor allen andern darauf den ersten Anspruch machen können. — Eine umständlichere Abhandlung über diese Bildsäule geben zu wollen, halte ich für überflüssig, weil jede Beschreibung, ohne Anschauung des Werkes selbst, doch immer nur unvollkommen und unzulänglich bleiben wird.

VI. Leztlich bin ich der Meinung, daß dieser Gruppe der Niobe noch eine andere Bildsäule mangle, nämlich die einer Amme. Meine Gründe beruhen hauptsächlich auf folgenden Punkten: — Wir haben oben unter den, der Gruppe der Niobe unbezweifelt angehörigen Bildsäulen, auch die eines Pädagogen mit aufgezählt; hat nun der Künstler, von dem diese Gruppe herrührt, es für nothwendig oder zweckmäßig gehalten, den Söhnen der Niobe einen Pädagogen zur Begleitung zu geben, so erfoderten dieselben Gründe und zwar in einem noch weit höheren Grade, ein gleiches auch bei den Töchtern, und es war der Schicklichkeit gemäß, diesen auch eine Amme beizugesellen. Daß die alten Künstler die Gesetze des Schicklichen in ihren Werken sehr strenge befolgten, sehen wir aus allen ihren Werken, und läßt sich, ohne daß man weiter nach andern Beispielen umzusehen braucht, selbst aus jenen erhobenen Werken, welche diese Fabel der Niobe zum Gegenstand haben, zur Genüge erweisen. Denn sowohl auf dem obenerwähnten Sarkophag im Museo Pio Clementino [81]), als auch auf jenem sonst in der Villa Borghese, nun in Paris befindlichen erhobenen Werke [82]), ist außer dem Pädagogen jedesmal auch eine Amme zu finden, die, so wie der Pädagog auf der einen Seite die Söhne begleitet, auf der andern Seite den Töchtern Beistand leistet.

Auch in blos artistischer Ansicht scheint der Pädagog auf Seiten der Söhne auch eine Amme als Gegenfigur auf Seiten der Töchter zu erheischen. Die Annahme des Einen scheint die Andere zur Symmetrie der Gruppe und zur Wiederherstellung des Gleichgewichts als nothwendig zu bedingen. Und da die Künstler, von welchen die obenerwähnten erhobenen Werke gleichen Gegenstandes herrühren, diesen Grundsaz bei minder wichtigen Werken so gewissenhaft befolgt haben, so glaube ich um so zuversichtlicher annehmen zu können, daß auch der Schöpfer dieses größern Meisterwerks denselben beobachtet habe, daß demnach auch mit unserer Gruppe zu Florenz ursprünglich eine Amme verbunden gewesen.

Antike Bildsäulen, welche Ammen oder Sklavinen vorstellen oder vorstellen könnten, sind selten; auf erhobenen Werken, namentlich auf Sarkophagen kommen solche häufiger vor. In runden Bildsäulen kenne ich deren blos zwei in der Antiken-Sammlung auf dem Capitol. Die eine ist sizend, mit einem Krug in den Händen, und hat das Ansehen einer alten trunkenen Sklavin. Die andere ist stehend und scheint eine alte Amme vorzustellen, ganz so, wie dieselben auf den Sarkophagen so häufig vorkommen. Maffei [83]), in der von ihm herausgegebenen Sammlung der vorzüglichsten antiken und modernen Bildsäulen, hat solche als eine Sibylla angegeben. Später erklärte man dieselbe für eine Präfica [84]), eine antiquarische Benennung, die gewöhnlich allen alten Weibern, bei denen man nicht weiß, was man aus ihnen machen soll, gegeben wird. — Winckelmann [85]) endlich hielt sie für eine Hecuba, in dem Augenblick, wo diese Königin den Astyanax von den Mauern der Stadt Troja herabstürzen sieht. — Geistreich ist allerdings Winckelmanns Einfall. Allein ich kann deshalb doch nicht glauben, daß die alten Künstler jemals Bildsäulen verfertigt haben, wo der Anschauer, um solche zu verstehn, sich erst eine Stadtmauer und einen Jüngling, der gerade in dem Augenblick über dieselbe herabgestürzt wird, dazu denken muß. Solche verschrobene, sentimentale Werke der Kunst kannte man glücklicherweise damals noch nicht. — Was mich betrifft, so sehe ich in dieser Bildsäule nichts mehr und nichts weniger, als eine alte häßliche Sklavin oder Amme, welche bestürzt und wehklagend gegen den Himmel emporsieht; grade so, wie etwa eine Amme der Töchter der Niobe in jenem Augenblick des Schreckens sich geberden würde. Sie ist stehend gebildet, schief über sich sehend, mit häßlicher, höchst kläglicher Miene. Der rechte Vorderarm sammt der Hand, in welcher sie eine Rolle hält, ist neu. Durch diese Pergamentrolle wollte wahrscheinlich der Ergänzer sie als eine Sibylla bezeichnen. — Mit der Linken scheint sie ihr Gewand zusammenzufassen. Ihr Anzug ist dürftig und einer alten Sklavin oder Amme völlig angemessen. Er besteht in einem Unterkleid mit langen Aermeln und knappem Mantel; mit Schuhen an den Füßen, und in ein Tuch eingebundenen Haaren, grade

---

[81]) S. Museo Pio Clementino. Tom. IV. Tab. XVII.

[82]) S. Sculture de Palazzo della Villa Borghese detta Pinciana. Parte I. Stanza I. No. 16. Roma, 1796. (Eben so auf dem erst im Jahr 1824 zu Rom ausgegrabenen, jezt in der Glyptothek zu München befindlichen Sarkophag, von welchem der Verf. eine Nachricht im Kunstblatt 1824. No. 56. gegeben hat. Anm. des Herausgebers.)

[83]) Maffei. Raccolta di statue antiche etc. Tab. 25.

[84]) Museo Capitolino. Tomo III. Tab. 62. Monumenti antichi inediti di Guatani. Novembre e Decembre 1788. Tab. II., wo ebenfalls eine gute Abbildung davon zu sehen ist.

[85]) Winckelmann Trattato preliminare di Monumenti inediti. Cap. 4. §. 35. Guatani tritt Winckelmanns Meinung bei.

Digitized by Google

so, wie jene beiden Ammen der Töchter der Niobe an den obenerwähnten Sarkophagen dargestellt sind, und wie man gewöhnlich dergleichen Sklaverinnen auf erhobenen Arbeiten der Alten gebildet findet **). Kurz alles könnte diese Bildsäule zu einer Amme der unglücklichen Niobiden berechtigen, Stellung, Kleidung, Ausdruck des Gesichts; nur allein die Arbeit nicht, welche, man kann sagen, höchst mittelmäßig, wo nicht schlecht zu nennen ist, so großes Aufhebens übrigens auch Winckelmann **), Guatani **) und andere von dieser Bildsäule gemacht haben. Sie ist unendlich viel geringer, als alle zur Gruppe der Niobe gehörigen Figuren, ja mit denselben im Geringsten nicht zu vergleichen, noch weniger zu verbinden; man müßte nur annehmen wollen, daß dieses eine schlechte Nachbildung von einem besseren Werke sey, oder daß die ganze Bildsäule in einem der früheren Jahrhunderte schändlicherweise sey überarbeitet worden, wie dieses leider an so vielen andern antiken Werken geschehen.

VII. Minder wichtig für unsere Gruppe scheint mir hingegen die Bildsäule des Amphion zu seyn, obschon zwar auf antiken Bildwerken, welche die Fabel der Niobe zum Gegenstand haben, dieselbe ebenfalls vorkommt. Z. B. auf jenem erhobenen Werke, sonst in der Villa Borgheſe, nun in Paris befindlich, ist Amphion dargestellt, wie er, mit Schild und Harnisch bewaffnet, einen seiner jüngern Söhne im Arme hält. — Fabroni in seiner Abhandlung über die in Florenz befindliche Gruppe der Niobe ist geneigt die Bildsäule des Pädagogen für die des Amphion zu halten. Doch ist diese Meinung schon von andern widerlegt worden und bedarf also hier keiner weitern Erörterung. Ob aber mit unserer Gruppe zu Florenz einst auch die Bildsäule des Amphion verbunden gewesen, läßt sich meiner Meinung nach eben so wenig erweisen, als durchaus verneinen. Es wäre möglich, doch leidet die Gruppe durch den Mangel derselben auch nicht den geringsten Abbruch. Niobe ist es, die in ihrem Stolze als Mutter einer zahlreichen Familie sich übermüthig gegen Latona bewies. Apollo und Diana, um ihre Mutter an der Niobe zu rächen, tödteten ihre Kinder. Amphion kommt bei diesem Ereigniß gar nicht mit in die Handlung. Er kann zwar als Vater dabei seyn, doch ist seine Gegenwart zur Darstellung der Fabel keineswegs nöthig; ja ich bin sogar der Meinung, daß, wenn diese Niobiden ursprünglich mit den Bildsäulen des Apollo und der Diana vereinigt gewesen, wie ich späterhin zu erweisen hoffe, die Figur des Amphion nicht schicklich mit dieser aus freistehenden Bildsäulen bestehenden Gruppe könnte verbunden werden. Apollo und Diana machen hier den handelnden, die Niobe mit ihren Kindern den leidenden Theil aus, bei welchem Niobe unstreitig die Hauptfigur ist, weil auf sie, als die Urheberin alles Unglücks, die Strafe des Uebermuths zurückfällt. Niobe müßte also nothwendig in der Mitte der Gruppe gestanden haben; Apollo und Diana aber, welche auf ihre Kinder, die Niobiden, ihre Pfeile abschoßen, auf beiden Seiten, so wie dieses auf dem im Vatikan befindlichen Sarkophag dargestellt ist. — Auf dem erhobenen Werk, welches einst dem Prinzen Borgheſe gehörte, steht Niobe an dem einen und Amphion an dem andern Ende des Sarkophags, an dessen schmalern Seiten, welche nun fehlen, wahrscheinlich nicht Apollo und Diana angebracht waren. Niobe erfoderte bei dieser Art von Darstellung eine Gegenfigur und machte folglich den Amphion nothwendig. Dies ist aber bei unserer Gruppe nicht der Fall. Ich bin daher geneigt zu glauben, daß Amphion niemals mit dieser Gruppe verbunden gewesen.

So viel sind nun der Bildsäulen, die ich entweder als untergeschoben von dieser Gruppe ausgeschlossen, oder als dazu gehörig damit vereinigt wünsche. Zwar lassen sich die Gründe für meine Meinung nicht bei allen mit gleicher Zuversicht und Gewißheit darlegen, weil die nöthigen Belege fehlen, um die Wahrscheinlichkeit zur vollen Gewißheit zu erheben; doch ist dies wenigstens bei einigen der Fall: nämlich bei jener weiblichen Bildsäule (siehe Cap. III. §. II.), welche anderwärts als Anchirroe bekannt ist und in keinem Fall zu dieser Gruppe gehören kann; zweitens bei jener Tochter (siehe Cap. IV. §. IV.), welche in Rom vorhanden, aber in Florenz fehlt, wie solches aus dem in Rom vorhandenen Ueberrest des männlichen Schenkels und darüber liegenden Gewandes, welches mit jener Bildsäule des ältesten Sohns in Florenz bis auf alle Kleinigkeiten vollkommen übereinstimmt, auf das Klarste sich erweisen läßt, so daß auch hierüber keine Widerrede stattfinden kann. Bei den übrigen lassen sich die Beweise nicht bis zur vollen Gewißheit steigern, weßwegen ich mich vor der Hand begnügen muß, jenen Gründen, warum ich einige von den Niobiden ausgeschlossen, andere wieder darunter aufgenommen wissen will, den möglichsten Grad von Wahrscheinlichkeit verschafft zu haben, bis vielleicht die Zeit und künftige Entdeckungen uns der Wahrheit näher bringen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

**) Z. B. auf Sarkophagen, wo die Fabel der Phädra und Hippolyt dargestellt ist.

**) Winckelmanns Kunstgeschichte 5. Buch 3. Cap. §. 3. und ferner 7. Buch 4. Cap. §. 35.

**) Guatani. Monumenti antichi inediti del Anno 1788. Monat November und December. Eine antike Wiederholung von dem Kopfe dieser Amme findet sich in dem Casino da Villa Pamphili von Porphyr.

Digitized by Google

N°. 57.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 20. Juli 1830.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung.

Von Johann Martin Wagner.

(Fortsetzung.)

II. Abschnitt.

Gründe, warum die Gruppe der Niobe nicht wohl in einem Giebel konnte gestanden haben.

§. I.

Da namentlich Herr Cockerell diese Hypothese aufgestellt und dieselbe in einem radirten Blatte mit beigefügter Erläuterungsschrift dem Publikum bekannt gemacht hat, diese seine Schrift aber in mehreren Zeitschriften und antiquarischen Blättern **) gleichsam als Basis seiner Hypothese ist abgedruckt worden und hiedurch bei dem Publikum bereits eine Art von Sanktion erhalten hat, so sehe ich mich genöthigt, hier, wo ich das Unstatthafte dieser Meinung zu beweisen suche, bestimmt auf jene Aeußerungen des Herrn Cockerell zurückzukommen, um aus denselben zu zeigen, auf welch unsichere Gründe und falsche Voraussetzungen seine Vermuthung gebaut sey.

Herr Cockerell behauptet in der Erklärung **), die er seinem radirten Blatte beigefügt hat: „daß bei Ausgrabung dieser Gruppe (die beiden Ringer davon abgerechnet) nicht mehr und nicht weniger als zwölf Kinder der Niobe seyen gefunden worden, welche vollkommen gut erhalten gewesen. Denn sollte ja die Zahl derselben aus 13, 14 oder mehr Bildsäulen bestanden haben, so müßte man nothwendigerweise bei der Ausgrabung einige Bruchstücke derselben gefunden haben. Es scheine daher gewiß zu seyn, daß diese Gruppe in ihrer Vollständigkeit aus nicht mehr als 14 Bildsäulen bestanden habe, die Mutter und den Pädagogen miteingerechnet.“ — Diese Behauptung des Herrn Cockerell steht aber sowohl mit den Nachrichten, die wir über diese Ausgrabung haben, als auch mit den von dieser Gruppe vorhandenen Bildwerken im offenbarsten Widerspruch.

Erstens wird in dem Kaufbrief und andern diese Ausgrabung betreffenden Dokumenten, welche Fabroni *) in seiner Abhandlung über die Gruppe uns mitgetheilt hat, ausdrücklich gesagt, daß es 15 Stücke waren, die man zusammen gefunden hat, wobei jedoch die beiden Gruppen, nämlich die der Ringer, welche auch mit inbegriffen, so wie die der Mutter mit der jüngsten Tochter, jede für zwei Figuren gezählt worden. Unter diesen 15 Bildsäulen ist noch die Mutter und der Pädagog mit inbegriffen; nehmen wir diese beiden sammt den Ringern von der Zahl hinweg, so bleiben blos 11 Bildsäulen für die Kinder, und nicht zwölf, wie Herr Cockerell angibt.

In denselben Dokumenten wird **) außer diesen Bildsäulen noch von einem Rumpfe gesprochen, der mit den übrigen Bildwerken ist gefunden worden, den man aber seines schlechten Zustandes wegen nicht mitgezählt, und, wie es scheint, als unbrauchbar zurückgelassen hat. Woraus sich ergibt, daß außer den obenerwähnten ursprünglich eine Bildsäule mehr vorhanden gewesen, wodurch Cockerells Aussage, daß mit jenen Bildsäulen keine Bruchstücke seyen gefunden worden, widerlegt wird.

Zweitens erhellet aus den vorhandenen zu dieser Gruppe gerechneten Bildsäulen, so wie Herr Cockerell sie zu seiner Giebelgruppe zusammen gestellt hat, schon von selbst, daß solche weder durchaus ächt, noch daß sie vollzählig seyen; selbst dann nicht, wenn wir von allen jenen Vermuthungen in Hinsicht der Ringer, des Pferdes und der übrigen Bildsäulen, von welchen oben als höchst wahrscheinlich zu dieser Gruppe gehörigen Werken ist gehandelt worden, abgeben, und darauf keine weitere Rücksicht neh-

**) Z. B. von A. W. Schlegel im Giornale Enciclopedico di Napoli. Aprile 1819. In der neu in Florenz herausgekommenen Abhandlung über diese Gruppe, von Abbate Zannoni. Anderer in Deutschland und Frankreich erschienenen Blätter nicht zu gedenken.

**) Man sehe dessen Schrift am Anfange dieser Abhandlung.

*) Man sehe Fabroni's Abhandlung über diese Gruppe und die oben aus denselben angeführten Dokumenten.

**) Siehe oben I. Abschnitt. Die Anmerkung No. 9.

Digitized by Google

men wollen. Denn auch ohne jene bleibt, wie wir oben gezeigt haben, als ausgemacht erwiesen, daß von den Bildsäulen, welche Herr Cockerell in seine Giebelgruppe aufgenommen hat, wo nicht zwei, doch wenigstens eine von den Töchtern [93]) als untergeschoben auszuschließen und eine andere Tochter [94]) als durchaus dazu gehörend, in diese Familiengruppe aufzunehmen sey. Hieraus muß nun nothwendigerweise eine ganz andere Zusammenstellung dieser Bildsäulen sich ergeben, und Cockerells Giebelgruppe kann wenigstens in der von ihm gegebenen Form nicht mehr bestehen.

Herr Cockerell sucht seiner Behauptung, daß diese Gruppe aus nicht mehr als 12 Kindern, der Mutter und dem Pädagogen bestanden habe, durch die Autorität des Homer [95]) und Ovid [96]), welche ebenfalls nur 12 Kinder der Niobe angenommen haben, Wahrscheinlichkeit zu geben. Allein diesen lassen sich viele andere Schriftsteller entgegensetzen, welche theils eine größere, theils eine geringere Zahl der Niobiden aufzählen. So zählen z. B. Euripides [97]), Apollodorus [98]) und Diodorus [99]) von Sicilien deren 14, nämlich 7 Söhne und 7 Töchter. Hesiodus [100]) nimmt 20 an, 10 Söhne und eben so viele Töchter. — Herodot [101]) zwei Knaben und drei Mädchen. — Die Tragödien des Aeschylos und Sophokles, welche ebenfalls diesen Gegenstand bearbeitet haben, sind verloren gegangen. — Wer kann nun wissen, ob der Künstler, von dem diese Gruppe herrührt, diesem oder jenem Dichter vorzugsweise gefolgt sey? — Auch auf den noch vorhandenen antiken Bildwerken findet man die Zahl der Kinder der Niobe sehr verschieden angegeben. Auf jenem Sarkophag im Museo Pio Clementino [102]) hat der Künstler eine ungleiche Zahl, nämlich 6 Söhne und 7 Töchter dargestellt. Auf dem Deckel desselben Sarkophags sind die Kinder der Niobe nochmals, aber schon getödtet abgebildet, nämlich 5 Söhne und 5 Töchter, welche jedoch mit der unteren Darstellung des Sarkophags in keiner absoluten Verbindung zu stehen scheinen. — Wollte man aber die auf den Deckel und die unten auf dem Sarkophag dargestellten Niobiden zusammenzählen, so würden 11 Söhne und 12 Töchter herauskommen. — Auf jenem, sonst in der Villa Borghese, nun aber in Paris befindlichen erhobenen antiken Werk [103]), welches eben diesen Gegenstand darstellt, finden sich, außer dem Amphion und der Niobe, 7 Söhne und 7 Töchter, 2 Pädagogen und 1 Amme. — Wer mag nun wissen, aus welcher Quelle diese Künstler geschöpft haben, oder ob sie sich vielleicht gar die Freiheit genommen, die Zahl der Niobiden nach eigenem Gutbefinden zu vermehren oder zu vermindern. — Bei dieser, in Hinsicht der Zahl der Niobiden unter Dichtern und Künstlern obwaltenden Verschiedenheit, läßt sich daher unmöglich mit Bestimmtheit angeben, aus wie viel Bildsäulen ursprünglich unsre Gruppe der Niobe bestanden habe.

Daß ferner Herr Cockerell wiederholt behauptet, die zu dieser Gruppe gehörigen Bildsäulen seyen bei ihrer Ausgrabung ganz vollkommen erhalten gewesen, bedarf keiner weitern Widerlegung, indem die in Florenz vorhandenen Bildsäulen, von denen, wie wir oben [104]) gezeigt haben, keine einzige ohne mehr oder weniger beträchtliche Ergänzung ist, von der Unrichtigkeit dieser Angabe das beste, unwiderlegbarste Zeugniß geben.

Herr Cockerell scheint es daher bei der Zusammenstellung seiner Giebelgruppe hauptsächlich darin versehen zu haben, daß er die zur Gruppe der Niobe gerechneten Bildsäulen, so wie solche nun in Florenz vereinigt aufgestellt sind, für unbezweifelt und vollzählig genommen hat, ohne die Aechtheit derselben und das, was an denselben antik und nicht antik ist, zuvor gehörig untersucht zu haben. Aus dieser Vernachlässigung der einzelnen Theile mußte nothwendigerweise ein falscher Schluß für die Aufstellung des Ganzen hervorgehen, und es läßt sich vermuthen, daß bei etwas strengerer Untersuchung der Bildsäulen und aller dabei obwaltenden Umstände Herr Cockerell seine Hypothese von selbst würde aufgegeben haben.

§. II.

Einen andern Beweis zu Gunsten seiner Hypothese sucht Herr Cockerell aus der allmählich abnehmenden Größe dieser Bildsäulen und ihrer Bearbeitung zu ziehen.

Was jedoch den ersten Punkt anbelangt, so läßt sich, meiner Meinung nach, hieraus nichts zu Gunsten der von Hrn. Cockerell aufgestellten Meinung beweisen. Daß den zur Gruppe der Niobe gehörigen Bildsäulen von dem Künstler eine ihrem Alter gemäße Abstufung der Größe

---

93) Siehe oben I. Abschnitt. III. Cap., II. §.

94) Siehe oben I. Abschnitt. IV. Cap., IV. §.

95) Ilias XXIV. v. 602.

96) Ovid. Metamorph. VI. v. 224.

97) Euripides Phönis. v. 162.

98) Apollodorus Bibliothek. III. C. 5.

99) Diodor. v. Sicil. IV. Buch C. 74.

100) Siehe Apollodorus Biblioth. III. C. 5.

101) Ebendaselbst.

102) Eine Abbildung davon ist im Museo Pio Clementino Tom. IV, Tab. XVII. P. 33. und bei Fabroni in der Abhandlung über diese Gruppe Tab. XVIII. zu ersehen.

103) Eine Abbildung davon ist in Winckelmanns Monumenti Inediti No. 89 und in dem Werk über die Villa Borghese. Roma. Tom. I. Stanza I. Tab. 16.

104) Siehe das Verzeichniß der zu dieser Gruppe gerechneten Bildsäulen im I. Abschnitt II. Cap., wo ich alle wesentlichen Ergänzungen angegeben habe, um zu zeigen, wie ungegründet auch hierin Cockerell's Behauptung ist.

Google

ist gegeben worden, kann doch wohl niemand befremden, da es eine der Natur gemäße Sache ist. Denn der Unterschied der Größe zwischen einer und der andern Bildsäule ist nicht bedeutender, als gerade die Verschiedenheit des Alters ihn mit sich bringt, die Mutter ausgenommen, welche im Verhältniß zu ihren Kindern viel zu groß und mächtig erscheint. Allein der wahre Grund hievon ist keineswegs in der Anwendung auf eine Giebelgruppe, sondern in dem Grundsatz zu suchen, dem die alten Künstler in allen ihren Werken gefolgt sind, nämlich: die Hauptfigur über ihre Umgebung sehr mächtig herauszuheben und dominiren zu lassen. Die Gruppe des Laokoon kann hier zum überzeugendsten Beispiel vor allen übrigen dienen, zwischen der Figur des Vaters und denen seiner beiden Söhne ist ein eben so unverhältnißmäßiger, ja noch größerer Abstand zu bemerken, als zwischen der Niobe und ihren Kindern, ohne daß sich deswegen jemand berechtigt finden könnte, auch diese Gruppe in einen Giebel zu stellen. — Laokoons Söhne, namentlich aber der ältere ist schon als mannbar und ausgewachsen dargestellt, und dabei doch in einem so auffallenden Grade kleiner, als der Vater, so daß es dem Auge des Beschauers sogar widerlich erscheint. Aus gleicher Ursache wird man auch an den Bildsäulen des Castor und Pollux die ihnen beigegebenen Pferde im Verhältniß immer etwas zu klein finden; denselben Grundsatz sieht man auch an fast allen antiken Werken, seyen sie rund oder erhoben, beobachtet. — Aus diesem Umstand ist also zu Gunsten der von Herrn Cockerell aufgestellten Meinung nicht das Geringste zu erweisen.

Was ferner die Bearbeitung dieser Bildsäulen insbesondere betrifft, so sucht Herr Cockerell daraus, daß dieselben auf der Rückseite mehr oder weniger vernachlässigt sind, den Schluß zu ziehen, sie seyen in dem Giebel eines Tempels gestanden, wo nur die Vorderseite gesehen werden konnte. Allein auch dieser Schluß ist sehr seicht und unhaltbar, und scheint vielmehr gegen Hrn. Cockerells Meinung zu zeugen.

Erstlich sind die Bildsäulen in Hinsicht ihrer Bearbeitung einander nicht alle gleich. Einige sind von der Rückseite fast ganz vernachlässigt, andere mehr ausgeführt, andere hingegen von allen Seiten gleich gut vollendet. Zu denen, welche auf der Rückseite am wenigsten bearbeitet sind, scheinen mir vorzüglich die beiden Söhne No. 3 und 12 zu gehören [105]). Die Mutter und die Töchter sind zwar von der Rückseite bearbeitet, doch nicht in dem Grad, wie auf der Vorderseite; zu diesen darf auch der Pädagog gerechnet werden. — Bei den beiden Söhnen No. 1 und 2 ist der Unterschied zwischen Vorder- und Rückseite nur gering [106]). Der Sohn No. 13 hingegen ist von allen Seiten gleichmäßig vollendet [107]) mit Ausnahme des linken Beins, welches gänzlich mangelt. Wahrscheinlich war dieses Bein sammt einem Theil der Plinthe von der Bildsäule abgebrochen und verloren gegangen, wie so viele andere Theile dieser Bildsäulen schon bei ihrer Entdeckung mangelten, und der neuere Ergänzer hat, wie es scheint, ohne Bedenklichkeit den Bruch übermeißelt, als ob das Bein niemals da gewesen wäre. Denn ich kann unmöglich glauben, daß die alten Künstler eine einbeinige Bildsäule sollten aufgestellt haben. Die Lokalität oder der beschränkte Raum kann dem Künstler zu keiner Entschuldigung dienen, indem sich in einem solchen Fall von ihm erwarten läßt, daß er seiner Bildsäule keine andere Stellung würde gegeben haben, als eine solche, die sich mit dem gegebenen Raum vertragen hätte. Daß unser Künstler diese Ungereimtheit hier begangen habe, wird um so wahrscheinlicher, da er die übrigen Theile der Bildsäule, z. B. den Rücken, ganz gut und sorgfältig vollendet hat. Das fehlende Bein ist also nicht auf die Rechnung des alten Künstlers, sondern auf die des neuern Ergänzers zu schreiben. — Ueberhaupt haben diese Bildwerke durch Unverstand und Gewissenlosigkeit eben so sehr gelitten, wie leider alle früher ergänzten Bildwerke. — Der sonst so berühmte Algardi steht in der Reihe dieser Kunstschänder oben an. — So ist auch der auf dem Rücken liegende oder sterbende Jüngling [108]) von allen Seiten ganz vollkommen ausgearbeitet. Der kaum bemerkbare Unterschied der Vollendung, welchen Herr Cockerell am linken Ohr dieser Bildsäule will bemerkt haben, ist eine Zufälligkeit, welche hier gar nicht in Betracht kommen kann.

Da nun diese der Gruppe der Niobe zugehörigen Bildsäulen nicht gleichmäßig bearbeitet, sondern einige von ihrer Rückseite vernachlässigt, andere hingegen von allen Seiten gleich vollkommen ausgeführt sind, so ließe sich, wie ich glaube, hieraus vielmehr das Gegentheil von Cockerells Meinung erweisen. Denn es ist aus den übrigen auf uns gekommenen Giebelgruppen zu schließen, daß die alten, früheren Künstler auch die Bildsäulen, welche zur Verzierung der Giebelfelder bestimmt waren, von ihrer Rückseite, so wie von ihrer Vorderseite gleich sorgfältig auszuführen und zu vollenden pflegten. Die aus den Giebeln des Parthenons entnommenen Bildwerke geben davon einen sprechenden Beweis; in einem noch weit höheren und auffallendern Grade aber die Bildwerke aus

---

105) Nach Cockerell's Aufstellung und Giebel. In meiner Abhandlung No. V. und X.

106) Nach Cockerell's Aufstellung. In meiner Abhandlung No. IX. und VI.

107) Nach Cockerell's Aufstellung. In meiner Abhandlung No. VIII.

108) Nach Cockerell's Aufstellung im Giebel die 9te Figur. In meiner Abhandlung aber unter No. VII. angeführt.

Digitized by Google

den Giebeln des Jupiter Panhellenius auf Aegina. An diesen ist die Vorderseite von der Rückseite gar nicht zu unterscheiden; und hätte ihre Vorderseite nicht durch die Witterung gelitten, so würde man nimmermehr errathen können, welches ursprünglich die Vorder-, und welches die Rückseite dieser Bildsäulen gewesen, obschon solche vermöge ihrer Aufstellung in den beiden Giebelfeldern des Tempels von ihrer Rückseite gar nie konnten gesehen werden. — Es scheint daher ein Grundsatz der alten Künstler, namentlich der frühern Epoche gewesen zu seyn, ihre Bildsäulen auf allen Seiten gleich sorgfältig und vollkommen auszuarbeiten, ohne auf den Stand oder die Bestimmung derselben Rücksicht zu nehmen. Diesen löblichen Kunstbrauch scheint man von der frühesten Zeit an bis über die Epoche des Phidias hinaus deutlich befolgt zu haben. Erst später fing man an die Rückseite der Bildsäulen, wenn solche an einer Wand anzustehen hatten, zu vernachlässigen, wie dieses zum Theil auch an der in Florenz befindlichen Gruppe der Niobe der Fall ist. — Es hätte sich daher von jenem Künstler, der diese Gruppe nach Cockerells Meinung für einen Giebel verfertigt hat, erwarten lassen, daß solcher entweder der ältern Sitte, die Bildsäulen hinten und vorn gleichmäßig zu vollenden, oder den spätern Kunstgebrauch, die Bildsäulen nur von ihrer Vorderseite auszuarbeiten, die Rückseite aber zu vernachlässigen gefolgt wäre. Da nun aber diese Bildsäulen theils auf ihrer Rückseite vernachlässigt, theils von allen Seiten gleichmäßig vollendet sind, so können sie ursprünglich nicht für einen Giebel bestimmt gewesen seyn, sondern hatten wahrscheinlich eine andere Aufstellung, von der wir uns vorbehalten, im Verfolge dieser Abhandlung umständlicher zu sprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Platz Ludwig des Fünfzehnten zu Paris.

Ludwig XV. schenkte diesen Platz der Stadt Paris unter der Bedingung, ihn auszuschmücken, weshalb die Administration angemessen fand, in der Mitte desselben die Reiterstatue des Gebers aufrichten zu lassen.

Diese Statue, mit deren Ausführung Bouchardon, der geschickteste Bildhauer jener Zeit, beauftragt war, wurde am 20. Juni 1765 in Bronze aufgestellt. Ludwig XV. in römischer Kleidung und einer Perücke, mit Lorbeeren bekränzt, hielt in der Linken die Zügel des Pferdes, in der Rechten den Kommandostab. Das Piedestal aus weißem Marmor war mit vier Tugenden, der Stärke, Mäßigkeit, Klugheit und Gerechtigkeit, und mit zwei bronzenen Basreliefs geziert, wovon eines den König darstellte, wie er Europa den Frieden gibt, das andre ihn auf einem Wagen, vom Siege gekrönt und vom Ruhme begleitet, zeigte.

Bouchardon hatte kaum das Modell der Statue und des Pferdes vollendet, die aus einem Gusse geformt werden sollte, als der Tod ihn dahinraffte; Pigalle, den er selbst als den einzigen hiezu fähigen Bildhauer bezeichnete, mußte das von ihm hinterlassene Werk vollenden; eine Wahl, welche hinlänglich die Stufe zu erkennen gibt, auf der sich damals die Künste befanden.

Diese Statue wurde am 11. August 1792 unter der Regierung der gesetzgebenden Versammlung umgestürzt und in Geld verwandelt. Im Museum der Straße der Petits-Augustins war der rechte Fuß dieser Statue zu sehen, den Alex. Lenoir, der Gründer und Vorsteher dieses Museums, von dem Gießer um den Preis des rohen Kupfers erhalten hatte.

Die Reiterstatue Ludwig XV. wurde unmittelbar nach dem 11. August 1792 durch eine kolossale, sitzende Statue aus Gyps, die Freiheit darstellend, ersetzt, deren Ausführung den Talenten der HH. Michallon und Lemot anvertraut worden war.

Im Jahre VIII. (1800) beschloß der erste Konsul, der damals andre Ideen hatte, die Statue der republikanischen Göttin wie mit einem Zauberschlage verschwinden zu lassen, und beauftragte Hrn. Peyre, Statue und Piedestal in einer einzigen Nacht wegzuschaffen, so daß keine Spur mehr davon übrig blieb. Der Befehl wurde pünktlich ausgeführt; am folgenden Morgen war die Stelle, wo das Monument sich befunden, gepflastert, wie der übrige Platz, und die Pariser rieben sich die Augen, als sie bemerkten, daß in einem Augenblicke ihnen die Freiheit geraubt worden war.

Der erste Konsul hatte die Errichtung einer Triumph-Säule für die französischen Armeen in den Hauptstädten eines jeden Departements anbefohlen. Die Ausführung der von Paris war dem Maler und Architekten Moreau aufgetragen. Es wurde aber nur das Modell dieser Säule auf dem Platze ausgeführt, das über zwei Jahre daselbst blieb, um das Publikum selbst über den Effekt urtheilen zu lassen, den man von dem Monumente erwartete. Der Künstler hatte auf dem Unterbaue die 84 Departements durch Figuren, die sich die Hände reichen, um ihre Vereinigung und Stärke zu charakterisiren, sinnreich dargestellt.

Ein andres Monument von ganz verschiedenem Charakter wird sich bald an dem Platze erheben, den die National-Säule einnahm.

N°. 58.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 22. Juli 1830.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung.

Von Johann Martin Wagner.

(Fortsetzung.)

§. III.

Meine ferneren Gründe, warum ich glaube, daß diese Gruppe nicht für einen Giebel bestimmt oder geeignet sey, beruhen zum Theil auf der Beschaffenheit der Bildsäulen selbst.

Bildsäulen, welche in einem Giebel stehen, müssen, da sie einen Theil der Architektur ausmachen, so wie diese ganz symmetrisch angeordnet und vertheilt seyn. Jede Seite des Giebelfeldes muß mit der andern in vollkommener Uebereinstimmung stehen; das ist, auf jeder Seite müssen gleich viele Figuren enthalten seyn, die einander sowohl in Stellung, als Bedeutung das Gleichgewicht halten. Was auf der einen Hälfte des Giebels ist angebracht worden, muß sich gewissermaaßen auf der andern wiederholen. Liegende Figuren müssen liegenden, sitzende hinwieder sitzenden gegenüber zu stehen kommen. Nur die Mittelfigur, da sie im Giebel keine Gegenfigur hat, macht hievon eine Ausnahme, sie muß immer etwas größer seyn, als die übrigen, theils um als Hauptfigur der darzustellenden Handlung desto vortheilhafter herauszutreten, theils auch um den Mittelraum, welcher der größte im Giebelfelde ist, besser auszufüllen. Nach außen zu haben die Bildsäulen unmerklich an Größe abzunehmen, und müssen sich an beiden Enden mit liegenden Figuren, welche die äußersten Winkel des Giebelfeldes einnehmen, schließen. Diese Grundsätze haben die Alten durchgängig bei ihren Giebelgruppen befolgt, wie dieses aus den alten Ueberlieferungen sowohl, als aus den jüngst entdeckten Giebelgruppen sich hinreichend erweisen läßt. —

Die auf Aegina im Jahr 1811 entdeckten Bildwerke, im Besitze Seiner Majestät des Königs von Bayern, welche einst in den beiden Giebelfeldern des Panhellenischen Jupitertempel vertheilt standen, sind in Hinsicht ihrer Anordnung im strengsten Sinn symmetrisch. In der Mitte stand eine Minerva; Ihr zu beiden Seiten stehende, gegen einander kämpfende Krieger, von denen jedesmal der auf der einen Seite mit seinem Gegenmann auf der andern Seite, sowohl in Stellung als Bewaffnung vollkommen übereinstimmt. Hinter den zunächst der Minerva stehenden Kämpfern folgt auf jeder Seite ein Bogenschütze in halbknieender Stellung, gleichmäßig einander gegenüber. Mehr nach außen zu, hinter dem Bogenschützen, ist auf jeder Seite ein knieend fechtender Krieger zu sehen. Und in den äußersten Winkeln des Giebelfeldes liegen zwei Verwundete, ebenfalls ganz symmetrisch, einander gegenüber. — Mit mehr Regelmäßigkeit und größerer Uebereinstimmung hätte doch wohl diese Giebelgruppe nicht angeordnet werden können. —

Daß dieses auch bei den übrigen Giebelgruppen der Alten der Fall war, ist aus den von Pausanias uns überlieferten Nachrichten ähnlicher Denkmäler zu ersehen. Seine Beschreibung [100]) der am Tempel des olympischen Jupiters aufgestellten Giebelgruppen mag vor allen andern hier zum Beispiel dienen. An der Vorderseite dieses Tempels war die Vorbereitung oder Zurüstung zu dem Wettrennen, welches Pelops und Oenomaus mit einander gehalten, von der Hand des Mäonius aus Thracien dargestellt. In der Mitte des Giebels hatte Jupiter, als die Gottheit des Tempels, seinen Platz. Zu Jupiters Rechten stand Oenomaus; zur Linken Pelops, als die beiden Hauptfiguren der Handlung. Neben dem Oenomaus stand weiterhin Sterope, dessen Gemahlin; und dieser gegenüber Hippodamia an Pelops Seite. Zunächst der Sterope war Myrtillus, des Oenomaus Wagenlenker, sitzend angebracht. — Diesem gegenüber des Pelops Wagenlenker, Sphärus. Hinter diesen beiden Wagenlenkern, rechts und links, hielten die Pferde, auf der einen Seite die des Oenomaus, auf der andern die des Pelops. — Hinter diesen folgten auf jeder Seite zwei Stallknechte zur Wartung der Pferde. Und dann in den äußersten Winkeln des Giebelfeldes zwei liegende Flußgötter: Kladeus auf der Seite des Oenomaus und Alpheus auf Pelops

[100]) Pausanias, B. 5. Eliaca. C. 10.

Seite. — Wer erkennt nicht in dieser Anordnung, so wie bei den obenerwähnten äginetischen Giebelgruppen die höchste Symmetrie und die vollkommenste Uebereinstimmung der einander gegenüber aufgestellten Bildsäulen? Im Hintergiebel desselben Tempels war der Kampf der Kentauren und Lapithen auf Perithous Hochzeit von der Hand des Alkamenes, Schüler des Phidias, vorgestellt. — Perithous, als die Hauptfigur, stand in der Mitte des Giebelfelds. Auf der einen Seite Käneus, der gegen den Kentaur und Eurytion streitet, welcher des Perithous Braut geraubt hat. Auf der andern Seite Theseus mit der Axt gegen einen Kentauren kämpfend, der einen Knaben gepackt hat. Was weiter in den beiden Winkeln des Giebelfeldes enthalten war, sagt Pausanias nicht. — Auch diese Giebelgruppe, so weit Pausanias solche beschreibt, ist ganz symmetrisch und streng nach dieser Regel angeordnet. — Aber diese symmetrische Anordnung erstreckte sich bei den Alten nicht blos auf Giebelgruppen, sondern auf alle Werke der bildenden Kunst, welche mit der Architektur verbunden, ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen. Das Denkmal des Lysikrates in Athen, welches unter der gewöhnlichen Benennung der Latern des Demosthenes bekannt ist, kann hier besonders zum Beispiel dienen. An diesem choragischen Denkmal sind die Figuren, welche im Frieße enthalten sind und den Bacchus nebst einem Chor von kämpfenden Satyren vorstellen, also angeordnet, daß jede Gruppe, auf der einen Seite mit ihrer Gegengruppe, auf der andern Seite sowohl was den Inhalt, als die Hauptform der Gruppe betrifft, vollkommen übereinstimmt. Um dieses verständlicher zu machen, folge hier eine kurze Uebersicht dieser um den Frieß herum angebrachten erhobenen Arbeiten. In der Mitte, grade über der am Architrave angebrachten Inschrift, ist Bacchus sitzend dargestellt, doppelt so groß, als alle übrigen Figuren. In der Linken hält er eine Trinkschale, mit der Rechten scheint er scherzend einen Panther zu berühren, welcher neben ihm sizt und seine Pfote nach der Schale ausstreckt. Auf der entgegengesezten Seite dieses runden architektonischen Monuments ist ein Delphin zu sehen, dessen Hintertheil noch die Form eines Menschen hat; dieser, so wie der Bacchus, dessen Gegenstück er auf der Kehrseite bildet, hat die doppelte Größe der übrigen Figuren. Dies sind also die beiden Hauptbilder des Frießes. — Alle übrigen den Frieß umgebenden Gruppen, zur Linken und Rechten dieser beiden einander entgegenstehenden Hauptbilder, stellen Satyren vor, welche gegen andere, die keine Satyren sind, kämpfen, und sind in Darstellung und Inhalt der Gruppen durchaus ähnlich und übereinstimmend, so daß es wirklich zu bewundern ist, wie bei aller Abwechslung in der Darstellung dennoch so viele Symmetrie der einander gegenüberstehenden Gruppen konnte beobachtet werden. — Die Abbildungen, welche Stuart in seinem Werke davon gegeben, sind höchst unrichtig und ihm nicht wohl zu verzeihen, da dieser Frieß dem Auge damals ganz nahe stand, und folglich mit aller Bequemlichkeit konnte gezeichnet werden. — — Hieraus ersehen wir, wie gewissenhaft und streng symmetrisch die Alten bei Anordnung ihrer Giebelgruppen und bei Verzierung architektonischer Werke überhaupt in der Regel verfahren sind.

§. IV.

Nehmen wir nun Hrn. Cockerells Anordnung seiner Giebelgruppe zur Hand, und untersuchen, in wie fern dieselbe dem Sinne der Alten und den von ihnen in solchen Fällen befolgten Grundsätzen entspreche. — — Statt Töchter den Töchtern und Söhne den Söhnen gegenüberzustellen, statt Liegende den Liegenden und Kniende den Knienden entgegenzusetzen, um eine vollkommene Uebereinstimmung aller Theile, ein symmetrisches Gleichgewicht der Gruppe hervorzubringen, so wie wir dieses an den Giebelgruppen der Alten sehen, finden wir nach Herrn Cockerells Aufstellung die allereinförmigste und zugleich die allerunharmonischste Gruppe, die man sich nur denken kann. — Alle Bildsäulen stehen ohne Einheit der Handlung, ohne geistige Verbindung, ohne Symmetrie und ohne alle Bedeutung gleich telegraphischen Figuren, deren Sinn man nicht versteht, einander gegenüber. Die Bildsäulen auf der einen Seite haben nicht die geringste symmetrische Uebereinstimmung mit denen auf der andern Seite. — Jene drei Söhne zur Rechten der Mutter bieten dem Auge eine fast gleiche Bewegung der Arme und Biegung der Beine dar; alle hängen nach einer Seite, gleich Bäumen am Abhange des Waldes, die der Sturmwind umgelegt hat. — Der rücklings liegende Sohn zur Linken der Mutter verursacht in der Gruppe eine häßliche Lücke und stört die Symmetrie auf eine höchst unangenehme Weise, obschon Herr Cockerell hierin eine ganz besondere Schönheit finden will, welche einzusehen ich bis jezt noch nicht im Stande war. — Die Lage dieses sterbenden Jünglings beweist übrigens für sich allein schon deutlich genug, daß diese Bildsäule ursprünglich nicht für einen Giebel bestimmt war. Eine solche auf dem Rücken liegende Bildsäule kann auf einer so hohen Stelle, wie der Giebel ist, von unten hinauf fast gar nicht gesehen werden, da dieselbe in dieser Lage und bei der Höhe des Gesimses dem Auge des von unten Hinaufschauenden keine Fläche oder Ansicht gewährt. Ein Stückchen Arm und etwas vom Schenkel wäre vielleicht alles, was man von derselben mit dem Auge erreichen könnte. — Alle liegende Bildsäulen, welche in den Giebeln der Alten vorkommen, stützen sich gewöhnlich auf den einen oder den andern Arm, wodurch der Körper etwas erhoben wird und dem Auge des Untenstehenden eine Fläche entgegen bietet. Dies ist

Digitized by Google

der Fall bei jenen des Panhellenischen Jupiter-Tempels auf Aegina, so wie bei den aus den Giebeln des Parthenons entnommenen Bildsäulen des Theseus und des sogenannten Ilyssus. — — Die beiden Söhne im äußern Winkel des Giebels, zur Linken der Mutter, widerstreben einander in ihren Stellungen; und eine für das Auge höchst unangenehme Wiederholung zweier ganz gleichförmig gebogener Arme neben einander findet sich an der Mutter und ihrer Tochter zur Linken.

Nach Cockerells Anordnung bleiben ferner die beiden äußersten Winkel des Giebelfeldes völlig leer. Diesen Uebelstand dem Auge gewissermaßen zu verbergen, hat Herr Cockerell in seinem radirten Blatte die Ecken seines Giebels sehr weislich abgebrochen. — Als Vermuthung fügt er seiner Erklärung hinzu, daß vielleicht Flußgötter in den beiden äußersten Winkeln des Giebels gelegen, von welchen aber keine Spur noch Nachricht vorhanden. — Wäre ursprünglich diese Gruppe für einen Giebel bestimmt gewesen, so würde der Künstler, der solche zu bearbeiten gehabt, wegen Ausfüllung der beiden Winkel keineswegs in Verlegenheit gekommen seyn, da ihm der Gegenstand selbst die schönste Gelegenheit dazu an die Hand gab; er hätte in denselben ein Paar der Niobiden sterbend in liegender Stellung anbringen können, ohne genöthigt gewesen zu seyn, seine Zuflucht zu Flußgöttern oder andern fremden Hülfsmitteln zu nehmen, die mit der Fabel in gar keiner Verbindung stehen. — Bei dem Vordergiebel des olympischen Jupiter-Tempels wurden zwar auch Flußgötter zu gleichem Zwecke angebracht, allein hier war der Fall sehr verschieden, indem der darin aufgestellte Gegenstand durchaus keine liegende Figuren zuließ, und Mäsius nothgedrungen diese Winkel mit Flußgottern ausfüllen mußte, welche übrigens sehr gut zum Gegenstand passen, da jenes Wettrennen zwischen beiden Flüssen gehalten wurde.

Uebrigens hat Herr Cockerell sein Möglichstes gethan, diese Bildsäulen einer Giebelgruppe anzupassen. Daß sie seiner Anordnung widerstrebten, ist zwar nicht seine Schuld; er hätte sie aber eben deshalb auch nicht zu etwas anwenden sollen, wozu sie nicht gemacht waren. Denn da sie an und für sich vortrefflich sind, dabei aber in eine Giebelgruppe nicht passen wollen, so liegt hierin, wie mir scheint, schon allein der beste Beweis, daß sie ursprünglich nicht für eine solche Aufstellung bestimmt waren.

§. V.

Der vorzüglichste Grund aber, warum ich nicht glauben kann, daß diese Gruppe einst in einem Giebel gestanden, beruht hauptsächlich auf folgendem Umstand: Mir scheint, daß die Gruppe der Niobe ohne den Apollo und die Diana, die Urheber dieser Jammerscene, vernünftigerweise nicht bestehen kann, noch jemals bestanden hat. Denn was soll man von einem Haufen von Menschen halten, die in schmerzhaften Stellungen sich krümmen und winden, und in ihrer Noth sich Hülfe vom Himmel erflehen, wobei man aber die Ursache ihres Leidens, Schmerzens und Jammers nicht einsieht? Wer kann errathen, was ihnen fehlt? — Könnte man nicht eben sowohl glauben, die Gruppe stelle eine Mutter vor, die mit ihren Kindern giftige Erdschwämme genossen, deren schädliche Wirkung sie bereits empfinden? Einige von den Kindern sind schon dem Gifte erlegen, andere laufen, Hülfe suchend, ängstlich umher; andere sehen ihrem nahen Tode mit banger Erwartung entgegen. — — Von einem so geschickten und verständigen Künstler, wie der, welcher ein solches Kunstwerk hervorzubringen im Stande war, läßt sich erwarten, daß er auch die Ursache werde angegeben haben, warum diese unglückliche Familie leidet und jammert.

Daß man sich zu der Gruppe der Niobe die beiden Gottheiten Apollo und Diana als unsichtbar hinzu denken müße, wird wohl niemand behaupten, der nur einigermaßen die Werke der Alten und ihre Denkungsweise kennt. Sie waren keineswegs gewohnt, sich ihre Gottheiten als unsichtbare Wesen zu denken, am allerwenigsten aber war dies in der bildenden Kunst der Fall. Weit eher könnte solches in der Dichtkunst angehen, und doch werden wir selten ein Beispiel der Art bei alten Dichtern finden. Homer [110]) in seiner Ilias läßt, um den schmählich behandelten Chryses, Priester des Phäbos Apollon, an den Griechen zu rächen, nicht blos die Pest im Lager der Griechen wüthen, sondern er führt den Phäbos Apollon persönlich ein, wie er, in der Entfernung sitzend, seine tödtlichen Pfeile vom silbernen Bogen in's Lager der Griechen sendet. — Unsichtbare Gottheiten kannten die Alten nicht, weder in der Dichtkunst noch in der bildenden Kunst. Alles mußte versinnlicht werden, selbst die Berge, Flüsse, Quellen, Bäume, Pflanzen ꝛc. erscheinen in versinnlichter menschlicher Gestalt [111]). Ohne uns jedoch weiter nach andern Beispielen bei Dichtern und in Denkmälern bildender Kunst umzusehen, wollen wir blos die antiken Bildwerke zum Beweis anführen, welche die Fabel der Niobe selbst zum Gegenstand haben. — Auf dem schon oft erwähnten, im Museo Pio Clementino befindlichen Sarkophag, welcher eben diese Fabel zum Gegenstand hat, ist Phäbos von der einen und Diana auf der andern Seite zu sehen, wie sie mit ihren Pfeilern die Kinder der

---

110) Homer Ilias I. Gesang, Vers 43 — 52.

111) Wenn es noch der Anführung von Beweisen bedürfte, so wären allein die Gemälde der Philostrate dafür hinlänglich.

Digitized by Google

Niobe erlegen. — Auf einem Bruchstück [113]) erhobener Arbeit gleiches Gegenstandes, welches in der Villa Albani aufbewahrt wird, sind drei Söhne der Niobe enthalten, und die Diana, welche ihre Pfeile auf sie abschießt. Dieses Bruchstück ist blos ein geringer Theil eines erhobenen Werks, vielleicht eines Sarkophags, von dem der größere Theil fehlt. — Zwar sind auf jener Darstellung der Niobe, welche nun in Paris, früher aber in der Villa Borghese [115]) zu sehen war und von Winckelmann in seinem Werke der Monumenti inediti [114]) ist angeführt worden, diese beiden Gottheiten nicht mit enthalten. Allein wer kann mit Bestimmtheit sagen, ob dieses Werk auch vollständig sey? Wie aus der Form und Größe dieser erhobenen Arbeit zu schließen, so machte solche die Vorderseite eines Sarkophags aus, dessen Seitenwände fehlen, auf welchen höchst wahrscheinlich diese beiden Gottheiten Phöbos und Diana in schießender Stellung enthalten waren. — Daß es bei Sarkophagen etwas gewöhnliches ist, die auf der Vorderseite angebrachte Darstellung auch auf den Seitenwänden fortzusetzen, läßt sich aus vorhandenen erweisen. Dies ist auch am obenerwähnten Sarkophag der Niobe im Museo Pio Clementino der Fall, wo auf der einen Seitenwand zwei Töchter der Niobe, auf der andern zwei Söhne mit einem Pferde enthalten sind. — Ein gleiches ist an dem bekannten Sarkophag im Museo Pio Clementino [115]), die Fabel des Protesilaus und der Laodamia vorstellend, zu ersehen, so wie auch an jenem von Winckelmann in den Monum. Ined. bekannt gemachten Sarkophag des Hauses Accoramboni [116]), worauf das, was zwischen Iphigenia, Oreste und Pilades in Tauris sich zugetragen, vorgestellt ist.

Pausanias in seiner Beschreibung von Griechenland erwähnt vorzüglich zweier Werke der Skulptur, auf welchen die Fabel der Niobe abgebildet war und wo jedesmal der Anwesenheit des Apollo und der Diana mit bestimmten Worten gedacht wird. In der einen Stelle heißt es [117]): über dem Theater, unter dem Schlosse zu Athen befinde sich eine Höhle in dem Felsen, über welcher ein Dreifuß stehe, auf welchem Apollo und Diana abgebildet seyen, wie sie die Kinder der Niobe erschießen. — Ferner gibt Pausanias an [118]), daß diese Fabel auch am Throne des olympischen Jupiters angebracht gewesen; nämlich Apollo und Diana, wie sie die Kinder der Niobe mit Pfeilen tödten. Immer mit demselben bestimmten Ausdruck, voraus zu erhellen scheint, daß, nach dem Sinne der Alten, Apollo und Diana die Hauptpersonen dieser Darstellung waren, die Niobiden aber blos dazu dienten, die Gewalt dieser Gottheiten in einem höhern Lichte erscheinen zu lassen. Apollo und Diana, als der handelnde Theil, machen daher bei unsrer Gruppe die Hauptpersonen aus, bei welcher die Niobe mit ihren Kindern blos leidend erscheint. Der leidende Theil aber kann ohne den handelnden eben so wenig, als der handelnde ohne den leidenden gedacht, und die Handlung, welche aus beiden besteht, kann nur in dieser Verbindung durch die bildende Kunst versinnlicht werden. So wie die Gruppe des Laokoon nicht ohne die Schlangen gedacht werden kann, eben so wenig kann unsere Gruppe der Niobe ohne Apollo und Diana bestehen. — Daher glaube ich mit Bestimmtheit annehmen zu müssen, daß ursprünglich die Bildsäulen dieser beiden Gottheiten mit der Gruppe der Niobe verbunden gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

[113]) Eine Abbildung davon ist in dem trefflichen Werke von Zoega Bassorilievi antichi della Villa Albani Tab. CIV. zu finden. Auch ist eine Abbildung in Zabroni's Abhandlung.

[115]) Sculture del Palazzo della Villa Borghese detta Pinciana. Tom. I. Stanza I. Tab. 16.

[114]) Siehe Tab. 89.

[115]) Siehe Museo Pio Clementino. Tom. IV. Tab. 17.

[116]) Jedoch sind Winckelmanns Monumenti inediti die beiden Seitenwände nicht mit abgebildet worden.

[117]) Pausanias I. Attica. c. 21.

[118]) Pausanias 5. Eliaca c. 11. Irrig ist, daß Pausanias eines Giebels erwähne, worin die Niobiden von der Hand des Praxiteles aufgestellt waren, wie in den Propyläen angeführt wird. II. Bandes II. Stück S. 138.

London.

Hr. Heinrich Keller, Mitglied der archäologischen Gesellschaft, hat ein Verzeichniß aller hier wohnenden Künstler drucken lassen. Die Zahl der Nicht-Italiener ist beträchtlich. Hier folgt das Verzeichniß der Maler, Bildhauer und Architekten, die pensionirten jungen Künstler, die kein offenes Atelier haben, nicht mitgerechnet. Maler: 5 Bayern, 3 Böhmen, 9 Dänen, 1 Danziger, 8 Engländer, 1 Flamländer, 6 Franzosen, 2 Holländer, 1 Holsteiner, 1 Lübecker, einer aus Malta, 1 Merikaner, 3 Oesterreicher, 1 Peruaner, 3 Polen, 4 Portugiesen, 20 Preussen, 1 Russe, 7 Sachsen, 2 Schottländer, 1 Schwede, 9 Schweizer, 3 Spanier, 1 Thüringer, 2 Tyroler, 1 Ungar, 1 Würtemberger.

Bildhauer: 1 Badenser, 1 Curländer, 2 Dänen, 8 Engländer, 2 Flamländer, 2 Franzosen, 1 Mecklenburger, 1 Pole, 2 Preußen, 1 Russe, 2 Sachsen, 1 Schlesier, 2 Schweden, 1 Spanier, 1 Tyroler, 1 Würtemberger.

Architekten: 1 Däne, 1 Russe, 1 Sachse, 3 Schweizer, 2 Würtemberger.

Digitized by Google

N°. 59.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 27. Juli 1830.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung.

Von Johann Martin Wagner.

(Fortsetzung.)

§. VI.

Es könnte vielleicht hier jemand den Einwurf machen, da bei Ausgrabung dieser Bildsäulen keine Spur weder von einem Apollo noch von einer Diana entdeckt worden, sey es wahrscheinlich, daß ehemals die Bildsäulen dieser Gottheiten mit dieser Gruppe verbunden gewesen. — Diesem Einwurf ist jedoch sehr leicht zu begegnen: erstens war unsre Gruppe, als sie außer dem Lateranischen Thor gefunden wurde, weder vollzählig in Hinsicht ihrer Zahl, noch die einzelnen Bildsäulen ganz in ihren Theilen. Es kann uns daher nicht auffallend erscheinen, daß schon bei Ausgrabung dieser Gruppe, außer den andern fehlenden Bildsäulen, auch die des Apollo und der Diana mangelten; denn so wie eine Bildsäule verloren gegangen, so konnte dies auch mit mehreren geschehen.

Wer kann zweitens wissen, wie oft diese Gruppe selbst im Alterthum schon ist versetzt worden und eine andere Aufstellung oder Bestimmung erhalten hat? Dies Versetzen der Bildsäulen war bei den Römern so häufig der Fall, da sie dieselbe meist als blos zur Pracht geschaffene Werke betrachteten und als solche zur Verzierung ihrer öffentlichen Gebäude, Gärten ꝛc. anzuwenden pflegten. — Auch ist möglich, daß die Gruppe schon damals, als man sie aus Griechenland entführte, nicht mehr vollständig war, und daß die Trennung des Apollo und Diana von den übrigen Figuren schon in Griechenland selbst stattgefunden, wo man, besonders in den leztern Zeiten, da es an geschickten Künstlern fehlte, kein Bedenken trug, Bildsäulen aus Tempeln wegzunehmen, um dieselben an andre Orte, wo man sie gerade nothwendiger brauchte, zu versetzen. Häufiger noch geschah dies aus Uebermuth und Raubsucht unter den römischen Kaisern. So erzählt Pausanias [119]), daß von der im Altis zu Olympia aufgestellten Gruppe des Onatas, die griechischen Helden vorstellend, welche loosten, wer von ihnen den Zweikampf mit dem Hektor bestehen soll, Nero die Bildsäule des Ulysses weggenommen und nach Rom bringen lassen, während die übrigen Bildsäulen zur Zeit des Pausanias noch an Ort und Stelle zu sehen waren. Mit welchem Unverstand und welcher Rohheit die Römer bei jenen Plünderungen griechischer Kunstschätze zu Werke gingen, ist hinlänglich bekannt. Mummius, Verres, Caligula, Nero ꝛc. können vor andern hier zum Beispiel dienen.

Wer kann endlich von der in Florenz befindlichen Gruppe der Niobe mit Bestimmtheit sagen, daß sie wirklich das Originalwerk sey, da die vielen noch vorhandenen antiken Wiederholungen mehrerer von ihren Figuren deutlich zeigen, wie oft diese Gruppe schon im Alterthum ist nachgeahmt worden. — Wer kann ferner wissen, ob die Gruppe von den Copisten auch jedesmal vollständig ist wiedergegeben worden?

Hat nun die Gruppe der Niobe ohne die Bildsäulen des Apollo und der Diana niemals bestanden, noch vernünftigerweise bestehen können, so entsteht in Bezug auf Herrn Cockerells Vermuthung die Frage, wo den Bildsäulen dieser beiden Gottheiten bei der Aufstellung in einem Giebel ihre Stelle anzuweisen sey? —

Im Giebelfelde, wo Herr Cockerell die Niobiden aufzustellen gedenkt, ist kein Raum für sie. Man darf blos Herrn Cockerells Giebelgruppe zur Hand nehmen, um sich davon zu überzeugen, Apollo und Diana konnten schicklicherweise blos auf beiden Enden der Gruppe stehen, die Mutter von ihren Kindern umgeben, in der Mitte. Wenn nun die Gruppe in einem Giebel gestanden, wohin sodann mit den beiden Gottheiten? An den beiden äussersten Enden oder Winkeln des Giebelfeldes konnten sie unmöglich stehen, weil dort blos für liegende Figuren, nicht aber für stehende Raum ist. Wollte man aber die Gruppe umkehren und den Apollo und Diana in die Mitte

[119]) Pausanias 5. Eliaca. c. 25.

Digitized by Google

des Giebelfeldes stellen, wie sie nach den auf beiden Seiten vertheilten Niobiden schießen; wo soll sodann die Mutter, welche die höchste Bildsäule von allen ist, ihren Platz finden? — Es bleibt also, da beide Gottheiten im Giebelfelde selbst keinen Raum finden, kein anderer Ausweg übrig, als dieselben oben über das Gesimse des Giebels, das ist auf die Akroterien zu stellen. Allein wem könnte vernünftigerweise so etwas einfallen? Erstlich würde bei dieser Art von Aufstellung Apollo und Diana ganz zur Nebensache werden, und als eine bloße Giebelverzierung zu betrachten seyn, die mit den im Giebelfelde aufgestellten Niobiden in gar keiner Verbindung stehe. Denn, wie wäre dies möglich, da die im Giebelfelde aufgestellten Niobiden durch den vorspringenden Kranz des obern Gesimses gedeckt sind; folglich von den auf den Akroterien stehenden Gottheiten weder gesehen, noch weniger beschossen werden können. Eine solche Ungereimtheit und artistische Unschicklichkeit läßt sich von einem griechischen Künstler keineswegs denken, noch ist irgendwo ein ähnlicher Fall durch Beispiele aus dem Alterthum zu erweisen. — Wollte aber jemand dem Apollo und der Diana auf irgend eine Weise vor dem Tempel ihren Platz anweisen, wie solche nach den im Giebel stehenden Niobiden ihre Pfeile abschießen, so würde dieses noch lächerlicher seyn, da es nicht nur dem guten Geschmack, sondern auch der Handlung selbst zuwider ist, indem sämmtliche Figuren in die Höhe gerichtet sind, folglich die Gottheiten nothwendigerweise auf einem höhern Standpunkt müssen gestanden haben, als die Niobiden selbst, nach welchen sie schießen.

Nach allem diesem glaube ich die Unhaltbarkeit von Hrn. Cockerells Meinung hinlänglich erwiesen zu haben, und man wird mir wohl zugeben, daß die Gruppe der Niobe für die Aufstellung in einen Giebel keineswegs geeignet, noch von dem Künstler, der das Originalwerk verfertigt, jemals dazu bestimmt gewesen sey. — —

III. Abschnitt.

Welches höchst wahrscheinlich die ursprüngliche Aufstellung dieser Gruppe gewesen.

§. I.

Plinius ist der einzige Schriftsteller des Alterthums, welcher unsrer Gruppe Erwähnung thut, wenn wir anders annehmen dürfen, daß jene in Florenz befindliche Gruppe der Niobe, wo nicht das Originalwerk, von welchem man spricht, doch wenigstens eine Nachbildung oder antike Wiederholung desselben sey.

Was er darüber sagt [120]) besteht in folgenden wenigen Worten: „Man weiß nicht mit Gewißheit, ob Scopas oder Praxiteles die mit ihren Kindern sterbende Niobe im Tempel des Sosianischen Apollo verfertigt hat.“ So wenig dies auch ist, so findet sich bei genauer Betrachtung doch manches darin enthalten. — Erstlich ersehen wir daraus, daß man damals in Rom in dem Urtheil über diese Gruppe und den Meister derselben getheilt war, und finden, obschon eine zweifelhafte, doch wenigstens eine beiläufige Angabe des Meisters, so daß nur blos zu untersuchen übrig bleibt, ob dem Scopas oder Praxiteles dieses Kunstwerk am wahrscheinlichsten zuzuschreiben sey. Doch wollen wir uns dabei gegenwärtig nicht verweilen, sondern behalten uns vor, am Schlusse dieser Abhandlung unsere unmaßgebliche Meinung darüber mit beizufügen. Auch sezt diese Angabe des Plinius etwas voraus, was für uns allerdings sehr wichtig ist, nämlich: daß die beiden genannten Künstler, Scopas und Praxiteles, sich in dem Styl ihrer Arbeiten ähnlich gewesen. Denn wie hätte sonst ein Zweifel entstehen können, ob die Gruppe von dem einen oder dem andern sey? Ferner gibt die Angabe des Plinius überhaupt zu erkennen, daß die Gruppe nicht in Rom, sondern in Griechenland oder Kleinasien verfertigt und von dort nach Rom gebracht worden, daß folglich die Aufstellung, welche sie auch immer in Rom gehabt haben mag, auf jeden Fall als willkührlich zu betrachten ist.

Auch läßt sich aus den Worten des Plinius schließen, daß schon damals diese Gruppe der Niobe ohne den Apollo und die Diana bestanden habe, indem Plinius derselben wahrscheinlich würde gedacht haben, wenn sie damals mit der Gruppe wären verbunden gewesen. Plinius nennt aber blos die mit ihren Kindern sterbende Niobe, und befestigt hiemit unsere oben geäußerte Vermuthung, daß die Bildsäulen der beiden Gottheiten schon vor ihrer Versetzung nach Rom von der Gruppe seyen getrennt worden. Die Aufstellung der Gruppe im Tempel des Sosianischen Apollo kann uns daher ganz gleichgültig seyn. Denn hier ist nicht die Frage, zu welchem Zwecke solche bei den Römern sey verwendet worden, sondern welches ihre ursprüngliche Aufstellung gewesen, an dem Orte, für den sie der Künstler verfertigt hat. — Die Meinungen hierüber haben sich von jenen sehr verschieden geäußert, einige hielten dafür, die Gruppe sey im Freien aufgestellt gewesen. — Andere, sie sey im Innern eines Tempels gestanden. — Andere, außen. — Wieder andere vermutheten, daß sie in Nischen gestanden. — Leztlich, nach Entdeckung der Giebelgruppen auf Aegina, kam man auf den Gedanken, daß auch diese Bildsäulen einst einer Giebelgruppe angehört haben.

Daß man diese Bildsäulen kurz nach nach ihrer Ausgrabung und Wiederherstellung in Form einer von allen Seiten freistehenden Gruppe aufgestellt hat, so wie solche noch zu Winckelmanns Zeit in der Villa Medicis zu sehen

[120]) Plinius, Hist. Nat. 36. Lib. 4. Cap. 8. §.

Digitized by Google

war, zeugt von der Meinung, welche man damals über ihre urſprüngliche Aufſtellung mag gemacht haben. — Montfaucon und Perrier haben uns Abbildungen davon hinterlaſſen. — Die Mutter ſtand in der Mitte und ihre Kinder im Kreiſe um ſie her. — Obſchon dieſe Art von Aufſtellung nicht tadellos und mit mancherlei Unſchicklichkeiten verbunden war, ſo ſcheint mir dieſelbe dennoch vor allen übrigen Verſuchen, welche man bis jezt vorgenommen hat, den Vorzug zu verdienen, und der urſprünglichen Aufſtellung noch am nächſten zu kommen. Nur hätte man die Bildſäulen nicht von allen Seiten dem Auge bloß ſtellen, ſondern ihnen eine Rückwand geben ſollen; indem aus der Art, wie ſie bearbeitet ſind, deutlich hervorgeht, daß ſie großentheils nur zu einer Anſicht beſtimmt waren. — Einen andern Fehler hat man damals bei jener Art von Aufſtellung und zwar darin begangen, daß man auf die Bedeutung und den Ausdruck der Figuren zu wenig Rückſicht genommen und ſie ohne Beachtung ihrer geiſtigen Verbindung nur auf's Gerathewohl zuſammengeſtellt hat.

Daß die Gruppe der Niobe urſprünglich im Innern eines Tempels geſtanden, iſt meines Erachtens gar nicht wahrſcheinlich; denn wie hätte eine ſo große Anzahl von Bildſäulen in dem Innern eines Tempels Raum finden ſollen, namentlich in einem griechiſchen Tempel, deſſen innere Zelle immer ſehr beſchränkt war, ſo groß auch wegen der ihn umgebenden Vorhallen und Säulengänge ſein Umfang von Außen erſcheint! — Um ſo weniger war dieſes bei der Gruppe der Niobe möglich, da die ihr zugehörigen Bildſäulen nicht in einer Reihe an die Mauer hin konnten aufgeſtellt werden, ohne daß die Einheit der Handlung oder die gegenſeitige Verbindung der zuſammengehörigen Bildſäulen völlig aufgelöst worden wäre; denn man wird zugeben, daß dieſe Gruppe nicht als ein Werk architektoniſcher Verzierung zu betrachten ſey, ſondern ein zuſammenhängendes Ganzes bildet, deren Glieder oder Bildſäulen in mehr oder weniger großen Entfernungen nach Erforderniß ihrer Bedeutung oder gegenſeitigen Verbindung ſtehen müſſen, wenn ſie anders den Zweck erfüllen ſollen, wozu ſie der Künſtler geſchaffen hat, nämlich in ihrer Geſammtheit eine dramatiſche Handlung, eine Art theatraliſcher Darſtellung zu bilden. — Denke man ſich nun noch überdies den Apollo und die Diana als unumgänglich nothwendig hinzu, wie ſie in einiger Entfernung auf die Niobiden ihre Pfeile abſchießen; ferner den Abſtand, in welchen ſich der Beſchauer dieſes Kunſtwerks zu ſtellen hat, wenn er daſſelbe mit einem Blick überſchauen will, ſo wird man bald einſehen, daß die Zelle des allergrößten griechiſchen Tempels, ſelbſt die des Parthenons oder des olympiſchen Jupiters zu Agrigent kaum zureichen könne. — Auch läßt ſich keineswegs denken, daß man den ganzen innern Raum mit Ausſchließung jedes andern religiöſen Gebrauchs verwendet habe; es ſey denn, daß der ganze Tempel ſonſt zu nichts anderem beſtimmt geweſen, welche Vorausſetzung aber gegen alle Wahrſcheinlichkeit ſtreitet, indem kein einziges Beiſpiel aus dem Alterthum anzuführen iſt, welches uns zu dieſer Vermuthung berechtigen könnte.

Auch iſt nicht wahrſcheinlich, daß dieſe Gruppe außer dem Tempel, das iſt, unter den Säulenhallen geſtanden, weil hiezu der Raum zu enge und die Figuren, wie aus ihrer Bearbeitung zu ſchließen, nicht dazu beſtimmt waren, in gerader Linie an der Wand hin aufgeſtellt zu werden.

Noch unſtatthafter ſcheint mir die Meinung [121]) derjenigen zu ſeyn, welche glauben, dieſe der Familie der Niobe angehörigen Bildſäulen hätten einſt in Niſchen geſtanden; welcher Art von Aufſtellung ſowohl die Einheit der Handlung, als die ungleiche Größe und Form der Bildſäulen widerſpricht. Denn wie kann man Bildſäulen, welche in ihrer Geſammtheit eine dramatiſche Handlung darſtellen und folglich ein zuſammenhängendes Ganzes bilden, einzeln in Niſchen aufſtellen, ohne zugleich allen Zuſammenhang der Gruppe und die Einheit des ganzen Werks aufzulöſen. Nur in ihrer Geſammtheit ſtellen dieſe Bildſäulen eine Handlung vor, einzeln oder getrennt aber gar nichts. Sie ſind wie Buchſtaben zu betrachten, die, einzeln genommen, nichts ſagen, zuſammengeſtellt aber erſt Worte bilden und einen Sinn erhalten.

Zweitens iſt bei dieſen Bildwerken dieſe Art von Aufſtellung auch deswegen nicht anwendbar, weil ſolche ſowohl in Hinſicht ihrer ungleichen Größe, als ihrer verſchiedenartigen Stellungen keineswegs für Niſchen geeignet ſind; es ſey denn, daß man einer jeden Bildſäule eine andere, ihrer Stellung und Größe angemeſſene Niſche geben wollte. Denn eine Niſche, welche für die Mutter mit der jüngſten Tochter paſſen würde, könnte unmöglich für den jüngſten Sohn ſich ſchicken, da dieſer faſt um die Hälfte in Größe und Breite von der Gruppe der Mutter verſchieden iſt. Eben ſo wenig könnte der älteſte Sohn, welcher, wie wir oben gezeigt haben [122]), mit der jüngern Tochter in eine Gruppe verbunden war, wegen der Breite, die ſolche einnimmt, einen ſchicklichen Raum in einer Niſche finden. — Auch die übrigen Söhne mit ihren ſeitwärts ausgeſtreckten Armen und Beinen, ſcheinen gar nicht für eine ſolche Aufſtellung gemacht zu ſeyn. — Am allerwenigſten aber würde der nach ſeiner ganzen Länge ausgeſtreckt liegende Sohn ſich für eine Niſche ſchicken wollen. Und nimmt man noch überdies an, daß ihm die älteſte

---

[121]) Siehe Propyläen II. Bandes 1. Stück. — Siehe ferner Winckelmanns Kunſtgeſchichte, Weimarer Ausgabe, die 316te Anmerkung zum 9. Buch, 2. Cap. §. 28.

[122]) Man ſehe oben 1. Abſchnitt.

Tochter zur Seite gestanden, wie solches höchst wahrscheinlich, ja so zu sagen durchaus nothwendig ist, wenn die Bildsäule dieser Tochter eine Bedeutung haben soll, so fällt hiemit vollends alle Möglichkeit einer solchen Aufstellung hinweg.

Daß die Gruppe der Niode auch nie in dem Giebel eines Tempels gestanden, wie Herr Cockerell vermuthet und andere nach ihm angenommen haben, dies habe ich oben schon umständlichst zu erweisen gesucht.

§. II.

Es entsteht nun endlich die Frage, welches denn eigentlich die wahre, ursprüngliche Aufstellung dieser Gruppe gewesen, ehe solche der Stelle entnommen wurde, für welche der Künstler dieselbe bearbeitet hat.

Nach Berücksichtigung aller Umstände und oben angeführten Gründe glaube ich überzeugt zu seyn, daß diese Gruppe nirgends anders, als auf einem freien Raum ausserhalb eines Tempels, oder mit andern Worten, in dem den Tempel umgebenden heiligen Bezirk (Τεμενος) aufgestellt gewesen; ein Theil der Bildsäulen mag mit ihrer Rückseite gegen die Mauer gestanden haben, welche wie gewöhnlich den, den Tempel umgebenden heiligen Raum oder Bezirk umschloß; aus welcher Ursache dieselben auch an ihrer Rückseite sind vernachlässigt worden. Die andern aber, welche der Künstler auf ihrer Rückseite mehr oder vollständig vollendet hat, waren, wie es scheint, freistehend vor den andern aufgestellt. — Die Bildsäulen des Apollo und der Diana konnten zu beiden Seiten der Gruppe auf terrassenartigen Erhöhungen gestanden haben, von wo aus sie die zwischen ihnen auf einem etwas niederen Grunde aufgestellten Niobiden beschossen, in deren Mitte die Niobe, welche zu dieser Tragödie die Veranlassung gegeben, wahrscheinlich ihren Standpunkt hatte.

Daß diese Art, Gruppen von Bildsäulen aufzustellen, bei den Griechen etwas sehr gewöhnliches gewesen, ist durch Beispiele aus dem Pausanias, Plinius und andern hinreichend zu erweisen, von welchen ich die vorzüglichern hier anführen werde, um der von Herrn Cockerell geäusserten Behauptung [123]) zu begegnen, „daß diese Art von Aufstellung eine bloße Muthmaßung sey, die weder in der Autorität der Alten, noch durch irgend ein anderes Beispiel ihre Bestätigung finde.“ — Herr Cockerell muß den Pausanias mit wenig Aufmerksamkeit gelesen haben, da er übersehen, wie dieser Schriftsteller so viele Gruppen von Bildsäulen, welche auf diese Art aufgestellt waren, umständlichst anführt.

[123]) Siehe Cockerell's Schrift über die Aufstellung dieser Gruppe.

Plinius [124]) erwähnt einer solchen Gruppe von der Hand des Scopas, welche in dem Flaminischen Circus zu Rom zu sehen war und aus folgenden Bildsäulen bestand: aus der Thetis, den Nereiden, welche auf Delphinen, Seethieren und Meerpferden saßen; ferner den Tritonen, dem Chor des Phorkus, Spritzfischen und andern Seeungeheuern, welche alle von einer Hand und so vortrefflich gearbeitet waren, daß sie, wie Plinius hinzufügt, dem Künstler, wenn er auch in seinem Leben nichts anders gemacht hätte, allein schon die größte Ehre würde gebracht haben.

Pausanias [125]) in seiner Beschreibung von Griechenland führt eine Gruppe an, welche im heiligen Bezirk zu Delphi aufgestellt war und aus folgenden fünf Bildsäulen bestand: Apollo und Herkules, welche sich um den Dreifuß streiten; Latona und Diana auf der einen Seite suchen den Apollo zu besänftigen. Die Minerva auf der andern den Herkules. Die Bildsäulen der Minerva und Diana waren von der Hand des Lysis, die übrigen aber von Dipllus und Ampläus, zweien Korinthiern, gemeinschaftlich verfertigt.

Ferner erzählt Pausanias [126]), daß im Altis zu Olympia, nahe bei dem heiligen Platz, Hippodamium genannt, ein steinerner Fußboden oder Sockel in der Form eines Halbzirkels befindlich gewesen, auf dessen Mitte Jupiter nebst der Thetis und Hemera oder Aurora zu sehen waren, die den Jupiter um die Erhaltung ihrer Söhne beten. Auf den beiden Enden dieser Gruppe standen ihre Söhne, Achilles und Memnon, in einer Stellung, als wenn sie gegen einander kämpfen wollten. Ingleichen vier Griechen gegen eben so viele Trojaner, Ulysses gegen den Helenus, Menelaus gegen den Paris, Diomedes gegen den Aeneas, und Ajax, Telamons Sohn, gegen den Deiphobus. — Pausanias setzt noch hinzu, daß dieses Meisterwerke des Lucius, Sohn des Myron, gewesen, und von den Apolloniern am jonischen Meere wegen ihres Sieges über die Abanter, aus dem Zehntheil der Beute nach der Einnahme von Thronium, zu Olympia seyen errichtet worden. Dieses Siegesdenkmal bestand also in dreizehn freistehenden Bildsäulen, welche zusammen eine Gruppe ausmachten und auf einem gemeinschaftlichen Sockel aufgestellt waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

[124]) Plinius. Hist. Nat. 36. Buch. 4. Cap. 7. 5.
[125]) Pausanias. 10. Buch. Phocica. 13. Cap.
[126]) Pausanias. Eliaca. 5. Buch. c. 22.

Digitized by Google

N°. 60.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 29. Juli 1830.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung.

Von Johann Martin Wagner.

(Fortsetzung.)

Kurz darauf erwähnt Pausanias [117]) einer andern Gruppe der Art, welche gleichfalls in dem heil'gen Hain zu Olympia aufgestellt war. Ich wiederhole hier des Pausanias eigene Worte: „Das Achäische Volk hat die Bild„säulen der griechischen Fürsten gemeinschaftlich aufstellen „lassen, welche mit einander loosen, wer den Zweikampf „mit dem Hektor, der einen von den Griechen dazu auf„gefodert hatte, antreten soll. Sie stehen nahe bei dem „großen Tempelhause mit Spießen und Schilden bewaff„net. Ihnen gegenüber steht auf einem andern Fußboden „oder Sockel Nestor, der das Loos eines jeden in den „Helm wirft. Derer, die wegen des Hektor loosen, sind „achte; denn die Bildsäule des neunten, des Ulysses, soll „Nero nach Rom gebracht haben.“ Nur Agamemnon allein war mit seinem Namen bezeichnet, der von der Rechten zur Linken geschrieben war. Idomeneus hatte einen Hahn auf seinem Schilde, seine Abkunft von Minos und Helios zu bezeichnen. Auf demselben Schild war auch der Verfertiger dieser Bildsäulen in Versen angezeigt: Unter vielen andern Werken ist auch dieses von dem Onatas, welchen Mikon auf der Insel Aegina gezeugt hat. — Hier haben wir nun abermals eine Gruppe von zehn freistehenden Bildsäulen, nämlich neun Helden, welche zum Loosen bereit stehen, auf einen gemeinschaftlichen Sockel oder steinernen Fußboden; diesen gegenüber Nestor mit den Loosen auf einen besondern Sockel aufgestellt. — Zu gleicher Zeit ersehen wir aus der angeführten Stelle des Pausanias, daß öfters auch einzelne Bildsäulen, welche ursprünglich zu einer gemeinschaftlichen Gruppe gehört haben, davon sind weggenommen worden, wie hier die Bildsäule des Ulysses durch Nero nach Rom gebracht ward, während die übrigen zur Zeit des Pausanias noch an Ort und Stelle in ihrer ursprünglichen Aufstellung zu sehen waren. Auf gleiche Weise konnte, wie ich schon oben bemerkt habe, es auch geschehen seyn, daß die Bildsäulen des Apollo und der Diana, welche bei unsrer Gruppe der Niobe fehlen, vielleicht schon früher, als sie nach Rom kam, von ihr sind getrennt und zu anderm Gebrauch verwendet worden.

Im Altis zu Olympia war dem Pausanias zu Folge [118]) noch eine andere Gruppe der Art zu sehen, welche die Phliusier als Weihgeschenk dort aufgestellt hatten. Sie bestand aus sieben freistehenden Bildsäulen, dem Jupiter, dem Asopus und dessen Töchtern Nemea, Aegina, Harpinna, Korcyra und Thebe. Diese Bildsäulen standen in folgender Ordnung: Zuerst Nemea, neben ihr Jupiter, der die Aegina ergreift. Bei dieser stand die Harpinna, nächst welcher Korcyra zu stehen kam; dann Thebe und zulezt folgte Asopus selbst. Hieher gehören auch jene Reitergruppen des Lysippus. Die eine [119]) davon bestand aus 25 Reiterbildsäulen, welche die macedonischen Freunde genannt wurden, die am Granikus an Alexanders Seite fielen. Alexander hatte ihre Bildsäulen von dem Lysippus verfertigen und zu Dium in Macedonien aufrichten lassen, von wo später Metellus Macedonicus sie nach Rom bringen und vor seinen Portikus aufstellen ließ. — Ferner eine andere Gruppe [120]), welche Alexanders Löwenjagd vorstellte und von den beiden Künstlern Lysippus und Leochares auf Anordnung des Krateros, der auch mit dabei vorgestellt war, gemeinschaftlich verfertigt wurde. Krateros hatte dieselbe zu Delphi als ein Weihgeschenk aufstellen lassen. Zu den Gruppen freistehender Bildsäulen, welche sich selbst bis auf unsere Zeiten erhalten haben, gehört außer der Gruppe der Niobe zu Florenz auch noch jenes vortreffliche Kunstwerk zu Neapel, welches unter der Benennung des farnesischen Stiers

[117]) Pausanias Eliaca. 5. Buch. c. 25.

[118]) Pausanias. Eliaca. 5. B. c. 22.

[119]) Vellejus Paterc. I. 11. pag. 42. — Plutarch in Vita Alexand. c. 16.

[120]) Plutarch in Vita Alexandri. c. 40.

Digitized by Google

bekannt ist [131]). Es stellt die Brüder Amphion und Zethus vor, welche im Begriff stehen, die Dirä an den Stier zu binden, um sich an derselben für die ihrer Mutter Antiope angethanen Unbilden zu rächen. Diese Gruppe besteht aus fünf menschlichen Bildsäulen, dem Stier und einem Hund nebst mehreren untergeordneten Beiwerken. — Plinius [132]), der ihrer auch Erwähnung thut, gibt den Apollonius und Tauriscus als die Verfertiger dieses Meisterwerks an, welches von Rhodus nach Rom gebracht und in den Gärten des Asinius Pollio war aufgestellt worden.

Hieher scheint auch eine Gruppe zu gehören, welche in der Großherzoglichen Sammlung zu Florenz, jedoch nur unvollständig, vorhanden ist. — Sie stellt die Strafe des Marsyas vor, welche Apollo über ihn verhängte, weil er sich beikommen ließ, mit ihm einen Wettstreit in der Musik einzugehen. — Marsyas ist an einen Baum aufgebunden, der grausamsten Strafe gewärtig. — Dazu gehört jene Bildsäule des Schleifers zu Florenz [133]) (il Arrotatore), welche den Scythen vorstellt, der jene über den Marsyas verhängte Strafe zu vollziehen hatte. — Die Bildsäule des Apollo fehlt, mit welcher, wie es scheint, die des jungen Olympus, Marsyas Schüler, verbunden gewesen, welcher den Apollo um Gnade für seinen unglücklichen Meister anfleht, so wie man dieses auch auf allen geschnittenen Steinen dargestellt findet. Vielleicht, daß jener berühmte Apollokopf, sonst in der Giustinianischen Sammlung befindlich (daher der Giustinianische genannt), einst dem zu dieser Gruppe gehörigen Apollo angehört hat. Die finstere strenge Miene, so wie der Styl dieses vortrefflichen Kopfs scheinen meine Vermuthung zu bestätigen. Seine Haare über der Stirn, in einen Knoten geschlagen, überschatten sein Gesicht und helfen das Düstere seiner Miene und den Ausdruck unerbittlicher Strenge nur noch vermehren, mit der er, wie es scheint, einst auf den Olympus herabgesehen, der vielleicht um Gnade flehend, seine Knie berührte. — Daß diese Gruppe bei den Alten in Ruhm gestanden, beweisen die vielen antiken Wiederholungen, welche noch davon vorhanden sind [134]).

Daß es also bei den Alten etwas sehr Gewöhnliches war, dergleichen aus mehr oder weniger Figuren bestehende Gruppen im Freien aufzustellen, glaube ich hiemit hinlänglich erwiesen zu haben.

§. III.

Hier werde ich nun meine Meinung über die ursprüngliche Aufstellung der Gruppe, welche ich oben blos skizzenhaft hingeworfen, etwas umständlicher auseinandersetzen, obgleich sich dieses nicht mit voller Bestimmtheit thun läßt, weil die zu unsrer Gruppe gehörigen Bildsäulen von der Art sind, daß nicht wohl zu errathen ist, welche Verbindung im Einzelnen ursprünglich zwischen ihnen stattgefunden. So zuversichtlich auch die Art ihrer Aufstellung im Allgemeinen anzugeben und durch Gründe zu erweisen ist, so wird doch alles, was man über die Gruppirung der einzelnen Bildsäulen sagen mag, immer nur Hypothese bleiben; um so mehr, da die Gruppe keineswegs vollständig ist, sondern so viele noch dazu gehörige Bildsäulen fehlen. — Was sich hierüber mit einer Art von Gewißheit sagen läßt, ist, daß erstlich diese Gruppe ursprünglich im Freien aufgestellt gewesen, so zwar, daß solche mit dem Rücken gegen eine Wand oder Gebäude müße angestanden haben, wie aus der mehr oder weniger vernachlässigten Rückseite mehrerer Bildsäulen zu erkennen ist. — Zweitens, daß, wenn diese Gruppe eine Bedeutung haben soll, solche nothwendig mit den beiden Bildsäulen des Apollo und der Diana müße verbunden gewesen seyn, welche auf einer etwas höheren Stelle gestanden, von wo aus sie auf die Niobiden ihre Pfeile abschoßen. Dies ergibt sich mit Nothwendigkeit aus den Bewegungen und emporgerichteten Blicken der in Florenz vorhandenen Niobiden. Daß ferner diese beiden Gottheiten nicht neben einander, sondern getrennt aufgestellt gewesen, ist höchst wahrscheinlich, so wie solches auch in den zum Theil noch vorhandenen antiken erhobenen Werken der Fall ist [135]). Auf jenem Sarkophag im Museo Pio Clementino steht Apollo zur rechten, Diana aber auf der linken Seite. Zwischen diesen beiden Gottheiten, auf einem etwas niederen Standpunkt, hatten die Niobiden ihren Platz. — Aus der verschiedenartigen Ausführung der Bildsäulen aber läßt sich der Schluß ziehen, daß einige zunächst der ihnen zum

---

[131]) Abbildungen von dieser Gruppe sind bei Maffei und Perrier zu finden.

[132]) Plinius Hist. Nat. 36. B. 4. §. 10.

[133]) Von der Bildsäule des Marsyas und der des Schleifers sind Abbildungen bei Maffei und Perrier zu finden.

[134]) So ist die Bildsäule des Marsyas außer jenen beiden in Florenz noch einmal zu Rom in der Villa Albani. Noch ein anderesmal findet sich solche in dem Casino der Villa Pamphili, jedoch nur halb so groß, als beide obigen. — Obenerwähnter Kopf des Apollo, sonst in der Giustinianischen Sammlung zu Rom, ist nun im Besitz des Herrn v. Portalis in Neuschatel. — Derselbe Kopf findet sich nochmals im Pallast des Fürsten Poniatowsky zu Rom von gleich guter antiker Arbeit, nur ist in der Bearbeitung der Haare eine kleine Verschiedenheit zu bemerken. Auch läßt sich aus der Art, wie diese beiden Köpfe, namentlich die Haare gearbeitet sind, vermuthen, daß das Urbild von Bronze gewesen.

[135]) Als z. B. an dem Casalischen Sarkophag im Museo Pio Clementino und auf dem Bruchstück von erhobener Arbeit in der Villa Albani. Siehe Bassirilievi antichi della Villa Albani, illustrati da Zoega. Tom. II. Tab. 104.

Digitized by Google

Hintergrund dienenden Rückwand, andere etwas mehr davon entfernt, diejenigen aber, welche von allen Seiten gleichmäßig ausgeführt, auch ganz freistehend mußten gestanden haben. Diese verschiedenartige Ausführung gibt uns zugleich auch einen Wink zur Wiederherstellung der Gruppe. — Die Mutter, die beiden älteren Töchter und der Pädagog scheinen dem zu Folge am meisten im Hintergrunde ihre Stelle gehabt zu haben. — Die etwas jüngere Tochter, der älteste Sohn, mit der jüngsten Tochter in eine Gruppe verbunden, und der jüngste Sohn scheinen zwar auch im Hintergrunde gestanden zu haben, doch schon etwas mehr vorgerückt, als die erstgenannten. — Der todt ausgestreckt liegende hingegen, der kniende und die beiden übrigen Söhne, so wie die beiden Ringer und das Pferd waren, wie es scheint, im Vorderraum und zwar ganz freistehend aufgestellt. — Zu den ganz freistehenden Bildsäulen sind auch die des Apollo und der Diana zu rechnen, welche nothwendigerweise auf den beiden Flügeln oder an den Enden des Statuenvereins müssen gestanden haben. — Dies wäre ein beiläufiger Entwurf zu der ursprünglichen Aufstellung dieser Gruppe, so weit solche aus der Beschaffenheit der vorhandenen Bildsäulen selbst hervorgeht und sich aus den gegebenen Umständen erweisen läßt. — Wie aber jede einzelne Bildsäule gestanden, ob zur Rechten oder zur Linken; ob solche ein wenig mehr von dieser oder jener Seite zu sehen war, wird wohl ewig ein Räthsel bleiben, da die vorhandenen Bildsäulen uns zu keinen weiteren Schlüssen berechtigen, und, wie gesagt, zu viele derselben fehlen.

Wollte man aber nach dem hier angegebenen Grundplan noch den Versuch machen, auch den einzelnen Bildsäulen ihre bestimmte Stelle anzuweisen und das Gemälde, welches wir bis jezt in blos flüchtigen Zügen entworfen, noch weiter ausführen, ohne grade dabei auf absolute Gründe zu sehen, so würde sich solches ungefähr auf folgende Weise bewerkstelligen lassen. — Ich nehme an, daß diese Gruppe der Niobe ursprünglich eine Art von Halbzirkel gebildet, in deren Mitte die Mutter mit der jüngsten Tochter als die Hauptperson des leidenden Theils gestanden, und zwar ganz im Hintergrund derselben, dem Gebäude zunächst, welches diesem Verein von Bildsäulen zur Rückwand oder Hintergrund diente, wie aus der vernachlässigten Rückseite derselben zu vermuthen. — Auf den beiden Endpunkten dieses halbzirkelförmigen Vereins von Bildsäulen müssen meiner Meinung zu Folge auf der einen Seite, und zwar rechts Apollo und zur linken Diana auf erhöhten Fußgestellen gestanden haben, von wo aus sie auf die in ihrer Mitte tiefer unten aufgestellten Niobiden ihre tödtlichen Pfeile abschoßen. Benannte Bildsäulen der Niobe, des Apollo und der Diana geben uns dem zu Folge die drei Hauptpunkte der ganzen Zusammenstellung. Der Niobe zur Rechten stelle ich die jüngere der Töchter (in meiner Abhandlung mit No. IV. angegeben) und zu ihrer Linken den jüngsten der Söhne (No. X. [116]), welche sich geberden, als wollten sie bei ihrer Mutter Hülfe suchen; beide sind von ihrer Rückseite vernachlässigt. — Ich stelle hier geflissentlich die jüngere der Töchter und den jüngsten der Söhne der Mutter zunächst, weil ich der Meinung bin, daß sich die Mutter, als die Hauptfigur, auf diese Weise weit vortheilhafter herausheben wird, als wenn sie mit den größern Bildsäulen ihrer ältern Kinder umgeben wäre. Auch ist es, wie mir scheint, natürlicher, daß die jüngsten der Kinder als die furchtsamsten der Mutter zunächst stehen, indem sie der elterlichen Hülfe am meisten bedürfen. — Weiter zur Rechten der Mutter, neben der jüngern Tochter IV. weise ich dem ältesten der Söhne, mit der jüngsten Tochter verbunden (V.), seinen Platz an. — Auf die entgegengesezte Seite, zur Linken der Mutter, stelle ich neben dem jüngsten der Söhne die älteste Tochter (No. II.), welche, so wie der älteste Sohn, von ihrer Rückseite wenig bearbeitet ist. — In einiger Entfernung von dieser ältesten Tochter mag der todt ausgestreckt liegende Sohn (No. VII) seine Stelle finden, auf welchen die älteste Tochter mit Betrübniß herniedersieht; wodurch eine Art von Gegengruppe dem ältesten Sohne gegenüber entsteht. — Zunächst dieser ältesten Tochter, zur Linken der Mutter, denke ich mir noch eine andere Tochter, welche wir zwar nicht besitzen, deren ehemaliges Daseyn aber sich vermuthen läßt, da der nun noch vorhandenen Töchter nur fünfe sind, folglich ihre Zahl keineswegs vollzählig seyn kann. — Dieser gegenüber zur Rechten der Mutter stelle ich neben den ältesten Sohn eine andere Tochter, welche vorhanden und in meiner Abhandlung unter No. III. enthalten ist. — Neben dieser Tochter zur Rechten der Mutter stelle ich jene Amme auf, welche ich laut den von mir oben angeführten Gründen als ursprünglich vorhanden voraussetze. — Dieser Amme gegenüber, zur Linken der Mutter, den Pädagogen. (No. XI.) — — Alle bis jezt genannte Bildsäulen, den liegenden Sohn ausgenommen, sind von ihrer Rückseite mehr oder weniger vernachlässigt, weßwegen ich ihnen im Hintergrund der Gruppe ihren Platz anweise. — Gegen die beiden Enden dieser halbkreisförmigen Aufstellung, zunächst den beiden Bildsäulen des Apollo und der Diana, welche zu beiden Seiten diesen Verein von Bildsäulen schließen, denke ich mir zwei Pferde in bäumender Stellung auf jeder Seite, mit einem der Söhne in eine Gruppe verbunden. Das zur Linken der Mutter mit dem Sohne (No. IX.), welcher mit seiner ausgestreckten Rechten nach etwas zu greifen scheint, und, wie aus der

---

116) Alle hier vorkommende römische Zahlen beziehen sich auf mein eigenes, oben im I. Abschnitt 2. Cap. gegebenes Verzeichniß derselben.

Digitized by Google

Arbeit zu schließen, blos vom Rücken zu sehen war. Die Art, wie diese Bildsäule mit dem Pferde verbunden war, mag etwa die gewesen seyn, wie der Jüngling an des Pferdes linker Seite steht und mit der Rechten den Zügel faßt, im Begriff, sich auf dasselbe zu schwingen, in welchem Augenblick ihn das verderbliche Geschoß erreicht. Sein Blick ist gegen die zürnende Gottheit emporgerichtet. Die Vorderseite dieser Bildsäule, welche dem Pferde zugekehrt war, ist daher weniger ausgeführt, weil er durch das Pferd, mit dem er eine Gruppe ausmachte, größtentheils verdeckt ward. Seine ganze übrige Stellung scheint gleichfalls diese Vermuthung zu bestätigen. — Mit jenem Pferde auf der andern Seite, d. i. zur Linken der Mutter, vereinige ich den andern Sohn (No. VI.), so zwar, daß er mit dem ausgestreckten linken Arm das Pferd hält, dem er den Rücken zukehrt, auf welche Weise er eine ähnliche Gruppe bilden wird, wie sein Bruder (No. IX.) zur Rechten. Nur mit dem Unterschied, daß jener von der Rückseite, dieser aber von vorn zu sehen ist. Sein nach vorn ausgestreckter linker Arm, der mit dem Mantel umwunden, ist größtentheils neu und darf daher niemand irre machen. — Dies wären nun diejenigen Bildsäulen, welche meiner Meinung nach die hinterste Reihe der in Form eines Halbkreises aufgestellten Gruppe zu bilden hätten. Doch muß ich hier bemerken, daß man sich hierbei keinen regulären Halbkreis denken darf; auch keine Bildsäulen, die in einer Reihe nebenander stehen, sondern etwas mehr oder weniger gewendet, vor- oder zurückgerückt, so wie es der gute Geschmack, die Bewegung und der Ausdruck einer jeden Bildsäule insbesondere erfodert. Dieses Mehr oder Weniger läßt sich aber, ohne den Versuch mit den Bildsäulen selbst zu machen, vor der Hand nicht so genau bestimmen; auch soll das hier Gesagte blos dazu dienen, eine ungefähre Idee von der ursprünglichen Aufstellung dieser Bildsäulen im Allgemeinen zu geben.

In dem Mittelraum dieses Halbkreises nun, den die bereits angegebenen Bildsäulen nach der hier vorgeschriebenen Ordnung bilden, hätten sodann diejenigen, welche von allen Seiten gleichmäßig ausgearbeitet sind, ihren Platz zu nehmen, nämlich: der ausgestreckt liegende Sohn (No. VII.), welchem ich in geringer Entfernung vor der ältesten Tochter (No. II.) seine Stelle angewiesen. — Diesem gegenüber, etwa vor der Tochter (No. III.) sehe ich den kniend Sterbenden. (No. VIII.) — In der Mitte des Halbkreises aber, ganz nach vorn, könnten die beiden Ringer, wenn man anders dieselben wieder unter die Niobiden aufzunehmen gedächte, am zweckmäßigsten aufgestellt werden, so daß solche mit dem Apollo und der Diana, welche zu beiden Seiten die Gruppe schließen, in eine fast gleiche Linie zu stehen kämen. Doch können auch diese füglich weggelassen werden, ohne daß dadurch das Ganze im geringsten gestört würde, so wie ich überhaupt bei Zusammenstellung dieser Bildsäulen keine sonderliche Rücksicht auf diese und andere oben angeführte Bildwerke genommen habe, bei denen nicht absolut erwiesen werden kann, daß sie bestimmt zu dieser Gruppe gehörten. Blos mit den Pferden machte ich eine Ausnahme, um den beiden Söhnen (No. VI. und No. IX.), deren Stellungen sonst nicht wohl zu erklären, einige Bedeutung und der ganzen Gruppe dadurch etwas mehr Mannigfaltigkeit und Gehalt zu geben. — Zwar wäre noch Raum genug für jene obenerwähnten [137]) und wahrscheinlich zu unsrer Gruppe gehörigen Bildsäulen zu finden gewesen, allein ich unterließ den Versuch, um nicht die Zahl der Söhne allzusehr zu vermehren, wodurch, wenn man anders auch eine gleiche Zahl der Töchter annehmen will, der fehlenden weiblichen Bildsäulen zu viel würden, während durch deren Ergänzung die Gruppe eine allzu willkührliche Ausdehnung erhielte. Ich beschränkte mich daher blos auf den nothwendigen Zusatz einer Tochter, um ihre Zahl der der Söhne gleich zu halten; dann einer Amme zum Gegensatz des Pädagogen und zweier Pferde zur besseren Gruppirung der beiden Söhne. Unterdessen wird, so wahrscheinlich sich auch diese Art von Aufstellung erweisen läßt, jede Anordnung oder Zusammenstellung, die man mit diesen Bildsäulen insbesondere treffen mag, wohl auch fernerhin noch eine Hypothese bleiben, bis wir nicht etwa durch künftige Entdeckungen sicherere Beweise über die wahre Zahl dieser Bildsäulen und somit auch nähere Aufklärung über die eigentliche Zusammenstellung der Gruppen erhalten werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

[137]) Hieher gehören vorzüglich jene zwei Bildsäulen in knieender Stellung, wovon der eine in der Sammlung zu Florenz ist als Narcissus bekannt. Siehe oben I. Abschnitt. IV. Cap. No. III. — Die andere im Besitze Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Bayern, von welcher ebenfalls oben I. Abschnitt IV. Cap. No. V ist gehandelt worden.

Nekrolog.

Hr. Coutan, ein ausgezeichneter Künstler und Besitzer einer schönen Sammlung von Gemälden der neuern Schule, ist im Februar zu Paris gestorben.

Berichtigung.

Im Kunstblatt No. 58. muß die Ueberschrift des letzten Artikels, welcher eine Nachricht von Kellers Verzeichniß der in Rom wohnenden Künstler enthält, statt London „Rom" heißen.

Digitized by Google

N°. 61.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 3. August 1830.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung.

Von Johann Martin Wagner.

(Fortsetzung.)

§. IV.

Nun hätte ich zum Schlusse meiner Abhandlung noch einige Bemerkungen über die Streitfrage mit beizufügen, welchem Meister jene der Gruppe der Niobe angehörigen Bildsäulen am wahrscheinlichsten zuzuschreiben seyen. Denn es war, wie bekannt, schon zu Zeiten des Plinius [138]) unentschieden, ob Scopas oder Praxiteles die mit ihren Kindern sterbende Niobe verfertigt habe? Und auch in neuerer Zeit hat man hierüber sehr verschiedene Meinungen geäußert, indem einige [139]) sich mehr für den Scopas, andere [140]) mehr für den Praxiteles, wieder andere [141]) hingegen sich gegen beide erklärt haben. — Es mag zwar sonderbar, ja sogar verwegen erscheinen, nun nach fast 2000 Jahren, wo weder vom Scopas noch vom Praxiteles ein einziges Originalwerk mehr vorhanden ist, über ein Kunstwerk entscheiden zu wollen, über welches die Zeitgenossen des Plinius, im Angesicht so vieler berühmter und zuverlässiger Arbeiten dieser Meister, sich nicht bestimmt zu erklären getrauten. Da nun aber in unsern Tagen einmal zur Mode geworden, es mit der Bescheidenheit nicht gar zu genau zu nehmen, sondern dreist sogar über Dinge zu urtheilen und abzusprechen, die man nicht einmal gesehen hat, so unterfange ich mich, zwar nicht als Verehrer dieser Verfahrungsweise, auch nicht in der Absicht, mir ein entscheidendes Urtheil anzumaßen, sondern blos um diesen Punkt nicht ganz unberührt zu lassen, einiges darüber beizubringen, da ich doch einmal über diesen Gegenstand zu sprechen unternommen.

Vorausgesezt nun, diese Gruppe der Niobe sey wirklich diejenige, von welcher Plinius sagt, daß man zu seiner Zeit nicht mit Gewißheit habe angeben können, ob Scopas oder Praxiteles sie verfertigt, so bleibt uns blos zu untersuchen, welchem von diesen beiden Künstlern dieselbe mit größerer Wahrscheinlichkeit könne zugeschrieben werden. — Für allzu gewagt halte ich daher jene Aeußerung der Weimarer Herausgeber von Winckelmanns Kunstgeschichte [142]), welche zu beweisen suchen, daß diese Gruppe der Niobe weder von Scopas, noch von Praxiteles herrühren könne. — Denn, wie läßt sich vermuthen, daß man zur Zeit des Plinius, wo noch so viele Werke beider Künstler in Rom vorhanden waren (wie aus des Plinius Anzeige ihrer Werke selbst zu ersehen) so gröblich habe irren können? Wie läßt sich ferner bei der großen Anzahl griechischer Künstler und Kunstkenner, welche aller Wahrscheinlichkeit zu Folge sich damals in Rom befinden mußten, so gar wenig Kunsturtheil erwarten, so daß man trotz all diesen günstigen Voraussetzungen annehmen könnte, man habe sich in beiden geirrt. Obgleich irren menschlich ist, läßt sich doch immer annehmen, daß von jemand, der eine Sache selbst gesehen und mit andern ähnlichen Werken vergleichen konnte, ein richtigeres Urtheil zu erwarten ist, als von jemand, der solche nicht gesehen, noch zur Vergleichung die nöthige Gelegenheit hatte. Aus welchen Gründen konnten nun wohl die Herausgeber Winckelmanns behaupten, daß diese Gruppe der Niobe weder von der Hand des Scopas, noch des Praxiteles seyn könne, da wir unsers Wissens weder vom Scopas, noch vom Praxiteles ein Originalwerk besitzen, nach welchem sich dieses beurtheilen ließe? Am allerwenigsten läßt sich solches gegen den Scopas behaupten, da uns kein Kunstwerk von

---

138) Plinius Hist. Nat. 36. B. 5. sect. 8. §.

139) Winckelmanns Kunstgeschichte Weimarer Ausgabe. 9. B. 2. Cap. 26. §.

140) Visconti zum Museo Pio Clementino. Tom. I. Tab. 11. pag. 18. und Tom. IV. pag. 33.
Fea zu Winckelmanns Storia. Tom. II. pag. 200.
Böttiger Anderungen zu 24 Vorträgen der Archäologie. S. 174.

141) Die Herausgeber der Weimarer Ausgabe von Winckelmanns Kunstgeschichte.

142) Siehe die 297ste Anmerkung zum 9. Buch von Winckelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums.

Digitized by Google

ſeiner Hand bekannt iſt. Denn von keinem einzigen jener angeblichen Werke des Scopas läßt ſich mit Gründen nachweiſen, daß ſolche ächte Werke ſeiner Hand, oder auch nur Nachbildungen nach denſelben ſeyen. —

Jene erhobene Arbeit, ehemals in der Villa Borgheſe [143]), nun in Paris, von etwa 2½ Palm in der Höhe, welche eine Mänade vorſtellt und worauf die Herausgeber Winckelmanns ſich vorzüglich ſtützen, iſt ein bloßes Bruchſtück eines ſonſt größern Werks, welches, wie es ſcheint, ein Chor von Bachanten oder Mänaden darſtellt, wie man mehrere dergleichen Werke in der Villa Albani und im Muſeo Vaticano aufbewahrt findet, welche ſich in Stellungen und Formen faſt immer wiederholen. Dieſes Bruchſtück nun, welches der moderne Ergänzer, wie es ſcheint, erſt zu einem ſelbſtſtändigen Werke zugearbeitet hat, gibt man für eine Nachahmung nach jener Bachantin von Scopas aus, welche Kalliſtratus beſchrieben [144]). Allein, auch abgerechnet, daß es noch nicht einmal erwieſen iſt, ob jene Beſchreibungen des Kalliſtratus, ſo wie die des Philoſtratus auch wirklich als treue Schilderungen einſt vorhandener Kunſtwerke anzuerkennen, oder nicht vielmehr als bloße redneriſche Aufgaben zu betrachten ſind [145]), durch welche ſolche ihr Talent als Sophiſten zu zeigen ſuchten, ſo trifft elbſt dieſe erhobene Arbeit nicht einmal mit jener Beſchreibung des Kalliſtratus überein. Denn hier heißt es ausdrücklich, ſie habe nicht den Thyrſus geſchwungen, ſondern ein geſchlachtetes Thier, welches die Geſtalt der Ziege gehabt, getragen. Da doch in dem Borgheſiſchen Baſſorilievo jene Bachantin mit einem Thyrſus in der Rechten und ſtatt der Ziege mit dem Vordertheil eines Hirſches oder Rehbocks in der Linken vorgeſtellt iſt. Ferner ſpricht Kalliſtratus von einer runden Bildſäule, nicht aber von einem Baſſorilievo, wie jene Borgheſiſche Bachantin iſt, welches im Weſen dieſer Sache einen ſehr bedeutenden Unterſchied macht. Denn eine Stellung, welche für eine runde, freiſtehende Bildſäule berechnet iſt, kann zu einem Baſſorilievo ſchwerlich taugen, und ſo umgekehrt. Man verſuche es z. B. einen Laokoon, einen borgheſiſchen Fechter, eine mediceiſche Venus, einen Apollo von Belvedere ꝛc. in Baſſorilievo zu übertragen, und es wird gewiß etwas ſehr Schlechtes und Ungereimtes herauskommen. Die Sache iſt aber leicht zu begreifen, wenn man nur bedenkt, daß in dieſen beiden Zweigen der Plaſtik ein ganz verſchiedenes Prinzip herrſcht und herrſchen muß, wenn was Gutes herauskommen ſoll. Eine runde freiſtehende Bildſäule muß, wenn ſie ihren Zweck erfüllen ſoll, von allen Seiten dem Auge eine ſchöne, gefällige Anſicht gewähren; folglich muß die Bildſäule ſo angeordnet, und müſſen alle Glieder ſo gegen einander abgewogen ſeyn, daß dem Beſchauer nicht alles auf einmal, ſondern von jeder Seite eine neue Schönheit zur Anſchauung geboten werde, ohne daß er dieſen Kunſtgriff ſelbſt bemerke. — Bei den Figuren in Baſſorilievo dagegen iſt alles blos für eine einzige Anſicht zu berechnen und zu bearbeiten; dabei ſind die Stellungen alſo anzuordnen, daß alle Glieder ſich gefällig dem Hintergrund anſchmiegen, ohne Veranlaſſung zu Verkürzungen zu geben; daher ſind für erhobene Arbeiten Figuren von der Seitenanſicht immer die beſten und zweckmäßigſten. — Wollte man alſo annehmen, ebenbenannte Bachantin der Villa Borgheſe, welche in Baſſorilievo gearbeitet iſt, ſey eine Nachbildung jener Bachantin des Scopas, welche Kalliſtratus als eine runde Bildſäule beſchrieben, ſo muß man nothwendigerweiſe eine Uebertragung vom völlig Runden in Baſſorilievo vorausſetzen, ein Unternehmen, welches unmöglich ohne beträchtliche Veränderungen geſchehen konnte. Was läßt ſich alſo von einer ſolchen freien Uebertragung in einer Größe von 2½ Palm für ein Schluß

---

[143]) Sculture del Palazzo della Villa Borghese. Tom. I. Tab. 14.

[144]) Siehe des Kalliſtratus Beſchreibung der Statuen. Pl. 2.

[145]) Bei jedem unbefangenen, aufmerkſamen Leſer der erwähnten Beſchreibung der Gemälde-Gallerie, welche von den beiden Philoſtraten vorhanden, ſo wie jener der Bildſäulen des Kalliſtratus, werden, ſo wie bei mir unwillkührlich dieſelben Zweifel aufſteigen. Denn es ſind der Stellen ſo viele darin, bei welchen man durchaus nicht begreifen kann, wie alles das, was daſelbſt geſagt wird, in einem Kunſtwerk enthalten ſeyn könne. Bei vielen Stellen iſt es geradezu unmöglich, indem Widerſprüche darin vorkommen, die, auch angenommen, daß bei dieſen Gemälden mehrere Momente der Handlung zugleich in einem Stücke ſeyen enthalten geweſen, dennoch der geſunden Vernunft und dem Vermögen der Kunſt durchaus zuwider ſind. — Vor andern vom Philoſtratus angeführten Gemälden mögen nur zum Beiſpiel dienen: der Bosporus, die Tyrrhenier, die Schweinsjagd u. a. — Es läßt ſich daher, meiner Meinung nach, nichts anders annehmen, als daß dieſe Beſchreibungen der Philoſtraten und des Kalliſtratus entweder blos erdichtet, oder, wenn auch ſolche nicht ganz aus der Luft gegriffen, dennoch durch den übertriebenen, allzublumigen Vortrag und eingemiſchten Unſinn ſo entſtellt worden ſeyen, daß ſolche keineswegs mehr als treue Schilderungen wirklich vorhandener Kunſtwerke zu nehmen ſind, und folglich in dieſem Betracht auch nicht ſehr darauf zu bauen iſt. — Die gleiche Bewandtniß hat es auch mit der Beſchreibung der Bildſäulen vom Kalliſtratus. Nur mit dem Unterſchied, daß, da hier von Bildſäulen, nicht aber von Gemälden die Rede iſt, alſo der Stoff ſeiner Natur nach zu ſolchen redneriſchen Phraſen und phantaſtiſchen Uebertreibungen weit weniger geeignet war, auch die Beſchreibung derſelben nicht ſo blühend und üppig ausfallen konnte, als der Philoſtraten Beſchreibung der Gemälde. Unterdeſſen hat auch Kalliſtratus, trotz des weniger günſtigen Stoffs, ſein Möglichſtes gethan, und iſt auch hierin dem Philoſtratus nichts ſchuldig geblieben.

auf das Originalwerk und den eigenthümlichen Styl des Künstlers selbst machen?

Auch sind von derselben Bachantin in Bassorilievo noch mehrere antike Wiederholungen vorhanden, welche, einige kleine Abweichungen abgerechnet, in Stellungen und Formen vollkommen mit einander übereinstimmen. Z. B. auf einer marmornen Vase an der Villa Albani [146]) kommt dieselbe Mänade in Verbindung mit fünf andern wieder vor. Zwar ist der obere Theil neu und ihr von dem Ergänzer anstatt des Rehbocks fälschlich ein Lorbeerkranz in die Hand gegeben worden, obschon man die Spuren des sonst vorhandenen Rehbocks noch deutlich bemerken kann. — Auch auf einem runden Altar [147]) (ehemals im Pallast Barberini, nun aber im Pallast Sciarra), von dem aber etwa nur ein Drittheil sich erhalten hat, findet sich dieselbe Mänade in Gesellschaft zweier andern wieder, nur mit der Veränderung, daß hier der halbe Rehbock, welchen sie in der linken Hand tragen sollte, gänzlich fehlt; sonst aber ist alles übrige der Borghesischen völlig ähnlich. — Endlich findet sich dieselbe Figur nochmals im Museo Chiaramonti auf einem viereckigen Altar [148]) in Verbindung mit einem ganzen Chor von Bachantinnen. — Diese häufigen antiken Wiederholungen und zwar jedesmal in Verbindung mit mehreren andern bachischen Figuren lassen allerdings ein im Alterthum berühmtes Originalwerk voraussetzen, allein nicht in runder Skulptur, wie die Weimarer Herausgeber Winckelmanns irrig vermutheten, sondern in erhobener Arbeit. —

Als ein anderes Werk des Scopas wird eine Nereide [149]) angegeben, welche auf einem Seepferde sitzet und in der Florentinischen Gallerie [150]) befindlich ist; aber aus keinem andern Grunde, als weil Scopas nach dem Zeugniß des Plinius [151]) auch dergleichen Nereiden, Tritonen, Seepferde und andere Ungeheuer des Meers verfertigt hat. — Letztlich wird noch ein Bruchstück eines auf einem Seethiere sitzenden Tritons [152]) angeführt, welches einst in einem Gartenpavillon der Villa Medicis soll gestanden haben, und auch dieses ist man dem Scopas zuzuschreiben geneigt, weil es vielleicht auch zu jenem von Plinius erwähnten Werke, welches im oder am Circus Flaminius aufgestellt war und aus Nereiden, Tritonen, Hippocampen und andern Seeungeheuern bestand, könnte gehört haben. — Aus den hier angeführten Werken, von welchen jedoch kein einziges dem Scopas mit Grunde kann beigelegt werden, will man nun den Schluß ziehen, weil die Gruppe der Niobe nicht mit ihnen übereinstimmt, so könne diese Gruppe auch nicht von Scopas seyn. Wie seicht indessen diese Gründe, wie unzuverlässig diese Schlußfolge sey, überlasse ich dem Leser selbst zur Beurtheilung.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

146) Man sehe Bassorilievi antichi della Villa Albani, illustrati da Zoega. Tom. II. Tab. 84.

147) Von diesem Kunstwerk, welches von sehr guter Arbeit, ist meines Wissens noch keine Abbildung erschienen.

148) Dieser länglicht viereckige Altar ist von allen vier Seiten mit Figuren von 1 Fuß Höhe in erhobener Arbeit versehen. Der dargestellten Figuren sind zehn; nämlich auf den langen Seiten des Altars drei, auf den schmälern aber nur zwei. Alle stellen Mänaden und Bachantinnen vor, bis auf die Mittelfigur der Vorderseite, welche allein im altgriechischen Styl gearbeitet ist und die Venus vorzustellen scheint. Sie ist bekleidet, hat in der Linken einen Scepter, in der Rechten aber eine Blume oder Lilie, so wie sie auf altgriechischen Werken immer vorkommt. Ihre Haare hängen in langen Flechten um die Schultern, mit welchen ein kleiner Amor zu spielen scheint, der über ihr fliegt. Ihr zur Seite stehen zwei Mänaden, die, so wie alle übrigen, in ganz verschiedenem Styl gearbeitet sind. — Jene der Venus zur Linken, ist besagte Mänade, welche man irrig für eine Nachbildung nach jener des Scopas hält. Da der Altar von der einen Seite beschädigt ist, so kann man nicht mehr erkennen, was sie in ihrer Linken getragen. — Dieser Altar kommt im neuen Katalog des Museums Chiaramonti unter der N. 182 vor. — Auch auf antiken Werken von gebrannter Erde kommt diese Mänade vor.

149) Siehe die 297ste Anmerkung zum neunten Buch der Geschichte der Kunst des Alterthums. Weimarer Ausgabe Winckelmanns.

150) Eine Abbildung davon findet sich in Galeria Imperiale di Firenze, Serie IV. tav. 19.

151) Plinius Hist. Nat. lib. 36. Cap. 5. Sect. 4. Num. 7.

152) Siehe dieselbe 297ste Anmerkung zum 9ten Buch der Gesch. d. Kunst d. Alterth. von Winckelmann. Weimarer Ausgabe.

München, im Juli 1830.

Herr Oberst v. Heideck ist bekanntlich mit Sr. Maj. dem König aus Italien zurückgekehrt, hat uns aber wieder auf einige Zeit verlassen, um seine Gesundheit in Carlsbad vollends herzustellen. Während der kurzen Zeit seines Hierseyns war er beständig nicht blos von militärischen Freunden und solchen, die an seiner rühmlichen Wirksamkeit in Griechenland das lebhafteste Interesse nahmen, sondern hauptsächlich auch von Künstlern und Kunstfreunden umgeben, die sich an seinen Zeichnungen und Gemälden erfreuten. Es wäre kaum begreiflich, wie er bei so vielen und anstrengenden Beschäftigungen in Griechenland auch eine so zahlreiche Skizzensammlung mit zurückbringen konnte, wenn man nicht an jedem dieser Entwürfe die Sicherheit und Fertigkeit erkennte, womit er sie in der kürzesten Zeit zu Stande bringt. Daß alles mit der größten Treue und Genauigkeit wiedergegeben

Digitized by Google

ſey, dieſes Gefühls kann ſich auch der nicht erwehren, welcher nichts von Charakter und Sitten jenes Landes kennt; aber nächſt der innern Wahrheit überraſcht auch hauptſächlich die große Lebendigkeit und das Poetiſche der Auffaſſung, die immer den durch Charakter, wie durch Schönheit bedeutendſten Geſichtspunkt aufzufinden und durch die einfachſten Mittel das höchſte Intereſſe zu erwecken weiß. Hr. v. Heideck zeichnet mit gleicher Vortrefflichkeit Landſchaften und Figuren, daher gewähren ſeine Skizzen eine gedoppelt intereſſante Anſchauung von den Eigenthümlichkeiten jenes Landes, über deſſen Gebirgen und Thälern, Meeren und Ruinen noch immer der Genius der Poeſie ſchwebt. Wer fühlt nicht z. B. bei dem Anblick des Panorama's aus dem Golf von Napoli di Romania, wo man die Küſte und Gebirge von Argolis und Laconien mit ihren ſchroffen Abhängen, weitgedehnten Rücken und ſcharf gezeichneten Formen und mit dieſer unendlichen Mannichfaltigkeit von tiefen und dunklen Farbentönen, überſieht, daß nur ein ſolches Land eine geiſtige Erregbarkeit und ſchöpferiſche Thätigkeit, wie die der alten Hellenen, hervorbringen konnte? Eine Menge kleinerer Zeichnungen gewähren Anſichten höchſt intereſſanter Küſtenpunkte und lehren die Beſchaffenheit des Landes im Einzelnen genau kennen. Dabei zeigen ſich auch Sitten und Coſtüme der jetzigen Bewohner in ihrer vollen maleriſchen Schönheit, die Hr. v. Heideck ohne irgend eine verſchönernde Zuthat in ihren theils patriarchaliſchen, theils prunkvollen und phantaſtiſchen Erſcheinungen vortrefflich aufzufaſſen wußte. In mehreren großen, figurenreichen Compoſitionen hat er Scenen aus dem dortigen Kriegsleben dargeſtellt, z. B. die Vertheilung der Lebensmitteln durch ihn und Dr. Goſſe, das Lager vor Athen, u. ſ. w. Bei dieſen iſt es ſchwer zu ſagen, ob man mehr die Schönheit der Zeichnung und künſtleriſchen Anordnung oder die lebendige Mannichfaltigkeit der Charaktere und Motive bewundern ſoll. Von Reſten des Alterthums finden ſich unter ſeinen Zeichnungen die Anſichten vom Schatzhauſe des Atreus zu Mycenä, von außen und innen genommen, die des Löwenthors zu Mycenä, des altdoriſchen Tempelruins zu Korinth u. a. Die beiden leztern hat Hr. v. Heideck ſchon während ſeines Aufenthaltes in Rom in zwei Oelgemälden ausgeführt, welche durch die ſüdliche Farbenglut, die Klarheit der Töne und die ungeſuchte Wirkung der Beleuchtung einen bezaubernden Eindruck machen. Für den Archäologen iſt beſonders die Zeichnung des Löwenthores merkwürdig, indem man deutlicher, als an den bisher bekannten Abbildungen erkennt, daß die umgekehrte Säule, welche ſich zwiſchen den beiden Löwen befindet, wohl nichts anders, als ein Opfertiſch von derſelben Form iſt, welche ſich ſo häufig auf ägyptiſchen Grabſteinen und Mumienmalereien findet. Vor dem Tempel zu Korinth iſt als Staffage eine reiche Gruppe griechiſcher Pallikaren mit Pferden, Eſeln und Kameelen zu ſehen, die den ſeltſamen Contraſt des modernen und antiken Zuſtandes recht anſchaulich macht. Ein drittes Oelbild zeigt eine Ausſicht auf Aegina gegen das Meer und Salamis, im Vordergrund altes Pflaſter und eine Gruppe von Frauen und Mädchen, die im Schatten von Oel- und Feigenbäumen an einem Brunnen beſchäftigt ſind. Der klare Himmel, die tiefblaue Ferne, die ernſten Formen der Berge, die helle Sonnenbeleuchtung der näheren Gegenſtände, die bunten, maleriſchen Coſtüme verbreiten einen Reiz ganz neuer und eigener Art über dieſe einfache Landſchaft. Hr. v. Heideck hat dieſe drei Oelgemälde eine Zeit lang auf dem Kunſtverein ausgeſtellt, aber auch ſeine Zeichnungen einer großen Menge von Künſtlern und Kunſtfreunden mit der größten Gefälligkeit gezeigt und erklärt.

Aus einem Schreiben aus Baden vom vom 30. Mai 1830.

Manches treffliche Werk alter Meiſter mag durch die Ungunſt der Zeit ſich verloren haben und immer noch eines glücklichen Entdeckers harren. So iſt auch gegenwärtig bei Hr. Prof. Schaffert in Baden ein, erſt vor einigen Jahren wieder aufgefundenes, herrliches Bild von Giulio Romano aufgeſtellt, die Madonna mit Jeſus und Johannes, ganze Figuren in ungefähr halber Lebensgröße. Giulio malte das Bild nach der Zeichnung Raphaels, die in Landons Werk über dieſen Meiſter abgebildet iſt und ſich in Paris befindet. Die Chiffre des Malers findet ſich in den ziemlich verblaßten goldnen Arabesken, womit der Saum des blauen Mantels der Jungfrau eingefaßt iſt. In den beiden Kindergeſtalten glaubt man den Pinſel Raphaels ſelbſt zu erkennen.

Nekrolog.

J. F. Van Geel, Profeſſor der Skulptur und Mitglied der königlichen Akademie zu Antwerpen, ſtarb den 20. Januar 1830 in einem Alter von 73 Jahren. Hr. Van Geel hat eine große Menge ausgezeichneter Schüler erzogen, und hinterließ in Belgien, vorzüglich in den Kirchen unzählige Werke der Skulptur. Beſonders ausgezeichnet ſind die Figuren in der Metropole, in der Kirche Notre-Dame zu Mecheln und in der Kirche des H. Jakob zu Antwerpen. Dieſer Meiſter war vorzüglich ſeiner Kindergeſtalten und Genien wegen berühmt. Sein leztes Werk iſt eine Gruppe von drei Figuren in dem Chore der Andreaskirche zu Antwerpen.

N°. 62.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 5. August 1830.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprüngliche Aufstellung.

Von Johann Martin Wagner.

(Fortsetzung.)

§. V.

Etwas anders hingegen verhält es sich in Hinsicht des Praxiteles. Von ihm haben sich zum wenigsten einige Werke, zwar nicht in Originalien, doch höchst wahrscheinlich in antiken Nachbildungen erhalten, aus denen man sich einigermaßen einen Begriff von dem seinen Werken eigenthümlichen Styl machen kann. Zwar sind auch diese angeblichen Nachbildungen nicht alle so unbestritten und sicher, als man solches zu erweisen bemüht war. So ist man z. B. noch immer sehr im Dunkeln, wie seine Venus zu Cnidus und der Amor zu Thespiä gestaltet war; daher alle in dieser Beziehung von Visconti [153]) und andern aufgestellten Hypothesen noch sehr in Zweifel zu ziehen sind. Am allerunwahrscheinlichsten aber scheint es mir, daß jener unter seinem Namen bekannte Rossebändiger auf Monte Cavallo von seiner Hand seyn könne, wie man ebenfalls zu erweisen gesucht hat [154]). Dahingegen ist unter allen dem Praxiteles zugeschriebenen, bis jezt vorhandenen Werken, der Eidechsentödter [155]) das jenige, welches meiner Meinung nach die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Denn, da die Bildsäule eines solchen Eidechsentödters in so unzähligen antiken Nachbildungen, in Bronze und in Marmor, in größeren und kleineren Verhältnissen auf uns gekommen ist, muß man billig annehmen, dieselben seyen einem im Alterthum sehr berühmten Originalwerk nachgebildet worden. Und da noch überdies vom Plinius [156]) ein Eidechsentödter unter den bronzenen Werken des Praxiteles vorzüglich genannt wird, so läßt sich mit Recht vermuthen, daß diese vorhandenen Nachbildungen nach jenem bronzenen Werke des Praxiteles gemacht seyen.

Ob jener jugendliche Satyr [157]) oder Faun, der ebenfalls in so unzähligen Abbildungen aus dem Alterthum auf uns gekommen ist, eine Nachbildung nach jenem Satyr des Praxiteles sey, welcher unter dem Beinamen Περιβόητος bekannnt ist [158]), läßt sich zwar nicht so ganz erweisen; doch muß auch diesen antiken Nachbildungen ein im Alterthum berühmtes Originalwerk zum Vorbild gedient haben, weil von keiner antiken Bildsäule so viele Wiederholungen als von dieser vorhanden sind; denn es gibt fast keine Antiken-Sammlung, wo derselbe Faun nicht ein- oder mehreremale zu finden wäre. — Es läßt sich daher mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, daß auch diese vielen noch vorhandenen antiken Wiederholungen nach jenem Satyr, Περιβόητος, des Praxiteles gebildet wären. Um so wahrscheinlicher aber wird dieses noch, da der Styl der Arbeit an diesem Satyr mit dem des Apollo Sauroktonos sehr wohl übereinstimmt; abgesehen, daß dieser Apollo von weit edleren schlankeren Formen, als der Satyr ist, und seinem Charakter gemäß seyn muß. — Dürfen wir nun in diesen antiken Wiederholungen wirklich Nachbildungen nach jenem Apollo Sauroktonos und dem Satyr Περιβόητος des Praxiteles vermuthen, so ließe sich aus denselben gewissermaßen für uns ein Begriff des den Werken des Praxiteles eigenthümlichen Styls abstrahiren. Es zeigt sich daran erstlich eine ungemeine Zierlichkeit und Zartheit in den Umrissen, verbunden mit festen bestimmten Formen, welche jedoch bei aller ihrer Zartheit sich von den später üblichen auf-

---

153) Visconti, Museo Pio Clement. Tom. I. Tab. 11. — Ferner Tom. I. 20. Mayer in Propyläen III. Bandes I. Heft. S. 151 — 166.

154) Siehe die 477ste Anmerkung zum 9ten Buch Winckelmanns Kunstgesch. Weim. Ausgabe.

155) Siehe eine Abbildung im Museo Pio Clementino. Tom. I. Tab. 13. und daselbst Visconti's Bemerkungen S. 22.

156) Plinius Hist. Nat. 34. B. 19. Cap. 11. Sect.

157) Museo Pio Clementino Tom. II. Tab. 30. ist eine Abbildung zu finden, wie auch Visconti's Bemerkungen über dieselbe.

158) Plinius Hist. N. 34. B. 19. Cap. 10. Sect.

Digitized by Google

gelösteren Formen merklich unterscheiden. Ferner ist an denselben eine außerordentliche Grazie in der Bewegung der Körper und sehr sorgfältige fast gesuchte Ausführung aller Theile zu bemerken. — Dahingegen findet sich an den der Gruppe der Niobe angehörigen Bildsäulen eine weniger sorgfältige Ausführung; die Formen sind nicht mit derselben Zartheit angegeben, sondern weit einfacher und anspruchsloser. Ihre Stellungen erscheinen weniger zierlich, aber in gewissem Betrachte naiver. Die Falten sind einfach und schlicht geworfen, eben so schlicht und unbefangen ausgeführt, und ohne daß das Einzelne so sehr berücksichtigt wäre, wie bei jenen.

Dieser bemerkbare Unterschied zwischen dem einen und dem andern obenbenannter Werke läßt sich jedoch besser durch eine augenscheinliche Vergleichung derselben begreifen, als durch trockene Worte deutlich machen, da bei Zergliederung solcher Gegenstände, welche besser gefühlt, als ausgesprochen werden können, Worte ohne Anschauung niemals hinreichen wollen, das Mehr oder Weniger richtig zu bezeichnen. Dies ist um so weniger möglich, da jedes Individuum gewohnt ist, mit den Worten auch seine eigenen individuellen Begriffe zu verbinden, und man folglich immer Gefahr läuft mißverstanden zu werden. — Im Allgemeinen aber ist nicht zu läugnen, daß zwischen diesen Werken ein merklicher Unterschied in dem Styl der Arbeit zu bemerken ist, und daher mit Grund angenommen werden kann, daß, wenn jene antiken Wiederholungen wirklich Nachbildungen nach des Praxiteles Werken sind, die der Gruppe der Niobe angehörigen Bildsäulen keineswegs von der Hand des Praxiteles seyn können.

Da nun aber Plinius sagt, daß man zu seiner Zeit nicht gewiß gewußt habe, ob Scopas oder Praxiteles der Verfertiger dieser Gruppe gewesen, folglich die Meinung der Kenner blos zwischen diesen beiden Künstlern mit Ausschließung jedes andern getheilt war, so läßt sich, obschon wir den dem Scopas eigenthümlichen Styl nicht kennen, doch annehmen, daß die Gruppe der Niobe mit größerer Wahrscheinlichkeit dem Scopas, als dem Praxiteles zuzuschreiben sey. Auch scheint dies aus ebenerwähnter Stelle des Plinius [159]) zum Theil schon von selbst hervorzugehen, indem er der Gruppe der Niobe bei Aufzählung der Werke des Scopas Erwähnung thut, nicht aber da, wo er von den Werken des Praxiteles spricht, woraus, so wie aus der ganzen Anordnung und dem Zusammenhang derselben Stelle sich ahnden läßt, daß man es schon damals für wahrscheinlicher gehalten, diese Gruppe könne eher von jenem, als von diesem herrühren.

Ob aber die Gruppe, welche nach Aussage des Plinius (wenn anders unsere Gruppe dieselbe ist) im Tempel des Sosianischen Apollo zu sehen war, auch von demselben Sosius, von dem dieser Apollotempel den Namen führte, nach Rom gebracht wurde oder erst später dahin kam, ist ungewiß. Eben so ungewiß ist es auch, wer dieser Sosius gewesen. In der römischen Geschichte des Dio Cassius [160]) werden zwei desselben Namens erwähnt, welche beide Anhänger des Antonius gewesen und gegen den Augustus gefochten, wenn nicht vielleicht gar beide nur für eine Person zu nehmen sind. Von Cajus Sosius erzählt Dio Cassius [161]), daß er dem Antonius in Syrien und Cilicien gedient, nachher mit dem Cnejus Domitius zugleich zum römischen Consul ernannt worden sey [162]). Von diesem ließe sich also vermuthen, daß der Sosianische Apollotempel den Namen erhalten, und daß er es war, der diese Gruppe, vielleicht aus Asien nach Rom bringen lassen. Diese Vermuthung erhält durch eine andere Stelle des Plinius [163]) noch mehr Wahrscheinlichkeit, wo es heißt; „In einem gewissen Tempel Roms steht der Sosianische Apollo von Cedernholz, der aus Seleucia dahin gebracht wurde.“ — Da nun eben dieser Cajus Sosius in Syrien und Cilicien Befehlshaber war, so scheint es gar nicht unwahrscheinlich zu seyn, daß derselbe von dorther jenen Apollo von Cedernholz, so wie auch die Niobiden mit nach Rom gebracht und in dem nach ihm benannten Tempel aufgestellt habe. Und dürfen wir dieses als wahrscheinlich annehmen, so würde solches einen Grund mehr abgeben, warum diese Gruppe eher für ein Werk des Scopas, als des Praxiteles zu halten, da Scopas mehrere beträchtliche Arbeiten in Asien ausgeführt hat [164]), vom Praxiteles solches aber nicht bekannt ist. — — In welchem Theil der Stadt Rom dieser Sosianische Apollotempel gestanden, ist völlig ungewiß, da von ihm sonst keine weitere Erwähnung geschieht. Diejenigen, welche lieber dem Praxiteles diese Gruppe zuschreiben möchten, stützen sich vorzüglich auf ein Sinn-

159) Plinius H. N. 36. B. 4. Cap. 8. Sect.

160) Die Ursache, warum man auf die Vermuthung kommt, daß ihrer zwei Personen desselben Namens gewesen, welche zu gleicher Zeit gelebt haben, beruht hauptsächlich darauf, daß Dio Cassius (50. Buch 14. Cap.) den Sosius einmal in der Seeschlacht bei Actium um's Leben kommen, dann ihn wieder nach der Schlacht von dem Augustus begnadigen läßt. (51. Buch 2. Cap.) Indeß passen alle übrigen Umstände recht gut auf eine Person.

161) Dio Cassius römische Geschichte 49. Buch 22. Cap.

162) Dio Cassius. 50. B. 2. Cap. — Im 722sten Jahr nach Erbauung Roms.

163) Plinius Hist. Nat. 13. Buch. 11. Cap.

164) So arbeitete er z. B. mit an dem Denkmal des Königs Mausolus in Karien. (Plin. 36. Buch 4. Cap. 9. Sect.) Ferner an dem Diana-Tempel zu Ephesus. (Plin. 36. Buch 21. Cap.)

Digitized by Google

gedicht [165]), welches denselben als den Meister einer ähnlichen Gruppe angibt. Allein solches würde, wenn es anders mit diesem Sinngedichte seine völlige Richtigkeit hat, unsern oben angeführten Gründen keineswegs hinderlich seyn, indem man ja annehmen könnte, daß auch Prariteles diesen Gegenstand bearbeitet hätte, da überhaupt diese Fabel der Niobe ein den alten Künstlern sehr erwünschter Gegenstand scheint gewesen zu seyn, wie sich aus den verschiedenartigen Darstellungen in runden und erhobnen Arbeiten schließen läßt, welche sich zum Theil bis jezt erhalten haben, und wie uns auch die alten Schriftsteller bezeugen, bei denen wir diesen Gegenstand als bearbeitet angezeigt finden. — Sollte aber eine Gruppe der Niobe auch von der Hand des Prariteles als einst vorhanden angenommen werden, so ließe sich mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß jene vom Doktor Bartd in Prag aufgefundene Bildsäule [166]), die nun im Besitze Sr. Majestät des Königs von Bayern ist und allgemein für einen Sohn der Niobe gehalten wird, zu jener Gruppe des Prariteles gehören könne, indem solche in Hinsicht der Arbeit und des daran bemerkbaren Styls von den übrigen in Florenz befindlichen Niobiden sehr verschieden ist, wohl aber mit jenen, dem Prariteles zugeschriebenen Werken, als dem Apollo Sauroktonos und dem Satyr Περιβόητος übereinzukommen scheint. — Herr Böttiger [167]) will sogar behaupten, daß es wenigstens drei verschiedene Statuenvereine, die Fabel der Niobe vorstellend, im Alterthum gegeben habe.

(Der Beschluß folgt.)

---

[165]) In der griechischen Anthologie Lib. 4. Cap. 9. und Ausonius in Epitaphiis. No. 28.

[166]) Von ihr ist oben I. Abschnitt 4. Cap. 5. §. schon umständlich gehandelt worden, wohin ich also den Leser verweise.

[167]) Böttigers Andeutungen zu 24 Vorträgen über die Archäologie. Siehe die XXII. Vorles. S. 175.

Neue Kupferstiche.

S. M. Charles X. distribue des recompenses aux artistes Salon de 1823.

Der berühmte Kupferstecher Jazet in Paris, welcher durch mehrere Blätter nach Vernet in Tuschmanier uns seit mehreren Jahren die ausgezeichnetsten Beweise lieferte, mit welchem großen Talent er jene Manier, mit welcher zugleich die Schabkunst verbunden ist, zu behandeln wisse, hat in den lezten Tagen ein neues großes Blatt von 34 Z. Breite und 22 Z. Höhe (Pariser Maaß) vollendet.

Dieses mit aller den Verdiensten des Herrn Jazet eigenthümlichen Manier ausgeführte Blatt stellt die Vertheilung der Orden vor, womit König Carl X. die Pariser Künstler des großen Instituts nach der Ausstellung der Kunstwerke im Jahr 1823 ehrte.

Der Gegenstand ist der edlen Handlung des die Künste schützenden und liebenden Monarchen, welcher das Talent der Künstler auch durch äußere Belohnungen zu adeln weiß, eben so würdig, als der wirklich kunstvollen Darstellung des Herrn Heim, Mitglied des Instituts. Die Scene erinnert im Ganzen an die glänzende Periode Ludwigs XIV., wo die Künste in Frankreich sowohl vom Regenten und den Prinzen des Hauses, als auch von den übrigen Großen des Reichs genährt und beschüzt wurden. Die Vertheilung von nicht unbedeutenden Orden war schon damals in Gebrauch, und wer erinnert sich nicht des Le Brun, des H. Rigaud, des Bildhauers Desjardins, des Kupferstechers Edelinck Dorigny und anderer, denen ihrer Verdienste wegen eine Auszeichnung zu Theil wurde, die in Deutschland nur sehr spät und in etwas geringerer Art nachgeahmt wurde. Bayern, Würtemberg und Preußen folgten jenem Beispiel, und besonders ehrte König Ludwig die Verdienste des berühmten Cornelius, indem er ihm öffentlich in dem Kreise seiner Schöpfungen den Orden umhing.

In der neuern Zeit scheint es in Frankreich nun nicht blos mit einem gewöhnlichen Ritterkreuz abgemacht zu seyn, sondern die Berichte der leztern Zeit nennen uns nicht nur die Erhöhung jener berühmten Künstler zu Kommandeurs der Orden, sondern zugleich die Ernennung zu Barons, wie wir an dem berühmten Kupferstecher Desnoyers, dem Maler Regnault, Gros, an dem Bildhauer Lemot und andern sehen.

In Heim's Composition ist die schwere Aufgabe, mehr als 108 Bildnisse der berühmtesten Pariser Künstler und Künstlerinnen, deren Blicke alle auf die Mittelgruppe gerichtet sind, vortrefflich gelöst. Jede Figur ist für sich handelnd und mit dem Ganzen in der höchsten Uebereinstimmung. In den sehr vielfachen verschiedenen Stellungen spricht sich eine gewisse Anmuth und Gefälligkeit aus, die zugleich dem Gegenstande sehr angemessen ist. Das Auge wird keineswegs durch die moderne französische Kleidung beleidiget, und selbst das Mannichfaltige durch die reichen Hofuniformen neben den gewöhnlichen modischen, jedoch eleganten Civilkleidungen bringt einen angenehmen Eindruck hervor, der noch durch den Farbenton erhöht wird, da der Künstler mit kluger Wahl die in schwarzer Kleidung Erscheinenden neben die in bunten oder lichten Farben Gekleideten zu stellen wußte.

Digitized by Google

Die Handlung geht in einem der großen Ausstellungssäle des Louvre vor; noch sind die Wände reich mit den Werken der Künstler geziert; nach links ist die kolossale Statue des Königs, auf einem Fußgestell aufgestellt und in nicht geringer Entfernung davon ist in der Mitte des Blattes, eigentlich auf dem zweiten Plan (zwar in kleinerm Maßstab) die Hauptgruppe, wonach die Blicke sämmtlicher, sonst im Halbkreis Umherstehenden, gerichtet sind. Der König, welcher sich in der Mittelgruppe neben einem mit einem Teppich bedeckten Tisch befindet, ist in militärischer Uniform gekleidet und überreicht dem berühmten Bildhauer Cartellier das Ordensband, neben ihm befindet sich Charles Vernet, der schon das erhaltene Ordensband hält. Zur Rechten des Königs ist der Vicomte de la Rochefoucauld, welcher, die Liste in der Hand, die zu Belohnenden aufruft; neben ihm der Graf Forbin als Mitdirektor des Instituts, so wie der Herzog von Mailly und weiter vorwärts der berühmte Kupferstecher Baron Desnoyers, der Miniaturmaler Isabey, der Marquis d'Autichamp, der berühmte Landschaft- und Blumenmaler Bidaut, der Geschichtmaler Lethière, der Bildhauer Dupaty, der Archäologe Quatremère de Quincy, und fast ganz im Vorgrund die Damen Haudebourg und Ancelot, welche besonders in Verwunderung zu seyn scheinen.

Der Maler des Bildes, Heim, steht hinter ihnen etwas weiter zurück, wo man auch den Bataillenmaler Langlois und den Historienmaler Abel de Pujol bemerkt.

Von der Mitte des Blattes nach rechts bemerken wir hinter dem König die berühmte Porcellanmalerin Madame Jaquotot, so wie nächst Charles Vernet die berühmte Gemäldewiederherstellerin Mad. Godefroy. Weiter unter den Gruppen des Vorgrunds der rechten Seite ist der Baron Bosio, Geschichtsmaler, an dessen Seite die liebliche Mad. de Mirbel, geb. Lezinka, und nächst ihnen der geistreiche und lebendige Horace Vernet, jetzt Direktor der französischen Akademie in Rom, sichtbar. Baron Gros in edler Stellung in der Nachbarschaft der geistreichen Madame Vigée le Brun; der berühmte Regnault, Hersent und dessen Gattin, die Männer alle in reicher Kleidung und mit großen Ordensbändern geziert, so wie der einfach gekleidete Kupferstecher Richomme und der geschickte Blondel, Schüler von Regnault, bilden den Vorgrund des Kreises. Nächst ihnen ist noch der Graf Turpin-Crissé, bekannt durch die lieblichen Souvenirs du Golfe de Naples, bemerkbar. Warum Baron Gérard im Hintergrund sich befindet, erklärt sich aus dem Umstand, daß dieser Künstler sich aus Bescheidenheit dieser königlichen Gnadenbezeigung entzog, worauf ihm der König den Auftrag ertheilte, seine Krönung zu malen.

Es muß noch bemerkt werden, daß außer den Malern, Bildhauern und andern Künstlern des Instituts, die sich alle auf diesem Blatt befinden, auch mehrere der größten Musiker und Componisten hier anzutreffen sind, z. B. Cherubini, Boyeldieu, Le Sueur und Rossini. Auch der Kupferstecher des Blattes, Jazet, ist zwar etwas entfernt, aber doch sehr deutlich sichtbar.

Sowohl der Maler als der Kupferstecher haben in diesem Blatt ein Werk geliefert, das nicht nur jedem Beschauer lange Zeit zur angenehmen Unterhaltung dienen wird, sondern hauptsächlich auch von historischem Interesse ist, indem es uns die Bildnisse so vieler bedeutenden Künstler vor Augen bringt.

Fr....l.

Berichtigung einer Stelle in Dürer's Tagebuch seiner Reise in die Niederlande.

In dem Campe'schen Abdruck von Dürer's Tagebuch, Seite 101, so wie auch in dem im siebenten Bande von Murrs Journal zur Kunstgeschichte Seite 79 befindlichen Auszug desselben Werks, heißt es:

„Also bin ich am Freitag vor Simon und Judä von „Aachen geschieden und gefahren gen Löwen, und do in „der Kirchen gewest, do Sanct Anna Haupt ist. Von „dannen fuhren wir und kamen am Sonntag vor Simon „und Judä gen Cöln."

Da nun Aachen gegen zehn Meilen von Löwen und Löwen gegen zwanzig Meilen von Cölln entfernt liegt, so ist es bei den kurzen Tagereisen, welche Dürer auf seiner niederländischen Reise gewöhnlich zurücklegte, nicht wohl wahrscheinlich, daß er auf den in damaliger Zeit nicht in dem jetzigen fahrbaren Zustande befindlichen Straßen, innerhalb dreien Tagen, dreißig Meilen weit gereist seyn sollte. Es ist daher anzunehmen, daß der Nürnbergische Maler Hauer, dem wir die Erhaltung des Dürer'schen Tagebuchs verdanken, sich beim Abschreiben desselben geirrt und Löwen statt Düren, in der Mitte der Entfernung von Aachen nach Cölln liegend, gelesen hat. Diese Annahme wird noch durch den Umstand evident, daß in der Annenkirche zu Düren der Schädel dieser Heiligen gezeigt wird, wovon sich in Löwen wohl schwerlich eine Doublette vorfinden dürfte. —

C. B.

No. 63.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 10. August 1830.

Ueber einen antiken Carneol mit phönizischen Charakteren, in der Sammlung des Hrn. Grafen Anatolie Demidoff*).

Indem ich Ew. Wohlgeboren für die gütige Mittheilung der mit phönizischen Charakteren versehenen Paste auf das Verbindlichste danke, erlaube ich mir zu gleicher Zeit, Sie mit meiner aus genauer Untersuchung derselben gewonnenen Lesung und Erklärung bekannt zu machen. — Schon beim ersten Anblick der bildlichen Darstellung kam es mir höchst wahrscheinlich vor, daß sich dieselbe auf irgend eine mysteriöse Feierlichkeit beziehen möchte. Der Aehrenbündel in der linken Hand der Figur und die Schlangen, welche sich unterhalb der rechten befinden, erinnerten mich sogleich an den Cerescultus, da in ihm beide Abzeichen als stehende Attribute der Göttin vorkommen. Je länger ich bei diesem Gedanken verweilte, je wahrscheinlicher wurde er mir. Mir schwebten sofort viele andere ähnliche Darstellungen vor, z. B. wie aus einer Cista, welche zwischen Ceres und Hermes steht, eine Schlange hervorkriecht (Taf. XXXVII. zu Kreuzers Symbolik); wie Ceres Wagen von Schlangen gezogen wird, wie auf einer Seite der sicilischen Münze von Selinus die sitzende Proserpina Schlangen liebkosend umfaßt. Wie annehmbar und gefällig auch hierdurch meine Conjektur wurde, so konnte sie doch nicht anders zur Gewißheit erhoben werden, als wenn auch die Umschrift mit jener Annahme übereinstimmte; als wenn diese der stummen Poesie — wie die Alten solche Darstellungen sehr bezeichnend nannten — Sprache und Worte verlieh.

Je wichtiger und interessanter aber jeder Wink über die alten Mysterienlehren für uns ist, besonders wenn er Licht über ihren Befund im Mutterlande, dem Gebiete der Phönizier, verbreitet, um so eifriger und begieriger suchte ich die acht Randcharaktere zu entziffern. Glücklicherweise war mir diese Aufgabe nicht so schwer, als ich Anfangs geglaubt hatte. Machen Sie sich nun eine Vorstellung von meiner freudigen Ueberraschung, als ich fand, daß ich mich in meiner Vermuthung keineswegs geirrt, sondern das Wahre gesehen habe. Ich las nämlich auf der linken Seite der Figur die beiden Worte חֶרֶם רָם und auf der rechten derselben das Wort צֶמֶד

Meines Bedünkens aber ist unter חֶרֶם kein Anderer, als Hermes zu verstehen. Wollten wir Hermes mit phönizischen oder hebräischen Buchstaben schreiben, so könnte es nur auf diese Weise geschehen, da die Endung HC, als griechische Zugabe, nothwendig wegfallen muß. — Dieser Umstand kann uns neben andern — beiläufig bemerkt — als ein merkwürdiger Beleg dienen, daß diese wie viele andere Götternamen, statt im japhetitischen, im semitischen Sprachstamm ihr Etymon aufsuchen müssen. Was sich besonders von solchen Gottheiten erwarten läßt, deren Bekanntschaft Griechenland dem Orient zu verdanken hat; denn die Einwohner wagten — wie Schelling irgendwo in der geistreichen und gelehrten Abhandlung über die Gottheiten von Samothrace bemerkt — dasjenige,

*) Die Paste dieses merkwürdigen, geschnittenen Steins, welche dem Herausgeber durch Hrn. Prof. Gerhard in Rom gütigst mitgetheilt worden ist, veranlaßte die nachfolgende Zuschrift eines seiner Zuhörer, der sich mit ausgezeichnetem Fleiß und Erfolg den orientalischen Studien widmet. Die Abbildung ist mit aller Genauigkeit in der doppelten Größe der Paste gefertigt, und der Zeichner hat sich möglichst bemüht, den alterthümlichen Charakter der Figur wiederzugeben.

Digitized by Google

was sie als heiliges Institut von Fremden überkommen hatten, auch in Namen und Formeln nicht abzuändern. Das Wort רם erhaben, hehr ist ein passendes Epitheton für jenen Gott, den Horaz (I. Od. X.) so treffend mit den wenigen Worten:

Superis Deorum
Gratus et imis

bezeichnet.

Schon früher, bevor ich noch diesen Stein gekannt habe, hegte ich den Wunsch, daß sich doch einst ein Denkmal mit diesem Namen vorfinden möchte, da ich im Voraus annehmen zu können glaubte, daß sich dieser Name bei den Phöniziern vorgefunden habe. Der Tyrische Königsname חירם (2. Sam. 5, 11. 1. Kön. 5, 15) oder חורם (2. Chron. 2, 2.) und die gleiche Benennung eines Tyrischen Künstlers (2. Chron. 1, 11. 1. Kön. 7, 40.) schien mir mit jenem auf das Innigste zusammenzuhängen. — Sehen wir ferner darauf, ob die Bedeutung des Wortes חרם mit der Funktion und Stellung des Gottes übereinstimmt, so finden wir hierin eine völlige Congruenz. חרם bedeutet Gott geweiht, Gott gehörig, heilig, was von dem Hermes als dienender und vermittelnder Potenz mit vielem Recht gesagt werden kann. Dieser Name ist demnach als Synonymum zu der Benennung Kadmilus anzusehen, sofern diese von קדמיאל coram Deo, d. i. minister oder servus Dei, wie ihn Varro (de L. L. VI 3.) geradezu nennt, abzuleiten ist. Dionysodorus (Scholion Apollon. I. 917.) bemerkt uns auch, daß die Griechen jenen Cadmilus Hermes nannten. Eben so heißt es beim Pausanias (Messen. c. 1. §. 5, Boeot. 25. §. 6.), daß der Hermes ithyphallisch mit dem Dienste der Ceres in dem Cadmäischen Böotien in Verbindung gebracht wurde. Endlich tritt in der attischen Eleusinienlehre die Verbindung des Hermes mit der Persephone am deutlichsten hervor.

Anlangend das folgende Wort צמד, so ist die Lesung desselben nicht so gewiß, als das der beiden andern, da der letzte Buchstabe wegen Mangel an Raum nicht vollständig ausgeführt ist. Anfangs hielt ich ihn für ר und habe das ganze Wort auf die Völkerschaft צְמָרִי bezogen, die Mos. 10, 18 vorkommt, so daß das Ganze der erhabene, zemarische Hermes bedeute; doch bin ich bald von dieser Meinung durch die Vermuthung, daß dieser problematische Buchstaben ein ד sey, abgekommen, und lese somit: צמד חרם רם. Das will sagen: Die Weihe des erhabenen Hermes. Das Stammwort צֶמֶד kommt namentlich in diesem Sinne bei dem Götter-Kultus vor, so וַיִּצָּמֶד לְבַעַל פְּעוֹר Praeterea copularunt se, adhaeserunt Baali Peori, ἐτελέσθησαν τῷ βελγεφὼρ, sie gaben sich dem Baal-Peor hin, sie weihten sich ihm (Ps. 106, 28).

Ist diese Lesung, wie ich glaube, richtig, so sehe ich in ihr eine neue Bestätigung der glücklichen Zusammenstellung des Wortes Kabiren mit חכרים, wie sie von Schelling in seiner oben erwähnten Abhandlung vorgeschlagen worden ist. Auch hier finden wir wie dort den Ausdruck des Bindens und Kettens angewandt; denn צמד heißt in seiner primitiven Bedeutung ligare, nectere, conjungere. Ueberhaupt brauchte die Schelling'sche Etymologie sich nur gegen die frühere Annahme von כַּבִּירִים, die allerdings Vieles für sich hatte, geltend zu machen, wie sie es denn auch gethan hat, um als die wahrscheinlichste angenommen zu werden. Denn die Versuche, das Wort aus dem Griechischen abzuleiten, können füglich mit Stillschweigen übergangen werden, da sie eben so verfehlt und unglücklich sind, als der des Eustathius, (ad Il. Hom. Δ p. 371) den Namen Cadmus von κάζω, poetisch für κοσμῶ, abzuleiten.

Auf diese Weise glaube ich einen lebendigen Sinn in die Darstellung und die Umschrift in Einklang mit der Handlung gebracht zu haben, ohne daß ich mich gegen die Graphik versündigt, ohne daß ich mich eiteln Vermuthungen und grundlosen Hypothesen hingegeben hätte. Macht mich dieser Umstand auch eingenommen für meine Lesung und Deutung, so werde ich doch nicht anstehen, sie mit einer andern zu vertauschen, die mir noch vorzüglicher und begründeter scheint, Jedem zurufend:

Tu
Si quid novisti rectius istis, candidus imperti;
Si non, his utere mecum!

Ich schließe mit der Versicherung ꝛc.

Ludwig Wihl.

Ueber die Gruppe der Niobe und ihre ursprünglich Aufstellung.

Von Johann Martin Wagner.

(Beschluß.)

Der Beweis, den E. Q. Visconti[168]) von der dem Praxiteles zugedachten Venus zur Bestätigung seiner Hypothese hernimmt, daß nämlich nicht Scopas, sondern Praxiteles der Verfertiger dieser Gruppe sey, scheint mir in jedem Betrachte sehr unzulänglich. Er will nämlich in dem Kopfe dieser Venus eine Aehnlichkeit mit den weiblichen Köpfen der Niobiden finden. Allein auf die an-

[168]) Siehe Visconti's Anmerkungen im Museo Pio Clementino. Tom. I. Tab. 11. S. 18.

ſcheinende Aehnlichkeit eines bloßen Kopfs läßt ſich Nichts mit Zuverläſſigkeit bauen. So könnte man den Künſtlern, von welchen Laokoons Gruppe herrührt, mit gleichem, ja vielleicht noch größerem Rechte auch den Statuenverein der Niobiden zuſchreiben, indem der Kopf des älteren Sohns des Laokoon den Söhnen der Niobe in Ausdruck, Formen und Bearbeitung ſo auffallend ähnlich iſt, daß, wenn ſolcher einzeln würde gefunden werden, ſicher alle Welt denſelben für einen Kopf der Niobiden würde gehalten haben. — Ferner müßte, wenn Visconti's Meinung nur einiges Gewicht haben ſollte, vorerſt erwieſen werden, daß auch beſagte Venus wirklich eine Nachbildung jener Venus ſey, welche Praxiteles für die Cnidier gemacht hat, und für welche Hr. Visconti ſie ohne weiteres annimmt.

Die Gründe, welche Winckelmann [169]) bewogen, dieſe Gruppe der Niobe eher dem Scopas als dem Praxiteles zuzuſchreiben, beruhen hauptſächlich auf einer irrigen Idee, die ſich derſelbe von dem Zeitalter des Scopas gemacht. Er nimmt nämlich an, Scopas habe geraume Zeit vor dem Praxiteles gelebt, und ſchreibt daher jenem vorzugsweiſe dieſe Gruppe zu, weil ihm der an den Niobiden bemerkbare Styl auf eine frühere Kunſtepoche als die des Praxiteles hinzudeuten ſchien. Allein es iſt klar, daß Scopas faſt gleichzeitig mit Praxiteles, vielleicht noch etwas ſpäter als derſelbe gelebt habe. Plinius ſetzt ihn zwar einmal [170]) bis in die 87. Olympiade hinauf, dann wieder [171]) in die 106. Olympiade herunter, indem er ihn mit Bryaxis, Timotheus und Leochares zugleich an dem Grabmal des Königs Mauſolus arbeiten läßt, welcher im zweiten Jahr der 106. Olympiade geſtorben iſt. Die letztere Angabe ſcheint unſtreitig die richtigere zu ſeyn, wie auch daraus abzunehmen iſt, daß Plinius [172]) den Scopas und ſeine Werke gleich nach dem Praxiteles und deſſen Sohn Cephiſodorus anführt, mit dem Beiſatze, Scopas habe mit dieſen Künſtlern im Ruhme gewetteifert. Folglich mußte Scopas mit Praxiteles gleichzeitig, ja vielleicht noch etwas ſpäter gelebt haben. Man muß alſo annehmen, daß an erſterer Stelle der Name des Scopas entweder aus Verſehen des Plinius ſelbſt, oder ſeiner Abſchreiber mit in den Text gekommen *); oder daß es zwei Künſtler gleiches Namens gegeben, welcher Meinung Ab. Fea [173]) iſt. Dieß ſcheint mir jedoch nicht wahrſcheinlich, da von dem erſteren und ſeinen Arbeiten weiter gar keine Erwähnung geſchieht, dagegen alle unter dieſem Namen angeführte Kunſtwerke dem ſpäteren Scopas, des Praxiteles Zeitgenoſſen, angehören, und von Plinius auch in dieſer Ordnung angeführt werden.

Es iſt überhaupt eine ſehr mißliche, höchſt trügeriſche Sache, bei antiken Kunſtwerken nach der etwas größeren oder geringeren Härte des Styls ſo genau auf die Epoche, in welcher der Künſtler gelebt, ſchließen zu wollen, wie z. B. Winckelmann hier bei der Gruppe der Niobe gethan. Dergleichen zuverſichtliche Folgerungen haben ſchon eine Menge von Irrthümern herbeigeführt, und zu manchen antiquariſchen Fehlſchlüſſen Veranlaſſung gegeben. Manche Künſtler gingen ihrer Zeit voran, andere blieben aus Vorliebe zum Alterthümlichen ſogar gefliſſentlich zurück. Auch iſt es öfters der Fall geweſen, daß Künſtler, um in ihrer Kunſt neu zu ſeyn, eine ihren Zeitgenoſſen ganz entgegen geſetzte Richtung genommen. Um ſich hievon zu überzeugen, darf man nur die Geſchichte der neueren Kunſt zur Hand nehmen, wo dergleichen Beiſpiele unendlich viele vorkommen. Wer ſollte z. B., wenn man die Kuppelgemälde des Correggio zu Parma, und Raphaels Stanzen im Vatikan betrachtet, glauben, daß dieſe beiden Künſtler, aus deren Arbeiten ein ganz entgegeſetztes Prinzip hervorleuchtet, einander gleichzeitig geweſen, ja ſogar mit einander gewetteifert haben? [174]) — Wie verſchieden iſt nicht der Styl des Leonardo da Vinci, und der des faſt gleichzeitigen Michael Angelo. — Andrea Mantegna und Fra Bartolommeo di St. Marco ſtarben in einem Jahr, und doch ſollte man glauben, Mantegna habe wenigſtens 80 Jahre früher gelebt, als Fra Bartolommeo, ſo ſehr ſind ſeine Arbeiten von den des letzteren verſchieden. — Welch' bedeutender Unterſchied herrſcht nicht zwiſchen den Arbeiten des Pietro Perugino und des Luca Signorelli, und doch lebten dieſelben gleichzeitig. — Dieß war bei Malern, ſo wie bei Bildhauern, in der früheren, ſo wie in der neueren Zeit immer der Fall, und zeigt

---

169) Winkelmanns Geſchichte der Kunſt. Weimarer Ausgabe. 9. Buch. 2. Cap. §. 26.

170) Plinius Hist. Nat. 34. B. 19. Cap.

171) Plinius Hist. Nat. lib. 36. 4. Cap. Sect. 9. — Heine, Sammlung antiquariſcher Aufſätze. 1. Thl. S. 233.

172) Plinius Hist. Nat. 36. B. 4 Cap. 7 Sect.

*) Wahrſcheinlich durch Verwechſelung mit dem Onatas. C. Thierſch Epochen N. A. S. 285. A. d. H.

173) Fea, zu Winkelmann. Tom. II. S. 197.

174) Correggio ward geboren 1490 und ſtarb 1534 im 44. Jahre ſeines Alters.
Raphael Urbino ward geboren 1483 und ſtarb 1520 im 37. Jahr ſeines Alters.
Leonardo da Vinci ward geboren 1444, ſtarb 1519 im 75. Jahre ſeines Alters.
Michael Angelo ward geboren 1474, ſtarb 1564 im 90. Jahr ſeines Alters.
Andrea Montegna ward geboren 1451, ſtarb 1517 im 66. Jahr ſeines Alters.
Fra Bartolommeo ward geboren 1469, ſtarb 1517 im 48. Jahre ſeines Alters.
Luca Signorelli ward geboren 1440, ſtarb 1521 im 82. Jahre ſeines Alters.

deutlich, wie unsicher und trügerisch es sey, aus der etwas größeren oder geringeren Härte eines Kunstwerks, dem größeren oder geringeren Anschein des Alterthümlichen, und dem verschiedenartigen Styl der Arbeit so genau die Zeit, worin dieses oder jenes Kunstwerk ist verfertigt worden, angeben oder bestimmen zu wollen. Am allerwenigsten aber ist dieses bei alten Kunstwerken möglich, da oft so viele uns unbekannte Umstände auf den verschiedenartigen Styl und den alterthümlichen Anschein derselben mit einwirkten, deren Ursachen anzugeben oder auch nur zu begreifen uns oft völlig unmöglich wird [175]).

Hiemit schließe ich nun meine Abhandlung, welche ohnehin schon viel weitläufiger ausgefallen, als anfänglich meine Absicht gewesen. Ich bitte zugleich den geneigten Leser um Nachsicht, wenn er hier eine gefällige Schreibart vermissen sollte. Ich bin nicht als Schriftsteller, (welches meine Sache nicht ist), sondern als Künstler aufgetreten, dem es mehr um Richtigkeit der Ansichten, und um Deutlichkeit des Vortrags, als um eine geschmückte oder blühende Schreibart zu thun war. Sollte meine Schrift vielleicht die Veranlassung geben, durch genauere Berücksichtigung aller bei der Gruppe der Niobe obwaltenden Umstände, und durch strengere Musterung der dazu gehörigen Bildsäulen diese Sache, welche schon so verschiedentlich beurtheilt worden ist, dem wahren Gesichtspunkt etwas näher zu bringen, so ist der Zweck, den ich mir vorgesetzt habe, vollkommen erfüllt.

* * *

Nachschrift des Herausgebers.

Als Ergänzung zu dieser Abhandlung ist die von demselben Hrn. Verf. gegebene Nachricht über einen im Jahr 1821 in Rom ausgegrabenen, jetzt in der Glyptothek zu München befindlichen Sarkophag zu betrachten, auf welchem die Geschichte der Niobe dargestellt ist. Man sehe Kunstblatt 1824. Nro. 56.

[175]) So finden sich öfters auf antiken Kunstwerken einzelne Figuren im altgriechischen Styl gearbeitet, während die übrigen sie umgebenden Figuren in dem gewöhnlichen Styl gearbeitet sind, z. B. auf einer antiken Marmorvase in der K. Sammlung zu Paris, unter dem Namen der Sosibius bekannt, worauf eine Diana und Merkur im alten Styl, die übrigen Figuren aber auf die gewöhnliche, spätere Weise gebildet zu sehen sind. Ferner findet sich auf jener viereckigen Ara im Muse Chiaramonti im Vatikan, von welcher ich oben schon gesprochen, eine Venus im alten Styl unter einem Chor von Bacchanten, welche in dem gewöhnlichen Styl gebildet sind. — Oft auch sind an Bildsäulen selbst die einzelnen Theil nicht übereinstimmend gebildet, wie z. B. an den Aeginetischen Bildwerken, wo die Köpfe älteren Styls zu seyn scheinen, als die übrigen Theile der Körper. — Viele andere dergleichen Beispiele ließen sich hier noch anführen, welche ich aber mit Stillschweigen übergehe.

Neue artistische Werke.

1. Conturen der antiken Freskomalereien, welche in der im Jahr 79 nach Chr. durch Asche und Lava verschütteten Städten Pompeji, Herkulanum und Stabiä ausgegraben sind, gezeichnet, gesammelt und herausgegeben von O. J. Schmidt, Architekt, Altona. Carl Aue. 1829. 2 Hefte. Preis jedes Hefts 5 Rthlr. Enthalten zusammen 72 Blätter; bis jetzt die vollständigste Sammlung, die von den neuerlich aufgefundenen Gemälden erschienen ist; — doch finden sich noch einige ältere darin.

2. Skizzen von Ornamenten und Arabesken nach antiken Freskomalereien, nebst Abbildungen von Gegenständen aus Marmor, gebranntem Thon und Bronze, welche von den im Jahr 79 n. Chr. durch Asche und Lava verschütteten Städten Pompeji, Herkulanum und Stabiä ausgegraben sind, wie auch von griechischen, römischen und hetrurischen Gegenstände derselben Art; gezeichnet, gesammelt und herausgegeben von O. J. Schmidt, Architekt. 2 Hefte. Altona, Carl Aue. 1829. Preis jedes Hefts 5 Rthlr. Enthalten zusammen 72 Blätter Umrisse. Von dieser Sammlung gilt dasselbe wie von der vorigen; doch ist die Zeichnung meist fließender und sorgfältiger. Beide Werke empfehlen sich durch ihre Wohlfeilheit.

Berichtigungen.

In den meisten Verzeichnissen von Kupferstechern (auch in Füßly's Künstlerlexikon und bei Brulliot), wird ein Pietro Santo Bartolo oder Bartoli aus Perugia aufgeführt. Er hieß aber Pietro Santes und war aus Bortola oder Braitola gebürtig. So steht es ausdrücklich wenigstens unter einem seiner Blätter, in der Folge, die er nach Lanfranco gestochen.

*

Es wird allgemein angenommen, der bekannte Stecher Wallerant Vaillant habe das Geheimniß der Schwarz- oder Schabkunst vom Prinzen Rupert, so wie dieser von L. v. Siegen erlernt. Aus der Geschichte des gedachten Prinzen weiß man aber, daß er Vaillant mit sich von Paris nach England nahm, um dort, in Gemeinschaft mit demselben, das Mechanische der neuen Verfahrungsart besser zu erforschen. Entweder hätte also Siegen die Entdeckung nur erst noch im Allgemeinen gemacht, ohne über die Ausführung selbst noch ganz im Klaren zu seyn, oder er theilte dem Prinzen nicht sein ganzes Geheimniß mit. Uebrigens scheint der Vorhang in Vaillants seltenem Bildnisse des Grafen von Grammont der erste Versuch dieses Künstlers in Mezzotinto, wodurch die oben geäußerte Vermuthung einige Bestätigung erhält.

Sch.

Digitized by Google

N°. 64.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 12. August 1830.

Beiträge zur Geschichte der Kunst und der Künstler in Ulm *). Von Albrecht Weyermann, Pfarrer in Wirtingen, OA. Urach.

Was über die Maler in Ulm von den ältesten Zeiten bis zum Jahr 1600, in meinen Nachrichten von Ulmern, 1798 und den von mir im Jahr 1829 herausgegebenen neuen historisch-biographisch-artistischen Nachrichten von Gelehrten und Künstlern angegeben ist, wird hier durch Hinweisung angezeigt, und das Folgende enthält daher nur neue Forschungen.

Die Maler, Holzschneider, Bildhauer, Steinmetzen (Baumeister), Kirchenmeister ꝛc. gehören zu den ambulanten Künstlern, auf ihren Werken, mit und ohne Namen, setzten sie oft den Aufenthaltsort, wo sie arbeiteten; daher ist's ein Irrthum, wenn man solchen allemal für den Geburtsort des Künstlers hält. Die Umwechselung der Namen, so wie die Annahme des Namens von der Mutter, Schwiegermutter, auch der Name von Geburts-, Aufenthaltsort, die Uebersetzung des Namens in's Lateinische, die Formirung desselben nach dem Italienischen ꝛc. war bei den Malern ꝛc. nicht ungewöhnlich, macht aber Schwierigkeiten und führt zu Irrthümern; die Geschlechtsnamen unter dem Bürgerstande in Schwaben, wie überhaupt in in Deutschland, waren vor dem vierzehnten Jahrhunderte wenig üblich, und zu allgemeinem Gebrauch kamen sie erst im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. (Wiarda, über deutsche Vor- und Geschlechtsnamen. Berl. 1800.)

Folgende Maler kommen in den alten Steuer- und Bürgerbüchern, aber nach damaliger Gewohnheit, ohne Geschlechtsnamen, vor:

Jakob, 1308, 1330, seine Wittwe 1334.
Ulrich, 1389.
Chunz, 1398, 1407, 1414, 1417.
Jakob Zapnler, Hans, d. j. } 1398.
Maister Ulrich, 1407—1417.
Joob, 1407.
H. Lucas 1413, noch 1430.
Heinz, Heinrich, 1413.
Nusser, Nysser, Nüsser, 1414, nachher oft, noch 1434.
Claß, vielleicht Cläuß, 1460, 1484.
Michel, 1461.
Baltus, 1481, 1484.

Daß diese Maler in den öffentlichen Büchern nur in diesen Jahren vorkommen, zeigt an, daß sie oft von Ulm abwesend gewesen sind; dieß ist auch von den Folgenden der Fall.

Maler mit Geschlechtsnamen.

1. Maister Eberhart, Freskomaler in Ulm, kommt in den öffentlichen Büchern vor 1370, 1388, 1402. W. 1829. S. 66.

2. B. Wuruß, lebte 1370 ꝛc. Diesem Maler schreibt man Gemälde zu, welchen im ersten Strich des Buchstaben W ein B angehängt ist. W. 1829, S. 645.

3. Rudolph Schappans, kommt vor 1385 ꝛc. W. 1829, S. 465.

4. Martin Schön, d. ä., Maler und Formschneider, kommt vor 1391, 1398, 1414, 1416; er übertraf alle früheren Holzschneider, Franz Buchsolt aus Bergen, Israel von Mecheln d. ä. Der erste Holzschnitt mit der Jahrszahl ist vom Jahr 1423. (Murr's Beschreibung von Nürnberg. S. 678.)

5. Barthel Schön, d. ä., Bruder des vorigen, in den Ulmischen Steuerbüchern kommt er als Maler vor: 1427, 1430, 1440, und seine Wittwe 1441, er starb also in diesem Jahr.

6. Maister Martin Schön, des vorigen Sohn,

*) Bruchstücke eines größeren aus archivalischen Forschungen gezogenen Werks, welches der Verf. unter diesem Titel herauszugeben gedenkt. Das hier Folgende betrifft blos die Maler und erläutert manche zweifelhafte Punkte der deutschen Kunstgeschichte. D. B. Martin Schön. Das ganze Werk soll Baukunst, Malerkunst, Bildnerei, Musik und Kunstsammlungen umfassen.
D. H.

Digitized by Google

Maler, Holzschneider, trieb auch die Goldschmiedekunst, und soll der Erfinder der Kupferstecherkunst (1442) seyn, wie dieses auch Hr. Rathsconsulent Biermann zu Augsburg in einer bei der Kunstausstellung daselbst gehaltenen Rede 1799 bestätigt. Er kommt in den öffentlichen Büchern von 1441, 1461, theils unter dem Namen Martin Schön*), theils Martin Schongauer**) und starb zu Colmar im Elsaß, wahrscheinlich 1486. Dieser ausgezeichnete Maler, der in seinen Werken einen naiven Schönheitssinn zeigte, und die Linear-Perspektive auf seinen Gemälden übte, stand in genauer Verbindung mit Perugin, und da auch seine Gemälde mit denen des italienischen Meisters viel Aehnlichkeit haben, so hat Schön den Beinamen des deutschen Peruginus erhalten. Die Italiener schätzten ihn hoch und nannten ihn Buonmartino, auch Martino d'Anversa; — Vasari nennt ihn Martius Tedesco, Candid. gibt ihm den Namen Martius Olandese, Beatus Rhenanus, Martinus Bellus. Wympfling (Epitome rerum germanicarum. Cap. LXVII.) spricht mit grosser Achtung von ihm; seine Malereien wurden von Italienern, Spaniern, Franzosen und Engländern gesucht und theuer bezahlt. Michael Angelo hat den Kupferstich von ihm, die Versuchung des heil. Antonius durch böse Geister darstellend, kopirt, so wie die berühmtesten Maler, z. B. Albrecht Glockendon u. a. seine Gemälde kopirten. Das Kunstblatt 1824, Nr. 81. sagt: „Ueber diesen Maler und seine Werke herrscht eine eigene bis jetzt undurchdringliche Dunkelheit." Häufig hat man ihm Arbeiten zugeschrieben, die mit M. S. bezeichnet sind, aber sie gehören dem Martin Schaffner. W. 1829, S. 462.

In der Stadtkirche zu Rottenburg an der Tauber befinden sich von ihm mehrere Gemälde. (Winterbachs Geschichte der Stadt Rottenburg a. d. T. 2 Theile. 1826. 1827.)

Im Augustinerkloster in Ulm war eine Tafel in Oelfarben mit großer Kunst, die Abnahme Christi vom Kreuz mit Maria und den andern Weibern, Johannes dem Evangelisten und Nikodemus, von Martin Schön. Im J. 1613 wünschte der Churfürst Wilhelm von Bayern, da er in diesem Kloster das Gemälde sahe, es zu kaufen; aber die Mönche machten Schwierigkeiten, die Tafel von Holz möchte durch die weite Reise, der Gefahr, zerbrochen zu werden, ausgesetzt seyn, und dann sagt Prälat Michael Kuen in der Schrift: Wenge, sive informatio historica de exempli collegii sancti archangeli Michaelis ad Insulas Wengenses. Pol. 1766. pag. 151. „Pictura haec refert Christum e Cruce depositum amare illum deflentibus beatissima virgine aliisque sanctis mulieribus, divo Joanne Evangelista et Nicodemo in pares lachrymas; masculo tamen affectu ex genio artificis prorumpentibus. Pinxit hanc tabulam Martinus Schoen de Kalenbach (vulgo der Schen Martin appellatur) Colmariensis excellentissimus suo aevo pictor. Extat haec tabula ad hodiernum usque diem in collegio nostro, ac omnibus, qui in arte pictoria ultra calceum sutoris sapiunt, admirationi est." Eine ähnliche Tafel war in der Reidhartischen Kapelle, im Jahr 1799 wurde sie im Münster bei der Sakristei aufgehängt, vorher dem Maler Leonhart Kuen (W. 1798, S. 375.) zur Reinigung und Ausbesserung übergeben, was aber nicht zum Vortheil dieses Kunstwerkes geschahe. Bei der Verschönerung des Münsters auf das Jubiläum 1817 hat dieses Gemälde der Maler Friederich Butziger aus Ausbach, der sich lange in Ulm aufhielt, aufgefrischt und ausgebessert.

7. Barthel Schön, der jüngere, Sohn des älteren Martin Schön, Nr. 4. lebte im Jahr 1479, sein Monogramm war b et S.; er war Maler und Kupferstecher, seine Arbeiten sind denen des Martin Schön nicht gar unähnlich, auf einer derselben steht obige Jahrzahl; er kommt auch in den Ulmischen Büchern vor. (Christ. S. 150.)

8. Hans Schön, Glasmaler, kommt vor 1495, 1514; er war also oft abwesend.

9. Erhart Schön, arbeitete 1530, 1540, und starb zu Nürnberg 1550, war Maler, Kupferstecher und Holzschneider, seine Malereien und Holzschnitte verrathen treue Anhänglichkeit an Albrecht Dürer. Man hat von ihm ein kleines, theoretisches Werk über die Zeichenkunst. 1538. Die Figuren zu Rüst-Architektur und Büchsenmeisterei ꝛc. Nürnberg, 1547. — und wieder die Figuren zu Vitruvius, deutsch durch D. Gualtherum H. Rivium. Nürnberg bei Petreio 1548. (Fiorillo, II. B. 419. Christ. S. 176.)

10. Ludwig Frieß d. ä., kommt auch unter dem Namen Ludwig Kuch vor, im Jahr 1449; Karten- und Briefmaler, war in der Künstler-Confraternität im Augustinerkloster. Eine Blumenmalerin N. Freisin kommt 1455 vor.

11. Ludwig Frieß, d. j., führte auch den Namen Ludwig Schongauer, war ein Bruder zu Maister Martin Schön (Nr. 6), kommt in den Steuer-

---

*) Die Familie Schön lebte auch in Ulm. Ulr. Schön wurde den 5. April 1525 mit dem Pfarrer Joh. Jakob Wehr in Leipheim vom Obrist Georg Truchseß wegen Antheil am Bauernkrieg enthauptet. W. 1798. S. 530—535. Georg Schön, geschworner Kanzleischreiber in Ulm, 1530, 1537. Peter Schön, Notar Caes. publ., Visirer und Pflegamtsschreiber in Geißlingen im Jahr 1627.

**) Schongau ist eine kleine Stadt in Obersbayern, Bisthum Augsburg, die Frauenkirche und St. Annenkapelle daselbst haben vorzügliche Malereien; vielleicht arbeitete er daselbst, und wurde Martin Schongauer deßwegen genannt.

und Bürgerbüchern 1460, 1480, 1489 und 1491 vor, er arbeitete auch in Nürnberg und war an Anna Stäblerin (Stäbin) verheirathet, deren Mutter eine Tochter des älteren Malers Ludwig Frieß gewesen. Gute Holzschnitte, mit der Jahrzahl 1480 und den Initialen L F bezeichnet, sind von ihm. Er hatte einen Sohn gleiches Namens, der in Colmar und Basel mit seinen Brüdern Kaspar, Paul und Georg 1492 arbeitete, im letzten Jahr war Albrecht Dürer bei ihnen; siehe W. 1829, S. 492, wo die Angabe „aus Nürnberg" unrichtig ist, so wie, daß das Altargemälde nach Graf von Sternberg eine Arbeit des Martin Schongauers seyn soll; der letzte lebte 1521 nicht mehr.

12. Kraft Lindenmeyer, Vater des folgenden, ein Horizontalstrich des lateinischen Buchstabens L mit C auf alten Holzschnitten, Gemälden und Kupferstichen werden ihm zugeschrieben; er lebte in Ulm noch 1490.

13. Hans Lindenmeyer, das Kunstblatt 1826, Nr. 20 nennt ihn Hans Lindmeyer; Murr, in seiner Beschreibung von Nürnberg, 1778, S. 475, nach Sandrath, Hans Larkmayer, und Fiorillo, II. B. S. 317 Lepkmann, aber alle unrichtig. Er war ein Schüler von Martin Schön, d. i. (Martin Schongauer), der sein Schwager war; man hat auch Glasschilderey von ihm. (W. 1829, S. 278.)

Nr. 4 — 13 gehören mithin zu einer Maler- und und Künstlerfamilie.

14. Bartholomäus Zeytblom aus Ulm, lebte 1468, kommt in den Steuerbüchern 1484 vor, wahrscheinlich heirathete er 1483; im Bürgerverzeichniß steht er zuerst 1504, zuletzt 1517; er war also früher abwesend. Für die Ritter Ehinger in Kilchberg, Rottenburg am Neckar, Entringen u. s. w. arbeitete er viel. Zeytblom war einer der vorzüglichsten Künstler der oberdeutschen Schule; sein Einfluß der Wohlgemuth'schen Schule in seinen Werken ist zwar unverkennbar; allein als ein Mann von ausserordentlichen Talenten brach er sich eine eigene Bahn, und weicht in der Zeichnung und Behandlung mehrfältig von jenem ab; in der wahren Carnation übertrifft er seine Zeitgenossen; seine Bilder sind von höchst zarter anmuthiger Behandlung, und die Köpfe und Kleidung von großer Ausführung. Seine Gemälde erinnern an den Cölner Meister, sind aber dennoch eigenthümlich und von großer Behandlung. In W. 1829, S. 656 — 660 habe ich die mir damals bekannten Werke dieses Künstlers angezeigt; zu denselben kommen noch:

1) In der Fürstl. Wallersteinischen Gallerie drei Tafeln von 4 Schuh 4 Zoll Höhe: die heil. Brigitta, die heil. Ursula und die heil. Margaretha vorstellend, ganze Figuren, jede vor einem goldenen modellirten Teppiche stehend. Erstere im grauen Ober- und Unterkleide, mit dem aufgehefteten rothen Ordenskreuzlein und ein weißes feines Linnentuch über dem Haupte, ist ungemein anziehend. Die heilige Ursula in rothem Unterkleide und grünem Mantel, Pfeil und Buch in der Hand, und die Krone auf dem Haupte; die heil. Margaretha in blauem Unterkleide und rothem Mantel, den Drachen zu den Füßen und einen Bund Schlüssel in dem Gürtel. (Kunstblatt 1824. Nr. 81.) Ausser diesen drei Tafeln verwahrt diese Gallerie noch zwei. (Kunstbl. 1824, Nr. 80.)

2) Im Königl. Bildersaal in der St. Moritzkapelle zu Nürnberg, Nr. 58 und 65. Die heil. Margaretha und die heil. Ursula, beide auf Goldgrund, jene im weissen Schleier, rothen Mantel und schwarzen Unterkleide, diese im grünen Mantel und rothen Kleid mit gekröntem Haupte. Die Zeichnung ist ausgezeichnet, besonders sind die Hände mit seltener Wahrheit dargestellt, die Köpfe scheinen nach der Natur und sind vortrefflich ausgeführt, die Gewänder sind sehr schön gelegt, und Alles zeichnet sich durch die Pracht der Farben und Größe des Styls aus. (Kunstbl. 1829, Nr. 101.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Kupferstich- und Holzschnittkunde.

Nachtrag zu den Zusätzen zu Hellers Leben und Werke Albrecht Dürers.

I. Dürer'sche Bildnisse.

1. Dürers Bildniß im Brustbilde, nach links gewendet, in einer runden Einfassung auf viereckigem Grunde. Oben in der Einfassung die Ueberschrift: ALBRECHT DÜRER. Copie nach dem Holline'schen Stiche, mit Weglassung der Hände und des Hintergrundes. Ohne Angabe des Stechers. Diameter der Rundung 3 Z. 6 L. Höhe des Stiches 3 Z. 8 L. Breite 3 Z. 9 L.

II. Kupferstiche von Albrecht Dürer. Nr. 14. Die Höllenfahrt 1512.

Von der unter Nr. 7 angeführten Copie von Stichem, gibt es Abdrücke mit der Jahrzahl 1512. Sie befindet sich in dem Werke: Der Zielen Lusthof, inhoudende het Leven ende Lyden onses heeren Jesu Christi etc. Tot Lowen by Isbrandt Jacobbs door P. J. Paets. Anno 1620. 8vo.

Nr. 35. Maria von zwei Engeln gekrönt. 1518.

Copie von der Gegenseite, ohne das Zeichen. Links auf dem Steine, an der Stelle des Dürer'schen Zeichens steht $\frac{1575}{\text{B-R}}$ *). Höhe 5 Z. 3 L. Breite 3 Z. 9 L.

*) Nach Brulliot Dict. des Monogrammes. Bartholommäus Reutter. A. d. H.

Digitized by Google

Nr. 48. Der heil. Simon. 1523.

Copie von der Originalseite, Holzschnitt von C. v. Sichem, in dem Werke: Bibels Tresoor ofte de Zielen Lusthof vytgebeelt in Figuren door verschoyden meesters, Ende gesneeden dor Christoffel van Sichem. T'Amsterdam by P. J. Paets. 1646. 4to.

Nr. 50. Der heil. Antonius. 1519.

Die unter Nr. 6 angeführte Sichem'sche Copie befindet sich in dem zuletzt angezeigten Werke.

Nr. 84. Der Marktbauer.

Copie von der Originalseite, Holzschnitt von Sichem, befindet sich ebenfalls in diesem Werke.

Nr. 88. Der Fahnenträger.

Copie von der Originalseite mit Dürers Zeichen. Sie unterscheidet sich vom Original dadurch, daß die Kopfhaare des Fähndrichs die Fahne berühren und daß das rechts am Ufer stehende Kreuz weit größer ist. Höhe 4 Z. 2 L. Breite 2 Z. 8 L.

Nr. 92. Das kleine Pferd. 1505.

Copie von der Gegenseite mit dem Zeichen und der Jahrzahl. Sie ist ziemlich roh gestochen und ist vom Originale noch dadurch verschieden, daß im Vordergrunde rechts ein großer, würfelartiger Stein liegt. Höhe 6 Z. 1 Lin. Breite 3 Z. 11 L.

III. Holzschnitte von Albrecht Dürer.

Nr. 64 — 79. Die Offenbarung Johannis.

In dem oben angeführten Werke: Der Zielen Lusthof etc. 1620, scheinen sich alle Blätter zu befinden, welche Sichem nach der Offenbarung in Holz copirt hat. Es sind die Copien von Nr. 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 76, 78 und 79. Alle sind nach der Originalseite und mit dem Dürer'schen und Sichem'schen Zeichen versehen. Höhe 4 Z. 2 Lin. Breite 2 Z. 9 L.

Nr. 86. Die Verlobung der Maria.

Copie von der Originalseite mit dem Zeichen von C. v. Sichem und ohne jenes von Dürer. Höhe 5 Z. 10 L. Breite 2 Z. 9 L. Ebenfalls in dem angeführten Werke.

Nr. 94. Ruhe in Egypten.

Von dem Originale gibt es Abdrücke auf blauem Papier.

Nr. 157. Die Titeleinfassung mit Johannes und der Taufe Christi.

Sie befindet sich ebenfalls auf dem Titel des Werks: Pomerium sermonum de Sanctis per anni circulum tam hyemalum q. listivalium: vulgati per venerabilem fratrem Pelbartum de Themeswar minoritarum vere theologie professorem eximium etc. Ohne Jahr und Druckert.

Nr. 164. Das Wappen der Stadt Nürnberg.

Spätere Abdrücke befinden sich auf dem letzten Blatte der: Biblia sacra utriusque Testamenti: juxta veterem translationem etc. Excusum Norimberge apud Fred. Peybus. Anno 1530.

Lithographie.

Die Madonna des heil. Sixtus von Rafael. Sr. bischöfl. Gnaden dem hochw. Herrn Dr. Joh. Mich. v. Sailer, Bischof von Regensburg ꝛc.; gewidmet von G. Bodmer. München, gedr. bei Selb.

Unter den vielen Nachbildungen, welche das Müller'sche Blatt erlebt hat, ist diese gewiß nach dem einstimmigen Urtheile der Kenner die gelungenste. Der Charakter und Ausdruck der Köpfe, die Zeichnung der nackten Theile und Gewänder sind mit ausnehmender Genauigkeit wiedergegeben, und in der zarten Ausführung jedes Einzelnen, wie in der Haltung des Ganzen hat der Künstler die Wirkung des Kupferstichs auf eine bewundernswürdige Weise zu erreichen gewußt. Diese Vorzüge sind um so höher in Anschlag zu bringen, da sie sich mit einer großen Freiheit der Kreidebehandlung vereinigen, ja hie und da durch eine gewisse Kühnheit in Behandlung der Lichter und Schatten erreicht sind, welche bei näherer Betrachtung schon über die Gränzen der strengen Gewissenhaftigkeit hinaus zu ziehen scheint. Aber gerade nur dadurch war es dem Künstler möglich, die Wirkung des Kupferstichs in seine Kreidezeichnung zu übersetzen, und sein Verfahren ist ein Beweis, nicht nur, daß er seiner technischen Mittel vollkommen mächtig war, sondern auch, daß er sich in den Geist seines Originals hineingefühlt hat. Diese Wahrheit und Wärme der Nachempfindung aber ist es, was wir vom Copisten hauptsächlich verlangen, wenn uns seine Arbeit befriedigen soll.

Sehr lobenswürdig ist das schöne Korn und die Klarheit, womit alle Partieen des Blattes ohne Ausnahme behandelt sind. — Der Druck entspricht vollkommen der Arbeit des Zeichners, und läßt in den kräftigsten, wie in den zartesten Stellen nichts zu wünschen übrig.

S.

Digitized by Google

No. 65.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 17. August 1830.

Die neue Isaakskirche in St. Petersburg *).

(Hiezu die lithographirte Ansicht **).

Die alte Kirche des S. Isaak von Dalmatien ward im Jahre 1710 von Peter dem Großen zur Feier seines Geburtstages gegründet. Katharina, stets darauf bedacht, den Namen ihres großen Vorfahren zu verewigen, befahl im Jahr 1768 die Kirche neu aus Marmor und in einem größeren, des Andenkens ihres Stifters würdigen Maaßstabe zu erbauen. Dieß Gebäude war schon bis zum Gebälk aufgerichtet, als der Tod der Kaiserin seine Fortsetzung unterbrach. Die Kirche steht an dem einen Ende des Admiralitätsplatzes mit der Fronte gegen die Newa gekehrt, von welcher sie jedoch noch beträchtlich entfernt ist. Unter Pauls Regierung hatte sie verschiedene Schicksale; man brachte viele Jahre mit Abänderungen zu, und beschäftigte sich mit Verbesserung mehrerer wichtiger Fehler in dem ersten Plan der Kaiserin Katharina, die nicht wenig durch den Mangel an Harmonie zwischen der Kirche und den umgebenden Gebäuden vermehrt wurden, bis der verstorbene Kaiser Alexander im Jahr 1828 einen Plan für ihren Ausbau genehmigte, der ihm durch Hrn. Montferrand in Petersburg, einen französischen Architekten von anerkanntem Verdienste, großem Unternehmungsgeist, und ausserordentlicher Geschicklichkeit im Zeichnen vorgelegt worden war. Die Ausführung dieses Plans ist seit einigen Jahren begonnen. Die Kirche erhält die Form eines griechischen Kreuzes von 334 Fuß Länge und 288½ Fuß Breite mit Einschluß der Seitenportiken. In der Mitte erhebt sich die Kuppel, deren äußerer Durchmesser, von einem offenen Peristyl jonischer Säulen umgeben, 105 Fuß mißt. Die ganze Höhe des Gebäudes, vom Grund des Platzes bis an den Knopf, welcher das Kreuz trägt, beläuft sich auf 309 englische Fuß.

Das Innere des Tempels wird mit 188 Säulen und Pfeilern korinthischer Ordnung aus finnischem Marmor geschmückt. Basen und Capitelle werden aus Bronze gegossen und reich vergoldet. Die gewölbte Decke, in verschiedenen Abtheilungen verziert und mit allem geschmückt, was Malerei, Sculptur und Vergoldung darbieten können, wird eine Wirkung hervorbringen, welche der schönsten Kirche Italiens würdig ist. Ein großer Theil der jetzt bestehenden alten Kirche, in welcher die Prothesis und die heiligen Tafeln bereits an ihrer Stelle sind, ist beibehalten worden, nicht bloß weil dieser Theil in edlem Styl errichtet und prachtvoll ausgeführt ist, sondern auch aus Gründen der Religiosität und Verehrung, welche der verstorbene Kaiser für die Kirche seiner Vorfahren hegte.

Aber den staunenerregendsten und sicher in seiner Art einzigen Theil dieses prächtigen Gebäudes werden die vier Portiken bilden, welche seine Aussenseite zieren sollen. — Jeder derselben wird aus 8 Säulen in der Fronte und 5 zur Seite, mit Capitellen und Basen von vergoldeter Bronze bestehen. Diese 48 Säulen korinthischer Ordnung, einzig in Europa, sind in Finnland aus dem Felsen gehauen worden, jede aus einem einzigen Granitblock, 5 Fuß 10 Zoll im Durchmesser an der Basis, 5 Fuß 2 Zoll am Astragalus und 56 Fuß hoch; also viel höher als die am römischen Pantheon, die nur 46 Fuß 9 Zoll 11 Lin. messen. Sieben-und-dreißig sind an Ort und Stelle, und zwanzig davon polirt und zur Aufstellung bereit. Zu diesem Zwecke hat man ein Gerüst von höchst scharfsinniger Construction, eine Nachahmung desjenigen, welches der Architekt Fontana zur Aufrichtung des Obelisken auf dem Petersplatz in Rom anwendete, und mehrere Winden von bemerkenswerther Einfachheit und Kraft, erfunden von dem verstorbenen Ingenieur-General Betancourt, seit

*) Aus Dr. Granville's St. Petersburgh, a Journal of Travels to and from that capital etc. London 1828. Tom. II. S. 196. ff. 144 ff.

**) Diese Skizze ist aus dem Werke genommen: Plans, Profils, Vues perspectives et détails de Pont de Bateaux de St. Isaac, exécuté sur la grande Neva a St. Petersbourg en 1820 d'après les projets de S. Exc. le Lieut. Gen. Augustin de Bétancourt, Dir. gen. des voies de communication, publiés par G. de Traitteur, Col. du Corps des Ingenieurs des voies de communication. St. Petersbourg. Fol. Die hier gegebene Ansicht scheint noch genauer zu seyn, als der in Granville's Werk enthaltene Holzschnitt.

Digitized by Google

längerer Zeit vorbereitet; 32 dieser Säulen sollten im Verlauf des Sommers 1828 auf ihren Basen stehen. — Fünfzehnhundert Arbeiter sind fortwährend mit den Vorkehrungen beschäftigt unter der Leitung des Hrn. Montferrand mit seinen Gehülfen, HH. Pasqual und Andromini, welch' letzterer ein Italiener und ein sehr erfindungsreicher Mechaniker ist *).

Das Gebäude selbst gedieh ebenfalls um vieles weiter. Die Grundpfeiler, die Krypten, in welchen Gottesdienst gehalten wird, sind vollendet; die prachtvollen Granitwürfel, auf welchen die Piedestale und vergoldeten Bronze-Füße der Säulen an den Portiken zu stehen kommen, sind ebenfalls beendigt und mehrere der letztern schon auf ihrer Stelle. Die Capitelle, die aus demselben Material gegossen werden, sind seit Langem vorbereitet. Baron Nicolai und ich hatten das Vergnügen, in Begleitung des Hrn. Montferrand, jeden Theil des Gebäudes zu besteigen, das Modell des sonderbaren Gerüstes, so wie die Maschinerie zur Errichtung der Säulen zu untersuchen (welches letztere mit großer Gefälligkeit unter Leitung des Hrn. Andromini von mehreren Männern in unserer Gegenwart in Bewegung gesetzt wurde) und uns eine deutliche Vorstellung von der einfachen Weise zu verschaffen, in welcher die gigantischen Schäfte auf die für sie bestimmten Plätze befestigt werden. Welches Schauspiel, 48 Säulen emporsteigen zu sehen, jede 48 Fuß hoch, aus einem einzigen, hell polirten Granitblock und glänzender Bronze, 17½ Fuß im Umfang an ihrer Basis, und höher als jemals die Hand eines Architekten sie zu zeichnen wagte! Jede Säule wiegt 8000 Puds oder 288,000 Pfund, und kostet dem Staate 82,000 Rubel. Neun Jahre waren erforderlich, sie an Ort und Stelle vorzubereiten, und alle erdenklichen Mittel wurden dem Architekten zu Gebote gestellt, um ein Gebäude zu vollenden, welches unter die schönsten Denkmäler dieser Art in Europa zu zählen seyn wird.

Wir wurden nachher in das Zimmer geführt, worin das Modell der Kirche aufgestellt ist. Gewiß wird das Gebäude nach seiner Vollendung einen sehr großartigen Effekt machen, doch könnten Manche zweifeln, ob nicht die vier kleineren Kuppeln, welche in Folge der für den byzantinischen Kirchenbau angenommenen Prinzipien auf den Ecken dieses kolossalen Gebäudes angebracht sind, dem imposanten Anblick beträchtlich schaden möchten. Ich bemerke noch, daß die Kirche von innen und außen in allen Theilen mit kostbarem Marmor bekleidet, und alles Gerüst-, Klammer- und Stützwerk von Gußeisen gemacht wird, indem man so wenig Holz als möglich zur Construktion anwendet.

*) Durch einen Freund, der, seit diese Nachricht niedergeschrieben wurde, von Petersburg zurückgekehrt ist, erfahre ich, daß man die erste Säule in Gegenwart des Kaisers, der obersten Hof- und Staatsbeamten und unter Zulauf einer großen Volksmenge am letzten Mai (1828) aufgerichtet hat. Die Operation, diesen gewaltigen Schaft zu heben, in vertikale Richtung und über die Fläche des Piedestals zu bringen, und ihn in das letztere einzulassen, erforderte gerade 58 Minuten. Seitdem hat man jede Woche eine aufgerichtet.

Neue Kupferstiche und Lithographien.

Mazeppa. Gemalt von H. Vernet, gest. von Jazet. Gr. Quersol. (25 fl.)

Das Seitenstück zu dem in diesen Blättern (Kunstbl. 1829. Nro. 97) früher angezeigten Bilde von Reynolds. Hier wird der Unglückliche, mitten in der schauerlichen Wildniß, von Wölfen verfolgt. Das Pferd, geschreckt durch die grimmigen Raubthiere, setzt über einen gebeerstenen Baumstamm, die Angst sträubt seine Haare, während Mazeppa, auf dem Rücken desselben festgebunden, dem furchtbarsten Tode entgegenharrt. Das Bild ist trefflich componirt, Gedanken und Ausdruck verdienen das größte Lob, und der Künstler hat dem Dichter tief nachgefühlt. Nur dürfte die Lage des Jünglings fast zu ruhig scheinen, auch drückt sein Gesicht mehr stilles Dulden aus, als kühnen Trotz und männliche Todesverachtung. Indeß liegt unstreitig eben in dem Kontraste zwischen dem Entsetzen des Pferdes und der Ruhe Mazeppa's etwas Anziehendes, was eine wohl erwogene Absicht des Künstlers andeutet. Die wilde, grauenvolle Landschaft und das glücklich angewendete Helldunkel verstärken ungemein die hochtragische Wirkung des Ganzen.

Jazet hat auch mit diesem Blatte neuerdings bewiesen, daß er mit Vernet's Art und Kunst innig vertraut ist. Es ist von seiner Vollendung und das Helldunkel darin trefflich verstanden. Zwar hat das Blatt von Reynolds einige Vorzüge, welche der Britte wohl zunächst dem häufigen Gebrauch der kalten Nadel und der Roulette verdankt. Doch mögen beide Blätter wohl neben einander bestehen, und sie geben einen abermaligen Beweis von den Vorzügen des neueren Verfahrens bei der Schabkunst vor der ältern.

Mort de Napoleon, peint. par Steuben, gravé par Jazet. Sehr gr. Quersol. 120 Fr.

Dieses Bild ist gedacht und gefühlt, von sinniger Anordnung und gründlicher Behandlung. Trefflich ist die Gradation des Ausdrucks von dem Jammer der Kinder und einigen Dienern bis zu der starren Kälte der beiden Engländer, die nach der Uhr sehen, um die Minute an-

Digitized by Google

geben zu können, in welcher ein großes, gefürchtetes Leben sich auflöst. Meisterhaft ist besonders der reflektirende Schmerz in Bertrands Gesicht und ganzer Stellung ausgedrückt, und einen eigenen Eindruck macht der Kopf des Knaben hinter dem Bette des Todten, der im ersten Augenblick an den Engel der letzten Stunde erinnert. Das Kind (Bertrands jüngster Sohn) fühlt den Moment, ohne seine Bedeutung zu kennen. Die Beleuchtung hat etwas Magisches. Das Licht kommt hinter dem geöffneten Bettvorhange hervor, und scheint von dem Stern auszugehen, der an der Wand, unter dem Bilde des jungen Napoleon hängt. Wie der letzte matte Schimmer eines schwülen Sommertags, verbreitet es sich über den Todten, in dessen Antlitz die Ruhe eines gebrochenen Herzens sichtbar ist.

Wenn Mazeppa auf dem eben angezeigten Blatte eine wahrhaft tragische Wirkung hervorbringt, so wird man dagegen bei der gegenwärtigen Scene von einem peinlichen, unheimlichen Gefühl ergriffen, ein greller Mißton schneidet tief in unsre Nerven. Das furchtbare Leiden dort läßt noch eine Hoffnung übrig; es ist kein streng abgeschlossener Moment, die Phantasie ergreift ihn und sucht die aufgeregte Empfindung zu besänftigen. Hier tritt die verschleierte Gestalt einer furchtbaren Zeit vor uns, und greift mit der kalten, eisernen Hand in unser eigenes Leben. Es ist eine aufgeschlagene, eraste Rechnung mit unsern eigenen Namen bezeichnet. Das historische Bild sollte uns eigentlich nur in eine fremde Zeit stellen: aus unserer Zeit steht es fast immer nur wie ein Zeitungsartikel da, oder wie ein Gespenst, das uns ein memento mori zuruft.

Jazet hat als Stecher dem Maler mit großem Glücke nachgeeifert. Das Blatt hat Kraft, Harmonie, Farbe, und ist von trefflicher Haltung.

The Gallery of Beauty — ou Collection des portraits de fantaisie par H. Gravedon. Fol. Paris et London 1830. (7 fl. 30 kr.)

Die Natur wiederholt sich in keiner ihrer individuellen Bildungen. Die Verschiedenheiten derselben treten jedoch in den Thier- und Pflanzengeschlechtern meist weniger auffallend hervor, als bei dem Menschen. Darum finden wir hier auch keine Gestalt, die, in Absicht auf Schönheit, als Kanon gelten könnte, und zumal erscheint die weibliche Schönheit im Leben unter sehr abweichenden Typen. Bei der strengen Konsequenz, womit die Natur in Zusammensetzung ihrer organischen Gebilde verfährt, können in der That auch die individuellen menschlichen Gestalten nicht wohl vom Künstler theilweise abgeändert werden, ohne daß zugleich die innere Nothwendigkeit in der Struktur derselben aufgehoben würde. Freilich ist die Kunst an diese Rücksicht nur in so fern unabweichlich gebunden, als eine Abweichung sich dem Auge als unstatthaft darstellen müßte. Da inzwischen das Eigenthümliche, Charakteristische einer jeden Gestalt durch die Besonderheit ihrer Theile und die Art ihrer Verbindung mit bedingt wird, so kann ein einziger fremder Zug jenes Eigenthümliche merkbar zerstören. Wir wurden zu diesen Bemerkungen durch das vorliegende Werk veranlaßt, da in ihnen die Schwierigkeiten angedeutet sind, Phantasieportraite zu entwerfen. Ohne Zweifel hat Gravedon etwas dergleichen selbst gefühlt, denn seine Bildnisse sind schwerlich ganz aus der Phantasie hervorgegangen, indem den meisten derselben der Stempel einer bestimmten Individualität sichtbar genug aufgedrückt ist. Dieß gilt besonders von den mit Anna, Dinah, Alise und Charlotte bezeichneten. Vermuthlich konnte der Künstler die Originale nur flüchtig auffassen; das Ausführen mußte dann allerdings der Kombination überlassen bleiben, und die Phantasie dabei ihre Dienste thun. Uebrigens sind diese Portraite zart, leicht und mit Geist lithographirt. Wahrscheinlich folgen noch Fortsetzungen.

— ber.

Beiträge zur Geschichte der Kunst und der Künstler in Ulm. Von Albrecht Weyermann.

(Fortsetzung.)

Zu Barth. Zeytbloms Werken gehören ferner:

3) In der Kirche zu Kilchberg bei Tübingen: das Altarblatt; das Gemälde besteht aus einem Mittelstücke und zwei Seitenflügeln, das Mittelstück enthält drei hölzerne Schnitzfiguren von nicht sehr bedeutender Größe, unter denen sich die Mutter Gottes mit dem Kinde befindet, die dieser zur linken stehende Figur hat einen Silberharnisch, und könnte etwa auch den Ritter St. Georg vorstellen. Die beiden Flügel enthalten die Stifter und Stifterinnen des Altargemäldes mit ihren Patronen und Patroninnen, unter welchen ein hübsches Frauenbild sich befindet. Dabei die Jahrszahl 1473.

4) In der Schloßkapelle zu Kilchberg, das Altarblatt mit seinen Gemälden, aus drei Theilen bestehend, mit des Künstlers Unterschrift. Diese Gemälde hat der geschickte Maler Dörr in Tübingen schön hergestellt, da sie vom Staub ꝛc. sehr viel gelitten hatten. (Wanderungen in der Umgegend von Tübingen. 8. 1829, S. 96. 107.)

5) In der Sakristei der Stiftskirche zu Tübingen neben dem Chor das Altarblatt, die Kreuzigung Christi vorstellend. (Merkwürdigkeiten von Tübingen. 1829. S. 11. — Der Verfasser dieser und der vorigen Schrift soll M. Schönhut aus Tübingen seyn.)

15. Martin Schaffner, ein geborner Ulmer-

war in der Marmorbrüderschaft und cum Familia in der Künstler-Confraternität im Augustinerkloster; er lebte 1485 ꝛc., aber im Auslande, in öffentlichen Büchern in Ulm kommt er vor 1508, 1514, 1527, 1529, 1532 und 1539. Er hielt sich lange Zeit am Niederrhein auf, und bildete sich in der niederdeutschen Schule; namentlich erkennt man in seiner Art, die Färbung zu behandeln, den Schüler Hemlings und van Eycks; ein schöner Styl und reiche Gabe der Composition finden sich in seinen Werken, Pinsel und Geist setzen den Anschauer in Bewunderung. In W. 1829 sind seine Arbeiten angeführt*), dazu kommt:

1) Im Königl. Bildersaal in der St. Moritzkapelle in Nürnberg: Nr. 52., die Anbetung der Könige, ein ausgezeichnetes Bild; die Anordnung ist einfach, die Zeichnung, besonders im Einzelnen sehr gut, namentlich in dem Kopfe des ältesten der drei Könige mit weißem Bart, und in dem des zweiten in grüner Jagdkleidung; weniger gut gezeichnet, aber sehr schön gemalt ist der Kopf der Maria; im ganzen Bilde zeigt sich ein ungemeiner Fleiß, der sich bis auf's Einzelne erstreckt, auch der Hintergrund weicht gut zurück. (Kunstbl. 1829, Nro. 101.)

2) Zu Rottenburg an der Tauber, in der St. Wolfgangs- oder Schäferskirche: die Altarblätter. (Winterbachs Geschichte von Rottenburg a. d. T., II. B. S. 73.)

Zusätze zum Artikel Martin Schaffner in W. 1829, S. 464. Nr. 8. ist vom Jahr 1517.

Nr. 10. gibt Fiorillo im II. Bde. für Arbeiten des Martin Schön, aber unrichtig, an; und dann sagt er von diesen Bildern: „In den weiblichen Köpfen, die alle der Natur nach gemalt zu seyn scheinen, herrscht eine Sanftmuth, eine Unschuld und ein so hohes Ideal von unbefleckter Tugend, daß man die Unverdorbenheit der Sitten seines Jahrhunderts sehr deutlich wahrnehmen kann."

Nr. 11. kam am 3. September 1803 nach München.

Nr. 14. ist von Martin Schön, und stellt die Abnahme vom Kreuze vor.

16. Ambrosi Schaffner, Maler in Ulm, kommt 1510, und 1519 der Kinderpfleger des Malers Ambrosi Schaffner, in den Ulmischen Büchern vor.

17. Maister Martin Vischer, Fischer, kommt vor: 1393, 1427, 1434, 1441 und 1443; im letzten Jahre gab es einen ältern und jüngern Maler Martin Fischer, noch 1480 lebte ein Maler mit diesem Namen. Von einem N. Fischer finden sich Werke in der Fürstl. Wallersteinischen Gallerie. Die Namen Nicolaus Johannis Piscator (Fischer) in einander verschlungen, findet man auf Kupferstichen. W. 1829. 593. Siehe Peter Asch.

18. Hans Beham, Bürger und Maler in Ulm, im Jahr 1399 aus der Stadt verwiesen; einer gleiches Namens kommt 1460 vor; Heinrich Beham lebte in Ulm 1413, 1414, und wieder unter demselben Namen 1446, 1460. Von dem Hans Beham stammen ab: Bartholomäus, Hans Sebald und Hans Beham, die in Nürnberg, Frankfurt a. M. ꝛc. lebten. W. 1829. S. 17.

19. Hans Felber, Maler in Ulm, wo er im J. 1407 lebte, im J. 1429 nicht mehr, seine Frau Anna, war des Kirchenmeisters Ulrich Ensingers (W. 1829, S. 82.) Tochter, bei dem Tode desselben (1429) wird sie Wittwe des Hans Felbers genannt. Er hatte einen Sohn gleiches Namens, der die Kirchen zu Nördlingen, Waiblingen, Wimpfen ꝛc. baute, und Hans von Ulm, Hans von Landau, Hans von Frankfurt genannt wird; des letztern Sohn, auch Hans Felber, kommt als Zeugmann (Ingenieur) 1525, 1533, in Ulm vor.

20. Peter Deckinger, Teckinger, kommt als Maler vor 1407, noch 1419; Hans Deckinger 1430; Laux Deckinger, auch Glasmaler, 1552; Hieronymus Deckinger 1561.

21. Acker, Aeckerle, eine Malerfamilie in Ulm, in den öffentlichen Büchern daselbst kommen von 1423 bis 1488 mehrere Maler dieses Namens vor; einen Glasmaler Peter Acker, in Nördlingen lebend, führt Fiorillo I. B. S. 335 an; siehe W. 1829, S. 5.

22. N. Wissinger, lebte in Ulm 1417; einen Wilhelm Wissing führt Fiorillo III. B. S. 92, 263 an; siehe W. 1829, S. 611.

23. N. Rappo (sic!) kommt 1417 als Maler vor, und Ludwig Rapp starb in Ulm 1574. W. 1829. S. 403.

24. Hochwäher, eine Künstlerfamilie in Ulm; ein Maler N. Hochwäher lebte daselbst im Jahr 1434. W. 1829. S. 181.

25. Jakob Matthis kommt als Maler vom J. 1435 öfters vor.

26. Knechtelmann, auch Bayer, vielleicht von ihren Vorältern, die aus Bayern waren, so genannt, eine Malerfamilie. Marr Knechtelmann, Maler in Ulm, wird 1410 Bürger in Nördlingen; dieser und ein Bartholomäus Martin Knechtelmann lebten 1449; Lucas und Martin Knechtelmann, auch Bayer genannt, vielleicht Söhne des obigen Marr kommen 1489, damals auch Martins Wittwe, vor.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. den ersten Aufschluß über Martin Schaffner durch Schmidt und Brulliot im Kunstblatt 1828. Nr. 63.

Beilage: ein Steinabdruck.

Digitized by Google

N°. 66.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 19. August 1830.

Beiträge zur Geschichte der Kunst und der Künstler in Ulm. Von Albrecht Weyermann.

(Fortsetzung.)

Hans Bayer, vielleicht aus vorerwähnter Familie; kommt vor 1461, 1481, 1484. Mit den Initialien L. H. (Lukas Knechtelmann) und den Jahrszahlen 1518 und 1561 ist der Hochaltar in der Salvationskirche zu Nördlingen bezeichnet. Melchior Bayer, d. ä., ein Silberschmiedt in Nürnberg, der für den König Sigmund II. von Polen Kunstwerke verfertigte, starb am 3. August 1577. Johann Michael Bayer, guter Freskomaler, malte 1645 im Kaisersheimerhof in Ulm über dem Hausthor das Kaiserliche und das Klosterwappen, im J. 1679 Bildnisse in die Kirche zu Alpeck, in Altheim das Altarblatt, im J. 1681 das Altarblatt zu Böringen und starb 1699; seine Tochter Maria Elisabetha Bayerin, gute Zeichnerin, verfertigte Oelgemälde. (W. 1798, S. 54. W. 1829, S. 16. Haid Beschreibung von Ulm.)

27. Wyck, Wick, Wickh, eine sehr alte Ulmische Familie: Thomas und Hans Wick, Maler, lebten in Ulm 1446, 1419, Hans war 1119 Büchsenmeister, d. i. Ingenieur in Ulm. Heinrich Wyck, ein Deutscher, wahrscheinlich aus der Ulmischen Familie, berühmt durch die große Thurmuhr, die er im Jahr 1361 auf Befehl des Königs Karl V. von Frankreich verfertigte; sie war noch 1737 zu sehen. (Poppe, die Uhrmacherkunst, S. 60.) Ein Hans Wickh war Hauptmann in Ulm über die Völker, welche diese Stadt im schmalkaldischen Kriege an Jo. Bapt. 1546 absandte; bei Günzburg war unter Herzog Ulrich von Würtemberg der Sammelplatz. (W. 1798, S. 541. W. 1829, S. 626.)

28. Hans Thomann, Maler in Ulm 1442, 1449; im Jahr 1470 kommt einer gleiches Namens unter den Nürnbergischen Malern vor. Jakob Ernst Thomann arbeitete in Rom. Maister Thomann war 1481, 1484 Ungelmeister in Ulm; Peter Thomann, Stadtpfeifer (Musikus) starb 1632. W. 1829, S. 569.

29. H. Vidun, Maler, lebte wahrscheinlich 1468, ich bin über diesen Namen noch nicht gewiß, vielleicht Witt, Vitem, Withow; diese Familien lebten in Ulm 1438, 1468, 1473, 1486. Peter de Witte, Kaspar de Wittwe, Brüder, waren zu Antwerpen geboren 1620, 1621. Ein W., durch dessen Mitte ein T gezogen, ist das Monogramm eines Künstlers 1516.

30. Herlin, eine Malerfamilie; Friederich Herlin aus Ulm, wo er im J. 1455 ꝛc. lebte und arbeitete; im Jahr 1467 kam er von Rottenburg a. d. T. nach Nördlingen, wurde dahin berufen, „weil er mit niederländischer Arbeit umgehen kann," starb am 12. Oktober 1491. Er arbeitete in dem Charakter und Geiste der Eyck'schen Schule, seine Zeichnungen sind vorzüglich, seine Gedanken sinnreich, seine Farben glänzen. Zu seinen Arbeiten, die in W. 1829, S. 172 angeführt sind, wo aber die Jahrzahl in Nr. 1. 1467 heißen muß, gehört:

1) die Fürstl. Wallersteinische Gallerie verwahrt eine Tafel von ihm. (Kunstbl. 1824, Nr. 80.)

2) In der Kirche zu Rottenburg a. d. T., auf dem Altar zu St. Jakob oder 12 Botten: acht Altarblätter im Innern desselben, mit der Beischrift: dieß Werk hat gemacht Friedrich Herlin, Maler 1466. (Winterbachs Geschichte von Rottenburg.)

31. Jesse Herlin, Sohn des vorigen, in Ulm geboren, starb 1510 in Nördlingen, seine Arbeiten sind in W. 1829, S. 172 ꝛc. angezeigt, wo auch die Nachkommen angeführt sind. Zu S. 174 daselbst bemerke ich, daß in der Kirche zu Weilheim noch andere Malereien zu sehen sind mit der Jahrszahl 1499 und den Buchstaben T. S.; wahrscheinlich bedeuten sie den Namen des Malers.

32. N. Munderstadt, Maler in Ulm 1468. W. 1829, S. 550.

33. Hans Schuchlin, Maler 1468, Erasmus Schuchlin, Maler 1497. (W. 1829, S. 512.)

34. Hans Moser, Maler, kommt vor 1401, 1413, 1416. Hans Haller, den man den Moser nennt, kommt vor 1460, 1476, 1488; er schrieb eine Ulmische Chronik, welche die Jahrszahl 1488 führt. (W. 1798, S. 285.)

Digitized by Google

35. Hans Stürmer, guter Oelmaler, wurde uff Eliſabetentag 1477 Bürger in Ulm, kommt wieder vor 1481; ſeine Arbeiten bezeichnete er mit HSTP, d. i. Hans Stürmer Pictor; ein Maler gleiches Namens lebte 1652. (W. 1830, S. 566.)

36. Schiele, Malerfamilie, Hans kommt vor 1480, 1491, 1492. Laux 1499 und 1510, im letzten Jahr wird ſein Bruder Daniel als Bürger angenommen. (W. 1798, S. 467. W. 1829, S. 476.)

37. Joos Edelmann, Maler in Ulm 1484, 1492.

38. Jörg Stöcker, Maler in Ulm, kommt von 1481 bis 1525 öfters vor; von ihm ſiehe W. 1798, S. 487. Zu ſeinen Arbeiten kommt noch:

1) Für eine Tafel in die Neidhartiſche Kapelle zu malen erhielt er 40 Gulden.

2) Für eine andere auf Herrn Symons (eines Kaplans) Altar wurden ihm 35 Gulden bezahlt. (Aus den Rechnungen nach Oſwaldi 1495.)

3. In einer vor der Familiengruft der Stadion'ſchen Familie befindlichen, mit der Pfarrkirche verbundenen Kapelle zu Oberſtadion iſt ein tragbarer Altar mit ſchön geſchnitzten, vergoldeten Holzbildern, vorſtellend die Jungfrau Maria mit Jeſus und Johannes auf dem Arm, neben ihr auf der einen Seite die heil. Katharine, auf der andern die heil. Barbara; auf den zwei Altarflügeln iſt ein durch einen Wagenbalken, der über die zwei ſchließenden Leiſten geht, zu Einem verbundenes Gemälde, welches eine Seele an einer an dem Ende des Balkens hängenden Wagſchaale vorſtellt, die durch die große ſchwere Frömmigkeit der Seele tief niedergezogen wird, und die der Teufel, der ſie gern leichter erfinden möchte, mit Beiſtand eines kräftigen Gehülfen an dem andern Ende des Wagenbalken mit aller Anſtrengung niederzudrücken ſtrebt, aber nichts auszurichten vermag. Engel ſehen auf der Seite der Seele dem eiteln Bemühen des Teufels mit ruhiger Freude zu. Unter dieſem Altar ſteht: Jörg Stocker, Maler zu Ulm. 1520. — Anton Stocker, Maler in Ulm, lebte 1493. Der Maler des Hochaltars in der Kloſterkirche zu Blaubeuren, mit doppelten Flügelthüren, worauf außen die Leidensgeſchichte Chriſti, innen die Geſchichte Johannes des Täufers gemalt iſt, heißt Stocker, aber ſein Taufname iſt mir unbekannt; der Altar hat die Jahrzahlen 1494 und 1495.

39. Hans Algäer, Maler, kommt 1484 vor.

40. Jakob Rembold, 1484, 1491, 1500, und Johannes Rembold im J. 1618. (W. 1829, S. 415.)

41. Hans Schlumpp, Maler, kommt vor 1455, 1490 und ſtarb 1514 in hohem Alter. Sein Monogramm war ein H, in deſſen Mitte ein S geſchlungen iſt. Sandrat führt einen Kupferſtich vom Jahr 1455 mit dem angegebenen Monogramm an, und dieß wäre der erſte Kupferſtich mit einer Jahrszahl. Der Gegenſtand iſt ein Alter, welcher ein junges Mädchen liebkoſet, indem ſie ihm Geld aus dem Beutel nimmt, ein Gegenſtand, den die alten Meiſter oft bearbeitet haben. (Handbuch für Kunſtliebhaber und Sammler. Von C. C. H. Roſt. I. B. Zürich. 1796. S. 76.)

Franz Varrentrapp in Frankfurt bietet im Jahr 1823 für 100 Gulden aus: Ein Oelgemälde, eine Gebirgslandſchaft, durch welche ein mit Schiffen belebter Fluß läuft; im Vordergrunde ſind Leute auf dem Lande beſchäftigt, ein Schiff auszubeſſern. Auf Holz 2 Schuh 5 Zoll hoch, 3 Schuh 1 Zoll breit; mit demſelben Monogramm und der Jahrszahl 1491 bezeichnet.

42. Ulrich Schmidlin, Maler, kommt vor im Jahr 1476.

43. Hans oder Johannes Widenmann, aus Weißenhorn, arbeitete daſelbſt, in Ulm u. a. O., im J. 1480, 1490, 1493. Sein Monogramm war H. W (S. W. 1829 S. 628. Einen Blumenmaler Matthias Widemann, Wytmann führt Fiorillo III. B. S. 215 an.)

44. Hans Heilbronner, kommt als Maler 1490 vor.

45. Schweik, Schwick, Schweiger, Schweiker, Swigger, eine Maler- und Künſtlerfamilie in und aus Ulm; N. Swigger, ein Künſtler, war 1427 Geräthmeiſter in Ulm; Hans Schweigger, Maler, Zeichner und Bildhauer, wurde 1428 mit H. Hartmann, Bilddauer, deſſen Tochtermann er war, Bürger in Ulm, der letztere kommt als Steinmetzel 1417, 1427 vor. Conrad Schweick, Maler, lebte 1490 — 1518, er war in der Künſtler-Confraternität im Auguſtinerkloſter. Georg Schweigger verbeſſerte ein von Veit Stoß in Nürnberg geſchnitztes Crucifix. Anna Schweickartin, Zeichnerin, ſchrieb eine Ulmiſche Chronik, aus 20 Chroniken zuſammengetragen. 1692.

46. Endriß Kuch, Maler 1491, von einem Kunſtwerk von ihm ſiehe W. 1798, S. 375.

47. Maiſter Bartholomäi Thorer 1492, 1499. W. 1829, S. 570.

48. Johann Sigel, Siglin, kommt 1492, Jakob Sigel 1499 vor. W. 1829, S. 536.

49. Hans Abele, Maler 1494, 1495, 1521; im letzten Jahr gab ihm Kaiſer Karl V. einen Adelsbrief; außer ſeiner Kunſt war er auch in andern wichtigen Geſchäften brauchbar.

50. Palin Höpperlin kommt 1481 als Schnitzer und Bildhauer, 1495 als Maler vor, und 1516 war der Schnitzer Palin Brunnenmeiſter.

(Der Beſchluß folgt.)

München, im August.

Der Direktor unserer Akademie, Hr. P. von Cornelius, hat in der Mitte des vorigen Monats seine Freskogemälde in der Glyptothek völlig beendigt. In dem trojanischen Saale ward noch dieses Frühjahr eine der größeren Abtheilungen des Gewölbes, der schlafende Diomedes, welcher von Nestor und Agamemnon geweckt wird, von ihm selbst ausgeführt. Außerdem wurden auch die Arabesken unter seiner Leitung durch Neureuther vollendet. — Die beiden Reliefs von Schwanthaler, worin der Kampf bei den Schiffen und der Kampf des Achill mit den Flußgöttern geschildert ist, waren schon früher eingesetzt, auch die Stuccaturen, Vergoldungen und farbigen Verzierungen angebracht, so daß bereits zu Anfang Juli das Gerüst abgenommen und die ganze Decke sammt den drei großen Bildern von unten betrachtet werden konnte. Eine zweite Arbeit bestand in der Ausmalung der Vorhalle zwischen den beiden Freskosälen. Die Arabeskenverzierungen der Decke waren durch jüngere Künstler schon im vorigen Winter nach Cornelius Entwürfen begonnen und größtentheils fertig gearbeitet, zu den drei historischen Vorstellungen zeichnete er während dieser Zeit die Cartons. In dem mittlern Rund sieht man Minerva, wie sie den von Prometheus gebildeten Menschen belebt, in den zwei halbrunden Seitenbildern, den Prometheus von Herkules aus seinen Banden befreit, und Pandora, welche neben Epimetheus sitzend die verhängnißvolle Büchse öffnet. Diese drei sinnvollen Darstellungen bilden also gleichsam die Einleitung zu den Gemälden der beiden großen Säle. Das erste Bild wurde von Cornelius selbst, das zweite von Schlotthauer, das dritte von Zimmermann in Fresko ausgeführt, und mit diesen war die ganze große Freskoarbeit in der Glyptothek, ein Werk von 10 Jahren, beendigt.

Cornelius geht nun unmittelbar an den Entwurf eines Werks von ganz anderem Inhalt und noch größererem Umfang, die Ausmalung der neuen St. Ludwigskirche. Das Gebäude steigt unter Prof. Gärtners Leitung bereits über sein Fundament empor und verspricht nach dem vor Kurzem vollendeten Modell, ein Werk von großer Schönheit zu werden. Chor, Mittelgewölbe und Kreuzesarme sollen durch Cornelius mit großen Freskogemälden ausgeziert werden, zu welchen die ausgedehntesten Räume vorhanden sind. Das Hauptgemälde des Chors wird noch größer als Michel Angelo's jüngstes Gericht in der Sixtina.

Um sich auf diese Arbeit durch erneute Ansicht der größten Meisterwerke vorzubereiten, hat Cornelius vom Könige die Erlaubniß erhalten, den Rest dieses Jahres und den kommenden Frühling in Rom zubringen zu dürfen. Die Reise dahin hat er bereits am 25. v. M. in Begleitung Schlotthauers angetreten. Mehrere seiner Schüler folgen ihm. Er wird während seines Aufenthalts in Rom die ersten Cartons für die Ludwigskirche zeichnen, und die Entwürfe zu mehreren andern Werken für öffentliche Gebäude machen. Vor seiner Abreise wünschten ihm die zahlreichen Künstler der Hauptstadt, darunter die Mitglieder der Akademie und seine sämmtlichen Schüler, noch einen Beweis ihrer Verehrung und Anhänglichkeit zu geben, indem sie die Vollendung des Werks in der Glyptothek durch ein großes Festmahl feyerten, an welchem auch mehrere hohe Staatsbeamte, Mitglieder der Akademie der Wissenschaften und der Universität freundlichen Antheil nahmen. Ein großes Transparentgemälde, von Prof. Schnorr im Großen gezeichnet, und von einem Verein junger Künstler in wenigen Tagen mit Enthusiasmus ausgeführt, gab in schöner und verständlicher Allegorie den Grundgedanken der Feyer zu erkennen. — Oben in der Mitte sah man die Germania thronend, vor ihr König Ludwig, auf dessen Geheiß die gegenüber sitzende Bavaria ihr die Glyptothek reicht, deren Modell an den Stufen des Thrones zu sehen war; über ihr die Fama, welche Bavaria's Ruhm verkündigt. In der untern Abtheilung drei stehende, weibliche Figuren, worunter die mittelste, die deutsche Kunst, durch zwei Genien neben ihr, welche Tafeln mit den Entwürfen der Deckengemälde der Glyptothek hielten, näher bezeichnet war; die griechische Kunst zu ihrer Rechten und die italische zu ihrer Linken, setzten ihr den Lorbeer auf, dessen sie sich durch jene großen Werke würdig gemacht. In besonderen Abtheilungen sah man zur Seite der griechischen Kunst: Perikles, Phidias und Praxiteles in eine Gruppe vereinigt, und eben so zur Seite der italischen: Leo X., Michel Angelo und Rafael. Ueber diesen noch in kleineren Feldern, grau in grau gemalt, zwei einzelne Figuren: Grácia und Italia. — Der Gedanke, der sich in diesem Transparentgemälde aussprach, war so passend und verständlich, und die Ausführung so wohl gelungen, daß es mit allgemeinem Beifall gesehen ward, und nicht wenig zur Erhöhung der Stimmung beitrug, die den ganzen Kreis belebte. Ein junger Künstler hat unternommen, einen lithographirten, und auf Verlangen auch zu kolorirenden Umriß davon zu liefern.

An der gänzlichen Vollendung der Glyptothek wird fortwährend mit Eifer gearbeitet; sie ist für jetzt gänzlich geschlossen, und wird erst zu Anfang Octobers, wo das ganze Innere beendigt seyn soll, dem Publikum wieder geöffnet werden. Die großen Bronzethüren an dem vordern Eingang, in der hiesigen Gießerei gefertigt, bilden einen schönen Schmuck des Vestibulums.

Im Kunstverein, über dessen Thätigkeit während des vorigen Jahres unsern Blättern noch ein verheißener Be-

Digitized by Google

richt fehlt, sah man seit diesem Frühjahr mehrere bedeutende Gemälde, welche das Publikum vielfach beschäftigten. Hr. Riedel aus Baireuth, mit Ablauf des Winters aus Italien zurückgekehrt, hatte mehrere Bildnisse römischer Frauen aufgestellt, die wegen ihrer leichten, geistreichen und naturgemäßen Ausführung allgemein gefielen. Auch mehrere Bildnisse von Hrn. Baumbach aus Dessau, in anderer Art, mit feinem fleißigen Pinsel, kräftiger Farbe und sorgfältiger Modellirung des Einzelnen behandelt, erwarben sich vielen Beifall und ihrem Verfertiger zahlreiche Bestellungen.

Mehrere Landschaften von Hrn. Friedr. Olivier, der seinem Bruder Ferdinand von Wien aus hierher nachgefolgt ist, erregten große Theilnahme, durch Poesie der Auffassung, Wärme des Tons und zarte Ausführung auch der kleinsten Details. Nicht minder drängten sich die Beschauer um ein großes Landschaftgemälde von Hrn. Fries aus Heidelberg, der sich ebenfalls seit vorigem Jahre hier niedergelassen hat. Es stellt eine Ansicht des Wasserfalls zu Tivoli, vom Ponte Lupo aus, in Morgenbeleuchtung vor, und ist in Poussin'scher Art mit bewundernswürdiger Wahrheit, Farbenkraft und Wirkung gemalt.

In den ersten Tagen des August wurde die Versteigerung der ersten Abtheilung der v. Aretin'schen Kupferstichsammlung, bestehend aus der deutschen und niederländischen Schule, beschlossen. Es waren bedeutende Aufträge gegeben, und das Vorzügliche, besonders aus der niederländischen Schule, ging fast ohne Ausnahme zu hohen Preisen weg, während das minder Bedeutende, worunter jedoch noch manches Werthvolle war, eigentlich verschleudert werden mußte. So wurde Rembrandt's Portrait des Advokaten Tolling mit 900 fl., das des Malers Asselyn, mit 200 fl. bezahlt. Die italienische, französische und englische Schule werden erst im nächsten Jahre versteigert.

Neue artistische Werke.

3. Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde von Pompeji, Herkulanum und Stabiä ꝛc. von Wilhelm Zahn, königl. preuß. Professor. Heft 2 — 10. Berlin, Reimer 1830. gr. Fol. Preis des Hefts 10 fl. Das erste Heft haben wir früher angezeigt. Dies Werk zeichnet sich durch die kolorirten (d. h. farbig lithographirten) Nachbildungen von Ornamenten und ganzen Wänden aus. Die auf den Originalen kalkirten Umrisse von Figuren und Gruppen sind größtentheils dieselben, welche Hr. Zahn schon in dem kleinen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Werke: Neuentdeckte Wandgemälde von Pompeji, in kleinerem Maaßstabe geliefert hat.

4. Choix d'édifices publics construits ou projetés en France, extraits des archives du conseil des batimens civils, publié avec l'autorisation de son Exc. le Ministre de l'Interieur par MM. Gourlier, Biet, Grillon, et Tardieu, Architectes, Rapporteurs près le conseil. Paris, Louis Colas etc. 1828 — 30, bis jetzt 18 Livr. à 2 fl. 40 kr. Der Titel gibt den Inhalt des Werks genau an, man findet darin eine Menge Entwürfe zu öffentlichen Gebäuden nicht allein in Paris, sondern in allen Hauptorten von Frankreich. Die Abbildungen sind in Umrissen und ziemlich befriedigend.

5. La Piazza del Granduca di firenze con i suoi Monumenti, disegnati da Francesco Pieracini, incisi da Gio. Paolo Casinio e dichiarati da Melchior Missorini. Firenze, Luigi Bardi, 1830. gr. Fol. Preis 18 fl. Enthält folgende Abbildungen: 1) Ansicht der Piazza del Granduca. 2) Ansicht vom Portikus der Uffizi nach dem Palast. 3) Ansicht aus der Loggia de' Lanzi. 4) Die Judith des Donatello und die Termini des alten Palastes von Baccio Bandinelli. 5) David von Michel Angelo und Herkules und Cacus von Bandinelli. 6) Der Löwe von der Ringhiera des alten Palastes und die beiden aus der Loggia de' Lanzi, wovon der eine antik, der andere von Flamminio Vacon gearbeitet ist. 7) u. 8) Die sechs antiken Statuen in der Loggia de' Lanzi. Der Sabinerraub von Joh. v. Bologna. 10) Perseus von Benvenuto Cellini. Die vier Figuren des Piedestals sind auf Taf. 9. u. 10. mit abgebildet. 11) Basreliefs von Benv. Cellini und Joh. v. Bologna für die ebengenannten Gruppen. 12) Reiterstatue. Cosmus I. von Johann v. Bologna. 13) 14) u. 15) Reliefs am Piedestal derselben. 16 — 20) Der Brunnen auf der Piazza del Granduca v. Bart. Ammannati. Die Figuren sind in Umrissen, nicht ganz tadellos gezeichnet; die Ansichten sind in Aquatinta geätzt, ausgenommen die beigegebene No. 21), welche in gutem Umriß den Plan nach seiner Beschaffenheit im 16ten Jh. zeigt. Der Text ist zwar historisch genau, aber weitschweifig.

6) Sammlung architektonischer Entwürfe von Schinkel. 13 — 16tes Heft. Berlin, Wittich. 1829. Enthalten Nr. 79 — 84. Die neuerbaute Kirche auf dem Werder'schen Markt in Berlin. 85, 86. Entwurf für eine evangelische Kirche auf dem, Hrn. v. Houwald zugehörigen Gute Straupitz in der Lausitz. 87, 88. Erster Entwurf für den Bau der evangel. Kirche in der Oranienburgervorstadt von Berlin. 89, 90. Zweiter Entwurf für denselben Bau. 91, 92, 93. Dritter Entwurf für denselben Bau. 94 — 96. Vierter Entwurf. 97 — 100. Fünfter Entwurf. 101, 102. Entwurf zu einem Gesellschafts-Hause im Friedrich-Wilhelms-Garten bei Magdeburg.

Digitized by Google

N°. 67.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 24. Auguſt 1830.

Künſtlerbiographieen.

Friedrich Weinbrenner. Denkwürdigkeiten aus ſeinem Leben, von ihm ſelbſt geſchrieben. Herausgegeben und mit einem Anhange begleitet von Dr. Aloys Schreiber. Heidelberg, bei Georg Reichard 1829. 298 S. 8.

Von allen Lebensbeſchreibungen die anziehendſten ſind Selbſtbiographien, die entweder zum Behuf eigener Erinnerung, als Tagebücher, oder in der beſtimmten Abſicht geſchrieben ſeyn können, andere von den Ereigniſſen eines merkwürdigen Lebens zu unterrichten. Die erſten ſind die unbefangenſten, reinſten und treueſten; ſie laſſen den Geſchilderten, wenn auch nicht immer vollſtändig, doch nach ſeiner innerſten Eigenthümlichkeit erkennen. In die der zweiten Gattung miſcht ſich oft etwas Abſichtliches — auch der aufrichtigſte kann es oft nicht über ſich gewinnen, ihm Nachtheiliges zuzugeſtehen, Fehler zu verſchweigen; Löbliches hervorzuheben, ſcheint Jedem, der von ſich ſelbſt ſpricht, natürlich. Aber der Grad, in welchem dieß geſchieht, läßt ſich leicht bemerken, und ſo bleiben auch Selbſtbiographien, in denen ſich die Eitelkeit nicht völlig verbergen kann, immer vom größten Werth. Wo freilich ein völliger Mangel an Selbſtkenntniß, eine Ueberſchätzung ſeines Ichs und ſeiner Verdienſte hervortritt, da legt man billig das Buch aus der Hand, wenn man nicht eben aufgelegt iſt, eine Maskerade zu ſehen.

Selbſtbiographien von Künſtlern insbeſondere können in doppelter Hinſicht merkwürdig ſeyn; einmal indem ſie uns das Naturell, den Charakter eines in der Kunſt ausgezeichneten Mannes und die hauptſächlichſten Schickſale ſeines Lebens kennen lehren; zweitens wenn ſie uns mit dem Gang ſeiner künſtleriſchen Beſtrebungen, der Ausbildung und Veränderung ſeiner künſtleriſchen Fertigkeiten und Anſichten bekannt machen. Dieß Leztere iſt jedoch von Selbſtbiographien bildender Künſtler ſelten zu erwarten. Wenige beſitzen die Gabe, noch weniger die Geduld, die Entwicklung ihres Geiſtes und Talentes gleichſam zu controlliren und andern im Zuſammenhang vorzulegen. Daher geben uns alle Tagebücher und Selbſtbiographieen von Künſtlern, von Ghiberti, A. Dürer und Benvenuto Cellini bis auf die neueſte Zeit, mehr Rechenſchaft von ihren Schickſalen und Abentheuern als von ihrem Bildungsgang, von ihren Kunſtanſichten und der Art, wie ſie ihre Aufgabe behandelten. Wir müſſen ſeine Werke hinzunehmen, um zu wiſſen, was dieſer Menſch, der ſich uns ſchildert, als Künſtler geweſen ſey.

Von dieſer Art iſt auch die vorliegende Biographie. Weinbrenner hat die Schickſale ſeines Lebens für ſeine Freunde aufgezeichnet. Er ſpricht von ſich mit dem entſchiedenen, aber völlig anſpruchloſen Selbſtgefühl, welches dem ächten Manne ziemt; ſeine Geſinnung zeigt weder ſchüchterne Beſcheidenheit, noch ſtolze Anmaßung, ſondern eine ſchlichte Aufrichtigkeit, verbunden mit der natürlichen Selbſtliebe, die immer lieber das Gute als das Bedenkliche an ſich erkennt und von ſich ſagt. Ein redliches, frommes Gemüth, deſſen Grund, bei allem Bewußtſeyn angeborner und errungener Vorzüge, Demuth und Dankbarkeit gegen die Fügungen der göttlichen Vorſicht iſt, verbindet ſich in ihm mit dem heiterſten Humor, der ſeiner ſchlichten Erzählung durchgängig eine friſche Farbe und oft jene große Individualität und Lebendigkeit gibt, die uns in Benvenuto's Erzählungen ſeiner Abentheuer ſo ſehr anzieht. Durch alle Lagen des Lebens begleitet ihn jener unbeugſame Arbeitsmuth, der zu jeder tüchtigen und gründlichen Selbſtbildung nöthig iſt, und jene Weltklugheit, die ſich aus jeder Verlegenheit zu retten, überall Mittel und Wege zu ſchaffen weiß, und welcher das Glück nun als wohlverdiente Belohnung nachkommt. In ſchwierigen Lagen beweiſt er ungewöhnlichen Muth und eine Geiſtesgegenwart, die einen feſten Charakter und ein geſundes derbes Naturell erkennen laſſen. Ref. hat den Verſtorbenen nicht perſönlich gekannt; aber was er über ſeine Perſönlichkeit gehört, ſtimmt mit den Schilderungen überein, die er hier ſelbſt von ſich entwirft.

Was der Selbſtbiographie Weinbrenners zur äußeren und inneren Vollſtändigkeit mangelt, hat der Herausgeber in einem Anhang hinzugefügt, unter dem Titel: „Denk-

mal der Freundschaft.“ Er spricht hier sowohl über den frühern Entwicklungsgang, als über die späteren Lebensschicksale des Mannes, über seine Eigenthümlichkeit und seine Verdienste als Künstler, mit der Kenntniß, aber natürlich auch mit der Vorliebe und Schonung eines langjährigen und vertrauten Freundes. Eine kalte Beurtheilung von Weinbrenners Werken, wird kein billig Denkender hier erwarten; der Freund spricht als Freund, und als solcher gibt er uns ein treues, belebtes und anziehendes Gemälde.

Statt einer trockenen Anzeige von Weinbrenners Schicksalen, die der Herausgeber des Buches schon im Kunstblatt selbst (1826. Nr. 25.) mit wenigen treffenden und charakteristischen Linien verzeichnet hat, geben wir einige kleine Bruchstücke aus der Schilderung seines Aufenthaltes in Italien, welche als Belege zu dem oben Geäußerten dienen können, wobei wir bedauern, gerade die interessanteren Abschnitte, z. B. die Erzählung von seinem Prozeß in Rom und seiner Reise nach Mailand, wegen ihrer größeren Ausdehnung nicht mittheilen zu können.

* * *

(S. 177.) „Im Jahr 1795 geschah es, daß sich die Galioten der beiden päpstlichen Galeeren zu Civita Vecchia, die ungefähr 500 Mann zählten, frei machten, und, nachdem sie an das Land gestiegen waren, so lange bis sie nach und nach wieder aufgefangen wurden, das römische Gebiet sehr beunruhigten und besonders den Reisenden gefährlich wurden. Die Sträflinge jener beiden römischen Galeeren hatten nämlich mehrere Jahre hindurch die Ketten, mit welchen sie an die Ruder angeschlossen waren, nach und nach nächtlicher Weise durchgeschliffen, wobei sie sich besonderer Ausdrücke und Zeichen bedienten, und nachdem sie einmal im Jahr 1795 auf einige Wochen verproviantirt worden und auf die hohe See gingen, streiften sie auf einmal ihre Fesseln ab, und stellten dem commandirenden Offizier und den wenigen Seesoldaten frei, ob sie sich gegen sie vertheidigen, oder aber entwaffnet an's Land gesetzt seyn wollten. Aus Furcht, der Mehrzahl unterliegen zu müssen, wählten die Soldaten das Letztere. Nachdem sie ihren Schiffsvorrath verzehrt hatten, stiegen sie bis auf einen einzigen türkischen Sklaven, welcher schon gegen 10 Jahre bei dieser schlechten Gesellschaft war, und das Schiff nicht verlassen wollte, ebenfalls an's Land, machten Straßen und Dörfer unsicher, und beunruhigten das römische Gebiet nicht wenig, indem sie sich oft in großen Haufen vor einem Ort oder Kloster versammelten und sehr beträchtliche Contributionen von Geld und Lebensmitteln verlangten, während die andern in kleinen Abtheilungen Mord und Straßenraub verübten.

In dieser Zeit erhielt ich nun von einigen meiner Freunde, die sich während des Sommers und der Aria cattiva in Tivoli aufhalten wollten, eine Einladung, um sie nach Palestrina zu begleiten, wo ich schon zuvor einigemal war, und ihnen die Ruinen des so berühmten Fortuna-Tempels zu zeigen und untersuchen zu helfen.

Nach den Zeitungsnachrichten hatte man damals zu Palestrina mehrere Arkaden, in welchen Statuen in Nischen standen, entdeckt. Dieser Ort, ehemals einer der glänzendsten und berühmtesten Punkte in Italien, von dessen Entstehung die Geschichte beinahe gar nichts weiß, war viel zu wenig bekannt, und scheint nach den noch daselbst vorhandenen Ueberresten des Tempels, welche so weitläufig sind, daß die gegenwärtig ziemlich große Stadt Palestrina kaum den halben Raum desselben einnimmt, zu Horaz Zeiten, (der davon Erwähnung thut) wie der ephesische Diana-Tempel berühmt gewesen zu seyn.

Mit einem meiner Freunde, dem verstorbenen Hrn. Hof-Kupferstecher Morace von Stuttgart, welcher während seines Aufenthalts in Rom noch nicht aus der Stadt gekommen war und mit uns diese Reise machen wollte, trat ich den Weg nach Tivoli an. Nach der Verabredung wollten wir dort die andern Freunde zur Reise nach Palestrina abholen. Da es in der Gegend von Rom im Sommer wegen der Aria cattiva nicht räthlich ist, den Ort, wo man schläft, häufig zu wechseln, und viele sogar behaupteten, daß man ohne Gefahr nicht einmal von der schlechten Luft weg in der guten schlafen dürfe, so traten wir in einigen Tagen, nachdem wir alles Merkwürdige in Palestrina gesehen, schon Morgens 2 Uhr, bei sehr schönem Mondschein, unsere Rückreise nach Rom an, um in einem Tag dahin zu kommen, und unterwegs nicht über Nacht bleiben zu müssen. Ueberhaupt sind die Nächte so klar, daß man ohne Anstrengung lesen kann, und ich habe oft während meines Aufenthalts in Rom die daſigen merkwürdigen Gebäude im Mondlicht betrachtet, wo sie sich besonders schön ausnahmen, weil sich dabei viele Kleinigkeiten dem Auge verbergen, und Licht und Schatten nur im Ganzen und in Massen wirken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Geschichte der Kunst und der Künstler in Ulm. Von Albrecht Weyermann.

(Beschluß.)

51. Conrad Merklin, berühmter Maler, auch Dichter in Ulm, blühete 1495, starb im Jahr 1518, ein Zeitgenosse und Freund zu Hans Scheifelin und Albrecht Dürer; mit dem letztern führte er einen Briefwechsel in Reimen; im Jahr 1510 schreibt er demselben, er habe eine Tafel auf einen Altar gesetzt, welche allgemeinen Beifall erhalten habe; im Jahr 1507 nahm er

Digitized by Google

den nachher geschickten Leonhardt Kaut auf 4 Jahre um 14 Gulden in die Lehre. Kupferstiche mit C. M. werden ihm zugeschrieben. Er war in der Künstler-Confraternität bei den Augustinern in Ulm, und wird pictor noster genannt, er hat mithin für dieses Kloster Arbeiten geliefert. In der Fürstl. Wallersteinischen Gallerie sind einige Blätter von ihm. Für die Stadt Nördlingen verfertigte er mehrere Kunstwerke laut der Kirchenbau-Rechnungen daselbst. Maler Jakob Merklin in Ulm starb im Jahr 1526. (Murr's Nürnberg. Kunstgeschichte. B. I. S. 228. W. 1798. S. 393.) W. 1829. S. 318.)

52. Michael Schorpp, Maler, kommt 1495, 1499, 1500, und Augustin Schorpp im J. 1511 vor. W. 1829, S. 493.

53. Jodokus, nicht Jakob Hafner, Maler, auch Briefmaler 1499; in der Folge gab es eine Künstlerfamilie dieses Namens. W. 1829, S. 152.

54. Jörg Borler, Bürger und Maler 1499, noch 1517. Marx im Jahr 1521 Maler, und wieder ein Marx war 1542 Ingenieur in Ulm. (W. 1829. S. 45.)

55. Anton Stapf, Maler, kommt vor 1507 u. 1508.

56. Hans Brendle, Maler, im J. 1500, 1508. Friederich Brendle arbeitete in Straßburg, sein Monogramm F. B. wird auf alten kleinen Kupferstichen gefunden. Peter Brendle, ein Schüler von Johann Schröter, ist 1660 in Prag geboren, und starb 1739 zu Kuttenburg, in den Kirchen zu Prag und zu Breslau sieht man Malereien von ihm. (Fiorillo II. 535. III. 279. 304. W. 1829. S. 667.)

57. Jörg Arnold, Maler 1512 in Ulm, in der Folge eine Künstlerfamilie, unter denen sich der Portrait- und Historienmaler Jonas Arnold, der in Paris, Nürnberg u. a. O. arbeitete, im Jahr 1640 Bürger in Ulm wurde und 1669 gestorben ist, besonders auszeichnete. (W. 1829. S. 9. W. 1798. S. 29.)

58. Sebastian Conrad, im J. 1521 Hauspfleger und Maler bei der Pfarrkirchenpflege, im Jahr 1525 kommt er als Stadtammann vor, und der Maler Kaspar Mayer erhielt seine Stelle.

59. Henneberger, Georg, Maler und Holzschneider in Geißlingen, ein lateinisches H mit einem kleinen b im letzten Strich dieses Buchstabens wird auf Holzschnitten biblischer Figuren gefunden, abgedruckt bei Silvan Otmarn zu Augsburg. 1518; er lebte noch 1550.

60. Georg Henneberger, des vorigen Sohn, auch Glasmaler und Holzschneider in Geißlingen. Im J. 1575 hat er das Bildniß des Ulmischen Superintendenten Dr. Rabus in Holz geschnitten mit dem Monogramm im letzten Strich des lateinischen H ein B. Von ihm sind in der Kirche zu Ueberkingen vielerlei Wappen mit beigesetzten Namen von Badgästen gestiftet, mit der Jahrzahl 1589. In demselben Jahre, bei der Renovation der Kirche zu Albeck, verfertigte er dahin mehrere gute Gemälde. — Im Julius 1593 wurde er, nebst den noch übrigen Katholiken zu Geißlingen, nach Ulm für das Religionsamt gefordert und wiederholt vom Papstthum abgemahnt, er, mit seiner Mutter Lucia Hennebergerin und seiner Schwester, erklärte: „daß sie beim katholischen Glauben, ob sie gleich dessen keinen Grund gaben, auch ihnen als Laien nicht gebühre zu disputiren, bleiben wollen; inmaßen er als Maler doch eher bei den Katholiken als hier sein Unterkommen finden werde;" sie baten um Frist, um von Geißlingen weg an katholische Oerter ziehen zu können. In der Kirchenvisitation zu Geißlingen im J. 1595 wird von ihm klagend vorgebracht, daß er mit seinem hochschwangeren Weibe gen Günzburg gegangen, sie auch daselbst niedergekommen, daß er hier das Kind habe taufen lassen, und daß er mit dem Paternoster an katholische Oerter gehe. Das erste entschuldigte er damit, daß das Kind schwach gewesen, dem andern konnte er nicht widersprechen. (Aus den Akten.) Seine Söhne waren: Georg, Georg Rudolph und Johann Joachim Henneberger, alle Maler. (W. 1798, S. 310. W. 1829. S. 169.)

61. Mayer, eine Malerfamilie in Ulm; folgende waren Maler bei der Kirchenpflege: Kaspar 1525, Michael 1563 noch 1576, Daniel, Sohn des vorigen, 1588, noch 1610; von ihm hat man eine gute Chronik von Ulm; auf ihn folgte wieder Daniel 1610; Anton 1613. Andere Maler dieses Namens sind: Joos, genannt Burlin, kommt vor 1500, 1508, 1511. Conrad, Maler und Dichter 1525; Georg, Maler in Geißlingen; Conrad, Kunstmaler, geboren 1618, gestorben 1689, sein Bild ist in Kupfer gestochen, die Künstler sind mir unbekannt; man hat von ihm: Helvetiae et Valesiae, caeterorumque Confoederatorum ut et simillimorum populorum Tabula geogr. et hydrogr. nova et exacta, opera et studio Jo. Conr. Gygeri delineata et a Conr. Meyero in aes incisa. A. C. 1657. Bartholomäus, Maler, Zeichner und Geometer, lebte 1666; wieder Bartholomäus, Maler, starb 1729. Schon 1495 kommt der Malergesell Mayer vor. (W. 1829. S. 301 — 305.)

62. Jakob Glucker, kommt als Maler in Ulm 1526 vor.

63. Conrad Miller, lebte 1526, der W. 1829 S. 322 erwähnte Hemdbruckerthor-Thurm wurde im J. 1827 abgebrochen, wo am 24. December zwei jüdische Grabsteine vom J. 1274 und 1306 eingemauert gefunden wurden.

64. Lienhart Kaut, von 1507 Schüler des Malers Conrad Merklin auf vier Jahre mit 14 Gulden Lehrgeld, er machte seinem Lehrherrn Ehre; weil er im

Digitized by Google

J. 131 die Flucht seines Bruders, des Prälaten Ambrosius Kaut im Augustinerkloster beförderte, so beschloß der Magistrat: „Die zween Brüder Anton, Pfarrer in Scharenstetten und Leonhart, der Maler, sollen gebunden und mit der strengen Frag bedroht werden.“ (Urkunde.)

65. Gregor Veiel, Maler bei der Kirchenbaupflege; von 1542—1563. W. 1829. S. 590.

66. Ulrich Schmied, kommt als Maler 1476 vor; Kaspar Schmied, Maler bei der Pfarrkirchen-Pflege 1522, noch 1541; Hans Schmied, Maler, lebte 1551. (W. 1829. S. 485. 487.)

67. Enderlin Mördel, Maler, wurde 1549 Bürger in Ulm; Jakob Mördel, Maler, starb 1588. (W. 1829. S. 349.)

68. Christoph Amberger, Sohn des Bürgers und Steinmetzen Lienhart Amberger in Ulm, der 1491 ꝛc. lebte; ein Schüler von Albrecht Dürer, hielt sich in Nürnberg und Augsburg auf, und starb im letzteren Orte 1550; im J. 1530 malte er den Kaiser Karl V., der ihn reichlich beschenkte und in hohen Ehren hielt; das Bildniß ist in der Königl. Sammlung in Berlin; ein anderes Bild dieses Kaisers in jugendlichen Jahren von demselben Künstler ist in Neapel. Sandrat nennt sein vorzüglichstes Werk die Geschichte Josephs in zwölf Bildern auf Leinwand. An dem evangelischen Armenhaus zu Augsburg sind Gemälde von ihm vorhanden.

Im Königl. Bildersaal der St. Moritzkapelle zu Nürnberg. Nro. 98. ist der Martyrertod des heil. Sebastian von ihm vorhanden. Der Heilige ist an einen Baum gebunden und hat, obgleich die Bogenschützen auf dem zweiten Grund stehen, dennoch bereits drei Pfeile von vorne empfangen. Die Zeichnung der Figur ist nicht sonderlich, der Kopf nicht ohne Fleiß behandelt, aber ohne Ausdruck, auch die Färbung kann nicht sehr gelobt werden. Weit besser ist die Rückseite des Gemäldes, welche den Evangelisten Lukas als Statue von weißem Material, auf einem Postament und in einer Nische stehend, doch mit gefärbtem Gesicht und Händen, darstellt. Der Kopf ist zwar ohne Adel, unstreitig Portrait, aber sehr wahr behandelt; besonders muß der Styl im Gewande hervorgehoben werden, da er ganz von der Dürer'schen abweicht, und die vielen kleinen, eckigen Falten nicht hat, sondern mehr an die Vortrefflichkeit der Draperung gränzt, welche man bei Peter Fischer und den alten italienischen Künstlern findet. Es ist Schade, daß der Bildersaal kein eigentliches Bildniß von Christoph Amberger hat, der gerade in diesem Fache sich vorzüglich auszeichnet.

Karl Gustav Amberger (ein Bruder oder Vetter oder Sohn?) malte in Hans Holbein Manier, erreichte ihn aber nicht; indessen werden seine Copien dieses Meisters oft für Originalgemälde gehalten. Von einem Amberger, ohne Angabe des Taufnamens, hatte der Kunsthändler Winter aus Heidelberg auf die Ostermesse 1825 zu Leipzig gebracht; die Präsentation im Tempel vorstellend. (Kunstblatt 1825, Nr. 56. 1829, Nr. 105. Fiorillo II. Bd. S. 388.)

69. Johann Conrad Mock, Bürger und Maler in Ulm, starb im J. 1572.

70. Lienhart Pflaum, Zeichner, Maler und Bildhauer, lebte als Bürger in Ulm 1550; er besaß ein eigenes Haus auf dem Garnmarkt, das der Magistrat von ihm kaufte, und bauete das Münzhaus mit noch einem andern daraus.

71. Rieder, eine Malerfamilie in Ulm, Georg, im Jahr 1530 als Bürger und Stadtmaler angenommen, sein Monogramm ist ein G und R zusammen verschlungen; zu W. 1829, S. 420 bemerke man: Nr. 1 verfertigte er 1556, Nr. 2 im J. 1562; sein Sohn gleiches Namens starb 1575; Johann Moritz starb 1611, er arbeitete auch in Bayern. Franz, Kupferstecher, arbeitete 1729 in Salzburg. (W. 1829. S. 419 ꝛc.)

72. Röhnlin, ebenfalls eine Malerfamilie, Hans lebte 1560, Jakob, Glasmaler, starb 1585, Philipp, 1586 Stadtmaler, starb 1598, seine Söhne waren Hans Philipp, geb. 1569, starb 1621, und Jo. Sebastian, Historienmaler, geb. 1581, gest. 1632; Hans Jakob lebte 1601, Sebastian 1676, Hans Ulrich 1678, und N. Röhnlin 1742. (W. 1829. S. 427.)

Neue artistische Werke.

7. Denkmäler der deutschen Baukunst. — XX. Heft. Der Münster zu Freiburg im Breisgau. 2te Lieferung. Herausgegeben von Dr. Georg Moller. Darmstadt. Leske. Enthält: Ansicht der Vorhalle. — Querdurchschnitt. — Grundriß des ersten und zweiten Stocks des Thurmes. — Details der Säulen. — Grundriß der Kirche. Dieses und das im vorigen Blatte angezeigte Werk Nr. 6 bleiben sich in der sorgfältigen Ausführung immer gleich.

8. Cathédrales françaises, dessinées d'après nature et lithographiées par Chapuy, ex officier du génie etc. avec un texte historique et descriptif. Paris, Engelmann. Livr. 19. 20. 21. Enthalten: Cathédrale d'Alby, mit Erklärung von Alexandre du Mége. — Eglise Notre Dame à Dijon mit Text von J. T. de Jolimont. Die Kreidezeichnungen sind in diesen Heften von vorzüglicher Feinheit und Kraft.

Digitized by Google

N°. 68.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 26. August 1830.

Untersuchungen über den Unterschied zwischen Genre und Historie in der bildenden Kunst.

Von E. Förster.

Nicht leicht hat in irgend einer andern, als in der bildenden Kunst mehrere Jahrhunderte hindurch eine Art derselben bestanden, ohne daß ihre Grenzen näher bezeichnet worden wären. Vor fast dreihundert Jahren bildete sich die Genremalerei, und noch heute handelt es sich um den Unterschied derselben von der Historienmalerei, ja um den Vorzug der einen vor der andern. Der Streit kommt immer wieder, selbst unter Künstlern, und findet doch kein Ende, weil man zu keiner Begrenzung der Begriffe gelangt. Bald sind es Scenen aus dem täglichen, vorzüglich dem ländlichen Leben, welche die Genremalerei behandelt, bald ausschließlich niedrige Gegenstände, zu denen man sogar Tyroler rechnet, die ihr Vaterland vertheidigen *). Einige übergeben das ganze Feld der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit dem Genre, und vergessen, daß dahin alle Monumente neuerer Helden gehören; Andere fragen nichts nach Zeit und Gegenstand, sondern nach der Art der Auffassung, und nennen Walter Scotts historische Romane mit ihrer bis in's kleinste gehenden Charakteristik — vergleichweise — Genrestücke. Wieder Andere sagen: „Genremaler sind Sachmaler, sie haben sich aus der Masse des Darzustellenden irgend eine Gattung, ein genre, erwählt und bleiben in dem abgeschlossenen Kreise, bei ihrem Fach, als Thier-, Schlachten-, Landschaft-, Blumen- u. a. Maler," diese bedenken nicht, daß so unter das Genre am Ende die Historie auch käme, die in Bezug auf ihren Stoff gerade etwas sehr abgeschlossenes Positives ist.

Zu all' diesem gesellt sich noch eine Geringschätzung des Genre im Verhältniß zur Historie, die nur zur Hälfte begründet ist. Letztere nämlich gilt als die höhere Kunst und behauptet den Vortritt in der Geschichte und Kritik, während die andere dagegen sich im fast ausschließlichen Besitz der Gunst des Publikums hält. Was diese Gunst anlangt, so will sie, da in Geschmacksachen eher die Minorität entscheidet, so viel nicht sagen, obschon Einiges: die Menge läuft, wie schon zu Sokrates Zeiten, lieber dem Manne nach, der das Schlagen der Nachtigall täuschend nachahmt, als dieser selber, und bewundert das Menschenmögliche oder sich selbst vor dem Spiegel, wozu sie keines ästhetisch gebildeten Urtheils bedarf. Indeß bekundet daneben die Freude an Genremalereien auch Sinn für Natur und Leben, und reicht hin, das strenge Urtheil zu mildern, wo nicht ganz zu heben.

Wie der Gunst des Publikums die Wahrheit — verborgen oder sichtbar — zu Grunde liegt, so ist sie auch in den scheinbar sich widersprechenden Ansichten der Beurtheiler enthalten und kann nur, bei der Unklarheit der bisherigen Bestimmungen, nicht gerundet hervortreten. — Schärfe derselben wird, da der Unterschied kein logischer oder etymologischer ist, am sichersten auf historischem Wege gewonnen, und wenn auch hier, (wie in der Natur, die Säugethiere unter Fischen und Vögeln stecken) ein Rest sich ergeben sollte, so wird man ihn leicht berichtigen können, in jedem Falle aber zu einer klaren und folgerechten An- oder Einsicht gelangen.

Ehe wir nun das Irrige der gewöhnlichen Angaben weiter aufsuchen und aufdecken, ist es ersprießlicher, das Wahre derselben zu erforschen, sowohl der Ansicht, welche den Unterschied in den Gegenstand, als der, welche ihn in die Auffassung desselben setzt, und wir werden es in geschichtlicher Entwicklung leicht finden.

Eine Frage nach Geburt und Vaterland der Genremalerei bringt mehrere andere Fragen mit und schiebt sie vor. Warum behandelt das Genre meist niedere Gegenstände? Wie kommt es, daß die Kunst in Italien sich nicht zum Genre wandte? *) Was war die Kunst in Italien? Was ist sie überhaupt ihrem Ursprunge nach?

*) Siehe Inland von 1830. Nr. 80. Bilder-Reflexe.

*) Es ist hier natürlich blos von der Kunst seit dem Mittelalter die Rede. Pompeji hat offenbar Genrebilder unter seinen Wandmalereien, deren Geschichte um so weniger hieher gehört, als wenigstens von dort keine Ver-

Digitized by Google

Es liegt außerhalb der Aufgabe gegenwärtiger Unterſuchung, den Faden der neueren Malerei zu verfolgen, bis wo er an altgriechiſche Kunſt angeknüpft iſt (es wäre ohnehin ein ungebahnter Weg); hier genügt es zu wiſſen, welche Aufgaben die chriſtliche Kunſt, in welcher die Kunſt überhaupt vor etwa fünf Jahrhunderten ihre Wiedergeburt feierte, zu löſen hatte.

Die alte Kunſt ſehen wir in Deutſchland, wie in Italien, im Dienſte der Kirche. Ihre Aufgabe war, beſtimmte heilige Geſtalten, hiſtoriſche, d. h. durch die Geſchichte überlieferte Perſonen vor die Seele andächtiger Schauer zu führen. Die älteſten Werke der Art, die wir in Italien finden, zeigen, daß ihre Verfertiger es nicht mit Nachbildung natürlicher Formen zu thun hatten; die überlieferten waren ihnen ſo heilig, wie Name und Geſchichte der Perſon, der ſie angehörten; die Kunſt war eine Sprache, die beides ſchrieb, nur mit eigenen Lettern: Erinnerung, im eigentlichen Sinne des Wortes.

Nirgend tritt bei dieſen Kunſtwerken das Beſtreben hervor, dem ausgeſprochenen Gedanken durch die Zuthat der Natürlichkeit einen beſondern Werth zu geben; ja ſelbſt auf die Auffaſſung von Begebenheiten, bei denen das Geſchehenſeyn ſo nahe hinführte zu natürlicher Darſtellung, behielt die einmal begonnene ſymboliſche Weiſe fortdauernd Einfluß, und ſchien mehr im Gemüth als im Auge der Schauenden das Bild erwecken zu wollen.

So zeigte ſich die Kunſt in Italien — ganz anders in Deutſchland. So weit wir zurückreichen mit Werken der Kunſt, finden wir den weſentlichen Unterſchied, daß den Ueberlieferungen hier die Natur, einer blos gedachten Welt die wirkliche gegenüber tritt. — Während die heiligen Geſtalten altitalieniſcher Bildwerke durch großartige Formen und Verhältniſſe, durch Ernſt und Größe im Ausdruck, ihre Geſchichten durch Einfachheit der Darſtellung ſich auszeichnen und in gewiſſer Beziehung über dem Leben ſtehen, verrathen die deutſchen Werke ein treues, fleißiges Nachbilden natürlicher Formen, und eine Werthſchätzung jeder, auch der unbedeutendſten natürlichen Erſcheinung. Dort bereicherte man das Leben mit der Kunſt, hier dagegen die Kunſt durch das Leben. Daher treten hier ſchon von Anfang an Bildniſſe an die Stelle heiliger Männer und Frauen, während dort die einzelnen Züge des Geſichts noch faſt aller Naturwahrheit entbehren. Daher aber auch dort Einheit und Wahl, während die Deutſchen häufig dem Zufall unterlagen.

Die treue Nachbildung einzelner Gegenſtände, Gefäße, Zierathen, Stoffe u. ſ. w. erweckte ihr, als ſolcher, Theilnahme und legte ihr einen Werth bei, den die italieniſche Kunſt (vor Einfluß der niederländiſch-deutſchen) nicht kannte. Das Studium nach lebendigem Modell, die Bildniſſe und Aehnliches lehrte das Intereſſe an der Gegenwart, welches ſich, als es ſich ſpäter auch in Italien geltend machte, dort immer nur geſchichtlichen Intereſſen anſchloß. Während Maſaccio, Benozzo, Gozzoli, Ghirlandajo u. a. Männer und Frauen ihrer Zeit als Zuſchauer in ihre Darſtellungen hiſtoriſcher Begebenheiten verſetzten, führte van Eyck Karl den Kühnen von Burgund als einen der heiligen drei Könige vor's Chriſtkind, und ließ, indem der heil. Lukas (der ſeiner Zeit gewiß zu Gent oder Antwerpen in Arbeit geſtanden) die Madonna mit dem Kinde malt, im Hintergrunde ohne alle Theilnahme an der vorgeſtellten Handlung, das ganze Straßenleben ungeſtört ſeinen Gang gehen. So begnügte man ſich nicht, das allgemeine Leben der Natur an den einzelnen Geſtalten hervortreten zu laſſen, man ergriff überhaupt jede Gelegenheit, es neben jenen in die Bilder einzuführen, und zeigte, ſtatt des mangelnden Intereſſes für Kunſtform, überall mehr Sinn für lebendige, der bewegten Gegenwart entnommene Darſtellweiſe.

Auf dieſem Wege fanden die deutſchen Künſtler einen eigenthümlichen Reiz in Zufälligkeiten, womit ſie ihre Bilder ſchmückten, dann mehr und mehr erfüllten, ja endlich, wie Lukas van Leyden u. A. überfüllten*). Unvermerkt wurde der Hauptgedanke verſchoben, verdeckt oder endlich gar zum Bilde hinausgedrängt. Hatte ſchon Lukas van Leyden bei einer Kreuztragung Chriſti**) dieſen in ein Gefolge verſteckt, welches er geſehen haben mochte, als man irgend einen Gefangenen, vielleicht gar ein wildes Thier durch die Straßen der Stadt geführt; ſo ſtellte Wouwermann einen in Lumpen gekleideten, verwilderten Mann auf eine Anhöhe, auf welcher, und um welche allerlei Volks zu Fuß und zu Pferd, mit Sack und Pack, wie es ſich eben, nichts thuend, in der Welt umhertreibt, ſich verſammelt, theils um ſich, theils um den Prediger auf der Anhöhe bekümmert, und nannte das Ganze dann: die Predigt Johannis in der Wüſte***). Teniers ging noch weiter. Er hatte

bindung mit der romantiſchen Kunſt, weder in Italien noch gar in Deutſchland ſichtbar iſt. Was das Genre in der Sculptur betrifft, ſo wird es ſpäter berührt werden.

*) Es gibt ähnliche Erſcheinungen in der italieniſchen Kunſt, indeß reichen ſie nur über die Grenzlinie, ohne ſie zu überſchreiten. Zu dieſen gehört vornemlich Benozzo Gozzoli, deſſen reiche Epiſoden oft die Haupthandlung aus dem Auge rücken.

**) Das übrigens ſchätzbare Bild befand ſich im J. 1824 in den Händen eines Privatmanns zu Aachen.

***) Dieß Bild befindet ſich in der Dresdner Gallerie, ſo wie das nächſtgenannte von Teniers.

eine Befreiung Petri aus dem Gefängniß zu malen und löste die Aufgabe so: Im Vorgrunde ſitzen in einer Wachſtube am Spieltiſch Landsknechte und würfeln; andere ſehen zu, oder wärmen ſich, ein Pfeifchen ſchmauchend, am Kamin. Ganz im Hintergrunde, als ging es die Wache gar nichts an, wird Petrus von einem Engel aus dem Gefängniß geführt. — Damit war das allgemeine, zufälliger Erſcheinung unterworfene Beileben zur Hauptſache gemacht; das urſprüngliche Verhältniß war umgekehrt, und die Kunſt hatte ſich, aber freilich an ſich ſelbſt gerächt. Hatte man nun aber auf dieſem Wege die Hauptperſonen auf die Seite geſchoben, was lag überhaupt noch an ihrer Gegenwart? Freute man ſich, etwa auf einem Tode der Maria über die künſtliche Nachbildung der Gefäße, des Waſſerſpiegels u. ſ. w., wo ſie Nebenſache waren, um wie viel mehr mußte man ſich darüber freuen, wenn das Auge allein darauf ruhen konnte. Gab die Landſchaft dem Bilde des heiligen Chriſtoph einen ſo beſondern Werth, um wie viel konnte dieſer geſteigert werden, wenn man den ganzen Fleiß auf jene verwendete. Verweilte man endlich mit Wohlgefallen in den Nebengäßchen hiſtoriſcher Bilder, ſah dort ein Pferd beſchlagen, hier Hühner verkaufen, Herren und Frauen ſpazieren gehen oder dergleichen, ſo war der Glaube ſehr verzeihlich, daß alle dieß immer mehr das Auge reizen würde, je näher man es demſelben rückte. Zu alledem kam der ſehr bedeutende Umſtand, daß mit der Reformation die Kirche, der bisher die Kunſt faſt ausſchließlich gedient, ſich zum großen Theil dieſer Dienſte entſchlug, und ſie dem Privatintereſſe überließ zum Schmuck des alltäglichen Lebens, das ſich auf der Höhe religiöſer Anſchauungen ſo wenig halten kann, als eine Journalgeſellſchaft auf der Spitze des St. Gotthardt *).

So entſtand in Deutſchland oder den verwandten Niederlanden neben der Darſtellung hiſtoriſcher Perſonen und Begebenheiten eine Nachbildung allgemeiner, ſchlechtweg natürlicher Gegenſtände und zufälliger Erſcheinungen aus dem gegenwärtigen Leben, und konnte und mußte ſich bilden, da, wo man letztern beiden bereits einen großen Werth zugeſtanden; und konnte ſich nicht bilden, wo man, wie in Italien, dieſen Werth nicht in gleichem Umfang anerkannte.

Da aber auf dieſe Weiſe der neuen Kunſt das Intereſſe eines beſtimmten Gegenſtandes fehlte, welches die Hiſtorie hat, ſo war ſie gezwungen — denn man fordert von der Kunſt etwas Beſonderes — das Allgemeine ihres Stoffes durch größtmögliche Treue der Nachahmung dazu zu machen, was ihr bei der einmal herrſchenden Richtung nicht ſchwer wurde; aber ſie war auch deshalb zugleich an die Gegenwart nicht nur, ſondern vorzüglich an eine niedere gewieſen, weil dieſer das Intereſſe der Natürlichkeit im doppelten Sinne abzugewinnen war. Auf dieſem Wege alſo kam die neue Kunſt zu ihrem Inhalt, ohne gerade ihrem Begriff nach darauf verwieſen oder beſchränkt zu ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Merkwürdig iſt, daß die ſo bedeutende Kölniſche Malerſchule — wenigſtens ſo viel mir bekannt — keinen Genrezweig getrieben, wovon vielleicht der Hauptgrund in der dort nicht gebrochenen Herrſchaft der katholiſchen Kirche zu ſuchen iſt.

Künſtlerbiographieen.

Friedrich Weinbrenner. Denkwürdigkeiten aus ſeinem Leben, von ihm ſelbſt geſchrieben. Herausgegeben und mit einem Anhange begleitet von Dr. Aloys Schreiber. Heidelberg, bei Georg Reichard 1829. 298 S. 8.

(Fortſetzung.)

Um meinem Freunde auf der Rückreiſe Monte Porcia, Fraskati u. ſ. w. zu zeigen, mußten wir von dem an dem Bergrücken gelegenen Paleſtrina durch das Thal, welches zwiſchen dieſem und den lateiniſchen Gebirgen liegt, unſern Weg nehmen. Wir mochten nun kaum 1½ Stunde Wegs, ungefähr die Mitte zwiſchen Paleſtrina und Monte Porcia, mit unſern Eſeln und den Eſelstreibern gekommen ſeyn, als wir auf der rechten Seite der Straße drei bis vier Kerls auſſen vor einem alten Mauerwerk ſtehen ſahen. Da ich ſogleich vermuthete, daß dieſe Leute von den päpſtlichen Galeeren entflohene Galioten ſeyn müßten, ſo ſagte ich meinem Freund ganz leiſe: er ſollte ungeſtört auf der linken Seite der Straße hertreiben und den Eſelsführer hinter ſich nachgehen laſſen. Denn da wir dieſen Menſchen nicht entkommen konnten, wenn ſie uns etwas anhaben wollten, ſo hielt ich's für gerathener, gerade zu ihnen hinzureiten und im ſchlimmſten Falle mit ihnen zu tractiren. Während wir ihnen entgegen trabten, und ſie uns erwarteten, ſtopfte ich mir in der Geſchwindigkeit eine Pfeife und verbarg meine Uhrenkette und die mit Schweizer-Kryſtallen beſetzten Hoſenſchnallen, welche ich in Geneve gekauft, damit ich nicht reicher ſchien, als ich war. Indem ich nun von der linken Seite gegen die rechte auf ſie zuritt, ſagte ich, indem ich meine Pfeife hinſtreckte und ihnen einen guten Morgen bot: „Meine Herren, könnt' ihr mir nicht ein wenig Feuer geben? — die Morgenluft iſt ſehr ſcharf, und ich möchte darum gern eine Pfeife rauchen.“ Während nun mehrere aus den Ruinen hinzukamen, zog einer derſelben ein Feuerzeug aus der Weſentaſche, und nachdem er Feuer geſchlagen hatte, drückte er mir ſelbſt den brennenden Schwamm mit la-

Digitized by Google

chendem Munde auf meine Pfeife und sprach: „Hier, mein Herr, habt ihr Feuer.“ Ohne nur dergleichen zu thun, als kannte ich die saubere Gesellschaft, dankte ich ihm sehr höflich für die Gefälligkeit, und trieb hierauf meinen Esel an, um meinen Reisegefährten, den indessen die Furcht weit vorwärts geführt, wieder einzuholen. Unser Führer, der die verübten Grausamkeiten dieser Menschen kannte, war erstaunt, daß ich so guten Kaufs von ihnen losgekommen. Als wir in Frascati anlangten und diesen Vorfall erzählten, waren die Leute in äußerster Verwunderung über den glücklichen Zufall; denn erst einen Tag vorher hatte das Raubgesindel auf der nämlichen Straße einen römischen Beamten mit seinem Diener ermordet. Ueberhaupt war in jener Zeit das Reisen in Italien, zumal des Nachts, mit den größten Gefahren verbunden, wie schon aus der Thatsache erhellt, daß während des Pontificats Pius VI., also in 24 Jahren, in dem Kirchenstaate über 40,000 Menschen ermordet wurden.“

*

(S. 183.) „Im Tivoli ist der Eselsritt so gewöhnlich, daß der Wirth denselben zur Zeche schlägt, wenn man sich gleich keiner Esel bedient. Zu meiner Zeit zahlte der Künstler für Wohnung, den Esel, das Essen und Wein, so viel man trinken mochte, vier Paoli für den Tag; gegenwärtig soll die Zeche täglich nur um einen Paolo gestiegen seyn.

Als wir ungefähr in der Mitte der Villa Adriana vor den sogenannten Bädern auf unsern Eseln ankamen, mußten wir vor einer verschlossenen Thüre, welche einen Theil dieses Terrains als eine besondere Vigna abschnitt, Halt machen, und daselbst anklopfen, und den Vignajuolo rufen, daß er uns die Thüre öffnen, und uns einen Theil der Villa betrachten lasse. Inzwischen stürzte Scheiblers Esel zu Boden, so daß er mit dem Thier nicht ganz sanft im Sande zu liegen kam. Aergerlich über diese unangenehme Absetzung, raffte sich Scheibler schnell wieder zusammen, sprang auf und nahm seinen Esel am Strick, welchen er statt des Zaumes um das Maul des Esels gebunden hatte, um selbigen auf diese Art wieder aufzuprügeln. Als er das Thier vorn am Kopf aufzog, so fiel es hinten bei einem jeden Stockstreiche tiefer in den Boden hinein, und es war ganz sonderbar anzusehen, wie zuerst die Beine des Esels, dann sein Hintertheil bis an den Sattel auf festem Erdreich, ohne daß wir im Augenblicke die Ursache wahrnehmen konnten, verschwand. Da nun endlich der weitere Theil des Esels mit dem Sattel, der inzwischen denselben ein wenig aufgehalten, ebenfalls zu verschwinden anfing, so merkten wir, daß unter uns ein verborgenes altes Gewölb seyn müsse. Wir sprangen deshalb alle schnell von unsern Eseln, um dem nun schon halb versunkenen Thier zu Hülfe zu kommen, und es an Strick, Kopf und Ohren auf der Oberwelt zu erhalten. Während wir nun auf diese Art den Esel, aus Furcht, daß derselbe noch vollends in das Gewölb fallen möchte, schwebend mit dem Kopf über dem Boden hielten, was keine geringe Last war, suchte ein anderer einen andern Zugang in das Gewölbe, und fand auch unweit von uns neben einem Gebüsche eine Oeffnung, durch welche sich durch Jahrhunderte eine inklinirende bis unten auf den Boden des Gewölbes zulaufende Erdmasse angeschwemmt hatte. Er kroch über dieses schiefe Terrain in die finstere Oeffnung, und rief uns dann zu, daß wir den Esel nur mit Seilen, welche wir von den andern Eseln nahmen, um den Kopf festbinden, und dann ihn vollends in das etwa 20 — 25 Fuß tiefe Gewölbe hinunter lassen sollten. Als wir auf diese Art den Esel, halb erstickt, unten in das dunkle Gewölbe gebracht hatten, entstand eine neue Verlegenheit. Wir konnten ihn nicht wohl durch die Oeffnung, in welche wir nach und nach zu ihm gekrochen waren, aufrecht heraus bringen, weil das schief angeschwemmte Terrain fast bis an das Gewölb reichte, und mußten daher den Esel, welcher am ganzen Körper zitterte, und in dieser finsteren Stickluft, wo vielleicht seit einigen Jahrhunderten kein Mensch mehr hingekommen war, sich ganz geduldig behandeln ließ, auf die Seite umlegen, und so mit Seilen an den Füßen und Ohren durch die Oeffnung über die inklinirende Fläche hinaufziehen. Das arme Thier war an dem Bauch und den Vorderfüßen beschädigt, sprang jedoch aus Furcht vor dieser gefährlichen Stelle sogleich hinweg, und einige Jahre nach einander bemerkte ich, daß dieser Esel niemals wieder an der Stelle, wo er hinein fiel, vorbeizubringen war. Es ist mir auch sehr oft in der Villa Adriana aufgefallen, wie die Esel alle merkwürdige Stellen daselbst kennen, wo die Fremden gewöhnlich absteigen, und sich dann zu Fuß in die Ruinen begeben. Saß ein Fremder auf einem zu solchen Ausflügen schon oft gebrauchten Esel, und ritt einzeln mit demselben voraus, so war das erste, daß der Esel an einem interessanten Ort, wo der Fremde seine Wißbegierde befriedigen konnte, Halt machte, um die übrige Gesellschaft abzuwarten. Verstand der Fremde diese Zuvorkommenheit nicht, und wollte er den Esel anstrengen, weiter vorwärts mit ihm zu gehen, so wurde er gewöhnlich abgeworfen, und dem Esel sodann von der übrigen Gesellschaft die Erklärung gegeben, daß er seinen antiquarischen Cours gut verstehe, weil er den Ort des Absteigers sich gemerkt.“

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

N°. 69.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 31. August 1830.

Untersuchungen über den Unterschied zwischen Genre und Historie in der bildenden Kunst.

(Fortsetzung.)

So standen Genre und Historie erst in, dann neben einander in immer wechselnder Entfernung, bis auch die Talente sich trennten und eine abgesonderte Klasse der Genremaler entstand. Dies würde der Verlauf der Kunst von van Eyck und seinen Zeitgenossen zu Quintin Messys, Lukas van Leyden, bis endlich zu Teniers und Ostade seyn *).

Nach dieser Entwicklung liegt der Unterschied zwischen Genre und Historie nur im Gegenstand, und die entsprechende Ansicht wäre soweit gerechtfertigt.

Inzwischen hatte sich bereits das Feld der Malerei bedeutend erweitert. Neben dem Christenthum hatte die s. g. profane Geschichte sich geltend, das Studium der Alten die Mythologie bald zum allgemeinen Eigenthum gemacht; diese hatte zu Allegorien und Aehnlichem geführt, und man war durch viele Pforten aus dem idealen Himmelreich gegangen. Damit waren Kollisionen bedingt, Gegenwart und Vergangenheit griffen in einander ein, und da einmal die Kunst der Kirche nicht ausschließlich mehr diente, mußte sich im täglichen Leben eine unerschöpfliche Quelle selbst der höchsten und reinsten Poesie aufthun.

Gehörte dieses nun nicht mehr allein der Genremalerei, so konnte und mußte auch der angenommene Begriff derselben sogleich über sich hinauswachsen, und, da auch sie an historische Aufgaben ging, der Unterschied von der Historie — statt am Gegenstand — an der Auffassung desselben hervortreten.

Ist es nämlich charakteristisch für das Genre, durch treue Nachbildung des Natürlichen zu reizen, so ist das Nächste die Frage nach diesem Reiz, und man findet ihn in den kleinen Zufälligkeiten des Lebens, in häuslicher oder ländlicher Unordnung (der grata negligentia), in dem Durcheinander und überhaupt in dem absichtlosen Sichselbstgestalten der Natur. Dieser Reiz kann Einen dann allerdings verführen, daß man nur das allgemeine Natürliche am Gegenstand im Auge behält, etwa am Abraham, daß er ein Hirt, am Petrus, daß er ein Fischer war, wie sich's wohl auch in der Musik trifft, daß es einem Tonsetzer bei der Komposition des Erlkönigs auf den hin- und herwogenden Nebel, beim Fischer auf das Wellenrauschen ankommt, (welches aber schon an das Extrem des Genremäßigen gränzt). Die historische Auffassung, treu dem ersten Impuls, hält sich dagegen in geistiger Höhe, vermeidet Alles, was nicht durch die einfachste Erfassung des Gedankens der Aufgabe bedingt ist, hält sich mehr oder weniger an überlieferte Formen *), welche durch die mannichfaltigen der Natur zwar weiter gebildet, aber nicht verdrängt werden können, und geht nicht sowohl in die Breite als in die Tiefe der Erscheinungen psychologisch ein. So tritt der Styl, als Eigenthum der historischen Auffassung gegenüber der Natürlichkeit des Genre, Wahrheit der Wirklichkeit und die unterscheidende Erklärung lautet: Die historische Kunst bedient sich des Zufalls, allein mit Herrschaft über ihn; das Genre hingegen wird von ihm beherrscht; oder mit andern Worten: In der historischen Kunst ist der Styl, im Genre dagegen die Natur überwiegend.

Diese Unterscheidung ist offenbar geistigerer Natur, als die erste, und findet ihre Vertreter unter den Künstlern selbst, und zwar unter den ausgezeichnetsten der historischen Schule. Wie sie aber aus der höchst nachtheiligen Sonderung der Genre- und Historienmaler hervorgegangen, so findet sie auch nur auf diese, nicht auf die Kunstwerke selbst ihre Anwendung. Sobald man das

*) Dieß hat offenbar zu Abwegen geführt; wie für die Dichtkunst eine traurige Zeit einbrechen würde, wenn es statt der Dichter nur Gelegenheitsdichter, Theaterdichter, Novellenschreiber, Erzählungenmacher u. s. w. gäbe.

*) Um hier nicht mißverstanden zu werden, bedürfte es freilich einer weiteren Erörterung des Begriffs: Styl. Da dieß zu weit führen würde, beziehe ich mich nur auf das, was bereits in diesen Blättern von Herrn Professor Schorn über diesen Gegenstand gesagt worden ist.

Digitized by Google

Letztere versucht, macht sie den Streit nur verwickelter, indem sie die Begriffe verwechselt, oder wenigstens an ihren äußersten Enden fasset. Bedenkt man nur dieß Eine, daß die Kunst nie, selbst bei der sklavischsten Nachahmung, die Wirklichkeit giebt, sondern den Schein derselben, d. h. ihre Wahrheit fürs Auge, und daß der Unterschied in der Kunst nur in der gradweisen Entfernung von dieser Wahrheit ruht, daß aber die Masse dieser Entfernungen durch die spezielle Form der Darstellung, die sich analog den poetischen Formen des lyrischen Gedichts, des Epos, Drama, Romans u. s. w. auch in der bildenden Kunst wiederholen, vorgezeichnet werde, so fällt der scharfe Dualismus von Genre und Historie von selbst zusammen, und es bleibt nur der richtiger und unrichtiger Auffassung, und was man etwa nach obiger Erklärweise noch genremäßig nennen könnte, (wie Denner'sche Bildnisse) wäre eben für das Genre selbst falsch.

Aber noch ein zweiter Irrthum entspringt aus jener Ansicht. Es würde damit, da sich die Gränzen weder des Styls, noch gar der natürlichen Darstellweise genau angeben lassen, eine Scheidelinie in der historischen Kunst selbst gezogen. Denn hier würde der Vorwurf der Genremalerei — denn ein Vorwurf ist es in dieser Beziehung — nicht nur die geschichtlichen Darstellungen Murillo's, Rembrandts, Ferdinand Bols *) u. A. treffen, welche meist im Materialismus vererdet sind, sondern es gilt eine Schule, die als eine der größten und ausgezeichnetsten in der Geschichte der Kunstentwicklung steht, ich meine die venezianische

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ich erinnere an die Engel bei Abraham von Murillo in der Sammlung des Marschall Soult in Paris, an den Ganymed von Rembrandt in der Dresdner Gallerie u. A.

Künstlerbiographieen.

Friedrich Weinbrenner. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, von ihm selbst geschrieben. Herausgegeben und mit einem Anhange begleitet von Dr. Aloys Schreiber. Heidelberg, bei Georg Reichard 1829. 298 S. 8.

(Beschluß.)

(S. 188.) „Ich hatte mir durch Unterricht und verschiedene Arbeiten einige Hundert Scudi erspart und als einen Nothpfennig bei Seite gelegt, als ich den letzten Donnerstag im Oktober 1796, an welchem Tag sich ein jeder Römer, wie schon oben bemerkt, eine besondere Erholung in den Gärten von Rom oder auf dem Lande zu machen pflegt, die erste Veranlassung erhielt, Rom zu verlassen, indem mir meine ganze Baarschaft gestohlen und mir hierdurch der erste Gedanke für die Zurückkehr in mein Vaterland erregt wurde. Da diese Geschichte, welche ich noch obendrein beinahe mit dem Leben bezahlen mußte, meinem übrigen Lebensgang eine andere Richtung gab, und sie auch selbst die Regierung zum Theil schildert, so will ich sie beifügen.

Ich wohnte damals mit meinem Freunde, dem Maler Bury, im dritten Stock im Palast Pabuene. Da Se. Eminenz der Cardinal Caraffa bei Sr. Heiligkeit Maggior Domo war und deßhalb im päpstlichen Palais seine Wohnung hatte, so standen die beiden untern Stockwerke dieses Gebäudes leer, und weil überhaupt in diesem weitläufigen Gebäude nur wenig Leute wohnten, mußte es ein Leichtes seyn, einen Diebstahl darin zu verüben. Als ich den obengenannten Tag von Tische nach Hause kam, fand ich die Gangthüre von unsern Zimmern erbrochen und die Thüre in mein Studierzimmer offen. Ich war darüber sehr betroffen, doch glaubte ich anfangs, daß die Frau, welche uns bediente, und zu der Zeit, da wir von Hause abwesend waren, die Betten ꝛc. besorgen sollte, aus Nachlässigkeit zu schließen vergessen. Als ich aber in meine Arbeitsstube trat, und von da aus die ganze Reihe Zimmer bis hinten in die Zimmer meines Freundes, welche sonst ebenfalls verschlossen waren, offen stehen, und auch meine Commode in meinem Schlafzimmer erbrochen sah, so blieb kein Zweifel über mein Unglück. Das erste war, mich nach meiner Baarschaft umzusehen. Allein diese, so wie auch meine übrigen wenigen Bijouterien, fehlten. Da ich nun unsere Aufwärterin nicht fand, und daher mein erster Verdacht auf sie fiel, eilte ich auch in die Zimmer meines Freundes, wo ich ebenfalls die Commode erbrochen und einige Meißel mit einer Jacke eines gemeinen Handwerkers auf dem Boden liegen sah. Bestürzt über diese Entdeckung eilte ich aus dem Hause zu meiner Nachbarin, wo sich mein Freund sehr oft aufhielt, um denselben zu rufen oder ihn von dieser Frau aufsuchen zu lassen. Nicht lange nachdem ich wieder in mein Logis zurück war, kam auch Bury ganz bestürzt nach Hause geeilt, indem er gerade den Tag zuvor eine Rolle Geld von hundert Dukaten eingenommen hatte. So rein als man mir meine ganze Baarschaft genommen, war indeß mein Freund nicht ausgeplündert, indem sich bei der Untersuchung fand, daß die Geldrolle beim raschen Herausziehen der Commodschublade, hinten unter die in der Schublade liegende gebrauchte Wäsche gekommen war, und deshalb nur die wenigen Scudi, welche in kleiner Münze neben der Rolle lagen, weggenommen waren. Nicht lange, nachdem wir das Visum repertum aufgenommen, kam unsere Aufwärterin, welche

schon unten im Hause den Diebstahl vernommen, ganz wüthend bei uns an. Da ich nun so ganz von allem Gelde entblößt und ohne Hoffnung war, mir bald wieder Etwas zu erwerben oder Einiges von Hause zu erhalten, und ich die Frau in Verdacht hatte, daß sie oder einer ihrer Galane Antheil an diesem Diebstahl gehabt, sie auch verpflichtet war, unser Logis zu hüten, wenn wir nicht zu Hause waren, so empfing ich sie nicht ganz freundlich und sperrte sie einstweilen bis zur näheren Untersuchung in ein Nebenzimmer ein. Kaum waren zwei Stunden verflossen, als Se. Eminenz der Hr. Cardinal Caraffa schon den in seinem Palast gewaltthätig vorgegangenen Einbruch vernommen, und uns deshalb eine obrigkeitliche Person zur Untersuchung des Vorfalls zugesandt hatte. Bei Vernehmung unserer Aufwärterin, ob ihr von diesem Diebstahl nichts bekannt sey, oder sie sonsten keinen Argwohn habe, war sie beinahe ganz verzweifelt, daß ich sie in Verdacht hätte. Dabei glaubte sie aber, die Schelme ausfindig machen und angeben zu können. Nach diesem Vorfalle, der mir allerlei Grillen über meine Armuth und meine zukünftige Existenz machte, indem ich bisher noch nie gewohnt war, auf Credit zu leben und meine Kost und Wohnung immer baar bezahlte, suchte ich mich in Allem, und insbesondere dadurch einzuschränken, daß ich Abends nicht mehr ausgehen und zu Nacht essen wollte. Indessen erforderte es mein jugendlicher Appetit und die Anstrengung meines Körpers bei der Arbeit, daß ich mir Abends gegen neun Uhr oft nur eine Foglietta Wein und einige Schnitte Brochuto oder Salame und etwas Brod von meiner Aufwärterin holen lassen mußte. Eines Abends, als ich an meinem Arbeitstische saß, und eben meine Wärterin deßwegen ausgeschickt hatte, wurde an meiner vordern Gangthüre die Schelle gezogen. In der Meinung, es sey einer meiner Freunde, der mich zum Nachtessen abholen wollte (wie es der Fall oft war), ging ich in den Gang und fragte in deutscher Sprache, wer da sey? „Non avete paura, aprite Signore!“ (Habet keine Furcht, macht auf, mein Herr!) gab mir eine Stimme zur Antwort. In der Meinung, es könne ein Sbirro (Gerichtsdiener) seyn, welcher mir Auskunft über die Entdeckung der Urheber meines Diebstahls geben wolle, (denn ausserdem darf kein Sbirro in das Palais eines Cardinals oder Prinzen) öffnete ich die Thüre. Allein ich erschrack nicht wenig, als ich sogleich zwei Kerls zu mir in den Gang treten sah, welche mir gerade die zu seyn schienen, welche unsere Aufwärterin für die Diebe hielt. Beim Hereintreten sagten sie: „Seyd Ihr der Herr allhier?“ Mit der Bejahung lud ich sie mit aller italienischen Höflichkeit ein, in meine Zimmer vorzugehen, weil ich dadurch Zeit zu gewinnen suchte, bis meine Aufwärterin zurückkäme, wo ich mir schon getraute, mit ihnen fertig zu werden, indem meine Aufwärterin eine handfeste Weibsperson war, und beständig einen grossen Dolch vorn in dem Corset statt einer ordinairen Plauschete trug. Um diese Meuchelmörder zu gewinnen, und ihnen auf keine Art merken zu lassen, daß ich ihre Anschläge ahne, bekomplimentirte ich sie mit ausserordentlicher Höflichkeit als sehr vornehme Herren und als Engländer, für welche die Römer, wenn sie etwas gut, wie diese es waren, gekleidet sind, so gerne gelten, und schrieb mir ihren Besuch als eine große Ehre zu, während ich sie mit steter Unterbrechung ihres Anliegens gar nicht zu Worte kommen ließ, und sie sogar zum Sitzen beredete, damit sie mir die Ursache ihres Besuchs auf eine bequemere Art mittheilen könnten. Etwas verlegen fing endlich einer an: „Mein Herr, Sie sind ein sehr galanter, höflicher Mann. Um aber keine Zeit zu verlieren, wollen wir ihnen die Ursache unsers Besuchs mittheilen. Ich bin ein Scalptor (Bildhauer) und mein Freund hier ein Scarpellino (Steinschleifer) und sind ebenfalls galant'uomini. Vor ungefähr acht Tagen sollen Sie und ihr Freund um einige Tausend Scudi bestohlen worden seyn. Da nun Ihre Magd ausgesagt hat, daß wir die Diebe seyen, und wir deshalb morgen gegen Mittag, als unschuldige Leute, welche ihr Brod auf eine ehrenvolle Art verdienen, von den Sbirren aufgefangen werden sollen, was uns auf immer beschimpfen würde, so wollten wir Sie fragen, ob Sie uns gleichfalls für die Diebe halten.“ „Meine Herren,“ gab ich zur Antwort, „wie können Sie eine so abscheuliche Frage an mich thun, und von mir vermuthen, daß ich von Ihnen, der ich gegenwärtig das erstemal das Glück habe, Sie zu sehen, einen so abscheulichen Argwohn hegen sollte? Das, was Sie mir von unserem Diebstahl und von einer so großen Summe sagen, ist unwahr, und es lohnt sich nicht der Mühe, daß man dieser Kleinigkeit wegen, die uns weggekommen ist, redet. Was übrigens unsere ungescheite Magd gesagt haben soll, will ich ihr ernstlich verweisen.“ „Das ist schon recht,“ entgegneten sie, „allein Sie müssen uns jetzt auch mit einem Handschlag versichern, daß Sie oder Ihr Freund gleich morgen früh um acht Uhr auf das Gouvernement gehen, und daselbst öffentlich anzeigen, daß wir die Diebe nicht waren, weil wir sonst auf alle Fälle von den Sbirren ergriffen und eingesetzt werden, indem Se. Eminenz der Cardinal Caraffa auf unsere Festhaltung dringet.“ Ich erklärte hierauf, daß ich solches thun wollte, wenn sie es für keine Beleidigung ansähen, faßte aber zugleich den Vorsatz, den Vorfall am andern Morgen anzuzeigen, denn es war offenbar, das ich die Schelme vor mir hatte. Indem sie sich jetzt empfahlen, sagten sie, daß sie in der Gegend der griechischen Kirche wohnten und mich alle Mittage an ihrem Hause zum Mittagessen gehen sähen. Wenn ich ihnen nun morgen frühe mein Versprechen erfüllt hätte, so wollten sie um Mittag, wenn ich daselbst vorbeiginge, auf mich Acht geben und mich dann überzeugen, daß sie

Digitized by Google

die Künstler seyen, für die sich ausgäben. Kaum war ich dieses so gefährlichen Besuches los, als plötzlich meine Magd, die während dieser Zeit von einem dritten Böse-wicht unten vor dem Haus unterhalten wurde, und die beiden Diebe aus dem Hause gehen sah, zur Thür her-einstürzte, und mich auf den Knieen mit Weinen und Wehklagen um Verzeihung bat, daß sie so lange ausge-blieben und mich dadurch in Lebensgefahr gesetzt hätte, da ich von diesen Schurken hätte ermordet werden können. — Bald kam auch mein Freund Bury nach Hause und er-schrack nicht wenig, als ich ihm das Begebniß mittheilte; dabei wunderte er sich, daß ich als ein sonst eben nicht geduldiger Mensch den Dolchen der Italiener entkommen sey und sie zu täuschen gewußt. —

Rücksichtlich meines Vorsatzes, das Schelmenpaar den an-dern Tag weiter zu verfolgen, war mein Freund anderer Meinung, und sagte, wenn ich nicht den andern Morgen die verlangte Erklärung bei der Justiz machte, so wollte er dieß für sich thun, weil es uns doch nichts helfe, wenn diese Leute bestraft würden, indem wir uns dadurch nur ihre Freunde auf den Hals laden, und unsere zukünftige Sicherheit in Rom nur mehr gefährden würden.

Den andern Tag, als ich zum Mittagessen gehen wollte, und bei der griechischen Kirche vorbeipassirte, wurde mir plötzlich zugerufen, und als ich umsah, standen meine zwei neue Bekannte unter einer Hausthüre und luden mich ein, mit ihnen in ihre Werkstätte zu kommen, um mich zu überzeugen, daß sie die Künstler seyen, für welche sie sich den Abend zuvor bei mir ausgegeben. Ich trat hinein, und sie dankten mir sehr verbindlich, daß ich diesen Mor-gen beim Gouverneur meine gestern versprochene Erklä-rung gemacht und die Sache in's Reine gebracht hätte. Der Aerger, den ich auf diese unverschämten Schelme hatte, ließ mir es nicht zu, diesen Dank anzunehmen, sondern ich erwiederte ganz dreist, daß aus Mangel an Zeit nicht ich, sondern mein Freund diesen Morgen bei der Justiz gewesen, und ihre verlangte Declaration, daß sie nicht die Diebe bei uns gewesen, gemacht hätte. „Daß ist uns einerlei, kurz wir sind jetzt von diesem Verdacht frei gesprochen, ob ihr oder euer Freund solches gethan habt," erwiederten sie und zeigten mir ihre hinten am Haus gelegene Werkstätte, wo dann der eine, um das Ansehen eines Bildhauers zu haben, an einem in Punkte gesetzten Dianenkopf, der andere aber an der Polirung ei-nes kleinen marmornen Obelisken scheinbar arbeitete. — Meiner Vermuthung nach war aber weder der eine noch der andere ein Künstler, und es war mir höchst wahr-scheinlich, daß die Bursche diese Werkstätte in der Gegend des spanischen Platzes, wo die meisten Fremden wohnen, ihrer Gaunerstreiche wegen gemiethet hatten. Sie konn-ten auf diese Weise Alles beobachten, und sich mehr den Augen der Polizei entziehen."

Paris.

Während der Umwälzung in den letzten Tagen des Juli waren die Thore des Museums kaum erstürmt, als mehrere Künstler, Hr. Leroy, Maler, und Hr. Lemaire, Bildhauer, letzterer auf Kosten eines Soldaten der Garde bewaffnet, mit Hrn. Cailleur, an der Spitze der Auf-seher des Museums unter dem Rufe: „Es lebe die Charte und die Freiheit!" — das bewaffnete Volk aufriefen, die Gallerie zu räumen. Man wird den Verlust keines Mei-sterwerks zu bedauern haben. Eine einzige Kugel traf das Gemälde des Einzugs Heinrichs IV. in Paris, in der Hitze des ersten Angriffs; aber das Gemälde der Krönung Karls X. ward in Stücke zerrissen. Die Büste Karls X ward herabgeworfen, und die Gemälde, die ihn vorstell-ten, wurden eben so wenig geschont. Man hatte eine Büste Ludwig XVIII. von ihrer Stelle gebracht; es be-durfte aber nur der Erinnerung, daß er der Urheber der Charte gewesen, für welche man zu den Waffen gegriffen, so ward sie wieder auf ihr Fußgestell gebracht. Die ko-lossale, oberhalb des Haupteingangs angebrachte Büste ward verhüllt. Keine Kostbarkeit, kein Edelstein ward entwen-det, eben so wenig die silberne Statue, Heinrich IV. als Kind darstellend, und die ebenfalls silberne Statue des Friedens, die den Friedenssaal der Tuilerien ziert.

(Allg. Ztg. 7. Aug.)

Versteigerung.

Die von den berühmten Kupferstechern: Prof. Joh. Gotthard von Müller zu Stuttgart (gestorben im März 1830) und dessen früher verstorbenem Sohne Friederich Müller, Professor an der Kunst-Akademie zu Dresden, hinterlassenen Sammlungen von Kupferstichen, Zeichnun-gen, Oelgemälde und andern Kunstgegenstände werden vom 20. September dieses Jahres an im Hause des er-steren öffentlich versteigert werden. In diesen Sammlun-gen sind ausser den Werken fremder Meister, besonders auch die von Vater und Sohn, namentlich mehrere Zeich-nungen und Kupferplatten derselben mit inbegriffen. Nä-heres über das Ganze enthalten ausführliche Kataloge, welche an alle Kunst- und Buchhandlungen Deutschlands verschickt sind und durch sie bezogen werden können.

Digitized by Google

№. 70.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 2. September 1830.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1829. *)

Unsere Säle waren dieses Jahr voll genug, um die Neugierde des Publikums zu erwecken, wenn gleich die der Kenner nicht ganz befriedigt wurde.

Die Zöglinge, wie es scheint, wollen sich nicht mehr der beschämenden Gefahr aussetzen, den Preis der Malerei auf ein anderes Jahr verschoben zu sehen, sie wagen es nicht mehr, dem Publikum und ihren Richtern so schwache Arbeiten vorzulegen, daß man hätte verzweifeln können, ob sich die Ehre der Schule noch länger erhalten würde. Dieses Jahr erschien nur ein einziger Bewerber um den großen Preis in der Malerei, der ihm gleichwohl zuerkannt wurde. Dieß ist um so sonderbarer, wenn das beurtheilte Bild keine so großen Schönheiten darbietet, daß ihm nicht von Mitbewerbern die Krone hätte streitig gemacht werden können. Der aufgegebene Gegenstand war der Tod des Hippolyt, der von seinen Pferden geschleift wird. Der Maler hat den Wagen schon am Gestade des Meeres zerbrechen lassen. Der junge Held liegt ganz nackt auf den Trümmern des Wagens ausgestreckt, und hält doch die Zügel seiner erschreckten Pferde, die auf englische Art zusammengestellt sind, denn das eine ist schwarz, das andere weiß mit bläulichten Flecken, und dient dem ersteren zum Grunde, worin das ganze Geheimniß dieser Bizarrerie liegt. Dieser Hippolyt, welch' eine armselige akademische Figur! ich ziehe die Pferde noch vor — — mehr kann ich nicht darüber sagen. Möge es Hrn. Joh. Baptist Airaghi, welcher gekrönt worden ist, nicht mißfallen.

Skulptur.

Wir haben fünf Modelle von Bewerbern zu beurtheilen, die alle Verdienst haben. Der aufgegebene Gegenstand war: Dädalus setzt dem Ikarus Flügel an. Die Figuren sind nackt, wie es sich für die Sculptur ziemt. Ein einziger hat die Auskunft gewählt, mit Wachs die langen Federn an kleine, schon hinter den Schultern des Ikarus befindliche, und die Form von Flügeln ankündigende, zu fügen; die übrigen Künstler sind einander alle in dem Moment begegnet, wo der Vater die vollkommnen Flügel an die Schultern bindet. Die Figur des Dädalus beweist bei allen fünf Modellen gute Studien; die des Sohns aber zeigt die Formen der Jugend in ihrer ganzen Schönheit nur in der gekrönten Gruppe. Diese Figur ist voll Anmuth in ihrer Stellung, und man sieht, daß Ikarus seinem Vater an einem Geschäft behülflich ist, das ihm gefällt. Es ist ein guter Einfall, ihn mit ausgestreckten Armen diesen Flügel halten zu lassen, während Dädalus das Band zurecht macht, das denselben an den Körper bindet. Die Conturen sind markig und zart, und die Physionomie vereinigt Adel mit einem Charakter von Treuherzigkeit, die diesem Alter eigen ist. Dieses Stück ist von Hrn. Innocent Fracorole von Verona, Zögling der Akademie von Mailand.

Kupferstich.

Der Preis im Fache des Kupferstichs ist dieses Jahr auch nicht streitig gemacht worden; ein einziger Kupferstich wurde eingereicht. Der Gegenstand ist die Ruhe in Aegypten von Raphael, in der Kaiserl. Gallerie zu Wien befindlich; das Blatt ist mit Geschmack von Hrn. Ado Fioroni, Zögling Longhi's zu Mailand, gestochen worden.

Zeichnung.

Die Zeichner, welche um den Preis einer großen Composition sich beworben, sind von Hrn. Louis Moja, Zögling der Akademie, besiegt worden. Der Gegenstand war: „Belsazar erschrickt über die drei Worte in dem Festsaale." Man hat vier Zeichnungen ausgestellt: wir zählen nur drei, sie sind gut komponirt, gut gezeichnet, die Beiwerke haben den ägyptischen Charakter; aber in einer dieser drei Zeichnungen sind die Stellungen übertrieben und gleichen zu sehr denen unserer Pantomimen. Die zweite, welche das Accessit verdient hat, ist vernünftiger, edler gedacht, die Köpfe sind schön, die Draperien gut studirt, aber die Wirkung des Lichts unbestimmt, und Belsazar hat nicht ganz den Ausdruck, den er haben sollte. Man erkennt in der gekrönten Zeichnung des Hrn. Louis Moja ein glück-

*) Durch Langsamkeit der Spedition verspätet.

Digitized by Google

liches Talent. Die Gruppen sind gut vertheilt, bei allen Personen ist der Ausdruck lebhaft, edel, besonders an dem Propheten, dessen Kopf an die schönen Formen erinnert, welche die Alten ihrem Jupiter gaben. Man bemerkt an der Gestalt der Königin schöne Züge, welche von der Furcht nicht entstellt sind, denn man gewahrt in ihnen nur die Ueberraschung, und dieß ist eine glückliche Idee; Belsazar hingegen zeigt Schrecken, aber der Zeichner hat ihm das Majestätische bewahrt. Alle Figuren sind reich drapirt, die Falten glücklich und natürlich. Die Akademie hat bei ihrer Beurtheilung erklärt, daß der Lichteffekt diese Composition des Lobes würdig mache. Warten wir, bis dieser Zögling, dessen Zeichnung so korrekt ist, mit dem Pinsel in der Hand erscheint; er verspricht der Lombardischen Schule Ehre zu machen, aber man verleite ihn nicht zum Romantischen.

Die Professoren und Kunstliebhaber.

Malerei. Heilige Geschichte.

Jesus am Kreuze mit Magdalena und Johannes, Gemälde mittlerer Größe von Cäsar Poggi aus Mailand. Ein gewisser Effekt des Lichtes und der Farbe, der den Blick auf sich zieht, kann die Mängel der Zeichnung nicht verbergen. Die Arme des Kreuzes sind nicht perspektivisch, und da der Künstler nicht die Absicht gehabt hat, sie von vorn darzustellen, sind auch die Arme des Christus verkrüppelt. Magdalena muß knieen, man erräth es, ohne sich unter der Draperie von den Beinen Rechenschaft geben zu können, ihr Kopf scheint auf den Stamm des Kreuzes, den sie umfaßt, geleimt zu seyn, und man sieht nur die Haare. Johannes verzerrt das Gesicht, seine Drapirung scheint das Beste an allem zu seyn, denn Hände und Füße sind schlecht. Wir werden diesem Künstler in einem andern Fache, worin er glücklicher ist, gerechtes Lob widerfahren lassen.

Wie hat Hr. Karl Ronchi von Concorrezo sich entschließen können, uns sein kleines Bild der Vorstellung im Tempel zu zeigen? Hat er etwa geglaubt, dies sey Malerei? Zwei noch schlechtere Portraite von ihm reihen sich diesem Stücke an.

Für ein Dorfgemälde gälte die heil. Rosa des Hrn. Joh. Pock als ein gutes Bild, denn die Heilige ist auf dem glänzenden Grunde einer Glorie; zu Bewunderern ihrer Frömmigkeit hat ihr der Maler nicht gerade die lieblichsten Engel des Himmels gegeben, wenn sie gleich nur Kinder sind.

Hr. Pedrazi wollte dem Publikum seinen Namen verschweigen, indem er ein sehr großes Bild ausstellte: die Pilger von Emmaus am Tische mit dem Heilande; eher hätte er die Glorie in der Höhe, wo der ewige Vater und der heilige Geist figuriren, unterdrücken sollen. Die drei unteren Figuren von natürlicher Größe sind gut gezeichnet und gut drapirt. Der Christuskopf ist schön, nur bedürfte er ein wenig mehr Majestät; er ist ein schöner, alltäglicher Mensch. Der Künstler hat sich aber in den drei Köpfen der Gäste erschöpft, und nichts für seinen ewigen Vater aufbehalten. Denn dieser ist ein Greis von unedlem Aeußeren, dessen Gesicht mit der schwebenden Stellung des Körpers nicht übereinstimmt. Zwei Engel in der Anbetung, zu beiden Seiten der Glorie, sind von erstaunlicher Länge.

Drei sehr liebliche Bilder erhalten den Ruf des Professor Pelagio Palagi, nämlich: die heilige Jungfrau mit Lesen beschäftigt, der Heiland eine Weltkugel haltend, und eine sitzende heil. Jungfrau; alle sehr effektvoll und höchst fleißig ausgeführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über den Unterschied zwischen Genre und Historie in der bildenden Kunst.

(Fortsetzung.)

Die späteren Venetianer nämlich (die Zeitgenossen und Nachfolger Tizians) verließen ganz offenbar die von ihren Vorgängern betretene Bahn und warfen sich mit ganzem, vollen Herzen der Natur in die Arme. Das blühende, quellende, bewegte Leben, mit seinem Glanz, seinem Reichthum, seiner unmittelbaren Freude lag ihnen näher, als eines, das sie sich erst erschaffen mußten in der Phantasie, oder das in heilig gehaltenen Formen ihnen überliefert wurde. In ihren Werken herrscht die Gegenwart und — mit mäßiger Beschränkung — der Zufall, nie aber wird man die Werke eines Giorgione oder Paul Cagliari u. A. Genremalereien nennen können. Das in ewigem Wechsel sich erneuende Leben hatte diesen Genien der Kunst äußerlich, wie innerlich neue Seiten erschlossen. Gewannen sie durch größere Wahrheit der Färbung, als bisher geschehen war, ein weites Feld, so sahen sie auf der andern Seite auch dem inneren Leben einen noch unerkannten Zauber ab, den nämlich, der durch Gegensätze wirkt. Hier ist Paul Veronese überraschend weit gegangen. Während einerseits die alte Kunst und, in höchster Vollendung, Rafael (in seinen Tapeten) sich nur auf den geforderten Gegenstand beschränkt, streng an die Sache sich haltend und ihre (man kann sagen welt-)historische Bedeutung, andererseits die Niederländer fast jede Spur der letzten verwischten, indem sie die heiligen Geschichten in den Kreis des alltäglichen Lebens zogen, (aus welchem selbst das gewiß große Genie eines Rubens sie nicht befreien konnte), ersahen die Venezianer einen dritten Weg und vermählten mit glück-

Digitized by Google

lichem Erfolg die Mannichfaltigkeit des Lebens mit ihren historischen Aufgaben.

Es wird gewiß Keinem, der nur einigermaßen achtsam den äußeren Erscheinungen nachsieht, entgehen, daß oft hart nebeneinander die grellsten Gegensätze auftreten, und daß die Wirkung des Einen durch die des andern nicht gebrochen, sondern erhöht wird. Ich meine nicht jene schreienden Gegensätze, die Menschenwahn oder Bedürfniß selbst gemacht, wie etwa Possenreißer bei Leichenbegängnissen u. dgl., ich meine jene, die absichtlos, d. h. nach gewöhnlichem Sprachgebrauch *zufällig* sich bilden. Diese Gegensätze können von dem rein Komischen sich steigern bis zum tief Erschütternden, man darf an Ungeschick einzelner Personen bei feierlichen Handlungen, oder an unvorhergesehene Zwischenfälle denken, oder selbst nur an die nothwendigen Vorbereitungen u. dgl. Wen würde es nicht in innerster Seele ergreifen, sähe er neben der sterbenden Mutter etwa das Kind unbesorgt spielend am Boden mit Blumen oder dem Hund? Wie fern liegt dieß dem schmerzvollen Ereigniß, und doch wie nahe! Aber eben so nahe liegt es auch, daß eine Auffassung historischer Begebenheiten, welche sich Abschweifungen der Art erlaubt, durch das Recht, welches sie dem Zufall zugesteht, nach obiger Erklärung leicht in Genre übergehen könne.

Paul Veronese ist es, welcher diese Richtung, wenn auch nicht bis an's Ende — denn wo wäre dieß? — verfolgt, aber mit glücklichstem Erfolge eingeschlagen. — Ausgezeichnete Werke der Art besitzt die Dresdner Gallerie, die Findung Mosis, die Anbetung der Könige, die Darstellung im Tempel, die Jünger in Emaus u. s. w., bei welchen allen um die Haupthandlung herum das dieselbe nicht unmittelbar berührende Leben mit in Scene genommen ist. Die tiefere Bedeutung einer solchen scheinbar unhistorischen Darstellweise ist, daß sie uns mit dem Weltganzen in Verbindung erhält, daß sie daran erinnert, daß Sonnen und Erden, und auf der Erde das Leben von Millionen unberührt von unsern Freuden und Leiden seinen Gang gehe neben diesen, und daß dieß kein Jammer, sondern ein Trost für's menschliche Gemüth sey. Hier hat natürlich das Gefühl des Künstlers die Entscheidung über das Wo? und Wieweit? in Händen, und würde sich das Urtheil sprechen, wenn es Weltbegebenheiten von den heiligen Höhen der Menschheit in die Niederungen ziehen wollte, in denen das tägliche Leben im Wechsel von Größerem und Kleinerem, Gutem und Bösem, zwischen Furcht und Hoffnung, Sieg oder Verlust sich bewegt.

Ist hiemit, wie ich glaube, einerseits dargethan, daß eine ausgezeichnete historische Schule eine Richtung eingeschlagen, welche nach letztgenannter Bestimmung genremäßig genannt werden müßte, zumal auch die in den Werken üblichen Formen (des Nackten, der Gewänder und Kostüme) und die Einführung wirklicher Stoffe, sie vom sog. eigentlichen Kunststyl entfernten, so finden sich auch auf der andern Seite Genremalereien, in denen dem Zufall verhältnißmäßig nicht mehr Recht eingeräumt ist, als in irgend einem historischen Bilde. Hier würde der Irrthum sich verdoppeln, je nachdem man den Ausdruck: „Auffassung" auf die innere oder äußere Form des Bildes bezöge. Offenbar sind in neuerer Zeit Gedanke und eine ernste Auffassung immer mehr Kunst- und Künstlerbedürfniß geworden; allein die auch zugleich wiedergekehrte Liebe zur Natur hat die überlieferten stylisirten Formen in etwas verdächtiget. Nun fragt es sich, was den Stempel des Historischen aufdrückt: der Gedanke oder die stylisirte Form? Die Ansicht, welche sich für das Lezte entscheidet, hat Künstler zu dem Versuche veranlaßt, das Genremäßige des Gegenstandes durch die historische Form der Darstellung zu einem historischen Bilde zu machen. Allein eine auf solche Weise stylisirte, tanzende Bauerngruppe oder dergleichen würde, wenn sie auch aufhörte ein gutes Genrebild zu seyn, doch nie ein historisches Gemälde. Nennt man dagegen die geistreichen Schöpfungen des Engländers Wilkie, oder des leider nun verstorbenen dänischen Malers Kraft u. A., wegen des in ihnen vorherrschenden Gedankens, historisch, so ist man genöthigt, einen Jahrmarkt, eine heimkehrende Heerde, ja sogar eine Landschaft historische Bilder zu nennen, sobald sie nur poetisch aufgefaßt sind und der Gedanke dem Ganzen Einheit verleiht.

Der Irrthum der Ansicht also, daß die Art der Auffassung das Genre charakterisire, offenbart sich deutlich durch die Widersprüche, in die er führt. Es bleibt nun noch übrig, die frühere Ansicht auch über die Gränze ihrer Wahrheit zu verfolgen. Indem man sich nämlich an den Gegenstand der Darstellung hält, beschränkt man das *Genre* gewöhnlich auf das *Niedere* im Allgemeinen, rechnet darunter auch ohne Bedenken Alles, was der *Gegenwart* angehört, und verbindet damit ganz folgerecht eine Geringschätzung desselben, die sich vor dem unpartheiischen Blick durchaus nicht rechtfertigen läßt. Denn zugegeben, daß Schenkstuben und Pferdeställe u. dgl. der Kunst ihrer Darstellung einen niedrigern Platz anweisen, als der Parnassus oder der Oelberg, so ist doch durchaus nicht abzusehen, wodurch Werke, wie die Kraft'schen Lebensbilder u. A. eine Zurücksetzung verdienten gegen die, deren Inhalt und Einkleidung der Vergangenheit entnommen ist. Wirkt doch überall freischaffend die Phantasie und belebt durch den Gedanken, gilt es doch auch hier, das zart bewegte Leben im Fluge zu erhaschen und zu bannen für den weniger geübten Blick. Noch greller aber wird die Ungerechtigkeit in der Geschichte selbst. Freilich ist ein mächtiger Unterschied zwischen alter und neuer

Digitized by Google

Zeit, zwischen alter Krieg- und Schlachtenführung und neuer; aber in der Kunst gilt es überall, die Entscheidung vor's Auge zu stellen, (sey's durch einen Einzelnen oder durch die Masse) in einem Moment das Ganze — mit Anfang und Fortgang — zu geben, und die That hervorzuheben. Was hat nun die Schlacht von Leipzig, von Belle-Alliance, die Einnahme des Passes Strub, der Untergang von Missolunghi u. A. mit einer Dorfschenke, einem Hühnermarkt, einer pissenden Kuh gemein, das entscheidender wäre, als die Begriffsverwandtschaft mit der Schlacht des Darius, oder der am trasimenischen See u. A.?

Hier handelt es sich sogleich um Werth und Bedeutung der Kunst selbst. Unter den Künstlern ist man leicht einverstanden, daß eine Aufgabe, bei welcher man nicht an Kleider, Kostüme, bei welcher man überhaupt nicht gebunden ist, die erfreulichere sey, und man wird sich desto mehr für eine Zeit interessiren, je weiter sie zurückliegt*). Allein dieß trennt keine Kunstgattungen. Der Kunst freilich, als Priesterin der Schönheit, ist Anwendung und Weiterbildung gewisser als schön anerkannter Formen und Verhältnisse, Aufgabe, und die Ausbildung eines feineren Geschmacks, eines richtigen, ästhetischen Urtheils, Zweck und Verdienst. Geschmack bleibt hier das Losungswort, und ihm vorzüglich verdanken die größten Genien ihren weit verbreiteten Künstlerruhm und die Welt die feinste sinnliche Speise **).

Hier bewegt sich die Kunst im Gebiete der Schönheit vom Gefälligen, Reizenden bis zum Starken und Grandiosen, und ihre Heimath ist das Alterthum mit seiner großartigen Einfachheit in jedweder Erscheinung des Lebens, unverfälscht der Zögling der Natur, mit naturgemäßem Bedürfniß und naturgemäßer Befriedigung ***). Wie schwindet in dieser Beziehung die Menschheit von Jahrhundert zu Jahrhundert, wie hat sie sich zur partialen und totalen Geschmacklosigkeit der Gegenwart verflacht! —

(Der Beschluß folgt.)

*) Ein anerkannt großer, moderner Schlachtenmaler in M. sprach sich in eben diesem Sinne über das Uniformenwesen aus, ohne daß ihm durch das Geschmacklose desselben die Aufgabe verleidet worden wäre. Geist wird überall das Uebergewicht zu behalten wissen.

**) Keinem, der sich öfters unter der gebildeten Menge in Kunstsälen befunden, kann es entgangen seyn, wie wenig im Allgemeinen der Sinn für richtige Auffassung im Kunstwerk erschlossen ist, und wie dagegen die Schönheit der Gestalten, Anmuth oder Kraft der Bewegung, geschmackvolle Anordnung der Gewänder, endlich auch wohl Reinheit und Großartigkeit der Formen am meisten Aufmerksamkeit und Bewunderung erregen.

***) Der Vielsinn des Wortes Natur ist so bekannt, daß ich es hier brauche, in der Gewißheit, man werde es nicht für identisch nehmen mit obiger „Natürlichkeit."

Versteigerung von Kunstgegenständen aus dem Nachlaß der verstorbenen Kupferstecher J. G. v. Müller und Friederich Müller in Stuttgart *).

Diese Versteigerung, welche auf den 20. September d. J. angesetzt ist, verdient mehr Beachtung als der sehr mäßige Katalog auf den ersten Anblick möchte erwarten lassen. — Es kommen hier Kupferstiche, meist von neueren Meistern, zum Verkauf, die zwar nicht selten sind, wohl aber selten in so vollkommenen Abdrücken sich vorfinden möchten, da beide vortreffliche Künstler ohne Zweifel die meisten durch Geschenk oder Tausch von ihren zahlreichen Schülern und Kunstgenossen erhalten haben; — ferner die für Künstler und Kenner höchst interessante Folge von Abdrücken ihrer eigenen Platten, vom ersten Probedruck bis zum ganz vollendeten Abdruck, und mehrere der lezteren von einer Schönheit, wie sie bei der nachherigen starken Benutzung oder später erfolgten Ueberarbeitung der Platten jetzt nur zu sehr hohen Preisen zu finden ist. So namentlich von J. G. v. Müllers Madonna della Sedia, Schlacht bei Bunkershill, Ludwig XVI. und Madonna nach L. Spada; dann von Friedr. Müllers Madonna die S. Sisto, Johannes, Adam und Eva u. s. w. Aeußerst anziehend sind auch die Handzeichnungen beider Künstler, meist Studien zu ihren Platten. Die geistreiche und zugleich durchaus vollendete, fleißige Ausführung, welche beiden Meistern eigen war, weist diesen Blättern, auch abgesehen von dem Werth, den sie als Dokumente der Bildungsgeschichte ihrer Verfertiger haben, einen ausgezeichneten Rang an. Die 50 Portraits ausgezeichneter Männer neuerer Zeit, waren die lezte Beschäftigung des arbeitsamen Mannes, dem auch im höchsten Alter noch die tägliche Uebung seiner Kunst Bedürfniß geblieben ist. Endlich sind für den Kunsthandel die gestochenen Platten zu berücksichtigen, welche mehrere der ausgezeichnetsten und noch jezt gesuchten Werke beider Meister enthalten.

*) Vergleiche die vorläufige Notiz in Nro. 69.

Digitized by Google

N°. 71.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 7. September 1830.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1829.

(Fortsetzung.)

Schmelz und Glanz der Farben zieht immer die Augen auf die Bilder des Malers und Akademikers Franz Hayez, und dies ist das vorzüglichste Verdienst seines Ecce Homo von natürlicher Größe. Der Kopf ist schön, hat einen Ausdruck der Milde, aber es fehlt ihm der Charakter göttlicher Schönheit, den man an den Werken griechischer Künstler bewundert, wenn sie ihre Götter oder Helden darstellten. Sie haben selbst Vulkan dem Schmiede, dem Herkules kräftige, stark ausgedrückte Muskeln gegeben, aber dabei Sorge getragen, die Formen zu mildern, indem sie dieselben mit einem elastischen Fleische überzogen. Sie würden gewiß nicht dem Halse eines Christus Muskeln gegeben haben, die wie Stricke hervorstehen, noch so emporragende Schlüsselbeine oder so abgemagerte Finger, wie sie nur ein durch Fasten schon ganz erschöpfter Coenobite haben kann. Eine schöne Purpur-Draperie und ein im Lichte schimmernder Hintergrund reichen für einen göttlichen Gegenstand nicht aus.

Seine heilige Jungfrau, gleichfalls von natürlicher Größe, habe ich gerne gesehen, und in ihr die Mutter Gottes gefunden.

Dieses Jahr haben wir keinen Mangel an büßenden Magdalenen, denn man glaubt, daß zwei zum Himmel emporgerichtete Augen, ein schönes blondes Haar, das recht lang herabfällt, ein Todtenkopf, eine Matte, alle Wünsche eines Liebhabers befriedigen müßten. Man scheint dabei zu vergessen, daß man dem Kunstrichter schöne Arme, eine reizende Hand, wohlgestaltete Füße zeigen müsse. Hrn. Cäsar Poggi ist, den ziemlich angenehmen Ausdruck des Schmerzes im Antlitz eines hübschen Weibes ausgenommen, nichts Höheres vor Augen gestanden.

Eine dicke, plumpe, römische Bäuerin oder Magd hat zum Modelle der Magdalena des Hrn. Karl Arienti gedient; sie ist von natürlicher Größe. Wenn man diese ungeheuren Schenkel sieht, kann man kaum glauben, daß der Künstler sein Bild in der Nähe von Meisterwerken gemalt habe, die zu studiren er nach Rom gegangen seyn soll.

Eine sehr schöne Jungfrau, welche in den lezten Jahren ausgestellt war, und Alles übertraf, was man in diesen Sälen sah, versprach uns von dem Pinsel des Hrn. Philipp Agricola aus Rom eine Magdalena, welche alle übrigen verdunkeln würde, wie es das Portrait des Dichters Monti gethan hatte. Aber wir erkannten in der büßenden, heiligen Sünderin weder das Kolorit noch die Zeichnung Agrikola's wieder: die Arme sind besonders schlecht. Dieser Gegenstand ist für Niemand günstig gewesen.

Profan-Geschichte.

Hier eröffnet sich der Malerei ein weites Feld, aber die alte Geschichte und die Fabel sind gegenwärtig in unserer Schule ganz verlassen; außer dem Preise der Malerei und der Zeichnung bieten uns alle Bilder, groß und klein, nur Scenen aus der modernen Geschichte oder aus Walter Scott. Die Kunst gewinnt dabei nicht, denn durch das Ausschließen des Nackten vernachläßigt man das Studium der Zeichnung. Denn es ist nicht nothwendig, sich durch die Anatomie von der Lage und dem Laufe der Muskeln zu unterrichten, um Helden zu zeichnen, die mit dicken Rüstungen von Eisen oder mit Panzern bedeckt sind, die man in Kleider, wie Collets u. dgl. hüllt, oder in dicke Stoffe, wie Sammt, und von Stickereien schwere Tücher, die man mit Korsetten, weiten Aermeln, mit bauschigen Hemdekrausen, Hosen auf die Waden geklebt, ganz runden oder mit Schleifen gezierten Schuhen, kleinen Mänteln, Pelzwerk u. s. w. bekleidet. Auf diese Art ist schnell eine wohlgebaute Figur fertig. Das ganze Talent des Zeichners wird sich hier darauf beschränken, den Köpfen einen wahren und gefühlten Ausdruck zu geben, die Hände mit Grazie zu entwerfen, das übrige kann man aus einem Tragkorbe nehmen. So werden die zahlreichen, in unsern prächtigen Museen verbreiteten Modelle unnützlich, diese kostbaren Marmore sind zu nichts mehr vorhanden, als um in gelehrten Abhandlungen die Antiqvare zu beschäftigen. Wenn dieser Zustand fortdauert, wird man nichts

Digitized by Google

mehr aus Homer für die Malerei entnehmen, und wir werden bald Gelegenheit haben, dies zu beweisen.

Ein großes Gemälde von fünf bis sechs Fuß Breite, von Hrn. Hayez gemalt, stellte Philipp Maria Visconti, Herzog von Mailand, dar, wie er den zwei Königen von Arragonien und Navarra, Gefangenen der Genueser, die damals seine Unterthanen waren, ihre Kronen zurückstellt. Der Herzog sitzt auf einem erhabenen Throne unter einem reichen Baldachin. Die Kronen und Scepter sind unten am Thron auf einem schönen Sammtkissen; davor stehen die beiden Könige, die ihre vergoldeten Armstühle leer gelassen haben, und deren perspektivische Stellung ein wenig zweideutig ist. Einer der Könige leistet den Eidschwur auf ein Evangelienbuch mit Miniaturen, das ein knieender Page hält. Die übrige Scene füllen Zuschauer, unter denen sich hübsche junge Frauen, auf allen Seiten bewaffnete Wachen, und im Vordergrund ein Kanzler befinden. Der letztere hält aufgeschlagene Akten, und wird vom Rücken gesehen. Dieser Gegenstand ist aus den Verhandlungen des Kanzlers Castiglioni genommen, die der Ritter Ludwig Castiglioni in seinem Archive aufbewahrt.

Man wird Hrn. Hayez den Geist der Erfindung und eine schöne Anordnung nicht streitig machen können; in allen seinen Bildern erkennt man eine lebhafte Einbildungskraft, welche den venezianischen Malern aller Zeiten so ziemlich eigenthümlich ist, jedoch geregelt durch eine verständige Berechnung, mit Gewandtheit der Scene Interesse zu geben weiß. Alles ist in Bewegung auf dem Bilde, wie wenig Bewegung auch ein Aktus dieser Art unter den Zuschauern hervorbringen kann. Man sagt, die Physionomien der vornehmen Genueser drückten den Aerger aus, sich in der Hoffnung auf ein großes Lösegeld, das sie von diesen Gefangenen erwarteten, betrogen zu sehen. Alle Stellungen sind ruhig, denn hier ist nichts Dramatisches, keine große Leidenschaft bewegt die Handelnden, und wir können also nur die Composition, die Anordnung, die Kostüme, die Wirkungen des Lichts und die allgemeine Harmonie bewundern. Die Leser wissen bereits aus früheren Berichten, wie sehr Hr. Hayez in der Kunst zu drapiren, und in der Nachahmung aller Stoffe, besonders der mit Gold oder verschiedenen Farben durchwebten, sich auszeichnet, und wir müssen auch dießmal wieder darauf zurückkommen.

Die Zeichnung schien uns ein wenig vernachlässigt, und wir denken nicht, wie ein Mailänder Journalist, welcher behauptet, der Maler, von seinem Gegenstande dahingerissen, könne nicht ausschließlich auf die Correktheit sein Augenmerk richten, wenn es ihm gelungen sey, Interesse zu erregen. Würde man einem tragischen Schriftsteller eine Menge schlechter oder zu prosaischer Verse verzeihen, weil er auffallende Theatercoups anzubringen gewußt hat? Der Kopf des Herzogs ist zu klein. An seiner Seite steht ein Bischof, der, wie es scheint, die Eidesformel spricht, neben diesem ist ein geharnischter Soldat, der ihn fest anblickt, was vermuthen läßt, daß die Worte des Prälaten ihn beschäftigen. Dies angenommen, begreifen wir nicht, warum die Figur des Bischofs ganz und gar jenen Heiligenbildern gleicht, die an den Thoren der Kirchen, besonders der gothischen, oder auf den Gräbern aus eben der der Zeit, so roh ausgehauen sind? Warum die Falten so gleich, so perpendikulär, wie Getreide-Halme?

Warum wurde dieser Figur beinahe zwölf Kopfhöhen gegeben? Wären ihre Augen nicht auf die zwei Könige gerichtet, blickte der Soldat sie nicht mit Aufmerksamkeit an, was vermuthen läßt, daß es eine lebende Person ist, könnte man sie mit vollem Rechte für eine jener sonderbaren gothischen Bildnisse aus Holz nehmen, die man gemalt und vergoldet auf die Altäre stellte. Der Kanzler, der sich mit dem Rücken präsentirt, hat die Beine *so* gestellt, daß seine Figur, im Vordergrunde, mit ihrem kurzen Mantel jenem Spielwerke gleicht, das die Kinder auf einem Tische springen lassen.

Es ist augenscheinlich einer der Grundsätze des Romantismus, in die Malerei solche bizarre oder unedle Formen einzuführen, weil es in der Natur deren gibt. Man findet freilich verzerrte oder zurückstoßende Physionomien, ist dieses aber ein Grund, sie ohne *unumgängliche*, historische Nothwendigkeit in ein historisches Bild aufzunehmen? — „Die Häßlichkeit der Formen," sagt Lessing in seinem Laokoon, „kann, weil die Empfindung, welche sie erregt, unangenehm, und doch nicht von derjenigen Art unangenehmer Empfindungen ist, welche sich durch Nachahmung in angenehme verwandeln, an und vor sich selbst kein Vorwurf der Malerei, als schöner Kunst, seyn," und ferner: . . . . . „In der Malerei hat die Häßlichkeit alle ihre Kräfte beisammen, und wirket nicht viel schwächer, als in der Natur selbst." Ein edler Genueser, blaß, mager, grün und gelb, wie ein Kranker, der aus dem Spitale kömmt, und ein anderer mit plattgedrückter Nase, eine lange und hagere Figur, und so roth wie eine Mohrrübe, müssen aus einem Gemälde verbannt seyn, wenn dies nicht zur Karrikatur herabsinken soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über den Unterschied zwischen Genre und Historie in der bildenden Kunst.

(Beschluß.)

Wer vor dem ewigen blüthenreichen Frühling der alten Welt mit offenen Sinnen steht, und die Stärkung genossen und die Freudigkeit, die aus dieser Lebensfülle

Digitized by Google

quillt, den wird eine unendliche Sehnsucht gefangen halten, und er wird ausrufen: Hier Künstler, und nur hier ist eure Welt! Hebt sie aus ihren Trümmern und erleuchtet mit ihrem sonnigen Lichte die trübe, kalte Gegenwart. Gebt dem Bettler nicht, was er schon hat!

So aber spricht nicht die Zeit, nicht das Volk, nicht die Gemeinde. Solche Bildung ist nicht die allgemeine und kann sie nicht seyn. Wohl ist die Kunst Priesterin der Schönheit, wohl ist es ihre Aufgabe, die überlieferten schönen Formen anzuwenden, auszubilden, und in ihren Kreisen sich zu bewegen, allein sie ist nicht darauf beschränkt. Was schon im Keime lag, ist durch die Wärme fortschreitender Jahreszeit an's Licht getreten. Es will die Kunst überhaupt auf die Phantasie der Schauenden einwirken, Erinnerungen wecken, Hoffnungen erregen, Stimmungen geben, sie will den Sinn — wie für die Schönheit — so für die Natur erschließen und ausbilden, sie will das Gemüth erfreuen und ergreifen und das Füllhorn des Geistes ausschütten in's innere Leben der Menschen, und dazu darf sie sich wohl nach weiteren Quellen, als der einer Urquelle schöner Erscheinungen umsehen; was im Himmel und auf Erden ist, war und seyn wird, muß ihr offen stehen, ja es wird ihr, wie der Dichtkunst, oft gerade die Gegenwart, wenn sie sie recht ergreift, der mächtigste Hebel seyn, den sie an's beschwerte Menschenherz setzen kann. Freude ist einmal das, wonach das Menschengeschlecht die ewige Sehnsucht hat: die tiefe Heiterkeit religiöser Darstellungen, noch weniger der tiefe Ernst derselben werden weder allgemein verstanden, noch will man sie zu Zeugen jeder alltäglichen Stimmung machen; die Mythologie — obwohl (wenigstens scheinbar) geradezu Symbol der Heiterkeit, — steht unsern Lebensansichten und Gewöhnungen, — in der äußeren Erscheinung unserer Sitte — zu fern; geschichtliche Bilder scheinen fast ihrer Natur nach ein Nacheinander, ein Vor und Nach der Darstellung zu verlangen, so daß, wenn dieses fehlt, der Eindruck von etwas fragmentarischem kaum zu heben ist. So erschließt sich zuletzt dem allgemeinen Bedürfniß das gegenwärtige uns umgebende Leben und der reiche Wechsel der Natur.

Aus allem diesem geht nun hervor, daß weder die Art der Auffassung eines Gegenstandes, noch dieser selbst nach der gewöhnlichen Bezeichnung, oder gar die Zeit, der er entnommen, unterscheidende Merkmale zwischen Genre und Historie seyn können, oder daß das eine vor dem andern um dieser Motive willen einen Vorzug verdiene. — Es bleibt deshalb für klare Einsicht nichts übrig, als auf die Zeit der Trennung beider Kunstgattungen zurückzusehen, und auf ihre ursprünglichen Verschiedenheiten zu merken.

Wie schon oben erwähnt, kam die Genremalerei nicht durch ihren Begriff, sondern mehr zufällig zu ihrem Inhalt. Das Wesentliche war, daß der Reiz der Nebendinge in historischen Bildern zu diesen selbst verlettete, daß man bestimmte historische Gruppen verließ und allgemeine malte, statt der Verkündigung der Hirten etwa — Hirten, statt der Darbringung des Kindes in den Tempel — einen Taubenmarkt — statt der Auferstehung Christi — eine Sonnenfinsterniß mit Lichteffekten, statt der Flucht des Darius — eine Retirade; — aber auch statt der heiligen Familien — Kindheitleben, Familienglück; statt Jakob und Esau — Versöhnung, Wiedersehen; statt des Noah — eine Weinlese; statt der Hochzeit zu Kana — jede; kurz, statt der benannten Größen — unbenannte, statt der besondern historischen Erscheinung (species) die allgemeine, (das genus, genre). Dieß Generelle also bestimmt den Begriff der Genremalerei, und weit entfernt, sie herabzuwürdigen, gibt es derselben den freiesten Spielraum, steckt ihr schönste Ziele. Vor ihr liegt der ganze Reichthum des Lebens, des gegenwärtigen, wie des Vergangenen, des hohen, wie des niedrigen, ausgebreitet, die ganze Natur von Aufgang bis zu Niedergang, und es ist an ihr, ihr Werk durch Wahrheit der Darstellung zu etwas Besonderem, durch einen durchgehenden, zusammenfassenden Gedanken zum Kunstwerk zu machen.

So einfach diese Erklärweise ist, so begegnen wir doch auch hier einigen Einwürfen. Zuerst hat es den Anschein, als gehörten, wegen der Allgemeinheit des Inhaltes, die Allegorien zu dem Genre. Indeß überwindet hier die Form der Darstellung den allgemeinen Inhalt, indem sie sich meist mythologischer, also historischer, oder ihnen analog gebildeter Gestalten bedient, um den verlangten Begriff zu bezeichnen. Sobald diese historische Form verlassen wird, entscheidet der Inhalt, und die Allegorie wird zum Genrebild, wie in den Jahrszeiten von Kraft u. A., in welchen statt der Horen und Charitinnen die Mitglieder einer norddeutschen Familie die Träger des Begriffes sind.

Ein zweiter Einwurf gründet sich auf eine Klasse von Bildern, namentlich Schlachtenbildern, wie die von Vermeulen u. A., deren Gegenstand historisch, deren Darstellweise aber so allgemein ist, daß man sie immer zu dem Genre gerechnet hat. Da ist es denn offenbar, daß solche Werke nicht mit der Constantinschlacht in eine Klasse gehören; aber eben so wahr, daß die Form der leztern nicht die einzig mögliche ist, und daß es durchaus andere Unterscheidungen geben muß, als die des Genremäßigen und Historischen. Die Kunstgeschichte hat hier mit glücklichem Erfolg die bereits erwähnten Formen der redenden Künste, auf die bildenden übertragen, so daß z. B. neben einer lyrischen oder epischen Darstellung, auch die erzählende, chronikenartige aufgeführt wurde. Wie groß dann

Digitized by Google

der Antheil der lezten an der eigentlichen Poesie ist, so groß wäre der der entsprechenden Gemälde an der bildenden Kunst. Sollte dabei der Künstler, die historische Aufgabe vergessend oder hintansetzend, sich in allgemeine Schlachtengruppen verloren haben, so ist damit noch kein Genrebild gegeben, sondern vorerst ein der Aufgabe nicht entsprechendes historisches Gemälde. — Dieß ist vorzüglich wichtig, damit man sich nicht gewöhne, eine geradezu falsche Auffassung mit dem Namen Genre zu bezeichnen. Die erwähnte Befreiung Petri von Teniers ist kein Genrebild, sondern ein verkehrtes, historisches, bei welchem die Eigenthümlichkeit des Meisters allein das Interesse rege erhält.

Einen dritten Einwurf endlich würden hauptsächlich Bildhauer machen. „Also," könnten sie sagen, „der barberinische Faun, der Hirtenknabe von Thorwaldsen, die Spinnerei von Schadow und was Alles, wären Genrebilder?" Die Antwort muß bejahend ausfallen und wird Niemand erschrecken, der dem Genre die Lösung der höchsten Aufgaben zutraut und nur seine Geringschätzung verwirft, und seine Fehler. Gerade die Skulptur, welche so häufig generelle Aufgaben löst, deckt uns an der Malerei die faule Seite auf: sie hat keine Historienbildhauer und Genrebildhauer, sondern — Bildhauer.

Der Fehler nun, in welchen die Genremalerei, bei vorherrschender Werthschätzung der Illusion, leicht verfallen kann und verfallen ist, ist entweder das Unterschieben eines unkünstlerischen Motivs, — wie etwa Wasserspiegelung, Lampenlicht, Heufressen, Pferdebeschlagen, Biertrinken, Nießen, Gähnen und die noch niederern Bedürfnisse, welche der Mensch gern mit Nacht und Schweigen bedeckt, deren täuschendste Nachbildung keinen lauteren Beifall verdient, als das lebendige Vorbild — oder auch gänzlicher Mangel desselben, so daß nichts übrig bleibt, als was etwa der Zufall gerade zusammengewürfelt in der Stube, im Dorf, in der Schenke, im Pferdestall oder sonst wo; Werke, deren einziges Verdienst die treue Nachahmung ist, die aber durchaus nur als Vorarbeiten, als Studien (im Allgemeinen, oder zu bestimmten Bildern) zu betrachten sind. Leider ist gerade dieser lezte Fehler von Anfang an der herrschende geworden unter den Genremalern und hat wohl am meisten die Kritik zur Schärfe gebracht. Nur wenigen Genremalern kommt die Lust, ihre Studien wirklich anzuwenden; höchstens geben sie eine Sammlung von Studien. Dies fragmentarische Kunsttreiben bringt sie um ihr schönstes Erbgut, um den Antheil an der freien Poesie und beschränkt sie auf die bloße Geschicklichkeit, in der, wie der Dichter sagt, ein Wurm uns meistern kann.

Der Vorwurf, den man der Genremalerei macht, und mit welchem man sie von der Historie scheidet, trifft also mit Unrecht Stoff und Zeit, welche jene vorzugsweise wählt; — denn beide enthalten rein poetische Elemente, und niedrig ist auch in der Kunst nur, was das sittlich-ästhetische Urtheil als solches bezeichnet; — mit Unrecht die Art der Auffassung; — denn hier wäre die (im tadelnden Sinne) genremäßige auch für die Genre falsch, und richtig nur die der poetischen Form, in welcher der Gegenstand vorgetragen werden soll, angemessene; mit Unrecht die Trennung von der historischen Kunst; — denn beide sind streng gesondert und nur Künstlergattungen sind falsch; — der Vorwurf trifft nur die Planlosigkeit, in die man zum Theil verfallen, nur die Gleichgültigkeit gegen das Ziel, mit der man auf halbem Wege stehen geblieben und der Kunst des Genre durch Zerstückelung das künstlerische Interesse genommen, während sie ihrer Bestimmung nach gleich der historischen Kunst nach allen Richtungen und über alle Meinungen gebieten könnte, ja oft unter der mächtigen Mitwirkung der Gegenwart — mehr noch, als die Historie, und sogar mit nicht leicht bestreitbarem Rechte.

Neue artistische Werke.

9. Voyage de l'Arabie petrée. Par Mr. Léon de Laborde et Linant. Publié par Mr. Léon de Laborde. Paris, Engelmann. Mannheim, Artaria et Fontaine. 1829. Pol. Livr. 1 — 3. Preis 32 fl. Enthält die Entdeckungen, die der Graf Laborde auf seiner neuesten Reise gemacht hat. 16 Heft. — 1. Ansicht eines grossen aus dem Felsen gehauenen Grabes zu Petra. 2. Ansicht der Festung Ackabah. 3. Innere Ansicht des Klosters der heil. Katharine am Fuße des Berges Horeb. 4. Ansicht einer einzelnen Säule zu Petra. 5. Freistehende, aus dem Felsen gehauene Gräber daselbst. 6. Generalplan der Stadt Petra. — 26 Heft. 1. Wilder Palmbaum. 2. Treppe auf den Berg Horeb. 3. 4. Ansicht und Plan der Festung Arkabah. 5. Kloster der heil. Katharina. 6. Ruine eines Tempels zu Petra. 7. Generalansicht von Petra. — 36 Heft. Ruine eines Triumphbogens zu Petra. 2. 3. Topographische Ansichten. 4. Ouadi Mokatteb, wo sich die schon lang bekannten Inschriften und Figuren an einer Felswand finden. 5. Triumphbogen am Eingang des Thals Wadi Musa (Thal des Moses), in welchem die Stadt Petra liegt. 6. Ruine des Tempels auf Bl. 6. Heft 2. von anderer Seite. Diese Zeichnungen sind hauptsächlich merkwürdig wegen der architektonischen Denkmäler, welche den verdorbensten, römischen Styl des zweiten und dritten Jahres nach Chr. zeigen. Die Ansichten sind sämmtlich mit der Kreide sehr geschickt lithographirt.

№. 72.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 9. September 1830.

Kunſtausſtellung in Mailand im Jahr 1829.

(Fortſetzung.)

Peter der Einſiedler durchſtreift die Berge der Schweiz und predigt einen Kreuzzug. Soldaten, Prieſter, Weiber, Greiſe haben das Zeichen genommen, unter welchem er ſie vereinigte, und folgen ihm. Der Einſiedler reitet auf einem weißen Maulthiere, und hält mit der einen Hand ein kleines rothes Kreuz empor. Zwei junge Mädchen bemühen ſich, ihm den Fuß zu küſſen, eine iſt auf den Knieen, die andere wartet gebückt, um gleichfalls dieſen Fuß ergreifen zu können. Ein Soldat, neben dem Korfe des Maulthieres, im Mittelgrunde, trägt mit ſtolzer Miene die Fahne des Kreuzes, die im Winde flattert, und von dem Maler ſehr geſchickt benuzt worden iſt, der Figur des Mönches zum Hintergrunde zu dienen. Hinter ſeinem Thiere iſt eine intereſſante Gruppe von einem ehrwürdigen Greiſe, welcher das kleine Kreuz von rothem Tuche, das an ſein Kleid angeheftet iſt, zeigt; von Soldaten und bewaffneten Landleuten, unter denen ſich eine junge Frau befindet, welche mit Hülfe eines Stockes den Bündel ihres Mannes trägt, den ſie begleitete. Neben dieſer Gruppe, im Vordergrunde ſind zwei edle Krieger, der eine, vom Rücken geſehen, ſtüzt ſich auf einen ſchönen Streitkolben, der andre drückt ſeine zärtliche Gattin, von der er ſcheidet, an die Bruſt, und gibt ihr einen ſüßen Kuß; mit der Rechten ergreift er ſeinen Helm, der von einem jungen Pagen getragen wird, zu dem eine ſehr alte Frau ſpricht. Weiter zurück ſind noch Leute, die nachfolgen; andre nehmen Abſchied und laden ihre Bündel auf. Zur rechten Seite, im Mittelgrunde, befindet ſich eine Gruppe von drei Männern und einer Frau, denen ein Kind folgt, das einen Hund führt. Dieſer Gruppe gegenüber, ſieht man einen Pater oder Pilger, der eine Baumwurzel erblickend, die in der Geſtalt eines Kreuzes aus der Erde hervorſteht, in ſeiner Begeiſterung darin ein Wunder zu ſehen glaubt, und ſich zur Erde niederwirft, um dieſes Bildniß des heiligen Zeichens anzubeten. Ein Krieger mit einem Kolben mit Eiſenſpitzen, bewaffnet, wendet ſich, wahrſcheinlich über ſeine Leichtgläubigkeit lächelnd, um, und blickt ihn an. In der Entfernung ſieht man eine Menge Kreuzfahrer. Der Hintergrund des Bildes zeigt hohe, mit Eis und Schnee bedeckte Alpen.

Dieſe Kompoſition iſt ſehr maleriſch; da ihr das Dramatiſche fehlt, weil es ſich nur darum handelt, einem begeiſterten Prediger zu Fuße nachzufolgen, hat ihr Herr Hayez auf eine geiſtreiche Weiſe durch Einführung glücklicher Epiſoden Intereſſe zu verſchaffen gewußt. Dieß charakteriſirt das Genie. Es iſt ein vortrefflicher Gedanke, durch die Anbetung dieſer Wurzel, die erhizte Einbildungskraft eines rohen Landmanns zu zeigen. Der Künſtler hat ſeinem Stück Holz nur den ziemlich unförmlichen Anſchein eines Kreuzes gegeben, und ſtellt auf dieſe Weiſe die Wirkung eines lebhaften Eindruckes auf einen Menſchen aus dem gemeinen Volke klärlich dar. Gar lieblich iſt die Idee, uns zu Zeugen des rührenden Abſchiedes zweier Gatten zu machen, die ſich nur mit Mühe trennen; die Frau iſt ſo ſchön, ihr Blick ſo voll Liebe! Der Mönch mit ſeiner fanatiſchen Inſpiration verzeiht ihnen nicht, was er als eine Schwäche anſieht, ſeine belebten Augen, ſeine Ehrfurcht gebietende Miene tadeln eines wie das andre, in einem Kuſſe ſo lange das himmliſche Zeichen zu vergeſſen, in deſſen Namen er ſie alle berufe; man hört ihn mächtig rufen und donnern. Endlich dieſer Greis, welcher jungen Leuten, die nur die Neugierde herbeigeführt hat, zeigt, daß er, ungeachtet des Schnees ſeines Alters, das Kreuz ſich auf die Bruſt geheftet hat, und daß er ſeine Seele an dem Grabe, das ſie zu befreien ausziehen, Gott wieder geben wolle, beweiſt uns mit welchem Eifer Alle dem Rufe des Mönches folgen.

Die Kleider, welche dieſe Epoche gut anzeigen, unterſcheiden auch die verſchiedenen Stände der Kreuzfahrer; man ſieht, daß die beiden Gatten und die zwei Mädchen, die ſich vor Peter niederbeugen, einer höhern Klaſſe angehören.

Digitized by Google

In dem Gesichte des Predigers liegt Begeisterung, Feuer, ohne Heftigkeit und Verzerrung. Er ist vielleicht darüber aufgebracht, daß diejenigen, an die er seine Worte richtet, ihn nicht hören, was ganz natürlich ist: es wäre eben so natürlich gewesen, daß die Kreuzfahrer, die zur Seite sind, sich mit den beiden Gatten und dem Priester beschäftigten; in dem Augenblicke, den der Maler für die Haupthandlung seines Helden gewählt hat, müssen alle Blicke getheilt seyn. Die Landschaft ist gut behandelt; wenn man die Schweiz durchwandert hat, glaubt man darin ihre romantischen Thäler zu erblicken, welche bezaubern, indem sie Schrecken erregen.

Und dennoch sind Fehler in diesem Gemälde, die von all den Schönheiten nicht verwischt werden können; so ist unter andern die Figur des an der Erde knieenden Peters, von dem Wirbel des Kopfes aus verkürzt gesehen, und auf der einen Seite des Rückens durch den Fall seines Mantels entblößt, schlecht gezeichnet; die beiden Arme, die ihn in einiger Entfernung von der Erde halten, und eine der beiden platt aufliegenden Hände, sind in einem Bilde von der Hand eines Professors der Malerei kaum zum ansehen. Die Hände des Eremiten sind zu klein, und die, mit der er das Kreuz hält, hat nicht den Ausdruck, den die belebte Miene, die er macht, ihr geben mußte. Das eine Mädchen, das sich zu Peters Fuß herabbückt, hat einen so langen Leib, daß, wenn sie aufstünde, sie bis an die Schulter des Reiters reichen würde; eine solche Schweizerin könnte in der Garde eines jeden Fürsten figuriren.

Imelda von Lambertuzzi empfängt in ihrem Zimmer ihren Geliebten, dessen Familie in Feindschaft mit der ihrigen steht. Sie wird von ihren Brüdern überrascht, die sie beide ihrem Hasse aufopfern. Kabinetsstück. Der liebevolle Blick Imeldens, die von dem angefleht wird, den sie liebt, bewahrt ganz jene Züchtigkeit, die die Schönheit so anziehend macht. Beide Personen sind in aufgerichteter Stellung; die beiden Mörder sieht man an der Thüre im Hintergrunde. Ein Bild, das einen heiligen Bischof darstellt, der wie die alten Bilder der griechischen Christen gemalt ist, deutet den Zeitpunkt an, worin dieser Vorfall sich ereignete. Jedesmal prächtige Draperien, und den Zeiten angemessene Kleidungen; jedesmal ein Mantel oder etwas ähnliches in reinem Ultramarin, lebhaft beleuchtet, auf irgend ein Hausgeräthe neben oder hinter Draperien von glänzendem Weiß geworfen. Zum Unglücke für den Künstler findet der gemeine Haufe, dessen Augen und Urtheil dadurch verblendet werden, dieses köstlich. Auch dürfte man wünschen, daß Hr. Hayez die Hände seiner jungen Helden nicht so von der Sonne verbrannt, oder durch grobe Arbeiten beschmuzt darstellen möchte; Imeldens Geliebter sollte weiße Hände haben, und sie sind ein schwarzer Fleck auf dem schönen Seidenzeuge seiner Geliebten, eine Bemerkung, die auch bei andern Figuren in verschiedenen Gemälden desselben Meisters statt findet.

Herr Hayez ist der Geschichtschreiber der Maria Stuart; jedes Jahr zeigt er uns diese schöne Königin, das Opfer ihrer treulosen Feindin; in einer kleinen Skizze sehen wir sie einen unerschütterlichen Muth vor denjenigen beweisen, die ihr das Todesurtheil vorlesen. Alles rings um sie ist in die tiefste Trauer versenkt, die sich mit Stärke in den verschiedenen Stellungen ihrer Frauen und Dienstboten kund gibt. Diese Gruppen sind meisterhaft vertheilt.

Einer der Journalisten Mailands hat gesagt, „Herr Hayez scheine für die so oft wiederholten Gegenstände (si tritti so abgedroschenen, wie der ein wenig unwürdige italienische Ausdruck besagt) aus Homer nicht so geeignet; dasselbe schrieben wir nieder, ehe wir dieses Urtheil lasen, indem wir sagten, die Kunst gewinne nicht durch Hingebung an den Geschmack des Augenblicks. Es wäre jedoch, mit Erlaubniß des Herrn Journalisten, zu wünschen, daß die so abgedroschenen Gegenstände des schönsten der Gedichte von dem Pinsel unsrer Künstler recht oft noch behandelt würden, dann hätte Hr. Hayez wahrscheinlich nicht die schlechte Skizze hervorgebracht, welche die Gallerie des Hrn. Seufferheld nicht zieren wird. Das Verzeichniß sagt, daß man Hektor sehen müßte, der von dem Schlachtfelde bewaffnet zurückkömmt, und dem Paris seine Weichlichkeit vorwirft, als er ihn von Frauen umgeben in dem Gynäceum antrifft. Man muß dem Verzeichnisse glauben, weil es dieser kleinen, ziemlich steifen, schwärzlichen Figur, obgleich sie, nach dem zurückgeworfenen Schatten zu urtheilen, in dem Brennpunkte des Lichtes sich befindet, den Namen Hektor gibt. Er hält in der Hand eine Lanze, zerbrechlich wie ein Schilfrohr, nicht jene, die der göttliche Dichter ihm gewöhnlich gibt, und die kein andrer als er führen konnte. Das ist nicht die schöne Helena, die da auf dem Bette liegt; diese schiefergraue Fleischfarbe des Gesichtes und der Arme hätten nicht einen einzigen Augenblick die alten Räthe des Priamus zu Unsinn verleitet. Und die andre armselige Figur neben dem Ruhebette, wird also Paris seyn... Armer Homer! — Woher kömmt das Licht über alles dieses? Die Tinten des Fleisches, der Draperien, stellen die drei Hauptfiguren in den Schatten... Wieviel ist da zu errathen! Ungerne sprechen wir so über ein Bild von Hayez, darum eilen wir, zu sagen: wer das Glück hat ein schönes Weib zu besitzen, deren Reize er abbilden lassen will, der führe sie zu Hrn. Hayez, der uns dieses Jahr mit einigen Porträten hübscher Frauen erfreut hat; hier ist die durch alle Reize der Malerkunst

Digitized by Google

verschönerte Natur, man ist versucht bei ihrem Anblicke zu sagen: „Sprecht doch.“

Christoph Columbus kömmt aus dem von ihm entdeckten Welttheile zurück, und bietet Ferdinand und Isabellen, den Herrschern von Spanien, einen Haufen Bewohner und die seltensten Produkte jener Gegenden an. Der Monarch und seine Gattin sind aufrecht, der berühmte Reisende steht reich gekleidet vor ihnen. Ein Bischof ist an der Seite der Königin; Granden, Soldaten umgeben sie, und bezeigen Neugierde, Staunen und Bewunderung bei dem Anblicke des Goldes und des Silbers, das junge Pagen darreichen; andre tragen Papageyen, eine große Menge Menschen füllt den Hintergrund des Bildes. Man hat den Maler deßhalb getadelt, daß er im Vordergrunde zwei sehr hübsche Pagen angebracht hat, die mit einem großen Affen spielen, der, wie man sagt, die Aufmerksamkeit auf sich ziehend, sie von dem Hauptgegenstande abwendet. Es ist möglich, daß Kinder und Frauen sich einzig mit dieser kleinen Gruppe beschäftigen; aber der Mann von Geschmak wendet seine Blicke nur dann dahin, wenn er das Ganze des Bildes aufgefaßt hat, und zur Prüfung der einzelnen Theile übergeht.

Diese reiche Aufgabe, von dem Professor Pelagio Palagi ausgeführt, konnte eine gute Wirkung nicht verfehlen. Ungeachtet der großen Anzahl von Figuren, woraus dieses große, nach Genua bestimmte Bild besteht, herrscht keine Verwirrung darin. Man bemerkt Mannichfaltigkeit in den Stellungen, in den Physionomien, und man muß um so mehr den Meister loben, da nichts Dramatisches in dieser Scene ist, keine Leidenschaft die Bewegung der Personen leitet, die Füße und Hände hier nichts zu thun haben, denn der allgemein und vorherrschende Eindruck ist die Neugierde und ein ruhiges Erstaunen bei dem Anblicke dieser Neuigkeiten. Es kann hier keine Handlung statt finden, ausser einigen Zwisten unter der Menge wegen zertretener Füße, oder durch den Ungestüm derer, die nichts sehen können, oder der üblen Laune von Leuten, die sich zurückdrängen. Mehr kann bei einer ähnlichen Gelegenheit nicht vorfallen. Hr. Palagi zeigt sich in seiner Zeichnung korrekter, als sein Genosse Hayez, obgleich sein Bischof, der auch zu lang ist, ein an lezterem begangenes Plagiat zu seyn scheint. Sehr schön ist der Gegensatz der Farbe der Amerikaner zu der der Europäer: obgleich man unter diesen neuen Völkern uns schöne Frauen zeigt, gibt die Kupferfarbe ihres Fleisches dem weißen und rosenfarbenen Teint Isabellens und der beiden spielenden Pagen nur einen erhöhten Werth. Der Kopf des Kolumbus ist voll Würde, und kann den des Königs in den Schatten stellen. Die Draperien sind schön, und alle Nebensachen verdienen eine besondere Betrachtung; nur hat die bösartige Verführung des Brillanten Herrn Pelagio dahingerissen, der Königin ein langes Kleid von reinem Ultramarin und von einem Sonnenstrahle lebhaft beleuchtet zu geben, was den Augen so wehe thut, als wenn ein Sonnenstrahl durch ein farbiges Glas fällt. Dies zerstört nothwendig die Harmonie des Gemäldes.

Es ist uns leid, noch sagen zu müssen, daß dieser Maler bei so vielem Verdienste die perspektivischen Linien zu studiren allzusehr vernachläßigt, oder vielmehr, daß er sich dabei in Verlegenheit befindet; man wird sich dessen erinnern, was wir voriges Jahr von seinem Newton sagten. Die absolute Stellung einer Person, die sich vor einer andern bückt, indem sie mit ihr spricht, ist auf der Linie, die von ihren Füßen aus die Mitte der Person, der sie sich vorstellt, trifft, wenn kein nothwendiger Gegenstand sie zwingt, von dieser Linie abzuweichen. Christoph hingegen ist in diesem Bilde viel zu weit über diese Linie hinweg, nach vorwärts zu, was wir unsern Lesern auf folgende Weise bemerkbar machen wollen. Nehmen wir ein ≷; Ferdinand und Isabella nehmen die äußern Spitzen des ersten und zweiten Schenkels ein, wo die zwei Seiten des ≷ auslaufen; der absolute Platz des Kolumbus wird an der Spitze des ≻ seyn, um im Angesichte der beiden Souveraine zu stehen zu kommen; und nach den Regeln der Konvenienz hätte er aus Ehrfurcht für die Königin die untere Spitze des zweiten (obern) Schenkels einnehmen sollen. Hr. Pelagio hat ihn aber, selbst für die Zeichnung ungeschickt, dem ersten (untern) Schenkel gegenübergestellt. Um nun mit dem Könige in dieser Stellung zu sprechen (da der Haupt-Gesichtsstrahl zwischen sie genommen ist) müssen wir Kolumbus nur vom Profile sehen, anstatt volle drei Viertel wie hier, und wenn dieser Reisende den Monarchen die Amerikaner zeigen will, muß er doch wohl hinterhalb seyn, um diese Gruppe frei zu lassen. Denn, da sie auf den Stufen niederknieen, worauf der Thron ruht, werden sie den ganzen Raum zwischen den beiden Schenkeln unseres ≷ einnehmen. Es ist nun augenscheinlich, daß Columbus, auf den ersten Schenkel gestellt, nicht mit der Hand auf sie weisen kann, weil sie hinter ihm sind. Wie viele unsrer jetzigen Maler verletzen nicht in ihren Werken die ersten Grundsätze einer Wissenschaft, ohne die, sagt Leonardo da Vinci, man nicht Maler ist!

(Die Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Canova's Gruppe der Pietà, das einzige Werk, welches dieser Künstler in Gyps hinterlassen hat, ist

Digitized by Google

durch Herrn Cincinnato Bazuzzi, einen seiner besten Schüler, in karrarischem Marmor ausgeführt worden.

*

Seine Majestät der König von Preussen hat den Plan gefaßt, zu Ehren Friedrichs des Großen ein Monument setzen zu lassen, welches in einer mit Reliefs geschmückten Säule, ähnlich der des Trojan, bestehen soll. Dieselbe wird zu Berlin auf dem großen Platze vor der Linden errichtet werden.

*

In Warschau sind die HH. Gregoire, Vater und Sohn, geborne Franzosen, mit dem Gusse des Denkmals des Fürsten Poniatowsky nach Thorwaldsens Modell beschäftigt.

Anzeige.

Ich erlaube mir, demjenigen Theile des Publikums, für welchen mein Dictionnaire des Monogrammes einiges Interesse hat, hiemit die vorläufige Anzeige zu machen, daß ich mich mit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zur Herausgabe einer neuen Auflage des genannten Werkes vereinigt habe. Die erste Ausgabe erfreute sich einer günstigen Aufnahme und war in kurzer Zeit vergriffen. Diese Erscheinung erklärt sich leicht aus dem Umstande, daß eben kein reichhaltigeres, umfassenderes und besseres Werk über diesen Gegenstand vorhanden war. Ich war mir indeß vollkommen, und gewiß besser als die nach mir aufgetretenen Bearbeiter desselben Gegenstandes (wenn ihnen dieser Name gebührt) bewußt, daß auf diesem weitschichtigen Felde noch unendlich zu thun übrig sey. So viel mir möglich, das Fehlende nachzutragen und das Mangelhafte zu verbessern, bin ich seitdem zehn Jahre hindurch zu Hause und auf Reisen ununterbrochen thätig gewesen, und sehe mich jezt im Stande, in einer zweiten Auflage dem Publikum ein gänzlich neu gearbeitetes um das Drei- bis Wiersache vermehrtes Dictionnaire des Monogrammes anzukündigen. Wenn ich dadurch selbst die Mangelhaftigkeit meiner früheren Arbeit in das hellste Licht gestellt habe, so habe ich ihr aber auch zugleich besser und tüchtiger abgeholfen, als diejenigen, welche sich einen Triumph dadurch zu bereiten vermeinten, daß sie mich emendirten und supplirten, und vorzüglich einer dieser Nachträgler, dessen Eifer durch den Unwillen, seine auf denselben Gegenstand gerichtete Thätigkeit von mir durchkreuzt zu sehen, bis zur Feindseligkeit gegen mich gesteigert wurde. Bedauern muß ich, daß die frühere Arbeit, über die ich mich eben mit Offenheit und Wahrheits-Liebe geäussert habe, in der Zwischenzeit, wo ich mit ihrer Vervollkommnung beschäftigt war, dem Publikum mit allen ihren Mängeln zweimal von andern wieder vorgeführt worden ist. Einmal ist dies in A. Brepsigs Wörterbuch der Bildersprache, Leipzig 1830, und von einem Hrn. Dr. J. C. Stellwag geschehen, welcher unter dem Tittel: Monogrammen-Lexikon für den Handgebrauch ꝛc. Frankfurt a. M. P. H. Guilhauman 1830, die lithographirten Tafeln meines Werkes mit Hinzufügung des Künstler-Namens zu jedem Monogramm in zwei Lieferungen herausgegeben hat, denen noch eine dritte folgen soll. Obgleich Derselbe in der Vorrede von Bereicherungen spricht und nahmhaft gemachten Männern für ihre Beihülfe Dank spendet, so ist doch in Wahrheit des Neuen so viel wie nichts hinzugekommen; dahingegen sind alle Fehler und Mängel meiner Arbeit nicht nur wiederholt, sondern die Zahl derselben durch neue Versehen vermehrt worden. Nimmt man noch hinzu, daß der bloße Name des Künstlers, der sich eines Monogrammes bedient hat oder bedient haben soll, ohne Angabe der Zeit und des Orts, wann und wo er gelebt, und der Gegenstände, auf denen es sich findet, in den allermeisten Fällen nicht genügt, so kann man diese Unternehmung, als weder die Sache fördernd, noch dem Publikum nützlich und brauchbar nur mißbilligen, und darin nur eine werthlose Spekulation erblicken, welche auf die wohlfeilste Art fremde Arbeiten zu eigenem Vortheil zu verwenden bemüht ist. Das von Joseph Heller angekündigte Monogrammen-Lexikon ist mir, ob man gleich aus der genauen Angabe im Meßkatalog (16 Bogen in 8.) schließen soll, daß es fertig sey, noch nicht zugekommen.

Das von mir neu bearbeitete Monogrammen-Lexikon wird aus fünf Bänden in groß 8. bestehen: die zwei ersten, circa von 60 Bogen, enthalten die Monogrammen und marques figurées, der dritte und vierte, von circa 50 Bogen, die lettres initiales, und der fünfte, von circa 25 Bogen, die noms abrégés. Die Monogrammen so wie die lettres initiales fremder Art werden mit ihren Eigenthümlichkeiten getreu in Holz geschnitten und in den Seiten-Rand beigedruckt, durch welche Anordnung, wie durch die übrige Einrichtung des Werks das Nachsuchen sehr erleichtert seyn wird.

Jede Abtheilung ist ein für sich selbst bestehendes Ganze, und die zwei ersten Bände werden im Herbst 1831 erscheinen.

München den 10. Aug. 1830.

Brulliot.

Digitized by Google

N°. 73.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 14. September 1830.

Ueber die Kunstwerke des königlichen Landhauses Rosenstein bey Stuttgart.

Erster Bericht.

In dem reizenden Mittelpunkte seines Landes auf einer mäßigen Anhöhe zwischen Stuttgart und Cannstadt hat König Wilhelm von Württemberg das Landhaus Rosenstein erbaut. Von dessen architektonischen Verhältnissen hat ein früherer Jahrgang des Kunstblatts berichtet. Mag man sich von dem Lustschlosse eines Fürsten einen Begriff machen, welchen man immer wolle; so ließe es sich doch nur mit Umgehung sowohl der nächsten Tendenz des Erbauers als der localen Verhältnisse der Umgebungen behaupten, daß dieses Gebäude der Bestimmung und Würde einer königlichen Wohnung nicht entspreche. Die bey aller Pracht, namentlich der innern Theile behauptete Einfachheit ist ein Erforderniß aller wahren Baukunst, die von den Griechen das große Gesetz der Mäßigung gelernt hat. Der Umstand insbesondere, daß nicht mehrere Stockwerke übereinander sich erheben, geht aus der Absicht, ein Landhaus zu besitzen, hervor und wird durch die Abtragung aller schroffen und höheren Punkte des Hügels gerechtfertigt, so daß nun die ganze Anhöhe, so wie das naheliegende Neckarthal von dem Hause beherrscht wird; während allerdings der Berg in seiner frühern Gestalt eine ganz andere Anordnung der architektonischen Verhältnisse gefordert haben dürfte. Auf mich wenigstens hat das Landhaus Rosenstein diesen wohlgefälligen Eindruck gemacht, als ich, aus dem Vaterlande der modernen Architektur in den Norden heimgekehrt, das kaum errichtete Gebäude sah; und da ich mir der Gründe dieses natürlichen Wohlgefallens bewußt zu werden suchte, so wurde die Ueberzeugung im Ganzen nur noch gewisser. Ueber das Einzelne zu urtheilen, stehet mir nicht zu, nachdem ein früherer Berichterstatter den Plan des Königl. Hofbaumeisters Salucci mitgetheilt und erklärt hat. Dem Wunsche der Redaction gemäß, will ich dagegen den Beitrag der übrigen bildenden Künste zur Verherrlichung dieses schönen Landsitzes darstellen. Denn es ist wohl der rühmenden Anerkennung werth, daß der Rosenstein ein kleines Museum vaterländischer Kunstwerke ist, welche zum Theil selbst dem Gebäude unmittelbar und ursprünglich angehören, zum Theil durch des Königs Vorliebe in dessen Gemächern aufgestellt sind.

Die zwei größeren Frontons, welche auf der östlichen und westlichen Seite des Landhauses stehen, enthalten Reliefs mit Darstellungen aus der griechischen Mythe von Helios und Artemis Selene. Die Höhe beträgt 8′ 4″, die Länge 42′ 2″. Die Composition war dem Maler Dietrich, die Ausführung in Stein dem Hofbildhauer Distelbarth und dem Bildhauer Ludwig Mack übertragen.

Auf dem östlichen Fronton ist der Sonnenaufgang geschildert. Der Gott ist so eben auf seinem mit den vier Sonnenrossen bespannten Wagen aus der Meeresfluth aufgestiegen. Sein wallender Mantel ist vor der linken Schulter zusammengehalten. Er steht mit jugendlicher Kraft und Fülle da und hält sorglos ruhig die Zügel des Viergespanns. Unmittelbar vor ihm, über den schäumenden Pferden, schwebt der Genius des Morgensterns mit brennender Fackel als der Vorbote des allerleuchtenden, allerfreuenden Tages. In ernster Haltung sitzt am Strande der Gott des Neckars, mit kräftigem Körperbau, langem Barte und schilfbekränztem Haupte. Er hält das Ruder in der einen Hand, in der andern das Horn des Ueberflusses, in welchem allerlei Früchte seines Thales gesammelt sind. Weiter zurück sind zwei Knaben auf dem Wiesengrunde mit dem frühen Morgen wach und streiten sich um einen Blumenkranz; — Bild der frühen Lust und Sorge des Menschenlebens wie der Schönheit und des üppigen Reichthums dieser Landschaft. Gegen das rechte Ende des Frontons hingegen sieht man zwei Hirten, von welchen der eine, jüngere, ruhig sitzend den emporsteigenden Morgen begrüßt, der andere eine Ziege melkt, hinter welcher drei Lämmer warten, um zu gleicher Gabe dem Hirten zu dienen. Während so die Menschen den kommenden Tag empfangen, wird auf der andern Seite der Wagen des Sonnengotts von den Horen begleitet, welche Blumen niederstreuen. In leichten Berührungen und Umarmungen schweben sie um Apoll. Am jenseitigen Ufer sitzen

Digitized by Google

zwei Nymphen, von welchen die eine der andern die Muschel darreicht, um sie beim Flechten ihrer Haare zu unterstützen. Diese Gruppe schließt auf der linken Seite vom Beschauer das ganze Bild. Es ist nicht zu läugnen, daß die Erfindung eben so angemessen als einfach ist. Des Tages Vorherverkündigung, seine wirkliche Erscheinung, seine Spenden und Segnungen und das Erwachen der Natur, die Arbeit und der Zeitvertreib der Menschen, dieß alles ist auf eine sinnige, klare und zugleich kräftige Weise ausgesprochen. Auch ist die Gruppirung im Einzelnen und im Ganzen sehr wohlgefällig. Insbesondere ziehen den Beschauer die drei leicht verschlungenen Horen und die beiden Hirten an. In der Ausführung durch die Hand des Bildhauers Mack hat die Composition durchaus nicht von ihrer Lebendigkeit und Harmonie verloren. Derselbe hat sich des Hoch-Reliefs bedient und somit mehrere Figuren beinahe ganz in den natürlichrunden Verhältnissen der Wirklichkeit hervortreten lassen. Dieß war für sein Local wohlberechnet. Denn, weil seine Arbeit nur in den ersten Morgenstunden gute Beleuchtung hat, so mußte er durch kräftige Massen den Effekt erkaufen. – Der grünliche Sandstein, aus welchem die Reliefs gearbeitet sind, eignet sich dafür in hohem Grade, weil er einen weichen milden Ton hat. Vorzüglich ist die Bearbeitung dieses Steins bei den weiblichen Figuren und bei dem Neckargott gelungen, und die Behandlung der Pferde, obwohl der antiken Norm sich annähernd, ist naturgetreu; wie denn auch dem Künstler die gewünschten Modelle aus dem königlichen Stalle gewährt worden sind, um ihn zu so würdiger Leistung in den Stand zu setzen.

Das Gegenstück dieser Darstellung auf dem Fronton der westlichen Seite des Hauses zeigt in der Mitte die Göttin des Mondes, wie sie in ihrem mit zwei Rossen bespannten Wagen die Nacht heraufführt und zugleich ihre wohlthuenden Strahlen verbreitet. Mit der rechten Hand hält sie die brennende Fackel empor, die Linke ist mit dem Schleier beschäftigt, den der Nachtwind in schwellenden Bogen um ihr Haupt flattern macht. Das Diadem schlingt sich um ihre Stirne, und in schönen Falten legt sich das Gewand um die hohe Gestalt. Unmittelbar hinter ihr schwebt der Thau, in weiblicher Jugend, und läßt aus der Muschel seine erquickenden Tropfen auf die Gewächse fallen. Die Menschen sind schon in den Schlummer gesunken. Eine Mutter drückt ihr schlafendes Kind sorgsam an die Brust und nickt über ihrem stillen Wachen ein, während der Sohn sich mit dem Haupte auf das Knie der Mutter lehnt und schlummert, von demselben Schleier bedeckt, der über die Mutter sich herzieht. In der Ecke sitzt mit vorgebeugtem müden Haupt ein schlafendes Mädchen. Auf der andern Seite hingegen im Angesichte der auffahrenden Göttin sitzt, vorwärts nach dem Beschauer gewendet, die personificirte Württembergia, mit dem Scheffel auf dem Haupte, ernst und streng in den Mantel gehüllt und das Horn des Ueberflusses im Arme haltend. Vier Kinder spielen um sie her. Zwei an ihrer rechten Seite reichen der Mutter Blumen und Aehren dar; ein drittes, links, hält die Traube hoch empor und zeigt diese dem vierten, welches scherzend neben dem ruhenden Löwen, dem Wappenhalter und Symbole des königlichen Wahlspruches, ausgestreckt ist. Den Schluß dieser Scene bildet der schlummernde Jäger, Endymion, über welchen zwei Nymphen die Aeste einer Eiche zur Laube biegen, um die sehnsüchtige Göttin zum Besuche des Geliebten einzuladen. Aus dem Hintergrunde treten die Sterne hervor, um den Eindruck des Ganzen zu vollenden. — Diese gelungene Composition bringt eine höchstbefriedigende Wirkung hervor. Es ist eine Ruhe über das Bild ausgebreitet, welche um so mehr anspricht, als sie unter dem wachsamen Auge der segnenden Göttin am Himmel und der Dea tutelaris und ihrer Genien auf Erden gepflegt wird. Die Gruppe der Landespatronin und der umgebenden Kinder ist überaus schön, wie die Gruppe der schlafenden Familie rührend ist. In der plastischen Ausführung durch den Meisel des Hofbildhauers Distelbarth ist das Ganze absichtlich flächer gehalten, als bei Mack, und nimmt sich bei fast immer guter Beleuchtung und gehörigem Raume zur Ansicht an Ort und Stelle großartig aus. Diana und der Thau sind mit besonderer Kraft und Naturtreue gefertigt. Einstweilen sind die Reliefs in beiden Frontons nur in Gyps aufgestellt und mit Steinfarbe angestrichen, bis die Bearbeitung des Steines fertig seyn wird. Vor wenigen Wochen ist Distelbarth mit seinen Figuren zu Ende gekommen, und auch die mühsamere Arbeit Mack's nähert sich dem Ziele. In den Werkstätten beider Künstler ist für jetzt noch die nähere Besichtigung ihrer Arbeiten gewährt. Man wird auch in der näheren Prüfung die Trefflichkeit des Sandsteines anerkennen, dessen Haltung und Dauer von den Meistern verbürgt wird, wenn auch die vorgenannten Werke nicht unter einem Vordach Schutz gegen Regen und Sturm bekämen.

Gehen wir von den zwei größern Frontons zu den vier kleineren über, welche die Seitenportale bedecken und je zwei eines der beiden Hauptportale einschließen, so begegnet uns auch hier Bildhauerarbeit. Idee und Ausführung gehört hier dem Bildhauer Theodor Wagner an. Nach der ursprünglichen architectonischen Anlage sind diese Frontons zu klein, um historische oder allegorische Gruppen aufnehmen zu können. Weßhalb denn in der Mitte derselben Nischen in Form von Medaillons angebracht worden sind, in deren jeder die colossale Büste einer griechischen Gottheit und zu deren Seiten chimärische Thierfiguren stehen. Auf dem westlichen Theile befinden sich rechts Apollo, links Diana; auf dem östlichen rechts Neptun, links Flora. Dem Apollo sind zwei Chimären

Digitized by Google

mit Pferdekopf, Flügeln und Fischleib, der Diana deßgleichen mit Hirschkopf, dem Neptun mit Pferdekopf und gefloßten Flügeln, der Flora mit Löwenkopf beigegeben. Diese Thiergestalten bilden ein schönes Ornament und sind gut ausgeführt. Unter den kolossalen Götterköpfen zeichnen sich die von Neptun und Flora aus, jener mit Schilf bekränzt und in kräftigem Barte, dieser im Blumenkranze. Ein treues Studium der Antike giebt sich in sämmtlichen zu erkennen.

Anziehender noch werden die kleineren Frontons durch Medaillons mit Genienfiguren, deren je zwei auf dem Gesimse des Gebäudes angebracht, die einfache Ausstattung der Giebelfelder unterstützen. Diese reizenden Gestalten sind gleichfalls von dem Bildhauer Theodor Wagner erfunden und ausgeführt. Sie haben jede 3′ im Durchmesser.

Die den Apollogiebel umgebenden Genien tragen, der eine die Leier, auf der er spielt, der andere den Köcher, den er mit der rechten Hand faßt, während die linke nach dem Pfeil im Köcher zurückgreift. Beide knien sich gegenüber.

Neben Diana kniet der eine und hält mit der Rechten den abgespannten Bogen; die Linke hält den Stab, der, auf die linke Schulter gelegt, an dem vordern Ende zwei erlegte Hühner, an dem hintern einen todten Hasen herabhängen läßt. Das gegenüberstehende Medaillon zeigt einen sitzenden Knaben, wie er den aufmerksamen Jagdhund abrichtet.

Auf Delphinen reiten die zwei Genien, von welchen der Kopf des Neptun begleitet ist. Der zur rechten Seite des Beschauers hält den Dreizack empor; der zur linken trägt eine Seemuschel, dergleichen sich die Tritonen zum Blasen bedienen, und sieht schalkhaft nach seinem Gespielen hinüber. Dieser letztere hat eine allerliebste Kinderphysiognomie.

Von den Genien der Flora flicht der eine ein Blumengewinde, wozu er die Blumen in einem vor ihm stehenden Korbe auswählt; der andere hält in der Rechten mit stolzem Wohlbehagen die Traube, den Schmuck des Neckarthales, empor, und bewahrt in der linken das mit Früchten des Feldes und der Gärten gefüllte Horn.

Die Mannigfaltigkeit dieser kleinen Figuren ist nicht zu verkennen. Sie sind im grünlichen Sandstein längst fertig gebracht und seit dem vorigen Sommer an Ort und Stelle eingefügt.

Wohl darf man mit Ruhm dieser sämmtlichen plastischen Werke gedenken und ihre geschmackvolle Anordnung und Ausführung den Ornamenten, Statuen u. s. w. gegenüberhalten, mit welchen noch im vorigen Jahrhunderte Schlösser und Villen oft nur zu freigebig ausgestattet worden sind und welche sich so recht Mühe zu geben scheinen, mit verrenkten Gliedern und flatternden Gewändern die Mode des Ungeschmacks zu verkündigen. Gott sey Dank, daß Canova der modernen Plastik die französischen Perrücken abgenommen hat, während das deutsche Drama sich von der aristotelischen Dictatur des Pariser Instituts lossagte. Es steht zu hoffen, daß, wenn die Achtung deutscher Poesie immer mehr über steife Formen und tödtende Regeln auch im Auslande gesiegt haben wird, gleichfalls die bildende Kunst immer allgemeiner zu ihren ewigen Rechten, denen der Natur und Wahrheit, gelangen werde.

Noch sind an der Außenseite des Landhauses acht Nischen, welche für Bildsäulen bestimmt seyn sollen, über deren Wahl aber der königliche Besitzer noch nicht entschieden habe. Zur Belebung der Architectur würde es freilich ungemein viel beitragen, wenn sich hier bezeichnende, mit der Bestimmung des Gebäudes verwandte Figuren befänden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1829.

(Fortsetzung.)

Von demselben Meister haben wir eine schöne Skizze, die in uns den Wunsch erregt, künftiges Jahr das Bild im Großen zu sehen; der Gegenstand ist Matthias Visconti, vor Kaiser Heinrich VII. angeklagt, von der Parthey der Guelphen zu seyn, und von dem Grafen von Garbagnate gerechtfertigt. — eine sehr glückliche Composition.

Wilhelm Tell legt den Apfel, den er mit einem Pfeilschusse treffen muß, auf den Kopf seines Sohnes; ein andres skizzirtes Bild. Dieß konnte nur ein landschaftlicher Gegenstand seyn, während die Handlung des Schießens mit der Armbrust ein historischer für die höhere Malerei ganz geeigneter ist. Dann ist die Handlung lebhaft und allgemein, verschiedenartige Gefühle verleihen den Hauptpersonen einen verschiedenen Ausdruck, denn Gesler ist von der trotzigsten Wuth entbrannt, wie er diesen Probeschuß fordert; Tell schnaubt Rache zur selben Zeit, in der er ein festes Vertrauen auf seine Geschicklichkeit verkündet, ein Vertrauen, das ihn der Wuth des Deutschen trotzen macht. Aber die Handlung des Apfelauflegens erfordert eine gewisse, wenigstens anscheinende Ruhe, es handelt sich darum, einen kleinen runden Körper auf die Spitze eines andern runden Körpers zu legen, und darauf bedacht zu seyn, daß derselbe in einer gewissen Entfernung gesehen werden könne. Zu alle dem ist Kaltblütigkeit, eine gerade Richtung nothwendig, was wir in dem Telle dieses Bildes nicht finden, der durch einen großen Schritt über zwei Flächen, die überdieß nicht von gleicher Höhe sind, eine heftige Bewegung anzeigt, die man nur dann zugeben könnte, wenn er nach aufgelegtem Apfel sich der ihm bezeichneten Fernweite nähert. Und dann, welch' Interesse für die Zuschauer hat dieser Moment — ein einziges Ge-

fühl, die Furcht einen Vater zu ſehen, der ſein Kind opfern kann, wenn ſeine unglückliche Hand dem Pfeil eine falſche Richtung gibt. Hat aber der Künſtler hinlängliche Mittel, den Ausdruck der Furcht auf den Geſichtern ſo vieler Zuſchauer, zudem bei einer ſo ruhigen Handlung, abzuwechſeln? . . . . Laſſen wir dieß, denn man erwartet von uns nicht Lehren, ſondern einen Bericht über die Werke unſerer Künſtler. Als Landſchaft hat dieſes Bild nichts Hervorſtechendes, und überdieß findet man darin nicht das Erhabene, das die Natur in manchen Kantonen der Schweiz hat, und doch ſollte gerade hier die Natur porträtirt ſeyn.

Obgleich das Bild des Hrn. Palagi, genannt die Sibylle, uns nur halbe Figur zeigt, muß es nichts deſtoweniger zur hiſtoriſchen Klaſſe gezählt werden. Dieſer Frauenkopf hat die Schönheit und den Charakter, die einem heroiſchen Sujet zukommen; das Colorit entſpricht auch demſelben, es iſt nervig und ernſt.

Nun kommt ein Schüler Palagio's, welcher den vorgezeichneten Weg, die Zwangs-Laufbahn moderner Gegenſtände verfolgt. Glänzende Waffen, Mäntel, mächtige aufgebauſchte Aermel (à la mode), Stickereien ꝛc.

Barnabo Viſconti wird auf Befehl ſeines Bruders Galeazzo Viſconti, Grafen von Virtu, dem er entgegengegangen war, zum Gefangenen gemacht, (er kam in ſeinem Gefängniße um). Dieß iſt der Gegenſtand eines Bildes von fünf Fuß Breite, von Vitale Sala gemalt. Barnabo, ſchon im Alter vorgerückt, reitet auf einem weiſſen Maulthiere; er iſt in einen langen gelben Rock gekleidet, den ein breiter goldgeſtickter rother Gürtel zuſammenhält, an dem zugleich ſein Degen hängt. Sein Haupt iſt mit einer Hermelin verbrämten Mütze bedeckt. Er hat einen ſchwarzen Bart und hält mit der Linken eine Art Scepter.

In geringer Entfernung vor ihm iſt Galeozzo, der ein rothbraunes Pferd reitet. Einer ſeiner Diener zu Fuß hat das Maulthier Barnabo's bei dem Zügel erfaßt, und zeigt mit der linken Hand an, daß er den Befehlen ſeines Herrn gehorche; er hat einen Pagen zu Boden geworfen, der das Maulthier führte, und noch die Zügel hält. Ein Anführer von der Partey Galeazzo's, in golddamaszirter Rüſtung, deſſen Helm ein goldener Buſch ziert, ergreift mit der Linken Barnabo, während er mit ſeinem Säbel bewaffnet, ſich gegen einen Krieger vertheidigt, welcher gleichfalls zu Pferde, den Herzog befreien will, der ſich zwiſchen beiden befindet. Ein andrer Krieger zu Fuße hat Barnabo's linken Arm ergriffen, und will ihm das Scepter entreißen. Das Uebrige beſteht aus dem Gefolge der beiden Fürſten. Hinter Galeazzo, der auf Verrath geſonnen hatte, befinden ſich mehr Soldaten, als bei Barnabo, der mit vollem Zutrauen ihm entgegen gekommen war. Der Maler hat dieß gut aufgefaßt. Letzterer iſt nur von zwei Wachen und von Bürgern und Frauen als neugierigen Zuſchauern begleitet. Der Hintergrund bildet eine Haus-Mauer mit einem ſteinernen Balkone, der mit Zuſchauern angefüllt iſt. Hier findet jenes dramatiſche Intereſſe ſtatt, welches der Einbildungskraft des Malers und Beſchauers den freien Spielraum gibt. Hr. Sala hat dieß gut zu benutzen gewußt; es herrſcht Bewegung und eine angemeſſene Unordnung darin, alle Perſonen handeln, nichts iſt müßig. Die Coſtüme ſind die jener Zeit, die allgemeine Harmonie wird nicht durch glänzende Farben-Partien geſtört, obgleich alles brillant iſt. Aber der junge Maler hat die Erfahrung großer Meiſter mehr zu Rathe gezogen, als die Meinung einer Menge, die nur zu ſtarke Eindrücke, ſelbſt auf Koſten des guten Geſchmackes verlangt. Die Köpfe ſind von ſchönen Formen und ſchönem Ausdrucke; Barnabo iſt edel, und flößt zugleich Ehrfurcht und Mitleid mit ſeinem Schickſale ein, (Galeazzo ließ ihn im Gefängniſſe umbringen; damals ſühnte man Verbrechen mit Geſchenken an die Kirche). Galeazzo's Kopf hat ganz den Charakter eines Tyrannen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Hr. Odevaere, deſſen Tod wir bereits angezeigt haben, wurde in Brügge am 2. Oktober 1778 von ausgezeichneten Aeltern bürgerlichen Standes geboren. Seine erſten Studien machte er auf der Schule ſeiner Vaterſtadt. Er wollte eben die Univerſität Löwen beziehen, als die Revolution ausbrach, welche dort die Lehrſtühle zerſtörte. Er widmete ſich deßhalb der Handlung, verließ dieſen Beruf aber bald wieder, um ganz der Malerei zu leben. Zu Brügge mit dem Preis gekrönt, gieng er im Jahre 1798 nach Paris, erhielt daſelbſt im Jahre 1804 den großen Preiß der franzöſiſchen Schule zu einer Reiſe nach Rom. Bei ſeiner Rückkehr von dort, 1812, empfing er aus Napoleons eigner Hand die große goldene Medaille. Als er bei wiederhergeſtellter Ordnung ſein Vaterland in Unabhängigkeit wußte, ließ er ſich dort nieder. Im J. 1817 wurde er mit dem belgiſchen Löwenorden geziert und zum correſpondirenden Mitgliede des National-Inſtituts ernannt. Später wurde er Mitglied der berühmten Akademie des heiligen Lukas in Rom, und der königlichen Geſellſchaften der ſchönen Künſte in Gent, Brüſſel u. ſ. w. Er empfing eine Ehrenmedaille aus der Hand Sr. Maj. des Königs von Preußen. Gerade vor ſeinem Ende war er im Begriff, ein Werk über die Fortſchritte des Verfalls der Künſte (sur les progrès de la décadence des arts) herauszugeben.

Digitized by Google

№. 74.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 16. September 1830.

Ueber die Kunstwerke des königlichen Landhauses Rosenstein bey Stuttgart.

(Fortsetzung.)

Eine weitere plastische Arbeit findet man im Innern des Landhauses Rosenstein. Die prachtvolle Gallerie, von sechzehn gelbmarmorirten Säulen getragen und durch die schönen Frescomalereien von Gegenbauer und Gutekunst verherrlicht, enthält einen Fries von 5′ 4″ Höhe und 228′ im Umfang, dessen Gegenstand, ländliche Beschäftigungen in den vier Jahrszeiten, von dem königlichen Inspektor der Eisengießerei zu Wasser-Alfingen, Weitbrecht, noch vor seinem Aufenthalte in Rom, mit der höchsten Naturwahrheit und mit ächt antikem Geiste erfunden und in Gyps ausgeführt worden ist. Umrisse nach diesem Werke werden in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung*) erscheinen und vorerst den Frühling und Sommer in sich begreifen, ersteren auf zwölf, letzteren auf achtzehn Blättern in Querfolio; doch sind hier mehrere Zeichnungen mitgegeben, die, obgleich sie von demselben Werthe der Composition und Darstellung wie die übrigen sind, doch, ohne Zweifel wegen der nothwendigen Beschränkung des übrigens weiten Raumes, auf dem Rosenstein nicht zur Ausführung gelangen konnten.

Der Frühling beginnt mit dem Tränken und Ausführen der Schaafe, die, langsam und säumend, des lockenden Hirten und eines hilfreichen Treibers zur Fortbewegung bedürfen, während aus dem nahen Bauernhause eine Mutter ihr früherwachtes Kind zum Fenster heraushält, um an den Lämmern sich zu erfreuen und nach ihnen zu greifen. Das Vieh wird im Stalle gefüttert und drauf ins Joch gespannt. In der Stube wascht eine Mutter ihr Wiegenkind, und neben ihr bindet der Knabe seinen Schuh. Das Mädchen hat dem Geflügel sein Futter vorgestreut und sammelt rings die frischgelegten Eier. Mit Pflug und Egge sind die Landleute im Felde geschäftig. Die Frauen besorgen den Garten. Mädchen tanzen unter blühenden Bäumen, und dem kleinen Liebling drückt die ältere Schwester den ersten Kranz des Jahres auf die Stirne; Knaben schneiden sich Pfeifen aus Weidenzweigen. So das muntere, rührige, launige Frühlingsleben.

Strengeres fordert der Sommer; darum treibt frühe der Landmann seine Rosse und sein Vieh zur Schwemme, dem vergnüglichen Schauspiele der Dorfjugend. Die Kühe geben ihre Milch im Stalle, und sorgsam wehrt die Mutter dem Knaben, daß er näher herzutrete und sich, um sein Becherchen mit Milch füllen zu lassen, an die Hinterfüße der Kuh stelle. Im Freien werden die Kirschen gebrochen; Knaben sind im Fischfang am Bache begriffen. Das Oehmd und die Fruchternte beschäftigt Aller Hände. In feierlichem Zuge mit Bändern und beym Klange der Schalmey wird der volle Garbenwagen beimgebracht, und wenn die Schnitter während der heißen Tages-Arbeit nur kurze Rast genommen hatten, um sich zu stärken zu neuer Mühe; so feiern die Jünglinge und Mädchen nunmehr Abends den Sicheltanz in heimischen Weisen, die Alten sitzen beym Glase und freuen sich der schön vollbrachten Erndte und des reichen Segens. Leichter und anmuthiger sind die Besorgungen des Gartens. Diese begießen den Kohl, jene brechen frische Bohnen; das Kind aber liegt sorglos unter der Johannisbeerstaude und meint Alles zu haben, weil ihm die Beeren so rasch und leicht vom Zweige zum Munde gehen.

Im Herbste werden zuerst die Baumfrüchte eingethan und der beizende Obstwein bereitet. Zwischen dichtem Weinlaub schneiden sie die Trauben, die ein munterer Knabe in durchlöcherter Kufe tritt. Ein jubelnder Zug schäckernder Winzer und Winzerinnen bewegt sich unter Musik und beim Fackeltanze spät nach Hause. Die getretenen Trauben sind zur Kelter gebracht; der Most wird gepreßt und versucht. Aber noch ist nicht alle Arbeit des Feldes vollbracht. Die Kartoffeln werden mühsam im rauhen Winde herausgehackt; der Pflug geht über

*) Die vier Jahrszeiten, eine Folge laendlicher Darstellungen, componirt und grössten Theils in basso relief ausgeführt als Fries in dem Königlich Württembergischen Landhaus Rosenstein von Conrad Weitbrecht. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

den Boden, um ihn zur Aufnahme der Wintersaat empfänglich zu machen. Pferd- und Viehhandel bezeichnet den Uebergang vom Herbste auf den Winter. Der Schlitten trägt bald den Bauer zum Markte. Im Walde wird Holz gefällt. Aber die Frauen bleiben bei geschäftiger Sorge zu Hause sitzen.

Es ist unmöglich, alle Einzelheiten dieser reichen und immer wechselnden Composition herzuzählen. Zur Ehre des sinnvollen Künstlers aber muß gesagt werden, daß er nicht nur mit aufmerksamem Auge das Landleben und die Beschäftigungen der Landleute in ihren wichtigsten Verhältnissen aufgefaßt, sondern auch mit einem feinen Blicke das Charakteristische sowohl als das Schöne daran herausgefunden und wiedergegeben habe. Das Costüme schwäbischer Bauern und Weingärtner ist mit genialer Freiheit behandelt, so daß Alles zu einer plastischen Form und zu anziehenden, lebenvollen Gruppen sich rundet, ohne den lokalen Charakter und das nationelle Gepräge zu verlieren. Man hat in Thorwaldsen's und Rauch's neuesten Werken vielfache Belege für die große Kunst, das moderne Costüme der höheren Stände, den Professorsmantel, die militairische Kleidung, den Predigerrock auf eine dem ästhetischen Gesetze entsprechende Weise zu gebrauchen. Hier sieht man die Männer und Weiber des Landvolkes in der mannigfachsten Abwechslung und doch überall wohlgefällig und schön ihr Costüme beibehalten. Die schwäbische Zipfelkappe legt sich nach Art der phrygischen Mütze; der linnene Rock wird der Tunika ähnlich; die Beinkleider weiten sich faltig und reich. Besonders die weiblichen Gewänder geben sich zu anmuthiger Benützung.

Weit entfernt, hier einen Gegensatz gegen die Antike oder eine bloße Nachahmung derselben zu finden, glaube ich darin gerade den ächt antiken Geist dieser Arbeit zu erkennen. Sie ist ganz eigenthümlich, ein treues Bild ländlicher Gegenwart. Sie nähert sich in der äußern Form dem Antiken nur zufällig, soferne in beiden jede Erscheinung eine schöne und harmonische Gestalt gewinnt, und soferne die erlaubte Veredlung des modernen Costümes unwillkürlich zur Aehnlichkeit mit den Darstellungen griechischer und römischer Skulptur hinleitet. Zugleich ist eine Natürlichkeit in den Bewegungen, eine Naivetät in den einzelnen Scenen, eine Wahrheit in den Physionomien, wie sie nur ein frisches Leben in der Natur und unter dem Volke, verbunden mit sinniger Anschauung und poetischer Laune, hervorrufen kann. Weitbrecht hat im antiken Geiste, in lebendiger Auffassung des erscheinenden Lebens ein nationales Werk geliefert, in welchem sich der regsame Fleiß, die kräftige Treuherzigkeit und joviale Weise der Württemberger abspiegelt. Sein Fries gehört zum Bedeutendsten, was an Kunstsachen der Rosenstein aufzuweisen hat, und das Auge des Kunstfreundes, von den sinnigen Compositionen und dem herrlichen Colorit der Frescogemälde gesättigt, kehrt immer mit neuem Vergnügen zu den anspruchlosen Gestalten und Gruppen des Frieses zurück, dessen geistreiche Erfindung und Behandlung sich mit aller Aufmerksamkeit und Liebe nie ganz erschöpfen läßt.

Es ist in der That ein sinniger Gedanke, dergleichen Volksscenen in den Mittelpunkt des königlichen Landhauses aufzunehmen. Diese Idee liegt der wohlwollenden Gesinnung eines Fürsten nahe, welcher gern unter seinem Volke weilt, und entspricht der Tendenz dieses Gebäudes, in dem sich der König mit Allen, denen er gewogen ist, erfreuen mag, wie er solches durch ein glänzendes Frühlingsfest am jüngsten Wilhelmstage bewiesen hat, zu welchem aus allen Städten die Gäste geladen und der herzlichen Huld des hohen Wirthes, wie der eigenen gemeinschaftlichen Freude Zeugen waren. An dieser Stelle sind solche Gestalten und Gruppen jedem Fremdling und Einheimischen ein ehrwürdiges Symbol des schönen Verhältnisses, in welchem allenthalben Fürst und Volk stehen soll, damit sich in beiden die Idee der wahren Menschheit und des vollkommenen Staates verwirkliche.

Die übrige Ornamentirung des inneren Gebäudes außer den schöngearbeiteten Säulenknäufen und Capitälen ist dem Pinsel überlassen worden, und es muß in dieser Beziehung schon hier der vortrefflichen Ornamenturmalereien des Malers Neher in Stuttgart Erwähnung geschehen. Das Vestibüle ist von demselben nach der Anordnung des Hofbaumeisters Salucci mit Rosetten, Thyrsusstäben, von Rebenlaub umschlungen, und mit kleinen Waffenstücken einfach verziert und bringt auf jeden Eintretenden den täuschendsten Eindruck einer vollkommenen Stuccaturarbeit hervor. Größere Waffengruppen sind von ihm mit gleicher Gewandtheit und Treue in den Zimmern des Königes gemalt worden.

Als eine köstliche Zierde, welche längst dem Rosenstein bestimmt seyn soll, muß endlich Dannecker's Psyche genannt werden, welche so zart den Charakter der kindlichen Unschuld und Seelenruhe ausspricht und deren Ausführung in Marmor wohl die lieblichste Arbeit des verehrten Meisters ist, ein bis in's Einzelnste getreues Bild reiner weiblicher Kindheit, wodurch der Stein zum geistigen Hauch geworden zu seyn scheint. Freilich wäre die Zusammenstellung dieser Statue mit jener des Amor von demselben Künstler, welche sich bisher in einem sehr geeigneten Lokale im königlichen Schlosse zu Stuttgart befand, kein unpassender Wunsch. Indeß gewährt jede dieser Figuren auch für sich allein so reichen Genuß, daß man sich durch den weiteren Weg von der einen zur anderen nicht schrekken läßt.

Eine Beschreibung der Frescogemälde des Rosensteins soll mein zweiter Bericht enthalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1829.

(Fortsetzung.)

Die fünf Figuren im Mittelpunkte bilden eine schöne Gruppe, welcher nichts fehlt, als daß die Intention des Künstlers darin nicht vollkommen ausgedrückt ist, Barnabo von dem Anführer lebhaft ergreifen zu lassen. Die Finger auf dem untern Theile der Kapuze am Halse haben zwar die Bewegung, die dieser gewaltthätigen Handlung zukömmt, aber keine Falte der Kapuze zeigt an, daß sie einer solchen ungewöhnlichen Anstrengung nachgibt.

Auch die Pferde müssen unsere Kritik beschäftigen, denn dieses stolze Thier spielt ebenfalls seine Rolle in Scenen dieser Art, und war für die großen Meister alter und neuer Zeit immer ein Gegenstand besonderer Studien. Barnabo's Maulthier und Galeazzo's Pferd sind von schöner Form. Aber der Künstler hat nicht bemerkt, daß die Erschütterung des Gebisses durch die Handlung desjenigen, welcher das Maulthier aufhält, indem er ihm den Kopf auf den Widerrist zurückdrückt, während der zu Boden geworfne Page in entgegengesetzter Richtung anzieht, den Mund des Thieres öffnen muß; dieser im Gegentheil ist ganz geschlossen, was der Natur zuwiderläuft. Eine der großen Verlegenheiten bei einer ähnlichen Verwirrung ist: die Füße der Pferde zu stellen. Die Bewegung derselben wirkt mit zu der allgemeinen Handlung, sie muß energisch seyn, und zu gleicher Zeit dem Körper seine richtige Stellung, sein Gleichgewicht erhalten, die Haltung des Pferdes ist aber noch schwerer aufzufassen als die des Menschen. Indeß hat der Künstler manches gutes Auskunftsmittel, um sich aus solcher Schwierigkeit zu helfen.

Hr. Sala ist, wie das Sprüchwort sagt, mit gleichen Füßen darüber hinweggesprungen. Es hat schon sehr lange nicht mehr geregnet, eine Menge Staub hat sich gesammelt, der uns nur einen Fuß des Maulthiers, ein wenig von dem grauen Schweife des Pferdes, auf welchem der Krieger sitzt, der Barnabo anpackt, sehen läßt, so daß wir den Körper und den Kopf des Thieres errathen müssen, die wir nicht zu sehen bekommen. Es ist ganz natürlich, daß dieser Staub, der sich zum Glücke für den Maler verdichtet hat, uns die Füße der Pferde, der Soldaten, die hinter dieser Gruppe befindlich sind, verdeckt. Dieß ist vielleicht auch ein Glück für uns, denn nicht alle Künstler haben das Talent eines Vernet.

Wenn Hr. Sala die Zuschauer des Balkons, die für die geringe Entfernung zu klein sind, hinwegnehmen will, wird man dieses Bild, das Talent verräth, mehr als einmal mit Vergnügen sehen.

Nichts Neues unter der Sonne.

Die Römer raubten an einem Feste die Sabinerinnen, behielten sie aber bey sich. Im Jahre 944, als man in Venedig die Vermählung zweyer auf Kosten der Republick ausgestatteter Mädchen feyerte, und diese jungen Frauen mit allem möglichen Schmucke geputzt waren, den ihnen die edlen Venetianerinnen zu diesem Tage geliehen hatten, sogar goldne mit Edelsteinen und kostbaren Perlen reich verzierte Kronen auf ihren Köpfen trugen, sah man plötzlich einen Haufen Seeräuber von Istrien landen, auf das unbewaffnete, ganz mit dieser Feyerlichkeit beschäftigte Volk losstürzen, und die Bräute entführen (die man ihnen wieder abnahm, denn von ihrer ersten Ueberraschung zurückgekommen, stürzten sich die Seeleute zu ihrer Verfolgung ins Meer). Hr. Joh. Darif aus Venedig hat es unternommen diese Begebenheit auf einem großen Bilde darzustellen, minder glücklich als die Gräfin Regnier Micheli, die in ihren Venetianischen Festen (3 Bände in 8. italienisch und französisch gedruckt) eine rührende Erzählung davon geliefert hat. (Die Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Alterthümer.

Ein in Amerika aufgefundenes Kunstwerk könnte dazu dienen, eine sehr dunkle Frage endlich zu beantworten und das alte Daseyn eines lange Zeit unbekannten Volkes und Landes, so wie deren altes Verhältniß zu der übrigen civilisirten Welt zu bestätigen.

Ein Pflanzer entdeckte im December 1828 auf einem Felde bei Monte-Video in Südamerika einen Grabstein mit fremden, ihm unbekannten Charakteren. Er brachte diesen Stein, welcher eine kleine Mauerarbeit bedeckte, weg, und fand hier zwei Schwerter, einen Helm, einen Schild, sämmtlich bedeutend von Rost angegriffen, und einen großen irdenen Krug. Der Pflanzer ließ diese Gegenstände nebst dem Grabsteine nach Monte-Video schaffen, wo es, obschon sich die Zeit hier in ihrer ganzen zerstörenden Kraft gezeigt hatte, gelang, eine Reihe von griechischen Worten zu lesen, deren Uebersetzung also lautet: „Unter der Regierung Alexanders, des Sohnes des Philippus, Königs von Macedonien, in der drei und sechszigsten Olympiade, Ptolemaios . . . . . der Schluß ließ sich unmöglich entziffern. An dem Griffe des einen Schwertes ist ein Bild, angeblich Alexanders, sichtbar, und auf dem Helme sind Bildhauerarbeiten, den Achilles vorstellend, wie er Hektors Leiche schleppt.

So möchte denn, nach der Entdeckung dieses Monuments zu schließen, schon ein Zeitgenosse Alexanders den Boden von Brasilien und La Plata betreten haben, welchen die Europäer am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zuerst entdeckt zu haben glaubten. Aber wer sieht nicht, daß diese Inschrift den Alexander ungefähr 160 Jahre vor seiner Geburt würde leben lassen? Zudem haben ja die Griechen erst nach des Macedonischen Eroberers Tode ihre Zeitrechnung nach Olympiaden begonnen. Bis zu jener Epoche hatten die Völker Griechenlands gar keine regel-

Digitized by Google

mäßige chronologische Aera. Jeder von den kleinen Staaten dieses berühmten Landes bezeichnete seine Jahre nach dem Namen des ersten Archonten mit dem Beisatze: Eponymos. Der Cyclus nach Generationen, der von Herodot angewandt wurde, aber seiner Natur nach wesentliche Unvollkommenheiten an sich trägt, ward von den übrigen Geschichtschreibern Griechenlands nicht allgemein angenommen. Des Gold- oder Mond-Cyclus des Meton von Athen bedienten sich nur die Astronomen. Die Zeitrechnung nach Olympiaden hingegen nahm nach dem Vorschlage des Geschichtschreibers Timäus von Sicilien mit dem J. 776 v. Chr. Geb. ihren Anfang. Denn von jener Zeit schreibt sich die Sitte her, die Bildsäulen der Sieger, deren Reihenfolge zur chronologischen Bestimmung der Spiele diente, in der Rennbahn zu Olympia aufzustellen, und man weiß, daß die Statue des Athleten Koräbus den Anfangspunkt dieser Aera bildete, die von allen nach Timäus folgenden Geschichtschreibern beibehalten wurde. Es braucht nach diesen Bemerkungen kaum mehr gesagt zu werden, daß die auf dem zu Monte-Video gefundenen Grabstein befindliche Inschrift nicht von einem Zeitgenossen Alexanders des Großen herrühren kann. Wahrscheinlich liegt ein Uebersetzungsfehler der Inschrift zu Grunde.

Bekanntlich sind seit einigen Jahren auch in Palenka in Mexiko merkwürdige Bildhauerarbeiten und Hieroglyphen aufgefunden worden, welche vermuthen lassen, daß einst eine ägyptische Colonie auf dieses unermeßliche Westland kam, so wie die Entdeckung in Monte-Video auf die Ankunft einer griechischen Colonie an einem ganz andern Punkte des nämlichen Westlands schließen läßt.

Das Dunkel, das immer über Mexiko schwebte, fing erst mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts an, etwas gelichtet zu werden. Die erste Untersuchung wurde auf Kosten der spanischen Regierung im Jahre 1787 unternommen. Aber die Nachrichten, die durch sie auf uns hätten kommen können, liegen in den Archiven von Mexiko vergraben, und Europa hat nie von ihnen reden hören. Ein zweites Unternehmen der Art fällt in die Jahre 1805 — 1807; aber die Zeichnungen und ganz in's Einzelne gehende Nachrichten, die wir diesem verdanken könnten, hatten das nämliche Schicksal, so sorgfältig und authentisch sie auch waren; und es scheint wahrhaftig, als hätten diese verödeten und gleich wüsten Gräbern in den Abgrund gesunkenen Städte es nicht sehen sollen, daß auch nur ihr Name eines Tages aus seiner Vergessenheit hervorgehoben würde.

Ein eifriger und kenntnißreicher Franzose, der jene Gegenden besuchte, ward mit Bewilligung der mexikanischen Regierung Eigenthümer der Zeichnungen und Manuscripte der Expedition von 1807, damit auch Europa einmal erfahren sollte, daß Amerika, diese für uns neue Welt, ehemals auch von eben so alten, und vielleicht noch ältern Bewohnern bevölkert war, als die Egyptier und Inder von Bewohnern, die in Wissenschaften und Künsten eben so große Fortschritte gemacht hatten, als diese. Hr. Baradère kam im vorigen Jahre mit seinen kostbaren Dokumenten nach Frankreich zurück, und beschäftigte damit dort das Institut, die geographische Gesellschaft und die der französischen Alterthumsforscher. Berichte darüber haben sich im Inland und Ausland verbreitet,*) und die gelehrte Welt erwartet mit Ungeduld seine Mittheilungen über die Alterthümer von Palenka und Mitla. Die vollständige Ergänzung der im Besitze des Hrn. Baradère befindlichen Dokumente ist ihm erst vor Kurzem aus Mexiko zugekommen, und es läßt sich hoffen, daß eine schleunige Bekanntmachung derselben sie zur Kenntniß der Gelehrten bringen werde, die über ihren Werth zu urtheilen fähig sind. Welche Menge interessanter Fragen wird nicht eine solche Bekanntmachung lösen sollen? Ein Theil des ehemals durch civilisirte Völker bewohnten Amerika, deren Gedächtniß schon bei den folgenden Nationen erloschen war, die selbst in Begriff standen, der Civilisation näher zu kommen, als Christoph Columbus sie entdeckte, Städte von mehreren Meilen in der Ausdehnung, deren vorzüglichste Denkmäler, fest, wie die egyptischen, und nicht weniger reich in ihrer Anordnung und ihren Verzierungen, man noch jetzt stehen sieht; Statuen und andere Bildhauerarbeiten in Granit; colossale Basreliefs, in Stuck mit einer Feinheit und Einfachheit ausgeführt, daß sie sich dem egyptischen Style nähern; die Hieroglyphen endlich, die innen oder aussen in die Denkmäler eingegraben sind; dieß sind die Monumente, aus denen wir erkennen können, was jene nun verschwundenen Völker einst waren. Wir beschränken uns, hier nur zweier Basreliefs zu erwähnen, die unter vielen andern ein Gebäude zu Palenka schmücken, dessen Vorderseite nicht weniger als 300 Fuß Länge hat. Die Originalzeichnung dieser beiden Basreliefs ist von Castanneda in großartigen Verhältnissen ausgeführt. Die Personen, welche sie vorstellen, sind mehr als 6 Fuß hoch und die Feinheit der Arbeit ist an ihnen höchst bemerkenswerth, ohne daß man deßhalb in ihnen die Kunst eines antiken Volkes und jene Ueberlegenheit in den Arbeiten der griechischen Bildhauer suchen darf; wohl aber ist in ihnen jene Einfachheit der Linien, jene Naivetät der Stellung sichtbar, welche eine aus dem Schoße der Kindheit oder der Barbarei hervorgegangene, aber noch nicht zu dem höchsten Punkte ihres Ruhmes gelangte Kunst charakterisiren.

Das zu erwartende Werk des Hrn. Baradère wird aus 150 Platten und dem Originaltexte der Expedition von 1807 bestehen, wozu noch die Arbeiten einiger über diesen Gegenstand vorzüglich unterrichteter berühmter Gelehrten kommen sollen.

*) Siehe Kunstblatt 1829, Nro. 79 und 80.

Digitized by Google

N°. 75.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 21. September 1830.

Ueber die Kunstwerke des königlichen Landhauses Rosenstein bey Stuttgart.

Zweiter Bericht.

Seitdem durch Deutsche in Italien die Frescomalerei wieder in's Leben getreten ist, hat sich im deutschen Vaterlande selbst diese Kunst in merkwürdigen Leistungen hervorgethan. Wer München und Bonn kennt, wird an den glänzenden Fortschritten derselben nicht zweifeln können. Zu den größten Vorzügen auch des Landhauses Rosenstein gehören seine Wandgemälde. König Wilhelm hat sich dafür namentlich den Meister ersehen, der früher in Rom durch sein Frescobild „Herkules und Omphale" den Beifall und die Bewunderung der kunstliebenden Besucher aus allen cultivirten Nationen erworben hatte, und zu der Wahl Gegenbauers kam die nicht minder glückliche der Maler Dieterich und Gutekunst hinzu, um die Säle des Gebäudes mit würdigen Darstellungen auszustatten.

Dieterich erhielt den Auftrag, den Plafond des Speisesaales durch Scenen aus der Mythe des Dionysos zu beleben. Gegenbauer sollte den Gegenstand der Farnesina, die Fabel von Amor und Psyche, nach seinen wichtigsten Beziehungen an der großen Gallerie der Kuppel und auf vier unter der Kuppel ihm vom Architecten zugetheilten Pendentifs (Zwickeln) ausführen, und Gutekunst durch andere, aus derselben Fabel entlehnte Bilder auf acht kleinen oblongen Feldern und zwei Quadraten ihn unterstützen. Eine kleinere Arbeit von Gegenbauer, die Vorstellung der vier Jahreszeiten, war für das Lesezimmer der Königin bestimmt.

Die Composition aus der Dionysos-Mythe von Dieterich besteht aus fünf oblongen Flächen, die eine 6′ hoch, 14, lang, zwei andere 3′ 5″ hoch, 20′ 8″ lang; die zwei kleinsten 2′ 3″ hoch, 14′ lang. Auf den drei größeren sind die Erziehung, der Brautzug und die Kämpfe des Bacchus dargestellt. Die zwei kleineren enthalten Kinder-Gruppen und Züge mit Beziehung auf die Mythe und den Dienst dieses Gottes.

Das mittelste und größte unter diesen Bildern gibt den festlichen Zug des Bacchus und der Ariadne. Diese beiden sitzen auf einem goldenen Wagen; Ariadne aufrecht und mit der ganzen Haltung des Körpers und Angesichtes nach dem rückwärts gelehnten Gotte schauend, welcher gleichfalls in den Anblick der auf Naxos gefundenen unglücklichen und nun so glücklichen Schönen versunken ist. Er stützt sich behaglich auf den linken Ellenbogen und schlingt in träumerischem Schauen und Sinnen den rechten Arm über sein mit Rebenlaub und Trauben bekränztes Haupt, als wollte er den Kranz befühlen und an dessen Wirklichkeit sich überzeugen, daß er noch derselbe und daß alles auch um ihn der Wahrheit sey. Die obere Hälfte seines jugendlich schönen Körpers ist unbekleidet; um die Lenden und abwärts umgibt ihn der rothe Mantel in kräftigen Falten. Die Geliebte trägt ein gelbliches Gewand und hält den hellrothen Mantel empor, der, vom Winde geschwellt, in hohem Bogen über sie hinwallt. Hymen steht hinter ihnen und, von beiden unbemerkt, läßt er sachte den Myrtenkranz auf ihre Häupter herab. — Die beiden Panther, welche den Wagen ziehen, werden von Amorinen geritten, von denen der eine mit dem Pfeile zum rascheren Zuge antreibt, der andere die Leier schlägt, während beide frohlockend auf das liebende Paar zurücksehen und den Triumph ihres ältern Bruders feiern. Ein dritter Amorin geht neben dem Wagen und trägt mit Mühe einen großen schwarzen Hahn. Der Zug ist von mehreren Satyrn und Faunen gefolgt, unter welchen sich der berauschte fette Silen auf seinem Esel auszeichnet. Er schwankt sehr nach der linken Seite herüber, wo seinem Gewichte ein alter Satyr, der ihn führen will, kaum widersteht, während ein jüngerer auf der andern Seite zu seiner Hilfe bereit ist. Ein Knabe folgt unmittelbar dem Wagen und deutet auf des Gottes Wonne. Ein kleinerer zieht den Bock am Barte, auf welchem sein mit Früchten beladener Gespiele sitzt. Jener Satyr trägt auf der Schulter sein Kind; dieser schleppt in unsicherem Tanze den Weinkrug, der ihn dem rohen Zustande bacchantischer Lust schon nahe gebracht hat. Unter diesem Getümmel werden auch zwei Frauen sichtbar, die eine mit dem Korb voll Früchte auf dem Kopfe, die andere wild und gräßlich die gellenden Bleche zusammenschlagend. Durch diese einzige hat der

Digitized by Google

Künstler errathen lassen, was noch hinter der Scene folgt, und man ist ihm Dank schuldig, daß er die gemeine Partie seines Stoffes nicht weiter ausgeführt hat. Freundlicher als dieses Gefolge sind die den Zug anführenden Weiber, eine mit dem Thyrsusstabe vorangehend, die andern mit Trommel und Pfeifen. Auch diese zwar zeigen schon die Ekstase von Mänaden; aber sie müssen dieß, wenn der Künstler auf dem mythologischen Boden stehen bleiben will. Ihre Sinne sind gesteigert, ihr ganzes Wesen aufgeregt; feiern sie ja doch das Herrlichste, was ihrem göttlichen Führer seit dem weiten Zuge durch Morgen- und Abendland nicht begegnet, das Einzige, was ihm gefehlt. Dabei hören diese noch nicht auf, Weiber zu seyn, man sieht es, daß sie mehr von der Freude als vom Weine trunken sind, und so gehören sie denn auch zunächst an den Wagen des glücklichen Paares. Die Physiognomien sind sämmtlich ausdrucksvoll, wenn sie gleich nicht alle schön heißen können. Es ist überhaupt Charakter in dem ganzen Bilde. Diesen Charakter des Ganzen hat der geistreiche Meister insbesondere durch die Naturscene gehoben und erklärt. Ich meine damit nichts Landschaftliches; denn dieß mußte bei der großen Beschränkung des Raumes beinahe ganz weggelassen werden. Es ist vielmehr die Luft und der Himmel, wodurch der Gedanke des Künstlers lebendig hervortritt. Düster und gewitterhaft liegen Wolken über dem Gefolge, heiter ist der Himmel über den voranschreitenden Frauen, und unmittelbar über den Häuptern der beiden Liebenden klärt sich der Horizont auf. Mag dieß immerhin die Bedeutung enthalten, daß aus dem unglücklichen und sturmvollen Leben der Wanderung und des bloßen Bedürfnisses der Liebe nun die heitere, selige Gegenwart des Besitzes, der Tausch treuer Herzen, die Wonne des Genusses hervorgegangen sey; es schließt sich daran aber auch ganz ungezwungen der weitere Gedanke an den Gegensatz der reineren Freude und der rohen, wilden, sinnlichen Lust.

In rechtem Winkel mit diesem Bilde laufen die Darstellungen der Erziehung und der Kämpfe des Bacchus. Die erstere zerfällt in drei Abschnitte durch den Umstand, daß in der Mitte zwei Ulmen als Träger eines Rebengeländes sich erheben, unter welchem drei verschiedene Scenen sich vorfinden. In der mittleren steht auf einem Panther der kleine Dionysos, gehalten von einer Nymphe; Silen und zwei Nymphen oder Musen spielen auf Flöte und Leyer; andere Mädchen bringen Blumengewinde und eine kniende ist im Begriff, das Thier, das den jungen Gott tragen darf, zu bekränzen. Rechts von dieser Scene ist eine große Vase, in welche die Nymphen Wasser gießen zum Bade für ihren Zögling; eine unter ihnen schüttet duftige Blumen aus ihrem Korbe in das Bad; eine zweite prüft sorgfältig mit der Hand den Wärmegrad des herbeigetragenen Wassers. Auf der Scene links vom mittleren Felde sind Nymphen mit der Pflege des Weingeländes beschäftigt, und eine von ihnen wehrt dem lüsternen Bock das Benagen der Rebe.

Das Gegenstück zu diesem friedlichen Bilde sind die Kämpfe des Bacchus, eine wohlgeordnete Gruppe von Kriegern und Landleuten, welche leztere im Gefolge ihres nur mit Tigerfell und Thyrsusstab bewaffneten Gottes ihre Geräthe gegen die kriegerischen Feinde gebrauchen und trotz ihrer Ungewohntheit in solchem Kampfe dennoch mit Hilfe ihres Vorstreiters den Sieg davontragen. Bacchus steht in der Mitte und stößt den vornehmsten unter den Gegnern zu Boden. Andere liegen schon getödtet umher. Mehrere Bauern schlagen mit ihrer Pflugschaar drein, andere schmettern den Ruf des Schreckens durch musicalische Instrumente in das Ohr und Herz der Feinde, und schon beginnt deren Flucht. Unter den Fliehenden ist auch ein Centaur, der wehklagend die Hand nach dem Kopfe stößt.

Parallel mit dem großen mittleren Bilde sind die zwei schmalen Felder, auf welchen Gruppen und Züge von Kindern im Dienste des hochgefeierten Liber sich befinden. Auf dem einen wird das Opfer eines Hahnes auf dem Altar dargebracht. Von der linken Seite werden dichte Blumen- und Fruchtgewinde von Kindern hergeschleppt, andere tragen volle Körbe; rechts musiciren zwei, andere führen und kränzen einen Bock, auf welchem ihrer Genossen einer mit dem Thyrsusstabe sitzt. — Das zweite Feld stellt das Einfangen eines Rehes dar, von beiden Seiten Musik, Spiel und Scherz; einer ist gefallen beim Springen über einen Schlauch, während der andere glücklich den Sprung vollführt und ein dritter dem Gefallenen die komische Maske entgegenhält. Wer möchte hier den Anfang der Bacchusspiele, die Keime des großen griechischen Drama verkennen? Hier hat der Künstler den Mythus an die Geschichte, Dichtung an Wahrheit angeknüpft. Diese beiden Felder sind ebenso launig als mannigfaltig. Unstreitig hat dadurch das Uebrige, was mit der Entwicklung des Mythus in näherer Verwandtschaft steht, an Lebendigkeit und Heiterkeit gewonnen. Dieterich hat das Talent, den Ernst der Erscheinungen in seiner charakteristischen Bedeutsamkeit aufzufassen. Historische Wahrheit im edelsten Sinne des Wortes tritt unverkennbar in seinen Erzeugnissen hervor. In diesen Kindergruppen hat er jedoch auch die freundliche und komische Seite des Lebens wohlgefällig ergriffen, und es ist nur zu wünschen, daß sein kräftiger Pinsel Gelegenheit finde, auch dieser Seite der Kunstdarstellung öfter sich zuzuwenden. Einen schönen Beweis seines Verständnisses der christlichen Kunst hat er in der Skizze niedergelegt, nach welcher die Barfüßerkirche zu Frankfurt am Main al fresco die Verherrlichung des Erlösers enthalten sollte. Jammerschade, daß der Plan dieses Werkes, das den Stiftern ebenso wie dem Meister

Digitized by Google

zum Ruhme würde gereicht haben, nicht zur Ausführung gekommen ist!

Mit der sichern und bestimmten Zeichnung verbindet der Künstler ein kräftiges Colorit; die Gestalten treten in festen Umrissen und deutlichen Formen heraus, eine Deutlichkeit und Kraft, die an Bacchus, Ariadne, einigen Bacchanten, Nymphen und Kindern sich zur Anmuth erhebt, hingegen bei andern z. B. Silen, den Faunen, Satyrn und rasenden Weibern in's Derbe und, wenn der Ausdruck von dem Tone des Colorits gelten mag, in's Grotesk-Komische übergeht.

Doch genug von diesem interessanten Kunstwerke.

(Die Fortsetzung folgt.)

Resultate der Nachgrabungen des Fürsten von Canino.

Im Kunstblatte ist mehrmals den wichtigen Untersuchungen des Fürsten von Canino die gebührende Anerkennung zu Theil geworden. Ebendieselben veranlaßten den gelehrten Alterthumsforscher Raoul-Rochette zu einer vor der Ac. des Inscriptions gelesenen Notiz über den Catalogo di scelte antichità etrusche trovate negli scavi del principe do Canino, 1828 — 1829. Das Resultat der Notiz ist der unmittelbar griechische Ursprung der von andern Gelehrten für etruscisch gehaltenen Vasen.

Die mit dem Pinsel gemalten Inschriften auf den Vasen von Canino theilt H. Raoul-Rochette in drei Klassen: 1) in Bezug auf Künstler. Zu den sieben oder acht bekannten Namen kommen ganz neue: Hefon, Sohn Nearchs, Andolides, Phitias oder Phintias, Aeschylos, Phidippos, Chalkion, Hieron, Euphronios, Zeuritheos, Euthymiades, Panthöös, Posidon, Echschias (sic), Python, Hippaschmos, andre ungerechnet, welche nicht deutlich genug zu erkennen sind. Auf denselben Vasen findet der Vf. Besonderheiten, die für den griechischen Ursprung entscheiden. Bisher hatte man neben dem Namen des Künstlers nur das Wort ΕΓΡΑΦΣΕΝ oder ΕΠΟΙΕΣΕΝ gesehen und konnte glauben, beide Wörter hätten einerlei Bedeutung. Auf vielen Sachen von Canino dagegen findet man zugleich die Namen eines Künstlers mit dem Worte ΕΓΡΑΦΣΕΝ und den eines andern Künstlers mit ΕΠΟΙΕΣΕΝ, woraus man schließen kann, daß die beiden auf einer und derselben Sache genannten Künstler einen verschiedenen Antheil daran genommen haben, der eine als Zeichner, der andre als Maler, Verfertiger des Modells oder wenn man will als Fabrikant. Da es nun, wie Millingen bemerkt, Vasen ohne Malerei gibt, worauf man ΕΠΟΙΕΣΕΝ liest, so schließt sich der Vf. an die einfachere Erklärung „Fabrikant" an. Wie dem aber auch sey, aus der Inschrift und den Künstlernamen geht hervor, daß die Vasen in griechischen Fabriken, von der Hand griechischer Arbeiter verfertigt wurden. Wenn sie in Etrurien durch Etrusker gearbeitet wären, wie der Fürst von Canino annimmt, so könnte man nicht begreifen, warum die Inschriften und Namen nicht etruscisch sind, wie auf so vielen andern Denkmälern, wo die griechischen Wörter eine etruscische Form annehmen. H. Raoul-Rochette schließt daraus, daß jene griechischen Vasen durch Handelsverbindungen nach Etrurien gelangten, und was den Weg betrifft, welchen sie nahmen, so gibt die zu Girgenti gefundene, den Vasen von Canino in Styl und Arbeit ganz ähnliche Vase des Nicosthenes eine Andeutung.

Die zweite Klasse begreift die mythologischen und heroischen Arbeiten. Auf diesen historischen Vasen besonders, deren die Sammlung von Canino so viele enthält, zeigen die hellenischen Mythen und die griechischen Inschriften, daß man sie mit Unrecht für etruscisch hielt. Der heroische Cyclus wird durch die, in den Besitzungen des Fürsten entdeckten Werke sehr bereichert. Unter den seltensten und merkwürdigsten Darstellungen erwähnt der Vf. den Mythus der Thetis und des Peleus, besonders eine Darstellung mit dem Namen ΘΕΤΙS, ΠΕLEVS, ΠΟΝΤΜΕΔΑ (sic), statt ΠΟΝΤΟ ΜΕΔΑ (eine Seenymphe), und ΧΙΡΟΝ. Bei dem fünften Worte ΠΑΤΡΟΚΛΙΑ ist ΑΘΔΑ oder ein ähnliches Wort zu suppliren, und dieß kann sich alsdann auf Leichenspiele zu Ehren des Patroklos beziehen, bei welchen dergleichen Vasen als Preiße vertheilt wurden. Ferner Darstellungen in Bezug auf Achill: acht Gemälde, worunter sechs mit Namen versehen, zeigen den Streit Achills und Agamemnons, No. 1737; den Tod des Patroklos mit den homerischen Namen ΦΟΝΙΧS (sic), ΑΝΤΙLΟΧΟS, ΔΙΟΜΕDES, ΙΡΙS, ΠΑΤΡΟΚLOS, ΑΙΑS, ΝΕSΤΟΡ, ΑΙΝΕΑS, ΗΙΠΙSOS (sic), außerdem [Z]ΕΥΧSΙΘΕΟS ΕΠΟΙΕSΕ, No. 1120; den Tod des Troilos, den Kampf Achills gegen Hector in Gegenwart Minerva's oder Mercurs, Achill, der Hectors Leichnam schleift, Priamos zu den Füßen Achills; endlich eine herrliche Darstellung, der Tod Achills, mit den Namen ΠΑΡΙS, ΜΕΝΕLΕΟS (sic), ΑΧΙLΕΟS (sic), ΑΙΑS, ΝΕ. ΠΤΟΛΕΜΟΣ, ΑΙΝΕΑS, Ν. ΙΡΙΟS (sic). Am häufigsten kommen auf den Vasen von Canino die homerischen Helden Odysseus, Diomedes, Menelaos, Paris, Hector, Priamos vor. Auf denselben zeigen sich die Wörter ΚΑLOS, ΚΑLE. Die meisten Eigennamen deuten in der unrichtigen Form, welche sie durch die Arbeiter erhielten, auf griechischen Ursprung.

Digitized by Google

durch Fehler, welche der Vf. aus der griechischen Aussprache erklärt, z. B. XLISOΦOS für KLEOSOΦOS und KAIBVLON statt KLEOBOTLOS.

Den dritten Beweis liefern die Inschriften mit Formeln und Sentenzen, z. B. KALOS EI auf vier Vasen, wie bereits auf einer campanischen bei Hamilton. XAIPE ΣV auf zwei Vasen, wie schon auf mehreren Büchern von Nola. Deßgleichen ΠPOSAΓOPEVO (προσαγορεύω), wie auf einer campanischen Vase in der Sammlung des Hrn. v. Witte zu Paris. KALEHOΠOZ (παῖς), ΠIESSΘE (πίεσθε). Endlich größere Inschriften, die Gerhard, Bullettino S. 143 f., mit vielem Scharfsinne erklärt.

Nach andern Erörterungen kehrt der gelehrte Vf. zur näheren Bestimmung seiner allgemeinen Ansicht zurück: die große Reihe gemalter, mit griechischen Darstellungen und griechischen Inschriften geschmückter Vasen in den Begräbnissen des alten Etruriens gehört einzig und allein Griechenland. Sie sind nicht in Etrurien nach griechischen Vasen ausgeführt: Material, Form, Fabrication, Firniß, Alles zeigt die Identität der Vasen von Canino mit den fizilisch-griechischen. Sie konnten nur zur Zeit der größten Entwickelung griechischer Kunst ausgeführt werden, ohne Zweifel zu einer Zeit, die nicht fern war von der Vervollständigung des griechischen Alphabets durch die langen Buchstaben H und Ω und die Doppelbuchstaben Ξ und Ψ, denn Ω kömmt nirgends auf jenen Vasen vor und H nur als Hauch; die erwähnten Doppelbuchstaben stehen nirgends, sondern dafür KS oder XS, und ΠS. Im Laufe des fünften und vierten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung verfertigt, wurden jene Vasen durch den Verkehr nach Etrurien gebracht, zur Zeit als die griechische Kunst ihren Einfluß auf die etruscischen Alterthümer auszuüben begann.

„Indem ich aber meine Analyse beendige," erinnert der Vf. „und wenn ich von einigen Ansichten des Fürsten von Canino abweiche, so ist es doch für mich eine angenehme Pflicht, in meinem Namen und ich darf sagen im Namen der Academie, den Dank auszudrücken, den alle Freunde des Alterthums diesem Fürsten schuldig sind. Der Eifer des Fürsten eröffnet eine der wichtigsten archäologischen Fundgruben, die seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften eröffnet worden sind. Durch Entdeckung der alten Stadt Tusculum, unter seiner Leitung und auf seine Kosten, hatte der Fürst von Canino den Bereich der Geschichte und der römischen Alterthümer erweitert. Aber die Sammlung der gemalten Vasen, die unter seinen Augen gefunden sind und fortwährend entdeckt werden, ist eine der größten Bereicherungen, welche die Archäologie noch erhalten konnte, und die Bekanntmachung alles Entdeckten durch den Fürsten von Canino wird als eines der schönsten wissenschaftlichen Denkmäler unserer Zeit gerühmt werden."

Vermischte Nachrichten.

Die Kathedrale in Meaux besitzt bewundernswürdige Copien der Cartons, welche Leo X. von Raphael hatte mahlen lassen, um mit den danach gefertigten Teppichen den Vatikan schmücken zu lassen. Dieser Copien sind neune, von den Originalien befinden sich sieben in der Gallerie der königlichen Residenz zu Hamptoncourt. Die Copien wurden der genannten Kirche von Maria Leszinka geschenkt; jedoch sollte dieses Geschenk nur als Depositum betrachtet werden. Die sechs Copien, auf den Befehl Ludwigs XIV. von Mynard, Boullogne, Blanchet und andern Mahlern jener Zeit für die königliche Gobelinmanufaktur verfertigt, sind heut zu Tage sehr verdorben. Dem Vernehmen nach werden die Copien durch die Kathedrale zu Meaux dieser Manufactur geliehen, und die General-Direktion der schönen Künste will demnach die in der Gobelinmanufaktur wieder herstellen lassen.

*

Im Museum zu Vienne, im Departement d'Isere, wurde jüngst ein antikes Mosaik aufgestellt, welches in der Stadt bei dem Graben eines Kellers aufgefunden wurde. Dieses Mosaik ist eines der schönsten, welche man im ganzen südlichen Frankreich entdeckt hat. Es bildet ein Viereck, wovon jede Seite 11 Fuß lang ist. Die Zeichnung enthält in dem mittlern Theile eine zirkelförmige Einfassung, welche ein zwei und einen halben Fuß hoher Kopf des Neptun einnimmt, unter dessen Barte Fische hervorkommen. Im Aeussern entsprechen vier halbkreisförmige Abtheilungen den vier Seiten des Haupt-Mosaiks. In einer jeden ist ein Delphin. Alle andern Verzierungen, wie Vasen und Einsatzvasen, bilden ein durchaus vollständiges Ganzes.

*

Man beschäftigt sich damit, die gemahlten Plafonds des Schlosses zu Versailles wieder herzustellen, was schon vor 30 bis 40 Jahren einmal geschehen ist. Diese Restauration geschah damals an Ort und Stelle; gegenwärtig hat man darauf gedacht, die Plafonds nach Paris zu bringen, ohne Zweifel darum, weil dort die Wiederherstellung manche Vortheile hat. So viel ist jedoch gewiß, daß dadurch, daß man so kostbare, durch die Hand eines Lebrun, Philipp von Champagne, Coppel u. a. bemalte Leinwanden losmacht, zusammenrollt und wieder aufrollt, zuletzt nichts mehr von den Gemälden übrig bleiben kann.

Digitized by Google

N°. 76.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 23. September 1830.

Ueber die Kunſtwerke des königlichen Landhauſes Roſenſtein bey Stuttgart.

(Fortſetzung.)

Treten wir in die große Gallerie zu dem Mährchen von Amor und Pſyche. In vierzehn Darſtellungen iſt daſſelbe enthalten. Die Kuppel faßt zwei in ſich; viere ſind auf den die Kuppel tragenden Dreiecken gemalt; acht befinden ſich an der übrigen Wölbung des Saales, je vier zu der einen und anderen Seite des Kuppelgemäldes. Dieſe letzteren acht ſind von Gutekunſt, Kuppel und Dreiecke hingegen von Gegenbauer componirt und gemalt. Der geſchichtlichen Reihefolge gemäß will ich ſie hier aufführen.

No. 1, von Gutekunſt, 2′ 8″ hoch, 6′ 8″ lang. In einem Roſenhaine ſitzt Pſyche als Kind zwiſchen einem Knaben und einem Mädchen, welche ihr als der ſchönſten und lieblichſten unter ihres Gleichen huldigen. Der Knabe drückt einen Kranz von Roſen auf das niedliche Haupt der Königstochter, während ihr das Mädchen einen Spiegel zu ſeliger Selbſtbeſchauung vorhält.

No. 2, von demſelben, mit gleicher Höhe und Länge. Venus, über die Schönheit der jungfräulich aufgeblühten Pſyche erbittert und auf die ihrer Schönheit von allen Seiten her dargebrachte göttergleiche Verehrung eiferſüchtig, gebietet ihrem Sohne, das ſterbliche Mädchen zu züchtigen und ihr Liebe zu dem Niedrigſten unter den Menſchen einzuflößen. Die Göttin ſitzt auf einem Raſen, hinter deſſen Gebüſche ihr Wagen und nach der andern Seite eine ſchöne Landſchaft geſehen wird. Die beiden Tauben ruhen in der Nähe. Der Groll der Eiferſucht und des gekränkten Stolzes, der gereizten Eitelkeit flammt aus den Blicken der Mutter, während ſie nach der Gegend hindeutet, in welcher das Opfer ihres Haſſes gefunden werden möge. Amor, ihres Winkes in kindlicher Unbefangenheit gewärtig, bewegt unwillkührlich auch ſeine Linke nach dem Lande, wo c.. der Mutter Strafurtheil an Pſyche vollziehen ſoll.

No. 3, von demſelben, eben ſo hoch und lang. Pſyche ſitzt auf dem Felſen, nach welchem ſie in Folge des Orakelſpruches von ihren königlichen Aeltern und Geſchwiſtern gebracht worden iſt, um dem unbekannten, jedoch als Ungeheuer geſchilderten, Bräutigam preisgegeben zu werden. Nicht in banger Furcht — denn wovor ſoll die Unſchuld ſich fürchten? — nein! getroſt erwartet die Harmloſe die Ereigniſſe der Zukunft. Aber ſchon fliegt auf des Liebesgottes Geheiß Zephyr herbei, der ſie auf weichen Armen forttragen und im einſamen Thale niederſetzen ſoll, wo ſie Alles, was die Sinne begehren mögen, findet, von geheimen Stimmen als Herrin des Palaſtes begrüßt und von unſichtbaren Händen bedient wird. Unter dem grünen Vorſprunge des Felſen, auf welchem die Verlaſſene ruht, breitet ſich das Meer aus und ferne Gebirge werden ſichtbar. Zephyr öffnet die Arme, um ſeinen Auftrag zu vollbringen.

No. 4, von demſelben, eben ſo hoch und lang. Pſyche hat von ihrem unſichtbaren Gemahl die Erlaubniß erhalten, ihre beiden Schweſtern, die im nahen Gebirge um die Vermißte klagten, bei ſich aufzunehmen und mit ihnen die Herrlichkeit zu theilen, die der Einſamen keinen vollen Genuß gewähren konnte. Hier nun ſitzt Pſyche zwiſchen ihren Schweſtern im Lorbeerhaine; rechtshin öffnet ſich eine Ausſicht nach der prachtvollen Zauberwohnung, die ihr gehört. Die neidiſchen Schweſtern ſind eben in voller Thätigkeit der Zunge, der glücklichen Vorgezogenen ihr Glück als Elend zu ſchildern, ſo lange ihr Gatte ein Geheimniß für ſie bleibe oder wenn er gar ein wirkliches Ungeheuer ſey, und ſie durch dringendes Zureden dahin zu bringen, daß ſie ſeine Geſtalt entdecke und den Schlafenden tödte. Pſyche ſieht ernſt und traurig, von den Reden der beiden ſchon halb gewonnen, vor ſich hin, und dieſe bedeuten durch ihre Bewegungen die Zudringlichkeit wie den Inhalt ihrer Worte.

No. 5, eines der Dreiecke von Gegenbauer, wovon jeder Schenkel 9′ beträgt. Die von ängſtlicher Neugierde gequälte Pſyche ſchleicht auf leiſen Zehen mit Lampe und Dolch herbei, das Ungeheuer zu ſchauen und zu vertilgen, und findet — den Liebling der Götter und Menſchen. Wenn ſie ihn auch an der Schönheit der Geſtalt und Geſichtszüge nicht erkannt hätte, ſo dürfte ihr beim Anblick des Bogens und Köchers am Boden und der Flügel, die

Digitized by Google

hinter der reizenden Figur des im Schlummer hingestreckten Gottes hervorschimmern, kein Zweifel übrig bleiben, wessen Geliebte sie sey. Amor ist an der obern Hälfte seines Körpers nackt und hat den rothen Mantel um die Beine geschlungen. Die Ruhebank, auf welcher wir ihn sehen, befindet sich in einem offenen, von Säulen getragenen Gemache, das von einem grünen Vorhang gegen die Luft geschirmt ist. Doch ist der Vorhang etwas zurückgeschlagen, so daß er den Blick auf das Meer, ferne Küstenberge und die ersten Strahlen des anbrechenden Morgenrothes verstattet. Psyche hält mit der Linken die Lampe hoch empor, mit der Rechten drückt sie den Dolch an sich und hat mit derselben zugleich ihr Gewand gefaßt, welches sich von da um ihre Füße schlingt. Sie legt sich in sehnsuchtsvoller Bewunderung des Schatzes, den sie besessen, ohne ihn zu kennen, vorwärts. Dieß ist der Moment, in welchem der verhängnißreiche Tropfen der Lampe entfällt. Recht lieblich steht sie da; das blonde Haar ist mit blauem Bande zwiefach aufgewunden und fällt in wenigen Locken auf den Hals herab; in der ganzen Gestalt ist Staunen und Neugierde, Furcht und Kühnheit gemeinsam ausgedrückt.

No. 6, von Gutekunst, 2′ 8″ hoch, 6′ 8″ lang. Amor entschwindet unter Vorwürfen der Unvorsichtigen, welche sich vergeblich an ihn anzuklammern und seine Flucht zu hindern gesucht hatte. Psyche liegt am Boden und wirft dem Entschwebenden wehmüthige, sehnsüchtige Blicke nach. Die Scene ist im Freien, weil, nach der sonderbaren Erzählung des Apulejus, Psyche sich an das rechte Bein des Amor gehängt und so mit ihm sich emporgeschwungen habe, bis sie zuletzt müde zu Boden gefallen sey und nun Amor — von dem Gipfel einer Zypresse herab — ihr eine ernste Strafrede gehalten habe. Hier schwebt Amor im Freien, was sich auch als ganz angemessen dem Auge darstellt; abgesehen von der lokalen Unmöglichkeit, bei der niedrigen Höhe dieser Flächen den auf einer Zypresse stehenden Amor anzubringen.

No. 7, von demselben; eben so hoch und lang. Psyche, von dem Gotte verlassen, hat sich in der Verzweiflung in den Fluß gestürzt, aber der Fluß hat sie an's Ufer gespült, ohne sie des Lebens beraubt zu haben. Am Ufer empfing sie Pan, um sie mit ernsten Lehren und kräftiger Mahnung auszustatten. Beide Erzählungen des Mährchens hat der sinnige Künstler so vereint, daß die halb Entseelte von dem rettenden Flußgott, dessen menschliche Gestalt in einen Fischleib ausläuft, sorgsam an das Ufer getragen und hier von dem in Schilf verborgenen Pan erwartet wird. Psyche liegt auf dem Fischleibe des Flußgottes wie auf sanftem Ruhbette, und das Ganze gewährt einen harmonischen, wohlthuenden Eindruck. Ebenso:

No. 8, von demselben, eben so hoch und lang. Psyche hat die schwerste Aufgabe der zürnenden Venus gelöst. In der Unterwelt hat ihr Proserpina die Schminkbüchse gefüllt und nun fährt sie im Nachen des Charon nach dem Lande der Lebendigen zurück. Die unter Angst errungene Gabe drückt sie freudig an ihre Brust und sieht noch einmal in die glühenden Räume der Unterwelt, die überstandenen Gefahren und erlittenen Trübsale überdenkend. Nun, glaubt sie, ist alles gewonnen; ich habe gebüßt, ich bin geläutert und die feindselige Mutter des Geliebten kann mir nicht mehr grollen. Aber so ist der Mensch. Er triumphirt, ehe er mit seinem Kampf zu Ende gekommen, und wer die schwere Versuchung überwunden und dadurch sorglos geworden ist, wird nur desto gewisser vom leichteren Fallstrick eingefangen. Daher denn auch dieser Moment der Auffassung höchst glücklich genannt werden darf. Charon, alt und gebeugt, kümmert sich wenig um die Gedanken, Sorgen und Siege des Mädchens, dem er sonderbarer Weise zur Heimkehr in die Kreise der Lebendigen behilflich seyn muß. Er rudert still und ernst hinüber und, je weniger er das Interesse für sich selber spannt, desto mehr fesselt er die Aufmerksamkeit des Beschauers auf die liebliche Erscheinung Psyches und auf den bedeutungs-, ja verhängnißvollen Zustand, in welchem sie schon vor dem Ziele ihrer Laufbahn Siegerin zu seyn träumt.

No. 9 von demselben, eben so hoch und lang. Psyche, welche der Neugierde und Eitelkeit nicht widerstehen können, ist, von dem betäubenden stygischen Dunste, der aus der geöffneten Büchse qualmte, ihrer Sinne beraubt, zu Boden gesunken. Aber der aus der mütterlichen Haft eben zu rechter Zeit entsprungene Amor kommt ihr zu Hilfe, denn auch sein Herz war bisher von Liebe und Sehnsucht nach Psyche verzehrt worden. Er unterstützt die Sinkende, daß sie nun an seinem linken Beine ruht, und berührt sie auf's Neue mit seinem Liebentzündenden Pfeile, nachdem er den stygischen Schlaf freundlich von ihren Augen gewischt hatte.

No. 10, Dreieck von Gegenbauer. Amor schmeichelt dem Jupiter um die Psyche. Jupiter sitzt auf schwerer dunkler Wolke, den rothen Mantel um die Füße geschlungen, und drückt den schönen Knaben mit derber Zärtlichkeit an sich, während sich Amor mit den freundlichsten Blicken ihm anschmiegt, den rechten Arm um den Nacken des Weltgebieters legt und mit der Linken nach der Erde auf das Loos der verlassenen, von Venus verstoßenen und gekränkten Geliebten deutet. Wer vermöchte auch einem solchen Fürsprecher zu widerstehen? Am wenigsten Jupiter, der im gemeinsten Verstande roher Sinnlichkeit alliebende König der Götter und Menschen. Sein Adler, den Blitz im Schnabel haltend und des königlichen Befehls gewärtig, sieht auf die zärtliche Scene nicht ohne Eifersucht herüber. Hier hat der Künstler seinen ersten Entwurf geändert, der, unstreitig eigenthümlicher und niedlicher, den Amor von Jupiter gehalten und mit schel-

Digitized by

miſchem Finger dieſem das Kinn ſtreichelnd darſtellt, um die Genehmigung ſeiner dringenden Bitte, die Beſchüzzung und Rettung der bedrängten Pſyche, von ihm heraus zu locken.

No. 11, von demſelben. Pſyche überreicht der Venus die wiedergeſchloſſene Büchſe. Auf hellen Wolken ſizt die Göttin; über den Wolken, auf denen ſie ſizt, iſt ihr blauer Mantel hingebreitet. Die Figur iſt nackt, weiße Perlen um den Hals und am linken Arm der goldene Reif; ihre Haare blond, das Diadem über der Stirne. Ihre beiden Tauben flattern lauſchend über ihr zu beiden Seiten. Sie ſtreckt ſtaunend die Arme aus, als ſie das Mädchen von der gefährlichen Wanderung unverhofft wiedergekehrt ſieht. Flehend und hoffend, doch nicht ohne Zagen und Furcht, blickt die Geprüfte in ſtiller Anmuth zu der ſtrahlenden Göttin empor; in der Linken hält ſie die Büchſe, mit der Rechten begleitet ſie ihre Erzählung des Geſchehenen und ihre Bitte um Beſchwichtigung des unmütterlichen Zornes. Alſo flehend iſt ſie in die Kniee geſunken und erwartet ihr Loos.

No. 12, die Irren ſind geendigt, die Schuld geſühnt durch harte Buße, Jupiter gewonnen durch Amors Beſuch. Darum trägt nun, im Auftrage des hohen Götterkönigs, Mercur die Pſyche in den Olymp. Der Götterbote, eine kräftige Mannsnatur, mit der Flügelkappe und dem Schlangenſtab, hat den rothen Mantel vorn am Halſe gebunden, ſo daß er frei hinter der nackten Geſtalt im Winde flattert. Er hält mit dem rechten Arme die Begnadigte um den Leib und ſchwebt ſo mit ihr empor. Die Jungfrau blickt in ſeliger Ahnung zu den Höhen der Unſterblichen auf. Die Arme ſind niedergeſenkt, und mit den Händen ſegnet ſie gleichſam die Erde, die unter ihr entweicht, als das Land ihrer Prüfungen und Läuterungen, ohne welche ſie nimmer zum Götterfrieden hätte gelangen können. Ihr gelbliches Gewand kräuſelt ſich von der Schnelligkeit des Aufſtuges. Ein violetter Mantel wallt um den des Götterboten weit hinaus in die Lüfte. Ein wirkungsvolles, herrliches Bild, wie das vorige.

No. 13 und 14 ſind auf der von oben her beleuchteten Kuppel gemalt, deren Höhe 9′ 5″ beträgt, während ſie einen Durchmeſſer von 25′ auf der unterſten, von 8′ auf der oberſten Kreislinie hat. Die Gallerie ſelbſt bis zur Kuppel hat 34′ Höhe.

In der erſteren Scene erkennt Jupiter der geſühnten Pſyche die Aufnahme unter die Himmliſchen zu. Er ſizt nebſt Juno auf dem goldenen Throne; der obere Theil des rieſigen Leibes iſt nackt, den unteren bedeckt der Purpurmantel; Juno trägt ein weißes Gewand und blauen Mantel. Zu beiden Seiten ſieht man Pfau und Adler. Jupiter, welcher den Blitz in der Rechten hält, reicht mit der Linken der von Amor herbeigeführten Pſyche die Schale der Unſterblichkeit dar. Schüchtern ergreift dieſe das hohe Geſchenk. Amor blickt ruhig, aber feſt, auf ihre Züge und weidet ſich an ihrer anmuthvollen Verlegenheit, indem er mit ſeiner rechten Hand die Schale, als ob ſie der zitternden Hand Pſyches entfallen könnte, ſachte zu unterſtüzen kommt. Auf der andern Seite des Thrones vorwärts neben Juno kniet Ganymed mit dem Nektarkruge und ſchaut mit ſchelmiſcher Neugierde unter ſeiner phrygiſchen Müze hervor. Um dieſe ſchöne Gruppe iſt ein Kreis von andern gelagert, welche ſämmtlich ihre Aufmerkſamkeit und Theilnahme dem feſtlichen Ereigniſſe des Augenblicks weihen. Rechts, auf der Seite Jupiters und des liebenden Paares, ruhen auf olympiſchem Wolkengrunde Herkules und Omphale, in reizender Anſchmiegung an den kräftigen Liebling; der greiſe Vulcan mit dem Hammer; weiter zurück in kriegeriſcher Rüſtung und auf ſeinen Schild geſtüzt Mars mit ernſtem Blicke, von welchem es ungewiß bleibt, ob er neidiſch auf Amors Glück oder heißverlangend auf die Mutter dieſes Glücklichen gerichtet ſey; ferner Merkur neben der mit Helm und Lanze verſehenen Minerva, welche ihre Schweſter Ceres nach dem jungen Paare hinweiſt; beide beſprechen theilnehmend das Leben und Loos der neuen Bürgerin des Olymp. Auf der linken Seite des Bildes liegen vorne in zärtlicher Umarmung Bacchus, mit Rebenlaub bekränzt, und Ariadne, beide auf einen ruhenden Panther gelehnt; mehr rückwärts Apollo, geſtüzt auf den linken Arm, die Leier haltend, aber ohne zu ſpielen noch zu ſingen, ganz von Aufmerkſamkeit auf die neue olympiſche Erſcheinung hingeriſſen; weiterhin Venus, nackt, die Perlenſchnur um den Hals, das Diadem in den blonden Locken, mit der züchtig bekleideten Diana, welche den rechten Arm um den Nacken der Schweſter legt und durch die Bewegung des Zeigefingers der linken Hand nach dem Munde dieſer zu verſtehen giebt, daß ſie, in geſpanntem Lauſchen und Schauen begriffen, keiner, wie ſich wohl von der zuvor noch ſo erbitterten Venus erwarten ließ, ſtörenden, ärgerlichen Erklärung der Scene bedürfe. Im Hintergrunde werden Janus, mit dem jugendlichen Geſichte hergewendet, und Aeſkulap ſichtbar, beide mit der Entfernung ihre Aufmerkſamkeit verdoppelnd.

(Der Beſchluß folgt.)

Ravensburg.

Den Kunſtfreunden, welche die hieſige Gegend beſuchen, wird es angenehm ſeyn, wenn ſie auf einige Werke des rühmlichſt bekannten Verfaſſers der Bildhauerkunſt an der Königlichen Akademie der Künſte in München, Konrad Eberhard, aufmerkſam gemacht werden, die ſeit

einiger Zeit, um gegen Witterung geschützt zu seyn, in der hiesigen katholischen Stadtpfarrkirche aufgestellt worden sind.

Diese drei Monumente, die dem Andenken abgeschiedener Glieder der Senator Martinischen Familie geweiht sind, werden wohl von keinem Kenner der plastischen Kunst ohne großes Interesse betrachtet werden.

Das Größere derselben hat die Form einer Pyramide, die von einer dunklen Marmor-Art geschliffen sammt Sokel 9′ 8″ Höhe, und an der Basis 3′ 7″ Breite und 2′ 1″ Dicke hat.

Ueber den Vorsprung ihres Sokels sieht man einen 4′ hohen Genius in ganz erhabener Arbeit, von Carrarischem Marmor, trefflich ausgeführt; er lehnt sich auf einen abgebrochenen Säulen-Stamm, den trauernden Blick nach oben gerichtet, in der rechten Hand einen Todten-Kranz, in der Linken eine umgestürzte Fackel haltend. Um die Säule flattert ein Schmetterling, und auf deren Vorderseiten sind die Worte eingegraben: „Jenseits sehen wir uns wieder.“

Das 2te Denkmal hat die einfache Form eines auf eine schmale Seite gestellten Parallelepipedums auf einem vorspringenden Sockel, oberhalb mit einer abgerundeten Verdachung, und ist sammt diesem 7′ hoch, an der Basis 2′ 4″ breit, und 1′ 2″ dick, gleichfalls aus dunklem Marmor gearbeitet.

An seiner Vorderseite ist auf einer 1′ 2″ breiten, und 1′ 4″ hohen eingesetzten Tafel, von schönem Carrarischen Marmor, die heilige Familie in halb erhabener Arbeit abgebildet. Die Mutter Gottes mit dem Jesus-Kinde, das — auf ihrem Schooße spielend — sich freundlich gegen den Knaben Johannes neigt, und der daneben stehende Joseph, sind mit einer Reinheit und einem Fleiße ausgeführt, wie man dies selten bey Figuren von so kleinem Maaßstaabe findet; der Künstler hat diese Tafel vor einigen Jahren in Rom gearbeitet.

Das 3te Monument hat ungefähr die Form und Größe des Letzteren, ist aber aus feinkörnigem, dunklem Granit, welcher der vornen eingesetzten 1′ 1″ 4‴ breiten, und 1′ 8″ hohen Tafel von reinem Carrarischen Marmor, zur passenden Einfassung dient.

Auf dieser Tafel ist das Brustbild des Heilandes in halb erhabener Arbeit mit wahrer Meister-Hand ausgeführt; Christus ist als Lehrer dargestellt mit aufgehobenen drei Fingern der rechten Hand, in der Linken ein offenes Buch haltend, aus dem man in erhabener Schrift die Worte liest: „wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe“ Joh. 11. 25. Zu beiden Seiten des Bildes sind in der Nische die Buchstaben A und Ω eingegraben, und unterhalb desselben ist eine Weinrebe mit ihren Früchten abgebildet auf die Worte hinweisend: „ich bin der wahre Weinstock, und mein Vater ist der Weingärtner ꝛc.“ Joh. 15. 1. Aus den Gesichts-Zügen des Heilands spricht eine Erhabenheit und göttliche Milde, die demselben die Bewunderung jedes Kenners verschaffen müssen. Ueberdies giebt die fleißige Ausführung aller Nebentheile Zeugniß von der Umsicht und Kenntniß des Künstlers. Diese Arbeit ist im letzten Jahre in München ausgeführt.

Diese drey Denkmale bilden einen wahren Kunstschatz für die Kirche und Stadt, deswegen ist auch deren Ausstellung von den Vorständen mit Vergnügen bewilligt worden.*)

*) Es befinden sich in Ravensburg auch zwey Privatsammlungen von Gegenständen alter Kunst-Glasgemälden, Oelgemälden und seltenen Kupferstichen, welche von den Besitzern bereitwillig gezeigt, auch verkauft oder vertauscht werden. A. d. H.

Vermischte Nachrichten.

In London wurde ein kostbarer Theil der Sammlung des verstorbenen Th. Lawrence verkauft. Unter den merkwürdigen Stücken wird unter andern eine von Michel-Ange in Wachs gearbeitete kleine Figur angeführt, welche ihm zum Modell für eine der Figuren der Sakristei von S. Lorenzo in Florenz diente. Diese wurde mit 61 Guineen bezahlt; eine stehende, mit dem Fuße auf einen Delphin gestützte, Venus, Hochrelief in Terracotta, 55 Guineen; ein dem Phidias zugeschriebener colossaler Fuß, 60 Guineen; ein unvollendetes Porträt des Königs von England, 105 Guineen; drei zusammengruppirte Kinderköpfe, in Reynolds Manier gemalt, 121 Guineen; die Original-Cartons des Lionardo da Vinci für die Köpfe der Apostel in dem berühmten Abendmahl, alle mit schwarzer Kreide und ein wenig Pastel auf blaues Papier gezeichnet, wurden einzeln verkauft, der Christuskopf um 180 Guineen, der Kopf eines Apostels um 50. Der Kupferstich des Porträts des Herzogs von Reichstadt wurde um 150 Guineen verkauft.

*

Kupferstiche: Die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde, das den kleinen Johannes liebkost, nach Raphael von Boucher des noyers, Paris, bei dem Verfasser, Straße de Touraine, 8.

*

Les Monumens de la France, classés chronologiquement etc., vom Grafen Alexander von Laborde, 32ste Lieferung. Bei Giard, Strasse Pavée-Saint-André des-Arts, Paris, Preis 18 Frk.

*

Antiquités romaines trouvées à Berthouville, près Bernay (Eure) le 21. mars 1830. Acht Platten und eine halbe Seite Text. Paris, Straße Vivienne, 2. Preis 5 Frk.

Digitized by Google

N°. 77.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 28. September 1830.

Ueber die Kunstwerke des königlichen Landhauses Rosenstein bey Stuttgart.

Zweiter Bericht.

(Beschluß.)

Die zweite Scene, welche den Kreis aller vorhergehenden Darstellungen vollendet, vergegenwärtigt das Hochzeitmahl von Amor und Psyche. An der Tafel sitzen Jupiter und Juno; rechts von diesen Amor und Psyche, die Neuvermählten, welche in seliger Umarmung nur sich selbst angehören, während Juno den Tönen Apolls und seiner Begleiterinnen lauscht, Jupiter seine Blicke auf den mit Auffüllen der Schale beschäftigten Ganymed heftet. Dieser kniet bei seinem Geschäfte vor einem großen Weinkruge, in welchen ein Amorin ein kleineres Gefäß ausleert. Ein anderer Amorin, welcher mit diesen vor dem Tische sich befindet, berauscht sich aus einer Trinkschale; zwei weitere füllen einen Korb mit Früchten und ein dritter sieht ihnen zu. Zur Seite des Königspaares sitzen Bacchus und Ariadne, neben Amor und Psyche hingegen Vulcan und Venus am Tische. Auf den Schoos der Venus legt ein Amorin sein Köpfchen mit verschlungenen Armen. — Auch diese schöngeordnete Mittelgruppe ist von einem reichen Kreis umgeben. Auf der Seite des Amor und seiner unsterblichen Psyche spielt Apollo das Hochzeitlied. Um ihn her sitzen vier Musen, spielend und singend. Drei tanzen, und zwei ernstere sitzen weiter zurück. Herrlich ist diese Gruppe, so harmonisch im Ganzen, als reizend in ihren einzelnen Gestalten. Auf der entgegengesetzten Seite sitzt Pan, in den Gesang der Musen und das Spiel des Citharöden mit seiner Orgelpfeife einstimmend. Ceres und Flora deuten erfreut nach den Glücklichen hin. Triton stützt sich auf eine umgelegte große Vase, der Wasser entströmt, und hält das Ruder in der Rechten fest; seine Augen sind nach der vorigen Scene hinübergewendet, in welcher Psyche den Trank der Unsterblichkeit empfängt. Vor ihm liegt Saturn, das magere, doch nicht häßliche Gegenbild zu der Heroenfülle des Herkules und zu der Lebensfrische und dem Jugendreize der übrigen Göttergestalten. Hinter diesen Figuren tanzen in lieblicher Umschlingung die Grazien. Ueber dem Ganzen in der Mitte, zunächst über der olympischen Tafel, schweben die Horen und streuen duftige Blumen auf den Tisch herab.

Diese beiden großen Scenen sind durch die Gestalten des Neptun und der Thetis, unter welchen das Meer in großartiger Stille ruht, und durch die des Pluto und der Proserpina, unter denen aus dem Aetnakrater das höllische Feuer hervorbricht, auf eine sehr angenehme Weise verknüpft und abgeschlossen. Thetis ist in einen blauen Mantel gehüllt und beugt sich vorwärts; eine treffliche Gestalt. Neptun ruht auf einem Delphin, Pluto an den Cerberus gelehnt; jener hält den Drei-, dieser den Zweizack. Die Aufmerksamkeit dieser Figuren ist nach den verschiedenen Scenen gewendet; sie ist es, die vorzüglich beide Kuppelbilder unter sich zum wohlgefälligen harmonischen Ganzen vereinigt.

Das milesische Mährchen des Agulejus ist eine willkürliche Ueberarbeitung und z. Th. Umgestaltung des alten inhaltvollen Mythus, von welchem sich manche Darstellungen auf antiken Denkmalen erhalten haben, wie solches von Hirt (in den Abhandlungen der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin in den Jahren 1812—1813) zusammengestellt und gedeutet worden ist. So anmuthig sich diese Ausschmückung durch den späteren Platoniker lesen läßt, so ist es doch nicht selten schwer, den rechten Sinn, welcher dem Mährchen zum Grunde liegt und seine Verwandtschaft mit der älteren philosophischen Mythe verräth, wahrzunehmen. Namentlich ist es nun die Aufgabe des wahren Künstlers, in der Bearbeitung dieses Stoffes neben dem Augenfälligen, was für die äussere Darstellung sich eignet, und über dem Fremdartigen, was den rechten Standpunkt der Erzählung sehr leicht verrücken mag, die eigentlichen Elemente der ganzen Fabel festzuhalten und voranzustellen. Diese sind unstreitig die Vorzüge der Psyche; ihr dadurch herbeigeführtes Verhältniß zu Amor; ihre Schuld; das damit verbundene Leiden, Prüfungen, Buße, Sühnung; endlich die selige Wiedervereinigung mit Amor. In der antiken Mythe ruht das Ganze auf einem

ſittlichen Grunde; denn abgeſehen davon, daß die älteſten Theogonien und Cosmogonien auch das Sinnliche mit einem ſittlichen Ernſte auffaßten, iſt ja gerade die Fabel von der Pſyche Symbol des Seelenlebens, der geiſtigen Anlage, Beſtimmung und Entwicklung des Menſchen in irdiſchen Hüllen und Schranken für das hüllen- und ſchrankenloſere Daſeyn der Götter. Noch deutlicher wird dieß auf einzelnen Darſtellungen, auf welchen Pſyche nicht blos mit den ſymboliſchen Schmetterlingsflügeln, ſondern als Schmetterling ſelbſt erſcheint. Dieſe Spuren einer höheren Idee, der großen Idee des Menſchenlebens und ſeiner Geſchichte, ſind nun freilich bei dem Mährchendichter ſo ziemlich verwiſcht, die ganze Schuld der Pſyche in Neugierde weiblicher Eitelkeit und die ſelige Luſt der Wiederverbundenen, wie ſolches unter vielen ähnlichen Repliken insbeſondere die herrliche Gruppe in der Gallerie zu Florenz darſtellt, in die Erzeugung der Wolluſt verwandelt, u. dergl. m. Gleichwohl enthält des Apulejus Erzählung auch in ihren Zugaben ſo viele Motive zu künſtleriſcher Behandlung, daß dem denkenden und gemüthvollen Künſtler mit der Aufgabe, ſich an das mileſiſche Mährchen anzuſchließen, ein reiches und weites Feld zu ſchaffen aufgeſchloſſen iſt. An der Art und Weiſe der Auffaſſung und Darſtellung aber wird es ſich dann bewähren, ob ihm das höhere Verſtändniß ſowohl dieſer Sage von Amor und Pſyche als des wahren Künſtlerberufes geworden ſey.

Von den Fresken der Farneſina in Rom iſt der Ruhm Raffaels weithin erſchollen; und dieß wahrlich mit allem Rechte, wenn man auf die maleriſche Anordnung und Ausführung, auf die Harmonie der Gruppen, auf die Schönheit, den Reiz und die Fülle der Formen, auf den Glanz und die Wahrheit des Colorits, Rückſicht nimmt. Auch ſind mehrere Scenen von mehr als blos äußerlicher Schönheit und Wirkung, wie die unbeſchreiblich ſchöne, auf welcher Pſyche, nach dem Geheiß des Orakels, in einer Sänfte nach dem bezeichneten Felſenabhang getragen und von ihren Aeltern und Geſchwiſtern im Trauerzuge begleitet wird. Aber die Auffaſſung des Ganzen iſt bei Raffael, dem wahren Geiſte des Mythus, welcher doch das beſſere Princip des mileſiſchen Mährchens ſeyn ſollte, fern geblieben. Der große Urbinate hat in allzutreuer Anſchließung an ſeinen lateiniſchen Text nichts weiter als die zauberhafte Lebens- und Liebesgeſchichte der Prinzeſſin Pſyche dargeſtellt und dieß Alles ſo ziemlich in der niedrigſten Sphäre des rohern Sinnengenuſſes gehalten. Es bedarf dieß für den gebildeten Leſer keiner weiteren Ausführung; man erinnere ſich nur aus eigener Anſchauung jener in techniſcher Hinſicht einzig ſchönen Malereien oder verſchaffe ſich die Anſicht der hiernach gefertigten Kupferſtiche und Umriſſe. Mag ſolches für einen Alexander Farneſe vielleicht noch zu verſchämt und züchtig geweſen ſeyn; ſo ſteht es doch jedenfalls weit unter dem wahren Gehalt der Mythe, und es bleibt immer unverträglich mit den Forderungen des reinen Künſtlerberufes in einer gebildeteren, gereifteren Zeit, nichts weiter als die ſinnlichreizende Form zu ſchildern und die materielle Seite des Menſchenlebens vorzugsweiſe durch ſchöne Gruppen und glänzende Geſtalten zu verherrlichen. Ich bin übrigens mit dieſer Behauptung weit entfernt, Raffael aus ſeiner Zeit herausreißen und ſeinen Werth herabſetzen, ſeinen verdienten Ruhm ſchmälern zu wollen. In einer beſſern Zeit hätte er anders gedacht und empfunden. Die Bildung ſeiner Zeit war auch ihm ein Hinderniß und Verderben, was um ſo mehr gerade bei ihm und Andern zu bedauern iſt, als er in ſeinen Werken doch ſo viel Erhabenes und Geniales ausgeſprochen hat. Die Periode des mediceiſchen Pabſtes iſt immerhin ſehr wichtig und ſteht in vielen Beziehungen als unerreicht in der Kunſtgeſchichte da. Wer aber jene Zeit als das unwiederbringliche Paradies der Künſte, als den möglichen Gipfel wahrer Kunſtthätigkeit betrachtet, von dem weiß ich nicht, ob er der Kunſt oder der Menſchheit mehr Unehre anthut.

Eigenthümlich und ſelbſtſtändig haben die beiden Maler das Mährchen von Amor und Pſyche auf dem Roſenſtein komponirt, wenn man etwa von der großen Aehnlichkeit von No. 9 mit dem bekannten Basrelief von Thorwaldſen und von No. 10 mit dem Raffael'ſchen Bilde abſieht; weßhalb namentlich die erſte Skizze zu No. 10 origineller nicht allein, ſondern auch naiver und bedeutſamer geweſen wäre. Die Horen über der Tafel des Jupiter ſind unerläßlich, und Gegenbauer hat ſie in eigenen Wendungen, leichter, zärter und duftiger gemalt. Amor iſt kein Kind, wie bei Raffael, ſondern ein blühender Jüngling. Keine der wichtigeren Scenen der Fabel iſt ausgelaſſen; keine der behandelten möchte leicht entbehrt werden. Dabei iſt das Ganze rein und edel gehalten. Denn nicht das Nackte an ſich iſt unrein. Ich bekenne mich nicht zu den Grundſätzen jenes Capuziners auf Monte pincio., welcher in der Beichte einem meiner Bekannten das Studium lebender Modelle und die Verfertigung unbekleideter Figuren unterſagte. Aber die Anwendung des Nackten iſt mir gar nicht gleichgültig, und es muß gerade hier ein ſittlicher Tact gewonnen werden, welcher den Künſtler leitet und ihm die geeigneten Motive zuführt.

Die Compoſitionen Gutekunſts zeichnen ſich durch poetiſche Wahl und Behandlung aus. Die Gruppe der Kinder, die dem Kinde Pſyche Verehrung und Liebe zollen, die Rettung Pſyches durch den Flußgott, ihre Rückkehr aus dem Hades ſind vortrefflich entworfen. In Hinſicht der Erfindung ſtehen dieſe Bilder ehrenvoll neben den correſpondirenden der Farneſina, No. 17 darf man wohl unbedingt den Vorzug einräumen. Die Zeichnung iſt hier und dort verfehlt; auch iſt die Färbung beinahe durchgängig minder

Digitized by Google

klar, als man erwarten dürfte, was noch durch den Umstand vermehrt wird, daß diese sämmtlichen Bilder von Gutekunst so gut als keine Beleuchtung haben. Bei diesem Umstande ist allerdings's wieder damit ein Vortheil verbunden, daß der Künstler ein kräftiges Colorit besitzt. Nur sollte die aus dem Wasser gezogene Psyche einen blassen, nicht röthlich-gesunden Leib haben.

Von den Gegenbauer'schen Bildern ist, wie von allen Leistungen dieses jungen Meisters, das Zarte, Sinnige der Composition vorerst zu rühmen. Das schönste unter den Dreiecken ist wohl in dieser Beziehung die Scene zwischen Venus und Psyche, welche, dem Charakter beider getreu, die plötzliche Umwandlung der Verhältnisse motivirt. Die zwei großen Scenen in der Kuppel gewähren einen bei aller Pracht und allem Reichthum der Erscheinungen ruhigen Anblick, weil eine schöne Ordnung durch die Mannigfaltigkeit des Ganzen herrscht. Die einzelnen Gruppen sind herrlich verschlungen und geordnet. Ob Amor, wie er die Geliebte zum Tranke der Unsterblichkeit leitet, ob in der bräutlichen Umarmung über der Tafel anziehender sey, ist schwer zu sagen. Offenbar deutet letztere Gruppe auf die antike Darstellung des, wie Hirt in seiner Abhandlung schreibt, „innigsten der Küsse, der je das Band seliger Liebe knüpfte", wo sich „der Gipfel des Mythus auch als Höchstes aller Darstellung durch die Kunst erweise". Wenn vielleicht Amor auf dem Ruhebette No. 5 durch ein leichtes Emporsteben der rechten Hüfte natürlicher läge, so ist im Uebrigen die Zeichnung so sehr gelungen und durchgängig das Colorit so bewundernswürdig wahr und schön, daß man diesen Saal ohne Bedenken dem Trefflichsten, was in unserer Zeit in Fresco gemalt worden ist, gegenüberstellen kann. Die Carnation ist, von den hellsten und zärtesten bis zu den rauhen und derben Naturen, der Wirklichkeit des Lebens entnommen; die Uebergänge der Töne sind klar und weich; die Bewegungen leicht und gefällig; die Farbe der Gewänder harmonisch vertheilt. Die Natur der Frescomalerei selbst verbietet die Ausartung ins Weichliche, und nur desto seltener läßt sich die rechte Anmuth abgewinnen. Aber diese Anmuth ist hier gewonnen. Gegenbauer ist ein Maler der Grazie. Seine Psyche erscheint überall mit einer gewissen Holdseligkeit, so namentlich, wo sie vor Venus kniet, wo sie von Mercur in den Olymp getragen wird, wo sie den Liebes-Gott beleuchtet. Seine Venus ist eine kräftige weibliche Natur in allem Glanze der Form und des Colorits. Ariadne, Omphale, die Musen ziehen gleichfalls anerkennende Aufmerksamkeit auf sich. Amor ist hier das Ideal des sich entfaltenden Jünglings. Apoll und Bacchus paaren die Anmuth mit der Kraft; bei Mars, Hercules, Jupiter u. A. ist die Grazie olympische Würde.

Endlich befinden sich an der Wölbung der Gallerie zu beiden Seiten der Kuppel, je inmitten von vier Frescofeldern, zwei Quadratfelder von 6′ 8″ in der Höhe und Länge, wo aus einem Wolkenhimmel die Kronleuchter herabhangen. Ein Kranz von Genien schwebt auf jedem dieser Gemälde, mit Pfeilen, Blumenkränzen, musikalischen Instrumenten und Notenblättern ausgestattet. Composition und Ausführung ist von Gutekunst. Die Gruppen der Kinder sind natürlich geordnet und mit der erforderlichen Leichtigkeit und Anmuth behandelt.

Noch ist ein Zimmer des Landhauses — das Bibliothek- und Lesezimmer der Königin — mit Frescogemälden geziert. Auf vier hellen an's Violette streifenden Gründen mit einer silbernen Ornamenten-Einfassung schwebt je ein Mädchen, den Frühling, Sommer, Herbst und Winter darstellend.

Der Frühling, einen bunten Blumenkranz um die blonden Haare, hält mit der Rechten einen ähnlichen Kranz in die Höhe und drückt mit der Linken das Horn voller Blumen an die Hüfte. Die jungfräuliche Gestalt richtet ihre blauen Augen aufwärts, wie in Dank und frommer Lust versunken. Das hellgrüne Gewand ist unter der Brust gegürtet und weiter unten geschürzt; so flattert es heiter in der frischen Luft.

Der Sommer, der einen Kranz von rothen Feldblumen, aus denen Aehrenspitzen hervorstechen, um die hellbraunen Haare trägt, faßt mit der herabhängenden rechten Hand einen Bündel Aehren; mit der Linken schwingt er die kleine Sichel empor; ein dünnes blaues Tuch flattert um Arm und Nacken. Ihr gelbes Gewand hat die Schnitterin in der Tages Hitze aufgelöst, daher hängt es nachlässig um die Hüfte herab und kräuselt sich unten wohlgefällig im Winde.

Das dunkelbraune Haar des Herbstes ist mit einem rothen Bande geordnet. Das blaue Kleid ist wieder, wie bei dem Frühlinge, unter der entblößten Brust gegürtet; ein rothes Tuch schlingt sich um den linken Arm, der eine Schüssel mit Früchten trägt, während die herabhängende Rechte einen Krug hält. Die Gestalt des Mädchens ist vorwärts gebeugt, was ihr schleunigeres Schweben richtig bezeichnet, als müsse sie eilen, mit dem Einheimsen ihrer Gaben noch vor Ankunft der vierten Schwester fertig zu werden.

Diese, der Winter, ist in einen dichten weißen Mantel gehüllt, der in weitem Bogen über die Gestalt sich wölbt und den sie mit der linken Hand vor der Brust zusammenhält. Das violette Gewand fällt beinahe bis über die Füße herab. In der rechten Hand trägt sie eine brennende antike Lampe, und sieht mitleidig auf die Welt unter sich hernieder.

Reine Zeichnung, lebendige und liebliche Malerei — wieder um die Grazie in ihrer ganzen Macht und Würde,

Digitized

tritt in diesen so einfachen und doch so vielsagenden Gestalten, in diesen reizenden Zügen und zierlichen Formen hervor. Hier war Gegenbauer ganz in seinem Elemente, und man möchte im Anschauen dieser Bildchen — jedes von 4′ 2″ Höhe — sich überzeugt halten, daß er in solchen Leistungen unübertrefflich sey.

Außer diesen vier Frescobildern enthält das genannte Zimmer hinter hohem Glase über dem Kamin das auf Leinewand gemalte Bild der Aurora, gleicher Größe mit den vier Jahreszeiten. Die Göttin des Morgens schwebt über der Erdkugel mit ausgebreiteten Armen in einem warmen goldenen Lufttone hin. Die Gestalt ist von vorne gegen die Beschauer gewendet, die schönen blauen Augen neigen sich segnend herab. Die blonden Haare, von blauem Bande zusammengehalten, winden sich in einen kleinen Knäuel. Hals, Brust und Arme sind nackt. Ueber der Brust kreuzen sich zwei blaue Bänder, von den Schultern herablaufend, und halten das weiße Gewand über den Hüften zusammen. Das Kleid ist über den Knieen geschürzt und flattert um die Füße, die sich in gerader Senkung nebeneinander legen. Die buntfarbigen Flügel der Jungfrau sind in offenem Schwunge. Ein rother Mantel weht hinter der Figur und giebt dem Erscheinen der zarten, beinahe allzuduftigen Gestalt mehr Bestimmtheit und Haltung. Auch hier ist das Gesicht überaus lieblich, das Ganze natürlich und angemessen, obwohl man den Werth der Figur billig dem der vier anderen, klarern, unterordnen mag.

Die Wände und die Decke dieses Gemaches sind mit der höchsten Pracht von einem italienischen Maler, Gaiani, aus dem lombardischen Italien, gemalt. Sie würden vielleicht weniger überladen erscheinen, wenn nicht die einfachen herrlichen Bilder Gegenbauers dieß durch den Contrast bewirkten. Aber so stoßen sich der äußere Reichthum des Italieners an verschwenderischer, glänzender Ornamentik und der innere Reichthum des deutschen Künstlers in einfacher Darstellung seiner Ideen gegenseitig zurück. Uebrigens darf man dieses Zimmer das schönste des ganzen Königreiches nennen, weil sich von seinen Fenstern das lieblichste Neckarthal im weitesten Umfange, wie innerhalb desselben die reizendste Gabe vaterländischer Kunst darstellt. Die übrigen Zimmer sind theils von Gaiani und dessen Gehilfen, Targhini, Cremonini, Murti und Conti, theils von heimischen Künstlern, Neher in Stuttgart, dessen ich in meinem ersten Bericht Erwähnung gethan habe, Sauter von Aulendorf, Fuchs in Heilbronn, gemalt. Die von Sauter zeichnen sich durch schöne Behandlung von Blumen und Früchten, wie überhaupt durch eine dem Zwecke des Landhauses entsprechende Wahl der Gegenstände und Einfachheit aus. Von Neher sind, ausser der Stuccaturmalerei, mehrere schön ornamentirte Zimmer da, namentlich eines mit vorherrschendem Blau in den Fremdenzimmern, welches so von Geschmack wie von Eleganz zeugt. Ein großer Theil dieser Zimmermalereien ist von dem Hofbaumeister Salucci erfunden.

Die Rosetten und andere Ornamente der Gallerie und des Speisesaales sind von Gaiani's Gesellschaft brillant ausgeführt. Wenn die Frescomalereien nicht mit großer Besonnenheit von den beauftragten Künstlern berechnet worden und zu so willkommenem Resultate gediehen wären, so möchte man die schmalen niedrigen Räume bedauern, welche namentlich zweien von ihnen, Dieterich und Gutekunst, zur Benützung überlassen worden sind.

In einem weiteren Berichte hoffe ich von den Oelgemälden, namentlich vaterländischer Künstler, welche der Rosenstein aufbewahrt, melden zu können.

Neue Kunstsachen.

Portraits des chevaux anglais le plus célèbres, lithographiés par V. Adam d'après James Ward. à Paris 1830. 1tes bis 3tes Heft. groß Fol. Das Heft 3 fl.

Es ist Form und Leben in diesen Pferden, der Knochenbau trefflich verstanden, und die zarte Abstufung der Töne scheint eher mit dem Pinsel als mit der Kreide hervorgebracht. Einige dieser Blätter kann man meisterhaft nennen. Auch die landschaftlichen Gründe, obgleich mehr angedeutet als ausgeführt, zeugen von einer geübten Künstlerhand. Das I. Heft enthält: 1. Maringo, Lieblingspferd Napoleons, welches er in der Schlacht bei Marengo ritt; 2. Soothsayer, ein Renner K. Georgs IV. 3. Koppenhagen, von Wellington in der Schlacht von Waterloo geritten. 4. Princesse royal, dem Baronet Th. Mostyn gehörig. II. Heft. 1. Moser, Renner des Herzogs von York. 2. Primrose und Füllen, Hauptstute des Herzogs von Grafton (ein Hauptblatt). 3. Monitor, ausgezeichnetes Pferd K. Georgs IV. 4. Leopold, Läufer des j. g. Lambton. III. Heft. 1. Persisches Pferd des Herzogs von Northumberland. 2. Muntom, Renner des Sir j. Schelle. 3. Schlachtpferd Georgs III. 4. Cosackenpferd des H. von Northumberland.

Köln.

Die früher angezeigte Verloosung der Tosetti'schen Gemälde-Sammlung hat eine anderweitige Bestimmung erhalten, und benannte Sammlung wird gegen Mitte Oktober l. J. an den Meistbietenden aus freier Hand versteigert werden.

Digitized by Google

N°. 78.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 30. September 1830.

Ueber das Techniſche der Glasmalerei, in beſonderer Beziehung auf die Bereitung und das Wiederaufbringen des rothen Ueberfangglaſes.

Von Dr. Schweighäuſer in Straßburg.

Durch mehrere in dieſen Blättern erſchienene Aufſätze über die Kunſt, Bilder, mit glaſigen Farben, auf Glas zu brennen, iſt der Leſer genugſam mit dem Hiſtoriſchen derſelben bekannt geworden. Da aber bis jetzt noch ſehr wenig über das Techniſche dieſer Kunſt angezeigt worden iſt, ſo dürfte hier ein Verſuch über dieſen Gegenſtand nicht unwillkommen ſeyn.

Es ſcheint, daß vor Zeiten das Glaſerhandwerk*), und ſomit auch die Glaſer von Klöſtern, ſich mit Bemalen und Einbrennen des Glaſes und mit der Beſorgung und dem Anſchaffen alles dazu Gehörigen abgegeben habe.

Das farbige Glas bezogen die Glaſer von der Glashütte; die Glasfarben, womit es bemalt werden ſollte, bereiteten ſie vermuthlich ſelbſt, ſie gaben den Glasſtücken, aus welchen das Bild zuſammengeſetzt werden ſollte, die gehörige Form, nach den ihnen dazu gegebenen Modellen, ſie braunten ſie, wenn ſie gemalt waren, und faßten ſie in Bley; ſo daß der Liebhaber, welcher ein Glasgemälde zeichnen wollte, die Farben bei dem Glaſer einkaufen, demſelben alles nicht ſtrenge zu der Zeichenkunſt Gehörige überlaſſen, und das Bild zu brennen übergeben konnte. Der Zeichner oder Maler hatte daher eigentlich keine von den Schwierigkeiten zu überwinden, womit die heutigen Geheimnißlinge ſo ſehr kämpfen.

Von dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts an iſt die Kunſt der Glasmalerei ſo ſehr vernachläßiget worden, daß man ſie für verloren halten durfte, indem die Einführung größerer, hellerer und ganz durchſichtiger Fenſterſcheiben, und die zu dieſem Zweck allgemein aufgenommenen Veränderungen und Verbeſſerungen für Bereitung des Glaſes und der Glaswaaren dem Aufſchmelzen von Glasarten nach alter Art nicht mehr günſtig ſeyn konnten. Es hat zwar noch hie und da einen Liebhaber gegeben, welcher verſucht hat, ſich durch Wiederfinden der verlornen Kunſt einen Namen zu machen, aber es iſt immer nur bei Stümperei geblieben. Die Familie Levieil, welche noch bis in ſpäte Zeiten dieſe Kunſt gekannt haben ſoll, hat weder Proben noch Spuren ihrer Wiſſenſchaft hinterlaſſen und mit derjenigen der Familie Jarvis und Forceſter in England,

*) Das Glaſerhandwerk gehörte vor Zeiten, in Straßburg, zu der Zunft der Schiffer, das iſt Verzierer, wo es den Vorrang hatte. Es waren nämlich daſelbſt auch die Maler, Vergulder, Goldſchmiede, Jubelirer, und andere Kunſthandwerker zünftig. — Glaſer und Jubelirer gaben ſich auch mit dem Handel und der Bearbeitung nachgeahmter Edelſteine ab. Ein Jubelirer, Namens Straß, hat zwiſchen 1750 und 1770 dieſe Fabrikation vorzüglich und faſt ausſchließlich, in Straßburg, betrieben. Er hatte in Holland geſehen, wie man die gläſernen Halskügelchen bereitet, womit man die künſtlichen Augen für kleinere ausgeſtopfte Thiere nachbildet, indem man das Bild des Augapfels, auf Papier gemalt, unterlegt. Da nun die paſſionirte Mode in Paris für Verzierungen aller Art mit nachgeahmten Edelſteinen aufgekommen war, ſo war es nur Straß, welcher ſolche ſo ſchön und wohl aſſortirt liefern konnte; er hatte ein beſonderes Geheimniß für die Verfertigung dieſer Glasſteine. Die andern Goldarbeiter verſchafften ſich dieſelben aus Böhmen, wo ſie nicht ſo kunſtmäßig geſchliffen wurden. Die Pariſer nannten bald dieſelben Pierres de Straco, und nun waren es Steine, welche dieſen Namen von der Stadt Straßburg erhalten haben mußten, weil ſie dort im Rheine als Kieſelſteine, cailloux, gefunden wurden, und es war Straßens Intereſſe nicht, die Welt hierüber zu belehren. Die Chemiker aber unterſuchten dieſe Steine und fanden den Glasfluß auf, woraus Straß dieſelben bereiten mußte, und nun findet man noch bis auf den heutigen Tag, in den Lehrbüchern der Chemie, die Vorſchrift für Straßglasfluß. Ja, erſt vor einigen Jahren hat die Pariſer Ermunterungs-Geſellſchaft für die National-Induſtrie einen Preis ausgeſetzt, für die Auffindung eines Glasfluſſes für Straßſteine. — Abſchnitte von dickem Venetianiſchem Glaſe, in Würfel geſchnitten, durch anfangende Schmelzung in halb kugelförmige Körper verwandelt, gehörig abgekühlt und wie Diamanten geſchliffen, geben Straßſteine ab, und, aus farbigem Glaſe bereitet, nachgeahmte farbige Edelſteine. —

Straß, welcher in kurzer Zeit reich geworden war, zog ſich nach abgegangener Mode, Cailloux-Schnallen u. ſ. w. zu tragen, nach Paris zurück, wo er in den ſiebziger Jahren geſtorben iſt.

wovon in dem Gothaer Musenalmanach für 1793 Meldung geschieht, scheint es auch nicht ganz klar zu seyn. In Deutschland und in der Schweiz gab es gewiß mehrere solcher Liebhaber, welche von Zeit zu Zeit versucht haben, die Kunst wieder aus der Vergessenheit zu bringen; in Straßburg war es in den fünfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts ein Dannecker, Lebkuchenmacher, welcher in Verbindung mit einem Maler, Namens Seifried, sich damit abgegeben hat.

In neuern Zeiten, und wie ich vermuthe, auf Veranlassung der eben angeführten Anzeige in dem Gothaer Musenalmanach, haben sich, in Deutschland besonders, mehrere Künstler bemühet, die Kunst wieder aufzufinden; aber das gegenseitige geheimnißliche Betragen derselben, und vorzüglich ihre übelverstandene Vorsichtigkeit, aus Furcht, alles von dem Geheimnisse zu entdecken, keinen Chemiker oder rationellen Glasmacher um Rath zu fragen, mußten ihrem Vorhaben im Wege seyn und ihr Vorschreiten aufhalten. Hiezu kommt noch, daß von den zween einzigen Schriftstellern, welche sie benutzen konnten, sie den einen, Kunckel,*) welcher doch viel Brauchbares von der Glasmaleret angibt, nicht verstanden, und nicht nach dem heutigen Standpunkte der Glasmacherkunst beurtheilen und berichtigen konnten, und durch den andern, Levieil,**) sich auf Irrwege führen ließen, nach dessen Vorschrift mit leicht zerstörbarem Borax und Laugensalzfarben nur scheinbar den Zweck zu erreichen.

Die Beschauung und Besichtigung von, zu Schlacken geschmolzenen, Steinen, Gläsern, Flaschen u. s. w., welche auf der Brandstätte des im Jahre 1802 abgebrannten Schauspielhauses in Straßburg aufgefunden worden waren, veranlaßte mich, Versuche zu machen, die Schmelzbarkeit von Metalloxyden in Beziehung auf ihre Reduction, oder Verglasung, und die Mittel, solche zu verhindern oder zu beschleunigen, zu erkundigen. Ich erhielt verschiedenartige Glasflüsse, welche sich farbig, bald durchsichtig, bald undurchsichtig, wohl auch nur schmutzig auf Glas aufbrennen ließen; denn diese Eigenschaft gab mir einen Vergleichungspunkt für die Schmelzbarkeit solcher Produkte ab. Dadurch wurde ich nun auf das genauere Beschauen und Untersuchen alter gemalter Fensterscheiben geführt, so daß mir im Jahre 1805 ein Freund und Landsmann, von Bühler in Urach, einige von ihm auf Glas gebrannte Bilder zu untersuchen gab, mit Bitte, meine Meinung darüber zu sagen. Ohnerachtet der Fehler dieser Malereien, daß alle aufgebrannten Farben, das Gelbe ausgenommen, sich durch Salpetersäure leicht und schnell abätzen ließen, und daß die mehrsten davon Mißfarben waren, sprachen sie mich dennoch stark an, wegen der Keckheit im Behandeln des Glases und beym Einbrennen auf 1 Schuh hohe und 8 Zoll breite große Glasscheiben, wie auch wegen der viererley-Nuancen von Gelb auf dem nämlichen Glase. Uebrigens sah ich sogleich ein, daß die angegebenen Fehler von dem Mißbrauche und der Uebersättigung mit Bleyoxyd und Borax herrührten und wohl könnten umgangen werden. Einige Zeit nachher wandte sich Bühler schriftlich an mich, und es freute mich, einen Liebhaber an ihm zu finden, welcher nach meinen Angaben und Ansichten arbeiten würde; wir wechselten nun einige Briefe mit einander, konnten uns aber nicht verständigen. Bühler wendete ein, man wasche die gemalten Fenster nicht mit Scheidwasser; und ich behauptete, die neuen Farben müssen die nämlichen physischen und chemischen Eigenschaften haben, wie die der alten gemalten Gläser.

Nun aber kommen wir auf einen andern Gegenstand. Bühler schrieb mir, er habe Bekanntschaft mit dem Sohne eines längstverstorbenen Glasmachers, aus einer alten herkommlichen Glasmacherfamilie, gemacht, welcher ihm die Vorschrift für die Verfertigung des alten rothen Glases gegen einige Gulden abfolgen lassen wolle, und fragte an, ob ich mit ihm die Kosten theilen würde; es werde nämlich das Rothe nur auf einer Seite der Glasscheibe aufgetragen, das ist, dieses werde mit dem weißen Glase überfangen, woher diese Glasart Ueberfangglas genannt würde, und nur auf Glashütten könne geblasen werden. Ich verstand mich sogleich zu der Uebernahme der Kosten, besorgte die Anschaffung der Ingredienzen, und Bühler reiste nach Freudenstadt, wo, so viel ich mich entsinne, der Inhaber der Vorschrift wohnte, ging mit ihm auf eine Glashütte in dem Schwarzwald, und machte hier seinen ersten Versuch, der aber nur in so fern glückte, daß man sah, daß die Vorschrift gut sey, und daß es nur an Kunstfertigkeit und Kenntniß der Handgriffe fehle, viel auch an gutem Willen des Arbeiters. Bühler besuchte mich nun in Straßburg, machte einen zweiten Versuch auf einer Glashütte im Elsaß, der etwas besser glückte, und nur aus Mangel an einem guten Tiegel und andern nöthigen Vorkehrungen, nicht ganz befriedigend seyn konnte. Endlich machte der eifrige Mann, auf seiner Rückreise nach Hause, noch einen Umweg über die Glashütte von Gagenau, wo er noch einen Versuch machen ließ, der noch befriedigender ausgefallen ist. Der Ausbruch des Krieges unterbrach nun unsere Correspondenz, und seitdem habe ich nichts weiter mehr von Bühler gehört, als daß er um 1820 gestorben sey. Ich hatte ihm alles, was ich von Farben-Bereitung gewußt habe, geoffenbart; er schien mir aber zu fest an seinen Vorurtheilen zu hängen, und blieb immer Geheimnißling. Er hat

*) Kunckels vollständige Glasmacherkunst; die Ausgabe, welche ich benutze, ist von Nürnberg, 1756. 4. — Die erste Ausgabe ist Latein. Frankfurt und Leipzig, 1689. 4.

**) L'art de la peinture sur verre par feu Mr. Levieil. 1774. geb. 1708, gest. 1772.

Digitized by Google

mir nicht einmal den Namen des Mannes gesendet, von welchem er die Vorschrift für das rothe Ueberfangglas erhalten hatte; ich hätte es mir sonst zur Pflicht gemacht, ihn hier zu nennen, er war ein Beamter in Freudenstadt, wenn ich nicht irre. Ich hatte Bühlern versprochen, vor seinem Ableben die Vorschrift für die Verfertigung des rothen Ueberfangglases nicht los zu geben, was ich auch gehalten habe, aber um so mehr bedauerte, als ich erfuhr, daß ihm dieses Verfahren auf den zweyen Glashütten, wo er Versuche gemacht hatte, abgelauert worden sey. Doch ich vermuthe, daß Bühler selbst die Vorschrift zu dem rothen Ueberfangglase einer der Glashütten, welche er besucht hatte, überlassen, und solches in der Folge von daher bezogen habe. Die Herren Müller in Bern, und Helmle in Freiburg, im Breisgau, beziehen auch ihr Ueberfangglas von einer Glashütte in dem Schwarzwald.

Vor einigen Jahren habe ich die Vorschrift für rothes Ueberfangglas nach Böhmen geschickt, habe aber nichts von dem Erfolge erfahren, und als im Jahre 1827 die K. Preuß. Akademie der Künste, in Berlin, einen Preis für die Verfertigung und die Mittheilung des Verfahrens, rothes Ueberfangglas zu bereiten, ausgesetzt hatte, so bat ich meinen Freund, Herrn Engelhardt, Doctor der Chemie, zu concurriren; er that es, und erhielt, ohne die vorgeschriebenen Bedingungen gehörig erfüllt zu haben, einen Theil des Preises.

(Die Fortsetzung folgt.)

P a r i s.

Frankreichs „unsterbliche Tage" vom 27., 28. und 29. Julius bieten auch den Lesern unseres Blattes ein großes Interesse dar. Wenn auch die Denkmäler der Hauptstadt im Allgemeinen geachtet wurden, so haben doch einige mehr oder minder unter den großen Ereignissen gelitten. Nach den Berichten französischer Blätter zeigen der Louvre und die Tuillerien zwar nur einige Spuren von Kugeln, aber die Façade des Instituts wurde durchlöchert und einer der Pfeiler stark durch eine Kanonenkugel beschädigt.

Der Kranz an dem Hauptgitter des Palais de Justice, die Insignien der königlichen Würde darstellend, ist gänzlich zerstört worden, ein Verlust, über den man sich, wenn man den guten Geschmack berücksichtiget, leicht trösten kann. Der Kopf Ludwigs XVI., in dem Basrelief des Monumentes von Malesherbes, der in dem Saale der Pas-Perdus aufgerichtet war, ist verstümmelt worden. Man weiß, daß dies Basrelief von Hrn. Cortot ist.

Die Säule auf dem Platze du Chatelet haben einige Kugeln getroffen; eine der Statuen, welche, von Hrn. Boichot gearbeitet, diesen Platz zieren, ist leicht beschädigt worden.

Die Fontaine auf dem Markte der Innocens, wo man eben Reparaturen begonnen hatte, wurde, trotz dem aufgerichteten Gerüste geachtet, dessen Einsturz den Sculpturen des Jean Goujon sehr bedauernswerthe Verletzungen hätte zufügen können.

An der Fontaine auf der Spitze Saint-Eustache war die vermißte Brunnenschaale schon früher in Folge von Winterschäden hinweggenommen worden. Man hat demnach Unrecht, wenn man glaubte, sie sey erst während der neuesten Unruhen zerstört worden.

Keine einzige Statue ist umgestürzt worden; man hat sich darauf beschränkt, ihnen die dreifarbige Fahne anzuheften. Diese befindet sich in den Händen der schlechten (mauvaise) Figur der Restauration vor den Tuilerien, des guten Heinrich auf dem Pont-Neuf, des unbedeutenden Ludwig XIII. auf der Place Royale, und des schwerfälligen Ludwig XIV. auf der Place des Victoires.

Hier auch eine genaue Angabe alles dessen, was im Museum des Louvre vorgefallen ist. Bei der Verfolgung der Schweizer, und als man eben auf dem Punkte war, sie einzuholen, war man in die Säle des Museums gestürzt. Gleich anfangs traten Leute in das Museum Dauphin ein und brachen den Kopf von der Statue des Herzogs von Angouleme ab; diese Statue war von Hrn. Bra, und stellte den Herzog in dem Augenblicke vor, wie er in Spanien den König zurückverlangt. Auch mehrere andere Theile dieser Bildsäule wurden zu gleicher Zeit verstümmelt. Der Haufen vertheilte sich von da in noch mehrere Säle, ohne jedoch etwas zu verderben, schoß aber in dem Saal der Sept Cheminées auf das Gemälde des Hrn. Gérard, das die Salbung vorstellt. Der Kopf Karls X. und der seines Sohnes wurden von Kugeln durchlöchert.

Ein breiter Riß geht durch den Mantel des Herzogs von Aumont. Das Gemälde, das den Einzug Heinrichs IV vorstellt und in dem nämlichen Saale hängt, hat nur einen einzigen Schuß bekommen, Sully's Stirne wurde von der Kugel getroffen.

In dem folgenden Saale warfen sich Einige über die Schränke her, welche die antiken Gold- und Silbersachen und kostbare Kleinodien verschließen; und wurde vieles davon entwendet. Ein unbekannter Mann stellte sich als Wache vor denjenigen Schrank, welcher die meiste Aufmerksamkeit auf sich zog und unter andern den mit Diamanten besetzten Spiegel der Katharina von Medicis enthielt.

Das Porträt Karls, als Küraſſier, von Hrn. Gérard, ist ganz verschwunden. Der Erste, der es anrührte, riß ihm den Kopf ab und steckte ihn in seine Tasche; bald war nur noch der Rahmen übrig.

Die Büste Karls X. von Parischem Marmor, vom Hrn. Pradier, welche in der Vorhalle des Museums

Charles X. stand, wurde umgestürzt und auf dem Mosaikboden zertrümmert, welcher dadurch sehr verdorben wurde.

Die Büste Ludwigs XVIII., von Hrn. Pradier, wurde anfangs zu Boden geworfen. Nach einigen Bemerkungen jedoch, welche man zu Gunsten des Urhebers der Charte machte, wurde sie sogleich und durch dieselben Leute, die sie umgeworfen hatten, wieder aufgehoben und an ihren Platz gestellt; doch ist die Nase derselben zertrümmert.

Herr von Cailleux, Sekretär der Museums, setzte sich einigen Gefahren aus, den Zerstörungen Einhalt zu thun. Am Louvre wurde ein Posten aufgestellt, der aus einer großen Anzahl Künstler und beim Museum angestellter Personen bestand. Hr. von Fordin war seit mehr als einem Monat abwesend.

Die alten Waffen, welche das Artillerie-Museum enthielt, wurden weggenommen, um zur Vertheidigung der Bürger zu dienen. Schon sind eine sehr große Anzahl dieser kostbaren Waffen freiwillig wieder zurückerstattet worden. Diejenigen, welche sich des Helmes Gottfrieds von Bouillon, oder des Harnisches der Johanna von Arc bedient haben, beeilen sich, diese Alterthümer wieder zurückzubringen. Man wird hoffentlich nicht säumen, auch das Uebrige zurückzugeben.

Die aus den Theatern der Hauptstadt und des Stadtgebietes genommenen Paradewaffen sind gleichfalls als Privat-Eigenthum zurückgebracht worden.

Der Herr Herzog von Broglio ist mit der Verwaltung der öffentlichen Arbeiten beauftragt, welche ohne Zweifel, bald dem Ministerium des Innern wird zurückgegeben werden.

Mehrere Bürger haben an dem Giebel des Pantheons die Nationalinschrift, die es ehemals hatte, wieder herstellen lassen:

„Den großen Männern das dankbare Vaterland."

Es ist nur noch übrig, dasselbe von Neuem durch ein Basrelief zu verherrlichen, um das zu ersetzen, welches die Restauration hat wegnehmen lassen. Es scheint, daß die Fragmente des Basreliefs des Hrn. Moitte, welches den Giebel dieses Denkmales zierte, zum Theil durch Hrn. Gaule, Conservator der Marmorarbeiten des Gouvernements, gerettet worden sind; doch haben diese Ueberreste sehr viel gelitten.

Das Monument des Herzogs von Berry, in der Straße Richelieu, soll, wie es scheint, seine frühere Bestimmung vertauschen und den Manen der Opfer der denkwürdigen Tage vom 27., 28. und 29. Julius gewidmet werden.

Man ist noch ungewiß über die Bestimmung, welche den auf dem Platze Ludwigs XVI., auf dem Rundplatz der Champs-Elisées und auf dem Platze des Palais-Bourbon bereits angefangenen Monumenten gegeben werden soll.

Mehrere sprechen auch von der Wiederaufrichtung der Statue Napoleons auf der Säule des Platzes Vendome.

Hr. Garand, ein junger Bildhauer, welcher vor zwei Jahren die ägyptischen Sculpturen an dem Hause verfertigte, wo sich die Passage du Caire an die Straße gleiches Namens öffnet, war einer der Ersten unter denen, welche den von den Schweizern besetzten Eingang zum Louvre erstürmten. Der General Lafayette ließ diesen jungen Künstler, welcher kaum 22 Jahre alt ist, zu sich rufen und beehrte ihn unter Umarmungen mit seinen Glückwünschen.

Der Bildhauer Lemaire, welcher sich einer der Ersten an die Spitze der Wachen des Museums gestellt hatte, besuchte am ersten August den Herzog von Orleans, und wurde auf sein Verlangen von demselben mit der Verfertigung eines Monuments beauftragt, welches zum Andenken an die jüngst umgekommenen Bürger von Paris errichtet werden soll.

Hr. Domard ist mit der Verfertigung einer Medaille zu Ehren der Zöglinge der polytechnischen Schule beauftragt worden.

Florenz.

In Florenz wurden bei den Nachgrabungen, die man unter den Ruinen eines alten Platzes anstellte, neulich die zwei colossalen Statuen der berühmten Architekten Arnolfo Lapo und Filippo Brunelleschi aufgefunden. Diese schönen Statuen sind von Luigi Pampaloni. Man hatte nicht gewußt, wo sie hingekommen waren.

Neue Kunstsachen.

La Vierge aux balances d'aprés Leonardo da Vinci. gr. par F. Garnier. Fol.

Das Original gehört in die Königl. französische Sammlung, ist auf Holz gemahlt, 3 Fuß hoch, 2 breit, und aus der besten Zeit des Künstlers. In der Mitte sitzt Maria mit dem Kinde, welches eine Schale der Wage niederdrückt, die der Erzengel Michael hält. Links die heil. Elisabeth mit dem Knaben Johannes. Die Figuren sind trefflich im Raume vertheilt, und das Ganze ist mit Leonardo's tiefer Ueberlegung, Sicherheit und Anmuth behandelt. Der Strich ist wohl verstanden, besonders in den Mitteltönen; doch könnten die Conturen etwas fester und bestimmter seyn, auch die Figuren sich etwas mehr abheben.

Digitized by Google

N°. 79.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, 5. Oktober 1830.

Ueber das Techniſche der Glasmalerei.

(Fortſetzung.)

Nun endlich hier die Vorſchrift für die Verfertigung des rothen Ueberfangglaſes:

Miſchung.

Kieſel-Sand	6	Pfund.
Reine Potaſche	4	„
Rother Kupferkalk . . .	4	Loth.
Zinnkalk	4	„
Kalk	6	„

oder:

Kieſelſand.	2	Pfund.
Holzaſche	3	„
Rother Kupferkalk . . .	3	Loth.
Zinnkalk	3	„

Man thut wohl, die Doſen in größerer Maſſe zuſammen zu miſchen, der Verſuch gelingt ſicherer und beſſer, wenn man in's Große arbeitet. — Daß übrigens dieſe meine Vorſchrift für rothes Ueberfangglas, nach beſondern Umſtänden, vorzüglich nach der Miſchung des weißen, unfarbigen Glaſes, welches dazu gebraucht wird, umzuändern ſey, gebe ich gerne zu.

Es muß das farbige Glas in einem beſondern Tiegel in dem Glasofen bereit ſtehen; nun nimmt der Glasblaſer mit der Pfeife ſo viel Glas aus dieſem Tiegel, daß er ein kleines Kölbchen damit blaſen könne; er läßt dieſes alles an der Pfeife kalt werden und nimmt nun aus dem Tiegel mit weißem Glaſe ſo viel, als nöthig iſt, um die Walze oder den Cylinder zu verfertigen. — Es erfordert dieſes aber beſondere Einſicht und Kunſtfertigkeit. Wenn man das farbige Kölbchen zu kalt werden läßt, ſo halten die beiden Glasſchichten nicht gehörig an einander und ſpringen nach dem Erkalten von einander ab; und wenn man es zu warm in den weißen Glasfluß taucht, ſo vermiſcht es ſich mit dieſem, und man erhält nur roth geflammtes, oder gar nicht gefärbtes Glas. Auch, wenn man zu viel farbiges Glas nimmt, ſo wird das Glas zu dunkel, und nimmt man zu wenig, ſo wird es zu helle, blaßfarbig oder geſtreift. Alſo fabricando fit faber.

Weder Kunkel noch die Schriftſteller, welche derſelbe überſetzt hat, Neri und Marret, ſprechen von dem Ueberfangglaſe, und haben aller Wahrſcheinlichkeit nach das Verfahren, es zu bereiten, nicht gekannt. Es muß daher das Ueberfangen des Glaſes blos ein eigener oder beſonderer Kunſtgriff einzelner Glasblaſer geweſen ſeyn, welcher beſondere Geſchicklichkeit und Einſicht vorausſetzte, und wohl auch geheim gehalten wurde. Es war daſſelbe vermuthlich auch nur auf einzelnen Glashütten bekannt, und jetzt noch verſtehen ſich die Glasblaſer nicht gerne dazu, denn es gelingt nicht jedem, vielleicht nur wegen der größern Weichheit des heutigen Glaſes; ja, die wenigen, welche ſich jetzt damit abgeben, haben es noch nicht dahin gebracht, einen großen Cylinder einfarbig zu blaſen, ſondern es finden ſich immer noch dunklere und hellere, ja wohl auch nur roth geſtreifte oder geflammte Stellen daran. Aber Neri*) giebt ſchon Vorſchriften für rothes Glas an, welche Runckel nicht mißbilligt; aber dieſer rothe Glasfluß konnte zu nichts anderm, als zum Ueberfangen dienen, weil ſie ſelbſt ſagen, das Glas, welches man daraus bläßt, erſcheine ſchwarz und wenig durchſichtig, man könne es daher nicht brauchen.

Runckel, über dieſe übele Eigenſchaft dieſes rothen Glasfluſſes ungehalten, entdeckte ein anderes Mittel, Glas ſchön roth durchzufärben, und bereitete beſonders ſchöne, roth durchſcheinende Trinkgläſer mit Goldniederſchlag oder Purpur von Caſſius, woraus er aber ein Geheimniß macht und ärgerlich iſt, daß Merret**) von einer Goldtinktur ſpricht, welche dem Glaſe eine rothe Farbe gebe.

Es gibt aber auch blaues Ueberfangglas, aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, ja vermuthlich aus frühern Zeiten her. Omelin behauptet, es ſey das ganz alte blaue Glas nicht mit Kobalt, ſondern mit Eiſen gefärbt, und mehrere angeſehene Chemiker ſtimmen ihm bei. Andere zweifeln daran. Ich vermuthe, daß ſich in allem alten Glaſe Eiſen befinde.

*) Kunckel S. 81, 87, Cap. 58. S. 144, 166, Cap. 121. S. 146, Cap. 125 und S. 125, 131, Cap. 104.

**) Kunckel S. 269, Cap. 59 (leſe Cap. 89), S. 166, Cap. 121, wo Kunckel auf ſein Geheimniß anſpielt.

Im Jahr 1826 hat Herr d'Arcet im Namen des für die chemischen Künste ernannten Ausschusses der Aufmunterungs-Gesellschaft für die National-Industrie, in Paris, einen Rapport abgestattet,*) über die rothgefärbten Gläser, welche Herr Bontemps, Direktor der Glasfabriken von Choisy-le-Roi bei Paris, verfertiget, wovon ich hier einige Stellen aushebe.

„Man hat das Verfahren, welches noch in dem fünf„zehnten Jahrhunderte, das schöne rothgefärbte Glas für „die alten gemalten Fenster lieferte, für verloren gehal„ten. — Die Baumeister, die dessen so sehr benöthiget wa„ren, und wußten, daß man solches noch in einigen „Fabriken Deutschlands**) und Englands (?) verfertige, „baten bei der Regierung um die Erlaubniß, dieses Pro„duct aus dem Auslande einführen zu dürfen; man hat „aber für gut gefunden, vorläufig die französischen Glas„fabrikanten aufzufordern, sich mit der Fabrikation des „rothgefärbten Glases zu beschäftigen und ihnen sechs „Monate Zeit gegeben, ehe man sich entschließen wollte, „solches, im Auslande gefärbte Glas einzulassen. Da hat „nun Herr Bontemps, der schon über diese Fabrikation „nachgedacht hatte, und die Grundsätze dazu kannte, un„ternommen, sie in Choisy-le-Roi einzuführen." — „Es „ist dieses rothe Glas nur auf einer Seite gefärbt; das „Kupferoxyd gibt die rothe Farbe, aber es muß im Pro„toxydzustande erhalten werden. Die älteren Schriftstel„ler Neri, Merret und Kunckel haben schon die Vorschrift, „dieses Glas zu bereiten, vor dem Jahre 1751***) an„gegeben; es wird aus Kupferoxyd, Weinstein und Kohle „bereitet; aber man muß nur diese Vorschrift gut auszu„führen verstehen, um einen guten Erfolg zu haben. Man „hat daher keine Ursache, die Erlaubniß für die Einfuhr „solcher Waaren zu erbitten. Die Glasfabrik von Choi„sy-le-Roi liefert dieses neue Industrieprodukt in genug„samer Menge."

Es ist nun aber hier nichts von dem Ueberfangen des Glases gemeldet und den dazu nöthigen Handgriffen, so wenig als in den Schriften von Neri und von Kunckel.

Auch ist des Zinnoxydes nicht erwähnt, welches doch eigentlich das Kupferoxyd im Protoxyd-Zustand ertheilt; besser als die Kohle und der Weinstein, die solches nicht mehr bewirken können, wenn sie einmal verbrannt sind. Man hat wahrscheinlich vermuthet, das Zinnoxyd würde das Glas undurchsichtig machen, denn Neri hat es schon beizumischen angerathen. Der Zusatz von Eisen, den Kunckel anempfiehlt, und mehr noch von Kalk, mag auch nicht zu verwerfen seyn.

Nun aber, nach einer Anzeige von Bern aus, in dem Kunstblatt vom 13. März 1826, sind es die Herren Müller in Bern, welche das rothe Ueberfangglas erfunden haben, und die Schweiz ist das Land, wo diese Farbe glühet.

Herr J. S. W... aus Bern, von welchem diese Anzeige herrührt, hat nicht gewußt, daß schon in dem Moniteur 1811, No. 265. 22. Septbr. p. 1014, 1. colonne, Note, folgendes von dem rothen Ueberfangglase gedruckt steht: „Bei diesen Mustern fanden sich welche von ge„meinem und weißem Glase, die auf einer Seite mit der „schönen rothen Farbe, welche die Alten so schön bereite„ten und wovon wir noch Stücke an unsern Kirchenfen„stern sehen, überzogen waren. Die Untersuchung dieses „Glases hat den Administrations-Rath überzeugt, daß „Hr. Schweighäuser hierin auf den äußersten Punkt von „Vollkommenheit gelangt ist."

Dem Herrn d'Arcet muß diese Anzeige gänzlich aus dem Gedächtniß entfallen seyn, denn als damaliges Mitglied des Ausschusses für die chemischen Künste der Pariser Aufmunterungs-Gesellschaft für die National-Industrie mußte er davon unterrichtet gewesen seyn. Er scheint übrigens, nach der kurzen (sechsmonatlichen) Zeitfrist, welche für die Lösung der Aufgabe anberaumt worden ist, und nach dem Umstande zu urtheilen, daß es mit der Bekanntmachung des Aufrufes dafür nicht recht Ernst gewesen seyn mag, indem die drei Glashütten in Lotharingen, Blindenwelsch, Bacarac und St. Guerin, wo zwischen 1816 und 1826 Herr Dr. Engelhardt rothes Ueberfangglas hatte blasen lassen, keine Notiz davon genommen hatten, und daß der Aufruf eigentlich nur dem dem Herrn Bontemps in Choisy-le-Roi bei Paris hat gelten sollen.

Der Effekt der schönen, grellen, reinen Grund- oder Hauptfarben, und die Ausdauer derselben durch Jahrhunderte, ohnerachtet der Einwirkung der Witterung, welcher sie ausgesetzt waren, ist es, was den Beschauer der alten gemalten Fenster anspricht und was eigentlich der Kenner beurtheilen soll. Nur strahlende Glasfarben konnten dem Gemälde diese Vortheile gewähren. Wir bewundern daher an solchen die Kunst, die Glasfarbe zu bereiten und auf Glas einzubrennen, und schlagen dieselbe nun um so höher an, als sie in letztern Zeiten vernachlässiget worden, ausser Kenntniß und Uebung gekommen und verloren gegangen ist. Zeichnung, Manier derselben, Formen und Ordnen der Glasstücke, Zusammensetzung derselben, um ein Ganzes zu bilden, wenn sie gemalt und gebrannt sind, müssen wir als Nebensachen betrachten, die mehr oder we-

*) Rapport fait par Mr. d'Arcet, au nom du comité des arts chimiques, sur les verres colorés en rouge fabriqués à la verrerie de Choisy-le-Roi, près Paris, im Bulletin de la société d'encouragement pour l'industrie nationale. 25. année No. 266. Août 1826. pag. 259.

**) Seit 1808 ungefähr.

***) Neri hat am Anfang des 17. Jahrhunderts geschrieben.

Digitized by Google

niger wichtig erscheinen, nach Maßgabe der Schwierigkeiten, welche sie darbieten, und der weniger bekannten Handgriffe, welche sie erfordern.

Die erwähnten Eigenschaften des farbigen Glases, wovon einige Arten, auch zu Pulver zerrieben, besondern Effekt machen, und Ausdauer voraussetzen lassen, haben mich auf den Gedanken gebracht, daß solche farbige Glaspulver oder Smalten eigentlich und vorzüglich zu der Oelmalerey gebraucht worden sind, wozu die großen Meister, während des fünfzehnten und des sechszehnten Jahrhunderts, Farbenarten angewandt haben, die heutigen Tages nicht mehr gekannt sind, weil sie durch leichter zu bereitende und wohlfeilere Farbensorten verdrängt worden und ausser Gebrauch gekommen sind.

Neri, ein Priester aus Oberitalien, welcher um 1612 schrieb, der erste systematische Schriftsteller über die Kunst, Glas zu verfertigen, gibt Vorschriften für farbige Glasarten und mitunter für vegetabilische, durch das Feuer und den Einfluß der Witterung leicht zerstörbare, Farben, von welchen letztern wir uns nicht erklären können, wie sie in die Gesellschaft mit Glasflüssen kommen, wenn nicht der Zweck von beiden Farbenarten der nämliche wäre, der Gebrauch für die Oelmalerei. — Mehrere seiner leichtflüssigen, kiesel-alkalischen, farbigen Glasflüsse nennt Neri Smalten, das ist, als feines Pulver zu gebrauchendes farbiges Glas, welches in diesem Zustande zu nichts anderm, als zum Malen verwendet werden konnte. Es wären auch diese Glasflüsse viel zu weichflüssig und zu dunkel gefärbt gewesen, als daß sie zu gewöhnlichen Glaswaaren hätten dienen können, ohne mit schwerflüssigern versetzt zu werden. Die nämlichen Smalten müssen auch als farbiges auf Glas aufzuschmelzendes Glas, für die Glasmalerei, oder als nöthiges Gemenge zu aufzubrennendem farbigem Bleiglase gedient haben; denn wenn schon Neri der Glasmalerei nicht erwähnt, so spricht er auch nicht von der Oelmalerei; er scheint daher ausschließlich für die Glasmacher, welche die Farben bereiten wollten, und nicht für die Maler, welche sich derselben bedienen sollten, geschrieben zu haben. Ja, wenn die blaue Smalte den zu theuren und seltenen natürlichen Lasurstein (lapis lazuli), oder gar den Saphir ersetzen sollte, so ist dieses auf die Oelmalerei zu beziehen; denn daß diese Edelsteine einen Glasfluß blau färben und sogar durchscheinend blau färben können, glaube ich nicht. — Wenn wir hierbei bedenken, daß Joh. van Eyck, geboren 1370, gestorben 1441?, welcher die Oelmalerei emporgebracht und derselben vorzüglich durch Erfindung und Bereitung von Farben aufgeholfen hat, daß derselbe das Schmelzglas und das Emuliren oder Bemalen desselben mit farbigem Schmelzglase, ja, auch das Färben des Fensterglases nur auf einer Seitenfläche, erfunden habe, so haben wir genugsame Gründe, zu glauben, daß die Farbenbereitung für Oelmalerei und für Glasmalerei in dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert ein und dieselbe Kunst gewesen sey. Vor van Eyck und zwar schon seit dem zwölften Jahrhundert und wohl früher noch hatte man nur das rothe Glas auf einer Seite gefärbt, nämlich durch Ueberfangen, wahrscheinlich, weil es, wie Fensterglas von andern Farben durchgefärbt, schwarz und undurchsichtig erschienen war, als man versucht hatte es durchzufärben, und nur ganz dünne geblasen sich roth gezeigt hatte; und gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hat Hans der Deutsche (Jacques l'Allemand) die gelbe Farbe mit Silberoxyd auf eine Seite des Glases zu bringen entdeckt, indem ihm ein in den Kalk, worin er einbrannte, gekommener silberner Hemdermelknopf diese Farbe auf das Glas, womit jener in Berührung gekommen war, aufgebrannt hatte.

Nach diesen und andern historischen Angaben, welche in der Hauptsache richtig sind, zum Beispiel, daß Ant. Mamertini (Antonello da Messina, gest. 1440) das Geheimniß, Oelfarben zu bereiten, von Joh. van Eyck gelernt und dem Domenico Venetiano mitgetheilt habe, und daß dieser wegen desselben Geheimnisses von Andrea del Castagno, welcher es ihm abgelockt hatte, um allein Besitzer davon zu seyn, ermordet worden ist, scheint die Bereitung von Farben für Oel- und Glasmalerei, von frühern Zeiten her, und vorzüglich durch das ganze fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert ein Geheimniß gewesen zu seyn; und nur wenige der Künstler, welche sich mit der Glasmalerei abgegeben haben, dürften wohl die Kunst nach allen ihren Zweigen, oder jedes einzelne Verfahren für dieselben in eben dem Maße gekannt haben. Der Chemiker, der Glasmacher und Verarbeiter desselben, der Glaser, welcher die Stücke zuschnitt und zusammenstellte, und derjenige, welcher dieselben einbrannte, jeder muß eigene Handgriffe und durch Uebung erlangtes Wissen gehabt haben, welche er sich bemühte geheim zu halten. Auch der Zeichner und Maler hatte seine eigene Manier. Der Meister, welcher Lehrlinge bildete, rückte nur nach und nach, nur nach Maßgabe der Fortschritte derselben und der Gewißheit, daß sie das geheime Verfahren nicht leicht losgeben würden, mit seinem besondern Kunstwissen heraus. Letztere mußten sich auch mehr durch Ablesen und Ablauren, als durch Anweisung, zu Meistern emporschwingen, welches Eifer und Kunstfleiß voraussetzte, ohne welche weniger hoffnungsvolle Schüler zurückbleiben mußten, so daß nur das eigentliche Talent das Feld halten konnte. Daß die Klostergeistlichen solche Künstler in ihre Congregationen und reiche Weltgeistliche in ihre besondere Leibes- und Seelenpflege zu bringen gesucht haben, war natürlich; und ein freundlicher Anstoß oder Händedruck bei dem Mahle mag damals der Kunst zuträglicher gewesen seyn, als in heutigen Zeiten die ephemeren Lobsprüche, deren

Digitized by Google

Feuer gewöhnlich mit dem Abendrothe entschwindet, während erstere auch für die Zukunft Herzenswärme unterhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Archäologische Nachrichten aus Kleinasien und dem Archipel.

Seitdem Cyrenaica durch das Prachtwerk des seligen Pacho näher bekannt geworden, ist Kleinasien dasjenige der alten Kulturländer, wo den Archäologen die größte Ausbeute zu Gebote steht. Der Einwohner Aberglauben erschwert die Nachgrabungen und das Zeichnen der über dem Boden erhaltenen Reste, aber von vielen dieser Letzteren besitzen wir nicht einmal flüchtige Beschreibungen. Sehr wenige gelehrte Reiseberichte ausgenommen, waren im Laufe unseres Jahrhunderts die unterhaltenden, in englischen Zeitschriften enthaltenen Briefe die einzigen neuen Quellen über die Archäologie Kleinasiens.

Um so weniger darf man die in Fontanier's Voyages en Orient enthaltenen Kunstnachrichten mit Stillschweigen übergehn. Gleich im 2ten Kapitel bei der Beschreibung von Tarabosan (Trapezunt) erwähnt derselbe mehrerer Reste griechischer Denkmäler aus der Byzantinerzeit; im Westen die Kirche der heil. Sophia, im Osten eine Kapelle, die früher ein Apollotempel gewesen seyn soll; in der Umgegend auf hohen Bergspitzen griechische und armenische Klöster. Die Sophienkirche ist, wie die meisten griechischen, kreisförmig; an den Mauern sind noch Figuren vorhanden; der Boden besteht aus Mosaik; vier Säulen von Marmor mit rothen Adern tragen den erhabenen Dom. Die Wandgemälde des Apollotempels sind vernichtet. Unweit dieses kleinen Tempels führt eine ziemlich feste Brücke über den Kerbut, an welchem Flusse die Zehntausend gelagert waren. Die Bäder Tarabosan's, meist von griechischer Arbeit, sind von Marmor und von eleganter Bauart.

Die Stadt Siwas enthält merkwürdige Alterthümer. Man sieht dort Ueberbleibsel einer Veste, die von den Griechen angelegt seyn soll. Die Stadt war bereits zu Xenophons Zeit befestigt, aber die vorhandenen Mauern scheinen eher der Byzantinerzeit als dem Alterthum anzugehören. An den Befestigungswerken bemerkt man einige Säulentrümmer, aber ohne Inschriften.

In der Nähe von Amasia (Strabo's Geburtsort) sah Fontanier eine künstliche Grotte, 35 Fuß hoch, 30 Fuß breit, rundumher ein Gang; drei in den Felsen gehauene Stufen führen in die Höhle. Ueber dem Eingang liest man die Inschrift ΤΗΣ ΑΡΧΙΕΡΕΙΣ. Der Felsen ist ein polirter Marmor, welchen die Bewohner Amasia's Spiegelstein nennen. Auf diesem Felsen erkennt man die Spur von Malereien, unter andern die ziemlich richtig gezeichnete Figur eines Mannes, der einen Turban trägt und dessen Haupt mit einem Heiligenschein umgeben war. Im Innern der Grotte sollen zwölf ähnliche, besser erhaltene Gemälde seyn. Die Türken haben in dem Denkmal drei Tage lang ein großes Feuer gebraucht und überdieß den Meißel angewendet, um Alles zu zerstören, allein das Material widersetzte sich ihrer Anstrengung. Benachbarte Höhlen sind in Morier's Reise durch Persien beschrieben. Außer der erwähnten haben frühere Reisende zwei andere in der Nähe Amasia's übersehn. Der Lage am Eingange der Gebirgspässe nach zu schließen, waren die Höhlen Zufluchtsorte, wo man Schildwachen aufstellte. Vielleicht dienten sie den Christen zur Zeit der Verfolgungen als Asyl; doch kann man sie auch für alte Grab-Grotten halten, und letztere Ansicht wird durch ihre Aehnlichkeit mit denen im südlichen Persien wahrscheinlich. In der Veste Amasia's, welche Fontanier nicht besuchen konnte, sollen Bildsäulen und antike Waffen vorhanden seyn. Es ist Schade, daß man in Amasia keine irgend bedeutende Untersuchungen und Nachgrabungen vornehmen kann; in wenigen Städten fanden sich eben so gut erhaltene Ruinen von hohem Alter. Indem ich die Gesammtheit der dortigen Denkmäler mit denen von Siwas verglich, konnte ich mich folgender Ansicht nicht erwehren: als die Araber sich in Caramanien niederließen, lebten wohl das erobernde Volk und die ehemaligen Besitzer von Zeit zu Zeit in Frieden, man legte alsdann öffentliche Gebäude an, und dieser Waffenstillstand ließ den Barbaren Zeit, die griechische Kunst kennen zu lernen, oder doch Nutzen davon zu ziehen. Dieser Theil der Geschichte verdient ein näheres Studium.

Auf der Insel Silo erkundigte sich F., ob Alterthümer zu verkaufen wären, und man führte ihn zu einem Antiquar, der schöne geschnittene Steine vorzeigte und kleine Bildsäulen, die er aus den Gräbern nahe der Stadt aufgegraben hatte. Die Bildsäulen glichen denen, die man noch auf Delos findet, waren aber nicht mit Hieroglyphen versehen. Jede Figur trug ein enge anschließendes Gewand, die Arme waren an den Leib gedrückt, die Füße standen wider einander auf einem Gestell, der Kopfschleier fiel auf die Brust herab, die Nasen reichten weit vor. Fast keine war über 1 Fuß hoch und die Arbeit grob. Unter allen Inseln des Archipels sind die in der Nähe von Silo am wenigsten untersucht. Während F. auf Santorin war, bot man ihm zwei auf Amorzo gefundene Statuenköpfe an, der eine war von schönem parischen Marmor. „Nichts wäre leichter gewesen, als unter der türkischen Herrschaft eine Menge Alterthümer einzusammeln; ein Kriegsschiff hätte dazu hingereicht. Hieran dachte man aber erst, als die Ausführung nicht mehr möglich war; auf Befehl der griechischen Regierung dürfen keine Alterthümer mehr außer Landes gebracht werden."

Digitized by Google

N°. 80.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 7. Oktober 1830.

Ueber das Technische der Glasmalerei.

(Beschluß.)

Als Neri, nach dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, die Kunst und das Geheimniß, Farben für Oelmalerei und Glasmalerei nach früherer Art zu bereiten, kund gab, so schrieb er blos als Chemiker und für Chemiker. Es scheint, er habe den Maler wollen ignoriren lassen, daß er lehre, Malerfarben bereiten. Er wollte auch nicht die Kunst, Glas zu machen, lehren; denn er spricht weder von den dazu erforderlichen Handgriffen, noch von dem dazu nöthigen Werkzeuge. Es mag daher wohl dessen, zuerst in Lateinischer Sprache verfaßte Schrift, ursprünglich, eine Instruction für Klöster gewesen seyn, welche nur als Manuscript cirkulirte. Als nun dieselbe im Jahre 1612 durch Kunckel im Druck erschien und dadurch bekannt wurde, waren schon die Maler an andere Farbenarten gewöhnt, und wußten Neri's Vorschriften nicht mehr zu würdigen. Ja selbst Kunckel scheint nicht beachtet zu haben, daß solche für Oel- und Glasmalerei dienen können, indem er seinem Buche eine Zugabe, über die Glasmalerei, von einem Glasmalermeister jener Zeit verfertiget, beigefügt hat, wo diese schon, wie es scheint, alles mit Bleiglas abthun wollten, und daher schon wesentlich von der alten Art abgegangen waren. Denn früher brannte man kiesel-alkalische Glasfarben auf, wovon keine, die Schattenfarbe ausgenommen, von Mineralsäuren angegriffen wird. Ja selbst die Schattenfarbe der ältern Glasmaler ist bei weitem nicht gegen die Säuren so empfindlich, wie die heutigen, sie war kiesel-alkalisch, und nur deswegen von Mineralsäuren zersetzbar, weil die färbenden Metalloxyden vorstehen, aber nicht weil sie in anschmelzendem Bleiglase aufgelöst waren. Auch nicht alle Schattenfarben der Alten wurden von den Mineralsäuren angegriffen, sondern nur diejenigen, welche zu wenig aufgebrannt waren, das ist, welche auf zu leichtflüssiges Glas, welches man daher zu sehr schonen mußte, aufgebrannt, oder die von gemeinen Arbeitern zu wenig gebrannt waren. Diese Empfindlichkeit für Mineralsäuren ist in jetzigen Zeiten ein Uebelstand der Glasmalerei, welchem abgeholfen werden kann und muß, und welcher der Arbeit der Herren Bühler, Müller, und Helmle, so wie auch den Dresdner Glasmalerei-Fabrikanten, sehr vieles von ihrem Werthe benimmt.

Die Schattenfarbe aus Bleiglas schwellt auf und wird löcherig oder körnig, wenn sie, auf dem Kalk liegend, aufgebrannt wird, so daß, um diesen Uebelstand zu umgehen, gewöhnlich zu schwach gebrannt wird, und nun das schöne rothe Ueberfangglas, welches von der Glashütte verschrieben worden war, und die Kunst des Zeichners, der ein Bild Raphaels wiedergiebt, was aber von der Glasbrennerei ganz unabhängig ist, die Lob-Erndte bestellen müssen.

Die Vorschriften über das Glasmalen und Brennen, in Kunckels Zugabe, sind in mehrere Kunstbücher aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, eben so verworren und ungereimt vorgetragen, übergegangen; selbst Leviel, welcher 1774 schrieb, hat sie aufgenommen und deren Unsinn, durch vermeintliche Verbesserung mit Borax und Salpeterfluß, vermehrt. Ein Buch, „der Curiosen Kunst- und Werkschule", erster Theil ꝛc., Nürnberg v. Joh. Ziegers 1696 und ebendas. 1732, liefert Kunckels Vorschriften weniger verworren und leichter faßlich und ist deßhalb dem Kunckel'schen vorzuziehen. In neuern Zeiten haben sich mehrere chemische Zeitschriften und die Herren Loisel, Lenoir, Clouet, Brogniart und Andere der Sache angenommen, aber ohne eben die Glasmalerei zu lehren.

Die Zeichnung des zu malenden Glasgemäldes wurde zuerst auf Papier gebracht, damit Muster für die verschiedenen nach den Hauptconturen oder starken, scharfen Schatten zu formenden Glasscheibe-Stücke nur geschnitten werden konnten. Diese erhielten durch Abkräuseln und vorläufiges Abstrengen mit einem glühenden Kölbchen die gehörige Figur. Nun wurde das Glasstück abgerieben, gereiniget, wohl auch alles matt polirt, und zuerst wurde die nöthige Schattenfarbe oder Tinte aufgetragen und vertieft oder durch Auskratzen beleuchtet. Es scheint, nach dem angeführten Kunstbuche S. 395, die stärkern Zeichner haben, nach Kupferstecherart, vorgezogen, gegenseitig zu zeichnen, so daß sie zuerst das Bild auf die eine, mit Gummiwasser überzogene und getrocknete Glasfläche gezeichnet haben, wovon es, sammt dem Gummi, wieder

Digitized by Google

abgewaſchen wurde, wenn es mit Schattenfarbe, auf die andere Fläche ausgezeichnet, fertig war. Dieſe Tintenfläche wurde nun durch Alaunwaſſer gezogen, wodurch die Zeichnung nach Abtrocknen ſo fixirt wurde, daß auf der gegenſeitigen Fläche die Farben leichter aufgetragen werden konnten, ohne verwiſcht zu werden. Denn mit zu vielem Gummi kann man die aufgetragene Farbe nicht halten machen, ohne daß ſie bei dem Aufbrennen abſpringen würde. Es wurde nämlich dieſe wie die Tintenfarbe, mit leichtem Gummiwaſſer aus halb arabiſchem, halb Tragant-Gummi verſetzt, aufgetragen. Nun wurden die Glasſtücke in die Brennpfanne eingelegt, wozu reiner, abgelöſchter Kalk, mit wohl ausgebrannter und ausgelaugter Holzaſche, zu gleichen Theilen und wohl getrocknet, auch alles erwärmt, vorzüglich dient. Der Kalk wird, vermittelſt eines Brettchens, glatt und eben gedrückt, ehe man das Glasſtück auflegt, und nun wird mit der gehörigen Vorſicht gebrannt und erkältet. Man brannte nach dem Geſichte, oder nach Trichtern, oder nach Jüten, das iſt nach Kalkfunken, wenn der Kalk glühet, daß die ausgetriebene Luft Kalktheile mit auftreibt. Die Alten brannten nicht leicht mehr als zwei Hauptfarben auf ein Glasſtück. Für roth und weiß wurde der rothe Ueberfang an der Stelle, welche weiß ſeyn ſollte, abgeſchliffen, oder abgeſchmergelt, und man konnte ſie mit Kunſtgelb beſtreichen, wenn ſie gelb ſeyn ſollte. Für blau und weiß wurde die Stelle, welche weiß ſeyn ſollte, nicht mit blau bemalt, und wenn ſie gelb ſeyn ſollte, ſo wurde kunſtgelb, nach der Vorſchrift in Kunckels Zugabe, aufgetragen. Für die hellblaue oder meergrüne Farbe, die violette, braunſteinrothe anzubringen, verhielt man ſich wie mit der blauen Farbe, nach Neri's Vorſchriften in dem 2ten und 3ten Buche verfertiget; ja wohl nicht beſſer noch nach denjenigen in dem 6ten Buche, Cap. 93 u. folg., wo aber das Zinnoxyd wegbleiben muß. Es laſſen ſich auch dieſe Farben mit einander zu dem Marmoriren anwenden. Es ſcheinen doch die Alten in ſeltenen Fällen eine Ausnahme gemacht und auch ein Glasſtück zweimal gebrannt zu haben, um z. B. durch gelb gegen blau geſtellt, die grüne Farbe hervorzubringen, wofür man früher durchgefärbtes Glas, und in dem ſiebzehnten Jahrhundert Bleiglas genommen hat. Für ſolche Fälle ſind die ſchwerflüſſigen Farben zuerſt, und die weniger Feuer erfordernden Farben, wie Gelb, Rötheiroth oder Leibfarbe, nachher eingebrannt worden; auch Stellen, welche weniger durchſichtig und matt geſchliffen erſcheinen ſollen, können, ſtatt ausgeſchmergelt zu werden, vermittelſt einer, wie das Kunſtgelb, aufgetragenen und aufgebrannten Miſchung von Gips und Flußglas, zu gleichen Theilen, dieſe Tinte erhalten, oder man trägt Schattenfarbe auf die Gegenſeite der Conturen.

In der Vorausſetzung, daß der Liebhaber durch die angeführten Schriften, und das Beſchauen und Unterſuchen alter gemalter Fenſter, ſchon ſo viel Kenntniſſe erlangt habe, um dieſen Aufſatz beurtheilen zu können, will ich nun noch einiges Eigenthümliche beiſetzen.

Wenn die Glasſtücke abgeſchmergelt und deren abgekräuſelte Ränder abgerundet ſind, ſo thut man wohl, ſie, mit Stroh oder Papier umwickelt, in laues Waſſer zu bringen, zu ſieden und wieder in dieſem Waſſer erkälten zu laſſen; das Nämliche iſt auch zuträglich nach dem Einbrennen. Glasſtücke mit ſpitzen Ecken ſpringen gerne, mehrere Tage noch, nachdem ſie gebrannt ſind; man ſoll daher ſolche Ecken vermeiden.

Wenn in heutigen Zeiten Glasmaler ſich rühmen, daß ſie größere Glasſcheiben einbrennen und dieſelben mit mehreren Farben bemalen können, daß ſie auch die nämliche Glasſcheibe mehreremale in das Glühefeuer bringen, ſo glaube ich es wohl; aber ich meine, man ſolle, ehe man ſich bemüht, die alte Kunſt zu übertreffen, ſuchen, darin eben ſo weit zu kommen, wie die Alten waren. Man ſoll beſtimmt wiſſen, was man will, ob man die alte Kunſt wieder aufbringen, oder eine neue aufſtellen will.

Das Verfahren, rothes Ueberfangglas zu verfertigen, iſt wieder eingeführt; durchgefärbtes, durchſcheinendes Glas von allen Farben kann man machen; das Verfahren, Kunſtgelb von ſtärkerer und blaſſer Farbe zu erhalten, iſt bekannt; ſchwarze, rothe, violette, gelbe, blaue und grüne Smalten, auf einer Seite aufzubrennen, werden nach den Vorſchriften von Neri gemacht; man kann dieſelben nach Bedarf mit mehr oder weniger Bleiglas, nach den Vorſchriften in Kunckels Zugabe verſetzen, um ſie leichtflüßiger zu machen, doch mit der Vorſicht, ſie nicht dadurch gegen Mineralſäuren empfindlich zu machen. Blaue Smalte oder meergrüne, mit Zuſatz von etwas wenigem mit durch Kunſtgelb gefärbtem weißem Glaſe, gibt auch Grün.

Es iſt alſo alles gethan und ausgemittelt und es hält nur noch an dem fabricando fit faber.

Für Contour- Schatten oder Tinten-Farben iſt das ſchwarze Schmelzglas, welches man für die Ziffern auf Uhrenzifferblätter bereitet und noir d'heure nennt, ſehr gut; es muß aber von der feinſten Sorte ſeyn.

Man kann dieſe Farbe auch auf folgende Art bereiten:

Man nehme Glas, böhmiſches oder Cryſtallglas 3 Theile Gewicht.	
Bleiglas aus Kieſel 1 und Bleioxyd (Menning) 3 Theile.	1
Laugenſalz	5
Kalk, gebrannte Knochen, Feldſpath oder Zinnoxyd	1
Oxyde zu färben, Zafer, Kupfer, Eiſen, Braunſtein, wohl auch Spießglas; von jedem gleich viel, mehr oder weniger unterſchiedenartige Nuancen zu erhalten; aber immer in dem Verhältniß, daß die Oxyde zuſammen nur zwei Theile ausmachen	2
	15

Digitized by Google

Ein anderer Fluß für Aufnahme von Oxyden ist:

Kieſel	4 Theile.
Mennig	1 Theil.
Laugenſalz	5 Theile.
Färbendes Oxyd . . .	½ Theil.

Oefteres Umſchmelzen macht die Farben beſſer und durchſcheinender; ſie ſchmelzen auch ſchöner auf. Auch ſind die Farben ſchöner, wenn die Metalle als Nitrates oder als Muriates, oder als Niederſchläge aus Auflöſungen davon, beigeſetzt werden.

Röthel, rothes Eiſenoxyd, Keſſelbraun, Galmey, Ocker u. ſ. w. geben röthliche oder braune Nuance, die aber gerne im Feuer ausbrennen. — Aus ſchwefelſaurer Eiſenauflöſung, mit Horn oder Kieſelfeuchtigkeit, gefülltes Eiſenoxyd, iſt etwas haltbarer.

Kunckel'ſches rothes Glas, mit Goldpurpur gefärbt, mit obigem Fluße zuvor geſchmolzen, gibt ſchöne Leib- oder Fleiſchfarbe. Die Alten kannten aber das mit Gelbpurpur gefärbte rothe Glas noch nicht für die Glasmalerei.

Kunſtliteratur,

Ludwig von Winkelmann's, Edlen auf Uermitz, neues Malerlexikon, zur näheren Kenntniß alter und neuer guten Gemälde, nebſt den Monogrammen. Zweite umgearbeitete Auflage von Joſeph Heller. Augsburg und Leipzig, Jenisch und Stage, 1830. 334 S. 8.

Im J. 1779 gab Hr. v. Winkelmann zuerſt ein kurzes Malerlexikon heraus, darauf im J. 1781 ſein Malerhandbuch, unter dem Titel: „Handbuch zur näheren Kenntniß alter und guter Gemälde, zur geſchwinden Einſicht für Kunſtliebhaber, zur Bequemlichkeit für Reiſende, als ein Sackbuch dienend.“ Aus Beiden entſtand das im J. 1796 erſchienene neue Malerlexikon, worin W. eine größere Vollſtändigkeit beabſichtigte; indem er zugleich die Monogramme und ein Verzeichniß der Künſtler, nach den Fächern, in denen ſie ſich ausgezeichnet, hinzufügte. Bei dem damaligen Zuſtand der Kunſtforſchung in Deutſchland waren keine hohen Forderungen an ein ſolches compendiöſes Werk zu machen, die Brauchbarkeit deſſelben für unſre Zeit aber iſt keineswegs, wie Hr. Heller in der Vorrede ſagt, dadurch bewährt, daß jetzt die zweite Auflage davon erſcheint; es kommt darauf an, ob es unſren jetzigen Bedürfniſſen entſpricht. Von einem guten, compendiöſen Malerlexikon darf man heutzutage billig erwarten, daß es nicht allein korrekt, genau und vollſtändig, ſondern auch aus einem richtigen Standpunkte der Kritik bearbeitet ſey. Wer begnügt ſich z. B. heutzutage noch mit folgendem Artikel (wir wählen den erſten beſten, der uns in die Hand fällt). Alte Ausg. 1796: „Corregio, „oder Anton de Allegri, ein Modeneſer Künſtler, ein „glückliches Malertalent, ſo ſich ſelbſt gebildet hat. Ein „Meiſter des friſchen Colorits und des Helldunkeln, ein „Künſtler in Verkürzungen; ſein Fleiſch iſt wahre Natur, „ſeine Figuren ſind ungemein reizend und lächelnd, ſeine „Haare ſchön, ſeine Gewänder natürlich geworfen, in allem herrſcht ein feiner Ausdruck; ſein Pinſel iſt markigt „und ſeine Farben ſanft und unkenntlich geſchmolzen, er „haben in ſeiner Compoſition, doch dürfte die Zeichnung „richtiger ſeyn; geb. 1494. † 1534. Seine Werke ſind „meiſtens geiſtlich oder poetiſche Gedichte.“ In der neuen Ausgabe iſt er nun nicht beſſer geworden: „Corregio „(ſoll heißen Correggio) oder Anton de Allegri — „(Antonio Allegri) — ein Modeneſer und einer der vor„züglichſten Künſtler, beſonders in Darſtellungen von „geiſtlichen und weltlichen Geſchichten, ſowohl in Oel als „in Alfresko (ſoll heißen Alfresco, oder beſſer a „fresco oder in fresco). Alle ſeine Werke tragen das „Gepräge hoher Vollendung. Er war ein Meiſter des „friſchen Colorits und des Helldunkeln, ein Künſtler in „Verkürzungen, ſein Fleiſch iſt wahre Natur, ſeine Fi„guren ſind ungemein reizend und lächelnd (alle?), ſeine „Haare ſchön, ſeine Gewänder natürlich geworfen, in „allem herrſcht ein feiner Ausdruck; ſein Pinſel iſt mar„kigt und ſeine Farben ſind ſanft und unkenntlich (ſoll „heißen unmerklich) geſchmolzen, (er iſt) erhaben in ſei„ner Compoſition, doch dürfte die Zeichnung richtiger „ſeyn, geb. zu Correggio 1494, † 1534.“ Wer erkennt aus dieſen Angaben den Correggio? Etwas von Colorit, Helldunkel, Verkürzungen, Fleiſch, Figuren, Mienen, Haaren, Gewändern, Pinſel, Farbenſchmelz, dann wieder etwas von Compoſition, Zeichnung — aber nichts von der Richtung des Meiſters und dem Charakter ſeiner Werke in Hinſicht des Gedankens und der Auffaſſung von ſeinem Verhältniß gegen ſeine Zeit und ſeiner Bedeutung in der Entwicklung der Kunſt. Jene altväteriſche Manier, äuſſerliche Kennzeichen aufzuzählen, womit ſich ſo oft die ſogenannten Kunſtkenner breit machten, genügt uns nicht mehr. Wir wollen den Hiſtoriker auch auf hiſtoriſchem Standpunkte, ſelbſt in den kürzeſten Andeutungen, ſehen. In derſelben ungenügenden Weiſe und zum Theil noch viel flüchtiger ſind auch die neuern vom Herausgeber hinzugefügten Artikel behandelt. Zum Beiſpiel:

„Cornelius, Peter, ein Düſſeldorfer, jetzt Direk„tor der Akademie zu München, gehört unter die größten „jetzt lebenden Hiſtorienmaler in Oel und Alfresko. Er „bildete ſich zu Düſſeldorf und ſpäter zu Rom, nach den „größten Meiſtern, und ahmte früher ſehr die altdeut„ſchen und altitalieniſchen nach. Seine Werke, beſonders „in Fresko, zeichnen ſich durch eine reiche und großartige

„Composition, richtige Zeichnung und schönes Colorit „aus.“ Ist hiemit etwas von Cornelius Eigenthümlichkeit bezeichnet. Und warum sind gar keine Werke von ihm genannt? Ein anderes Beispiel: „Mach, Carl, „Historien- und Porträtmaler zu Berlin, hat eine rich„tige Zeichnung, hübsche Composition und schönes Colo„rit.“ Oder: „David, Jakob Ludwig, einer der be„sten französischen Historienmaler neuerer Zeit, Gründer „der jetzigen Schule. Er stellte gern Scenen aus der rö„mischen und vaterländischen Geschichte dar, faßte die „Natur genau auf; in seinen Werken herrscht Leben und „Bewegung; seine Zeichnung ist richtig; doch wirft man „ihm Mangel im Colorit und im Ausdrucke vor. Geb. „zu Paris 1748, † zu Brüssel 1825.“ — Solche Artikel könnte man aufs Gerathewohl oder vom Hörensagen schreiben; der Vf. hätte doch wenigstens sagen sollen, welches denn der Charakter von Davids Werken und der von ihm gegründeten Schule sey? Gerade die Hauptsache, die Nachahmung der antiken Plastik, die er in die Malerei eingeführt, ist übergangen.

Auch das Unbefriedigende hat diese neuere Ausgabe mit der älteren gemein, daß nirgends die Werke der Maler genannt sind. Freilich läßt sich dies nicht bei solchen verlangen, welche nur Staffeleigemälde und Bilder untergeordneten Inhalts geliefert haben, wohl aber bei Meistern, deren Werke von großer Ausdehnung und Celebrität sind, wie Rafael, Mich. Angelo ꝛc. Hierin hätte Ticozzi's kurzes Lexikon zum Muster dienen können, welches dieser Forderung fast durchgängig auf eine sehr verständige Weise entspricht. Wäre auch der Band dadurch noch einmal so stark geworden, die Verlagshandlung und das Publikum hätte sich dabei wohl befunden.

Auf neuere Forschungen ist ebenfalls nicht überall Rücksicht genommen; so ist bei Martin Schön ohne weiteres angegeben: Geb. zu Kolmar um 1420, † 1484, während das Geburtsjahr zweifelhaft, und durch die Inschrift des von Bartsch bekannt gemachten, jetzt in Schleißheim befindlichen Bildnisses das J. 1499 als Schongauers Sterbejahr anerkannt ist.

Fragt man endlich, welche Vollständigkeit das Werk in der neuen Ausgabe erhalten habe, so läßt sich darauf auch nichts Tröstliches antworten. Zwar sind manche neuere Künstler hinzugefügt, aber bei weitem nicht alle wichtigen und ausgezeichneten. So fehlt Johann Jakob Dorner, (während von dessen Vater Jakob fälschlich angegeben ist: er lebe noch als Direktor der Akademie in München), ferner: Peter und Heinrich Heß, Robert von Langer, Leybold, die beiden Olivier, Schick, Seele, Wächter, J. M. Wagner u. A. Selbst unter den älteren vermißt man noch viele Bedeutende. Sehen wir aufs Gerathewohl unter G. nach, so fehlen hier allein an Italienern, um nur die vorzüglichsten zu nennen: Gaddi, Gambara, Rafaellino del Garbo, Della Gatta, Bernardo Gatti, Genga, Ghezzi, Ridolfo Ghielandajo, Gimignani, Odeerigi da Gubbio, Fermo Guisoni u. A., die eben so gut wie Grevenbrock, Griffier, Grimaldi, Grimmer ꝛc. hätten genannt werden müssen.

Die Monogramme, die in der ersten Ausgabe als Anhang gegeben waren, hat Hr. H. zur größern Bequemlichkeit des Lesers in den Text aufgenommen. Der Druck ist nicht fehlerfrei. So steht: Laverence, statt Lawrence; Gaisborough, statt Gainsborough; Rhonberg, statt Rhomberg; Peruzino, statt Perugino. — Dergleichen findet sich öfter, sollte aber in einem Buche nicht vorkommen, welches nicht in Eile, wie eine Zeitschrift, gedruckt zu werden braucht.

G.

Neue Kunstsachen.

Baaden, 24. Aug. 1830.

Unter den Tausenden von Fremden, welche diesen reizenden Kurort jährlich besuchen, zählt man gewöhnlich auch eine Menge von Künstlern und Dilettanten. Zwei französische Maler, Laurent und Pingret, erregten in diesem Sommer große Aufmerksamkeit. Der erste ist Landschafter; er faßt die Natur mit sinniger Treue auf; seine Producten sind zwar nur leicht ausgeführt, aber mit Geist und Geschmack. Auch haben seine Formen mehr Bestimmtheit und Charakter, als man in den landschaftlichen Arbeiten seiner Landsleute gewöhnlich zu finden pflegt. Er hat sich ausserdem als Schriftsteller ausgezeichnet, und sein Cours de la peinture, von welchem zwei Hefte erschienen sind, welche die Linear- und Luftperspektive enthalten, ist ein vortreffliches Werk und verdiente auch in Deutschland bekannt zu werden.

Pingret ist Porträtmaler. Seine Köpfe haben meist nur die Dimension eines Miniaturbildes, aber es ist Leben und Ausdruck darin und die Aehnlichkeit gelingt ihm oft bis zur Täuschung. Er liebt es, ganze Figuren zu malen, die er bisweilen, besonders bei Kinderporträten, gar anmuthig zu gruppiren weiß. Pingret ist ein wackrer Zeichner und wohl in der Perspektive erfahren, wie an seinen meist landschaftlichen Beiwerken sich zeigt. Nur scheinen uns seine Bilder, in einzelnen Theilen, zu sehr tockirt, was, bei dem geringen Umfange desselben, keine gute Wirkung macht; ausserdem hat sein Colorit Kraft und Harmonie und ist frisch und blühend. Beide Künstler fanden in Baaden volle Beschäftigung, da sie ihre Preise sehr billig stellten.

Digitized by Google

No. 81.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 12. Oktober 1830.

Ueber Genremalerei und die Genrebilder von Pflug in Biberach.

Der Maler Pflug in Biberach hat die dießjährige Kunstausstellung in Stuttgart mit einer Reihe von Bildern beschenkt, welche nicht blos wegen ihres dem Volkskreise entnommenen Gegenstandes jederzeit die Aufmerksamkeit einer Menge von Beschauern aus allen Ständen auf sich zogen, sondern auch durch ihre charakteristische Trefflichkeit als Kunstwerke sich den stolzen Beifall jedes patriotischen Kunstkenners erwarben. Auch sind diese sämmtlichen Gemälde bereits theils von S. M. dem Könige von Würtemberg, theils von Privatpersonen, theils von dem Würtembergischen Kunstverein in Stuttgart angekauft. Herr Pflug ist, wie verlautet, ein junger Mann. Daß er energische Jugendkraft besitze, beweist die Fülle von Anschauungen, die er mit großer Lebendigkeit auf einem Blatte zu vereinigen weiß; ebenso das Bestreben, sich in der technischen Seite seiner Kunst zu vervollkommnen; wofür die bedeutenden Fortschritte zeugen, die er in seinen neuesten Leistungen zu Tage gelegt hat. Da es sich hier von einem wahrhaft originellen Talente handelt, so halte ich mich, obgleich sonst in durchaus keiner näheren oder entfernteren Berührung mit dem Künstler stehend, zur Hinweisung des weiteren deutschen Publikums auf den Meister und seine interessanten Arbeiten verpflichtet.

Es pflegt freilich, insbesondere in diesen gegenwärtigen Zeiten, und zumal von Künstlern, die sich anderen Richtungen der Malerei widmen, über den Genrebildern der Stab gebrochen zu werden. Die Kunst, wissen sie zu declamiren, sey ein Ideales. Daher müsse sie den Geist immer zu Ideen erheben. Sie dürfe sich nicht in der Hefe des Volkslebens gefallen. Sie müsse den Menschen die gemeine Wirklichkeit und das tägliche Treiben und die gewöhnliche Gesellschaft vergessen machen, müsse ihm das Daseyn in seinen größeren Verhältnissen, den Beruf in seinen ernsten Anforderungen, die göttliche Weltregierung in ihren frohen Vergeltungen und in ihren strengen Gerichten vor das Auge rücken. Dafür sey aber allein der Ideenkreis der alten Mythologie oder des christlichen Glaubens, allegorische und geschichtliche Darstellung geeignet.

Solche Aeußerungen beurkunden stets eine mangelhafte Vorstellung von dem Gebiete der wahren Kunstthätigkeit und einen sehr begrenzten Begriff von dem, was Idee, Leben und Geschichte heißt. In der ganzen Sphäre der Menschheit ist für den, welcher Augen hat um zu sehen, nichts Bedeutungsloses, nichts, was nicht unter irgend eine Idee sich bringen ließe und unter irgend einem Gesichtspunkte einen Vorwurf für künstlerische Auffassung und Darstellung darböte. Nicht dasjenige ist gemein, was nicht gerade den höheren Ständen angehört, oder was nicht auf den Tafeln der Universal- oder Spezialgeschichte verzeichnet steht, oder was in den gewöhnlichen Kreisen des Lebens, in einsamer Kammer, in lauter Schenke, auf geräuschvollem Markte u. s. w. vorgeht; sondern einzig dasjenige, was eine gemeine Gesinnung verräth und was ohne Beziehung auf eine tiefer liegende Idee dargestellt worden war. Die Vorstellungen und Empfindungen inniger Demuth und Frömmigkeit, treuer Liebe, stillen Glückes und gemeinsamer Zufriedenheit, ernsten Fleißes im Berufe, munterer Laune im Genusse, hohen Vertrauens in Gefahr, Kummer, Krankheit oder Tod — finden in den Stilleleben und kleinen Scenen einen eben so wahren und lebendigen Ausdruck, wie auf einem historischen Tableau. Das Leben, wie es ist in seinem bunten Reichthum, Wechsel und Verkehr, tritt offenbar nirgends so vielseitig auf, als auf dem Bilde, welches das Drängen und Treiben der Interessen, Sorgen und Neigungen in Gassen und auf Märkten, bei Volksbelustigungen, Processionen u. d. gl. veranschaulichen soll. Und sage Keiner, daß hier nur gemeine Wirklichkeit sey und seyn müsse, daß hier vorzugsweise und einzig nur die niedrigen Gesinnungen, die sinnliche Lust und rohe Leidenschaft hervorbreche und dem Künstler zum Motiv gegeben sey. Das gewöhnliche Leben selbst ist so verworfen nicht, daß es nur schlechte Charaktere und widerliche Bilder auf irgend einer Stufe menschlicher Wesen aufwiese. Im Gegentheile ist eine solche Mischung des Gesunden und Kranken, des Starken und Schwachen, des Edlen und Ver-

Digitized by Google

kehrten, des Hohen und des Niedrigen allenthalben wahrzunehmen, daß gerade sie, diese Mischung und Mannigfaltigkeit der Naturen und Erscheinungen, an und für sich schon den Geist beschäftigt und die Phantasie mit der Idee der Unendlichkeit befruchtet; das Fehlerhafte, Gemeine und Unwürdige stößt in der einzelnen Erscheinung zurück und stört wohl auch den Eindruck des Edleren, wenn man Beides nach einem beschränkten Maßstabe einander gegenüberhält, aber es wird dem von einem höheren, umfassenderen Standpunkte aus Urtheilenden von dem Besseren, das ihm gegenübersteht und darauf einwirkt, überstrahlt und erscheint so zugleich in dem durch das moralische Weltgesetz begründeten allmähligen Durchgang zum Höheren. Insonderheit legt die joviale Seite des menschlichen Lebens und der bürgerlichen Geselligkeit, und dies zumal unter dem deutschen Volke, eine Fülle von natürlicher Gutmüthigkeit und Laune dar, die auch unter der derben Erscheinung und oft rohen Hülle, beim Uebermaße der Lust und des Genusses unverkennbar bleibt. Dieses Reinere und Edlere, das, seiner innersten Verwandtschaft nach, nicht selten auch ästhetisch schön ist, oder doch zu ästhetischer Behandlung sich eignet, wird der sinnige Künstler gerne auffassen und eine Komik nicht verwerfen, welche die Natur und das Leben selbst ihm darbietet in dem verbundenen Gegensatze der ernsten und der heiteren Maske. Und wo spricht sich der Nerv aller muntern und ernsten Kunst, Humor und Ironie, unmittelbarer aus, als in solchen Darstellungen, die, dem Leben und den Sitten der Gesellschaft, dem Treiben und Wesen ihrer einzelnen Stände entnommen, nicht leere Possen und dürren Witz der Phantasie, sondern das Lächerliche, das in den Verirrungen des Lebens liegt, den Widerspruch, in welchen sich der Mensch mit sich selbst gebracht hat, den wehmüthigen Spott der gesunden Vernunft und des religiösen Gefühls über alles Unheilige und Zweckwidrige zeigen? Der Geizige in seiner reichen Armuth, der Frömmler in seinem scheinheiligen Auftreten, der Schwelger auf der Schwelle des Ueberdrusses, der Faulenzer auf dem Strohlager der Langeweile, der Betrüger im Augenblicke des Entdecktwerdens, im Zustande der Verzweiflung, — sie sind, von dieser moralischen Seite aufgefaßt, in der That künstlerischer Behandlung werth. Und zudem kann der inniger fühlende Meister den tiefsten Humor in wenigen Figuren repräsentiren, wenn er den Schmerz des Patriotismus im unterdrückten Vaterlande unter Trümmern alter Größe, die Sehnsucht und den Stolz des verfolgten, aber nur desto seligeren Glaubens u. dgl. mit historischen Anklängen an Frankreichs Hugenotten, Griechenlands Palikaren u. s. w. ausspricht.

Wer nun den Genremaler als solchen unbedingt hintansetzt, als sey ihm die Idee und das Ideale der Kunst etwas Fremdes, als könne er das Leben in seiner Bedeutung, die Menschheit in ihrer Bestimmung und Würde, die Welt in ihrem geistigen Reichthum nicht auffassen noch wiedergeben; der kommt von falschen Voraussetzungen auf irrige Behauptungen und Schlüsse, wie dies nothwendig in dem Charakter jeder Einseitigkeit liegt. Der wahre Genremaler wird den Zweck und das Wesen der Kunst ebenso würdigen und in seinem Wirkungskreise ihren Anforderungen ebenso dienen können, wie in dem seinigen der Historienmaler. Er wird vielleicht nicht immer so unmittelbar, wie dieser, einen moralischen oder religiösen Effekt hervorrufen, weil er nicht die Großthaten der Helden der Menschheit, sondern die allgemeine Geschichte in individuellen Zügen und Ereignissen zeichnet. Aber der unmittelbar moralische und religiöse Effekt ist auch durchaus nicht das erste Merkmal vom Werthe eines Kunstwerkes; sondern seine innere Wahrheit und Harmonie, seine Uebereinstimmung mit der Natur und mit den leitenden Ideen des Menschenlebens gibt ihm vor allem Andern seine Bedeutung; und dadurch bringt mittelbar jedes Kunstwerk einen befriedigenden und erhebenden, erschütternden oder rührenden Eindruck auf die Seele des Beschauers hervor. Nicht davon zu reden, daß der gerühmte moralische Nerv der Historienmalerei nicht so durchgängig sichtbar werde, und daß z. B. ein stilles patriarchalisches Hausleben darin jedem ritterlichen Hoffeste, eine fromme Rettung der Unglücklichen in einsamer Gegend unzähligen Schlachtenbildern und Blut- oder Mordscenen vorzuziehen sey.

Ich bin übrigens weit entfernt, eine ausschließliche Pflege des Genrebildes gutzuheißen; denn ich verwünsche jede Einseitigkeit, da sich die Kunst nur in allseitigen Bestrebungen ihrer hohen Bestimmung gemäß ausbilden kann. Ich beklage die traurige Folge der unvernünftigen Auffassung, welche die Lehren des Christenthums über Gottesdienst und Götzendienst in der reformirten Kirche fanden, so daß man im sechszehnten Jahrhundert in der Schweiz kaum ein Porträt zu malen wagte, in Holland nur noch in dem Gebiete des täglichen Volkslebens die gefährlichen Berührungen der Kunst mit der Religion zu vermeiden hoffte. Gleichso erkenne ich kein gutes Zeichen in der übermäßigen Hinneigung der Kunstthätigkeit auf diese Seite der Genrebilder in unserer gegenwärtigen Periode, und glaube, daß die vielen gedankenarmen Bildchen, die man zu sehen bekommt, wenn sie noch so fein und zierlich mögen ausgeführt seyn, am Ende in der bildenden Kunst dahin führen, wozu es die Nachtreter Rossini's in der Musik gebracht haben.

Beide Richtungen sollen mit gleicher Treue bearbeitet werden; dann wird die Kunst gedeihen, und die Künstler werden selbst immer mehr an sich die Erfahrung machen, wie beide Richtungen, ob auch in der Erscheinung noch so weit von einander verschieden, doch in ihrem Kern und

Digitized by Google

Weſen ſich nahe begrüßen, ſo daß der gute Genremaler ein Hiſtorienmaler, im Kleinen, im Täglichen und Gewohnten, der gute Hiſtorienmaler ein Genremaler im Großen, Auffallenden und Bedeutſamen ſey.

Dieſemnach iſt nun auch die Aufgabe des wahren Genremalers keine geringe. Er darf ſo wenig als irgend ein andrer Künſtler das Nächſte für das Beſte nehmen, ſondern muß mit geübtem Auge und feinem Urtheile aus der Menge der ihm dargebotenen Erſcheinungen diejenigen herausgreifen, welche der Liebe und der Mühe werth ſind. Die ſicherſten Criterien einer richtigen Auswahl findet er aber in der beſtimmten Wahrheit, darin, daß ein Individuum den Charakter der Gattung getreu ausſpricht oder auf pikante Weiſe denſelben modificirt, darin, daß eine Gruppe, oder ein Kranz von Gruppen, jenen Ausdruck charakteriſtiſcher Wahrheit darbietet. Vieles mag dabei Coſtüme, Lebensſitte, Beſchäftigung, körperliche Haltung und Lage thun, welches Alles in den Bereich des naturgetreueſten Studiums gehört. Vorzüglich iſt es die Phyſiognomik, die den inneren Charakter kund gibt. Am deutlichſten aber muß der Name der Handlung ſelbſt reden; und was dieſen betrifft, ſo muß die beſonnene Faſſung des Künſtlers über der Gruppirung und dem Ineinandergreifen einer großen, reichen Scene eben ſo gebietend und anordnend ſchweben, wie über der einzelnen Figur, die er ſich darzuſtellen vorgenommen hat. Bei Manchem reicht die Kenntniß der allgemeinen Verhältniſſe und Menſchenſitten aus. In den meiſten Fällen aber iſt das Lokale von großem Intereſſe, und daher die getreue Beobachtung der verſchiedenen nationalen Charaktere und Coſtüme dem Genremaler unerläßlich, wo es ihm nicht durch innern Trieb der Naturanlage Beruf geworden zu ſeyn ſcheint, einen einzelnen Charakter, das Leben einer beſtimmten Zeit, Stadt und Gegend, oder gar eines einzelnen Standes vorzugsweiſe zu erfaſſen und zu behandeln. Nun ſind wir nach unſeren einleitenden Erörterungen zu der Stelle gekommen, von wo uns die Bezeichnung des Talentes und der Vorzüge des genannten Malers, in welchem ſeine Vaterſtadt ihren ſchwäbiſchen Teniers verehren darf, nach der eigenen unmittelbaren Anſchauung erlaubt iſt.

Das erſte Bildchen, von welchem wir ſprechen, iſt dasjenige einer alten Frau, die in ihrer getäfelten Stube, mit Stricken beſchäftigt, an einem großen Tiſche ſitzt und in freundlichem Ernſt ihre ehrwürdigen Blicke nach dem Beſchauer wendet. Der Künſtler hat dazu das Porträt ſeiner Mutter gewählt. Die Haltung, das Coſtüme, die Phyſiognomie frommer Gutherzigkeit iſt vortrefflich, um eine ehrſame Bürgersfrau der alten ſchwäbiſchen Stadt — ehedem Reichsſtadt — Biberach darzuſtellen. Auf dem Tiſche liegt das Brot und die Scheere des fleißigen Mütterchens. Zur andern Seite des Zimmers befindet ſich auf einem Geſtell neben dem Tiſche ein Eſſigfaß mit den erforderlichen Werkzeugen und Gefäſſen, um dieſe Waare an den Käufer abzugeben. Eine Katze ſpielt im Vordergrunde. Andere häusliche Unentbehrlichkeiten, Uhr, Wandkalender u. dgl., auch ein Gemälde, hängen und ſtehen in dem Gemache umher und vollenden den Eindruck ſtiller Behaglichkeit, welcher die gute alte Frau mitten in dem Geklatſche der Stadt und dem Geräuſche der weiten Welt ſich zu erfreuen hat. Durch die mit altmodiſchen Scheiben verſehenen Fenſter fällt der freundliche Sonnenſchein in die Stube. Auch ſieht man nach drauſſen auf die benachbarten Häuſer, und gewöhnt ſich ganz und gar in die alterthümliche Stadt ein. Das Hereinfallen des Sonnenlichtes bewirkt einen willkommenen Wechſel in dem ganzen Bilde, welches durch ſeinen ſchlichten Gegenſtand faſt eintönig geworden ſeyn dürfte. Eine naturgetreue Klarheit herrſcht durch das ganze Colorit, das der ſchönen Zeichnung und paſſenden Anordnung zu Hilfe kommt. Zufriedenheit und Ruhe waltet über dem Ganzen; jedes findet ſeine Genüge, die Alte bei gemächlicher Arbeit im Sonnenſchein, die Katze knurrend und geballt an dem Boden; und eine Ordnung durch die Stube, wie ſie nicht aus jeder Haushaltung entgegentritt, beſtätigt das Lob der guten Eigenſchaften, welche das Angeſicht der Strikkerin verräth.

In eine bewegtere Scene des häuslichen Lebens führt uns der Meiſter durch ſeine Hauswaſche. Hier befinden wir uns in der Wohnſtube des Erdgeſchoſſes mit offener Thüre gegen die Küche, deren Thüre gleichfalls nach der Straße ſich aufgethan hat. In dem Zimmer und der Küche iſt volle Thätigkeit, um das wichtige Geſchäft der Wäſche in's Reine zu bringen. Wer im Hauſe das Regiment führe, läßt ſich an der ſtattlichen Figur der Hausfrau erkennen, die auf der linken Seite vor dem Barometer ſteht und, um den Gefallenen zum Steigen zu bringen, kräftig an ihm klopft. Das ganze markirte Geſicht iſt Aufmerkſamkeit auf die etwaigen Bewegungen des Wetterglaſes und Aerger über die ungünſtige Witterung. Eine Magd, mit einem Saibund unter dem Arme, ſieht gleichfalls nach dem Manövre, das die Herrin vornimmt, und iſt jedes Winkes gewärtig an ihrer Seite. In der Mitte der Stube liegt ein Korb mit Wäſche, die erſt aufgehängt werden ſoll zum Trocknen. Ein ausgeſpannter Schirm liegt daneben, zum Zeichen, daß der Regen ſchon früher da geweſen. Rechts, hinter einem Stuhle, ſieht man den Herrn — oder vielmehr Vaſallen des Hauſes, den nicht allein das Alter, ſondern wohl auch das Bewußtſeyn der Inferiorität gebeugt hat, mit dem Calender in der Hand, worin er ohne Zweifel die Wetterverkündigung nachgeſchlagen hat, die Ausſprüche ſeiner Gewaltigen in Zittern erwartend. Eine andere Magd ſchlägt die Wäſche auf einem Tiſche ein, und zwar mit einem Fleiße,

Digitized by Google

der gleichfalls das Drohen der Haustyrannin abzuwenden hofft. In der Küche sind zwei weitere Mägde im Waschen eifrig begriffen. Vor der Hausthüre geht der Pastor loci im Amtsornat, von dem Meßner gefolgt, vorüber und hält den Regenschirm offen, zum Zeugniß des unabwendbaren Elements, das in der stillen Wohnung allen Frieden zu untergraben beginnt. — Ein lebendigeres, treueres Bild der täglichen Menschensorgen, und wie das Herz von Wind und Wetter sich hin und hertreiben lasse, ist nicht wohl zu finden. Die einzelnen Figuren sind charakteristisch; namentlich die beiden Eheleute erscheinen wie aus der Wirklichkeit gegriffen. Im Ganzen der Ausführung aber hat der Künstler bei diesem Bilde nicht den Fleiß angewendet, oder doch nicht die Vollendung, die Fertigung errungen, wie bei den vorgenannten und mehreren andern.

(Der Beschluß folgt.)

An Herrn Brulliot,

von

Dr. J. C. Stellwag.

Ihre Anzeige, mein werther Herr, in dem Kunstblatt No. 72 vom 9. September 1830 hat mich in mehrfacher Hinsicht sehr ergötzt, weshalb ich mich auch beeile, Ihnen öffentlich meine Freude über Ihre ungegründeten Anfeindungen zu schreiben. —

Sie selbst haben Ihr Werk „Dictionnaire des Monogrammes" fehlerhaft und mangelhaft genannt, womit Sie mir die Mühe ersparten, Ihnen die Fehler und Mängel, wovon Ihr Werk wimmelt, nachzuweisen und durch bogenlange Aufzählungen die Leser dieser Zeilen zu langweilen. — Aber von der gänzlichen Unbrauchbarkeit Ihres Werkes haben Sie ja gar nichts gesagt? — Hat dies Ihre Eitelkeit nicht zugelassen? — Den meisten Lesern wird wohl die Einrichtung Ihres Dictionnaire des Monogrammes unbekannt seyn, weshalb ich es für Pflicht halte, meine Anfrage, „die Unbrauchbarkeit Ihres Werkes betreffend", weiter zu erörtern. Hat man z. B. ein Monogramm vor sich auf einem Oelgemälde, Kupferstich, Holzschnitt ꝛc. und will dasselbe in Ihrem Dictionnaire aufsuchen, so wird es schwer fallen, dasselbe zu finden, in dem die meisten lettres initiales durcheinander laufen. Sollte man jedoch nach langem Suchen das Glück haben, das gesuchte Monogramm in Ihrem Dictionnaire zu finden, so bleibt man so klug wie zuvor, indem man nun wohl ein ähnliches Monogramm in Ihrem Werke gefunden hat, aber auch weiter Nichts. Wohl ist in Ihrem Dictionnaire jedes Monogramm mit einer Zahl versehen, allein wie selten ist es, daß diese richtig auf den Text hinweiset. — Ferner sagen Sie, daß in meinem Monogrammenlexikon so viel wie nichts hinzugekommen sey. Diese unwahre Aussage läßt sich leicht in dem wahren Lichte hinstellen. Sie haben in Ihrem Dictionnaire 1343 Nummern, in dem meinigen sind 1998. — Herr Brulliot, Ihre Anzahl ist größer? — Endlich haben Sie in Ihrem gehäßigen Eifer gänzlich vergessen, daß ich in der Vorrede zu meinem Monogrammenlexikon gesagt habe: „Es besteht aus zwei Registern. Das erste enthält die Meister nach ihren Familiennamen geordnet, mit Angabe ihrer Taufnamen, des Geburtsjahres und Ortes, des Sterbejahres und Ortes, des Faches, in welchem sie sich ausgezeichnet, und der Meister, bei welchem sie gelernt haben. Die römische Zahl deutet auf das Blatt im Monogrammenregister und die arabische auf die Nummer, unter welcher das Monogramm des Meisters steht." — Hätten Sie an diese Worte denken wollen, so hätten Sie ohnmöglich so dreist schreiben können: „Nimmt man noch hinzu, daß der bloße Name des Künstlers, der sich eines Monogramm's bedient hat oder bedient haben soll, ohne Angabe der Zeit und des Orts, wann und wo er gelebt, und der Gegenstände, auf welchen es sich befindet, in den allermeisten Fällen nicht genügt, so kann man diese Unternehmung, als weder der Sache fordernd, noch dem Publikum nützlich und brauchbar, nur mißbilligen, und darum nur eine werthlose Spekulation erblicken, welche auf die wohlfeilste Art fremde Arbeit zu eignem Vortheil zu verwenden bemüht ist." — Obgleich diese unwahren, gehässigen und unklugen Worte hinlänglich aus dem Vorhergehenden widerlegt sind, so möchte ich Sie doch noch fragen: Haben Sie Sich bei der Ausarbeitung Ihres Dictionnaire des Monogrammes gar keiner Hülfsmittel bedient? War Ihnen das Dict. de Mr. Heincke, Christ, Bartsch, Huber, Winckelmann ꝛc., der Catalog von Mechel, von Maunlich ꝛc., die Werke von Wevermann, Köhler ꝛc., von gar keinem Nutzen? — Wirklich, die Dreistigkeit, mit welcher Sie Sich dem Publikum als Gott der Monogramme hinstellen, ist erstaunenswerth. — Ihren zwei ersten Bänden des neu angekündigten Monogrammenlexikons sehe ich mit Erwarten entgegen. Ob sich von den 600 Monogrammen, welche bis jetzt mehr in dem meinigen wie in dem Ihrigen stehen, gar keine in der neuen Ausgabe finden werden?

Zum Troste für die zahlreichen Abnehmer meines Lexikons, füge ich noch die Versicherung hinzu, daß von Zeit zu Zeit Supplemente zu meinem Werke erscheinen, welche jedesmals reichhaltiger seyn werden, als die Bände des Herrn Brulliot.

Frankfurt a. M., den 19. September 1830.

Digitized by Google

N°. 82.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 14. Oktober 1830.

Ueber Genremalerei und die Genrebilder von Pflug in Biberach.

(Beschluß.)

Aus dem häuslichen Leben kommen wir auf das Forum der modernen Welt, die Assemblee, die bei dem Volke der niederen Stände sich der Schenke bedient. Die Spieler sind eines der einfachsten, aber auch der großartigsten Genrebilder, vielleicht das beste nach Idee und Darstellung unter den Pflug'schen. Die Scene ist in einer armseligen Bauernwirthsstube. Zwei Männer sitzen an einem Tische. Der Eine mischt die Karten mit der dem leidenschaftlichen Spieler so eigenthümlichen Lust. Der Andere sitzt ruhig, den linken Arm auf den Tisch gelegt, die rechte Hand unter das bauchigte Schurzfell gesteckt und die kleine thönerne Pfeife im Munde. Er sieht mit ruhig stolzer Laune auf den armseliger Bettler, der, gestützt auf seinen Stab, die Großen des Dörfleins um ein Almosen bittet. Vielleicht auch, daß ihn die komische Figur des Wirthes zu sarkastischem Lächeln zwingt. Der Letztere nämlich steht vor dem Tische, gegen die beiden Spieler gewendet, und hält seine Schnupftabacksdose empor, um sie für sich und seine Gäste zu öffnen. Gesicht und Haltung haben etwas ungemein Komisches, indem sie bestimmt scheinen, das Selbstvertrauen des Mannes, seine Einbildung auf Verstand, Gewandtheit und allerlei zur Wirthschaft erforderliche Kunst, wohl auch seine Zufriedenheit mit dem ganzen Zustande seines Hauses, das er in rosiger Verklärung erblickt, auszudrücken. Rechts im Hintergrunde ist noch eine untergeordnete, aber nicht weniger charakteristische Gruppe. Die Hausmagd, an die Thüre gelehnt, unterhält sich mit dem jungen Barbiergesellen, in dem die Schmutzigkeit seines Gewerbes mit dem Bemühen, den galanten Mann zu spielen, auf eine höchst treffende Weise sich verbindet. Beide scheinen zusammen zu flüstern; denn noch hat der Wirth den Barbier nicht gesehen, der ihm die langen Stoppeln um das Kinn abkürzen soll. — Alle einzelne Figuren sind mit vollkommener Naturtreue dargestellt. Die Färbung ist lebendig und wahr.

Anders, als dieses stille, launigte Bildchen, ist die Bauernhochzeit, welche die große Wirthsstube und den angrenzenden Saal eines, wie es scheint, kleinstädtischen Gasthofes zum lauten, buntgefüllten Tummelplatze verwandelt hat. Der Tanz wird in dem Saale gehalten, in welchen der Blick des Beschauers nur durch die geöffnete Thüre der Wirthsstube fällt; die Musikanten sitzen erhöht und ihre derbe Weise reißt mit bacchanalischer Lust die Reihen der Tänzer fort. In dem Zimmer jedoch, welches die eigentliche Scene des Bildes ausmacht, sind Tische zur Rechten und Linken, wohlbesetzt mit Menschen von allerlei Stand und Geschlecht. Die Braut steht in der Mitte des Ganzen in verschämter Anmuth und spricht mit einem Gaste oder Brautführer, der sich rückwärts über die Stuhllehne zu ihr wendet. Rechts im Vordergrunde steht der Bräutigam neben einem Honoratior, ohne Zweifel Amtmann oder Notar, dem er, sey es die Kosten des Hochzeitfestes, oder die Summen und Güter der errungenen Braut an den Fingern herrechnet. Der Wirth trägt von dem geschlachteten Mastvieh ein gewaltiges Stück herbei, während an mehreren Tafeln die Gäste in munterer Laune oder ernsten Gesprächen, wie z. B. des geistlichen Herrn mit einer ziemlich vorgerückten Frau, umhersitzen. Neue Gäste kommen am linken Vordergrunde zum Vorschein und staunen über die Lebendigkeit, die sich schon allenthalben eingestellt hat. Trotz der bunten Verwirrung hat dieses Bild von unzähligen Figuren eine große Harmonie und Klarheit in der Anordnung. Die einzelnen Parthieen gruppiren sich vortrefflich, und aus dem Ganzen treten die Hauptfiguren mit Bestimmtheit hervor. Weniger in Hinsicht der technischen Ausführung, denn darin reicht dieses Bild nicht an die Spieler, als in Erwägung des poetischen Reichthums, und der psychologischen Wahrheit und der harmonischen Anlegung möchten wir diese Arbeit den vorzüglichsten an die Seite stellen. Wie man sagt, hat König Wilhelm von Würtemberg dieses Gemälde angekauft und demselben das Schloß in Friedrichshafen zum Bestimmungsorte angewiesen.

Was den Eindruck der Personen und Gruppen belebt, ist vorzüglich das oberschwäbische Costüme, das an und

Digitized by Google

für sich schon viel Schönes hat in Zuschnitt und Farbe, und das unser Künstler sehr gut zu benützen versteht.

Eine weitere lebendige Scene ist der Bänkelsänger. In einer Wirthsstube ist die mit vielen Bildern, die eine zusammenhängende Mord- und Greuelgeschichte enthalten, bemalte Tafel mitten aufgestellt. Davor steht ein armseliger Homeride und rhapsodirt mit jämmerlichen Zügen den Inhalt der Bilder vor den Umstehenden, bei welchem Geschäfte zwei Kinder, bettelhaft und ausgehungert wie er selbst, ihn unterstützen. Die Worte des Liedes werden von dem Sänger an der Tafel selbst bei den einzelnen Figuren und Scenen, die sie betreffen, nachgewiesen. Die Gruppe dieser Drei ist sehr wahr und treffend. Nicht minder treffend sind es die anderen Partien des Blattes, wodurch die Zuschauer und Zuhörer von verschiedenen Altern, Ständen und Charakteren angegeben sind. In dem Ganzen wohnt eine große Natürlichkeit. Nur ist zu bedauern, daß hier die Malerei mehr Skizze und leichten Umriß, als fleißige Ausführung giebt. Allein die Vergleichung dieses weniger vollendeten Gemäldes mit den übrigen fleißig ausgearbeiten zeigt zur Genüge, daß des Meisters Kunst, unabhängig von ängstlicher Anwendung der materiellen Mittel, rein durch ihre geistige Kraft etwas Schönes und Lebenvolles produciren kann, und daß somit auch bei seinen bessergemalten Bildern nicht der Geist vom Pinsel ersetzt, sondern der Pinsel vom Geiste geführt worden ist. Dies Bild, wie die Hauswäsche, gehört dem Würtembergischen Kunstverein. Ebenso das folgende. Ein mit fleißiger Hand ausgeführtes Bildchen stellt ein tanzendes Paar im Hochzeitsschmucke dar. Das Costüme ist schön gewählt, die Bewegungen sind natürlich, wie die Figuren kräftig und schön; nur die Füße der tanzenden Bäurin nehmen sich allzu chinesisch aus. Ein rauchender Bauer sitzt als Zuschauer im linken Vordergrunde. Im rechten Mittelgrunde steht ein Jäger. Hinten sitzt eine Gesellschaft von Trinkern und Spielern um den Tisch und läßt sich das Spiel wohlgefallen, mit welchem der musicirende Invalide die Tanzenden begleitet. Ein, wo nicht originelles, doch naturtreues Blatt.

Mit Ungeduld haben wir das neueste Bild von Pflug zum Schlusse unserer Anzeige zurückbehalten. Eine Zigeunerfamilie macht hier in einem schwäbischen Dorfe Halt. Der Wagen steht in der Mitte; aus diesem sehen mehrere Kinderköpfe hervor und bilden eine frappante Gruppe. Vor dem Wagen sitzt die Zigeunermutter, ein dickes, stämmiges Weib, hält ein Kind an ihre entblößte Brust, um es zu säugen, raucht zugleich aus der kleinen kölnischen Pfeife, und unterredet sich mit einem jungen Mann der Bande. Ein Knabe faßt ihren Rock und streckt, im frühen Bewußtseyn der Zigeunerfeindschaft mit aller Welt, gegen zwei blondköpfige Bauerkinder die Zunge heraus, wovor sich diese entsetzen. Ein altes Zigeunerweib sagt jungen Mädchen aus dem Dorfe wahr nach den Linien der Hand. Pferde werden zur Tränke geführt, u. s. w. Hier ist allenthalben ein meisterhaftes Studium des Lebens. Wer noch nie unter wirklichen Zigeunern war, meint wenigstens die Zigeunerfamilie aus dem Göz von Berlichingen leben zu sehen und reden zu hören. Das Bild hat keinen großen Umfang und ist reich an Figuren; jede einzelne Figur ist reich und charaktervoll. Unstät wie Cain und doch überall zu Hause wie die Luft, unter sich ein festgeschlossener Bund, unbekümmert um Gemeinden und Staaten christlicher Völker, geheimnißvoll durch ihre Wissenschaft der Natur, des Menschenlebens und der Zukunft, namentlich für die ungebildeten Klassen des Volks, ein Schreckbild für die Kinder — dies Alles in lebendiger Wahrheit hier zusammengedrängt. Die Malerei kommt der genialen Gruppirung gleich. Ueberall Ausdruck, Kräftige und frische Formen und eine harmonische Vertheilung des Colorits. Dieses ausgezeichnet schöne Bild, das einen wirklich historischen Charakter hat, ist Eigenthum des Herrn Ober-Steuer-Raths Göz in Stuttgart.

Wenn eine vernünftige Weltansicht nicht ohne die Ueberzeugung bestehen kann, daß jeder an seiner Stelle in dem großen Ganzen sich befinde und mit eigenthümlichen Anlagen und Neigungen für seine Stelle ausgerüstet sey, so gilt dies ohne Zweifel auch von dem Gebiete der Kunstwelt. Der Eine ist für die Auffassung und Behandlung der Natur, bald mehr in ihren lieblichen und warmen Scenen, bald mehr in ihren erschütternden rauhen Erscheinungen, der Andere für Darstellung des Menschenlebens geboren. Dieser strebt nach dem Ausdrucke großer Ideen und kann sie nur in imposanten geschichtlichen Ereignissen, in der Hülle allegorischer Dichtung, in der Glorie religiöser Mythen und kirchlicher Institutionen verwirklichen; jenen spricht das unmittelbarste Leben in seiner einfachen Gestalt und doch buntem Wechsel als ein Spiegel ewiger Wahrheit und geheimnißvoller Lehre an. Mit welcher Bestimmung Pflug geboren sey, ist nicht schwer zu errathen. Seine Naturauffassung, seine ungesuchte Treue, seine feine Ironie, verbunden mit dem Talente der Zeichnung, Anordnung und Färbung, sichern ihm bei unermüdetem Fortschreiten auf der betretenen Bahn und bei derselben Liebe zur Sache, die ihm nie durch Gewinnsucht, Modesucht, oder andere gefährliche Rücksichten getrübt werden möge, einen sehr ehrenvollen Platz unter den deutschen Künstlern. Und so wenig ich wünschen kann, daß Cornelius oder Wächter sich der Genremalerei widmen, so ernstlich würde ich es bedauern, wenn Pflug sich selbst es einfallen oder von Andern sich bereden ließe, den künstlerischen Wirkungskreis, für welchen er geschaffen ist, jemals mit einem anderen für immer vertauschen zu wollen.

Digitized by Google

Ueber die neueſten Arbeiten der Düſſeldorfer Künſtſchule.

Geſchrieben im September 1830.

Die in Zeiträumen von zwei zu zwei Jahren ſich wiederholende Berliner Kunſtausſtellung wird vorzugsweiſe unter den öffentlichen Veranlaſſungen dieſer Art von den Düſſeldorfer Künſtlern gewählt, ihre Werke im weiteren Kreiſe bekannt zu machen. Es bildet ſich daher mit dem Eintritte eines ſolchen Zeitpunkts von ſelbſt eine Epoche der Wirkſamkeit, worin Letztre am füglichſten überſehen werden kann. Auch in dieſem Herbſte war vor der Abſendung zur Ausſtellung in der Hauptſtadt, die gegenwärtig beginnt, ein großer Theil deſſen, was die Anſtalt in den letzten zwei Jahren hervorgebracht hat, in ihren Sälen verſammelt.

Wir berichten ſowohl von dieſem, als von dem, was, in der Periode von 1828 — 1830 entſtanden, zu anderweiten Beſtimmungen bereits gelangt iſt.

I) Von Wilhelm Schadow (um mit dem Meiſter zu beginnen) ſahen wir drei Gemälde.

1. Seine Caritas. 6½ Fuß hoch, 5 Fuß breit, Figuren lebensgroß.

In einer Landſchaft mit reichem Vordergrunde ſitzt die ſchöne Mutter, deren weiche, zwiſchen Jungfräulichkeit und Vollreize ſchwebende Formen, von dem rothen Unter- und gelben Obergewande angedeutet werden. Füße, Arme und ein Theil des Buſens ſind entblößt. Ein grüner Teppich, am Baume aufgehängt, unter dem die Hauptfigur ſitzt, bildet den Grund, von welchem dieſe ſich abhebt. Mit beiden Armen umfaßt die Mutter die Kinder. Eines, ein Mädchen, iſt leichten Schrittes zu ihr hinangeeilt und liebkoſt ihr. Die Mutter blickt, links gewandt, voll Zärtlichkeit nach dieſem Kinde. Zwei Andere, Knaben, befinden ſich rechts. Der Eine, blond und zart, kniet auf dem Schooße der Mutter, ſeine Hand faßt in ihr Gewand, mit ſchelmeriſcher Miene ſucht er ſie von dem Schweſterchen ab, und zu ſich hinzuwenden. Hinter ihm ſteht der zweite Knabe, ſchwarzgelockt, mit dunklerem Fleiſchtone, er ſieht auf jenen liebevoll herab, ſeine Hände berühren ſanft deſſen Schultern. Nach links zu liegt ein viertes Kind im Schooße der Mutter. Halbgeſchloßne Augen, wollüſtig gewölbte Lippen, Lage, und Epheukranz im Haar, deuten das Faunchen an, welches, unbekümmert um die Uebrigen, ſeinen bachiſchen Halbtraum austräumt.

Wir finden in dieſem glücklichen Gebilde alle Vorzüge des Künſtlers in hohem Maaße vereinigt. Anmuth und Grazie der Erfindung, ſeelenvolle Idee, Innigkeit der Ausführung, eine klare, durchſichtige und warme Farbe, meiſterhafte Behandlung des Nackten bis in die feinſten Nüancen, ziehen uns unwiderſtehlich an. Ein ganz beſondres Verdienſt des Gemäldes iſt, daß bei einem Sujet ſo zarter Art dem Künſtler das Charakteriſtiſche, ſowohl der Gruppe, als jeder einzelnen Figur, vollkommen gelungen iſt. Hier waren die Schattirungen des geiſtigen Ausdrucks nur durch die leiſeſten Kontraſte anzugeben. Der Künſtler hat es gefühlt und darzuſtellen gewußt.

Dieſes ſchöne Werk iſt eine Beſtellung des Rheiniſch Weſtphäliſchen Kunſtvereins.

2. Portrait Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich von Preußen und Sr. Durchlaucht des Prinzen Wilhelm von Solms.

Rundes Gemälde, 4 Fuß im Durchmeſſer, Knieſtück. Figuren lebensgroß.

Die erlauchten Brüder ſtehn in Kuiraßen und reich mit Pelzwerk beſetzten Mänteln, in ernſter fürſtlicher Haltung neben einander. Des Aelteren linke Hand ruht auf der Schulter des Jüngeren. Sein Antlitz iſt nach dieſem hingewendet. Der Prinz von Solms ſieht links gewandt über die Schulter, zwei Drittel über Profil. Der Mantel fällt ihm von der Schulter, die rechte Hand faßt nach demſelben, in der linken hält er den Helm.

Die Köpfe in dieſem vortrefflichen Portrait ſind von hoher Wahrheit. Der Künſtler hat durch daſſelbe von Neuem ſein Talent bewährt, den glücklichſten Moment jeder Phyſiognomie aufzufaſſen und zu fixiren. Das Beiwerk iſt von der ſchönſten Ausführung.

Das Bild geht über den Kanal und wird ein Eigenthum Ihrer Königlichen Hoheit der Herzogin von Cumberland.

3. Des Künſtlers eigne Kinder, Knabe und Mädchen.

4½ Fuß hoch, 3½ Fuß breit. Figuren lebensgroß.

Die Kinder ſitzen an einem baumbewachſenen Hügel. Durchſicht auf Strom und Gebirg. Der Knabe im blauen Hemdchen, das rechte nackte Bein unter das linke geſchlagen. Er hält ein Kaninchen im Schooße. Mit der linken Hand rupft er Blumen und Kräuter ab. Das Mädchen, im weißen leichten Gewande, ſchmiegt ſich an den Bruder.

Ein Werk von ſehr lieblicher Intention, und der lebendigſten, feurigſten Ausführung.

Außerdem vollendete Schadow noch mehrere Portraits.

II) Arbeiten von Carl Sohn.

1. Madonna mit dem Kinde.

Halbrund. 4 Fuß hoch, 2½ Fuß breit. Figuren, zwei Drittel der Lebensgröße.

Die Jungfrau in ſchreitender Stellung auf Wolken, im linken Arme das Jeſuskind haltend, den rechten ſegnend ausgeſtreckt. Die Figur hebt ſich von dem ganz hellen glorienſanft gefärbten Luftgrunde ab.

Eigenthum des Rheiniſchen Kunſtvereins.

2. Hylas und die Nymphen.

Rundes Format. 4 Fuß im Durchmesser. Figuren lebensgroß.

Die Nymphen wollen den schönen Liebling des Herkules in die Fluthen ziehn. Hylas sitzt am Abhange des Ufers, das rechte Bein mit dem Knie empor aufgestemmt, das linke hängt gleitend hinab. In der Rechten hält er das Schöpfgefäß, die Linke faßt, aufgestemmt, in den Boden. Drei Nymphen tauchen aus der krystallklaren Fluth. Eine blickt mit schmeichelnder Sehnsucht zu dem Knaben empor, mit der Rechten umfaßt sie seinen Leib, die Linke hält graziös das lang vom Haupte herabwallende weiche blonde Haar. Ihr gegenüber streckt eine zweite, schwarzgelockt, in Blick und Geberde glühender und leidenschaftlicher, als die Erste, beide Arme nach Hylas. Eine Dritte, die nur vom Rücken aus gesehen wird, hält sein herabgleitendes Bein gefaßt. In dem Antlitze des Jünglings malt sich ein keuscher Schreck, er scheint die Sehnsucht der Nymphen kaum zu begreifen. Alle Figuren sind völlig nackt, bis auf Hylas, um dessen Hüften sich eine leichte Bedeckung schlingt.

Sohn zeigte schon in seinen ersten Arbeiten ein Talent, welches Ungewöhnliches zu leisten versprach. Durch dieses vorzügliche Werk hat er die Hoffnungen erfüllt, ja übertroffen, welche jene Anfänge erregten. Poesie des Gedankens, ideale Reinheit der Formen, wenigstens in den Hauptparthien, vereint (was bekanntlich so selten ist) mit Kraft und Glut des Colorits, erheben das geschilderte Bild nach unserem Gefühle zu einem sehr hohen Range. Bei einem Gegenstande, wie der gewählte ist, lagen weichliche Motive nahe, leicht konnte sich die Darstellung in das Lüsterne verirren. Der Genius hat den Künstler vor dieser Klippe bewahrt. Alles athmet in seinem Werke die frischeste Sinnlichkeit, aber es ist jene unschuldige Sinnlichkeit, die aus überströmender Naturkraft hervorgeht und unter den Gesetzen einer hohen und strengen Schönheit steht.

Sohn ist außerdem ein vorzüglicher Portraitmahler. Wir sahen mehrere Bildnisse von ihm, unter denen wir besonders zwei Damen-Portraits, durch die größte Naturwahrheit ausgezeichnet, fanden.

III) Carl Leßing vollendete (außer zwei Landschaften: Ansicht eines Klosterhofs im Schnee, und: Ein Schloß am Meere im Mondlichte) ein historisches Bild:

Das trauernde Königspaar.

7 Fuß hoch, 6 Fuß breit. Figuren etwas über Lebensgröße.

Die erste Idee des Bildes soll aus dem schönen Gedichte von Uhland: Das Schloß am Meere, (Gedichte, S. 227) genommen worden seyn.

Das Königspaar sitzt, in Schmerz versunken, in einer Halle von ernster, schwerer, gothischer Architektur. Der König, ein bärtiger Greis, sieht, über die Schulter gewandt, starr vor sich hin. Sein weißer Mantel von schwerem Wollen-Stoff fällt in gewaltigen Massen über das violette Unterkleid herab, die Hände hält er übereinander geschlagen auf den Knieen. Die Königin, in braunem Gewande, senkt den Blick zu Boden, mit der Rechten stützt sie ihr Haupt, die Linke ruht auf dem Arme des Königs. Das schwächere Weib klammert sich an den stärkeren Mann. Der Sarg der Tochter steht seitwärts, verkürzt. Durch das Fenster Aussicht auf Abenddämmel und Meer.

Leßing scheint von der Natur für die Darstellung des Tiefbedeutsamen und Erhabenen vorzüglich berufen zu seyn. Seine Entwürfe, Zeichnungen und Bilder offenbaren einen hohen Ernst; er hielt sich bisher von weicheren Motiven und der Darstellung des nur Anmuthigen fern. In der Landschaft sahen wir ihn Gegenstände wählen, die, ihrer Natur nach, wenigstens auf der Grenze zwischen Farbe und Farblosigkeit stehn. Winterliche Gegenden, Fels, Gemäuer, Meer im Mondlichte und ähnliche Scenen ziehn ihn an. In der Historie greift er nach kräftigen, herrischen Scenen, nach Momenten eines titanischen Zustandes.

Niemand wird sich dem Eindrucke des Werks, welches wir beschrieben haben, versagen können. Ein tiefer, unergründlicher Schmerz blickt, charakteristisch verschieden, aus diesen majestätischen Königshäuptern. Gestalten, Stellung und Faltenwurf deuten auf eine Heldenzeit. Es ist eine untergegangene größere Welt, die in diesem Bilde sich spiegelt.

Dennoch dürfen wir eine Bemerkung nicht verschweigen, die aus dem reinen Interesse an einer Individualität entspringt, welche, wie wir glauben, zu den seltenen gehört. — Der Künstler wird sich zu hüten haben, daß er nicht in eine gewisse Monotonie verfalle, oder Gegenstände wähle, die schon außer dem Gebiete der bildenden Kunst liegen. Nicht, daß wir andeuten wollten, er neige sich zum Nebulistischen hin; im Gegentheile ist gerade die große Bestimmtheit und Strenge der Zeichnung an ihm zu loben. Aber, mit seinen übrigen Eigenschaften verglichen, ist die Farbe des Minus in ihm. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die Vermuthung äußern, daß das stille Gefühl dieses Verhältnisses unter seinen Anlagen, den Künstler zuweilen dahin bringe, Momente darzustellen, die mehr der Sphäre der Dichtkunst, als dem eigentlich Plastischen angehören dürften.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung.

In No. 76 dieses Blattes in dem Artikel „Ravensburg", die Martinischen Denkmale betreffend, muß es heißen: Des rühmlichst bekannten Professors, statt: Des rühmlichst bekannten Verfassers.

N°. 83.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 19. Oktober 1830.

Ueber die neuesten Arbeiten der Düsseldorfer Kunstschule.

(Beschluß.)

Möchte dieses vielversprechende Talent in ganzer Frische und zu rechter Zeit einen mächtigen Förderer finden! Wir halten dafür, daß Lessing eigentlich zur Fresco-Malerei bestimmt ist, und darin sein Bestes wird leisten können.

Er arbeitet gegenwärtig auf dem Schlosse des Grafen von Spee zu Haltorff an einem Frescobilde: Kaiser Friedrich Barbarossa in der Schlacht von Iconium. Möge ihm dereinst die Gunst des Geschicks zu Theil werden, an großen Götter- und Helden-Cyklen mitwirken zu dürfen! —

IV) Von Theodor Hildebrand erwähnen wir 1. ein Genrebild: Der ruhende Räuber. 5 Fuß hoch, 4 Fuß breit.

Der Räuber sitzt mit der Büchse, die Beine gekreuzt, unter altem Mauerwerk und blickt trübe vor sich hin. Er scheint von Trauer über seinen Zustand erfüllt zu seyn.

2. Judith und Holofernes.

6 Fuß hoch, 5 Fuß breit. Figuren lebensgroß.

Holofernes ruht mit dem Haupte im Schooße der Judith. Sie sitzt auf dem Lager, faßt mit der Linken seinen Schopf, und greift mit der Rechten nach dem Schwerte, welches seitwärts aufgerichtet steht. Judith sieht wild und zugleich zagend auf den schlummernden Krieger nieder. Aeußerst reiches Beiwerk an Vorhängen, Teppichen, Speise- und Trinkgefäßen, Blumen und Früchten.

In diesem Werke ist ein großer Fortschritt des jungen Künstlers sichtbar. Eine sehr glückliche und energische Beleuchtung, eine überaus warme Farbe, die gefühlteste Harmonie der braunen, gelben und rothen Töne, welche darin dominiren, zeichnen dasselbe aus. Die Behandlung ist breit, grandios und meisterhaft. Wir halten diese Arbeit für eine der bravsten unter den neueren Sachen der Academie.

V) Heinrich Mücke lieferte ein historisches Bild: Genoveva mit Schmerzenreich im Kerker.

4 Fuß hoch, 3 Fuß breit.

Das Kind liegt auf dem Boden, und streckt seine Aermchen zu der Mutter empor. Genoveva kniet, die Hände verzweiflungsvoll ringend, vor demselben.

Die Arbeit empfiehlt sich durch eine lebhafte glänzende Manier. Das Kind ist vorzüglich schön.

Auch dieser Künstler ist auf dem Schlosse Haltorff beschäftigt. Er malt an dem Frescobilde: Heinrich der Löwe auf dem Reichstage zu Goslar vor dem Kaiser Friedrich Barbarossa.

VI) Pistorius gab mehrere Genrestücke voll komischer Kraft und ergötzlicher Laune. Sie sind mit der Sauberkeit und Präzision in der Ausführung gearbeitet, durch welche der Maler schon früher sich den Kunstfreunden werth gemacht hat. Wir nennen folgende Sachen von ihm:

1. Ein Knabe, den eine Alte buchstabiren lehrt.

2. Ein junges Mädchen, verstohlen einen Brief lesend. Eine Alte hinter ihr, sie belauschend.

3. Ein Trinker an einem Faße.

4. Ein Geigenspieler, stimmend.

Sehr wahr und originell.

5. Eine Kegelbahn mit verschiedenen Gruppen Kegelspielender.

Nach unserer Ansicht das Ausgezeichnetste.

VII) Unter den Landschaftern hat Schirmer aus Jülich das bemerkenswertheste Talent. Ihm gelingen vorzüglich feuchte Waldgründe, klare Wasserspiegel, mürbes Trümmer- und Mauerwerk, die Einzelheiten einer üppigen, saftvollen Pflanzenwelt. In diesen Gegenständen und in der Betonung derselben durch einen schweren bedeckten Himmel ist er vortrefflich. Seine Details sind gründlich, markig und zart; was er massenhaft behandelt, weiß er harmonisch unterzuordnen, die Gründe weichen sanft und klar zurück, seine Farbe ist positiv und doch bescheiden und mild. Wir nennen von seinen Arbeiten:

1. Ein Schloß im Walde.

2. Eine Baumgegend mit heitrer Durchsicht im Abendroth.

3. Ein Marienbild im Walde mit einer betenden Nonne davor;

mehrerer kleinerer Stücke nicht zu gedenken.

Digitized by Google

Unter den Sachen der jüngeren Schüler Schadows bemerken wir ein Bild von Eduard Bendemann.

Boas und Ruth, Aehren sammelnd.

4 Fuß hoch, 6 Fuß breit.

Eine Composition mit mehreren Figuren, welche durch idyllische Grazie der Motive, besonders in den Knaben- und Mädchengestalten anzieht und schöne Hoffnungen erweckt.

Ferner ist von diesen Arbeiten zu nennen:

Eine Gruppe Fischer am Meere nach Sonnenuntergang, von Schrötter. Ein Bild von origineller Erfindung.

Eine Barke mit Schleichhändlern, von Ewers.

Eine Allegorie, den Unterricht darstellend, von Fent.

Der wilde Jäger (nach Bürgers Ballade), von Sonderland.

Besonders rühmliche Auszeichnung verdient:

Eine Landschaft, von Scheuren. Ruinen auf hohem, waldbewachsenen Felsen. Vorn Räuber, von Bewaffneten transportirt.

Sodann:

Eine Herbstlandschaft mit Wasserfall und mit Trümmern auf einer Höhe, von Cazinsky.

Der herbstliche Ton ist in der Luft, in der Beleuchtung der Wasser- und Erdmassen, so wie im Laubwerk sehr gut getroffen. Die Details in diesem geistvollen Bilde sind von saubrer Vollendung.

Zick's Thierstücke zeigten Wahrheit und Treue der Beobachtung; dasselbe ist von Prepems lieblichen und präcisen Blumen- und Fruchtstücken zu sagen.

* * *

Zum Schluß noch einige allgemeine Bemerkungen. Es ergiebt sich zuvörderst aus der Aufzählung der Werke selbst, daß die Schule fortgefahren hat, in jeder Richtung thätig zu seyn. Vom Stilleben bis zur großen historischen Composition haben alle Fächer Bilder aufzuweisen gehabt.

Ferner muß von ihr gesagt werden, was im Beginn ihres Wirkens schon sichtbar geworden war, daß das Prinzip lebendig geblieben ist, nur von der Natur auszugehn. Der Mangel einer Gallerie macht diese Tugend gewissermaßen zu einer nothwendigen. Anfangs glaubte man, daß derselbe für die Entfaltung der Talente unbedingt schädlich seyn werde. Diese Furcht hat sich nicht bestätigt. Im Gegentheile ist jedes dadurch genöthigt worden, in sich hinein zu gehn, aus seinem eignen Innern, und aus seiner Wahrnehmung der Wirklichkeit zu schöpfen. Man mußte mit eignen Augen schauen lernen, da man es mit fremden nicht konnte. Ein eigenthümlicher Zug aller Düsseldorfer Gemälde ist daher, daß man ihnen ansieht: Sie gehören der Seele des Malers an, sind aus seiner Liebe und Lust, nicht aus seiner Kunst-Reminiscenz hervorgegangen.

Wer möchte läugnen, daß dem Maler das Studium der Kunst in ihren größten Hervorbringungen nothwendig sey? Wir halten es aber für besser, wenn dasselbe erst auf einer gewissen Bildungsstufe eintritt, und durch Reisen genährt wird. Das Vorhandenseyn sehr vieler großer Kunstwerke am Orte einer Schule hat wenigstens gewiß etwas Bedenkliches.

Freilich muß, wenn in unsrem Falle nicht Geschmacklosigkeit und Bizarrerie einreißen soll, die gründliche Methode des Verstandes leiten und wirken. Beispiel und Lehre müssen den Schüler anhalten, tief in die Natur und ihre Feinheiten einzudringen, nicht sich mit der wahren Ausbeute, die eine oberflächliche Anschauung der Erscheinungen allenfalls gewähren mag, zu begnügen. Schadow ist von Seiten dieser Methode hinreichend bekannt.

Das Resultat ist im Wachsen. Wer gesehen hat, was die Academie bis zum Jahre 1828 geleistet hatte, und damit vergleicht, was von 1828 bis 1830 entstanden ist, wird anerkennen, daß, abgesehn von der Masse des Hervorgebrachten, *) auch die Hervorbringungen selbst noch freier, durchdachter und größer geworden sind. Wir sahen früher noch hin und wieder etwas Peinliches und Unsicheres selbst in den Arbeiten einiger der besten Schüler. Davon ist keine Spur zurückgeblieben.

*) Es sind in diesem Zeitraume 70 — 80 Gemälde entstanden. Zur Berliner Ausstellung sandte man gegen 40 Nummern.

Nachträge zu Sillig's Verzeichnisse alter Künstler.

In der sichern Ueberzeugung, für die Geschichte der alten Kunst weder ein unverdienstliches Werk zu beginnen, noch auch Hrn. Sillig zu nahe zu treten, wenn wir es uns angelegen seyn lassen, den durch ihn kürzlich mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit neu bearbeiteten Künstlercatalog zu vervollständigen, halten wir diese Blätter vornehmlich für geeignet, einige wenige Nachträge aufzunehmen, wie sie sich eben bei Durchsicht in früherer Zeit niedergeschriebener Collectaneen und Vergleichung derselben mit Hrn. Sillig's Werk von selbst darboten. Wenn dieselben jetzt dürftiger ausfallen, ja eigentlich nur eine sehr spärliche Nachlese geben, so muß zur Erklärung bemerkt werden, daß der größte Theil unserer Nachträge in Bezug auf die Namen alter Künstler unterdrückt werden mußte, als uns die Welcker'sche Beurtheilung von H. Sillig's Werk in diesen Blättern zu Gesicht kam, wo der gelehrte Archäolog zu Bonn sehr Vieles niedergelegt hat, was wir noch allein zu besitzen gemeint hatten. Wenn

unsere Nachträge an Künstlern*) nun auch zumal in so fern als unbedeutend erscheinen werden, als sie Künstler spätter Zeitalter betreffen und schwerlich viel beitragen werden, die innere Entwickelung der alten Kunst aufzuhellen, so ist doch unserer Meinung nach kein Name eines alten Künstlers so bedeutungslos, daß er nicht verdiene, in den Annalen der schönsten Blüthe der alten Welt aufgezeichnet zu werden. Ueberhaupt gehört ein Werk, wie das Hrn. Sillig's ist, mehr der Literatur als der Kunst an, und hier ist Vollständigkeit gewiß eine der hauptsächlichsten Eigenschaften eines solchen. Unsere Nachträge folgen gleichfalls in alphabetischer Ordnung.

M. Julius Agatopus,

ein Aurifex, und zwar Freigelassener des Augustus. Siehe eine Inschrift in Bianchini Camera dei liberti di Augusto S. 40. No. 89.

Aloisius,

ein Architekt, an welchen ein Brief des Königs Theodorich gerichtet ist, bei Cassiodor. Var. II, 39.

Amandus,

ein Architekt, laut der in England gefundenen Inschrift in Horsley Roman antiquities of Britain, No. 34. S. 192:

BRIGANTE. S. AMANDVS
ARCITECTVS. EX. IMPERIO. IMP. I.

Brigantiae sacrum Amandus architectus ex imperio imperatoris Juliani scit. posuit, wie sie erklärt wird bei Schlaeger de numo Hadriani plumbeo (Helmstadii 1742. 4.) S. 103.

Anthemios

von Tralles, Baumeister, dessen sich Justinian zur Wiederaufbauung der Sophienkirche bediente. Mit dem größten Lobe desselben rücksichtlich seiner Einsicht und Kenntnisse gedenkt seiner Prokopios de edificiis I, S. 5 ed. Maltret. Seiner geschieht auch in derselben Hinsicht Erwähnung bei Paulos Silentiarios Ecphr. magn. eccl. 435. S. 15 ed. Graefe. Als Gehülfe stand ihm ein gewisser architektonischer Mechaniker aus Milet zur Seite, Isidoros, wie Prokopios erzählt, welchen gleichfalls Hr. Sillig übersehen hat. Vgl. noch Fiorillo Gesch. der zeichn. Künste I. S. 28.

*) Beiläufig finde die Bemerkung hier ihre Stelle, daß E. Sillig seinem Verzeichnisse gewiß eine sehr willkommene Zugabe beigefügt haben würde, wenn er in einem Anhang eine litterarische Uebersicht derjenigen alten Schriftsteller gegeben hätte, die über Kunst geschrieben haben. Einzelne Schriftsteller wurden zuerst namhaft gemacht, wenn sie zugleich auch praktisch ihre Kunst ausgeübt hatten, wie z. B. Aristodemos, Vasiteles, Monaechmos u. A., zuweilen jedoch auch nicht, was bei Heliodoros der Fall ist. Theils fehlt aber eine Zusammenstellung derselben, theils reichen diese nicht aus, um einen Ueberblick über die Kunstlitteratur der Alten zu gewähren. Ja, die meisten von ihnen dürften wohl selbst auch als praktische Künstler angesehen werden müssen. Hiebei konnten als Vorarbeit Heyne's Bemerkungen, Antiquar. Aufs. II. S. 92 flg. benutzt werden.

Apollonios.

Seiner wird in einer dunkeln Stelle des Chalcidius in Plat. Timaeum, fol. LXVII. b. ed. Ascens., jedoch auf eine Art gedacht, die es nicht wahrscheinlich macht, daß der hier gemeinte Apollonios einer von den mehrern Künstlern sey, die uns unter demselben Namen aus dem Alterthum bekannt sind. Es heißt nämlich daselbst: Sed nimirum fiet hoc manifestius in aliqua similitudine et comparatione confideratum. Ut enim in simulacro Capitolini Jovis est una species eboris: est item alia quam Apollonius artifex auxit animo: ad quam directa mentis acie speciem eboris poliebat: harum autem duarum specierum altera erit antiquior. Auf jeden Fall geht hieraus klar hervor, daß von einem in Elfenbein arbeitenden Künstler (Toreuten?) die Rede sey. Nun befindet sich eine bronzene Büste von hohem Kunstwerth unter den in Herculanum ausgegrabenen Alterthümern, jetzt im Museo degli studj zu Neapel, mit der bekannten Aufschrift:

ΑΠΟΛΛΩΝΙΟΣ
ΑΡΧΙΟΝ ΑΘΗΝΑΙΟΣ
ΕΠΟΗΣΕ

Erinnert man sich weiter eines Atheniensischen Künstlers Archias, welcher ein παλλάδιον ἐλεφάντινον περίχρυσον verfertigt, so wird man sich berechtigt fühlen, zu glauben, die beiden genannten Künstler desselben Namens Apollonios für eine und dieselbe Person zu halten, welche uns nun als Künstler der Toreutik und der Erzgießerei bekannt wird. Den Künstler Archias, welchen Hr. Sillig übergangen hat, lernen wir aus einer Attischen Inschrift von Olymp. 93, 4. kennen, und Welcker hat zuerst auf ihn nachträglich aufmerksam gemacht, worauf wir verwiesen. So wäre hiermit über das Zeitalter mehrerer Künstler glücklich entschieden, da man die obige Combination gewiß nicht eine aus der Luft gegriffene nennen wird. Die obige Büste stellt zwar nach Einigen das jugendliche Bild des Kaisers Augustus vor, wogegen aber Winckelmann sämmtl. Werke Th. II. S. 55 sie vielmehr für einen jungen Helden hielt und von ihr bemerkt, sie müsse aus der besten Zeit der Kunst seyn. So stimmt auch dieses Zeugniß wiederum mit unserer obigen Vermuthung auf eine überraschende Weise zusammen. Und dennoch — denn alles Gesagte soll blos als Warnung gegen zu gewagte einseitige Combinationen dienen — fällt die ganze Behauptung zusammen durch die nähere Betrachtung der angeführten Inschrift, deren eigentliche Schriftzüge von den Berichterstattern sehr verschieden angegeben worden. Man vergleiche nur Winckelmann a. a. O. und Barthelemy Schriften Th. I. S. 64. Wir haben sie oben genau nach unsrer an Ort und Stelle verfaßten Abschrift mitgetheilt, bis auf die A, welche die Gestalt haben, in wel-

Digitized by Google

cher die Inſchrift ſich bei Winckelmann nachgebildet findet. Dieſe Geſtaltung der A findet ſich aber durchaus nicht auf Inſchriften der Zeit, welche ſich zunächſt an Olymp. 95 anſchließt, und wir müſſen daher gänzlich darauf Verzicht leiſten, den Verfaſſer der Büſte und den Archias in ein Verhältniß zu einander zu bringen.

Archonidas,

ein Künſtler in Thon, deſſen Name ſich auf dem Bruchſtück eines Kunſtwerkes von Thon befindet, beſchrieben von Münter Epistola ad Ouwaroff de monumentis aliquot veteribus scriptis et figuratis penes se exstantibus (Hafniæ 1822).

Celer.

Tacitus, Annal. XV, 42: Ceterum Nero usus est patriæ ruinis exstruxitque domum, in qua haud perinde gemmæ et aurum miraculo essent, solita pridem et luxu vulgata, quam arva et stagna et in modum solitudinum hinc silvæ, inde aperta spatia et prospectus; magistris et machinatoribus Severo et Celere, quibus ingenium et audacia erat, etiam quæ natura denegavisset, per artem tentare et viribus Principis includere. Namque ab lacu Averno navigabilem fossam usque ad ostia Tiberina deprimere promiserant, æquali litore aut per montes adversos.

Cleander.

Erbauer von Thermen zu Rom unter dem Kaiſer Commodus. Lamprid. Vit. Commodi 17.

Daniel,

ein Marmorarius, an welchen ein Brief gerichtet vorhanden iſt vom König Theodorich in Cassiodor. Var. III, 19. Hieher gehört vorzüglich die Stelle: Et ideo artis tuæ peritia delectati, quam in excavandis atque ornandis marmoribus diligenter exerces, præsenti auctoritate concedimus, ut te rationaliter ordinante dispensentur arcæ, quæ in Ravennati urbe ad recondenda Funera distrahuntur u. ſ. w.

Epithycanus (Epityncanus),

ein Auriſex unter Auguſt, deſſen Freigelaſſener er war, laut einer Inſchrift in Bianchini l. c. S. 49. No. 129.

Euripides.

Daß der bekannte Tragiker dieſes Namens in früherer Zeit ſich mit der Malerkunſt beſchäftiget, verdient um ſo weniger übergangen zu werden, als man zumal zu Megara ein von ihm verfertigtes Gemälde zeigte. Vgl. die Griechiſchen Lebensbeſchreibungen des Dichters in Seeboode's Misc. crit. I, 2. S. 393. Allg. Schulzeitung 1828. Abth. II. No. 2. S. 9 und auch des Euripides Biographie von Manuel Moſchopulos. H. Stillig führt ihn zwar an im App. S. 474, jedoch ohne des Bilds in Megara zu gedenken.

Hedys,

ein Auriſex unter Auguſtus. Siehe eine Inſchrift bei Bianchini l. c. S. 30. No. 41.

Hermolykos

ein Architekt. Clarke Travels T. III. S. 301. ed. 8.

Near the same place was also the capital of an Jonic pilaster; having the architect's name, Hermolycus, so engraven upon it as not to be discerned when the building, to which it belonged, was perfect; the letters being inscribed behind the capital, where the stone was intended to be placed against a wall; and thus written:

ΕΡΜΟΛΥΚΟΥ.

Isidoros

Siehe oben unter Anthemios.

Julianos

Architekt, oder vielmehr Mechaniker, unter dem Kaiſer Anaſtaſius, falls die Perſon dieſes Künſtlers nicht eine vom Aeneas, welcher an ihn einen ſeiner Briefe gerichtet hat, erdichtete iſt. Aus den näheren Umſtänden, die Aeneas angiebt, iſt dieſes jedoch kaum wahrſcheinlich. Wir halten es der Mühe werth, dieſen Brief, deſſen Inhalt Intereſſe für die Geſchichte der alten Mechanik hat, ganz mitzutheilen, da nicht Jedem zumal der Zugang dazu offen ſteht, und zwar nach der von Marcus Muſurus bei Aldus 1499 in Venedig beſorgten Ausgabe Griechiſcher Briefe.

Ἰουλιανῷ ἀρχιτέκτονι.

Τοῦ Ἀλκίνου τὸν κῆπον οἶμαι θεωρῆσθαι διὰ τὴν καλὴν μηχανήν, ἣν σὺ μὲν ἐξεῦρες, ἐπόησε δ' ὁ τέκτων, ἐγὼ δὲ γράφω τῷ λόγῳ ἡλίσιον γὰρ τὸ θέαμα. δύο μὲν οἱ μέγιστοι κύκλοι σανίσι καὶ γόμφοις συναπτόμενοι, ὥστε ἐν αὐτοῖς ἑστῶσιν θεωμένοις δοκεῖν εἶναι. ἐπὶ δὲ τῷ καταστρώματι πεδίον ἔνδοθεν ἐκτρέχει περὶ τὸν αὐτὸν τόπον μικρόν τινα δρόμον. ὁ δὲ κύκλος συμπαραθεῖ καὶ τοσοῦτον ἀκολουθεῖ, ὅσον τὸ πεδίον βούλεται. ὁ δὲ ἀγών (soll wohl ἀγκών heißen) περὶ ὃν ὁ μέγιστος κύκλος, αὐτοῦ μένων τρέφεται, καὶ συγκινεῖ μικρὸν ἕτερον κύκλον τὸν ἐπὶ τῷ Φρέατι. ἐπὶ τούτῳ τὰ σχοινία καὶ οἱ χόες. ἐπίκεινται κατὰ μέρος συνδεδεμένοι. ἀλλ' ὀξυταίτη μὲν ἡ κίνησις. τοῦ δὲ μικροῦ κύκλου τὸ μέσον στενοχώρια, ὥστε μόνον τοὺς ἀπαρχὰς τῆς ἐκροῆς ὑποδέχεσθαι. τὸ δὲ πλέον τοῦ ὕδατος ἐπὶ τὸ Φρέαρ ἐκχεόμενον, ῥαδίως αὖθις καταδυθὲν, μόλις ἀνάγεται, τουτὶ μὲν οὖν ἐπανερρύσασθαι δεῖ. τῷ δὲ τὴν ἀρχὴν ἐξευρόντι οὐ χαλεπὸν τὸ τέλος γίνεται. μὴ γὰρ περιίδωμεν ὕδατος καλὸν θέαμα τῆς ἑτέρου σοφίας δεόμενον, μὴ ταὐτὸν πάθοιμεν ὥσπερ ἂν εἴ τις ζωγράφος τὴν Ἑλένην εἰς κάλλος γράφων τῆς κεφαλῆς ἐπελάθοιτο. Die Erklärung und Wiederſtellung des Einzelnen in dieſem Briefe müſſen wir für jetzt unterlaſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

N°. 84.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, 21. Oktober 1830.

Nachträge zu Sillig's Verzeichniſſe alter Künſtler.

(Beſchluß.)

Julianos

aus Askalon gebürtig, ein Künſtler unſichern Zeitalters, wird erwähnt bei Constantin Harmenopulus Promptuar. juris II. Tit. 4. S. 115.

Opponius Justus

römiſcher Architekt, nach folgender zu Bonn befindlichen Inſchrift:

D M
IVL. PATERNO
MIL. LEG. XXII PR
P. F. STIP. XXIII
OPPONIVS IVSTV
ARCHIT. AMICO
ASE. FECIT

Vgl. Gercken Reiſen, Th. III. S. 335. Dorow Denkm. Th. I. S. 50. Tab. XIX. Fig. I.

Kalais,

ein, wie es ſcheint, ſehr unbedeutender Maler, deſſen Zeitalter ungewiß iſt. Seiner gedenkt Gregorias von Nazianz in ſeinen Gedichten in Tollii Itin. Ital. S. 66, wo es heißt:

ἦ καὶ γραφέων ἄριστος οὗτός σοι δοκεῖ,
οὐχ ὃς γράφει κινούμεν' ἁπλοῖς χρώμασι,
Ζεῦξίς τε, ἢ Πολύκλειτος, ἢ τις Εὐφράνωρ,
ἀλλ' ὃς μὲν ἀνθρωπῶν τε καὶ παντασκίοις
βαφαῖς ἄμορφα σώματ' ἐξεργάζεται;
ὢν Καλλίμαχος καὶ Κάλαϊς ἦστην, ὡς δοκῶ,
μόγις γράφοντες εἰκόνας τῶν εἰκόνων.

Hierbei wird hoffentlich niemand an Kalamis denken.

Kleomenes,

Architekt unter Alexander dem Gr., unter deſſen Leitung Alexandria erbaut ward. Juſtinus XIII, 4 erzählt von der Theilung des Macedoniſchen Reichs nach Alexanders Tode: Prima Ptolemaeo Aegyptus et Africm Arabiaeque pars sorte venit, quem ex gregario milite Alexander virtutis causa provexerat: cui ad tradendam provinciam Cleomenes, qui Alexandriam aedificaverat, datur. Dieſe Stelle beweiſt nun freilich noch wenig, und man wird, wenn man dazu Arrianos III, 5 und Curtius IV, 8 vergleicht, wornach einem Kleomenes, und ſicher dem von Juſtinus erwähnten, mehrere Verwaltungsgegenſtände in Aegypten von Alexander anvertraut worden, leicht geneigt ſeyn, Juſtinus Worte nur ſo zu verſtehen, daß dem Kleomenes die obere Aufſicht bei der Erbauung von Alexandria übertragen worden ſey. Demohngeachtet werden wir zu der Annahme, daß Kleomenes wirklich ſelbſt Baukünſtler geweſen, beſtimmt durch die ausdrückliche Erwähnung des Kleomenes unter den Architekten und Kunſtverſtändigen, denen die Erbauung Alexandrias aufgetragen war, bei Julius Valerius de rebus gestis Alexandri M.*) an zwei Stellen. An der erſten, I,

*) Die von Angelo Mai herausgegebene Ueberſetzung des Aeſopos ſcheint faſt gänzlich bis jetzt überſehen worden zu ſeyn, woran freilich die wunderlichen, myſtiſchen Fabeln, in welche das Leben des Alexander in dieſer Schrift eingehüllt wird, die Hauptſchuld tragen mögen. Allein es wäre eben eines kritiſchen Hiſtorikers Geſchäft, Erdichtung und Erfindung von der Wahrheit auszuſcheiden; was im Ganzen genommen eben nicht ſo ſehr ſchwer iſt, da ſich das Fabelhafte als ſolches, und die hiſtoriſche Thatſache leicht durch ſich ſelbſt wieder erkennen läßt. Auch hier, wie ſo oft, liegt die Wahrheit verborgen unter dem Schleier der Mythe, und wenn wir vielleicht künftig einmal verſuchen werden, in einer kritiſchen Prüfung des Ueberlieferten denſelben einigermaßen zu heben, ſo glauben wir vorläufig verſichern zu können, daß dieſe Bemühung nicht ohne hiſtoriſche und antiquariſche Ausbeute ſeyn werde. Vorläufig werde einer Stelle hier gedacht, welche für die Erklärer der Hieroglyphen von groſſem Gewicht ſeyn muß. Nämlich I, 31. S. 141 werden zwei zu Alexandria zu Alexanders Zeit vorhandene Obelisken erwähnt und dann Folgendes von ihnen berichtet: Sed haec saxa insignita sunt et inscripta aegyptiis ac sacris litteris. Eorum causam et originem cum requisisset, sesonchosim regem eorum auctorem esse dicebant, qui potitus universitatis ad sui monimentum esse voluisset, quos Diis religiosius consecraverat, Lectae.

Severus.

Unter Nero. Siehe oben unter Celer.

Stephanus.

Auriser unter Tiberius. Siehe eine Inschrift bei Bianchini l. c. S. 67. No. 220.

Xenokrates,

Steinschneider. Vgl. Begeri contemplatio gemmarum Corlebrum S. 12.

Zeuxis,

Auriser der Kaiserin Livia. Inschrift bei Bianchini l. c. S. 30. No. 43. Vgl. das. S. 31, No. 46.

Es sey uns erlaubt, hier noch einige gelegentliche Anmerkungen über einzelne Stellen aus H. Sillig's Werk anzuschließen.

Warum wir S. 5. unter Agesias auf Hegesias verwiesen, und so gewissermaßen um den Künstlernamen Agesias verkümmert werden, begreift man durchaus nicht, zumal da S. 225 unter Hegesias nur dieser Name geltend gemacht wird. So schwer es auch seyn mag, zwischen den Künstlern genau zu unterscheiden, welche die Namen Hegias, Hegesias u. s. w. geführt haben, was die neuesten Untersuchungen von Thiersch und Sillig von Neuem beweisen, so steht doch der Name des Ephesiers Agasias, als der Verfasser des sog. Borghesischen Fechters durch die bekannte Aufschrift der Statue so fest, daß dieser wohl vornehmlich als Grundlage der ganzen Untersuchung hätte dienen müssen, und keineswegs auf die geschehene Art unter Hegesias unter zu bringen war.

Unter des Alkamenes Werken finden wir keine bronzene Achillesstatue angeführt. Wir finden ihre Erwähnung bei Visconti catal. des antiques du Musée Royal, 1817. No. 115. S. 45, wissen aber durchaus nicht, diese Angabe durch eine Nachricht der Alten zu erweisen. Nur soviel beiläufig: Visconti hält eine Statue des Pariser Museums, angeblich Achilles darstellend, für Nachahmung eines bronzenen Vorbilds vom Alkamenes. Und kam die Annahme, daß es ein Achilles sey, um so problematischer vor, als der behelmte Kopf und die Beine, auf deren Beschaffenheit Visconti hauptsächlich seine Vermuthung gründete, angesetzt sind, und es daher nicht ganz gewiß ist, ob diese Theile wirklich zu dem Torso ursprünglich gehört haben. Dagegen erweckte diese Statue die Erinnerung an den sog. Olympischen Sieger im Dresner Antikenkabinet, mit welchem sie große Aehnlichkeit hat.

Bei Andronikos S. 45 vermissen wir die Berücksichtigung einer höchst wahrscheinlich hierher gehörigen Stelle bei Varro de R. R. III, 5 circum cardinem est orbis ventorum octo, ut Athenis in horologio, quod fecit Cyrrestes, wozu Martini von den Sonnenuhren der Alten S. 110 die sehr gegründete Vermuthung mittheilt, daß Cyrrestes verschrieben und vielmehr unser Andronicus Cyrrhestes gemeint sey, welchen Vitruvius als Erbauer des sog. Thurms der Winde in Athen angiebt. Darnach erführen wir nun auch, daß an diesem Monument in Athen zugleich eine Sonnenuhr angebracht gewesen.

Eben so wurde leider in Bezug auf den Skiagraphen Apollodoros ein sehr wichtiges Scholion Victor. zu Ilias k, 205 (Heyne Obs. T. VI. S. 625) übersehen, aus welchem wir erfahren, daß Apollodoros auch einen Odysseus gemalt: Ἀπολλόδωρος ὁ σκιαγράφος ἐντεῦθεν πρῶτος ἔγραψε πίλον Ὀδυσσεῖ. Sollte man nach diesen Worten nicht sehr geneigt seyn, an eine sehr starke Corruptel in dem von H. Sillig angeführten Texte des Hesychios zu denken, wo es von Apollodoros heißt, οὗτος δὲ καὶ πίλον ἐφόρει ὀρθόν? Letzteres vom Apollodoros zu berichten, war doch wohl nicht der Mühe werth,

Die Kentauren des Aristeas und Papias aus Aphrodisium (S. 84) hält, wie Winckelmann, gleichfalls Visconti für ein Werk aus der Zeit Hadrians: siehe dessen Two Memoirs on the sculptures in the collection of Elgin, S. 93.

Dem Kalamis, über welchen noch Lange zu Lanzi über die Sculptur der Alten S. 76 zu vergleichen war, können wir glücklicherweise noch ein neues Kunstwerk vindiciren, was freilich nicht anders als auf Kosten der Existenz eines andern Künstlers geschehen kann, mit dessen Namen und Arbeit Hr. Sillig zu schnell uns beschenkt hat. Wir wenigstens müssen das Geschenk ablehnen, welches uns Hr. Sillig S. 134 mit dem Künstler Kalos gemacht hat, dessen Namen mit dem des Kalamis zu vertauschen ist. Der Beweis dieser Behauptung soll nächstens anderswo geführt werden.

Ueber Kallikrates (S. 122) und Myrmekides kann jetzt das zum Apulejus de Orthogr. S. 77 flg. Bemerkte verglichen werden.

Zu Kallimachos, in Bezug auf seinen Styl in der Malerei, wird es künftig der Mühe werth seyn, die oben unter Kalais angeführte Stelle des Gregorios von Nazianz zu berücksichtigen.

Die Untersuchung des Zeitalters des Hippodamos und der Zeit, wann die Mauern des Peiraeus erbaut wurden, S. 251, wäre wohl erschöpfender ausgefallen, wenn die schätzenswerthe Abhandlung über Arist. Eq. 327 von Meier in den Philologischen Blättern 2. S. 178 benutzt worden wäre. Die hier angegebene Zeit dieses Mauerbaues (beiläufig machen wir noch auf eine Stelle des Harpokration aufmerksam, über welche zu Lykurgos S. 31 gesprochen worden), nämlich Olymp. 75, 1 fällt jedoch mit H. Silligs Bestimmung ziemlich zusammen.

Den Maler Nicomachus kennen wir nur aus Plin. XXXV, 8, 40 (S. 531 ed. Frans.): Nicomachus Venerem inter Gratias et Cupidines, Her-

Digitized by Google

culemque tristem insaniae poenitentia. wie H. Sillig S. 293 die Stelle schreibt. Es findet sich hier aber die wohl zu beachtende Variante Cupidinem, welche eine neue Autorität gewinnt durch die Anführung dieser Stelle bei Tortellius de Orthographia v. Nicoarchus, wo es heißt: „fuit pictor sua aetate eximius. hic inter alia Venerem inter Gratias: et Cupidinem pinxit: et Herculem tristem insaniae poenitentia." Es ist augenscheinlich, daß Tortellius den Plinius hier vor Augen hatte und in seinem handschriftlichen Exemplare gleichfalls Cupidinem las. Auf den Werth der von Tortellius beiläufig angeführten Stellen der Alten ist zum Apuleius de Orthographia in der Vorrede aufmerksam gemacht worden. Beiläufig wollen wir auch noch einer Variante (sollte sie auch einen Fehler enthalten) zu Plinius ebendas. S. 491 gedenken, die derselbe Tortellius unter Nicomachus enthält. Daselbst nämlich wird der Vater des Nikomachos Aristochenus genannt, während er bei Plinius Aristodemus heißt.

Rücksichtlich des Malers Nikias (S. 295) verdient ein Kunsturtheil des Fronto in seinen Briefen nicht übergangen zu werden, welches wir, da es sich auch über andere Künstler verbreitet, nach der Römischen Ausgabe S. 170 ganz ausschreiben: — ne me niti contra naturam, adverso quod aiunt Flumine. Quid, si quis postularet ut Phidias ludicra, aut Canachus deum simulacra fingeret? aut Calamis turina (turena die ältere Hand des Mſ.), aut Polycletus etrusca? Quid, si Parrhasium versicolora pingere luberet, aut Apellen unicolora, aut Neacen magnifica aut Nician obscura, aut Dionysium inlustria, aut lasciva Euphranorem aut Pausiam p.. velia. (Letzteres Wort ist unsicher.)

Die Irrthümer früherer Schriftsteller in Bezug auf den Namen des Paconios, welche H. Sillig S. 311 beseitigt, waren schon früher gehoben worden durch Millin Description d'un camée, S. 18.

Zu Pamphilos S. 312 bemerken wir, daß bei Manuel Moschopulos Gramm. S. 59 ed. Titze ein Pamphilos als Erfinder der Malerei genannt wird. Ob dieser mit dem obigen eine Person sey, wagen wir nicht zu bestimmen.

Agorakritos.

Der Steinschneider Quintus, über welchen zu vergleichen war Lessing Kollektan. Th. 2. S. 430. 431., wird S. 406 ein Sohn Alexanders genannt. Auf der Gemme dieses Meisters, die uns erhalten worden, befindet sich die Aufschrift: ΚΟΙΝΤΟΣ ΑΛΕΞΑ ΕΠΟΙΕΙ, wo man den Vaternamen wohl für eine Abkürzung statt: ΑΛΕΞΑΝΔΡΟΥ genommen, wie auch Winckelmann (Werke Th. VII. S. 186) thut. Warum? Lag es denn nicht näher, Ἀλέξα für den Genitiv des Eigennamens Ἀλέξας zu nehmen? Vgl. Syllog. inscript. S. 198. Der Attische Genitiv Ἀλέξου findet sich auch nun auf einer in Attika gefundenen, jetzt im Museum zu Leyden aufbewahrten Inschrift:

ΑΡΧΕΣΤΡΑΤΗ: ΑΛΕΞΟΥ: ΣΟΥΝΙΕΩΣ

Vgl. Perussac Bulletin des sciences historiques, 1827. No. 1. S. 50.

Die Inschrift, aus welcher der Bildhauer Simos entnommen ist, siehe jetzt in Syllogo inscr. Fasc. VII. S. 365. No. XXVI.

Unter den Künstlern, welche den Namen Sostratos führten, wird S. 427 auch ein Steinschneider und eine Gemme desselben angeführt. Bracci's Werk, welches H. Sillig citirt, können wir jetzt nicht nachschlagen, um auszumachen, ob die bemerkte Gemme dieselbe ist, welche der berüchtigte Casanova besaß und welcher er in seinen Memoiren Th. VII S. 273 gedenkt; die von Casanova angeführte Gemme ist ein Onyxcameo, auf welcher mit Angabe des Namens des Verfassers sich eine Venus Anadyomene befinden soll. Es wird dabei noch bemerkt, der Stein befinde sich wahrscheinlich jetzt im Brittischen Museum. Doch wollen wir überhaupt hoffen, daß bei dieser ganzen Nachricht der Berichterstatter etwas zuverlässiger, als bei Erzählung seiner Avantüren gewesen sey.

Derselbe Architekt Coccius, welchen Hr. Sillig aus einer Inschrift S. 471 beibringt, wird auch, wie es scheint, bei Strabon angeführt. V. S. 245 (Th. II. S. 195 ed. Tzsch.). Was von Beiden erzählt wird, fällt in dieselbe Zeit, und außerdem bezieht sich Strabon auf Baulichkeiten, welche in der Nähe von Puteoli ausgeführt worden, wohin auch jene Inschrift gehört. Obige Inschrift wird übrigens auch noch angeführt bei Gruter. S. 227, 2 und Romanelli Viaggio a Pozzuoli, Th. II S. 247.

S. 471 wird ein Scalptor Dassus aus einer lateinischen Inschrift nach Fabretti angeführt, wo es heißt: L. DASSI. SCALPTORIS. VILARI. Das letztere Wort kann leicht auf den Gedanken bringen, es sey in ihm ein erklärendes Beiwort zu Scalptor enthalten. Es beruht aber VILARI auf einer falschen Lesart. Richtig gibt Muratori, welcher die Inschrift lange bei sich hatte, Nov. thes inscr. Th. II. S. 948, 9, VCLARI, welches erklärt wird durch ein viri clarissimi (oder warum nicht natürlicher viri clari?).

Zu dem über Mamurius S. 477 Gesagten war noch zu vgl. Festus v. Mamurii Veturii und Lanzi Saggio di lingua Etrusca, Th. I S. 144 flg.

Die in Bezug auf P. Numisius, einen Architekten S. 479 angeführte Inschrift steht vollständiger und mit Verschiedenheiten in Romanelli Viaggio a Pompei T. II S. 64.

Friedrich Osann.

Digitized by Google

N°. 85.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 26. Oktober 1830.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1829.

(Forsetzung von No. 74.)

Wir sprachen zuletzt von dem Gemälde des Hrn. Darif aus Venedig, welches die Entführung der venetianischen Jungfrauen durch istrische Seeräuber, im Jahr 944, vorstellt. Einer der Räuber, der die Mitte des Vorgrundes einnimmt, trägt auf der Schulter eine weißgekleidete Blondine, die er in eine Barke in Sicherheit bringen will. Der Schiffer scheint sich zu widersetzen, indem er ihn mit der Hand zurückstößt. In einiger Entfernung wird ein andrer Räuber besser von einem Schiffer aufgenommen, der in seiner Hand ein reiches Kästchen trägt, das jedoch hier nichts zu thun hatte, da die Bräute in der Kirche waren, und keiner andern Effekten bedurften. Eine Menge Barken und Masten schließen den Hintergrund von dieser Seite. Zur Linken erblicken wir eine Gruppe Venetianer, von denen einer über den Haufen gerennt ist, und erschreckte Weiber, über welche hinweg man andre mit ihrer Beute beladene Räuber erblickt. Die Façade einer Kirche zeigt den Ort, wo sie dieselben geraubt haben.

In dem ganzen Bilde herrscht ein graulichter Ton, der durch die Einförmigkeit der Männer-Kleidung hervorgebracht ist, ein Mangel, welchem der Maler nicht durch Contraste von Licht- und Schatten-Maßen zu begegnen gewußt hat. Die junge blonde Gattin mit Ochsenaugen, wie sie Homer der Juno gibt, sieht in den Armen dieses halbnackten und beinahe schwarzen Mannes aus wie eine Porzellänfigur, die er, nach seinen großen Schritten zu urtheilen, daher trägt, als höbe er eine leichte Puppe in die Höhe. Der zu Boden gerennte Venetianer hat seinen Kopf nicht auf den Schultern. Die Perspektive ist eine große Klippe für unsere Historien-Maler. Wir sahen vor vier Jahren zu Padua ein großes Bild von Hrn. Darif, das weit mehr von seinem Talente versprach.

Antonio Banfi. Sir Ravenswood nimmt von seiner Geliebten Lucie Abschied, Sujet aus der Braut von Lammermoor, von Walter Scott. Beide Figuren lassen kalt, und ohne das Verzeichniß wüßte man gar nicht, was die beiden Personen machen. Schlecht gewählt, und schlecht . . . .

Franzisca von Rimini und Bancilloto ihr Geliebter. Zwei lange Figuren.

Zug der Güte Josephs II. Der Kaiser, seine Dekorationen unter einem langen Mantel verbergend, ist bei einer kranken und von ihrem Sohne gepflegten Wittwe, an deren Bette eine mildthätige Nachbarin weilt, eingetreten, indem er sich bei dem Jungen, der ihn auf der Straße anbettelte, für einen Arzt ausgegeben hatte. Er ergreift die Feder, und anstatt einer ärztlichen Verordnung schreibt er ihr die Anweisung auf eine Pension, deren erstes Quartal sie sogleich erheben soll. Dieß der Inhalt der Scene. Die Anekdote, die wir kennen, sagt, daß diese unglückliche Wittwe, als sie sah, daß ihre Kräfte für die Ernährung zweier Personen nicht hinreichten, sich eines großen Theiles ihrer Nahrung beraubte, um die ihres Sohnes zu vermehren, und auf diese Weise sich erschöpfte. Die Einführung einer andern Frau in diese armselige Kammer ist von der Erfindung des Künstlers. Der Kaiser schreibt auf seinem Knie; sein Kopf, in Verkürzung gesehen, ist von sonderbarer Länge, und das Gesicht wie eine Pyramide gemalt. Wieder eine Unkenntniß der Perspective. Die Figur der Kranken ist wahr und rührend, aber die Stellung der andern Frau, die sich mit dem Arzte beschäftigt, macht das Hauptverdienst dieses Bildes aus.

Zwei kleine Genrebilder des Künstlers. Römische Kostüme. Das Innere des Atelier des Künstlers, wo zwei Liebhaber ein entworfnes Bild prüfen.

Eine Neapolitanische Bäuerin, mit einem Kinde auf den Armen, das sie gegen ein auf die Mauer gemaltes Bildniß hält, und demselben einen Kuß geben läßt. Was ist über alle diese Bilder zu sagen? Studieren, studieren! Hr. Anton Banfi, nulla dies sine linea!

Manzoni's Roman, i promessi sposi, vor drei Jahren herausgekommen, lieferte schon den Zeichnern Gegenstände zu Lithographien; hier ist auch das erste Oelgemälde, von Hrn. Georg Bertì aus Florenz gemalt. Es stellt den Moment dar, wo der Pöbel von Mailand

mit Wuth das Haus des Aufsehers über die Lebensmittel belagert hält, und wo Renzo (der Held des Romans, ein Landmann), den das Ungefähr in die Straße geführt hat, und der diese Wüthenden von der Ausführung ihres Vorsatzes, den Aufseher zu vernichten, abwendig machen wollte, selbst als Anhänger desselben in Gefahr geräth. Dieses Bild ist von mittler Größe; die Composition gibt den Gegenstand ganz wieder; der allgemeine Farbenton ist harmonisch, und es bleibt nichts zu wünschen übrig, als ein wenig mehr Fleiß in der Zeichnung; denn alle Figuren erscheinen zu klein.

Phantasie-Stücke.

Derselbe Berti gefällt uns noch mehr in seinem Bilde von fünf halben Figuren von natürlicher Größe. Es ist eine Familie Neapolitanischer Bauersleute (darunter nur eine Frau) in einem Wirthshause, wo sie ihr Abendbrod verzehren. Einer derselben spielt auf der Laute, ein Greis hält sein Glas in der Hand, und die sitzende Frau ist mit demselben im Gespräch begriffen. Die Köpfe sind schön, die Hände gut studiert, der Farbenton wahr, kräftig, das Licht gehörig vertheilt und ein schöner Reflex, von welchem zwei Figuren beleuchtet sind, trägt dazu bei, ihm einen reizenden Effekt zu geben.

Von demselben Künstler sind nachfolgende Werke: Ein kleines, sehr hübsches Bild, ein Neapolitanischer Marktschreier, um den sich eine Menge Liebhaber versammeln.

Eine Neapolitanerin auf dem Wege vor einem Bildnisse knieend.

Noch eine Neapolitanerin an dem Ufer des Meeres, warmer Ton der Farbe in allen drei Bildern.

Wir haben oben das Wort gegeben, Hrn. Cäsar Poggi Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der eine Art zu malen angenommen hat, die man an Rembrant bewundern muß, die dem Michel Angelo da Caravaggio, dem Salvator Rosa gelungen ist, die aber nicht dieselbe Wirkung bei deren Nachahmern hervorbringt. Man liebt in einem Bilde das Ausgeführte, und die größten Meister, die mit kühnem Pinsel in breiter Manier malten, haben vermieden, ihn zu keck zu gebrauchen, und trugen, wenn sie Fleisch malten, besonders Sorgfalt, ihre Tinten zart ineinander zu arbeiten, indem sie für die Draperien und Nebendinge die kühnen, wie mit dem Streicher aufgetragenen Pinsel-Striche aufbewahrten. Diese Art zu arbeiten scheint nur für groteske Compositionen zu passen, um Spitzbuben, Bettler, überhaupt die niedere oder erniedrigte Natur zu malen. So sahen wir auch mit einigem Vergnügen die drei Kartenspieler, halbe Figuren in natürlicher Größe. Die Köpfe der beiden Alten sind gut gezeichnet, der mit weißem Barte ist eine schöne Gestalt, obgleich man es an seinen Kleidern sieht, daß er nicht einer edleren oder höheren Klasse angehört. Die zwei Physionomien drücken sehr gut das Interesse aus, das ihnen das Spiel einflößt; die Unentschlossenheit des Einen über die Karte, welche er auswerfen soll, die Aufmerksamkeit seines Mitspielers, der ihn beobachtet, und in seinen Augen die Verlegenheit zu lesen scheint, in der er sich befindet. Der Dritte blickt unglücklicherweise uns an, anstatt seine Blicke auf das Spiel des überlegenden Alten zu heften. Man erräth, wenn man sie anblickt, daß in diesem Augenblicke das größte Stillschweigen unter ihnen herrscht. Wenn man dieses Bild, das auf Effekt gemalt ist, in einer gewissen Höhe aufhängt, so daß sich die Uebergänge der kräftig aufgetragenen Töne mildern, wird man es immer mit Vergnügen sehen.

Ein Kind, vom Rücken gesehen, das sich in einem Spiegel schaut. Das Bild stellt nämlich den Spiegel, seinen goldnen Rahmen, und die goldnen Rosen, die ihn an der Mauer befestigen, dar. Er war mit einem weißen Gazeschleier bedeckt, den das Kind weggezogen hat, um sich zu sehen. Die ganze Täuschung liegt in der Nachahmung des Schleiers, der überall, wo er sich über das Glas, den Rahmen und die Rosen gruppirt, durchsichtig ist. Aber das Kind ist nicht nach der Natur studirt, denn sein Rücken ist schlecht gezeichnet, sein Gesicht außer der perspektivischen Linie, die uns sein Bild im Spiegel vorn gesehen zeigen muß. Ein angenehmer Gegenstand, aber in seinem Hauptzwecke verfehlt. Wenn Hr. Pock, der Verfertiger dieses Gemäldes, Familienvater ist, wünschen wir ihm schönere Kinder, als die seiner Bilder.

Genre-Bilder.

Perspective.

Wir können es uns ersparen, den Arbeiten des Hrn. Johann Migliara große Lobeserhebungen zu ertheilen, indem wir unsere Leser auf das verweisen, was wir die vorhergehenden Jahre über diesen ausgezeichneten Künstler gesagt haben. Methode, Geist, Erfindung, optische Täuschung, überraschende Lichteffekte, interessante Scenen, größtentheils historischen Inhalts, reizende Figuren. Die Menge, die sich täglich um seine Gemälde drängt, rechtfertigt die Bewunderung, die er in uns erregte, und wir können uns daher auf die Aufzählung seiner ausgestellten Werke beschränken:

1.) Ansicht der Gräber der Scaliger zu Verona, die in einer Straße sich befinden, und mit einem starken Eisengitter umgeben sind. Diese Monumente sind reich an Formen, Figuren und Verzierungen in schönem gothischen Style. Dieß Bild gehörte dem Baron Rothschild.

2.) Eingang und Vestibulum eines großen Mönchsklosters des heil. Onuphrius zu Rom. Die Scene stellt den Kardinal San Giorgo dar, welcher den von einer schweren Krankheit darniedergebeugten Torquato Tasso führt.

3.) Der Markusplatz in Venedig, von der Krämerey und unterhalb des Bogens der Uhr aus gesehen.

Digitized by Google

4.) Ein Golf im Mondscheine; zur Linken die Mauer einer von den Wogen bespülten Stadt, zur Rechten ein Leuchtthurm, in der Mitte das Monument des Cosmus von Medici, das man an dem Hafen von Livorno bewundert; diese Partie wird von einem Feuer erleuchtet, das unter einem Schuppen angezündet ist.

5.) Säulen-Portikus (Atrium) oder Eingang des Pallastes des Fürsten Doria zu Genua. Man sieht Karl V., wie er dem Andreas Doria einen schönen Hund anbietet, dem er zugethan war — geschichtliche Thatsache.

6.) Aeußere Ansicht einer Stadt von einer durch den Mond erleuchteten Brücke begränzt, in der Tiefe ist eine ländliche Schmiede, worin das Feuer brennt.

7.) Kleines Bild, die Façade der Kathedrale von Mailand.

8.) Ansicht der Kirche, la Spina Longare genannt, zu Pisa.

9.) Eine Dampf-Seidenspinnerey zu Bussalora bei Mailand, dem Negozianten Hrn. Mylius angehörig. Ein Porträt, das für uns nur durch die lieblichen Spinnerinnen dieser Werkstätte Interesse hat.

Wir müssen bedauern, dieses Jahr eine kritische Bemerkung über diese Bilder zu machen, die zu Mailand Niemand ausgesprochen hat, obgleich sie von Kennern gemacht worden ist. Migliara verfällt nämlich bei den Vordergründen ins Schwärzliche, und bei freier Luft, bei der Mittags-Sonne, wie in der Ansicht der Kathedrale, und der Kirche zu Pisa, selbst in den Gräbern von Verona ist dieses System von Contraposten unerträglich, da es gegen die Natur verstößt, in welcher nicht nur die Luft, wie Leonardo da Vinci sagt, das Förderungsmittel des Lichtes ist, sondern auch die Reflexe so häufig, und, je reiner der Himmel, um so glänzender sind.

Obgleich das Publikum durch die nach der Beleuchtung unserer Säle getroffene Vertheilung der Bilder genöthigt ist, seine Aufmerksamkeit auf die Werke des Hrn. J. Bpt. Dell' Acqua, Migliara's Zögling, zu richten, bevor es die des Meisters bewundern kann, gefällt es sich in der Vergleichung, und kömmt immer mit Vergnügen vor die Gemälde des eben so fleißigen Schülers, der eine fruchtbare Einbildungskraft beurkundet, denn es sind immer innere Ansichten, Vestibule, Stiegen, und sich nicht zu wiederholen, ist die Gabe eines Genie's, das keine Gränzen kennt.

Man muß jedoch gestehen, daß die Figuren des Hrn. Dell' Acqua nicht mit demselben Geiste entworfen sind, wie die Migliara's.

1.) Das Innere eines Trinitarier-Klosters.

2.) Grabesdenkmal an dem Ufer eines See's, mit einem entsprechenden Hintergrunde. Zu viel Einförmigkeit in der Farbe des Monumentes, des Bodens, der Steine, Felsen, und einer an dem Ufer befindlichen Kirche.

3.) Ansicht der St. Georgenkirche zu Venedig, auf Holz gemalt. Der Vordergrund zeigt durch die Menge der Figuren und Barken das Treiben und Drängen eines vom Handel belebten Quais am Ufer des Meeres. Die herabgewürdigte Kirche dient zur öffentlichen Niederlage für die Waaren des Transitohandels. Dieses Gebäude ist etwas schwer zu erkennen.

4.) Die St. Lorenzo-Säulen zu Mailand. Zwölf antike korinthische Säulen von weißem Marmor, die, wie man glaubt, zu den für Diokletian auf dem Platze, wo jetzt die Kirche steht, erbauten warmen Bädern gehört haben.

5.) Innere Ansicht der Kathedrale von Mailand. Dieß ist, wie ein gemeines Sprüchwort sagt, das Stück Rindfleisch, das man alle Tage bekömmt. Die Effekte ein wenig gekünstelt.

6.) Das Innere eines alten Schlosses zu Pavia, in welchem Karl VIII., König von Frankreich, einen Besuch bei der Wittwe des Herzogs Galeazzo von Mailand abstattete. An den Figuren ist viel auszusetzen; die der Fürstin und des Königs haben keine gerade Stellung; und wie könnte man vermuthen, daß der Monarch sich in voller Eisenrüstung zeigte?

Seit vorigem Jahre hatte uns Hr. Friedrich Moja in einer Menge wohlgelungener kleiner Bilder gezeigt, daß Leute von Geschmack durch ihre Aufträge einem Talente Gerechtigkeit widerfahren ließen, welches sich dem geschickten Migliara zu nähern trachtet. Man sieht, daß die Liebe zu ihrer Kunst die Herren Dell' Acqua und Moja mächtig anfeuert, sich in einem Genre auszuzeichnen, das wohl sein Verdienst hat, so wenig auch die Herrn Historienmaler es achten. Diese Maler des kleinen Genre, wie sie dieselben oft nennen, wissen uns durch überraschende und wahre Lichteffekte zu verführen, indem sie die Sonne mit all ihrem Glanze wirken lassen, und in die perspektivischen Linien ihrer verschiedenartigen Compositionen eine Geschicklichkeit legen, die wir an den Patriziern der Malerei, wie wir oben gezeigt haben, vermissen. Die Werke des Hrn. Moja sind folgende:

1.) Die Façade der Kathedrale von Mailand und des Platzes. Man möchte sie eine Copie von der Magliara's nennen; derselbe Lichteffekt. Ein Liebhaber sagte uns: „Als ich diese beiden Bilder sah, wollte ich sie mit der Natur vergleichen, und fand in derselben Stunde weder auf der Façade den Schatten so dunkel, noch die Häuser auf dem Platze so schwarz, wo alles noch so licht ist, daß in der Entfernung, in die der Maler uns versetzt, ich die Namen über den Läden und Kaffehäusern lesen konnte."

2.) Wieder das Innere der Kathedrale. Es ist wahr, die Schönheit des Gebäudes, das Schimmern verschiedener Farben, bieten den Malern große Massen und herrliche Lichteffekte dar, die sie mit den angezündeten Kerzen

und dem Rauche der Weihrauchfäßer in Kontrast bringen. Man sieht daher immer mit Vergnügen diese Wiederholungen desselben Gegenstandes. Hr. Moja hat denselben gut behandelt, und wir zollen ihm unsern Beifall, daß er die auf das Gewölbe gemalten gothischen Verzierungen in einem milderen Tone gehalten hat, als sie in der Kirche selbst erscheinen, wo sie, obgleich der Zeichnung nach von gutem Geschmacke, doch zu sehr einem feinen Spitzengewebe gleichen.

3.) Das Aeußere einer Dorfkirche, wo der Priester in freier Luft bei einem ländlichen Feste, das in einiger Entfernung sichtbar ist, predigt. Hübscher Gegenstand, gut behandelt, angenehme Effekte des Halbdunkels. Man erblickt im Vordergrunde einen sehr schönen Baum, der mit großer Kenntniß ausgeführt ist.

4.) Eine Eremitage, in welcher Richard Löwenherz sich befindet, wie ihn Walter Scott in Ivanhoe dargestellt hat.

5.) Großartiges Vestibulum, aus welchem man in perspektivischer Abstufung eine fortlaufende Reihe verschiedener durch Gebäude von einander getrennter Höfe, mit vielen Figuren von Menschen und Pferden, erblickt. Der historische Gegenstand ist: Johann Maria Visconti, Herzog von Mailand, entläßt den Grafen von Carmagnola, den er beauftragt hat, die Städte Lodi und Crema mit den Waffen wegzunehmen. Eines der lieblichsten Bilder dieser Art, welche dieses Jahr ausgestellt wurden.

6.) Zwölf Medaillons in Bronze-Rahmen; verschiedene Ansichten und Landschaften.

Keine Stadt Italiens bietet so viele malerische Ansichten, als das prächtige Venedig; man sehe nur die Gemälde und Kupferstiche Canaletto's nach, die alles erschöpft zu haben scheinen. Hr. Tranquillo Orsi, Professor der Perspektive an der Akademie zu Venedig, hat zwei Ansichten ausgestellt, die eine von der Kirche St. Maria della salute, am großen Kanal, aufgenommen von der Carità, einem Gebäude, worin sich jetzt das schöne Museum und die Schulen der Malerei, Skulptur und Kupferstichkunst befinden.

Die zweite Ansicht ist der Platz der St. Peter- und Pauls-Kirche, deren Façade man sieht, und an welche das große Hospital stößt. Eine Reuterstatue in Bronze ziert den Platz. In der Entfernung erblickt man die kleine Insel Murano. Diese Ansichten sind reich an marmornen Pallästen, einige im orientalischen Geschmacke, andere in schönem griechischen Style erbaut und alle vom Meere bespült, das in den ihm zubereiteten Kanälen ruhig geworden ist. Eine Menge kleiner Gondeln, die, wie die Venetianer sagen, von der Venus erfunden sind, dienen den Bewohnern als Fuhrwerke, und der Fremde wie der Venetianer ist genöthigt, sich ihrer zu bedienen, um von einem Quartiere, oder einem Hause zu dem andern zu kommen. An Orten, die man Traghetto nennt, giebt eine Unzahl großer Barken, mit Waaren und Wasser beladen, den Kanälen Bewegung und Leben. Der Maler kann die Leute nirgend auf ihren Füßen stehend malen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Am 8. Sept. starb in Karlsruhe, an einem Schlage, der Hofmaler und Galleriedirektor Karl Kunz. Er wurde im J. 1770 in Mannheim geboren, wo damals, unter dem ermunternden Schutze Karl Theodors ausgezeichnete Künstler blühten. Kunz machte seine ersten Studien an der dortigen Akademie. Im J. 1790 ging er nach der Schweiz und Italien bis Mailand, wo er fleißig nach der Natur zeichnete. Nach seiner Rückkehr in die Heimath gab er einige Radierungen und mehrere Blätter in aqua tinta heraus, unter denen eine Landschaft nach Adr. v. d. Velde und die pissende Kuh nach Potter, wozu er die Zeichnungen in Cassel nach den Originalen verfertigte, als Meisterwerke betrachtet werden können. Nach dem Anfalle der Pfalz an Baden kam Kunz, durch Weinbrenners Vermittlung, nach Carlsruhe, mit dem Titel und der Besoldung eines Hofmalers. Hier verfertigte er den größten und besten Theil jener trefflichen Werke, die ihm eine bleibende Stelle unter den vorzüglichsten Landschaftern und Thiermalern sichern. Allenthalben ist in seinen Bildern ein gründliches Studium der Natur sichtbar. Ausserdem war Potter das Vorbild, welchem er nachstrebte. In seinen Rindern eifert er glücklich mit diesem Meister, dem er nur manchmal an Lebendigkeit und Wahrheit der Färbung nachsteht. Er pflegte seine Stiere, Kühe ꝛc. nach der Natur in Thon zu modelliren, und darin liegt es wohl, daß seine Umrisse bisweilen etwas hart erscheinen. Weniger gelangen ihm Schaafe und Ziegen. Seine Landschaften sind Vedüten, die er mit Sinn und Geschmack zu wählen und zu behandeln verstand. Ueberall liebte er in seinen Bildern die volle Klarheit des Tages; sein Kolorit ist immer brillant, nähert sich aber doch zu sehr der Schmelzmalerei. Doch sind von diesem Fehler meist seine herrlichen Lüfte auszunehmen. Alles, bis in's geringste Detail, ist bei ihm mit Liebe und Fleiß ausgeführt, weswegen er auch nur langsam arbeitete, und, im Ganzen, keine sehr große Zahl von Bildern zu Tage förderte. Was ihm fehlte, war Erfindung, weswegen sich seine Darstellungen ziemlich ähneln. Seine Arbeiten, die gesucht und gut bezahlt wurden, gingen größtentheils nach Wien, München, Paris, Petersburg ꝛc. Nur wenige sind in Karlsruhe, und die dortige Gallerie besitzt, soviel uns bekannt, nicht ein Werk dieses achtungswerthen Meisters. Eine meisterhafte Copie nach Potter ist noch in den Händen der Familie.

Der Sohn des Verstorbenen, Rudolf Kunz, hat mit Glück die Bahn des Vaters betreten, und sich auch schon als wackrer Pferdezeichner bekannt gemacht.

Digitized by Google

N°. 86.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 28. Oktober 1830.

Die Glyptothek in München.

(Mit einem lithographirten Blatt: Entführung der Helena und Opfer der Iphigenia, nach Cornelius.)

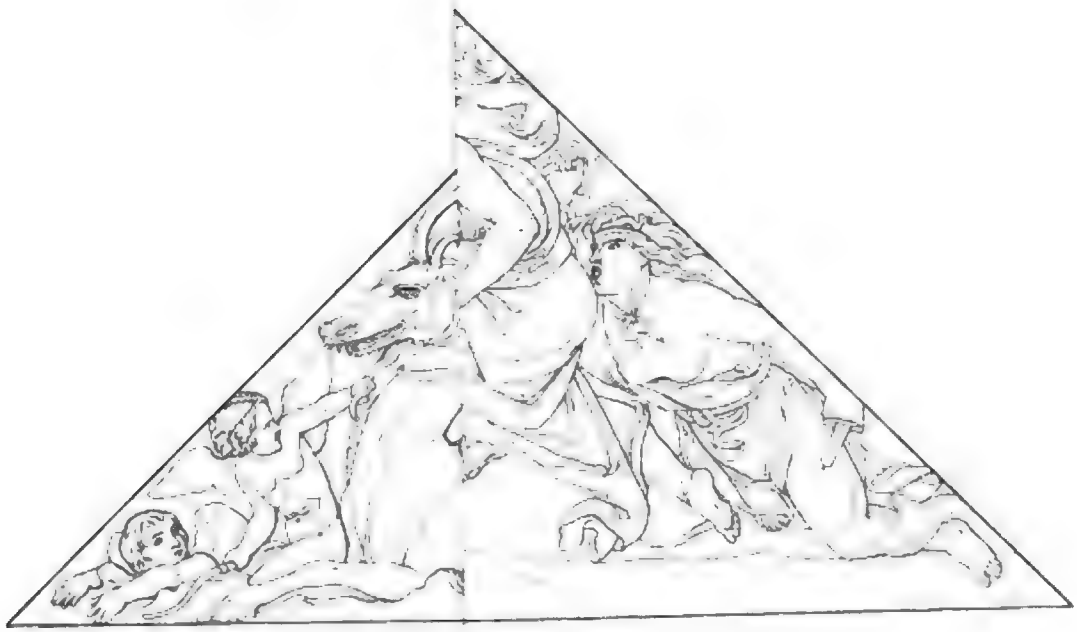
Die Glyptothek ist schon zu Ende Septembers gänzlich vollendet, auch während des Oktoberfestes zwei Tage hindurch der herbeigeströmten Menge gezeigt, für den täglichen Eintritt aber erst am 13. Oktober, dem Namenstag unsrer Königin, eröffnet worden. Obgleich man die früher vollendeten Säle schon lang gesehen, so gewährt doch nun der Anblick des Ganzen einen neuen und weit befriedigendern Eindruck, und mit demselben Interesse, mit dem man die in den Sälen zusammengeordneten Kunstwerke, nach Styl und Epochen gesondert, betrachtet, verfolgt man auch die Abwechselungen der Decoration, welche denselben beigegeben und sie zu charakterisiren bestimmt sind. Fremde, denen der Anblick ganz neu ist, bezeugen offen, daß sich nirgends etwas Aehnliches, so nach Inhalt und Form Zusammengedachtes, und mit so viel Kraft und Schönheit Durchgeführtes finde; auch selbst in den reichen und weit großartigern Räumen des Vatikans ist diese Zusammenstimmung aller Theile nur hie und da wahrzunehmen. Der Gang durch die zwölf Säle der Glyptothek, an den schönen und beredsamen Werken alter Bildnerei und der lebenden Malerei vorüber, an den mannichfaltig und geschmackvoll angeordneten Marmorböden, unter den mit den reichsten Farben und Vergoldungen geschmückten Gewölben bringt bis zum Anblick der römischen Werke eine steigende Erregung hervor, die sich dann wieder beim Eintritt in die der spätrömischen und neuern Bildnerey gewidmeten Säle mäßigt und beruhigt. Es ist hier gleich viel für das belehrende Interesse der Gegenstände, wie für Schönheit und Beredsamkeit der Verzierung gethan, denn dem Werthe der alten Kunstwerke nach darf sich diese Sammlung mit jeder in neuerer Zeit entstandenen messen. Gleich im ersten oder ägyptischen Saal sind einige vortreffliche Proben der altägyptischen, so wie der nachahmenden römisch-ägyptischen Bildnerei aufgestellt, ein sperberköpfiger Theth Trismegistos, eine Isis, eine sitzende, mumienartige Figur mit dem Nameuring des Sesostris, mehrere sitzende Bildnißgruppen, Stelen und Votivtafeln an den Wänden eingelassen, ein Obelisk in der Mitte; aus hadrianischer Zeit der prachtvolle kolossale Antinous in Rosso antico, der im französischen Museum gestanden, ein Horus, mehrere Tempelwächter und Sphynxe, daneben auch indische Sculpturen, Abbildungen des Brahma und Buddha. In dem folgenden, dem sogenannten Incunabeln-Saal, ziehen die vortrefflichen etrurischen Bronzen, die, zum Theil einem Prachtwagen angehörig, bei Perugia gefunden wurden, den Blick auf sich, so wie neben mehreren Büsten eine ächt altgriechische Statue der Aphrodita von römischer Nachahmung, ein kolossaler Bachuspriester und eine schön gearbeitete Spes. Aus diesem Saale gelangt man in den der Aegineten, wo die beiden Giebelgruppen, so viel davon erhalten, auf zwei parallelen Stylobaten, die Fragmente auf Consolen und in Nischen an den Wänden aufgestellt sind. Hier entfaltet sich die lebendige Schönheit der griechischen Kunst; die durch offene Bögen verbundenen Säle gewähren bis zum Ende dieses Flügels den Ueberblick des Schönsten, was die griechische Bildnerei hervorgebracht; erstlich zunächst den Aegineten die barberinische Muse, jetzt Apollo genannt und als solcher restaurirt, die kolossale Büste der Minerva und die des Achilles, und eine ächte, nicht durch Restauration gewordene Ceresstatue, und die gabinische Diana; dann ein Bacchussaal, das Meisterwerk aller Zeiten, der barberinische Faun, die hohe und reizende Leukothea, der Silen mit dem Bachuskinde, der Faun mit dem Flecken, die beiden Exemplare des Periboetos, ein kolossaler Venuskopf, der merkwürdige Sarkophag mit dem Zuge des bärtigen Bachus und das vortreffliche Relief, die Hochzeit Neptuns und der Amphitrite vorstellend, aus dem Pallast Santa Croce. Endlich im Niobidensaal die beiden über alles Lob vortrefflichen Figuren des knieenden und sterbenden Sohnes der Niobe, die Nachbildung der knidischen Venus, der Knabe des Boethus und die Medusa Rondanini. Hierauf folgen die beiden Festsäle mit ihrer Vorhalle; um einen Ruhepunkt zu gewähren, ganz ohne antike Werke, dafür aber mit vortrefflichen Werken der lebenden Frescomalerei geschmückt. Aus der Fülle seines

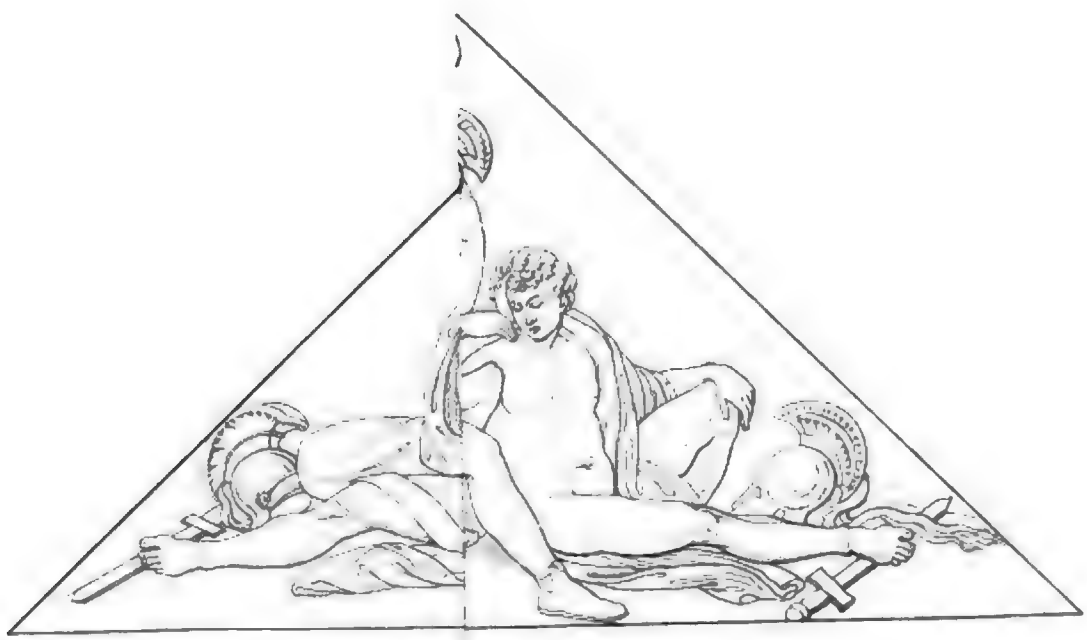
Digitized by Google

reichen Geiſtes hat Cornelius hier den Cyclus der Götter- und Heroenmythen geſchildert; in der Vorhalle von Prometheus anfangend, der den Menſchen bildet, und, an den Fels geſchmiedet, von Herkules erlöst wird, und Pandora, welche Mißgeſchick und Plagen unter die Menſchen ſtreut; dann im Götterſaal die Elemente, Jahres- und Tageszeiten und die drei Reiche der Kroniden, in den mannichfaltigſten Scenen und voll ſinnreicher poetiſcher und philoſophiſcher Beziehungen. In dieſem herrſcht die Ruhe der Götterwelt, die tiefe Symbolik und Allegorie ihrer Geſtalten, die Heiterkeit und phantaſtiſche Fülle ihres Lebens; dagegen im trojaniſchen Heldenſaal die blutigen Kämpfe, die mächtigen Leidenſchaften des Heroengeſchlechts, die Thaten der Achäer und das Ende von Ilion. Durch ſie gelangt man zu den Sälen, wo die römiſche Kunſt mit der letzten Blüthe der griechiſchen beginnt, ſich zu Reichthum und Ueppigkeit entfaltet und endlich mit ſchnellem Sinken untergeht. Aus dem Heroenſaal, wo der vortreffliche Sandalenbinder Jaſon, die Alexandersſtatue aus Rondanini, die Büſten des Themiſtokles, Perikles, Sokrates, Hippokrates, Demoſthenes, und koloſſale Statuen vergötterter Cäſaren ſtehen, öffnet ſich die prachtvolle Perſpektive in den eben ſo reich mit Bildwerken als mit Ornamenten geſchmückten Römerſaal, wo Prachtgefäße und Candelaber, Graburnen und eine Ara die Mitte einnehmen, koloſſale Statuen der Kaiſer, lebensgroße kaiſerlicher Frauen, gegen ſiebzig Büſten der ausgezeichnetſten Römer, bilderreiche Sarkophage und Reliefs, Leetiſternien und antike Säulen aus koſtbaren Marmorarten die Seitenwände ſchmücken. An dieſe ſchlieſſen ſich in der anſtoßenden Rotunde die farbigen Werke der ſpätern Römerzeit, ein Faun, ein Athlet, ein Flußgott aus ſchwarzem Marmor, eine fackeltragende Ceres aus ſchwarzem und weißem, Büſten aus Porphyr, Baſalt, Travertin und Erz, in der Mitte des Fußbodens ein antikes Moſaik und darauf ein bronzener Dreifuß. Dieſer Saal macht den Beſchluß der antiken Werke, und es reiht ſich an ihn der Saal der Neuern, an deſſen Gewölbe die vier Wiederherſteller der neuern Sculptur, Nicola Piſano, Michel Angelo, Ginnora und Thorwaldſen in Medaillons abgebildet ſind. Hier ſteht eine kleine Büſte des jungen Raphael in gebrannter Erde aus dem 16ten Jahrhundert, ein Chriſtuskind von Algardi, die Büſten Winckelmanns, Iffflands, Pfeffels, des Admirals Tromp, Napoleons, die Statuen der Venus und des Paris von Canova, die Sandalenbinderin von Schadow, ein Mohr mit dem Amor von Eberhardt, endlich die Büſte des Königs ſelbſt von Thorwaldſen, in der Zeit gefertigt, da Er als Kronprinz mit Anordnung und Ausſchmückung dieſes Gebäudes eifrigſt beſchäftigt war. In der hohen, einfach, aber würdig verzierten Vorhalle, die zum Portieus führt, hat er ſeinem Verdienſt, eine der ſchönſten Sammlungen entdeckter Kunſtwerke geſchaffen und in dieſem prachtvollen mit den erſten Werken der von ihm neuerweckten Frescomalerei gezierten Gebäude aufgeſtellt zu haben, die einfache Inſchrift geſetzt: Ludovicus I. Bavariæ Rex Veterum sculpturæ monumentis, quæ ipse undique congesserat, decore collocandis hoc museum condidit atque dicavit. Gegenüber die Inſchriften: Inchoatum MDCCCXVI. Perfectum MDCCCXXX. Auch der Architekt und der Maler, die dieſes Werk erfunden, geordnet und ausgeſchmückt haben, ſollten nach ſeinem königlichen Willen nicht vergeſſen werden; daher über den Seitenthüren die Inſchriften angebracht ſind: Regis jussu ædificio extruendo atque decorando præfuit Leo klinge Eques. — Regis jussu cameras picturis exornavit Petrus Cornelius Eques.

Die Anzahl der aufgeſtellten Bildwerke beträgt 327, wobei die Fragmente und Säulen nur in Maſſen *gezählt* ſind. Was die Aufſtellung betrifft, ſo herrſcht darin, da jeder Saal und alles zuſammen ein ſchönes Ganzes bilden ſollte, das Decorativ-Syſtem. Die ausgezeichneten Werke ſind meiſtens vorzüglich gut beleuchtet, wie die Aegineten, der barberiniſche Faun, die Leukothea, der kniende Niobide, der Jaſon; andere mußten, der ſymmetriſchen Aufſtellung zu Liebe, mit weniger günſtigem Licht ſich begnügen, wie dieß in allen Muſeen der Fall iſt, die nach architektoniſchem Prinzip und als archäologiſche Sammlungen, nicht bloß als Anſtalt für künſtleriſches Studium angelegt ſind. Das hohe Licht, welches durch die halbrunden Fenſter einfällt, iſt nur für diejenigen Werke ganz unvortheilhaft, die an der Wand unter denſelben aufgeſtellt werden mußten; auch das Kuppellicht in den beiden Eckſälen iſt durch die Stellung der Bildwerke an den Wänden nicht ſo ungünſtig, als es ſonſt für plaſtiſche Werke zu ſeyn pflegt. Am meiſten wird der Archäolog darüber unzufrieden ſeyn, daß einige kleinere Reliefs an hohen Stellen in die Wände eingelaſſen ſind. Was den Eindruck der plaſtiſchen Werke im Verhältniß zur Umgebung betrifft, ſo rechtfertigt ſich die Meinung der Architekten, daß eine kräftige Bebauung der Wände den weißen und farbigen Marmor und das dunkle Erz beſſer hervorhebt, als das indifferente Grau, welches man ſonſt dafür beliebt hat. Die ſchwarzen und rothen ägyptiſchen Statuen und die der ſpätern Römerzeit heben ſich vortrefflich auf einem gelben Grunde, der den Giallo antico nachahmt. Die Farben der übrigen Säle, den antiken Marmorarten: Rosso und Verde antico, Fior di persico u. ſ. w. nachgebildet, ſtechen zwar in einigen Sälen etwas ſcharf von einander ab, ſind aber im Ganzen für die Werke von weißem Marmor nicht minder günſtig. In der Decoration war es keine geringe Aufgabe, die der Architekt hier gelöst hat, den Styl der verſchiedenen Nationen und Zeitalter auch in den Ornamenten anzudeuten, denn er konnte nicht rein ägyptiſche, altgriechiſche, römiſche und

Digitized by Google





Digitized by Google

Digitized by Google

moderne Formen neben die der schönsten griechischen Zeit stellen, in deren Styl das Gebäude gehalten ist, sondern mußte die charakteristische Verschiedenheit nur in feineren Abstufungen zu bezeichnen suchen.

Von den zuletzt ausgeführten Werken der Frescomalerei in diesem Gebäude haben unsre Blätter schon früher Nachricht gegeben. Wir fügen hier die Umrisse von zwei kleineren Gemälden des trojanischen Saales bei, welche nach des Cornelius Erfindung von Schlotthauer und Zimmermann grau in grau auf vergoldetem Grunde gemalt sind. Beide gehören in den Cyclus der den trojanischen Krieg einleitenden Begebenheiten. Paris entführt die Helena auf einem Schiffe, das von Seedrachen gezogen und von Amorinen gelenkt wird; eine spielt die Leyer; aber an der Fackel des Hymen, der das Steuer führt, zünden die nacheilenden Furien die ihrigen an. Das zweite Bild stellt das Opfer der Iphigenia und zwar den Augenblick dar, wo Diana die von ihr beschützte Jungfrau in die Arme nimmt und dem opfernden Priester die Hirschkuh in die Hände giebt; der verhüllte Agamemnon, gegenüber der trauernde Achill, Menelaos und Patroklos umgeben die Scene. An den kolossalen Statuen, welche sowohl dem Giebelfeld, als den Nischen an der Aussenseite des Gebäudes einen würdigen und sinnvollen Schmuck gewähren sollen, wird fortwährend gearbeitet. Sie sind bekanntlich von dem verstorbenen Haller entworfen, nun aber, nicht ohne günstige Veränderungen, von Schwanthaler, Rietschel, Mayer, Bandel und Leeb unter Rauchs Aufsicht nochmals modellirt, und werden auch von denselben Künstlern in Marmor ausgeführt werden. Das Gebäude ist mit großer Liberalität jeden Morgen, mit Ausnahme des Sonnabends, fünfmal in der Woche gegen Eintrittskarten und einmal für jedermann geöffnet. Die Oberaufsicht ist Hrn. Central-Gallerie-Direktor von Dillis übertragen. Eine Beschreibung, als Wegweiser durch die Säle, wird in Kurzem erscheinen; über das Architektonische werden sich auswärtige Kunstfreunde bald aus den Abbildungen unterrichten können, welche Hr. v. Klenze von seinen Bauwerken veranstaltet und in einer Sammlung herausgeben wird. Wenn erst die reichen Sammlungen antiker Vasen, Musaiken und kleiner Bronzen, welche der König besitzt, aufgestellt seyn werden, so bleibt, da ausserdem im Antiquarium vieles Merkwürdige sich findet, die Säle der Akademie eine reiche Sammlung der schönsten Abgüsse enthalten und das Münzkabinet zu den bedeutendsten von Europa gehört, für das Studium der Archäologie an hiesigem Orte wenig zu wünschen übrig, und es hat sich nicht nur die Künstlerwelt, sondern auch das größere Publikum und ganz besonders die zahlreiche Jugend unsrer Universität von diesen reichen Mitteln die schönsten Früchte zu versprechen.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1829.

(Fortsetzung.)

Es herrscht viel Treue in den beiden angeführten Ansichten, und ein Localton von großer Wahrheit, und verschieden von dem, den wir allenthalben sehen. Die Linear- und Luftperspektive ist so, wie es sich für einen akademischen Professor sie zu beobachten geziemt. Das Ganze ist mit geschmackvoll gezeichneten Figürchen ausgestattet. Man glaubte Copien nach Canaletto, von einer geschickten Hand gemacht, zu sehen, wären diese Figuren nicht mit größerem Fleiße ausgeführt, als die des alten Meisters.

Wir hätten Hrn. Pompeo Calvi, einen jungen Nachahmer Migliara's, nicht von diesem und den zwei Concurrenten Dell' Acqua und Moja trennen sollen, die von uns sehr ungeeignet Zöglinge des Erstern genannt wurden. Es giebt, streng genommen, keine besondere Schule der Malerei zu Mailand, wohl aber eine gute Schule der Perspektive, die eher den Zweck hat, Maler für das Theater und die Dekorationen, als für die Staffelei zu bilden; und diese Schule hat einige Individuen hervorgebracht, die sich die Bilder Migliara's, des Ersten in Italien, welcher die großen flamändischen Meister nachahmte, zu Wegweisern, die Natur aber zu ihrem Meister nahmen und sich emporgeschwungen haben, ohne von dem Rathe des geschickten Meisters unterstützt worden zu seyn. Wir wissen auch, daß die Professoren, welche die Historie behandeln, keinen Kreis von Zöglingen um sich versammeln; um einen solchen Verein junger Leute zu finden, geliebt von einem Meister, der sich ihre Fortschritte angelegen seyn läßt, muß man die Schule des Kupferstichs sehen, die Longhi schuf und leitete.... Doch kehren wir zu unserm Maler zurück. Seine Ansicht eines Theiles der alten Ambrosiuskirche, wo das Licht gut vertheilt und das Helldunkel mit Kenntniß beobachtet und ausgeführt ist, hat bewiesen, daß man ohne den Schwärzetopf die verschiednen Gründe eines Bildes hervortreten lassen kann.

Die Klöster sind eine perspektivische Aufgabe, die in tausend Gestalten bei den Künstlern dieser Gattung wiederkehrt. Hier sind wieder deren zwei, mit Religiosen in schwarzem Habit; lange Säulengänge, lebhafte Sonnenstrahlen und, als wenn dieß unumgänglich nothwendig wäre, denn man sieht es bei allen, im Vordergrunde eine große Masse Schatten, wo sich immer einer oder zwei Mönche befinden, die man kaum unterscheiden kann, obgleich die Lebhaftigkeit des Lichtes, das fünf bis sechs Fuß weiter hinten von den Mauern und dem weißen oder graulichten Pflaster zurückstrahlt, diesen Theil des Vordergrundes erleuchten müßte.

Eine kleine Ansicht des St. Fidelisplatzes zu Mailand, den man ohne das Haus des öffentlichen Schatzes und der von Pollegrini gebauten Douane schwer erkennen

Digitized by Google

würde. Dieſes kleine Gebäude ſo ſchattig, ſchwarz, ſo hoch und ſchmal, ſtellt nicht die ſchöne (noch unvollendete) Façade der St. Fedeliskirche dar. Hr. Calvi hat dieſe Zeichnung nicht nach der Natur gemacht, ja er hat ſie nicht einmal nach den Regeln der Perſpektive ſtudiert.... Gelegenheitlich ſey es allen Künſtlern geſagt, welche die Perſpektive nicht verſtehen, oder die ſie vernachläßigen, daß kein Mangel an guten Lehrbüchern iſt, denn wir beſitzen ein Verzeichniß von 132 Abhandlungen über dieſe Wiſſenſchaft in lateiniſcher, franzöſ., ital., deutſcher, engliſcher Sprache, und hoffen von einem Freunde auch die Namen der ſpaniſchen Schriftſteller. Es gibt keine Entſchuldigung, wenn es ſo viele Meiſter gibt; auch wir ſind im Begriffe, eine Abhandlung in ſechs Lektionen in italieniſcher und franzöſiſcher Sprache dieſer Zahl beizufügen. Sie enthält eine allgemeine Methode, und ein ſehr einfaches Mittel, in den Zeichnungen die Gegenſtände, die ſich in Gläſern abſpiegeln, wiederzugeben, nebſt einer kurzen Einleitung in die Kunſt der Perſpektive.

Landſchaften.

Erſt ſeit wenig Jahren hat ſich in Mailand der Geſchmack für Landſchaft-Malerei geltend gemacht, denn vor zwanzig Jahren ſahen wir kein Bild dieſes Genre in den Ausſtellungen. Die Schuld liegt nicht in der Natur, denn alle Umgebungen dieſer Stadt bieten Gelegenheit zu ſchönen Studien dar, und ſchon fängt man an dieſe reiche Aerndte mit mehr oder minderem Erfolge einzuſammeln. Unſere Leſer werden ſich erinnern, daß wir nach Hrn. Gozzi ſeit drei bis vier Jahren ihnen keinen mehr anzuführen hatten, als Hrn. Viſi; jetzt ſehen wir mit jedem Jahre einen neuen Concurrenten auftreten.

In den Werken des Hrn. Marco Gozzi wird man immer einen ausgezeichneten Meiſter erkennen, der mit ſeinen Nachfolgern nicht in Vergleich zu bringen iſt. Wir ſahen drei Bilder von ihm, in denen Luft und Fernen licht und duftig ſind, die Gegenſtände bis in die tiefſten Schatten ſichtbar bleiben und ihre Localfarbe bewahren; die Gewäſſer ſind klar, oder ſchäumend, und die Lichtpartien haben etwas Poetiſches, denn ſie richten unſere Blicke immer auf diejenigen Punkte, welche die Hauptgegenſtände der Bilder ſind. Man wirft ihm jedoch vor, daß er ſeine Baum-Maſſen in den Vordergründen ein wenig ſchwerfällig behandelt, was überraſcht, wenn man ſieht, mit welcher Leichtigkeit die Bäume in den Ebenen und auf den Bergen entworfen ſind.

Alles dieſes hat man in einer Anſicht von Lecco, deſſen See mit dem von Como zuſammenhängt, bewundern können. Dieſes Bild ward von dem Gouvernement gekauft.

Zwei andere ſind von der Erfindung des Künſtlers.

Man darf ſich nicht wundern, daß derjenige, welcher nur ſeiner Neigung lebt, ſich gänzlich und mit der vollkommenſten Geiſtesruhe Arbeiten überläßt, an denen er Gefallen findet, ohne ſich um ſein äußeres Glück bekümmern zu müſſen, daß ein ſolcher ſchnelle Fortſchritte macht und diejenigen übertrifft, die mit ihrem Talente einen zu ihrem Lebensunterhalte nothwendigen Handel treiben.

Dieß beſtätigt ſich an den Bildern des Grafen Nava (der dieſes Jahr nichts ausgeſtellt hat) und an denen des Grafen Renaud de Belgiojoſo, welcher zum erſten Male etwas ausgeſtellt hat, nämlich eine Anſicht der Brücke von Lecco und eine Anſicht der Adda mit den Mühlen von Paderno. Die Bäume, beſonders die im Vorgrunde, zeichnen ſich durch einen ſchönen Baumſchlag aus, der Wahrheit, Mannichfaltigkeit und Leichtigkeit vereinigt. Er hat die große Klippe glücklich beſiegt, an der die andern ſcheitern.

Das Waſſer eines reißenden Fluſſes in dem zweiten Bilde iſt ein ausgezeichnetes Studium. Es geſchieht alſo nicht aus Schmeichelei, daß wir dieſen Dilettanten gleich nach Hrn. Gozzi aufführen, denn wir werden nicht ſo nachſichtig ſeyn, denſelben Rang einem andern Liebhaber zuzugeſtehen.

Hr. Auguſt Eckerlin affektirt in drei Landſchaften ſeine Bäume auf allen Gründen ohne Unterſchied in einer ihm eigenthümlichen Art zu malen. Ein Journaliſt ſagte: es ſind harte Pflanzen, die aus lakirtem Blech gemacht zu ſeyn ſcheinen. Wir vergleichen ſeinen Baumſchlag mit runden Geranienblättern. Seine Lüfte und Fernen entſchädigen manchmal für dieſen Fehler, und man findet, daß er die kahlen und dürren Felſen nach der Natur darſtellt.

Landſchaftmaler ſollte man nie nach beſtellten Bildern beurtheilen, denn oft iſt es dem Künſtler nicht vergönnt, den Geſichtspunkt zu wählen, der ihm ſchöne Lichtpartien und angenehme Gruppirung verſchaffte. Die lachende Ausſicht aus einem Fenſter ſeines Salons oder Cabinets entzückt den Beſitzer; er will das Bild davon in ſeinem Stadthauſe haben, und der Maler findet nichts als eine große Fläche, weite Felder, ſymmetriſche Anpflanzungen, und einige zerſtreute Häuschen auf einem einförmigen Horizonte. Was kann er aus allem dem machen? Er hat keine Hülfsquellen für ſeine Kunſt, als einen ſchönen Himmel, der von leicht dahinſchwebenden Wolken durchſchnitten iſt und den die untergehende Sonne vergoldet, denn ſo ungeſchickt wird er nicht ſeyn, den Mittag zu wählen. Er wird ſehr glücklich ſeyn, wenn der Bezahlende nicht darüber ungehalten iſt, daß er in einer Ecke des Gemäldes eine Gruppe großer Bäume, zur Unterbrechung der geraden Linien, findet, obgleich er auf ſeinem Gute an dieſer Stelle nie welche geſehen hat. Seyen wir dabei ſehr nachſichtig bei der Prüfung der Anſicht des Landhauſes der Hrn. Gargantini, von Hrn. Ludw. Villeneuve gemalt.

(Die Fortſetzung folgt.)

(Beilage: Ein Steindruck.)

Digitized by Google

№. 87.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 2. November 1830.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1829.

(Fortsetzung.)

Die Natur ist ihm bei seiner Ansicht von Erba besser zu Statten gekommen, obgleich er es von dem Hause des Hrn. Molinari aus hat aufnehmen müssen; denn für Erba hätte der Landschaftsmaler eine anziehendere, an abwechselnden und malerisch gruppirten Gegenständen reichere Lage finden können. Hr. Lose hat daselbst Ansichten gefunden, die mit denen der Schweiz wetteifern. Warum stellt man Bilder aus, die so wenig Interesse haben? Um den zu befriedigen, der die Zechinen daneben gelegt hat. Man sieht jedoch, daß Hr. Villeneuve seit vorigem Jahre gewonnen hat; seine Manier ist angenehmer geworden, so wie in dem dritten componirten Bilde, das sehr gute Partien, Wahrheit und eine Ausführung hat, wie sie ein Kabinetsstück erfordert. Nur sollte es ihm noch gelingen, seinen Bäumen mehr Leichtigkeit zu geben und Licht hineinzubringen, denn das grüne Laubwerk auf einem schwarzen Grunde lasse man den Decorationsmalern. Dieß sollte sich auch Hr. Marstrani gesagt seyn lassen, dessen grossen Baumbüscheln die natürliche Anmuth fehlt. Dieses Jahr finden wir seine vier Bilder schwächer, als die der früheren Jahre.

Diese Bilder ziehen einigen Vortheil aus der Nachbarschaft des Hrn. Henry Iwining, eines Engländers, seine Ansicht eines See's gleicht zu sehr den Porzellän-Malereien, trocken, kalt, manierirt; es ist Schade, denn seine kleinen Figuren sind geistvoll gezeichnet.

Herr Dell' Acqua gefällt sich noch immer mit dem Gestirne der Verliebten, ob er jedoch den Reflex des Mondes auf den Wogen des Meeres in einem kleinen Bilde von gutem Effekte nach der Natur studiert habe, möchte ich bezweifeln.

Das kleine Bild, worin er eine schneebedeckte Landschaft darstellen wollte, haben wir nicht kalt genug gefunden. Sehr dünne weiße Streifen auf allen hervorragenden Körpern reichen nicht aus, um in uns das Gefühl winterlicher Kälte zu erregen.

Ein Bild des Hrn. Friedrich Moja, welches wir vor Augen haben, hält die Kritik besser aus, obgleich es zu seinen ersten Versuchen gehört. Er hat die großen Bäume so kunstvoll behandelt, daß man sieht, er befolgt nicht ohne Vortheil die Manier, die ihn die Werke der großen Meister gelehrt haben. Fährt er so fort und nimmt nur die Natur zur Lehrerin, so wird er bald über seine Genossen sich erheben.

Porträte.

Wie viele Maler Porträte malen, sieht man in diesen Sälen. Man möchte glauben, die Modelle schickten ihre Bildnisse, denn die Maler würden sehr viel Eigenliebe verrathen, wenn sie selbst dieselben aufgestellt hätten. Dieß gilt wenigstens von den HH. Sigismund Nappi Karl Arienti, Caesar Poggi, Johann Trivioli, Banki, L. Sartini, Pock und Berti.

Man muß das Lebensgefühl, den Ausdruck des Charakters der nachgebildeten Person mit großer Korrektheit der Zeichnung, mit einem leichten, beweglichen und markigen Pinsel verbinden; zu einem lebendigen Kolorite muß sich die vollendetste Aehnlichkeit gesellen. Dieß macht die Porträte Vandyck's, Tizian's, Raphael's, des Franzosen Rigault so schätzbar. Dasselbe findet sich in den Porträten des Hrn. Hayez; man bewundert an ihnen die Frische des Teints, die glücklichen Reflexe, Schatten, in denen das Blut nicht aufhört zu circuliren. Die Fleischfarbe einer Blondine gleicht nicht der einer Brünette. Man möchte diese Haare anfühlen, die man mit jedem Luftzuge, der durch die Säle streicht, emporgehoben glaubt. Das Porträt einer hübschen, in weiß- und blaugestreifter Seide gekleideten Frau, mit einer Boa von graubraunem Pelz um den Hals, ist nicht genug zu bewundern. Einige dieser Köpfe werden, wie wiederholen es, gewiß in öffentlichen Museen zur Zierde gereichen.

Achtzehn Bilder, halbe Figuren in Lebensgröße, von Hrn. Joseph Molteni, verkünden zugleich dessen kräftiges Talent und die gerechte Anerkennung, die er sich im Publikum erworben hat. Einige seiner Porträte bringen eine Art Täuschung hervor; man vergißt die Leinwand. — „Das ist sie," „das ist er," heißt es, und der zweite Ausruf ist: „Ah, wie gut sind sie gemalt!" In der schönen Physionomie der berühmten Pasta, als Nina, liegt

ein Irrseyn, das uns in dieser Rolle zur Bewunderung hingerissen hat. Wer diesen Ausdruck mit der wahrsten Aehnlichkeit vereinigen konnte, ist gewiß im Stande, die Seele zu malen, wenn er die Züge entwirft. Madame Pasta (deren sich die Stadt Como als ihr Geburtsort rühmt) ist, auf dem Rasen sitzend, in einem Kniestück dargestellt. Sie ist mit einem weiß seidenen Kleid angethan, über das ein Ueberkleid von weißem Gaze nachläßig geworfen ist, in der einen Hand hält sie einen Blumenstrauß. Der Hintergrund des Bildes stellt einen von hohen Bergen begränzten See dar. Alles ist trefflich behandelt und sorgfältig ausgeführt.

Die andere schöne Frau in weißem Linenkleide, die inmitten von Felsen, welche das Bild schließen, auf einer goldenen Leyer spielt, zeigt uns die Züge einer Sängerin, welche Mailand entzückt, indem sie den ihr vorausgegangenen Ruf bestätigt: es ist Madame Stephanie Favelli. Wie sind die Arme gut bewegt, die Hände wie reizend! Man sieht diese zarten Rosenfinger sich auf den Saiten bewegen. So muß man eine Muse malen. Der Künstler scheint, wenn er Virtuosen malt, in seiner Auffassung ungezwungener, als bei Leuten der schönen Welt.

Prächtige Stoffe, reiches Pelzwerk, Schmuck, Stickereien, schöne Fußteppiche, eine goldene Harfe findet man in dem lebensgroßen Porträt der Gräfin Poldi, die in ihrem prachtvollen Zimmer zeichnet; aber ihre Stellung ist unangenehm geziert; ihr neumodischer Haarputz macht sie lächerlich, kurz, die Dame hat ihren schönen Kleidern ganz die Grazie aufgeopfert.

Daß dieß nicht die Schuld des Malers ist, zeigen die Bildnisse eines jungen Mannes, eines französischen Generals und der Maler Gozzi und Migliara; die Beleuchtung, die er für den Letztern angenommen hat, gibt ihm einen seiner Eigenthümlichkeit zusagenden Charakter; dieß Bild wäre eine dankbare Aufgabe für einen geschickten Kupferstecher; oft ist der Grabstichel in vieler Hinsicht schlechter angewendet worden. Man sagt, Hr. Molteni habe sich früher nur mit Restauriren von Gemälden beschäftiget; nun kann er sagen: Anch' io son pittore. Wenn alle seine Männerköpfe sich durch vortreffliches Kolorit auszeichnen, versündigt er sich an seinen Frauenköpfen ein wenig durch graue Töne, die besonders in den Porträten der Pasta und der Favelli bemerklich sind und dem Fleische die Lebensfrische benehmen.

Diesen zunächst sieht man mit Vergnügen ein männliches Brustbild von Hrn. Vitalis Sala gemalt. Man wünschte mehr Durchsichtigkeit in seinen Schatten.

Von Hrn. Palagi erschien nur ein Porträt, eine alte Frau mit violettem Sammtkleide in einem großen Armstuhle von Acajouholze. Man kann sich in jedem Alter der Welt zeigen, wenn man einen liebenswürdigen und gebildeten Geist mitbringt, aber ein Porträt, das nichts sagt, erregt Lachen, wenn nur Spuren der Zeit und keine Spuren der Schönheit auf seinem Gesichte ausgedrückt sind. Nicht alle Frauen haben das Glück, wie die berühmte Ninon de Lenclos, im Alter von mehr als sechzig Jahren eine an Wahnsinn gränzende Leidenschaft einzuflößen, die mit Selbstmord endet. Dieß ist hier keineswegs der Fall: die nichtsbedeutende Attitüde, die nichts weiter sagt, als: „Seht mich an," kann nur den kleinen Enkeln gefallen, denen die gute Mama ein Andenken hinterlassen will, damit ihre Nachkommenschaft sich ihrer besser erinnere. Der Maler hätte jedoch den altersschwachen Gliedern mehr Geschmeidigkeit geben, die Steifheit dieser zwei beinahe ganz gleichlaufenden Beine, die mit dem Lineal gezeichnet scheinen, vermeiden sollen. Uebrigens ist der Kopf gemalt, wie ihn Hr. Palagi zu malen versteht, mit Gefühl und Zartheit, aber das Publikum wendet sich lieber zu den Hayez und Moltenis.

Miniaturen.

Wer versuchte sich nicht in der Miniatur-Malerei? Erstlich gewinnt ein Maler leicht damit Geld, dann begünstigt der Gebrauch des Schnupftabackes dieses Talent. Man halte diese Idee nicht für paradox. Mancher dächte nicht daran, das Porträt seiner Frau von Hayez oder Molteni gemalt in seinem Zimmer aufzuhängen, aber auf der Reise oder auf dem Lande zeigt er gern ein hübsches Miniaturgemälde auf seiner Dose. — „Ein sehr schönes Bild." — „Es ist meine Frau," erwiedert er, indem er seine goldne oder schildplattne Dose auf den Tisch vor euch hinschiebt. Unsere Fürsten und Fürstinnen, haben sie nicht Duzende in ihren Equipagen, wenn sie reisen?

Im Allgemeinen sind es lilien- und rosafarbne Teints, große Augen, die nicht zusammengehören, ein zum Lächeln verzogner Mund, ein Hals, der nicht auf der rechten Stelle ist, zwei ziemlich schlechte Arme, denn die Zeichnung ist nicht das Verdienst der meisten Miniaturmaler von Profession oder Dilettanten; das Beste, was sie machen, sind Copien nach großen Oelgemälden. Wir können also die 26 Porträte in Medaillons, gemalt von den HH. Marta aus Neapel, Day, einem Engländer, Verga, Alessandria, Joris und Agazzi nur als Schilde betrachten, welche sagen: „Hieher, hier malt man sehr schnell und ähnlich." Der Schild des Hrn. Marta ist nicht übel.

Man muß jedoch eine in Hinsicht der Ausführung sehr graziöse Manier des Hrn. Day auszeichnen. Warum studiert er nicht die Arme, warum verunstaltet er damit so hübsche Köpfe?

Was für die einen eine Handelssache ist, ist für die Frauen eine herrliche Beschäftigung, unter denen zu Mailand Madame Romanini und Mlle. Camilla Guiscardi glänzen.

Zwei Schülerinnen, Mlles. Cleopha Silvestri und Camilla Weltzecker, versprechen, in einem anderen

Digitized by Google

Jahr Lob zu verdienen; denn dieses Mal können wir ihnen nur Ermunterung geben.

Aber in unserm an großen Malern so fruchtbaren Vaterlande mußte man einen Nordländer bewundern, der ein Miniatur-Bild von einem Fuß Höhe ausstellte. Es erwarb sich die Aufmerksamkeit des Publikums und die Lobsprüche der Kenner, die in ihrer Bewunderung ausschrieen: „Das heißt malen!“

Hr. Karl Brülloff, ein Russe, hat das Porträt einer seiner schönen Landsmännimen gemacht und sie dargestellt, wie sie aus dem St. Markusplatze zu Venedig tritt, und im Begriffe ist, eine Barke zu besteigen, um einen Ausflug in die Lagunen zu machen. Man hat gesagt, denn wir kennen das Original nicht, daß der Maler nur einen Theil ihrer Anmuth habe ausdrücken können; es scheint uns, daß er den Kopf nicht so klein hätte machen sollen. Die ganze Figur ist gut gezeichnet, die Bewegung durch die Stellung des hübschen Fußes angezeigt; man sieht, daß sie mit Leichtigkeit in die Barke springt. Sie ist nach der Mode, aber mit Geschmack gekleidet; ein schottischer Shawl mit schwarzen sich kreuzenden Streifen, der sehr malerisch in ihre Taille gelegt ist, bildet unter der einen Hand, die ihn hält, gut gelungene Falten. Der Führer der Barke, ein wahrer Schiffer, ist in fester breiter Manier entworfen, die mit der eleganten Frau contrastirt. Alle Draperien sind in Wasserfarben. Der mit den schönen Gebäuden dieses Platzes und vielen kleinen Figuren geschmückte Hintergrund ist von guter Wirkung. Der Maler hat, um den Kopf der Frau herauszuheben, ihm zum Hintergrunde eine große Wolke gegeben, die einen tüchtigen Regen befürchten läßt. Diß Gemälde ist ein historisches, und wenn zu St. Petersburg oder Moskau so in Miniatur gemalt wird, wollen wir eiligst die Meister hieher berufen, die Hrn. Brulloff gebildet haben.

Zeichnungen.

Wir müssen schneller über diese Produktionen hinweggehen, da sie von unbedeutenderem Werthe als die Gemälde sind.

Hr. Karl Corte hat bewiesen, was der Zeichner Liebliches mit dem schwarzen Stifte hervorbringen kann. Seine reizende Zeichnung ist nach einer einfachen Skizze des Ritters Longhi gemacht, die Calypso in den Armen Jupiters vorstellend. Amor breitet hinter ihnen einen großen Schleier aus.

Vier Porträte mit Pastellfarben im Kleinen gezeichnet, von Hrn. Alessandria, könnten uns verleiten, ihm zu rathen, seine Elfenbein-Palette zu verlassen, weil er mit den Stiften so glücklich ist.

Obgleich sehr ähnlich und mit Kühnheit ausgeführt, scheinen uns doch die vier Porträte in Roth- und Schwarz-Stiften von dem Kupferstecher Vist nicht für eine Ausstellung geeignet. Es ist gar nichts ausserordentliches, daß ein geschickter Kupferstecher gut zeichne, aber diese schroffe und durch dicke Schraffirungen auffallende Manier kann nicht jedem Auge, noch jedem Geschmacke zusagen.

Man ist überrascht, die saubere und glänzende Arbeit des Grabstichels und der kalten Nadel in den zwei mit der Feder gezeichneten Köpfen des Hrn. Caronni bis zur Vollendung nachgeahmt zu sehen; aber das Talent des Kupferstechers besteht darin, auf seinem Kupfer mehr oder minder starke Schraffirungen zu führen; es ist ihm daher weit leichter, mit der Feder diese größte Schwierigkeit seiner Kunst nachzuahmen, und Hr. Caronni ist Kupferstecher.

Das Verdienst, mit der Pariser-Kreide den schönen Effekt und den Ausdruck der Farbe eines Oelgemäldes von großem Umfange wiederzugeben, hat man mit vollem Rechte in einer Copie anerkannt, welche Hr. Vincent Raggio nach einem Bilde Appiani's in verjüngtem Maaßstabe gemacht hat. Die Zeichnung wird auf Kosten der Brüder Bettalli in Kupfer gestochen.

An den nun folgenden Tuschzeichnungen haben wir keinen andern Fehler gefunden, als daß sie in den Vordergründen ein wenig zu schwarz sind. Die Perspektiv-Zeichner sollten überzeugt seyn, daß ihre Linien allein die Gegenstände unserm Auge näher oder ferner rücken, und daß es deßhalb unnöthig ist, die Schatten oder Farben zu übertreiben.

Die Façade und eine Seiten-Ansicht der Karthause zu Pavia, eines durch die Menge und den Reichthum der Statuen und Basreliefs schätzbaren Monumentes, im Jahre 1396 von jenem Johann Galeazzo erbaut, der seinen Oheim Barnabo gefangen nehmen ließ. Zwei Aquarell-Zeichnungen von Hrn. Ambrosius Fumagalli, die Talent verrathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Graviren auf Stein mit Brillantspitzen.

Die Zehn Gebote, lithogr. von B. Donndorf. Berlin bei dem Vf. und in der Sachse'schen Lithographie.

Ein junger Lithograph zu Berlin, H. Bernhard Donndorf, ist vor einiger Zeit auf den Gedanken gekommen, mit Brillantspitzen in Stein zu graviren und hatte nach wenigen Versuchen den besten Erfolg. Bekanntlich gravirten längst die Kupferstecher mit Brillant die graden Luftlinien der Landschaften. Die Lithographen dagegen gebrauchten beim Graviren Stahlnadeln, die, wenn nicht vollkommen gut gehärtet, entweder zu weich oder zu hart und spröde sind. Der Stein, welcher zum Lithographiren dient, ist ein Kalkschiefer, worin oft harte Adern, Quarzstückchen u. a. Bestandtheile, durch welche die Nadelspitze leicht brach; dasselbe geschah, wenn die Nadel auf einem nicht gut geschliffenen Steine in ein kleines Loch gerieth. Schleift man nun die Nadel von Neuem, so wird die

erste Linie, die man damit zieht, nie der zuletzt gemachten gleichen, und es wird fast unmöglich, bei Plänen, Grundrissen u. dgl. ein Feld mit völlig gleichartigen Linien zu überziehen. Die Mühe des öfteren Schleifens und alle anderen Unannehmlichkeiten werden endlich durch die in Stahl gefaßten Brillantspitzen beseitigt, und das bisher beschwerliche Graviren wird mit Hülfe des neuen Verfahrens mit besserem Erfolge angewendet werden können.

Zur größeren Deutlichkeit geben wir eine Beschreibung des Instrumentes, welches H. Bernhard Donndorf zum Graviren gebraucht. Der Stahl, welcher die Brillantspitze hält, hat die doppelte Stärke einer gewöhnlichen Stricknadel, wird vorne nach der Spitze zu allmählig dünner und ist ungefähr fünf Zoll lang. Dieser Stahl ist wie ein Bleistift in Holz gefaßt, und um das Ganze recht fest zu machen, ist an den Stahl ein Stück Messing (rund und hohl) gelöthet, worin das viereckig geschnittene Holz läuft. Viereckig ist das Holz aus folgendem Grunde. Da man den Brillant nicht rund und spitz schleifen kann wie eine Nadel, die man beim Schleifen beständig dreht, sondern nur prismaförmig, so sind die vier Seiten des Holzes mit A, B, C, D bezeichnet, und man weiß nun, auf welchen Buchstaben man den Zeigefinger legen muß, um Linien zu ziehn, und auf welchen Buchstaben, um aus freier Hand zu arbeiten. Linien zieht man nach der Seite hin, aus freier Hand arbeitet man meist gegen den Körper zu.

H. Donndorf ließ außerdem eine Brillantspitze in einen Zirkel fassen, und zwar so, daß die Schneiden nach den Seiten gehen: damit machte er calligraphische Arbeiten. Die Züge und Zirkelschläge erhalten dadurch so schöne runde Formen, werden so scharf und fein, wie es aus freier Hand durchaus unmöglich ist. Vorzüglich ist auch der Brillant zu Grabsticheln zu gebrauchen.

Mit Brillant kann man in Glas, Gold, Stahl graviren, wie viel mehr in Kalkschiefer; die Spitzen sind unverwüstlich; dieser Gedanke führte Hrn. D. zu dem Vorhaben, das erwähnte Verfahren zu versuchen. Er fand einen Brillantschleifer, der weit vor dem Oranienburger Thorz zu Berlin in einem Keller wohnt, demungeachtet aber seines Gleichen in der Welt sucht. Der erste Versuch, mit dem Brillante feine Linien zu ziehen, fiel nicht gut aus, erregte aber die Aufmerksamkeit Sennefelder's, und dieser Grund war natürlich mehr als hinreichend, Hrn. D. zu neuen Versuchen zu bewegen. Besser gelangen schon die mit dem neuen Verfahren ausgeführten sechs Kirchen in einem von Sachse in Berlin herauszugebenden Werke, „Sammlung gothischer Kirchen in Deutschland."

Ueber Erwarten endlich fielen die seitdem von Hrn. D. gezeichneten Zehngebote aus, das größte Blatt, das bis jetzt in dieser Art erschienen. „Die zehn Gebote Gottes." Das Wort Gottes ruht auf einem Grunde von Symbolen der Gottheit; in der Mitte befindet sich die Krone (Zeichen der Allmacht), unter welcher sich Schwert und Scepter kreuzen; zwei liebliche Engel tragen den Erdball und die Himmelskugel hinzu. Ueber der Krone das Auge (Allwissenheit) von Sternen umgeben, zu beiden Seiten hängt an dem das Ganze durchschneidenden Stabe die Wage (Allgerechtigkeit); in den Schalen zwei sich kreuzende Schwerter; Füllhörner (Allgüte), Schlangen (Ewigkeit), an denen starke Fittige (Unendlichkeit), Sterne (Heiligkeit); schwebende Engel umwinden das Ganze mit Blumenkränzen. Ueber dem Worte Gottes werden die Gesetztafeln von zwei Cherubim gehalten; auf den Tafeln die Anfangswörter der Zehngebote in hebräischer Sprache: „Ich bin der Herr dein Gott." Die Blumenkränze, welche die Wörter Herr und Gott umgeben, werden von vier Engeln an den oberen Stab befestigt. Diese Kränze bilden einen Vorhang, welcher die Zeichnung der Götzenbilder von Herr und Gott absondert. Die Götzenbilder stellen den olympischen Jupiter, das goldene Kalb und Kneph vor. Kneph, Schöpfer des Weltgebäudes, erscheint als Greis, mit Hörnern gekrönt, in der einen Hand eine Kugel, in der andern ein achtsaitiges Instrument (Himmelsordnungen). Vor ihm die vier Elemente: Ur oder Vulcan, Bel oder Jupiter, Melech oder Saturn, Derceto oder Juno (Vgl. Denkbilder der alten Völker von Romeyn de Hooghe, Amsterdam 1714). „Du sollst den Feiertag heiligen". Zwei Tempel hierbei; ein mosaischer (von Raphaels Vermählung) und ein christlicher deuten auf die Entstehung und den Fortgang des Gesetzes. Weiter unten stellt eine Zeichnung den Augenblick dar, in dem Gott vom Sinai dem versammelten Volke das Gesetz offenbart; um den Gipfel des Bergs eine schwarze Wolke mit leuchtenden Blitzen; an der Spitze des Volks Mosch, hinter ihm Josua und Aelteste des Volks; im Hintergrunde das Lager der Israeliten. Die Kustlinien dieser Zeichnung sind eben so gleichartig als bei Kupferstichen. Das Blatt kostet zu Berlin bei dem Vf. drei preuß. Thaler.

Ein Hauptvortheil des neuen Verfahrens ist, daß hinfort auch preußische u. a. Steine zum guten Lithographiren gebraucht werden können. Auf preußischen Steinen macht der Vf. gegenwärtig einen Versuch, welcher zu gelingen scheint. Die bayrischen Steine werden wohl den ersten Rang behaupten; aber andere Länder werden die Konkurrenz bestehen können. In Ostindien namentlich wird ein Stein gebrochen, der dem bayrischen nicht sehr nachstehen soll; er wurde aber selten benutzt. Bekanntlich hat die Entdeckung Sennefelders wesentlich zur Blüthe der Manufakturen beigetragen; das neue Verfahren kann zu dieser Blüthe noch Einiges beitragen; zunächst aber ist sein Zweck das Fortschreiten der Kunst.

Digitized by Google

N°. 88.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 4. November 1830.

Die Kunst.

Aus Schuberts Geschichte der Seele. *)

Die Geschichte der Kunst erscheint dem Forscher der menschlichen Dinge und des rastlosen Mühens und Drängens der Menschen gleich einem hehren Gebäude, welches in schweigender Majestät, abgeschlossen und fern stehet von dem Lärmen der Gassen. Es bekräftiget sich an dem lebendigen Odem, welcher aus diesen Hallen wehet, der Geist des Menschen, ehe er am Morgen hinein in den Kampf des Lebens tauchet: hier beut ihm selber der Mittag eine erquickende Kühle und am Abend ruhet das ernster blickende Auge gerne noch an dem bedeutungsvollen Baue.

Wie in der Menschentage Anfang, wie zu den Zeiten der Schöpfung, am Angelpunkte des Sternenhimmels (so lehret die berechnende Astronomie) **) das Bild der Leyer gestanden, andeutend jene alte, Orpheische Leyer, deren Tönen dem ruhenden Chaos Bewegung geboten und Ordnung; so stehet am Gipfel jenes Gebäudes die Leyer; denn es ward die hehre Kunst zugleich mit dem Menschen selber in dem lyrischen Weltenalter geboren, und es sind die Töne einer Lyra im Innern des Menschen, welche, getroffen durch den bewegenden Strahl von oben, das Gemäuer harmonisch zum Tempelgebäu geordnet. Acht sind der Säulen, welche die Hallen tragen; acht sind der Künste, durch welche der Mensch die umgebende Welt und den eigenen Leib zu einem Tempel des anfänglich schaffenden Geistes und der ewigen Schönheit gestaltet. Denn durch vier von ihnen: Die Kunst des Bauens und Bildens, die Kunst des Malens und der Musik weihet derselbe die Körper der äußeren Natur zum Dienst des höheren, geistigen Lebens; viere aber: Der Gesang und die lebendig beschreibende Rede, die harmonische Haltung und die bekräftigende Bewegung der Glieder lassen auf den eigenen Leib das belebende Licht von innen fallen, durch welches das sichtbare Wesen des Menschen, wie seine Erde zum Bild und Abglanz einer Herrlichkeit werden, welche ohne Anfang gewesen.

Wohlan denn, o Jüngling, es öffnen sich uns die Pforten, weile mit mir, so dir anders der treumeinende Wille gefällt, welcher gerne mittheilt, was er vermag, auf einige Augenblicke in den Hallen der Geschichte der Kunst. Es verzeichnete diese, schon hier am Eingange, theure Namenszüge *). Denn dieser Theil der Geschichte nennet nur Namen der Völker und Menschen, welche den Ton der Lyra im Geist des Menschen verstanden und seinem Bewegen gefolgt.

Es gehet unser Weg zuerst gen Westen. Hier sind die Denksäulen und Fußtritte einer Kunst, deren Sinn und Walten nur noch das dämmernde Licht eines sinkenden Tages bescheinet. Du kennst jenes Volk des Alterthumes, welches im beengten Thale, dem Fluß entlang, gewohnet, im Thale, zu dem sich im Westen die Todtenstille der Wüste, nach Osten ein ödes Gebirge und der Saum des Meeres gesellt und dessen Boden der anschwellende Strom alljährlich unter seinen Fluthen begräbt, damit der dürre Staub aus dem Grabe des Wassers herrlicher wieder hervorgrüne. Du kennest das Volk, welches das Bild und die Gedanken des Todes selbst zu seinen Freudenmahlen geladen, damit der Ernst der Gräber mit dem Feuer der Becher sich vermische; das Volk, welches das Thal hinab, ganze Städte der Todten erbaut, und zum Himmel an die ungeheure Last der Steine gethürmt, als wolle es mit diesem vergeblichen Bemühen die Last des Gedankens von der Seele wälzen, daß dem Menschen nur Eines gewiß sey: der Tod, und daß des Lebens Herr-

*) Der Verf. des nachstehenden Aufsatzes hat in demselben den Gang der Entwicklung der Kunst an einem ihm nahe vor Augen liegenden Bilde zu versinnlichen versucht; an der wunderherrlichen Glyptothek zu München und an der bedeutungsvollen Anordnung der in ihr enthaltenen Kunstschätze.

**) Vor ohngefähr 6000 Jahren war der helle Stern in der Leyer: Wega, für die nördliche Halbkugel Polarstern.

*) Ueber dem inneren Thore der Glyptothek sieht man die Namenszüge dessen, der den Ausdruck seines eignen mächtig reichen, tiefen Gemüthes in dieses Werk gelegt, zu welchem er die Mächte aller bildenden Künste vereinte.

Digitized by Google

lichkeit und seine Lust vergehen, wenn sie noch kaum die Lippe des Dürstenden genetzt. — Wir vernehmen in der Mythologie der alten Aegypter, wie in ihrer Kunst die Töne einer alten Trauer der Lebenden um ihre Todten; einer Trauer, welche selbst den Festgesang der Schnitterinnen zur Zeit der Ernte in ein Wehklagen an Isis verwandelt. Denn von den Schmerzen dieser Göttermutter, welche die Verletzung und den Tod selbst des unsterblich gebornen Geschlechtes gesehen, reden die Tempel und die Bilder der Wände, verkündend jedoch auch zugleich das Erwachen des Horus und das Wiederfinden des Osiris. Wie ein Kind, welches mitten in dem lieblichen Spiel und dem ersten Erwachen des Sehnens die unausweichbare Nähe des Todes mit untröstlichem Schmerz ergriffen, lässet sich der Aegypter von jedem Steine, welchem seine Hand die stumme Sprache der Bilder gelehrt, die Versicherung wiederholen, daß auch in den Gräbern noch ein Leben sey und der Gang in des Todes Nacht nicht ohne Hoffnung einer Wiederkehr zum Licht. Diese Hoffnung muß ihm dann nicht blos der immer wiederkehrende Lauf der mächtigen Gestirne, sondern selber der armselige Wurm am Boden bezeugen, welcher aus dem Mumiensarge der Puppe bald zum geflügelten Insekt erwachet. Es wird jedoch durch allen Trost, welchen Sternenhimmel und Erde, die Lehren der Priester und die geheimen Weihen dargeboten, das beständige Sehnen und Fragen des Sterbenden nach dem Leben und seiner Lust noch nicht gestillt, bis die Kunst selber dem schrecklich Scheidenden versprochen, daß sie ihn zur Gruft begleiten, daß sie da beim Scheine der Todtenlampe noch zur Seele reden wolle von der nicht auf immer hinweggenommenen Lust der Augen und dem Ruhm der Thaten. Der Aegypter pflegte deßhalb das stille Haus der Todten mehr zu schmücken als die Wohnung der Lebendigen, denn dort erwartet, nach seiner alten Lehre, die Seele ein langes sicheres Wohnen mit dem Leibe, hier aber währet das unsichere Bleiben nur einige schnellvergehende Jahre. So ward die Kunst der Aegypter großentheils eine Bewohnerin der Gräber und der Gedenkmale der Todten. Darum siehe, in allen diesen Gestalten derselbe unbewegliche Ernst eines Todtenangesichtes, die Glieder meist angelegt an den Leib, als hätte sie das Erstarren der letzten Augenblicke auf immer gelähmt. Wie die geschickte Hand der Aegypter den verweslichen Leichnam zu unverweslichen Mumien gemacht, so ist selbst das Schaffen der Kunst in dieser geschickten und fleißigen Hand zu einem Bilde des Todes geworden; Gräber nur von riesenhafter Art waren die Pyramiden; Grabmäler der Götter und der gottgeweihten Thiere waren selber die Tempel. So hat die Hand jenes Volkes der Lyra, deren Gespann mit Saiten Hermes zuerst in Aegypten versucht, Töne nur eines tiefen Ernstes und der Todtenklage zu entlocken gewußt.

Der Ernst ist gut, o Jüngling, und der Schmerz gerecht und heilsam, wenn dein Auge jetzt die Gruft der Väter erblicket und wenn der Geist der Stunde des Todes gedenket. Aber der Schmerz ist nicht des Lebens einziger Lehrmeister, und das Tönen der Lyra ist dem Menschen nicht nur zur Todtenklage gegeben. Nennet uns nicht das Alterthum selber jenen Cheops, den Erbauer der mächtigsten der Pyramiden, „den Götterverächter“, vielleicht weil er, dem Loos der Vergänglichkeit trotzend, das Gott dem Menschen bescheert, die Gestalt und das Gedächtniß des eignen, armseligen Leibes nicht lassen, sondern durch eigne Macht dem leichtzerfließenden Staube Ewigkeit geben wollen. Findet doch der Mensch erst dann sich selber und das rechte Leben im Innern, wenn er angefangen, des eignen armen Selbst und seiner vergänglichen Lust wie Noth zu vergessen. Darum siehe, ein neues Tönen der Lyra ruft uns hinweg von dem Blick in die Gräber zu einem andern Bewegen.

Hier, auf lasurblauem Grunde leuchten uns goldne Sterne. Bilder stehen umher aus den Zeiten der alten griechischen Kunst, da sich der Mensch bei dem Anblick der mächtigen, leuchtenden Gestirne, wie des Feuers am Heerde, bei dem Bewegen des rieselnden Quelles, wie beim Rauschen im Wipfel des Baumes einer unsichtbaren Welt des Geistigen erinnert, deren wundervolle Kräfte im Gestirne weben, wie im festen Gestein am Boden. Es blicket mit Scheu das Auge umher und das Ohr lauschet, ob nicht vielleicht aus dem unsichtbaren Abgrund ein tödtender Schreck nahe, und wo es die Kunst gewagt, aus dem Holze Gestalten, oder an der Säule von Stein ein Haupt zu bilden, da hat sie in ihre Gebilde, so gut sie es vermocht, die Züge der schreckenden Gewalt und eines unannahbaren Ernstes gelegt. Fruchtbar jedoch an lebendigen Keimen und voll Neues schaffender Kraft ist nur die Liebe, und Furcht ist in der Liebe nicht. Darum hat diese Zeit der Heroenkämpfe mit den Schritten der Natur, wie mit der Pelasger altem Gebiet eher das Werk der Gemäuer, in der Cyclopen unzerstörbaren Art gelernt, und dieses eifriger geübt, als das erhabnere Geschäft des Bauens der Tempel und das stille, friedlichere Werk des Gestaltens der Kunst.

Nach der Nacht der dädalischen Mühe, in der, am Feuer des Heerdes, die Cyclopen das Achilleische Schild geschmiedet, auf welchem (weil sich die Kunst mit Andeutungen begnügt) das Unmögliche möglich geworden, finden wir uns jetzt in dem lieblichen Morgen der griechischen Kunst. Siehe dort den Tempel von ehrwürdig dorischer Form, unter der Mitte des Giebels das Bild der Pallas Athene beflügelnd, hier den Kampf des Herakles und Telamons, dort den Kampf des Ajas und Teukros gegen das Volk der asiatischen Küste. Laomedons Leichnam hier und

Digitized by Google

dort des Patroklos, sind der Kampfpreis der Männerschlacht. Mächtig bewegt sind die kräftigen Glieder, zierlich geschmückt das Haar der Helden, als führte der Gang zum Reigen der Hochzeit, statt zur Bahn der Wunden und des Todes. Warum jedoch in diesen Gestalten das Festhalten immer an der einen Form des Heldenangesichtes, welche bei Allen wiederkehret? Ist es nicht die staunende Ehrfurcht der Kunst vor dem ersten Gelingen des eigenen Werkes, welche den Geist hier gefesselt, daß ihm die Trennung von diesem lieblichen, frühesten Begegnen des lange Gesuchten so schwer geworden? Es wird indeß der heranwachsenden Kunst nur auf einige Augenblicke gestattet, das eigne Angesicht im Spiegel zu beschauen und seiner sich zu erfreuen. Wie der einzelne Mensch des armen Selbst und der vergänglichen Gestalt des Leibes, so soll auch jene des Gelingens der eigenen strebenden Kraft vergessen, damit eine andere, höhere Kraft sie erfassen und zum neuen Werke des Lebens gestalten könne.

Es nahet der Geist des Menschen, je tiefer er gründet, je kräftiger er ringet, desto mehr der Grenze eines Seyns, welches mächtiger ist, als das eigene Seyn in dem Leibe der Vergänglichkeit; die Kraft, wenn sie endlich, bei dem Scheine des eigenen Lichtes, aus der dunkeln Tiefe zur Höhe gekommen, erblickt hier eine Sonne, deren Licht den Schimmer der Lampe überstrahlet. Hier ergiebet sich dann der Geist eines Phidias der Gewalt, welche höher ist, als die des fleißig sinnenden Menschen. Jenes Angesicht des allesкräftigen und doch zugleich das Seufzen der vergänglichen Noth erhörenden Gottes, hat nicht die von frühe an bis zum Abend geschäftige Mühe, nicht der oft berechnende Verstand erfunden, sondern, wie der Lichtstrahl, der ohne mein Zuthun durch das vorhin dunkle und nun geöffnete Gemäuer fällt, ist, von oben her, in den schaffenden Geist des Menschen, das Weben und Bewegen einer Kraft gekommen, deren Wohlgefallen es zu allen Zeiten und unter allen Völkern gewesen, bei den Menschenkindern zu wohnen und vor ihnen, wie in ihnen sichtbar sich zu gestalten. Was aus den Werken, aus der Hand eines Onatas oder Ageladas, was aus diesem Apollo, den Musageten und aus Artemis, was aus Pallas und Ceres mich anblickt, das ist nicht die Gestalt und Schöne, nicht die geistige Anmuth des einzelnen Menschen, welcher, gleich den Blumen des Feldes, heute grünet und morgen verwelket; sondern es ist die Gestalt jener ewigen Fülle selber, welche des einzelnen Lebens Mangel ausfüllt und welche in unvergänglicher Schönheit über dem leicht veraltenden Reiz des Sterblichen schwebet, sie selber, die Geberin und Quelle dieses schnell vorübereilenden Reizes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstliteratur.

Geschichte der Malerei in Italien, vom Wiederaufleben der Kunst bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Ludwig Lanzi. — Aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen von J. G. v. Quandt, herausgegeben von Adolph Wagner. — Erster Band. Leipzig, Joh. Ambr. Barth, 1830.

Es kommt sicherlich nicht allein der Wissenschaft, sondern auch der größern Brauchbarkeit dieses Werkes selber zu Gute, daß Wagner den Lanzi nicht allein übersetzt, sondern auch anderweitig bereichert hat. Dieser erste Band enthält, außer dem Vorwort, die Florentiner, Siener, Römische und Neapelische Schule. Es dürften somit wohl noch zwei Bände hinzukommen, welche als Zugabe ein berichtigendes und ergänzendes Register zur genauern Angabe der Lebenszeit der Künstler, wie auch eine bildliche Uebersicht der Italiänischen Kunstschulen enthalten sollen. — Vorangeschickt ist der Uebersetzung ein Vorwort von Wagner, worin er den Standpunkt Lanzi's kurz angibt und die geistig-geschichtliche Entwickelung der Italiänischen Malerei in einer tiefen, aber vielleicht eben dadurch nicht selten schwerfälligen Weise charakterisirt. Der Verfasser thut dies nur in großen Umrissen, wie es auch bis jetzt noch nicht anders geschehen kann. Denn wenn es, um mit ihm zu reden, nicht zu läugnen ist, daß die Erscheinungen der so zu sagen weltgeschichtlichen Maler nicht allein, vielleicht am wenigsten, durch Gunst oder Ungunst ihrer Zeit, Ort- und Menschen-Umgebung erklärt werden können, so ist doch grade in den Beziehungen, welche die äußere Geschichte der Kunst betreffen, noch zu Vieles theils gänzlich unbekannt, theils unbegründet, als daß man jetzt schon zu einer Durchführung einer Philosophie der Italiänischen Malergeschichte gelangen könnte. Für die Florentinische Schule ist auf diesem Felde durch die neusten Forschungen schon mehr geschehen und bei dieser verweilt der Verf. deshalb am längsten. Uebrigens dürfte, unsres Bedünkens, eine solche Entwickelung die Biographie nicht nur nicht verschmähen (wie der Verf. meint), sondern hätte dieselbe gerade am schönsten für sich zu verwenden. Die Kunstgeschichte hat den Vortheil der Lebendigkeit voraus, daß sie ihre Entwickelung zunächst an Persönlichkeiten knüpfen kann, vorausgesetzt, daß sie die Künstler vorzugsweise beachtet, welche, um hier die Worte eines geistreichen Historikers zu gebrauchen, für die Entfesselung des Geistes nicht weniger als die deutschen Reformatoren vollbracht haben. Werden dann noch vorzüglich die Schüler charakterisirt, welche, wenn auch nur einzelne Seiten des Meisters, weiter ausgebildet haben, ohne

Digitized by Google

alles, was jede Schule nothwendig als schlechte Zugabe mit sich führt, zu erwähnen, so mindern sich die Schwierigkeiten bei Eintheilung der Kunstgeschichte um vieles. Die Vortheile wenigstens, welche die geographische Eintheilung in Schulen durch eine bequeme Uebersicht zu bieten scheint, werden auf diese Weise vielfach aufgewogen; sie ist gewiß, wie Quandt in einer Anmerkung darthut, die ungünstigste von allen.

Dem Vorwort folgt eine Abhandlung über Lanzi's Kunstansicht von Quandt, welche im Wesentlichen mit der früher genannten zusammentrifft. Ueberhaupt gehört es zu dem Erfreulichsten, beide Arbeiten nicht nur in Einzelheiten gegenseitig sich ergänzen, sondern auch in der Kunstansicht selbst übereinstimmen zu sehen, wenn sie auch von dem einen vielleicht schärfer und in größerem Zusammenhang, von dem andern gefälliger ausgesprochen wird. Lanzi wird nun gewiß sehr richtig also charakterisirt: „Lanzi betrachtete Gemälde als Merkwürdigkeiten, welche zu sammeln und zu verzeichnen verdienstlich sey, und hätte gewiß mit eben demselben Interesse, freilich aber auch mit derselben Gemüthslosigkeit, wie Kunstwerke, so Conchylien, Mineralien, oder andere Seltenheiten beschrieben, wenn er Vorsteher eines Naturalienkabinets gewesen wäre. Er scheint unter die Leute zu gehören, welche ein reines Vergnügen am Sammeln finden, gleichviel was es sey."

Näher wird denn seine historische Stellung zu Winckelmann und Mengs angegeben, und diese, oder vielmehr ein Bodensatz aus den Schriften von de Piles als Grund für die Art erwähnt, in welcher Lanzi Gemälde zu ordnen pflegt. Quandt überhebt so auf eine geschickte Weise sich und seine Leser der Unbequemlichkeit, im Verlauf der Geschichte immer wieder auf Lanzi's Kunstansicht zurückkommen zu müssen. Wo es in den Anmerkungen geschieht, betrifft es meistens nur Einzelheiten. —

Die Anmerkungen selbst, welche dem Text beigegeben sind, verdanken wir zum größten Theil v. Quandt, der ihrer nicht wenige aus dem reichen Schatze seiner Kunstkenntnisse geschenkt hat. Sie berichtigen theils den Lanzi in Einzelheiten, theils ergänzen sie ihn; sey es nun, daß sie die besten Kupferstiche erwähnen, oder die Veränderung angeben, welche seitdem mit diesem oder jenem Bilde vorgegangen, sey es, daß sie die neuste Litteratur und die Resultate der bedeutendsten Forschungen in der Kürze mittheilen. Nicht selten werden in geistreicher Auseinandersetzung Punkte berührt, welche für die Kunstgeschichte ein allgemeines Interesse haben, z. B. im Vorwort S. IX über die Eintheilung der Kunstgeschichte, S. 16 über Cimabue, S. 33 über Giotto, S. 64 über die Erfindung der Oelmalerei, S. 91 über den Kupferstecher E. S., S. 173 über die Nützlichkeit und Schädlichkeit der Kunstakademien, S. 254 über den Verfall der Künste u. s. w. — Wagner hat ebenfalls einige historische, und hie und da kurze, freilich aber, wie man es von ihm gewöhnt ist, tiefe Bemerkungen hinzugefügt. Zu den letzten rechnen wir z. B. folgende Stelle (S. 368): „Sind denn nun aber der Genius, sein Ursprung und sein Walten erklärt, wenn sie mit den Erscheinungen geschichtlichen Hergangs in Reih' und Glied gestellt werden? Das Tiefste und Größte des Menschengeistes hebt sich aus dem Schooße des Geheimnisses, wie sein physisches Daseyn; und es ist und bleibt stets merkwürdig, daß, trotz der wißbegierigsten und liebevollsten Forschungen, im äußern Leben wahrhaft großer, Göttliches offenbarender Geister, so viele Lücken bleiben, als sollte nur des Geistes Walten und Seyn zur Sprache kommen, und der Weltgeist spottete des Buchstabirens der Menschen, denen er lieber das Wort gönnen möchte." — Reisende dürften vielleicht noch häufiger, als geschehen ist, angegeben wünschen, welche Veränderungen manche Gemälde seit Lanzi erlitten, wo sie sich namentlich jetzt befinden. Aus Rumohrs Ital. Forschungen und Hirts Recension derselben in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Critik ließe sich in dieser Beziehung eine nicht unbedeutende Nachlese halten.

Uebersetzungen aus dem Italiänischen haben für den Deutschen größere Schwierigkeiten, als es dem der Sache Unkundigen auf den ersten Blick scheinen dürfte. Dem Italiäner ist in seiner Sprache Schärfe und Leichtigkeit als schönstes Angebinde mitgegeben, dessen sich der Deutsche nur mit Mühe bemeistert. Kömmt zu diesem Naturgeschenk eine feine künstlerische Handhabung des Gegenstandes, wie bei Vasari, hinzu, so steigert sich die Schwierigkeit außerordentlich. Fällt diese Kunstvollendung nun auch bei Lanzi weg, so bleibt dafür noch die Unbequemlichkeit, daß die Italiänische Kunstsprache, nach Wagners richtiger Bemerkung, einen großen Ballast von Schiefheit und Flachheit und eine Menge von abgenützten und wüsten Lobbeiwörtern mit sich führt. Diese Schwierigkeiten nun sind in Wagners Uebersetzung, so viel wir sie haben vergleichen können, glücklich überwunden. Sie ist treu, ohne den Leser durch Schwerfälligkeiten oder gewaltsame Handhabung der Muttersprache zu ermüden. Daß an manchen Stellen mancher Ueberfluß besiegt werden mußte, rechtfertigt die hin und wieder eingetretene Zusammenziehung des Originals. —

Da Druck und Papier gut sind (nur in den Anmerkungen nicht immer rein), so läßt sich erwarten, daß das Publikum durch mehr als passive Anerkennung zur Fortsetzung dieser achtungswerthen Arbeit das Seinige thun werde.

G.

Digitized by Google

N°. 89.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 9. November 1830.

Die Kunst.

(Fortsetzung.)

Eine Begeisterung denn, welche den Menschen über den eignen Leib und über das Werk der sterblichen Hand erhebt, ist es, die zum Erfassen jener ewigen Fülle, die zum Anschauen des Urbildes führet. Wohlan denn, mein Freund! folge mir weiter zu einer Bahn der alten Kunst, welche dir in der Sprache der Gestalten sagt, was diese Begeisterung sey, welche die Seele der eignen Leiblichkeit enthebet.

Die Gräber der alten Aegypter und ihre Kunst haben zu dir ohne Aufhören von dem Tod gesprochen; dennoch hat dich diese Stimme aus der Tiefe nicht gelehrt, was der Tod sey? denn es ist, so sagt ein altes Buch, in der Behausung der Todten nicht Kunst, noch Verstand, noch Ordnung. Die Furcht des Todes spricht mit unvernehmlicher Stimme und der Schrecken weiß nicht, was er saget. Hat dich das Murmeln jener Gräber glauben gemacht, der Grund des Todes sey von leiblicher Art: — es sterbe der Mensch, weil etwa das Gefäß und der Weg, der ernährenden Fluth im Inneren des Leibes ungangbar geworden und sich verschlossen, oder aus ähnlicher Ursach, — glaube du denn dem Murmeln nicht. Es würde die bewegende Seele niemals den Leib verlassen, das Leben des irdischen Menschen würde dem Anlauf der Jahrtausende trotzen, mehr noch, als die Gebirge des Atlas, dessen Rücken des Himmels Gewölb trägt; zöge nicht eine andre, mächtigere Gewalt, als die des Leibes ist, die Seele aus der geliebten Stätte des Wohnens.*) Denn aus zweien Naturen bestehet der Mensch, deren eine, die leibliche, ohne Aufhören von der Welt der irdischen Stoffe, nach dem Gesetz der leiblichen Schwere, hinabwärts gezogen wird zum Boden; die andre aber wird von dem Gesetz einer andern Schwere gehalten, denn auf sie wirket unablässig die Anziehung einer Welt von gleicher Natur: der Welt der Geister. Leucothea's Wasserhuhn, wenn du verschlossen im Gemäuer des Hofes es erzogen, wenn du da ihm Futter gestreut und es nothdürftig getränkt, läuft am Boden mit dem andern Geflügel des Hofes. Bricht aber die mächtige Fluth von außen herein durch's Gemäuer, da erhebt sich Leucothea's Vogel, jauchzend vor Lust, in das den andern furchtbare Element und tauchet freudig in das noch nie gesehene Meer. So woget beständig um die Burg des leiblichen Lebens ein übergewaltiges, geistiges Element: bereit, das Verwandte, Geistige, das im Menschen wohnet, in sich aufzunehmen und mit sich zu entführen. Du höreſt das Rauschen des vorüberziehenden Stromes, gleich dem Anschlagen der Flügel des Sturmwindes am Gemäuer. Dionysos ist es, mit dem Getümmel des Thiasos, welcher vorüberzeucht, Dionysos, dessen Nähe das verwandte, im Innern der Menschennatur verschloßne Element freudig vernimmt.

Siehe denn hier den Gott, als liebliches Kind, in den Armen der Pflegerin, dort getragen von dem Weisheit lehrenden Silen und hier als Epheben, welcher schon selber dem Zug der Begeisterung gefolgt über's Gebirge und hin durch das waldige Thal. Wie der kräftige Hauch, der vom schnell rauschenden Gewässer auffährt, berührt dich öfters, heranwärts von dieser Fluth der Naturkräfte, ein tiefes, inneres Bewegen, das du schon als Kind gekannt, dem du als Jüngling oft mit der Begeisterung Macht gefolgt. Siehe, hier hat dieser mächtige Hauch die Seele mit sich hinausgeführt an das Ufer der Geisterwelt: in das Land der Träume, und lieblicher Schlaf beschattet die Glieder; dort aber brach die Fluth selber durch das Gemäuer, und das Gebilde des Sarkophages sagt dir, daß des Thiasos Macht eine Seele mit sich hinübergeführt, nicht nur an's Ufer, sondern in das stille Meer der Geisterwelt selber: Leucothea's Vogel, er tauchte jauchzend in das verwandte Element.

Zu erkennen: daß derselbe hehre Grund, welcher die Seele in den Stunden der Begeisterung über sich selber und über den vergänglichen Leib erhebt, zugleich auch der mächtige Zug sey, der sie als Tod gänzlich hinausführt

*) Die hier nur angedeutete Lehre vom Tode findet sich ausführlich entwickelt und erwiesen in des Verfassers Geschichte der Seele, besonders im §. 22.

Digitized by Google

aus dem Leibe, ist schon viel, aber noch nicht Alles. Damit die Seele in dem neuen Element, dahin sie der mächtige Zug reißt, sich wohlbefinde und lebe, bedarf sie, wie im irdischen Leben, eines Leibes, welchen der Thiasos nicht giebt. Denn es ist eine Begeisterung, welche die Seele hinaufwärts führet, und es giebt ein andres Bewegen, der Begeisterung verwandt, welches den inneren Menschen hinabwärts zeucht. Siehe, obgleich sie die Lehre vom Thiasos gekannt, erstarret Niobe im ungemäßigten Schmerz; noch immer blickt, neben den aphroditischen Reizen, aus der Natur das entsetzliche Haupt der Gorgona, und Athena's Schlangen, vom Meer her, drohen selbst dem besten Bemühen des Menschen. *) Auch die hohe Kunst, o Jüngling, wie alles Menschliche, haben bald die Schlangen des Eitlen umstricket; es war der freie Emporschwung zum Urbilde nicht von beständiger Dauer, sondern mit seinen ehernen Banden ereilte den aufstrebenden Geist der alte Zug der Schwere nach dem Boden, gleich wie den leuchtenden Tag die schnelle Nacht ereilet. Wie? ist denn selber das Geistige vergänglich, und ergreift die Vernichtung selbst das unsterblich Geborne, sobald es sich gesellt zum sterblichen Geschlechte? Soll denn das Hohe immer dienen dem Niedern und wird auf dieser schönen Erde das sterbliche Fleisch immer herrschen über den Geist?

Die Fragen sind ernst, o Jüngling! und ihre Beantwortung schwer. Denn siehe, es ist Griechenlands Kunst und geistige Kraft einer eignen, innern Macht des Geistigen, nicht der Gewalt von außen erlegen. Sie ist von selber aus der alten Wohnstätte gewichen, nicht erst durch das ungeheure Getös der Waffen und die fremde Herrschergewalt der hohen Roma verscheucht worden, als die ersten der Cornelier: die beiden Scipionen, die Stadt des ehernen Geschlechtes zur Siegerin über den Weltkreis erhoben. Laß uns hier in dieser Halle der ernsten Fragen gedenken. **) Es ist da um uns, in diesen Gebilden, ein inneres Bewegen, gleich dem Rauschen der Wasserfälle von Terni, welche einst den geistig mächtigsten der Cornelier Roms, den Forscher der Geschichte: Tacitus, geboren.

Ein Hoffen im Menschen, fester als der Tod und mächtiger als des Todes Banden, saget dem strebenden Geiste in allen seinen Kämpfen und Mühen, daß die Herrschaft des Niedern über ihn einst enden, daß aus den Flammen der Schmerzen, welche das Sterbende an ihm verzehren, ein Aufschwung kommen werde, zum Sieg und zur Herrschergewalt ohne Ende. Dann wird nicht mehr wie vorhin dem ewigen Sehnen der Brust die bald ermattende, bald ergrauende Kraft des Tithon, nicht mehr dem übermächtigen, nach oben gerichteten Wollen des Geistes die Ohnmacht des Fleisches vermählt; sondern es umfänget in ewiger Jugendkraft den Geist ein Seyn und Wesen der verwandten Natur: ein Leib und Glieder von geistiger Art. — Siehe hier Hebe, welche dem Sieger über der Vergänglichkeit Mühen den Becher reicht und Phöbus Apollo, welcher den Gesang der Musen entflammet. Hier nahet nicht mehr der Fußtritt der Horen, daß er die Eiche des Haines entblättre und nach des Sommers kurzer Lust den Winter heraufführe, sondern es wird in der Hand der Kranz aus dem ewigen Grün der Lebensbäume gesehen; Ariadne's Gestirn hat der Begeisterung die Bahn zu den Hallen des Lichtes gewiesen, da die Weisheit nicht mehr nur auf einige vorübereilende Blicke, etwa in der Gestalt des schnellen Vogels gesehen, sondern ohne Aufhören geschaut wird: es lächelt freudig der Vater der Götter und dem alten Zorn des Unsterblichen gegen das Sterbliche sind die Waffen genommen.

Du zuversichtliches Hoffen in der Brust des Menschen, du Stimme des Ahndens, welches den künftigen Sieg verkündet, warum redet denn die Vergangenheit, warum spricht die Gegenwart über das mühselige Loos des Menschen so ganz anders als du sprichst? Sage, was hemmte denn immer den geistigen Lauf nach dem Siegspreis, was kehrte stets unvermerkt die Schritte zurück zum Staube? Zwar das Tönen der Lyra im Innern, es gebot zuweilen selbst den Wogen des übergewaltigen Elementes; Galathea reichte dem Geist des Menschen den Schatz der verborgenen Tiefe; doch wie bald, da brauste die verheerende Flamme von neuem über die lieblichen Schöpfungen der Seele, und nicht blos Aktäon, da er in niedrer Vermessenheit sich dem Göttlichen genaht, wird, bald nach dem Augenblick des inneren Entzückens, von Hunden zerrissen; sondern es sinket auch Hyazinth, welchen der Gott freiwillig zum Geführten gewählt, in den Staub hin, getroffen von der gewaltigen Hand selber, die ihn vorhin zur Genossenschaft des Göttlichen erhob.

Vernimm hier im Bilde die Antwort der Frage: Der Gott des Lichtes und der hohen Begeisterung, er lenkt selber den Wagen der Sonne über das sterbliche Geschlecht, und blühende Segnungen strömen herab von dem höheren Gestirn zur Tiefe; von seinem mächtigen, alltäglichen Aufsteigen zum Mittage gehen, nach jenem alten Festgesange der Mexikaner, männliche, Leben zeugende Kräfte jauchzend voraus, während die weiblichen, gebährenden, von der Höhe des Mittages an, das Königliche Gestirn begrüßen, und, lebensschwanger, mit ihm sich in die Stille der keimenden Nacht versenken. — So empfängt auch der Geist

*) Aus jener späteren Periode der griechischen Kunst, aus welcher die Gruppe der Niobe hervorging, stammt auch das allbekannte des Laokoon.

**) Die hier gemeinte Halle ist die, welche der edle Cornelier unsrer Tage mit den weiter hier angedeuteten Gemälden ausgeziert hat.

Digitized by Google

des Menschen die Segnungen einer belebenden Weihe von oben, wenn er sich in schweigendem Gehorsam ihrem Walten dahin giebt, und nicht selten hat sich, wie zu jenem Schläfer Endymion, die Gottheit selber dem süßen Traum des willenlos Schlafenden genahet. Aber, wehe! — der Eigenwille des Menschen hat selbst mit seiner bewegten Macht und Kunst den Wagen des belebenden Gestirnes lenken, hat sich selber das Leben der innern Begeistrung machen wollen, welche nur Gott schaffet. Getragen vom Strome, welcher ohne Aufhören, Welle immer nach Welle, zum Meer hinabsteußt, weklaget Cygnus im Gesange. Siehe Phaetons Fall und der Schwestern Trauer.*) Ist dies vielleicht nur ein Schlaf, gleich Endymions Schlaf, und der Müde erwachet am andern Morgen? Aber, Hore nach Hore schritt seitdem einher, auf den Morgen und Mittag folgte die schnelle Nacht, und nur des Lebens tägliches Bedürfniß und einförmiges Spiel erwachte wieder aus den Armen der Nacht: der ernste, bleiche Schläfer an seiner Seite, er öffnete das Auge dem Lichte nicht. — So haben die Parzen nicht nur dem einzelnen Menschen und dem einzelnen Geschlecht der Früchte essenden Männer, sondern sie haben selbst der hohen Kunst des Alterthums den Faden bis zum bestimmten Ziel verlängert, alsdann durchschnitten.

*) Der Verfasser hat sich hier, als Neolog, derselben Freiheit bedient, die sich manche Archäologen nehmen, wenn sie in den Gebilden der alten Kunst zuweilen etwas ganz anderes zu sehen glauben, als die alten Künstler hineingelegt. Er hat sich in der Gruppe, links unter dem Sonnengott, Phaeton, betrauert von den Schwestern, gedacht.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge zur Geschichte der Kunst und der Künstler in Ulm.

Von Mor. Weyermann.

Gegen Ende des 15ten Jahrhunderts regte sich auch in Ulm der Geist der Kunst mit erhöhter Kraft und es entstand im Augustinerkloster daselbst eine Künstlerconfraternität, gleich denen, welche sich in derselben Zeit und früher in den Niederlanden und Italien bildeten. Das Instrumentum derselben, das, nach meinem Wissen, noch nicht gedruckt ist, folgt hier nach einer Originalkopie aus diesem Kloster. Die Aufschrift heißt: „Brüderschafft der Maler, Bildhauer ꝛc., de Ao. 1473 et 1499. Im Gotshauß Wengen zu Vlm," und lautet wörtlich:

„Es ist zu wissen, Nachdem die Erbaren Vnd weysen Maister, di Mahler, Bildhawer, Glaser, vnndt Briefftruckher, Gott Zu Lob, den dag des Hl. Evangelisten S. Lucas zu Wurden mit einem gesungenen Amtt vil Jahr her, in dem Ehrwürdigen gozhuß hir zu Vlm bey der Wengen lobl. begangen vnd gehalt haben, och darnach ein Bruderschafft Vnder Ihn Erbarlich angesehen, angefangen, di sich gemehrt, vnd demnach Gott zu lob, vnd Ihren Seelen zu trost, etwa vil Jahr her, Jahrlichen auf den nächsten Sonntag nach St. Lutztag, auf St. Luks Altar ein gesungen Selmeß gehabt haundt, wie denn daß alls an Ihn selbst ist hergewachsen, und ein Vberkhommen zwischen den Ehrwürdigen vnd würdigen Herren Ulrichen Probst Sreligen vnd seinen Conventherren zu denn Wengen, vnd den obgenanten Maistern beschehen, lut zweyer Certzettel an ihrem datum weissend, auf Donnstag nach St. Galle Tag, nach Christi Vnsres lieben Herren gebürt Tausend vier Hundert vnd im drut Sibenzigisten Jahren, daß Sich di gemelt Gemain Bruderschafft der Brüder, der Vier Rotten, auf di Zyt in der Bruderschafft schrifftlich begriffen, Inhalt des Zedels in der Bichs ligende durch ihre Zuverwante Bruder darzue verordnet, mit Namen Maister Hans Schuelin Alten Zunfft Maister, Maister Niclauß Wölhmann Bildhauer Zöllmaister, Partholome Zytblum Mahler, Peter Lindenfrost Glaser, baid diser Zit bichsen Maister, Jacob Siglin Briefftruckher, Conrad Schorendorff, vnd Georg Böringer, Bildhauer, sich mit dey Ehrwürdigen Herren Johann Probst vnd seinem Convent zu den Wengen obgenandt daß wie hernach volgt auf ein neurs geaint vndt betragen haben.

Zum Ersten wenn vnd so offt ein Persohn in bemelter Bruderschafft mit Todt abgat, syen Brüeder, oder Schwäster, so sollen di Büchsenmaister, dem bemelten Probst vnd Convent ausser der Bruederschafft Büchs vier schilling Haller geben, vnd nichts dest minder so sollen di Freindt des Todten, syes Bruder oder Schwester, Man oder Wyber, den Todten wie sie gebührt in bemelten Gotteshuß zu den Wengen besingen, vnd dabey dem Probst vnd Convent ein der aufgestellten Kerzen, oder zwölf Pfenning dafür geben. Von der Zierdt des Altars halb, mit Namen Altartüecher, fürdeng, Lüchter, haben Sie sich also geaint, ob es sich begäb, daß die genanten Probst vnd Convent oder Ihr Nachkhommen, oder di Bruederschafft, als Ihr Nachkommen vber kurz oder lang aus erbaren redlichen Vrsachen, nit ner by Ihnen in bemelter Bruederschafft, oder Sye Brüeder auf erbaren redlichen Vrsachen nit ner by Ihnen behalten wolten, ist beredt, daß di Bruederschafft, di Tafel auf dem Altar, och di Altartüecher, fürbang vnd Lichter hinder Ihnen lauffen sollen. Vnd ob Sie Messbüecher, kelch, Messgewandte vnd Stäb vberkhommen, vnd haben wurden, ist beredt, daß di Herren dieselbe in ihrer Besorgnuß haben, die zimmlich bruchen sollen, und mügen: Vnd wann Sie sich alß

obstath von einander schaiden vnd khommen werden, so solle Probst vnd Convent, Ihnen di iezt bemelte stuckh herausgeben vnd verfolgen lauffen. Item von der Articul halb, daß Predig Ambt, och di zwey gesungen Ambt, so man Jährlich auf Lurstag thun vnd haben soll, mit einem gesungen Ambt alsbald auf di Predig vnd darnach ein gesungen Ambt von St. Lurs, haben Sie sich geaint zu beeden Partheyen, daß di Bruederschafft der Herren von der Predig vnd von beyden Ampteren zwölf Böhmisch geben sollen vnd daß ferner, daß der Probst vnd Conventherren di Predig durch sich selb oder durch einen Andern, vnd daß die Brüeder vnd Schwästeren nit gewalt haben solten selbst einen Priester zu predigen dahin zu stellen. Vnd aber also, daß der so ye zu Ziten di Predig thuen wirdt, dero Seelen, so desselben Jahrs mit Todt vergangen sein, mit Ihren Namen bestimmen, vnd verkhünden soll, vnd dabey in gemein aller der Seelen, in der Bruederschaft begriffen, vmb Gotteswillen zu gedenkhen, bitten, wie sich daß in freier Form zu thuen gebühret, Alles getreulich vngefehrlich. Vnd daß zu Gedechtnuß zu vermoden Irrung, vnd Zwitracht zwischen Ihnen, so sindt drower Zedel zween in glüher Lut einer Handgeschrifft begriffen, vnd auf einander gerissen, dero yede Parthey den einen angenommen hat, auf Affter Montag nechst Vnser Lieben Frauen Tag Würzwyhen, zu Latein Assumptionis Mariæ: Nach Christi Vnsres Lieben Herren geburth alß man zahlt Tusendt vier Hundert, vnd darnach Im Nün vnd Nünzigisten Jahr."

Der in diesem Instrumente genannte Probst Ulrich ist Ulrich Kraft aus einer alten Ritter-Familie in Ulm, er wurde am 9. Julius 1468 Probst in diesem Kloster, resignirte 1479 und starb 1480. — Der Probst Johann ist Johann Mann, auch aus Ulm, erhielt diese Würde 1497, trat sie 1509 ab und starb 1514.

Im J. 1473 waren Mitglieder dieser Künstler-Confraternität:

1. Maister Hans Schulin, Maler.
2. Niclaus Wöckmann, Bildhauer.
3. Barthol. Zytblom, Maler.
4. Peter Lindenfrost, Glasmaler.
5. Jacob Siglin, Briefdrucker.
6. Maister Conrad Schormdorf, Glasmaler.
7. Georg Böringer, Bildhauer.

Im J. 1499 waren Mitglieder:

1. Johannes Widenmann, Maler.
2. Conrad Schweick, Maler.
3. Conrad Merklin, Maler, pictor noster. †. 1518.
4. Jakob Merklin, pictor noster. †. 1526.
5. Ludwig Frieß, pictor, senior.
6. Barthol. Dorer, Thorer, Handmaler.
7. Martin Schaffner, Maler, eine Familie.
8. Johann Schlumor, Briefmaler, †. 1514.
9. Michael Schorov, Briefmaler.
10. Johannes Hufer, Hauser, Briefmaler.
11. Jodokus Hafner, Briefmaler.
12. Ironius Hetzler, Briefmaler.
13. Ulrikus Sauter, Buchdrucker.
14. Johannes Reger, Buchdrucker.
15. Simon Wind, d' Kirchberg, Buchdrucker.
16. Johannes Hochstringer, Buchdrucker.
17. Icarius Oellin, d' Blaburn, Bibliopola.
18. Ludovicus Höchinger, Sceptor. (Sculptor oder Scalptor?)

Im J. 1518 hatte sich die Gesellschaft aufgelöst aus mir unbekannten Ursachen, damals war Michael Oetzlin, Oetterlin, aus Wallenatingen bei Konstanz gebürtig, der 1521 gestorben, Probst dieses Klosters.

Als im J. 1803 dieses Kloster aufgehoben und die Gebäude in eine Kaserne verwandelt wurden und man alle Mobilien verkaufte, geschahe dieses auch am 15 Febr. ꝛc. mit den Malereien, die in der Prälatur und in den Klostergängen aufgestellt waren. Es waren Tafeln von Holz und Leinwand aus den ältesten Zeiten der Malerkunst, zum Theil seltene Werke, die alle zusammen für 13 Gulden losgeschlagen wurden. Ein Bürger in Ulm, der sie erhielt, mußte einen Leiterwagen gebrauchen, um sie abführen zu können. Unter denselben ist das groß Gemälde, die Abnehmung vom Kreuze, von Martin Schön, das jetzt ein Schiffmann in Ulm besitzt.

Aber auch der Rath in Ulm beförderte die Maler und andere Künstler. Schon während des Münsterbaues von 1377 und nach dessen Einweihung 1505 wurden von den Kirchen-Pflegern Maler, Bildhauer und andere Künstler zur Verschönerung dieses Tempels in Dienste genommen, sie wohnten im Pflegbose, und hatten nebenbei auch das Geschäft, die Geschenke, die, ausser Geld, zum Bau des Münsters gebracht wurden, anzunehmen, welche sodann zu Geld gemacht wurden. Der Magistrat organisirte eine Malerzunft, die vor 1560 längst vorhanden war, und in der Folge mit der Kramerzunft vereiniget wurde, errichtete eine Kunstkammer, unterstützte einzelne Künstler, ließ sie auf Kosten der Stadt reisen, um sich auszubilden. Am 7. October 1684 wurde decretirt: „Auf der Maler Klage, daß immerfort fremde Maler nach Ulm kommen und Geschäfte machen; daß von keinem unverburgerten Maler hieraus etwas mehr in der Herrschaft und in der Stadt quocunque nomine gemalt, jedoch ein andres Gemälde an den öffentlichen Jahrmärkten aufzulegen und zu verkaufen keinem fremden Maler oder Kunstführer gewehrt seyn solle.

Digitized by Google

№. 90.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 11. November 1830.

Die Kunst.
(Beschluß.)

Auf dem Angesicht der Todten stehet zulezt, mit unverrückbaren Zügen, des Lebens vorherrschendes Sehnen, des Lebens mächtigst waltender Gedanke. Welches Geheimniß des tiefsten, innren Strebens und Sehnens spricht sich denn im Angesicht dieser hehren Kunst des Alterthumes aus, deren frühes Verblühen wir beklagen? — Es ist das Sehnen, es ist das Streben der ächten und wahren Kunst aller Zeiten, und siehe, hier ist sein andeutendes Bild: Orpheus, mit der beseligenden Töne Gewalt, Orpheus, dessen Fuß das allgewaltige Sehnen herabgeleitet zu der Dinge Ausgang. Es ist Euridice, es ist des Lebens und der Liebe verlorner Frieden, was der Sänger gesucht; und die Stimme des Sehnens war mächtiger und lauter, als das Donnern von Sisyphus Felsenlast; Euridice stehet genaht, blickend, mit des Heimwehes tiefester Lust und Schmerzen, in des Sehnenden Auge. — Lauschend säumet ja selbst am Ufer des Stromes Charon, furchtloser nahet eines Kindes Seele des Cerberus Rachen mit dem besänftigenden Bissen; denn jenen hat schon der Ton der Lyra und des Gesanges gezähmt. Das rastlose Drängen zum vergeblichen Werk der Mühe; die Arbeit der Danaiden stehet auf einige Augenblicke still, denn es hat das Lied: von des Friedens ewiger Macht, selbst auf das Auge der wahnsinnigen Wuth den Schlaf ergossen, welches sonst beständig die Ruhe scheucht; schweigend horchen des Todes Herrscher, und nur der unausweichbare Spruch der Richter der Todten, nur der enthüllende Blick in das Thun der Menschen schweiget nicht.*) Orpheus soll das theure, verlorne Gut des Lebens von Neuem umfangen, wenn er, hinauf zum Tage kehrend, sich enthält, mit irdischem Auge das zu beschauen, das nicht irdisch ist.

Wohlan denn, o Mensch, so sagt uns das Bild, lerne hier die Macht, lerne hier den tiefen Sinn des Sehnens und Ringens aller von Gott begeisterten Kunst. Es suchet der Geist im Innern beständig, seitdem ihn ein übermächtiger Zug dem vergänglichen Staube genaht, auf daß er in diesem sich verleiblichte, das verlorne Gewand einer andern, höhern Lieblichkeit, welche sein war vor dem Staube, und welche, wenn ihm einst „der Sieger auf dem Grabe stehet", sein werden soll nach dem Staube. Dieses Leiblichwerden der höheren Art, welches das Alter nicht anrühret, welchem der Tod nicht ein Ende machet, suchet jene bildende, gestaltende Kraft des Menschengeistes, welche wir Kunst nennen, mit unstillbarem Sehnen. Oefters schon hat sich im Laufe der Menschenzeiten der heißersehnte Anblick dem frommen und reinen Gemüth, hat sich dem lebenskräftigen Gefühl genahet; ach, hätte nur dann nicht immer die kurze Wonne der mit irdischem Maßstabe messende, nur Vergängliches erfassende Verstand zerstört. Du verkehrte Art des Epimetheus,*) welche immer zurück und nach unten, auf das Wesenlose und Nichtige, nicht aber vorwärts und nach oben schauet, wäre dir nicht in dem verhängnißvollen Gefäß noch die Hoffnung, zum Troste der elenden Menschen geblieben, die Hoffnung, welche mit der Seele zugleich Pallas Athene, die Mildblickende, dem Gebilde des Prometheus gegeben, und würde dann ewig und ohne Linderung der Geyer fressen an des Gefesselten Leber, und kein Herakles löste das eherne Band der Verzweiflung. Darum, o Jüngling, wenn dein Auge nachdenkend der Geschichte folget über rauchende Trümmer, nimm auf deinen Weg die Hoffnung mit dir. Hier ist Ilions Fall,**) Priamus, sterbend geneigt, Hekabe, starret im stummen Schmerz, und es umnachtet der tödtliche Gram Andrommaches Auge, da des Achilleus Sproß, des theuren Hektors Lust, den Astyanax dem Arm entreißet: schweigend ziehen aus dem Helme die Helden, mit der Beute Loos, das Loos der eigenen Zukunft. Aber siehe, aus dem rauchenden Gemäuer gehet unversehrt die Hoffnung eines künftigen, herrlicheren

*) Das wunderliebliche Bild, auf welches hier hingedeutet wird, ist jezt durch den Kupferstich allgemein mittheilbar geworden.

*) Die mittlere, von Cornelius gemalte Halle enthält die Geschichte des Prometheus.

**) Die Gemälde der östlichen Hallen stellen die Kämpfe um Troja und seinen Untergang dar.

Digitized by Google

Geschlechts hervor: Aeneas mit des Julus Jugend; Cassandras Begeisterung, erhoben über das eigene Wehe, verkündet ein nahe künftiges Weh dem trunkenen Sieger. — Aber ein Höheres noch als des Aeneas Kraft und des Julus Zukunft gehet hervor aus der Saat vom Blut und Staub der Zerstörung, ein Höheres noch als Cassandras Begeisterung erwachet bei dem Getös der stürzenden Mauern. Denn das Jammergeschrei der Besiegten wie das Jauchzen der Sieger wird zum Gesang der Musen, welcher, wie der lebenskräftige Wind aus Osten, über die Inseln des Meeres und alle Länder der Menschen wehet, und welcher, in unvergänglicher Frische, den Weg der Jahrtausende bis zu uns gefunden. Es weckt in Hellas Stämmen Homers Gesang das Leben der Begeisterung und wie einst der Atreiden Schlachtruf sie vor Ilions Mauern versammelt, so rufet jetzt das Lied der Helden sie alle zum gemeinsamen, geistigen Werk des Lebens. Denn an Asiens Küsten, wie an Kreta's Gebirgen und in Argos Auen, tönt der Gesang wieder vom Zorn der Atreiden und des Peleiaden Achilles, als um Chryseis der Latona Zwillingspaar Heerden und Menschen mit schnellem Geschoß getödtet. Es ertönet der Gesang von des Odysseus und des Diomedes nächtlicher That, wie von der Gefahr des Aeneas, von Paris schimpflicher Rettung und dem Kampf der sterblichen Männer gegen die seligen Götter. Der Gesang von Patroklos Tod und des Achilles Rachegeschrei, als Athena, neben ihm stehend, durch der Gorgona Haupt Entsetzen ergossen auf den anstürmenden Feind. Die Thräne des Mitleids bei Hektors und Andromaches Abschied, wie zu Achills Füßen um Hektors Leichnam mit dem ergrauten Priamus, benetzet das Auge des Dorischen, wie des Jonischen Jünglinges und der Bewohner der Inseln.

Es ist der erste Laut des beginnenden Lebens, der Laut, durch welchen am leiblichen Menschen zuerst die Kraft und Stimme der Sprache aufkeimet, ein Weinen, und der Schmerz ist das erste nährende Element der Seele. Aus Troja's leiblichem Untergang ist ein geistiges Ilion entstanden, und wenn auch nicht mit dem beglückteren Achill auf Leuke, lebet doch der frühe verblühete Hektor, lebet mit ihm Andromache ein nie verwelkendes Leben im Liede. Auch der Leib, auch das sterbliche Fleisch am Gewand der alten Kunst mußte untergehen, damit aus seinem Staube das geistige Leben erstehe; Ilions Fall und geistige Verklärung ist ein tiefbedeutendes Vorbild für die ganze innere Geschichte des Menschen und seiner Kunst.

Laß uns denn, o Jüngling, von hinnen eilen; denn weniger Neues beut uns die Kunst der Römer, obwohl auch hier der Anblick des wohlgelungenen Fleißes erfreut und das Auge gern am Bildniß der Männer verweilt, welche, die Führer der alten Zeit, Führer auf der Bahn des geistigen Strebens gewesen und uns, Milde blickend erscheinen unter den Bildnissen der Herrscher, hier Vespasianus und Titus, dort mit Ruhm gekrönt der Herrscher in Frieden, Augustus, doch neben ihm Julia Pia. Es schimmert hier der Glanz der niedergehenden Sonne der Kunst noch am zierlichen Getäfel des Bodens und herrlich strahlet der aufgehende Vollmond herein auf das jüngstgeborne Tagwerk der Kunst, und siehe, bald wird die Sonne leuchten in Thors kräftigem Eichenwald und auf die bescheidene Meister-Werkstatt im Thal der Schwäne.*)

Der irdische Leib der alten Kunst denn, wie Ilion einst, war versunken im Strom der Zeit, herrlich aber, getaucht in ein ewiges Lebenselement, erhub sich der neue, der geistige Leib. Vernimm hier in Cäcilia die Schwinge einer andern, neuen Begeisterung, aus höherem Quell gekommen, als jene des Thiasos; vor diesem göttlichen Kinde**) redet der Geist andere, tiefer dringende Worte, als vor des Jacchos blühender Kindheit; diese Blicke des Gemarterten, aus denen ein göttlicher Trost spricht, sind andere, als die des Laocoon, und dort auf dem Lager der Sterbenden verwandelt der Schmerz des Todes das brechende Auge, nicht wie an Niobe, in festes Gestein, sondern er verklärt es wie in Aether des Himmels, und hier dieses Antlitz voll festen, zuversichtlichen Glaubens bezeuget es, wie die Brust in Demuth es fühle, daß der Arm in der Gestalt des schwachen Kindes, des Lebens Anfang und Ende trägt. Doch zu der Betrachtung dieses neuern, höhern Auferstehens der Kunst, vereinet uns bald wieder ein anderer Tag.

*) Thorwaldsen — Schwanthaler.

**) Von hier an noch einige Hindeutungen auf die hehren Schätze der noch im Entstehen begriffenen Pinakotheken.

Kunstgeschichte.

1. Rafael aus Urbino. — Von Friedrich Rehberg, München 1824. 2 Theile mit 38 lithogr. Tafeln in Fol.

Was dies Werk zunächst auszeichnet, ist das bis an's Ende durchgeführte Bestreben, die Werke Rafaels mit dessen Persönlichkeit in Einklang zu setzen. So viel dies thunlich ist, ist es dem Verfasser durchaus gelungen, zumal da er sich durch einen richtigen Takt von allem bestimmten psychologischen Motiviren freigehalten und nur im Allgemeinen die Einheit der Werke Rafaels mit dessen Charakter nachzuweisen gesucht hat. Der Verfasser spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Die Betrachtung vorzüglicher Kunstwerke soll — auch dazu dienen, solche Kraftäußerungen mit der moralischen Geschichte des Menschen in Verbindung zu setzen; es reicht nicht hin, die Lei-

Digitized by Google

stungen des Künstlers zu kennen; — man muß auch einen klaren Begriff von seinem Charakter, eine lebendige Vorstellung von ihm selbst haben." — Wenn nun bei dieser Hauptansicht ein unbefangener Sinn den Verf. vor Abwegen bewahrt hat, so ist dies um so mehr anzuerkennen, je ärgere Mißhandlungen, namentlich in der neuesten Zeit, von der psychologischen Seite her der Geschichte zu Theil geworden. Es erklärt sich dieser Standpunkt bei dem Verfasser am bestimmtesten dadurch, daß er selber Künstler ist; der Künstler aber, mit diesem oder jenem Talent geboren, ist mehr als jeder andere auf das Wesen seiner Persönlichkeit angewiesen. — Von diesem Gesichtspunkt aus ist zu beurtheilen, was der Verfasser S. 32 sagt: „Im Jahre seiner Geburt ward ihm auch ein Spielgeselle — ein Mitschüler und Busenfreund in der seinen Eltern befreundeten Familie, Alfani, geboren. Die Einbildungskraft hat ihren Spielraum, die zärtlichen Gefühle, mit welchen Rafael der Mutter Gottes und dem Jesuskinde in so mannigfaltigem Ausdrucke gegenseitiger Zuneigung den kleinen Johannes zugesellte, in diesem Verhältnisse zu suchen und sie auszumalen. In ihnen fänden sich vielleicht auch die Vorbilder zu manchen seiner spätern heiligen Familien, in welchen er alle Empfindungen der kindlichen und mütterlichen Liebe, der Freundschaft, Einigkeit und zärtlichen Sorge erschöpfte." — Und S. 42 über die berühmte Grablegung: „Die Erinnerung an den Tod seiner Aeltern mag dazu beigetragen haben, daß die Erfindung in diesem Gemälde noch ergreifender, rührender und mit noch tieferm Gefühle ausgeführt ist, als in seinen vorhergehenden Werken." — Dieß sind Vermuthungen, welche, so ausgesprochen, auch der strengste Historiker sich gefallen lassen kann. — Aus dem Standpunkte des Verfassers ergiebt sich ferner sein Bestreben, so viel als möglich zu einer genauen Kenntniß der Bildnisse Rafaels zu gelangen. Ihm ist es vorzüglich um die ganze Rafael'sche Persönlichkeit, mithin auch um dessen Gesichtszüge, zu thun. Es beginnt deshalb die erste Abtheilung nach einer kurzen Einleitung mit den Bildnissen Rafaels. Es werden deren im Ganzen 26 aufgezählt, ohne alle als Rafael vorstellend zu verbürgen. Das Wichtigste bleibt hierbei, daß Rehberg das Portrait in der Münchner Galerie nicht für Bindo Altoviti hält, sondern für Rafael selbst. Obgleich aber Missiriei, um die nach seiner Meinung augenscheinliche Verschiedenheit dieses Bildnisses von dem auf der Schule von Athen darzuthun, an dem Münchner Bilde manches hat nachweisen wollen, das sich entweder gar nicht, oder doch nicht so entschieden in demselben findet, so dürfte er doch im Ganzen, wenn auch nur durch Zufälligkeiten zu diesem Streite bewogen, das Rechte getroffen haben. Rehberg sucht auch weniger seine Meinung zu befestigen, als die seines Gegners zu widerlegen. Außer der Verschiedenheit der Augen und des Haars und außer anderen Gründen, welche Q. M. de Quincy in seinem bekannten Werk anführt, bleibt vor Allem die Tradition, welche die Familie Altoviti mehr denn 230 Jahre bewahrt hat und welche nur durch urkundliche Nachrichten widerlegt werden kann. Rehberg behauptet freilich, daß die Farbe der Augen und besonders die Farbe des Haars der Veränderung unterworfen sey; ob aber durch die Zeit eine so auffallende eintreten kann, bleibt bei der guten Erhaltung des Münchner Bildes eine große Frage. — Wenn dem Verfasser nun bei diesem Streit das Verdienst gebührt, mehr, als früher geschehen, das Münchner Bild bis in's Einzelne untersucht zu haben, so scheint hier doch eine Stelle zu seyn, wo die, zum Theil wenigstens, psychologische Betrachtungsweise ihre Schwäche verräth, indem sie urkundliche Ueberlieferungen nicht hoch genug anzuschlagen pflegt. Außer dieser Stelle findet sich wohl nur noch eine einzige, in der sich etwas Aehnliches nachweisen läßt. Wir meynen S. 38, wo der Verfasser bei Anführung des bekannten Empfehlungsbriefs der Herzogin von Urbino für die Worte: il padre so che é molto virtuoso ꝛc., vorschlägt zu lesen: perche il padre suo era ꝛc, und mit der Bemerkung schließt: „Im Uebrigen aber ist es gleichgültig, ob Giovanni Sanzio in dem Jahr 1494 oder 1504 gestorben ist." Gleichgültig ist es deswegen nicht, weil, wenn Giov. Sanzio 1494 gestorben (wie Pungileoni angibt) der Brief unächt seyn dürfte. —

Dies sind die Stellen, wo der Standpunkt des Verfassers auf die Geschichte selber seinen Einfluß geäußert hat, denn die Behauptung S. 4: „Niemand kann ein Kenner seyn, der nicht auch ein Künstler ist," — obwohl unmittelbar aus dem Standpunkt des Verfassers fließend, bleibt unschädlich, da er keineswegs das unbeachtet läßt, was Kenner für die Kunstgeschichte gethan haben, welche nicht gerade ausübende Künstler waren.

Der Angabe der Bildnisse folgt ein Abschnitt über die Wiedergeburt der schönen Künste von Cimabue bis auf Rafael, welcher nur zu einer allgemeinen Uebersicht dienen soll. Diesen Zweck erfüllt er vollkommen, wenn auch in einer schärfern Bestimmung des Einzelnen Einzelnes zu berichtigen seyn dürfte. *) Dann gehen dem Leben selber noch zwei auf den angeführten Streit Bezug nehmende Portraits, nebst zwei Durchzeichnungen und eine zweckmäßig eingerichtete chronologische Tabelle, der Rafael'schen Hauptwerke voran.

*) Z. B. folgende Aeußerung S. 21: — „als wenn es ein Eigensinn der Natur wäre, oft mit einemmal, in vielen sonst seltenen Talenten, Kräfte zu äußern, die sie in andern Epochen der Welt versagt zu haben scheint. — So entstehen plötzlich, wie die Saat des Landmannes, tapfere Soldaten und große Feldherren" ꝛc. — Die Entwickelung der Geschichte widerlegt solche Ansichten.

Digitized by Google

Mit der Tabelle beginnt schon die zweite Abtheilung, welche uns Rafael durch die Einzelheiten seines Lebens hindurch, vorzüglich in Urbino, Florenz und Rom vor Augen stellt. Der Verfasser verweilt hier, wie im ganzen Werk, nur bei den Hauptarbeiten Rafaels, gibt sie ganz kurz in einer einfachen Beschreibung an, ohne durch Schönthuerei die Leser zu ermüden. In kurzen Anmerkungen werden weniger bedeutende, gleichzeitige Werke genannt, und die vorzüglichsten Kupferstiche mit Lob oder mit Tadel erwähnt. Bei Monographien, welche auf ein größeres Publikum berechnet sind, wird eine so einfache, ungeschmückte Behandlungsweise immer das Wünschenswertheste bleiben, zumal wenn sie, wie es hier der Fall, mit der Liebe und Hingebung an den zu behandelnden Gegenstand verfaßt sind, welche jede wahrhafte Schöpfung für sich in Anspruch nimmt. —

Die dritte Abtheilung zeigt Rafael in seinen folgenden Arbeiten zu Rom, und verbreitet sich vornämlich über das zweite Zimmer im Vatican, über ihn als Baumeister, über die Logen, über das dritte Zimmer im Vatican, und endlich über die Cartons und Teppiche. Die gleichzeitigen Arbeiten werden auch hier an ihren Stellen angeführt. — Die vierte Abtheilung schließt das Werk, und enthält: Die Fornarina, Rafaels Bemühungen um andere Kunstzweige, Farnesina, das vierte Zimmer im Vatican, die Transfiguration, Rafaels Tod. —

Man sieht hieraus, daß das Ganze nach den Hauptwerken so viel als möglich chronologisch geordnet ist. Neues ist für die Kunstgeschichte nicht grade hinzugekommen (es lag dies auch nicht im Plane des Verfassers), das Bekannte ist aber auf eine geistreiche Weise zusammengestellt, und in einer ungeschmückten, doch edlen Sprache beschrieben. Der Künstler arbeitet nicht für diesen oder jenen, wohl aber für jeden, der mit unbefangenem Sinn seine Werke anschaut.*) Es versteht sich übrigens, daß Manches unter dem, was wir von Rafael wissen, noch einer Berichtigung bedarf, welche aber vorzüglich aus archivalischen Forschungen zu erwarten seyn dürfte. Es sind diesem Werk, das in zwei Theile zerfällt, zwei Hefte mit 58 Steindrücken nach Rafael und einigen seiner Vorgänger beigegeben; Rehberg nennt sie bescheidener Weise lithographische Versuche, und will, daß sie vorzüglich zum Beleg der Beschreibung selber dienen sollen. Sie, wie die ganze Ausstattung des Werkes, tragen zur Empfehlung einer an sich durchaus empfehlungswerthen Arbeit bei.

*) Ein einziges Mal S. 50 hat der Verfasser sich folgende Beschreibung der Schule von Athen nicht versagen können, welche, wie Alles der Art, was nicht durch Begeisterung diktirt wird, leicht ermüdet: „Der Freund der Künste bewundert die Kunst, den Faltenwurf, die Färbung, den Effekt, die Gruppirung; der denkende Mensch sucht in den charakteristischen Gesichtszügen zu lesen; der Gelehrte erkennt die Philosophen, macht seine Bemerkungen über den Gang in den Wissenschaften; er findet jede Figur am rechten Orte; ein jeder Gebildete bewundert hier die höchste Vollendung, die schönste Blüthe des menschlichen Geistes in der Kunst.“

2. Istoria della vita e delle opere di Raffaello Sanzio da Urbino del Signor Quatremère de Quincy, voltata in Italiano, corretta, illustrata ed ampliata per cura di Francesco Longhena. In Milano per Francesco Sonzogno, 1829. XII. und 847 S. gr. 8. mit 23 Kupfern und 1 Facsimile.

Außer der Uebersetzung und den mehr oder minder ausgeführten Kupferstichen enthält dieses Buch einen Anhang mit einigen Briefen und Schriften, die auf einige Werke Rafaels sich beziehen, eine übersichtliche Tabelle seiner Gemälde mit Angabe des Orts, wo jedes sich befindet, und mit namentlicher Anführung der Männer, welche es in Kupfer gestochen, endlich auch einen sehr ausführlichen Inhaltsanzeiger.

(Der Beschluß folgt.)

Peter Vischers Grab in Nürnberg.

Den Bemühungen des Herrn Direktor Reindel in Nürnberg ist es gelungen, das Grab Peter Vischers auf dem dortigen St. Rochus Kirchhof aufzufinden. In einem alten Grabstätten-Cataster ist das Grab No. 90 als P. Vischer und dessen Ehefrau gehörig eingetragen, und — nachdem die Familie, die es nach P. Vischer angekauft hatte, ausgestorben, wieder an die Stadt als freies Eigenthum heimgefallen. Bei näherer Untersuchung fand Hr. Direktor Reindel das bekannte redende Wappen des alten Meisters, die zwei Fische, nebst einem andern unbekannten, das wahrscheinlich der Frau zugehörte, und unter demselben auf einem messingenen Epitaphium die Inschrift:

Die Erbar Fraw Margret Peter
Wischers des eltern erliche Hausfraw
Ist verschiden Im Jar 1522 am 20 tag
Julj. D. Leib die ruet. Jr sel i. got lebet.

Der Magistrat der Stadt hat beschlossen, dieses Grab auf eine passende Weise auszuzeichnen und den Katharinen Graben, wo der Meister wohnte, künftig nach seinem Namen zu benennen.

Digitized by Google

№. 91.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 16. November 1830.

Grundsteinlegung der Walhalla.

München, im Oktober.

Aus Johann von Müllers Briefen ist längst bekannt, wie in der traurigen Zeit des Jahres 1807 der damalige Kronprinz von Bayern den Gedanken zu einem Gesammtdenkmal für die großen Männer deutscher Nation gefaßt; auch ist seitdem öfters der zahlreichen Aufträge an Bildhauer zu Fertigung der für dieses Denkmal bestimmten Büsten, so wie der Vorbereitungen gedacht worden, die für Errichtung des Gebäudes bereits vor neun Jahren begannen. Als Stätte dieser Walhalla wählte König Ludwig eine Höhe bei Donaustauf, stromabwärts von Regensburg, wo die schönste Aussicht auf Land, Strom und Gebirg die großen Erinnerungen hervorruft, welche sich an diesen Mittelpunkt Deutschlands knüpfen. Der 18. Oktober d. J., als der Jahrstag der Leipziger Befreiungsschlacht, ward zur feierlichen Legung des Grundsteins bestimmt, und so sollte ein Vorsatz, dem Ruhme deutscher Nation in der verzweiflungsvollsten Zeit geheiligt, in einem Augenblicke zur Ausführung gelangen, wo der Deutsche mehr als jemals sich seines Vaterlandes zu freuen Ursache hat.

Mehrere Tage vorher festlich in Regensburg empfangen, begaben sich der König und die Königin am Morgen des 18. Oktobers mit ihrem Gefolge an das Ufer der Donau, wo ein zu diesem Zweck erbautes Schiff sie aufnahm und stromabwärts an das jenseitige Ufer brachte. Kanonendonner und Musik begrüßten die Ankommenden. Der schönste Tag hatte sein heitres Licht über die Feier ausgebreitet. Auf der Höhe des Walhallaberges wurden sie von dem Architekten und sämmtlichen Behörden empfangen; ein Zelt nahm die königlichen Personen auf; für die Behörden waren Tribünen errichtet, den Umkreis bildeten schön costümirte Landmädchen, mit Weinreben die Gränze für die Zuschauer ziehend, welche zu Tausenden die Fläche des Bergs bedeckten.

Auf ein von dem Könige gegebenes Zeichen trat der Staatsminister des Innern, Hr. v. Schenk, hervor und begrüßte den neu entstehenden Bau mit folgender Rede:

„Das Wort Seiner Majestät unsers allergnädigsten Königs hat uns heute an erhabener Stätte zu einer erhabenen Feier versammelt.

„Die Stätte, auf der wir stehen, ist ein Berg, umkränzt von Eichen, dem Sinnbild teutschen Sinnes; zu unsern Füßen rauscht der mächtige Donaustrom und bringt uns die Grüße eines verbrüderten Nachbarlandes, in dem er entsprungen; nordwärts wölben sich beschattete Hügel, die bis an den gewaltigen Böhmerwald reichen; südwärts glaubt unser Blick, über die mit Getraide gesegnete Ebene Bayerns weggleitend, die schneeigen Gipfel seines fernen Hochgebirges zu entdecken; neben uns ragen die Trümmer der Veste Stauf, wo ehdem ein starkes Ritter-Geschlecht gehaust, und aus dem nahen Regensburg, dem ersten Sitze der Bayerfürsten, wo Otto von Wittelsbach belehnt worden, erhebt sich wie ein Fels der herrliche Dom. So umgeben uns rings Bilder teutschen Fürstenthums, teutscher Kraft, Gottesfurcht und Kunst.

„Doch, wenn auch jene Gebirgswand gegen Nord und Süd niedersinken, unser Horizont sich noch zehnfach erweitern und das ganze teutsche Vaterland offen vor uns liegen könnte, wir würden in keinem seiner Gauen ein Gebäude erblicken, dem ähnlich, dessen Grundsteinlegung wir an dieser Stätte feiern.

„Wohl wurden, seit Bildung und Gesittung in Teutschland einheimisch geworden, viel herrliche Gebäude darin gegründet; Jahrhunderte lang übte sich die beharrlichste Kunst oft am Bau eines Domes; die teutschen Lande sind erfüllt mit Kirchen und Palästen, Burgen und Schlössern, und die jüngste Zeit hat jeder Art von Kunst Tempel und Hallen geschaffen, würdig des alten, schönen Vaterlandes der Kunst. Auch haben einzelne große Männer Standbilder und Denksteine erhalten, mehr jedoch im Sinne der einzelnen Völkerstämme, als im Geiste des teutschen Gesammtvolkes. Nie aber noch ist allen großen Männern, die Teutschland seit den zwei Jahrtausenden seiner Geschichte erzeugt hat, ein Denkmal gesetzt worden.

„Der Gedanke, ein solches Denkmal zu gründen, war dem Könige Ludwig von Bayern vorbehalten, und wer war würdiger, der erste diesen Gedanken zu fassen? —

Digitized by Google

Er, der von früher Jugend an für des gemeinsamen Vaterlandes Wohl und Ehre glühte, den als Herrscher, Krieger und Dichter Lorbeern und Eichenkränze schmücken, Er ist es werth, die Bilder, gleichsam die Geister der größten teutschen Fürsten, Feldherrn, Weisen, Künstler und Gelehrten in einer prächtigen Walhalla, wie in einem Wohnsitze der Seligen, zu vereinen.

„Es war in den Tagen der tiefsten Erniedrigung Teutschlands, zu Anfang des Jahres 1807 — wo das teutsche Reich nach gerade tausendjähriger Dauer, mehr noch durch innere unheilbare Mängel, als durch äußere Gewalt zusammen gebrochen und dessen einzelne Trümmer allmählig unterjocht wurden; — in dieser düstern Zeit war es, als der Kronprinz von Bayern, damals ein zwanzigjähriger Jüngling, den Entschluß faßte, dem teutschen Ruhme ein Denkmal zu stiften, mit ahnungsvoller, vom Erfolge nicht getäuschter Seele vorherschauend, daß derselbe nur augenblicklich verdunkelt, nicht erloschen sey und daß aus den Trümmern des veralteten Reichsverbandes dereinst, nach heldenmüthiger Befreiung, ein kräftig verjüngter Staaten-Bund entstehen würde.

„Mit jugendlichem Feuer ergriff der Prinz die begeisternde Idee, mit männlicher Beharrlichkeit pflegte er sie und verfolgte ihre Ausführung. Umsichtig und streng wurde die Wahl der für Walhalla bestimmten Namen mit selbst großen Männern berathen, sinnvoll der Ort ausgesucht, und schon waren viele Brustbilder, — alle aus weissem Marmor und alle das Werk von Künstlern teutscher Zunge, — vollendet, als der Kronprinz im Jahre 1821 die Ausführung des Gebäudes, welches alle diese Bilder aufnehmen sollte, nach einem von ihm genehmigten Plane dem trefflichen Baukünstler Leo von Klenze übertrug. Noch in dem nämlichen Jahre wurde die Ausführung der einzelnen Theile in den Marmorbrüchen des Untersberges, eines Eigenthumes Seiner Majestät des Königs, begonnen, und diese Vorarbeiten sind nunmehr so weit gediehen, daß heute, — am siebzehnten Jahrestage der Leipziger Schlacht, am Tage eines glorreichen, ächt teutschen Sieges, — der Grundstein Walhalla's gelegt, und dieselbe in sechs Jahren vollendet seyn kann.

„Ueberspringen wir mit geistigem Auge die Jahre bis zu Walhalla's Vollendung und denken wir uns das Gebäude prangend auf dieser Höhe in seiner ganzen Majestät, welch' ein Anblick wird den Wanderer, der sich dem Ufer der Donau naht, — den Schiffer, der sie durchsegelt, hier überraschen! Er gewahrt auf dem Gipfel dieses Berges einen großartigen Tempel, von weißem Marmor, würdige Halle der Verklärten, ruhend auf mächtigen dorischen Säulen, umgeben am Abhange des Berges von cyclopischen Mauern und bis tief hinab von prächtigen, nach beiden Seiten auslaufenden steinernen Treppen, in deren Mitte sich die für die Brustbilder der noch Lebenden bestimmte Halle der Erwartung befindet.

„Der Wanderer geht jene Stufen hinauf, von den Giebelfeldern des Tempels leuchten ihm Bildwerke in runder Arbeit entgegen, dem Andenken der Besiegung der Römer durch die Cherusker und des jüngsten Befreiungs-Krieges gewidmet. Er tritt in den Tempel und sein erster Blick fällt auf ein die Wände umlaufendes Fries, darstellend der teutschen Urbewohner Einwanderung, Religion, Sitten und Gebräuche, Krieg und Verkehr bis auf Wittekinds und seiner Sachsen Taufe, die Teutschlands christliche Umgestaltung geschlossen. Und unter diesem Fries umringen den Wanderer die Bilder und Namen großer Männer, die unser herrliches Vaterland, das Herz von Europa, in allen öffentlichen Verhältnissen, in allen Zweigen des Wissens und Könnens hervorgebracht hat.

„Die Reihe dieser Großen beginnt mit jenen alten Helden, an deren Urkraft zuerst die römische Weltmacht sich gebrochen; ihnen folgt der Stamm Pipins von Heristal, einziges Beispiel einer vier Generationen hindurch fortdauernden Geistesgröße; dann, nachdem diese Größe in Karls Nachkommen allmählich erloschen, die Reihe der edelsten und kräftigsten Kaiser aus sächsischem und fränkischem Geschlechte, die Hohenstaufen mit ihrem weit über ihr Reich und weit über ihre Zeit hinaus ragenden Streben; endlich die Habsburger, vor allen der friedenbringende Rudolph, der erste Maximilian, mit Recht der letzte Ritter genannt, und die größte der Frauen, welche je geherrscht, Maria Thereſia. An diese Reihenfolge der Kaiser schliessen sich die großen und guten Fürsten, die nicht dem gesammten Reiche, sondern nur ihrem eigenen Lande, oder, in Teutschland geboren, fremden Völkern vorgestanden in verhängnißvoller Zeit mit bleibendem Ruhm, wie Bayerns Otto und Maximilian, Hessens Amalia, Zweybrückens Karl auf dem schwedischen, Wilhelm von Oranien auf dem englischen Throne, Preussens einziger Friederich, Anhalts Katharina als Selbstherrscherin der Reussen.

„Alle diese Fürstenhäupter sind umgeben von den größten Männern, die mit ihnen für Glauben und Wahrheit, für Ruhm und Freiheit, für Wissenschaft und Kunst gelebt, gekämpft, gestorben. Feldherren, von dem Cherusker Herrmann, der die Römer, — bis auf Schwarzenberg und Blücher, die heute vor siebzehn Jahren das französische Kaiserthum besiegten; — Glaubensmänner, wie Nikolaus von der Flüe und Thomas von Kempis; — Weise, wie Leibnitz und Haller; — Teutschlands erste Dichter von dem Verfasser des gewaltigen Nibelungenliedes bis auf Schiller (möge Göthe noch lange in der Halle der Erwartung verweilen!) — die Heroen der teutschen bildenden Kunst, der unser König neues Leben eingehaucht, von den ältesten Meistern bis auf Mengs — endlich die erhabenen Dioskuren der teutschen Tonkunst, Gluck und Mozart.

„Die Geister all dieser großen Teutschen scheinen in

Digitized by Google

dieser feierlichen Stunde sich niederzusenken und dankbar den edelsten der Könige zu segnen, der ihrem ewigen Andenken hier eine herrliche Stätte bereitet. Ihr Segen ist nicht fruchtlos, er ist vereint mit dem des Himmels, — er liegt schon in diesem Momente selbst. Während in manchen andern, ach! auch teutschen Staaten Empörung oder Mißtrauen die heiligen Bande zwischen Fürsten und Völkern zu zerreißen oder loser zu machen drohen, steht hier der glückliche weit beglückende König Bayerns, fest und ruhig, voll Vertrauen, mit klarer Ansicht Seine Zeit erkennend, mit ernstem Blicke Seinen hehren Beruf erwägend, mit Beharrlichkeit ihn erfüllend, und im Bewußtseyn des tiefsten inneren Friedens den Grundstein legend zu einem Denkmal teutscher Größe, die Ihn erfüllt, und teutscher Treue, die Sein biederherziges Volk Jahrhunderte bewährt hat und bewähren wird."

Diese Worte, mit Enthusiasmus gesprochen, machten tiefen Eindruck; ein tausendstimmiges Lebehoch folgte ihnen. Hierauf legte der König mehrere Gegenstände in die Tiefe des Grundsteins: Den Plan, Aufriß und Durchschnitt des Gebäudes, auf Steinplatten gravirt; eine in Stein gegrabene historische Nachricht über diese Grundsteinlegung; das Modell der Walhalla von gebranntem Thon; das Bildniß des Königs, auf Porzellan gemalt; drei Geschichtsthaler; die bayerischen Münzen des laufenden Jahrs und ein Felddenkzeichen der Kriegsjahre 1813 und 14. Diese Handlung ward von Kanonensalven und Trompetenstößen begleitet. Als der König den silbernen Hammer zur Führung der gewöhnlichen drei Schläge auf den Grundstein ergriffen hatte, sprach er mit lauter Stimme und erhebendem Ausdrucke die schönen Worte: „Möchten in dieser sturmbewegten Zeit, fest, wie dieses Baues Steine vereinigt seyn werden, alle Deutsche zusammenhalten!" — Die Wiederholung der Ceremonie von Seiten der Königin und mehrerer anwesenden Fürstlichen Personen beendigte die Feierlichkeit.

Der Anfang zum Bau wird im nächsten Frühjahr gemacht, wo die schon fertig behauenen Steine aus den Marmorbrüchen des Untersbergs bei Salzburg zu Wasser nach Donaustauf gebracht werden. Das Gebäude wird sich in einer Ausdehnung von 580 Fuß den Berg hinauf erstrekken und so im Ganzen eine Höhe von 260 Fuß und eine Breite von 220 Fuß einnehmen. Den oberen und Haupttheil bildet ein altdorischer, ganz aus weißem Marmor construirter Tempel, 110 Fuß breit, 232 Fuß lang und 65 Fuß hoch, mit 8 Säulen in der Fronte und 17 Säulen auf der Nebenseite, auf drei Stufen sich erhebend, zu welcher breite Treppen, von cyclopischen Mauern getragen, den Berg hinanführen. Das Giebelfeld der Vorderseite werden Bildwerke schmücken, Deutschlands Ruhm und Befreiung in kolossalen Figuren darstellend. Hinter den 8 Säulen, welche die Fronte bilden, wird eine zweite Reihe von 6 Säulen die Eingangshalle stützen, durch welche eine große Thür in das Innere des Tempels führt. Der Hauptraum zur Aufnahme der Büsten, der sich hier eröffnet, 142 Fuß lang und 50 Fuß breit, ist in drei Abtheilungen gesondert durch vortretende jonische Säulen-Paare, welche auf vorspringendem Gebälk die breiten Gurten des mit Cassettirungen in Gold, Blau und Weiß verzierten Gewölbes tragen. Den Fries der Wandabtheilungen nimmt das von dem Redner erwähnte Marmorrelief ein, der deutschen Urbewohner Einwanderung, Sitten und Gebräuche, Krieg und Verkehr bis auf Wittekinds und seiner Sachsen Taufe vorstellend, welches von Hrn. Wagner in Rom entworfen und bereits zum größern Theil ausgeführt ist. Die Wände werden mit röthlichem Marmor aus bayrischen Brüchen bekleidet, und an denselben kommen die Büsten, theils auf Consolenbänken, theils auf einzelnen Postamenten und Consolen zu stehen; darüber werden Schilde mit den Inschriften der Namen angebracht. Um Einförmigkeit zu verhüten, werden kolossale Viktorien, Candelaber verschiedener Größe und Throne dazwischen, Abtheilungen und Unterbrechungen bilden. Die Anzahl der aufzustellenden Büsten beträgt gegen 150. Der Fußboden wird gleichfalls mit Marmorplatten belegt. Die Erleuchtung geschieht durch die in den drei Abtheilungen des Gewölbes angebrachten Oberlichter. — Hinter dieser Ehrenhalle bleibt, dem Opisthodomus des griechischen Tempels entsprechend, noch ein kleinerer Raum für eine Bibliothek, welche theils die Lebensbeschreibungen, theils die Werke der Gefeierten enthalten soll, deren Büsten die Walhalla aufgenommen hat. Dieser Raum wird durch einen unterirdischen Gang mit der unter der Doppeltreppe liegenden Halle der Erwartung in Verbindung gesetzt. — Auf der Rückseite des Gebäudes ist schon jetzt ein breiter Fahrweg angelegt, welcher bequem vom Ufer auf die Höhe des steilen Berges heraufführt.

Kunstgeschichte.

(Beschluß.)

Das Werk von Q. de Quincy stellt das Leben Rafaels nach allgemeinen Gesichtspunkten in einer lebendigen Sprache dar; ohne grade einer gründlichen Erforschung des Einzelnen zu genügen. Diesem Mangel nun scheint Longhena dadurch abhelfen zu wollen, daß er über Rafael alle möglichen Notizen von allen Seiten her zusammenbringt. Sein Verfahren, das auf diese Weise durchaus kompilatorisch ist, und jedes allgemeinern Gesichtspunktes entbehrt, macht auf den Leser den Eindruck, welchen ehemals wohl eine Ausgabe um notis variorum hervorzubringen pflegte. Das Hauptverdienst Longhena's besteht nun darin, daß er, von vielen Seiten her unterstützt, manche früher unbekannte Gemälde aufführt, und über andere

Digitized by Google

genauer, als vor ihm geschehen, berichtet. Er ist namentlich bei den frühsten Arbeiten Rafaels hierin sehr sorgfältig verfahren; doch sucht er auch bei den folgenden den jetzigen Zustand und Aufenthalt der Werke anzugeben. Da wir, was im Einzelnen Löbliches von ihm geleistet ist, unten in einem kurzen Auszuge nachfolgen lassen, so beschränken wir uns hier blos auf eine allgemeine Charakteristik des Werks. —

In den Notizen bringt Longhena Alles bei, was ihm von vielen Seiten her mitgetheilt ist, namentlich an Stellen, wo der Leser den vorliegenden Streit durch ihn zum Endresultat gebracht zu sehen wünscht. Wie die Critik überhaupt die schwächste Seite des kompilatorischen Verfahrens ist, so sucht unser Vf. ganz besonders sich der Schwierigkeiten durch Phrasen zu entledigen. In der Art ist das, was er über Rehberg sagt, wenn dieser das Münchner Bildniß des Bindo Altoriti für das des Rafael hält. Longhena begibt sich aber nicht nur bei schwierigen Punkten, sondern auch in vielen andern Stellen seines Urtheils, wo er andere für sich sprechen läßt. Um nur nicht zu häufig in der fortlaufenden Erzählung gestört zu werden, dürften die meisten Leser diesen Fürsprechern das Meiste gerne erlassen. Dahin rechnen wir unter andern S. 65 und ff. die große Abhandlung von Missirini, der aus historischen und andern Gründen die Frescomalerei als Uebung der Jugend empfiehlt. Vieles, was von dieser Art vorkommt, mag ein örtliches Interesse für sich haben, es mag in dieser Beziehung in Italien noch vieles auseinander zu setzen seyn, was in Deutschland längst zur Entscheidung gebracht ist; vieles aber, wenn in Italien auch zeitgemäß, bleibt überflüssig, und scheint häufig nur beigebracht, um an dem Werke nichts von seinen Kenntnissen zu sparen. Wir nennen hier nur S. 152 ff.: Galls Vertheidigung, die Longhena doch auf keine Weise gründlich führen konnte. Aber es ist grade das Wesen der Compilation, nie Maaß zu halten und nie fertig zu werden. Daher werden denn auch schon früher berührte Sachen ohne weitere Veranlassung an Stellen wieder aufgenommen, wo sie Niemand wieder zu finden erwartet. In der Art ist S. 134 der Nachtrag über die Vermählung der Maria. Bei aller Weitschweifigkeit muß ein solches Verfahren doch vieles übersehen, und so ließen sich noch manche Gemälde anführen, welche in diesem Werk nicht verzeichnet sind. Um in dieser Hinsicht vollständig zu seyn, hätte Longhena nicht allein, wie es der Fall ist, die deutschen Hauptwerke über Rafael kennen müssen, sondern auch was in einzelnen Abhandlungen in Bezug auf ihn geschehen ist. —

Die im Anhang mitgetheilten Briefe enthalten zum größten Theil ausführliche Beschreibungen von Gemälden, ohne grade dieselben einer genauen Critik zu unterwerfen. — Die Uebersetzung ist im Allgemeinen treu und im Einzelnen durchgehends genau. Man fühlt zwar, daß man eine Uebersetzung liest, zumal da die Anmerkungen von Longhena durch eine leichte und gefällige Schreibart vor derselben sich auszeichnen; der Contrast stört aber weniger, da man in den Anmerkungen an Störungen sich gewöhnen muß, welche verschiedene Schreibarten hervorbringen.

Die Aufzählung der Handzeichnungen ist sehr bequem und die übersichtliche Tabelle ihrer Genauigkeit wegen sehr zu loben, nur daß man bei derselben die chronologischen Angaben ungerne vermißt. Man muß jedesmal in dem Werk selber nachschlagen, welches doch grade in dieser Beziehung manches zu wünschen übrig läßt. — Das Ganze ist von der Verlagshandlung durchaus vortrefflich ausgestattet.

G.

Bemerkungen über Kunst.

Relative Siege in der Kunst sind bedenklich; — man soll stets nach absoluten trachten.

*

Wer seinen Culminationspunkt in der Kunst erreicht hat, sollte anonym fortschaffen. Für einen Namenlosen wäre manches Werk ein Meisterstück, was dem Altmeister als Kunstnatur-Nachlaß Tadel zuzieht.

*

Daß in der Kunstwelt so oft und fast ausschließlich nur die größten Namen genannt werden, beweist kein gutes Gedächtniß der Nachwelt, sondern ein schlechtes. Die Unsterblichen leben auf Kosten der Gestorbenen fort. Es haben viel mehr Künstler Großes, ja fast Unerreichbares geschaffen, als in jeder Kunstart nur ihrer etwa drei, wie sie im Gedächtnisse Aller leben, die nicht tiefer in die Kunst-Schätze der Vorwelt eingehen. Wie lange galt Albrecht Dürer für den einzigen, größten, altdeutschen Maler?

Berichtigungen.

In dem Aufsatz über die Glyptothek in München, Kunstblatt No. 66, sind folgende sinnentstellende Druckfehler zu berichtigen: Sp. 1 Z. 17 v. u. statt beredsamen l. bedeutsamen. Sp. 1 Z. 16 v. u. st. an l. auf. Sp. 1 Z. 8 v. u. st. Beredsamkeit l. Bedeutsamkeit. Sp. 1 Z. 2 v. u. st. Theth l. Theb. S. 342 Sp. 1 Z. 13 v. u. st. Cinnora l. Canova. S. 342 Sp. 1 Z. 7 v. u. st. ein Mohr l. eine Muse. S. 342 Sp. 2 Z. 1 v. u. st. entdeckter l. antiker. S. 342 Sp. 2 Z. 6 v. u. st. hor l. hoc. S. 342 Sp. 2 Z. 7 v. u. st. dicenit l. dicavit. S. 342 Sp. 2 Z. 13 v. u. st. klinge l. Klonze. S. 342 Sp. 2 Z. 15 v. u. st. Bebauung l. Betonung. S. 343 Sp. 1 Z. 9 st. des Cornelius l. Cornelius. S. 343 Sp. 1 Z. 14 st. eine l. einer. — Der Herausgeber bittet die Leser und Mitarbeiter, ihn bei seiner Entfernung vom Druckorte nicht für die zahlreichen Druckfehler verantwortlich zu machen, die sich im Kunstblatte finden.

№. 92.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 18. November 1830.

Francesco Longhena über einige Gemälde von Rafael.*)

1. Giovanni Sanzio wird vom Vf. gebührend gepriesen, der folgende Sachen von ihm anführt:

1. Ein Frescogemälde in der Kirche de' Dominicani de Cagli zu Urbino, auf dem untern Theil die Krippe, auf dem obern die Auferstehung darstellend. Der Styl zeigt Zartheit und viele Wahrheit.

2. Im Hause des Grafen Materozzi Gonfaloniere di Cagli ein Franciscus, stehend, naturgetreu, aber in einer etwas trockenen Manier; weniger gut als das ebengenannte, aber nicht ohne Verdienst.

3. Auf dem größern Altar der Kirche de' Minori Osservanti eine heilige Familie, die Madonna auf dem Thron, umgeben von mehreren stehenden Personen, unter denen sich namentlich der Sebastian auszeichnet. Das Colorit ist kräftig und die Ausführung sehr schön. Ueberdies ist das Gemälde trefflich erhalten und durch den Namen des Malers beglaubigt.

4. Eine Heimsuchung der Elisabeth in Sta. Maria Nuova. Die Composition ist sehr einfach, das Colorit etwas trokken und schwach.

5. Das sehr bedeutende Gemälde in der Gallerie zu Berlin, die Madonna auf einem Thron sitzend, auf ihren Knieen das Kind Jesus aufrecht haltend, umgeben auf der einen Seite vom kleinen Johannes, auf der andern von einem Knäbchen desselben Alters, den Einige für den jungen Rafael halten. Seine Hände sind zur Anbetung zusammengefügt. Außerdem befinden sich auf dem Bilde die zwei Apostel Jakobi, der ältere mit dem jüngern, vortrefflich gruppirt.

II. Das erste Gemälde Rafaels, dessen einige Biographen auch erwähnen, und das sich jetzt noch in einem Zimmer seines väterlichen Hauses zu Urbino befindet, ist eine Madonna in Fresco. Sie steht und liest, das Kind im Arm haltend und an die Brust drückend. — Daß Rafael seinem Lehrer Perugino bei der Himmelfahrt geholfen, welche dieser für die Benedictiner in St. Pietro ausführte, und welche in Paris geblieben ist, scheint unwahrscheinlich, da er dazu im J. 1495, in welchem das Bild gemalt ward, schwerlich im Stande war. Aber an dem Bilde, welches Perugino entweder im J. 1497 oder 1498 in S. Antonio Abate für die Olivetaner Mönche malte, und das jetzt nicht mehr vorhanden ist, malte Rafael zwei Tafeln, die eine mit den Heiligen Sebastian und Franciskus, die andere mit den Heiligen Hortulanus und Constanz: halbe Figuren, welche sich noch in der Akademie der Künste zu Perugia befinden. Außerdem glaubt man, daß Rafael seinem Lehrer bei dem berühmten Gemälde der Auferstehung geholfen hat, welches dieser für die Conventualen des heil. Franciskus ausführte, und das sich jetzt zu Rom im Vatikan befindet. In dem einen Wächter nämlich, der bereits wach ist, und sich in einiger Entfernung links vom Sarge befindet, erkennt man das Bildniß des Perugino, wie Rafael es auch später, den Zügen nach, in der Schule von Athen, anbrachte; in einem schlafenden Soldaten dagegen, rechts vom Sarge, findet man den jungen Rafael wieder, das Haupt mit einem rothen Käppchen bedeckt. — Das Haus Baglioni zu Perugia besitzt eine Madonna von Perugino, welche von Rafael ausgeführt scheint. So fand sich früher in der Kirche der Franciskaner des heil. Gaminianus, in Toskana, ein Christus mit einer Magdalena, umgeben vom h. Hieronymus und dem h. Johannes, gezeichnet von Perugino, gemalt von Rafael. Namentlich ist die Anmuth, welche man am Johannes und an der Magdalene bewundert, dem damals fünfzehnjährigen Schüler zuzuschreiben. Das Gemälde wurde vom Fürsten von Gallitzin angekauft und ist nach Rußland gekommen. Zu den ersten Arbeiten Rafaels gehören außerdem folgende Sachen:

1. Zu Perugia in einem Zimmer des Abate de' Monaci Camaldolesi ein kleines Crucifix in Fresko, worin man noch mehr die Schule des Vaters, als des Perugino zu erblicken glaubt.

*) Auszug aus dem bereits angezeigten Werke: Istoria della vita e delle opere di Raffaello Sanzio da Urbino del Signor Quatremere de Quincy, voltata in Italiano, corretta, illustrata ed ampliata per cura di Francesco Longhena. — In Milano 1829. — Pag. 844. Pref. XII.

Digitized by Google

2. Daselbst in der Kirche di St. Pietro de P. P. Benedittini neri o Casinesi sieht man ein kleines Freskogemälde mit zwei Knäbchen, kopirt von Rafael nach zwei Knäbchen des Perugino, welche dieser auf einem ehemals in Sta Maria dei Fossi befindlichen Bilde der h. Anna anbrachte. Es ist dies ein Studium Rafaels, das er unter dem Perugino zwischen 1495 — 1500 verfertigte.

3. Dieselben Mönche besaßen einst noch zwei andere Tafeln, welche über der Thür des Schiffs dieser Kirche angebracht waren. Die eine Tafel stellte den todten Christus dar, umgeben von den frommen Weibern, die andere die Madonna mit dem Kinde und einigen Engeln. Beide sind von den Franzosen geraubt worden.

4. Eben da, im Pallast Penna, ist durch Zeichnung und Anmuth bewundernswürdig ein rundes Gemälde mit der Madonna und dem Kinde, von Rafael in der Manier seines Meisters gearbeitet.

5. Der Graf Giulio Cesarli in Perugia besaß früher das Studium eines vielleicht identen Kopfs, etwas unter natürlicher Größe, auf einem Ziegelsteine, gearbeitet in der Manier, deren er sich später beim Parnaß bediente. Es befindet sich jetzt im Besitz des Königs von Baiern (gestochen bei Longhena zu S. 10).

6. Daselbst besitzt das Haus Connestabili eine Madonna, ihr Kind in den Armen haltend, welches ein offnes Buch anlächelt, das die Mutter in der Hand hält. Den Grund bildet eine vortreffliche Landschaft. Das Ganze ist von unglaublicher Naivetät und Schönheit. (Gestochen von Amsler.) Ueber die Aechtheit dieses Bildes entschied früher ein Originalbrief, in dem er vier andere sehr schöne Kopien in Perugia, als eben so viele von Rafael selbst ausgeführte Wiederholungen, darthat. Der Brief kam in die Hände unwissender Leute und ging verloren. Eine Wiederholung befindet sich auch zu Mailand im Besitz des Herrn Oggiovi (gest. von Caronni).

7. Um diese Zeit pflegte Raphael die Werke seines Meisters zu kopiren. Zwei treffliche Täfelchen, eine Taufe Christi und eine Auferstehung, befinden sich jetzt zu München. Die Originale von Perugino waren ehemals in der Sakristei di S. Pietro, zu Perugia, wurden aber im Jahr 1798 fortgeschafft, so daß man nicht weiß, wo sie jetzt sind.

8. Ein kleines Bild, in dessen Mitte sich die h. Jungfrau befand, und die h. Catharina und Maria Magdalena sind auf den Flügeln mit Liebe, aber mit Aengstlichkeit ausgeführt. Das Mittelstück ist verloren, die zwei Flügel sind bei dem Ritter Camuccini.

9. Camuccini besitzt außerdem noch eine kleine Tafel mit der Jungfrau und dem Kinde auf ihrem Schooß, welches von der Mutter eine Blume erhält, von außerordentlicher Lieblichkeit. Dieß Bildchen ist wohl aus Rafaels späterer Zeit.

10. Die Nonnen di S. Bassiano in Toskana besaßen einst eine kostbare Tafel, auf der Christus am Kreuz, auf den Seitenthüren die Jungfrau mit Johannes, und die beiden Marien gemalt waren. Die Aechtheit ist nicht zu bezweifeln. Außer dem Fleiß und der Frömmigkeit des Bildes beweist dies der Name des Rafael, welcher sich auf dem Kleide des Johannes, nach oben zu befindet. Man weiß nicht, wohin dies Bild gekommen ist.

11. Ein Gemälde, noch aus der ersten Manier, aber dem Uebergang zur zweiten nahe, ist eine der schönsten Zierden der Sammlung des Prof. Jos. Longhi in Mailand. Es ist ein heil. Sebastian, halbe Figur, nicht nackt wie gewöhnlich, auch nicht von Pfeilen durchbohrt, sondern schön gekleidet und bloß einen Pfeil in der Rechten haltend, zum Zeichen seines Märtyrerthums. Das Gesicht ist außerordentlich lieblich, und gleicht, nur um vieles jünger, dem Bildniß Rafaels in der Schule von Athen. Die Ausführung ist sehr sorgfältig, aber zugleich freier als in den andern Werken. Die Haare sind merkwürdig leicht behandelt, das Colorit so wahr und lebendig, daß die Zeit es bis auf unsere Tage durchaus hat verschonen müssen. Hoch 43 Centimetri, breit 33. (Gest. bei Longhena zu S. 13.)

12. In derselben Sammlung ist ein sehr kleines rundes Gemälde auf Holz, 11¼ Centimetri lang, 5¼ hoch. Es stellt die Verkündigung dar; die Madonna sitzt, den Kopf etwas nach vorn geneigt, in der linken Hand ein Buch haltend, die Rechte an die Brust bewegend; der Engel ist halb vor ihr niedergekniet, hält in der Rechten die Verheißung, in der Linken eine Lilie. Im Hintergrunde ein Zimmer mit einem Bett; sowohl der Kopf des Engels, als der der Jungfrau, ist mit goldenem Heiligenschein versehen. Die Composition, die Proportionen, die Bewegungen, die Charaktere der Köpfe, alles kündigt Rafaels erste Manier an, so viel man nämlich bei so kleinen Figuren sehen und urtheilen kann. Das Bild ist gut erhalten.

13. Eine Tafel mit einer Madonna, mit dem Kinde zur Seite; die Thüren inwendig mit zwei Heiligen, außen mit einer Verkündigung versehen, ist im Besitz der Familie Fumagalli zu Mailand.

14. Ein nicht weniger bedeutendes Gemälde, einen auferstandenen Christus vorstellend, hat der Graf P. Tosi zu Brescia.

III. Die Verlobung der Maria ist mit ganz geringen Veränderungen nach einem Bilde des Perugino ausgeführt, welches derselbe für den Altar des h. Joseph in der Cathedrale zu Perugia im J. 1495 malte. Man sieht daraus, daß Rafael sich nicht scheute, sich für einen Schüler Perugino's auszugeben, zu einer Zeit, als er seinen Meister schon übertraf; daß Rafael ferner diese Composition seines Pinsels würdig hielt, nachdem er in einem neuen Styl zu

malen angefangen und vielleicht die besten Werke der Florentiner schon gesehen hatte. Untersucht man beide Gemälde genau, so findet man weiter keine Verschiedenheiten, als daß der Priester beim Rafael über dem priesterlichen Gewande eine fliegende Binde hat und sich ein wenig zur Jungfrau neigt, bei Perugino dagegen ganz grade steht, und dann, daß Rafael seinem Tempel im Hintergrunde mehr Wahrheit gab durch Wegnahme einiger Bäume, welche beim Perugino den Eingang des Tempels zu beschränken schienen. Sonst entsprachen die Grüppchen der Jünglinge und Mädchen einander durchaus auf beiden Bildern in der Bewegung, der Anzahl und der Kleidung. Die Ausführung verräth an vielen Stellen die Kindheit des Pinsels; er scheint die weibliche Schönheit damals in kleine Augen und breite Gesichter gesetzt zu haben, wenigstens haben die ältern Frauen größere Augen als die jüngern; ein Fehler, von dem er sich bei seinen ersten Arbeiten im Vatikan schon frei gemacht hatte. Uebrigens hat dieses Bild aus seiner ersten Manier lebhaftere und durchsichtigere Farben, als die nachfolgenden Sachen aus einer fast besseren Manier. Diesem Bilde an Farbe und Styl ganz ähnlich soll zu Neapel im Mus. Borbon. eine Jungfrau mit dem Kinde seyn, welches auf ihrem linken Knie sitzt. Ihr zur Seite sind 7 Heilige. Camuccini hat es dem Perugino zugeschrieben, aber Alles scheint auf Rafaels erste Manier zu deuten. In einem Nachtrag kommt der Verf. noch einmal auf das Sposalizio zurück und weist P. Pungileoni's Meynung ab, welcher den Freyer, der seitwärts die Gerte zerbricht, für Rafaels Vater hält. Den Tempel soll Perugino dem Rafael gezeichnet haben. Das Original des Perugino ist durch Geschenk Pius VII. an einen französischen General nach Lyon gekommen, wo es sich noch befinden soll; andere wollen es in der Akademie zu Grenoble gesehen haben. —

IV. Nach einem alten und in Spoleto und der Umgegend traditionell fortgepflanzten Gerücht malte Rafael, zur Strafe für ein Vergehen, vom Perugino dahingeschickt, in der Abtei von S. Pietro di Fiziotillo, nahe bei Spoleto, eine Anbetung der drei Könige. Aber das Gerücht wird, durch archivalische Forschungen an Ort und Stelle angestellt, in keiner Beziehung bestätigt, wenn auch das Bild von unglaublicher Naivetät ist, und der ersten Manier Rafaels nahe kommt. Vielmehr scheint es der Farbe, der Zeichnung, der Gruppirung nach dem Giovanni Spagea vindicirt werden zu müssen, welcher sich in Spoleto aufhielt und Rafaels erster Manier nahe kömmt. Es ist in Tempere gemalt, und gehört jetzt der Familie Necajani zu Spoleto.

V. In Perugia bei dem Herrn Lodovico Baldeschi befindet sich einer von den Cartons, welche Rafael für die Freskogemälde der Dombibliothek zu Siena entwarf. Er ist 54 Centimetri hoch, 38 breit, und hat folgende, von den Motten zerfressene, kaum bemerkliche Worte: Questo e la quinta . . . no. V di rafael. Die Composition stellt die Vermählung des Kaisers Friedrich III. mit Eleonore, Infantin von Portugal, vor, begleitet von Cardinal Aeneas Piccolomini, nachherigem Pabst Pius II. Vergleicht man diesen Carton mit dem Gemälde, so sieht man, daß ihm dasselbe bis auf einige Kleinigkeiten durchaus ähnlich ist. Nur in den Gewändern findet sich ein geringer Unterschied und in der Anordnung des Hintergrundes, da man beim Pinturicchio unter Bäumen durch auf die Stadt Siena blickt, bei Rafael auf die Berge, welche sich in der Nähe von Siena befinden. — Hätten die Biographen gewußt, daß dieser Carton als der fünfte von Raphael bezeichnet werde, so würden sie wohl nicht behauptet haben, daß Rafael nur die Hälfte desselben entworfen habe.

Unter denen, welche behaupten, daß Rafael ein Freskogemälde in Siena ausgeführt, ist auch Orsini in dem Elogio di Pietro p. 251. Er nennt als solches eine Geschichte, welche sich dem Eingang gegenüber, neben dem Fenster befindet, und den Rafael selbst zu Pferde zeigt. Der Carton dieses Bildes wird in der Gallerie zu Florenz aufbewahrt.

VI. In die Zeit, als Rafael das erste Mal von Florenz nach Perugia zurückkehrte, scheinen drei Täfelchen zu gehören, welche mit unglaublichem Fleiße ausgeführt sind, die Beschneidung, die Anbetung der drei Könige und die Verkündigung. Sie sind jetzt in der Vatikanischen Pinakothek. — Dazu gehört eine gekrönte Maria, zum Theil von Rafael, zum Theil von Pinturicchio gemalt, jetzt auch im Vatikan. Die Zeichnung zu diesem Bilde ist allein von Rafael; verschiedene Studien zu demselben von ihm, welche der Ritter Wicar besitzt, übertreffen bei Weitem dasjenige, was Pinturicchio daran ausgeführt. — Angelo Maria Cavalier Ricci besitzt eine schöne Copie, wie es scheint von Sassoferrato.

VII. Als Rafael bei seinem zweiten Aufenthalte in Florenz die Freundschaft des Taddeo Taddei gewonnen, arbeitete er für diesen eine Madonna mit dem Kinde auf dem Arm, halbe Figur. Auf dem Halsband der Madonna steht Rafaels Name. Das Bild ist rund, ungefähr 3 Fuß groß und befindet sich jetzt im Besitz des Erzherzogs Ferdinand von Oestreich. Wahrscheinlich für denselben malte Rafael außerdem eine Anbetung der drei Könige, ungefähr einen Fuß und drei Terzien groß. Das Bild kam nach England.

VIII. Wie sorgfältig Rafael bei seinen Arbeiten zu Werke ging, lehrt ein Brief, welcher nach Bottari in den Noten zu Vasari im Besitz des Ritters Carlo del Pozzo war und an Ariost gerichtet ist. Er bittet ihn in demselben, die Charaktere zu untersuchen, welche er in seiner Disputa anzubringen dachte, und ihm anzudeuten, welche am meisten geeignet schienen, den Gegenstand zu verdeut-

Digitized by Google

lichen und zu veredeln; ferner bittet er ihn um Nachrichten über einige Nebensachen, damit er auch diese in ihrer ganzen und besondern Eigenthümlichkeit hervortreten lasse. Vergl. Richardson Traité de la Peinture, etc. tom. 3. part. 2. pag. 333.

(Der Beschluß folgt.)

P a r i s.

Die Herren Paul de Laroche, Scheffer der ältere, Schnetz und Struben haben den Auftrag zur Fertigung von vier Gemälden erhalten, die auf dem Rathhaus, im Saale Heinrichs IV. aufgestellt werden sollen. Diese Gemälde werden die Erstürmung des Louvre, den Herzog von Orleans und Lafayette auf dem Balcon des Rathhauses, die Herzogin von Orleans, wie sie die Verwundeten im Hotel Dieu besucht, und den Eid des Königs der Franzosen vorstellen.

Herr Sosthènes de la Rochefoucault hat seine Entlassung als Direktor der schönen Künste genommen.

Eine Ordonnanz des Königs hat der Kirche Sainte-Genevieve ihren Namen „französisches Pantheon" und ihre patriotische Bestimmung wieder gegeben. Die Inschrift: „den großen Männern das dankbare Vaterland" soll auf dem Giebel wieder hergestellt werden. Auch mit der Wiederherstellung der, von dem jüngst verstorbenen Moitte herrührenden Bildwerke im Giebelfeld ist man bereits beschäftigt.

Herr Lethière, der jüngere, soll den Gedanken gefaßt haben, das Gemälde seines Vaters, welches den Virginius vorstellt, zum Besten der im Juli Verwundeten auszustellen; dieß soll ihm aber von der Regierung nicht verstattet worden seyn.

Die Gallerie Luxemburg soll den Künstlern zur Disposition übergeben werden, um eine Ausstellung zum Besten der Wittwen und Waisen der während der Ereignisse im Juli in Paris gefallenen Opfer zu veranstalten.

Die Stadt Manchester in England hat zur Ehre der Eleven der polytechnischen Schule die Stiftung einer Statue votirt, welche zum Andenken an die Ereignisse im Juli an dem am meisten in die Augen fallenden Orte dieser Schule in Paris aufgestellt werden soll.

Im September erschien in Paris eine Nationalpetition im Drucke, welche von mehrern Künstlern an die Kammer der Abgeordneten gerichtet ist. Unter etwas breiten Gemeinplätzen findet man darin wieder, was schon früher von allen Künstlern gewünscht worden ist, nämlich: eine bessere, einfachere und weniger kostspielige Administration; ein besserer öffentlicher, von allem Monopol freier Unterricht, und die Einführung der Concurse bei Anordnung öffentlicher Arbeiten. Bei Firmin Didot.

Man glaubte eine Zeitlang, die Gallerie der Herzogin von Berry, wird zum öffentlichen Verkauf ausgesetzt werden; dieß scheint jedoch ungegründet, denn die Gemälde sind sämmtlich nach ihrem Schloß Rosny gebracht worden.

Der Minister des Innern hat befohlen, für die Medaille, welche zum Andenken an die großen Ereignisse im Juli geschlagen werden soll, einen allgemeinen Concurs zu eröffnen. Alle französischen Stempelschneider werden zur Bewerbung zugelassen. Die Bewerbung wird durch eine aus sieben Mitgliedern (wovon drei durch die Administration, die vier andern durch die Concurrenten ernannt werden) bestehende Commission begutachtet. Man sieht hieraus, daß der Minister entschlossen ist, das von den Künstlern so sehr gewünschte System der allgemeinen Bewerbung einzuführen.

In diesem Augenblicke findet zu Rouen eine Ausstellung der Gemälde des Herrn Court statt, welche die Aufmerksamkeit der Einwohner fesselt. Darunter befindet sich auch das von der Akademie zu Rouen bestellte Gemälde, welches Corneille vorstellt, wie er von Condé auf der Bühne empfangen wird. Dieses Werk bezeugt, daß Herr Court, welcher sich bei der letzten Ausstellung so sehr auszeichnete, in seiner Kunst neue Fortschritte gemacht hat.

Herr Gros ist beauftragt, ein großes Gemälde, auf die Ereignisse des 28. Juli bezüglich für das Innere des Pantheons zu verfertigen.

Herr Daguerre steht allein noch an der Spitze des Diorama, da Herr Bouton sich zurückgezogen hat.

Herr Fogatier hat seine schöne Bildsäule der Spartacus, wovon das Gipsmodell auf der letzten Ausstellung mit so großem Beifall gesehen worden ist, in Marmor vollendet. Dieß Werk wird als eines der schönsten betrachtet, welche die Bildnerei seit vielen Jahren hervorgebracht hat.

Am 31. August versammelten sich Davids Zöglinge zu einem Mahle zur Feier des Geburtstags ihres Meisters. Der Versammlung präsidirte Herr Julius David, der älteste Sohn, dessen Gegenwart den noch frischen Verlust seines Bruders Eugen, eines von den Tapfern der alten Armee, nur desto lebhafter empfinden ließ. Herr Batagliny hielt bei dieser Veranlassung eine kurze Rede, in welcher er die Gefühle der Verehrung und der Dankbarkeit der ganzen Schule gegen ihren großen Meister aussprach. Darauf wurde der Beschluß gefaßt, einen Commissär zu ernennen, der im Namen der Schüler der Wiederausgrabung der Ueberreste Davids in Brüssel beiwohnen sollte, und bei Sr. Maj. Philipp I. einen ehrfurchtsvollen Schritt zu thun, um ihm den Wunsch auszudrücken, daß die Asche des Wiederherstellers der Malerei zur Ehre des französischen Pantheons zugelassen werden möchte. Dem Vernehmen nach ist ihnen diese Bitte gewährt worden.

Digitized by Google

№. 93.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 23. November 1830.

Francesco Longhena über einige Gemälde von Rafael.

(Beschluß.)

IX. Von der Schule von Athen ist noch ein berühmter Carton vorhanden, welcher von Rom nach Paris gebracht und daselbst in dem Museum unter No. 242 bewundert wurde, von da aber in die Ambrosionische Bibliothek kam, welcher er vom Cardinal Boromeo geschenkt ist. Er ist 8½ Pariser Fuß und 5 Linien hoch, 24½ Fuß und 3 Zoll lang, mit schwarzer Kreide und Kohle ausgeführt. Es fehlen auf diesem Carton der ganze architektonische Theil, welcher den perspektivischen Hintergrund des Gemäldes bildet und somit die zwei Statuen, Apollo und Minerva, welche ihn als einen Tempel der Weisheit kenntlich machen. In der Gruppe der Figuren, welche sich auf der ersten Fläche, dem Beschauer zur Linken, darbietet, hat Rafael die Figur des Epiktet nicht gezeichnet, welche nachher sicherlich hinzugekommen ist, um die Gruppen mit den Seitenfiguren zu verbinden und den zu großen leeren Raum auszufüllen. Die Aspasia, welche sich auf derselben Seite, an dem Fuß der Säule hinzudrängt, um besser sehen und hören zu können, hat auf dem Carton das Käppchen nicht zur Kopfbedeckung; die Haare fallen ohne dieses auf die Schultern. Auf der entgegengesetzten Seite sieht man weder den Maler selbst, noch seinen Meister. Giovanni della Pasa nähert sich mit dem Zoroaster, aber ohne daß dieser den Globus hat, welchen er auf dem Gemälde selbst trägt. Auf dem obern Theil fehlt die erste Figur, welche man auf dem Gemälde in der Ferne, dem Beschauer zur Linken, findet. So finden sich auf der andern Seite auch nicht die zwei Figuren, welche auf dem Gemälde etwas aus der Ferne ihre Schritte gegen den Mittelpunkt richten, um sich mit der Gruppe zu vereinigen, welche den Plato und Aristoteles umsteht. Uebrigens sind die Gesichter, die Gewänder, die Gruppirungen im Ganzen denen des Gemäldes gleich. Die Veränderungen hat Rafael gemacht, um die Gruppen unter einander zu verbinden und leere Räume auszufüllen.

X. Bocchi in seinem Werk, betitelt: Le Bellezze della citta di Firenze etc. ampliate ed accresciate da Giovanni Cinolli, Firenze 1677 p. 277, erzählt, daß Rafael für seine Sybillen 500 Skudi empfangen, und später den Kassirer von Aug. Chigi, Giul. Borghesi, um den Rest der Summe gebeten habe, welche er verdient zu haben glaubte. Als man darauf den M. Angelo rufen ließ, um die Sybillen zu beurtheilen, hielt der jeden Kopf 100 Skudi werth. C. Fea schließt aus diesem Lob auf den Vorzug, den Rafael als Maler vor M. Angelo behauptete, der die Sybillen gewiß nicht so gelobt haben würde, wenn er in ihnen Nachahmungen seiner eignen Bilder erkannt hätte. Ueberdieß soll Rafael bei einer seiner Sibyllen von einem Frescobilde des Ingegno begeistert gewesen seyn. Dieses Bild befindet sich an einem Gewölbe der päpstlichen Basilika des heil. Franciscus zu Assisi. Die Bewegung und Stellung der Sibylle, welche unter den Rafael'schen die älteste ist, sieht man schon in der von Ingegno; s. Prodromo di nuove osservazioni et scoperte fatte nelle antichità di Roma etc. quivi 1816. p. 34 e sqq.

XI. Ungefähr in die Zeit, als Rafael den zweiten Saal im Vatikan malte, wird ein Bild gesetzt, das sich beim Hrn. Baron de Gregori in Foligno befindet. Es ist ungefähr 4 Spannen hoch; die Madonna hat das Christuskind auf dem Schooß, welches scherzt und mit dem rechten Händchen den weißen Bart des Joseph berührt, welcher aufrecht neben ihm steht. Weiter unten ist der kleine Johannes, der sich über den scherzenden Christus wundert. Der Kopf des Christuskindes ist vollendet, auch zum Theil der Kopf des Johannes. Mehr gezeichnet als ausgeführt sind an der Madonna der Kopf, das Gewand und die Hände. Joseph ist nur flüchtig entworfen. — Andere schreiben dies Gemälde dem Fra Bartolomeo zu. Es kam aber in Besitz der Familie de Gregori aus der Verlassenschaft der Erben des päpstlichen Sekretärs Sigismund de Conti, für welchen bekanntlich Rafael die Madonna di Foligno malte.

XII. In der Kirche S. Trinità in Città di Castello finden sich zwei Fahnen, die eine mit dem Crucifixus und Gott Vater, die andere mit der Erschaffung Adams und der Eva, beide fast ganz in Perugino's Styl. Nach einem alten Gerücht werden sie für Werke Rafaels gehalten. Demselben schreibt man auch noch einige Zeichnungen daselbst zu, das Opfer

Digitized by Google

Abrahams, die Anbetung des goldenen Kalbes, Erweckung des Lazarus und eine Kreuzigung. Der Advokat Mancini besitzt eine Verkündigung, welche nach seiner Meinung auch von Rafael ist und zu der Kreuzigung gehören soll, welche der Cardinal Fesch besitzt. Als Rafael das erste Mal von Florenz zurückkehrte, soll er mit Perugino, in Città della Pieve, in der Kirche S. Maria de Bianchi eine Anbetung der drei Könige in Fresko gemalt haben. Dies Bild trägt mit dem Sposalizio dieselbe Jahrszahl.

XIII. Die Geburt des Herrn, für die Grafen von Canossa gemalt, welche, von Vasari mit großer Auszeichnung, hauptsächlich wegen der schönen Morgenröthe und der Figur der heil. Anna erwähnt wird, aber bisher nach vielen Nachforschungen nicht ausfindig gemacht werden konnte, befindet sich nach einer dem Vf. durch Hrn. Grüling in Wien ertheilten Nachricht in der Sammlung des 1824 zu Wien verstorbenen Grafen Franz von Thurn und Valsassina. Auf der Rückseite des Gemäldes befindet sich das Wappen des Hauses Canossa. Es ist auf Holz gemalt, hoch 7 Fuß, breit 5 Fuß 8 Zoll.

XIV. Hr. Sanquirico in Mailand besitzt ein Bild, welches von Rafael gemacht seyn soll, ehe er Florenz gesehen. Der Gegenstand ist aus dem Gemälde bekannt, welches der Marquis v. Stafford in London besitzt; die Madonna hält mit der einen Hand den stehenden Christusknaben, welchen Johannes küssen will, die andere ruht auf dem Kopf des Johannes, zu dem sie sich stehend etwas hinüberneigt. Bei einer Vergleichung beider Bilder hat man dem Rafael eher das Bild des Hrn. Sanquirico als das andere zuschreiben wollen. Ein drittes der Art findet sich zu Neapel im Museo Borbonico, das aber nur aus der Schule Rafaels zu seyn scheint.

XV. In Padua beim Marchese Manfredini ist ein Bild, das für Rafaels Arbeit gehalten wird. Die Jungfrau sitzt in einer offnen Gegend, bei einem Buch in Nachdenken versunken, so daß sie ihre Arbeit in ein Körbchen gelegt hat. Der kleine Christus und Johannes umarmen sich zärtlich. Die Jungfrau muß bei einer heitern, aber zugleich himmlischen Stelle des Buchs verweilen, denn das drückt ihr lieblicher Blick aus; mit der rechten Hand scheint sie gleichsam eine begleitende Bewegung zu machen. Das ganze Bild ist außerordentlich einfach und athmet eine heilige Reinheit. Das Colorit ist lebhaft, aber dem Ernst des Gegenstandes angemessen. Hoch 5 Decimetri, breit 3.

XVI. Der Prof. Rehberg hält in seinem Werk: Rafael Sanzio ꝛc., p. 64, das Bild zu Neapel, welches er la Madonna del divino amore nennt, für ächt. Künstler und Kunstkenner von Bedeutung versichern dagegen, daß die Hand des Jul. Romano darin unverkennbar sey. Das Original befindet sich jetzt zu Petersburg.

XVII. Das Bildniß des Dichters Tibaldeo befindet sich jetzt im Besitz des Prof. Antonio Scarpa zu Pavia. Keiner der Biographen des Rafael hat gewußt, wo das Bild zu finden sey.

XVIII. Ein sehr schönes Bildniß des Herzogs von Urbino, Federico da Montefeltro, befindet sich jetzt in Mailand bei Hrn. Augustino Comerio. Es ist klein und auf Kupfer gemalt. Einige halten es für Rafaels Arbeit. Purgileoni in seinem Elogio p. 18 schreibt es dem Vater Rafaels zu, aber ohne Wahrscheinlichkeit.

XIX. Das Münchner Bild, welches als Rafaels Porträt betrachtet wird, hält Longhena für Bindo Altoviti, ohne zu den durch Rehberg angeregten Untersuchungen irgend etwas Selbstständiges hinzuzufügen. Er beruft sich in einer langen Note auf andere, welche er nach seiner Weise in Menge citirt und in langen Aufsätzen mittheilt. Man kann an diesem Beispiel seine historische Kritik gründlich kennen lernen.

XX. In einer langen Abhandlung wird nachgewiesen, daß Rafael keine Majolicagefäße bemalt, und keine Zeichnungen dafür entworfen habe. Diese Art der Malerei bot sich erst nach Rafaels Tode, der auch bei höherer Ausbildung derselben doch für sie keine Zeit hätte erübrigen können.

XXI. Die Untersuchung, ob das Gemälde der heil. Margarethe zu Paris das Original sey, oder dasjenige, das einst der Herzog von Orleans besaß, oder vielleicht Beide, läßt Longhena unentschieden.

XXII. Zu Fabriano beim Hrn. Romualdo Bufera findet sich eine sehr schöne Federzeichnung für den Carton des Ananias, wahrscheinlich nicht zu diesem Behuf, sondern auf Bitten gefertigt. Das Blatt ist 1 Fuß, 3 Zoll lang und 13 Zoll hoch, und hat folgende Inschrift:

RAPHEL. VR...AS
PER. VGO.. DACARDO

Das D ist nicht recht zu lesen, kann auch ein P seyn.

XXIII. Longhena erklärt sich nach della Valle Proëmio alla vita di Raffaello p. 234, Vol. 5 dagegen, daß Rafael in Folge von Ausschweifungen gestorben sey. Er findet die Ursache seines frühen Todes in der Angegriffenheit seines an sich zarten, durch viele und bedeutende Arbeiten geschwächten Körpers.

XXIV. Longhena ist nicht abgeneigt, die nach der Gazette de France vom 6. März 1828 wieder aufgefundene Jardinière für das Original, das Bild zu Paris dagegen für Copie zu halten. Das seyn sollende Original ist in Versailles.

Kunstausstellung zu Brüssel.

Die Ausstellung fand zu Ende Augusts und Anfang Septembers statt und bestand fast blos aus Genregemälden, Landschaften und Porträts; historische Scenen waren nur in sehr geringer Anzahl vorhanden.

Digitized by Google

Unter die letztern gehören das Bild, welches Peter den Großen vorstellte, wie er bei dem Aufruhr der Streliher entflieht; von Hoseleer dem Sohne, aus Brüssel. Ferner:

Eine Scene der Sündfluth, von Anton Vanfendick von Antwerpen. Sodann:

Eine heilige Familie, von Van Brée, aus Antwerpen. Weiter:

Die Liebe des Flußgottes Meles und Critheis, von C. C. Cami aus Brüssel. Dann:

Eine Scene aus der Belagerung von Leyden durch die Spanier, von Wappers.

Die Versuchung des heiligen Antonius von Van Schendel, aus Breda.

Die Liebe Abvacom's und der Anthia, von Felix Devigne, aus Brüssel.

Die Abdankung der Maria Stuart, von Eckout, aus Brüssel.

Die heilige Jungfrau und das Jesuskind, von Navez aus Brüssel.

Ein Christus im Grabe, von Krusemann, aus dem Haag.

Athalia und Joas, von Navez, aus Brüssel.

Unter den Gemälden von großem Umfang ist noch aufzuzählen:

Die königliche Familie, von Goubaud.

Unter den Genregemälden sind zu nennen:

Die Rückkehr des Spielers in den Kreis seiner Familie, von Mademoiselle Kindt aus Brüssel.

Eine junge Frau, welche einen Hummer bewundert, von J. Van Regemorter, aus Antwerpen.

Ein Mädchen in Nachdenken versunken, von V. de Lacroix aus Brüssel.

Kinder, die sich in einem Walde verirrt haben, von Eckout aus Brüssel.

Die Dorfkirchweihe, von Coene aus Brüssel.

Landschaften und Ansichten waren in viel größerer Anzahl vorhanden. Wir führen davon an:

Eine Ansicht der Umgebung von Ucele, von Madame Kindt aus Brüssel.

Eine Ansicht von Wolume, von Lorenz Kindt aus Brüssel.

Eine Ansicht von Caen, von Gudin.

Zwei Gemälde von Van Assche, aus Brüssel, stellen Wasserfälle aus der Schweiz vor.

Das überschwemmte Waldthal, von Delvaux.

Landschaften von Rockout, die an die Manier von Hackert und Both erinnern.

Brias, Verboeckhoven und Hellemans wetteiferten in einem gemeinschaftlichen Bilde: der Jäger in der Ruhe. Der erste hatte die Landschaft, der zweite das Wild, und der dritte die Figur gemalt.

Ein Seestück, welches eine Ansicht des Meeres zur Zeit eines Sturmes darstellt, von Schotel; von großer Wahrheit und imposantem Effekt. Neben ihm machten sich mehrere ähnliche Stücke von Verboeckhoven und Mozin bemerklich.

Eine Menge mittelmäßiger Stücke, welche die Säle dieser im Ganzen nicht sehr glücklichen Ausstellung anfüllten, übergehen wir mit Stillschweigen.

Die Bildhauerkunst fand bisher in Belgien wenig Begünstigung; wir glauben hier nur Clorindens Taufe und Tod von Gratpanche aus Brüssel, und den Schäfer von Gefs aus Antwerpen als die einzig guten Bildhauerarbeiten anführen zu dürfen.

Bemerkungen über Kunst.

Ueber das, was „Lebensgröße" heißt, muß man sich verständigen. Gewöhnlich heißt eine Gestalt im Bilde lebensgroß, wenn das lebende Original zum absoluten Maßstab genommen worden, wobei jedoch zu bemerken ist, daß dieses vom Maler um mehrere Schritte entfernter ist, als seine Tafel, also sich um Etwas verjüngt.

Bei landschaftlichen Gegenständen ist selbst vom Panorama keine solche absolute Lebensgröße zu erwarten. Sehe ich durch ein Dachfenster in die Landschaft hinaus, so läßt sich ein nachahmendes Bild denken von der Größe dieses Fensters, das mir jene in natürlicher Größe darstellen würde. Dann dürfte aber nichts deutlicher und schärfer gemalt seyn, als es in der Landschaft selbst erscheint. Wüßte ein Maler alle Natureffekte zu treffen, so würde ich in die Natur zu sehen glauben. Man erinnere sich des Wandgemäldes im Schwetzinger Garten. Die neuen Panoramen, Dioramen, Polyoramen leisten mehr oder weniger dasselbe. Hiezu trägt denn der finstere Raum, in welchem man steht, das gedämpfte Licht der Tableau's, das Entferntseyn alles dessen, was mich die wahre Entfernung derselben von meinem Auge lehren könnte, das Zerflossenseyn der Umrisse durch die Lichtbrechung in den Vergrößerungsgläsern, alles zur Täuschung bei.

Ein landschaftliches Gemälde, dessen Entfernung vom Aug ich messen kann, dessen Vordergrund an mich Schauenden heranreicht, bei welchem aber die Gestalten schärfer umrissen und in ihrem Getheil deutlicher sind, als es bei ihrer nach dem Augwinkel zu bestimmenden Entfernung seyn würde, muß ich als verkleinert erkennen.

Während man also bei Porträts von Menschen, Thieren oder leblosen Einzelnheiten sich leicht über das, was „lebensgroß" heißen soll, verständigt, weil hier von einer absoluten Gleichheit die Rede ist, tritt bei Aussichten

Digitized by Google

auf räumliche Weiten, Architektur, Landschaft, Meer ꝛc. ein relativer Maßstab ein; es ist nicht von wirklicher, sondern von scheinbarer Lebensgröße die Rede.

Weil nun das, was zu uns als wirkliches Leben spricht, immer mehr Eindruck macht, als was wir uns aus dem Kleinen ins Größere (so wie aus dem Angedeuteten ins Ausgeführte, aus Umriß in Bild, aus Schwarz und Weiß in Lokalfarben, aus Fläche in Körper ꝛc.) übersetzen müssen, so tritt uns das in wirklicher Größe Erscheinende immer näher an die Sinne und an's Gemüth, als das Verjüngte, und eine Landschaft z. B., die, dem Augwinkel nahe, der natürlichen Größe nahe kommt, die im Panorama bei weniger Vergrößerung in solcher erscheinen würde, in die wir uns also ohne einen Uebersetzungs-Prozeß hineindenken können, wie in die Natur selbst, wird immer einen stärkern Effekt machen, als eine verjüngte, wäre auch diese ihre Ausführung noch so gelungen. Es ist nämlich zu bedenken, daß zu der malerischen Illusion eine gewisse Ausdehnung der auf unser Auge einwirkenden Farbentöne erforderlich ist. Bei gehöriger Spannung der Beleuchtung kann der Maler einer größern Landschaft uns eine Fläche von Neapelgelb als dem schönsten Sonnen-Untergang erscheinen lassen, was der Maler eines Cabinetstücks nicht vermag. Dieser muß eben nur aus Raumbeschränkung unwahr werden und die Töne steigern, wenn er nicht kalt bleiben will.

Jede Verkleinerung zwängt unser Auge, das allerschönste Email-Bild zieht unsern Blick zusammen, und wenn wir uns recht verstehen, so wünschen wir, daß es sich harmonisch ausbreiten, von uns wegrücken, und uns so in natürlicher Größe erscheinen möchte.

Ebenso bewundern wir geschnittene Steine, würden aber entzückt werden, wenn die Gestalten, deren Schönheiten wir fast nur mit gewaffnetem Auge recht schauen, sich vergrößern, wenn sie lebensgroß erscheinen würden; ja, damit ein farnesischer Herkules recht in würdiger Größe aufträte, müßte er sogar colossal werden, auf daß wir ihn aus einiger Entfernung an der ihn umgebenden Architektur als Heroen messen könnten. Das absolut und relativ (nach dem Augwinkel) Lebensgroße bleibt immer die Grundlage der Kunst des Lernens und des Darstellens; alles Verjüngte ist nur verständlich durch jenes; durch das Verkleinerte hindurch erscheint der Einbildungskraft immer die Naturgröße. Alle Schule soll möglichst an diese sich halten, denn leichter ist's, ein lebensgroß in der Seele Haftendes kleiner darzustellen, als das in Verjüngung Eingelernte in vergrößerndem Maßstabe zu geben, weil dort Schwächen und Fehler des Vermögens sich verbergen, hier aber offenbaren.

*

Man muß beim Erwerb von Kunstwerken auch Lehrgeld bezahlen. Wie ein Jüngling, von Natur und durch die heilige und Alterthums-Geschichte mit den höchsten Bildern des menschlichen Daseyns erfüllt, dennoch das Leben nicht kennt, so wird auch ein Kunstfreund von richtigem Sinn die höchsten Schöpfungen der Kunst gar wohl zu würdigen wissen. Aber in der Unzahl der mittlern Bilder, der halbzerstörten, unter Schmutz begrabenen Tableaus, der Genre-Gemälde wird er, wenn von Werthbestimmung und Zweck die Rede ist, manchen Fehlgriff thun, besonders weil das, was wir uns aneignen können, uns gern zu lieb wird, und die Hoffnung seine Wiederbelebung mit sich bringt.

So stehen seine Hauptansichten fest, aber im Einzelnen wird er nach jeder Erfahrung deutlicher sehen und gewarnt seyn.

*

Kein moderner Maler scheint mir die Totalität und den Reichthum, die Fülle zu besitzen, welche der moderne Musiker Mozart besaß.

*

Wer das Sprache-Lernen der Kinder und ihr Denken-Lernen beobachtet, dem erscheint das Lernen der Schule, der gelehrten und Kunstschule, von einer besondern Seite.

Das Kind merkt Worte nach einer 100 — 1000maligen Wiederholung, ihre Bedeutung sodann bildet sich vom Unbestimmten, Ueblichsten hervor zum Deutlichern, Bestimmten, endlich bis zum Umreissen, zur Wort-, zur Sacherklärung.

So lernen aber wir Alle, besonders auch in der Kunst, und das, was wir „Cursus" nennen, erhält hiedurch einen sehr zweifelhaften Sinn. Es sieht aus, als könnte man durch eine Masse von Kenntnissen in der Zeit eines Schuljahrs ꝛc. hindurchwandern und hätte solche dann auf dem Rücken, so schreitet denn der Zögling von Szienz zu Szienz vor.

Der Natur nach aber stehen die wissenswürdigen Dinge, einzuübenden Vortheile und Fertigkeiten nicht hintereinander, der Reihe nach, sondern nebeneinander; jede aber ist ein Phalanx, der nach hinten immer breiter und nachdringlicher wird.

Der bessere Zögling ist, dem alles Wissens- und Uebungsnöthige zugleich vor Augen steht, und der eher nach Art der synchronistischen, als der ethnographischen Methode in den Provinzen des Lernens zu Werke geht.

Jede Erfahrung ist zuerst unbestimmt, durch Wiederholung wird sie mehr und mehr bestimmt; so die Uebung — sie findet uns ungelenk, dann immer gelenkiger. Die Erkenntniß — möchte man sagen — ist zuerst ein Nebelstern, dann conzentrirt sie sich zu einem Planeten, endlich wird sie ein Fixstern mit eigenem Lichte.

Alle, die mit dem einmal Gelernten fertig zu seyn glaubten, sind klein geblieben, Alle, die immer wieder zu den Urprinzipen zurückkehrten, und Kenntnisse und Fertigkeiten beobachtend, lernend, übend stätig ausbildeten, sind groß geworden.

Digitized by Google

In diesem Bilde scheint mir alles gleich viel Lob zu verdienen, die Lebendigkeit der Gruppen, die Mannichfaltigkeit in den Köpfen, der Ausdruck in den Figuren, die Beleuchtung durch die Liverpool-Lampe, die Klarheit der Farbe, die kräftige, auf Dauer berechnete Behandlung des Pinsels, bis auf das Beiwerk und das Schweben des Rauchs in der Stube. In den beiden übrigens geringeren Stücken Nro. 65 und namentlich Nro. 66 ist ebenfalls viel Leichtigkeit des Pinsels und treffende Charakterisirung zu bemerken; die Figuren sind sehr gut gemalt. Jurs gehört zu den gediegenern Künstlern.

Ich reihe an ihn J. Fr. Carl Kreul an, einen jungen, sehr hoffnungsvollen Künstler, dessen Name bald auch ausser seiner Vaterstadt mit Ehren wird genannt werden. Er hat fünf Oelgemälde aus diesem Fach zur Ausstellung geliefert, Nro. 123 — 127. Nro. 123 verdient den Vorzug. Der Hirt des Dorfes, als Arzt, besiehet in einer Bauernstube das Uringlas; die Mutter sitt mit dem kranken Kinde auf der Ofenbank und neben ihr stehet ein jüngeres Mädchen. Alles ist natürlich, wahr, ausdrucksvoll; die liebliche Aengstlichkeit der Mutter, der scharfsinnige Ernst des Helfers im zerlumpten Kleide, die theilnahmlose Versunkenheit des kranken Kindes in seinen Schmerz, und das einfältige Staunen des gesunden Mädchens. Der Kopf des Hirten ist trefflich gemalt, der Effekt gut berechnet, das Helldunkel des Zimmers vollkommen gelungen; die Schatten sind klar und durchsichtig; das Ganze ohne Tadel. Dieselben Vorzüge hat Nro. 127. Eine alte Frau, welche sich mit den Haaren eines jungen Mädchens beschäftigt. So wenig der Gegenstand anziehen mag, so sehr verdient die einfache Composition, die Wahrheit und Naturtreue, nicht nur in den Hauptfiguren, sondern auch in allem Beiwerk unbedingtes Lob. Gilt das Nämliche von Nro. 124: „Eine alte Frau wahrsagt aus den Karten einem vor ihr stehenden Landmädchen;“ ist hier besonders der Gegensatz des naiv besorglichen, blühenden Mädchens gegen das alte, abgelebte Weib trefflich ausgeführt; deutet die allegorisch angebrachte Bruthenne einfach und sprechend die gewöhnlichen Orakelsprüche solcher Sibyllen an: so befremdet es, daß der Künstler den Charakter des alten Weibes der Rolle desselben nicht besser angepaßt hat. Er hat diesmal die Natur nur copirt, nicht mit Geist für seinen Zweck benützt. — „Ein Landmädchen aus der Gegend von Muggendorf, welches Brod zu einer Milchsuppe schneidet,“ Nro. 126, ist sehr lieblich und interessant aufgefaßt und gemalt. Aber man vermißt die Ausführung, welche die vorigen Stücke haben; es ist etwas flach und dünn gemalt und veranlaßt den Wunsch, daß sich der Künstler einen pastösern Farbenauftrag aneignen möchte. Nro. 125. Im Hof an der Treppe einer von Weinlaub bedeckten Thüre eines Gebäudes in Tyrol sitzt eine junge Tyrolerin, auf der Laute spielend. Mehrere Personen von verschiedenem Alter hören ihr zu. Dieß Bild hat zwar mehrere von den vorhergenannten Vorzügen, doch im geringeren Maaße. Möge der Künstler auf dem betretenen Wege fortfahren, die Natur uns in ihre feinsten Nüancen wiederzugeben, um frei von aller Manier zu bleiben, und die schönen Hoffnungen zu rechtfertigen, mit welchen man auf ihn blickt!

Nach ihm will ich J. Andr. Engelhardt nennen, von welchem drei Oelgemälde vorhanden sind, Nro. 35 — 37, wovon das erste und letzte ausgezeichnet sind. „In einer Wirthsstube sitzen mehrere hiesige Handwerker und spielen Karten.“ Die Handwerker sind zum Theil gut charakterisirt und trefflich ausgeführt, z. B. der Rothschmidt, dessen Pelz vorzüglich gemalt ist. Man möchte dem Ganzen mehr Einheit und den einzelnen Gruppen mehr Mannichfaltigkeit, Klarheit und Interesse wünschen. Die Färbung ist gut, doch fehlt die Delikatesse, auf welche die Genre-Bilder Anspruch machen. „Die mit Ostereiern spielenden Knaben“ sind interessanter aufgefaßt und charakterisirt, treffliche Gassenjungen. Die alte Frau, welche Eier und Backei verkauft, ist sehr gut, wenn auch in der Zeichnung etwas verfehlt. Die Malerei ist geringer, als bei Nro. 35. Der Künstler verräth viele Anlagen und ist auf gutem Wege, aber treuere Auffassung und Nachahmung der Natur ist ihm zu empfehlen.

Weiter nenne ich Math. Chr. Hartmann. Nro. 77 in Oel stellt ein Kind, von der Mutter geleitet, an, welches einem Greis eine milde Gabe gibt; Nro. 80 in Gouache stellt den Künstler mit seinen zwei Söhnen vor der Büste Dürers dar. Da ich den Künstler nie gesehen habe, so weiß ich nicht, ob die Porträte getroffen sind; es scheinen aber auch die drei Figuren in Nro. 77 Porträte zu seyn. Composition und Idee ist gut, doch sind beide; und am meisten Nro. 77 im Ton grau und kalt und nicht frei von Härte der Zeichnung. Als sehr gut gedacht und ausgeführt verdient dagegen das Gouache-Gemälde Nro. 79 bezeichnet zu werden. „Idig bringt seiner Kala ein Ständchen auf der Mundharmonika und wird von ihrem Vater dabei belauscht.“ Die Charaktere sind trefflich aufgefaßt. Kala sitt in affektirter Verschämtheit auf der Treppe der Thüre, von ihrer Magd gehalten, und nimmt mit sichtlichem Behagen die Huldigung des jungen Seladon. Der Alte unter der Thüre mit der Lampe in der Hand nahet als ein unfreundlicher und so willkommener Störer. Sehr bezeichnend geben sich im Vordergrund ein paar sich beißende Katzen auch nach ihrer Art ein zärtliches Rendezvous. Die Malerei ist sehr gut und von Kälte und Härte frei; nur in der Beleuchtung hat sich der Künstler selbst widersprochen. Die Lampe des Alten, der durchs Fenster sichtbare Lustre lasst

sen auf Nacht schließen, aber die ganze Scene vor dem Haus hat nichts, was auf Mondschein oder Dämmerlicht deutete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Generaladministration der schönen Künste in Paris.

stellt eine französische Zeitschrift folgende Betrachtungen an:

Wie es in unsern großen civilisirten Staaten das Los aller Dinge ist, dirigirt oder verwaltet zu werden, so haben auch die schönen Künste ihre Verwaltungen. Der Grund hiervon liegt einerseits in den Künstlern selbst, in einem gewissen Bedürfniß des Schutzes, welches durch die Zahl der Concurrenten und durch das lobenswerthe Streben, nützlich verwendet zu werden, herbeigeführt wird; andrerseits in den Regierungen, welche Kunstarbeiten ausgeführt wissen wollen, die zu ihrem Glanze beitragen, und das gesetzmäßige Recht haben, über dieselben zu wachen.

Wir wissen zwar nicht, wie die Künste in Athen und selbst in Rom nach ihrer Wiedergeburt verwaltet worden sind, wir dürfen aber wohl voraussetzen, daß denen, die wahres Talent hatten, alle Wege offen standen, und daß das Genie damals nicht durch einen Haufen erstickt wurde, der es gehindert hätte, sich zu zeigen und durch seine Werke kund zu geben. Unter der Regierung Ludwigs XIV. war der Kunstgeschmack in Frankreich nicht so allgemein ausgebreitet, als er es heut zu Tage ist, die Künstler waren in bedeutend kleinerer Anzahl vorhanden; dennoch regten sich Eifersucht, Uneinigkeit, Klagen über den Vorrang, was der guten Sache noch wenig Gewinn brachte.

Die Epoche der durch David unternommenen und bewirkten Restauration fand gleichfalls wenig Maler und Bildhauer im Vergleich zu der Anzahl, die wir heut zu Tage besitzen. Die Administration der Künste fand nur wenig Schwierigkeiten, und dieser Zustand der Dinge dauerte unter Napoleon fort. Dieß hinderte die Baukunst, die Maler- und Bildhauerkunst nicht, Meisterstücke zu schaffen.

Mit dem Frieden vom Jahr 1814 war die Laufbahn der Waffen geschlossen. Eine Schaar junger Leute, welche in ihre Heimath zurückgekehrt, und eine noch größere Anzahl solcher, die nie aus derselben weggekommen waren, wählten die Künste zu ihrem Berufe, weil sie diese dem Handel und andern Arten des Gewerbfleißes vorzogen. Von diesem Augenblicke an wurde die Sache schwieriger. Man bedurfte, wenigstens bildete man sich das ein, für die Künstler vervielfältigte Direktionen und Administrationen. Da gab es eine Direktion beim Ministerium des Innern, eine Direktion beim Hause des Königs, eine Direktion bei den königlichen Museen, eine Direktion bei der Departementspräfektur, und endlich sahen wir jüngst die Direktion des Innern sich theilen, um zur Ergänzung eine Direktion oder vielmehr ein Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu bilden.

Werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die letzte dieser Perioden seit 1814, so muß sich uns unwillkührlich die Bemerkung aufdrängen, daß, wenn die Künste eine schlechte Wendung genommen haben, daran großentheils die ihnen vorgesetzte Direktion die Schuld trägt. Eine Uebersicht der zahlreichen Funktionäre, welche nach einander hier und da mit diesem zarten, verantwortungsvollen Geschäfte beauftragt waren, zeigt, daß man die Administration der schönen Kunste mit sehr wenigen Ausnahmen unwissenden Männern überlassen hatte, welche durch die Ermunterungen, die sie den Schlechten ertheilten, den Geschmack verdarben und die Künstler zwangen, einen verkehrten Weg einzuschlagen, weil sich nur auf diesem die Belohnungen darboten. Der Grund des Uebels liegt größtentheils darin, daß jene Funktionäre, welche man den Künsten vorsetzte, selbst Künstler waren, aber mittelmäßige Künstler, Genremaler, welche natürlich ihre Bewunderung und ihre Ermuthigungen für solche Werke aufsparten, die sich dem näherten, was sie selbst zu leisten fähig waren. Dadurch wurden die Künstler von großem Talent vernachläßigt und vergessen.

An der Spitze der schönen Künste sollen Männer stehen, welche die Künste und die Künstler kennen, ohne selbst weder Maler, noch Bildhauer zu seyn; Männer, die mit den großen Theorien vertraut sind, welche das Genie in allen Jahrhunderten gerechtfertigt hat; Männer, welche urtheilen können, ohne auszuführen, welche die Meisterstücke der alten und neuen Schulen kennen, ohne sich anzumaßen, selbst Meisterstücke liefern zu wollen.

In dem Zeitpunkte, wo Alles sich neu gestaltet, muß auch der Ruhm der Künste, der in den verflossenen Jahren durch die thörichten Theorien der Einen, so wie durch die thörichte Bewunderung der Andern so bloßgestellt wurde, eine neue Weihe erhalten. Es ist Zeit, daß unter den Künstlern das Genie seine Rechte wieder bekömmt, und daß man die Schwäche oder den Aberwitz jenen Liebhabern überläßt, die keineswegs berufen sind, unsere Museen oder unsere Paläste zu zieren, und wenigstens den Rang nicht vernichten sollen, welchen die französische Schule sich bewahren muß.

Es ist dringend, die rechten Maasregeln zu ergreifen; denn die modernen Maler, die sich so nennenden

Digitized by Google

romantischen Maler, suchen sich dieser wunderbaren Revolution der drei Tage zu bemächtigen. Ihr Geschmack für das Gräßliche, für die Lumpen, wird sich Alles zu Nutze zu machen suchen. Ungeachtet der strengen Sittlichkeit, die in allen diesen Scenen herrschte, und die sie trotz aller Anstrengung nicht verwischen können, werden sie doch diese Großthaten des Volks entstellen, anstatt sie zu verherrlichen, und unsere Enkel werden sie nur in rauhen Gestalten erkennen, wenn man nicht die Maler von großem und ernstem Talent, welche man durch den Namen der klassischen lächerlich zu machen sucht, damit beauftragt, sie der Nachwelt zu überliefern.

Neue Kunstsachen.

Der Vesuv, nach der Natur gezeichnet und gestochen von C. Frommel. gr. quer Fol. Karlsruhe im Kunstverlag.

Der Landschafter führt uns in die schöne Natur; bei Veduten, wie die gegenwärtige, finden wir uns auf einen historischen Schauplatz gestellt, wo die Ruinen alter Herrlichkeit ein wehmüthiges Gefühl erregen, während die Gestalten abgeschiedener Jahrhunderte im Zwielichte der Vergangenheit an uns vorüber schweben. Deutschen Künstlern, wie Gmelin, Reinhart, Machan, Frommel ꝛc. gebührt das Verdienst, die herrlichen, durch manche Anklänge so bedeutsamen Gegenden Italiens mit Radirnadel und Grabstichel am gediegensten nachgebildet zu haben. Die Ansichten des Leztgenannten zeichnen sich besonders auch durch die glückliche Wahl aus, indem der Künstler dabei, neben dem malerischen Reiz, zugleich auch das geschichtliche Interesse berücksichtigt. In dem vorliegenden Bilde, welches sich erfreulich an die schönen Veduten von Arricia, Tivoli und dem Aetna anschließt, tritt der Vesuv nicht als Hauptgegenstand hervor; er steht im Hintergrunde seiner klassischen Umgebungen, und verbindet gleichsam die Vergangenheit mit der Gegenwart. Der Standpunkt ist auf der Ebene bei Baja genommen, wo einst Hercules die Stätte für seine geraubten Kinder baute, und die Villa des Redners Hortensius lag. Nahe dabei sieht man noch das Grab der unglücklichen Agrippina. Horaz schildert den Ort als den anmuthigsten der Erde. Im Mittelgrund des Bildes erhebt sich eine schöne Baumgruppe und dahinter Puteoli mit Säulenresten vom Tempel des Jupiter Serapis. Links, unter immer grünen Eichen, steht der einst mit Bädern versehene Tempel der Venus Genitrix, und etwas tiefer blickt Cuma hervor. Weiter links liegt die berühmte Solfatara und erhebt sich der monte nuovo, der im Jahr 1538, bei einem Erdbeben aus dem Lucriner See empor stieg. An diesen See reiht sich der schauerliche Averner See, und nahe dabei sind die Bäder des Nero. Rechts erscheint das üppige Baja, jezt in eine Veste umgewandelt, und tiefer, mehr von der Mitte des Bildes, sieht man monte summo und den Vesuv. Unter demselben die Schule des Virgil und das Eiland Nisida. Den Hintergrund schließen die Gebirge von Sorrent. Man kann auf diese Gegend Lucans Stelle anwenden: Nullum est sine nomine saxum!

Im Vorgrunde hat der Künstler das Ehemals und Jezt rührend angedeutet. Eine üppige Pflanzenwelt bedeckt die ehrwürdigen Trümmer; zwischen antiken Säulen, die jezt ein wirkliches Dach von Weinlaub tragen, hat sich eine friedliche Familie eingesiedelt, und daneben schlummert ein Hirt unter seiner Heerde. Alle Theile runden sich trefflich zu einem höchst anziehenden Ganzen, und das schöne Naturgefühl des Künstlers offenbart sich in Auffassung und Behandlung. Prof. Frommel verbindet mit dem Malerischen der Radirung und kalten Nadel die Festigkeit und Reinheit des Grabstichels, und man findet an diesem ausgezeichneten Blatte die Harmonie und den Frieden der Natur, deren gründliches Studium sich so unverholen in des Künstlers Arbeiten ausspricht. Wir wünschen um so mehr, daß es Herrn Prof. Frommel gefallen möge, die mit so viel Liebe und Beruf begonnene Reihe italischer Ansichten fortzusetzen, da seine neuesten Blätter so sprechende Beweise eines immer tiefern Eindringens in das Wesen der Kunst enthalten, bei welcher, wie in der Religion, der Geist und die Wahrheit als das Höchste gelten.

* * *

Wir mögen die Kunstfreude auf zwei neue lithographirte Blätter aufmerksam machen, welche kürzlich in der Weltenschen Kunsthandlung erschienen sind. Das erste ist eine mit Vieh staffirte Landschaft, nach C. Kuhn, auf Stein gezeichnet von W. Schubzer. Das Original gehört zu den Hauptbildern des leider zu früh verstorbenen Künstlers, und ist ein höchst anmuthiges Idyll. Die treue, warme Auffassung der Natur und eine höchst sorgfältige, aber zugleich auch geistreiche Ausführung empfehlen das Blatt, welches zugleich von den erfreulichen Fortschritten des jungen Landschafters, der es lithographirte, rühmliches Zeugniß giebt.

Das zweite ist ein mit Dornen gekrönter Christuskopf von Wendelstadt, nach einem alten Meister. Ein Blatt von wohlverstandener, gründlicher Behandlung,

Digitized by Google

№. 95.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 30. November 1830.

Ueber die Kunstausstellung in Nürnberg im Jahre 1830.

Bruchstücke aus Briefen.

(Fortsetzung.)

2.

— — — Ich komme auf die Porträte, an denen übrigens die Kunstausstellung, was ich rühmlich erwähne, weniger reich ist, als die mancher Residenzen. Da in diesem Fache Aehnlichkeit ein Hauptvorzug ist, so könnte freilich über ihren Werth ein Einheimischer besser als ein Fremder urtheilen; doch hörte ich bei den meisten die Aehnlichkeit loben und fand sie bei einigen vorhandenen Militärs und dem Porträt des Herrn Decan Seiler bei St. Aegidien, dessen Bekanntschaft ich von der Kanzel herab gemacht habe, selber bestätiget. Ausgezeichnet darf ich eine Pastellmalerei des ältern Kreul, Nr. 129, und eine Oelmalerei des jüngern Kreul, Nr. 128, nennen. Dann sind Porträte von Fues und Hartmann, ohne Nummer, von G. M. Hahn, Nr. 71—75, von Penzold, Nr. 150, von Engelhardt, Nr. 38, bemerkenswerth. Ein Schüler der Kunstschule, Gg. Schmidt, hat einen alten, in einem Buche lesenden, Mann in Rücksicht der Farbe und Zeichnung mit einer Natürlichkeit und Unbefangenheit behandelt, daß man von ihm sich etwas Gutes versprechen kann. Auch die Kopie des Bildnisses Sr. Majestät des Königs im Krönungsornat in Lebensgröße, Nr. 76, von J. Fr. Hahn, ist sehr gut gelungen. Nr. 232 von Wanderer verdient auch noch angeführt zu werden.

Ich verlasse dieses Feld, um auf die Thierstücke überzugehen und verweile hier um so lieber, als man vielleicht das Beste, was die Ausstellung aufzuweisen hat, in diesem Fache findet. Hier ist es, wo ich J. Adam Klein, den ausgezeichneten Thiermaler, dessen Name schon allgemein bekannt ist, aufzuführen habe. Ich brauche es nicht erst zu sagen, wie er die Anatomie, namentlich des Pferdes und Hornviehs, studirt hat, nicht mit welcher Leichtigkeit er Gruppirung und Zeichnung entwirft, noch mit welcher Sorgfalt er seine Gemälde ausführt. Das größte und reichhaltigste unter seinen Stükken ist erst zu Ende der Ausstellung fertig geworden und im Katalog nicht angeführt; es ist in Oel gemalt, eine Jahrmarkts-Scene in Berchtoldsgaden. Im Vordergrund ist in der Nähe eines Wirthshauses der Tanz eines Bären, nebst einem mit zwei Affen besezten Kameele, vorgestellt; eine zahlreiche Gruppe von Menschen aus allen Ständen umgiebt die Thiere, zur Linken sind ein paar Reiter, zur Rechten werden Pferde getränkt und es fährt ein Wagen am Wirthshaus an. Im Mittelgrund liegt Berchtoldsgaden mit der Ansicht der Hauptkirche und es öffnet sich eine Straße, in welcher die Buden aufgeschlagen sind, welche Käufer und Verkäufer beleben; seitwärts tanzen Landleute auf einer Wiese, und im Hintergrund erhebt sich majestätisch der Watzmann, zum Theil mit Schnee bedeckt. Die Gruppen sind außerordentlich mannichfaltig und reich, wahr und charakteristisch, völlig aus dem Leben aufgegriffen und mit Geist wiedergegeben und behandelt. Das Hauptlicht fällt auf die Scene mit dem Kameel, das Uebrige ist alles in lichten Wolkenschatten gehalten und die Wirkung ist vom Künstler sehr verständig dahin geleitet, wo die Hauptscene vorgeht. Der Fleiß ist bewundernswürdig, indem er durch das ganze Bild gleichmäßig hindurchgeht und auch der geringfügigste Gegenstand mit gleicher Liebe behandelt ist. Die Wahl der Farben ist sehr gut und ungeachtet des zum Theil bunten Kostüms sehr harmonisch. In der Zeichnung der Thiere verräth sich der Meister.

Unter den andern Stücken desselben Meisters in Oel dürfte Nr. 113 das vorzüglichste in Rücksicht der Harmonie und Haltung seyn; ein Rappe weidet mit mehreren Schaafen im Vordergrund und von der Burg Emmenberg bei Wienerisch Neustadt ziehet eine Heerde Schaafe herab. Daran reihet sich Nr. 114, eine heimkehrende Heerde Hornviehs und einige Ziegen mit der Aussicht auf Mögeldorf bei Nürnberg. In der Zeichnung der Thiere bleibt nichts zu wünschen übrig, besonders die trinkende Kuh und hinter derselben ein Paar stoßende Stiere sind vortrefflich. Das Nämliche gilt von Nr. 112:

Digitized by Google

durch einen Bach und über eine Brücke ziehen Kühe nach Hause, im Mittelgrund Schloß Gleißhammer bei Nürnberg; die brüllende Kuh, vom Hunde accompagnirt, möchte besonders hervorgehoben werden dürfen. Auch die Landschaft in beiden ist sehr gut; der Gleißhammer sollte etwas mehr zurückweichen. In Nr. 115, Ansicht des Hohensteins, spricht der Vordergrund, ruhende Schaafe, Ziegen und Kühe, sehr an; dem vielen Gebüsch, das an dem Berge angebracht ist, möchte einige Abwechslung der Farbe zu wünschen seyn; Nr. 116, ein ungarischer Schiffszug, ist weniger ausgeführt und den vorigen nicht ganz gleich. Aber Nr. 117, eine Aquarell-Zeichnung, im Vordergrund ein weiß und schwarz gefleckter Bulle, zwei liegende Kühe, ein Schaaf und ein Widder, in einer italienischen Landschaft, habe ich mit wahrem Vergnügen betrachtet. Sie ist zwar weniger als die Oelgemälde ausgeführt, aber voll Geist, mit außerordentlicher Wahrheit und Leichtigkeit behandelt.

Mit Vergnügen zeichne ich noch Nr. 141, die Roßschwemme bei Freißing von H. A. Mayr in Oel gemalt, an, die Arbeit eines jungen Künstlers, der sehr viele Anlagen verräth und bei fortgesetztem Studium nach der Natur zu den schönsten Hoffnungen berechtiget; der Farbenton ist sehr gelungen, auch die Anatomie in den Pferden theilweise ganz gut. Am meisten hat mir der Reitende gefallen, der ein anderes widerstrebendes Pferd am Zügel in die Schwemme hereinführt.

Auch im Landschaftlichen Fach findet man viel Gutes. P. Heinel hat eine Gebirgsgegend in Oel geliefert, Nr. 84, welche mit poetischem Sinn aufgefaßt ist. Eben ist der Sturm vorübergezogen, und noch hängen die Wolken an dem Gebirge, durch eine zerrissene Wolke bescheint die Sonne den Mittelgrund, wo eine einsame Wohnung steht, im Vordergrund erblickt man einen Mann mit seiner Familie vor dem reißenden Gießbach, der eben die Brücke zerstört hat, welche ihn in seine Heimath bringen sollte. Der Künstler hat sich eine schwere Aufgabe gestellt und einen Moment festzuhalten gesucht, welcher in der Natur schnell vorübergeht. Er hat viel geleistet, und wenn auch das Ganze noch etwas bunt erscheint und nicht in voller Harmonie stehet, so ist doch die poetische Auffassung in der Beleuchtung, der bleiche Sonnenschein, der auf die einsame Hütte fällt, das düstere, zum Theil von Wolken bedeckte Gebirge sehr gut gelungen; die Figuren sind zwar gut gezeichnet, doch nicht genug herausgehoben.

Von J. St. Fr. Hütter sind zwei Oelgemälde da, Ansicht der Insel Schütt in Nürnberg und Aussicht ins Böckfteiner Thal bei Gastein, Nr. 93 und 94, beide bunt und nicht gut in Harmonie gesezt, besonders sind die Bäume dick und schwer; besser ist in Nr. 93 die Parthie der Häuser.

Auch von dem Oberlieutenant und Divisions-Adjutanten Lindpaintner ist eine Gebirgslandschaft in Oel, Nr. 130, zur Ausstellung gegeben worden. Ich habe öfter Gelegenheit gehabt, den guten Geschmack und die gediegene Kunst dieses Mannes zu bewundern. Er hat sie auch in diesem sehr angenehmen Bilde wieder bethätiget. Eine Mühle im Mittelgrund, an das herabstürzende Bergwasser angebaut und von der Sonne beschienen, ist mit sehr viel Wahrheit ausgeführt; auch die entferntern Gebirge verdienen alles Lob. Mich hat es stets gefreut, die Rechte, die zum Dienst der Waffen berufen ist, auch gerne in die zarte Hand der Musen sich fügen zu sehen, und ich kann mich auch hier des Freundes-Grußes nicht enthalten.

Am meisten hat Wiesner geliefert: Nr. 238, in Oel, einen Prospekt des v. Fürerschen Schlosses zu Wolkersdorf, im Hinter- und Mittelgrund mit wohlgelungenen Parthien. Der nebliche Herbstmorgen ist gut bezeichnet; aber das Bild hat wenig Licht, erscheint kalt und trüb und geht nicht auseinander. Ungleich besser sind die Aquarell-Zeichnungen Nr. 239—242; am besten 240 und 242. Die Heiterkeit der Landschaften, die Schönheit der Ansichten, die einzelnen trefflichen Parthien ziehen ungemein an. Im Mittel- und Hintergrund sind sie sehr gut, zum Theil vorzüglich gelungen, die Vordergründe aber sind durchgehends mehr oder weniger zu dunkel oder zu grün.

Ich nenne zulezt Ziegler. Er hat eine Herbstlandschaft in Oel gemalt, Nr. 254, vielleicht das beste unter den vorhandenen, wenn es gleich am Umfang nicht besticht. Alles scheint getreu nach der Natur aufgenommen zu seyn; der vordere Eichbaum, das Nadelgehölz im Mittelgrund, der leichte Luftton, der über die Fläche hinziehende Rauch eines Feldfeuers, alles ist vortrefflich und gewinnt bei öfterer Beschauung mehr und mehr. Ueberall findet man Ursache, die Wahrheit der Farbe und die Sicherheit und Leichtigkeit des Pinsels zu bewundern.

An die Landschaft reihet sich am natürlichsten die Prospektmalerei. Zufälligerweise habe ich mich blos an das W zu halten; es ist Walther, Wilder und Wolf zu nennen. P. Walther hat zwei Oelgemälde geliefert, Nr. 229 und 268, den fünfeckigen Thurm und die innere Ansicht der Sebalder Kirche in Nürnberg, beide Stücke verrathen Talent, sind in der Perspektive richtig, aber es fehlt an sorgfältiger Ausführung; dasselbe gilt von einem dritten sehr anziehenden Stücke in Aquarell, Nr. 230, die Holzschuherische Kapelle auf dem St. Johannis-Kirchhof in Mondbeleuchtung, im Vordergrund Albr. Dürers Grab, auf welchem ein Sänger sizt. Der Ton und die Farbe des Ganzen ist gut.

Von Gg. Chr. Wilder sind vier Zeichnungen in Aquarell vorhanden, sämmtlich sehr gut gelungen und mit

Digitized by Google

außerordentlichem Fleiß und viel Sauberkeit ausgeführt; die beiden größern, Ansicht des Chors der Kirchen zu Schwabach und Kalchreuth, Nr. 243 und 244, sind den andern vorzuziehen. Sie verrathen entschiedenes Talent, beharrlichen Fleiß und genaue Kenntniß der altdeutschen Architektur. Das Tucherſche Haus, Nr. 246, vermochte ich in der Wirklichkeit nicht aufzufinden; es iſt aber gewiß mit derſelben Treue wie das Topplerſche gegeben. Beide leztere haben mehrere Figuren, welche der Künſtler beſſer einer andern Hand übertragen würde; ſeltſam iſts auch, da, wo die alten Gebäude nicht allein ſtehen, ſondern durch die Nachbarſchaft der neuen an die Gegenwart erinnern, den Figuren altdeutſches oder ſpaniſches Koſtüm anzulegen.

J. Gg. Wolf, ein Schüler, lieferte in Aquarell die Façade der Frauenkirche in Nürnberg, dieſes altdeutſchen Meiſterwerkes, das ich in der Nachbarſchaft des ſchönen Brunnens und der Sebalder und Lorenzer Kirche ſtets mit Vergnügen betrachte. Sie führt die Nr. 252. Wenn gleich die Figuren nicht ganz gelungen ſind, ſo zeichnet dieſes Bild die richtige Perſpektive ſowohl in den Linien, als in der Farbe, und die große Nettigkeit in der Ausführung aus.

(Der Beſchluß folgt.)

Wachsmalerei.

Bekanntlich hat Herr Profeſſor Nour in Heidelberg ſich ſeit geraumer Zeit mit der Wachsmalerei beſchäftigt und darüber mehrere Abhandlungen herausgegeben. Dieſer Gegenſtand iſt nun auch in Paris durch einen gelehrten Kunſtkenner und praktiſchen Künſtler, Hrn. v. Montabert, zur Sprache gekommen, der kürzlich ein großes Werk über die Malerei: Traité de la Peinture, Paris bei Boſſange, 10 Bände in 8. herausgegeben, und darin unter andern auch ſein Verfahren bei der Wachsmalerei aus einander geſetzt hat. Ein Pariſer Blatt (Journal des Artistes, 29. Aug. 1830) äußert darüber Folgendes:

Die Künſtler können ſich die bedeutenden Unannehmlichkeiten der Oelmalerei und die kurze Dauer ihrer Farben in Vergleich mit der Wachsmalerei der Alten nicht verbergen. Das Oelgemälde wird mit der Zeit gelb und ſchwärzlich, reißt auf und ſchuppt ſich ab; der Firniß, mit welchem man es zu überziehen genöthigt iſt, erzeugt einen unangenehmen Glanz, der das Gemälde nicht immer im Ganzen, noch von allen Seiten betrachten läßt, er wird ſelbſt gelb, trübt ſich und verdirbt, ſo daß man ihn oft erneuern muß, was ſich, ungeachtet aller bei dieſer Operation angewandter Geſchicklichkeit, nicht ohne einigen Nachtheil für das Gemälde ſelbſt bewerkſtelligen läßt, und immer damit endet, daß es eine faſt gänzliche Zerſtörung des Colorits nach ſich zieht.

Wenn man dieſen großen Unannehmlichkeiten die unzähligen Vortheile der Wachsmalerei der Alten gegenüber hält, ihre Dauer, ihre Solidität, ihren unzerſtörbaren Glanz, ſo wird man nicht in Abrede ſtellen können, daß man der Kunſt durch die Wiederauffindung dieſer Art der Malerei, oder eines andern Aequivalents mit denſelben Vortheilen, einen unſchätzbaren Dienſt erweiſen würde.

Herr von Montabert in ſeinem Traité complet de la Peinture, dem beſten unter allen didaktiſchen Werken über die Malerei, hat einen Theil ſeiner Abhandlungen dem Verfahren bei der enkauſtiſchen Malerei gewidmet, für welche er neue Studien und Verſuche angeſtellt hat, die ihn zu einem ſo erwünſchten Erfolge führten, wie ihn ſeine Vorgänger vergebens zu erſtreben ſuchten.

Man ſieht in dem Arbeitszimmer des Herrn von Montabert Porträte, Landſchaften, Blumen und verſchiedene andere, nach ſeiner Methode ausgeführte Gemälde, einige auf Leinwand, andere auf Holz, auf Stein, auf Gips u. ſ. w., in welchen man alle Vorzüge und den überwiegenden Werth der Wachsmalerei vor der Oelmalerei kennen lernt. Die Wichtigkeit dieſer Entdeckung iſt ſo groß, daß wir uns für verpflichtet halten, hier die Verfahrungsart des Herrn von Montabert und die ſchätzbaren Vortheile, welche dieſelbe der Malerei darbietet, mitzutheilen. Dieſes Verfahren hat keine Schwierigkeit; die Ausführung iſt beinahe die nämliche, wie bei der Oelmalerei; der Maler trägt ſeine Farben auf die Leinwand, die Tafel oder Mauer mit den nämlichen Pinſeln auf, er führt und verſchmilzt ſie auf die nämliche Weiſe, er ordnet ſie eben ſo auf der Palette und kann dieſelbe ſogar mit mehreren glänzenden Farben bereichern, welche die Oelmalerei verwerfen muß, z. B. mit Kupferoxyd, Chromium, u. dgl. Der einzige bemerkenswerthe Unterſchied iſt, daß die Flüſſigkeit des Bindemittels, welches das beim Oelmalen gewöhnliche Mohn- oder Leinöl erſetzt, mit Hülfe eines flüchtigen Oels hervorgebracht wird, und deßhalb die Vertrocknung viel ſchneller ſtatt findet, als bei der Oelmalerei, jedoch keineswegs ſo ſchnell, daß ſie den Künſtler in ſeiner Arbeit hindern könnte. Ein andrer Unterſchied, der jedoch auf den Farbenauftrag keinen Bezug hat, iſt der, daß man die gemalten Partien von Zeit zu Zeit, bis ſie trocken werden, mit einem Firniß von Wachs bedecken muß, deſſen Fluß man mit Hülfe einer kleinen leichten Kohlpfanne bewirkt, die ſich bequem dem Gemälde mehr oder weniger nahe bringen läßt.

Das Bindemittel, deſſen man ſich bei dieſer Malerei anſtatt des Oels bedient, beſteht aus flüchtigem Oel von Wachs, in welches man Elemiharz und ein wenig Wachs fließen läßt. Ein anderes, durchſichtigeres und ſtärkeres Bindemittel erhält man, indem man ſtatt des Elemi-

Digitized by Google

gummi Kopalharz nimmt, beide kann man je nach dem Bedürfnisse der Farbenmischung mit einander vereinigen. Man malt auf Leinwand oder auf mit Leim zubereitete und mit Wachs getränkte Tafeln. Die Pinsel reinigt man mit Olivenöl; es geht keine Farbe verloren, denn man kann jede wieder aufweichen, sobald sie zu dick geworden ist.

Herrn von Montabert, nachdem er die verschiedenen brauchbaren Arten der flüchtigen Oele untersucht hatte, kam der Gedanke, daß man aus dem Wachse selbst ein sich langsam verflüchtigendes Oel ausziehen könne, welches der Gefahr nicht ausgesetzt wäre, gelb zu werden; auch stimmte, was er von der Gleichartigkeit der Substanzen hoffte, mit seinen übrigen Untersuchungen überein, und es ist ihm gelungen, in reichem Maaße dieses Wachsöl zu erhalten, welches ihm vor jedem andern den Vorzug zu verdienen scheint. Die mit dieser Flüssigkeit gemischten und angeriebenen Farben kann man sowohl in Gefäßen, als in Blasen aufbewahren.

Wir müssen noch angeben, wie man das Wachs auflegt, das sowohl zwischen den Lagen, als auch am Ende der Arbeit als Firniß dient. Der Erfinder hat geglaubt, das Alkali, ein gewöhnliches Mittel, verwerfen zu müssen, welches einen Teig oder eine Seife von Wachs erzeugt, aber durch die Feuchtigkeit verdirbt. — Er zertheilt das Wachs durch Alkohol, und zwar in einem Grade, daß er eine Art von Wachsmilch erhält, welche, nachdem man sie mit einem Dachspinsel gleichförmig aufgetragen, und wie einen Staubschleier über die Fläche ausgebreitet hat, sich leicht durch die Wirkung der Wärme in Fluß setzen läßt.

Was die Ausführung betrifft, so bemerken wir, daß man anlegt und ausführt wie gewöhnlich. Man kann retouchiren, so oft man will. Hierin machen sich die Vorzüge der Wachsmalerei vor der Oelmalerei ganz besonders geltend. In dieser letztern ist das Retouchiren mit einer Menge von Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten verbunden; das Oel, die Butter, die zu diesem Gebrauche bereiteten Firnißarten, obgleich rein, zart und ohne Farbe, werden zuletzt gelblich, dunkel und verzehren die Farben; die Lasuren bringen die nämliche Wirkung hervor, dunkeln nach und erzeugen Flecken; einer kleinen Retouche wegen ist der Maler oft gezwungen, eine große Parthie ganz neu zu malen, nach zwei bis drei Jahren werden ihm theilweise Verbesserungen ganz unmöglich, und wenn er dem alten Farbentone nachzukommen sucht, so wird später das frisch Gemalte wieder dunkler, als das Uebrige ꝛc. ꝛc.

Bei dem neuen Verfahren dagegen zeigt sich keine von allen diesen Zerstörungen. Nach zehn Jahren noch kann der Künstler ein Gemälde von Neuem überarbeiten, es beendigen, verbessern, so oft es ihm gefällt, und zwar auf eine sehr einfache Art. Wenn die Partie, welche man retouchiren will, trocken ist, was so schnell geschehen kann, als man es wünscht, indem man das Gemälde dem erforderlichen Grade von Wärme aussetzt, überzieht man die Tafel mit einer Lage Wachs, erwärmt und glättet sie; darauf malt man und zwar so oft, als es nothwendig ist; nie widerstreiten die untern Töne, jeder bleibt, wie er aufgetragen ist. In Oel dagegen dämpft man desto mehr, je mehr man retouchirt; je öfter man die Lichtpunkte übergeht, desto mehr verlieren sie ihren Glanz.

Es ist leicht zu begreifen, daß die Wirkung des in einem passenden Grade angewandten Feuers bei der fraglichen Malerei aus den verschiedenen Substanzen ein Ganzes machen muß, indem sie das Wachs schmilzt und die Harze hinlänglich erweicht, um sich mit dem Wachse zu vereinigen. Nach der ersten Anlage verbindet das Feuer die Farben mit dem Grunde; bei der Uebermalung verbindet es diese neue Lage mit dem Untermalten und so fort. Endlich giebt man dem Ganzen noch dadurch Festigkeit, daß man eine letzte Lage von Wachs hinzufügt, welche die Oberfläche des Gemäldes bedeckt; man schmilzt sie ein, glättet sie und erhält so gleichsam einen letzten Firniß, der unzerstörbar ist, und, so oft man will, durch Frottiren geglättet und gereinigt werden kann. Um des Besten der Kunst willen ist es unser lebhafter Wunsch, daß die Entdeckungen des Herrn von Montabert in der Wachsmalerei die Aufmerksamkeit der Maler auf sich lenken möchten; wir sind überzeugt, daß sich daraus eine sehr bedeutende Verbesserung ergeben wird. Wir können übrigens versichern, daß Herr von Montabert mit Vergnügen jedem nähere Anweisungen geben wird, der sich mit Eifer für solche Arten von Untersuchungen interessirt. Die Gemälde, von denen wir gesprochen haben, sind bessere materielle Beweise, als alles, was man sonst von der Wirksamkeit seines Verfahrens sagen könnte, woraus er jetzt keineswegs mehr ein Geheimniß macht. Es ist auch sehr zu wünschen, daß die Wachsmalerei zu solchen Arbeiten angewandt werden möchte, welche zur Zierde von Wänden und Gewölben in Kirchen und Palästen bestimmt sind. Was ihre Frische betrifft, so ist sie so lebhaft, als die Malerei mit Wasserfarben, und so kraftvoll, als die stärkste Oelmalerei.

Herr von Montabert giebt in seinem Traité de Peinture noch ein sehr einfaches Mittel an, die Oelmalerei zu vervollkommnen, und sie unzerstörbar und sehr viel lebhafter zu machen. Es besteht darin, daß man ein Drittheil weniger Oel zu den Farben nimmt, und dasselbe durch jenes Bindemittel ersetzt, welches er zur Wachsmalerei angewandt hat. Dieses Verfahren, welches keine besondere Vorsicht erfordert, ist eine Entdeckung von sehr großer Wichtigkeit. Seine Vortheile für die Wiederherstellung beschädigter Gemälde sind unverkennbar.

№. 96.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 2. December 1830.

Kunstausstellung zu Florenz im September 1830.

Am 21. September nahm die jährliche Kunstausstellung in der Accademia delle belle Arti ihren Anfang, über welche ich hier einige Worte mittheilen will, da sie vielleicht den sichersten Maßstab zur Beurtheilung des Zustandes giebt, in welchem sich die Kunst gegenwärtig in Toskana, ihrem einstigen berühmten Wiegenlande befindet. Könnte hier die Zahl des Gelieferten in Anschlag kommen, so würde sich schon etwas Bedeutendes ergeben, denn mehrere Zimmer sind angefüllt; sieht man aber genauer nach, so bemerkt man zu seinem Erstaunen nicht wenige, meist sehr mittelmäßige, Kopien und Schüler-Arbeiten, deren Aufnahme die Verwaltung der Akademie billig unter ihrer Würde halten sollte.

In vielen der ausgestellten Gemälde — um mit diesen zu beginnen — findet sich einzelnes Gute; nicht viele aber sind geeignet, einen ungestörten Gesammteindruck hervorzubringen, selbst wenn man seine Forderungen nicht hoch spannt. Die historische Gattung herrschte vor, wogegen nichts einzuwenden ist: andere Fächer sollten aber darüber nicht vernachläßigt werden. Namentlich ist die Landschaftmalerei hier in einem ziemlich kläglichen Zustande: wie für sie gesorgt wird, zeigt, daß nicht einmal ein Lehrer derselben an der Akademie angestellt ist. Florenz hat Stoff zu einigen wenigen Bildern geliefert, die ohne Ausnahme unter der Kritik sind; eine Kopie nach Poussin ist so zu sagen die einzige erträgliche Landschaft. Darf aber die Kunstausstellung einer Stadt, die in artistischer Hinsicht noch immer einen hohen Anspruch macht, sich mit dem Ruhme einer Kopie begnügen?

Mit den Genrebildern sieht es etwas besser aus. Das „Refectorium eines Klosters“ von Giuf. Fini hat einen guten Lichteffekt und passende Anordnung; die Figuren sind aber höchst monoton. Giorgio Berti hat ein paar im Ganzen lobenswerthe und gutgehaltene kleine Bilder mit Landmädchen in pittoresker Tracht geliefert. Das einzige Viehstück, von F. Rauch, aus Wien, spricht durch treue und geistvolle Auffassung der Natur und schöne Effekte an. — Um nun zu den größeren Werken überzugehn, so findet man in Gaſparo Martellini's „Madonna mit zwei knieenden Heiligen“, so wie in seinem „St. Petrus“, der Fra Bartolommeo's Gestalten ähnelt, gutes Studium der Draperie, aber unbedeutende Köpfe. Anziehender ist eine „Madonna mit dem Kinde und zwei Engeln“ von Gozzarini. Der Kopf der den kleinen schlafenden Knaben an sich drückenden Mutter ist, so wie das Kind selbst, in dem Umriß sowohl als in dem warmen Kolorit, zart und und schön, und verräth Gefühl und Innigkeit in bedeutendem Grade. Schade, daß es hie und da, namentlich in den Händen, von Zeichnungsfehlern nicht frei ist. Cesare Muſſini hat mehrere Bilder geliefert, worunter „Atalas Tod“ das bedeutendste ist. Das Gemälde zeigt Talent in der Gruppirung, und hat einen guten Kontraß in dem Laternenlichte im Vorgrunde mit der Mondbeleuchtung auf der fernen Landschaft, obschon das erstere in seiner Vertheilung auf die drei Personen nicht ganz richtig ist, indem es auf die Sterbende gar nicht fällt, während sein Reflex auf dem knieenden Chactas zu stark ist. Die Lage Atala's ist schön und natürlich; auf Chactas Gesichte malt sich aber die Verzweiflung eines Missethäters, und dies ist mit eine Ursache, weßwegen das Bild, dem es an gelungenen Einzelheiten nicht fehlt, dennoch keine angenehme Wirkung macht. Diese hat, nebst höherer Würde, Girodet in seinem bekannten Gemälde, das dieselbe Geschichte in einer kurz darauf folgenden verwandten Scene darstellt, weit glücklicher erreicht. — Ein „Bandit“ von demselben ist ein artiges Kostüme- und Charakterbild.

Manzonis vielbeliebte Promessi Sposi, an malerischen Scenen reich und von italienischen Künstlern schon vielfach benuzt, haben auch dießmal zu zwei Darstellungen Anlaß gegeben. Die erste, von G. Berti, ist der Geschichte der mailändischen Hungersnoth (XIII. Kap.) entlehnt, und stellt die Bestürmung des Hauses des Vicario durch die wüthende Menge dar. Die Gruppen sind geschickt geordnet, und zeugen von Talent für derartige Darstellungen: vorne sieht man Renzo (den Held des

Romans) von drohenden Bürgern umringt, während auf der linken Seite der Anlauf gegen die gesperrte Thüre des Vicario geschieht, und im Hintergrunde der Wagen des spanischen Gouverneurs, von der Volksmasse umringt, herannaht. Das zweite Bild, von Moricci, enthält die Scene aus dem XXXV. Kapitel, wo Renzo den sterbenden Don Rodrigo im Lazareth zu Mailand erblickt. Der Gegenstand ist zu unangenehm, um selbst durch eine talentvollere Behandlung gehoben werden zu können. Das Streben, die Fantasiegebilde nationaler Schriftsteller auch in der Kunst einheimisch zu machen, ist übrigens gewiß lobenswerth. — Der „Prozeß des Sokrates“ von Salter (einem Engländer) enthält viele Figuren und viele Farben; der Totaleindruck ist aber gänzlich verfehlt, indem namentlich die Gestalt des Sokrates durch eine Gruppe im Vordergrund sehr zurückgedrängt wird. Wenn man das Bild „Tasso's Vorstellung bei dem Herzoge Alfons von Este“, von einem Herrn Michel Angelo Buonaroti betrachtet, so begreift man kaum, daß der Maler sich nicht geschämt hat, einen so berühmten Namen darunter zu schreiben. Benedetto Servoliuis „Francesca von Rimini“, die Scene der berühmten Worte: „La bocca mi bacciò tutto tremante“ (Inferno C. V.) ist eines der gelungenen Werke, namentlich was die Figur des Jünglings betrifft, obschon man der schönen Francesca etwas mehr Feuer wünschen möchte. „Raffael, Fornarinen malend“ von Giuseppe Bezzuoli vereint geschickte Gruppirung mit gutem Faltenwurf; nur hätte der Künstler ihm einen andern Namen geben sollen, denn weder Raffael noch seine Geliebte (deren Züge überdieß reizender seyn könnten) gleichen nicht im mindesten irgend einem der von ihnen bekannten Porträte, und man hat doch Raffael's Bild lieber, selber auf die Gefahr hin, daß es Bindo Altoviti und nicht er sey, als ein Fantasie-Erzeugniß.

Bezzuoli, Professor an der Akademie, ist übrigens der beste Maler, den Florenz jezt besizt. Bei der Ausstellung im vorigen Jahre hat er sich durch sein grosses Bild „Karls VIII., Königes von Frankreich, Einzug in Florenz“, das vom Großherzoge angekauft, aber immer noch in der Akademie aufgestellt ist, Ansprüche auf diesen Rang erworben. Der Gegenstand des Bildes ist der bekannte Einzug dieses Königes, bei seinem Kriege gegen Neapel, am 17. Januar 1494, nachdem das unkluge Benehmen Piero's de' Medici (Sohn Lorenzo's des Prächtigen) die wichtigsten Plätze Toskana's in seine Gewalt gegeben hatte, welche Ereignisse Guicciardini im ersten Buche seiner Geschichte beschreibt. Schon durch seinen Gegenstand erinnert das Gemälde etwas an Gérard's Entrée de Henry IV., ist aber keine Nachahmung. In der Mitte reitet der König auf einem weißen Rosse, das ein Page führt; hinter ihm zur Linken befindet sich der Kardinal della Rovere (Julius II.), und mehrere Ritter mit der französischen Lilienfahne. Rechts im Vorgrunde empfängt den König der Gonfaloniere von Florenz, Pier Capponi, welchen der damals erst 24 Jahre alte Machiavelli, Savonarola (der durch seine politischen und religiösen Schwärmereien und sein tragisches Ende bekannte Mönch aus S. Marco zu Florenz), Francesco Valori u. A. begleiten. Klerus, Lanzknechte, Volk und Kinder füllen das große Bild. Die Gruppe der Florentiner im rechten Vordergrunde ist vortrefflich; die Charaktere sind von sprechender Individualität, die Stellungen ungezwungen, edel und natürlich, die Gewänder in reichem und verständigem Faltenwurf, das Colorit harmonisch. Halb sich neigend tritt der Gonfaloniere mit anderen Mitgliedern der Signoria dem König entgegen; ein spöttischer Zug schwebt auf des nachmaligen Staatssekretärs Gesichte; Unheil weissagend ist des Mönchs Miene und Gebehrde, während sein eifriger Anhänger Valori mit ineinandergeschlagenen Händen ihm zuhört. Ein würdiges Gegenstück bildet die Gruppe auf der linken Seite, wo eine Florentinerin, eine die schöne Gestalt, ein Kind an der Hand, den Zug anschaut, während neben ihr eine andere, im Vorgefühl der — nicht lange ausgebliebenen — unglücklichen Tage des Vaterlandes in Thränen ausbricht.

Ich muß nun aber auch von den Schattenseiten des Bildes reden, deren größte die Hauptperson ist. Statt ein Bildniß des Königes dabei zu Rathe zu ziehen, und so ein würdiges Seitenstück zu Gérards Porträt Heinrich's IV. zu liefern, hat der Künstler — unbegreiflicher Weise — Gott weiß welch hiesiges Modell abkonterfeit. Die Figur sizt mit einem Dummstolze zu Pferde, der den günstigen Eindruck, den die vorgenannten Theile gemacht haben, um ein Bedeutendes verwischt. Der Page, der das Pferd leitet, zieht die Bewunderung der meisten Zuschauer auf sich. Er ist ein schmächtiger Knabe in einem lichtblauen Wämschen, mit blonden Locken und einem Milch- und Rosen-Gesichtchen, der mit einem so himmlisch-verklärten, schwimmenden Blick zu dem — Pferde emporschaut, wie ungefähr ein Endersches Modepüppchen im Vergißmeinnicht aussieht. Solche Unnatur gefällt nun freilich hier ganz außerordentlich, da man sie — wie man weiter unten sehen wird — hier als Hauptprincip der Kunstschönheit eingetrichtert bekommt. Der Mittelgrund des Bildes ist überdies auch im Colorit schwach: die vielen hervorstehenden hellblauen Partien zerstören die Harmonie und Ruhe, und die Schönheiten sind auf die Seitengruppen beschränkt. Und doch ist dieses Bild noch bei weitem das Beste, was die toskanische Kunst seit Jahren hervorgebracht hat.

Über die historischen Gemälde habe ich nun weiter nichts zu erinnern. Im Fache des Porträts ist nichts Bedeu-

Digitized by Google

tendes zum Vorschein gekommen. Von den wenigen Aquarellbildern will ich gar nicht reden: von dieser Kunst, in der namentlich die Engländer im Fache der Landschaft so Schönes liefern, scheint man kaum etwas zu wissen. Die beiden einzigen Kupferstiche von bedeutendem Werthe waren von Ausländern. Mit vielem Vergnügen habe ich Garavaglia's Blatt „Jakobs Zusammentreffen mit Rahel" nach Andrea Appiani betrachtet, das eine seltene Klarheit und Schönheit der Schraffirung zeigt. Es würde noch mehr Effekt machen, wenn einige Stellen kräftiger gehalten und die Lichter im Vor- und Mittelgrunde besser vertheilt wären. Schade, daß der Künstler statt eines mittelmäßigen neueren Gemäldes nicht ein klassisches Bild zu dieser Arbeit mehrerer Jahre wählte. Der zweite Stich ist Fra Bartolommeo's herrliche Pietà (im Pallaste Pitti), bei Sarto's und Anderer unerreichtes Vorbild, von Moriz Steinla. Abgesehen von der Schönheit des Gemäldes zeichnet sich das Blatt durch treues Auffassen und Wiedergeben des Charakters und gefühlte Darstellung aus. Von besonderer Schönheit sind die Extremitäten, welche mit einer großen Zartheit ausgeführt sind.

Im Felde der Sculptur ist die Ernte sehr schwach ausgefallen. „Der sterbende Menökeus" von A. Costoli, ist das einzige Werk von Bedeutung, verräth aber auch ein schönes Talent. Die Stellung des zum Tode verwundet Hinsinkenden ist natürlich und ungezwungen; das linke Knie ist gebogen, während das rechte Bein sich ausstreckt. Die Formen sind kräftig und edel. Der junge Bildhauer hat sichtlich die Werke des Alterthums tüchtig studirt.

Der Direktor der Kunst-Akademie ist der Ritter Benvenuti, aus Arezzo gebürtig, welcher nebst Cammuccini in Rom für den besten Maler Italiens gehalten wird. Die florentinische Malerkunst war mit Cigoli und seinen Nachfolgern untergegangen, denn die Cortonische Schule brachte keinen einzigen ausgezeichneten Künstler hervor. Von da an überschwemmten heillose Manieristen Alles, und auch die Verjüngung der alten Vasarischen Akademie durch Peter Leopold scheint wenig Früchte getragen zu haben. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts machte Benvenuti's Styl plötzlich Aufsehen; er wurde in einer kleinen Abhandlung des damaligen Galleriedirektors Puccini „dello Stato delle belle Arti in Toscana" sogar außerordentlich gelobt, und seitdem ist des Rühmens von ihm kein Ende gewesen. Was ist nun aber dieser Styl? Nichts als der seit längerer Zeit schon von den meisten talentvollen Franzosen verlassene und getadelte, den David zu derjenigen Vollkommenheit erhoben, deren die Unnatur fähig ist.

Eines der bekanntesten Gemälde Benvenuti's ist der „Tod des Priamus", jetzt dem Fürsten Corsini gehörig: eine wahre Musterschule alles dessen, was und wie die Malerei nicht seyn soll. Pyrrhus schleppt im Mittelgrunde den zitternden König zu dem Altare hin, an dessen Fuße die Leiche seines Sohnes liegt; von den Töchtern umklammert stürzt Hekuba herbei, während auf der andern Seite die Priester entsetzt entfliehen, und im Hintergrunde die in die Königsburg eingedrungenen Griechen ihre Gegner überwältigen*). Hier sucht man vergebens nach Einfachheit, nach Natur, nach Wahrheit; die meisten Gestalten tragen nicht den Ausdruck menschlicher Leidenschaft in ihren Zügen, sondern den einer chargirten theatralischen Mimik. Die Stellung des Pyrrhus ist die forcirteste eines Operntänzers; seine Glieder sind keine Muskeln, kein Fleisch, sondern übermalter Gyps, oder was man sonst für einen harten Stoff sich denken will. Die großen Meister des goldenen Alters der Malerei studirten auch die Antike, aber noch keiner von ihnen ist auf die Idee gekommen, ein Gemälde gleichsam zu einer Uebersetzung der Sculptur machen zu wollen. Da ist von keiner natürlichen Schönheit der menschlichen Form, von keiner Innigkeit des Gefühls die Rede. Ein solches Bild läßt kalt, trotz der konvulsivischen Anstrengungen, worin die Figuren liegen — eine solche Kunst ist falsch und verzerrt von Anfang zu Ende, und um so falscher, je näher sie ihrer relativen Vollkommenheit kommt. In demselben Style, mit wenig mehr Mäßigung, sind Benvenuti's Fresken „die Thaten des Herkules" im Pallaste Pitti, und es steht zu fürchten, daß die Kuppel der Mediceischen Grabkapelle in der Kirche St. Lorenzo, womit er gegenwärtig beschäftig ist, nicht anders werden wird. Und vor solchen Werken stehn und staunen so viele Florentiner, von denen man doch einen gebildeten Geschmack zu fordern sich berechtigt halten sollte, da sie von Jugend auf das Herrlichste vor Augen haben. Der übrigen Meister des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts nicht zu erwähnen, von denen sich hier so reiche Schätze befinden, besitzen die florentinischen Künstler in den überaus zahlreichen Fresken und Oelgemälden ihres Landsmannes Andrea del Sarto eine vollständige Schule, wo sie Correktheit der Zeichnung, richtige und gefällige Gruppirung, natürliche und dabei edle Stellungen, harmonisches Colorit und wahrhaft klassische Draperie studieren können. Das alles scheint aber über Benvenutis bronzenen Heroen vergessen.

*) Dieses Bild wurde von A. Ricciani in Kupfer gestochen, zugleich mit einem andern, zu Arezzo befindlichen großen Gemälde desselben Künstlers: „Judith, welche das Haupt des Holofernes dem Volke von Bethulia zeigt." In dieser Gestalt sind beide auch in Teutschland bekannt geworden. In Florenz befindet sich u. A. noch ein Gemälde Benvenutis „der Schwur der Sachsen nach der Schlacht bei Jena" im Pallaste Mozzi.

Digitized by Google

Es gibt gewiß manche mit Talent begabte junge Künstler in Florenz — es blitzt mancher Funke, der zur Flamme angeblasen werden könnte, — und doch will es mit der Kunst nicht recht fort, namentlich wenn man sie mit den neueren Leistungen in Teutschland, England und dem so oft gescholtenen Frankreich in Vergleich bringt. Das Uebel liegt meines Erachtens in der ersten Bildung oder Verbildung, da die Macht der in der Jugend eingesogenen Vorurtheile und falschen Lehren zu groß ist; und so lange hier nicht abgeholfen wird, werden noch manche Hoffnungen scheitern, die man von aufstrebenden Talenten hegt. —n.

Ausstellung im Louvre, in dem Lokale der Kunstfreunde, zum Besten der im Julius Verunglückten.

Es sind in Paris verschiedene Ausstellungen dieser Art angekündigt worden, namentlich in der Galerie Luxemburg, und dieser Concurrenz muß man auch ohne Zweifel die kleine Anzahl von Gemälden und Zeichnungen zuschreiben, welche seit der Mitte Septembers in dem Lokale der Gesellschaft der Kunstfreunde ausgestellt waren.

Herr Renoux ist einer von den beiden Künstlern, die auf den Gedanken gekommen sind, die merkwürdigsten Züge der drei unsterblichen Tage Frankreichs in einer Reihe von Nationalzeichnungen zu reproduciren. Andere Künstler beschränkten sich auf Landschaften, Blumengemälde und dergl. Jedoch sind schon mehrere der Idee der beiden Erstern gefolgt, und Andere werden sich billigerweise beeilen, ihr Beispiel nachzuahmen, so daß wir bald alle rühmlichen Thaten der Revolution von 1830 auf Papier oder Leinwand nachgebildet sehen werden.

Die Gabe des Herrn Renoux stellt die Ankunft des Maurers Liard, welcher zuerst in der Straße St. Honoré verwundet wurde, im Hotel-Dieu vor.

Die Rückkehr von der Runde, von Mademoiselle Amalie Cogniet.

Eine Allegorie, den Herzog von Orleans vorstellend, welcher mit den Nationalfarben geschmückt ist, und im Traume die Viktoria von Emblemen derer politischen Regeneration Frankreichs umgeben sieht, von Durupt.

Ein Mann aus dem gemeinen Volke auf einer Barrikade, von einem Ungenannten.

Eine junge Frau, die ihren von einer Kugel getroffenen Sohn aufhebt und schwört, seinen Tod zu rächen, von Mademoiselle Pagès. (Ein Vorfall am 29. Julius).

Ein königlicher Gardist, der mit thränenden Augen seinen Vater unter den durch das Feuer seines Bataillons getödteten Handwerkern erkennt, und deshalb vor Verzweiflung seinen Säbel unter seinen Füßen zertrümmert; von Rouget.

Ein Bäckerbursche, welcher an der Spitze eines Linienbataillons die Leiche einer so eben von einer Kugel getroffenen Frau trägt, und demselben seinen unseligen Gehorsam vorwirft. (Ereigniß vom 28. Julius). Von Bordier.

Bürger von allen Classen, die auf ihren Schultern einen Tapfern tragen, der am 29. Julius verwundet wurde. Zeichnung von Curty.

Die Stadt Paris, wie sie den Despotismus, die Unwissenheit die Unredlichkeit niederdonnert, Allegorie von Desains.

Die am 28. Juli auf dem Platze des Hotel-de-Ville zurückgeschlagenen Lanciers, und

Das am 29. Julius im Triumph in seine Caserne zurückgeführte 53. Linienregiment; von Finart.

Ein Mann aus dem gemeinen Volke, auf der Höhe einer Barrikade seine Flinte ladend; von Gintza.

Eine junge Frau, die auf einer Barrikade die dreifarbige Fahne aufpflanzt; von Jollivet.

Ein verwundeter Handwerker, der von einem seiner Kameraden auf den Schultern zu seiner Mutter zurückgebracht wird, von Pigal.

Einer von den Zöglingen der polytechnischen Schule, welcher in den Gemächern der Tuilerien getödtet und von denen, welche er zum Siege geführt hatte, auf den königlichen Thron gelegt wurde; von Adolph Roëhn.

Ein junges Mädchen, welche, nachdem sie sich auf dem Börsenplatze zuerst auf eine Kanone gestürzt hatte, im Triumphe einhergetragen wird; von Alphons Roëhn.

Unter den Arbeiten solcher Künstler, welche keine Historienmaler sind, nennen wir:

Zwei Landschaften von Vanderburch.

Eine Landschaft aus der Schweiz von Van Orchwiller, dem Vater.

Eine andere von Watelet.

Ein Stier in einem Stall, von Van Orchwiller, dem Sohne.

Zeichnungen von Bourgeois, Vater und Sohn.

Eine Sepiazeichnung von Duplat.

Das Innere eines Dorfes, von Gué.

Eine Ansicht, von Harfleur aus aufgenommen, von Justin.

Eine Aussicht aus der Schweiz, von Lapito.

Der heilige Marilian und der heilige Bonofus, Zeichnung eines für die polytechnische Schule verfertigten Gemäldes; von Delaval.

Eine Ansicht der Küsten von Brest, von Alex Noel u. s. w.

Diese Ausstellung dauerte nur bis in die ersten Tage des October; die Zeichnungen und Gemälde wurden sodann sämmtlich zum Besten der Verwundeten, der Wittwen und Waisen auf dem Wege der Versteigerung verkauft. Der Eintrittspreis betrug 30 Centimes.

Digitized by Google

№. 97.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 7. December 1830.

Ueber die Kunstausstellung in Nürnberg im Jahre 1830.

Bruchstücke aus Briefen.

(Beschluß.)

5.

——Aus dem Fach der Miniaturmalerei ist das beste ein männliches Bildniß nach der Natur, Nro. 85, von J. A. Hirnschrot, es ist sehr lebendig und charakteristisch. Gelungen ist von eben demselben das Bildniß eines kleinen Savojarden, Nro. 86, und durch schönen Farbenton ist ein Porzelan-Gemälde von ebendemselben bemerkenswerth, Nro. 89. „Maria mit dem Kind und dem kleinen Johannes nach Tizian.“ Von Hauptmann Hartmann ist sein eigenes Bildniß, Nro. 81, sehr gut gemalt. Eben so sind zwei Bildnisse nach der Natur von J. Loos, einem Schüler, Nro. 131 und 132, sehr gut gelungen.

Auch ein Blumenstrauß von Fräulein Sophie Schönewald ist unter Nro. 192 vorhanden. Jede Blume einzeln ist mit viel Gefühl für Farbe und Zeichnung behandelt, nur das Ganze ist noch etwas flach gehalten und in Hinsicht auf die Wahl der Farben nicht ganz gut geordnet.

Noch etwas sehr Merkwürdiges muß ich nachholen, es sind die Glasgemälde von Fr. J. Sauterleute, Nro. 182 — 185. Das Bildniß A. Dürers, das des Erasmus nach Dürer und sieben Bilder, Scenen aus A. Dürers Leben vorstellend, nach den Transparent-Gemälden, welche bei der dritten Sekularfeier des Todestages dieses Künstlers im Rathhaussaal zu Nürnberg aufgestellt waren. Da ich vor einigen Jahren in Hellers Kunstanzeigen eine sehr pomphafte Nachricht über die neueren Glasmalereien in der Jakober Kirche las, und nachher durch den Augenschein mich überzeugte, wie in derselben die Schatten blos mit Lackfarben aufgetragen sind, so war ich auch bei diesen Malereien eines andern Meisters mißtrauisch, und besahe sie mir sorgfältig und genau. Ich fand aber, daß sie ganz wie die alten gemalt sind, fünf davon sind aus verschiedenen Stücken mit Blei zusammengesetzt; bei zweien sind alle Farben, ohne Zusammenhang mit Blei, vom Künstler aufgetragen und eingebrannt. Bei den Zusammengesetzten ist zwar die Pracht der Farben, die nichts zu wünschen übrig läßt, größtentheils Verdienst der Glashütte, doch da, wo die Farbe ausgeschliffen und durch andere ersetzt worden ist, und namentlich in den beiden aus Einer Glastafel bestehenden Gemälden, ist sie ganz das Verdienst des Meisters, und auch da zeichnet sie sich so sehr aus, daß nicht nur die Farben der Alten erreicht, sondern sogar theilweise übertroffen sind. Hiezu kommt, außer der gefälligen Composition und Zeichnung, der ungemeine Fleiß in der Ausführung, der Geschmack im Vortrage und die gut beobachtete Luftperspektive. Man kann nicht nur sagen, daß die verloren gegangene Kunst wieder aufgefunden sey, sondern sie wird in vollkommnerem Maaße geübt.

Es dürfte Zeit seyn, von der Malerei hinweg auf die Zeichnungen überzugehen. Mit wenigen Ausnahmen sind die vorhandenen Zeichnungen durchgängig Copien nach Gemälden und Kupferstichen; größtentheils mit viel Fleiß gefertiget, rein und ohne Tadel; mehrere nicht ohne Geschmack und Geist ausgeführt. Vor allen verdient J. J. Penzold Erwähnung; es sind besonders die Bildnisse A. Dürers, Raphaels und eines Unbekannten Nro. 156, 155 und 153 sehr gut gelungen. Nach ihm verdient Frau Chr. Zwinger, Zeichnungslehrerin, angeführt zu werden; sie hat, Nro. 208, einen Knaben auf einem Felsen sitzend nach Lawrence, und Nro. 257 das Brustbild einer Dame im Samtbarett mit eben so viel Geschmack als Gefühl ausgeführt. Eben so ist die büßende Magdalena nach Correggio von Fr. von Stadler, Nro. 211, sehr gut gelungen, und es muß noch ein Madonnen-Kopf nach Raphael, Nro. 220, von Fräulein L. Vogel, und ein Kopf nach Merian, Nro. 133, von J. Loos rühmend erwähnt werden.

Größere Kupferstiche sind nur wenige vorhanden. Der ausgezeichnetste ist von J. M. Fr. Geisler, Nro. 67, eine Seitenthür des Kölner Doms, Probedruck zu Boisserée's Werk über den Kölner Dom im größten Fo-

lioformat, wo ganz besondere Schwierigkeiten zu überwinden sind, mit Freiheit der Radirnadel behandelt, und mit eben so viel Geschmack als Reinheit ausgeführt; ein Kupferstich, der den berühmten englischen Blättern dieser Art sehr nahe kommt und den Beweis gibt, daß bei gleicher Uebung die deutschen Kupferstecher den englischen nichts nachgeben würden. Ein zweites nicht viel kleineres Blatt hat Carl Frommel, Professor in Karlsruhe, geliefert, Nro. 62, Ansicht des Vesuvs, von ihm nach der Natur aufgenommen. Die Wahl des Moments ist sehr glücklich gefaßt, der anbrechende Morgen; die Beleuchtung, der Glanz des Himmels, der Morgenduft in der Ferne, alles ist sehr gut gegeben und das Ganze mit der Meisterschaft, welche man von Frommels Arbeiten erwartet, behandelt. Bleibt etwas dabei zu wünschen, so wäre es, daß die Figuren des Vordergrunds besser gezeichnet und die Thiere besser studirt wären. Zu den größern und bessern Stücken gehört das Porträt des Commerzienrath von Seidel, Nro. 139, von C. F. Mayer gestochen; zwei Copien, Christus nach Guercino, Nro. 138, von eben demselben, und eine Madonna nach Raphael, Nro. 208, von Fr. von Stadler, sind im Geiste der Originale aufgefaßt und sehr gut gelungen.

Außer diesen größeren sind sehr viele kleinere Kupfer- und Stahlstiche, meist für Almanache und Bücher bearbeitet, vorhanden. Fr. Fleischmann hat unter vielen ausgestellten kleinen Blättern einige vorzügliche Arbeiten gegeben; die besten sind das Porträt Sr. K. H. des Kronprinzen von Bayern Nro. 56, 5, eine heil. Familie nach Schlotthauer Nro. 56, 8, und der Titel zum Frauentaschenbuch 1830, Nro. 56, 2. Fr. Geisler, der schon genannt worden, hat besonders drei An- und Aussichten von der Nürnberger Burg, von Klein gezeichnet, mit sehr viel Delikatesse gestochen, Nro. 68, 3—5. Unter den C. Mayer'schen sind einige gutgestochene Portraite von J. G. F. Poppel, viele gutgelungene Stahlstiche, Ansichten aus Griechenland, Nro. 171 — 175, zwei dergleichen Nro. 196 und 197 von J. L. Schulze. Die beiden letztgenannten arbeiten in der jetzt so beliebten englischen Manier. Fr. Wagner hat sich in 25 kleinen Blättern als einen sehr talentvollen Künstler gezeigt, Nro. 225 und 226, unter welchen das Bildniß Benvenuto Cellini's, Kinderköpfchen nach Lawrence, Stiche nach Retsch und mehrere Kopien zum Theil nach englischen Originalen am meisten hervorzuheben sind. Ph. Walther hat unter mehreren flüchtig behandelten Stücken eine Scene aus dem polnischen Freiheitskrieg nach Dähling, Nro. 231, 2, recht brav bearbeitet; F. J. Weisbeck, F. von Stadler, J. M. Enzingmüller haben durch ihre Arbeiten dargelegt, daß sie bei fortgesetztem Studium wackere Künstler werden können.

Von G. M. Faber und A. Siebert sind noch zwei kalligraphische Tableaus vorhanden, Nro. 51 und Nro. 206, die in ihrer Art gut heißen können.

Von plastischen Arbeiten ist wenig anzuführen. Howaldt hat die Statue Peter Vischers in verkleinertem Maasstab nach dem Original modellirt und gegossen und seine Copie mit außerordentlichem Fleiß und Geschmack ausgeführt. Mich. Ernst hat eine betende Madonna nach einem altdeutschen Schnitzwerk Nro. 48 ziemlich gelungen in Alabaster nachgebildet. Außerdem ist nichts vorhanden.

Warum hat Burgschmiet, dessen spätervorgetretenes Talent seine Mitbürger so sehr erhoben haben, nichts geliefert? Warum ziehet Heideloff, dessen Leistungen seine Mitbürger ebenfalls stets ehrend anerkannt haben, sich bei den Kunstausstellungen dieses Jahres und des Jahres 1827 zurück? Warum habe ich vergebens nach Arbeiten des Directors der Kunstschule, A. Reindel, gesucht? Ich kenne die Privatverhältnisse dieser Männer zu wenig, um irgend einen Grund angeben zu können. Indessen habe ich ihre Namen eben so ungern, wie die im Jahre 1827 vorhandenen Siegelabdrücke von Dallinger, Vater und Sohn, vermißt.

Noch ist übrig, ein paar Worte über die Leistungen der Kunstschule, welche in den drei anstoßenden Nebenzimmern aufgestellt sind, zu sagen. Sie sind theils Studien nach Antiken, theils nach dem Leben. Man siehet, wie ein sicherer und wohlgeregelter Gang in der Kunstschule eingeschlagen, wie mit den Uebungen an der Antike überall strenges Studium der Anatomie und der Perspective verbunden und zu dem lebenden Modell nicht eher übergegangen wird, bis die Zöglinge die nöthigen Vorkenntnisse gewonnen haben. Strenge Nachbildung der Form scheint Hauptgrundsatz der Schule zu seyn und spricht sich auch in allen Werken der Schüler aus, die übrigens im Allgemeinen von viel Talent und Fleiß zeugen. Mit Vergnügen gewahrt man, wie anregend der Fleiß, die Liebe und das Talent der Lehrer, insbesondere des unermüdeten Direktors, A. Reindel, auf die Zöglinge einwirkt. Unter diesen verdienten etwa vorzugsweise genannt zu werden: J. G. Wolf, J. G. Serz, F. v. Stadler, J. M. Enzingmüller, Chr. Perlberg, S. H. Jahrwart, F. J. Kaschenreuther, J. Gg. Kellner, J. J. Penzold und C. J. P. Zwinger.

* * C.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1829.

(Fortsetzung von No. 87.)

Wenn Mailand sich stets in ganz Europa durch seine Dekorations-Maler ausgezeichnet hat, so ist auch jetzt diese Schule noch immer die erste. Ihre Zöglinge haben schöne Tuschzeichnungen ausgestellt, sowohl was Erfindung,

Digitized by Google

als was Studium der Natur betrifft. Man bezeichnet diese jungen Leute nur mit dem Titel: Zöglinge dieser Akademie. Warum entzieht man auf diese Weise Hrn. Durelli, Nominal-Professor der Perspektive, das Verdienst eines in seinem Erfolg so glücklichen Unterrichtes? So wollen wir es denn der Welt nicht verschweigen, da wir nicht die kleinliche Eifersucht theilen, welche die Talente fast aller Künstler Mailands verdunkelt.

Ansicht des griechischen Forums mit einem Brunnen in der Mitte von Ant. Bramati.

Ansicht des Forums des Augustus von L. Fumagalli.

Tempel und Forum des Bacchus von Jos. Righetti.

Antiker Begräbnißplatz von Ant. Salmoiraghi.

Nachbildungen: Innere Ansicht der hübschen Kirche zur wunderbaren Muttergottes zu Brescia von Joh. Brocca.

Das Innere der Alexanderskirche zu Mailand von Friedr. Zuccari.

Architektur.

In den Entwürfen des Hrn. Felix Pizzagalli für den Bau der Kirche von Pontivolo, und in dem Plane einer andern Kirche, von Hrn. Balthasar Corbetta, ist die Architektur auf die schöne Einfachheit des Alterthums zurückgeführt.

Lithographie.

Wir sind bei der dießjährigen Ausstellung an lithographischen Produkten nicht reich gewesen, obgleich unsere Steinzeichner ihre Arbeiten fleißig fortgesetzt haben, wie man bei den Gegenständen des Handels sehen wird.

Hr. Hayez macht stets durch seine schönen lithographirten Compositionen jedem Fremden den Rang streitig; doch finden wir dießmal nur seine edle und zartsinnige Gefälligkeit für einen Nebenbuhler zu bewundern, indem er durch den Steindruck ein Werk in's Andenken rief, welches lange eine Veranlassung öffentlicher Rivalität gewesen war. Seine lithographirte Copie des Gemäldes von Palagio, Christoph Columbus darstellend, ist zu eintönig und wird dadurch kalt.

Der mit zweierlei Kreide gezeichneten Porträts von Hrn. Bisi haben wir mit zu wenig Schonung erwähnt, er wird uns ungerecht oder zu viel fordernd gefunden haben, wir aber wollen in Frieden mit ihm leben. Seinen zwei lithographirten Porträts der Madame Pasta müssen wir das verdiente Lob angedeihen lassen, da sie für's erste sehr ähnlich, dabei auch geschmackvoll und kräftig gezeichnet sind. Das dem reichen Negozianten Marietti (welcher den Mailändern das Vergnügen verschaffte, diese Virtuosin zu hören) gewidmete, in welchem sie als Desdemona dargestellt ist, ziehen wir dem andern vor, Hände und Arme sind vortrefflich ausgeführt.

Ein sehr gut ausgeführtes lithographirtes Blatt des Hrn. Joseph Cornienti, welches das Porträt des Romandichters Alexander Manzoni in einem Medaillon als Relief darstellt, haben Einige noch höher gestellt, doch können zwei gute Manieren den Kennern auf gleiche Weise gefallen.

Kupferstecherei.

Das berühmte Blatt nach Leonardo da Vinci, das Abendmahl vorstellend, gestochen von Morghen, ist in ganz Europa bekannt, aber der Preis dieses Kupferstiches und seine Seltenheit haben verschiedene Künstler bewogen, es in mancherlei Dimensionen nachzubilden. Die Kupferstichhändler, Gebrüder Berreti, haben Hrn. Rados beauftragt, dieses so gesuchte Blatt wieder auszuführen, und zwar in derselben Größe, wie der Kupferstich von Morghen, aber in punktirter Manier. Der Künstler hat hiebei viel Talent gezeigt; seine Köpfe sind schön, die kleinsten Details auf dem Tische sind mit Geschmack ausgeführt; er hat einige kräftige Stellen kunstvoll mit dem Grabstichel anzubringen gewußt, was dem Ganzen in mehreren Theilen Kraft und Glanz verleiht; die allgemeine Wirkung ist gut aufgefaßt. Dieser Kupferstich wird erst in einigen Jahren mit drei andern derselben Größe dem Publikum übergeben.

Skulptur.

Die Bildhauer haben dieses Jahr einen Theil der großen Säle eingenommen, und die Aufmerksamkeit des Publikums in vorzüglichem Grade auf sich gezogen. Dieser Zweig der bildenden Künste war die Palme der Ausstellung von 1829.

Mag Rom sich des Venetianers Canova und des Dänen Thorwaldsen rühmen, Mailand kann ihnen ruhmvoll den Pompeo Marchesi entgegensetzen, welcher für sich allein die Zierde dieses Salons war. Unsere Leser werden hierüber selbst richten.

Erstens sah man ein großes Basrelief in Marmor, welches den schönen, von Buonaparte anbefohlnen Triumphbogen am Eingange der neuen Straße über den Simplon (bei dem Volke führt er noch immer diesen Namen) zieren soll. Der Gegenstand stellt den Uebergang der Cavallerie über den Rhein dar (eine der ausgezeichnetsten Figuren wurde metamorphosirt). Dieses Basrelief ist voll von schönen bewegten Figuren und Pferden; letztere sind trefflich studirt, obgleich zwei derselben, die sich über einem dritten bäumen, und im Detail viele Schönheiten darbieten, den Kenner ungewiß lassen, wie sich die Beine und Schenkel des einen, nach den Regeln der Perspektive, über dem andern halten können, ohne in seinen Körper zu treten. Doch die schöne Ausführung und die Kühnheit des Meißels lassen diesen Fehler leicht vergessen. Ein griechischer Künstler hätte seinen Flußgott (den Rhein) etwas kolossal gemacht, um eine Idee von der Schwierigkeit des Uebergangs zu geben.

Mit aller Reinheit der Zeichnung, welche die Antiken zu Vorbildern der Schönheit macht, mit aller Gewandtheit des Meißels, welche dem Marmor, und selbst dem Porphyr, das Markige und Schwellende des Fleisches gibt, was unmöglich scheinen würde, wenn wir nicht Meisterstücke der Alten wiedergefunden hätten, wenn Canova uns nicht bewiesen hätte, wie die Kunst nach ihnen wiedererstehen kann, wenn selbst Frankreich nicht einen Pujet, einen Pilon, einen Houdon, einen Moitte gehabt hätte, welche die so gerühmten Coisevox und Bouchardon unter Ludwig XIV. verdunkelten; mit allem dem bliebe der immer nur ein geschickter aber kalter Bildhauer, der nicht das Verdienst der Poesie hinzufügte, das wir in dem Laokoon, in der Niobe ꝛc. bewundern.

Herr Marchesi hat dieses Ziel durch seine geistvolle Auffassung vollkommen erreicht, z. B. in einem Basrelief, welches den heil. Johannes als Prediger darstellt. Unter der Hand eines geistlosen Bildhauers würde dieser Gegenstand, wo nichts in Bewegung ist, so kalt als möglich erschienen seyn; denn er durfte dem heil. Johannes nicht den feurigen Ausdruck Peters des Einsiedlers geben, der einen Kreuzzug predigt. Es handelte sich darum, ihn zu zeigen, wie er das Geheimniß der Dreieinigkeit lehrt, und dieser Gegenstand läßt keinen Enthusiasmus zu. Also war der Künstler in Gefahr, nur wohlgezeichnete akademische Stellungen zu bilden, wenn er sich nicht die Aufgabe stellte, den ganzen Gedanken klar auszusprechen. Sein Apostel hält die Hand mit drei geöffneten Fingern zum Himmel empor; dieß ist das Motiv seiner Predigt, aber es genügt dem poetischen Künstler nicht. Einer der Nebenstehenden zeigt seinem Nachbar seine Hand mit zwei Fingern, und man sieht, daß er über die gesonderten Zahlen spricht; ein Andrer legt seine Hände auf ein Tetrachord, dessen Töne im Zusammenklingen nur einen einzigen aus drei Elementen zusammengesetzten Ton bilden. Im Vordergrunde sitzt ein Weib, welches zwei Kinder umarmt. In dem Ganzen ist jedoch nichts Allegorisches; der christliche Künstler hat keine Thiere oder Pflanzen, oder gar Unthiere nöthig, wie die Alten bei ihren falschen Göttern. Er hat nur die Sprache der Geberden angewandt, um uns mit dem Gegenstande der Rede des Heiligen bekannt zu machen. Die Nebenfiguren, alle aus dem Volke, das nach dem Evangelium überall Jesus und seinen Jüngern nachfolgte, haben größtentheils je einen verschiedenen Ausdruck, gemäß dem Eindrucke, den sie empfangen. Der eine, bescheiden neben dem Apostel sitzend, betrachtet ihn, und widmet ihm eine Aufmerksamkeit, welche eine nahe Ueberzeugung verkündiget; andere, ebenfalls sitzend, aber in einer nachläßigern Haltung, und den Rücken gegen den Redner gewendet, beweisen, indem sie die Augen auf Andere heften, entweder Gleichgültigkeit für den Vortrag, oder daß sie nichts davon verstehen; ihre Kleidung verräth eine niedere Klasse. Mehrere junge Leute stehen aufmerksam da; hinter einer Gruppe ist ein ehrwürdiger Greis, ebenfalls stehend, und mit dem Mantel der Schriftgelehrten bekleidet; sein Kopf ist geneigt und sein Kinn auf die geballte Faust gestützt. Er ist ein welterfahrener Mann, den sein Alter für die neuen Meinungen weniger empfänglich macht, oder ein Gelehrter, der sich schwerer bereden läßt, aber über das nachsinnt, was er hört. Es ist ein sinnreicher Gedanke, ihn in einen entfernten Winkel des Gemäldes, fern von dem Apostel zu stellen, und ihn zur Hälfte durch eine Gruppe zu verdecken, denn er würde erröthen, sich zu sehr mit einer Rede beschäftigt zu zeigen, die er gerne bekämpfen möchte; er will nicht unter einem Haufen bemerkt seyn, der zu unwissend ist, als daß er sich unter ihn mengen könnte. Dieß ist, denke ich, der Gedanke des Künstlers gewesen; denn das Verzeichniß gibt hierüber keine Erklärung. Dieses Relief wäre sowohl in der Erfindung als Ausführung der griechischen und römischen Zeit würdig, wenn der heil. Johannes mehr Adel in seinen Zügen hätte. Da der Künstler hier kein Porträt darzustellen hatte, so mußte er sein Modell im Reich der Ideale suchen, um einen erleuchteten Evangelisten darzustellen, ausserdem findet man schöne Köpfe in diesem Basrelief.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Kunst.

Deßhalb soll man in der Regel nichts Schreckliches, Gräßliches ꝛc. schildern, weil der Beschauende nur den Jammer, das Entsetzliche sieht, nicht aber, was sie im Leben mildert, die Allmähligkeit, Gewohnheit, Stumpfheit, Ohnmacht, der Widerstand, die Schreckens-Thätigkeit, Zerstreuung, Geduld, Ergebung, Religiosität, Hoffnung, Aussicht auf Lebens-Erneuerung.

In der Darstellung steht das Entsetzliche isolirt da, und lebt qualbereitend ewig fort als eine kunstgeschaffene Gotteslästerung, ein Läugnen seiner Güte, Hülfe, Barmherzigkeit.

*

Wer einen Stern, einen kleinen Mondkrater, oder auch einen durch die Ferne sehr verjüngten Gegenstand auf der Erde durch ein großes Teleskop gesehen hat, der findet und erkennt ihn dann auch durch ein kleineres wieder, mittelst welches er denselben zuerst nicht aufgefunden haben würde.

Wer im Leben in größern Kreisen viel beobachtet und erfahren, der findet später auch in engern Sphären reiche Erndte. Wer aber sich stets philiströs in engen Schranken bewegt hat, der bleibt beschränkt.

Digitized by Google

N°. 98.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 9. December 1830.

Ueber die Ankäufe des Württembergischen Kunstvereins in Stuttgart.

Nun sich das dritte Jahr seines Bestehens zu Ende neigt und eben damit auch seine erste Verwaltungsperiode beschlossen wird, hat der Württembergische Kunstverein auf den 30. Oktober seine erste ordentliche Verloosung der erworbenen Kunstwerke angekündigt. Es läßt sich voraussehen, daß außer den bis jetzt erkauften Gegenständen keine neuen werden angeschafft werden, und somit liegt die Gesammtheit dessen, was der Kunstverein geleistet hat, in seinen Früchten zur Beurtheilung vor. Wir wollen uns hier weder mit einer Wiederholung, noch mit der Widerlegung der mancherlei Stimmen befassen, welche seit geraumer Zeit theils über die Grundsätze und Maximen, welche der bisherige Verwaltungsausschuß bei dem Ankaufe angebotener Kunstwerke beobachtet hat, theils über den Werth oder Unwerth der einzelnen angekauften Arbeiten, theils namentlich über das radirte Blatt, welches im vorigen Jahre an die sämmtlichen Vereinsmitglieder vertheilt wurde, im Publikum umhergelaufen sind. Vor allen Dingen muß der Verwaltungsbehörde überlassen werden, in ihrem Rechenschaftsberichte die Principien und Beweggründe, welche sie bei der Anwendung des Statuts im Einzelnen geleitet haben, auseinander zu setzen. Dadurch wird zugleich der Gesichtspunkt bezeichnet werden, aus welchem Ankäufe geschehen sind, welche von diesem oder jenem aus anderen Voraussetzungen misbilligt worden waren. Was aber vorzugsweise das von C. Rahl in Wien, einem Württemberger, nach dem Gemälde von Eberhard Wächter radirte Blatt „Cornelia“ betrifft, so mögen allerdings Kenner der Rahl'schen Radirnadel nicht mit Unrecht ihre Stimme dahin abgegeben haben, daß diese Arbeit früheren Leistungen Rahl's an Werth nachstehe, daß sie in einzelnen Partien härter, im Ganzen in einem dunkleren Tone gehalten sey, als wohl erwartet werden dürfe. Der Vorwurf einiger Härte in der Zeichnung fällt aber nicht sowohl der Copie, als dem Originale zur Last. Am wenigsten darf jedoch übersehen werden, daß die Unzufriedenheit mit dieser ersten Gabe des Vereins an seine Theilnehmer zunächst von solchen ausging, welche, mit dem Eigenthümlichen der Radirnadel nicht bekannt und nach ihren Kunstbegriffen auf einen feinen Kupferstich oder eine weiche Lithographie erpicht, dasjenige, was sie nicht verstanden, sich nicht gefallen lassen mochten; wie solches aus gar vielen Aeusserungen hervorging, z. B. aus der herben Klage eines Gebildeten über die grobe Lithographie, die man ihm zugeschickt habe. Ref. hat das Probeblatt des Seitenstückes zur Cornelia „Cato der Aeltere“, nach Wächters Bilde, gleichfalls von Rahl radirt, welches demnächst den Vereinsmitgliedern zukommen soll, gesehen, und er hofft, daß durch diese gelungenere Arbeit die Unzufriedenen beruhigt, zudem aber durch die lithographirte Zeichnung von Heinzmann nach dem großen landschaftlichen Gemälde von Steinkopf „die Capelle auf dem Rothen Berge“ hoch erfreut seyn werden. Herr Heinzmann, welcher die Palikaren von Peter Heß mit hoher Vollendung auf Stein übertragen, hat im verwichenen Sommer auf die von dem Ausschusse des Vereines eingeholte Genehmigung des königlichen Besitzers im Lokal der Kunstschule zu Stuttgart seine Zeichnung des herrlichen Bildes gefertigt, und wir dürfen mit dem Schlusse dieses Jahres der Beendigung des Druckes und sonach der Vertheilung der Lithographie entgegensehen.

Wenn man die Anzahl der im Locale des Kunstvereines aufgestellten Ankäufe nach den verschiedenen Kunstfächern, welchen sie angehören, eintheilt, und nach ihrer inneren Bedeutung sowohl, als nach dem Grad ihrer formellen Leistung würdigt; so läßt sich in der That ein erfreuliches Resultat insoferne gewinnen, als von Seiten der künstlerischen Erfindung und Auffassung nicht wenige ausgezeichnete Bilder, in Hinsicht auf vollendete Ausführung einige sich vorfinden, welche dem höhern Zwecke, den die Kunstvereine nie aus dem Auge verlieren sollten, entsprechen, nämlich den Kunstsinn unter dem größeren Publikum zu wecken, zu heben und zu läutern. Es ist vor Kurzem im Kunstblatte über die Genregemälde von Pflug in Biberach, welche auf der jüngsten Stuttgarter

Digitized by Google

Kunstausstellung zu sehen waren, Bericht erstattet worden. Von diesen hat der Württembergische Kunstverein den „Bänkelsänger", die „Hauswasche", die „Spieler" und die „Tanzpartie" angekauft. Dazu ist später ein neues Bild desselben Meisters erworben worden: „Die Zeitungsleser", welches in einer Bauernschenke den Ortspfarrer, von Gästen jedes Alters und Standes umringt, darstellt, wie er ein Zeitungsblatt vorliest und durch die vorgelesene Nachricht die Versammelten theils in Schrecken, theils in eine tiefe Betrübniß versetzt. Es kostet Mühe, zu errathen, welche Zeitungsnachricht eine Gesellschaft von Bürgern und Bauern auf dem Lande in solches Staunen und Zagen fortreißen möge, wie wir es hier auf den Gesichtszügen des Alters und der Jugend ausgesprochen finden. Etwa der Tod des geliebten Regenten, dem ein unwürdiger Sohn nachfolgt? Dieß würde nicht der Pfarrer aus der Zeitung, sondern der Schulze aus amtlicher Kundmachung mittheilen, oder ein Neuigkeitskrämer, ein Bote u. s. w. ausstreuen. Etwa eine neue Steuer, von der Landschaft bewilligt? Oder die zuverlässige Vorbedeutung oder definitive Ankündigung eines Krieges, der über die Gränzen hereinbrechen wird? Dann würde wohl auf der einen Seite Schrecken und Niedergeschlagenheit, auf der andern gewiß auch Unmuth, trotziger Widerspruch, drohende Mienen und Bewegungen hervortreten müssen. Doppelt unrichtig wäre dann diese Auffassung des Bildchens, wenn der Gegenstand der Vorlesung die unruhigen Bewegungen in benachbarten deutschen Staaten, die Versuche des Bauernkrieges, seyn sollten. Aber dagegen spricht auch die frühere Zeit der Entstehung des Gemäldes. Doch hat der Maler etwas Aehnliches darzustellen beabsichtigt. Denn auf dem Zeitungsblatte, welches der Pastor vor seine Augen hält, steht etwas von den Ordonnanzen in Paris. Was hat er sich aber dabei als Ursache der Bekümmerniß seiner schwäbischen Bauern gedacht? Bestürzung über etwas, was dem Ideenkreise und den Verhältnissen jener Leute fern liegt? Und wenn auch mit Recht, so gehört die Niedergeschlagenheit wenigstens nicht auf alle Gesichter. Eine Mannigfaltigkeit der Eindrücke jenes Welterereignisses darzustellen, war die Aufgabe des Künstlers; und somit ist in doppelter Hinsicht seine Auffassung der Idee verfehlt anzusehen. Dadurch soll übrigens nicht auch Das gesagt werden, daß die einzelnen Figuren und Gruppen seines Gemäldes der Natürlichkeit und der angemessenen Ausführung ermangelten, wiewohl es auch in dieser Beziehung den Spielern und der Tanzpartie nachsteht. Indem wir den vorstehenden Tadel aussprechen, unterlassen wir es doch nicht, diejenigen Leser dieser Anzeige, welche den früheren Bericht über Pflug im Kunstblatte No. 81 und 82 dieses Jahres nicht kennen, auf dessen Erörterung der rühmlichen Vorzüge dieses Genremalers zu verweisen. Außer den fünf Bildern von Pflug befindet sich in dem Vorrathe des Kunstvereins ein kleines niedliches Genregemälde von Göser in Biberach, welches eine häusliche Scene in der Stube eines Wagners so ansprechend als einfach giebt und in Hinsicht der Malerei zu schönen Hoffnungen berechtigt.

So ungerecht es ist, irgend einem Zweige der Kunstthätigkeit seine ästhetische Bedeutung absprechen und dadurch das Ganze des Kunstgebietes etwa nur auf ein einzelnes Feld beschränken zu wollen, so gewiß ist es dem denkenden Kunstfreunde Bedürfniß, in dem Reigen ihrer Schwestern zuerst auf die historische Kunst zu merken, in welcher sich die höchsten poetischen Anforderungen und die tiefsten psychologischen Beziehungen vereinigen. Eine Kunstsammlung, welche an Erzeugnissen dieses Bodens arm wäre, würden wir vorzugsweise unvollständig und dürftig nennen. Dem Württembergischen Kunstverein aber ist das Glück geworden, schon in seiner ersten Lebensperiode mehrere Werke von Wächter u. A. zu gewinnen, welche ihn wahrhaft bereichern. Mag anderswo mehr das Talent einer gelungenen und glänzenden Darstellung sich hervorthun, in Hinsicht der historischen Composition dürfen wir gewiß jede Vergleichung aushalten. Dieß auszuführen und zugleich es durch eine kurze Aufzählung und Schilderung der merkwürdigsten Ankäufe im historischen Fache zu belegen, ist zuvörderst die Tendenz der gegenwärtigen Anzeige.

Von Eberhard Wächter befinden sich hier vier Bilder. Strenghistorisch sind „Cimon" und „Andromache". Jenes stellt den Sohn des Miltiades dar, wie er sich in das Gefängniß begeben hat, damit der Leichnam seines Vaters ehrlich bestattet werden möge. Zwei Sklaven tragen den todten Helden, in dessen Angesichte durch allen entstellenden Kummer über den Undank des Vaterlandes die hohe Würde nicht erloschen ist. Ein dritter Sklave geht dem Leichnam zur Seite und trägt den Speer und Schild, mit dem Lorbeer des marathonischen Siegers. Links von dieser Gruppe steht Elpinike, Cimons Halbschwester und Gattin, in tiefster Betrübniß; eine alte Dienerin ist um sie besorgt und der umherstehenden Gerichtsdiener einer deutet nach dem Lorbeer des unsterblichen Vaters, um die Trauernden zu beruhigen. Auf der andern Seite steht eine obrigkeitliche Person an der Thür des Kerkers, die Fortschaffung der Leiche ordnend. Nach vornen aber sitzt Cimon auf der steinernen Bank, an welcher zuvor sein Vater war angefesselt gewesen, und bietet dem Schließer willig seine Arme dar, Haupt und Brust in unwillkührlicher Sehnsucht nach dem Todten, den sie so eben hinaustragen wollen, gewendet; obwohl er nicht vermag, das Haupt aufzurichten und noch einmal die geliebten blassen Züge in's Auge zu fassen. Es liegt auf dem ganzen Bilde ein großer Ernst und eine classische Ruhe. Die Anordnung des Ganzen ist überaus harmo-

Digitized by Google

nisch, der Ausdruck in den Köpfen und in den Bewegungen wahr und natürlich; auch im Colorit, wie in der Zeichnung, gehört dieses Gemälde zu den gelungensten des Meisters. Aber noch anziehender möchten wir die „Andromache an Hektors Urne“ finden. Gebeugt über ihren lieblichen Knaben, der mit harmloser Zärtlichkeit sein Auge zu ihr erhebt, sitzt die junge, schöne Wittwe auf der Bank, die von dem Säulengestell der Urne vorsteht. Sie gewahrt nicht in ihrem einzigen Schmerze, wie hinter ihr zwei Schwestern, darunter unverkennbar die prophetische hohe Cassandra, segnende und beschwörende Hände zu dem Aschenkruge des trojanischen Helden emporrichten. Die Wärterin des Astyanax sitzt auf der hinteren Seite der Bank und der alte Sklave mit dem äskulapischen Stabe sieht mit theilnehmendem Ernste in die Trauerscene. Rechts aber sitzt Hecuba am Boden, das greise Haupt auf ihre Arme gestützt, indeß ihrer jüngeren Töchter eine neben ihr stehend das schöne blonde Haupt in die rechte Hand niedersenkt und mit der Linken sich leicht an die Mutter lehnt. Diese einfache und großartige Composition kann eine tiefe Wirkung auf empfängliche Gemüther nicht verfehlen. Der Gegenstand ist dem vorigen Bilde verwandt; und doch, wie verschieden spricht sich der Familienschmerz und die patriotische Wehmuth aus. Dort ist Eimon von allem Lebenden abgewendet und nur zu dem Todten, auch zu diesem jedoch nur mit niedergeschlagenen Augen hingekehrt; hier umfaßt Andromache in dem spielenden heitern Kinde das lebende Vermächtniß und theure Bild des großen Gestorbenen, indem sich Hecuba still und starr in ihren unerhörten Gram versenkt. Dort muß der Waffenträger eine freundliche Miene unter seiner stolzen Bürde zeigen, und die Bekümmerten lassen sich durch den Sklaven zur Ruhe weisen; hier steht die Seherin von Troja in der Mitte des Bildes hehr und herrlich und auf ihren verklärten Zügen ist es geschrieben, wovon die prophetischen Lippen überfließen werden. Es liegt in diesem Angesichte ein Ausdruck, der nicht blos den nahen Untergang der von Hektors Arm bisher vertheidigten Stadt weissagt, sondern ein schönes Loos des jählings Gestorbenen im Lande der Unsterblichen und eine gerechte Lenkung der Dinge durch die Hand der Götter ahnt. In einzelne Köpfe, namentlich der Andromache, Hecuba und der zurückstehenden Jungfrau, hat der Meister die höchste Wahrheit gelegt. Ungemein schön sind ferner die einzelnen Gruppen, insbesondere die von Andromache und Astyanax, sowie die von Hecuba und ihrer jüngeren Tochter. Dadurch wird aber die Totalität des Eindrucks der ganzen Scene nur noch mehr gehoben. Die Vertheilung der Farben im Costüme ist herrlich.

Von mythologischem Inhalte sind die beiden andern Bilder von Eberhard Wächter. Irene sitzt auf einem Wolkenthrone über Felsenhöhen; in der Linken hält sie den Oelzweig empor, mit der Rechten streut sie Aehren nieder Auf der einen Seite sitzt ein Genius auf dem Füllhorn und drückt sich selbst einen Rosenkranz auf die Stirne. Auf der andern Seite küssen sich zwei Genien, während im Hintergrunde Eris mit geschwungener Fackel durch düsteren Nebel entflieht. Diese Allegorie, welche sich ganz in dem gewohnten Kreise der Antike bewegt, ist in ihrer neuen Auffassung klar und ansprechend. In Zeichnung und Malerei möchte sie hinter dem Werthe der beiden vorgenannten Bilder zurückstehen. — Ein anderes allegorisches Bild ist um dieselbe Zeit mit dieser Irene aus dem Pinsel E. Wächters hervorgegangen, die griechische Muse auf den Trümmern von Attika, nunmehr ein Besitzthum Danneckers. Hier ist in Gestalt und Miene die Klage der Kunst über ihre Denkmale in dem schönen Hellas voll tiefer Bedeutung und mit hoher Grazie ausgeprägt. Zugleich ist dieses Bild, auch in landschaftlicher Beziehung, vortrefflich gemalt. — Das weitere Bild, welches dem Kunstverein angehört, ist der Flußgott Meles. An dem Gestade dieses Flusses unweit Smyrna war nach einer alten Sage Homer geboren. Das Flüßchen ist nicht fern von der Meeresküste entsprungen und nimmt daher einen kurzen Lauf. Demzufolge nun hat der Maler am Meeresstrande die schöne Gestalt des Gottes dargestellt, am Hügel ruhend, wie er mit seiner Linken den Rasen leicht aufritzt und daraus die frische Quelle sich durch die ausgespreizten Finger der Rechten sprudeln und spielen läßt. Daß die Quelle mit melodischem Klange dem Boden entsteige, wird durch die Annäherung zweier Nereiden auf Delphinen angedeutet. Crocus und Hyazinthen sprossen um den Quell hervor. Der Eindruck dieses Bildes, in welchem eine solche Mannigfaltigkeit und Lieblichkeit poetischer Ideen zusammengedrängt ist, kann nicht anders als gefällig seyn. Wenn auch die Zeichnung des Flußgottes nicht allen Forderungen einer strengen Kunstkritik Genüge leistet; so ist die Anordnung des Ganzen, der heitere Ton und die Anmuth des Colorits zu loben.

Der Verein, welcher einen Wächter unter seine Verkäufer zählt, kann in der That seine schöne Aufgabe, wahren Kunstsinn, tiefes Gefühl für die in mythologische Form oder geschichtliche Darstellung eingekleideten höheren Ideen des Menschenlebens unter seinen Theilnehmern zu befördern, nicht genügender lösen, als wenn er vorzugsweise auf die Hervorbringungen dieses mit so reicher Poesie und zartem Sinne begabten Meisters achtet und dieselben zu verbreiten sucht. Nicht selten haben für solche Bilder diejenigen am meisten Sinn, welche unter den tausend nächsten Bedürfnissen des Tages keine Bestellung wagen können, und es ist daher von Herzen zu wünschen, daß die Verloosung sie an den rechten Mann bringe.

Ein großes Bild von C. Leybold hat dieser Künst-

Digitized by Google

ler die Nymphen betitelt.*) Zwei Jägerinnen vom Gefolge der Diana haben sich im Abendschein an einem Bache niedergelassen und ihr Geschoß und den erbeuteten Adler seitwärts gelegt. Die Aufmerksamkeit Beider ist auf ein Fischchen gerichtet, das in dem spiegelklaren Wasser des Baches über Kiesein hingleitet. Die vordere Blonde zeigt es der zurücksitzenden Braunen. Beide sind unbekleidet und haben nur mit einem Mantel, jene mit einem blauen, diese mit einem rothen, ihre Beine umschlungen. Im Mittelgrunde wird man eine dritte Nymphe gewahr, welche, gefolgt von ihrem Hunde, im Jagen begriffen ist. Ein hohes Gebirg im Hintergrunde schließt die nur leicht unterbrochene Ruhe des Bildes, das man, ohne die Jägerin im Mittelgrunde, versucht werden möchte, ein mythologisches Stillleben zu nennen, wenn nicht die Jagdgeräthe der beiden Schönen an einen wilden und rauhen Beruf erinnerten. Vor allem ist die Ausführung dieses Gemäldes zu rühmen, auf welche der durch seine Porträts weltberühmte Künstler nicht nur den gewohnten Glanz und Reiz seines Pinsels, sondern auch allen Fleiß der Naturtreue verwendet hat. Die beiden lebensgroßen weiblichen Figuren sind insbesondere im Nakten mit schöner Wahrheit dargestellt; ebenso sind auch die Mäntel gelegt, obwohl Umfang und Schwere dieser Gewänder sich mit dem Berufe von Begleiterinnen der Jagdgöttin nicht leicht vertragen möchte, was auch das Costüm der dritten Nymphe im Mittelgrunde des Bildes zu bethätigen scheint. Die Körperformen der blonden Jägerin — namentlich Hals und Brust — sind in lebendiger Jugendfrische durch Zeichnung und Colorit gehalten; durch feine Lasuren hat der Maler jene rosige Carnation bewirkt, welche früher in seinem unübertroffenen Porträt der Herzogin Pauline von Nassau durch ihre hohe Naturwahrheit die allgemeinste Bewunderung auf sich gezogen hatte. Was aber die charakteristische Anmuth des Kopfes und die Ungezwungenheit der Bewegung betrifft, so möchten wir der zweiten braunen Nymphe vor der ersten den Vorzug ertheilen. Hier ist in Blick und Gesichtszügen Naivetät und Munterkeit ausgedrückt, und das Vorlehnen des Körpers und die unwillkührliche leichte Senkung der Unterlippe wird durch die auf den Fisch im Bache gerichtete Aufmerksamkeit genugsam motivirt. Die Haare sind mit besonderer Schönheit an beiden Köpfen behandelt. Vortrefflich ist aber auch die landschaftliche Umgebung, der Rasen, auf welchem die Nymphen ruhen und dem zu ihren Füßen liebliche Blumen entsprießen, der helle, muntere Bach, der an ihnen vorüberrauscht und ihnen — man möchte sagen — beinahe sichtbar seine erfrischende Kühle zuweht; das Fischchen, das recht deutlich unter den klaren leichtbeschäumten Wellen hinschwimmt, — ebenso Baum und Gebirg im Hintergrunde. — Die Idee des Bildes, rein idyllischer Art, Abendruhe mit harmlos leichter Unterhaltung, tritt aus der einfachen Anordnung und Haltung der Gruppe deutlich hervor. Diese Idee unangemessen zu nennen oder gar unbedeutend, wäre unbillig und würde in der Consequenz zu Verwerfung einer großen Anzahl der lieblichsten und gelungensten Genrebilder, unter welche, seine mythologische Form abgerechnet, dem Gegenstande nach auch dieses Gemälde zu rechnen ist, führen. Der wahre Dichter kann auch eine gewöhnliche Stimmung in eigenthümlicher Weise zum Lied erheben, der ächte Künstler wird auch eine an und für sich unbedeutende Scene in ansprechender Beziehung vortragen. Hier zumal wird das Hervortreten von Heiterkeit, Naivetät und Unschuld an schönen weiblichen Gestalten das Ganze charakterisiren; nur wenn eine plumpe Auffassung, fade Handlung, lüsterne Darstellung nachzuweisen wäre, müßte man die Arbeit verfehlt und verwerflich nennen. Das Einzige, was wir in Hinsicht der Composition und Darstellung an diesem Werke aussetzen möchten, ist das, wie uns dünkt, unverkennbare Mißverhältniß zwischen der anspruchlosen Idee und dem bedeutenden Umfange des Bildes. Es kann derselbe poetische Gedanke, der in einer oder zwei kurzen Strophen seine volle Sprache findet, um Gemüth und Phantasie des Lesers zu entzücken, durch ein längeres Gedicht, wenn auch nicht verwischt oder seiner Schönheit beraubt werden, doch von dem Eindrucke der unmittelbaren Anmuth und Frische, welchen die gedrängtere Darstellung gewährt, verlieren. Aehnliches ist bei den Schilderungen durch die bildende Kunst der Fall. (Der Beschluß folgt.)

*) Dieses Bild war im Locale des Vereins ausgestellt und zum Verkauf angeboten, ist aber, weil die Aufstellung und Vollendung später geschah, als nach den Statuten zur Aufnahme in die Sammlung der jetzigen zu Ende gehenden Verwaltungsperiode erforderlich war, der nächsten Periode zu erwerben überlassen worden. Wir erfuhren solches, nachdem obige Anzeige schon geschrieben war, lassen jedoch auch jetzt unsere Schilderung und Beurtheilung hier stehen, aus dem besonderen Zwecke, weil in einem Lokalblatte zu Stuttgart eine den Werth des Gemäldes unbegreiflicher Weise herabsetzende Critik erschienen ist, welcher gegenüber die altera pars verpflichtet ist, auch ihre Stimme abzugeben.

Paris.

Der Moniteur enthält einen Bericht des Ministers des Innern vom 25. Oct. an den König, worin er die Wichtigkeit der vielen alten, aus allen Epochen der französischen Geschichte zurückgebliebenen Denkmäler in Frankreich in historischer Hinsicht geltend macht, und auf die Anstellung eines Generalinspektors derselben mit 8000 Fr. jährl. Gehalts, ohne die Reisekosten, anträgt. Der König hat diesen Antrag genehmigt und die betreffende Stelle dem Hrn. Ludwig Vitet übertragen.

Digitized by Google

N°. 99.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 14. December 1830.

Ueber die Ankäufe des Württembergischen Kunstvereins in Stuttgart.

(Beschluß.)

Die einfache, gemüthliche, scherzhafte Erfindung eines Genrebildes oder einer ländlichen, idyllischen Scene fordert einen kleineren Raum, als der tiefere Gedanke und die vielseitigere Composition einer im engeren Sinne historischen Begebenheit oder allegorischen Gruppe; sie wird den kleineren Raum ausfüllen, während sie durch den größeren sich selbst, wir möchten sagen, über Vermögen und Gebühr muß ausdehnen lassen, während ihr hierdurch eine Bedeutung, die sie selbst nicht behaupten wollen kann, zugetheilt zu werden scheint. Aus diesem Grunde sind wir der Meinung, das schöne Leybold'sche Bild wäre in Rücksicht auf die Bedeutung der Idee gelungener, wenn die Figuren nicht in Lebensgröße, sondern etwa nur in der Hälfte derselben gehalten wären. Aber, indem wir diese Meinung niederschreiben, drängt uns unser ästhetisches Gewissen auch das andere Geständniß ab, daß Leybold, wenn er, so wie wir wünschen, die Idee für den Umfang des Bildes mehr hätte maaßgebend wirken lassen, in diesem Falle verhindert worden wäre, das ihm und grade ihm so eigenthümliche Talent der Ausführung in Form und Färbung mit der Vollendung, welche wir nun an dem Gemälde bewundern müssen, zu entfalten. So ist auf dieser Seite der Tadel zugleich ein Lob, während auf der andern mit dem Lob ein Bedauern müßte verbunden werden.

Ein der vaterländischen Geschichte entnommenes Bild „Ulrichs Tod in der Schlacht bei Döffingen" ist von Bernhard Neher aus Biberach, derzeit in Rom, angekauft worden. Die Figuren sind in Halblebensgröße. Auf einem Eichenstumpfe liegt über dem Kriegsmantel das Haupt des im Kampfe gefallenen jungen Graven, der todte Körper ist offen hingestreckt. Grav Eberhard der Greiner kniet in seiner vollen Rüstung und purpurnem Mantel zur Seite des todten Helden und hält seine beiden Hände vor die Augen, mit welchen er den Leichnam seines Sohnes hatte sehen müssen. Zwei Diener des Gefallenen drängen sich herbei, von welchen der Eine sich über die theure Gestalt des Jünglinges herlegt und dessen Linke mit Küssen bedeckt, der Andere die Arme in verzweiflungsvoller Klage aufgehoben hat. Rechts vor dieser großartigen Gruppe stehen die Ritter, der Grav von Oettingen, Burggrav Friedrich von Nürnberg und Grav Gerhard von Kirchberg, letzterer mit dem pfälzisch-heidelbergischen Banner als Anführer dieser Völker. Hinter dem Todten und seiner nächsten Umgebung, im Mittel des ganzen Gemäldes, sind drei Edelknaben mit Fakkeln, links davon ein Fahnenträger und zwei gemeine Söldner, von welchen der eine, verwundet, von dem andern auf das schwere Opfer des siegreichen Tages hingewiesen wird. Im Hintergrunde rechts ziehen die Reisigen aus der Schlacht. Links steht der Kirchhof mit der Capelle, um welche der eigentliche Kampfplatz liegt. Es kommt von dorther ein Bischoff mit seiner geistlichen Begleitung, um den Gefallenen von der Wahlstatt nach dem Kirchlein abzuholen. In der Mitte des Hintergrundes liegt das Dorf Döffingen. Es ist schon Nacht, während die fernen Höhen von dem Untergange der Sommersonne noch dunkelroth, wie im Widerscheine der blutigen Schlacht, herüberleuchten. — Welchem Kenner deutscher Poesie stünde nicht bei dieser Schilderung das Gedicht von Uhland vor der Seele? Und wer den tieferen Zusammenhang dieser Geschichte von Ulrichs Heldentode kennt, wer von dem früheren Haß des alten Eberhard gegen den als Feigling verachteten Sohn und von dem Eifer des Sohnes, durch Kriegsehre des Vaters Liebe wieder zu erkaufen, weiß, der wird in der Katastrophe des Verhältnisses, welche das Bild von Neher uns vergegenwärtigt, in dem Sieg und Tode des jungen Graven, in der Durchdringung von Freude, Beschämung, Schmerz und Jammer in dem alten Heldenherzen des Greiners, die hohe tragische Bedeutung nicht verkennen. Diesen tragischen Ernst hat auch der junge patriotische Künstler seinem Werke aufgedrückt, und wir finden dieß nicht blos überhaupt in seiner Anschließung an die Einfalt und Würde der altdeutschen Schulen, sondern vorzüglich in dem Charaktervollen seiner Köpfe. Eine schöne jugendliche Gestalt ist der ausgestreckte Leichnam des gefallenen Ulrich, namentlich im Haupte liegt der Zug des He-

roen. Kräftig und edel ſind die Ritter und Krieger, lieblich und rührend die Edelknaben und die vom Schmerze gebeugten Diener. Man lieſt in allen Geſichtern und in jedem auf eigenthümliche Weiſe, den gemeinſamen Kummer. Und das alles iſt mit der Sorgfalt eines Schülers von van Eyck ausgeführt und das Colorit der Köpfe, die Färbung der Coſtüme in einer friſchen kräftigen Wahrheit gehalten. In Betreff der Anordnung des Bildes möchte man allerdings wünſchen, daß das ſymmetriſche Verhältniß nicht ſo gar ängſtlich wäre beobachtet worden, indem drei um den Todten zunächſt klagen, ferner drei Ritter, drei Pagen, drei Söldner im Kreiſe von einander geſondert ſtehen. Die Geſtalten ſind zwar nicht ohne Mannichfaltigkeit und Abwechslung, auch bilden die zwei Söldner links eine lebendige Gruppe. Allein im Ganzen ſind es doch allzuviele Parallellinien und zu gleichmäßige Claſſificirung, als daß wir die Compoſition in dieſer Hinſicht genügend finden könnten. Auch iſt Einzelnes durch die Annäherung an den altdeutſchen Malerſtyl zu ſteif geworden, wie z. B. die knieende Geſtalt des alten Eberhard. Anderes, wie das Coſtüm des verwundeten Söldners, iſt ein Anachronismus. Die Malerei des Landſchaftlichen ſteht in ſehr ungleichem Verhältniſſe zu der der Figuren und überhaupt des Vordergrundes. Wir ſprechen dieſen Tadel frei und offen aus und hoffen, daß er mit derſelben Liebe, mit welcher er gegeben wird, aufgenommen werde. Wer im einundzwanzigſten — ſage: einundzwanzigſten Lebensjahre ſchon ſo Bedeutendes nach Idee und Darſtellung leiſtet, der hat das Vorrecht, daß man ihm genau ſeine Leiſtungen unterſucht und das Kleinſte, was noch der Durchbildung und Berichtigung bedarf, ehrlich rügt, damit er mit dem reichen Pfunde, das ihm verliehen iſt, immer Vollkommneres und Reineres hervorbringe. Wie verlautet, iſt Neher gegenwärtig in Rom in der Fertigung eines Bildes begriffen, welches auch in Bezug auf die Anordnung den Anforderungen der höheren Kunſt weit mehr, als ſein Tod Ulrichs entſprechen ſoll. Es freut uns, zu vernehmen, daß wir uns in unſeren Erwartungen nicht täuſchen werden.

Ulyſſes und die Sirenen iſt gleichfalls die Arbeit eines jungen talentvollen Künſtlers, Bruckmann von Heilbronn. Die bekannte homeriſche Fabel iſt in ihrer richtigen Bedeutung aufgefaßt. Die gefährlichen Weiber ſitzen, ſpielen, ſingen am Inſelſtrande und ſtrecken ſehnſüchtige Arme mit begierlichen Blicken hinaus nach dem vorüberfahrenden Schiffe, auf welchem Alle, auſſer Ulyſſes, um die Ohren verbunden ſind, dieſer aber an den Maſt gefeſſelt iſt und die Stricke zu zerreißen ſucht. Die Anordnung des Bildes iſt lobenswerth. Die verderblichen Schönen ſind in der ihnen entſprechenden Situation und Bewegung gehalten, und die Todtenbeine zu ihren Füßen, wohin aber der Blick der Reiſenden nicht gelangt, vergegenwärtigen die ſchrecklichen Folgen ihrer Liebe und bringen den eigenthümlichen moraliſchen Sinn des Mythus deutlich vor das Auge. Auch iſt die Handlung auf dem Schiffe ſo mannichfaltig, als ſie bei den gegebenen Bedingungen irgend dargeſtellt werden kann. Das Talent der Compoſition iſt dem ſtrebenden Jünger der Kunſt gewiß nicht abzuſprechen. Dazu kommt ein lebendiges und ſchönes Colorit. Aber nicht allein in der Zeichnung hat er ſich mehrerer Fehler ſchuldig gemacht; denn die Sirenen haben Grenadierslänge, die Figuren auf dem Schiffe ſind zum Theil ſteif und hart, das Schiff ſelbſt ſitzt auf einer Sandbank oder ſteht in blauem Grunde, denn an ein Hinrudern durch bewegte Wellen, an ein Getragenwerden der Laſt von der Stärke des Elementes iſt dabei nicht wohl zu denken. Wie uns ſcheint, ſo tritt auch aus der Geſtalt und Haltung der Göttinnen die Sinnlichkeit in einem Grade hervor, welcher dieſe Darſtellung ſchon an und für ſich aus dem Gebiete künſtleriſcher Gebühr heraustreten läßt,*) unſeres Erachtens aber namentlich auch für die weitergehenden Zwecke des Kunſtvereins ungeeignet macht. Mag immer die Tendenz, ſinnlich zu reizen, bei Schilderungen des Gemeinmenſchlichen ferne ſeyn; mag ihnen ſogar, wie hier die Gerippe und Knochen andeuten, eine moraliſche Belehrung zum Grunde liegen: ſo iſt die auch nur einigermaßen lüſterne Darſtellung lüſterner Weiber für den reinen Sinn widerlich, für den ſchwankenden und unreinen eine, wenn auch von dem Künſtler durchaus nicht beabſichtigte, Lockſpeiſe des Verderbens. Man wird freilich dawider fragen: ſind die Sirenen demnach kein würdiges Object künſtleriſcher Behandlung? Man wird das bekannte Urtheil über die Sirenen von E. Wächter wiederholen, dieſe ſeyen keine Sirenen, ſondern Grazien. Allein wir halten uns an das Geſetz, daß der Pinſel für das Auge nur mit Vorſicht dasjenige ſchildern darf, was die Poeſie in unſichtbaren Bildern mit größerer Freiheit und ohne Gefahr ausſprechen kann. Und geſetzt auch, es wäre der Wunſch des Liebhabers, auch aus der niedern Sphäre der Erſcheinung die Sirenen auftreten zu laſſen, mit dem edleren Kunſtſtreben vereinbar; ſo finden wir den Ankauf ſolcher Darſtellungen mit dem auf Förderung des reinen Kunſtſinnes im Volke gerichteten Zwecke der Kunſtvereine unverträglich. Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſen Sirenen und Leybolds Nymphen!

Der junge Künſtler, dem wir zuerſt in dieſer Arbeit begegnen, wolle unſer Urtheil von der beſten Seite aufnehmen. Er hat ſich weniger im Süjet vergriffen, als in der Auffaſſung deſſelben geirrt. Fortgeſetztes Studium der Kunſt und ihres Zuſammenhanges mit den tieferen Ideen

*) Anders hat dieß Bild der Berichterſtatter über die Münchner Kunſtausſtellung angeſehen. Kſtbl. 1829 No. 93 S. 371. Anm. des Herausg.

und Bedürfnissen des Menschenlebens wird ihn von ähnlicher Auffassung anderer Gegenstände abhalten, indeß er sein schönes Talent für harmonische Anordnung und lebendiges Colorit, in Verbindung mit vervollkommter Zeichnung, recht bald in neuen Leistungen erproben wolle.

Das letzte von den historischen Bildern, deren wir Erwähnung thun, ist in Hinsicht der Composition und Darstellung überaus erfreulich: Die Mähderin, nach dem Gedichte Ludwig Uhlands, von Strecker in Stuttgart. Bekanntlich ist der Inhalt der Romanze dieser: Marie, die Magd eines reichen Bauern, hat von ihrem Herrn, der ihre stille Neigung zu seinem Sohne erkannt, die heitere Zusage erhalten, sie solle, wenn sie in drei Tagen die große Wiese allein abgemäht habe, die Braut des Geliebten seyn. Sie geht ohne Säumen an die Arbeit. Sie bringt das Geschäft ohne Aufenthalt noch vor dem gesteckten Ziel zu Ende. Aber nun erfährt sie von dem hohnlachenden Herrn, daß sie getäuscht ward, und vergeht langsam in ihrem Schmerze. Das Mädchen ist auf dem Strecker'schen Bilde dargestellt, wie sie bei schon hereinbrechender Nacht und im Herannahen eines Sturmes, durch dessen dunkle Wolken der Mond herabscheint, ihre Sense wetzt, um rüstig an dem begonnenen Werke fortfahren zu können. Sie steht aufgerichtet und erhebt das Haupt nach oben, zu den Wolken aufschauend und wohl noch weiter, zu dem Vater über den Wolken; in ihren schönen Zügen liegt halb Erschöpfung, halb erneute Anstrengung; Begeisterung der Liebe, Erinnerung des gegebenen Versprechens, Aussicht auf die nahe Entwickelung ihrer Wünsche, auf die Erscheinung der gehofften Wonne, — das Alles flammt durch die in ihrem ganzen Ausdruck gesteigerten Mienen und Blicke. Links ist ein Birkenwäldchen, an welches die Wiese stößt. Auf dieser sieht man schon die langen Reihen des gemähten Grases liegen. Rechts ist der Blick nach einem Bache, weiter zurück nach einem Kirchlein geöffnet und der Mond breitet über die ganze Landschaft eine magische Beleuchtung aus. Der Widerschein der Strahlen im Bache, an den Bäumen, auf Blumen und Gräsern, besonders aber auf der Gestalt und dem Gesichte des Mädchens macht einen so schönen als wahren Effect. Wir könnten uns wohl über Einzelnes, wie z. B. die unvollendete Form der Arme und Hände, die Art der Wolken, die Eleganz der Stoffe, in welche die Mähderin gekleidet ist, aufhalten, weshalb dem Maler gerade in technischer Beziehung genaues Studium wohl mag empfohlen werden. An der Stellung des Mädchens finden wir jedoch nichts auszusetzen, wie Andere, die sie wegen der ausgespreizten Beine tadeln; denn wäre sie anders, so wäre sie minder wahr. Und daß sie unschön sey, ist schwerlich nachzuweisen. Was uns aber am meisten an dem Gemälde ergötzt, ist die poetische Kraft des Künstlers, die es verschmäht, irgend eine vom Dichter ausgeführte Scene zu copiren, sondern aus einer leichten Andeutung der Romanze sich selbst eine Scene hervorruft und so auch in Beziehung auf künstlerische Erfindung etwas Eigenthümliches von hohem Werthe schafft.

Im Rückblick auf die genannten historischen Bilder und in Erwägung, daß sie beinahe zur Hälfte von jungen Künstlern gemalt sind, kann das Urtheil über die erste Sammlung des Kunstvereins nicht anders als günstig ausfallen. Es ist ein schönes Ergebniß, daß solche produktive Kraft in seinem Wirkungskreise vorhanden ist, und eine eben so schöne Hoffnung, daß in diesem Zweige der Kunstdarstellung talentvolle Männer auch künftig eine ihren Kräften und Wünschen angemessene Beschäftigung finden werden, während sie sich sonst so häufig andern Kunstgebieten zuwenden müssen, wenn sie Bestellung hoffen wollen.

Ein plastisches Werk, Achill und Chiron, Basrelief in carrarischem Marmor, von Ludw. Hofer aus Ludwigsburg, derzeit in Rom, schließt sich an die bisherige Bilderreihe an. Der Jüngling steht vor dem bewaffneten Centaur und greift in die Leyer. Die Figur des Letzteren ist sehr lobenswerth. Eine geübte Hand giebt sich in der Behandlung des Marmors, Studium der Natur in den Körperformen kund, obwohl die Haltung und Ausführung des Achill minder gelungen ist. Durch das Ganze geht übrigens die Sicherheit eines kräftigen Geistes.

An Landschaftgemälden ist der Kunstverein ziemlich reich geworden. Sie rühren von Müller aus Riga, Mayer von Heilbronn, Sauter in Aulendorf, Groß in Hall, Büttgen in Kirchheim, Rist aus Stuttgart, Wagner aus Stuttgart und Dörr aus Heilbronn her. Der Preis wird allgemein zuerkannt dem von L. Mayer aus Heilbronn: Ansicht von Salzburg. Hier ist bei einer sehr glücklichen Wahl des Standpunktes die herrliche Gegend von Stadt und Gebirg am heitern Herbstabende aufgenommen. Das schöne Verhältniß der Perspective, die Bestimmtheit des Fernen wie des Nahen in dem vom Abendschein ausgehenden warmen Dufte, der auf den Zinnen der Stadt, an den Wänden des majestätischen Gebirgs, auf dem saftigen Grün der Wiesen im Mittelgrunde liegt, die Wahrheit des Baumschlages, doch weniger im Vorder- als im Mittelgrunde, die einfache und doch dem Charakter des Ganzen so entsprechende Staffage, — vornämlich das Reine der Luft und die Frische des ganzen Bildes erwirbt seinem Schöpfer ungetheilten Beifall. — Unter den Gemälden von Riga-Müller sind vorzüglich die kleineren componirten Landschaften sowohl hinsichtlich der Komposition, die den geistvollen Beobachter der Natur des Süden verräth, als auch wegen der Wahrheit seines Colorits im Mittelgrunde und in den Ferneu zu bemerken.

Digitized by Google

Eine Gegend bei Salzburg von Rist, schon in früherer Zeit gemalt, beurkundet das Talent einer schönen Naturauffassung, und enthält ausser einer trefflichen Behandlung des Baumwerkes und lebendiger Staffage eine warme Färbung; nur ist zu bedauern, daß ein grünlicher Schein durch das sonst so gelungene Gemälde sich durchzieht.

Drei Landschaften sind von Dörr gefertigt. Schloß Lichtenstein mit einer Partie des Dorfes Hausen am Fuße des Berges, Weinsberg mit der Weibertreue und die Kirche des Dorfes Uhlbach unsern Stuttgart zeichnen sich sämmtlich durch eine große Klarheit von Luft und Landschaft — worunter namentlich Weinsberg den hellen Sonnenschein mit glänzendem Effect auf Bäumen und Sträuchern darstellt —, durch Wahrheit in der Behandlung der Bäume, der übrigen Vegetation, des Wassers u. s. w., vorzüglich aber durch herrliche Standpunkte der Auffassung, — dieß weniger bei Uhlbach, als bei den beiden andern Landschaften — und durch eine liebliche Staffage aus. Wenn wir dem verehrten Meister, der sich früher durch seine Mondscheingemälde in Perspective bekannt gemacht hat, einen Wunsch aussprechen dürfen, so ist es dieser, in seinen Vordergründen den Baumschlag weniger licht und leicht zu nehmen, sondern mehr in volle Massen ihn zusammenzuziehen, wodurch die Durchsichtigkeit, Klarheit und Bestimmtheit des Uebrigen nur gewinnen kann.

Auch verdient wegen der schönen Klarheit des Colorits, wie wegen der interessanten Auffassung der Localität, ein Bildchen des jungen Malers Wagner in Stuttgart, Bauernhaus in Tyrol, mit Anerkennung genannt zu werden.

Groß in Hall hat in den Schlössern Waldburg und Rechberg, so wie in der Ansicht des Klosters Anhausen, Nettigkeit des Pinsels und die Gabe, ansprechende Standpunkte zu wählen, gezeigt. Sein Schönthal möchte wohl in Zeichnung und Colorit weniger genügen; wie kommt, so fragen wir namentlich, der Maler dazu, eine alte, wenigstens doch über hundert Jahre alte Kirche von jesuitischem Style in moderner Verblendung ohne den der malerischen Darstellung so günstigen Farbenwechsel alterthümlicher Mauern zu geben?

Sechs colorirte Landschaftzeichnungen von der Hand des K. Hofkupferstechers Sepffer haben das Verdienst großer Naturwahrheit. Sie stellen sämmtlich Waldpartien dar, haben jedoch eine schöne Mannigfaltigkeit. Die unverkennbare Gewandtheit der Behandlung giebt unter dem Scheine von Leichtigkeit diesen Darstellungen eine Originalität, die ihren Werth für den Kenner und wahren Freund der Kunst erhöht.

Ich schließe diese Anzeige mit einem frohen Rückblick auf die bisherige Thätigkeit unseres Vereins und den Reichthum seiner Erwerbungen. Aber den Wunsch kann ich um des gedoppelten hohen Zweckes willen, den die Gesellschaft sich vorgesetzt hat, sowohl in Beziehung auf Förderung des Kunstsinnes, als in Hinsicht der Unterstützung verdienter Künstler und talentvoller Kunstjünger, nicht unterdrücken, daß es allen Vereinen dieser Art eine heilige Sache sey, nur Gutes anzukaufen und nicht durch Mitleid oder andere Rücksichten Mittelmäßiges oder gar Schlechtes und Gemeines zu erwerben, wodurch weder der Kunst noch ihren wahren Priestern geholfen seyn kann.

Stuttgart, Mitte des Oktobers 1830.

An die Redaction des Kunstblattes.

Livorno, den 3. November 1830.

In der Hoffnung, daß es Ihnen nicht unangenehm seyn werde, über einen in Ihr Kunstblatt vom 30. September 1830 No. 78 eingeschlichenen argen Irrthum Nachweisung zu erhalten, nehme ich mir die Freiheit, diese Zeilen an Sie zu richten. In jenem Blatte meldeten Sie die Auffindung der Statuen des Arnolfo Lapo und Philippo Brunelleschi von Luigi Pampaloni unter den Ruinen eines alten Platzes zu Florenz. — Wahrscheinlich haben Sie diesen Irrthum einem französ. Blatte entlehnt, denn dieselben enthielten ihn, wurden aber dafür von einer Florentiner Zeitung noch vor dem Erscheinen Ihres Artikels tüchtig ausgelacht, denn die benannten zwei, wirklich äußerst schönen und den Werken des Alterthums an die Seite zu stellenden Statuen wurden von Luigi Pampaloni, einem Florentiner, aus Auftrag des Staats, in diesem Jahre vollendet und am vergangenen 25. Juni den Blicken des Volkes öffentlich gezeigt, enthüllt — (scoperte, welches Wort, das freilich auch neu aufgefunden heißen kann, in dem Florent. Zeitungsartikel: von seiner Hülle befreit bedeutete, von den französ. Journalen aber in jenem ersten Sinn genommen wurde und dieselben zu mehreren andern ganz grundlosen Behauptungen verleitete). Es that mir leid, daß Ihr Kunstblatt eines solchen Irrthums beschuldigt werden sollte, weswegen ich mich nicht enthalten konnte, Ihnen diese Berichtigung zuzusenden.*)

Mit ꝛc.

D. Algöwer,
Prediger der deutschen Gemeinde in Livorno.

---

*) Wir bezeigen dem Hrn. Einsender unsern aufrichtigen Dank für die Berichtigung jenes aus französischen Zeitungen in das Kunstblatt übergegangenen Irrthums.

Red.

Digitized by Google

N°. 100.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 16. December 1830.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen.

An den Herausgeber des Kunstblatts.

Erster Brief.

Berlin im Oktober.

Sehr gern, mein theurer Freund, entspreche ich dem Wunsche, welchen Sie mir in Bezug auf Kunst und Kunstsachen in Berlin äußerten, und theile Ihnen mit, was ich in dieser an Mitteln und Bestrebungen reichen Stadt an Anstalten und Leistungen auf diesem Gebiete vorzüglich merkwürdiges gefunden habe. Ich kann aber nicht umhin, gleich mit der Bemerkung zu beginnen, daß ich mit nicht großer Erwartung gerade für dieses Gebiet nach dem königlichen Sitze gekommen bin. Es hat sich an vielen Orten in Deutschland aus früher Zeit die Meinung erhalten, daß die nördlichen Gegenden unseres gemeinsamen Vaterlandes, sey es wegen des Geistes ihrer Bewohner oder ihrer Regierungen, obwohl ausgezeichnet in Wissenschaft und wissenschaftlichen Anstalten, doch in der Kunst wenig leisten und sogar wenig zu leisten im Stande seyen. „Die Musen und Grazien in der Mark" galten bei Vielen auch als eine Verdammung der artistischen Anlagen und Bestrebungen jener sandigen Länder, und diese meinten, die letzten Marksteine deutscher Kunst seyen etwa in Dresden auf der Elbbrücke aufgestellt. Das fand ich nun anders. Und wenn jenes Urtheil in früherer Zeit mehr oder weniger begründet gewesen, so haben sich Personen und Verhältnisse so umgestaltet, daß es jetzo, wo man noch an ihm hängt, ein Vorurtheil geworden ist, das denjenigen, die es hegen, leicht nachtheilig werden kann. Denn nichts ist so sehr dem Fortschreiten hinderlich, als die Meinung, daß man auf der Bahn keinen Nebenbuhler im Wettlaufe nach dem Kranze zu fürchten habe.

Es war gerade die Zeit, wo die Kunstausstellung und das neue Museum dem Publikum waren geöffnet worden, als ich in Berlin ankam; und welche Theilnahme unter allen Ständen an den Erscheinungen, welche hier die neue Kunst, dort die Kunst der früheren Jahrhunderte den begierigen Blicken in großer Fülle und Schönheit aufthat! Nicht etwa die blos sehende und gaffende Neugierde bunter und gedrängter Massen, sondern überall die deutlichsten Zeichen einer eben so gebildeten Einsicht als warmen Liebe für diese mannichfaltigen Schätze, eine allgemeine Freude über das, was hier die Weisheit und das Wohlwollen eines mit Recht verehrten Königs vereiniget, dort die Kunstfähigkeit reichbegabter Zeitgenossen geleistet hat, und die Befriedigung eines lang und tiefgefühlten Bedürfnisses. Der Eintritt in die Räume der Ausstellung war nur gegen nicht ganz unbeträchtliche Gebühren offen, welche zur Unterstützung junger Künstler, deren Werke diese Ausstellung besonders zieren, verwendet werden; und doch war die lange Reihe ihrer Säle jeden Tag und zu jeder Stunde mit nie abnehmenden Schaaren höchst aufmerksamer Beobachter und verständig urtheilender Freunde der Kunst angefüllt, und Niemand, welcher die Augen ebenso für die Kunstwerke wie für die lebendigen Umgebungen, zugleich aber auch die Ohren offen hatte, konnte sich der Ueberzeugung verschließen, daß er von einem die Künste wahrhaft liebenden und richtig beurtheilenden Publikum umgeben sey, welches in den vorliegenden Leistungen seiner Künstler Genuß fand und durch seine Aeußerungen ihnen den Weg zu demjenigen zeigte, was noch zu erreichen sey.

Ein Freund von mir, selbst Künstler von Auszeichnung und mit Berlin eine lange Reihe von Jahren vertraut, als ich ihm meine Wahrnehmungen und zugleich meine Ueberraschung hierüber mittheilte, bestätigte vollkommen aus langer Erfahrung, was mir in der ersten Stunde deutlich geworden war. Die Erscheinung aber sey keine einzelne, sondern hänge mit andern und mit der allgemeinen Bewegung zum Bessern zusammen, in welcher Preußen begriffen sey. Der Aufschwung des öffentlichen Geistes in den großen Jahren von 1813 und 14 sey für Preußen nicht eine vorübergehende Erscheinung gewesen, und obwohl in den folgenden Jahren durch betrübenden Argwohn verdunkelt, habe er sich doch nachher, als die Wolken sich verzogen und man über sich wieder in das Reine gekommen sey, nur mit desto größerer Energie entwickelt. Die Folgen davon zeigten sich in allen Zweigen des Oeffentlichen und der Verwaltung, in der Ver-

Digitized by Google

mehrung der äußeren Mittel, im Umschwung des Handels, der Gewerbe, ebenso wie auf dem ganzen Gebiete der Intelligenz und des artistischen Strebens. Dieser allgemeinen, auch die Künste umfassenden Bewegung zum Bessern liege eine alle Zweige der öffentlichen Anstalten umfassende Sorgfalt der Regierung zu Grunde, welche ihrer Seits überall von einem regen Bestreben im Volke unterstützt werde. Nicht nur die alten und bewährten Anstalten für wissenschaftliche Bildung seyen durch sie verjüngt und gehoben, ähnliche Maaßregeln wie für die gelehrte Bildung und mit gleichem Erfolg seyen auch genommen worden, um das große preußische Kriegsheer in seinem ganzen Offizierstand zu gründlicher Bildung und höherer Einsicht zu führen, Lehranstalten für die Industrie zu gründen, und wie die Kunst, so jene Gewerbe die mit ihr durch Bearbeitung von Metallen verkehren, oder auf höheren mathematischen Kenntnissen und dem Maschinenwesen beruhen, durch einen wahrhaft königlichen Aufwand zu heben und in Schwung zu bringen. „Die Künste — fuhr er fort — „welche man früher nur als einen Luxus und als eine Sache der Mode betrachtete, weit entfernt allein zu stehen, oder für etwas zu gelten, was der Einzelne für sich hat oder fördert, treten hier in den allgemeinen raschen Betrieb aller auf Einsicht und geistiges Vermögen gegründeten Dinge als ein ergänzender Theil zu den übrigen, und dieselbe Kraft, welche den preußischen Staat durchdrungen, bewegt und erhöht, hat sich auch belebend und gestaltend über die artistischen Bestrebungen ausgebreitet. Was uns also hier umgiebt, ist nur ein Theil eines großen in sich engverbundenen Ganzen, gleichsam der höchste Zweig eines in viele Aeste ausgebreiteten Baumes, der sich zugleich mit Knospen, Blättern und Früchten zu füllen begonnen hat.“ —

Noch eine Bemerkung füge ich diesem ersten Briefe bey. Die Künste, wo sie in einem Volke fest stehen und über den Wechsel des schwankenden Geschmacks erhaben sind, müssen — mit Erlaubniß unserer hochachtbaren Artisten sey es gesagt — mit dem Handwerk auf mehr als eine Weise verkehren; was am Besten dadurch geschieht, daß sie ihrer Seits aus dem Gebiet ihrer Glorie etwas herabsteigen und das der Kunst zugängliche Handwerk mehr zu ihnen erhoben wird. Peter Vischer, welcher sich als Rothgießer auf seinen bewunderungswürdigsten Kunstwerken in S. Sebaldus zu Nürnberg mit Schurz und Wams abgebildet, mag hier zur Erklärung und zum Symbol dienen. Ich unterließ nun nicht, meinen unterrichteten Begleiter nach der Art zu fragen, wie hier Kunst und Handwerk verkehrten und was geschähe, um jenen Verkehr zu beider Vortheil zu begründen und mannichfaltig zu machen. Ausser Mehrerem, was er aus dem Gebiet der Industrie und der Erfolge großer und auf das Schöne gerichteter Gewerbe in dieser Hinsicht zu nennen wußte, überraschte mich besonders, was er von dem Gewerbinstitut berichtete, das unter der überlegenen Einsicht eines reichbegabten Mannes, des Geheimen Rathes von Beuth, gegründet und mit königlicher Freigebigkeit unterhalten, der Industrie die geübtesten und unterrichtetsten Führer großer Fabriken und Gewerbe, und hier dieser Ausstellung jene Fülle unvergleichlicher Gußarbeiten, in denen die Schönheit der Formen mit der Vollkommenheit des Erzeugnisses wetteifert, geliefert habe. In der That, was hier von bronzenen Figuren und Reliefs aufgestellt war, übertraf zum Theil an Reinheit des Gusses schon das Meiste, was man vom Alterthum hier besitzt, z. B. die mit Recht berühmte Bildsäule des anbetenden Jünglings im Museum, und als ich später die Werkstätte des ebengenannten Instituts unter der Führung seines einsichtsvollen Vorstehers besuchte, war aus dem Schmelzofen gerade die lebensgroße Bildsäule eines Ganymedes hervorgehoben worden, von so ausserordentlicher Reinheit und Vollkommenheit des Gusses auch in den zartesten Theilen, daß man, da nun nöthig war, die Zapfen abzunehmen, nur beklagen mußte, ein so gelungenes Werk nicht lassen zu können unberührt, wie es aus dem Ofen kam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Versammlung der Künstler in Paris.

Am 23. August hatte eine allgemeine Versammlung der Künstler in der Absicht statt, um sich über die in der Administration der schönen Künste von der Regierung zu erbittenden Verbesserungen zu besprechen.

Es fanden sich hier gegen vierhundert Künstler der verschiedenen Classen vereinigt. Der Bejahrteste sollte präsidiren; da jedoch Hr. Gault de Saint-Germain, der älteste, nicht zugegen war, so wurde Hr. Coussin, ein Architekt, zum Präsidenten erwählt.

Alle giengen von der Nothwendigkeit aus, die Regierung über die bestehenden Mißbräuche und über die erforderlichen Reformen zu Gunsten der schönen Künste ins Klare zu setzen. Um es jedoch ihrer Berathung nicht an erwünschter Ordnung und Weisheit fehlen zu lassen, beschlossen sie in der ersten Sitzung für jeden Zweig der schönen Künste eine besondere Commission zu ernennen.

Mitten unter dieser Einmüthigkeit erhob sich nur eine einzige Stimme gegen den Zweck dieser Versammlung, der kein andrer war, als dem König in Gutesthun zu helfen und seine großmüthigen Absichten zu Gunsten der Künste zu unterstützen. Ein Künstler, ein Fremder von Geburt, dessen Talent keineswegs zu bestreiten ist, schien sich dem allgemeinen Interesse widersetzen zu wollen. Es erhob sich ein Geschrei allgemeiner Mißbilligung; nach einem augen

blicklichen Tumult zog er sich zurück, und es herrschte wieder vollkommene Ruhe.

In der folgenden Sitzung wurden die Commissäre ernannt. Im Allgemeinen bewährten die Ernennungen den guten Geist der Glieder der Versammlung, da sie auf solche Künstler fielen, die ebensowohl durch ihr anerkanntes Talent, als durch Mässigung in ihren Ansichten empfehlenswürdig sind.

Am 27. August versammelten sich die Commissäre, um ihre Ideen über die ersten zu erbittenden Reformen zu besprechen. Die Maler erklärten, daß sie sich über keinen Punkt hätten verständigen können und verlangten deshalb ihre Entlassung. Die Architekten, die Bildhauer und die Musiker legten einige Wünsche vor, die aber gegenseitig wenig im Einklang waren. Die Herren verstanden wohl ihren Vortheil zu wenig. Die zu berücksichtigenden Hauptpunkte; für deren Bewerkstelligung die Sorgfalt der Regierung in Anspruch zu nehmen ist, waren jedenfalls folgende: 1) eine vereinfachte, ökonomische und aufgeklärte Verwaltung; 2) Verordnungen, die dazu geeignet sind, das Monopol der Arbeiten der Regierung zu verhindern; 3) eine Reorganisation des öffentlichen Unterrichts.

Gegen die Künstler und ihre Versammlungen ließ ein gewisser Hr. Jeanron eine kleine Schrift drucken, die jedoch mehr das Verlangen zu schaden, als zu nützen verrieth, und mehr Injurien enthielt als von Kenntniß zeugte und ebendeßhalb keine ernste Aufmerksamkeit erregte.

Die Maler vereinigten sich einige Tage später vom Neuen und ernannten an die Stelle der abgetretenen eine neue Commission. Mehrere Glieder der erstern wurde auch zum zweiten Male gewählt.

Am 5. September beendigte die Commission der Maler ihre Geschäfte, und auf den 6. d. M. ward eine Generalversammlung der Maler, Kupferstecher, Lithographen und Zeichner angekündigt, um ihnen die gewonnenen Resultate mitzutheilen.

Man versicherte, daß die Mitglieder der königlichen Akademie der schönen Künste, welche von dem Plane der in den Versammlungen der Künstler zur Sprache gekommenen Reform unterrichtet waren, sich gleichfalls vereinigt hätten, um diesen Reformen zuvorzukommen und einige Bewilligungen zu verleihen. Und als Anekdote kann es hier angeführt werden, daß ein Mitglied der königlichen Akademie der schönen Künste, als es von dem Zwecke der Versammlung der Künstler, um Abschaffung gewisser in der Akademie eingewurzelter Mißbräuche zu bitten, hörte, gesagt haben soll: „das sind die Taglöhner, welche die Maschinen zertrümmern wollen“. Wir zweifeln, ob seine verehrten Mitbrüder ihm diese Metapher Dank wissen.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß die Künstler in den verschiedenen Zweigen der schönen Künste, zumal in denen der Zeichenkunst nur eine Collectiv-Arbeit gemacht und darin die Grundzüge der ersehnten Verbesserungen auseinander gesetzt hätten, mit dem Vorbehalt, später sich über die besondern Bedürfnisse einer jeden Kunst einzeln zu erklären; und dieß wäre um so zweckmäßiger gewesen, da rücksichtlich der Administration, des Unterrichts, der Bewerbungen, der Ermunterungen, des Bedürfnisses eines Jury ꝛc. ꝛc. die Interessen für alle Künstler im Allgemeinen die nämlichen sind. Diese Einheit der Arbeit und der Forderungen würde dem Verfahren der Künstler vor der Regierung eine größere Wichtigkeit gegeben, die Prüfung erleichtert und schnellere und reellere Resultate herbeigeführt haben.

Aber statt dieser Einmüthigkeit wurden mehrere Specialmemoiren verfertigt, eines der Architekten, eines der Maler und Bildhauer, und eines der Musiker; anstatt gemeinschaftlich zu berathschlagen, und zu arbeiten, betrachteten die Commission eine jede den Gegenstand nur von ihrem Standpunkte aus, und man begreift leicht, wie sehr eine solche Theilung der Kräfte und der Ideen der gemeinschaftlichen Sache schaden mußte.

Die Commission der Musiker hatte gleich bei der ersten Vereinigung der vier Commissionen die Gründe angezeigt, welche, wie sie sagte, ihr nicht länger erlaubten, mit den Commissionen der zeichnenden Künste zusammenzutreten. Sie legte auch nur, wie die Commission der Architekten, eine unvollständige Arbeit vor, da sie sich gar nicht über den musikalischen Unterricht und über die Reorganisation des Conservatoriums aussprach.

Die Maler und Zeichner stimmten, vereinigt mit den Bildhauern, für eine dem König zu überreichende Bittschrift. Ihre Commission verlangte eine Vereinigung der die bildenden Künste schützende Behörden, welche gegenwärtig auf eine so beklagenswerthe Weise zersplittert sind, Abschaffung der Mißbräuche in den öffentlichen Schulen und ein vollendeteres System des Unterrichts, endlich die Einführung einer von den Künstlern selbst ernannten und erneuerten Jury, der auch die Ernennung der Professoren der Schulen, die Urtheile über die Bewerbungen um die öffentlichen Arbeiten, die Zulassung in die Ausstellungssäle, die Empfehlung der Künstler für Belohnungen ꝛc.ꝛc. anvertraut werden sollten. Die Maler behielten sich vor, eine Entwicklung dieser Forderungen in einem besondern von der Commission zu verfassenden Memoire niederzulegen, welches die Adresse begleiten soll.

Dieser Bittschrift widersetzte sich indessen eine Schaar romantischer Maler, welche statt an Abschaffung der Mißbräuche zu denken, alles umstürzen wollen. Dieß veranlaßte auch die Mehrzahl, den die Errichtung einer Jury betreffenden Paragraphen der Commission zu verwerfen.

Digitized by Google

In der Sitzung vom 15. September waren die Maler, Bildhauer, Kupferstecher, u. s. w. versammelt, um von dem durch ihre Commission verfaßten detaillirten Memoire Einsicht zu nehmen; am 20. wurde durch einen Antrag des Hr. Jolimont auf einen Augenblick die Uebereinstimmung unterbrochen indem derselbe die Aufhebung aller öffentlichen Unterrichtsanstalten, besonders der Akademie zu Rom verlangte, und nur eine Schule für Arme beybehalten wissen wollte. Ferner sollte seiner Meinung nach, die Regierung nur nationale Gegenstände bestellen, auch stimmte er nicht mit der Ansicht überein, daß eine Vereinigung aller Kunstbehörden nöthig sey.

Diese Unterbrechung dauerte jedoch nur kurze Zeit und es ward endlich eine Adresse an den König beschlossen, deren Hauptinhalt, in folgenden Anträgen bestand: 1) Es sollte eine aus Künstlern, die in einer General-Versammlung erwählt würden, bestehende Special-Jury niedergesetzt werden, die sich zur Zeit der Ausstellung erneuerte; diese Jury sollte über alle Concurse der Schule entscheiden, die Candidaten für die Professoren-Stelle bestimmen, die zu der öffentlichen Ausstellung gesandten Werke annehmen und aufstellen, Ermunterungen und Belohnungen vorschlagen; endlich auch über die Concurse zu den von der Regierung bestellten öffentlichen Werken entscheiden. 2) Die öffentlichen Unterrichtsanstalten der Künste sollten vervollständigt und verbessert werden. 3) Die Kunstbehörden sollten dergestalt vereinigt werden, daß die ganze Direktion und Administration vom Ministerium des Innern ausgehe.

Gegen diese Adresse erhoben sich freilich noch manche nicht ungegründete Stimmen, namentlich was die Bildung der Jury betraf, indem man bemerklich machte, daß durch Ausschließung der Kunstfreunde der Partheigeist unter den Künstlern ganz freies Spiel erhalten, und die angesehensten Künstler, sobald man sie in die Jury wähle, genöthigt seyn würden auf eigene Theilnahme an den Ausstellungen, Concursen u. s. w. zu verzichten.

Die vielen Stimmen, die sich gegen die Akademie zu Rom erhoben, und den großen Preis, welcher die Künstler nach Rom zu gehen zwinge durch einen Preis und eine Pension ersetzt wünschten, womit der junge Künstler überall, in Frankreich oder auswärts, seine weitere Ausbildung verfolgen könne, fanden eine Art von Triumph in der gleichzeitig verbreiteten Nachricht, daß Hr. Horace Vernet, Direktor der Akademie zu Rom, sich erklärt habe, seine Stelle niederlegen und nach Paris zurückkehren zu wollen, obgleich über die Veranlassung dieses Entschlusses gar nichts bekannt geworden war.

Es steht nun zu erwarten, welche Resultate diese Adresse haben wird. Unterdessen hat sich eine freie Künstlergesellschaft (Société libre des Beaux Arts) zu bilden begonnen, welche hauptsächlich der Akademie gegenüberzutreten, und den in derselben eingerissenen Mißbräuchen durch freie Opposition abzuhelfen gedenkt.

Bei allen diesen Unternehmungen tritt aber stets der Mangel an Einheit der Ansicht hervor; aus der Spaltung der Klassiker und Romantiker ergiebt sich auch sogleich eine Spaltung der Gesellschaft, und es ist merkwürdig, daß, so sehr man die Nachtheile dieser Spaltung fühlt, doch alles Heil für die Kunst von einer Veränderung der Administration erwartet wird. Ein Hauptgrund liegt wohl darin, daß Paris seit den Jahren des Friedens mit einer Menge von Künstlern überfüllt ist, für welche die Institutionen und Rechte der Kunstanstalten keinen Raum darbieten, die deßhalb von der für die Kunst wahrhaft thätigen Regierung durch die verschiedenen Behörden beschäftigt und unterstützt worden sind; hiermit aber nicht zufrieden, nun eine eigene gleichmäßig bevorrechtete Corporation bilden wollen. Für die innere Befestigung und Vervollkommnung der Kunst ist mit allem dem nichts gethan.

Bemerkungen über Kunst.

Wer nicht Mode wird, der rechne auf keine große Triumphe in Ruhm und Gold. Wer es aber wird, der mag es haben, daß er Neider erregt und endlich auch wieder aus der Mode kommt.

*

Man sollte kaum glauben, wie geschmacklos der Mensch in der Umgebung, in der nächsten Nähe des Schönen, ja im Umgang mit den edelsten Kunstwerken der Vor- und Jetztwelt seyn und bleiben kann.

*

Ein Kurzsichtiger (Myops) ist ein unerfreulicher Beschauer der Kunstwerke. Er gewöhnt sich, da er nie den rechten Standpunkt, aus welchem das Ganze gesehen werden soll, gewinnen kann, an ein mikroskopisches Schauen; er will vom Einzelnen eine verbotene Deutlichkeit, eine solche, die im Ganzen durch Härte störend würde, er wird somit aufs Stoffartige getrieben, weil er die reine Form zu genießen unfähig ist. Da ein Solcher meistens im Leben zu den Mißvergnügten gezählt werden muß; so gewöhnt er sich auch in der Kunst an ein Aufsuchen der Fehler in der Detail-Schau. Während er aber über ein Kunstwerk loszieht, das nicht in jedem Theile charakteristisch, sprechend, edel, gleichsam rhetorisch erscheint, unterliegt er einer zweifachen Täuschung: — daß er von den Tugenden und Fehlern des Einzelnen aufs Ganze schließt, was bei Kunstwerken nicht angeht, und daß ihm eben wegen ansprechender Details ein in jeder Kunstsinsicht mittelmäßiges Werk, eine Copie besser gefallen kann, als ein mit kühnerm Geiste geschaffenes Original.

N°. 101.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 21. December 1830.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen.

Zweiter Brief.

Ich habe Ihnen in allgemeinen Umrissen das Bild entworfen, welches in diesem Augenblicke Preußen auf dem Gebiet der artistischen Thätigkeit gewährt. Ist aber die große Regsamkeit auf diesem Gebiet und die eben so rege Theilnahme an ihren Sammlungen und Erzeugnissen, nur ein Theil des rüstigen und alle Zweige des Staates durchdringenden Bestrebens, ein Zeichen seiner allgemeinen Gesundheit und freudigen Entwicklung, so werden Sie desto begieriger seyn, ehe wir auf das Einzelne der Erscheinung eingehen, und Namen und Sachen nennen, von den Gründen derselben, so weit sie nachweisbar sind und von der Art zu hören, wie die Regierung hier fördernd eingreift.

Die Frage, welche ich hier vorangestellt habe, kommt demjenigen, welcher sich so zu sagen im Innern dieses regen Betriebes aller öffentlichen Dinge umsieht, in vielen Gestalten und auf vielen Wegen wieder. Woher diese Sicherheit der Maßregeln und des Verfahrens, wenn es sich von materiellen Dingen handelt, z. B. die Ordnung und der Segen in dem Staatshaushalt, welcher im letzten Jahre dem Monarchen sechs Millionen Thaler Ueberschuß zur Verfügung stellte? woher diese Genauigkeit, Bequemlichkeit und Raschheit des durch vortreffliche Straßen und gleich vortreffliche Posten unterhaltenen inneren Verkehrs, diese Entfesselung und schwunghafte Belebung des Ackerbaues, der Gewerbe, diese Begründung weiser städtischer Ordnungen und über allem diesen das Aufleben aller der wissenschaftlichen und artistischen Bildung gewidmeten Anstalten? ist der Grund von diesem allem in dem Monarchen, dessen Einsicht und Tugend jeder kennt, oder in dem Staatsrathe, welcher die hervorragendsten Capacitäten vereiniget, oder in den Ministern, die mit großer Selbstständigkeit und Sicherheit sich in der ihnen vorgezeichneten Bahn bewegen, oder in den unteren Behörden, dem Stande der Administratoren, der Richter, der Lehrer, die sämmtlich eine anerkannte Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit bewähren, oder liegt sie tiefer in einer Kraft, von deren andauerndem Einflusse Monarch und Volk, das Ganze und der Einzelne bewegt und geleitet werden? Keinem aufmerksamen Beobachter wird entgehen, daß dem so ist, daß er dort von einem gemeinsamen öffentlichen Geiste, der Regierung und Volk, Herrschende und Dienende gleichmäßig durchdringt, wie von einem lautern schaffenden Elemente umgeben ist, durch den es geschieht, daß man überall in jedem Zweige der Verwaltung weiß, was man will, die Mittel kennt und hat, durch die es zu erreichen steht, die rechten Personen an die rechten Stellen bringt, und sie dann unbehelligt und auf Rath und That von ihnen vertrauend gewähren läßt. Woher aber dieser stamme, ist bald erkennbar. Wem es der Blick in die Geschichte des preußischen Volkes und Reiches nicht zeigte, dem könnten es die großen öffentlichen Werke und Denkmäler, die ihn um und in Berlin umragen, offenbaren, oder ein Gang durch die stillen Räume von Sanssouci, welche der an Thaten und Gesinnungen erhabene Weise und König, der große Friederich, noch zuletzt durch diese Paläste geschmückt und durch den Schmuck ernster Wälder und anmuthiger Wiesen zu einer Ruhestätte seines Alters umgewandelt hat, und das Alles nach den Erschöpfungen eines siebenjährigen Krieges und während sein unerschöpflicher Geist die Mittel fand, in gleicher großartiger Weise Canäle zu ziehn, Häfen zu bauen und Millionen auf Austrocknung von Moorgründen zu verwenden. Noch jetzt scheint hier sein Genius zu walten in der erhabenen Pracht dieser vereinsamten Wohnung, unter dem ernsten Schatten der Eichen, vor allem aber in jenem bescheidenen Gemache, das er sich selbst im unteren Stock hinter den prunkvollen Räumen des königlichen Baues wie zum Asyl abgesondert hatte. Mir wenigstens ist dort erst die Größe dieses außerordentlichen Mannes und mit ihm Schicksal und Bestimmung von Preußen deutlich und erklärlich geworden. Der Geist Friedrichs des Großen ist es, der entkleidet von dem, was seine Zeit und die Mode ihm Fremdartiges angethan, rein und lauter in Volk und Regierung übergegangen, ist der Genius, der jetzo noch weckend und schirmend über ihm waltet. Es ist die Herrschaft der Intelligenz, die er, und er zuerst unter den Monarchen über sein

Digitized by Google

Volk ausgebreitet, die freie Entwickelung der geistigen Vermögen, die er gegründet und mit dem Gefühle heimathlicher Größe und vaterländischer Ehre durchströmt hat.

Als der große Weise von Sanssouci endete, war jene schützende Macht, trotz der Gebrechen, die seinem Werke und seiner Zeit anhingen, doch schon stark genug geworden, die Schwäche der folgenden Regierungen und die Schäden, welche 1806 zum Ausbruch kamen, zu überwinden, ja eben jene Katastrophe vertilgte die Hemmungen, die ihm im Wege standen, und unsere überraschte Zeit sah durch ihn die Wunder von 1813 vorbereiten und vollbringen, wie seit 1820 das nicht weniger überraschende Werk der inneren Wiedergeburt durch ihn vor unseren Augen vollbracht wird. Mit Recht darf man sagen, daß unsere Zeit die Vollendung derjenigen ist, die Friedrich gegründet, und daß Preußen jetzo, wie in politischer und administrativer, so in wissenschaftlicher und artistischer Hinsicht, nun erst die volle Frucht des Baums zu ernten anfängt, den er gepflanzt hat.

Denn zu vielem hatte sein Zeitalter ihn nicht gereift, zu anderem, dessen Einsicht er schon klar in sich trug, war seine Zeit nicht reif. Sie kannte weder die Bedingung politischer Freiheit, noch den Ernst deutscher Wissenschaft, noch die Entfaltung einer wahren und nationellen Kunst, und indem Preußen in einer Zeit, welche diese drei grossen Güter vorbereitet hat und zu verwirklichen strebt, darnach trachtet, sie seinem öffentlichen Leben einzuverleiben, vollendet und fördert es, was der Geist seines grossen Königs gewollt oder in das Daseyn gerufen, und seinem Reiche und Volke zu Schirm und Schmuck bestimmt hatte.

In welch traurigem Zustande damals die Künste waren, ist bekannt; doch nahm sie Friedrich und schützte sie, wie er sie fand und es zu thun im Stande war. Wenn seine Anstalten dafür nicht schon damals Früchte trugen, so lag die Schuld nicht an ihm: daß er alles, was die Zeit Erfreuliches bot, für sich und sein Land zu erwerben und nutzbar zu machen suchte, zeigt unter anderen sein Bestreben, den großen Winckelmann für Preußen wieder zu gewinnen, so wie, was er an Sammlungen zurückgelassen hat. Die Gemäldegallerie von Sanssouci, das schönste Local, was bis dahin den Werken der Malerei war geöffnet worden, vereinigte, was er zum Theil mit großem Aufwand an Meisterwerken der italienischen und niederländischen Schule erworben hatte, während die neuen Prachtgebäude mit den Werken gleichzeitiger Künstler geschmückt wurden. Mit gleichem Eifer wurden von ihm alte Bildsäulen gesammelt. Diese stellte er zwar zum Theil in den Gärten von Sanssouci dem Einflusse eines rauhen Klima's bloß; doch war auch ein Theil, die sogenannte Familie des Lykomedes, in einer eigenen Rotunde vereiniget, und diese bewahrte zugleich die kostbare Sammlung alter Münzen und die unvergleichliche der geschnittenen Steine von Stosch, die er durch Ankauf seinem Reiche gesichert hatte. Wie durch jene Anstalten für Kunst in Berlin, so hatte er durch diese Sammlungen den Grund gelegt, auf den man bauen, und den Weg gezeigt, den man in glücklichen Zeiten mit mehr Erfolg betreten konnte, zugleich aber auch durch Ehrendenkmäler, die er seinen heldenmüthigen Feldherren errichtete, seiner Zeit vorauseilend, den öffentlichen Charakter der Kunst erkannt und an das Licht gebracht.

Die Regierung seines Nachfolgers ging für diese Zwecke so gut wie spurlos vorüber, und das Marmorpalais, was er in der Nähe von Sanssouci an einem reizenden See mit fast unermeßlichem Aufwand errichtete, zeigt nur noch die Spuren einer fast unübertrefflichen orientalischen Pracht und Ueppigkeit und eines zwar nicht ungebildeten aber nun schon vergangenen und in den meisten Erzeugnissen veralteten Geschmackes. Größeres war seinem Sohne, des jetzt regierenden Königs Majestät vorbehalten, den die Vorsehung bestimmt hatte, durch ungewöhnliche Erfahrungen und Prüfungen sein Volk wieder in den Weg geistiger Erhebung und Veredlung zu leiten, den sein erhabener Großoheim entdeckt und entwildert hatte. Gleich nach den großen Schicksalen von 1813 und 14, welche die durch Unfälle geläuterte Kraft von Preußen zu verjüngen und zu stärken bestimmt waren, begann wie für andere Zwecke, so für die Kunst seine Thätigkeit, und was er bei seinem Aufenthalt in Paris, in London, und später in Italien fand und beobachtete, trug dazu bei, seine Ansichten festzustellen und seinem Willen Erfolg zu geben. Schon in Paris wurde die Giustinianische Gemäldesammlung von den Mitteln des besiegten Feindes gekauft, später die große Solly'sche mit königlichem Aufwand ihr beigefügt und was sonst Kostbares zu gewinnen sich die Gelegenheit darbot. Aehnlichen Erwerb an antiken Statuen versagten noch 1814 die Verhältnisse; doch wurde beharrlich gekauft, was sich Auszeichnendes darbot und um die Sammlung nicht unter ihrem Zweck und gegen die Gemälde zu sehr zurückstehend erscheinen zu lassen, ward nicht nur aus den Gärten und wenig besuchten Schlössern, sondern auch aus des Monarchen unmittelbarer Umgebung mit ihr nicht weniges vereiniget, was ihm durch Gewohnheit und Neigung lieb geworden war, und von welchem sich zu trennen nur die Rücksicht auf einen großen Zweck und ein öffentliches Gut ihn bewegen konnte. War aber Erwerb von Statuen, Büsten und Reliefs durch die Umstände beschränkt, so wurde desto reichlicher in den naheliegenden Fächern der alten Kunst gesammelt, und die ägyptischen Alterthümer, die Sammlungen griechischer Vasen, antiker Gläser, Terre, Cotte und Bronzen zeigen eine bis jetzo in Deutschland nicht gesehene Fülle und Vortrefflichkeit.

Digitized by Google

Während so die Sammlungen in allen Gattungen der Kunst sich mit jedem Jahre an Umfang und Gehalt erweiterten, wurden zugleich die Anstalten der Bildung für sie auf allen Punkten des Königreiches neu gegründet oder neu belebt, die Akademie in Düsseldorf hergestellt, die in Berlin erweitert, in ihrer Einrichtung verbessert und durch ein Zusammenwirken ausgezeichneter Künstler und Kunstkenner auf das zweckmäßigste eingerichtet. Wir können, um das hier Geschehene näher zu bezeichnen, nichts Besseres thun, als aus der Einleitung in den Katalog über die Kunstausstellung von diesem Jahre die der neuesten Reform in der Akademie gewidmete Stelle von Seite V an hier wörtlich einzurücken.

„In der Organisation der Akademie und dem Unterricht fanden wesentliche Verbesserungen Statt. Im April 1829 wurden die drei untern Klassen der Akademie von dieser selbst getrennt, so jedoch, daß sie unter dem Namen einer akademischen Zeichnenschule mit der Akademie in Verbindung blieben. Zum Vorsteher der Zeichnenschule, so wie der Kunst- und Gewerbschule wurde Professor Hampe ernannt, dem auch der Unterricht in der ersten Klasse der Zeichnenschule übertragen wurde, nachdem derselbe schon früher an die Stelle des verstorbenen Kupferstechers Henne zum Inspector der Akademie ernannt worden war. Die zweite Klasse der Zeichnenschule blieb unter Leitung des Professors Collmann; der Unterricht in der dritten Klasse wurde dem Maler Herbig, Mitglied der Akademie, übertragen. Zu gleicher Zeit wurde für die, welche sich zur Aufnahme unter die Schüler der Akademie der Künste melden, eine Prüfungsklasse neu errichtet und unter die Leitung des Prof. Dähling gestellt, welchem der Lehrer Lengerich als Assistent zur Seite steht. — Ferner wurde die Reißklasse der Kunst- und Gewerbschule mit zwei andern Abtheilungen vermehrt, beide unter Leitung des Prof. Zielke. Der Unterricht bei der Akademie wurde im Juli 1829 durch eine neu errichtete Klasse für die malerische Composition und im Oktober desselben Jahres durch eine Abtheilung für das Studium der Gewandung vervollständigt und die Leitung beider dem Prof. Begas übertragen. Ferner wurde veranstaltet, daß das Zeichnen nach Gypsabgüssen, welches unter Leitung des Prof. Niedlich nur in den Sommermonaten Statt fand, auch während des Winters fortgesetzt ward, und dagegen der Unterricht nach Antikenabgüssen bei Lampenbeleuchtung aufgehoben. Der Unterricht in der Muskellehre nach Präparaten, deren Hinschaffung nach dem Akademiegebäude mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden war, wurde vom Prof. Dr. d'Alton seit dem Wintersemester 1828 — 29 in dem für die Anatomie eingeräumten Local hinter der Garnisonkirche ertheilt. — Im April 1830 wurde eine neue Lehrabtheilung für das Studium der Anatomie nach Zeichnungen, verbunden mit der Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers und den Verkürzungen, eingeführt, als Vorschule für die höheren Lehrfächer. Der Unterricht wird nach Vorbildern ertheilt, die vom Direktor Ch. Schadow und unter seiner Leitung zum Theil vom Prof. Berger gezeichnet und auf Zinkplatten sind übertragen worden, woraus das mit Genehmigung des hohen königl. Ministeriums der geistlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten erscheinende Werk, unter dem Titel: „Lehre von den Knochen und Muskeln, so wie von den Verhältnissen des menschlichen Körpers und von den Verkürzungen, in 30 Tafeln, zum Gebrauch bei der königl. Akademie der Künste, Berlin 1830“ hervorging. Der Unterricht in dieser Abtheilung ist dem Prof. Berger übertragen. Der Unterricht im Malen nach Bildern der königl. Gallerie, welcher früher im hiesigen Schlosse und einstweilen im Akademie-Gebäude Statt fand, wird von jetzt an, unter Leitung des Prof. Kretschmar und Assistenz des Malers Lengerich im königl. Museum ertheilt werden. Wegen dieser ansehnlichen Vermehrung der schon vorher zahlreichen Lehrabtheilungen bei der Akademie und den mit ihr verbundenen Instituten wurde eine besondere Nachricht hierüber, zum Vertheilen an alle, die dabei interessirt seyn können, gedruckt und ausgegeben.“ (Der Beschluß folgt.)

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1829.

(Fortsetzung.)

Entschädigen wir uns in dem nächsten Basrelieſe, wo wir nur Schönheiten zu beschreiben haben. Fände man es nach mehreren Jahrhunderten unter der Erde, die gelehrten Antiquare würden sicherlich Untersuchungen anstellen, welchem Künstler aus der Zeit des Perikles oder Hadrian es zuzuschreiben sey. Es ist ein Denkmal kindlicher Liebe, die sich nicht durch Thränen, sondern durch ehrfurchtsvollen Gehorsam ankündigt. Der Gedanke, ganz dem Künstler angehörig, ist für diese Art von Monumenten eben so neu, als er poetisch und moralisch ist. Graf Sommariva, ehemaliger Direktor der cisalpinischen Republik, wendete sein Vermögen dazu an, in seinem Hotel zu Paris, und in seinem schönen Hause am Comersee, Meisterwerke der Bildhauerei und Malerei älter und neuer Zeit zusammeln; auch gleicht die Villa Sommariva an Schönheit den Cabinetten der Souveräne. Dieß war zum Verständniß dieses Grab-Monumentes durchaus zu sagen nothwendig.

Das Basrelief erhebt sich auf einem großen Unterbaue, und endigt in einem Ornamente nach griechischem Geschmacke. Der Genius des Todes mit Mohn bekränzt, Sinnbild des ewigen Schlafes des Gerechten, hält den Verstorbenen an der einen Hand, und führt ihn in das

Digitized by Google

Grab, das durch den Eingang in eine Grotte vorgestellt ist. Der Verstorbene ist zur Hälfte unbekleidet, nur ein Mantel schlägt sich um seine Hüften, und fällt bis auf die Füße hinab; in einer ruhigen Haltung richtet er die letzten Worte an seinen Sohn, der, neben ihm stehend, ihn mit Zärtlichkeit und Ehrfurcht betrachtet, und in der einen Hand eine Rolle hält, das Testament, das er so eben von seinem Vater empfangen hat. Man weiß, daß der Vater ihm empfahl, nicht allein das, was er gesammelt hatte, niemals zu veräußern, sondern auch die Sammlung fortzusetzen. *) Neben dem Sohne Sommariva sieht man die Muse der Bildhauerei, am Boden sitzend im Gefühl der Verlassenheit und des Schmerzes; indem sie die Worte des Vaters hört, richtet sie sich auf, und ergreift ihren Hammer, den sie beim Verluste ihres Beschützers hatte fallen lassen.

Ein kleines Medaillon an dem sehr einfachen Unterbau enthält in leichtem Relief einen Genius des Todes, durch ein Kind personifizirt, welches so eben eine brennende Lampe ausgelöscht hat, von der nur noch der Rauch aufsteigt; hinter ihm ist eine kleine Aschen-Urne, die es aufdeckt. Man wird mit uns gestehen, daß man auf solche Weise die Geschichte auf den Marmor zeichnet. So sind wir denn befreit von den widrigen Skeletten mit Sensen und Laternen! Da unsere Religion uns lehrt, daß der Tod nur das Ziel einer Laufbahn voll Kummer und Sorgen ist, um zu einer ewigen Glückseligkeit zu gelangen, so war es mehr als lächerlich, diesen Uebergang durch ein Bild zu versinnlichen, welches nur Entsetzen einflößt. Das Nakte des Basreliefs ist korrekt, die Draperien sind einfach, doch hätten wir es für besser gehalten, wenn die Bekleidung der Muse mehr Leichtigkeit erhalten hätte, vorzüglich auf der Brust, wo zu große und weite Falten so anmuthige Formen verdecken. Diesen Vorwurf haben wir bei dem folgenden Werke nicht zu machen.

Das Gefühl eines lebendigen, edlen Schmerzes ist auf rührende Weise in einer schönen weiblichen Basrelief-Figur, von natürlicher Größe, ausgedrückt. Sie liegt auf den Knieen an einem Grabmale; ihr linker Arm, auf den Grabstein gestützt, stützt ihren Kopf, welcher auf der Urne ruht, während die Rechte kraftlos ein Gefäß hält, worin das Oel sich befindet, mit dem sie die Lampe wieder belebt hat, welche am Fuße des Grabes brennt. Der Arm vermehrt sehr den Eindruck der Stellung durch seine weiche Nachlässigkeit, und ersetzt auf eine würdige Weise den Ausdruck der Traurigkeit, welchen Marchesi, wie es scheint, auf dem Gesichte seiner Gebieterin vermeiden wollte. Man kann nicht genug bewundern, mit welchem, man möchte sagen poetischen, Verstande der Künstler seiner Draperie die größte Einfachheit gegeben, und die geraden Linien ohne Steifheit und Ueberladung angewendet hat." So mußte er eine Frau darstellen, die insgeheim und allein eine heilige Pflicht zu Ehren eines geliebten Wesens, das sie verlor, erfüllt. Reichthum in ihrem Kleide hätte die Poesie dieses Monumentes entstellt. Es ist für die Herzogin von Leuchtenberg *) gemacht, und wird dahin gebracht werden, wo schon das auf ihren Befehl von dem Dänen Thorwaldsen ausgeführte Grab des Herzogs, ihres Gemahls, aufgestellt ist.

Wie hübsch sind die zwei Kinder des zartesten Alters, welche das Grab vereinigt hat. Das ältere ist von dem Aufenthalte der Sel'gen herabgestiegen, um den kleinen Bruder, den es am Arm hält, dahin zu führen. Diese Denkmale väterlicher und mütterlicher Zärtlichkeit sind für die lebenden Kinder eine Lehre, denn wir sehen in unirer Gegend weit häufiger Ehrenbezeigungen dieser Art von Aeltern, von Gatten dargebracht, als von gerührten, dankbaren Kindern.

Die liebliche kleine Statue in Marmor, welche die Unschuld, unter der Figur eines kaum erwachsenen Mädchens, das einer Schlange schmeichelt, vorstellt, sollte einen etwas kleinern Kopf haben, sie würde dann alle Reize besitzen, die ihre so natürliche Stellung und eine hübsche Gestalt darbieten.

Der weibliche Kopf, in einem Schleier gehüllt, der unter dem Kinne sich schließt, wurde uns als Vestalin bezeichnet. Dieser Anzug hat nichts den Priesterinnen der Vesta Eigenes, welche man durch die Vittae auszeichnete. Jeder Bildhauer, der nach der Antike studirt hat, wird einen hübschen Kopf und einen geschmackvoll über denselben geschlagenen Schleier machen können.

Mehrere sehr ähnliche Bildnisse, worunter das des Doktor Acerbi, Professors der Naturgeschichte an dem Alexanders-Lyceum; das des berühmten Verfassers der Abhandlung „über Verbrechen und Strafen" Beccaria aus Mailand; eine mit der Toga bekleidete Magistratsperson; zwei Büsten von Damen, die man Matronen nennen kann rc. Die Haare schienen uns in der Ausführung vernachläßigt, obgleich mit Geschmack angeordnet. Geschieht es, um das Fleisch sorgfältiger und zarter erscheinen zu lassen? Die Alten arbeiteten die Haare mit Feinheit aus, um ihre Leichtigkeit auszudrücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Folgendes ist eine Stelle aus den Versen, die zu seinem Lobe in dem Journale l'Eco gedruckt waren:

. . . . . li geida
Ti sia cara costui, santa ti sia
No mai si avveggia del perduto amico.

*) Auguste Amalie, vormalige Vizekönigin von Italien, weiht es dem Andenken ihrer Erzieherin, der Baronin von Wimpf. (Es ist bereits in den Arkaden des Gottesackers zu München aufgestellt. Anm. d. H.)

Digitized by Google

N°. 102.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 23. December 1830.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen.

(Schluß).

Zweiter Brief.

Die erwähnte Nachricht verbreitet sich über die drei zwar getrennten, aber doch aufeinander bezüglichen und sich voraussetzenden oder bedingenden Institute, nämlich:

1. Die Akademie oder hohe Schule für Künstler.
2. Die akademische Zeichnenkunde.
3. Die Kunst- und Gewerbschule.

Was über dieselben mitgetheilt ist, scheint uns ebenfalls so zweckmäßig und der Beachtung auch anderwärts so sehr würdig, daß wir nicht umhin können, es hier ebenfalls völlig aufzunehmen.

„Die erste dieser Anstalten, die Akademie, ist der Ausbildung eigentlicher Künstler gewidmet. Um als Schüler derselben aufgenommen zu werden, genügt nicht der bloße Wille, sondern es ist nöthig, zuvor in die Prüfungsklasse einzutreten, welche an die Stelle des bei andern Anstalten gebräuchlichen Examens gesetzt worden ist.

Zwar gesteht man allgemein zu, daß, wie zu jedem ausgezeichneten Beruf, ganz vorzüglich auch zur Kunst ein angebornes Talent erforderlich sey; man weiß, daß bei verfehltem Streben die Künstlerlaufbahn zum traurigsten Ziele führt, — und doch wird kaum eine andere leichtsinniger betreten. Bald hält man die bloße Lust zum Zeichnen für Anlage zur Kunst, während die Geduld, Vorbilder nachzuahmen, oft eher ein Zeichen von träger Gemüthsart ist, eine Arbeitsscheu, die sich eben so sehr vor geistiger als körperlicher Anstrengung fürchtet; andere glauben schon in der Schwächlichkeit eines Knaben die Hinweisung zum Künstlerberuf zu erkennen, oder werden durch einen Schein von Ehre geblendet; ja viele betrachten sogar die Aufnahme unter die Schüler der Akademie als eine Versorgung, oder doch als unfehlbare Anweisung zu künftiger Beförderung. Allen diesen Täuschungen und Ansprüchen zu begegnen, ist die Prüfungsklasse eingerichtet worden, deren Bestimmung es ist, außer den gemachten Fortschritten, vorzüglich die natürliche Anlage zu beobachten, die in den Künsten nothwendig sich schon kund gegeben haben muß, bevor man dieselben zum Beruf seines Lebens wählen darf. Nur wer in der Prüfungsklasse sich bewährt hat, kann als Schüler der Akademie aufgenommen werden: zweimaliges Zurückweisen schließt für immer davon aus.

Den als Schüler der Akademie Zugelassenen bieten sich nach ihren Bedürfnissen und Fortschritten oder ihrer speziellen Neigung, folgende Uebungsklassen und Lehrfächer:

1. Das Zeichnen und Modelliren nach Gypsabgüssen.
2. Das Zeichnen nach den von der Akademie herausgegebenen Tafeln über Anatomie und Verkürzungen, verbunden mit den nöthigen Erläuterungen.
3. Optik und Perspektive, verbunden mit Projection und Schatten-Construction, in unmittelbarer Anwendung auf schöne Architektur.
4. Der Aktsaal, wo nach dem lebenden Modell gezeichnet, modellirt und im Sommer auch gemalt wird.
5. Gewandzeichnen und malerische Composition.
6. Anatomie; im Sommer Osteologie oder die Lehre von den Knochen des menschlichen Körpers nach Skeletten, im Winter Muskellehre nach Cadavern.
7. Zeichnen der Thiere, theils nach Vorbildern, theils nach Thierskeletten.
8. Die Lehre von den Verhältnissen des menschlichen Körpers und der Ponderation.
9. Die Landschaftsklasse, wo nach Vorbildern insbesondere die Baumgattungen gezeichnet werden; auch führt der Lehrer die dazu geeigneten Schüler während des Sommers ins Freie, um nach der Natur landschaftliche Studien aufzunehmen.
10. In den Sommermonaten das Copiren der Gemälde in den Königlichen Sammlungen.
11. Dazu kommen noch die Lehrvorträge über die Mythologie und die verschiedenen Zweige der Kunstgeschichte.
12. Für Architekten: Vortrag der Lehre von den Säulenordnungen, verglichen mit den Monumenten, woran sich die Uebung im architektonischen Schönzeichnen anschließt.
13. Für Dieselben: Geschichte der Baukunst; Lehre von den Bauverzierungen, Uebung und Kenntnißnahme durch Zeichnung, Färbung und Modellirung von den vor-

zuglichsten Ornamenten der Plastik und Malerei nach ausgewählten Vorbildern.

So reich und vollständig nach dieser Uebersicht der akademische Lehrkurs sich darstellt, ist es gleichwohl ein Irrthum, den besonders Auswärtige hegen, daß der Besuch dieser Klassen für sich allein ausreiche, um einen Künstler zu bilden; jede Kunst bedarf außer jenen allgemeinen Kenntnissen und Fertigkeiten einer speciellen praktischen Uebung der einer jeden eigenthümlichen Handgriffe und Methoden, welche zu lehren den Werkstätten vorbehalten bleibt, welche von Mitgliedern der Akademie geleitet werden. In diesen Werkstätten muß der Kunstjünger arbeiten, wenn er dasjenige Kunstfach will ausüben lernen, wozu ihn seine Neigung hinlenkt. So erheischen Holzschneiden, Kupferstechen, Radiren, Aquatinta, jedes eine besondere Unterweisung. In der Malerei sind der verschiedenen Gattungen noch mehrere, Oel-, Fresco- und Leimfarben-, Porcellan- und Glas-Malerei, Miniatur, Aquarell, Theater-Malerei; in allen diesen ist die Technik verschieden und kann nur in den Werkstätten erlernt werden. Ebenso bei der Sculptur, wo nach dem Modelliren in Thon, Wachs und Gyps, die härteren Stoffe wieder eigenthümliche Handgriffe erfodern; das Stempelschneiden in Messing und Stahl, das Steinschneiden in harten Steinen, die Arbeiten in Glas, die Medaillirkunst, das Schnitzen in Holz, Elfenbein, Perlmutter u. s. w., das Arbeiten in Sandstein und Marmor, welches lange Uebung erfordert, so wie bei Metallarbeiten das Formen, Gießen und Ciseliren.

Ebenso finden zwar die sich ausbildenden Architekten auf der Kunst-Akademie den vollständigen Unterricht in den ihnen als Künstlern nothwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten, sie können nicht allein an dem sämmtlichen, auch ihnen größtentheils unentbehrlichen Unterricht Theil nehmen, sondern hauptsächlich für sie besteht bei der Kunstakademie der Unterricht in der Perspective, im Zeichnen der antiken Ornamente nach Gypsabgüssen, in der Lehre und dem Zeichnen der Säulenarten, und ganz allein für Architekten die Anleitung zum Entwerfen der verschiedenen sowohl öffentlichen als Privatgebäude; auch ihnen liegt es indeß ob, die praktische Ausbildung in ihrem Fache unter der Leitung von Mitgliedern der Akademie sich zu erwerben.

Für Kunstbeflissene jedes Faches ist es daher erforderlich, was besonders für Auswärtige vor ihrer Herkunft zu beherzigen von Wichtigkeit ist, sich, außer dem Unterricht auf der Akademie, diejenige Stellung zu verschaffen, welche nöthig ist, um eine Kunst so zu erlernen, daß ihre Leistungen darin ihnen einst Ehre und Erwerb sichern. Die akademische Zeichnenschule öffnet dagegen jedem den Zutritt, indem dieselbe nicht sowohl für Künstler als zur Vervollständigung der Erziehung und Ausbildung für fähige Knaben jedes Standes bestimmt ist. Deßhalb sind die Lehrstunden derselben auf die Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittage gesetzt worden, wo kein Unterricht in den Schulen Statt zu finden pflegt. Sie begreift drei Klassen der freien Handzeichnung nach Vorbildern. Die Kunst- und Gewerbschule endlich ist zunächst der Geschmacksbildung von Handwerkern gewidmet, nicht um diese von ihren Gewerben abzulenken, sondern sie für dieselben geschickter zu machen. Sie begreift zu dem Ende blos den Unterricht im Reißen mit Zirkel und Lineal, im Handzeichnen nach Vorbildern und im Bossiren nach Ornamenten; je nachdem eine dieser Kunstfertigkeiten dem Beruf eines jeden besonders zu Statten kommt, was von der Entscheidung der Lehrer abhängt. Bei der Zulassung werden besonders berücksichtigt die in Arbeit stehenden Lehrburschen und Gesellen."

Doch auch diese Anstalten würden nicht hinreichend seyn, die Kunstbildung in jenen Umschwung zu bringen, wenn nicht neben ihnen unablässig die Ausführung großer und öffentlicher Werke der Architektur und Sculptur, zu Kunstgenuß oder Ehrung des Verdienstes bestimmt, hergingen, welche die verschiedenen Künste zu ihrer Herstellung oder Ausschmückung in Bewegung setzten, die Werkstätte der Künstler mit Arbeit, Wetteifer und Erfolgen füllten und der geübten Kraft Gelegenheit gäben, sich zu zeigen und zu bewähren. Daß auch in dieser Hinsicht Preußen der Kunst zu Hülfe kommt, wird Jedem der Anblick der neuen Prachtgebäude für weltlichen und heiligen Gebrauch und der dem hervorragenden Verdienst und den kriegerischen Thaten errichteten Denkmäler auf den öffentlichen Plätzen offenbaren und es geschieht durch eine besondere Gunst der Umstände, daß den großartigen Absichten des Königs auch hier der Verein der ungewöhnlichen Talente eines Schinkel, Rauch, Tieck und der ihnen Aehnlichen zu Hülfe kommt.

In den folgenden Briefen werde ich Sie von diesen Werken, zunächst aber von der Kunstausstellung und dem Museum unterhalten, den letzten großen Ereignissen dieser mannigfachen und rühmlichen Thätigkeit.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1829.

(Fortsetzung.)

Eine Büste von natürlicher Größe für die sogenannte Gartengesellschaft, mit einer Inschrift und den Attributen des Theaters und der Musik auf dem Piedestale, stellt die Sängerin Pasta vor, die Aehnlichkeit aber ist ihr geringstes Verdienst: der Bildner war von Enthusiasmus ergriffen, als er dieses Werk schuf. Erstlich die Haltung des Kopfes, die ihr eine Majestät gibt, die man in ihren Zügen nicht wiederfinden würde; dieß erhabene Antlitz ist nicht mehr Marmor, man glaubt aus

Digitized by Google

seinem Munde schöne Weise zu vernehmen; sie singt oder sie deklamirt, denn in beidem ist sie gleich vollkommen. Die mit einer großen antiken Schnalle befestigte Draperie ist von ihrer rechten Schulter herabgesunken, die sie, so wie einen Theil des Vorderarmes und der Brust, nackt läßt; sie ist geschmackvoll geworfen, nur sollte sie von minderem Umfange seyn; die Proportion des Kopfes, dessen sehr dichte Haare über der Stirn und den Schläfen glatt angezogen sind, um sich hinter einem sehr einfachen Kamm zu befestigen., könnte dadurch für das Auge an Grazie gewinnen. Gleichwohl ist diese Büste sehr schön.

Aber wie reizend auch eine Frau uns erscheine, zumal wenn sie mit so großen Talenten begabt ist, mit solchen, die so mächtig auf unsere Sinne wirken, dennoch wandten alle Blicke der Bewunderung sich auf die kolossale Büste des modernen Dichters, welcher, wie Virgil, den Namen eines Fürsten der Dichter verdiente, Vincenzio Monti's, den der Tod uns entriß, da seine Phantasie noch ihrer ganzen Kraft sich erfreute. Der Künstler hatte für diesen noch Einiges im Vorrath gehalten, und es war vielleicht eine poetische Idee von ihm, hier alles zu erschöpfen, was sein Talent hervorzubringen im Stande war. Man schreibe auch nicht den Namen auf den Cippus, der ihn trägt; diese Büste wird immer für die eines Dichters erkannt werden. Die Seele, der Geist ruhen ganz auf diesem Antlitz; es ist Begeisterung darin und sicher singt er seine schönen Verse der Ilias, denen Homer selbst seinen Beifall zurufen würde. Die Ausführung entspricht dem oben angedeuteten; das Fleisch pulsirt. Die schönen Formen, welche das Original dem Bildner bot, hat dieser sorgfältig bewahrt, jedoch den Einfluß des Alters ein wenig daraus verwischt. Er hat sie gerundet, indem er ihnen eine Festigkeit gab, welche den Sturm der Jahre verbirgt, so daß er einen Kopf gemacht hat, welcher zum Studium in einem Museum dienen kann. Glücklich der Bewunderer (auf diese Weise, nicht mit Namen, ist der Besitzer dieser Büste bezeichnet) auf dessen Bestellung sie gearbeitet worden, denn er hat den Genuß doppelt, er hat jetzt auch den Künstler zu bewundern.

Zwei andere Bildnisse ehrwürdiger Beamten sind desselben Meißels würdig, haben aber in dem Bildhauer nicht dieselbe Inspiration hervorgebracht, wie Pasta und Monti.

Ein Grabdenkmal, vier Büsten und eine andre Bildniß-Herme, von Joh. Bapt. Comolli, sind zu nachlässig gearbeitet, als daß wir uns bei ihnen aufhalten könnten.

Nicht so das Bildniß der Gräfin Olari, von Demetrius Gandolfi. Dieser Kopf ist mit Geschmack ausgeführt, obgleich mit einer Haube nach der Mode geschmückt, die der Künstler mit der möglichsten Einfachheit behandelt hat.

Eben so die Büste des Victor Barzoni, Verfassers einer selten gewordenen Schrift, die in Italien viel Aufsehen erregte „I Romani in Grecia“ und die den Schriftsteller unter der Herrschaft Buonaparte's nöthigte, in England ein Asyl zu suchen.

Ein junger Mann von 23 Jahren, bei dem man wahres Talent hoffen kann, ist Joh. Ant. Labus. Er zeichnet sich durch Erfindung und Leichtigkeit in Bearbeitung des Marmors aus. Mit den Jahren wird er durch gute Studien die Reinheit und Korrektheit der Zeichnung gewinnen, die er in den von ihm aufgestellten und glücklich componirten Grabdenkmalen und Figuren zu wünschen übrig läßt.

Zwei Figuren der Psyche sind wegen ihrer angenehmen Stellung mit Vergnügen mit einander verglichen worden; sie sind beide halb bekleidet, auf der Erde sitzend gebildet. Die eine, in Marmor, ist von Hrn. Cincinnatus Baruzzi, wie es heißt einem Schüler Canova's, die andre in Gyps, von Hrn. Cajetan Manfredini. Der Kopf ist zart, der Rücken sehr schön, die Beine gut gezeichnet, aber die Kniee zu eckig. Die Füße und Hände an der in Marmor sind köstlich gezeichnet, man erkennt darin den Styl des Meisters.

Ein Gypsmodell einer büßenden Magdalena, auf der Erde sitzend, von Hrn. Ant. Pasquali, verspricht, wenn es mit Sorgfalt in Marmor ausgeführt wird, eine sehr hübsche Figur; der Ausdruck ist glücklich.

Von einem weiblichen Porträt in Marmor, von Hrn. Carabelli gemacht, läßt sich nichts sagen, außer, daß ein mit Genie begabter Künstler sich nicht damit abgeben kann, Frisuren und Putz nachzumachen, die zu sehr an lächerliche Karikaturen gränzen, und deren Ausführung, wie sie auch immer seyn möge, weder Geschmack noch Talent verräth. Diese Thorheit muß man den Frauen lassen, denen durch die Mode der gute Geschmack verloren gegangen ist, nicht aber der Kunst damit profaniren.

So könnte man glauben, ein anderer Bildhauer, den wir nicht nennen wollen, habe das Lächerliche der neuen Mode zeigen wollen, die ein mageres und spitziges Gesichtchen zwischen zwei großen und dichten Massen von Haarwulsten begräbt; er hat noch eine Haar-Pyramide hinzugefügt, die sich über dem Kopfe erhebt, wie der Kamm über dem Helm eines Centurios. Indem er die Arme unter den zwei dicken Ballons, die unter den Schultern aufgeblasen sind, abschnitt und (gegen den Gebrauch der Bildhauer) den Körper sehr schmal ausgehen ließ, machte er aus dieser so gefälligen Büste die Figur eines fliegenden Drachen, wie die sind, womit Kinder ihr Spiel treiben.

Drei Bildhauer haben einige für die Darstellungen der Bildnerei günstige Thiere gebildet. Nach dem Löwen und dem Pferde hat der Stier die Kunst der größten Meister beschäftigt; dem in Marmor, welchen Hr. Cajetan Monti ausgestellt hat, fehlt nur eine größere Proportion, um einst seinen Platz in einem Museum zu finden.

Dasselbe gilt von einer hübschen kleinen Gruppe in Marmor, die einen Hirsch darstellt, dem ein großer Hund, der ihn zu Boden geworfen hat, die Weiche zerfleischt. Die beiden Thiere sind voll lebendigen Ausdrucks und die Arbeit ist trefflich ausgeführt. Dieses Stück ist von Hrn. Hieronymus Sartori aus Rom.

Der Tiger, auch von kleinem Umfange, von Hrn. Ant. Moglia aus Rom, scheint nur ein Spiel des Künstlers zu seyn, da ihm der Zufall einen mit falben Flecken auf gelblichem Grunde bedeckten Marmor verschaffte.

Seit langem hatte man keine werthvollen Ciselirarbeiten, die zuerst mit dem Hammer aufgetrieben werden, wie sie der berühmte Cellini machte. Die Goldarbeiter begnügten sich mit rohen Arbeiten, die sie zu Votivtafeln verkauften; hier finden wir einen Künstler, welcher beweisen wollte, daß diese Behandlung, gestützt auf gute Studien der Zeichnung, ruhmvoll wieder erstehen könne. Hr. Desiderio Cesari hat vier Porträte in Kupfertafeln mit dem Hammer getrieben, die nachher vergoldet wurden. Das größte, das sowohl wegen seiner Aehnlichkeit, als wegen der Arbeit bewundert wurde, ist das Porträt des Hrn. Rolla, berühmten Violinspielers und Direktors des k. k. Theaters zu Mailand.

Minder zufrieden schien man mit einem Medaillon, welches eine heilige Familie nach Raphael vorstellt, das jedoch gut gezeichnet war. Die Silber-Platte, woraus dieß Werk getrieben ist, hat dem Künstler kein so festes Material gewährt, wie das Kupfer.

Drei Modelle aus Gyps, Porträte in Medaillons, haben gezeigt, daß Hr. Cesari nicht nöthig hat, die Entwürfe eines andern zu Hülfe zu nehmen, um seine ciselirten Modelle zu machen.

Ende der Ausstellung.

(Der Beschluß folgt.)

Paris.

Die Abholung des Obelisken von Alexandria, der unter dem Namen der Nadel der Cleopatra bekannt ist, so wie der zwei Obelisken von Luxor in Ober-Aegypten, nach Frankreich, kostet 300,000 Fr. Der Seeminister bemerkte in der Sitzung der Deputirtenkammer am 13. Nov., daß ersterer die Ausgaben kaum verdiene, leztere aber würdig des Zwecks seyen, an die glorreiche ägyptische Expedition zu erinnern.

Bemerkungen über Kunst.

Ohne Enthusiasmus wird nichts Rechtes geschaffen. Wenn im Künstler, vom Zögling bis zum Meister, keine innere thätige, treibende Idee dessen lebt, was er thun will, so bleibt er aufnehmend, lernend, schaffend, bildend, stehen. Ja alle Dinge in der Welt leben ohne diese aktive Idee kein wirkliches, sondern nur ein vegetatives Leben fort.

*

Es war in einer Kirche, deren Altargeländer am festlichen Tage mit Blumenbouquets verziert war, als Jemand gegen mich äusserte: Das wären die schönsten Van-Huysums, wenn sie so gemalt würden. Ich fixirte sie nun auch in malerischer Hinsicht und sagte bei mir selbst: Nein! Ich ging weiter, sah auch das und jenes Gesicht in der Versammlung an, und sagte mir: So dürfte es durchaus nicht gemalt auftreten.

Wir sehen hundertmal im Leben Fläche, Farbloses, ohne Beleuchtung, Helldunkel, Luftperspectiv, Durchleuchtung, müssen uns aber dabei beruhigen; wir denken uns das Körperliche, das Zurückweichen ꝛc. hinzu. In der Malerei soll aber das Beste, Günstigste gegeben seyn. Dann erst, wenn auf der Leinwandfläche aller Zauber angebracht ist, wird unsere Phantasie erregt, und thut das ihrige zur vollständigen Belebung hinzu.

Berichtigungen.

Folgende sinnzerstörende Druckfehler haben sich in dem Aufsatz über die Arbeiten der Düsseldorfer Künstler (No. 82, 83 dieser Blätter) eingeschlichen: Seite 327 lies statt Vollreize — Vollreife. S. 327 l. st. schelmerischer — schelmischer. S. 327 l. st. gloriensanft — Glorienhaft. S. 328 l. st. herrischen — heroischen. S. 328 l. st. des Minus — das Minus. S. 329 l. st. Haltorff — Heltorf. S. 329 l. st. Itenium — Iconium. S. 329 l. st. meistersaft — massenhaft. S. 330 l. st. Cazinsky — Lazinsky. S. 330 l. st. Poeyem — Preyer. S. 330 l. st. jedes — Jeder. S. 330 l. st. seiner Kunst Reminiscenz — einer Kunst Reminiscenz. S. 330 l. st. Verstandes — Vorstandes. S. 330 l. st. wahren Ausbeute — vagen Ausbeute.

Von dem architectonischen Werke unter dem Titel:

Sammlung von verschiedenen öffentlichen und Privat-Gebäuden; gezeichnet und unter specieller Aufsicht ausgeführt vom Conferenzrath und Ober-Baudirector C. F. Hansen in Copenhagen

sind bis jetzt 8 Hefte erschienen, von welchen ein jedes schwarz 2⅔ Rthlr., colorirt 8 Rthlr. kostet, und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen ist.

Hamburg, im October 1830.

Perthes und Besser.

Digitized by Google

No. 103.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 28. December 1830.

Archäologie.

1. Die Alterthümer zu Athen, gemessen und gezeichnet von J. Stuart und N. Revett, Maler und Architekten. Leipzig und Darmstadt, Carl Wilhelm Leske. 6 Bände auf Zink gravirter Abbildungen in Fol.

Text: Die Alterthümer von Athen, beschrieben von J. Stuart und N. Revett. Aus dem Englischen übersetzt, nach der Londoner Ausgabe vom J. 1762 und 1787 und bereichert mit einigen eigenen und allen Zusätzen der neuen Ausgabe vom J. 1829. Darmstadt, C. W. Leske 1829. 1r Band. 554 S. 8. Pr. auf Velinpap. cart. 88 fl. 48 kr., auf ord. Pap. 67 fl. 48 kr. (der Text einzeln 6 fl.)

2. Alterthümer von Athen und mehrerer andern Theile Griechenlands, als Supplement des Stuart-Revett'schen Werkes. Ebendas. 1ste Lieferung. Pr. auf V. 5 fl., auf ord. P. 2 fl. 15 kr.

3. Alterthümer von Jonien, herausgegeben von der Gesellschaft der Dilettanti zu London. Ebendas. 1. Band Fol. Pr. auf V. cart. 27 fl., auf ord. P. 40 fl. 15 kr.

4. Alterthümer von Attika (the unedited antiquities of Attica), die architektonischen Ueberreste von Eleusis, Rhamnus, Sunion, Thorikos enthaltend. Herausgeg. von der Gesellschaft der Dilettanti zu London. Ebendas. 1. Bd. Fol.

Text unter dems. Titel; aus dem Engl. übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von Dr. Carl Wagner. Ebendas. 1829. 94 S. 8. Pr. auf Velinpap. cart. 21 fl., auf ord. P. 15 fl. 45 kr. (Der Text einzeln 54 kr.)

Von diesen deutschen Nachbildungen kostbarer englischer Prachtwerke hat das Kunstblatt zu verschiedenenmalen unter der Rubrik Zinkographie Nachricht gegeben, indem bei dem allmähligen Erscheinen der die Abbildungen enthaltenden Hefte ohne Text nur von der Art wie die englischen Originalkupfer durch das Mittel der Gravirung auf Zink wiedergegeben wurden, die Rede seyn konnte. Mit wahrem Vergnügen zeigen wir nun aber diese zum größten Theil vollendeten Werke nicht allein als löbliche Kunstunternehmungen, sondern auch als Bereicherungen und werthvolle Hülfsmittel der Alterthumskunde an. Was in No. 1 die Ausarbeitung der Platten betrifft, so erreichen die auf Zink gravirten Umrisse und Ansichten zwar nicht die Reinheit und Wirkung der auf Kupfer radirten der französischen Ausgabe; auch haben sich in die Zahlenangaben der ersten Lieferungen einige, wiewohl leicht zu verbessernde Incorrectheiten eingeschlichen; im Ganzen aber sind sie mit jeder spätern Lieferung besser geworden; insbesondere sind die (auch in einem abgesonderten Band ausgegebenen) Abbildungen der Marmorwerke vom Parthenon, und die im 6ten Bande enthaltenen Umrisse sämmtlicher Vignetten des Originalwerks mit eben so viel Treue als Zartheit und Bestimmtheit gearbeitet. Die vom Originalwerk abweichende Numerirung und Anordnung ist durch vergleichende Register mit der englischen Ausgabe in Einklang gebracht. — Einen ganz besondern Werth aber erhält dieß Werk durch die überaus gewissenhafte und fleißige Bearbeitung des Textes. Da wenige unserer Bibliotheken sich der Vollständigkeit so sehr befleißigen, daß sie zu den ältern Ausgaben kostbarer Prachtwerke auch die neuern anschaffen, so ist es für uns Deutsche schon ein großer Gewinn, die vielen und reichhaltigen Anmerkungen der 1825 — 27 bei Priestley und Wheale erschienenen neuen Ausgabe hier in wohlgerathener Uebersetzung zu erhalten. Der deutsche Herausgeber, Dr. Carl Wagner, welcher den angefangenen Text von Pfarrer Will übernahm, hat sich jedoch damit nicht begnügt, sondern dem ersten Bande auch die Verhandlungen über die Elginischen Marmore, die Erklärungen derselben aus dem Text der Londoner Ausgabe der Elgin Marbles 1816 und einen Auszug aus C. O. Müllers Abhandlung über die Bildwerke vom Parthenon beigegeben, so daß man alles diese Sculpturen Betreffende hier in Uebersetzungen, Auszügen oder Andeutungen wohlgeordnet beisammen findet. Endlich sind nicht nur manche Berichtigungen und Erläuterungen durch Hofr. Feder und Dr. Wagner hinzugekommen, sondern auch Creuzer hat am Schluß des Bandes eine Reihe von Nachträgen hinzugefügt, welche alles hieher Gehörige vollständig machen.

Ein nicht geringeres Verdienst erwirbt sich die Ver-

Digitized by Google

lagshandlung durch die Hinzufügung von Nr. 2. — des kürzlich bei Priestley und Wheale erschienenen und in Deutschland noch wenig bekannten Supplementbandes des Stuartischen Werks. Das erste ausgegebene Heft enthält den Tempel des Apollo Epikurius zu Bassä in Arkadien nach den Zeichnungen des englischen Architekten Donaldson, Pl. 1. Nordöstl. Ansicht des Apollotempels. 2. Grundriß. 3. Aufriß. 4. — 6. Details. 7. Längendurchschnitt. 8. 9. Details der Säulen. 10. Verzierungen der Felderdecke. Die Vergleichung dieser Darstellungen mit v. Stackelbergs Prachtwerk über den Apollotempel zu Phigalia bietet vielfaches Interesse dar; das von dem letzteren restaurirt gegebene corinthische Capitell der Mittelsäule der Cella sieht man hier in verwitterter Gestalt und etwas verschiedenen Verhältnissen. Tafel 11. und 12. enthalten: Die Eingangspforte zu Messene, eine Ruine daselbst und ein Thurm bei Argos, bis jetzt unedirt. Die Ausführung der deutschen Nachbildungen ist die nehmliche wie im Stuart'schen Werk. Die folgenden Hefte werden die unterirdischen Gemächer von Mycene, das Theater von Syrakus u. s. w. enthalten.

Von No. 3. den Alterthümern von Jonien sind die Abbildungen vollständig in einem Bande. Der Text ist noch nicht erschienen.

No. 4 ist. ebenfalls vollständig und mit dem Text ausgegeben, den der Uebersetzer mit Anmerkungen und Nachweisungen begleitet hat. Die typographische Ausstattung der Textbände macht der Verlagshandlung große Ehre. Der Druck ist rein, schön und correct, das Papier vorzüglich gut.

Bekanntlich brachten die Werke, welche Stuart und Revett und ihre Nachfolger auf Kosten der Gesellschaft der Dilettanti lieferten, eine Regeneration in der Architektur hervor, indem sie die Nachahmung des römischen Styls verbannten und zu der des reingriechischen führten. Nicht minder waren sie für die Alterthumskunde die bedeutendsten Zeugnisse über die noch in Griechenland vorhandenen Denkmäler. In beider Beziehung befand sich die englische und französische Ausgabe in den Händen vieler Künstler und Gelehrten. Daß die vorliegende Ausgabe durch den mäßigen Preis der Abbildungen die Anschaffung für Einzelne erleichtert und die vollständige Uebersicht aller Erläuterungen durch die Bearbeitung des Textes für Deutsche zugänglicher gemacht hat, kann in einer Zeit, wo die griechischen Monumente und die Kunde des griechischen Alterthums überhaupt ein erhöhtes Interesse gewonnen und zugleich unsre künstlerische Bestrebungen einen neuen Aufschwung genommen haben, nur Dank verdienen.

S.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1829.

(Beschluß.)

Kunstgegenstände, die während des Jahres in den Handel gebracht worden sind.

Kupferstiche.

Eine heil. Jungfrau nach Guido, von Garavaglia. Das Fleisch ist ausgezeichnet schön, und hat ganz das Markige des Pinsels.

Eine h. Jungfrau mit dem Kinde nach Raphael, von Jesi, Zögling der mailändischen Schule. Man findet darin das Anmuthige und Verständige, das diese Schule auszeichnet.

Eine h. Jungfrau, die ihrem Sohne zu trinken gibt, nach Leonardo da Vinci, von Bernardi. Sie ist von schönem Effekte, aber der Charakter des Kopfes ist nicht gefällig, obgleich er von Leonardo kömmt.

Eine andere h. Jungfrau mit dem Kinde, gleichfalls nach Leonardo, von Baretto unter der Leitung des Professor Longhi gestochen; der Grabstichel ist kühn, aber für den Gegenstand vielleicht ein wenig zu kühn, was die Arbeiten hart macht.

Beatrix Cenci nach Guido, von Joh. Garavaglia; leichte Behandlung, im Fleische lieblich.

Paletta, Professor der Chirurgie, Mitglied des Instituts, nach einer Zeichnung des Hrn. Raggio, von Bernardi; schöne Ausführung; der Effekt sicher und kräftig.

Plan der Stadt Mailand mit einer Einfassung von acht hübschen Ansichten der merkwürdigsten Denkmale von Madame Lose, nach den Zeichnungen ihres Gatten.

Ansicht von Mailand, mit zwölf kleinern interessanten Ansichten umgeben, gleichfalls von dem Obigen; hübsche geätzte Blätter, und geschmackvoll mit der kalten Nadel ausgeführt.

Die Brüder Ubicini haben dieses Jahr ihren „Almanach zum Ruhme der schönen Künste" fortgesetzt; er enthält zwölf kleine Kupferstiche nach den schönsten in der Brera ausgestellten Bildern. Die von Hayez und Palagi auf den Effekt gearbeiteten sind sehr hübsch ausgeführt, und verdienen, aus dem Kalender herausgenommen und in einem goldnen Rahmen gefaßt zu werden. Es fehlen aber die Namen der Künstler, was zu bedauern ist.

Der Herausgeber der Jahrbücher von Mailand, Fasti di Milano, fährt, unterstützt von einer Anzahl Subscribenten, in seinem Unternehmen fort, von dem wir schon gesprochen haben.

Von Zeit zu Zeit erscheinen auch einige Ansichten der Hauptkirchen Italiens, von Hrn. Rupp mit Sorgfalt gezeichnet; er wird Zeit nöthig haben, um das erfüllen zu können, was sein Prospektus versprach, nämlich die schönsten Kathedralen von Europa zu geben.

Die Kaufleute beklagen sich über das Stocken des

Handels mit Lithographien. Aus den Pressen Vasalli's gehen jedoch schöne Blätter hervor; diese Unternehmer haben das Bild des Christoph Columbus von Palagi, von seinem Collegen Hayez lithographirt, herausgegeben (s. oben). Dieß Bildniß, das auf dem ausgestellten Steine kalt und monoton aussah, hat beim Drucke gewonnen, und gehört zu den schönsten Drucken, die bisher in Baiern und in Frankreich erschienen sind. Die zahlreichen Köpfe sind voll Geist und Feinheit; man kann die Vollendung der Zeichnung nicht genug bewundern, besonders in den Händen. Die Stoffe sind unter der Kreide des Hrn. Hayez schön, abwechselnd, wahr und reich, wie unter seinem Pinsel. In diesem Drucke liegt vielleicht mehr Harmonie, als in dem Bilde, wo die allzu glänzenden Draperien das Auge reizen, ehe es durch das Ensemble befriedigt ist.

Eine Zeichnung von sehr großem Umfange, welche Antonius und Cleopatra bei Tische darstellt, wie diese Königin eine kostbare Perle verschluckt, halbe Figuren, nach einem angeblichen Bilde Guercino's, nämlich wie man sie in dem Handel gern für Werke dieses Meisters gelten lassen möchte, wurde von Mlle. Camilla Guiscardi sehr gut lithographirt und gleichfalls bei Vasalli sehr gut gedruckt. Einzelne Theile sind mit Geschmack und Leichtigkeit ausgeführt und es ist nicht die Schuld dieser jungen Künstlerin, wenn die Ausführung allein in diesem Blatte anziehend ist.

Sie hat ihr Talent in einem Werke gezeigt, das die Nationalehre ermuntern und unterstützen sollte — aber — wir werden nachher sagen, worin man in Italien und vorzüglich in Mailand diese Nationalehre sucht. Der Buchhändler Stella d. j. wollte eine Reihe lithographirter Porträte lebender Italienerinnen, die sich den Wissenschaften, der Literatur, den schönen Künsten widmen, und deren Werke ihr Andenken auf die Nachwelt bringen werden, herausgeben, und ließ sechs dieser Porträte in Folio, mit biographischen Notizen begleitet, erscheinen. Wegen Mangel an Subscribenten und Käufern mußte er jedoch aufhören, obgleich der Preis von 3 östr. Lire für jedes Porträt nicht abschrecken konnte, und er die Zahl, für die man unterzeichnen mußte, nur auf 50 beschränkt hatte. Mlle. Guiscardi führt ihre Kreide markig, leicht, in den Nebenpartien frei und überall geistreich, was bei Gegenständen der Art unerläßlich ist.

Mehrere von einem Kupferstecher Hrn. Cornienti auf Stein gezeichnete Köpfe, Bildnisse von Professoren der höhern Wissenschaften, bleiben in den Läden der Kunsthändler ausgestellt, und hätte man nicht vor kurzem drei verschiedene Ausgaben der Werke des im vorigen Jahre verstorbenen Philosophen Melchior Gioja gemacht, und sein Porträt dazu lithographiren lassen, so hütete das Original, welches den Artarias gehörte, noch den Laden.

Arme Gelehrte! unglückliche Dichter! geschickte Künstler! Was seyd ihr? Wozu dient ihr? Um hier auf Huldigung Anspruch zu machen und mit euren Zügen den Grabstichel, die lithographische Kreide zu üben? — Singet, anstatt zu denken, trillert bis ihr den Athem verliert, ahmt meinen Zeisig nach und eure Porträte werden zu Duzenden verkauft . . . was sage ich? zu Hunderten. Seht eine Pasta; Shawls, Taschentücher, Arbeitsbeutel ꝛc. ꝛc., ich wage nicht, alle diese Orgelpfeifen zu nennen, die ich im Großen, im Kleinen, in ganzer und halber Figur lithographirt gesehen habe; aus Respekt für die Sitten und den guten Geschmack werde ich nichts zu dieser lächerlichen Celebrität durch Aufzählung aber der Sänger und Sängerinnen, Schauspieler und Schauspielerinnen, die seit einem Jahre lithographirt geworden sind, beitragen. O Römer! Panem et Circenses!

Hr. Jocosi setzt seine lithographirten Blätter zu dem Manzonischen Roman i promessi sposi fort; seine letzten nehmen einen ausgezeichneten Platz in diesem Genre ein, vorzüglich die Pest, welche Mailand darniederbeugt, und ein Volksaufruhr. Aber wie sehr war es zu bedauern, die Bilder aus Ivanhoe von Hrn. Hayez gleich bei ihrem Beginne aufhören zu sehen.

Sergent d'Haussy schrieb für Valardi einen Almanach der Moden, welcher in zwei Jahrgängen 1829 und 30 mit hübschen, in englischer Art sehr zart behandelten Kupferstiche nach Zeichnungen des venetianischen Malers Darif geziert ist. S. M.

Abfertigung des Dr. J. C. Stellwag *).

Herr Doctor Stellwag hat sich, wie er sagt, aus lauter Freude über meine Beurtheilung seines Monogrammen-Lexicons (Kunstblatt No. 72) zu einer Beantwortung derselben (daselbst No. 81) angetrieben gefühlt. Ob Entzücken oder nicht vielmehr wehmüthige Rücksichten ihn dazu bewogen, bleibe dahingestellt. Gewiß aber wäre seine Erwiederung besser ungeschrieben geblieben, da sie mein Urtheil über seine Unfähigkeit nicht widerlegt und nebenbei ein neuer Beweis seiner unverschämten Anmaßung ist.

Ich habe des Doctors Stellwag Monogrammen-Lexicon vornemlich aus dem Grunde getadelt, weil es nichts weiter sey, als eine mit der entschiedensten Unkenntniß und Ungeschicklichkeit vorgenommene Abschreiberei meiner Arbeit, deren Unrichtigkeiten nicht nur wiederholt, sondern auch noch in solchem Maaße vermehrt worden, daß daraus völlige Unbrauchbarkeit hervorgehe, wobei der Verfasser sich nicht entblöde, den Schein anzunehmen, als habe er aus eignen Mitteln viel bisher Unbekanntes zu Tage gefördert, während doch des Neuen (die Unzahl der Fehler und Verstöße aller Art abgerechnet) so viel wie nichts hinzugekommen.

Um nun den Vorwurf der Unbrauchbarkeit von sich abzuwenden, behauptet Hr. Stellwag: „daß meine Arbeit unbrauchbar sey", eine Behauptung, die aus der Feder desjenigen, der von eben dieser Arbeit den möglichst ausgedehntesten Gebrauch oder vielmehr Misbrauch gemacht hat, gewiß höchst seltsam sich ausnimmt, auf alle Fälle aber, selbst wenn sie gegründet wäre,

*) Verspätet. Anm. d. H.

nichts für den Herrn Doctor beweisen könnte. Dem Vorwurf, daß er meine Arbeit mit Ungeschicklichkeit und Unwissenheit abgeschrieben und corrumpirt habe, stellt er die alberne Frage entgegen, ob ich nicht auch meine Vorgänger benutzt hätte? Dieß habe ich, wie es meine Pflicht war, allerdings und im weitesten Umfang gethan, so daß meines Wissens keine einzige vorhandene Quelle ungebraucht und unerschöpft geblieben; den so gewonnenen Vorrath jedoch, dessen Zusammentragen, weil er eben noch zerstreut lag, allein schon einiges Verdienst gewesen wäre, bemühte ich mich, und bin ich noch fortwährend bemüht, durch eigene Forschungen kritisch zu sichten und zu vermehren; eben darum aber, weil ich diese Arbeit bereits gemacht, war sie nicht mehr von ihm zu machen, sondern konnte er sich blos durch umfassende, die Sache fördernde Verbesserung und Bereicherung meines Werkes ein Verdienst erwerben. Er hat jedoch nichts dergleichen geleistet, sondern sein ganzes Thun besteht in werthloser stupider Abschreiberei, gepaart mit Unwissenheit und Verkehrtheit, und darauf ist mein Tadel gerichtet. Meinen Vorwurf, daß in seinem Werke des Neuen fast nichts hinzugekommen sey, beantwortet er mit der kecken Behauptung, daß bei mir nur 1342 Nummern, bei ihm dagegen 1998, was freilich um die Hälfte mehr und etwas sehr ansehnliches wäre, gefunden würden. Wie eine so grobe und handgreifliche Unrichtigkeit, die man lieber, wenn es möglich wäre, aus einem Irrthum herleiten möchte, gebührend zu bezeichnen sey, mögen Andere bestimmen. Die Wahrheit ist, daß allein in meinem Dictionnaire des monogrammes 2848 und mit den Noms abrégés, die der Herr Doctor doch auch aufgenommen, 2965 Nummern angeführt sind. Nimmt man meine Table générale dazu, welche bis zum Buchstaben G bereits 2550 Nummern enthält, wovon ein Drittheil als neu anzusehen ist, so ergiebt sich bei mir eine Gesammtzahl von etwa 3700 Nummern. Dagegen liefert der Herr Doctor 1375, oder wie er (wahrscheinlich mit Hinzurechnung des noch nicht erschienenen dritten Heftes) angiebt 1998 Nummern. Diese Zahl ist aber auch nur darum so groß, weil viele Artikel auf die ungeschickteste, ja widersinnigste Weise zwei, drei, ja mehrmal wiederholt, ferner weil vieles, was bei mir unter einer Nummer steht, von ihm getrennt und unter mehreren Nummern aufgeführt worden. Unter der ganzen Zahl aber sind 19, sage Neunzehn Nummern, welche nicht aus meinem Werke abgeschrieben sind; nemlich im ersten Heft No. 151, 283, 326, 482, 611; im zweiten Heft noch 690, 706, 800, 861, 955, 1070, 1150, 1166, 1168, 1181, 1270, 1306, 1322 und 1370; von welchen aber wiederum drei: No. 283, 1070 und 1150 als ganz gewiß falsch zu streichen sind, wie ich in der Folge in meinem Werke beweisen werde. Dieß sind also die vom Herrn Doctor herrührenden von ihm mit unverschämter Großthuerei auf 600 Nummern angegebenen Bereicherungen; in der That eine glänzende Ausbeute, auf die er sich etwas einbilden darf!

Aber bei allem Reichthum und aller Vortrefflichkeit findet sich der Herr Doctor doch plötzlich bewogen, in seiner an mich gerichteten Antwort von zu liefernden Supplementen zu sprechen, von denen früher keine Rede war. Sollte nicht die von mir angekündigte neue Auflage meines Werks, der er mit Erwartung entgegen sieht, davon die Ursache seyn? Daß diese Supplemente reichhaltiger seyn werden, als meine Arbeit, weiß er schon jetzt. Wenn man auf das bisher von ihm Gelieferte sieht, braucht man kein Professor zu seyn, um zu wissen, wie das zugehen wird.

Daß der Herr Doctor die Künstler und deren Arbeiten, von welchen er spricht, nicht kennt, davon überzeugt sich der Sachkundige leicht; dieß möchte indeß noch hingehen. Höchst unverzeihlich aber ist es, daß er nicht einmal die Namen richtig abzuschreiben weiß. Bis zu welchem Grade die Fehlerhaftigkeit geht, ist unglaublich, und ich würde eine Arbeit, wie weiland Herkules in den Ställen des Augias unternehmen müssen, wenn ich sie dem Publikum vor Augen legen wollte. Hier nur ein paar Proben zum Belege. Unter No. 14 steht Bandiele statt Badiale; No. 63 Ballarad statt Ballard; — No. 90 Callaert für Collaert; — No. 96 C. Abaribus statt C. ab Avibus; — No. 107 Casolari für Casolani; — No. 139 A. ván Everdingen statt A. v. Drever; — No. 229 L. A. Greviello für Greville; — No. 272 Londe-Seel statt Londerseel; — No. 310 Cremonote statt Cremonese; — No. 340 A. de Seinscheim statt Seimsheim; — No. 348 Saldor statt Sadeler; — No. 350 A. da Treina für da Trento; — No. 369 A. Vaillaeet statt Vaillant, der wieder ein andermal als Vaillint vorkömmt; — No. 418 Goltzius für Goltzius; — No. 610 Chaureau statt Chauveau etc. etc. Wie es überhaupt mit der Einsicht und Urtheilskraft des Herrn Doctors beschaffen sey, kann man daraus entnehmen, daß er für das Zweckmäßigste hält, die Monogramme nach den Buchstaben, wie solche in die Augen fallen, zu ordnen, gewiß die unsicherste Art, die es giebt, und wodurch in seinen Heften die vielen und zum Theil ganz widersinnigen Wiederholungen entstanden sind, von denen ich hier ebenfalls ein paar Beispiele gebe. No. 31 und 31 steht dasselbe Monogramm einmal als A. B. Luques und einmal als Balestes — No. 71 A. B. Willaerts kömmt unter 72 als A. B. Willaerts — so No. 73 A. Claas oder Classen unter 74 als Claas wieder. No. 77 A. Carracci wird unter No. 91 wiederholt; — No. 123 A. Possete nochmals unter No. 126; — No. 125 J. Jacquart nochmals unter 127. — Aler. Mair kömmt gar mit demselben Zeichen unter No. 274, 275 und 276 vor; ebenso kehrt No. 295 A. M. Schürmer unter No. 298 wieder, desgleichen No. 297 A. M. Wolfgang unter 299 und so eine große Anzahl.

In seiner Verkehrtheit läßt der Herr Doctor die Monogramme unbekannter Künstler ganz weg, weil, wie er meint, nichts daran liegen könne, zu erfahren, daß der Künstler unbekannt sey. Ich muß ihm dagegen bemerklich machen, daß es (abgesehen davon, daß eben diese Angabe zu fortgesetzter Forschung reizt und morgen gefunden werden kann, was man heute nicht fand) auch von großem Werth ist, zu wissen, daß man etwas nicht wisse und daß er, wenn er zu dieser unschätzbaren Einsicht und Erkenntniß seiner Kräfte gekommen wäre, gewiß nicht eine Arbeit unternommen hätte, der er nicht im geringsten gewachsen war.

Auch von seinem Witz und Humor hat uns der Herr Doctor ein Pröbchen in der scherzhaften Aeußerung gegeben: ich wolle mich dem Publikum als Gott der Monogramme hinstellen. Indem ich eine solche durch nichts veranlaßte Posse als Abgeschmacktheit auf sich beruhen lasse, schließe ich mit dem ganz ernstlichen, in dem oben Angeführten wohlbegründeten Urtheil, daß der Herr Doctor sich dem Publikum als armer Sünder hingestellt hat, dessen Thun und Treiben zu unbedeutend ist, um eine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen, und den ich blos, damit ihm sein Recht widerfahre, mit dem ihm gebührenden Stempel bezeichnet habe.

München, den 1. Nov. 1850.

Brulliot.

Digitized by Google

Digitized by Google

Alphabetiſches Regiſter

zum

Kunſtblatt 1828.

Die erſte Zahl bedeutet die Nummer des Blattes, die zweyte die Seite. Wo nur eine ſteht, iſt die Nummer und die erſte Seite des betreffenden Blattes bezeichnet. In dieß Verzeichniß ſind auch die Kunſt-Dilettanten aufgenommen, deren Werke zur öffentlichen Kenntniß gekommen ſind.

A.

Abri, Kupferſtecher, 15, 58.
Acken, van, Maler, 14. 54.
Ackermann, Kupferſtecher, 102, 408.
Acquiſti, Bildhauer, 86, 343.
Adam, Alb., Maler und Lithograph, 77, 308. — 80, 319.
Adam, Heinrich, Maler, 79, 315.
Agelades, Bildhauer, 33, 130. — 87, 89.
d'Agincourt, 82. 326.
Alaux, Maler, 80, 319.
Alberti, Leo Baptiſta, 90, 360. — 92.
Albertis, de, Joſeph, Maler, 55, 218.
Allais, Stecher, 72. 286.
Allegri, Maler, 45, 180.
Allori, Maler, 46, 183.
Allſton, Maler, 102, 408.
Altorfer, Maler, 14, 31. 124, 97, 386.
Altmann, Maler, 79, 315.
Alvarez, Bildhauer, 17, 66.
Amberger, Chriſtoph, Maler, 20, 79.
Anderloni, Fauſtino, Kupferſtecher, 57, 227, 58, 230.
Angelo, Michel Buonarotti, Maler, 44, 176. 51, 203. 57, 227. 74, 91. 364, 92. 92, 366. 96, 97.
Antigonus, 89, 355.
Antodicola, Maler, 101, 403.
Appiani, Maler, 59.
Armenini, 93, 370.
Arnold, Baumeiſter, 66, 262.
Artois, Maler, 37, 148, 96, 382.
Aſche, van, Maler, 5, 19.
Audran, Ch. 15, 59. — 94, 374.
Auguſtin von Venedig, Kupferſtecher, 40, 159.
Aulus Gellius, 89, 355.
Avont, Maler, 14, 54.
Axmann, Stecher, 460, 182.
Aze, Kupferſtecher, 10, 40.

B.

Bacca, Pietro Antonio, 93, 372.
Backhuyſen, Maler, 14, 54. — 47, 186. — 97, 386.
Baldi, Stecher, 15, 59.
Baldinucci, 92, 366.
Bandinelli, Buccio, Bildhauer, 92.
Banfi, Anton, Maler, 100, 398.
Barbaro, Daniel, 92. — 92, 367.
Barth. C., Stecher, 101, 404.
Bartolommeo, Fra, Maler, 47, 187. — 51, 203. — 67, 268.
Bartolozzi, Stecher, 91, 362.
Baſaiti, Marco, Maler, 45, 179.
Baſiletti, Maler, 101, 402.
Baſſano, Maler, 47, 187.
Baſt, de, Maler, 5, 19.
Battoni, Maler, 47, 187.
Batty, Zeichner, 102, 408.
Bandiy, Maler, 47, 187.
Baur, Wilhelm, Maler, 14.
Bayer, Auguſt, v., Architekt, 30. 120.
Bechmann, Maler, 56, 224.
Behringer, Joſ., Lithograph. 104, 415.
Beireis, G. Ch., Profeſſor, 9, 36.
Bel, A., le, Kupferſtecher, 15, 59.
Bellin, Johann, Maler, 45, 179.
Bellino, Giov., Maler, 45, 179.
Belloſio, Cajetan, Maler, 98. — 101, 403.
Bendinen, Lithograph, 73, 291.
Berghem, Maler, 14, 54. — 38, 151. — 46, 183. — 47, 187. — 96, 383.
Bergmann, Lithograph, 11.
Berkowetz, Stecher, 46, 182.
Bernardi, Jakob, Kupferſtecher, 101, 403.
Bernardi, Maler, 101, 403.
Bertano, 92.
Beyer, Stecher, 46, 183.
Bezzuoli, Joſeph, Maler, 100, 399.
Biadioli, 59.
Bianchi, Maler, 101, 403

Digitized by Google

Dorner, Inſpektor, 77. 308.
Doughty, T., Maler, 102, 408.
Dow, Maler, 47, 187. — 91, 362.
Dubufe, Maler, 15.
Ducis, Maler, 72, 286.
Dübois, 15, 59.
Dürer, Maler, 1. — 11. — 20. — 21. — 31. — 31, 124. — 32. — 34. — 35. — 37. — 40, 159. — 44, 176. — 45, 179. — 59, 235. — 60, 240. — 64. — 72, 286. — 85, 340. — 90, 359. — 92. — 92, 368. — 95, 380. — 96.
Düfert, Maler, 14, 54.
Dughet, Kaspar, Maler, 34, 135.
Dupuy, P., 94, 375.
Durand, A. B., Stecher, 102, 407. — 102, 408.
Dureau de la Malle, 104, 414.
Durelli, Anton, Maler, 100.
Duttenhofer, Kupferſtecher, 37.
Dyce, Maler, 74, 296.
Dyck, van, Maler, 6, 22. — 14, 54. — 46, 182. — 47, 186. — 48, 192. — 51, 204. — 67, 267. — 81, 324. — 96, 382. — 100, 400. — 104, 416.
Dworzack, Stecher, 46, 183.

E.

Caſtake, Maler, 68. 272.
Eberhardt, Prof., 21. — 37.
Eberle, Maler, 35, 138.
Ecerlin, Maler, 57, 226. 101, 204.
Edelinck, G., 15, 59.
Eggers, Maler, 68, 272.
Eggink, Maler, 67, 268.
Egoille, Jakob Hervey, Maler, 57.
Ehrenreich, Stecher, 46, 182.
Eisner, Stecher, 46, 182. — 46, 183.
Elearnp, Kupferſt., 102, 408.
Elena, Lithogr., 58, 231.
Ellenrieder, Maria, 92, 368.
Ellis, Geo. B., Kupferſt., 102, 408.
Elzheimer, Maler, 102, 407.
Equicola, Mario, 92.
Eslinger, Martin, Stecher, 51, 203.
Everdingen, Maler, 37, 148. — 46, 183. — 55, 220.
Eyck, van, Maler, 4, 16. — 15, 58. — 44, 176. — 45, 179. — 47, 186. — 91, 363. — 95, 380. — 96.

F.

Faber, Maler, 20, 80.
Fahlkrantz, Maler, 5, 20.
Fabre, 99, 396.
Faithorne, 15, 59.
Fantuzzi, 15, 59.
Feer, 104.
Felibien, 94, 375.
Fellner, 34, 135.
Felſing, Stecher, 58, 232. 101, 403.
Ferenzy, 27, 106.
Fialetti, 15, 59.
Fieſole, Fra. Angelika, Maler, 1. — 45, 179.
Fignio, Ambrogio, 93, 370.
Figini, Girolamo, 93, 371.
Fiorentino, Stecher, 15, 59.
Firenzuola, Agnelo, 92, 366.
Fiſcher, 37.
Flachenecker, Lithogr., 65, 260.
Flarmann, Bildh., 15, 60. — 74, 295.
Fleiſchmann, Kupferſt., 37.
Fleury, Maler, 27, 107.
Flint, Nikolaus, Maler, 100, 398.
Fludd, 92.
Foerſter, Ernſt, Maler, 34, 134. — 35, 138.
Fontaine, Architekt, 74.
Forſter, Stecher, 41, 164. — 78.
Fortier, Stecher, 72, 286.
Fragonard, Maler, 74. — 80, 318.
Franceſchetti, Bildh., 58, 230.
Francia, Franzeslo, 22. — 96.
Franco, J. B., 15, 59.
Franco, Nicola, 92.
Frank, Maler, 39, 156.
Freudweiler, Maler, 39, 154.
Freund, Bildhauer, 17, 67.
Friedrich, 37. — 55, 220.
Fries, Lithogr., 41, 164.
Frommel, Stecher, 41, 164. — 72, 287.
Füger, 94, 375.
Fürſtenberg, v., L. C., 14, 54.
Fuger, Wolfgang, Maler, 16, 64.

G.

Gaertner, Architekt, 39, 156.
Gandolfi, Dominik, Bildh., 98, 390.
Gandy, 75.
Garavaglia, Giovita, Kupferſt., 57, 227. — 101, 404.
Gaſpari, Maler, 43, 171.
Gau, Architekt, 2, 7. — 75, 299.
Geiger, 76, 304.
Geirnaert, Mlr., 5, 20.
Geißler, Kpfſt., 37. — 46.
Gelée, Stecher, 10, 40. — 15, 59.
Gell, Architekt, 75.
Genſels, Maler, 37, 148.
Georges, 102, 407.
Georgi, Maler, 56, 224.
Gerard, Maler, 8, 31. — 44, 176. — 63, 252. — 74, 296. — 80, 318.
Geraut, Stecher, 72, 286.
Geßner, Conrad, Maler, 39.
Geßner, Salomo, Mlr., 39.
Gherzzi, 15, 59.
Ghiberti, 90, 359.
Ghirlandajo, Maler, 90, 359.
Giesmann, Maler, 56, 224.
Gigola, Miniaturmaler, 43, 167.
Gilio, Stecher, 59.
Gimignani, 15, 59.
Giordano, Luka, 15, 59.
Giorgione, Maler, 45, 179. — 102, 407.
Giotto, Maler, 1. — 32. — 127. — 76, 304. — 90, 359. — 96.
Giovanni von Bologna, Bildh., 95, 378.
Girolamo Santa Croce, Maler, 45, 179.
Giulio Romano, Mlr., 1, 2. — 74, 294. — 75, 298. — 96.
Gleditſch, Stecher, 46, 183.
Gluck, Maler, 79, 315.
Gobe, Stempelſchneider, 99, 395.
Godecharle, Bildhauer, 6, 23.
Goethe, 3, 11. — 5. — 6, 23.
Goes, van der Hugo, Maler, 4, 16.
Goetze, Stempelſchneider, 99, 396.
Goldicutt, Zeichner, 75.
Goldſtein, Maler, 19, 75.
Gozzi, Marco, Maler, 57. — 101.
Graf, Urſus, Maler, 14. 54. — 39, 154.
Grimm, 67, 267.
Grimaldi, 15, 59.
Groptus, Maler, 94, 374.
Gros, Maler. 25, 100. — 74. — 80, 318.
Grünewald, Ernſt, Stecher, 60, 240.
Gube, Graveur, 53, 211.
Guerin, Maler, 72, 286. — 74, 296.
Guiscardi, Camilla, 101, 403.
Günther, F., Zeichner, 45, 180.
Guercino, Mlr., 47, 187.
Guerin, Paulin, Maler, 25, 100. — 28, 110.
Guioni, Lithograph, 59.

H.

Haeften, van, N., Maler, 14, 54.
Hais, de la, Mlr., 101, 402.
Haldenwang, Stecher, 30, 119.
Haller, Johann, Bildh., 78. — 79, 315.
Haller, Maler, 2, 6.
Hamilton, Mlr., 46, 183.
Hanfſtaengl, Lithogr., 21, 84.

Hannad, M. A., 14, 54.
Hannemann, Mlr., 46, 182.
Hartmann, Mlr., 20, 80.
Haſe, 104, 414.
Haſenpflug, Carl, Maler, 94.
Hauber, Maler, 79, 315.
Hayez, Maler, 54, 214. — 55. — 55, 218. — 56. — 57, 226. — 58, 231. — 59. — 100, 399. — 101, 403.
Harvey, William, Holzſchneider, 57.
Hecke, v. d., J., Maler, 14, 54.
Heem, Mlr., 47, 187.
Heger, Franz, Architekt, 69, 275. — 72, 287. — 73.
Hegi, Stecher, 72, 287. — 103. — 103, 410.
Heideck, v., 2, 1. — 77, 388.
Heideloff, Maler u. Architekt, 16, 63. — 59, 235.
Heilmayer, 79, 315.
Heim, Maler, 74, 294. — 80. — 80, 318.
Hellemanns, Mlr., 5, 19.
Hemling, Mlr., 11, 42.
Henri, Stecher, 10, 40.
Heregoudts, J. B., Maler, 14, 54.
Herrmann, Maler, 36, 138.
Herſent, Maler, 25, 100. 28, 110.
Heß, Peter, Maler, 47. 188. — 72, 287. — 77, 308. — 79, 315. — 81, 324. — 88, 352. — 91. — 91, 363. — 96, 383.
Heß, Heinrich, Maler, 2, 7. — 25, 99. — 39, 155. — 91, 363.
Heß, Karl, Mlr., 91, 363.
Heß, Hieronymus, Mlr., 97, 386. — 104, 414.
Heß, Ludwig, Maler, 40.
Heuſch, de, W., Mlr., 14, 54.
Hildebrandt, Mlr., 82, 328.
Hirſchvogel, Auguſtin, Glasmaler, 20, 79.
Hoeffel, Stecher, 46, 182. 47, 186.
Hoerter, Lithograph, 92, 368.
Hoff, Nikolaus, Kupferſt., 101, 404.
Hofmann, Stecher, 47, 186.
Hohe, Lithogr., 21, 84. — 72. 287.
Holbein, Hs., Maler, 14, 54. — 44, 176. — 47, 187. 56, 224. — 64. — 96. — 97, 388. — 101, 404.
Hollar, Maler, 14, 54. — 15, 59. — 40, 159. 96, 383.
Holloway, Stecher, 72.
Houdekoeter, Maler, 14, 54.
Houthorſt, Maler, 47, 186. — 91, 363.
Hoßfeld, Mlr., 56, 224.
Hottenroth, Maler, 20, 80.
Howard, Frank, Stecher, 71.
Hubers, Wilhelm, 104.
Hübner, Mlr., 82, 328.
Hübſch, Zeichner, 58, 232.
Hülß, Joh., Baumeiſter, 66, 262. — 67.
Huys, P., Maler, 14, 54.
Huyſum, van, Mlr., 6, 22.
Hyrtel, Stecher, 47, 186.

J.

Jardin, du, C., Maler, 14, 54. — 37, 148. — 47, 186.
Jaeger, Guſtav, Maler, 19, 84. — 56, 224.
Jeſi, Stecher, 59.
Ignatius, Maler, 67, 268.
Imhof, Heinrich, Bildhauer, 57, 228.
Ingres, Maler, 18, 71. — 74, 294. — 80. — 80, 318.
Jobard, Lithogr., 6, 23.
Johann Chriſtoph aus Rom, 92.
Jonghe, de, Maler, 5, 19.
Jordans, Maler, 46, 183.
Juvants, F., 15, 59.
Iwanoff, Mlr., 67, 268.

K.

Kaelin, 103, 410.
Kaiſer, Maler, 79, 314.
Kapeller, Bildh., 16, 63. — 59, 236.
Kaulbach, Maler, 35.
Kautmann, Maler, 47, 187.
Kearny, Stecher, 102, 408.
Keil, Stecher, 47, 186.
Khünel, Archit., 27, 106.
Kiprenneky, Maler, 67, 268.
Kirſch, Maler, 39, 155.
Klein, 37. — 96, 383.
Klenze, v., Architekt, 48, 191. — 79, 314.
Kloß, 79, 315.
Klinsky, Architekt, 37.
Knapp, Anton, Maler, 10, 40.
Koch, Maler, 38, 151. — 97, 388.
Koenig, Stecher, 51, 204.
Kolbe, Maler, 55, 220. — 83, 332.
Kotterba, Stecher, 46, 182. — 47, 187.
Kovatſch, Stecher, 47, 187.
Kraft, Adam, Bildh., 20, 78,
Krahe, 91.
Kranach, Lucas, Maler. 11, 42. — 64. — 72, 286.
Krazeiſen, 21, 84.
Krepp, Stecher, 187.
Kretzſchmer, Lithogr., 56, 224.
Kruſemann, C., Maler, 6, 22.
Kunz, Zeichner, 4, 15.
Kunß, Maler, 72, 287.

L.

Laborde, 104, 415.
Labus, Anton, Bildh., 98, 390.
De Lacroix, Maler, 13. — 14, 55. — 27, 107. — 71. — 72, 286. — 78, 312. — 79. — 80, 320.
Ladenſgelder, Maler, 14, 54.
Laet, 90, 360.
Laireſſe, Gerhard, 94. 375.
Lamb, Alexander, 93, 371.
Lancrenon, 80, 319.
Landolt, Salomo, 39, 154.
Langer, v., Maler, 37, 46, 183. — 47, 187.
Langhans, Lithgr., 73, 291.
Laurent, Maler, 72, 286.
Lawrence, Sir, Thomas, Maler, 18. — 102, 408.
Leberecht, Karl, 22, 87.
Lebrun, Maler, 56, 222.
Lebſchée, Maler, 96, 383.
Leeb, Bildhauer, 17, 67. — 53.
Leeuw, de, Gabr., Mlr., 14, 54.
Lefebre, Robert, Maler, 14. 55. — 28, 111.
Leipold, Maler, 55, 220.
Leiter, Lithogr., 104, 416.
Lelu, P., Maler, 15, 59.
Lerour, Stecher, 4, 16.
Leslie, Maler, 102, 408,
Leſſing, Landſchaftsmlr., 83, 331.
Leybold, Stecher, 47, 187. 56, 224.
Liagno, 15, 59.
Ligari, Angelo, Maler. 55, 218.
Linck, 99, 396.
Lindau, Maler, 21, 81.
Links, 78.
Lippi, Fra Filippo, Mlr., 45, 179.
Lips, Maler, 39, 155.
Lips, Heinr., Kupferſt., 104, 414.
Livens, J., Mlr., 14, 54.
Locarno, Joh., Maler, 101, 402.
Lohbauer, 38, 152.
Lomazzo, 92, 367. — 93, 370.
Lombardo, Julio, 92.
Longacre, J. B., Stecher, 102, 408.
Longhi, Kupferſtecher, 57, 227. — 58, 232. — 101, 403.
Lorch, M., Maler, 14, 54.
Lorrain, le, J. B., 15, 59.
Lorrain, Claude, Maler, 47, 188. — 51, 204. — 67, 267.
Loſch, Franz Xaver Joſeph, Medailleur, 79, 315.
Loſch, Joſeph, 79, 316.
Loſe, Landſchaftsmalerin, 59.
Loſſenkoff, Maler, 67, 268. — 94, 375.
Loutherburg, Maler, 46, 182. — 90.
Lucas, Zeichner, 55, 260.
Luini, Maler, 59.
Lupino, Bernardino, 92.
Luzma, J. Maler, 14, 54.

Digitized by Google

Lys, J., Maler, 14, 54.
Lyſippus, 85. — 89. 355.

M.

Maas, Th., Maler, 14, 54.
Macchi, Lorenzo, Maler, 57, 223. — 101. — 101, 402.
Maeſtraſſi, Michel, Maler, 101, 402.
Magris, 75, 299.
Manfredini, Cajetan, Bildhauer, 58, 230.
Mantegna, Maler, 30, 120. — 45, 179.
Manzoni, Maler, 56, 223. — 100, 398.
Marc-Anton, Kpfſt., 22.
Marcheſi, Pompeo, Bildhauer, 57, 227. — 58. — 86, 343.
Maria, Maler, 101, 403.
Martin, Maler, 102, 408.
Marts de Jonghe, J., Maler, 14, 54.
Matheus, Maler, 57.
Mattenheimer, Theodor, Maler, 79. 315.
Matthäi, Maler, 21, 83.
Maverich, Peter, Stecher, 102, 408.
Mayer, Bildhauer, 37. — 45. 179.
Mayer, Heinr., Mlr., 40.
Mazois, 81, 324.
Mecken, v., Joſeph, Mlr., 14, 54.
Meerovander, J., Maler, 14, 54.
Mekenem, Iſrael, Mlr., 11.
Meldolla, 15, 59.
Mellini, Nap., Mlr., 56, 223.
Mengs, Raph., Maler, 47, 186. — 67, 267. — 99, 396.
Merian, Lithogr., 97, 386.
Merigi, 15, 59.
Metivier, Architekt, 48, 192. — 74, 294.
Meh, Zeichner, 8, 32.
Meulemeeſter, Kupferſtecher, 6, 23.
Meulen, van der, Mlr., 37, 148.
Meyer, Heinr., 86. — 103, 410.
Meynier, 74. — 80, 318.
Mieris, Maler, 47, 186.
Migliara, Joh., Maler, 56, 223. — 58, 231. — 59. — 100, 399. — 101.
Milah, 15, 60.
Milet, Maler, 34, 136.
Minardi, Thomas, Zeichner, 57, 227.
Mörner, Graf, 8, 32.
Moja, Angelo, Zeichner, 54, 214.
Moja, Friedr., Mlr., 101,
Mola, Alphons, Mlr., 100.
Moller, Georg, Architekt, 69, 275. — 72, 287. — 73.
Molteni, Joſeph, Maler, 101, 403.
Monten, Maler, 79, 315. — 83, 332.
Monti, Bildh., 57. 227. — 58. — 86, 343. — 98, 390.
Morelli, Cajetan, Bildh., 98, 390.
Morenhout, Maler, 5, 19.
Morgan, 90.
Morghen, Stecher, 15, 59. — 101, 404.
Monſignori, Franceſco, Maler, 45, 179.
Montanini, 15, 59.
Müller, Fr., Kupferſt., 37. — 43, 164. — 92, 368.
Müller, G., Stecher, 92, 368.
Müller, K. O., 86.
Murillo, 15, 59.
Murr, 7, 28.
Muſſi, Maler, 101, 403.
Mukel, Joſeph, 79, 315.
Muykens, Maler, 14, 54.
Muziano, Maler, 31, 124.
Myron, 85. — 89. — 89, 355.

N.

Nachtmann, Maler, 81, 324.
Näcke, Maler. 21, 83.
Nappi, Maler, 101, 403.
Narbucci, Maler, 100. — 101, 403.
Nava, Ambroſius, 57, 226. — 101.
Navez, Zeichner, 6, 23.
Neefs, Peter, Maler, 94, 374.
Neer, van der, Maler, 46, 182.
Neher, Maler, 79, 314.
Neidl, Stecher, 47, 187.
Neſti, Viktor, Bildhauer, 98, 390. — 98, 391.
Neuſchatel, Nikolaus, Porträtmaler, 20, 79.
Neureuther, Maler, 35.
Newton, Mlr., 102, 407.
Neyts, Ag., Mlr., 14, 54.
Nicolaus da Modena, 15, 59.
Nicolaus v. Ulm, Mlr., 18, 72.
Noak, Stecher, 60, 240.
Noel, Graveur, 72. 286.
Noter, de, Maler, 5, 19.

O.

Oberthür, Graveur, 45, 180.
Odevaere, Maler, 6, 22.
Oehme, Maler, 19, 75.
Oeri, J., 104, 414.
Oglono, Marco, Mlr., 92.
Ohmacht, Mlr., 73, 291.
Ommegank, Maler, 5, 19.
Onatas, 89.
Orley, Bernard, v., Maler, 11.
Orſar, Maler, 39, 154.
Os, G. J. J., van, Mlr., 6, 22.
Oſtade, van, A., Maler, 14, 54. — 37, 148. — 47, 187. — 95, 378.
Oſſenbeeck, v., J., Maler, 14, 54.
Ott, 79, 315.
Overbeck, Maler, 74, 296. — 84, 336. — 92, 336.

P.

Pacetti, Bildh., 86, 343.
Pack, Archit., 27, 106.
Pacioli, 90, 360.
Padulli, Graf, 59, 234.
Paelink, Maler, 6, 22.
Pagani, Giovanni, Zeichner, 54, 214. — 57, 227.
Pagaon, de, 95.
Palagi, Maler, 54. — 56. — 57, 226. — 98. — 100, 399.
Palma, der ältere, Mlr., 91, 363.
Palmaroli, Mlr., 8, 32.
Pandioni, Bildh., 98, 390.
Panigori, Onorata, 57, 226.
Paris, Lithogr., 59, 234.
Park, Henry, 75.
Parmeggianino, Mlr., 47, 186. — 92, 366.
Parrhaſius, 89, 355.
Paſſavant, Maler, 34, 135. — 37.
Paſſini, Stecher, 47, 187.
Paſſo, Criſpino, de, 94, 375.
Paven, Maler, 5, 20.
Pedrazzi, Ludw., Mlr., 55.
Pendleton, Lithograph, 102, 408.
Percier, Archit., 74.
Peregrini, 22.
Perfetti, Kpfſt., 101, 404.
Perger, Hofm., 46.
Perugino, Maler, 32, 127. — 44. 176. — 45, 179. — 76, 304. — 96. — 104, 416.
Peruzzini, D., 15, 59.
Petri, de, 15, 59.
Pfeifer, Stecher, 47, 187.
Pfeuffer, Stempelſchneider, 53, 211 — 99, 395.
Pfiſter, Stecher, 46, 182.
Phidias, Bildh., 33. — 89. — 95, 379.
Philoſtratus, d. j., 89, 355.
Picot, 80, 318.
Picozzi, Karl, Mlr., 55.
Pienemann, Maler, 6, 22. — 23, 91.
Pietro della Franceſca, 90, 359.
Pigozzi, Maler, 101, 403.
Piles, de, 94, 375.
Pino, Paolo, 92.
Piotti, Katharina, 58, 230. — 59.
Piſtorius, Genremaler, 83, 332.
Pitloo, Maler, 5, 19.
Pitow, Stecher, 58, 232.
Pizzi, Bildh., 86, 343.
Pleginck, Maler, 14, 51.
Plinius, d. j., 89, 355.
Pock, Johann, Maler, 100, 398. — 101, 403.
Podeſti, Franceſco, Maler, 55, 218. — 101, 403.
Poggi, Maler, 56, 223. — 57, 226. — 100. — 100, 399.
Poilly, Stecher, 58, 232.
Pollainolo, Antonio, 22.
Polykletus, 85. — 87, 347. — 89.

Digitized by Google

Poubeimer, Stecher, 46, 182. — 47, 187.
Poraßky, Stecher, 47, 187.
Pordenone, Maler, 46, 182.
Porfatti, Mlr., 47, 186.
Potter, Maler, 47, 187.
Pouſſin, 15, 59. — 34, 135. — 58, 230. — 67, 267. — 94, 375. — 96.
Pradier, Bildh., 74.
Praxiteles, Bildh., 95, 379.
Preisler, 94, 375.
Primaticcio, 15, 59. — 75, 298.
Pujol, Abel, Maler, 74.
Pugin, 90.
Putinati, Joſ., Stempelſchneider, 58, 230.
Pujol, Abel, de, 80, 318.

Q.

Quaglio, Angelo, Theatermaler, 43, 171.
Quaglio, Domenico, Freſcomaler, 41, 164. — 43, 171. — 61, 244. — 72, 287. — 77, 308.
Quaglio, Joſeph, Theatermaler, 43, 171.
Quaglio, Lorenz, Maler, 43, 171. — 79, 315.
Quaglio, Simon, Theatermaler, 43, 171. — 56, 223. — 61, 244. — 72, 287.
Quaiſſer, Joſ., Maler, 49, 195.
Quandt, v., 102, 407.
Quaſt, Peter, Maler, 104, 416.

R.

Rabos, Eugen, Bildh., 58, 230. — 98, 392.
Raggi, Bildh., 10, 40.
Rahl, Kupferſtecher, 37. — 47, 187.
Rahm, Caspar, Maler, 103, 410.
Raimbach, Kupferſtecher, 72.
Ramberg, Maler, 79, 315.
Raoul-Rochette, 75, 299.
Raphael, Maler, 1, 3. — 13. — 30, 120. — 31, 124. — 44, 176. — 45, 179. — 48, 192. — 50, 198. — 51, 203. — 52, 208. — 58, 232. — 59. — 63, 252. — 72. — 74. — 75, 298. — 84, 335. — 91, 362. — 93. — 95, 380. — 96. — 97. — 99, 394. — 101, 404.
Rauch, Bildhauer, 21. — 31.
Rauch, C., Stecher, 60, 240.
Reichmann, 79, 315.
Reindel, Kupferſt., 37. — 85, 339. — 88, 352.
Reifenſtein, 67, 267.
Rembrandt, Maler, 6, 22. — 14, 54. — 38, 151, 48, 192. — 67, 267. — 91. — 95, 380. — 96, 383.
Reneſſe, C. A., Mlr., 14, 55.
Reni, Guido, Maler, 47, 188. — 48, 192. — 57, 227. — 79, 315. — 91, 362. — 96, 382. — 101, 403.
Renn, Holzſchnitzer, 79, 316.
Retzſch, Hiſtorienmaler, 16. — 17. — 78, 312.
Revell, Zeichner, 14, 56.
Rhockus, 84.
Ribera, Maler, 95, 378.
Riccardi, Zeichner, 58, 231.
Richomme, Stecher, 63, 252.
Richter, Maler, 19, 75. — 56, 223.
Riedl, Maler, 79, 315.
Rielemann, Maler, 73, 291.
Rigbetti, Luigi, 22, 88.
Rioult, Maler, 79.
Rittig, Maler, 68, 272.
Riva, Ambroſius, Maler, 54.
Rizzoli, Drechsler, 58, 230.
Robert, Leopold, Maler, 26, 103.
Rocca della, Stecher, 59.
Rodermont, Maler, 14, 55.
Romanelli, 75.
Romanini, Maler, 57, 226.
Roos, J. H., Maler, 14, 54. — 46, 183. — 96, 383.
Rordorf, 103.
Roſa Salvator, 37, 148. — 40. — 57, 226.
Roſen, Nikolaus, 22.
Rosmaesler, Stecher, 46. — 47, 187.
Roſſari, Federzeichner, 58, 231.
Rota, 15, 59.
Rottmann, Maler, 79, 314.
Rouget, 80, 319.
Rour, Jakob, 76, 304.
Roy, J. B., de, Maler, 5, 19.
Roper, Bildhauer, 6, 23.
Rubens, Maler, 6, 22. — 14, 56. — 24, 94. — 34, 136. — 46, 183. — 47, 187. — 48, 192. — 67, 267. — 78, 312. — 91, 362. — 95, 378. — 95, 380. — 96. — 97, 386.
Rude, Bildhauer, 6, 23.
Rubl, L. S., Stecher, 6, 24. — 33, 132. — 69, 276.
Ruisdael, 96, 383.
Ruprecht, Gießer, 59, 236.
Rupprecht, Fr. K., Maler und Kupferätzer, 16, 64.
Ruscelli, Girolamo, 92, 366.
Ruſchewey, Stecher, 74, 296.
Rusconi, 92.
Ruthard, Maler, 47, 187.
Ruysdael, Maler, 5, 19. — 14, 55. — 37, 148. — 47, 188.
Ryckaert, Maler, 47, 187.

S.

Sablet, Maler, 39, 155.
Sacchi, Maler, 15, 59. — 56, 222. — 100, 398.
Saftleven, Maler, 14, 55.
Saint-Eure, Maler, 28.
Sala, Vitalis, Maler, 55. — 56, 222. — 57, 226.
Salaino, Maler, 31, 124.
Salmeggia, Aeneas, Maler, 93, 371.
Salucci, Architekt, 53.
Salviati, Maler, 55, 220.
Sarto, Andrea, del, Maler, 47, 186. — 48, 192.
Saſſoferrato, Maler, 55, 220.
Saſtleven, 96, 383.
Savary, Maler, 37, 148.
Savery, Roland, Maler, 93, 372.
Schadow, Maler, 81. — 99, 394. — 102.
Schäufelein, Maler, 20, 79.
Schaffroth, 41, 164.
Schallen, Maler, 47, 187.
Scheffer, Maler, 4, 16.
Scheffler, Maler, 46, 183.
Scheſter, Johann, 90, 360.
Scheuchzer, Lithograph, 41, 164.
Schiaminoſſi, 15, 59.
Schiavoni, Natale, Stecher, 8, 32. — 72.
Schilbach, Kpfſt., 41, 163.
Schirmer, Maler, 83, 332.
Schirnthaler, Maler, 1, 4.
Schlotthauer, Maler, 1, 4. — 2. — 2, 7. — 2, 8. — 88.
Schmid, Stecher, 103, 410.
Schmid, 96, 383.
Schnell, Stecher, 30, 120.
Schnetz, Maler, 27, 107. — 28.
Schnorr, Julius, Mlr., 9. — 35, 139. — 37. — 56, 224. — 65. — 74, 296.
Schönberger, Maler, 5, 20. — 6, 24.
Schoepf, Bildhauer, 79, 316.
Scholl, Joſeph, 10, 39.
Schongauer, Stecher, 14, 54.
Schonhofer, 85, 339.
Schoorel, Maler, 11. — 47, 186.
Schorn, 86.
Schotel, Maler, 5, 20.
Schoumann, Maler, 5, 19.
Schraudolph, Maler, 39, 156.

Schreiner, Lithograph, 88, 352. — 104, 416.
Schrott, 27, 106.
Schülgen, Maler, 34, 135.
Schültz, D., Stecher, 14, 54.
Schuler, Stecher, 61, 244.
Schumer, Stecher, 14, 54.
Schutt, Cornelius, Maler, 47, 187.
Schwanthaler, Bildh., 2, 7. — 78.
Schwarz, v., 39, 156.
Schwegler, 103, 410.
Schweickhardt, 15, 59.
Schweikert, 104, 414.
Scorzini, Luigi, Bildhauer, 54.
Scott, Stecher, 47, 188.
Scuri, Heinr., Maler, 100, 398.
Sedlmayer, 79, 315.
Sennefelder, Lithogr., 40, 158.
Sepolina, 56, 222.
Sergent - Marceau, Kupferst., 58, 230.
Serri, Joh., Maler, 57, 226. — 100.
Sigalon, Maler, 18, 70. 79.
Sillig, 86.
Simoneau, Maler, 73, 291.
Slann, Stecher, 72.
Smees, Maler, 14, 55.
Snyers, Maler, 97, 386.
Sogni, Joseph, Maler, 100, 399.
Sohn, Maler, 83, 331.
Solis, V., Holzschneider, 14, 54.
Somaini, Franz, Bildh., 98, 390.
Sormani, Peter, Bildh., 98, 390.
Specklin, Daniel, Baumeister, 67.
Spelt, Maler, 102, 407.
Spreafico, Therese, 57, 226. — 101, 403.
Stackelberg, 78.
Stahlmann, Maler, 79, 315.
Stalbent, Mlr., 14, 55.
Steens, Maler, 47, 186.
Steenwyck, Maler, 94, 374.
Steffani, Maler, 37, 148.
Steinbach, Erwin, v., Baumeister, 66, 262. — 67.
Steinbach, Johann, v., Baumeister, 66, 262.
Steingrubel, Jos., Lithograph, 104, 416.
Steinkopf, Maler, 56, 223.
Steinmüller, Stecher, 47, 188.
Steuart, Gilbert, Maler, 100, 399.
Steuben, Maler, 28, 110. — 80.
Stevens, Maler, 46, 183.
Stieler, Maler, 41, 164. — 79, 314. — 88, 351. — 91, 363. — 104, 415.
Stielke, Maler, 35.
Stiglmaier, Bildner, 3, 10. — 48, 192. — 79, 315.
Stimmer, Holzschneider, 14, 54.
Stirnbrand, Maler, 41, 164.
Stock, Kupferst., 5, 18.
Stock, Ignaz, van den, Maler, 14, 55.
Stoeber, Kupferst., 37. — 46, 182.
Stoop, Maler, 14, 55.
Stoß, Veit, 20, 79.
Strirner, J. N., Lithograph, 11. — 11, 42.
Susemihl, E., Stecher, 60, 240. — 73.
Sustermanns, Maler, 47, 187.
Swanevelt, van, H., Maler, 14, 55. — 37, 157. — 96, 383.
Sweerts, M., Maler, 14, 55.
Swett, 102, 408.

T.

Tassi, 93, 371.
Tavernier, Stecher, 10, 40.
Telekles, 84.
Tenerani, Bildhauer, 17, 67. — 98, 392.
Teniers, Maler, 46, 182. — 47, 187. — 67, 268. — 95, 378.
Terburgh, Maler, 47, 187.
Ternite, Maler, 72, 286.
Terza, 92, 366.
Teselin, 94, 374.
Theodorus, 84.
Thiele, Maler, 5, 18.
Thier, 15, 60.
Thiry, Stecher, 15, 59.
Thoeming, 79, 314.
Thomas, Joh., Maler, 14, 55.
Thorwaldsen, Bildh., 17, 67. — 51, 202. — 53. — 81, 324. — 84, 336. — 98, 392. — 99, 396.
Tintoret, Maler, 99, 394.
Tischbein, Maler, 39, 155. — 46, 183.
Tizian, Maler, 8, 32. — 13. — 14, 54. — 31, 124. — 45, 179. — 51, 204. — 52, 208. — 58, 230. — 72. — 96. — 99, 394.
Toornvliet, Maler, 14, 55.
Torre, Fl., 15, 59.
Toschi, P., Stecher, 8, 31.
Trippel, Maler, 39, 155.
Triva, 15, 59.
Triviliano, Bernhard, Maler, 92.
Troll, Maler, 39, 154.

U.

Uden, Luc., Maler, 102, 407.

V.

Vadder, de, L., Maler, 14, 55.
Vafflard, Maler, 79.
Valkert, van, W., Maler, 14, 55.
Valle, Filippo, Bildh., 33, 131.
Valsechi, Maler, 57, 226. — 101, 403.
Vasalli, 59.
Vasari, 92, 366. — 97.
Velasquez de Silva, 15, 59. — 47, 187.
Velde, Adrian, van de, Maler, 14, 55.
Ven, van der, Bildhauer, 6, 23.
Vendramini, Kupferst., 30, 120.
Venusti, 93, 370.
Verboekhoven, Maler, 5, 19. — 6, 23.
Vernet, Horaz, Maler, 5, 19. — 18, 70. — 38, 151. — 47, 187. — 74. — 76, 302. — 79. — 80, 318. — 97, 386.
Veronese, Paul, Maler, 30, 120. — 46, 183. — 79, 314. — 95, 378. — 99, 394.
Vervloet, Maler, 5, 19 u. 20.
Vigano, Lithogr., 59, 234.
Villeneuve, Maler, 57, 226. — 101, 402.
Vinci, Leonardo da, Maler, 31, 124. — 44, 176. 46, 183. — 48, 192. — 51, 203. — 58, 230. — 84, 335. — 94, 375. — 101, 403. — 101, 404.
Vischer, Peter, 16, 64. — 20, 79. — 59, 236. — 85, 339.
Vitruv, 89, 355. — 92.
Vivarino, Bartolomeo, Maler, 45, 179.
Vlieger, S., 96, 383.
Vogel, Maler, 21, 82. — — 37. — 103, 410.
Voigt, Stecher, 53, 211.
Volpato, Giambattista, 93, 372.
Volz, Maler, 35, 138.
Vorobieff, Mlr., 67, 268.

W.

Wach, Maler, 99, 394.
Wagenbauer, Maler, 79, 314.
Wagner, Theodor, Bildhauer, 17. — 53.
Wall, Maler, 102, 408.
Wallraven, 15, 59.
Waterloo, 37, 147. — 96, 383.
Wauger, Maler, 68, 272.
Webb, Stecher, 72.
Weinrauch, Stecher, 47, 188.
Weiß, David, Stecher, 46, 182. — 102, 407.
Weller, Maler, 68, 272. 79, 314.
Wenceslaus von Ollmütz, Kupferst., 40, 159.
Wenzel, Maler, 56, 223.

Werff, 96.
Weſt, 100, 400.
Wetzel, 103.
Weydmann, Mlr., 14, 55.
Wilkie, Maler, 72. — 97, 386.
Winterhalter, Lithograph, 65, 260. — 92, 367. — 104, 416.
Wipper, Holzſchnitzer, 79, 316.
Wit, de, J., 94, 375.
Witte, de, Caspar, Maler, 46, 183.
Wiville, Maler, 72, 287.
Wohlgemuth, Michael, Maler, 20, 28. — 31, 123. — 96.
Wolff, Bildhauer, 17, 67.
Woollet, Kupferſtecher, 15, 59. — 102, 407.
Wormſ, v., Holzſchneider, 14, 54.
Wouvermann, Maler, 67, 268. — 104, 416.
Wüſt, Maler, 39, 154.
Wynants, Maler, 47, 187. — 102, 407. — 104, 416.

X.

Xenocrates. 89, 355.

Y.

Yegoroff, Maler, 67, 268.

Z.

Zahn, Johann, 75. — 92.
Zampieri, ſ. Dominichino, 34, 196.
Zeemann, Maler, 14, 55.
Ziegler, Jakob, Maler, 7, 28. — 40, 158.
Zimmermann, Maler, 1, 4. — 2. — 3, 10. — 20, 80. — 88.
Zingg, Maler, 39, 154.
Zuccoli, Lithograph, 59, 234.
Züberlein, Joh., Formſchneider, 7, 28.
Zwerger, Bildh., 17, 67. — 53.

Nº. 25.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 0.

[300]

Ankündigung.

In der Unterzeichneten erscheint in ganz kurzer Zeit:

Umständlicher Bericht

eines

Augenzeugen

über den

letzten

Auftritt der französischen Revolution

Ende Julius 1830;

erstattet von

J. M. Schnitzler,

Verfasser des „Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie."

Stuttgart und Tübingen, den 5. August 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[308]

Ankündigung.

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Construktion der Verzahnungen, mit besonderer Rücksicht auf die beste Form der Zähne von Rädern. Handbuch zum Gebrauch beim Maschinenzeichnungs-Unterrichte, besonders aber zum Selbstunterrichte für prakt. Mechaniker, Werkmeister an Eisengießereien, Uhrmacher, Mühlen-Baumeister und Windenmacher,

von

Sebastian Haindl,

Lehrer der Maschinen- und Bauzeichnungs-Kunst an der königl. Bayerischen polytechnischen Central-Schule, gr. 4. mit 9 Stein-Abdrücken. Preis 1 fl. 36 kr.

Dieses Werkchen wird bei seinem äußerst billigen Preise um so mehr von Interesse und Nutzen für obengenannte und alle jene Künstler und Werkleute seyn, deren Kunst oder Gewerbe Kenntniß der praktischen Mechanik erheischen, als in ihm dieser höchst wichtige Zweig leichtfaßlich dargestellt, durch genaue Zeichnungen erläutert, und nur mit Voraussetzung möglichst weniger Vorkenntnisse ausgeführt ist, so daß jeder durch selbes in den Stand gesetzt wird, sich den nöthigen Unterricht in Berechnung und Eintheilung aller vorkommenden verzahnten, sowohl cylindrischen als konischen Räder, Zahnstöcke, der bei Poch- und Hammerwerken ꝛc. anzuwendenden Daumen und excentrischen Scheiben für geradlinigte und umdrehende Bewegungen ꝛc., zu verschaffen. Besonders ausführlich behandelt dasselbe, wie die ihnen zukommende Gestalt beschaffen seyn müsse, um Gleichförmigkeit des Ganges und möglichste Verminderung der Reibung zu bezwecken, und zwar nach den übereinstimmenden Berechnungen und Versuchen der größten Mechaniker Englands und Frankreichs.

Nächst diesem, wird sich dieses Werkchen auch für den höhern Maschinen-Zeichnungs Unterricht ganz vorzüglich eignen, weil die demselben beigefügten Steinabdrücke in so großem Maßstabe und so anschaulich ausgeführt sind, daß sie als Vorlagen beim Unterrichte benützt werden können.

München, Stuttgart und Tübingen im August 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[325] In der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen und durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeine Justiz-, Cameral- und Polizei-Fama.

Julius 1830. (Halbjähriger Preis 4 fl. 30 kr.)

Inhalt: Von der Sicherung der Wahlfreiheit in Repräsentativ-Staaten. Entwurf eines Antrags hinsicht-

Digitized by Google

lich der vorgeschlagenen Strafbestimmungen zur Sicherung der Freiheit der Wahlrechte. Ueber die Justiz in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Fabriken-Gerichtsdeputationen in dem Regierungsbezirken Arnsberg in Preußen. Untersuchungsverfahren und Besetzung des Gerichtes bei Kriminaluntersuchungen im Fürstenthume Hohenzollern-Sigmaringen. Eine juristische Hülfsanstalt. Einiges über die staatsrechtlichen Verhältnisse der öffentlichen Sachwalter im Großherzogthume Hessen. Ueber die Staatsdienst-Prüfungen in Würtemberg. Bericht über den gegenwärtigen Zustand der Gefängnisse, Straf- und Arbeitshäuser Deutschlands, in einer fortlaufenden Reihe einzelner, auf Augenschein gegründeter Darstellungen. Reglement für die neu errichtete Polizei in London. Entscheidungsgründe in der wegen Hochverraths gegen G. E. K. in Stuttgart und Konsorten geführten und durch Erkenntniß des königl. würtembergischen Gerichtshofs zu Eßlingen vom 26. und 27. Mai 1825 entschiedenen Untersuchungssache. Reglement über die Einführung der Hundesteuer in Berlin. Einige Worte über kollegialische Polizei. Literatur, Korrespondenz: Aurillac, Beitrag zum jus gallinarum. Darmstadt, die Unterstützung der Armen und das Abstellen des Bettelns betreffend. Lyon, Bettlerasyl. Preußen, Gebrauch des Goldes bei Liqueuren. Ressort der Felddiebstähle. Verkauf unreifer Kartoffeln. Schutz der Ortstafeln. Miscellen.

Stuttgart und Tübingen, den 1. Aug. 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[226] Bei Tobias Loeffler in Mannheim ist so eben folgender interessanter Roman erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Falckh, J., Graf Isidro de la Barka oder Spanisches National- und Hofleben. Ein romantisches Gemälde aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. 3 Thle. 8. 5 fl. 24 kr.

---

[190] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

RÈPERTOIRE

du théâtre français à Berlin, ou Collection des meilleures pièces du théâtre français moderne.

No. 42. Valérie, coméd. en 3 a. par Scribe et Mélesville. 6 Ggr.
No. 43. La seconde année, ou à qui la faute? com.-vaud. Scribe et Mélesville. 6 Ggr.
No. 44. Louise, ou la reparation, en 3 a. par Scribe, Mélesville et Bayard. 6 Ggr.
No. 45. La mère rivale, comédie en 3 a. et en vers par Bonjour. 6 gGr.
No. 46. Le matin et le soir, ou la fiancée et la mariée, comédie en 2 a. mêlée de couplets, par Dartois et Eugène. 6 Ggr.
No. 47. Le roman d'une heure, ou la folle gageure, comédie en 1 a. 4 Ggr.
No. 48. La semaine des amours, roman-vaudeville en 7 chapitres. 6 Ggr.
No. 49. La manie des places, ou la folie du siècle, coméd.-vaude en 1 a. par Scribe et Bayard. 6 Ggr.
No. 50. Le menteur véridique, comedie-vaudeville en 1 a. par Scribe et Mélesville. 4 Ggr.
No. 51. L'artiste, par Scribe et Perlet. 6 Ggr.
No. 52. Michel et Christine, comédie-vaudeville en 1 a. par Scribe et Dupin. 6 Ggr.
No. 53. Les trois quartiers, ou les moeurs parisiennes, par Picard et Mazéres. 10 Ggr.
No. 54. Le conscrit, vaudeville en 1 a. 4 Ggr.
No. 55. La chatte metamorphoséeen femme, folie vaudeville par Scribe et Mélesville. 4 Ggr.
No. 56. Hernani, drame en 5 actes par Victor Hugo. 8 Ggr.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

---

[211] Bei mir ist so eben erschienen, und wird an sämmtliche Buchhandlungen versandt:

Harmonies Poëtiques et Réligieuses

par

A de Lamartine 2 volumes in 8.

sehr sauber broschirt mit dem Bildniße des Verfassers.

2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Ich habe mit Herrn Tarlier hier die Aushängebogen dieser herrlichen Gedichte, deren Erscheinen mit der größten Spannung erwartet wurden, da diese, wie Proben in Journalen beweisen, alle frühern Erzeugnisse dieses französischen Schillers, noch übertreffen, gekauft, und tritt solche an demselben Tage wie die Pariser Ausgabe hier ans Licht. Die Expedition habe ich allein übernommen, und Hr. Tarlier wird kein Exemplar an seine sämmtlichen Correspondenten Deutschlands hievon expediren, woher jede Bestellung an mich direkt zu richten ist.

Brüssel den 4ten Juni 1830.

J. Frank.

---

[216] Bei Anton und Gelbcke in Halle ist so eben erschienen:

Rosenkranz, Dr. Carl, die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter. 8. Preis 2 Rthlr. 15 Sgr.

Der durch mehrere Arbeiten im Fache der deutschen Literatur rühmlichst bekannte Hr. Verfasser, hat hier seine Forschungen zu einem größern Ganzen benutzt, und die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, aus ihren Quellen dargestellt. Mit voller Zuversicht übergeben wir dies Werk der literarischen Welt und sind überzeugt daß es die günstigste Aufnahme finden wird.

---

[212] **Bitte um Geduld!**

HILDBURGHAUSEN UND NEW-YORK.

BIBLIOTHECA SCRIPTORUM GRAECORUM ET LATINORUM CLASSICA.

Vier Wochen nach ihrem Erscheinen sind die ersten Bände unserer BIBLIOTHECA CLASSICA (Virgilii Opera und Homeri Ilias), eine Auflage von 9000 Exempl., vergriffen. Jetzt von allen Seiten durch neue

Digitized by Google

Besteller gedrängt, bitten wir dieselben um Geduld, unter der Versicherung, dass die zweite, fünftausend Exempl. starke Auflage, sowohl in der Schul- als Handausgabe gleich prachtvoll wie die frühere ausgestattet, binnen acht Wochen geliefert, und zugleich mit dem zweiten [letzten] Bande des Homers [Odyssea, Wolff'scher Text, Handausgabe 16 Gr., Schulausgabe 4 Gr.], dem ersten Bande des Cicero (nach Orelli) und Horaz [Fea-Bothesche Recens., in der Schulausgabe zu 4 Groschen] versandt werden wird. —

1sten Juni 1830.

Das Bibliographische Institut.

---

[215] Literarische Anzeige.

Den zahlreichen verehrl. Käufern von

K. V. von Bonstetten's Briefen an Friederike Brun, geb. Münter,

habe ich endlich das Vergnügen, anzeigen zu können, daß der zweite Theil derselben seit dem 9. März d. J. an alle Buchhandlungen versandt worden ist, nachdem er seit einem ganzen Jahre fertig war, aber wegen immerwährender Unschlüssigkeit des Herrn Verfassers, was er darin eigentlich dem größern Publikum mitgetheilt wissen wollte, nicht ausgegeben werden konnte, während welcher Zeit eben diese Unschlüssigkeit es nöthig machte, nach und nach 32 Blätter umdrucken zu lassen. — Wie sehr leid es mir ist, meinen Dank für die allgemeine Theilnahme an diesen Briefen, die sich durch einen ungewöhnlich starken Absatz ausgesprochen habe, nicht durch frühere Lieferung des zweiten Theils bewerkstelligen gekonnt zu haben, brauche ich wohl nicht zu versichern, indem ich den Genuß zu würdigen weiß, welcher Bonstettens Verehrern durch diese Verzögerung bis jetzt vorenthalten worden ist.

Von nun an kann man also durch jede Buchhandlung vollständige Exemplare dieser äusserst interessanten Briefsammlung zu folgenden Preisen erhalten:

1) Ausgabe auf gewöhnl. Velinpapier 4 Rthlr. 12 Gr. oder 8 fl. 6 kr.
2) — — geleimtem gr. Medianvelinpapier 5 Rthlr. 18 Gr. oder 10 fl. 21 kr.
3) — — ganz feinem ungeleimtem franz. Emoisin, cart. 7 Rthlr. oder 12 fl. 36 kr.

Frankfurt a. M., den 9ten May 1830.

Wilhelm Schäfers Buchhandlung.

---

[218] Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Paganini's Leben und Treiben,

als Künstler und als Mensch

mit unpartheiischer Berücksichtigung der Meinungen seiner Anhänger und Gegner.

von

Julius Max Schottky,

Professor.

Mit 1 Stahlstich und 1 Steindruck. gr. 8. Prag 1830. 27½ Bogen stark. Brosch. 2 Rthlr. 4 gGr.

Die Verlagshandlung hält jede Anpreisung dieses Werkes von ihrer Seite für überflüssig, da sie zu der erfreulichen Ueberzeugung gelangt ist, daß die vorliegende authentische Biographie „des größten Künstlers unserer Zeit" in allen Gegenden Deutschland's mit Ungeduld erwartet und auch verlangt wird: zugleich der ehrenvollste Beweis von Zutrauen in die Talente ihres rühmlichst bekannten Herrn Verfassers.

---

[225] Bei F. A. Herbig in Berlin ist erschienen:

Geometrisch-praktische

Construktion der Schatten

für Architekten und andere zeichnende Künstler.

Von J. E. Hummel.

Prof. a. d. König. Kunst- und Bau-Akademie ꝛc.

Mit 24 sauber gestochenen Kupfertafeln. Preis 3⅓ Rthlr.

Bei Herausgabe der vor einigen Jahren erschienenen

Freien Perspektive, erläutert durch praktische Aufgaben und Beispiele, hauptsächlich für Maler und Architekten 2 Thle., mit 51 zum Theil ganz ausgeführten und illum. Kupfertafeln 8 ⅓ Gr.

versprach der Herr Verfasser auch seine seit mehr als zwanzig Jahren auf der K. Kunst — und Bauakademie befolgte Lehrart der geometrischen Schattenconstruktion bekannt zu machen. Dem entgegen zu kommen, wurde derselbe um so mehr veranlaßt, da er sich immer mehr überzeugte, daß hierbei selten Regeln, sondern nur willkührliches Verfahren beobachtet wird.

Es schließt sich dieses Werk dem letztgenannten an, über welches kritische Blätter bereits günstig geurtheilt, und es anerkannt haben, daß in demselben die früher dunkeln und ohne gehörige Anwendung gebliebene Lehre der Perspektive, durch Beispiele und Anordnung der Sätze, vollkommen praktischer gemacht, und somit ein Leitfaden gegeben worden ist, in allen Fällen leicht und sicher sich zu finden.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

---

[238] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Der dreißigjährige Krieg

nebst dem westphälischen Frieden. Nach Schiller, Galetti und anderen Geschichtschreibern dargestellt für die Jugend und zum Selbstunterrichte

von Dr. Severin Ewald.

gr. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Geheftet 1⅓ Thlr. (Berlin, 1830. Verlag der Buchhandlung von C. F. Amelang.)

Zu der hochwichtigen dritten Säcular-Feier der Uebergabe der Augsburgischen Confession, dieser in der Geschichte der christlich-evangelischen Religion und des sich zu ihr bekennenden Theiles der Menschheit ewig denkwürdigen Begebenheit, wird in vorstehender Schrift der Jugend und allen solchen Lesern, denen es um klare Belehrung und nützliche Unterhaltung über allgemein wichtige historische Begebenheiten zu thun ist, in planmäßiger Darstellung und einfach verständlichem Vortrage ein Werk dargeboten, das die Entwicklung der Ursachen, so wie den Gang und die Resultate des 30jährigen blutigen Kampfes enthält, der für Wahrheit und Glaubensfreiheit zu bestehen war, um ihnen überall den Sieg zu erringen.

Digitized by Google

Die Grundsätze der Augsburgischen Confession zu vernichten, war während dreißig blutiger Kriegesjahre der Zweck und das Streben ihrer Gegner, sie aufrecht zu erhalten aber der ihrer Freunde und Anhänger. Mit Gottes Hülfe siegte die Sache des Lichts und der Wahrheit; die Entwicklung dessen aber, wie dieser Sieg unter wechselhaften Zufällen des Krieges, bei hartnäckigem Angriffe und Widerstande erkämpft ward, ist und bleibt immerdar für die deutsche Jugend einer der anziehendsten Gegenstände ihrer Belehrung und Beherzigung, um durch die Thaten der Väter zu Hochsinn und Thatkraft entflammt zu werden.

---

[264] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dan. Leßmann Novellen 4ter Theil.
8. 1830. Preis — broch. — 1¼ Thlr.
(alle vier Theile zusammen kosten sechs Thaler.)

Obgleich die ersten drei Bände der Leßmannschen Novellen sich durch geistreichen Humor und treffende Züge den Beifall des Publikums im hohen Grade erworben und mehrere, wie das „Taschenbuch" ꝛc. die allgemeine Aufmerksamkeit lebhaft erregt haben, so dürfen wir doch den gegenwärtig erscheinenden vierten Theil ganz vorzüglich empfehlen; „Stephan Zdendo", die Haupt-Novelle, die er enthält, stellt ein anziehendes Gemälde aus der russischen Geschichte auf, so meisterhaft gehalten, und glücklich ausgeführt, daß es sich dem besten dieser Gattung würdig an die Seite stellen läßt. Die Beilagen sind mit dem gewohnten Reichthum an Witz und Originalität ausgestattet.

Berlin, 1830.

Haude und Spenersche Buchhandlung.

---

[249] Bei A. Rücker in Berlin sind erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brard, Grundriß der Bergbaukunst, nach dem Französ. bearbeitet von Dr. C. F. A. Hartmann. gr. 8. Mit 12 Kupfrn. 3 Rthlr 8 Gr.

Greulich, Pianoforteschule in 4 Abtheilungen. 6 Rthlr.

Koppe, Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1ter und 2ter Band. 8. Mit Kupf. 3 Rthlr 8 Gr.
(Der 3te Band erscheint zu Michaeli d. J.)

Naumann, Dr. M. C. A. Handbuch der medicinischen Klinik. 1ster und 2ter Band gr. 8. 9 Rthlr.

Panse, Geschichte des Preußischen Staates, seit der Entstehung bis auf die gegenwärtige Zeit. 1ster bis 4ter Band. 8. 4 Rthlr. auf französ. Velinpapier. 5 Rthlr. 8 Gr.
(Die 3 letzten Bände erscheinen im Lauf d. J.)

Richter, Dr. G. A., ausführliche Arzneimittellehre. Handbuch für praktische Aerzte. 5ter Band. gr 8. 4 Rthlr. 12 Gr.
(Mit diesem Bande, der zugleich das Register enthält, ist dieß Werk geschlossen, und kostet complet 18 Rthlr. 12 Gr.)

— — das Quecksilber als Heilmittel. gr. 8. 2 Rthlr.
(Dies ist ein besonderer Abdruck aus dem 5ten Bande der Arzneimittellehre).

Schulze, A. F., Taschenbuch für Reisende aus allen Ständen, durch Deutschland und die angränzenden Länder. 8. cart. 1 Rthlr.

Thierry, Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen. Aus dem Franz. übers. von Bolzenthal. 1ster Bd. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.
(Der 2te und letzte Band erscheint zu Michaeli.)

Weber, H. Zeitblatt für Gewerbtreibende und Freunde der Gewerbe. 3 Bände. Mit Kupfern. gr. 8. 10 Rthlr.
(Der 4te Band befindet sich unter der Presse.)

---

[253] Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben

Fetzer, d. Aelt., Deutschland und Rom, seit der Reformation Dr. Luthers. 2 Bände gr. 8. zusammen 90 Bogen, geh. Preis 9 fl.

Eine inhaltreiche Denkschrift zur dritten Säkularfeier der Augsburgischen Confession. Zuerst wird die einfache erhabene Lehre des reinen Urchristenthums, wie es der göttliche Stifter der Welt hat verkünden lassen, in kurzen Umrissen geschildert; dann folgt die ausführliche Darstellung, wie und von welchen unberathenen Geistern es unter fortwährenden Spaltungen und harter Verfolgung verunstaltet worden, ein ächt evangelischer Sinn sich jedoch in der Stille unvertilgbar erhalten hat. Es schließt sich an die Geschichte der Reformation des 16ten Jahrhunderts, und der Ereignisse von 1517 bis 1648. Die Geistesbande werden abgeworfen, ein frischer Lebenshauch durchweht die Menschheit: es wird Licht! — Der Augsburgischen Confession Sinn und Bedeutung, im Gegensatz zu ihr aber die Beschlüsse des tridenten Conziliums, die neue Scheidewand, die man jenseits aufzuführen sich bemüht hat, werden beleuchtet. Der Raum einer Anzeige erlaubt nicht, das hohe Interesse weiter nachzuweisen, welches der Verfasser mit der größten Offenherzigkeit und ohne Menschenscheu seinem unübersehlichen Stoffe zu geben verstanden hat. Geschichte und Polemik bieten sich die Hand, die Begriffe aufzuklären, den gereinigten Glauben zu befestigen, der Gegner Trugwerk zu enthüllen, jedem Bedürfniß der Zeit zu genügen. Die äußere Ausstattung wird Niemanden unbefriedigt lassen, und der Preis ist auf's Billigste gestellt.

Seebold, C. Philosophie und religiöse Philosophen. Eine Prüfung des neuen Problems einer Restauration der Philosophie durch die Religion. 8, geh. Preis 2 fl. 42 kr.

Seitdem auch in der Wissenschaft Restaurationsversuche gemacht werden, welche einerseits durch das Vorgeben einer religiösen Verbesserung das Interesse des Publikums zu erregen suchen und durch ihre Mystik den Beifall der Frömmler genießen, anderseits durch Verketzerung und zweideutige Tendenz Unwillen und Tadel gegen sich erwekten, im Ganzen aber statt wirklicher Verbesserung bisher nur Verwirrung stifteten, ist bei allen unbefangenen Freunden der Wunsch lebendig geworden, die zur Sprache gekommenen Punkte gründlich untersucht und entschieden zu sehen, wobei sich nicht selten der Vorwurf verlauten ließ, daß die Philosophie in ihren eigenen Angelegenheiten sich gleichgültig beweise, und bei dem mystischen Gesumme wohl gar selbst eingeschlafen sey. —

Die vorliegende Schrift liefert die verlangte Entscheidung, und wird, wie wir zu glauben Ursache haben, jenem Wunsche Genüge leisten.

Digitized by Google

N°. 24.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 0.

[245] Verkauf
einer
Verlagsbuchhandlung.

In Leipzig, auf dem Stapelplatze des deutschen Buchhandels, soll ein bedeutendes Lager von ältern und neuern Werken aus allen Fächern der Literatur, nebst den darauf haftenden Rechten und Privilegien, im Ganzen verkauft werden. Die Nutzbarkeit der mannichfaltigsten Vorräthe, welche einige Hundert Artikel in sich fassen, so wie die günstigsten Bedingungen, würden diesen Ankauf eben sowohl einer jeden schon bestehenden Handlung zum grössten Vortheile gereichen lassen, als auch insbesondere für ein neues Etablissement in diesem interessanten und ergiebigen Geschäftszweige, die sicherste Basis einer sehr ausgebreiteten Wirksamkeit garantiren.

In Ermanglung eines Interessenten auf das gesammte Lager, würde sich der jetzige Besitzer auch zu dem Verkaufe einzelner Gegenstände und Sectionen, in welche diese Vorräthe nach den Wissenschaften abzutheilen wären, entschliessen können, obschon Unterhandlungen erster Art den Vorzug geniessen sollen. Kauflustige Spekulanten werden gebeten, sich in postfreien Briefen, aber ohne Zwischenhändler, an Herrn Gerichtsdirektor Adv. E. A. Stoche senior in Leipzig zu wenden, und Demselben ihre Absicht wegen dem Ankaufe eines solchen Geschäftes, nebst Angabe der dafür disponibelen Kaufgelder oder über deren Sicherstellung, vorerst zu melden, um hierauf einer nähern Mittheilung zu gewärtigen.

---

[247] So eben ist bei den Buchhändlern Treuttel und Würtz in Paris, London und Strasburg, Depping's zte gekrönte Preisschrift unter folgendem Titel erschienen:

Histoire du commerce entre le Levant et l'Europe, depuis les croisades jusqu'à la fondation des colonies d'Amerique. Ouvrage qui a été couronné en 1828 par l'académie royale des Inscriptions et Belles-Lettres; imprimé par autorisation du Roi à l'Imprimerie royale. 2 Bände 8.

und für den Preis von 14 Franken zu haben.

---

[214] Subscriptions-Eröffnung.

CICERONIS

OPERA OMNIA.

EDITIO SUPERBA.

Text (nach Orelli), complett in 10 einmonatlichen Lieferungen. Prachtdruk (in Folio) auf starkes Velin. — Die erste Lieferung versenden wir den 1sten August. — Erster Subscriptionspreis, gültig bis zum Erscheinen der ersten Lieferung. 16 Gr. sächs., zweiter Subscriptionspreis 20 Gr. sächs. Ladenpreis 1 Thlr. Das elfte Exemplar an Sammler gratis.

Hildburghausen und New-York, 1sten Juni 1830.

Das Bibliographische Institut.

---

[230] Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vorlesungen über die Naturlehre zur Belehrung derer, denen es an mathematischen Vorkenntnissen fehlt.

Von

Heinrich Wilhelm Brandes,

Professor in Leipzig.

Erster Theil mit fünf Kupfertafeln.

Subscriptionspreis für den ersten und zweiten Theil 4⅔ Rthlr. Der erste Theil enthält die ganze Mechanik, die Lehre von dem Gleichgewichte fester und flüssiger Körper, nebst der Acustik. — Der zweite Theil erscheint Ende dieses Jahres, der dritte im Sommer 1831.

Leipzig, im Juni 1830.

Georg Joachim Göschen.

---

[302] So eben ist fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klaudine. Eine schweizerische Familiengeschichte für die weibliche Jugend. Aus dem Englischen übers. v. L. Engel, herausgegeben von E. Hold mit 6 colorirten Kupfern. geb. 1 Rthlr. 4 Gr.

Diese Jugendschrift empfiehlt sich durch ihren interessanten Inhalt und durch ihr sehr geschmackvolles Aeußere.

Leipzig, im Juli 1830.

Carl Enobloch.

---

[290] Duch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Das Buch Tobiä in eilf bildlichen Darstellungen von C. Peschel. Zur Förderung frommen Sinnes herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Dr. August Hahn, Professor der Theologie an der Universität zu Leipzig. 4. Auf feinem Druckpapier. Geheftet. 1 Thlr.

Dem Publicum und vorzüglich der Kinderwelt wird

Digitized by Google

hier ein Werkchen geboten, dessen besondere Richtung die Förderung frommen Sinnes und sittlicher Bildung ist, welchem Zweck es durch Anspruchlosigkeit wie durch Würde entspricht, und deshalb gewiß in Familien Eingang zu finden verdient. Die für jedes Alter und jeden Stand verständliche und anziehende Erzählung der Schicksale des frommen Patriarchen Tobias entwickelt in gedrängter Kürze einen Reichthum der sichersten Grundsätze und höchsten Tugenden des Lebens. Einen neuen ungewöhnlichen Reiz für das Herz wie für die Phantasie aber gewähren die 11 bildlichen Darstellungen, durch welche in cyklischer Folge der verdienstvolle Künstler C. Peschel die Hauptmomente der Geschichte des Tobias in einem, dem Geist und der Würde der Schrift selbst entsprechenden Charakter ausdrucksvoll und lebendig dargestellt und zugleich den Sinn das Ganzen in dem Titelblatt glücklich aufgefaßt und entwickelt hat, welches das Vorwort erläutert. Hierdurch erlangt dieses Werkchen eine nicht gewöhnliche Auszeichnung vor andern Bilderbüchern, indem es nicht allein das sinnliche Auge neugierig anzieht, sondern zugleich das innere ergreift und die Phantasie für eine höhere Richtung belebt. Ja selbst dem in näherer Richtung der Kunst zugewandten Auge bieten diese Vorstellungen einen befriedigenden Genuß und ertheilen dem Werkchen einen seltenen Gehalt. Von Seiten des Verlegers ist nichts versäumt worden, durch die gefälligste äußere Ausstattung und durch billigen Preis die Verbreitung dieses Bilderwerks in die verschiedensten Stände zu befördern.

Leipzig, 1sten Juli 1830.

F. A. Brockhaus.

---

[243] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Der gestirnte Himmel

oder Anweisung zur Kenntniß der Gestirne und der vorzüglichsten Sterne. Zur Belehrung und Unterhaltung für gebildete Leser, besonders jüngeren Alters. Von Dr. Heinrich Rockstroh.

gr. 12. Mit 40 erläuternden Kupfertafeln. Sauber gebunden 2 Thlr.

(Berlin, 1830. Verlag der Buchhandlung von C. F. Amelang.)

Die Astronomie, oder, was dieses ursprünglich griechische Wort eigentlich ausdrückt, die Himmels- oder Sternkunde, die Lehre von den Weltkörpern überhaupt und ihren wahren und scheinbaren Bewegungen insbesondere, ist eine so vortreffliche Wissenschaft, die Vortheile, die sie der menschlichen Gesellschaft zu Wahrnehmung und Eintheilung der Zeit, zur Schifffahrt, zu Bestimmung der Lage der Orte auf der Erde ꝛc. gewährt, liegen so klar vor Augen, daß sie nur genannt werden darf, um Empfindungen von Größe und Würde zu erregen, und die Begriffe, die sie uns von dem Umfange der Welt und von der Weisheit und Güte ihres allmächtigen Urhebers giebt, müssen auch Menschen von sonst stumpfen Gefühlen zur Bewunderung und Anbetung hinreißen. Es muß daher ein Buch, welches, wie das hier angezeigte, eine Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels darbietet, eine sehr erfreuliche Erscheinung seyn, und dies um so mehr, da der Herr Verfasser über seinen erhabenen Gegenstand auf eine eben so gründliche als für Jedermann leicht faßliche Art Belehrung giebt. — Ein wesentliches Erforderniß bei einer Beschreibung der Gestirne und einzelner merkwürdiger Sterne ist, dieselbe durch Bilder zu veranschaulichen, und auch hierin läßt dieses so nützliche Buch nichts zu wünschen übrig: die, außer einem herrlichen allegorischen Titelkupfer und Vignette, demselben beigegebnen Kupfertafeln sind nicht allein in genügender Anzahl, sondern auch auf das sorgfältigste und sauberste gearbeitet. Referent kann daher dieses Buch, sowohl wegen des Gegenstandes, den es behandelt, als auch wegen der vielen schönen Kupfer und der äußern so geschmackvollen Ausstattung mit Recht empfehlen.

---

[301] Für Lehrer und Schüler der französischen Sprache.

Mehrseitigen Aufforderungen zu folge, das in unserem Verlage erschienene Werk:

Freydig, D. Veränderungen der regel- und unregelmäßigen Zeitwörter in der französischen Sprache. Verbessert und vermehrt von Dr. J. H. Meynier. 2te Auflage 8 St. Gallen 1812 12 g. grosch. 45 kr.

Zur erleichterten Anschaffung in Schulen im Preise zu ermäßigen, haben wir uns bewogen gefunden denselben auf 8 g. grosch. 30 kr. herabzusetzen, wofür es von jetzt an in allen Buchhandlungen zu finden sein wird.

St. Gallen 20 Juli 1830.

Huber und Compagnie.

---

[275] Die resp. Subscribenten auf die Ausgabe von Schillers sämtlichen Werken in einem Bande erlaube ich mir zu benachrichtigen, daß dazu bei mir bis Ende Oktobers, (in gleichem Format, Druck und Papier) ein Supplementband erscheint, welcher die Fortsetzung von:

Schillers Geschichte des 30jährigen Kriegs von K. T. von Woltmann, und dessen Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung von Carl Curths

enthält, und beide von Schiller unbeendigt gelassene Werke ergänzt.

Diesen Supplementband, der circa 60 Bogen stark wird, erlasse ich denen, welche bis Mitte Septembers darauf unterzeichnen, zu dem mäßigen Preise von 2 Thlr. sächs. bei Ablieferung zahlbar; nach Verlauf dieses Termins aber wird dieser Preis verhältnißmäßig erhöht werden.

Alle Buch- und Kunsthandlungen sind ersucht, darauf Subscription anzunehmen, und mir ihre Bestellungen zeitgemäß mitzutheilen.

Leipzig 1. Juli 1830.

Fr. Ehr. W. Vogel.

---

[322] Der canonische Wächter.

Da der Druck dieser bereits im März dieses Jahres im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig angekündigten Zeitschrift in Sachsen, zuerst und noch vor Erscheinung einer einzigen Nummer, ganz untersagt und später nur unter sehr erschwerenden Formalitäten gestattet wurde, so hat sich der Herausgeber, Herr Alexander Müller, bewogen gefunden, den Verlag derselben dem Unterzeichneten zu übertragen, bei welchem sie nun ganz in der früher angekündigten Art und Weise regelmäßig erscheinen wird.

Digitized by Google

Die ersten Nummern sind bereits versandt und durch jede Buchhandlung zu erhalten, auch können Bestellungen darauf bei allen resp. Postämtern gemacht werden.

Der Preis von 52 Nummern (deren zwei in jeder Woche erscheinen) ist 2½ Thlr. oder 4½ Gulden Rhein.

Frühere bei dem Herrn Herausgeber selbst gemachte Privatbestellungen sind bei einer Buchhandlung oder einem Postamte zu erneuern, damit die Zusendung durch diese erfolge, indem sich der Verleger mit Expedition einzelner Exemplare nicht befassen kann.

Halle, im Juli 1830.

Fr. Ruff.

---

[306] Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg.

Erhard, Dr. G. A., Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich in Deutschland bis zum Anfange der Reformation, 2ter Band, gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der 1ste Theil dieses für Bibliotheken und jeden Geschichtsfreund wichtigen und interessanten Werkes à 2 Rthlr. hat sich der günstigsten kritischen Urtheile zu erfreuen gehabt.

Koch, Dr. C. F., die Gymnastik aus dem Gesichtspunkte der Diätetik und Psychologie, nebst Nachricht von der gymnastischen Anstalt in Magdeburg, 8. geheftet 1 Thlr. 4 Gr.

Dies Buch, welches den behandelten Gegenstand auf eine so umfassende und erschöpfende Weise, wie noch kein darüber Vorhandenes entwickelt und darstellt, wird und muß die Aufmerksamkeit nicht nur aller Jugendbildner und Erzieher, so wie obrigkeitlicher Behörden, die auf das Heil und Wohl aller ihnen Anvertrauter bedacht sind, sondern auch die jedes gebildeten Mannes und Vaters auf sich ziehn.

Koch, Dr. J. F. W., Jubelpredigt nach 50jähriger Amtsführung, gr. 8. geheftet 4 Gr.

Dessen Bildniß, nach einem trefflichen Gemälde von Sieg, treu und sprechend ähnlich lithogrophirt von Oldermann in Berlin, 16 Gr.

Der Herr Consistorialrath Koch ist als Verfasser des Schachkoder, Elementarbuchs der Schachspielkunst, des Handbuchs der Botanik, der Ziffer-Gesanglehre und vieler andern Werke, in der litterarischen Welt zu bekannt, als daß es nicht für Viele, besonders auch für die Zöglinge des Pädagogischen U. L. Fr. und der frühern Handlungsschule in Magdeburg, denen er vorstand, interessant seyn sollte, sich die angezeigten Gegenstände zu seinem Andenken verschaffen zu können.

Oppermann, Rathmann, fortgesetzte Nachrichten über das Armenwesen und die milden Stiftungen in Magdeburg, 9te, vom Jahre 1828, 8. geheftet 16 Gr.

Unermüdlich fährt der um das Armenwesen unserer Stadt hochverdiente Herr Verfasser fort, diese Nachrichten und seine Erfahrungen als Beispiel und zum Nutzen aller, die mit öffentlicher Armenpflege zu thun haben, mitzutheilen. Der Ertrag des Verkaufs ist fortdauernd wohlthätigen Zwecken gewidmet.

Rötger, Dr. S. G., Veteranenworte, 1stes Heft, gr. 8. geheftet 8 Gr. (2tes Heft ist unter der Presse)

Ein würdiger Greis, der über 50 Jahre dem bekannten Pädagogium unserer lieben Frauen in Magdeburg als Propst rühmlichst vorstand, spricht sich hier mit einer für sein hohes Alter bewundernswürdigen Lebendigkeit eines wahrhaft jugendlichen Geistes über mehrere Gegenstände der Geistescultur und Moralität auf eine höchst treffende und anziehende Weise aus.

Witterungskalender, immerwährender, für unsere deutschen Landwirthe und Naturfreunde, gr. Fol. 4 Gr.

In tabellarischer Form sind Witterungsvermuthungen, welche langjährige Erfahrung zu Witterungsregeln gestempelt hat, nach Monaten, Quartalen und in ihren Hauptmomenten aufgestellt und werden dem Landmann, dem es bey vielen seiner Beschäftigungen von entschiedenem Nutzen seyn muß, die zu erwartende Witterung soviel als möglich vorher zu wissen, höchst willkommen erscheinen.

---

[289] Vollständig ist nun in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ergänzungen der Allgemeinen Gerichtsordnung und der Allgemeinen Gebührentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten, des Stempelgesetzes, Salarien-Cassen-Reglements, sammt der Instruction für die Oberrechnungskammer, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die Allgemeine Gerichtsordnung, die Allgemeine Gebührentaxen, das Stempelgesetz, das Salarien-Cassen-Reglement und die Instruction für die Oberrechnungskammer abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck. Dritte, sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe. Drei Bände. Gr. 8. 134 Bogen. Preis aller 3 Bände auf Druckpapier 5 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 7 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, 1sten Juli 1830.

F. A. Brockhaus.

---

[305] Bei E. S. Mittler in Berlin sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Aufmunterung und Anleitung zur Betreibung des Hopfenbaues. Eine im Auftrage der Königlich Preußischen Regierung zu Posen aus dem Amtsblatte der Regierung zu Minden entnommene Abhandlung. 8. à 6 Gr.

Hoffstädt, A. J., der richtige Zins-Anzeiger oder Zins-Tabellen von 1 bis 10,000 Thaler à 1 bis 6 pCt. auf jeden Zeitraum bis 1 Jahr. Der Thaler à 30 Silbgr. à 12 Pfenninge gerechnet, nebst einer Anweisung, wie man diese Tabellen auch in denjenigen Ländern und Handelsplätzen benutzen kann, wo man nach Thalern à 24 gute Gr. à 12 Pf. und nach Gulden à 60 Kreuzer à 4 Pfennige rechnet. 4. broch. à 1 Rthlr.

Digitized by Google

Seidel, J. F., Gedichte, 2te Auflage. Nebst 18 Melodien. brochirt. à 1 Rthlr. 20 Gr.

Dieselben ohne Melodien, 1 Rthlr. 12 Gr. Die Melodien apart 8 Gr.

Spieker, Ch. G., Confessio fidei exhibita imperatori Carolo V. in comitiis Augustae 1530, confutatio pontificia, apologia et repetitio confessionis, ratio fidei Huldrici Zwinglii et Tetrapolitana. Ad codicum et editionum veterum fidem recensuit, varii generis animadversionibus instruxit rerumque indice illustravit. Pars 1 8 maj. à 2 Rthlr. 18 Gr.

Derselbe, das Augsburg'sche Glaubensbekenntniß und die Apologie desselben. Mit kritischen, geschichtlichen und erläuternden Anmerkungen. 2 Bände. gr. 8. à 3 Rthlr.

Der Preussische Staat, in commerzieller Hinsicht, mit den angrenzenden Ländern. von C. v. Rau. Karte in 4 Blatt. Pränumerations-Preis. 3 Rthlr.

---

[304] Hufelands, Dr. Chr. W., guter Rath an Mütter über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren, nebst einem Unterricht für junge Eheleute, die Vorsorge für Ungeborne betreffend. Dritte vermehrte Auflage geb. 1 Rthlr.

ist kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Es würde sehr überflüssig seyn, zur Empfehlung dieses längst bekannten und sehr geschätzten Buches etwas zu sagen; ich bemerke nur, daß außer mancherlei Verbesserungen der Unterricht für junge Leute ganz neu hinzugekommen ist.

Basel und Leipzig, im Juli 1830.

H. L. Rottmann.

---

[326] Bei C. W. Leske in Darmstadt sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hernani oder die kastilianische Ehre. Drama von Victor Hugo. Metrisch übersetzt von J. B. Werner. 8. Auf Velinpapier. Geheftet. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Der fortwährende Enthusiasmus, mit welchem diese dramatische Erscheinung auf dem Haupttheater zu Paris aufgenommen wird, ist Bürge dafür, daß die Bühnen Deutschlands nicht säumen werden, ihr Repertoire mit diesem Stück zu vermehren.

Die metrische Uebersetzung von einem geistvollen jungen Dichter ist ganz geeignet, das deutsche Publikum mit dieser Dichtung zu befreunden.

Bibliothek merkwürdiger Criminal- und Rechtsfälle der älteren und neueren Zeiten und aller civilisirten Völker. Für Leser gebildeter Stände herausgegeben von Theod. v. Haupt und Dr. Fr. Heldmann. gr. 12. geheftet.

Inhalt: Martin Guerre; Johann Adam B., Criminalfall, vor den Assisen zu Mainz verhandelt; Georg Karl Friedrich B., desgleichen; Dautun und Girouard; Paul Louis Courier; Filleron, Taubstummer. —

Subscriptionspreis bei Unterzeichnung für 12 Bändchen 12 gr. oder 54 kr. pr. Bändchen. Die Verbindlichkeit beginnt jedoch erst mit dem 2ten Bändchen nachdem man sich durch das 1ste Bändchen überzeugt hat, daß die Herausgeber die übernommene Aufgabe auf eine würdige Weise gelöst haben. Das 1ste Bändchen ist zum Subscriptionspreis in allen Buchhandlungen zu haben, woselbst man die Bestellung für die folgenden machen kann. Der spätere Ladenpreis ist ⅔ Thlr. oder 1 fl. 12 kr. pr. Bändchen. Jährlich werden 6 bis 8 Bändchen geliefert und der Umfang des Ganzen soll nicht über 24 Bändchen ausgedehnt werden.

---

[239] So eben erschien und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Theoretisch-praktische Anleitung zur gründlichen Kenntniß und vortheilhaften Ausübung der

Landwirthschaft.

Für angehende Landwirthe herausgegeben von

Carl August Hollefreund,

Königl. Oekonomie-Commissarius und vormaligem Generalpächter des ehemaligen Königl. Domainen-Amts Mühlenbeck.

Zwei Theile in gr. 8. Mit Kupfertafeln. 1½ Thlr. (Berlin, 1830. Verlag der Buchhandlung von C. F. Amelang.)

Mit Recht kann man die hier angezeigte Schrift ein unentbehrliches Handbuch für jeden praktischen Landwirth nennen, denn es sind in derselben nicht blos die verschiedenen bei der Landwirthschaft vorkommenden Arbeiten und andere dahin einschlagende Gegenstände eben so deutlich als gründlich beschrieben, sondern sie enthält zugleich einen reichen Schatz vielseitiger Beobachtungen und Erfahrungen in diesem so wichtigen Zweige der menschlichen Gewerbe. Der Hr. Verfasser, der sich von Jugend auf mit der Landwirthschaft beschäftigte und dieselbe während 26 Jahren praktisch ausübte, handelt im 1sten Theile seines Werks von der häuslichen Wirthschaft, von der Hofwirthschaft und von der Viehzucht, im 2ten vom Ackerbau und vom Wiesenbau, Alles aufs zweckmäßigste zusammengestellt und geordnet, und es ist nicht zu bezweifeln, daß, obgleich dieß nützliche Buch eigentlich nur für diejenigen als Leitfaden bestimmt ist, die sich der Landwirthschaft widmen wollen, auch der schon erfahrenere Landwirth gewiß Manches darin finden wird, was ihm neu und Nutzen bringend ist. Die dem Buche beigegebenen, mit Genauigkeit ausgeführten Kupfertafeln dienen vollkommen dazu, mehrere vom Verf. beschriebene landwirthschaftliche Arbeiten und Geräthe zu veranschaulichen. Druck und Papier sind vorzüglich und bei dem allen der Preis überaus billig. R—r.

---

[250] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leben, Charakter und Kunst des Ritters Nicolo Paganini. Eine Skizze vom Pfofessor Dr. F. C. J. Schütz. Mit Paganinis Portrait. gr. 8. Geh. ½ Rthl. oder 54 kr.

Der als vielseitiger Kunstkritiker dazu berufene Herr Verf. folgt dem leuchtenten Kunst-Meteor mit äußerstem Interesse durch seine Ausbildung, Methode, Kunstansicht, durch seine frühern und spätern Lebensschicksale und auf seinen triumphähnlichen Zügen durch Italien und Deutschland und gewährt in einer Zusammenstellung des vielfach Zerstreuten den zahllosen Verehrern des Gefeierten die ansprechendste Unterhaltung, bei der auch das Anschauen eines treffend ähnlichen Portraits nicht leer ausgeht.

igitized by Google

N°. 25.

Intelligenz-Blatt

1830.

[325] In der Unterzeichneten ist erschienen:

Algier und das Mittelmeer,

eine geographische Zeichnung nebst Text-Beilage,

Subscriptionspreis 2 fl. 48 kr. ohne Text; 3 fl. 12 kr. mit Text-Beilage.

Dieses bei den bevorstehenden Kriegsereignissen höchst interessante Kartenblatt von 26 Par. Zoll Länge und 19 Par. Zoll Breite umfaßt:

1) eine Uebersicht vom mittelländischen Meere mit möglichst genauer Darstellung der innern Lokalverhältnisse der ganzen nordafrikanischen Küste im Maßstabe von $\frac{1}{4}$ Millionen;
2) eine speziellere Karte von der Regentschaft Algier und dem angrenzenden Tunis im Maßstabe von $\frac{1}{1200000}$;
3) ein alphabetisches Namenregister, welches den Gebrauch erleichternd zum schnellen Auffinden der Kartengegenstände eingerichtet ist und zugleich ergänzungsweise deren oft sehr abweichende Benennungen und Schreibarten enthält;
4) den Plan und eine damit zu vergleichende Ansicht der Stadt Algier, ihres Hafens und ihrer Befestigungswerke;
5) eine topographische Skizze und damit zu vergleichende perspektivische Ansicht von dem Ufergelände um den Golf von Algier.

Ferner auf einem besondern Beilageblatt in gedrängter Kürze:

6) historische Erinnerungen und fragmentarische Notizen über die gegenwärtigen Bewohner und ihre statistischen Verhältnisse, über Klima, Produkte und Physiognomie des Landes, geeignet zur schnellen und lebhaften Orientirung des Wißbegierigen auf der neuen Kriegsbühne unserer Zeit.

München im April 1830.

Literarisch-artistische Anstalt.

---

[248] In unterzeichnetem Verlage wird nächstes die Presse verlassen:

J. G. Elsner,

die deutsche Landwirthschaft

dargestellt

nach ihrem jetzigen Stande,

1ster Theil.

Inhalt: Einleitung. I. Uebersicht der Beschaffenheit des Bodens. a. Natürliche Güte des Bodens der verschiedenen Provinzen. b Lage des Landes, der Höhe, seinem Untergrund und der Himmels-Gegend nach. c. Von den climatischen Einwirkungen auf die erhöhte oder verminderte Fruchtbarkeit des Bodens. d. Regenfall, in Beziehung auf Fruchtbarkeit und Erträgniß des Bodens. e. Nahe liegende und von der Natur angebotene Mittel zur Verbesserung des Bodens für Wiesen. II. Verschiedene Behandlung des Bodens. a. Von der früher allgemeinen und jetzt noch sehr häufig üblichen Dreyfelderwirthschaft. b. Vom rationellen Betriebe des Ackerbaues überhaupt, in so fern er sich nicht gerade an eine herrschende Methode bindet. c. Aufnahme neuer und anderwärts üblicher Cultur-Arten. d. Die Behandlung des Bodens und die Zeit der Einsaat und Erndte. e. Von den in Deutschland dem Boden abgewonnenen Haupt-Produkten. f. Daß die deutsche Landwirthschaft in neuerer Zeit sehr große Fortschritte gemacht hat, und daß fast alle Produktion in ihr gegen sonst unendlich gesteigert worden ist. g. Daß dieß nicht auf Kosten der nachhaltigen Ertragsfähigkeit desselben geschehe. h. Die Erzeugungskosten, und bis zu welchem Preise die Erzeugnisse steigen müßen um diese zu decken. i. Die Erzeugung, Behandlung und Anwendung des Düngers. k. Der deutsche Weinbau. l. Hindernisse, welche noch der bessern Cultur im Wege stehen u. s. w.

Das Buch, von welchem hier der 1ste Theil seinem Inhalt nach angezeigt worden, wird in drey Theilen die deutsche Landwirthschaft in allen ihren Zweigen darstellen. In seinem zweiten Theile wird abgehandelt werden: das Grundeigenthum nach seinem Bestande, Erwerbe und politischen Verhältnissen, der Betrieb der inneren Oekonomie als: Viehzucht, Handarbeiten, Maschinenwesen, technische mit dem Landbau verbundene Gewerbe, Bauart u. s. w. Der dritte Theil wird enthalten die Ursachen, welche das Aufblühen der deutschen Landwirthschaft beförderten; eine Vergleichung des Zustandes derselben, sowohl in den deutschen Provinzen untereinander, als auch mit dem Auslande; ihren Aktiv- und Passiv-Handel mit den Erzeugnissen des Bodens, und endlich, den deutschen Landwirth in seinem Leben und Charakter.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[309] Da die sämmtlichen Werke der Fr. Joh. Schopenhauer in einer wohlfeilen Ausgabe erscheinen sollen, so sieht sich die Unterzeichnete veranlaßt, nachstehendes Werk:

Joh. Schopenhauer, Carl Ludwig Fernow's Leben (Mit seinem Portrait, und einem Kupfer, den Gott Apinin zu Pratolino bei Florenz vorstellend). Gr. 8.

wovon der Preis bisher 2 fl. 40 kr. war, in dem herabgesetzten Preis von 1 fl. zu erlassen.

Stuttgart im Juli 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[259] Im Verlage von August Lebnhold in Leipzig ist so eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen, in Stuttgart bei Löflund und Sohn, zu haben.

Geschichte Napoleons. Aus dem Franz. des Herrn von Norvins übersetzt, von Friedr. Schott.

Digitized by Google

6 Bände, mit 18 Schlachtplänen. Weiß Druckpapier 5 Thlr. Fein Papier 7 Thlr. 12 Gr.

Nachdem die Zeiten der heftigen Partheiungen vorüber gegangen, der ausgetretene Strom in seine Ufer zurückgekehrt, und Napoleon in seinem Grabe zu St. Helena ruht, haben sogar seine erklärtesten Gegner nicht mehr an seiner Größe gezweifelt, und der denkende Mann wird die Züge seines Lebens lieber von einem geachteten Bewunderer desselben lesen, welcher auch seine Fehler nicht verläugnet, als von einem jener zweideutigen Memoirenschreiber, die in ihrem Leben vor ihm krochen, bei seinem Falle schnell zu seinen Feinden übertraten, und nach seinem Tode ihn lästerten, weil sie fühlten, daß er größer war als sie. Vor diesen gebührt dem Herrn von Norvins der Vorzug, dessen Leben Napoleons auch in deutschen Zeitschriften oft angeführt worden ist, und der in einer stets edeln Sprache besonders die letzen Perioden seines Lebens, zwar kurz, aber doch treffend und rührend dargestellt hat. Er hat bewiesen, daß sein Gestirn nicht weniger glänzend im Steigen als im Sinken war, und daß der Mann, welcher den Greueln der franz. Revolution ein Ende gemacht, seinen Grundsätzen getreu, lieber von dem ersten Throne seiner Zeit steigen, als den noch sehr ungewissen Ausgang eines Bürgerkrieges in seinem geliebten Frankreich entzünden wollte.

---

[255] Bei J. A. Mayer in Aachen ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Memoiren
von
Maximilian Robespierre.
Aus dem Französischen
von
Louis Lax.

Zwei Bände mit Belegen und Fac-Simile.
Broch. Preis: 2 Thlr. 16 gGr.

Diese Denkwürdigkeiten der französischen Revolution von einem Manne hinterlassen, der eine der größten Rollen in diesem Drama gespielt hat, haben in Paris ein seltenes Aufsehen erregt. Der Herausgeber hat in den Belegen, welche er den eigentlichen Memoiren beigefügt hat, sämmtliche Schriften Robespierres, theils vollständig, theils im Auszuge gesammelt, und dadurch sowohl für den Historiker und den Juristen insbesondere, als überhaupt für jeden gebildeten Leser ein höchst interessantes Denkmal aufgestellt. Ein solches Werk ist für die Zeitgeschichte zu wichtig, als daß es nicht auch in Deutschland allgemeine Theilnahme finden sollte.

---

[293] Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Shakspeare's
dramatische Werke
übersetzt von
Philipp Kaufmann.

1. Band (König Lear und Macbeth enthaltend).

Subscriptionspreis auf engl. Druckpapier 25 Sgr., auf Velinp. 1½ Thlr.

Obgleich einer frühern Ankündigung zufolge dieser billige Subscriptionspreis mit dem Erscheinen dieses Bandes aufhören und der um ein Drittel höhere Ladenpreis nunmehr eintreten sollte: so wollen wir dennoch, aus Rücksicht für die entferntern Gegenden, in welchen jene Ankündigung zu spät erst bekannt geworden, den ersten Subscriptionspreis bis zur Michaelis-Messe d. J., wo der zweite Band ausgegeben wird, fortbestehen lassen, in der Hoffnung, daß noch recht viele Verehrer des großen Dichters diese Frist zur Anschaffung desselben benutzen werden.

Der Hauptzweck des gegenwärtigen Unternehmens geht dahin, die frühere Schlegelsche Uebersetzung in 9 Oktavbänden zu ergänzen, und deshalb sollen zunächst diejenigen Stücke geliefert werden, welche sich in derselben nicht vorfinden. Aus diesem Grunde haben wir auch das Format jener Ausgabe beibehalten, nur in Hinsicht auf Papier und Druck eine den jetzigen Anforderungen an typographische Ausstattung mehr entsprechende Einrichtung getroffen. Und so schmeicheln wir uns, daß diese Fortsetzung in jeder Hinsicht neben der trefflichen Arbeit von A. W. Schlegel einen ehrenvollen Platz einnehmen werde.

Der zweite Theil wird Othello und Cymbeline enthalten.

Berlin im Juli 1830.

Nicolaische Buchhandlung
in Berlin, Stettin und Elbing.

---

[307] Anzeige eines ausgezeichneten ökonomischen Werkes.

Magdeburgisches Kochbuch für angehende Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen,
oder:
Unterricht für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung selbst besorgen will, aus eigener Erfahrung mitgetheilt von einer Hausmutter.

Neue, durchgesehene, vermehrte und verbesserte Auflage in 3 Bänden, (von denen jeder auch ein für sich bestehendes Ganzes ausmacht.)

Preis 3 Thlr. 6 Gr.

Einzeln kostet der 1ste Band 1 Thlr. 6 Gr., der 2te und 3te Band jeder 1 Thlr.

Seit Erscheinung dieses Werks sind zahllose Kochbücher herausgekommen, die fast alle mehr oder weniger aus der reichen Quelle des obigen geschöpft haben. Dieß könnte schon allein hinreichend seyn, den Werth desselben zu bestimmen. Wir sind auch weit entfernt, es anzupreisen; denn es ist bereits so allgemein bekannt und verbreitet, daß alle, die es besitzen und gebrauchen, gewiß mit uns einstimmen werden, wenn wir es durchaus praktisch und in seiner Art klassisch nennen, da bei den Recepten, die auf wirklich gemachte Versuche von der würdigen Verfasserin gegründet sind, eben so auf Wohlgeschmack als auf Gesundheit der Speisen und auf möglichste Ersparniß Rücksicht genommen ist; weßhalb sich dieß Buch besonders als ein treuer Rathgeber zu einem würdigen Geschenk für junge Hausfrauen eignet und einen Platz in jeder Ausstattung verdient. Zu diesem Behuf haben es alle deutschen Buchhandlungen entweder vorräthig, oder können zu den angezeigten Preisen immer den neuesten Originaldruck von uns beziehen.

Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg.

---

[273] Bei Carl Focke in Leipzig ist so eben erschienen:

Das Corpus Juris Civilis ins Deutsche übersetzt von einem Vereine Rechtsgelehrter und

Digitized by Google

herausgegeben von Dr. Carl Ed. Otto, Dr. Bruno Schilling, Professoren der Rechte an der Universität Leipzig, und Dr. Carl Friedr. Ferd. Sintenis, als Redactoren.

Ersten Bandes, I. bis III. Heft, die Institutionen und das erste Buch der Pandecten, von Dr. Sintenis übersetzt, enthaltend. Preis 1¼ Thlr.

Ausführliche Anzeigen über dies Unternehmen sind in allen Buchhandlungen zu haben, und monatlich wird wenigstens ein Heft (von 8 Bogen gr. 8. à 12 Gr.)bestimmt erscheinen. Jede Lieferung wird einzeln verkauft, und die resp. Abnehmer sind an keine Fortsetzung gebunden.

---

[219] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

RÉPERTOIRE du THÉATRE FRANÇAIS A BERLIN,

par

MM. SCRIBE, MÉLESVILLE, DELAVIGNE V. HUGO etc.

THÉAULON, RAMOND, VARNER, ROCHEFORT, DESPERGERS, LOCHROY, CHABOT, etc. etc.

1. Mes derniers vingt sols. 4 Gr.
2. Malvina, ou: un Mariage d'inclination. 8 Gr.
3. L'Ambassadeur. 6 Gr.
4. Les Moralistes. 6 Gr.
5. Un dernier Jour de Fortune. 4 Gr.
6. Les Cuisiniers diplomates. 4 Gr.
7. Mr. Jovial, ou: l'Huissier chansonnier. 6 Gr.
8. Le Mariage de raison. 8 Gr.
9. Le Paysan perverti. 10 Gr.
10. Les premieres amours. 6 Gr.
11. Theobald, ou: le Retour de Russie. 6 Gr.
12. Madame St.-Agnès. 6 Gr.
13. Yelva, ou: L'orpheline Russe. 6 Gr.
14. La jeune Marraine. 6 Gr.
15. Simple Histoire. 6 Gr.
16. Léonide, ou: la Vieille de Suresne. 8 Gr.
17. La Somnambule. 6 Gr.
18. Le Diplomate. 6 Gr.
19. La Quarantaine. 4 Gr.
20. Le Cousin Frédéric, ou: la Correspondanse. 4 Gr.
21. La lune de Miel. 8 Gr.
22. La Demoiselle à marier. 6 Gr
23. L'Héritière. 4 Gr.
24. Le jeune Mari. 8 Gr.
25. Le vieux Général. 6 Gr.
26. Le vieux Mari. 8 Gr.
27. La Maitresse. 6 Gr.
28. La Mansarde des Artistes 6 Gr.
29. La Haine d'une Femme. 4 Gr.
30. Les Perroquets de la mère Philippe. 6 Gr.
31. Tony, ou: les canards. 6 Gr.
32. Le Confident. 4 Gr.
33. Angéline, ou: la champenoise. 6 Gr.
34. La Mère au bal et la Fille à la maison. 6 Gr.
35. Marie Mignot. 8 Gr.
36. Avant, pendant et après. 8 Gr.
37. L'école des Vieillards. 8 Gr.
38. Le nouveau Pourceaugnac. 6 Gr.
39. La Suite d'un bal masqué, 6 Gr.
40. Un Monument d'imprudence. 6 Gr.
41. Le Préopteur dans l'embarras. 6 Gr.
42. Valérie. 6 Gr.
43. La seconde année. 6 Gr.
44. Louise, ou: la Réparation. 6 Gr.
45. La Mère rivale. 6 Gr.
46. Le Matin et le soir. 6 Gr.
47. Le Roman d'une heure. 4 Gr.
48. La Semaine des amours. 6 Gr.
49. La Manie des places. 6 Gr.
50. Le Menteur véridique. 4 Gr.
51. L'artiste. 6 Gr.
52. Michel et Christine. 6 Gr.
53. Les trois Quartiers. 10 Gr.
54. Le Conscrit. 4 Gr.
55. La chatte metamorphosée en femme. 4 Gr.
56. Hernani, ou l'honneur Castellan. 8 Gr.
57. La Reine de seize ans. 6 Gr.

Schlesinger'sche Buch und Musikalienhandlung in Berlin.

---

[279] Bulletin universel.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Bulletin universel des sciences et de l'industrie, publié par la société pour la propagation des connaissances scientifiques et industrielles sous la direction de M. le baron de Férussac. Jahrgang 1830. 25 Bände von zusammen 720 Bogen. Gr. 8. 85 Thlr.

Diese Zeitschrift erscheint in 8 Sektionen, die sämmtlich einzeln unter besondern Titeln zu folgenden Preisen zu erhalten sind:

Erste Section: Sciences mathématiques, physiques et chimiques. Der Jahrgang von 12 Heften (60 Bogen in 2 Bänden) 8 Thaler.

Zweite Section: Sciences naturelles et géologie. Der Jahrgang (120 B. in 4 Bdn.) 14 Thlr. 20 Gr.

Dritte Section: Sciences médicales etc. Der Jahrgang (120 B. in 4 Bdn.) 14 Thlr. 20 Gr.

Vierte Section: Sciences agricoles, économiques etc. Der Jahrgang (72 B. in 3 Bdn.) 8 Thlr. 21 Gr.

Fünfte Section: Sciences technologiques. Der Jahrgang (72 B. mit 12 Kupfert. in 3 Bdn.) 10 Thlr. 12 Gr.

Sechste Section: Sciences géographiques, écon. publique, voyages. Der Jahrgang (132 B. in 4 Bdn.) 16 Thlr. 8. Gr.

Siebente Section: Sciences historiques, antiquité, philologie. Der Jahrgang (96 Bogen in 3 Bdn.) 11 Thlr. 21 Gr.

Achte Section: Sciences militaires. Der Jahrgang (48 Bog. in 2 Bdn.) 6 Thlr. 6 Gr.

Zugleich erneuere ich die Anzeige, daß ich alle Zusendungen von Büchern, Zeitschriften u. s. w, die mir durch Buchhandlungen oder portofrei für das Bulletin universel zukommen, befördere.

Leipzig, 1sten Juli 1830.

F. A. Brockhaus.

---

[270] Portefeuille für Zeichner, Lithographen, Kupferstecher, Bildhauer, Baumeister und Kunstfreunde. Eine Sammlung trefflicher kalkographischer Blätter von den besten Meistern des siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Erster Jahrgang. Die Nummern 1 — 100 begreifend. 1. Lieferung. Nr. 1 — 3. Subscriptionspreis 8 Gr. sächs. Hildburghausen, Gotha und New-York: Redaction, Druk und Verlag der Kunstanstalt des Bibliographischen Instituts. 1830—1831.

Subscriptions-Bedingungen. — Das Portefeuille erscheint in Jahrgängen von 26 vierzehntägigen Lieferungen. Jede Lieferung fasst 2 bis 4 Blätter und kostet Subscribenten auf wenigstens einen halben Jahrgang nur 8 Groschen Sächsisch.*) Nichtsubscribenten und Besteller einzelner Lieferungen bezahlen für jedes Heft 4 Groschen mehr. Einzelne Blätter können nicht abgegeben werden. —

Unser Unternehmen ist ein weltbürgerliches; es ist auf das grosse Publikum der Künstler und Kunstfreunde aller Völker berechnet. — Es tritt nicht in Konkurrenz mit den in grosser Anzahl vorhandenen Samm-

*) Für Preussen ist der Preis 10½ Silbergroschen, für Süddeutschland 36 Kreuzer rhein.; für Holstein, Mecklenburg, Hamburg 1 Mark Cour.; für Oestreich 32 Kreuzer Conv. Mze. — Für das Ausland ediren wir das Portefeuille unter englischem und französischem Titel zu verhältnissmässig höheren Preisen.

Digitized by Google

lichst wohlfeilen Bändchen dem deutschen Publikum zu übergeben.

Sie hofft bei diesem Plan, dessen nähere Ausführung bald bekannt gemacht werden soll, auf recht große Theilnahme, und will durch diese Anzeige vorerst nur Kollisionen begegnen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ankündigung.

Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den K. Preuss. Staaten, 13te Lieferung. gr. 4. in farb. Umschlage geheftet, mit 1 kolor. Kupfer. Preis 2½ Rthlr., im Selbstverlage des Vereins zu haben durch die Nicolaische Buchhandlung in Berlin und Stettin und bei dem Secretär der Gesellschaft, Heynich, Zimmerstrasse Nro. 81 A. in Berlin. Desgleichen

12te	Lieferung	mit	—	Kupfern.	Preis	2	Thaler
11te	„	„	2	„	„	2	„
10te	„	„	1	„	„	2	„
9te	„	„	2	„	„	1½	„
8te	„	„	1	„	„	2	„
7te	„	„	18	„	„	2½	„
6te	„	„	2	„	„	1	„
5te	„	„	8	„	„	3	„

Aus der 5ten Lieferung besonders abgedruckt:

„Anleitung zum Bau der Gewächshäuser, mit Angabe der inneren Einrichtung derselben und der Konstruction ihrer einzelnen Theile; vom Garten-Direktor Otto und Bau-Inspektor Schramm. Mit 6 Kupfern. Preis 2½ Rthlr."

---

[327] Bei C. W. Leske in Darmstadt wird dieser Tage erscheinen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen seyn:

Ereignisse zu Paris
am 26., 27., 28. und 29. Juli 1830,
von
mehreren Augenzeugen.
Aus dem Französischen.

12. broschirt. Preis 6 Gr. oder 27 kr.

Diese so eben in Paris erschienene Darstellung gibt die beste Auskunft über die denkwürdigen Tage, welche Frankreichs Regierung anders gestaltet, und behauptet neben der klaren Zergliederung den Vorzug der Treue, da sie von Augenzeugen ist. Ein Jeder wird sie zufrieden aus der Hand legen.

---

[299] Bei Tobias Löffler in Mannheim ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Falckh, F., Die Zauber-Runen oder Gondul der Klingenheld und Hamund und Schön-Garta. Altnordische Erzählung 8. 1 fl. 30 kr.

---

[318] So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Charte constitutionnelle de la France. Du 4 Juin 1814.
Lois sur les élections. Du 5 février 1817 et du 29 juin 1820.
Lois sur les délits de la presse. Du 17 et 26 mai 1819 et du 25 mars 1822.
Loi relative aux Journaux. Du 19 juin 1819.
Ordonnances du Roi. Du 25 juillet 1830.

Velinpap. geh. 10 Sgr. (8 gGr.) Auf 12 Exempl. das 13te gratis.

Charte constitutionnelle et les Ordonnances. 3½ Sgr. (3 gGr.)

Berlin, den 6ten August 1830.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

---

[282] Ankündigung und Einladung zur Subscription.

Das Thierreich,
geordnet nach seiner Organisation,
von
Baron von Cuvier.
Nach der zweiten vermehrten Ausgabe übersetzt
und
zum Specialwerk erweitert
von
F. S. Voigt,
Professor in Jena.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Die Zoologie umfaßt auf ihrer gegenwärtigen Höhe ein so ungeheures Feld, daß ein Specialwerk, durch alle Classen derselben hindurchgeführt, kaum noch möchte zu Stande gebracht werden können, wenn man nicht auf treffliche Vorarbeiten baut. Da nun der Besitz eines solchen Buchs zum Handgebrauch gegenwärtig gewiß wünschenswerth ist, so hat sich Herr Hofrath Voigt entschlossen, die so eben erschienene zweite Ausgabe des „Règne animal" des Herrn Baron von Cuvier in der Art einem solchen Plane zu Grunde zu legen, daß dasselbe zwar in treuer Uebersetzung erscheint, zugleich aber über alle Thiere dahin vermehrt und erweitert wird, daß jedes Thier mit einer Differenz, viele noch mit einer etwas ausführlichern Charakteristik versehen seyen. Es bedarf dabei wohl kaum der Erwähnung, daß hier nicht von allen Thieren ohne Ausnahme die Rede seyn kann, für welche, wie z. B. die zahllosen Eingeweidewürmer, oder sehr wenig bekannte andere Classen, eigne Specialwerke verbleiben müssen. Der Plan wird aber immer eine so reiche Auswahl ins Auge fassen, daß man nicht leicht ein Thier, was man angegeben zu finden nur erwarten kann, gänzlich vermisse. Die Zusätze werden sich auch vorzüglich nur auf diesen Kreis der Erweiterung beschränken, und weder neue theoretische Ansichten noch veränderte Nomenclatur anzubringen suchen, sondern etwanigen Bedürfnissen hierin durch Synonyme, Citate und andere dazu gehörige Angaben, die das Original übergangen hat, aushelfen. Selbst für die Beschreibungen wird das Meiste aus andern berühmten Werken benutzt werden.

Für eine zweckmäßige typographische Einrichtung, sowie für gutes Papier werde ich bestens sorgen. Der erste Band wird im Laufe dieses Jahres erscheinen, und die andern 4 Bände werden in kurzen Zwischenräumen folgen.

Den Preis kann ich noch nicht fest bestimmen, jedoch wird der Bogen nicht über 1½ Gr. zu stehen kommen, und je zahlreicher die Subscription ausfällt, um so billiger werde ich denselben stellen.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Subscription auf dieses Werk an.

Leipzig, 1sten Juli 1830.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

[324] Ankündigung eines chronologischen Werkes über die neueste französische Revolution.

Mit dem 1sten September 1830 erscheint bei F. G. Franckh in Stuttgart:

Die neue Zeit

von

einem alten Constitutionellen.

Mit dem 25. Juli 1830, dem Tage, da Karl, der Zehente dieses Namens, damals noch König von Frankreich, seine ewig denkwürdigen Ordonnanzen erließ, beginnt ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte. Die Folgen der Tage vom 27., 28. und 29. Juli sind unermeßlich. Sie haben, wie mit einem Zauberschlage, Europa's politische Gestalt umgewandelt. Eine große Zukunft liegt vor uns. Eine neue Zeit beginnt. Wir wollen sie in ihrem Laufe auffassen und der Zeit und Nachwelt überliefern.

Vom 1sten September dieses Jahres an gebe ich bei F. G. Franckh in Stuttgart heraus:

Die neue Zeit von einem alten Constitutionellen.

Sie wird Alles getreu und umständlich liefern, was die Zeit, vom 25sten Juli 1830 an gerechnet, mit sich bringt. Sie soll ein Archiv für Alles bilden, was der Tag über die großen Ereignisse und deren Folgen giebt. Sie wird erzählen, was geschehen ist und geschieht, und dazu alle Quellen benützen, die jetzt reichlicher fließen werden als je. Der Leser wird theils vollständig, theils im Auszuge erhalten, was die öffentlichen Blätter, Flugschriften und Memoiren Denkwürdiges mittheilen. Nichts wird versäumt werden, um dem Werke eine Vollständigkeit zu geben, die dem Leser nichts zu wünschen übrig läßt. Mit dieser Versicherung mag es genug seyn. Pomphafte Ankündigungen und Verheißungen, wie sie in diesen Tagen von literarischen Marktschreiern nur allzuhäufig erlassen werden, wären unter der Würde der Verfasser dieses Werks. Das können wir aber unbedingt versprechen, daß es jeder billigen Anforderung genügen werde.

Stuttgart, den 15ten August 1830.

Friedrich Seybold,
vormaliger Redacteur der Neckarzeitung.

Die neue Zeit hat der Unterzeichnete in Verlag genommen; der Augenblick, in welchem diese Unternehmung ins Leben tritt, ist so ausserordentlich wichtig, daß an einer thätigen Theilnahme des Publikums nicht zu zweifeln ist, und sich erwarten läßt, daß die Auflage sich schnell vergreifen werde. Ich lade daher Alle, die an dem Umschwung der neuesten Ereignisse Theil nehmen, ein, so schnell wie möglich sich zu melden, und bemerke dabei, daß der erste Gewinn von

Fünftausend Franken

welcher von dieser Unternehmung gemacht wird, für die hinterbliebenen Wittwen und Waisen der Gefallenen vom 27., 28. und 29. Juli in Paris bestimmt ist, und daher jeder Subscribent sich zugleich als Theilnehmer dieses Tributs, den Deutschland hiemit als erste Spende dem freien Frankreich bringt, betrachten kann.

Die Bedingungen der Subscription sind folgende:

Vom 1sten September d. J. an erscheint das Werk in monatlichen Lieferungen von je 3 Bändchen; jedes Bändchen wird 8 Bogen stark und mit einem schönen Titelkupfer versehen seyn, und damit man den Geist, in welchem das Ganze gehalten seyn wird, auch aus den beigegebenen Kupfern ersehen kann, so zeige ich vorläufig die Darstellungen, welche zu den ersten 6 Bändchen kommen, an, nämlich für das

Erste Bändchen: Die Erstürmung der Tuillerien durch die heldenmüthigen Pariser.

Zweite Bändchen: Der Herzog von Orleans zeigt sich mit dem Bürgergeneral Lafayette auf dem Balkon dem Volke.

Dritte Bändchen: Flucht des ehemaligen Königs Karl X. aus Rambouillet.

Vierte Bändchen: Die Nationalrepräsentanten überbringen die erledigte Krone Frankreichs dem Herzog von Orleans.

Fünfte Bändchen: Portrait Ludwig Philipps I. Königs von Frankreich.

Sechste Bändchen: Portrait Lafayette's, als Obergeneral der französischen Nationalgarde.

Das ganze Werk umfaßt 40 Bändchen, auf welche man sich verbindlich machen muß; es wird unter keiner Bedingung getrennt, sondern muß als Ganzes angesehen werden.

Es wird nur eine Auflage und zwar von 20,000 Exemplaren gemacht, es können also nur so lange die Bestellungen effectuirt werden, als die Auflage reicht. Druck, Papier und die ganze Ausstattung sollen dem Unternehmen Ehre machen. Am Schlusse des ganzen Werkes wird ein eigener Band, die Namen der Subscribenten enthaltend (mit Ausnahme derjenigen, welche nicht genannt seyn wollen), erscheinen. Bestellungen nehmen alle soliden Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs (des Elsasses) an. — Der Preis jedes einzelnen Bändchens ist 4 gGr. oder 15 kr.

Stuttgart, am 15ten August (Napoleonstag) 1830.

F. G. Franckh, Buchhändler.

---

[268] In unserem Verlag ist so eben erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Adolph von Schaden,

Dr. Martin Luther's

geheimnißvolle

Reisen von Augsburg ins Augustiner-Kloster nach Mindelheim im Jahr 1518,

nach authentischen Quellen bearbeitet. 8. 208 Seiten, Preis br. 2 fl.

Wir bieten hier dem Publikum einen jener tief-historischen Originalromane, an denen nur mehr des Lesens mündig gewordener Geschmack Behagen findet. Der Verfasser erreichte das Ziel, welches er sich vorsteckte, nämlich: „eine in der Wirklichkeit bis jetzt in Luthers Lebensgeschichte statt gefundene Lücke zu ergänzen," vollkommen.

Herr von Schaden sammelte seine Materialien in Mindelheim selbst, und schöpfte aus bisher für die große literarische Oeffentlichkeit brach gelegenen Quellen, welche mit Genauigkeit angegeben wurden; es bleibt demnach wohl nicht zu bezweifeln, es werde dieses in seiner Art eigenthümliche und merkwürdige Werk auch die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher und Gottesgelehrten unwiderstehlich anregen.

Schließlich können wir noch verbürgen, daß der Verfasser der wirkliche, seinem Publikum seit 16 Jahren bekannte, Adolph v. Schaden und nicht jener fingirte

Digitized by Google

A. v. Schaden ist, dessen Namen in neuester Zeit, einem unlöblichen Speculationsgeist folgend, die C. Focke'sche Buchhandlung in Leipzig und die Günther'sche in Glogau nicht verschmähen, denen von Ihnen verlegten höchst mittelmäßigen Novellen vorzusetzen. Uebrigens bemerken wir, daß wir diese Schlußnotiz nur mit Wissen und Willen des Autors selbst beifügen.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

---

[254] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Friedrich Elbers,
weil. evangel. Pfarrer in Lüttringhausen,
Predigten.
Herausgegeben
von
Petersen und Wiesmann,
evangel. Pfarrer in Ratingen und Lennep.

Düsseldorf, in Commission bei Schaub. 1 Thlr. 4 gr. oder 2 fl.

---

[298] Bei Tobias Löffler in Mannheim ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aufrichtige und geprüfte bisher geheim gehaltene Hausmittel.

Als Vorschriften zum Färben, Lackiren, Beizen und Firnissen; Mittel zur Vertilgung der Ratten, Mäuse, Wanzen und anderer schädlichen Insekten; Bereitung und Verbesserung der Weine; Verfertigung verschiedener Liqueure, feiner Pomaden: Anweisung zum Fleckenausmachen; Tinten-Recepte; so wie erprobte Mittel eines praktischen Arztes zur Reinigung der Haut, Vertilgung der Leberflecken; ein vorzügliches Augenwasser; nebst vielen andern nützlichen und bewährten Vortheilen im häuslichen Leben.

Zweite vermehrte Ausgabe. 8. brosch. 48 kr. –

---

[241] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Anleitung
zur
Kenntniß der Schaafwolle
und
deren Sortirung.
Von
C. G. Westphal,
Vorsteher der Woll-Sortirungs-Anstalt der Königlichen Seehandlungs-Societät.

Octav. Sauber geheftet 15 Sgr. oder 12 gGr.
(Berlin, 1830. Verlag der Buchhandlung von C. F. Amelang.)

---

[261] In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schlesische Gedichte von Karl v. Holtei.
Berlin 1830. gr. 8. Schreibpap. Preis geh. 1 Thlr.

In einer sehr schön und zweckmäßig ausgestatteten Sammlung sind hier die zerstreuten Schlesischen Lieder des Hrn. Verfassers vereinigt, und somit der oft ausgesprochene Wunsch der zahlreichen Freunde dieser Local-Poesieen erfüllt. — Außerdem aber ist eine noch weit größere Anzahl neuer, bisher ungedruckter Gedichte beigefügt und das Ganze mit anmuthigen Melodieen (auch einem erklärenden Anhang) begleitet worden. Zunächst für Schlesien bestimmt, wird dies Buch auch außerhalb freudige Theilnahme finden und sich würdig an Hebel, Grübel, Castelli u. s. w. anschließen, indem es, reich an Naturschilderungen und Lebensbildern, Scherz und Ernst durch Gemüthlichkeit verbindet.

In Göthes „Kunst und Alterthum" wird das Publikum auf das Erscheinen dieser sehr lobend erwähnten Gedichtsammlung besonders aufmerksam gemacht.

Berlin 1830.

Haude und Spenersche Buchhandlung.

---

[258] Bei W. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bucher, Dr. C., das Recht der Forderungen. Nach den Grundsätzen des Justinianeischen Rechts dargestellt, 2te veränderte und vermehrte Auflage gr. 8. 3 Rthlr.

---

[303] Für Leih- und Privatbibliotheken.

Bei mir ist so eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Soldatenleben, Kriegsabenteuer in den Pyrenäen und Süd-Frankreich, von G. R. Gleig. Aus dem Englischen von K. Hort. Herausgeg. von W. A. Lindau. 2 Theile. 1. Rthlr. 16 Gr.

Unter den, seit einigen Jahren in England erschienenen Erinnerungen aus den letzten Kriegsjahren, behaupten Gleigs Schilderungen noch immer den ersten Platz, und sind vorzüglich geeignet uns ein treues Bild des Soldatenlebens auf dem Kampfplatze und ein Feldlager zu geben. Während seine Erinnerungen aus dem merkwürdigen Feldzuge in den Pyrenäen dem Geschichtschreiber schätzbare Mittheilungen darbieten, weiß er auch dem Leser, der neue Unterhaltung sucht, durch Schilderung anziehender Oertlichkeiten und volksthümlicher Eigenheiten, durch Erzählung kriegerischer Abenteuer immer in lebendiger Anregung zu erhalten.

Leipzig im Juli 1830.

Carl Cnobloch.

---

[223] Bei Carl Focke in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Auswahl aus Fanny Tarnow's Schriften. 12 Bde. sauber broch. Preis 12 Thlr.

Carlsbad und Teplitz.

Zwei historisch-romantische Erzählungen von Bohemus. Eine Badelectüre, allen Freunden dieser Heilquellen gewidmet. 4 Bde. sauber brosch. Preis 6 Thlr.

Auch einzeln, unter den besondern Titeln:

Swatana von Engelhaus, oder die Entdeckung der Heilquelle von Carlsbad. 2 Bde. à 3 Thlr.

Die Waise, oder die Zerstörung der Burg Dobrawka Hora bei Teplitz. 2 Bde. à 3½ Thlr.

Digitized by Google

N°. 27.

Intelligenz-Blatt

1830.

[256] Neueste Schrift über Mineralwasser.

So eben erschien bei uns und ist in allen Buchhandlungen für 8 Gr. zu haben:

Grundriß der Diätetik bei dem Gebrauche aller Mineralwasser und besonders der in den Struveschen Trinkanstalten. Von Dr. J. J. Sachs.

Ein Inhaltsverzeichniß findet sich im Anzeigeblatt des „Gesellschafter" Nro. XVIII.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

---

[291] Bei Carl Friederich in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Cromwell. Drama von Victor-Hugo. Uebersetzt von J. B. Werner. Frankfurt a. M. 1830. 8. (31 Bg.) 1 Rthlr. 18 gGr.

---

[267] Anzeige für Badegäste und Reiselustige.

So eben ist bei A. Pichler in Wien erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Chimani's, L., Ferien-Reise

von Wien durch das Land unter und ob der Enns, über Linz, durch das k. k. Salzkammergut nach Ischl und Hallstadt, nach Salzburg, Berchtesgaden und Gastein, und von da zurück durch einen Theil der Steyermark.

In topographischer, geschichtlicher, naturhistorischer, technischer, biographischer und pittoresker Beziehung.

Im Herbste des Jahres 1829 unternommen.

2 Bändchen in Duodezformat 1830. Postdruckpapier. 420 Seiten. In Umschlag broschirt 1 Thlr. 8 gGr.

Dieses inhaltreiche, in jeder Beziehung interessante Werk dürfte nicht blos den Bedürfnissen der nach den Bädern Reisenden, und aller Jener, welche zu Fuß oder zu Wagen jene Gegenden besuchen — vollkommen entsprechen, sondern auch jedem Lesefreunde einen anziehenden Genuß gewähren.

Der beigefügte Reiseplan und ein alphabetisches Namenregister erleichtern die Uebersicht.

---

[211] Bei mir ist so eben erschienen, und wird an sämmtliche Buchhandlungen versandt:

Harmonies Poëtiques et Réligieuses

par

A de Lamartine 2 volumes in 8.

sehr sauber broschirt mit dem Bildnisse des Verfassers. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Ich habe mit Herrn Tarlier hier die Aushängebogen dieser herrlichen Gedichte, deren Erscheinen mit der größten Spannung erwartet wurden, da diese, wie Proben in Journalen beweisen, alle frühern Erzeugnisse dieses französischen Schillers, noch übertreffen, gekauft, und tritt solche an demselben Tage wie die Pariser Ausgabe hier ans Licht. Die Expedition habe ich allein übernommen, und Hr. Tarlier wird kein Exemplar an seine sämmtlichen Correspondenten Deutschlands hievon expediren, woher jede Bestellung an mich direkt zu richten ist.

Brüssel, den 4ten Juni 1830

J. Frank.

---

[276] Nach einem langen jedoch ohne Schuld des unterzeichneten Verlegers entstandenen Verzuge, erscheint gegenwärtig der dritte Band von

Shakspeare's dramatischen Werken,

übersetzt von A. W. v. Schlegel,
ergänzt und erläutert von L. Tieck;

enthaltend: Richard III.; Heinrich VIII.; Sommernachtstraum; Viel Lärmen um nichts; begleitet von den Anmerkungen des Herausgebers zu den drei ersten Bänden des Werks, die gewiß allgemein als eine erfreuliche Zugabe werden aufgenommen werden.

Der fünfte Band, welcher nächstens der Presse überliefert wird, enthält: Coriolan; Julius Cäsar; Antonius und Kleopatra; Zähmung einer Widerbellerin; und wird hoffentlich bis Michaelis, so wie der sechste um Weihnachten erscheinen können.

Zugleich ist, im Aeußern völlig übereinstimmend mit der frühern Schlegelschen Uebersetzung, für die Besitzer derselben erschienen:

Shakespeare's Werke,

9ter Band 2te Abtheilung, Heinrich VIII.

Der folgende 10te Band erscheint zur Michaelismesse, und wird enthalten König Lear und Macbeth; übersetzt von Kaiser, durchgesehen von Ludw. Tieck.

Berlin, im Juny 1830.

G. Reimer.

---

[228] Für Kunst- und Alterthumsfreunde.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist so eben erschienen:

A. Hirt.
(K. Hofrath und Professor)
Kunstbemerkungen
auf einer Reise über Wittenberg und Meissen
nach
Dresden und Prag.

gr. 8. geheftet 1¼ Rthlr.

Diese Bemerkungen, welche die Frucht eines mehrmaligen Aufenthaltes unter Dresdens Kunstschätzen sind, verbrei-

Digitized by Google

ten sich besonders ausführlich über die Dresdener Gemälde-Gallerie, die der Hr. Verfasser in der Art durchgeht, in welcher er wünscht, daß sie, und alle andere Gallerien und Museen, aufgestellt wäre, nämlich nach Epochen und Schulen. Nächstdem werden das Augusteum in Dresden und die Kunstwerke Prags beurtheilt, und einige Nachrichten über diejenigen in den Kirchen von Wittenberg und Meissen gegeben. — Außer allen Freunden der Kunst ist dieses Werk auch noch Reisenden als Führer durch die Kunstsammlungen jener Städte zu empfehlen.

---

[319] Das beste Weihnacht- und Fest-Geschenk.

Von vielen Familien und Schul-Vorstehern ist eine noch wohlfeilere Ausgabe des bei uns (für 1 Thr. 4 Gr., 22½ Bogen mit sechs Holzschnitten) erschienenen Buches: Das Leben unsres Heilandes Jesus Christus; treu nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen gewünscht worden. Wir werden sie geben für 12 Gr. Pränumeration; man kann in allen soliden Buchhandlungen Bestellung machen und diese sind autorisirt, bei zehn Exemplaren noch das eilfte unentgeltlich zu bewilligen. Vom 1sten Oktober an ist das Buch auch in dieser wohlfeilen Ausgabe zu haben, und kostet dann den Nicht-Pränumeranten 18 Gr.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

---

[224] Bei F. A. Herbig in Berlin ist so eben erschienen:

Geschichte des Kriegswesens.

Zweite Abtheilung „Kriegswesen des Mittelalters". 540 Seiten 8. 1 Rthlr. 14 gGr. Der Handbibliothek für Officiere 1ter Band 2te Abtheilung aber auch als ein für sich bestehendes Werk. Die 1te Abtheilung Kriegswesen des Alterthums kostet ⅔ Rthlr. und ist in deutschen und französischen kritischen Blättern überaus günstig beurtheilt worden.

---

[254] So eben sind in der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig wieder aufgelegt:

Stein, Ritter, Professor Dr. C. G. D., Naturgeschichte für Real- und Bürgerschulen mit besonderer Hinsicht auf Geographie. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. (17½ Bogen in gr. 8. mit 21 colorirten Abbildungen). 1830. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Dieser Leitfaden ist für Schulen und junge Leute zum Vorbereiten und Wiederholen ihrer naturhistorischen Lehrstunden bestimmt und ist abermals verbessert und vermehrt worden.

Neuer Atlas der ganzen Welt nach den neuesten Bestimmungen für Zeitungsleser, Kauf- und Geschäftsleute jeder Art, Gymnasien und Schulen mit Rücksicht auf Dr. Steins geograph. Werke. Zehnte verm. Aufl. in 22 z. T. ganz neuen Charten und 7 Uebersichtstafeln in gr. Fol. 1830. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr.

Als ganz neu hinzugekommene Blätter nennen wir die schönen: Sachsen und Schweiz, die für sich jedes 10 Gr. kosten. Spanien, die britischen Inseln und Italien sind ganz neu gearbeitet, und alle Blätter sind nach den neuesten bekannt gewordenen Gränzen colorirt.

Kleiner Schul-Atlas. Mit besonderer Rücksicht auf die geograph. Lehrbücher von Dr. Stein. Fünfte berichtigte und wohlfeile Aufl. in 18 Blatt. gr. 4. 1830. 1 Rthlr.

Auch dieser wohlfeile Schulatlas, in dem jedes Kupferblatt color. 1½ gGr. oder etwa 5¼ kr. kostet, ist nach den neuesten Ereignissen berichtigt und empfehlungswerth.

---

[242] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Handbuch
der allgemeinen und besondern, sowohl theoretischen, als praktischen
Arzeneimittellehre
für Thierärzte und Landwirthe.

Oder: allgemein verständlicher Unterricht über die in der Thierheilkunde zu benutzenden Arzeneimittel, ihre Kennzeichen, Bestandtheile, Wirkungen und Bereitungsart; mit Bestimmung der Gabe und Form, in welcher die Heilmittel, gegen die verschiedenen Krankheiten, anzuwenden sind.

Bearbeitet von
J. F. C. Dietrichs,
Ober-Thierarzte zu Berlin, Mitgliede der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft daselbst, correspondirendem Mitgliede der Königlichen französischen Central-Landwirthschafts-Gesellschaft zu Paris.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
gr. 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Sgr. oder 1 Thlr. 8 gGr.
(Berlin, 1830. Verlag der Buchhandlung von C. F. Amelang).

---

[244] So eben ist bei uns erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Musik. Anleitung, sich die nöthigen Kenntnisse zu verschaffen, um über alle Gegenstände der Musik richtige Urtheile fällen zu können. Handbuch für Freunde und Liebhaber dieser Kunst von Carl Blum nach dem französischen Werke des Hrn. Fétis „La musique mise à la portée de tout le monde." Velinp. eleg. geh. 1⅓ Thlr.

Das Original erregte bei seinem Erscheinen so sehr die Aufmerksamkeit der Franzosen, daß eine zweite Auflage schon jetzt (3 Monate nach der Herausgabe) nöthig geworden ist. Ein Werk, welches die Kunst lehrt, ein Kenner in der Musik zu werden, ohne sie studirt zu haben, ist jetzt ein wahres Bedürfniß; Herr C. Blum, welcher sich der Herausgabe unterzogen hat, bereichert das Werk mit Anmerkungen, und war bemüht, unterrichtend zu unterhalten.

Geschichte der großen Befestigungskunst.
Eine Skizze von L. Blesson.
mit einer Kupfertafel geh. 20 gGr.

Digitized by Google

Binnen kurzem erscheint von demselben Verfasser:

Die große Befestigungskunst. 1ste Abtheilung. Auch unter dem Titel: Befestigungskunst für alle Waffen. 2ter Theil. Mit 6 Kupfertafeln.)

Johann von Schwaben. Trauerspiel in 5 Akten von Dörne. geheftet 16 gGr.

Das Verhältniß der chemischen Verwandschaft zur galvanischen Electricität in Vorlesungen dargestellt. Von N. W. Fischer, 1¼ Thlr.

Elementarisches Unterrichtsbuch bey Erlernung der hebräischen Sprache. Zum Schul- und Privat-Gebrauch. 8. Von Moses Heinemann, 18 gGr.

Répertoire du théâtre français à Berlin,

No. 56. Hernani, Drame p. V. Hugo 8 gGr.
No. 57. La Reine de seize ans. Comédie en 3 actes, mêlée de couplets par Bayard. 6 gGr.
Nr. 58. L'actrice en voyage. Vaudev. en 1 acte. 6 gGr.

Berlin.

Schlesingersche Buch- und Musikhandlung.

---

[272] Fortdauernde Subscription.

Bei Justus Perthes in Gotha ist von

H. Luden's

Geschichte des deutschen Volkes

der fünfte Band (41 Bogen in gr. 8) eben erschienen. Die fünf Bände dieses ausgezeichneten Werkes sind noch jetzt im Subscriptionspreis zu 11 Thlr. (19 fl. 48 kr.) für die Druckpapier- und zu 16 Thlr. (28 fl. 48 kr.) für die Velin-Ausgabe zu haben.

---

[227] Neue schönwissenschaftliche Werke,

welche im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin erschienen sind:

Reisebilder, oder Züge von Menschen und Städten. Vom Verfasser der „Heer- und Querstraßen." Aus dem Englischen übersetzt von Theodor Hell. 2 Thlr. gr. 12. geheftet 3 Rthlr.

Streckfuß, Karl, Erzählungen. 2 Bändchen. gr. 12. geheftet 2 Rthlr.

---

[260] In unserm Verlage ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Meyen, Dr. F. J. F., Phytotomie (in gr. 8.) mit vierzehn Kupfertafeln in gr. 4. 1830. Preis 3 Thlr.

Die Anatomie der Pflanzen gehört zu den interessantesten Theilen der Naturwissenschaften, die nicht nur den Gelehrten vom Fache, sondern jeden Gebildeten anspricht und wäre es zu wünschen, daß sie mehr allgemein würde. — So verdienstvoll die Schriften anderer Pflanzen-Anatomen sind, so forderten dennoch die Fortschritte, die diese Wissenschaft in den letzten Decennien gemacht hat, eine neue Bearbeitung des Ganzen.

Der Verfasser des obigen Werkes hat sich früher vielfach mit der Bewegung der Säfte in den Pflanzen, und mit der Anatomie der niedern Pflanzen beschäftigt, worauf er überall Rücksicht genommen hat. — Für diejenigen Naturforscher, die sich selbst mit der mikroskopischen Untersuchung der Pflanzen nicht beschäftigen können, sind getreue Abbildungen von größtem Nutzen, und in dieser Hinsicht dürfte das vorgenannte Werk (welches auch äußerlich zweckmässig und schön ausgestattet ist) jeder Erwartung entsprechen.

Berlin 1830.

Haude und Spenersche Buchhandlung.

---

[294] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kampf mit der Welt und Friede in Christo. Eine Sammlung christl. Predigten und Homilien von Dr. A. G. Rudelbach, Superintendent ꝛc. Glaucha. Leipzig bei Friedrich Fleischer. Preis 1 Rthlr. 18 Gr.

---

[251] Zu der diesjährigen Ostermesse sind bei uns erschienen:

Sanguins, Joh. Fr., praktische französische Grammatik. Erster Cursus. Siebenzehnte verbesserte Auflage. Coburg und Leipzig. 1830. gr. 8. (31½ Bogen.) 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Fénélon les Aventures de Telemaque fils d'Ulysse. Nouvelle édition. 1830. 8. (28½ Bogen.) 14 gGr. oder 1 fl. 3 kr.

Während auch bei dieser siebenzehnten Auflage der allgemein geschätzten Sanguin'schen Grammatik keine Mühe gespart worden ist, durch die sorgfältigste Revision und Nachbesserung ihren alten guten Ruf zu erhalten, und ihre längst bewährte Brauchbarkeit sogar noch zu erhöhen, ist der korrekte Druck auf gutem weißen Papier, so wie der äußerst billige Preis, sich gleich geblieben.

Ganz besonders können wir dieses von den in dieser neuen Auflage zum ersten Male erscheinenden Aventures de Telemaque versichern. Der Druck des von uns schon früher angekündigten Werkes:

Handwörterbuch der griechischen und römischen Mythologie von Dr. Eduard Jacobi, gr. 8. (36 Bogen). Subscriptionspreis 1 Thlr. 6 Gr. wird im Monat August dieses Jahres vollendet werden. (Nach dem Erscheinen tritt der erhöhte Ladenpreis ein.)

In unserm Verlag erscheint auch die Zeitschrift

Momus und Komus,

deren Zweck Unterhaltung und Belehrung ist, und die sich vorzüglich durch freimüthige Kritik und Satyre auszeichnet. Probeblätter sind in allen Buchhandlungen zu haben. Der Preis des Jahrgangs ist 2 Thlr. Preuß. Cour.

Coburg und Leipzig 1830.

Sinner'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

[318] Neuer Verlag von Joh. Chr. Krieger in Cassel und Marburg, welcher durch jede gute Buchhandlung zu beziehen ist:

Handbuch der Geburtshülfe von Madame Boivin. Mit 106 lithog. Abbildungen. Nach der 3ten Ausgabe des Originals übers. von Dr. F. Robert, und mit einer Vorrede begleitet von Prof. Dr. D. W. H. Busch. gr. 8. brosch. 3 Rthlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 kr.

Hodisne, kurze geschichtliche Darstellung der alten und neuen französischen Literatur, nach den Schriften der ausgezeichnetsten Literatoren, für Uebungen im französischen Style, gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Pinels, Ph., philosophische Nosographie. Erster Band: die Fieberlehre. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. Zweiter Band die Lehre von den Entzündungen und Blutflüssen. Nach der 6ten Originalausgabe übersetzt von Dr. L. Pfeiffer. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Zeitschrift für die gesammte Thierheilkunde. In Verbindung mit den vorzüglichsten Thierärzten Deutschlands herausgegeben von. Prof. Dr. J. D. Busch. Erster Band 1stes bis 4tes Heft. gr. 8. br. jedes Heft 12 Gr. oder 54 kr.

Eichenberg, G. W., katechetische Unterweisung in den Lehren des Christenthums zum Gebrauch in Landschulen. 8. br. 4 Gr. oder 18 kr.

Gehren, Dr. K. Ch. v., die evangelische Eintracht, in 2 Predigten bezüglich auf den ältesten Versuch einer Protestantenvereinigung. 8. br. 4 Gr. oder 18 kr.

---

[281] Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliothek klassischer Romane und Novellen des Auslandes.

12. Auf Druckpapier. Geheftet.

Erster bis vierter Band: Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha, von Miguel de Cervantes Savedra. Neu übersetzt durch Dietrich Wilhelm Soldau. Mit einer Einleitung. 1825. 66½ Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Fünfter Band: Der Landprediger von Wakefield, eine Erzählung von Oliver Goldsmith. Neu übersetzt durch Karl Eduard von der Oelsnitz. Mit einer Einleitung. 1825. 11½ Bogen. 15 Gr.

Sechster bis neunter Band: Gil Blas von Santillana, von Le Sage. Aus dem Französischen. Mit einer Einleitung. 1826. 45½ Bogen. 2 Thlr.

Zehnter Band: Geschichte und Leben des Erzschelms, genannt Don Paul, von D. Francisco de Quevedo Villegas. Aus dem Spanischen übersetzt durch Johann Georg Keil. Mit einer Einleitung. 1826. 8½ Bogen. 12 Gr.

Elfter bis vierzehnter Band: Geschichte Tom Jones, eines Findlings, von Henry Fielding. Aus dem Englischen übersetzt durch Wilhelm von Lüdemann. Mit einer Einleitung. 1826. 59 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Fünfzehnter Band: Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, von Ludwig Holberg. Aus dem Lateinischen übersetzt durch Ernst Gottlob Wolf. Mit einer Einleitung. 1828. 13½ Bogen. 15 Gr.

Sechszehnter Band: Letzte Briefe des Jacopo Ortis, von Ugo Foscolo. Aus dem Italienischen übersetzt durch Friedrich Lautsch. Mit einer Einleitung. 1829. 13½ Bogen. 15 Gr.

Siebzehnter bis neunzehnter Band: Delphine, von Anna Germaine von Staël. Aus dem Französischen übersetzt durch Friedrich Gleich. Mit einer Einleitung. 1829. 42½ Bogen. 1 Thlr. 20 Gr.

Zwanzigster bis zweiundzwanzigster Band: Das Decameron, von Giovanni Boccaccio. Aus dem Italienischen übersetzt. Mit einer Einleitung. 1830. 42 Bogen. 2 Thlr.

Alle bis jetzt erschienene 22 Bände kosten daher 13 Thlr. 5 Gr.

Jeder Roman ist unter besonderm Titel auch einzeln zu den bemerkten Preisen zu erhalten.

Leipzig, 1sten Juli 1830.

F. A. Brockhaus.

---

[235] Die reiche Sammlung von Grabschriften:

Erinnerungen an die Kirchhöfe zu Berlin,

welche in der Leipz. Lit. Zeit. Nr. 49. 1830. sehr vortheilhaft erwähnt und in der allg. Kirch. Zeit. (Lit. Blatt Nr. 78.) 1828 als eine Fundgrube mannigfacher Grabverse mit sehr gefälligem Aeußern empfohlen wurde, ist der noch weitern Verbreitung wegen für 8 Gr. bei Reclam in Leipzig zu haben.

---

[301] **Für Lehrer und Schüler der französischen Sprache.**

Mehrseitiger Aufforderungen zu Folge, das in unserm Verlage erschienene Werk:

Freydig, D., Veränderungen der regel- und unregelmäßigen Zeitwörter in der franz. Sprache. Verbessert und vermehrt von Dr. J. H. Meynier. 2te Auflage 8. St. Gallen 1812. 12 gGr. oder 45 kr.

zur erleichterten Anschaffung in Schulen im Preise zu ermässigen, haben wir uns bewogen gefunden, denselben auf 8 gGr oder 30 kr. herabzusetzen, wofür es von jetzt an in allen Buchhandlungen zu finden seyn wird.

St. Gallen, 20 Juli 1830.

Huber und Comp.

---

[315] Bei Rubach in Magdeburg ist erschienen:

Heinzelmann, E. W., Noth- und Hülfsbuch der Rechtschreibung und sprachkundlichen Rechtsprechung im Deutschen, auch zur Bestimmung noch schwankender Fälle; mit Anmerkungen für Forscher. Nebst einem kurzen Fremdwörterbuche. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

37½ Bogen. Preis 1 Rthlr.

Ohne Wörterbuch 16 gGr. Das Wörterbuch allein 12 gGr.

---

[255] Von dem in London so eben erschienenen Werke:

Franco in 1829 — 1830 by Lady Morgan 2 vol.,

ist bereits eine deutsche Uebersetzung von C. Richard bei mir unter der Presse.

Aachen, den 27ten August 1830.

J. A. Mayer.

Digitized by Google

N°. 28.

Intelligenz-Blatt

1830.

Ankündigung
einer Fortsezung von Posselts historischem Taschenbuch.

Taschenbuch der neuesten Geschichte

herausgegeben
von
Dr. Wolfgang Menzel.

1ster Jahrgang, die Geschichte des Jahres 1829 enthaltend, mit 25 Portraits.

Zu ihrer großen Freude ist die Unterzeichnete in Stand gesezt hiermit anzuzeigen, daß binnen wenigen Wochen das vorstehende Taschenbuch die Presse verlassen wird. Der geistreiche Verfasser desselben ward durch die zunehmende Wichtigkeit der Zeitereignisse zu dieser Fortsezung des ehemals so beliebt gewesenen Posselt'schen Taschenbuches veranlaßt, eine Aufgabe, welche er auf die interessanteste und befriedigendste Weise gelöst hat.

Sein Zweck wie der des Posselt'schen Taschenbuchs ist kurz der, dem Publikum möglichst schnell eine möglichst vollständige und zusammenhängende Geschichte der jüngsten Weltbegebenheiten zu bieten. Das Taschenbuch wird je nach der Wichtigkeit der Zeitereignisse in schnellerer oder langsamerer Folge fortgesezt, wenigstens aber jedes Jahr die Geschichte des vorhergehenden Jahrganges schildern. Demzufolge beginnt der eben angekündigte erste Jahrgang mit der Geschichte des Jahres 1829, und enthält:

I. Die politische Geschichte aller einzelner Staaten in pragmatischem Zusammenhang.

II. Unter der Rubrik kleine Chronik, ein Verzeichniß aller ausgezeichneter, im Jahre 1829 gestorbener Personen; der wichtigsten Naturereignisse, Entdeckungen, Reisen, und anderer Merkwürdigkeiten, und

III. eine chronologische Tabelle über alle Ereignisse dieses Jahrs nach der Folge des Datums.

Das historische Taschenbuch ist überdieß mit folgenden wohlgetroffenen und sauber lithographirten Portraits ausgestattet:

Ludwig, König von Bayern,
Fr. Wilhelm III., König von Preußen,
Wilhelm, König von Würtemberg,
Jackson, Präsident der Vereinigten Staaten,
Maria da Gloria, Königin von Portugal,
Don Miguel,
Polignac,
Graf Capodistrias,
General Müffling,
Victorine, Erbin von Großbritannien,
O'Connel,
Peel,
Labourdonnaye,
Guerrero,
Don Pedro, Kaiser von Brasilien,
Amalie, Kaiserin von Brasilien,
Graf Diebitsch-Sabalkansky,
Graf Paskewitsch-Erivansky,
Napoleon Franz, Herzog von Reichstadt,
Heinrich, Herzog von Bordeaux,
Sultan, Mahmud,
Bolivar el Libertador,
Herzog von Wellington,
Nikolaus, Kaiser aller Reußen,
Alexandrine, Kaiserin aller Reußen.

Stuttgart und Tübingen, den 28ten August 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[255] Im Laufe dieses Monats erscheint:

Die Regierung Friedrich Augusts, Königs von Sachsen, nach den Quellen dargestellt vom K. S. Hofrathe und Prof. Pölitz zu Leipzig. 2 Bde. mit Beilagen, Tabellen und Facsimile. gr. 8. Subscriptionspreis 3½ Rthlr.

Obgleich der Ausdruck dieses nicht blos für Sachsen, sondern für die ganze Zeitgeschichte von 1763 bis 1827 höchstwichtigen Werks bereits der Vollendung sich nähert, so haben wir uns doch entschlossen, den Subscriptionstermin — der in der ersten Anzeige für das auswärtige Deutschland zu kurz angesetzt war, — bis zum Ende des Jahres 1830 zu verlängern, so daß die Namen der später beitretenden Subscribenten in einem zweiten Verzeichnisse nachgeliefert werden sollen. Sammlern bewilligen wir auch ferner auf neun, ein Freiexemplar. Mit dem 1sten Januar 1831 tritt unwiderruflich der erhöhete Ladenpreis ein.

Leipzig, den 7ten Juni 1830.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

---

[313] Bei Theod. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind in der ersten Hälfte des Jahres 1830 folgende neue Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

v. Wagensky und Klaatsch, das Neu-Preußische Infanterie-Gewehr; mit zwei großen lithographirten Tafeln und mehrern Tabellen; 3te verm. Aufl. 18 Gr.

Als Lehrbuch für sämmtliche Divisionsschulen des Preußischen Staates verordnet.

Berends, C. A. W., Vorlesungen über prakt. Arzneiwissenschaft, oder Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie; herausgegeben von K. Sundelin, 9ter und letzter Band, Steinkrankheit, Kinderkrankheiten, nebst einem Register über das ganze Werk. 2 Rthlr. 6 Gr.

Hiermit ist also dieses Werk eines der ausgezeichnetsten klinischen Lehrer geschlossen, und kostet complet 23 Rthlr.

Digitized by Google

Die Blumensprache, oder Bedeutung der Blumen nach orientalischer Art; zwölfte Aufl. mit 1 ill. Kupfer. br. 8 Gr.

Böttticher, W., das Reich Gottes, oder zusammenhängende Darstellung des christlichen Glaubens und Lebens; zum Gebrauch für die obern Klassen höherer Unterrichtsanstalten, so wie zur Belehrung und Erbauung eines jeden nach Uebereinstimmung seines Wissens und Glaubens strebenden Christen. 12 Gr.

Briefe gegen die Hegel'sche Encyklopädie der philos. Wissenschaften, 2tes Heft: vom Verstande der Encyklopädie und der Philosophie. 10 Gr.

Buchholz, Fr., neue Monatschrift für Deutschland, historisch-politischen Inhalts. 2ter Jahrgang 1830. 12 Hefte. 8 Rthlr.

— — Geschichte Napoleon Bonaparte's. 3ter und letzter Band. 3 Rthlr. 12 Gr. alle 3 Bände 9 Rthlr. 16 Gr.

— — historisches Taschenbuch 13ter Jahrg. oder Geschichte der Europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien, 16ter Bd. 2 Rthlr.

Die ersten 13 Bände dieses schönen Werkes sind für den erniedrigten Preis von 6½ Rthlr. (statt 26 Rthlr.) und der 14te und 15te à 2 Rthlr. zu bekommen.

Dieffenbach, J. F., Chirurgische Erfahrungen, besonders über die Wiederherstellung zerstörter Theile des menschlichen Körpers nach neuen Methoden. Zweite Abtheilung; nebst einem Heft Abbildungen von 20 schwarzen und 1 illumin. Quartblättern. 2 Rthlr. 8 Gr. Die erste Abtheilung kostet 16 Gr.

Großheim, C. L., Lehrbuch der operativen Chirurgie. 1r Theil. 2 Rthlr. 12 Gr.

Der zweite und letzte Theil erscheint nächstens.

Hahnemanniana (eine Sammlung Epigramme). 12 Gr.

Hecker, J. F. C., literarische Annalen der gesammten Heilkunde. 6ter Jahrgang. 1830. 12 Hefte. 8 Rthlr.

Julius, N. H., Jahrbücher der Straf- und Besserungsanstalten, Erziehungshäuser, Armenfürsorge ꝛc. 2ter Jahrgang. 1830. 12 Hefte. 4 Rthlr.

Lesser, Ferd., die Entzündung und Verschwärung der Schleimhaut des Verdauungskanales, als selbstständige Krankheit, Grundleiden vieler sogenannten Nervenfieber, Schleimfieber, Ruhren ꝛc., und als symptomatische Erscheinung vieler acuten und chronischen Krankheiten. Mit einer schwarzen und fünf ausgemalten Kupfertafeln, 4 Rthlr. 16 Gr.

Rheinwald, J. H., die kirchliche Archäologie; mit 2 Tafeln Abbildungen und 4 Tab. 3 Rthlr. 12 Gr.

Rust, J. N., theoret. prakt. Handbuch der Chirurgie, in alphabetischer Ordnung. Erster Band: A. bis And, 48 Bogen, mit dem Bildniß des Herausg. 4 Rthlr.

Der Subscriptionspreis von 3 Rthlr. ist hiermit für diesen Band erloschen; besteht aber für die folgenden Bände bis zur Erscheinung jedes einzelnen fort, so daß also künftige Käufer jedesmal die wirklich erschienenen Bände zum Ladenpreis zu bezahlen haben. — Die erste Lieferung des zweiten Bandes erscheint Ende Juli; im Ganzen jährlich 6 Lief. oder 3 Bände.

Tacitus, Agricola, als Versuch und Ankündigung einer neuen Verdeutschung sämmtlicher Werke des Tacitus, überf. von W. Böttticher. 6 Gr.

---

[233] **Uebersetzungs-Anzeige.**

Von der Feder eines sachkundigen Technikers wird für meinen Verlag eine deutsche Uebersetzung des für den Architekten, so wie theilweise jeden Bauhandwerker höchst wichtigen Werks:

l'Art de batir par Jean Rondelet

nach der 6ten Ausgabe des Originals bearbeitet, welches ich mit dem Bemerken vorläufig bekannt mache, daß die von Herrn Hartleben zu Pesth angekündigte Uebersetzung nicht erscheinen wird und daß in der Kürze eine ausführliche Anzeige durch jede Buchhandlung gratis vertheilt werden soll.

Darmstadt, den 22sten Juli 1830.

C. W. Leske.

---

[321] **Ein wichtiges Werk über den Seidenbau.**

Das von der Königl. Preuß. Regierung als höchst zweckmässig empfohlene Werk:

Wegweiser zum Seidenbau von A. M. Bolzani,

(dessen Familie seit länger als hundert Jahren in Italien den Seidenbau betrieb und der in vieljähriger Praxis denselben unserm deutschen Klima aneignete) haben wir in Verlag genommen. Es erscheint Ende September d. J.; bis dahin gilt der Subscriptions-Preis von 1 Thlr. 16 Gr.; vom 1sten Oktober an ist der Preis 2 Thlr. 4 Gr.

Alle solide Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

---

[288] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Zweiter Band: Provinzialrecht der Grafschaft Tecklenburg und der Obergrafschaft Lingen, von Clemens August Schlüter. Gr. 8. 15½ Bogen auf Druckpapier. 20 Gr.

Der erste Band (1829, 38½ Bogen, 1 Thlr. 20 Gr.) enthält: „Provinzialrecht des Fürstenthums Münster und der ehemals zum Hochstift Münster gehörigen Besitzungen der Standesherren, ingleichen der Grafschaft Steinfurt und der Herrschaften Anholt und Gehmen."

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Erster Band: Provinzialrecht der Distrikte des preuß. Landrechts von 1721, von Leman. Gr. 8. 50 Bogen auf Druckpapier. 2 Thlr. 12 Gr.

Diese Provinzialrechte bilden Theile der „Provinzialrechte aller zum preußischen Staat gehörenden Länder und Landestheile, insoweit in denselben das allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat," die Herr von Strombeck in Verbindung mit mehreren Rechtsgelehrten in meinem Verlage herausgibt.

Leipzig, 1sten Juli 1830.

F. A. Brockhaus.

---

[296] **Neueste Verlagsartikel**

von

Orell, Füßli und Comp. in Zürich,

welche durch alle Buchhandlungen zu haben sind:

Gaudin, J., Flora Helvetica sive Historia stirpium hucusque cognitarum in Helvetia et in tractibus conterminis aut sponte nascentium aut in hominis

Digitized by Google

animaliumque usus vulgo cultarum continuata. vol. V. et VI. med. 8. Charta ordin. 5 Thlr. 20 Gr. — 8 fl. 45 kr.

— — vol. V. et VI. Charta scripta. 7 Thlr. 12 Gr. — 11 fl. 15 kr.

Handbuch für Reisende in der Schweiz, von R. Gluz-Blozheim. 6te verbesserte Auflage, herausgegeben von C. Schoch. Mit einem Kärtchen. 8. 1 Thlr. 20 Gr. — 2 fl. 45 kr.

Leiden und Freuden einer Badereise; von der Verfasserin der „Bilder des Lebens" und der „Pauline Selbach." 8. 1 Thlr. 8 Gr. — 2 fl.

Orell, C., von, altfranzösische Grammatik, worin die Conjugation vorzugsweise berücksichtiget ist. Nebst einem Anhang von alten Fabliaux et Contes und einigen Bruchstücken aus dem Roman du Renart. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr. — 2 fl. 30 kr.

Pensées, quelques, sur l'éducation des femmes; avec supplément. 8. 6 Gr. — 24 kr.

Rauchenstein, Rud., Observationes in Demosthenis Orationem de Corona. 8. 6 Gr. — 24 kr.

Schriften, die heiligen, des Neuen Testaments. Das Evangelium Matthäi. 2tes und 3tes Heft. gr 8. 16 Gr. — 1 fl. 4 kr.

Sulzer, Ed., Tigurina oder die Ideale. Einige Versuche in Wahrheit und Dichtung. Mit Titelkupfer. 8. Auf weisem Druckpapier 1 Thlr. 16 Gr. — 2 fl. 30 kr. — Auf Postpapier 2 Thlr. — 3 fl. — Auf Velinpapier 2 Thlr. 8 Gr. — 3 fl. 30 kr.

Ueber Einführung zweyer Instanzen in Criminal-Prozessen im Kanton Zürich. 8. 3 Gr. — 12 kr.

Ugoni, C., Geschichte der italienischen Literatur, seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dem Italienischen. 3ter Band. 12. 1 Thlr. 16 Gr. — 2 fl. 30 kr.

Verhandlungen, neue, der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, über Erziehungswesen, Gewerbsfleiß und Armenpflege. 6ter Theil. gr. 8. 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr.

---

[274] So eben ist in der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin erschienen und in allen guten Musikhandlungen zu haben:

Le Joujou

Variations faciles, brillantes et doigtées á l'usage des jeune Elèves
sur l'air: „ O du lieber Augustin"
arrangées pour le Pianoforte à 4 mains
comp. par Henry Herz. Preis 12 Ggr.

Der Schweizerbub

Variationen in allen Concerten gesungen von Fräulein Henriette Sontag
für Gesang und Guitarre arrangirt
von R. Gernlein
comp. von J. P. Pixis. Preis 8 ggr.
Derselbo für Gesang und Pianoforte. 10 gGr

---

[325] Die Revolution!

Einer der interessantesten und zugleich pikantesten Köpfe der in unserer Kunstanstalt unter dem Titel

Gallerie der Zeitgenossen

seit einem Jahre herauskommenden schönen und dabei unerhört wohlfeilen Portrait-Sammlung von den merkwürdigsten Personen der Tagesgeschichte ist das (unter Nro. 24) eben erschienene nach einer Originalzeichnung von Julien auf Stahl kopirte sprechend ähnliche Bildniß des

Fürsten Polignac

mit der die Ereignisse der neuesten Zeit charakterisirenden Unterschrift:

President du Conseil;
echappé 30. Juillet 1830.

Es sind von unserer Anstalt in Paris, dem Heerde der gegenwärtigen großen Völker-Bewegung, Vorkehrungen getroffen, um dem Beobachter der dort beginnenden hochwichtigen Ereignisse die authentischen Portraits aller aus dem Strudel der neuen Revolution auftauchenden denkwürdigen Caraktere auf das schleunigste und von der Hand der vorzüglichsten Künstler im jetzt beginnenden zweiten Jahrgang der Zeitgenossen*) zu liefern. —

Das von Stöbers Meisterhand nach einem herrlichen Originalgemälde von Gerard auf Stahl gestochene Portrait des edlen

Lafayete,

General-Commandanten der Pariser Nationalgarde, wird in 8 Tagen versandt, und die Bildnisse des heldenmüthigen Eroberers von Algier

Marschall Bourmont

und des

vom französischen Volke zum Lieutenant-General des Reichs erhobenen

Herzog von Orleans,

folgen innerhalb 14 Tagen. —

Hildburghausen, Gotha und New-York,
am 8. August 1830.

Das Bibliographische Institut.

*) Subscribenten auf den zweiten Jahrgang kostet jedes Portrait nur 9 Kreuzen Rhein oder 2 Groschen Conv. Münze; also kaum ein Sechstel des für so schöne Stiche im Kunsthandel gewöhnlichen Preises.

---

[257] Im Laufe der Ostermesse ist erschienen und an die zahlreichen Herren Subscribenten versandt:

Forcellini Lexicon.

Vierte Lieferung.
Erster Subscriptions-Preis ein Thaler.

Ausführliche Ankündigungen sind an alle Buchhandlungen versendet.

Zwickau, im Juni 1830.

Gebr. Schumann.

---

[287] Aus Paris habe ich in Commission erhalten und ist durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes von mir zu beziehen:

Monumens inédits d'antiquité figurée grecque, étrusque et romaine, recueillis pendant un voyage en Italie et en Sicile dans les années 1826 et 1827, par M. Raoul-Rochette. Erste bis vierte Lieferung. Text Bog. 1 — 31,

Digitized by Google

und Tafeln 1 — 48. In Folio auf feinem Velinpapier. Preis der Lieferung 5 Thlr. 12 Gr.

Die kritischen Institute Frankreichs und Deutschlands haben bereits die Wichtigkeit dieses Werks, mit dessen Herausgabe sich Herr Raoul-Rochette unausgesetzt beschäftigt anerkannt, und ich bemerke daher nur, daß dasselbe, zugleich ein Meisterstück französischer Typographie und Lithographie, aus 2 Bänden mit 200 Tafeln bestehen und ungefähr 60 — 70 Thlr. kosten wird. Die erste und zweite Lieferung geben eine Achilleide, die dritte und vierte eine Oresteide.

Leipzig, 1sten Juli 1830.

F. A. Brockhaus.

---

[277] In der Voss'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Marheinecke, Ph., Institutiones Symbolicae, doctrinarum Catholicorum, Protestantium, Socinianorum, ecclesiae graecae, minorumque societatum christianarum summam et discrimina exhibentes. Editio tertia, auctior, emendatior 8. 1 Rthlr.

Vorlesungen über die Chemie für gebildete Leser aus allen Ständen. Nach Laugier Cours de Chimie générale von Friedr. Wolff. 2ter Theil gr. 8. 1 Rthlr. 20 gGr.

(Beide Bände 3 Rthlr. 16 gGr.)

Wolmar, di Dr. Enrico., Abhandlung über die Pest, nach vierzehnjährigen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen. Mit einem Vorwort von C. W. Hufeland., königlich Preuß. Staatsrath ꝛc. ꝛc. gr. 8. 1 Rthr. 12 gGr.

---

[317] Ansichten vom Harz, nach der Natur gezeichnet und gestochen.

1ste Suite: Falkenstein, Marmormühle, Roßtrappe, Ballenstadt, Blankenburg, Ilsenstein. Auf Velinpapier, sauber colorirt in Umschlag ½ Rthlr. jedes Blatt einzeln ¼ Rthlr.

2te Suite: Stollenberg, Broken, Ilsenfall, Alexisbad, Stubenberg, Mägdesprung. Auf Velinp. sauber colorirt in Umschlag ½ Rthlr. jedes Blatt einzeln ¼ Rthlr.

durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu haben.

Magdeburg, im August 1830.

Ferdinand Rubach.

---

[222] So eben ist in Preßburg erschienen, und bey Karl Andrae in Leipzig zu haben:

Beschreibung der, den Obstbäumen in hiesiger Gegend schädlichsten Raupenarten, nebst Hindeutung zu deren allmähligen Vertilgung und Unschädlichmachung. Von Paul v. Ballus. Mit einer schwarzen, und zwey illuminirten Steintafeln. Gr. 8. 8 gGr.

Flora Posoniensis, exhibens plantas circa Posonium sponte crescentes aut frequentius cultas, methodo naturali dispositas, auctore Stephano Endlicher. gr. 8. ord. Druckp. mit schwarzen Kupfern 2 Thlr. — Weiss. Druckp. mit illum. Kupf. 3 Thlr.

Homerus slavicis dialectis cognata lingua scripsit. Ex ipsius Homeri carmine ostendit Gregor. Dankovsky, litter. graec. in R. Acad. Posoniensi Professor. folium. I. II. III. Iliados. Lib. I. 1 = 15o. Slavice et graece idem sonans et significans, adjecta nova versione latina et commentario graeco - slavico. gr. 8. *18 Gr.*

---

[262] In unserem Verlage ist jetzt fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dan. Lesmann, biographische Gemälde. 2ter Theil, oder Pabst Innocenz der dritte, und Fürst Michael Glinski. gr. 8. 1830. — Schreibpapier. — Preis 1¾ Thlr.

Der im vorigen Jahre (zu demselben Preise) erschienene erste Theil, welcher die Biographien:

Philipp IV. Königs von Frankreich und Alfons Albuquerque

enthält, hat eine so günstige Aufnahme gefunden, daß wir hoffen, dieses Werk in größerm Umfange und alljährlich einen Band erscheinen lassen zu dürfen.

Von demselben Verfasser empfehlen wir die ebenfalls in unserm Verlage erschienenen, und mit vielem Beifall aufgenommenen

Cisalpinischen Blätter oder Leben, Bildung und Sitten im nördlichen Italien. 2 Thle. broch. 3 Thlr.

Gedichte — gebunden — 1½ Thlr. und

Novellen — 4 Theile — brochirt — zusammen 6 Thlr. (einzeln jeder Theil 1¾ Thlr.)

Berlin 1830.

Haude und Spener'sche Buchhandlung.

---

[295] So eben ist erschienen und in sämmtlichen Buchhandlungen zu haben:

Der

„katholischen Kirche"

zweiter Theil,

oder

Paragraphen

zu

einer neuen Verfassungsurkunde derselben

mit

Begründung aus Geschichte, Christenthum und Vernunft.

Ein System ist nicht sowohl durch Angriffe umzuwerfen, als nur durch ein — neues, das sich kühn daneben stellt.

Jean Paul (XVII. 700)

Altenburg, 1830.

Verlag der Hofbuchdruckerei.

Preis 1 Rthl. 12 gGr.

Digitized by Google

N°. 29.

Intelligenz-Blatt

1830.

[384] In der unterzeichneten Verlags-Handlung ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Umständlicher Bericht
eines
Augenzeugen
über den
letzten
Auftritt der französischen Revolution
Ende Julius 1830.
Erstattet
von
J. H. Schnitzler.

Verfasser des: „Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie."

Mit dem Bildnisse Lafayette's und einem Grundriß von Paris.

Preis 48 kr.

Stuttgart und Tübingen, den 15. Sept. 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[252] In der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Vollständige Sammlung aller ältern und neuern Konkordate, nebst einer Geschichte ihres Entstehens und ihrer Schicksale von Dr. Ernst Münch im Haag. Erster Theil. Konkordate der ältern Zeit. gr. 8. (33 B.) 2 Rthlr. 18 Gr.

So reich im Allgemeinen die Literatur unseres Zeitalters an Urkundensammlungen für die Geschichte ist, so fehlte doch noch bisher eine vollständige Sammlung derjenigen wichtigen Urkunden, welche den Namen „Konkordate" führen. Es war daher ein glücklicher und zeitgemäßer Gedanke des freisinnigen Münch, sie zu einem organischen Ganzen zu verbinden, das nach seiner Bedeutsamkeit dem Staatsmanne und Diplomaten, wie dem Lehrer des kanonischen Rechts und dem Kirchenhistoriker gleich unentbehrlich ist. Daß diese Urkunden noch nie aus diesem Standpunkte gefaßt sind, kann Ref. verbürgen. Das Licht, das in diesem Werke auf sie fällt, kann nicht ohne Wirkung bleiben. (Jahrbücher der Geschichte und Staatsk. 3ter Jahrgang Juli S. 64. u. s. w.) — Der 2te Theil, die Konkordate der neuesten Zeit enthaltend und den ersten an Interesse noch weit überbietend, befindet sich unter der Presse.

---

[345] In allen soliden Buchhandlungen ist zu haben:

Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1831. Herausgegeben von A. Schreiber. Mit Kupfern. In elegantem Einbande und Futterale. 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 Gr. Prachtausgabe mit Kupf. av. la lettre auf Chin. Papr. 3 Rthlr. 16 Gr.

Mehrere unsrer vorzüglichsten Dichter haben zur reichen Ausstattung dieses neuen Jahrgangs der Cornelia beigetragen, und wir dürfen nur die Namen W. Blumenhagen, Fr. Lohmann, Neuffer, des trefflichen (uns zu früh entrissenen) M. v. Schenkendorf (aus dessen Nachlaße der Herausgeber ungemein anziehende Reliquien mittheilt), A. Schumacher, A. v. Tromlitz u. s. w. nennen, um jeder fernern Anpreisung überhoben zu seyn. Die Kupfer nach den schönen Zeichnungen von Ender, Fendy und Roßmäsler, sind von Hofmann, Passini und Roßmäsler (von letzterm auf Stahl) meisterhaft gestochen.

---

[343] Bei C. B. Schwickert in Leipzig ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliotheca sacra Patrum ecclesiae Graecorum. P. II. Tom. 7. 8. Contin. Philonis Jud. opera omnia ed. C. E. Richter. Vol. 7. 8. 8. broch. 1 Rthlr. 15 gGr.

Klotzii, R. Quaestiones Tullianae. Liber primus. 8. 9 gGr.

Leipzig, im August 1830.

---

[271] Von den eben erschienenen Werken:

1. Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre et de leurs rapports avec la politique des états, par le Baron de Jomini. 2me édit. St. Pétersburg 1830.
2. Scènes de la vie privée p. Mr. de Balzac. 2 Vol. Paris 1830.

erscheinen binnen Kurzem von sachkundigen Männern bearbeitete Uebersetzungen, so wie auch in 14 Tagen versandt wird:

Ueber die Veränderungen in der Kriegskunst seit 1700 bis 1815; Folgerungen hieraus auf das Festungs-System. Von dem Marquis von Cambray. Aus dem Franz. übersetzt von einem Offizier der Berliner Garnison.

Berlin, im Juli 1830.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Digitized by Google

[312] Einladung zur Unterschrift.

Zu Ende dieses Monats erscheint auf Unterschrift und Vorauszahlung:

Darstellung

seltener auf Einwirkung unsichtbarer Wesen hindeutender Begebenheiten.

Zum Drucke besorgt

von

Hofrath Hahn in Ingelfingen.

Preis 52 kr. oder 12 gGr.

Ein Theil dieser Beobachtungen ist vorzugsweise in der Seherin von Prevorst abgedruckt; hierdurch erhält die Oeffentlichkeit die Schilderung ausführlich, und noch mit vielen neuen Erscheinungen begleitet. Der Leser wird nicht unbefriedigt diese Schrift aus den Händen legen.

Der Unterzeichnete, so wie der Herausgeber nehmen Unterschriften und Vorauszahlungen auf portofreie Briefe an.

Stuttgart, den 10. Aug. 1830.

Johann Gottlieb Munder, Buchdrucker.

---

[342] Kunstanzeige.

In unserm Verlag erscheint eine systematisch geordnete und in acht Sektionen eingetheilte Portrait-Sammlung unter dem Titel:

Pantheon

der

berühmtesten Menschen aller Völker und Zeiten.

Von sämmtlichen Sektionen, deren jede auch einzeln verkauft wird, erscheint im Oktober dieses Jahrs die erste Lieferung.

Der Subscriptionspreis für die Lieferung von zehn Portraits in elegantem Umschlag und mit kurzen Biographien versehen, beträgt nicht mehr als sechzehn Groschen; ein Preis, wie er für so schöne, von den ausgezeichnetsten Künstlern Deutschlands gestochene Portraits, bis jetzt noch nie bestanden hat.

Alle Buchhandlungen nehmen Subscription darauf an, und haben ausführliche Anzeigen vorräthig.

Zwickau, im August 1830.

Gebrüder Schumann.

---

[329] Bei W. Laufter in Leipzig sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

Der Geist und Charakter der Kirche kurz vor ihrer Reformation und die Bildungsgeschichte Dr. M. Luthers. Ein Buch für Schul- und Familienkreise zur Würdigung des Jubelfestes der evangelischen Kirche im Jahr 1830. Nebst einem Glaubensbekenntniß, das unter dem Namen eines Herzogs im Druck erschien, welcher von der evangelisch-protestantischen Kirche zur päpstlichen übertrat. Von Dr. A. Moser. 8. 1830. geh. 9 gr. oder 41 kr.

Handbuch der Geschichte Deutschlands zum Gebrauch für den öffentlichen und Selbstunterricht von Dr. J. A. Müller. 1r Band: Geschichte Deutschlands von Carl dem Großen bis zu der Auflösung des deutschen Reichsverbandes im Jahr 1806. 8. 1830. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. 2ter Band, die Begebenheiten bis Juli 1830 enthaltend, 8. 1 Rthlr oder 1 fl. 48 kr.

Kurzgefaßte Naturlehre des menschlichen Körpers. Zum Gebrauch für Schule und Haus und als Leitfaden zu meinen anatomischen Darstellungen von J. C. C. Zimmermann. 8. 1830. 12 gr. oder 54 kr.

Die Kenntniß des menschlichen Körpers ist für Jung und Alt von der größten Wichtigkeit, daher es wünschenswerth wäre, daß schon die Jugend in den Schulen damit bekannt gemacht würde. Um dieses zu bezweken, ist in diesem Buche alles so zart behandelt, daß dasselbe jedem Kinde in die Hand gegeben werden kann.

Anatomische Darstellungen zum Privatstudium von J. C. C. Zimmermann. 8 Hefte mit 32 kolor. Kupfern. Folio. 1829 — 1830. 4 Thlr. 18 Gr. oder 8 fl. 33 kr. (Das 9te und 10te Heft erscheint in Kurzem).

Verbesserungen von chirurgischen Bandagen und Maschinen, von J. C. C. Zimmermann, 1s Heft: die Krümmungen des Rückgraths und der Röhrenknochen und deren Nachtheil auf den Organismus; nebst den neuesten mechanischen Hülfsmitteln dagegen. Mit 2 Kupfern. 8. 1830. geheftet 12 Gr. oder 54 kr. 2s Heft: der Klumpfuß und der Pferdefuß, deren gründliche Heilung, und das vorzüglichste mechanische Hülfsmittel dagegen. Mit zwei Kupfern. 8. 1830. geh. 12 gr. oder 54 kr. 3s Heft: über Bruchschäden und Bruchbandagen, so wie eine neue Bandage zur Sicherstellung gegen Brüche. Mit 3 Kupfertafeln. 8. 1830. geh. 12 gr. oder 54 kr.

Beiträge zur schönen Baukunst. Eine Sammlung von Entwürfen zu öffentlichen und Privatgebäuden, mit ihren Fassaden, Grundrissen und Profilen, einzelnen Theilen, Dekorationen der Zimmer, Prachtmeubeln, Verzierungen ꝛc. von E. Pötzsch, Architekt. 1s Heft mit 6 Kupfern. gr. Folio 1 Rthlr. 18 gGr. oder 3 fl. 9 kr.

Der Vogelheerd in allen einzelnen Theilen. Oder gründliche Anleitung zu dem Vergnügen, alle Arten Krammetsvögel auf dem Heerde zu fangen, und über das Verhalten dabei in allen vorkommenden Fällen. Nach theoretischen und praktischen Grundsätzen bearbeitet und nach vieljähriger Erfahrung und geprüften Maaßregeln dargestellt von C. Bonde, herzoglichem Förster. 8. 1830. geh. 12 gr. 54 kr.

Moeridis Atticistae Lexicon Atticum cum J. Hudsoni, S. Bergleri, C. Sallieri, Schlaegeri aliorumque notis. Secundum ordinem Mastorum restituit emendavit animadversionibusque illustravit Joannes Piersonus. Accedit Aelii Herodiani Philetaerus e ms. nunc primum editus item eiusdem Fragmentum e mss. emendatius atque auctius. Cum annotationibus suis et plerisque F. J. Fischeri denuo edidit Dr. G. A. Koch. Pars prior. A — K. 8 maj. 17 Bogen. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

---

[366] Für Freunde der Geschichte und Länderkunde.

Im Verlage von C. W. Leske in Darmstadt sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Bignon, Geschichte von Frankreich seit dem 18 Brumaire bis zum Frieden von Tilsit. A. d. Franz. von Theod. v. Haupt. 1r. Band. gr. 8. 1 Thlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Catalonien in malerischer, architektonischer und antiquarischer Beziehung dargestellt, auf 30 Blät-

Digitized by Google

tern gestochen von H. W. Eberhard. Royal-Folio. Text von Heinr. Schäfer. in 4. 5 Thlr. oder 9 fl. carton.

Das allgemeine und lebhafte Interesse für die Länder- und Völkerkunde, und der Mangel einer Ethnographie, welche durch eine zweckmäßige Auswahl und Behandlungsweise des seit einigen Jahrzehnten zu einer ausserordentlichen Fülle angewachsenen Stoffes den gesteigerten Forderungen der Zeit Genüge leisten könnte, haben die genannten Herausgeber bewogen, zur gemeinschaftlichen Bearbeitung eines mit Abbildungen reichlich ausgestatteten Werkes, das den höheren Zeitbedürfnissen zu entsprechen beabsichtigt, sich zu vereinigen. Ihr Plan ist: die alterthümlichen, geschichtlichen und architektonischen Denkmale, so wie die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Völker, und die Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten ihrer Länder zu beschreiben, und in Abbildungen, die den gebildeten Kunstsinn ansprechen, zu veranschaulichen. Von der Aufnahme und Unterstützung des Publikums wird es abhängen, ob nach und nach die merkwürdigsten Länder und Völker auf gleiche Weise dargestellt erscheinen können.

Italia in hundert und einem Ständchen, von einem Morgenländer. gr. 8. geh. 1 Thlr. 18 gr. oder 3 fl.

Der geneigte Leser wird in der Darstellung und dem Talent des Verfassers die Feder eines als Dichter und Gelehrten rühmlichst bekannten Schriftstellers leicht erkennen. Der Verleger hat sich aus dieser Rücksicht bestimmt dem Werk eine schöne Ausstattung zu geben.

Scott, W., Geschichte von Schottland. Aus dem Engl. übers. von Fr. Vogel. 1r Band 1ste u. 2te Abtheilung. gr. 12. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

(Das Ganze wird aus 2 Bänden bestehen.)

Wagner, G. W. D., statistisch-topographisch-historische Beschreibung des Großherzogthums Hessen in 4 Bänden. 1r bis 3r Bd. gr. 8. 3 Thlr. oder 5 fl. 15 kr.

Zur Geschichte unserer Zeit. Eine Sammlung von Denkwürdigkeiten über Ereignisse der drei letzten Decennien. 17r bis 22r Theil. 8. geh. Jeder Theil à 6 gr. oder 27 kr. (Die früheren 16 Theile in 8 Bänden sind noch à 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr. zu haben.)

---

[360] Peter der Große als Mensch und Regent dargestellt von Dr. B. Bergmann. Vierter, fünfter, und sechster (letzter) Theil.

Da der Absatz der 3 ersten Bände dieses Werkes (Leipzig und Riga bei Hartmann) nicht ganz die Erwartung des Verfassers befriedigt hat, so sieht sich derselbe genöthigt, die 3 folgenden (von welchen der sechste in diesem Monat schon die Presse verlassen dürfte) durch Pränumeration anzukündigen — alle 3 zu 4 Thlr. 4 gr. den Louisdor zu 5 Thlr. gerechnet, abzugeben bei den Herrn Logier, Buchhändler in Berlin, wo das Geld so lange aufbewahrt bleibt, bis die bestellten Exemplare anlangen. Die Pränumerations-Frist dauert bis zum Frühling 1831. Späterhin wird ein viel höherer Ladenpreis eintreten. Die 3 ersten Theile können gleichfalls durch die genannte Buchhandlung für den Preis von 5 Thlr. bezogen werden.

---

[314] Virgil's Eklogen.

Metrisch übersetzt. Nebst einer Einleitung über Virgil's Leben und Fortleben und einem Versuche über die Ekloge.

Von Dr. F. W. Genthe.

Magdeburg, bei F. Rubach.

Preis 18 gGr.

---

[320] Musen-Almanach für 1831.

Der zweite Jahrgang des

„Berliner Musen-Almanach" (für 1831)

erscheint im September dieses Jahrs in unserm Verlage und wird sich ohne Preis-Erhöhung (1½ Thlr.) vor dem ersten bedeutend auszeichnen. — Alle solide Buchhandlungen nehmen Bestellungen an, nach denen die Auflage sich bestimmt.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

---

[368] An alle Buchhandlungen wurde versandt:

Kopp, Dr. J. H., kurfürstlich hessischer Oberhofrath 2c., Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis. 1ter Band. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. rhein.

Hoffmann, J. J. F., Königl. bayerischer Hofrath 2c., Anleitung zur Elementar-Arithmetik. 2ter Bd. dritte verbesserte und sehr vermehrte Auflage. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr. rhein.

Krebs, J. P. Professor, kurze Accentlehre der griechischen Wörter. Ein ergänzender Nachtrag zu dessen griechischer Grammatik und griechischem Lesebuch. gr. 8. 3 Gr. oder 12 kr. rhein.

Frankfurt a. M. im August 1830.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlungen.

---

[359] In Hartleben's Verlagsexpedition in Leipzig sind von der

Bibliothek

der

wichtigsten neuern Geschichtswerke des Auslandes, in Uebersetzungen von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten unter Redaction

des Hofraths und Professors Pölitz, in Leipzig,

bereits 6 Lieferungen erschienen.

Sie enthalten:

Malcolm's Geschichte Persiens. Aus dem Engl. von Dr. Becker. 2 Bde.

Klassan's Geschichte des Wiener Congresses. Uebers. vom Prof. Herrmann. 2 Bde.

Digitized by Google

Rizo Nerullos Geschichte des griechischen Aufstandes. Deutsch bearbeitet vom Prof. Eisenbach.

Vignon's Geschichte von Frankreich, übers. vom Hofrath Hase. Erster Band.

Die zunächst folgenden Lieferungen bringen:

Vignon's Geschichte. Fortsetzung.

Raynouard, Geschichte des Municipalrechts in Frankreich, unter der römischen Herrschaft und unter den drei Dynastien. Bearbeitet vom Geh. Reg.-Rath Emmermann.

Browning's Geschichte der Hugenotten. Aus dem Engl. von Dr. Herzog.

Obige Inhaltsanzeige liefert den Beweis, daß bloß ausgezeichnete und gediegene Werke in dieser Bibliothek aufgenommen werden, welche sowohl zur Förderung gründlicher Kenntnisse als zu Befriedigung des geläuterten Geschmackes gebildeter Leser dienen.

Die günstige Aufnahme, welche dieser Unternehmung seit ihrem Beginnen zu Theil wurde, spricht für ihren Werth und verbürgt ihre Fortdauer. Monatlich erscheint eine Lieferung von 20 Bogen geheftet, welche im Subscriptionspreise nur 1 Thlr. kostet, aber bei Ausgabe der achten Lieferung für neu eintretende Abnehmer auf 1 Thlr. 6 Groschen erhöht wird.

---

[354] In allen Buchhandlungen sind fortdauernd Exemplare der im Preis erniedrigten 10ten Auflage von

Stielers Schul-Atlas

der neuesten Erdbeschreibung in 26 Karten.

Gotha, bei J. Perthes 1830. Preis 1¼ Thlr. oder 2 fl. 42 kr.

und auch einzelne Karten daraus zu 1½ Gr. oder 2 Sgr. oder 7 kr. zu haben. — Der Atlas zeichnet sich in jeder neuen Auflage, die neuesten Berichtigungen aufnehmend, durch Richtigkeit, Correctheit, schönen Stich und sorgfältige Illumination vor allen bisher erschienenen aus.

---

[286] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Materialien zu einer vergleichenden Heilmittellehre zum Gebrauch für homöopathisch heilende Aerzte, nebst einem alphabetischen Register über die positiven Wirkungen der Heilmittel auf die verschiedenen einzelnen Organe des Körpers und auf die verschiedenen Funktionen derselben. Von Georg August Benjamin Schweikert. Viertes Heft. Zweite Lieferung. Gr. 8. 25½ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 20 Gr.

Das erste Heft (1826, 26 Bog.) kostet 1 Thlr. 20 Gr., das zweite (1827, 21 Bog.) 1 Thlr. 16 Gr., das dritte (1828, 34 Bog.) 2 Thlr. 12 Gr. und die erste Lief. des vierten Hefts (1828, 35 Bog.) 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, 1. Juli 1830.

F. A. Brockhaus.

[349] **Für Landwirthe und Viehbesitzer.**

Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Möllers allgemeines

Haus-Viehartzneibuch

für den Bürger und Landmann.

Oder Darstellung aller innerlichen und äußerlichen Krankheiten der Pferde, des Rindviehes, der Schaafe, Ziegen, Schweine und Hunde, und gründlicher Unterricht, sie zu erkennen, zu verhüten und zu heilen, nebst Angabe der sichersten Mittel und erforderlichen Rezepte und Belehrungen über die richtige Zucht, Wartung und Fütterung dieser Thiere. 2 Theile. 3te Aufl. 8. Preis 1 Thlr. 10 Gr.

Diese Schrift, welche den Viehbesitzer über die Krankheiten des Viehes, nach den in neuester Zeit in der Thierheilkunde gemachten Erfahrungen und Fortschritten, gründlich belehrt, gehört zu den besten Volksschriften, die seit Kurzem erschienen sind. Sie zeichnet sich vor ähnlichen Schriften vortheilhaft dadurch aus, daß sie die charakteristischen Zeichen und Veranlassungen der verschiedenen Krankheiten genau beschreibt, die besten Maßregeln zu ihrer Verhütung angibt, die einfachsten, wohlfeilsten Mittel zu ihrer Heilung vorschlägt, und über die naturgemäße Zucht und Wartung dieser Thiere das Wissenswertheste ertheilt. Treu nach der Natur wird hier das Bild der Krankheit dargestellt; ein klarer, deutlicher Vortrag setzt jeden Leser in den Stand, sich mit Leichtigkeit über einen vorkommenden Fall Raths zu erholen. Die Beschreibung der Krankheiten der Hunde und deren Heilung wird gewiß Vielen willkommen seyn, da wir über diesen Gegenstand bis jetzt so wenig Genügendes besitzen.

---

[347] **Schriften scherzhaften Inhalts.**

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Venus, Amor und Hymen;

oder der Tempel der Liebe. Eine Anthologie der herrlichsten Dichtungen über Liebe und eheliches Glück. Herausgegeben von P. Köster. 12. Geheftet. Preis: 16 Gr.

Schurkenstreiche des Herrn Amor.

Ein scherzhafter Warnungsspiegel für Liebende und Alle, die sich verlieben wollen. In vorliegende Form gebracht von Pantaleon von Jungfernberg, dem Satyrenschreiber. 12. Geheftet. Preis 10 Gr.

---

[372] Da die meisten ausländischen Taschenbücher alljährlich schon im September versandt werden, die von Unterzeichnetem angekündigte Fortsetzung der

Alpenrosen, Schweizer-Taschenbuch auf das Jahr 1831

aber, zwar unfehlbar erscheint, jedoch erst einen Monat später ausgegeben werden kann: so bittet der Verleger das verehrte Publikum wolle auf obiges gefälligst Rücksicht nehmen und den Grund der diesjährigen Verzögerung einzig darin suchen: daß man nichts Uebereiltes, sondern nur, in jeder Beziehung, Ausgezeichnetes mitzutheilen entschlossen ist.

Aarau, 20. August 1830.

J. J. Christen'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 30.

Intelligenz-Blatt

1830.

[258] Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Technologische Encyklopädie

oder

alphabetisches Handbuch

der

Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum

Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben

von

Joh. Jos. Prechtl,

k. k. n. ö. wirkl. Regierungsrathe und Direktor des k. k. polytechnischen Institutes in Wien, ꝛc.

Zweiter Band.

Beil — Bouillons.

Mit den Kupfertafeln 30 bis 38.

gr. 8. Stuttgart und Wien. 6 fl. Reichsgeld.

Die Aufnahme, welche der erste Band des vorliegenden Werkes gefunden hat, bezeugt hinlänglich das Bedürfniß desselben und die Zweckmäßigkeit der Ausarbeitung. Dem gegenwärtigen Bande, welcher unter den Artikeln Beil bis Bouillons die Abhandlung vieler sehr ausgedehnter und wichtiger Gegenstände (z. B. Beinschwarz, Bergblau, Berlinerblau, Bewegende Kräfte, Bewegung, Bierbrauerei, Bildgießerei, Bildhauerei, Blaufärben, Blech, Blecharbeiten, Blei, Bleiarbeiten, Bleichkunst, Bleistifte, Bleiweiß, Blumen, Bobbinnet oder Tülle anglais, Bohrer und Bohrmaschinen, Bortenweberei ꝛc.), so wie auf 19 Kupfertafeln die Abbildungen zahlreicher Maschinen, Apparate und Werkzeuge enthält, wird der dritte in möglichst kurzer Frist folgen. So wird Schnelligkeit des Erscheinens, verbunden mit stets gleicher Sorgfalt in der Bearbeitung des Inhaltes und der Ausführung der Kupfertafeln, die Benützung des Werkes nach Möglichkeit erleichtern.

Der erste Band, ebenfalls mit 19 Kupfertafeln, kostet 6 fl. Reichsgeld oder 5 fl. Conv. Geld.

Für die österreichische Monarchie besorgt die Carl Gerold'sche Buchhandlung in Wien die Versendung.

Stuttgart, im Julius 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[283] Neue Unterhaltungsschriften.

So eben sind bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Eitelkeit und Flattersinn, Liebe und Treu, in Bildern aus der großen Welt. 8. 17 Bogen auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Wachsmann, C. von, Erzählungen und Novellen. Zwei Bändchen. 8. 42 Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, 1. Juli 1830.

F. A. Brockhaus.

[316] So eben ist erschienen und Freunden einer angenehmen und lehrreichen Unterhaltung zu empfehlen:

Historisch romantische Erzählungen

von

Ferdinand Holm.

Magdeburg Verlag v. F. Rubach.

Preis 18 Gr.

[364] Bei G. Fincke in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Sutzo, Geschichte der griechischen Revolution aus dem Französischen übersetzt von Forschmann. gr. 8. auf milchweisem Papier sauber broschirt. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Die außerordentlich günstige Aufnahme, welcher dieses Werk sich in Frankreich erfreute, läßt für die gelungene Uebersetzung, bei deren typographischer Ausstattung nichts gespart ward, einen ähnlichen Erfolg in Deutschland erwarten. Gewiß wird es Jedem interessant seyn, den Bericht eines Griechen über dieses wichtige Geschichtsereigniß zu vernehmen, durch einen Augenzeugen mit einigen Details jenes Kampfes näher bekannt zu werden, dessen Ausgange ganz Europa mit gespannter Erwartung entgegensah. Geistreiche Darstellung eignet das Werk zur Lektüre für Jedermann und ist dieserhalb besonders Leihbibliotheken zu empfehlen.

[367] Bekanntmachungen.

In allen soliden Buchhandlungen ist zu haben:

Adrian, Dr., neuestes Gemälde von London und seinen Umgebungen. Handbuch für Reisende nach London. Mit einem Wegweiser von Frankfurt a. M. über Mainz, Coblenz, Cöln, Nymwegen und Rotterdam nach London, sodann von London über Harwich nach Hamburg, über Ostende nach Brüssel und über Dover und Ca-

Digitized by Google

lais, Brighton und Dieppe nach Paris. — Beigegeben ist: Eine Reisekarte, der Plan und das Panorama von London, sowie eine Karte der Umgebung von London. Gebunden und in Futteral. 5 fl. 30 kr.

Hieraus ist besonders zu haben:

Plan, Panorama und Karte der Umgebungen von London. In Futteral. 3 fl. 30 kr.

J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

---

[363] Bei Boike in Berlin ist erschienen:

Encyklopädisches Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften. Herausgegeben von den Professoren der medicin. Fakultät zu Berlin: Dr. W. H. Busch, C. F. v. Gräfe, C. W. Hufeland, H. F. Link, K. A. Rudolphi. Fünfter Band Bandage—Blutfluß. Subscript. Preis 3 Rthlr. 8 Gr.

Die günstige Aufnahme dieses Werks veranlaßt den Verleger für die rasche Fortsetzung desselben Sorge zu tragen. Ausser der schon bisher gelieferten Uebersicht der wichtigsten Heilquellen aller Länder, wird auch dasselbe die gerichtliche Medicin, und die jedem Arzt zu wissen nöthigen Theile der Thierheilkunde enthalten.

---

[220] Fortsetzung von Manzonis Romane: „Die Verlobten".

In unserm Verlage erscheint in möglichst kurzer Zeit die von Dan. Leßmann übernommene Uebersetzung von „La Monacca di Monza" („Die Nonne v. Monza") Fortsetzung der „Verlobten" von Manzoni.

Es sind zwei Bände, die wir (ganz so ausgestattet, wie unsere Ausgabe der „Verlobten" ebenfalls von Dan. Leßmann übersetzt) für 1¾ Thlr. Vorausbezahlung überlassen; der nachherige Preis ist 2¼ Thlr., immer noch billig, da das Werk in italienischer Sprache 3¾ Thlr. kostet. Bestellungen nehmen alle solide Buchhandlungen an, in denen auch ausführlichere Anzeigen gratis zu haben sind.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

---

[330] Bei Friedr. Wilmans in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch für das Jahr 1831. Der Liebe und Freundschaft gewidmet, herausgegeben von Dr. St. Schütze. Preis 1 Rthlr. 12 Gr., oder 2 fl. 42 kr. Maroquen 2 Rthlr. 12 Gr., oder 4 fl. 30 kr. Maroquen Futteral 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

---

[381] Literatur.

Bei F. G. Franckh in München ist so eben erschienen und an alle gute Buchhandlungen versandt:

Duller, Ed., die Wittelsbacher. Balladen. gr. 8. broch. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. sächsisch.

Handschuh, G. F., die syphilitischen Krankheitsformen und ihre Heilung. Mit steter Rücksicht auf die Beobachtungen und Erfahrungen der neuesten Zeit. gr. 8. broch. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 Gr.

Spindler, C., Je länger, je lieber. Erzählungen und Novellen. 3 Bände. 8. broch. 7 fl. oder 4 Rthl. 6 Gr.

Francii, J., Disertatio de locis quibusdam Lysiacae critica personandis. 4. broch. 24 kr. oder 6 gGr.

---

[369] An alle Buchhandlungen wurde versandt:

Handbuch der Experimental-Physik, zur Selbstbelehrung und zum Gebrauche bei Vorlesungen, von Dr. Beat von Tscharner, Großh. Baden'schen Professor ꝛc. ꝛc. Neue, vermehrte und mit vier Tafeln in Steindruck versehene Auflage. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr. rhein.

Dieses Handbuch, welches in diesem Jahre von dem Herrn Verfasser, der durch seine in verschiedenen Städten Deutschlands gehaltenen Vorlesungen hinlänglich bekannt ist, auf eigene Kosten herausgegeben wurde, und dessen Verlag wir nun übernommen haben, empfiehlt sich ganz vorzüglich durch Deutlichkeit und wissenschaftliche Ordnung des Vortrages, und wird dadurch nicht nur denjenigen, die den Vorlesungen des Verfassers über Physik beigewohnt haben, sondern auch jedem Gebildeten, welcher sich, ohne besondere Vorkenntnisse zu besitzen, mit dieser Wissenschaft und ihren neuesten Fortschritten vertraut machen will, so wie auch einem Jeden nützlich und lehrreich werden, der sich mit der Physik zu beschäftigen gedenkt, um nachher ausgedehntere und mehr in den mathematischen Theil eindringende Werke studiren zu können.

Frankfurt, a. M. im August 1830.

J. C. Hermann'sche Buchhandlung.

---

[365] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Ueber die Dalton'sche Theorie.

Von J. F. Benzenberg.

Gr. 8. XVI Vor. und 192 Seiten Text, mit 3 Steindrucktafeln.

Düsseldorf, bei J. C. Schaub. Preis 1 Rthlr. 4 gGr. oder 2 fl.

---

[348] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Tranchirkunst.

Oder Anweisung alle Fleischspeisen als Braten aller Art, Geflügel und Fische, so wie Pasteten, Kuchen und Backwerk, geschmackvoll und zierlich zu zerlegen und vorzuschneiden. Nebst Belehrungen, wie man Speisetafeln anordnet, die Schüsseln wohlgefällig gruppirt und die verschiedenen Speisen anrichtet und ausschmückt. Ein Hülfsbüchlein für

Digitized by Google

jede Haushaltung, insbesondere für Speisewirthe, Köche, Köchinnen und Marqueurs. Von Lagarde, vormaligem Haushofmeister zu Paris. Mit 2 Abbildungen. 8. Geheftet. Preis: 15 Sgr.
Quedlinburg, bei G. Basse.

---

[375] Neue schöngeistige Schriften,
welche so eben in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und durch alle namhafte Buchhandlungen zu bekommen sind:

Ch. Hohlfeldt, neuere lyrische Gedichte gr. 8. Velinpap. 1 Thlr. 8 Gr.

Fr. Laun, Louise von Degenfeld. Geschichtliche Novelle. 8. Velinpap. 1 Thlr. 12 Gr.

G. Schilling, die Ueberraschungen. 2 Theile. 8. Velinpap. 3 Thlr. — Auch unter dem allgem. Titel: Schriften von G. Schilling. 2te Sammlung, 47r und 48r Band.

A. von Tromlitz, Sämmtliche Schriften, 118 — 186 Bändchen. Wohlfeile Taschenausgabe auf Velinpapier 8 Theile. 3 Thlr. Vorausbezahlung. Ladenpreis 4 Thlr. — Die ersten 10 Bändch. sind noch für 3 Thlr. in allen Buchhandlungen zu bekommen. Der Ladenpr. ist 5 Thlr.

---

[370] In der Joseph Lindauerschen Buchhandlung in München ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch für Reisende durch das Erzherzogthum Oesterreich, Steiermark, Salzburg, Krain, Kärnten, Tirol, Illirien, Dalmatien und das lombardisch-venetianische Königreich, oder geographisch malerische Schilderung der merkwürdigsten Reiserouten durch diese Provinzen, nebst Meilenzeiger und alphabetischem Ortsregister von Anton Johann Groß. gr. 8. geh. 2 Rthlr. 8 gGr. oder 4 fl. 12 kr. rheinisch.

Der Verfasser vortheilhaft bekannt durch sein „Reisetaschenbuch für Donaufahrer" so wie durch sein Wirken im Bereiche der schönen Wissenschaften ist in diesem empfelungswerthen Werke von der Weise der meisten Reisehandbücher abgegangen, und hat seine eigenen Reiseschilderungen mit fremden Darstellungen so verbunden, daß dieses Werk ebenso befriedigend für die Lectüre, als auch für den Reisenden als Handbuch verwendet werden kann, da es die interessantesten Partbieen der österreichischen Gebirgswelt umfaßt. Die lebendige und kräftige Darstellungsgabe des Verfassers vermehrt das Interesse des Gegenstandes, so wie die beigefügten Register Meilenzeiger und vorausgehenden statistischen Notizen die Brauchbarkeit des Buches für den gebildeten Reisenden sichern.

---

[374] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Birnbaum, J. M. F., Deduktion der Rechte des Herrn Herzogs Karl Franz Wilhelm Ferdinand von Looz-Corswarem auf das standesherrliche Fürstenthum Rheina-Wolbeck, zum Behufe der Appellation gegen ein vom ersten Senat des königlichen Preuß. Oberlandesgerichts zu Münster am 29. März 1829 bekannt gemachtes Urtheil, ausgearbeitet, und als Beitrag zur Lehre des Deutschen Staats- und Fürstenrechts, mit Zugaben für die Geschichte und Beurtheilung der rechtlichen Verhältnisse der ehemaligen Grafschaft Looz und anderer Niederländischer ehemals zum Deutschen Reich gehöriger Herrschaften. gr. 4. 1 Thlr. 16 gGr.

Warnkönig, L. A., Doctrina Juris Philosophica Aphorismis distincta, in usum Scholarum gr. 8. geheftet 1 Thlr. 8 gGr.

---

[284] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Crawfurd, John, Ansicht von dem gegenwärtigen Zustande und den künftigen Aussichten des freien Handels und der freien Colonisirung. Nach der zweiten vermehrten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von H. Fick. Gr. 8. 11 Bogen auf feinem Druckpapier. Geheftet. 20 Gr.

Leipzig, 1 Juli 1830.

F. A. Brockhaus.

---

[383] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. 1ster und 2ter Band. carton. 1 Rthlr. 16 Gr.

Bei dem stets größern Interesse, welches die Völker des Orients gegenwärtig mehr und mehr gewinnen, werden diese ein großes zusammenhängendes Ganzes bildenden Dichtungen, in den beiden ersten Bänden Arabien und Persien umfassend, allen Freunden der Poesie eine willkommene Erscheinung seyn.

Leipzig, im September 1830.

Carl Cnobloch.

---

[382] Literarische Anzeige.

Interessante Schrift über die neueste französische Revolution.

Bei C. H. F. Hartmann, in Leipzig, ist so eben erschienen:

Die neueste französische Revolution und ihre Folgen. Dargestellt von Johann Sporschil. gr. 8. 1830. broch. 12 Gr.

Der Verleger giebt sich die Ehre, das Publikum auf diese mit Gründlichkeit abgefaßte Schrift aufmerksam zu machen, aus welcher Jedermann mit Klarheit die Ursachen, den Verlauf und die Folgen der jüngsten französischen Revolution wird einsehen können. Diese Schrift ist weder eine trockne Aufzählung der denkwürdigen Ereignisse in Paris, noch eine Compilation aus Zeitungs-Nachrichten

Digitized by Google

zusammengestoppelt: sondern sie macht Anspruch auf höhern Werth, und wird deshalb auch höhere Ansprüche der Leser auf eine überraschende Weise befriedigen.

---

[372] Da die meisten ausländischen Taschenbücher alljährlich schon im September versandt werden, die von Unterzeichnetem angekündigte Fortsetzung der

Alpenrosen, Schweizer-Taschenbuch auf das Jahr 1831

aber, zwar unfehlbar erscheint, jedoch erst einen Monat später ausgegeben werden kann: so bittet der Verleger, das verehrte Publikum wolle auf obiges gefälligst Rücksicht nehmen und den Grund der diesjährigen Verzögerung einzig darin suchen: daß man nichts Uebereiltes, sondern nur, in jeder Beziehung, Ausgezeichnetes mitzutheilen entschlossen ist.

Aarau, 20. August 1830.

J. J. Christen'sche Buchhandlung.

---

[334] Ankündigung

der so eben gleichzeitig neu erschienenen, gänzlich umgearbeiteten und vermehrten Ausgaben der geschätzten geographischen Schriften des Herrn Rector Dr. Volger in Lüneburg.

Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung haben so eben die Pressen verlassen:

1) Volger, Dr. W. F. Handbuch der Geographie für gebildete Leser und für höhere Schulanstalten. Zweite sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. Zwei Bände in gr. 8. mit Tabellen und vollständigem Namenregister. 1830. circa 70 Bogen auf schönem Velin-Druckpapier mit neuen Lettern. Preis 2 Rthlr. 4 gGr.

Dieses, schon in der ersten Auflage mit großem Beifalle aufgenommene und schnell vergriffene Werk erscheint hier in einer neuen verbesserten und stark vermehrten Auflage. Der thätige Hr. Verfasser, von vielen Seiten her unterstützt, hat alle nur erdenkliche Sorgfalt darauf verwandt, und die neuesten und zuverlässigsten Hülfsmittel benutzt, um seinem Werke einen solchen Grad von Vollkommenheit zu geben, daß es durch Reichhaltigkeit, Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der Darstellung den ihm gewordenen Beifall behaupten und noch erhöhen wird. Wenige Seiten sind ohne wesentliche Verbesserungen geblieben und manche Abschnitte ganz umgearbeitet. Wie bedeutend das Ganze an Ausführlichkeit gewonnen hat, geht schon daraus hervor, daß es, statt der 57 Bogen der ersten Auflage, in seiner jetzigen neuen Gestalt, bei größerm Format und engerm Druck, gegen 70 Bogen enthält. Auch die Verlagshandlung hat auf Papier und Druck besondere Sorgfalt verwandt, und dessen ungeachtet den Verkaufspreis höchst billig angesetzt.

2) Volger, Dr. W. F. Anleitung zur Länder- und Völkerkunde. Für Bürger- und Landschulen, so wie zum Selbstunterrichte. 1r Theil: Europa; mit 3 Tabellen. 2ter Theil: die übrigen Welttheile; mit 3 Tabellen. 1830. Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Preis fürs Ganze, 45 Bogen in gr. 8., 1 Rthlr. 8 gGr. (Jeder Theil auch einzeln à 16 gGr.)

3) Lehrbuch der Geographie, 1ster Cursus, oder Leitfaden beim ersten Unterrichte in der Länder- und Völkerkunde, für Gymnasien und Bürgerschulen, vom Dr. W. F. Volger. Vierte verb. und verm. Auflage. 7¼ Bogen in gr. 8. compreß gedruckt. 1830. 4 gGr.

---

[336] Bei Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Carlyle, Thomas, Leben Schillers, aus dem Englischen eingeleitet durch Goethe. Mit Titelkupfer und Vignette. (Die Vorderseite des Umschlags ist eine lithographirte treue Darstellung des Hauses in Weimar, worin Schiller starb und die Rückseite, des Gartenhäuschens über der Jenaischen Leutra, wo er manches, besonders Maria Stuart schrieb.) gr. 8. geh. Velinpap. 2 Rthlr 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr. Dasselbe auf Druckpapier 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 fl. 3 kr.

---

[356] Belk. W. Wittich in Berlin ist so eben erschienen:

Magazin für Freunde eines geschmackvollen Amenblements, 13tes Heft schwarz 1 Rthlr. colorirt 1 Rthlr. 15 Sgr.

Menzel, C. A., Facaden von Stadt- und Landhäusern, nebst architektonischen Entwürfen zur Verschönerung der Höfe, zu öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Thoren, Brücken, öffentlichen Brunnen, Grabmonumenten, Wacht-Gebäuden, u. s. w., 9. 10. 11tes Heft, quer Folio, jedes Heft 1 Rthlr 10 Sgr.

---

[373] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen:

Paul Clifford.

Vom Verfasser

des

Pelham, Verstoßenen und Devreux.

Uebersezt

von

E. Richard.

8. Drei Bände. Preis: 4 Thlr. 12 gGr.

Paul Clifford ist vielleicht das originellste unter den Werken des Verfassers, und zeigt, indem es dessen schon erworbenen Ruhm erhöhet, diesen in neuem hellen Lichte. Der Mann von Welt findet in dem Buche scharfe Beobachtung und Satyre; die Jugend, der Erzählung eigenthümlichen Reiz, und der Gefühle ganze Poesie. Wir sind verbunden zu sagen, daß es dem Kritiker ungemeines Vergnügen gewährt, im Stande zu seyn, so herzlich und so aufrichtig einem Schriftsteller Lob zu spenden, als wir dies, dem Verfasser von Paul Clifford darzu bringen vermögen.

(Litterary-Gazette.)

N°. 31.

Intelligenz-Blatt

1830.

In der unterzeichneten Verlags-Handlung ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Umständlicher Bericht
eines
Augenzeugen
über den
letzten
Auftritt der französischen Revolution
Ende Julius 1830.
Erstattet
von
J. H. Schnitzler.

Verfasser des: „Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie."

Mit dem Bildnisse Lafayette's und einem Grundriß von Paris.

Preis 48 kr.

Stuttgart und Tübingen, den 15. Sept. 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[285] So eben ist folgende für den deutschen Bürger und Landmann bestimmte Schrift bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die französische Revolution
oder Geschichte alles dessen, was sich von 1789 bis zum Jahr 1815 in Frankreich zugetragen hat.

Alles getreu und wahrhaft erzählt, und als ein Lesebuch für den deutschen Bürger und Landmann bearbeitet von Ernst Freiherr von Odeleben.

12. 18½ Bogen. Geheftet. Preis 18 Gr.

Leipzig, 1. Juli 1830.

F. A. Brockhaus.

---

[344] Bücher und Kunstsachen im Verlage von Carl Wilhelm Leske in Darmstadt, welche zur Ostermesse 1830 neu erschienen sind:

Berg, C. H. E. v., Anleitung zum Verkohlen des Holzes. Ein Handbuch für Forstmänner, Hüttenbeamte ꝛc. 8. 1 Thlr. 4 gr. oder 2 fl.

Bopp, P., Mittheilungen aus den Materialien der Gesetzgebung und Rechtspflege des Großherzogthums Hessen. 1tes und 2tes Bändchen. 8. (Wird fortgesetzt.) 1 Rthlr. 10 gr. oder 2 fl. 30 kr.

Bote, der rheinische, 8r. Jahrgang. 1830. 4. 3 gr. oder 12 kr.

Civilprozeßordnung, Hessen-Darmstädtische, vom Jahre 1724 und peinliche Gerichtsordnung 1726 ꝛc. mit Supplementen. Neue, die spätern Verordnungen, Ausschreiben und sonstige Normative in Bezug auf den Civil- und Criminalprozeß berücksichtigende, Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr. oder 2 fl.

Geschichte allgemeine, der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten. Vom Anfange der Revolution bis zu Napoleons Ende, für Leser aller Stände erzählt. A. d. Franz. 16 — 20s Bdchn. mit Schlachtplanen. 16. geh. Subscr. Preis eines Bändchens 6 gr. od. 27 kr. Bei Abnahme einzelner Bände oder auch einzelner Feldzüge 9 gr. oder 40 kr. pr. Bändchen.

Grimm, A. L., die Bergstraße. Erinnerungsblätter für Freunde dieser Gegend. Mit 15 Kupfern. 12. cart. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.

Dasselbe französisch. 1 Thlr. oder 1fl. 45 kr.

Derselbe, der Neckar von seinem Ausflusse bis Wimpfen beschrieben. Mit 12 Kupfern. 12. carton. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Dasselbe französisch. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Derselbe, der Odenwald. Mit 7 Kpfrn. 12. cartonn. 14 gr. oder 1 fl.

Dasselbe französisch. 14 gr. oder 1 fl.

Hofmann, H. K., Versuche in Bearbeitung des römischen Rechts. 1s Heft. — Auch unter dem Titel: Ueber den Einfluß allgemeiner Pfandrechte auf die einzelnen Sachen des Schuldners. 8. 12 gr. oder 54 kr.

Italia; in hundert und einem Ständchen, von einem Morgenländer. gr 8. geh. 1 Thlr. 18 gr. oder 3 fl.

Kirchenzeitung, allgemeine, ein Archiv für die neueste Geschichte und Statistik der christl. Kirche ꝛc. Herausgeg. v. Dr. E. Zimmermann. 8r Jahrg. 1829. 2s Semester. 9r Jahrg. 1s Semester, gr. 4. Preis halbjährl. mit dem Literaturblatt 4 Thlr. 16 gr. oder 7 fl. 30 kr., ohne das Literaturblatt 3 Thlr. oder 5 fl.

Klipstein, A., Versuche einer geognost. Darstellung des Kupferschiefergebirgs der Wetterau und des Spessart. Nebst einer geogn. Karte und einer Profiltafel. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr. oder 2 fl.

Dessen geognostische Bemerkungen auf einer Reise durch Sachsen und Böhmen. Mit 2 color. Tafeln. gr. 8. 12 gr. oder 48 kr.

Dessen Uebersicht der Ergebnisse und geognostischen Erforschung des Odenwaldes und einiger angränzenden Gegenden ꝛc. Mit einer geogn. Karte des Odenwaldes. gr. 4. 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Kriegsverfassung und Militärstatistik von Europa. (Aus dem Allgem. Militär-Almanach abgedruckt.) 1s Heft. 12. 8 gr. oder 36 kr.

Literaturblatt, theologisches, zur allgemeinen Kirchenzeitung. 6r Jahrgang. 1829. 2s Semester. 7r Jahrg. 1830. 1s Semester. gr. 4. Preis halbjährlich 1 Thlr. 18 gr. oder 3 fl.

Lucas, C., von dem Strafsysteme und der Abhaltungstheorie im Allgemeinen; von der Todesstrafe insbesondere. Eine gekrönte Preisschrift. A. d. Franz. von C. Sambaber. gr. 8. 1 Thlr. 14 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Lutherische Hand-Concordanz. Geist aus Luther's Schriften, oder Concordanz der Ansichten und Urtheile des großen Reformators über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens, der Wissenschaft und des Lebens. Her-

Digitized by Google

ausgeg. von F. W. Lommler, G. F. Lucius, Dr. J. Rust, L. Sackreuter und Dr. Zimmermann. III. Bandes 1ste bis 3te Abtheilung. gr 8. Subscriptionspreis gewöhnl. Ausg. 14 gr. oder 1 fl., in der Ausgabe auf Velinpapier 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr. für das Alphabet (23 Bogen). Dieser Subscriptionspreis besteht noch fort bis zur Erscheinung des ganzen Werkes. Die bis jetzt erschienenen Abtheil. kosten zusammen auf Druckp. 4 Thlr. 16 gr. oder 8 fl. auf Velinpapier. 8 Thlr. oder 14 fl.

Militärzeitung, allgemeine, herausgegeben von einer Gesellschaft Offiziere und Militär-Beamten. 4r Jahrg. 1829. 2s Semester. 5r Jahrg. 1830. 1s Semester. gr. 4. Preis halbjährl. 2 Thlr. 8 gr. oder 4 fl. (in wöchentl. oder monatl. Lieferung.)

Osann, F., Midas oder Erklärungsversuch der erweislich älteren griechischen Inschrift. Nebst einem Steindruck. 4. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.

Reinhold, F., allgem. Wörterbuch der deutschen und französischen Kriegs-Kunst-Sprache. Französischer Theil. A. u. dem Titel: Dictionnaire universel technique de l'art militaire etc. gr. 8. 1 Thlr. 18 gr. oder 3 fl.
(Beide Theile kosten 3 Thlr. 2 gr. oder 5 fl. 20 kr.)

Saint, Maurice, die Feldzüge in Deutschland seit dem Frieden von Amiens bis zum Frieden von Wien. A. d. Französ. 1s und 2s Bändchen. 12. 18 gr. oder 1 fl. 20 kr.

Saintine, X. B., die Feldzüge in Italien. 1r Theil, die Alpenfeldzüge von 1792 bis 1796. 1r Theil, 1s und 2s Bändchen und 2r Theil, der Feldzug von 1796 u. 97. Mit Schlachtplanen. 12. geh. 1 Thlr. 3 gr. oder 2 fl.

Scharfenberg, Grundsätze der Einrichtung und Behandlung kleiner Registraturen bei Untergerichten, eine praktische Anleitung zum Selbstunterricht in diesem Zweige der Aktuariats-Geschäfte. gr. 8. 12 gr. oder 54 kr.

Schulzeitung, allgemeine, ein Archiv für die Wissenschaften des gesammten Schul-, Erziehungs- und Unterrichtswesens und die Geschichte der Universitäten, Gymnasien, Volksschulen ꝛc. Herausgegeben von Dr. E. Zimmermann. 1e Abth. für das allgemeine und Volksschulwesen. 2e Abth. für Berufs- u. Gelehrtenbildung. 6r Jahrg. 1829. 2s Semester. 7r Jahrg. 1830. 1s Semester. gr. 4. Preis eines Semesters 4 Thlr. 16 gr. od. 7 fl. 30 kr.

Schulzeitung 1e Abtheilung für das allgemeine und Volksschulwesen. Herausgegeben von Dr. Zimmermann, in monatlicher Lieferung. Preis des halben Jahrgangs 3 Thlr. 4 gr. oder 3 fl. 45 kr.

Derselben 2te Abtheil. für Berufs- und Gelehrtenbildung herausgegeben von Dr. E. Zimmermann, u. Dr. L. Th. Zimmermann in monatlicher Lieferung Preis des halben Jahrganges 2 Thlr. 18 gr. oder 4 fl. 45 kr.

Scott, W., Geschichte von Schottland. A. d. Engl. übers. von Fr. Vogel. 1r Bd. 1e und 2e Abth. gr. 12. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.
(Das Ganze wird aus 2 Bänden bestehen.)

Sell, F., Religionslehre in Liederversen. Eine systematisch geordnete Sammlung gehaltvoller Dichterstellen ꝛc. 1e Abth. für jüngere Schüler ꝛc. 12. 8 gr. oder 36 kr.

Desselben Werkchens 2e Abtheilung für ältere Schüler, Lehrer und Prediger. 12. 12 gr. oder 54 kr.
Diese Sammlung von Liederversen schließt sich an jedes Spruchbuch an und wird in Stadtschulen damit vereint gewiß gebraucht werden. Ich bewillige deßhalb bei Abnahme von 25 Exempl. einer Abtheilung, einen Partheipreis von 4 gr. oder 18 kr. pr. Exempl. der 1s Abth. und 6 gr. oder 27 kr. der 2n Abth.)

Sylloge inscriptionum graecarum et latinarum quas in itineribus quis per Italiam, Galliam et Britanniam factis scripsit partimque nunc primum edidit F. Osann. Fasc. VIII. et IX. Folio major. jeder 2 Thlr oder 3 fl. 50 kr.
(Fasc. I — VII kosten 12 Thlr. 12 gr. oder 21 fl. 48 kr.)

Taschenbuch für Krieger und Freunde des Kriegerstandes. 1s Bändchen. (Aus dem allgemeinen Militär-Almanach abgedruckt.) Mit 4 Portr. 12. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Uniformirung, die neue, Rüstung und Bewaffnung der königl. baier. Armee. Mit 8 col. Kupfern. 12. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Verordnung, die Arzneimitteltaxe für das Großherzogthum Hessen betreffend. gr. 8. 4 gr. oder 18 kr.

Viennet, J. P. G., die Revolutionsfeldzüge im Norden und Osten von Frankreich. A. d. Franz. 4 Bdchn. 12. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 40 kr.

Vogel, J., Spruchbuch über die christliche Glaubens- und Sittenlehre in Bibelsprüchen mit beigefügten Lehrsätzen und einzelnen Fragen. Zum Gebrauch in Schulen. 2e Aufl. Im Anhange: 1) Schicksale der Lehre Jesu. 2) Vortheile der Reformation für Protestanten. 3) Unterscheidungslehren der christlichen Religionsparthien und Secten. 4) Entstehung und Benennung der in der christlichen Kirche eingeführten religiösen Gebräuche und Feste. 5) Dr. Martin Luthers kleiner Katechismus. 6) Schulgebete. 8. 12 gr. oder 48 kr.
(Bei Einführung in Schulen und Abnahme von wenigstens 25 Exempl. ist der Preis 6 gr oder 24 kr.

Wagner, G. W. D., statistisch-topographisch-historische Beschreibung des Großherzogthums Hessen in 4 Bänden. 1r bis 3r Band. gr. 8. 3 Thlr. oder 5 fl. 15 kr.

Wedekind, G. Frhr. v., Beiträge zur Erforschung der Wirkungsart der Arzneimittel. Auf Veranlassung in Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte zu Heidelberg im Herbst 1829 herausgegeben. 1s Heft. 8. 12 gr. oder 54 kr.

Zangen, L. v., die Verfassungsgesetze deutscher Staaten in systematischer Zusammenstellung. Ein Handbuch für Geschäftsmänner. 2r Band. gr. 8. 3 Thlr. 8 gr. oder 6 fl.
(Beide Bände kosten 6 Thlr. 16 gr. oder 12 fl.)

Zimmermann, Dr. E., Predigten in der Hofkirche zu Darmstadt gehalten. 8r Bd. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Dieselben 8r Bd. fl. 8. 1 Thlr 4 gr. oder 2 fl.
Auch unter dem Titel:

Jesus und sein Reich, dargestellt in christlichen Predigten. 1r Thl.

Dessen, das Gedächtniß der höchstseligen Fürstin und Frau Louise Caroline Henriette Herzogin von Hessen kirchlich gefeiert. gr. 8. 4 gr. oder 15 kr.

Zimmermann, Johann Georg, nach seinem Leben und Werken. Eine biographische Skizze von seinem Sohne E. Zimmermann. gr. 8. 8 gr. oder 30 kr.

Zur Geschichte unserer Zeit. Eine Sammlung von Denkwürdigkeiten über Ereignisse der drei letzten Decennien. 17r bis 22r Theil. 8. geh. Jeder Theil à 6 gr. oder 27 kr. (Die früheren 16 Theile in 8 Bänden sind noch à 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr. zu haben.)

Digitized by Google

Kunstsachen.

Alterthümer von Athen und mehren anderen Theilen Griechenlands. Als Supplement des Stuart-Revett'schen Werkes. 1e und 2te Lieferung. Royal Folio, in Subscript. Preis jeder Lieferung für die Ausgabe auf fein Velinpapr. 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl.

Die Ausgabe auf geringerem Velinpapr. jede Lieferung 1 Thlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Ansichten von Darmstadt und seinen Umgebungen. 2 Lieferungen mit 12 ausgemalten Blättern. gr. 4. Jede Lieferung 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Dieselben in aqua tinta schwarz, jede Lieferung 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Berz, F. W., Vorlegeblätter zur leichten und schnellen Erlernung der Schreibkunst. 4. geh. 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Catalonien in malerischer, architektonischer und antiquarischer Beziehung dargestellt, auf 30 Blättern gestochen von H. W. Eberhard. Royal Folio. Text von Heinr. Schäfer in 4. 5 Thlr. oder 9 fl. carton.

Donaldson, Th. L., der Tempel des Apollo Epikurius zu Bassä. In 10 Blättern. Royal Folio. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.
(Der Text dazu in gr. 8. erscheint noch.)

Grundriß der Acropolis zu Athen. Royal-Format. 12 gr. oder 54 kr.

Karte von Attika. Royal-Format. 12 gr. oder 54 kr.

Karte des Hafens Piräus und der Bai von Phalerum. Royal-Folio. 8 gr. oder 36 kr.

Karte der Insel Delos. Royal-Fol. 8 gr. oder 36 kr.

Karte, neue, der Umgebungen von Darmstadt, in 1:1000 Maasstabe. 2 Blätter.

Plan der Alterthümer von Athen. Royal-Form. 12 gr. oder 54 kr.

Portrait von Fr. Creuzer, Großh. Bad. Geheime Rath und Prof. der alten Literatur in Heidelberg. Folio. Auf chines. Papier 20 gr. oder 1 fl. 30 kr. Auf weiß Papr. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Portrait des Dr. Ernst Zimmermann, Großh. Hess. Hofprediger und Herausgeber der allgemeinen Kirchen- und Schulzeitung in Darmstadt. Folio. Auf chines. Papr. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr. Auf weiß Papier. 12 gr. oder 54 kr.

Schulatlas, kleiner, der neuesten Erdbeschreibung, in 9 color. Karten. gr. quer 4. geheftet 12 gr. oder 54 kr.

Derselbe schwarz. 8 gr. oder 36 kr.

Schulatlas, größerer, in 27 colorirten Blättern. gr. quer. 4. geb. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Derselbe schwarz. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Später sind erschienen oder werden noch im Laufe dieses Jahres versendet.

Bibliothek merkwürdiger Criminal- und Rechtsfälle der ältern und neueren Zeiten und aller civilisirten Völker, für Leser gebildeter Stände, herausgegeben von Th. v. Haupt und Dr. Fr. Heldmann. 18 — 46 Bändchen. gr. 12. Subscript. Preis bei Unterzeichnung für 12 Bändchen. 12 gr. oder 54 kr. pr. Bändchen. Einzelne Bändchen 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Bignon, Geschichte von Frankreich seit dem 18. Brumaire bis zum Frieden von Tilsit. A. d. Franz. von Theod. von Haupt. 1r Bd. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Heger, Fr., der Tempel der Minerva zu Athen, wie er im Jahr 1818 war, nach des Herausgebers eigenen Vermessungen und hiernach vorgenommener Ergänzung des ursprünglichen Zustandes. Royal-Folio.

Hernani oder die kastilianische Ehre. Drama von Viktor Hugo. Metrisch ins Deutsche übertragen von J. B. Werner. 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Larrey, J., chirurgische Klinik mit besond. Beziehung auf die Feldzüge und Militärspitäler von 1792 bis 1829. im Auszug. Mit 1 Heft Abbild. A. d. Franz. von Dr. F. Amelung. gr. 8.

Mackintosh, J., history of England. 2 Vol. gr. 12.

Dessen Geschichte v. England. 3 Bde. Aus dem Engl. gr. 12.

Moller, Dr. G., Denkmähler der deutschen Baukunst. 216 Heft. Der Münster zu Freiburg. 3te Lieferung. Royal-Folio.

Moller, G., und Friedr. Heger, Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Gebäude. 36 und 46 Heft das Theater zu Mainz und die Cavallerie-Caserne zu Darmstadt. Royal Folio.

Moore, Th., history of Ireland. Vol. 1. gr. 12.

Dessen Geschichte von Irland. A. d. Engl. gr. 12.

Quatremère de Quincy, Geschichte der berühmtesten Architekten und ihrer Werke vom XI. bis Ende des XVIII. Jahrhunderts; nebst der Ansicht des merkwürdigsten Gebäudes eines Jeden derselben. A. d. Franz. 2 Bände, mit den 47 Kupfern des Originals. Royal 8. carton. Im Subscriptionspreis bis zum 1. August d. J. 5 Thlr. 12 gr. oder 9 fl. 45 kr. der spätere Ladenpreis wird seyn 7½ Thlr. oder 13 fl. 30 kr.

Scott, W., the history of Scottland. 2 Vol. gr. 12.

Succow, G., Uebersicht der Mineralkörper nach ihren Bestandtheilen, in Tabellen. Folio.

Tiedemann, Dr. Fr., Handbuch der Physiologie des Menschen in 6 Bänden. 1r Band gr. 8. 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. 18 kr.

Wedekind, G. W. Freiherr v., Oberforstrath, Anleitung zur Forstverwaltung und zum Forstbetrieb. gr. 8.

Winkler, F. L., Lehrbuch der pharmaceutischen Chemie und Pharmacognosie für Aerzte und Apotheker. In 2 Abtheilungen. gr. 8.

Wörterbuch, kleines lateinisch-deutsches, zum Gebrauch in Elementar- und Realschulen, mit besonderer Rücksicht auf Gedicke's latein. Chrestomathie. gr. 8. 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Zimmermann, Dr. Chr., das Harzgebirge in besonderer Beziehung auf Natur- und Gewerbskunde, als Handbuch für Reisende, verbunden mit Nachweisungen über die Naturschönheiten dieses Gebirges. Mit 14 Kupfrn. und 1 Karte. gr. 8. (Eine ausführliche Ankündigung hievon ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben).

Zimmermann, K., Elementarbuch der lateinischen Sprache. Zum Gebrauche in Real- und höheren Bürgerschulen in drei Cursen. 8.

---

[339] Allen Leihbibliotheken und Freunden der schönen Literatur können wir nachstehende, eben fertig gewordene, interessante Romane mit Recht empfehlen:

Lorenz, W., der Fürstensohn. Eine Geschichte unserer Tage. 2 Thle. 8. 2 Rthlr.

— — Emilie, oder so liebt ein deutsches Herz. 2te Auflage. 8. 1 Rthlr.

O'Itzel, die Freunde. Historisches Gemälde aus dem griechischen Befreiungskriege. 2 Theile. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

Digitized by Google

Radcliffe, Gaston von Blondeville, oder die Hofhaltung Heinrich des dritten im Ardenner Walde. 2 Theile. 8. 2te Auflage. 1 Rthlr. 12 gr.

Harro-Harring, Finn Mathes, des Wildschützen Flucht. Scenen im Baierischen Hochlande. Eine Novelle. 8. 21 gr.

Hatim Tai's Abenteuer. Aus dem Englischen von Pr. 2 Theile. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Leipzig, im August 1830.

Wienbrackſche Buchhandlung.

---

[376] Neue und wolfeile Elementar-Unterrichtbücher.

Der kleine Katechismus Dr. M. Luther's, zum Gebrauch in Schulen. Bearbeitet und entwickelt von J. F. Voigtländer, Oberpfarrer. 8. (7 Bogen) 4 Gr.

Ch. Tr. Otto, (Seminardirector) der sächsische Kinderfreund. Ein Lesebuch für Stadt- und Landschulen. Zweite, durchgesehene Auflage. 8. (18 Bogen) 6 Gr. In ganzen Parthieen noch weit billiger.

welche in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und in allen andern Buchhandlungen zu haben sind.

---

[404] Um mehreren Anfragen zu begegnen, wie viel Bändchen im Ganzen von der

Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten See- und Landreisen, herausgegeben von J. H. Jäck,

erscheinen, bemerken Herausgeber und Verleger, daß sie mit dem 65ten bis 70ten Bändchen beendigt seyn wird. Wer noch nicht in vollen Besitz der bis jetzt gelieferten 56 Bändchen seyn sollte, wolle bei der zunächst gelegenen Buchhandlung Bestellung auf dieses interessante, mit schönen Kupfern und Charten ausgestattete Werk, das sehr anziehende und belehrende Unterhaltung gewährt, machen. Preis des Bändchens 4 Gr. oder 18 kr.

---

[371] Bei uns ist so eben erschienen:

Der Schweizerbub. Variationen für Gesang und Pianoforte, in allen Concerten gesungen von Fel. Henriette Sontag, und für dieselbe componirt von Pixis. 10 gGr oder 45 kr.

Derselbe für Gesang und Guitarre 8 gGr.

Der Reigen. La Valse au chalet. Rondo sur la Romance de Ch. M. de Weber, comp. p. l. Pfte. p. Pixis. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Le Jouiou. Variations faciles, brillantes et doigtées à l'usage des jeunes Elèves sur l'air: „O du lieber Augustin" arr. p. l. Pianoforte à 4 mains, comp. p. Henry Herz. 12 gGr. 54 kr.

In Paris fanden diese Variationen so grossen Beifall, und wurden so zweckmässig gefunden, dass sie in die meisten musikalischen Lehrinstituten eingeführt worden sind.

Potpouri aus den beliebtesten Melodien der Oper Fra Diavolo v. Auber comp. für d. Pfte. von P. Ebers. 16 gGr.

Adagio et Variations sur un thème de Ch. M. de Weber p. l. Flûte, avec Acc. de Pfte., comp. p. C. G. Belcke. 10 gGr. oder 1 fl. 30 kr.

Pietro d'Abano. Opéra romantique en 2 actes p. L. Spohr, arr. p. l. Pfte à 4 mains p. F. Spohr, 5 Rthlr. oder 9 fl. rheinisch.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

---

[332] Anhang zu allen französischen Grammatiken. Für 6 Gr.

ist bei uns und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Hauptwörter der französischen Sprache hinsichtlich ihres Geschlechts und ihrer Plural-Bildung, auf vollständige Regeln zurückgeführt. Ein unentbehrlicher Anhang zu jeder französischen Sprachlehre von Dr. G. N. Bärmann.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

---

[338] Anzeige für gebildete Damen.

Von dem vortrefflichen Bildungsbuche

Gesammelte Briefe von Julie

ist so eben die dritte verlängerte und vermehrte Auflage erschienen. 4 Theile. 8. Preis bis Ende d. J., nach welcher Zeit ein erhöhter Ladenpreis eintreten wird, 3 Thlr.

Der Verleger darf wohl mit Recht hoffen, daß dies Werk auch diesmal in der sehr verschönerten Gestalt allen gebildeten Damen ein nützliches und angenehmes Geschenk seyn werde, und bezieht er sich hiermit nur auf die ausführlichere Anzeige die mit obigem Buche in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben ist.

Leipzig, im August 1830.

A. Wienbrack.

---

[405] Frauentaschenbuch für 1831.

Siebenzehnter Jahrgang.

Herausgegeben von G. Döring.

Artistischer Inhalt. 1 allegor. Titelblatt von Geißler und Rahn. 4 Darstellungen aus van der Velde's Schriften gezeichnet von Führig und Nacke, gestochen von Armann, Buser, Dalbon und Eßlinger. 2 Ansichten der Burg zu Nürnberg, gezeichnet von A. Klein, gestochen von Roßmäsler. 1 Ansicht der Kaiserkapelle daselbst, von Buser. 2 Basreliefs vom Sebaldusgrab, gezeichnet und gestochen von A. Reindel.

Literärischer Inhalt. Der Sclavenhändler, Novelle von Leop. Schefer. Der Türkis, Romanze von [illegible] von Nidda. Die Enkel, Erzählung von G. Döring. Die Begnadigte, Novelle von W. Alexis. Die verlorene Pleade, nach dem Englischen von Th. Hell. Des Müllers Töchter.

Preis 2 Thlr. oder 3. fl. 36 kr.

Herabgesetzter Preis für die 16 Jahrgänge 1815 — 1830 zusammen 8 Thlr. oder 14 fl. 24 kr.

Für einzelne Jahrgänge 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

No. 32.

Intelligenz-Blatt

1830.

[361] Neuer Verlag von C. F. Osiander in Tübingen, Leipziger Ostermesse 1830.

Bauer, S., praktisches Handbuch für alle Kanzel- und Altargeschäfte des Stadt- und Landpredigers. 2r und 3r Bd. gr. 8. à 4 Thlr. 16 gr.

Bilfinger, K. F., Auswahl von Schullehrer-Konferenz-Vorträgen über die wichtigsten Gegenstände des Volksschulwesens. 8. 14 gr.

Diezsch, C. F., Andachtsbuch für gebildete junge Christen. Ein Confirmationsgeschenk. 8. Mit 1 Kupfr. Neue Aufl. 14 gr.

Faber, M. J. C., kurze Geschichte von der Uebergabe des Glaubensbekenntnisses der Protestanten auf dem Reichstage zu Augsburg am 25. Junius 1530. Zum Andenken bei der 300jährigen Gedächtnißfeier dieser Begebenheit. Für alle Stände, besonders für die Jugend. 8. 3 gr.

Fischer, Fr., über den Begriff der Philosophie, mit besonderer Rücksicht auf seine Gestaltung im absoluten Idealismus. gr. 8. geh. 12 gr.

Gmelin's, Dr. F. G., allgemeine Therapie der Krankheiten des Menschen. gr. 8. geh. 1 Thlr. 12 gr.

Graf, J. F., Darstellung des alten schwäbischen Klosters Bebenhausen in 11 Kupfertafeln. Fol. 1 Thlr.

Hohl, Dr. Vorschule zur analytischen Stereometrie für schiefe Axen. gr. 8. 20 gr.

Luther's, Dr. Mart., Aeußerungen über Predigtamt und Prediger. Nebst einem kurzen Anhang „von den Kirchengütern". Zur dritten Secularfeier der augsburgischen Confession dargebracht von M. C. Gerhardt. 8. 9 gr.

Obst-Sorten, die, in der Obstbaumschule der königl. würtemb. land- und forstwirthschaftlichen Lehranstalt zu Hohenheim, von W. Walker. 1r Nachtrag. gr. 8. 8 gr.

Osiander's Handbuch der Entbindungskunst, herausgeg. von J. Fr. Osiander. 2r Bd. 2te Aufl. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Philipp, M., einfache Formenlehre des attisch-griechischen Verbums für Anfänger. 8. 10 gr.

Poppe, Dr. J. H. M., die Weinfabrikation, nach den besten Grundsätzen und Erfahrungen, oder die Kunst, aus Trauben, Obst, Beeren und andern Stoffen die besten und gesündesten Weine von mancherlei Art zu verfertigen, Weine am besten zu behandeln und gesund zu erhalten. 8. 22 gr.

— — — die Leder-Fabrikation auf der höchsten Stufe der jetzigen Vervollkommnung, oder die Kunst, alle Arten von gemeinem lohgahrem Leder, von Juchten, Corduan, Saffian, Chagrin, von weißgahrem Leder ꝛc. zu verfertigen. 8. Auch unter dem Titel: Neueste Handwerks- und Fabrikenschule ꝛc. 7r Thl. 20 gr.

Rheinhardt, L., der Kaiserschnitt an Todten. Eine Preisschrift, mit einer Vorrede von Prof. Rike. gr. 8. 12 gr.

Schiller, Fr. v., Wallensteins Lager, ins Lateinische metrisch übersetzt, mit gegenüber stehendem deutschen Text, von Gustav Griesinger. 8. 10 Gr.

Staudenmaier, F. A., Geschichte der Bischofswahlen, mit besonderer Berücksichtigung der Rechte und des Einflusses christl. Fürsten auf dieselbe. gr. 8. 1 Thlr. 14 gr.

Stephani, Dr. H., Sammlung kleiner theologischer Aufsätze zur Verbreitung des Lichts in der evangelischen Kirche. 1s Bdchn. 8. 16 gr.

Tachygraphie, oder die Kunst, so schnell und fertig zu schreiben, wie ein öffentlicher Redner spricht. Mit 4 Tafeln in St. 8. 5 Gr.

Weber, Dr. J. S., Taschenbuch der medicinischen Posologie, oder der Kunst, die Dosen der Arzneimittel nach dem verschiedenen Alter zu bestimmen; nebst der innerlichen und äusserlichen Anwendungsart der einfachen und zusammengesetzten Arzneimittel. In synoptischen Tabellen. 32. 1 Thlr. besser Papier. 1 Thlr. 6 gr.

---

[393] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Münch, Dr. E., Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg. Aus Urkunden und den besten Quellen. Mit Kupfern, Urkunden und andern Beilagen. Zweiter Band. Subscriptions-Preis: weiß Druckpapier 2 Thlr., Velinpapier 3 Thlr.

Der erste Band, 33 Bogen mit 5 schön lithographirten Steindrucktafeln, ist auch noch zum Subscriptionspreise von 2 Thlr. 8 gGr. auf weißem Druckpapier und 3 Thlr. 12 gGr. auf Velinpapier durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Quix, Ch., Necrologium ecclesiae B. M. V. Aquensis. Angehängt ist: Liber Censuum ejusdem ecclesiae de Anno 1320. Mit einigen Erläuterungen versehen. gr. 4. geh. 16 gGr.

---

[394] Interessante neue Schriften.

In jeder soliden Buchhandlung sind folgende neue Schriften meines Verlags zu haben:

Des Publius Ovidius Naso fünf Trauerbücher, travestirt, mit Allegat. des lat. Textes, von Dr. v. Wagemann. 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Der außerordentlich billige Preis für eine Zahl von 31 Oktavbogen, auf schönem weißem Druckpapier, macht dieses Produkt heiterer Laune Jedem zugänglich, der in einer scherzhaften Lektüre dieser Art, Zerstreuung und Aufheiterung nach so manchem ernsten Tagsgeschäfte sucht. Daß er beides auch finden wird, verbürgt der im

Digitized by Google

poetischen Gebiete rühmlich bekannte Name des Herrn Verfassers.

Auszug aus der französischen Sprachlehre von Noël und Captal, zum Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterichte für Deutsche bearbeitet von A. Demmler. 48 kr. oder 12 gGr.

Für die Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit der Noël und Chaptal'schen Grammatik sprechen 14 nach einander in wenigen Jahren erschienenen Auflagen. — Sie ist vorzüglich für Solche brauchbar, denen es darum zu thun ist, auf dem leichtesten, kürzesten und natürlichsten Wege eine vollständige Uebersicht über die hauptsächlichsten Regeln der französischen Sprache zu erlangen.

Durch einen Befehl des K. Würt. Kriegsministeriums ist die Einführung dieses Auszuges aus derselben an der K. Würt. Offiziers-Bildungs-Anstalt angeordnet worden.

Ludwigsburg, Michaelis-Messe 1830.

C. F. Nast'sche Buchhandlung.

---

[253] Eben ist bei Hinrichs in Leipzig fertig worden.

J. C. Schedels neues und vollständiges allgemeines Waaren-Lexikon oder deutliche Beschreibung aller rohen und verarbeiteten Produkte, Kunsterzeugnisse und Handelsartikel. Zunächst für Kaufleute, Commissionaire, Fabrikanten, Mäkler und Geschäftsleute, aber auch für jeden Andern, der in der Waarenkunde unterrichtet seyn will. — Neue bis 1830 fortgeführte Ausgabe der vierten Auflage vom Hofr. und Prof. Dr. J. H. M. Poppe 2 Theile (83 enggedruckte Bogen in gr. 8.) 1830. 4½ Rthlr.

Dr. J. H. M. Poppe das neueste und Bemerkenswertheste aus der Waarenkunde seit den letzten 16 Jahren. In alphabet. Ordnung. (Mit Beiträgen vom Prof. O. L. Erdmann) Auch Supplement zu Schedels Waaren-Lexicon. 4te Aufl. gr. 8. 1830. 12 gGr.

---

[331] Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig sind folgende Werke vollständig erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch
der
christlichen Sittenlehre
von
Dr. Christoph Friedrich von Ammon.

Drei Bände in fünf Abtheilungen, 106½ Bogen in gr. 8. 7½ Rthlr.

Erziehungslehre
von
F. H. G. Schwarz,

Doctor der Theologie und Philosophie: Großherzogl. Badenschen Geheimen Kirchenrath ꝛc. ꝛc.

Drei Bände in vier Abtheilungen. Zweite durchaus umgearbeitete verbesserte Ausgabe. 132 Bogen, gr. 8. 8 Rthlr.

Atlas von Europa
nebst den Kolonien, für Geschäftsmänner, Zeitungsleser ꝛc. ꝛc.
Von
W. E. A. von Schlieben,
Königl. Sächs. Kammerrath.

Bestehend in 298 Charten, nebst 378 Bogen Text. in klein quer Folio.

Mit colorirten Charten 23 Rthlr. Mit schwarzen Charten 16 Rthlr.

---

[333] Bei Gebr. Gropius in Berlin ist erschienen.

Der Wollmarkt. Zwei Ansichten vom Alexanderplatz und der Klosterstraße ⅓ Rthlr. Dieselben colorirt. ⅔ Rthlr.

Casanov'as Erfahrungen. ⅔ Rthlr.

Der berühmte Casanova hat durch seine vielen Erfahrungen ermittelt und bestätiget gefunden, daß alle Muttermale, welche sich bei Frauenzimmern im Gesicht oder am Halse zeigen, an andern Theilen des Körpers, an bestimmten Stellen nochmals vorzufinden sind.

Die Uniformen der preussischen Garden, von ihrem Entstehen bis auf die neueste Zeit, nebst einer geschichtlichen Darstellung ihrer verschiedenen Formationen. 4tes Heft à 2½ Rthlr.

Zum Besten einiger Invaliden der Garde.

Prinz Friedrich von Preussen zu Pferde, gemalt von Vernet, lith. von Bellay. 2 Rthlr.

Zeichnungen jetzt in Berlin lebender Künstler, von denselben selbst auf Stein gezeichnet mit der eigenhändigen Unterschrift. 11tes Heft. Subscriptionspreis, 1⅓ Rthlr.

Nach Zeichnungen von W. Köhler, F. Grospietsch, Max. Roch, G. Riedlich, Jachtmann, C. Schmidt.

Deutsches ABC bildlich dargestellt. Belohnung für fleißige Kinder. Preis col. 2⅔ Rthlr. schwarz auf Velinpapier. 1⅓ Rthlr. schwarz auf Schreibpapier, 1 Rthlr.

---

[378] Eine zeitgemäße Biographie von Graf von Diebitsch-Sabalkanski, K. Russ. Feldmarschall, neben Rußlands vorzüglichsten Feldherren, nach mitgetheilten Familien-Nachrichten, dargestellt von Belmont;

ist so eben bei uns erschienen und auf Velinp. gr. 8. und br. in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. zu bekommen.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

---

[335] Neue Musicalien welche bei B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind.

Auber. Ouverture zu Fra Diavolo für gross Orchester. 5 fl.

— — Dieselbe für Militair-Musik von Küffner arrg. 4 fl. 30 kr.

Auber. Die einzelne Singstüke aus derselben Oper mit Pianof. Begl.
— — neun Gesänge aus derselben Oper mit Guitt. Begleit einzeln.
Foreith Concertino von Fanny über Th. a. Wilh. Tell für Hautbois mit Orchst. Begl. arrg. 4 fl. 48 kr.
— — Violin Sonnete von Fanny für Clarinette und Pfte. arrg. 1 fl. 12 kr.
Guhr. Paganinis Kunst die Violine zu spielen, als Anhang zu jeder Violin-Schule. 4 fl. 30 kr.
Pearsall. Tantum Ergo. 4 stimmig mit Orgel-Begl. 30 kr.
Späth. Scene chantante sur deux airs suisses p. Clarinette ab. Orch. op. 113. 3 fl. 30 kr.
von Woringen. Lieder mit Pfte.-Begl. 1 fl.

Obige Musikalien sind in Stuttgart bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[377] Zum zweckmäßigen Unterricht in der Mathematik sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. F. W. Hesselbarth, Sammlung von Beispielen und Aufgaben aus der Zahlenrechnung. Ein Beitrag zu M. Hirsch's Sammlung. gr. 8. br. 10 Gr.

J. A. Schubert, mathematische Uebungsaufgaben und deren Auflösungen, zum Gebrauch für Lehrer und Lernende. Erster Band. Die Aufgaben in der Zahlenrechnung. gr. 8. (10 Bogen) 12 Gr. Die Auflösungen in der Zahlenrechnung. gr. 8. (26 Bog.) 1 Thlr. 12 Gr.

Dresden und Leipzig, im Julius 1830.

Arnoldische Buchhandlung.

---

[391] Literarische Anzeige.

Eben sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

G. Rosini's Nonne von Monza, Fortsetzung der Verlobten von Manzoni, übersetzt von Daniel Leßmann. Erster Theil. Pränumprs. für beide Theile (nur bis zum Erscheinen des zweiten Theils gültig) 1⅔ Thlr. Späterer Preis 2½ Thlr.

Gr. Schütze, Gedichte ernsten und scherzhaften Inhalts. Mit Vignetten 1½ Thlr.

C. v. Holtei, Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1831. 1⅔ Thlr.

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

---

[340] Bei A. Wienbrack in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

August Hermann Niemeyer's theologische Encyclopädie und Methodologie. Ein sicherer Wegweiser für angehende Theologen. Mit erklärenden Anmerkungen, literarischen Zusätzen und biographischen Notizen der angeführten Schriftsteller begleitet und herausgegeben von einem ehemaligen Schüler des Vollendeten. gr. 8. 17 Bogen. 1½ Thlr.

Der einfache biblisch-christliche Glaube im Lichte eigener Erfahrung und Prüfung. Mittheilungen aus der religiösen Bildungsgeschichte eines evangelischen Geistlichen. Herausgegeben von J. F. Beyer, Pastor zu Zschocken bei Zwickau. gr. 8. 14 Bogen. 1 Thlr. 6 Gr.

Ausführliche Anzeigen von diesen beiden Büchern sind durch alle Buchhandlungen gratis zu bekommen.

---

[285] Schulwissenschaftliche Werke.

Bei W. Lauffer in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Braut. Ein romantisch-historisches Gemälde des genuesischen Küstenlandes und der Sitten und Gewohnheiten seiner Bewohner in den neuesten Zeiten. Aus dem Italienischen übersetzt von C. G. Hennig. 3 Thle. 8. 1830. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

Die homöopathische Verschlimmerung. Ein romantisches Gemälde von Ivan Asper. Mit dem Motto: „Nur wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes paarten, da giebt es einen guten Klang." 8. 1830. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

William oder Geburt und Verdienst. Mehr Wahrheit als Dichtung. Ein romantisch-historisches Gemälde von Dr. J. A. Müller. 8. 1830. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Die Geistererbschaft und andere Erzählungen von L. von Alvensleben (Gustav Sellen). 8. 1830. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Der sächsische Ritter im Auslande. Eine Geschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert. Von W. v. Gersdorf. Hat auch den Titel: Erzählungen 21ter Bd. 8. 1830. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Das Complott, oder Verrath und Treue. Aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Von W. von Gersdorf. Hat auch den Titel: Erzählungen 22r Bd. 8. 1830. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Die Tochter der Freigelassenen von W. von Gersdorf. 2 Theile. Hat auch den Titel: Erzählungen 23r und 24r Band. 8. 1830. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. (24 Bände 24 Rthlr. 18 Gr. oder 44 fl. 36 kr.

Solbrig's Tisch-Reden. Eine Auswahl launiger Dichtungen, Anekdoten und Epigrammen. Zur Unterhaltung für gesellschaftliche Cirkel. 4r Theil. 8. 1830. geh. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr. (4 Theile. 8. 2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.)

---

[346] Schriften für Nichtärzte.

Bei G. Basse in Quedlinburg sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rathgeber für alle Diejenigen, welche an Magenschwäche, beschwerlicher Verdauung, so wie an

den daraus entspringenden Uebeln, als: Magendrücken, Magenkrampf, Magensäure, Blähungs-Beschwerden, Unregelmäßigkeit des Stuhlgangs, Verstopfung des Leibes, Schlaflosigkeit, Kopfschmerz u. s. w. leiden. Eine Schrift für Nichtärzte von Dr. Friedr. Richter. 2te Auflage. 8. Preis 12 Gr.

Rathgeber für alle Diejenigen, welche an Verschleimung des Halses, der Lungen und der Verdauungswerkzeuge leiden. Nebst Angabe der Mittel, wodurch diese Krankheiten, selbst wenn sie eingewurzelt sind, sicher geheilt werden können. Fünfte, verbesserte Auflage. 8. Preis 8 Gr.

Verschleimung ist jetzt ein allgemein verbreitetes Uebel, woran eine Unzucht von Personen leidet. Die in dieser Schrift gegebenen Belehrungen und Mittel zur Verhütung und Heilung der Verschleimung haben sich überall so erfolgreich bewiesen, daß bereits viele Tausend Exemplare davon abgesetzt sind, und solche hier in einer fünften verbesserten Auflage erscheint.

---

[341] Bei A. Wienbrack in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Bibliothek der Elementar-Pädagogik herausgegeben von Dr. A. A. R. Gutbier,

Auch unter dem Titel:

Nouveau Système de Lecture comparative française - allemande oder vergleichende französisch-deutsche Lesemethode nach Krug'scher und Stephanischer Lehrart, nebst einer kurzen Anweisung, Kinder französisch oder deutsch sprechen zu lehren, ohne vorhergegangenen grammaticalischen Unterricht ꝛc.

gr. 8. 1r Band 15 Gr. 2r Band 18 Gr.

---

[350] Anzeige der achten stark vermehrten Auflage von Schaffers franz. Sprachlehre.

Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Französische Sprachlehre für Schulen und zum Privatunterricht von F. F. Schaffer, Lehrer am Gymnasium zu Oldenburg. Erster Cursus: Anfangsgründe, Grammatik und Regeln der Syntax in Beispielen. gr. 8. 1830. 16 Ggr.

Dieses bereits allgemein verbreitete und in zahlreichen Schul-Anstalten so wie beim Selbststudium benutzte Lehrbuch, bedarf bei seiner 8ten Auflage, die jetzt als eine in sich abgeschlossene Grammatik erscheint, keiner weitern Empfehlung, da die darin durchgeführte praktische Methode sich längst als äußerst brauchbar und als dem Ganze der Ausbildung des Verstandes am angemessensten bewiesen hat. Durch das allmählige Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren, so wie durch die reichhaltigen und zweckmäßigen Beispiele, wird eben so sehr die Mühe des Lehrers, als die Arbeit des Schülers beim Gebrauch dieser Grammatik erleichtert, und das Französische gründlicher und schneller als auf andere Weise erlernt.

Der von demselben Verfasser herausgegebene

Zweite Cursus, welcher die vollständige franz. Sprachlehre enthält. 2te Aufl. gr. 8. 1 Rthlr.

ist jetzt als ein umfassenderer Vortrag dieser Sprache anzusehen, welcher sich auf den obigen 1sten Cursus gründet.

---

[379] Für sächsische Vaterlandfreunde.

Prof. Dr. Schweitzer, über die Wichtigkeit des wissenschaftlichen Studiums der Landwirthschaft. Einladungsschrift für die neuerrichtete landwirthsch. Lehranstalt in Tharant. gr. 8. br. 6 Gr.

Denkwürdigkeiten für Sachsen, auf das Jahr 1830. 4 Hefte (32 Bogen). gr. 4. broch. der ganze Jahrgang 2 Thlr.

Kryptogamen Sachsens und der angrenzenden Gegenden; herausgegeben von Fr. Müller. Erstes Hundert, natürliche Exemplare in einer Kapsel. 3 Thlr.

erscheinen in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig und sind in allen namhaften Buchhandlungen zu bekommen.

---

[395] Herabgesetzte Preise.

Bei Starke in Chemnitz so wie durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Almanach der Revolutionscharaktere auf das Jahr 1796, herausgegeben von C. Girtanner mit 14 Kpfr., enthalten a) Römische b) Holländische c) Französische Beiträge zur Geschichte der französischen Revolution. 1 Rthlr. 8 Gr. jetzt für 20 Gr.

Getreue und zusammenhängende Geschichte der französischen Revolution. 3 Thle. 1 Rthlr. jetzt 12 Gr.

Geschichte der Verschwörung des Robespiere, aus dem Französischen von Archenholz. 18 Gr. jetzt 8 Gr.

de la Barenne die Verbrechen Morats, aus dem Französischen von Archenholz. 16 Gr. jetzt 6 Gr.

---

[358] Neuer, historischer Roman.

So eben hat im Verlage der Gebrüder Schumann in Zwickau die Presse verlassen, und ist an alle Buchhandlungen versendet worden;

Wittoria Iturbide,

Historisch-romantisches Gemälde des Mexikanischen Freiheitskrieges

von

Wilhelm von Ludemann.

Velinpapier; 3 Theile. Preis 3 Rthlr.

Digitized by Google

N°. 33.

Intelligenz-Blatt

1830.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reyscher, Dr. A. L.,

vollständige, historisch und kritisch bearbeitete

Sammlung der würtemberg. Gesetze,

Dritter Band.

Enthaltend den dritten Theil

der

Sammlung der Staats-Grund-Gesetze.

Nebst einem Register über den ersten bis dritten Band.

gr. 8. 44 Bogen.

Subscriptions-Preis für Pränumeranten auf das ganze Werk 3 fl. 40 kr. — Für Liebhaber einzelner Bände 4 fl. 24 kr. — Ladenpreis 5 fl. 30 kr.

Stuttgart und Tübingen, den 3. Oktober 1830.

---

[413] Englische Chronometer und Uhren.

R. Widenham, Nro. 6 East-Street, Red Lion-Square, London, (welcher bei der in dem Jahr 1801 von der Englischen Admiralität veranstalteten Concurrenz für die Verfertigung der besten Chronometer für den seinigen, der nach täglicher Beobachtung im Observatorio zu Greenwich im Durchschnitt nicht mehr als $1\frac{5}{100}$ Secunde variirte, die höchste Prämie erhalten hat) hat nun seinen Vorrath von Chronometern so vollendet, daß er dieselben zum Verkaufe anbieten kann. Er thut dieses mit so viel größerem Zutrauen, da solche alle unter seiner eigenen Aufsicht verfertigt, und so regulirt sind, daß sie unter jedem nur möglichen Wechsel des Climas oder der Lage, auf irgend einer Land- oder Seereise, einen immer gleichen Gang behalten werden, wie er durch die Zeugnisse mehrerer der ausgezeichnetsten Ostindien- und Chinafahrer ausweisen kann.

Man findet bei ihm auch eine Auswahl der besten Uhren und astronomischen Zeitmesser nach jeder Construktionsweise und mit der sorgfältigsten Rücksicht auf ihre Zweckmäßigkeit verfertigt. Wer sich mit einer genauen Beschreibung der verlangten Artikel direct an ihn selbst wendet, darf der schnellsten und besten Bedienung gewärtig seyn. Doch hat er für diejenigen seiner Gönner, welchen dieses unbequem seyn sollte, Herrn Blacker zu Hamburg zu seinem Agenten für Deutschland und den Norden bestellt, und demselben einen Vorrath Uhren von jeder Gattung anvertraut, für deren richtiges Gehen und Zweckmäßigkeit R. Widenham alle Verantwortlichkeit übernimmt. Ja sollte einer seiner Chronometer nach dreibis vierjährigem Versuchen dem Käufer nicht anstehen, und dem Verfertiger oder seinem Agenten, jedoch unbeschädigt wieder zugestellt werden, so soll das Instrument so oft ausgetauscht werden, bis der Käufer vollkommen zufrieden gestellt ist.

---

[387] Neueste Musikalien.

So eben sind in Paris und zugleich in Berlin in der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung erschienen:

Die dreifarbige Fahne, mit deutschem und franz. Texte (Le Drapeau tricolore). Paroles de Mr. Moreau, av. Acc. de Pfte. p. Habeneck. 4 gGr. — 18 kr.

Volksgesang der Franzosen vom Jahr 1830. mit deutschem und franz. Text: La Parisienne. Marche nationale. Paroles de Casimir Delavigne, chantée aux théâtres de Paris p. A. Nourrit. 8 gGr. — 36 kr. rhein.

Die Marseiler Hymne. Fantasie für d. Pfte. v. A. Adam. 8 gGr.

La Victoire est à Nous. Fantasie Parisienne p. l. Pfte. p. A. Adam. 12 gGr. — 54 kr. rhein.

Le tocsin, la Résistance et la Victoire. Tableau du 27. 28. et 29. Juillet 1830. p. l. Piano p. Pager.

---

[362] In der Nikolai'schen Buchhandlung in Berlin, Stettin und Elbing ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blicke in die Zeit in Hinsicht auf National-Industrie und Staatswirthschaft mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands und vornehmlich des Preußischen Staats. Von Dr. F. B. Weber, Prof. in Breslau. 35 Bogen Text in 8. und 16 Tabellen, Preis $2\frac{1}{2}$ Rthlr.

Zur Empfehlung dieser inhaltreichen Schrift, welche das allgemeine Interesse in hohem Grade in Anspruch nimmt, erlauben wir uns hier eine Hauptübersicht der darin behandelten Gegenstände folgen zu lassen:

I. Abtheilung. Ueber den Zustand der gesammten National-Industrie oder gewerblichen Kultur und Produktion der neuesten Zeit, mit besonderer Rücksicht auf Deutschland und vornehmlich den Preuß. Staat. — Vom Zustande der landwirthschaftlichen Kultur und Produktion der neuesten Zeit. — Von Bergbau, Bergwerksproduktion und Betrieb in neuester Zeit. — Von Fabrik-, Manufaktur- und Handwerksproduktion und Betrieb. — Vom Handel, der Schiffahrt und Rhederei. — II. Abtheilung. Ueber den Zustand des Wohl- oder Uebelbefindens der Staaten und Nationen in nationalökonomischer und staatswirthschaftlicher Hinsicht im Allgemeinen. — Ueber den Stand und

Zuwachs der Bevölkerung in Amerika, Europa, Deutschland und den Preußischen Staat. — Ueber den Zustand der Verarmung und Wohlhabenheit der Völker in neuester Zeit. — Ueber den Finanzzustand der vorzüglichen Europäischen und Deutschen Staaten und des Preuß. Staats insbesondere.

Die beigefügten Tabellen gewähren eine interessante Uebersicht über Ein- und Ausfuhr, über das Steigen und Fallen der Getreidepreise, über Wollmarktsverkehr, Fondsveränderungen, so wie über Veränderung der Volksmenge in den verschiedenen Regierungsbezirken des Preuß. Staats und den vorzüglichsten Städten Europas ꝛc.

Wir hoffen, daß das Werk besonders den zahlreichen Besitzern der gehaltvollen Schriften von Ferber und von Zedlitz, auf welche der Herr Verf. häufig verweißt, eine willkommene Erscheinung seyn werde.

Topographisch-statistische Beschreibung der Königl. Preuß. Rhein-Provinzen. Von F. v. Restorff, Königl. Preuß. Oberst-Lieutenant. 72 Bogen Text und 9 Tabellen. gr. 8. 4 Rthlr.

Die in öffentlichen Blättern hin und wieder geäußerte Bemerkung, daß es noch immer an einer umfassenden Beschreibung der Königlich Preuß. Rheinprovinzen fehle, und daß es wünschenswerth sey, daß eine solche bald erscheinen möge, ist Veranlassung zur Herausgabe dieses Werkes, durch welches nunmehr jenem langgefühlten Bedürfniß auf eine gewiß befriedigende Weise abgeholfen wird. Da dasselbe das Resultat einer sorgfältigen mühsamen Bearbeitung ist, so zweifeln wir nicht, daß demselben eine günstige Aufnahme zu Theil werden wird, um so mehr, als der Herr Verfasser bemüht gewesen ist, alle ihm nur irgend zugänglich gewesenen Quellen auf das Gewissenhafteste zu benutzen, um seiner Arbeit durch zuverlässige Angaben die möglichste Brauchbarkeit zu sichern. Die beigefügten vergleichenden Tabellen über Bevölkerung, Ein- und Ausfuhr, Gewerbe und Grundsteuer ꝛc., so wie ein genaues Register über alle in dem Werke vorkommenden Ortsnamen, lassen in ihrer Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig, und tragen nicht wenig dazu bei, den Werth desselben zu erhöhen und den Gebrauch zu erleichtern.

---

[351] Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Der Birmanenkrieg,

von

J. J. Snodgraß,

Königlich-Großbrit. Major und Militär-Secretair bei dem command. General der brit. Armee in Ava, so wie auch polit. Agenten daselbst.

Aus dem Engl. mit Anmerkungen von Gustav Nagel, vormals Lieutenant in engl. Diensten. Mit 2 Kupfern. gr. 8. Velinpap. cart. 2 Rthlr.

Ein Werk von vielem Interesse, sowohl durch seine unbedingte Authenticität, als wie durch seinen anziehenden Styl und die gelungene Darstellung von Ereignissen, welche mehr der romantischen Dichtung und der alten Fabelzeit als der Gegenwart anzugehören scheinen! Noch wird dieses Interesse durch die Gleichzeitigkeit der Begebenheiten erhöht, welche dasselbe darstellt, mit den Feldzügen der Russen gegen die Osmannen, und den neuesten Ereignissen von Algier — eine Zusammenstellung, welche den reichhaltigsten Stoff zu den wichtigsten Vergleichungen für den Militair wie für jeden gebildeten Leser darbietet.

---

[353] In der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Hernani p. V. Hugo. 8 gGr. oder 36 kr. (Nro. 56 des Repertoire de théâtre français à Berlin.)

Blesson, L., Geschichte der großen Befestigungskunst. Eine Skizze mit 1 Kupfertafel in 8. elegant geheftet 20 gGr. oder 1 fl. 30 kr.

Ueber die Veränderungen in der Kriegskunst seit 1700 bis 1815. Folgerungen hieraus auf das Festungssystem von J. Marquis von Chambray. Aus dem Französischen übersetzt von einem Offizier der Berliner Garnison; geh. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr. Früher erschien daselbst:

Bildung und Führung einer Infanterie-Compagnie, mit Bezugnahme auf das preuß. Infanterie-Reglement. Handbuch für Offiziere. 8. geh. 1828. 20 gGr. oder 1 fl. 30 kr.

---

[386] An die Besitzer des Conversations-Lexicons.

Wir erlauben uns, Ihre Aufmerksamkeit auf ein Werk zu richten, ohne welches viele Artikel des Conversations-Lexicons ꝛc., vorzüglich den Dilettanten, dunkel bleiben.

Es erscheint unter dem Titel:

Systematische Anleitung zum lehrreichen und würdigen Gebrauche des Conv. Lexicons, mit Hinweisungen auf die einschlagenden Artikel ꝛc. Von J. J. C. Kulenkamp. 1. Abtheilung. Wissenschaft.

Eine ausführliche Ankündigung, die durch jede Buchhandlung gratis zu erhalten ist, theilt Plan und Bedingung mit.

Hennings'sche Buchhandlung zu Gotha.

---

[380] Neue Schrift für Homöopathen.

Von Dr. Hartmann in Leipzig ist so eben eine

Diätetik für Kranke, die sich homöopathisch heilen lassen,

bei uns erschienen, welche in allen Buchhandlungen bis zur Michaelismesse d. J. broch. für 16 Gr. zu bekommen ist. Der spätere Ladenpreis 21 Gr.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

---

[357] In meinem Verlage ist so eben erschienen und an die Herren Subscribenten, so wie an sämmtliche Buchhandlungen versandt:

Gehlers, J. S. T., physikalisches Wörterbuch, neu bearbeitet von Brandes, Gmelin, Horner, Muncke, Pfaff. 5ter Band, 2te Abtheilung, die Buchstaben J. und K. enthaltend, mit 17 Kupfertafeln. Subscript. Preis auf Druckpap.

Digitized by Google

9 Thlr. 20 Gr., auf Schreibpapier 8 Thlr. 18 Gr.

Bei Erscheinung dieser Abtheilung hat nun der Subscript.-Preis vom 4ten Band 1ster Abtheilung aufgehört, und ist dafür der Ladenpreis von 3 Thlrn. auf Druckp. und 4 Thlrn. 3 Gr. auf Schreibpapier eingetreten.

Von den frühern Bänden sind nun die Ladenpreise: für den 1sten Band 6 Thlr. auf Druckpap. und 7 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpap., für den 2ten Band 3 Thlr. 18 Gr. auf Druckpap., und 4 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpap., für den 3ten Band 6 Thlr. auf Druckpap. und 7 Thlr. 8 Gr. auf Schreibpap.

Leipzig, den 6. August 1830.

C. B. Schwickert.

---

[397] Empfehlungswerthes Geschenk.

Bei Starke in Chemnitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Binni, K., Bildungsbriefe für die Jugend, zur Uebung im Styl und zur angenehmen Unterhaltung, 3te vermehrte und verb. Auflage. 8. 18 Gr.

Diese Briefe sind in einem leichten, muntern, ungezwungenen, und unterhaltenden, doch nichts weniger als kindischen Tone geschrieben. Der Stoff dazu aber ist von wirklichen Vorfällen, kleinen Reisen, Familienbegebenheiten und dergleichen hergenommen. Lehrer werden bei Stylübungen sie gewiß mit dem größten Vortheile gebrauchen; aber auch ohne diese pädagogische Rücksicht werden sie Vielen — Kindern und Erwachsenen eine angenehme Unterhaltung gewähren.

---

[352] Heinsius deutsches Wörterbuch. Vollständig erschienene Original-Ausgabe, wohlfeiler als der noch unbeendigte Wiener Nachdruck.

Um noch die Freunde der deutschen Sprache, besonders die Lehrer, Geschäftsmänner, Literaten u. s. w., in den Stand zu setzen, sich das neueste und vollständigste

Wörterbuch der deutschen Sprache, mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung für die Geschäfts- und Lesewelt, vom Professor Dr. Th. Heinsius in Berlin. 4 Bände, 353 Bogen in groß Lexikon-Format,

sogleich ganz complet in der correcten Original-Ausgabe und sogar noch wohlfeiler als den noch nicht einmal vollendeten Wiener Nachdruck anschaffen zu können, haben wir uns zugleich in Anerkennung der bisherigen vielseitigen Theilnahme, welche dieses bedeutende Unternehmen fand, entschlossen, den ungewöhnlich billigen ersten Prän. Preis von 13⅓ Rthlr. auf Schreibpapier, und 10 Rthlr. für die Ausgabe auf Druckpapier, (wonach also der Bogen nur circa 7 Pf. kostet), noch vorerst fortbestehen zu lassen, wozu das Werk durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen ist.

Das obige Lexikon ist als ein unentbehrliches Hülfsmittel beim Studium der deutschen Sprache, bei der Lectüre belletristischer und wissenschaftlicher Werke, als Rathgeber bei allen schriftlichen Arbeiten und zugleich als Verdeutschungs- und Sacherklärungs-Wörterbuch bereits zu allgemein geschätzt, auch von dem Königl. Preußischen Ministerium damals amtlich empfohlen worden, als daß es noch einer weitern Erörterung dieserhalb bedürfte, um so mehr, da es, als das neueste ganz vollendete und zugleich nach Verhältniß wohlfeilste Werk dieser Art, für jetzt noch einzig in unserer Literatur dasteht.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

---

[409] Einladung zur Subscription.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin wird erscheinen:

Geschichte der teutschen Reformation,

von

Dr. Philipp Marheineke,

ordentl. Professor an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität und Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin; Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse.

Zweite verbesserte und vervollständigte Auflage. 3 Theile. 8.

Dieses Werk, dessen erste zwei Theile zuerst zum Reformationsjubiläum des Jahres 1817 erschienen, hat durch die darin versuchte eigenthümliche Darstellung der Reformation in dem ursprünglichen Lichte und der alterthümlichen Denk- und Rede-Weise, mit Verläugnung alles eigenen vorgreifenden Urtheils raisonnirender Klugheit, — wodurch die Wahrheit und Lauterkeit der Geschichte dieser denkwürdigen Begebenheit nur zu oft und zu sehr entstellt worden ist, — eine solche Theilnahme bei christlich gesinnten Gemüthern gefunden, daß die erste nicht geringe Auflage sehr schnell vergriffen worden ist. Mancherlei andere Studien hinderten indessen seit mehreren Jahren den Verfasser, eine neue Ausgabe zu bearbeiten.

Bei der Säkularfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession war aber die Nachfrage deßhalb bei ihm so anhaltend und dringend, daß er, theils hiedurch angeregt, theils durch den Geist jenes Festes neu bewegt, sich entschlossen hat, nicht nur die nöthige neue Auflage der ersten zwei Bände, mit mancherlei Verbesserungen und Zugaben zu veranstalten, sondern auch den dritten Band hinzuzufügen, und so die Geschichte bis zu Luthers Tode und dem Religionsfrieden herabzuführen, und damit das Werk in demselben Sinn und Tone, worin es begonnen worden, zu beendigen. — Möge dies Buch, — dem von allen Seiten das Zeugniß gegeben worden ist, daß eine reinere Anschauung von dem Werke der Glaubensverbesserung, als durch ihn, nicht wohl zu erreichen sey, und daß es den Leser in die große That und Verhandlung jener Zeit selbst versetze, — auch bei seinem neuen Erscheinen, wie früher, segensreich wirken, und zur Belebung und Befestigung des ursprünglichen evangelischen Geistes beitragen!

Wir werden dieses werthvolle Werk auf gutes weißes Papier mit neuen Lettern drucken, und wollen, um es auch minder Bemittelten zugänglich zu machen, für diejenigen, welche bis Ende dieses Jahres darauf unterzeichnen, für sämmtliche drei Theile den mäßigen Preis von 3½ Thlr. statt finden lassen, wovon die eine Hälfte bei der Unterzeichnung, die andere Hälfte bei Empfang der ersten beiden Bände (zur Oster-Messe 1831) zu entrichten ist. — Der Ladenpreis wird ein Drittel höher seyn.

Digitized by Google

— Die Besitzer der ersten Auflage von Th. 1. 2. können den dritten einzeln erhalten.

Bestellungen nehmen alle solide Buchhandlungen an.

---

[310] An alle Buchhandlungen wurde gesandt:

Fritsch, Dr. E. A., einige Gedanken über Sprach-Unterricht auf Gymnasien, für angehende Lehrer der Philologie niedergeschrieben. 6 Gr. sächs. oder 24 kr. rhein.

Grabbe, die Hohenstaufen. Ein Cyklus von Tragödien. 2r Band: Kaiser Heinrich VI. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr. rhein.

Herling, Dr. F. H. A. Professor, Syntax der deutschen Sprache. 1r Theil: Syntax des einfachen Satzes. 1 Rthlr. 6 Gr. oder 2 fl 15 kr. rhein.

Frankfurt a. M. im September 1830.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.

---

[403] An die Verehrer Luthers.

So eben ist erschienen:

Lutherische Anthologie, das ist: Sammlung vorzüglicher Aussprüche Dr. M. Luthers, Gott, Natur und Menschenlebenbetreffend, aus seinen hinterlassenen Schriften entlehnt, von Diac. M. J. G. T. Sintenis. 8. Nürnberg, Haubenstricker 23½ Bogen. Preis 45 kr.

Welcher Verehrer des großen Mannes möchte sich nicht mit seinen Ansichten über die wichtigen Gegenstände, welche der Titel nennt, vertraut machen? Da nur Wenige Zeit und Gelegenheit haben, aus den hinterlassenen Werken Luthers, diese Aussprüche zu sammeln, so glaubte der Herr Herausgeber kein verdienstloses Werk zu übernehmen, wenn er diese Goldkörner den Verehrern des großen Mannes darböte. Jedem Besitzer von Luthers Werken bei Fr. Perthes in Hamburg und von Luthers Weisheit, herausgegeben von Miethhammer, wird, obiges Buch beiden Werken beifügen zu können, gleichfalls willkommen seyn.

---

[388] Bei J. A. List in Berlin sind so eben folgende Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Unger, Dr. E. S., Uebungen aus der angewandten Mathematik, für Techniker und besonders für Architekten, Artilleristen, Ingenieure, Forst- und Bergbaubeamte. 1r Theil (Uebungen aus der reinen und angewandten Stereometrie). Mit 5 Kupfertafeln (VIII. und 668 Seiten). gr. 8. weiß Druckpapier. 3 Rthlr.

Der Subscriptionspreis von 2 Rthlr. 6 gr. hat für den 1sten Band bereits aufgehört, und erlischt auch für den 2ten und 3ten (letzten) Band bei deren Erscheinen.

Hüter, Dr. C. Chr., die dynamischen Geburtsstörungen; ein Versuch zur rationellen Begründung der dynamischen Geburtshülfe. 2 Bände. In saubern Umschlägen geheftet. gr. 8. weiß Druckpapier. 3 Rthlr.

Ezechiel, des jüdischen Trauerspieldichters, Auszug aus Egypten, und Philo des Aeltern Jerusalem. — Griechische Fragmente; herausgegeben, metrisch übersetzt und commentirt von L. M. Philippson. In sauberm Umschlage geheftet. gr. 8. weiß Druckpapier. 12 gr.

---

[337] In der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist fertig geworden und zu haben in der Cotta'schen Buchhandlung zu München.

Dr. K. G. Bauer, die rechte Jubelfreude der Augsburgischen Confessionsverwandten. 2 Predigten am 25. und 27. Juni 1830. gr. 8. geh. 4 Gr.

Gewichtige Worte des ehrwürdigen Kanzelredners zu St. Nikolai in Leipzig.

Die monarchische Staatsverfassung Ludwig XVI. Nebst histor. Belegen. (Denkwürdigkeiten Coligny's, Colbert's, der Maintenon, Marie Therese von Spanien, St. Simon's.) Nach der 2ten französischen Ausgabe des P. C. Lemontey deutsch bearbeitet und mit Anmerk. vermehrt vom geh. Referendar Ring in Carlsruhe. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 8 Gr.

Die falsche Idee des Absolutismus ist in dieser meisterhaften Darstellung mit Thatsachen belegt, durchgeführt, und bietet bei den jetzigen großen Ereignissen in Frankreich Stoff zu den fruchtbarsten Vergleichungen dar.

Ueber den Indifferentismus in Cultusangelegenheiten, mit einigen Vorschlägen zu kirchlichen Reformen aus dem Standpunkte des allgemeinen Kirchen- Staatsrechts. Ein Sendschreiben an deutsche Männer vom Kirchenregimente; von Alexander Müller, G. S. Reg. Rath. gr. 8 geh. 10 gr.

Der berühmte Verfasser hat hier einen sehr interessanten Gegenstand geistreich behandelt.

Otto, M. B. A. B., zwei Gebrechen (der deutsche Sprach- und der Religionsunterricht) der meisten Gelehrten-Schulen in Deutschland. Eine Abhandlung. gr 8. geh. 6 Gr.

---

[396] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Schwarz, J. W., kurze Nachricht von der Entstehung und Feier der christlichen Sonn- und Festtage. Dritte verm. und verb. Auflage. 8. Chemnitz, Starke. 5 Gr.

Diese Schrift wird allen, die über das Geschichtliche der kirchlichen Sonn- und Festtage näher sich zu unterrichten wünschen, um so mehr willkommen seyn, da sie sich bei verhältnißmäßiger Vollständigkeit und Deutlichkeit auch durch Wohlfeilheit empfiehlt.

Digitized by Google

— No. 34.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 0.

In der unterzeichneten Verlags-Handlung ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Umständlicher Bericht
eines
Augenzeugen
über den
letzten
Auftritt der französischen Revolution
Ende Julius 1830.
Erstattet
von
J. H. Schnitzler.

Verfasser des: „Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie."

Mit dem Bildnisse Lafayette's und einem Grundriß von Paris.

Preis 48 kr.

Stuttgart und Tübingen, den 15. Sept. 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[392] Bei J. A. Mayer in Aachen erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben,

Memoiren
eines
Schornsteinfegers.
Herausgegeben
von
Louis Lar.
3 Bändchen. broch. Preis: 3 Thlr.

Die Jenaische Literatur-Zeitung 1830, Nro. 140, sagt unter andern über obiges Phantasiegemälde:

„Man wird am Verfasser einen würdigen Nacheiferer, „ja geistigen Wahlverwandten Jean Pauls nicht verkennen, der selbst am schmerzlichsten verwundet „wird, wenn er die Thorheiten und Gebrechen der Menschen angreift, weil nicht liebloser Spott, der gerne „auf andrer Kosten seinen Scharfsinn glänzen läßt, „ihm die Hand leitete, sondern die immer neue „Trauer um den Abfall der Menschheit vom ewigen „Urbild."

---

[400] **Subscriptions-Anzeige.**

Bis zur Ostermesse k. J., wird bei uns erscheinen:

Handbuch der Aesthetik, von Dr. C. Schaumann, (Professor und Bibliothekar am Großherz. Hess. Landesgymnasium zu Büdingen). 3 Thle. in gr. 8.

Mit der Ausarbeitung dieses neuen Handbuches der Aesthetik ist der Herr Verfasser bereits seit mehreren Jahren beschäftigt, und zu dessen Herausgabe vielseitig und jetzt sogar öffentlich in der Leipziger Literaturzeitung von unserm um die Aesthetik selbst hochverdienten Pölitz mit folgenden Worten aufgefordert worden: „Bei dem Unwesen, das in neuerer Zeit mit dieser Wissenschaft in den verschiedenen Kunstschulen getrieben worden ist, darf, bei dem sichern Takte des Verf., das Publikum gewiß auf ein zweckmäßiges Lehrbuch derselben rechnen". — Mit vielem Vergnügen haben wir daher den Verlag dieses Werkes übernommen, dessen Erster Theil die allgemeine Aesthetik; der Zweite die Litterar-Aesthetik oder die Theorie der schönen Redekünste (die Poetik und Rhetorik); der Dritte aber die übrigen Künste (die Tonkunst nebst den plastischen und mimischen Künsten) enthalten wird. Jeder Gegenstand soll zwar möglichst erschöpfend, jedoch ohne Weitschweifigkeit, erörtert, und dabei immer auf die klassischen Kunstwerke hingewiesen, das Wesen der Kunst möglichst neutral, selbstständig und unbefangen entwickelt, gegen nichts Partei genommen, als gegen das Flache und Gemeine, und alles so anziehend und faßlich darzustellen gesucht werden, so daß sich dieses Handbuch nicht allein zur unterhaltenden Lektüre für jeden Gebildeten, sondern auch zum Privatstudium und als Handbuch für den Lehrer eignen wird, welcher etwa diese Wissenschaft in den oberen Lyceal- oder Gymnasialclassen vorzutragen hat.

Wir eröffnen darauf, um wegen der nöthigen Auflage einen etwaigen Maßstab zu erhalten, von heute bis zur Erscheinung des ersten Bandes, welcher spätestens zu Ostern k. J. ausgegeben werden wird, eine Subscription, der zufolge der Preis eines jeden ein für sich bestehendes Ganze ausmachenden und etwa 25 Bogen Median-Octav starken Bandes, mit neuen scharfen Lettern auf feinem Druckpapier sauber gedruckt, nur 1½ Rthlr. beträgt, welcher niedrige Preis bei Ausgabe des ersten Bandes zwar aufhört, für die folgenden Bände aber bis zu deren Druckvollendung fortbestehet.

Zu näherer Einsicht über die Einrichtung dieses viel versprechenden Werkes ist ein ausführlicher Prospektus in jeder Buchhandlung zu erhalten, allwo, so wie auch bei uns Bestellungen angenommen werden.

Ragoczy'sche Buchhandlung.

---

[398] Bei Starke in Chemnitz ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beiträge zur Erörterung praktischer Rechtsmaterien mit Berücksichtigung des sächsischen Rechts, von Dr. G. L. Funke 8. 1 Rthlr.

Inhalt: 1) über außergerichtliche Concurse; 2) über die Verantwortlichkeit der Stadträthe; 3) über die rechtlichen Ansprüche aus dem Einströmen fremden Rauches

Digitized by Google

und Dampfes; 4) über Zahlungen und Abzahlungen; 5) über die Sicherstellungskäufe; 6) über die Collision der Gesetze bei Civilansprüchen ex stupro.

Früher erschien von demselben Verfasser:

Die Lehre von den Pertinenzen aus der Natur der Sache und dem römischen Rechte mit Rücksicht auf das heutige Maschinenwesen entwickelt. 8. 18 Gr.

Ferner:

Zeisig, C. W., über Vertheilungsbescheide in Concursen. 21 Gr.

---

[412] Von den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik ist das Septemberheft erschienen, und enthält:

Alex von Nordmann, Skandinavisk Fauna, af Sv. Nilsson.

I. G. L. Kosegarten, Collection d'antiquités égyptiennes, par Dorow et Klaproth.

Wilh. Wackernagel, Der Singerkriec uf Wartburc, von Ludwig Ettmüller.

Wilhelm von Humboldt, Goethe's Werke, 29ster Band. (Goethe in Rom.)

Graff, Heliand oder die altsächsische Evangelienharmonie, von Schmeller.

Varnhagen von Ense, Histoire du Congrès de Vienne, par Plassan.

Adolf Wagner, Ariosto's Rasender Roland, übersetzt von Gries.

Goethe, Principes de physiologie zoologique, par Geoffroy de St. Hilaire.

I. F. von Meyer, Ueber die Aechtheit der Weissagungen des Jesaias, von Kleinert.

Purkinje, Geschichte der Slawischen Sprache und Literatur, von Schaffarik.

Varnhagen von Ense, Briefe eines Verstorbenen, fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich.

Goethe, Briefe eines Verstorbenen etc. (Zweite Anzeige.)

I. M. Lappenberg, Städtewesen des Mittelalters, von Hüllmann.

---

[401] Neue Jugendschriften.

Bei Rubach in Magdeburg ist so eben erschienen:

Duchstein's, nützlicher und angenehmer Zeitvertreib für kleine wißbegierige Kinder. Mit 15 illum. Kupf. 16 Gr.

Hildebrandt, der Einsiedler oder Wilhelms wunderbare Abentheuer und der Sclav. Zwei Erzählungen zur belehrenden Unterhaltung für die erwachsene Jugend. Mit 6 illum. Kupf. 1½ Rthlr.

Vetter Jakobs Erzählungen, Fabeln und Mährchen für Knaben und Mädchen von 8 — 12 Jahren. Mit 8 illum. Kupf. 1 Rthlr.

Köhnke, lehrreiche und interessante Unterhaltungen für kleine Kinder. Mit 16 illum. Kupf. 16 Gr.

Müller's unterhaltendes und belehrendes Bilderbuch für Knaben und Mädchen. Mit 8 illum. Kupf. 20 gr.

Böhme's 36 Vorlegeblätter zum Zeichnen, vom Leichten zum Schwerern fortschreitend. 1stes Heft. Vierte Auflage. 18 Gr.

---

[406] In der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin sind kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mannhalt, Dr., Gesetzbuch für Spielgesellschaften, oder die vier interessantesten Kartenspiele: das Whist, Solo, Boston und L'hombre. In allen ihren Umrissen formell und intellectuell dargestellt für Diejenigen, welche diese Spiele gründlich erlernen und in kürzester Zeit Meister in ihnen werden wollen. Nebst einer Anweisung zum Mariage- und Piquetspiele. Von einem praktischen Spieler entworfen. Mit Tabellen zur Berechnung der Gewinne und einem Register zum Nachschlagen. 8. 1830. Geheftet. 12 Gr.

Die verschiedenartigen Gebräuche, welche bei den Kartenspielen hier und da Eingang gefunden haben, und die nicht selten zu Differenzen unter der Spielern selbst Veranlassung geben, bestimmten den Herrn Verfaser dies Werkchen auszuarbeiten, das neben einer ungemein faßlichen Anleitung zur Erlernung der beliebtesten Spiele auch die Regeln und Gesetze enthält, welche von den geübtesten Spielern, so wie in den gebildetsten Zirkeln als die zweckmäßigsten erkannt und angenommen worden sind; ein Gesetzbuch für Spielgesellschaften aber wurde dies Buch genannt, weil es in dieser Beziehung wirklich als Norm gelten kann und nicht leicht ein streitiger Fall vorkommen möchte, über welchen man sich darin nicht sogleich sollte Raths erholen und die laut gewordene Meinungsverschiedenheit ausgleichen können. Ein elegantes Aeußeres, so wie ein überaus billiger Preis werden ebenfalls dazu beitragen, diesem Buche recht viele Käufer zu gewinnen

Neue, empfehlungswerthe Romane:

Morgenstern, M. S., William Waller's Wanderungen. Nach dem englischen Manuscripte mitgetheilt. 2 Bände 8. 1830. 2⅓ Rthlr.

Voß, J. von, Spanien's Jungfrauen-Tribut an die Mauren. Ein geschichtl. Roman. 8. 1830. 1¼ Thlr.

---

[399] Neue Musicalien, welche bei B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind.

Auber. Fra Diavolo oder das Gasthaus in Terracina komische Oper in 3 Aufzügen, vollständiger Clavier-Auszug von Blum. 14 fl. 24 kr.

Beriot. 6tes variirtes Thema für Violine mit Orchester. Op. 12. 1 fl. 48 kr.

— — Dieselben für Violine mit Pfte. 1 fl. 36 kr.

Brand. 3 Sonates faciles et brillantes p. Violon avec accompagn. d'un second Violon. 1 fl. 48 kr.

Labarre. Gr. Duo für Harfe und Pfte. über Motive aus Wilh. Tell. Op. 43. 2 fl. 36 kr.

Digitized by Google

Labarre Fantas. für Harfe über Motive aus Wilh. Tell. Op. 44. 1 fl. 12 kr.
Lied. Die Heimkehr zum Vaterland mit Clavier — oder Guitt.- Begl. 8 kr.
Louis, Chevalier. Musique militaire Cah 1 à 5 jedes 3 fl.
Rossini. Ouverture aus Wilh. Tell von Bochsa für Harfe arrg. 1 fl.
Tulon. Variat. für Flöte mit Quartett oder Pfte.-Begl. über eine Th. von Rossini. Op. 55. 2 fl. 42 kr.
— — Brilt. Vart. für Flöte mit Orchester-Begl. Op. 56. 4 fl.
Walckiers. Fantas. für Flöte mit Quartett-Begl. über Motive aus Wilh. Tell. Op. 54. 1 fl. 36 kr.
— — Dieselbe für Flöte mit Pfte.-Begl. 1 fl. 36 kr.

Obige Musikalien sind in Stuttgart bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[402] So eben ist bei Rubach in Magdeburg erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die vorzüglichsten Regeln zur Erhaltung der Gesundheit im Allgemeinen, so wie zur zweckmäßigen Pflege gesunder und kranker Augen, Zähne und Haupt-Haare im Besondern. Nach fremden und eigenen Erfahrungen bearbeitet von J. M. Scholand. 12 Bogen. Preis brochirt ½ Thlr.

Dieses unentbehrliche Hand- und Hülfsbuch, dessen Zweck es ist, durch diätetische Regeln den Krankheiten des Körpers, der Augen, Zähne und Haare vorzubeugen und die bereits entstandenen zu heilen, kann als ein erfahrner Rathgeber jedes Standes und Geschlechts angesehen werden, den man in vorkommenden Fällen, wo mündlicher Rath und Hülfe nicht bei der Hand sind, befragen und nach dessen Vorschrift man handeln kann.

Der Hauptinhalt des Werks, der wiederum in viele Unterabtheilungen zerfällt, die hier des Raums wegen nicht angeführt werden können, ist folgender:

I. Abschnitt. Von der Gesundheit überhaupt. — Von der Luft. — Von den Nahrungsmitteln. — Von der Kleidung und Bedeckung. — Von der Reinlichkeit. — Von der Bewegung und Arbeit. — Von den Gemüthsbewegungen. — Von der Ruhe. — Von den Ausleerungen. — Von den äußern und innern Verletzungen. — Von dem Verhalten in Krankheiten. — II. Abschnitt. Von der Pflege der Augen. — Von der Pflege der Augen, die Künstler, Professionisten u. s. w. zu beobachten haben. — Von einigen Krankheiten der Augen, worin sich der Nichtarzt selbst helfen kann. — Von den Brillen, Vergrößerungsgläsern und Fernaläsern ꝛc. — III. Abschnitt. Von den Zähnen im Allgemeinen. — Vom Zahnen der Kinder. — Vom Wechsel der Zähne. — Von den Vorschriften, das Zahnfleisch und die Zähne gesund und rein zu erhalten. — Von den Krankheiten des Zahnfleisches und der Zähne, und wie sich der Patient dabei zu verhalten hat. — IV. Abschnitt. Von der Pflege des Haupthaares. — Von den Krankheiten der Haare. — Von den Haar-Touren, Locken, Toupets, Perücken und andern Kopfbedeckungen.

Der Verfasser dieser Schrift ließ vorlängst einige diätetische Regeln zur Erhaltung der Zähne im Allgemeinen Anzeiger d. D. abdrucken, welche nicht ohne Beifall aufgenommen wurden.

Der Herr Redacteur des Allgemeinen Anzeigers Dr. J. F. Hennicke äußerte darüber Folgendes:

„Für gütige Mittheilung der Gesundheitsregeln für die Zähne dürfen Sie des innigsten Dankes aller Leser des Anzeigers versichert seyn; denn auch nicht Einer wird gefunden werden, der nicht für sich oder doch für Mehrere seiner Bekannten Nutzen und Lehre daraus schöpfen könnte."

---

[389] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1831.

Auf feinem Velinpapier.

Mit sieben Stahlstichen.

Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Die Stahlstiche sind nach Originalgemälden von Beaume, Roehn, Revoil, Laurent, Pernot, Swebach-Fontaine, gestochen von E. Schuler und C. Frommel. Als Titelkupfer ziert diesmal die Urania das sehr ähnliche Bildniß des Ritters P. von Cornelius nach einer Originalzeichnung von Schorthauer und gestochen von Barth.

Inhalt.

Der griechische Kaiser, Novelle von Ludwig Tieck. Orientalen nach Victor Hugo, von Gustav Schwab. Scharfenstein, Novelle von Friedrich von Heyden. Die Düvecke, oder Leiden einer Königin, Erzählung von Leopold Schefer.

Einzelne Abdrücke des Portraits von P. v. Cornelius in 4. auf feinem Velinpapier sind zu 8 Gr. zu erhalten.

Leipzig, im September 1830.

F. A. Brockhaus.

---

[390] In der Buchhandlung von A. D. Geisler in Bremen ist so eben fertig geworden, und an alle solide Buchhandlungen versandt:

Bertram, romantisches Drama von Maturin, eingeführt durch Walter Scott und Lord Byron. Ueber zwanzigmal nach einander aufgeführt auf dem Drurylanetheater in London. Freie metrische Uebersetzung von D. E. Ilben. Zweite vermehrte Ausgabe nach der siebenten Auflage des Originals. Nebst einem Anhang, enth. eine kurze Geschichte der dramatischen Dichtkunst der Engländer, und eine Anleitung zur leichteren Aufführung dieses Stücks. (Zum Besten der Griechen). 8. broch. 8 gr. oder 36 kr.

---

[407] Bei A. Wienbrack in Leipzig ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Instrumentalton-Sprechkunst oder Anleitung, durch Instrumentaltöne alle Nachrichten in die Ferne zu geben, sowohl im Frieden als im Kriege, beim Civil und Militair, auf dem Lande und Meere, von B. E. A. Wenrich. Gr. 8. Preis geh. 10 gr.

Digitized by Google

[408] So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Eros. Poetisches Taschenbuch auf 1831 von N. Meyer. Geb. mit Goldschnitt und Futteral. 1 Rthlr. 12 gGr.

Lemgo, im September 1830.

Meyersche Hofbuchhandlung.

---

[414] Bei F. G. Frankh in München ist erschienen:

Vergißmeinnicht.

Taschenbuch auf das Jahr 1831.

Herausgegeben von

C. Spindler.

Mit 3 Stahlstichen von F. Fleischmann, und 4 Kupferstichen von L. Beyer. —

12. gebunden 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Zu haben bei Trinius in Stralsund.

---

[419] Say's National-Oekonomie.

Bei Metzler in Stuttgart erschien so eben der 6te Band von:

Joh. Bapt. Say vollständigem Handbuche der praktischen National-Oekonomie, für Staatsmänner, Grundbesitzer, Gelehrte, Kapitalisten, Landwirthe, Manufakturisten, Handelsleute und überhaupt für jeden denkenden Bürger. Aus dem Französischen von J. von Th. gr. 8.

womit nun dieses Werk vollendet ist, für welches die französ. Akademie dem berühmten Verf. kürzlich 8000 Franks mit der Bemerkung zuerkannte: „daß dieses treffliche Werk unter den jetzigen Umständen, wo vorzüglich „von großen Ersparnissen in dem Staatshaushalte die „Rede seyn werde, ganz zu rechter Zeit gekommen sey." Der für 131 Druckbögen ungewöhnlich billige Pränumerationspreis von 7 fl. 12 kr. für alle 6 Bde. besteht nur noch kurze Zeit, und tritt dann dafür der Ladenpreis von 10 fl. 48 kr. ein. Eine Uebersetzung dieses Werks durch F. A. Rüder hat, wie die Vorrede Rüder's selbst bekennt, der Titel aber verschweigt, sich Auslassungen erlaubt, und außer der vorstehenden ist keine vollständige deutsche Uebertragung dieses neuesten Werks von Say vorhanden.

Zu erhalten durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz.

---

[416] Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Uebersicht der Naturgeschichte für den mündlichen Vortrag. Düsseldorf bei J. E. Schaub. Broschirt. 8 gGr. oder 45 kr.

Damit der Schüler beim Vortrage in der Naturgeschichte die ihm fremden und unbekannten Namen nicht unrichtig niederschreibe, ist diese Uebersicht auf mehrern Gymnasien eingeführt und wird den Schülern als Leitfaden in die Hand gegeben.

Beschreibung eines neu eingerichteten, repetirenden Compensations-Theodolits, verbunden mit Bousolen-, Nivellir- und Meßtisch-Apparat; nebst kurzer Anweisung über den Gebrauch und die Justirung desselben, mit hinzugefügten allgemeinen Bemerkungen über verschieden ausgeführte Winkelmessungen, von Fr. W. Breithaupt. Mit 1 Kupfertafel. Gr. 4. geh. 18 Gr. 1 fl. 20 kr.

Düsseldorf, bei J. E. Schaub.

---

[421] Anzeige für Schulen.

Wilberg's, A. H., Anleitung zum Kopfrechnen in Preußischen Volksschulen, wo sowohl nach Silbergeld, als nach Courant gerechnet wird. Nach einer genauen Stufenfolge geordnet und mit hinreichenden Aufgaben versehen. 22 Bogen 8. Magdeburg 1830 bei F. Rubach. Preis 18 gGr.

Dessen Anleitung zum Tafelrechnen in Preußischen Volksschulen ꝛc. 20½ Bogen. 8. Ebendaselbst Preis 18 gr.

Dessen 170 Exempeltafeln zum Tafelrechnen in Preußischen Volksschulen ꝛc. 25 Bogen, auf einer Seite bedruckt. Preis 12 gr.

---

[425] An die Freunde der Tonkunst.

In letzter Ostermesse ist bei mir erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rochlitz, Fr., für Freunde der Tonkunst. Drei Bde. Die 2 ersten Bde. sind neu aufgelegt, aber der 3te ganz neu, und der Preis eines jeden Bandes ist 2 Thlr.

Es sind seit Kurzem schon so viele günstige Urtheile über dieses Buch erschienen, daß ich es für sehr überflüssig halte, noch etwas zu seiner Empfehlung beizufügen.

Leipzig, im Octbr. 1830.

Carl Cnobloch.

---

[417] Bei J. A. Meyer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Geschichte der spanischen Monarchie von 1810 bis 1823. Zweiter Theil, nebst Verbesserungen des ersten Bandes, auch des Werks über die Spanische Revolution. Von 1813 bis 1814. Worin die Geschichte der gewöhnlichen Cortes, Uebersicht der Kriegsbegebenheiten auf der Halbinsel, und Umsturz der Konstitution 1814. Vom K. K. Obristen v. Schepeler. gr. 8. geh. 2 Thlr. 4 gGr.

Diese Geschichte greift tief in die der neuern Zeit, denn das Vergangene wiederholt sich schnell in unserm Jahrhundert. Auch lernt man in diesem Buche Männer kennen, die noch auf dem Welt-Schauplatze große Rollen spielen; der Zuschauer aber lernt die Weltbegebenheiten besser beurtheilen, je mehr er die Schauspieler kennt.

Digitized by Google

N°. 35.

Intelligenz-Blatt

1830.

Der vierte Jahrgang vom

Taschenbuch für Damen

auf das Jahr 1831,

ist so eben erschienen, und zu dem bisherigen Preis von 3 Rthlr. 4 gGr. sächs. oder 5 fl. 24 kr. rheinisch an alle soliden Buchhandlungen versandt worden.

Dieses Taschenbuch enthält, wie früher, die Stahlstiche des bekannten englischen Taschenbuches: Forget me not.

Den Inhalt bilden:

Gedichte und Novellen,

und zwar von Sr. M. dem König von Bayern, Göthe, E. v. Schenk, v. Zedlitz, W. Menzel, G. Schwab, L. Robert u. A.

Ferner ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt:

Almanach des Dames 1831,

avec estampes, relié.

Preis 3 fl.

Menzel, Dr. W.,

Taschenbuch der neuesten Geschichte.

Erster Jahrgang

mit 24 Bildnissen.

Preis 3 fl.

Stuttgart und Tübingen im Octbr. 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[427] Im Verlag von G. P. Aderholz in Breslau sind so eben nachstehende Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blankensee, Georg Graf von, der Wanderer. Ein Gedicht in 2 Gesängen. Velin-Druckpapier. 8. geh. 12 gGr.

Geppert, G., Darstellung meiner Verfahrungsart im orthographischen Unterrichte, oder die wichtigsten Regeln der Rechtschreibung, nebst der Lehre von der Interpunktion; mit beigefügtem Lehrstoff zur Erlernung dieses Unterrichtsgegenstandes. Für Volksschulen entworfen. 8. 12 gGr.

Günsburg, Dr. C. S., Geist des Orients. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gGr.

Hoffmann, C. J. A., Die Tonkünstler Schlesiens. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Schlesiens, vom Jahre 960 bis 1830. Enthaltend: biographische Notizen über schlesische Komponisten, musikalische Schriftsteller und Pädagogen, Virtuosen, Sänger, Kantoren, Kammermusiker, Instrumentenmacher, so wie über Beförderer und Liebhaber der Tonkunst. Mit 2 Steindrücken. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gGr.

Krause, Lotte L., Erzählungen, Polterabend-Scherze, dramatische Scenen, Fest- und Gelegenheits-Gedichte. 8. geh. 1 Rthlr.

Pfizner, B. J., Glaube und Gefühl, oder unmittelbares Wissen, als Bürgschaft für die Wahrheit in göttlichen Dingen beleuchtet. Mit vorwortlichen Bruchstücken aus dem Erfahrungskreise zweier ehemaligen Katholiken. 8. 1 Rthlr. 4 gGr.

Philipp, C., Geisselhiebe, in Form satyrischer Aufsätze dem Zeitgeiste beigebracht. 8. geh. 16 gGr.

Teschner, Auguste, 55 Originalmuster zum Blondiren, Tambouriren und Sticken, im neuesten Geschmack, unter Angabe der richtigen Schnitte, größtentheils nach der Natur gezeichnet. 1 Rthlr. Dieselben auf grün Papier 1 Rthlr. 4 gGr.

---

[426] Bei Unterzeichnetem ist so eben erschienen:

Prange, Fr. Wilh., Predigten über die Leidensgeschichte unsers Herrn. 2tes Bändchen. 8. 1830. Preis 9 Gr.

Die günstige Aufnahme und Beurtheilung des ersten Bändchens dieser Passionspredigten bewogen den Hrn. Verf., bald ein zweites folgen zu lassen, in dessen Vorträgen mehr als in denen des erstern die synthetische Form hervortritt.

Karl Grunert in Halle.

---

[422] Im Verlage der Hahn'schen Buchhandlung haben so eben folgende Werke die Presse verlassen:

Publius Virgilius Maro varietate lectionis et perpetua annotatione illustratus a Christ. Gottl. Heyne. Editio Quarta, curavit G. Ph. E. Wagner. Vol. I. Bucolica et Georgica. 8 maj. Velin-Druckpapier 3 Rthlr. 8 Ggr.

— — dasselbe Werk, Pracht-Ausgabe auf Schweizer-Velinpapier mit durchschossener Schrift. Vol. I. Pars 1 et 2. Mit 58 Kupfern und Vignetten. Geheftet. Pränumerations-Preis 10 Rthlr.

Der Druck des folgenden Bandes hat bereits begonnen, und wird das Ganze möglichst rasch beendigt werden.

Herodoti Musae. Textum ad Gaisfordii editionem recognovit, perpetuo tum Fr. Creuzeri tum sua annotatione instruxit, commen-

Digitized by Google

tat. de vita et scriptis Herodoti, tabulas geographicas indicesque adjecit J. Ch. F. Bähr. Vol I. 8 maj. Velin-Druckpapier 4 Rthlr.

Das Ganze wird aus drei Bänden bestehen.

Aristophanis Nubes cum scholiis. Denuo recensitas c. adnotat. suis et plerisque Jo. Aug. Ernestii ed. Gedofr. Hermannus. 8 maj. Velin-Druckpapier 2 Rthlr. 4 Ggr.

Aristophanis Comoediae. Edidit F. H. Bothe. Vol. IV, 8 maj. 1 Rthlr. 8 Ggr.

Auch unter dem Titel:

Poetae scenici Graecorum. Recensuit et annotationibus, sigilisque metricis in margine scriptis, instruxit F. H. Bothe. Vol. VIII. Preis der fertigen 8 Bände 12 Rthlr. 22 Ggr.

Vol. I. et II. enthalten Euripidis Dramata. 2 Vols. 4 Rthlr. 16 Ggr.

Vol. III. et IV. Sophoclis Tragoediae. 2 Vols. 3 Rthlr. 6 Ggr.

Vol. V. et VIII. Aristophanis Comoediae. 4 Vols. 5 Rthlr.

Der 9te Band, Aeschyli Tragoediae Vol. I. enthaltend, ist bereits unter der Presse; auch wird aus dieser Sammlung der sämmtlichen griechischen Dramatiker jedes einzelne Stück zu äußerst billigem Preise besonders gegeben, um dadurch den Schülern und Studirenden die Anschaffung dieser so zweckmäßigen Hand-Ausgabe zu erleichtern.

Gradus ad Parnassum, sive Promtuarium prosodicum etc. Post C. H. Sintenisii et Ott. Maur. Mülleri curas emendavit et auxit Fr. Traug. Friedemann. Editio tertia. 2 Tomi. 8. Druckpapier 1 Rthlr. 12 Ggr. Schreibpapier 2 Rthlr.

Horatii, Q. Fl., Opera omnia. Recensuit et illustravit Fr. G. Döring. Editio minor. 8 maj. 1 Rthlr.

Diese für den Schulgebrauch bestimmte Ausgabe ist nicht ein Auszug aus der rühmlichst bekannten größern Edition des Horaz von demselben Herrn Herausgeber in 2 Vols. zu 3 Rthlr. 12 Ggr., sondern eine völlig neue Bearbeitung.

Plutarchi Aristides et Cato Major. Ex codicibus et editionibus veteribus recens. et animadversionibus criticis instruxit C. Sintenis. Accedit Adam Corais annotat. selectae. 8 maj. 12 Ggr.

— — Themistocles. Ex cod. Paris. etc. instruxit C. Sintenis. 8 maj. 6 Ggr.

Roth, Dr. A. G., Manuale botanicum peregrinat. botanicis accommodatum. Sive Prodromus enumerationis plant. phanerogam. in Germania sponte nascentium. 3 Vols. 16. cart. 4 Rthlr.

Sonne, H. D. A., Hebräisches Lesebuch für den Gymnasial-Unterricht, mit Hinweisungen auf die Sprachlehren des Herrn Professors Ewald und einigen Anmerkungen desselben. gr 8. 10 Ggr.

Leipzig, im September 1830.

---

[424] Alle Privat- und Leihbibliotheken mache ich auf folgende bei mir erschienen interessanten Bücher, welche in allen Buchhandlungen zu haben sind, aufmerksam.

Iwan Wuischigin, moralisth satyrischer Roman von Th. Bulgarin, aus dem Russischen übersetzt, von A. Oldekop. 4 Thle. 3 Thlr. 6 Gr.

Von dem russischen Orginal sind in 6 Monaten 3 Auflagen und in Paris eine Uebersetzung unter dem Titel: le Gilblas russe erschienen, was wohl hinreichend für die Empfehlung dieses Buchs spricht.

Soldatenleben, Kriegsabenteuer in den Pyrenäen und Süd-Frankreich, von G. R. Gleich. Aus dem Englischen v. K. Hort. Herausgegeben v. W. A. Lindau. 2 Thle. 1 Thlr. 16 Gr.

Leipzig im Octbr. 1830.

Carl Cnobloch.

---

[439] Den zahlreichen Besitzern der ersten 12 Bände der

Auswahl aus Fanny Tarnow's Schriften,

giebt der Unterzeichnete sich die Ehre anzuzeigen: daß in seinem Verlage so eben der 13te bis 15te Band derselben erschienen und durch alle Buchhandlungen für 4 Thlr. zu beziehen ist.

Leipzig, im October 1830.

Karl Focke.

---

[428] Bei G. Reimer (Wilhelmsstraße Nr. 73.) ist so eben erschienen:

L. Tiecks Novellenkranz. Ein Almanach für 1831. Mit 6 Kupfern (Scenen aus Tiecks Octavian, gez. von Pätzel und gest. von Schwertgeburth und L. Meyer) und 1 Titelkupf. gest. von Fleischmann. Preis 2 Thlr.

Inhalt: 1) Dichterleben zweiter Theil. Begebenheiten aus dem Mannesalter Shakespeares, deren Darstellung sich anschließt an das Fest zu Kenilworth (aus dem Knabenalter des Dichters) und an Dichterleben erster Theil (Scenen aus seinem Jünglingsalter und seinem ersten Auftreten als dramatischer Dichter).

2) Die Wundersüchtigen.

Fr. Schleiermacher, über das Berliner Gesangbuch. Ein Schreiben an Herrn Bischof Rittschl. 7½ Sgr. 6 gGr.

Harms, Claus, Beleuchtung des vielfältigen Tadels, mit welchem in der evangelischen Kirchenzeitung das neue Berliner Gesangbuch angegriffen worden ist. 5 Sgr. 4 gGr.

Sendschreiben an den Herrn Verfasser des in der evangelischen Kirchenzeitung enthaltenen Sendschreibens über Schleiermacher. 5 Sgr. 4 gGr.

Ferner ist daselbst um herabgesetzte Preise zu haben:

Waiblingers Taschenbuch aus Italien und Griechenland. 1. u. 2. Jahrg. mit 16 Kupf. 1 Thlr. 5 Sgr. 4 gGr.

A. W. Schlegel's Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie. Mit Kupf. 10 Sgr. 8 gGr.

---

[423] Herabgesetzter Preis.

Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen, mit Beiträgen von Bührlen, v. Fouque, Jakobs, v. Miltitz, Naubert, Rochlitz, Wellentretter, herausgeg. von Fr. Rochlitz, mit 27 Kupfern von den besten Künstlern. 1817 — 20. 4 Jahrg. herabges. Preis 1 Thlr.

Hierzu ist als Fortsetzung erschienen:

Mittheilungen in Verbindung mit Böttiger, Bührlen, v. Fouqué, v. Houwald, Jakobs, v. Miltitz, Raupach, Suabedissen und Wellentretter, herausgeg. von Fr. Rochlitz. 3 Bde. mit 3 Portraits. Ladenpreis 4 Thlr. 12 Gr. herabges. Pr. 1 Thlr. 12 Gr.

Obige Bücher sind in allen Buchhandlungen für obige Preise zu haben.

Leipzig im Sept. 1830.

Carl Cnobloch.

---

[415] Literatur.

Bei F. G. Franckh in München ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch
für die vaterländische Geschichte.
Herausgegeben
von
Joseph Freiherrn von Hormayr.
Neue Folge. Zweiter Jahrgang. 1831.
Mit 2 Stahlstichen und 3 Kupferstichen.

Preis 2 Rthlr. 12 Gr. sächs. oder 4 fl. 30 kr. rhein.

---

[430] Bei uns ist erschienen:

Prognosticum und alte Bauern-Regeln, ein immerwährender Witterungskalender von Schulz, Conrector in Fürstenwalde, auf weiß Papier ½ Rthlr. auf coul. do. ½ Rthlr.

Jagdunfälle, gem. von Schulz lith. von Devrient, 6 Blatt in sauberen Umschlag 3 Rthlr. Dasselbe colorirt 6 Rthlr.

Portr. Ludwig Philipp König der Franzosen lith. von C. Mathieu ½ Rthlr.

Portr. Graf Peyronet ½ Rthlr.

Berliner Witze, 7s Heft, enth. 4 Blatt 1 Rthlr.

Kalender für 1831, komische Figur ½ Rthlr.

do. do. schlicht auf Pappe ½ Rthlr.

Ansicht von Berlin vom Kreuzberge gez. und lith. v. Hintze ½ Rthlr. Dieselbe colorirt 2 Rthlr.

Gebr. Gropius.

---

[429] Subscriptions-Anzeige.

Um anderweitiger, zum Theil schon eingetretener, zum Theil noch drohender, unrechtmäßiger Industrie entgegen zu arbeiten, sind wir eben damit beschäftigt, eine Auswahl von A. G. Eberhards prosaischen und poetischen Arbeiten, unter dem Titel:

A. G. Eberhard's gesammelte Schriften,

herauszugeben, welche vielfältig Zerstreutes, zum Theil anonym oder pseudonym, zum Theil noch nicht öffentlich Erschienenes, auch bisher noch gar nicht Gedrucktes, mit dem schon Bekannten des Verfassers zu einem Ganzen vereinigen wird. Wir hoffen, daß diese Unternehmung nicht unwillkommen seyn werde, da der Verfasser sich schon früher durch mehrere seiner Erzählungen, durch Ferdinand Warner, und Westhold, durch Reiseschilderungen und mehrere kleinere Gedichte, so wie in neuerer und neuester Zeit durch die beiden größeren Gedichte: Hanchen und die Küchlein, und der erste Mensch und die Erde in der deutschen Lesewelt zahlreiche Freunde erworben hat.

Diese Sammlung wird aus 20 Bänden bestehen, welche enthalten:

1r Band: Ueberblick der schriftstellerischen Laufbahn des Verfassers, nebst Proben seiner früheren Arbeiten.
2r bis 6r Band: Erzählungen.
7r bis 9r Band: Ferdinand Warner, der arme Flötenspieler.
10r bis 12r Band: Westold und sein Freund.
13r und 14r Band: Reisebilder.
15r Band: Bruchstücke aus früheren Werken.
16r Band: Dramatische Versuche.
17r und 18r Band: Vermischte Gedichte.
19r Band: Hanchen und die Küchlein.
20r Band: Der erste Mensch und die Erde.

Die große Verschiedenheit der Arbeiten des Verfassers in Form und Farbe sichert ihn wenigstens gegen den Vorwurf ermüdender Eintönigkeit; und, weit davon entfernt, über den Werth oder Unwerth dieser Sammlung dem Urtheile competenter Richter vorgreifen zu wollen, glauben wir doch hier sagen zu dürfen, daß ein vielfacher Wechsel von Komischem und Tragischem, von heiterer Laune und ernstem Gefühl, von idyllischen und romantischen Schilderungen zu der charakteristischen Eigenthümlichkeit dieser Sammlung gehört. Sie wird ihren Lesern also hoffentlich in sehr verschiedenen Stimmungen zusagen, wird bald zu ihrer Erheiterung, bald zur Erwärmung und Erhebung ihres Gefühls beitragen, und hierdurch der Muse des Verfassers wohl noch manche neue Freunde zuführen.

Um die Anschaffung zu erleichtern, und sie selbst weniger Bemittelten möglich zu machen, bestimmen wir, besonders für die Subscribenten, welche sich bis zur Vollendung des Drucks melden, den sehr geringen Preis

Digitized by Google

von 6 gGr. sächs. (7½ Sgr. Preuß. oder 27 Kreuzer rhein.) für jedes Bändchen von 12 bis 16 Bogen, so daß sämmtliche 20 Bändchen nicht mehr als 5 Thlr. kosten werden, wofür man, in den bisherigen Ausgaben, nicht den vierten Theil dieser Sammlung kaufen konnte. Der spätere Ladenpreis wird 6⅔ bis 7 Rthlr. seyn.

Jeder namhaften Buchhandlung haben wir von den bereits erschienenen 12 ersten Bänden Exemplare gesandt, damit jeder Subscribent sich überzeugen möge, daß Papier und Druck, ungeachtet des billigen Preises, gut und anständig gewählt wurden. Die nachzuliefernden 8 Bände werden von uns jeden Falls im October d. J. versandt werden.

Halle im August 1830.

Reugersche Verlagsbuchhandlung.

---

[426] Magdeburger Allgemeiner Volkskalender, achter Jahrgang, auf das Jahr 1831. Mit einem sauber gestochenen Titelkupfer und einem Kärtchen von Preußen. Preis 8 gr.

Von den frühern 7 Jahrgängen des Kalenders, welche unter dem besondern Titel:

Buntes Allerlei in merkwürdigen und unterhaltenden Geschichten; biographischen Skizzen; abenteuerlichen Erzählungen; Länder- und Völkerkunde; Natur-Merkwürdigkeiten; Anecdoten ꝛc.

verkauft werden, und wovon die meisten, um die Bestellungen darauf zu befriedigen, zum dritten, vierten, ja sogar zum fünftenmale neu gedruckt werden mußten — sind wieder Exemplare vollständig vorhanden und durch jede Buchhandlung zu erhalten. — Der erste bis fünfte Jahrgang zusammen genommen, kosten 18 gr., einzeln jeder 6 gr. — Der sehr reichhaltige Inhalt dieser ersten fünf Jahrgänge ist zu oft schon durch Anzeigen bekannt geworden, als daß es nöthig wäre, ihn noch einmal hier anzuführen. Wir erlauben uns daher, nur den Inhalt der beiden letzten Jahrgänge auszugsweise herzusetzen, um Nichtbesitzer derselben darauf aufmerksam zu machen, nemlich:

6r Jahrgang: Gesetze und Strafen der Deutschen im 5. Jahrhunderte. — Die Gottesurtheile. — Die Könige, Herzoge und Grafen der Deutschen. — Die Bekehrer der heidnischen Deutschen. — Andreas Graf von Ostermann. — Freiherr von Canstein. — Fürst Leopold von Dessau. — Die letzten Augenblicke Friedrich Wilhelm I. — Geschichte der Brautringe, der Hochzeitkränze, der Brautführer. — Ueber das Aprilschicken. — Ueber Schatzgräberei. — Allgemeine Verhaltungsregeln bei Prozessen. — 6 interessante Artikel aus der Länder- und Völkerkunde. — 15 Natur-Merkwürdigkeiten. — Moses Isaak, genannt Mausche Rudel, der Räuberhauptmann. — 9 Artikel aus der Land- und Hauswirthschaft. — 33 Anecdoten u. s. w. u. s. w.

7r Jahrgang: Von den alten Völkern, welche die Elbe und Weser bewohnten. — Attila. — Die Vehmgerichte. — Von den Fehden im 15. Jahrhunderte. — Friedrich des Großen letztes Lebensjahr. — Christian IV. König von Dännemark und Christina Munk. — Kaiser Otto. — Johann Lange, ein Pommerischer Bauer, und Herzog Bogislaw. — Ein zweiter Leonidas in Deutschland. — Heldenmuth Karls XII. — Schumla. — Die persische Residenzstadt Teheran. — Hospitäler für Thiere. — Nova Zembla. — Große Londoner Brauerei. — Die Zweikämpfe in Amerika. — Der Eisenbaum. — Die Thierblume. — Die wandernden Berge. — Die Schnupfeninsel. — Die Perlenfischerei. — Sonderbare Backöfen. — Der Pfefferstrauch. — Der Oelbaum. — Die Jagd des Beutelthiers. — Der Zorillo. — Der Savoyarde und der Bär. — Der Eisbär. — Uneigennützige Dienstfertigkeit. — Die Erscheinung des Großvaters. — Der Geist. — 2 Poltergeschichten. — Der Glaube an Hexerei. — Hexenprozesse. — Propheten und Wahrsager. — Ueber Prophezeihungen. — Die Peterskirche in Rom, nebst einer Abbildung. — 10 Artikel aus der Land- und Hauswirthschaft und Gesundheitskunde. — 24 Anecdoten und andere Kleinigkeiten für die Kurzweil u. s. w. u. s. w.

Magdeburg, im September 1830.

Rubach'sche Buchhandlung.

---

[434] Bei A. Rücker in Berlin ist erschienen, und für 8 gr. durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Caspar Hauser. Nicht unwahrscheinlich ein Betrüger. Dargestellt vom Polizeirath Merker. 8. brochirt.

---

[433] Bei W. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen:

Becker, Dr. W. G., kurze, jedoch gründliche Anleitung, wie man gesund bleiben, sich und die Seinigen vor Krankheiten bewahren, davon heilen, und zu einem frohen Alter gelangen kann. Ein praktischer Rathgeber für Jedermann, insbesondere für Eltern, Lehrer, erwachsene Jünglinge und Jungfrauen. Neue Auflage. 27 Bogen in gr. 8. broch. 12 Ggr.

Die günstige Aufnahme der frühern Auflagen gestattete dem Verleger bei obiger einen äußerst billigen Preis zu stellen, so daß nun jeder im Stande ist, sich dies treffliche Buch anzuschaffen.

Früher erschien von demselben Verfasser:

Verhütung und Heilung der Onanie mit allen ihren Folgen bei beiden Geschlechtern. Vierte, ganz umgearbeitete Auflage. 8. 1 Thlr.

---

[432] In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Taschenbuch von Königsberg, enthaltend eine historisch-topographisch-statistische Beschreibung der Stadt und ihren Umgebungen. Mit 6 Kupfern, einem Situationsplane der Stadt und einer Titelvignette. 8. gebunden 2 Rthlr. 15 Sgr. oder 2 Rthlr. 12 gGr.

Dieser Werk ist mit hoher Erlaubniß Sr Königl. Hoheit dem Prinzen Albrecht von Preußen in tiefster Ehrfurcht geweiht.

Bessel's, Fr. W., astronomische Beobachtungen auf der Königl. Universitäts-Sternwarte zu Königsberg. 14te Abtheilung vom Jahr 1828 Fol. — 4 Rthlr. 20 Sgr. oder 4 Rthlr. 16 gGr.

Digitized by Google

N°. 36.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 0.

Der vierte Jahrgang vom

Taschenbuch für Damen

auf das Jahr 1831,

ist so eben erschienen, und zu dem bisherigen Preis von 3 Rthlr. 4 gGr. sächs. oder 5 fl. 24 kr. rheinisch an alle soliden Buchhandlungen versandt worden.

Dieses Taschenbuch enthält, wie früher, die Stahlstiche des bekannten englischen Taschenbuches: Forget me not.

Den Inhalt bilden:

Gedichte und Novellen, und zwar von Sr. Maj. dem König von Bayern, Göthe, E. v. Schenk, v. Zedlitz, W. Menzel, G. Schwab, L. Robert und Andern.

Ferner ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt:

Almanach des Dames 1831,

avec estampes, relié.

Preis 3 fl.

Stuttgart und Tübingen im Octbr. 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ankündigung einer Fortsezung von Posselts historischem Taschenbuch.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und an alle Buchhandlungen verschickt worden:

Taschenbuch der neuesten Geschichte

herausgegeben

von

Dr. Wolfgang Menzel.

1ster Jahrgang, die Geschichte des Jahres 1829 enthaltend, mit 24 Portraits. Preis 3 fl.

Der geistreiche Verfasser des vorstehenden Taschenbuchs ward durch die zunehmende Wichtigkeit der Zeitereignisse zu dieser Fortsezung des ehemals so beliebt gewesenen Posselt'schen Taschenbuches veranlaßt, eine Aufgabe, welche er auf die interessanteste und befriedigendste Weise gelöst hat.

Sein Zweck, wie der des Posselt'schen Taschenbuchs, ist kurz der, dem Publikum möglichst schnell eine möglichst vollständige und zusammenhängende Geschichte der jüngsten Weltbegebenheiten zu bieten. Das Taschenbuch wird je nach der Wichtigkeit der Zeitereignisse in schnellerer oder langsamerer Folge fortgesezt, wenigstens aber jedes Jahr die Geschichte des vorhergehenden Jahrganges schildern. Demzufolge beginnt der eben angekündigte erste Jahrgang mit der Geschichte des Jahres 1829, und enthält:

I. Die politische Geschichte aller einzelner Staaten in pragmatischem Zusammenhang.

II. Unter der Rubrik kleine Chronik, ein Verzeichniß aller ausgezeichneter, im Jahre 1829 gestorbener Personen, der wichtigsten Naturereignisse, Entdeckungen, Reisen, und anderer Merkwürdigkeiten, und

III. eine chronologische Tabelle über alle Ereignisse dieses Jahrs nach der Folge des Datums.

Das historische Taschenbuch ist überdieß mit folgenden wohlgetroffenen lithographirten Portraits ausgestattet:

Polignac,
Graf Diebitsch-Sabalkansky,
Graf Paskewitsch-Erivansky,
General Müffling,
Graf Capodistrias,
Sultan Mahmud,
Nikolaus, Kaiser aller Reußen,
Alexandrine, Kaiserin aller Reußen.
Peel,
O'Connel,
Victorine, Erbin von Großbritannien,
Herzog von Wellington,
Labourdonnaye,
Heinrich, Herzog von Bordeaux,
Napoleon Franz, Herzog von Reichstadt,
Maria da Gloria, Königin von Portugal,
Don Miguel,
Amalie, Kaiserin von Brasilien,
Don Pedro, Kaiser von Brasilien,
Guerrero,
Jackson, Präsident der Vereinigten Staaten,
Fr. Wilhelm III., König von Preußen,
Ludwig, König von Bayern,
Wilhelm, König von Würtemberg.

---

[443] **Penelope**

Taschenbuch für das Jahr 1831.

Leipzig, Hinrichs.

Mit 8 Kupfer- und Stahlstichen von Frz. Stöber, Armann, Fleischmann, Hösel u. A. nach Enders, Retzsch's und Geißlers Zeichnungen. Im feingepreßten Umschlage 1 Rthlr. 16 gr. — in Seide vergoldet mit ersten Kupferabdrücken 2 Rthlr. 16 gr. —

Inhalt. Johanna von Castilien von Th. Hell. — Bilderchronik der theatralischen Zeiterscheinungen: Wei-

sar; Hans Sachs; die Schleichhändler; die Stumme. — Der Tag in der Weinlese von v. Tschabuschnigg. — Hannovers Catilina von Fried. Lohmann. — Elisabeth Gräfin zu Holstein von Agathe S... — Skizzen aus Italien von Waiblinger. — Das Quartett von W. Sehring. — Gedichte von Tiedge. Castelli, A. Franz, Baldacues u. A.

Die zahlreichen Freunde dieses Taschenbuchs werden aus der gegebenen Uebersicht erkennen, daß Penelope in ihrem 20sten Jahrgange im schönsten Jugendschmucke prangt und eine sehr willkommene Gabe darbietet.

---

[435] Anzeige.

Die musikalische Wochenschrift

Iris, herausgegeben von Rellstab

erscheint unausgesetzt auch im nächsten Jahre zu dem Preis von 1½ Thaler für 52 Wochennummern, wofür sie durch alle Buchhandlungen zu erhalten seyn wird. Journalzirkel und Musikliebhaber werden ersucht, ihre Bestellungen zeitig einzureichen.

Berlin, im Oktober 1830.

T. Trautwein.

---

[447] Literarische Anzeige.

Giovanni Rosini's Nonne von Monza, 2 Bde. Fortsetzung der Verlobten von Manzoni, übersetzt von Daniel Leßmann,

ist jetzt complett zu haben, und weil das Ganze so rasch erschien, daß Vielen der Subscriptions-Termin nicht bekannt wurde, können es alle Buchhandlungen bis Ende November noch für 1 Thlr. 16 Gr. liefern, ein Preis, der bei einem neuen, 42 Bogen starken, elegant gedruckten Buche gewiß zu den Seltenheiten gehört.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

---

[465] Bei Riegel und Wießner in Nürnberg ist so eben erschienen und bei Löflund und Sohn in Stuttgart, so wie durch alle dortige Buchhandlungen zu beziehen:

Hammelburger Reise. Zehnte Fahrt. Oder meine Gefangenschaft und Sklaverey in Algier. 8. 24 kr.

Von den ersten 9 Reisen und dem Conversationslexicon sind noch vollständige Exemplare vorräthig.

---

[448] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Minerva

Taschenbuch für 1831.

22ster Jahrgang mit 9 Kupfern.

Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Inhalt: Gallerie zu Göthe's Werken 10te Lieferung, Werthers Leiden. I. Das Turnier zu Worms, von Caroline Pichler. II. Karl der Große, Tragödie von Oehlenschläger. III. Reiseerinnerungen aus früherer Zeit, von Johanna Schopenhauer. IV. Gedichte von Reuffer und Oehlenschläger. V. Vineta's Untergang, von L. Storch. — Auch in der äußern Ausstattung wird man das Streben des Verlegers, sich für die Gunst, welcher sich dieses Taschenbuch seit einer langen Reihe von Jahren von Seiten eines gebildeten Publikums zu erfreuen gehabt hat, möglichst dankbar zu erweisen, nicht verkennen.

---

[442] In meinem Verlage ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hessel, J. F. C. Kristallometrie, oder Krystallonomie und Krystallographie, auf eigenthümliche Weise und mit Zugrundlegung neuer allgemeiner Lehren der reinen Gestaltenkunde, so wie mit vollständiger Berücksichtigung der wichtigsten Arbeiten und Methoden anderer Krystallographen. Nebst einem Anhange über Krystallogenie von L. Gmelin. Besonders abgedruckt aus Gehlers physik. Wörterbuche. Mit 11 Kupfertafeln. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gGr.

Leipzig, im Oktober 1830.

E. B. Schwickert.

---

[456] In der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg ist so eben erschienen:

Veteranenworte von Dr. S. G. Rötger, Probst des Pädagogiums U. L. Fr. 2tes Heft 15 Sgr. (½ Rthlr.)

aus demselben besonders abgedruckt ist zu haben als vielleicht vorzugsweise interessant:

Ueber die Sittlichkeit des Kartenspiels, ein Veteranenwort in Briefform, von Dr. S. G. Rötger. 10 Sgr. (⅓ Rthlr.)

---

[446] Im Literarischen Museum in Leipzig ist so eben erschienen:

Belial und Astorte, oder die Liebe der Teufel, ein Sittengemälde des 59ten Jahrhunderts nach Erschaffung der Welt, des 22sten nach der christlichen Zeitrechnung.

Nach dem Höllenoriginale des Diabolischen Gelehrten Rath bi Rinone Taib, deutsch bearbeitet von F. Nork. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Der Jesuitenzögling. Als Schuhflicker à la Rousseau, Seminarist, Libertiner, Hofmeister Hannswurst, Bär, Gassenkehrer, Polizeispion, König, Vatermörder, Revolutionair, Cassenbeamter, Galeerensclave, Baronet, Fuhrmann, Bourboniste der Restauration, und — Bettler. Nach dem Französischen des Raumier frei bearbeitet von Conradin.

Wenn die Tagesbegebenheiten in Frankreich unsre größte Aufmerksamkeit fesseln und mit erneutem Interesse in Anspruch nehmen, so führt uns dies Werk in höchst anziehendem und pikantem Gewande eine der hauptsächlichsten Triebfedern vor, denen Frankreich diese neue umwälzung verdankt. Alle Eigenthümlichkeiten des französischen und hauptsächlich des Pariser Volkslebens von der

Digitized by Google

Vorstadt St. Antoine an, bis zu den raffinirtesten Salons werden uns hier in dem vielbewegten Leben eines Mannes geschildert, der sich ganz dem unbedingten Einfluße Jesuitischer Lehrsätze hingiebt. Auf jeder Seite findet der Leser unwillkührlich Anklänge der neuesten Begebenheiten, und seine Aufmerksamkeit ist bis zum Schluß in reger Abwechslung dauernd beschäftigt und gespannt. Die angehängten lateinischen Originalstellen über die im Werke selbst abgehandelten Jesuitischen Lehrsätze geben dem Ganzen einen neuen Reiz und klassischen Werth, so daß es sich auch in dieser Art weit über Alles erhebt, was Frankreichs gewiß ansprechende Literatur seit mehr als einem Decennium lieferte.

---

[418] An das philosophische Publikum.

So eben erschien bei Metzler in Stuttgart:

CORPUS PHILOSOPHORUM

optimae notae, qui ab restauratione litterarum ad Kantium usque floruerunt; continens Baconis, Cartesii, Spinozae, Lockii, Humii opera philosophica omnia, Leibnizii selecta. Edidit et praefationibus instruxit A. Gfrörer. Tomus III. Sectio I (als erste Lieferung). 8 maj.

Das Corpus Philosophorum, welches die oben genannten sechs Philosophen in einer schönen, korrekten und zugleich sehr billigen Gesammt-Ausgabe umfassen soll, wird die Zahl von 7 bis 8 Bänden nicht überschreiten. Jeder Band wird in 2 Lieferungen von etwa 20 Druckbogen ausgegeben, die sich vierteljährig folgen. Der Subscriptionspreis ist bei der Verpflichtung zur Abnahme des ganzen Werks 2 fl. 12 kr. für jede Lieferung von 20 Bogen, und verhältnißmäßig bei stärkern oder schwächern Lieferungen, für die vorliegende 1e Lieferung von 22 Bogen mithin 2 fl. 24 kr. Bei Empfang der 1n Lieferung wird zugleich der Betrag der letzten entrichtet. Die obige 1e Abtheilung des 3n Bands enthält die 1e Hälfte von Spinoza's Werken, deren Schluß in der 2n Abtheilung dieses 3n Bands unter der Presse ist. Baco und Cartesius werden den 1n und 2n Band des Corpus einnehmen und erscheinen später.

Zu etwas erhöhtem Preise wird auch jeder Philosoph des Corpus einzeln abgegeben. So Spinoza, unter dem besondern Titel:

BENEDICTI DE SPINOZA

opera philosophica omnia, edidit et praefationem adjecit A. Gfrörer. 8 maj.

und kostet die erschienene erste Hälfte 3 fl. Der Preis der 2n Hälfte wird ungefähr der gleiche seyn, und wird also diese schön ausgestattete Ausgabe zugleich billiger als jede bereits vorhandene Ausgabe von Spinoza's Werken.

Vorräthig in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz.

---

[438] Bei Karl Focke in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Liebe Recht und Sieg. Roman von Louise Meyer. 2 Bde. à 2⅓ Thlr.

Erzählungen von Charlotte Birch-Pfeiffer. à 1½ Thlr.

Novellen von Fanny Tarnow, 3 Bde. à 4 Thlr.

Fortsetzungen:

Neueste gesammelte Erzählungen von Friederike Lohmann, 9r und 10r Bd. à 3 Thlr.

Gesammelte Erzählungen von Sophie May, 7r bis 10r Bd. à 5⅓ Thlr.

(Sämmtlich sehr elegant gedruckt und brochirt).

---

[431] Bei Carl Hoffmann hat so eben die Presse verlassen:

Ausführliche

Darstellung

der

Ursachen und Begebenheiten

der

belgischen Revolution,

am 25. Aug. und in den folgenden Tagen,

von einem

Brüsseler Augenzeugen.

gr. 8. gegen 150 enggedruckte Seiten Velinpapier broch. 36 kr.

Eine durch lebendige Darstellung, Wahrheit und Mäßigung äußerst empfehlungswerthe Schrift, welche die beste Aufklärung über die Ursachen und den Fortgang des Brüsseler Aufstandes gibt, und dabei nicht geringen historischen Werth hat.

---

[437] Bei Justus Perthes in Gotha ist erschienen:

Gothaischer genealogischer Hof-Kalender auf das Jahr 1831. Preis 1 Thlr. (1 fl. 48 kr.)

Der Werth und die Zuverlässigkeit dieses seit 68 Jahren alljährlich auch französisch unter dem Titel: Almanach de Gotha erscheinenden Almanachs ist an allen Höfen Europa's so wie von Diplomaten und Geschäftsmännern jeden Standes anerkannt. Dieser neue an Umfang sehr vermehrte Jahrgang ist mit 4 fürstlichen Bildnissen und 4 interessanten Ansichten geschmückt, und enthält nächst seinen genealogischen, diplomatischen, und statistischen Abtheilungen, die Chronik des letzten Jahres bis auf die neuesten Ereignisse und eine gedrängt, aber klar dargestellte Geschichte der Regentenfamilien von Sachsen, Baiern, Sardinien, Württemberg, Schweden, Nassau, den Niederlanden, und Hessen, mit genealogischen Tabellen.

Zugleich mit ihm ist der mit dem Bildnisse des Grafen Nesselrode gezierte Jahrgang des:

Genealogischen Taschenbuchs der deutschen gräflichen Häuser auf das Jahr 1831. Preis 1 Thlr. (1 fl. 48 kr.)

erschienen. Er enthält die Genealogien von nahe an 400 gräflichen Zweigen und als wichtige Zugaben ein Verzeichniß der nicht souverainen Fürsten und Grafen, welchen die Prädicate Durchlaucht und Erlaucht zustehen,

Digitized by Google

und eine Uebersicht der fürstlichen und gräflichen Häuser, eingetheilt nach ihren reichsfürstlichen, fürstlichen und reichsgräflichen Titeln.

---

[461] In der von Jenisch und Stage'schen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neueste Bibliothek der Unterhaltung. Eine Sammlung der interessantesten Novellen, Erzählungen, Criminal-Geschichten, Biographischen Skizzen, Charakterzügen, Anekdoten der berühmtesten Dichter des In- und Auslandes. Herausgegeben von G. v. Krämer. k. b. ersten Hof- und Staats-Bibliothek-Sekretär. 2 Bde. 8. brosch. 1 Rthlr. 16 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Der Herr Herausgeber hat in diesen Bänden außer den Beiträgen deutscher Dichter das Interessanteste und Wichtigste der französischen, englischen und italienischen Journale, welche ihm, nebst anderen unermeßlichen Hülfsmitteln, in seiner amtlichen Stellung zur Benützung zu Gebote stehen, geliefert. Wir können daher diese Sammlung mit Recht dem gebildeten Publikum empfehlen, denn man wird nicht leicht ein Werk finden, wo wie hier das Angenehme mit dem Nützlichsten so sehr verbunden ist.

---

[441] Neue Musikalien im Verlage des Bureau de Musique von C. F. Peters in Leipzig. Zu haben in allen Musikhandlungen.

Für Saiten- und Blas-Instrumente.

Benda, F. et J., Etude ou Caprices pour le Violon. Oeuvre posth. Edition nouv. Liv. 1. 2. à 16 Gr.

Dotzauer, J. J. F., Trois Quatuors pour deux Violons, Viola et Violoncelle. Oeuv. 108. No. 1. 2. 3. à 1 Thlr. 4 Gr.

Kalliwoda, J. W., Concertante pour deux Violons avec Orchestre. Oeuv. 20. 3 Thlr. 8 Gr.

Kuhlau, F., Grand Quatuor pour quatre Flûtes. Oeuv. 103. — Thlr. 20 Gr.

— — Variations sur un air favori Ecossais: „Durandarte and Belerma," pour la Flûte avec acc. de Pianoforte (ad libit.) Oeuv. 104. 10 Gr.

— — Variations sur un air favori Irlandais: „Tis the last Rose of Summer," pour la Flûte avec acc. de Pianoforte (ad libit.) Oeuv. 105. 12 Gr.

— — Trois Fantaisies arrangées pour la Clarinette par F. T. Blatt. 18 Gr.

Lindpaitner, P., Trois Divertissements pour la Flûte avec acc. d'Orchestre. Oeuv. 67. No. 3. 2 Thlr.

— — avec Pianoforte. 20 Gr.

Lipinski, C., Variations sur un thème de l'Opera: la Cenerentola de Rossini, pour le Violon avec Orchestre. Oeuv. 11. 2 Thlr. 12 Gr.

— — avec Pianoforte. 1 Thlr.

Meyer, C. H., Neue Tänze für Orchester. 18te Sammlung. 1 Thlr. 8 Gr.

Sowinski, A., Marche héroïque des Parisiens, dediée au Général Lafayette. Oeuv. 24. arr. pour Musique militaire par F. Berr. 10 Gr.

Walch, J. H., Neue Tänze für Orchester. 13te Sammlung. 1 Thlr. 8 Gr.

Für Pianoforte mit Begleitung.

Kalliwoda, J. W., Variations concertantes pour le Pianoforte et Violon. Oeuv. 21. 20 Gr.

Mayer, Charles, à St. Petersbourg, Grand Rondeau brillant pour le Pianoforte avec Orchestre. Oeuv. 28. 3 Thlr.

— — avec Quatuor. 2 Thlr.

Für Pianoforte ohne Begleitung.

Czerny, C., Six Rondeaux d'Amusement pour le Pianoforte. Oeuv. 201. No. 1 — 6. (brochirt). 2 Thlr. 12 Gr.

— — einzeln. à 12 Gr.

Hünten, François, Rondeau brillant pour le Pianoforte, sur un air provençal de l'Opera: Danilowa. Oeuv. 43. 14 Gr.

— — Variations à quatre mains pour le Pianoforte, sur un thème russe de l'Opera: Danilowa. Oeuv. 44. 20 Gr.

Lindpaintner, P., Six Pièces favorites du Ballet: Zephir et Rose, pour le Pianoforte à quatre mains. Oeuv. 75. 1 Thlr. 8 Gr.

— — Six Pièces favorites du Ballet: Zephir et Rose, pour le Pianoforte à deux mains. Oeuv. 75. 16 Gr.

— — Ouverture du Ballet: Zephir et Rose, pour le Pianoforte à quatre mains. Oeuv. 75. 10 Gr.

— — La même pour le Pianoforte à deux mains. Oeuv. 75. 6 Gr.

Mayer, Charles, à St. Petersbourg, Grand Rondeau brillant pour le Pianoforte sans accomp. Oeuv. 28. 1 Thlr. 8 Gr.

Meyer, C. H., Neue Tänze für Pianoforte. 28te Sammlung. 12 Gr.

Müller, A. E., Kleines Elementarbuch für Klavierspieler als wesentliche Grundlage der Kunst das Klavier oder Pianoforte zu spielen. Neue elegante Ausgabe, in Steindruck mit Zusätzen von C. Czerny. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Instructive Uebungsstücke (Pièces instructives) für das Pianoforte. Für die ersten Anfänger. 1. 2. 3. 4. 5. 6. Supplement zum kleinen Elementarbuch. Neue correcte Ausgabe. à 12 Gr.

Payer, J., Le Tocsin, la Résistance et la Victoire, Tableau des 27, 28 et 29 Juillet 1830, pour le Pianoforte. Oeuv. 147. 16 Gr.

Siegel, D. S., Variations faciles et progressives, sur l'air: „Mit der Sonne letztem Strahl," pour le Pianoforte. Oeuv. 51. 12 Gr.

Sowinski, A., Marche héroïque des Parisiens pour le Pianoforte, dediée au Général Lafayette. Oeuv. 24. 6 Gr.

— — La Parisienne, Marche Nationale variée pour le Pianoforte. Oeuv. 25. 14 Gr.

Succo, P. A., Rondeau melodieux et brillant pour le Pianoforte. Oeuv. 2. 12 Gr.

Walch, J. H., Neue Tänze für Pianoforte. 13te Sammlung. 16 Gr.

Für Gesang mit und ohne Begleitung.

Pink, G. W., Sechs Gesänge für vier Männerstimmen. Oeuv 19. 20 Gr.

Lindpaintner, P., Beliebte Gesänge mit Begleitung der Guitarre, aus der Oper der Vampyr. 1 Thlr.

N°. 37.

Intelligenz-Blatt

1830.

[455] So eben wurde an alle Buchhandlungen versendet und ist in der liter. artist. Anstalt in München vorräthig:

Friedrich der Streitbare.
Ein historischer Roman
von
Caroline Pichler.
4 Bände.

8. Wien, 1831. Velinpapier. In Umschlag broschirt. Mit 4 Kupfern von D. Weiß. Preis 6 Thlr.

Wir beeilen uns, der gesammten Lesewelt, und insbesondere den zahlreichen Verehrern der Pichler'schen Muse das Erscheinen obigen Werkes zu melden, wovon zur Michaelismesse d. J. die ersten 2 Bände versendet wurden.

Wie bei den früheren historischen Romanen der Frau Verfasserin, so machen auch bei „Friedrich dem Streitbaren" vaterländische, historisch wichtige Ereignisse den Grund des Werkes aus; ein großer Theil der handelnden Personen ist geschichtlich, und mit den Charakterzügen und der Handlungsweise, welche sie in der Wirklichkeit hatten, in den Gang der Begebenheiten verwebt.

Wir begegnen im Laufe der überaus reichen Handlung dem Herzoge Friedrich, dem Grafen Habsburg, Könige Bela, Kaiser Friedrich II., dem Ungar Frangepani, der Königin Margarethe und vielen andern historischen Personen.

Somit dürfte dieses mit lebhafter Darstellung und einer classischen Schreibart geschmückte Gemälde durch seine großen dichterischen Verdienste, durch den Reiz der Wirklichkeit und das vaterländische Interesse sich eben so, wie alle früheren Werke der Verfasserin, des allgemeinen Beifalles der lesenden Welt zu erfreuen haben.

Der 3te und 4te Band werden noch vor dem Schlusse dieses Jahrs versendet.

In Commission bei A. Liebeskind in Leipzig.

Wien, 1. Oktober 1830.

A. Pichler's Verlagsbuchhandlung.

---

[459] Bei Friedrich Vieweg ist so eben erschienen:

Der Aufstand
der Braunschweiger
am 6. und 7. September,
seine Veranlassung und seine nächsten Folgen.
Mit offiziellen Aktenstücken begleitet.
gr. 8. geh. 8 Sgr.

---

[458] In der Creuß'schen Buchhandlung zu Magdeburg ist erschienen:

Taschenbuch der Botanik, ein Leitfaden für Schüler, von K. R. Botanophilos. Zweite Auflage stark vermehrt für junge Mediciner, Pharmaceuten und Techniker von K. S. A. Richter, Professor, mit einer Steindrucktabelle. 12 gr.

Der Herausgeber dieses Werkchens hat den Dank für die günstige Aufnahme, welche demselben beim ersten Erscheinen zu Theil geworden, so daß die ganze Auflage binnen Jahresfrist vergriffen war, nicht besser zu den Tag legen zu können geglaubt, als daß er mit der höchsten Sorgfalt eine neue Bearbeitung damit vorgenommen hat, durch welche es bedeutend vermehrt und wesentlich verbessert erst seinen eigentlichen Zweck erreicht.

---

[460] In der v. Jenisch und Stageschen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neueste Jugendbibliothek. Eine Sammlung moralischer Erzählungen, Reisebeschreibungen, Biographien, Gedichten, für das jugendliche Alter. Herausgegeben von F. G. Funke. 2 Bde. 8. geh. 1 Rthlr. 8 Gr.

Wir glauben zur Empfehlung dieser trefflichen und der Jugend praktischen Nutzen gewährenden Bibliothek blos den Namen eines Funk, Bouily ꝛc. ꝛc. nennen zu dürfen, um Eltern und Erzieher auf die Zweckmäßigkeit und Trefflichkeit derselben aufmerksam zu machen.

---

[440] Neue Verlags und Commissions-Artikel der Löfflerschen Buchhandlung in Stralsund.
1830.

Siemerling, Dr., Nordische Immortellen in Poesie und Prosa. gr. 8. br. 1 Rthlr. 8 Gr.

Zober, Dr., ungedruckte Briefe Albr. von Wallenstein und Gustav Adolfs des Großen. gr. 8. broch. 16 gr.

v. Mühlenfels, Dr., Antrittsrede gehalten auf der Universität zu London am 30. Oct. 1828. Uebers. v. C. Tamms. gr. 8. br. 4 Gr.

Gesangbuch zum dritten Jubelfeste der augsburgischen Confession. 8. broch. 4 Gr.

Hauptsätze des der Reichstagsversammlung zu Augsburg überreichten evangelischen Glaubensbekenntnisses ꝛc. 8. broch. 2 Gr.

Acht Tage aus dem Leben eines Fagotisten. Novellistische Scene. 8. br. 4 Gr.

Lesebuch, schwedisches. Herausgegeben von Freese und Lappe. Prof. Theil. Mit einem Wortregister. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Kirchner, C., oratio de augustana confessione etc. 4. broch. 3 Gr.

— — oratio de gymnastices in gymnasiis restituendae necessitate. 4. broch 3 gr.

Exit der Vierzehnte. Ein dram. Gedicht in zwei Abthei-

Digitized by Google

lungen. Ueberſetzung aus dem Schwediſchen. gr. 8. 1 Rthlr.

d'Ehrenſtröm, notice biographique sur Mr. de Leopold. gr. 8. br.

Bibliographi, svensk. För Ar 1830, eller Forteckning öfwer utkomna Böcker etc. 8. Nr. 1 — 12.

Mohnike, Dr., das ſechste Hauptſtück im Katechismus, nebſt einer Geſchichte der Catechet. Literatur in Pommern. gr. 8. 16 Gr.

Horazens Satiren. Herausg. von Dr. Kirchner. 2r und 3r Theil. 4.

Goſſelmanns Reiſe in Columbien in den Jahren 1825 und 1826. Aus dem Schwediſchen überſ. von A. F. Freeſe. 2ter Theil. Mit einem Kupfer. 8. broch.

v. Lundblad, ſchwediſcher Plutarch. Ueberſ. von Fr. von Schubert. Auch unter dem Titel: Leben Oxenſtierna's. gr. 8.

Schill und die Seinen. Ein Trauerſpiel von A. Kugl. 8. br. 20 gr.

Calonii opera. Cura A. Arwidson. Tom. 2. 8. maj.

Kirchner, Dr., Lehrbuch für den Chriſtlichen Religionsunterricht der obern Klaſſen in Gelehrtenſchulen. 2 Thle. gr. 8.

Orthus, M. Z., Lobgedicht auf die Stadt Stralsund. Einleitung, latein. Urſchrift, Anmerkungen und Ueberſetzung. Herausgegeben von Dr. E. H. Zober 4.

Furchau, Fr., die Inſel Rügen. Zwölf Gedichte. Nebſt einem Anhange, enthaltend eine Anweiſung Rügen zu bereiſen. gr. 8. broch. 12 gr.

Nordiſches. Poeſie und Proſa. Herausgegeben von Dr. G. Mohnike. gr. 8.

Nizze, Dr., Zwei Reden am Jubelfeſte der Kirchenverbeſſerung im Gymnaſium zu Stralſund gehalten. 4. br. 6 gr.

---

[436] Im Verlage des Unterzeichneten erſcheint vom Anfang künftigen Jahres ab:

Forum der Journalliteratur.

Eine antikritiſche Quartalſchrift.

Jährl. 4 Hefte: à ⅓ Thlr.

Inhalt des erſten Heftes:

Vorbereitende Charakteriſtik deutſcher Journale. — Wolfgang Menzel und die über ihn ergangenen Urtheile. — Eine apocalyptiſche Viſion. — Aufgeleſenes. — Antikritik gegen eine Antikritik. —

Ankündigungen ſind in allen Buchhandlungen zu haben.

Berlin, den 1. October 1830.

W. Logier,
Buchhändler in Berlin.

---

[444] Eben iſt verſandt und in allen Buchhandlungen zu finden:

Dr. C. Venturinis Chronik des 19ten Jahrhunderts. Neue Folge 3ter Band, oder die neueſten Weltbegebenheiten im pragmatiſchen Zuſammenhange dargeſtellt. Das Jahr 1828. 50 Bogen in gr. 8. 1830. Leipzig, Hinrichs, 3 Rthlr.

Mit Verlangen ſieht ſtets das Publikum jedem neuen Bande von des freimüthigen und wackern Geſchichtsſchreibers Werke entgegen, und auch diesmal wird es durch eine gedrängte Reihe der intereſſanteſten Begebenheiten befriedigt werden, unter denen die griechiſche Frage, der ruſſiſch-türkiſche Krieg und die pyrenäiſche Halbinſel noch nirgends ſo vollſtändig geſchichtlich durchgeführt worden ſind, als in dieſem Bande.

Dr. Carl Sal. Zachariä, geh. Rath, Prof. ꝛc. in Heidelberg über das Schuldenweſen der Staaten des heutigen Europa. gr. 8. (4½ Bogen) geh. 1830. 8 Gr. Leipzig, Hinrichs.

Dieſer ſo geiſtreichen als in die Zeit eingreifenden Abhandlung geſtattete der berühmte Publiciſt zu größerer Verbreitung einen beſondern Abdruck aus „Hölty Jahrbücher der Geſchichte und Staatskunſt".

---

[431] Bei Carl Hoffmann in Stuttgart iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

NOUVEAUTÉS

DE LA LITTÉRATURE FRANÇAISE, LIVRAISON 1 à 7 in 8vo.

Papier Velin, broch. Prix pr. livr.: 18 kr. — 5 gr.

Dieſe ſieben Lieferungen enthalten:

l'Insurrection, par Barthelemy et Mery. 1 Vol.

Journal du voyage du roi Charles X. de St. Cloud à Chérbourg. 1 Vol.

Une semaine de l'histoire de Paris. 3 Vol. (Wird neu gedruckt).

La france en 1829 et 1830 par Lady Morgan, 1re et 2de livr.

Letzteres Werk der berühmten Lady Morgan erſcheint zugleich mit den in London und Paris von der Verfaſſerin veranſtalteten Ausgaben, und zwar um den fünfzehnten Theil des Londoner und den zehnten Theil des Pariſer Preiſes.

Ueber den Werth der Nouveautés hat ſich das Publikum ausgeſprochen; der Verleger verſpricht (und wird es halten), auch ferner mit der bisherigen Schnelligkeit und ſchönen Ausſtattung, immer das Intereſſanteſte der neueſten franzöſiſchen Literatur zu geben.

Jedes Werk wird einzeln mit beſonderm Titel, ohne Preis-Erhöhung abgelaſſen.

Von der ſo viel Aufſehen erregenden Schrift:

Begebenheiten der Revolution in Paris,

vom 26ten bis 29ten Juli 1830
nach Mignet und Thiers.
Preis 36 kr. — 8 gr.

ſind noch Exemplare in allen Buchhandlungen zu haben.

---

[453] Bei W. Engelmann in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Petiscus, A. H. (Profeſſor), die Geſchwiſter aus der Fremde. Beitrag zur Nahrung für Geiſt und Herz der Jugend gebildeter Stände. Mit einem Titelkupfer. 8. Velinpapier, ſauber gebunden 1 Thlr. 12 Gr.

Für Eltern, Erzieher und Jugendfreunde überhaupt, iſt und bleibt es ein tiefempfundenes Bedürfniß, ihren Kindern und Pflegbefohlnen ſolche Lectüre zu verſchaffen,

Digitized by Google

durch die, neben allmähliger Welt- und Menschenkenntniß, das Gefühl für alles Rechte, Gute und Schöne belebt, unterhalten und höher gelenkt werde. Zur Beförderung dieses Zweckes ist vorstehende Schrift verfaßt, die Jünglingen und Jungfrauen bei der Darstellung anziehender Vorgänge, theils aus der durch große Zeitereignisse bewegten Welt, theils aus dem Kreise der edelsten Häuslichkeit, nicht minder Unterhaltung als Belehrung gewähren dürfte. Wahrheit und Dichtung, vorsichtig benutzt, bieten hier zu beiden reichlichen Stoff dar.

---

[449] Neue Musicalien, welche bei B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind.

Aiblinger. Ofertorium. Deus noster Deus. Für 2 Sopr., 2 Alt, 2 Tenor et 2 Basse, lat. und deutsch Partitur und Stimmen 1 fl. 36 kr.
— — Ofertorium. Jubilate Deo. lat. und deutsch für Sopr., Alt, Tenor und Bass. Partitur und Stimmen 1 fl. 36 kr.
Auber. Ouverture zu fra Diavolo für Pfte. zu 4 Händen 1 fl.
— — 12 fav. Stüke aus fra Diavolo für Pfte. von Vollweiler leicht arrang. 1 fl.
— — Favorit-Walzer aus fra Diavolo für Pfte. No. 347 und 348 jeder 8 kr.
Adam. Melange aus fra Diavolo für Pfte. Op. 49. 1 fl. 12 kr.
Beck. 12 leichte Lieder mit Pfte. für Anfänger. 2tes Heft. 1 fl.
Bender. 3 concert. Duos für Clarinette et Fagott. Op. 14. 1 fl. 48 kr.
Beriot. 7tes variirt. Th. für Violine mit Pfte.-Begl. Op. 15. 1 fl. 24 kr.
Berr. La Parisienne. Natl. Marsch als Doublir-Marsch für Pfte. arrang. 16 kr.
Czerny, Carl, Gr. brill. Bravour Variat. für Pfte. über 2 Th. aus fra Diavolo. 1 fl. 36 kr.
Herz. Character. Variat. für Pfte. über den Pariser Marsch. Op. 58. 1 fl. 36 kr.
Horr. Rondo über Melod. aus Wilh. Tell für Pfte. Op. 11. 40 kr.
Hünter. Fr. brill. Variat. für Pfte. über eine Cavat. von Meyerbeer. Op. 41. 2 fl. 12 kr.
— — 2 Rondos über 2 Th. von Rossini für Pfte. Op. 42. 1 fl. 12 kr.
Karr. 4händige Variat. über von Webers letzten Walzer. 48 kr.
— — 4händige Variat. über Beethovens Schuhnechts-Walzer. 48 kr.
— — Melange aus Mathilde von Schabran für Pfte. 1 fl.
— — Fantas. für Pfte. über eine Cavat. daraus. 48 kr.
Küffner. Serenade für Violin, Alt et Guitt. Op. 214. 2 fl. 24 kr.
— — Leichte Serenade für Violine oder Flöte et Guitt. Op. 215. 1 fl. 12 kr.
— — Schweizer-Walzer aus Wilh. Tell. No. 349. 8 kr.
— — Mazurka aus demselben. No. 350. 8 kr.
— — Tiroler-Walzer aus demselben. No. 3. 16 kr.
— — Schweizer-Walzer aus demselben. No. 4. 5. 6. jeder 16 kr.
Marseiller-Marsch fürs Pfte. von Küffner arrang. 8. kr.
Payer. Fantas. für Pfte. über das Tiroler-Lied aus Tell. 1 fl. 12 kr.
Rinck. Missa für Sopran, Alt, Tenor und Bass mit Orgel lat. und deutsch. 2 fl. 42 kr.
Rossini Wilh. Tell. Clav.-Auszug der einzelnen Gesänge und Chöre, letztere blos 4stimmig arrang. 12 fl.
— — 8 fav. Stücke aus Wilh. Tell für 4 Hände von Vollweiler arrang. 3 fl. 36 kr.
— — Wilh. Tell als Violin-Quartett von Küffner arrang. 13 fl. 30 kr.
— — Derselbe als Flöten-Quartett von Küffner arrang. 13 fl. 30 kr.

Obige Musikalien sind in Stuttgart bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[457] Literarische Anzeige.

Die Mittheilung des sicher erprobten und durch unbefangene Zeugnisse bestätigten Mittels:

den lästigen Rauch aus Zimmern und Küchen unter den nachtheiligsten Umständen und bei jeder Witterung zu vertreiben, vom Lieutnant und Vauconducteur Siegfried. 8 gr.

hat so allgemeine Aufmerksamkeit erregt und dem Verfasser aus der Nähe und Ferne so ehrenvolle Dankschriften eingebracht, daß derselbe, um mehrseitige Anfragen allgemein und entscheidend zu beantworten, sich veranlaßt gefunden hat, die richtige Anwendung bei besonders schwierigen Umständen noch näher zu bestimmen und seine weitern Erfahrungen in einem Nachtrag zu obenerwähnter Schrift niederzulegen, welcher, mit Abbildungen, geheftet zu 6 gr. in allen Buchhandlungen zu bekommen ist.

Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg.

---

[454] Bei Carl Enobloch in Leipzig ist zu haben und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Haller, Versuch schweizerischer Gedichte, 12te vermehrte Auflage. Mit der Lebensbeschreibung des Verfassers, besorgt von J. R. Wyß. gr. 8. mit Kupf. 1 Rthlr. 21 Gr. ohne Kupfer 1 Rthlr. 6 Gr.

---

[452] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und wurde an alle Buchhandlungen versandt;

Frankreich
in
1829—30.
Von
Lady Morgan.
Uebersezt
von
C. Richard.
8. 3 Bände. Elegant geheftet. Preis: 3 Thlr.

Ein Buch, dessen Titel schon andeutet, wie zeitgemäß sein Erscheinen ist, bedarf keiner Anpreisung. Der geistvollen Verfasserin lebendige Auffassungsgabe und ihre treffende Schilderungen sind aus ihren frühern Werken bekannt. Was die lezten großen Ereignisse in Frankreich

Digitized by Google

vorbereitete und herbeiführte, ist in diesem Buche mit Wahrheit und tiefer Einsicht geschildert; der Leser glaubt sich in den Kreis der merkwürdigen Personen versetzt, die zu Frankreichs letzter Umgestaltung mitwirkten.

Auch bitten wir das Publikum, zu bemerken, daß diese Uebersetzung nicht nach einer höchst wahrscheinlich verstümmelten französischen Ueberarbeitung, sondern nach dem Englischen Originale, mit der ganzen Eigenthümlichkeit desselben, der Leichtigkeit des Styls und mit der Sorgfalt verfaßt ist, die Herr Richard anerkannter Weise auf seine Arbeiten verwendet.

---

[451] Neue Musikalien bei Breitkopf und Härtel in Leipzig. Michaelis-Messe 1830.

Für Orchester.

Lobe, J. C., Original-Potpourri. Op. 20. 1 Thlr. 12 Gr.
Otto, F., 12 Tänze. Op. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
Reissiger, C. G., Ouverture zu Nero. 2 Thlr. 12 Gr.

Für Bogeninstrumente.

Kummer, F. A., Divertissement pour les Amateurs, sur des Airs de la Muette de Portici, p. Violon avec Acc. de 2 Violons, Viola et Basse. Op. 11. 12 Gr.
— — Le même avec Acc. de Pianoforte. 8 Gr.
Mendelssohn-Bartholdy, F., Quatuor pour 2 Violons, Viola et Violoncelle. Op. 13. 1 Thlr. 16 Gr.
Hübschmann, Variationen für die Bratsche mit Orchester 16 Gr.
— — Dieselben mit Pianoforte. 12 Gr.
Kummer, F. A., Concert für Violoncell mit Begleitung des Orchesters. Op. 10. 2 Thlr. 12 Gr.
— — Dasselbe mit Pianoforte. 1 Thlr. 8 Gr.

Für Blasinstrumente.

Freudenthal, J., Divertissement pour la Flûte avec Acc. de Pianoforte. Op. 10. 12 Gr.
Lobe, J. C., Variations pour la Flûte avec Orchestre Op. 18. 20 Gr.
— — Les mêmes avec Pianoforte. 12 Gr.
Franke, L., Rondeau pour l'Hautbois avec Acc. de 2 Violons, Viola et Violoncelle. Op. 11. 18 Gr.
— — Le même avec Acc. de Pianoforte. 12 Gr.
Wagner, P. J. P., Andante et Variations sur un thême favori „O cara memoria" de Carafa pour l'Hautbois avec Orchestre. 1 Thlr.
Jacobi, C., Variations pour le Basson avec Acc. de l'Orchestre. Op. 10. 1 Thlr.

Für Pianoforte mit Begleitung.

Freudenthal, J., Potpourri tiré de l'opera la Muette de Portici, avec Violon. Op. 12. 16 Gr.
Mitscha, R. de, Variations sur le thême: la danse de Juif, avec Flûte. Op. 13. 20 Gr.
Rigel, Rondeau brillant avec Orchestre. Op. 45. 1 Thlr. 8 Gr.
Schönfeld, Thême et Variations, tiré de l'opera: la Muette de Portici, avec Flûte. Op. 19. 12 Gr.

Für Pianoforte zu vier Händen.

Crelle, A. L., Sonate de Lodi, arrangée avec augmentations en forme de Canons et Imitations. Partition. 1 Thlr. 8 Gr.
Gänsbacher, C., Ça ira! ça ira! en forme d'Ecossaise. 8 Gr.
— — Fantasie über die Marseiller Hymne. 12 Gr.
Mendelssohn-Bartholdy, F., Quatuor Op. 13. arrangé par l'Auteur. 1 Thlr. 16 Gr.
Mozart, W. A., Concerto. No. 8. pour Pianoforte avec Orchestre, arr. par J. P. Schmidt. 2 Thlr.

Für Pianoforte allein.

Baroni-Cavalcabó, J., 1er Caprice. Op. 2.
— — — Sonate. Op. 3. 10 Gr.
— — — Fantaisie. Op. 4.
Marschner, H., Introduction et Rondo brillant. Op. 64. 20 Gr.
Otto, F., 12 Tänze. Op. 8.
Schmidt, J. P., Fugue tiré d'une Fantaisie de W. A. Mozart. 8 Gr.
Wustrow, A. F., 12 Bagatelles. Op. 10. Cah. 2.

Für Guitarre.

Carulli, Ferd., Fantaisie sur la dernière pensée musicale de C. M. de Weber. Op. 323. 8 Gr.

Für Gesang.

Freudenthal, J., „Von dir getrennt mein Leben" Scene und Arie für eine Tenor-Stimme mit Begleitung des Pianoforte. 12 Gr.
Georgi, Gesangschule, zunächst für Militär- aber auch für alle andere Männer-Gesang-Vereine bearbeitet. Ein Leitfaden bei der Einrichtung und dem Unterrichte sowohl der militairischen Singchöre, als auch anderer Männergesang-Vereine. Gleich brauchbar für Alle, die leitend und lehrend bei dem Gesange interessirt sind. 12 Gr.
Grimmer, F., 6 Lieder von H. Heine mit Begleit. des Pianoforte. 6s Werk. 12 Gr.
Marschner, H., Ernst und Scherz. Drei Lieder von W. Müller und eine Arie aus der Oper der Hilfhäuserberg für eine Bass- oder Barytonstimme mit Pianofortebegleitung, 63s Werk 2s Heft. (7te Samml. der Basslieder). 16 Gr.
Marx, A. B., Drei Chorgesänge vier- und sechstimmig mit Pianoforte. 1 Thlr. 8 Gr.
— — Zwölf Gesänge für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. 1s und 2s Heft. à 12 Gr.
Otto, Fr., 6 Gesänge für 4 Männerstimmen. 1 Thlr. 8 Gr.
Sämann, C., Lieder mit Begleit. des Pianoforte 5s Werk. 12 Gr.

Nächstens erscheinen:

Böhner, L., Fantaisie et Variations sur un thême original pour Violon avec Orchestre. Op. 94.
Gallay, 1er Concerto pour le Cor avec Acc. de l'Orchestre. Op. 18.
Lobe, J. C., Ouverture z. d. Oper die Flibustier, für Harmonie eingerichtet von Franz Hinkel.
— — Dieselbe für das Pianoforte eingerichtet.
— — Die Flibustier, Oper im vollst. Klavier-Auszuge.
— — Dieselbe in einzelnen Parthien.
Neithardt, A., Variations sur l'air tyrolien de l'opera la Fiancée d'Auber pour musique d'harmonie. Op. 80.
Onslow, G., sämmtliche bis mit Op. 37 erschienene Quartetten und Quintetten in Partitur.

Digitized by Google

N°. 38.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 0.

[467] Die Unterzeichnete zeigt hiermit an, daß von dem

Vollständigen Nominal- und Sach-Register zur allgemeinen Zeitung 1822 bis 1829

noch Exemplare á 30 kr. pr. Jahrgang zu haben sind, und durch alle Buchhandlungen bezogen werden können.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[468] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der transportable Sparofen

oder Anweisung zur Verfertigung eines in Frankreich erfundenen Heitzungsapparats, der mit einem Jedermann zugänglichen Brennmaterial und auf eine äußerst wohlfeile Art geheitzt wird, und als Bettwärmer, Wärmekorb, als Fußwärmer im Hause wie auf der Reise, als Küchenherd und selbst zur Heitzung kleiner Zimmer benützt werden kann. Nebst Beschreibung eines Schreibtisches, der mittels dieses Apparats eine behagliche, wohlthätige Wärme um sich her verbreitet und an dem man weder an den Füßen noch an den Händen Kälte empfindet. Aus dem Franz. 12. 27 kr.

Die hier in Rede stehende Erfindung kann unter die gemeinnützigsten gezählt werden, die es je gegeben hat. Entfernt von allem Charlatanismus ist sie eben sowohl auf bewährte Erfahrung als auf die Gesetze der Chemie und Physik fest gegründet und für die Menschheit von außerordentlichem Nutzen. Um dieses darzuthun, begnügen wir uns mit Anführung der Thatsache, daß dasjenige Brennmaterial, was hinreichend ist, ein Zimmer durch den ganzen Winter hindurch vollkommen zu heitzen und die Speisen für eine kleine Familie zu bereiten, für einen Thaler angeschafft werden kann.

---

[454] Im Verlag des Unterzeichneten sind so eben nachstehende Werke fertig geworden, und in allen Buchhandlungen, in Stuttgart bei Löflund und Sohn, zu haben:

Watel, P., Handbuch der Thierarzneikunde, 2r Theil 1ste und 2te Abtheilung. gr. 8. 1830. 3 Thlr. 8 Gr.

Aeschyli Persae, c. C. G. Haupt, Quaestionum Aeschyleanarum Spec. IV. 8 maj. 1830. 1 Thlr. 8 Gr.

Daehne, Aug. Ferd., de praescientiae divinae cum libertate humana concordia. Exercitatio historica theologica. 8 maj. 1830. 21 Gr.

Pritzsche, F. V., de babyloniis Aristophanis commentatio. 8 maj. 1830. 8 Gr.

Petri, Prof. F. E., Rhetorisches Wörterbüchlein zunächst für Gelehrtenschulen. 8. 1831. 16 Gr.

Rauschnick, Dr., Denkwürdige Handlungen, Reden und Schicksale berühmter Männer des Alterthums, aus dem Valerius Maximus und andern Classikern für die Jugend bearbeitet. gr. 8. 1831. 16 Gr.

Wachter, Dr. Ferd., Geschichte Sachsens bis auf die neuesten Zeiten. 3r Theil. Zugleich die Erläuterungen und Quellenangaben zu den beiden ersten enthaltend. Auch u. d. Titel: Thüringische und Obersächsische Geschichte vom Anfalle Thüringens an die Markgrafen von Meißen, bis zur Theilung der Ernestinischen und Albertinischen Linie mit strenger Sichtung aus den Quellen dargestellt. 1r Theil. gr. 8. 1830. 1 Thlr. 8 Gr.

Die vorhergehenden Bände der Geschichte Sachsens enthalten die Thüringische und Obersächsische Geschichte bis zum Anfalle Thüringens an die Markgrafen von Meißen. 1247. 1r 2r und kosten 2 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, den 1. Oktober 1830.

August Lehnhold.

---

[463] Bei J. Hölscher in Coblenz ist erschienen:

Haupolder, geographische Anschauungslehre, oder die Gestaltungen und Gebilde der Erdoberfläche, als erster Unterricht in der Erdbeschreibung. 8. 45 kr.

Christliches Unterrichts- und Erbauungsbuch auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Kirchenjahrs. 2 Bde. groß 8. 6 fl. 12 kr.

Luber, A., Versuch einer gründlichen und faßlichen Anleitung über die Regeln der Tonsetzkunst. In 2 Theilen 1r Theil 2 fl. 24 kr.

Auserlesene Reden der Kirchenväter, 2r Jahrgang in 15 Heften (circa 30 Bogen) 6 fl. (18 — 58 Heft.)

---

[464] **Literarische Anzeige.**

Den Freunden der Geschichte, der Poesie, so wie den Besitzern jeder Schweizerlandsgeschichte gewidmet.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz kann jetzt bezogen werden der zweite Band des Werkes:

Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern historisch dargestellt von vaterländischen Schriftstellern. Mit einer historischen Einleitung von Prof. J. J. Hottinger und herausgegeben und mit Gedichten begleitet von Professor Gustav Schwab, 1r Band mit allegorischem Titelkupfer von Ramberg und 7 Ansichten (der zweite Band mit 6 Ansichten und einem Grundriß).

Die Burgengeschichten des neuen Bundes, 24 an der Zahl, haben für Deutschland und Oesterreich gleiches Interesse; den ähnlichen Werken dieser Länder sich

Digitized by Google

anschließend, sind die Burgengeschichten von Neuschatel, Kyburg, Castel, Coppet, Thun, Neipperg, ihrer diplomatischen Bedeutung wegen eben so wichtig wie die des Thurgaus, Strättlingen Steinach u. s. w. als Stammburgen ausgezeichneter Minnesänger von europäischem Interesse.

Die gelehrten Verfasser, die Herrn Burgener, Escher, Henne, Hartmann, Huguenlin, Kuenlin, Lutz, Mörikofer, Pupikofer und Strohmeier, haben ihre Vorliebe zur Sache bereits durch den ersten Band beurkundet, der, durch seine Einleitung, die Geschichte von Alt- und Neu-Habsburg, Altenklingen Sax, Greyerz Palm, u. s. w. von den Herrn Hottinger, Münch, und Stadlin das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt! Dieses um so mehr, da der Gesammtinhalt des Werkes uns immer klarer in die Verzweigungen der Burgs-Geschichten und ihrer Geschlechter blicken und so zu sagen nach und nach die ganze Ritterzeit Helvetiens vor unsern Augen sich entfalten läßt; aus diesem Grunde das Werk dann auch als ein wichtiges Supplement zu jeder, insbesondere aber zu J. v. Müllers Schweizerlands-Geschichte angesehen werden kann.

Die poetische Ausstattung durch den gemüthreichen und sinnvollen Herausgeber, Herrn Prof. Gustav Schwab umfaßt auch dießmal, außer den Eingangsgedichten, zwölf neue Romanzen nach Motiven aus dem Inhalte des Werkes selbst geschöpft, da auch dem ersten Band diese originelle Ausstattung zu Theil ward, so belebt das Ganze ein reiches poetisches Leben, ihm den Stempel wahrer Originalität zuwendend.

Bis Ostern besteht der bisherige Subscriptions-Preis noch fort: Ausgabe auf Velin-Royal 7 fl. 12 kr.: Postpapier 5 fl. 24 kr.; milchweis Druckp. 3 fl. 36 kr.; mit 1 Kupfer 2 fl. 42 kr. per Band.

Chur, im Sept. 1830. J. Daly.

---

[490] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Kunst des Bildhauers

in allen ihren Zweigen, enthaltend eine theoretisch-praktische Anleitung zum Modelliren und wie man in Marmor, Alabaster, Sand und andern Steinarten, desgl. in Holz u. s. w. entwerfen und ausbilden soll. Nebst einer Anweisung zum Schleifen und Poliren dieser verschiedenen Steinarten, zur Vergoldung u. s. w. auf Stein und vorzüglich zur Ausstaffirung und Vergoldung der Holzarbeiten ꝛc. Von C. Matthaey, Baumeister in Dresden. Mit 15 Steintafeln zur Kunstgeschichte und Erläuterung des Gebrauchs der Werkzeuge und Instrumente, so wie mit Zeichnungen von geschmackvollen Grabsteinen ꝛc. 8. 2 fl. 42 kr.

Ein Werk für Bildhauer, welches das Aesthetische und Kunstgeschichtliche mit dem Technisch-Praktischen, das Mechanische mit dem Wissenschaftlichen vereinigt, wurde bis jetzt noch in unserer Literatur vermißt. Wie sehr ein Matthaey Beruf hatte, diese Lücke auszufüllen, ist unter diesem Namen im Conversationslexikon zu finden. Nicht nur Kunstfreunde und Künstler von Fach, sondern auch diejenigen Holz- und Steinarbeiter, welche die Bildhauerkunst als Nebensache betreiben und in kleinen Ortschaften oft auslanuen müssen, werden in obigem Werke viele nützliche Belehrungen finden.

---

[430] Im Verlag von H. R. Sauerländer in Aarau sind im Jahr 1830 folgende neue Verlags-Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen um die beigesetzten Preise zu haben:

Ausgewählte Dichtungen, Erzählungen und Novellen. Von Heinrich Zschokke. Zweite verbesserte Auflage, zehn Theile in Taschenformat. Auf weissem Druckp. 9 Thlr. 16 Gr. — 14 fl. 30 kr. Auf halbweiß. Druckp. 6 Thlr. 16 Gr. — 10 fl.

— Dieselbe vollständige Samlung in groß Royal-Octav. Auf weißem Druckp. 7 Thlr. 8 Gr. — 11 fl. Auf halbweiß. Druckp. 5 Thlr. — 7 fl. 30 kr.

Heinrich Zschokke's ausgewählte historische Schriften. Sechzehn Theile in Taschenformat; zweite verbesserte Auflage. Auf weißem Papier 8 Thlr. — 12 fl. Auf halbweiß. Papier 6 Thlr. — 9 fl.

Folgende neue Schriften sind ferner noch in diesem Jahr bei mir erschienen:

Beschreibung aller berühmten Bäder in der Schweiz. Ein Handbuch für Kranke und Gesunde. 8. geh. weiß Papier 2 fl. 45 kr. — 1 Thlr. 20 Gr. auf ordin. Papier 2 fl. — 1 Thlr. 8 Gr.

Exercices du génie de la langue française, par Peller. gr. 8. à 1 fl. — 16 Gr.

Götzinger's deutsche Sprachlehre für Schulen. Zweite mit Erläuterungen und Auflösungen der schwierigsten Aufgaben vermehrte Ausgabe. 2 Thle. gr. 8. weiß Papier. à 2 fl. — 1 Thlr. 8 Gr. ordin. Papier à 1 fl. 30 kr. — 1 Thlr.

Hemmanns Materialien zur Förderung des praktischen Unterrichtes in der deutschen Sprache für Landschullehrer. gr. 8. à 24 kr. — 6 Gr.

Hirzels neue praktische französische Grammatik. Sechste verb. Ausgabe von C. v. Orell. gr. 8. à 54 kr. — 14 Gr.

Histoire de la nation suisse par H. Zschokke, traduite de l'allemand par Ch. Monnard. Nouvelle édition revue par le traducteur. gr. 12. weiß Papier 1 fl. 30 kr. — 1 Thlr. ordin. Papier 1 fl. — 16 gr.

Ideale für alle Stände. Von dem Verfasser des Katholikon, Pfarrer B. Keller sel. — Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. auf weißem Papier à 2 fl. — 1 Thlr. 8 Gr. ordin. Papier à 1 fl. 30 kr. — 1 Thlr.

Maltens Bibliothek der neuesten Weltkunde. Geschichtliche Uebersicht der denkwürdigsten Erscheinungen bei allen Völkern, ihrem literarischen, politischen und sittlichen Leben. Erste, zweite und dritte Jahresfolge, jede in zwölf Theilen, von den Jahren 1828, 1829 u. 1830. gr. 8. geh. jeder Jahrgang. 12 fl. — 8 Thlr.

Diese immer mehr geschätzte Sammlung wird auch im nächsten Jahr 1831 fortgesetzt, und monatlich ein Theil erscheinen.

Spindler, C., Freund Pilgram. Romantisches Gemälde aus dem 14. Jahrh. Zweite Ausgabe. 8. k. 1 fl. 30 kr. — 1 Thlr.

Stunden der Andacht. Dreizehnte Auflage vollständig in 12 Theilen in Taschenformat, und unverändert, auf weißem Papier à 8 fl. — 5 Thlr. 8 Gr. auf ordin. Pap. à 6 fl. — 4 Thlr.

Die vierzehnte Auflage, in 8 Bänden und grö-

ferm Druck, wird nun unter die Presse kommen, und im Anfang nächsten Jahres die ersten Bände versandt werden.

Die fünfzehnte Auflage, in Bibelformat und in einem Band, erscheint ebenfalls im nächsten Jahr, und wird für Unbemittelte die wohlfeilste werden.

Zimmermanns Briefe an einige Freunde in der Schweiz; herausgegeben von Dr. A. Rengger. gr. 8. auf weißem Papier à 2 fl. 45 kr. — 1 Thlr. 20 Gr. auf ordin. Papier à 2 fl. — 1 Thlr. 8 Gr.

Zschokke, H., der Creole. Eine Erzählung. 8. br. à 2 fl. 20 kr. — 1 Thlr. 12 Gr.

Diese neueste Novelle erscheint ebenfalls in der neuern Ausgabe seiner ausgewählten Dichtungen.

Im verflossenen Jahr sind bei mir folgende interessante Verlagswerke erschienen:

Die Geister der Natur; von Dr. R. Meyer. 8. geh. 2 fl. 45 kr. — 1 Thlr. 20 Gr.

Andachtsbuch für die erwachsene Jugend. Vom Verf. der Stunden der Andacht. 8. geh. auf weiß Pap. à 2 fl. 45 kr. — 1 Thlr. 20 Gr. ordin. Papier à 2 fl. — 1 Thlr. 8 Gr.

Fabeln von Albr. Em. Frölich. Zweite sehr vermehrte Ausgabe mit 8 Handzeichnungen von Disteli. 8. geh. à 2 fl. 45 kr. — 1 Thlr. 20 Gr.

Stunden der Andacht. Eilfte Auflage für katholische Christen; 12 Theile in Taschenformat, weiß Papier à 8 fl. — 5 Thlr. 8 Gr. ordin. Papier à 6 fl. — 4 Thlr.

---

[480] Zwei Novellen von Wilibald Alexis.

Die Schlacht bei Torgau und der Schatz der Tempelherrn, Berlin, Herbig,

kürzlich in den gesammelten Novellen desselben Verf. nochmals aufgenommen, sind bis Ostern 1831 statt zu 1½ Rthlr. zu 12 gGr. durch alle Buchhandlungen zu haben; so wie auch der

Walladmor frei nach W. Scott. 2te Aufl. 3 Bde. sauber cart. statt zu 2¾ Rthlr. zu 1¼ Rthlr.

---

[469] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Portrait Napoleons

des Helden und Schöpfers des französischen Nationalgeistes im Abglanze der glorreichen Julitage von 1830. Mit seinem Brustbild. 12. geheftet 54 kr.

„Nicht zwanzig Jahre werden die Bourbons über Frankreich herrschen, sobald sie nicht nach andern Grundsätzen regieren. Eine neue Revolution wird sich gegen sie gestalten und sie vom Throne stürzen." Dieses waren schon vor 10 Jahren die merkwürdigen Worte des Unvergeßlichen auf St. Helena dessen Asche jezt seine Nation reclamirt und dessen Waffengefährten wir in ihre alten Ehren und Rechte wieder eingesezt sehen. Nichts kann in diesem Augenblick interessanter und belehrender seyn, als die Lektüre dieser Schrift, die stets den Zusammenhang der Napoleonschen mit der heutigen Zeit im Auge hat. In einem abgeschlossenen Ganzen umfaßt sie mit der gediegenen und tief einschneidenden Kürze und Wahrheit eines Tacitus den Kern eines Lebens ohne Gleichen an Wirksamkeit. Sie beleuchtet sein und seiner Gegner Politik und ohne partheisch zu seyn, ist sie frei von jener schlaffen und trocknen Unentschiedenheit, die nur ermüdet und Niemand befriedigt. Die zweite Hälfte der Schrift ist aus Napoleons denkwürdigsten Charakterzügen und meist noch unbekannten Anekdoten zusamengesetzt und eben so unterhaltend als die erste belehrend ist.

---

[479] Bei G. P. Aderholz in Breslau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kaufmännisches Correspondenz-Buch für Jünglinge, die sich der Handlung widmen. Zur Uebung in der deutschen Correspondenz und zum Uebersetzen in die englische und französische Sprache bearbeitet. Nebst einer Erklärung kaufmännischer Ausdrücke. Von Moritz Morgenbesser. 8. gebunden. 20 Gr.

---

[476] So eben ist bei Rubach in Magdeburg erschienen:

Mirpukel und Mengemus eingemacht von H. Lami. Zweites Heft. Mit 18 Kupfern. Preis broch. 20 Gr.

---

[491] Der Eremit,

Blicke in das Leben, die Literatur und Journalistik der Zeit, herausgegeben von Fr. Gleich,

erscheint auch für das nächste Jahr ganz wie bisher. Da diese Zeitschrift im Laufe d. J. das Glück hatte, den Kreis ihrer Leser beinahe zu verdoppeln und noch immer Bestellungen auf dieselben eingehen, so bitten wir die Bestellungen darauf gefälligst bald zu machen, um die nöthige Auflage bei Zeiten bestimmen zu können. Der Preis des Jahrganges von 156 Blätter nebst mehreren Extra-Beilagen ist 6 Rthlr. sächsisch, wofür die Zeitschrift durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann. Inserationen in das Intelligenzblatt werden zu 6 Pf. die gesp. Zeile berechnet.

Hofbuchdruckerei in Altenburg,
Adolph Wienbrack in Leipzig.

---

[478] Hannover, im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung ist so eben erschienen:

Vorlesungen zur Aesthetik,
vornehmlich in Bezug auf
Göthe und Schiller.
Vom
Professor Dr. W. E. Weber,
Director der Gelehrtenschule in Bremen. 8. geh. Velinpp. 1 Rthlr. 16 gGr.

Diese Vorlesungen sind vor einem gebildeten Publikum gehalten, das, aus Männern und Frauen gemischt, in zwei rühmlich bekannten Anstalten für geistig-künstlerische Genüsse, den Museum zu Frankfurt am Main und zu Bremen, dem Herrn Verf. seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Im Geiste einer edlen Populari-

Digitized by Google

tät sind hier die Principien des Schönen an einer Reihe von Meisterwerken der deutschen Literatur zur Sprache gebracht ohne von den Formen einer Modephilosophie auszugehn, hat der Herr Verfasser sich gleichwohl bemüht, auf die Idee eines Ganzen der ästhetischen Anschauungen hinzudeuten, diese Idee zu enthüllen und sie fort und fort im Auge zu erhalten. Er behandelt das Gebiet der Aesthetik mit liberaler Umsicht, ohne pedantische Kleinlichkeit; aber daneben auch mit strenger Festhaltung klarer Principien und mit freimüthiger Polemik gegen das Mittelmäßige, Unhaltbare und Verfehlte in den ästhetischen Bestrebungen des Tags.

Allen Freunden der schönen Literatur, und den Verehrern Göthe's und Schiller's insbesondere, werden daher diese geistvollen Vorträge eine eben so angenehme als belehrende Unterhaltung gewähren!

---

[475] Der Preußische Staat entworf. und gez. von Th. v. Liechtenstern. Im größten Landkartenformat. 1 Rthlr.

auch als 4te Sektion des Atlasses der Militairgeographie von Europa, ist so eben bei Rubach in Magdeburg erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

---

[462] Bei Adolph Marcus in Bonn sind erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten:

Aetoli, Alexandri, fragmenta collecta et illustrata ab Aloysio Capellmanno. 8. maj. geh. 12 gGr. oder 54 kr.

Corpus juris Antejustinianei consilio Professorum Bonensium A. Bethmann-Hollweg, E. Böcking, J. Ch. Hasse, E. Bugge cura eorumdem, L. Arndts, Fr. Blume, C. Bluntschli, G. Hasse, G. Hefftler aliorumque. Tomus I.

Gaii institutionum commentarii quattuor cura Augusti Guil. Heffler. continens. 12. geh. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Fuss, J. D. carminum latinorum pars nova cum nonullis hic denuo editis. 8 maj. 12 gGr. oder 54 kr.

Kaufmann, P., Untersuchungen im Gebiete der politischen Oekonomie. 2 Abtheilungen 16 Heft. gr. 8. 8 gGr. oder 36 kr.

Ritter, J. J., Handbuch der Kirchengeschichte. Zweiten Bandes zweite Abtheilung. Auch unter dem Titel: Geschichte der christlichen Kirche von Gregor VII bis zur Kirchenspaltung im sechszehnten Jahrhunderte. gr. 8. 1 Rthlr. 14 gGr. oder 2 fl. 48 kr.

---

[488] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Singerkriec uf Wartburc.

Gedicht aus dem XIII. Jahrhunderte; zum erstenmal genau nach der Jenaer Urkunde nebst den Abweichungen der Manessa und des Lohengrins herausgegeben und mit den alten zu Jena aufbewahrten Sangweisen wie mit sprachlichen und geschichtlichen Erläuterungen begleitet von Ludw. Ettmüller. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Längst schon war eine genaue sorgfältige Bearbeitung jenes Gedichts, das den allbekannten Gegenstand, den Krieg der sieben Sänger auf Wartburg, feiert, wünschenswerth. Die erste Ausgabe (Berlin 1818) gibt weder die Jenaer noch die Pariser Urkunde rein, so wie sie auch nicht das Geringste zur Erklärung dieses Gedichts — eines der schwierigsten jener Zeit — darbietet. Beiden sollte abgeholfen und eine längst gefühlte Lücke in unserer Literatur ausgefüllt werden; dies ist der Grund dieser neuen Bearbeitung. Sie gibt die Jenaer Urkunde rein für sich, und zugleich sind aus der sogenannten Manessischen Handschrift alle abweichenden Stellen beigegeben worden. Die Erläuterungen werden weder in sprachlicher noch in geschichtlicher Hinsicht etwas zu wünschen übrig lassen, eben so wenig als Druck und Papier. Die hinzugegebene Uebertragung in unsere deutige Sprache ist hoffentlich willkommen; sie ist so treu, als dies mit dem Geiste der Sprache vereinbar war. So mag denn Jeder, der auch kein Altdeutsch versteht, sich an dem flinken Spiele alter Dichtkunst leicht ergötzen, und Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne einen tiefen Blick in das Leben und Treiben jener längst verflossenen Zeit gethan zu haben.

---

[477] Johann Arndt's Bücher vom wahren Christenthum.

In unserm Verlage ist so eben fertig geworden und an alle solide Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Johann Arndt's,
weiland General-Superintendenten des Fürstenthums Lüneburg,

Sechs Bücher
vom
wahren Christenthum,
das ist,

von heilsamer Buße, herzlicher Reue und Leid über die Sünde, und wahrem Glauben, auch heiligem Leben und Wandel der rechten wahren Christen;

nebst desselben

Paradies-Gärtlein.

Herausgegeben
von
Dr. Gotthilf August Franke,
weiland Seniore der Theol. Fac., Inspect. im Saal-Kreise und Prediger zur L. Frauen.

Funfzehnte Auflage. 1830. 84½ Bogen. 8. Preis 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 Kr. Rheinl.

Der Geist und Werth dieses Erbauungsbuchs ist schon so allgemein anerkannt, daß wir es für unnöthig halten auch nur ein Wort zu dessen Empfehlung zu sagen; wir erlauben wir uns bei Ankündigung dieser neuen Auflage zu versichern, daß wir hinsichtlich der äußern Ausstattung durch deutlichen guten Druck und weißes Papier die jetzigen Anforderungen berücksichtigt, auch den Preis so äußerst billig gestellt haben, daß es auch dem ärmern „Erbauung" suchenden Publikum käuflich ist. Halle, den 23. October 1830.

Buchhandlung des Waisenhauses.

Digitized by Google

N°. 39.

Intelligenz-Blatt

1830.

In der unterzeichneten Verlagshandlung sind erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch für Damen

auf das Jahr 1831,

Vierter Jahrgang.

Dieses Taschenbuch enthält, wie früher, die Stahlstiche des bekannten englischen Taschenbuches: Forget me not.

Preis 5 fl. 24 kr. rhein.

Den Inhalt bilden:

Gedichte und Novellen, und zwar von St. Maj. dem König von Bayern, Göthe, C. v. Schenk, v. Zedlitz, W. Menzel, G. Schwab, L. Robert und Andern.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von W. von Humboldt. Preis 3 fl. 12 kr. rhein.

Schiller's, Fr. v., Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. 2 Thle. Preis 4 fl. 48 kr. rhein.

Stuttgart und Tübingen im November 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[492] Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen im künftigen Jahr fortgesetzt und beginnen ihren fünften Jahrgang die

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik,

herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik in Berlin.

Der hier angekündigten Zeitschrift ist bisher eine so anhaltend beifällige Aufnahme von Seiten des wissenschaftlichen Publikums zu Theil geworden, daß die zu deren Herausgabe bestehende Societät darin nur die Aufforderung finden kann die ursprünglich von ihr betretene Bahn auch ferner mit Beharrlichkeit zu verfolgen. Männer, deren Namen zu den gefeiertsten in Deutschland gehören, haben auch im laufenden Jahr theils fortgefahren theils angefangen dieses kritische Institut durch ihre thätige Mitwirkung zu fördern, und jüngere Gelehrte von Talent und Eifer haben in so würdiger Umgebung es sich angelegen seyn lassen, sich dem Publikum auf eine ehrenvolle Weise bekannt zu machen. Was bei solcher Unterstützung durch die Societät bisher geleistet worden, davon gibt der Inhalt der bereits vorliegenden Jahrgänge hinlängliches Zeugniß. Die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik sind und bleiben dazu bestimmt, so weit als möglich, von allen wichtigern literarischen Produktionen den wissenschaftlich Gebildeten in den verschiedenen Lebenskreisen in der Art Kunde zu geben, daß dadurch eine Uebersicht von dem allgemeinen Gange der Literatur gewährt und damit zugleich das Verhältniß der neuen Erscheinungen zu dem jedesmaligen Standpunkt der betreffenden Wissenschaften und Kunstgebiete kürzlich angedeutet wird. Es ist dabei eben so wenig auf eine bloße Befriedigung des Bedürfnisses literarischer Unterhaltung auf der einen Seite abgesehen, als es andererseits auch nicht in der Bestimmung der Jahrbücher liegt, in der Weise der den einzelnen Wissenschaften gewidmeten Specialzeitschriften auf eine nur dem Fachgelehrten Interesse gewährende Detailverhandlung über die zur Sprache gebrachten Produktionen einzugehen. Hinsichtlich des zumal früher öfter vernommenen Wunsches, eine größere Anzahl von Schriften in den Jahrbüchern angezeigt zu finden, und der damit unmittelbar zusammenhängenden Beschwerde über zu große Ausführlichkeit einzelner Artikel, ist zu bemerken, wie die Societät auf die Befriedigung des in Rede stehenden Wunsches zwar dergestalt Bedacht genommen hat, daß in dem diesjährigen Jahrgang reichlich noch ein Mal so viel Schriften zur Beurtheilung kommen als in den beiden ersten Jahrgängen, wie man aber auch zugleich, nach der Bestimmung der Jahrbücher, bei der Nichtbeachtung der großen Masse solcher Schriften die zur Wissenschaft in keiner nähern Beziehung stehen, auch ferner beharren zu müssen glaubt.

Der Preis der Jahrbücher bleibt, wie bisher, 12 Thaler Preußisch oder 21 fl. F. M. für den Jahrgang. Die Bestellung erfolgt nach der Wahl der Abonnenten, entweder bei den Postämtern oder bei den Buchhandlungen. Die letztern wenden sich mit ihren Bestellungen, nach Maaßgabe der geographischen Lage, entweder an die Verlagsbuchhandlung in Stuttgart oder direkt an den Herrn Buchdrucker Starcke in Berlin (Charlottenstraße Nro. 16.) welcher die Jahrbücher in wöchentlichen Lieferungen an die zu bezeichnenden dasigen Buchhandlungen befördert. Wer die Sendungen in broschirten Monatsheften zu erhalten wünscht, wird solches gefälligst bei der Bestellung bemerken.

Die sämmtlichen Königlich-Preußischen Postanstalten sind von des Herrn General-Postmeisters Excellenz angewiesen, die Jahrbücher in wöchentlichen Sendungen den Abonnenten portofrei zum Ladenpreis zu liefern.

— Einzelne Nummern sind, so weit der Vorrath reicht, fortwährend sowohl auf dem Wege des Buchhandels als durch die Postämter zu 2½ Sgr. die Nummer zu haben. In das den Jahrbüchern beigefügte Anzeigeblatt werden literarische Anzeigen aller Art gegen billige durch die Verlagsbuchhandlung näher zu bestimmende Insertionsgebühren aufgenommen. — Die in Berlin wohnhaften Abonnenten, welche die Jahrbücher unmittelbar in der Starcke'schen Buchdruckerei (Charlottenstraße Nro. 16.) bestellen, erhalten dieselben in wöchentlichen Lieferungen unentgeldlich in ihre Wohnung gesendet. In derselben Buchdruckerei sind auch einzelne Nummern zu dem oben bemerkten Preis zu haben.

---

[508] Bei Fr. Vieweg in Braunschweig ist so eben erschienen:

Die merkwürdigsten Begebenheiten aus der Lebensgeschichte von Johann Heinrich Stobwasser. Seinen Freunden zum Andenken und zum Besten der Krankenkasse der Stobwasserschen Fabrik herausgegeben von C. H. Stobwasser. Mit Stobwassers Bildniß. gr. 8. Velinp. geh. 8 Sgr.

---

[486] In allen Buchhandlung ist zu haben:

Neue vollständige Tanzschule,
für die elegante Welt,

oder faßliche und umfassende Anleitung zum gesellschaftlichen und theatralischen Tanze, zum Selbstunterricht sowohl, wie auch zum Handbuch für Tanzlehrer bestimmt. Enthaltend die Geschichte des Tanzes, die Anfangsgründe desselben, und eine allgemein verständliche Anweisung zu allen Arten des gesellschaftlichen Tanzes, allen Pas, Positionen und Gruppirungen des Theatralischen oder des Ballets, und den berühmtesten Nationaltänzen, wie dem Bolero, Fondango, Tarantella u. s. w. Nach den neu erschienenen vollständigen Werken eines Blasis, ersten Balletänzers am Coventgarden-Theater zu London, eines Blanchard und Anderen bearbeitet. Mit 68 Abbildungen. 8. 1 fl. 12 kr.

Meist ist es eine ganz vergebliche Mühe, sich in der Tanzkunst durch Bücher vervollkommnen zu wollen, da sie selten mit einer so einleuchtenden Demonstrirkunst vorgetragen sind, um das, was man darin lieset, richtig zu verstehen. Aber eben hierin unterscheidet sich obige Tanzschule, daß sie vermöge einer ganz leicht verständlichen Darstellung und so vieler anschaulichen Abbildungen den Unterricht so deutlich macht, als er nur mündlich ertheilt werden kann. Obgleich die gesellschaftliche Tanzkunst nach ihrem ganzen Umfange und ihrem modernsten Standpunkt vorangehet, so wird doch auch, mit nicht geringerer Vollständigkeit, die weit interessantere höhere oder balletmäßige dargestellt. Die Beschreibung von 36 der neuesten und reizendsten Contretänze, mehr als 50 Abbildungen der vornehmsten Balletpas und Attitüden ꝛc. zeugen von der Ausführlichkeit des Werkes. Das ganze 4te Buch beschäftigt sich mit den berühmtesten Nationaltänzen, als dem Fondango, Bolero, Tarantella, welche letztere in der beliebten Oper: die Stumme von Portici vorkommen.

---

[481] Neuer Roman des Amerikaners Cooper.

In unserm Verlage ist heute, zugleich mit den Londoner und Neuyorker Ausgaben des Originals, erschienen:

James Fenimore Cooper,

die Wasserhexe,
oder der Streicher durch die Meere.
Roman, aus dem Engl. übersetzt
von Dr. Gottfried Friedenberg.
3 Thle. 8. geh. 3 Rthlr. 15 Sgr.

Berlin, den 15. Octbr. 1830.

Duncker und Humblot.

---

[513] Bei J. F. Hammerich in Altona ist so eben erschienen:

Anweisung zur Vernunft-Religion und vornehmlich zur Göttlichen Heilslehre Jesu, beisammen im Standpunkt des angefangenen 19ten Jahrhunderts nach Christi Geb. von J. Bevert, Pastor. gr. 8. 1 Thlr.

Dieses mit vielem Fleiße ausgearbeitete Werk ist in allen Buchhandlungen zu haben.

---

[502] Das lang erwartete Werk unsers der ganzen gebildeten Welt theuern Dichters:

Ernst von Houwald,

Die Seeräuber
Trauerspiel in fünf Akten, 8. cartonirt. 1½ Rthlr.

ist so eben bei mir erschienen. Wem es darum zu thun ist, die Erhabenheit und Stärke der edleren Menschennatur selbst noch in ihren Verirrungen aus einer lebenswarmen, in die fließendsten und zugleich wahrhaft poetischen Verse eingekleideten, Schilderung kennen zu lernen, den kann ich nicht umhin, zur Lektüre dieses durch natürliche Anlage des Ganzen und geschickte Verbindung der einzelnen Theile gefälligen, so wie durch die geistreiche Behandlung des Stoffes das Gemüth des Lesers in hohem Grade ansprechenden und rührenden Trauerspiels einzuladen, da ich nach dem Urtheile Sachkundiger überzeugt seyn kann, man werde auch in diesem Stücke, auf dessen Vollendung der Dichter jahrelangen Fleiß verwendet hat, den berühmten Verfasser des Bildes wieder finden.

Georg Joachim Göschen
in Leipzig.

---

[499] Neueste Verlags-Bücher von C. Fr. Amelang in Berlin 1830.

Ife, A., (Lehrer der franz. u. italien. Sprache), Le petit Français; eine Sammlung der zum Sprechen nöthigsten Wörter und Redensarten, nebst leichten Gesprächen für das gesellschaftliche Leben. Französisch und Deutsch. Ein nützliches Hülfsbuch für diejenigen, welche sich der Erlernung der französischen Sprache widmen, und besonders zur Uebung des Gedächtnisses.

Digitized by Google

Dritte verbesserte und verm. Auflage. 12. Geheftet 6 gGr.

Jost, Dr. J. M., Erklärendes Wörterbuch zu Shakspeare's plays. Für deutsche Leser, zur richtigen Auffassung des Wortsinnes und der vielen schwierigen Stellen, so wie der Anspielungen und Wortspiele. 8. 45 Bogen. Engl. Druckpapier. Geheftet 1 Thlr. 18 gGr.

Langbein, A. F. C., Ganymeda. Fabeln, Erzählungen und Romanzen zu Gedächtniß- und Redeübungen der Jugend. 8. Zwei Theile. Zweite Auflage. Geheftet à 20 gGr. Complet 1 Thlr. 16 gGr.

— — Deutscher Liederkranz. Eine Auswahl der besten Gesänge für frohe Gesellschaften. Mit Beitrag einiger neuen Lieder. 8. Neue Auflage ohne Kupfer. Geheftet 18 gGr.

Westphal, C. C., (Vorsteher der Woll-Sortirungs-Anstalt der Königl. Seehandlungs-Societät in Berlin), Anleitung zur Kenntniß der Schafwolle und deren Sortirung. 8. Sauber geheftet 12 gGr.

Woelfer, Marius, (Herzogl. Sächs. Baumeister ꝛc. in Gotha), die Treppen-Baukunst in ihrem ganzen Umfange, oder gründliche Anweisung zur Construktion der, beim Treppenbau erforderlichen Lehrbogen und Schablonen, Oval- und Spirallinien und Winkel, nebst einem ganz einfachen Winkelmeßinstrumente; zur Construktion der massiven und hölzernen Frei-, Haupt-, Neben- und Kellertreppen, nebst Anwendung der dazu erforderlichen Materialien; zur Berechnung der Flächen und Körper; Anfertigung der Bauanschläge und die nothwendigsten Regeln der, beim Treppenbau erforderlichen Architektur; zum Selbst-Unterricht für Maurer und Steinhauer, Tischler und Zimmerleute. gr. 8. Mit 20 Kupfertafeln in Quer-Folio. 3 Thlr.

Neue Kinderschriften.

Gottschalk, M. W., Deutscher Fabelschatz, gesammelt aus vaterländischen Dichtern und für die Jugend zur Uebung im Lesen und Deklamiren. Als Anhang eine alphabetisch geordnete Erklärung der in den Fabeln vorkommenden fremden und sonst wenig bekannten Wörter und Ausdrücke. 8. Mit illuminirten Kupfern. Sauber gebunden 1 Thlr. 18 gGr.

Schoppe, (Amalia, geb. Weise), der Bilder-Saal. Ein Geschenk für gute und fromme Kinder beiderlei Geschlechts, von fünf bis 8 Jahren, die durch Lehre und Beispiel immer besser, klüger und frömmer zu werden wünschen. Oder: Geist und Herz belebende gemüthliche Erzählungen für das zarteste Jugendalter. 8. Mit illuminirten Kupfern. Sauber gebunden 18 gGr.

— — Der kleine Lustgarten, oder belehrende und erheiternde Erzählungen für die liebe Jugend beiderlei Geschlechts von 8 bis 10 Jahren. 8. Mit illuminirten Kupfern. Sauber gebunden 20 gGr.

Thieme, M., Edmund und Tony, die treuen Spielgefährten. Eine Bildungsschrift für die Jugend beiderlei Geschlechts von sechs bis zwölf Jahren. gr. 12. Mit 14 fein illuminirten Kupfern nach Zeichnungen von L. Wolf. Sauber gebunden 1 Thlr. 18 gGr.

— — Hedwig's liebste Puppe. Ein Lese- und Bilderbuch für kleine artige Mädchen. gr. 12. Mit 14 fein illuminirten Kupfern nach Zeichnungen von L. Wolf. Sauber gebunden 1 Thlr. 18 gGr.

[487] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Miniaturmalerei

in allen ihren Theilen oder deutliche und unterhaltende Anweisung, Porträts mit Sicherheit aufzufassen, sprechend ähnlich zu bilden und mit Geschmack darzustellen. Nebst Bemerkungen über Gouache, Aquarell und Oelmalerei. In Briefen an eine Dame von Mansion, einem Zöglinge Isabey's. Aus dem Französ. Zweite stark verm. und verb. Auflage 12. Geh. 54 kr.

Der Werth dieser Schrift hat sich durch die vorstehende 2te von Grund aus verbesserte Auflage mehr als verdoppelt. Schon von der ersten Auflage sagte ein Recensent in Nr. 242 der Leipz. Literaturzeitung. 1824: „Wer nach dieser Schrift greift, um den Geist, Zweck und die Mittel genauer kennen zu lernen, der wird sich nicht getäuscht finden; und da es wenige ähnliche Arbeiten gibt, so ist sie desto empfehlenswerther. Mit Recht dachte sich der Verf. Frauen als seine Leserinnen. Für sie eignet sich diese Malerei vorzugsweise."

---

[495] Bei Carl Hoffmann in Stuttgart ist so eben erschienen:

Die Italiener. Novelle von Georg Döring. 8. Velinp. broch. 1 fl. 30 kr.

Eine der interessantesten Erzählungen des beliebten Verfassers, die in keiner nur irgend guten Leihbibliothek fehlen darf; durch elegante Ausstattung eignet sie sich auch ganz besonders zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenken.

---

[512] So eben ist bei Fr. Volke, Buchhändler, in Wien, obere Bäckerstraße Nro. 764, am Eck der Essiggasse, erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sprüchwörterbuch

in sechs Sprachen,

deutsch, englisch, lateinisch, italienisch, französisch und ungrisch,

von Georg v. Gaal.

28 Bogen 12. brosch. Preis 1 Rthlr. 12 gr.

Der Name des Verfassers ist rühmlich genug bekannt, um sowohl dem verehrten Publikum für den Werth als dem Verleger für eine freundliche Aufnahme dieses an Reichthum und geistvoller Anordnung in seiner Art noch unübertroffenen Werkes zu bürgen. Was ein, um die die Jugendbildung überhaupt, besonders aber um die Literatur der Sprüchwörter hochverdienter Mann über den Werth dieser letzteren im Allgemeinen eben so wahr als geistreich gesagt:

„Wie das Bienenvolk aus allen Blumen in seine „Zellen den Honig, so hat das Menschengeschlecht in die „Hülle der Sprüchwörter die Weisheit der Welt nieder„gelegt und gesammelt. Sie sind das Wort, das nim„mer verhallet, der Lehrmeister, der mit jedem Geschlechte „sich verjüngt, der herüberhallende Laut aus der Vor„zeit, der Wort gewordene Menschenverstand, die Seele

„des Volkes, die ewige Vernunft, geoffenbaret in zeitlicher Hülle. Sie bilden das Haus der Gemeinen, wo „der Volksverstand sich selbst unmittelbar repräsentirt.“ Und ferner: „Wer will berechnen, wie viel Tausende von „Menschen die keinen andern Lehrmeister hatten, an dem „ihr Verstand und ihr Herz sich entwickeln konnte, aus „dieser Quelle allein ihre Weisheit, ihre Tugend und „ihre Glückseligkeit vernahmen?“
kann zunächst auf dieses treffliche Werk in jeder Hinsicht empfehlungsweise angewendet werden.

Die Verlagshandlung sparte weder Sorgfalt noch Kosten, dasselbe durch ganz neue Lettern und schönes italienisches Papier geschmackvoll auszustatten.

Zugleich mit diesem wurde versandt: die so eben fertig gewordene 6te Auflage von

A. J. Fornasari's Edl. v. Verce
theoret. prakt. Anleitung zur Erlernung
der italienischen Sprache,

in einer neuen und faßlicheren Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln.
31 Bogen gr. 8. Preis 1 Rthlr. 12 gr.

---

[509] Bei Fr. Vieweg ist so eben erschienen:

Paganini

in seinem Reisewagen und Zimmer, in seinen redseligen Stunden, in gesellschaftlichen Zirkeln und seinen Concerten. Aus dem Reisejournale von Georg Harrys. 8. fein Velinpapier. geh. 10 gGr.

Harrys, der Begleiter Paganini's auf seinen Reisen, giebt in der vorstehenden Schrift eine überaus interessante Schilderung des großen Künstlers, welche die lebhafteste Theilnahme bei allen seinen Freunden und Bewunderern erregen wird.

---

[483] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der unterhaltende und belehrende
Frauenanwalt, oder die weiblichen Rechte,

Vorrechte, Pflichten und Obliegenheiten aus dem Gesichtspunkte des gemeinen bürgerlichen Rechts betrachtet. In einer Reihe romanähnlicher Erzählungen und interessanter Gemälde aus dem wirklichen Leben, worin das weibliche Geschlecht auf das Anschaulichste und Unterhaltenste über alle Rechtsverhältnisse belehrt wird, die ihm als Jungfrau, Braut, Gattin, Mutter, Wittwe und Vormünderin zu wissen nöthig und nützlich sind. Mit einem zum Nachschlagen in vorkommenden Fällen bequem eingerichteten Sachregister und einem Anhange mit den hierher gehörigen Bestimmungen des preuß. Landrechts von Dr. jur. F. H. Ungewitter. 8. 3 fl. 36 kr.

Damen glauben hier einen Roman zu lesen, und indem sie sich dabei angenehm unterhalten, eignen sie sich zugleich eine vollständige Kenntniß ihrer weiblichen Rechte in allen ihren Verhältnissen an, was ihnen für ihr ganzes Leben von dem wesentlichsten Nutzen seyn kann. Daher sollte auch dieses Werk, das eben sowohl für einen Roman, als für ein Gesetzbuch gelten kann, in keiner guten Leihbibliothek fehlen. Von einem ganz ähnlichen, auf die gleiche Weise behandelten französ. Buche (Code des Femmes) vergriffen sich schnell mehrere Auflagen.

---

[498] Berliner Musen-Almanach.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Berliner Musen-Almanach für 1831.

Mit Beiträgen fast aller namhaften Dichter Deutschlands; dem Bildniß des Walther von der Vogelweide (Holzschnitt von Gubitz) und vielen Vignetten unter den Gedichten. Preis brosch. 1 Thlr. 12 gr. Goldschnitt 1 Thlr. 16 gr.

Berlin, Vereins-Buchhandlung.

---

[503] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Caroline und ihre Mutter, oder: möchten alle Eltern solche Töchter haben! Eine Erzählung für das weibliche Herz von Cr. Mit einem schönen Titelkupfer, cartonnirt. 16 Gr.

Gebildeten jungen Damen wird man gewiß mit diesem Büchlein ein willkommenes, Herz und Verstand zugleich veredelndes, Geschenk machen; denn so einfach die Erzählung ist, so ergreifend, wahr und unterhaltend spricht sie zum Herzen.

Hartmannsche Buchhandlung in Leipzig.

---

[496] Herabgesetzter Bücherpreis.

Wir haben von dem Verfasser, Herrn Jld. v. Arx, an uns gekauft:

Die Geschichte des Cantons St. Gallen.

3 Theile. gr. 8. 124 Bogen 1810 — 1813.

Die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieses Werkes für das Studium der Geschichte nicht nur des Cantons St. Gallen, wie der Titel sagt, sondern auch der oft in seine Schicksale verflochtenen übrigen Schweiz und der angrenzenden Theile des südlichen Deutschlands und Oberitaliens ist längst allgemein anerkannt und überhebt uns seinen Inhalt ausführlicher zu bezeichnen. Für jene, welche noch nicht damit bekannt seyn sollten, genügt es anzudeuten: daß dasselbe aus den vielen handschriftlichen und urkundlichen Schätzen der hiesigen Stiftbibliothek geschöpft, von dem Verfasser mit eisernem Fleiße zusammgetragen und herausgegeben wurde.

Um die Anschaffung desselben zu erleichtern und um es sowohl dem Gelehrtenstande als dem bloßen Liebhaber der Geschichte zugänglicher zu machen, haben wir den Preis um die Hälfte erniedrigt, und dasselbe kann fortan durch uns oder jede andere Buchhandlung um 4 fl. — (2 Rthlr. 16 gGr. sächs.) bezogen werden.

Die dieses Jahr von dem Verfasser selbst herausgegebenen „Berichtigungen und Zusätze“ werden dem Ex. unentgeltlich beigelegt, sie sind aber für jene, welche das Werk selbst schon besitzen, auch einzeln für 48 kr. (12 Gr. sächs.) zu haben.

St. Gallen 15 Novbr. 1830.

Huber und Comp.

Digitized by Google

N°. 40.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 0.

[521] In der unterzeichneten Verlagshandlung sind zur Michaelis-Messe 1830 erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Almanach des Dames pour l'an 1831. 16. in Futteral gebunden. 3 fl.

Annalen, allgemeine politische. Neueste Folge. Herausgegeben von C. Rotteck, 1ter bis 4ter Band, in 12 Heften. 8. brosch. 12 fl.

Ausland, das, ein Tageblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. Mit Lithographien 3ter Jahrgang 1830. gr. 4. 16 fl.

Baumann, J., Bilder aus der Heimath 1r Band. 8. 1 fl. 36 kr.

Beschreibung der Stadt Rom von E. Blattner, C. Bunsens, E. Gerhard, und W. Röstel. Erster Band. Allgemeiner Theil. Mit synchrostischen Tabellen, einem grossen Stadtplan und einem geognostischem Blatt. gr. 8. 6 fl. 45 kr.

Bibliothek ausführlicher Völker- und Staatengeschichten, nach den bedeutendsten klassischen Werken des Auslands. Erster Band. Malcolm's Geschichte von Persien. Erster Theil. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1774 — 1778. Aus einem Briefwechsel dreier Offiziere der Potsdammer Garnison. Herausgegeben von Caroline de la Motte Fouqué. 8. 36 kr.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von W. v. Humboldt. 8. 3 fl. 12 kr.

Bröndsted, D. P. A., Reisen und Untersuchungen im eigentlichen Griechenland, 2tes Buch. gr. 4. broschirt Velinpapier 28 fl. ordin. Ausgabe 18 fl. 36 kr.

Correspondenzblatt, des Württemb. Landwirthschaftlichen Vereins 1830. 12 Hefte. gr. 8. broch. 3 fl.

Elsner, J. G., die deutsche Landwirthschaft nach ihrem jetzigen Zustande dargestellt. 1r Band gr. 8. 1 fl. 24 kr.

Freyberg, M. Freihr. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden. III. 2tes, 3tes Heft gr. 8. 4 fl.

Goethe, sämmtliche Werke, Taschen-Ausgabe in 40 Bändchen, 7te und 8te und letzte Lfrg. oder 31tes — 40tes Bändchen. Ladenpreis Velinpapier 43 fl. 12 kr. weiß Druckpapier 28 fl. 48 kr. für alle 40 Bändchen.

— — sämmtliche Werke. gr. 8. 6te und 7te Lfrg. oder 26ter bis 35ter Band | Velinpapier. 91 fl. 12 kr. Schweizerpapier. 72 fl. Druckp. 57 fl. 36 kr.
Subscriptionspr. für alle 40 Bde.

Hebel, J. P. Dr., biblische Geschichten für die Jugend. 2 Thle. Neue Auflage. 8. 36 kr.

Herder, J. G. v., sämmtliche Werke, Taschen-Ausgabe in 60 Bändchen, 8te bis 10te Lieferung oder 43 — 60 Bändchen. Ladenpreis für alle 60 Bändchen Velinp. 48 fl. Druckp. 31 fl.

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser, herausgegeben von C. C. André. 1830. gr. 4. 16 fl.

Hohn, Prof. Dr. K. F., geograph. statist. Beschreibung des Regenkreises im Königreich Bayern. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik. Herausgegeben von einer Societät für wissenshaftliche Kritik. Jahrgang 1830. gr. 4. 21 fl.

Jahrbücher, würtemb., für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Von J. D. G. Memminger 1828. 2tes Heft. 8. 3 fl. 30 kr.

Journal, polytechn. Herausgegeben von Dingler. Jahrg. 1830. 24 Hefte. gr. 8. brosch. 16 fl.

Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama, allgemeine. 1830. gr. 4. 9 fl.

Kunstblatt, herausgegeben von Dr. Ludw. Schorn. Mit Kupfern und Umrissen. Jahrg. 1830. gr. 4. 6 fl.

Literaturblatt 1830. gr. 4. Redig. v. Dr. W. Menzel. 6 fl.

Mayr, A., Methodus Differentiandi. 8. 12 kr.

Menzel, W., Taschenbuch der neusten Geschichte. Erster Jahrgang. Geschichte des Jahres 1829. Mit 24 Bildnissen. 12. brochirt. 3 fl.

Morgenblatt für gebildete Stände, sammt den Beiblättern Literaturblatt, Kunstblatt und Intelligenzblatt, 24ter Jahrg. 1830. gr. 4. 20 fl.

Prechtl, J. J., technologische Encyklopädie oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauch für Cameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. 2r Band mit 18 Kupfertafeln gr. 8. 6 fl.

Reyscher, Dr. A. L., vollständige historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der würtembergischen Gesetze. 3r Band. gr. 8. Subscriptionspreis 3 fl. 40 kr. Für Liebhaber von einzelnen Bänden Subscriptionspreis 4 fl. 24 kr. Ladenpreis 5 fl. 30 kr.

Schäffle, Präceptor, Beitrag zur Methodik des Rechnens. Mit einem Steindruck gr. 8. 36 kr.

Schiller's Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. 2 Theile. 8. 4 fl. 48 kr.

— — sämmtliche Werke. gr. 8. in Einem Bande in 2 Abtheilungen. 12 fl.

Schnitzler, J. H., Ausführlicher Bericht eines Augenzeugen über die letzten Auftritte der französischen Revolution während der zwei Wochen vom 26. Julius bis zum 9. August 1830. Mit dem Bildnisse Lafayette's und dem Grundrisse von Paris. gr. 8. brochirt 48 kr.

Schubert, G. A. Dr., Geschichte der Seele. 2 Thle. gr. 8. 7 fl. 12 kr.

Staatsakten und Urkunden, neueste, in monatlichen Heften 19ter bis 22ster Band in 12 Heften. gr. 8. broch. 16 fl.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1831 mit 10 engl. Stahlstichen. 16. in Futteral mit Goldschnitt. 5 fl. 24 kr.

Thibaudeau, Napoleon Bonaparte dargestellt in einer umfassenden Geschichte seines öffentlichen und Privatlebens, seiner politischen und militärischen Laufbahn, seiner Re-

Digitized by Google

gierung und seiner Administration. Sechster Band. Consulat. Erster Theil. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Thiersch, Fr., über gelehrte Schulen. III. 2b. gr. 8. 1 fl. 45 kr.

Vogel, H. A., Lehrbuch der Chemie 1r Bd. gr. 8. mit 4 Steinabdrücken. 4 fl. 48 kr.

Vorschriften für das heilige Inquisitionsgericht. A. d. Spanischen übersetzt von Dr. S—. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Wagler, Dr. J., natürl. System der Amphibien. Schreibpapier mit 8 Kupfern und einer Verwandtschaftstafel 8 fl.

Druckp. mit 1 Kupfer und einer Verwandtschaftstafel 5 fl. 48 kr.

Zeitung, allgemeine, Jahrgang 1830. gr. 4. 16 fl.

Namen und Sachregister dazu für den Jahrgang 1829. gr. 4. 30 kr.

---

[471] Weihnachtsgeschenk.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Kleine Damen-Encyclopädie

der gemeinnützigsten weiblichen Kenntnisse.

Nach eigner Erfahrung und nach den vorzüglichsten Werken des In- und Auslandes gesammelt und herausgegeben von Charlotte L***. 18 und 28 Bändchen. Taschenformat. Jedes Bändchen 1 fl. 12 kr.

Mit Recht ist Charlotte L*** durch ihr 1827 erschienenes Handbüchlein zur angenehmen und nützlichen Beschäftigung für junge Damen eine Lieblingsschriftstellerin der Damenwelt geworden, denn nicht nur, daß davon bei Mausberger in Wien sofort ein Nachdruck erschien, so haben ihr auch kritische Blätter, die ihre Aufmerksamkeit nur selten Schriften dieser Gattung zuwenden, darüber die größten Lobsprüche ertheilt. (Siehe Jen. Litrzg. 1827. Nro. 83. — Becks Repert. 1827. II. 1. 2c.) — Diese würdige Dame, deren Zartgefühl sich gegen die Nennung ihres höchst geachteten Namens erklärt, hat es jetzt nach vielen Zureden übernommen, das Beste und Nutzbarste, was sich ihr im eignen vielseitigen Wissen und in der reichen deutschen und französischen Literatur dargeboten, in vier Bändchen nach ihrer so beliebten Weise ungemein deutlich und praktisch zusammenzustellen und ihrem Geschlecht einen vollständigen Cyclus aller weiblichen Arbeiten, Kenntnisse und Fertigkeiten zu übergeben, wovon die beiden ersten Bändchen bereits erschienen sind und die beiden letzten auf dem Fuße folgen. Das erste zerfällt in 4 Abtheilungen. 1) Erhaltung der Gesundheit und Schönheit. 2) Die Kunst sich in allen vorkommenden Fällen passend und mit Geschmack zu kleiden, sich und Andere zu frisiren, aus der Mode gekommene Putz- und Kleidungsstücke weiter zu benutzen. 3) Von der Wäsche, dem Ausbessern derselben, dem Seifensieden. (Mit dieser Abtheilung werden alle Frauen, die gern im Stand erhalten, was der Mann geschafft, besonders zufrieden seyn). 4) Von der Selbstverfertigung der Schnürleiber, Handschuhe, Kamaschen u. dergl. m. Das zweite Bändchen beschäftigt sich vornehmlich mit dem Putz- und Blumenmachen, mit der Färberei, dem Einsammeln und Einmachen der Früchte und Gemüse, und vervollständigt nebenbei, was in den mehrsten Kochbüchern fehlt, und berührt zugleich das Nothwendige der Gärtnerei. Die beiden letzten Bändchen werden das Spinnen, Brodbacken, Butter- und Käsemachen die Viehmästung, die Küchen- und Wirthschaftseinrichtung u. s. w. enthalten.

Wir können uns schmeicheln, daß Alle, welche die nähere Bekanntschaft mit beiden ersten Bändchen gemacht, bekennen müssen, daß sie mehr und Nützlicheres darin gefunden, als sie erwartet haben, und als in dieser Anzeige auszusprechen möglich ist. Ausführlichere Anzeigen dieser Damen-Encyclopädie sind in allen Buchhandlungen Deutschlands gratis zu haben.

---

[514] Für Philologen und Schulmänner.

So eben ist bei J. F. Hammerich in Altona erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Cicero von dem Redner. Drei Gespräche, übersetzt und erklärt von F. C. Wolff. 2te ganz von Neuem gearbeitete Auflage. gr 8. 35 Bogen. 1 Thlr. 20 gr.

Diese zweite Auflage ist von dem würdigen Herrn Rector Wolff, dem scharfsinnigen Uebersetzer der Cicero'schen Reden, (die in 7 Bänden erschienen sind) ganz von neuem ausgearbeitet. Etwas zu Empfehlung dieses Werks hinzuzufügen, wird überflüssig seyn, da Wolff's Uebersetzungs-Talent längst ehrenvoll anerkannt worden ist.

---

[466] Bei F. Tendler in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu erhalten:

Huldigung den Frauen.

Ein Taschenbuch für das Jahr 1831.

Herausgegeben von

J. F. Castelli.

Neunter Jahrgang. Mit sechs weiblichen Portraits. In elegantem Einband 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. Rheinisch.

Fortuna.

Ein Taschenbuch für das Jahr 1831.

Herausgegeben von

F. X. Told.

Achter Jahrgang. Mit sechs Kupfern. In elegantem Einband 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl. Rheinisch.

Von vorstehenden Taschenbüchern sind noch einige Exemplare der Jahrgänge 1827, 1828, 1829 und 1830 vorräthig; der sehr billige Preis ist, wenn alle Jahrgänge von Beiden genommen werden, 7 fl. 12 kr. Rheinisch, einzeln 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. Rheinisch.

---

[472] Weihnachtsgeschenk.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Fr. von Sydow (königl. preuß. Major a. D.) der

Weltbürger im Umgange mit Menschen

oder geprüfte Rathschläge zu einem richtigen, pflichtmäßigen und vortheilhaften Verhalten in allen ernsthaften und geselligen Verhältnissen des Le-

Digitized by Google

bens nach den Vorschriften der Moral, des Anstandes und der Lebensklugheit: auf Welt und Menschen wie sie sind, nicht wie sie seyn sollten berechnet und in Knigge's Geist nach den Bedürfnissen unserer Zeit zum Gebrauch aller Stände und Volksklassen geschrieben. 2 Thle. 8. 50 Bogen stark auf Velinpap. eleg. geh. 4 fl. 30 kr.

Im Gebiete der Lebensklugheit haben in den lezten Jahren die spekulativen Produkte flachster und seichtester Alltäglichkeit unter den abenteuerlichsten und gesuchtesten Aushängeschildern die Lesewelt überfluthet und dem bessern Geschmack, ja selbst dem unbefangenen und wahren Sinn Hohn gesprochen. Wetteifernde „Komplimentirbüchleins" reiheten sich an den „eleganten Stuzer" und dieser rivalisirte mit einem „Führer durch die große Welt" und einem „feinen Gesellschafter", der nichts als ein grober Nachdruck einer alten Auflage des Handbüchleins des guten Tons war, nicht zu gedenken anderer ähnlicher Lockvögel. — Wohl läßt sich von einer bildungsbegierigen Welt erwarten, daß sie, dieser flachen Erzeugnisse doch endlich überdrüßig, sich nach einem würdigern Mentor auf dem Lebenswege umsehen wird. Der Verf. unseres eben angemeldeten Weltbürgers, Hr. Major von Sydow, hat seinen Beruf zu Lehren der Lebensklugheit in seinem „Buche der Erfahrung für junge Offiziere" kürzlich auf eine Weise beurkundet, daß vielfache Aufforderungen zu einer ähnlichen Schrift für alle Stände nicht ausblieben (m. s. die rühml. Recens. in Becks Repert. 1828. II. 6. in der Leipzg. Litrztg. 1830 Nr. 192 ꝛc). — Sein ernstliches Bestreben war dabei, das der Jetztwelt zu leisten, was der Freiherr v. Knigge seiner (freilich himmelweit verschiedenen) Zeit vor 50 Jahren geleistet hat und die gerade in die neueste vielbewegte Zeit fallende Bearbeitung der wichtigsten Punkte (im September 1830) muß das Werk um so interessanter machen. Gewiß verdient dasselbe den gleichen Beifall, wie ihn v. Knigge's Umgang mit Menschen fand, weshalb der Verleger auch den Aufwand einer sehr würdigen Ausstattung nicht gescheuet hat.

---

[520] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Horst, Dr. Georg Conrad, Deuteroskopie, oder merkwürdige physische und physiologische Erscheinungen und Probleme aus dem Gebiete der Pneumatologie. Für Religionsphilosophen, Psychologen und denkende Aerzte. Eine nöthige Beilage zur Dämonomagie, wie zur Zauberbibliothek. Zweites (und letztes) Bändchen. gr. 8. geheftet 1 Rthlr. 6 Gr. oder 2 fl. 15 kr.

Frankfurt a. M. 30 Okt. 1830.

Heinrich Wilmans.

---

[504] Bei Fr. Vieweg ist so eben erschienen:

Mansfeld, Dr., das Taubstummen-Institut in Braunschweig, von seiner Errichtung bis zu Ende des Jahrs 1829 beschrieben. Nebst einer Mittheilung über den Unterricht und die Erziehung der Zöglinge des Taubstummen-Instituts; von F. A. Westphal, Abt und Domprediger. gr. 8. geh. 8 gGr.

---

[501] Bei A. Wiendrack in Leipzig ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die einfachsten Rettungsanstalten bei Feuers- und Wassersgefahr. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für Jedermann, von B. E. A. Weyrich. gr. 8. geheftet 10 Gr.

In obigem Buche liefert der Verfasser einen Beitrag zur Abhülfe und Verminderung dieser Gefahren, indem er die Mittel zur Rettung in ein solches Licht stellt, wodurch sie alle übersehen werden können, und sie zur Selbsthülfe in eine Sammlung gebracht hat. Er behielt dabei das Schwierigste und Leichteste im Auge, und eine aufmerksame Prüfung wird zeigen, daß er nur anwendbare Mittel vorschlägt, und die Rettung in beiden Rücksichten möglich sei.

---

[500] Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Atlas von Amerika in 30 Karten und einem erläuternden Texte, von W. E. A. von Schlieben, Königl. Sächs. Kammerrath ꝛc. Klein hoch Folio, cartonirt mit colorirten Karten 4½ Rthlr., mit schwarzen Karten 3½ Rthlr.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches Amerika in Anspruch nimmt, glaube ich durch die Herausgabe vorstehenden Werkes einem gefühlten Bedürfniß abgeholfen zu haben. Die Karten sind mit möglichster Sorgfalt und Treue ausgeführt, und der Text, dem ein alphabetisches Register beigefügt, ist nach den besten Quellen bearbeitet.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

---

[474] In allen Buchhandlungen ist zu haben und verdient vor Allen zu einem freundlichen, lehrreichen und buntlachenden Weihnachtsgeschenk für Kinder Empfehlung die niedlich eingebundene, mit 24 fein illuminirten Kupfertafeln ausgestattete und mit einem ausgezeichnet trefflichen, dem Kindesalter ganz angemessenen Text ausgestattete allgemeine

Naturgeschichte des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs

für Kinder. Sowohl zum Selbst- als Privat- und öffentlichen Unterricht. Von Dr. H. Leng. gr. 12. 720 Seiten stark. Preis 4 fl. 48 kr.

Was Familienväter bis jetzt vergeblich suchten, eine gedrängte und doch vollständige Naturgeschichte, worin die mehrsten Gegenstände durch naturgetreue, wirklich gute Abbildungen veranschaulicht sind, das finden sie hier, und dieses Büchlein ist schon deßhalb vor vielen andern zum Kindergeschenk geeignet, weil es bei so lehrreicher und nützlicher Tendenz durch sein überraschend ansprechendes Aeußere unter dem Glanze der leuchtenden Christbäume, Pyramiden und Krippchen das Entzücken der

Digitized by Google

glücklichen Kleinen sehr erhöhen wird. — Von dieser Naturgeschichte sagte ein Recensent in Becks Repertorium 1830: „Höchst zweckmäßig in Text und Abbildungen verdient sie bei ihrem verhältnißmäßig so höchst billige Preise ganz vorzügliche Empfehlung. Nach dem neuesten Zustand der Wissenschaft bearbeitet, ist sie vollständig und hat in ihren einzelnen Theilen richtige Verhältnisse. Der Vortrag ist klar und faßlich, die Darstellung systematisch ohne Zerstückelung. Auch die erwachsenere Jugend und höhere Schulen werden sie als Lehrbuch mit vielem Nutzen gebrauchen.

---

[515] Virgil, übersetzt von Johann Heinrich Voß.

So eben ist in Altona bei J. F. Hammerich erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Virgil's ländliche Gedichte, übersetzt und erklärt von Joh. Heinr. Voß. 2te vermehrte Auflage. 1ster und 2ter Band. (Virgil's Bucolica enthaltend). Mit 1 Karte. gr. 8. 2 Thlr. Velinp. 2 Thlr. 16 Gr.

Johann Heinrich Voß, der unübertroffene Uebersetzer und geistreichste Ausleger der alten Classiker, hat diese Auflage noch selbst berichtigt und vermehrt, und so dürfte dieses Werk, dessen erste Auflage bereits im In- wie im Auslande die gerechteste Anerkennung gefunden, als eine der vorzüglichsten Erscheinungen der neuern Zeit im Fache der Philologie, betrachtet werden.

Der 3te und 4te Band, die Georgica von Joh. Heinr. Voß enthaltend, sind fortwährend durch jede Buchhandlung zu beziehn.

---

[518] In der C. J. Eller'schen Buchhandlung zu Hanau sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Galland, V. A., der vollkommene Damen-Friseur. Eine vollständige Anweisung, in kurzer Zeit die Kunst zu erlernen, den Kopfputz der Damen ohne Beihülfe eines Friseurs auf's Vollkommenste herzustellen; nebst einer Anleitung, durch eine zweckmäßige Pflege die Haare gesund und schön zu erhalten, und Angabe der besten Pomaden ꝛc., um das Wachsthum derselben zu befördern, so wie einige sichere und ganz unschädliche Mittel, ihnen eine andere Farbe zu geben. Ein unentbehrliches Handbüchlein sowohl für Damen vom Stande, als auch besonders für Gesellschafterinnen, Kammerjungfern u. s. w., so wie für jedes gebildete Frauenzimmer überhaupt. 2te verbesserte Auflage mit 17 Abbildungen. 8. 1830. Elegant broschirt. schwarz 5 ggr. oder 20 kr. illum. 12 ggr. oder 54 kr.

Die erste, starke Auflage dieser Schrift hat sich in einem kurzen Zeitraume vergriffen, und dadurch den Beweis gegeben, daß eine zweckmäßige Anleitung über Behandlung und Pflege der Haare, so wie über die Kunst, denselben als Kopfputz bei verschiedenen Gelegenheiten eine schöne den Anforderungen der Mode entsprechende Form zu geben, einem zeitgemäßen Bedürfniß abgeholfen hat. — Die gegenwärtige zweite verbesserte Ausgabe ist mit vielen neuen Frisuren und Recepten vermehrt und mit ganz neuen Kupfern geziert worden, so daß wir hoffen dürfen, es werde sich dieselbe einer gleich guten Aufnahme wie die erste zu erfreuen haben.

Zehner, Dr. H. G., Leben aus Tod, eine Novelle. 8. 1830. br. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Freunde der Novelle, denen das ewig wiederkehrende Einerlei des Inhalts und der Form zuwider ist, erhalten hier eine Erzählung, die den Leser in ein eigenthümliches Gebiet der Phantasie einführt, und ihn auf eine neue, ungewöhnliche Weise anregen wird. Die geschilderten Verhältnisse sind sehr kühn gehalten, und unerwartete Blicke in das menschliche Leben geworfen. Neue Bilder und ergreifende Naturschilderungen werden die Leser erfreuen, und ihnen in dem Verfasser, den sie hoffentlich schon aus verschiedenen Zeitschriften kennen, einen Mann von bedeutenden, vielversprechenden Anlagen verrathen.

Zimmermann, H. C., allgemeine Schul-Vorschriften, in systematischer Folge. 2 Hefte, deutsche und englische Schrift enthaltend. Quer 4. à 10 gGr. oder 45 kr.

Ungeachtet der vielen Vorlegeblätter zur Erlernung der Schönschreibekunst, werden die hier genannten sich zahlreiche Freunde erwerben, einmal weil die besseren Vorschriften für unsere Volksschulen zu theuer sind, sodann auch, weil es bei denselben zu wenig darauf abgesehen ist, das Erlernen des Schönschreibens dem Schüler so viel als möglich zu erleichtern. Letztern Umstand glaubte der Verfasser, angewiesen von einer mehrjährigen Erfahrung, am sichersten dadurch zu heben, daß er mit der Eleganz der Schriftzüge noch mehr Einfachheit zu verbinden, und, durch den Inhalt der Vorschrift selbst, die Aufmerksamkeit des Schülers auf die einzelnen Buchstaben und Schriftzüge zu fesseln suchte, womit auch zugleich die Erlernung des Rechtschreibens bezweckt wird. Die Verlagshandlung aber hat ihrerseits die Anschaffung derselben durch den möglichst billigen Preis zu erleichtern sich bemüht. — Möge die gute Absicht erkannt und beachtet werden!

---

[473] Weihnachtsgeschenk.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Seelenspiegel für junge Damen

aus den höhern Ständen, welche Bildung des Verstandes, Vernunft und Herzensgüte mit Lebensklugheit, Anstand und feiner Sitte zu vereinigen wünschen. Von Philippine von Reden, geborne Freyin von Knigge. Nebst 1 Titelkupfer. Elegant geheftet. 2 fl. 15 kr.

Frau von Reden (Tochter des berühmten Knigge) ist den Familien höhern Standes durch ihre früher erschienenen „Lebensregeln, Winke des guten Tons und der feinen Gesellschaft für Jungfrauen" zu wohl bekannt, als daß vorstehende neueste Schrift zu einem Geschenk für edle Töchter (besonders eignet sie sich zur Weihnachtsgabe), noch einer besondern Empfehlung bedürfte.

N°. 41.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 0.

[531] So eben ist in eleganter Ausstattung erschienen und in allen Buch- und Musik-Handlungen zu haben:

A. E. Müller, kleines Elementarbuch für Klavierspieler, als wesentliche Grundlage der Kunst das Klavier oder Pianoforte zu spielen. Neue Ausgabe mit Zusätzen von Carl Czerny. — Preis: 1 Thlr. 16 Gr. Leipzig im Bureau de Musique von C. F. Peters.

Dieses für den ersten gründlichen Unterricht als höchst brauchbar anerkannte und allgemein beliebte Werk entbehrt in seiner neuen Gestalt keinen der Vorzüge, welche es zeither rühmlichst auszeichneten, sondern sie sind noch vermehrt durch Erweiterung des Textes — Notenbeispiele mit Fingerübungen, vorzüglich bei dem Capitel der Verzierungen und überhaupt durch Verbesserungen, wie sie die Fortschritte der Kunst erheischten. — Mit vollem Rechte darf daher dieses Elementarbuch Lehrern und Schülern als vorzüglich zweckmäßig empfohlen werden; auch ist, ohnerachtet des vermehrten Inhalts, dennoch der frühere billige Preis unverändert geblieben.

---

[489] **In allen Buchhandlungen ist zu haben:**

Abhandlung über die Migraine

und andere Arten von Kopfschmerz, nebst deren Heilmitteln. Von Dr. M. P. Martin. 8. Geheftet 36 kr.

Die hier angegebenen Heilmittel sind die ersten, welche als spezifisch gegen dieses hartnäckige Uebel betrachtet werden können.

---

[497] **In der Hartmannschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und zu haben in allen guten Buchhandlungen:**

Lehrreiche Bilder aus dem Familienleben, in 9 Erzählungen für die Jugend von F., Diac. Mit einer Vorrede des Vicedir. M. J. C. Dolz. Mit einem illuminirten Titelkupfer, geh. Preis 20 Gr. roh, ohne Kupfer 15 Gr.

Bei der Fluth neuerscheinender Kinder- und Jugendschriften dürfte es uns wohl erlaubt seyn, die obige — für junge Leute von 12 — 16 Jahren bestimmt — einer besondern Berücksichtigung ergebenst zu empfehlen. Nicht nur das günstige Urtheil des geachteten Pädagogen Dolz, sondern auch die in der Allg. Schulzeit. Abtheilung I. No. 35. erschienene ausgezeichnete Recension, der sich jene Schrift erfreuet, möge Bürge für unsere Empfehlung seyn. Es heiß darin:

„Einige schöne Stunden habe ich verlebt, während „ich mit dem Lesen dieser lehrreichen, anziehenden, Geist und Herz gleich ansprechenden, „im hohen Grade gehaltvollen Bilder aus „dem Familienleben mich beschäftigte," u. s. w. Ferner an einem andern Orte sagt Rec. noch:

„daß er den Verf. als glücklichen Nachfolger Campe's, Wilmsen's u. A. bezeichnen könne, welche „anerkannt die große Kunst verstehen, für die Jugend anziehend und dabei doch so zu schreiben, „daß solche Lektüre selbst Erwachsenen eine liebe „Beschäftigung bleibt."

Fiedler, F., Tabula ecclesiastico-historica, seriem XIX. saeculor. synchronistic. exhibens quam exaravit omnimque theol. stud. et cand. etc. Roy.-Form. ord. Papier Preis 12 Gr. fein Pap. Preis 20 Gr.

Diese zur schnellern Uebersicht der gesammten christl. Kirchengeschichte entworfene Tabula zeichnet sich vor andern ähnlichen hauptsächlich durch ihre Eigenthümlichkeit — der Aneinanderreihung der Jahrhunderte — vortheilhaft aus, und soll dem angehenden Theologen als ein Wegweiser durch die Vergangenheit und geschichtliche Gegenwart der evangelischen Kirche dienen, und dem zum Examen sich vorbereitenden Kandidaten ein leichtes Hilfsmittel zum Ueberblicke des Gesammtgebiets und seiner Theile gewähren.

Hartlaub, Dr. C. G. Chr., Kunst die Gesundheit zu erhalten und das Leben zu verlängern. Eine Würdigung der vorzüglichsten Lebensverhältnisse des Menschen in diät. Hinsicht, und mit besonderer Berücksichtigung der Entdeckungen der Homöopathie. 8. Preis 16 Gr.

Wir beeilen uns, dem gesammten Publikum ein Werk zu empfehlen, welches die höchste Pflicht des Menschen, die der Selbsterhaltung, von dem medicinisch-populären Standpunkte aus erörtert. Der Verfasser, als geistreicher Schriftsteller dem medicinischen Publikum bekannt, hat die Resultate seiner Forschungen und Erfahrungen in einer faßlichen Sprache niedergelegt. Wir zweifeln nicht, daß sich sein Werk der berühmten Hufeland'schen Makrobiotik an die Seite stellen wird, ja demselben noch den Vorrang streitig machen kann, da sein Verfasser einer der ersten homöopathischen Aerzte, noch die Bereicherung benutzt hat, die namentlich die Diätetik oder Gesundheitserhaltungslehre der Homöopathie verdankt. Der sehr niedrige Preis wird hoffentlich auch dazu beitragen, dem Werke die verdiente Ausbreitung zu verschaffen.

Weiske, Dr. Jul., Abhandlungen aus dem Gebiete des deutschen Rechts, theoretischen und praktischen Inhalts. Gr. 8. Preis 1 Rthlr. 3 Gr.

Da das deutsche Recht, im Verhältniß zu den andern Theilen der Rechtswissenschaft, immer noch wenig bearbeitet ist, und diese Abhandlungen sich sowohl durch Man-

Digitized by Google

nigfaltigkeit des Stoffes, als durch Tüchtigkeit der Bearbeitung gewiß sehr vortheilhaft auszeichnen: so wird es jedem Kenner und Freunde des vaterländischen Rechts angenehm seyn, auf diese Schrift aufmerksam gemacht zu werden.

---

[493] Das beste Weihnachtsgeschenk für Jungfrauen und Mütter.

So eben ist in sehr eleganter Ausstattung erschienen:

Die Jungfrau

im häuslichen und öffentlichen Leben, Festgabe für Jungfrauen, von A. Bauer. Stuttgart, bei Carl Hoffmann. 8. Velinpapier. Elegant brochirt. Preis 1 fl. 30 kr.

Diese Schrift, die sich durch eine leichtfaßliche, aber darum doch anmuthige Darstellung auszeichnet, ist nicht allein für Jungfrauen der auf Bildung Anspruch machenden Stände bestimmt, sondern wird auch Müttern, denen die höhere Erziehung ihrer Töchter am Herzen liegt, vielfache Belehrung, manchen beherzigungswerthen Wink in ihrem schwierigen Geschäft geben, so daß sie — als ein Buch aus dem Leben und für das Leben — mit Recht dem gesammten weiblichen Geschlecht zum Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk angelegentlich empfohlen werden darf.

---

[470] **Weihnachtsgeschenk.**

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Wedemanns 100 auserlesene Volkslieder

mit Begleitung des Claviers. gr. 12. in schönem Umschlag geheftet 1 fl. 12 kr.

Hrn. Wedemanns 100 Gesänge der Unschuld, Tugend und Freude, die er gemüthlichen Kinderherzen gewidmet hatte und von denen kürzlich das 2te und letzte Heft erschienen ist — hatten ganz Deutschland angesprochen, und von allen Seiten erfolgten an ihn Aufforderungen zu deutschen Volksliedern. Diese Aufgabe hat er über alle Erwartung derjenigen gelöst, die sie bis jezt kennen lernten. Gegenwärtiges freundliche, wohlfeile Heft umschließt die köstlichsten Perlen deutscher Dichtkunst und Composition.

---

[516] Für Aerzte, Apotheker und Botaniker.

Die zweite Auflage von

Moessler's Handbuch der Gewächskunde, herausgegeben von Dr. L. Reichenbach. 3 Theile. gr. 8. 6 Thlr. 18 Gr.

ist jezt in 3 Theilen complet bei J. F. Hammerich in Altona erschienen. Es enthält auf 150 Bogen in groß 8. alle die Pflanzen, welche dem Arzt und Apotheker, dem Färber, Gärtner und Landwirthe Nutzen bringen.

Der Herr Hofrath und Professor Dr. L. Reichenbach in Dresden hat mit unermüdetem Eifer das Werk bearbeitet, dessen große Zweckmäßigkeit die ersten Botaniker anerkannt haben.

Obiges Werk ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

---

[435] **Anzeige.**

Die musikalische Wochenschrift

Iris

herausgegeben von Mellstab,

erscheint unausgesetzt auch im nächsten Jahre zu dem Preis von 1½ Thaler für 52 Wochennummern, wofür sie durch alle Buchhandlungen zu erhalten seyn wird. Journalzirkel und Musikliebhaber werden ersucht, ihre Bestellungen zeitig einzureichen.

Berlin, im Oktober 1830.

L. Trautwein.

---

[512] In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

F. L. Dahlmann

(Hofrath und Prof. der Geschichte in Göttingen)

Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte. 2 Theile. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

C. H. Pfaff, Ritter

(Etatsrath und Professor zu Kiel)

Handbuch der analytischen Chemie, für Chemiker, Aerzte, Apotheker, Oekonomen und Bergwerkskundige.

2 Theile 2te vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. Mit Kupfern 6 Rthlr.

Altona, den 1. November 1830.

J. F. Hammerich.

---

[505] So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Johannes Wit, genannt von Dörring.

Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit. Dritten Bandes zweite Abtheilung. Schluß des Werkes. gr. 8. gegl. Velinpapier. geh. Preis 2 Thlr.

Von diesem merkwürdigen und vielfach angefeindeten Buche erscheint endlich der letzte und wichtigste Band. Er umfaßt des Verfassers Flucht aus Frankfurt, seine Verhaftung durch Verrath des Herrn von Hornthal in Baireuth, die Untersuchung durch den Freiherrn von Welden und Ministerialrath von Abel in Baiern, seine Auslieferung an Preußen, die Haft und Untersuchungen in Berlin, seine Verhältnisse zur Mainzer Untersuchungs-Commission, seine Auslieferung an Oestreich, Haft und Untersuchung in Wien, seine Auslieferung an Dänemark, und endlich eine Menge der interessantesten Mittheilungen über die wichtigsten Personen und Ereignisse der vielbewegten Zeit. Das ganze Werk gewinnt in seiner Vollendung, wie man auch darüber denken mag, ein hohes politisches Interesse für die Geschichte unserer Zeit.

---

[484] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Coiffeur der vornehmen Welt

oder die Kunst für alle gesellschaftlichen Cirkel, für Levers, Hofbälle, Assembleen, häusliche Feste und außerordentliche Gelegenheiten den Anzug und Haarputz der Damen in Uebereinstimmung zu bringen und die Coiffüre der Farbe des Haars, der Gesichtsbildung, dem Teint und dem Alter

anzupassen, so wie auch im Charakter des Antiken und Nationellen herzustellen. Nebst einem vollständigen Verzeichniß der zum weiblichen Kopfputz zu verwendenden Bijouterien, Blumen, Federn ꝛc. Von P. Villaret. Mit 10 modern und elegant ausgeschmückten Portraits von Damen im Kopf- und Kleiderputz. gr. 12. Geheftet. 1 fl. 12 kr.

Da man in diesem ganz neuen Buche alles, was der Titel verspricht, nicht nur wirklich sehr schön und deutlich dargestellt findet, sondern sich auch durch die zehn herrlichen Moden-Köpfe über Erwartung angesprochen finden wird, so ist zu dessen Empfehlung höchstens noch der Titel des Verfassers erforderlich. Derselbe ist Leibfriseur JJ. MM. des Königs und der Königin von Baiern, J. k. H. der Großherzogin von Baden und ihrer Höfe, so wie mehrerer anderer Fürsten und Fürstinnen. Derselbe hat in dem Gebiete der Moden eine solche Berühmtheit erlangt, daß sein bloßer Name hinreichend ist, der schönen Welt für seine Kunst Interesse einzuflößen.

---

[519] In der C. J. Edler'schen Buchhandlung zu Hanau sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Egbold, H., welthistorisches A-B-C- und Lesebuch, in kurzen Erzählungen bewunderungswürdiger Handlungen berühmter und tugendhafter Männer und Frauen aus der Geschichte der Vorzeit. Dem Kindesalter gewidmet. Mit 25 ill. Kupfern. 8. 1830. eleg. geb. 14 gGr. oder 1 fl.

Dieses Bilderbuch, in einfacher, kindlich-herzlicher Sprache abgefaßt, wird solchen Eltern eine erfreuliche Erscheinung seyn, die ihre Kinder auf eine angenehme und nützliche Weise beschäftigen und unterhalten wollen. Es ist besonders dahin getrachtet worden, in reichhaltigen Darstellungen aus dem Wirkungskreise des kindlichen Lebens die Theilnahme des Kindes anzuregen, und es so, gleichsam spielend, für entferntere Gegenstände und ernstdafte, aber rein sittliche Erzählungen aus der Geschichte der Vorzeit zu gewinnen und festzuhalten, ohne jedoch das Fassungsvermögen desselben zu überspannen.

Den Geschichtsbildern sind zwanzig schöne illuminirte Kupfer beigegeben, die auch die Sinnlichkeit der Kinder erfreulich anregen werden, und diese Jugendschrift insbesondere als ein sehr entsprechendes Festgeschenk empfehlen.

Sauerwein, C., l'ami du premier age, ou nouveau syllabaire instructif et amusant. Secondo édition corrigée et sensiblement augmentée. 8. 1830. geb. Mit 5 illum. Kupf. 10 gGr. oder 45 kr. Dasselbe ohne Kupf. br. 5 gGr. oder 20 kr.

Dieses Werkchen, dessen Nützlichkeit sich schon durch das Erscheinen dieser zweiten Auflage beurkundet, leistet redlich, was sein Titel verspricht, es belehrt und ergötzt. Auf einfach natürlichem Weg leitet es in weisem Stufengang von den ersten Elementen zu dem Zusammengesetzteren, wo es sogleich neben der Sprachübung den Geist und das Gemüth des Kindes durch allgemeine Lehren, einfache Gedichte, Dialoge, Fabeln, durch Züge aus der Geschichte, durch sinnige Sprüche und endlich durch Gebete zu wecken, zu nähren und zu erheben strebt. Die schönen illuminirten Kupfer zu den Fabeln werden den Lernenden eine erfreuliche Zugabe seyn.

---

[537] Ankündigder eilften Original-Ausgabe von

Knigge, A. Freiherrn v., über den Umgang mit Menschen. Aufs Neue durchgesehen und stark vermehrt vom Prediger Wilmsen in Berlin. 3 Theile nebst Biographie und Kupfer. 8. Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1830. 2 Rthlr. und 4ter Theil unter dem Titel:

Welton und Weltsitte, ein Rathgeber für junge Männer und Jünglinge bei ihrem Eintritte in die große Welt, von F. P. Wilmsen. 2te Auflage. 8. Daf. 16 gGr. Preis für alle 4 Theile 2 Rthlr. 16 gGr.

Längst hat die allgemeine Stimme den entschiedenen Werth dieses Knigge'schen Meisterwerks anerkannt, und fortwährend finden Jünglinge und Jungfrauen aller gebildeten Stände an dem menschenkundigen Verfasser einen treuen Rathgeber in jeder Lage und in jedem Verhältnisse des Lebens, so wie man im reiferen Alter die eigenen Erfahrungen und Beobachtungen hier bestätigt und berichtigt finden wird.

Herr Prediger Wilmsen in Berlin hat nicht nur die letztern Auflagen, besonders die gegenwärtige, sorgfältig durchgesehen, ergänzt, stark vermehrt, und da, wo es erforderlich war, der jetzigen Zeit mehr angeeignet, sondern sie auch noch durch eine treffliche Abhandlung bereichert, welche auch unter folgendem Titel einzeln zu haben ist:

Allgemeine Behandlung der Kinder in den Jahren der ersten Entwickelung, praktisch dargestellt. 8. 12 gGr.

Der Herr Verfasser sagt hierüber in der Vorrede: „Ich habe es versucht, diese Regeln, welche zugleich die Hauptregeln der Erziehung sind, praktisch darzustellen, und sie durch Beispiele zu erläutern, durch Bemerkungen, die aus der Erfahrung geschöpft sind, zu begründen, und durch Urtheile und Aussprüche unserer geachtetsten Schriftsteller zu bestätigen.

Durch den, von Herrn Wilmsen hinzugefügten 4ten Theil, welcher ebenfalls einzeln gegeben wird, ist der praktische Nutzen des Ganzen noch sehr erhöht worden, indem diese neue Abtheilung schätzbare Vorschriften, Winke und Lehren beim Eintritt in die große Welt und seine Gesellschaft, die Darstellung und Forderungen der wahren Bildung und des äußeren Anstandes überhaupt, enthält.

---

[530] In der Richterschen Buchhandlung in Zwickau ist erschienen:

Richter, Dr. E. J., in Quinti Horati Flacci vitam a C. Suetonio Tranquillo conscriptam notas

variorum collegit suasque et commentarium perpetuum, nec non synopsin chronologicam adjecit. 24 Bogen in 4. 1 Rthlr. 8 Gr.

---

[532] Als ein vorzügliches Weihnachtsgeschenk ist zu empfehlen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gellert's
sämmtliche Fabeln und Erzählungen.

Neue Ausgabe mit 13 Kupfern nach H. Ramberg. gr. 8. carton. 1 Rthlr. 16 gGr. ordinaire Ausgabe mit 1 Kupfer. 8 gGr.

---

[506] Bei Fr. Vieweg ist so eben erschienen:

Drei Tage
aus dem Lebenslaufe eines Spielers,
dramatisches Gemälde in 3 Abtheilungen
von Theodor Hell.
kl. 8. gegl. Velinpapier geh. 1 Thlr.

Dieses, durch die Aufführung auf allen besseren deutschen Bühnen und seine ergreifende Wirkung, bekannte Drama, möge von Niemand, am wenigstens aber von denen übersehen werden, welchen eine Aufmerksammachung auf die furchtbaren Folgen der Leidenschaft des Spiels heilsam ist. Das Buch darf in dieser Beziehung besonders erst empfohlen werden.

---

[533] Zur Biographie Jean Paul's.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist so eben erschienen:

Wahrheit
aus
Jean Paul's Leben.
Fünftes Heftlein.
8. 1830. Auf geglättetem Velin-Papier. Preis 1 Rthlr. 25 Sgr.

Dieser neue Band eines anerkannt werthvollen Buches ist ungemein reichen Inhalts, und wird das Interesse gebildeter Leser gewiß besonders in Anspruch nehmen. Als die allein echte Biographie Jean Pauls und zugleich als Schluß- und Ergänzungs-Werk zu der Gesammt-Ausgabe Jean Paulscher Schriften, glauben wir dieses Werk bezeichnen zu dürfen. — Wir wiederholen, daß dasselbe laut abgeschlossenen Kontrakts, für alle Folge, in unserem Verlage verbleibt, weshalb es auch von dem Verleger der Gesammt-Ausgabe nicht geliefert werden darf.

Buchhandlung Josef Max und Komp.
in Breslau.

---

[485] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Hauptlehren der Physiognomik,
Schädellehre und anderer Theorien zur Beurtheilung des äußern Menschen aus Haltung des Körpers, Ganges, der Handschrift, Manier ꝛc. — Nach Lavater, Gall, Pernety, Camper und andern ältern und neuern physiognomischen Schriftstellern bearbeitet von Dr. F. H. Ungewitter. Mit 47 Abbildungen auf 16 Tafeln. gr. 8. 2 fl. 42 kr.

Die Namen Lavater und Gall werden nicht nur in Deutschland, nein in ganz Europa mit Intresse genannt. Ihre Theorien sind zu wenig ohne Grund, als daß sie nicht durch Zusammenstellung des Haltbarsten aufs Neue in einem Kernauszug der Vergessenheit entrissen werden sollten. Was der eine an den Fenstern und der andere am Dache fand, davon ist hier das Gediegenste und Intressanteste skizzirt.

---

[519] In der Edler'schen Buchhandlung zu Hanau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Saga. Historisches Taschenbuch für die Jugend. Herausgegeben von H. Koenig. Mit 4 Kupf. 12. elegant gebunden. Mit Goldschnitt. In Etui. 1 Thlr. 4 gGr. oder 2 fl.

Bei der Ueberfülle von Jugendschriften bleibt manches Schädliche abzuweisen, das Vielfältige zu vereinfachen und doch die vielseitigste Bildung zu bedenken. Hier tritt die Geschichte als Vermittlerin und Schaffnerin ein. Sie erwärmt das Gefühl, nährt und bildet die Phantasie, erfrischt das Herz, übt den Verstand, erweitert den Blick des Geistes, regt den edlen Willen an, und unterhält mit frommer Hand die ewige Flamme der Andacht und des Glaubens an eine waltende Gottheit.

In diesem Sinne und zu diesem Behuf bietet der gegenwärtige erste Jahrgang vier Gemälde aus der Weltgeschichte, ein Volksmährchen, eine Biographie, eine Legende und eine Sage. Bei solcher Reichhaltigkeit der Stoffe ist in der Darstellung besonders dahin getrachtet worden, der frühen Jugend schon verständlich und doch auch den Erwachsenen noch unterhaltend zu seyn. — Möchte nebstdem auch die geschmackvolle äußere Ausstattung diese nützlich-angenehme Festgabe für jetzt und die Zukunft bestens empfehlen!

---

[544] J. Wilks bittet, den ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm verfertigten gold- und silberübrigen Nähnadeln, Stecknadeln, Rasier- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollen-Garne, zum Nähen, Sticken und Stricken ꝛc. die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat; sie sind einzig und allein in seinem neuen Lager Nr. 186. Regent-Street, und in keinem andern Hause in London zu finden. Auch hält er es für nothwendig, die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollen-Garne nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks,
Nr. 186. Regent-Street in London.

Digitized by Google

N°. 42.

Intelligenz-Blatt

1830.

Schiller's

sämmtliche Werke.

Vollständige Ausgabe

in

Einem Bande.

Mit dem Portrait des Dichters in Stahl gestochen, einem Facsimile seiner Handschrift und einem Anhang.

Velinpapier. Preis 12 Gulden.

Die Unterzeichnete zeigt hiemit an, daß die zweite und lezte Abtheilung von Schiller's Werken in Einem Bande an alle resp. Subscribenten, welche ihr den Subscriptions-Betrag übermacht haben, versendet worden ist. Der Subscriptions-Preis von 8 fl. hat seit Ostern d. J. aufgehört und der Laden-Preis von 12 fl. findet fortwährend Statt, so daß für denselben noch Exemplare in allen guten Buchhandlungen zu erhalten sind.

Zu Weihnachts- und Neujahrs-Geschenken kann diese schöne Ausgabe ganz besonders empfohlen werden.

Stuttgart, den 1. Dezember 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[539] **Aufforderung.**

Den Recensent in der Halleschen allgemeinen Litteraturzeitung Nr. 98 Mai. 1830, welcher in dem zweiten Band des theoretischen, und praktischen Cursus zur Erlernung der französischen Sprache von F. L. Rammstein, neue Auflage Wien 1828, einer Menge Germanismen, fehlerhaften Ausdrücken und nicht französischer Wendungen bezegnet seyn will, wird im Interesse der deutschen studirenden Jugend, von dem Verfasser dieses Werkes dringend aufgefordert, die Menge dieser Germanismen, die angeblich fehlerhaften Ausdrücke, und die, dem Recensenten nicht französisch scheinenden Wendungen in der oben angeführten allgemeinen Litteraturzeitung bekannt zu machen, wenn seine Kritik für den Verfasser des Werkes, und für das deutsche Publikum von einigem Nutzen seyn soll, und wenn er nicht in den Verdacht gerathen will, dem Verfasser und dem Verleger absichtlich zu schaden. Bei dem Lobe kann man sich kurz fassen; der Tadel hingegen, muß durch Gründe und Ursachen bewiesen werden, weil er den Verfasser an seinem litterarischen Rufe und den Verleger an seinem Vermögen antastet. — Ueber die beleidigende leidenschaftliche, der wahren Kritik fremde Darstellungsart des Halleschen Recensenten wird man sich in der Vorrede des dritten, noch vor Ablauf dieses Jahrs erscheinenden Bandes dieses Lehrcurses weiter aussprechen.

Leipzig, den 17. August 1830.

[538] Bei Engelmann in Heidelberg sind im Jahr 1830 unter andern erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Groos, Dr. Fr., der Scepticismus in der Freiheitslehre, in Beziehung zur strafrechtlichen Theorie

Digitized by Google

der Zurechnung. broschirt 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 6 Gr.

Wilhelmy, K., Beschreibung der 14 altdeutschen Todtenhügel, welche 1827 und 1828 bei Sinsheim geöffnet wurden. Mit 4 Tafeln. br. 3 fl. oder 2 Rthlr.

Schreiber, A., Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen auf 1831. Mit Kupfern von Hoffmann, Pasini und Roßmäßler, nach Zeichnungen von Sendy, Ender und Roßmäßler. 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 Gr. In Seide gebunden mit Kupfern des ersten Hunderts auf chinesischem Papier 5 fl. oder 3 Rthlr. 8 Gr. Die Beiträge sind von W. Blumenhagen, Fr. Lehmann, A. v. Tromlitz, A. Schoppe, Schenkendorf, dem Herausgeber und Andern.

NB. Exemplare der frühern Jahrgänge sind um herabgesetzte Preise zu haben.

J. B. Say's. Ausführliche Darstellung der National-Oekonomie oder der Staatswirthschaft. Aus dem Französischen übersetzt und theils kritisch, theils erläuternd glossirt, so wie mit einem vollständigen Real-Auszug von Say's cours d'economie politique pratique begleitet, von Prof. Dr. C. E. Morstadt. 3te äußerst stark vermehrte Ausgabe in 3 Bänden.

Auf schönem Papier, möglichst ökonomisch (so daß jedenfalls bedeutend mehr geliefert wird, als die Uebersetzungen der Cours d'economie politique pratique enthalten) doch geschmackvoll gedruckt. Die zwei ersten Bände sind in den Händen des Publikums — der 3te wird noch vor Neujahr die Presse verlassen. Pränumerationspreis bis dahin 10 fl. oder 6 Rthlr. 8 Gr. bei direkter Bestellung auf 6 Exemplare 1, auf 10 2, auf 24 6 Freiexemplare. Ladenpreis 13 fl. 30 kr. oder 8 Rthlr. 12 Gr.

Diese 3te Ausgabe enthält nicht blos eine möglichst treue Uebersetzung der 5ten Edition des klassischen Traité d'economie politique von Say, sondern auch zugleich in Form von Anhängen zu den 3 Bänden einen erschöpfenden Auszug aus dessen neuen 6bändigen Vorlesungen, über die Nat. Oek.: Cours complet d'économie politique pratique, einem Buche, welches, wie der Herr Bearbeiter sagt, „keineswegs die Stelle des Traité vertreten kann, und unter dem sehr unpassenden Namen: Handbuch der Nat. Oek. höchst unbefriedigend übersetzt, so wie der anziehenden Vorlesungsform entkleidet worden ist."

---

[559] Conversations-Lexikon.

Zum erstenmal seit vielen Jahren sind jetzt vollständige Exemplare dieses Werks in einem verbesserten Abdruck der siebenten Originalauflage in 12 Bänden zu erhalten und zu nachstehenden billigen Pränumerationspreisen, nämlich auf:

weißem Druckp. à 15 Thlr., oder 27 fl. rhein.
gutem Schreibp. à 20 Thlr., oder 36 fl. rhein.
extrafeinem Velinp. à 36 Thlr., oder 64 fl. 48 kr. rhein.

durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Trotz der allgemein anerkannten Wohlfeilheit dieses Werks hat es doch abermals einem Nachdrucker in Reutlingen beliebt, mein Eigenthum anzugreifen und einen Nachdruck davon anzukündigen, der wie mehrere frühere der Art auf Täuschung des Publikums berechnet ist. Es bedarf daher wohl nur dieser einfachen Anzeige, um dasselbe vor einem Unternehmen zu warnen, welches mit der damit verbundenen Ehrlosigkeit auch noch die gröbsten Mängel und Druckfehler zu vereinigen pflegt, und wo die vollständige Erscheinung des Werks sehr ungewiß ist oder doch im glücklichsten Falle mehrere Jahre dauern wird, statt daß wie hier dessen Besitz mit einem Male zu erlangen ist.

Leipzig, im November 1830.

F. A. Brockhaus.

---

[524] Die
erste vollständige Ausgabe
von
Shakespeare's
dramatischen Werken
übersetzt und erläutert
von
Joh. Wilh. Otto Benda,
19 Bände, Taschenausgabe. 5⅓ Rthlr. 19 Bände, in kl. 8. Schreibpapier 11⅓ Rthlr.

ist bei mir erschienen. Viele Uebersetzungen von Shakespeare haben begonnen, aber noch keine ist vollendet; während die vorstehende bereits alle einzelnen Stücke des Shakespeare vollständig in getreuen höchst gelungenen Uebersetzungen liefert.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

---

[562] Bei uns ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

Dr. Vaters Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens,
mit Beiträgen von
Breithaupt, Fernow, Franke, Freudentheil, Girardet, Gittermann, Greiling, Heseliel, Löhn, Prähel, v. Reinhard, Lina Reinhardt, Ribbeck, Rose, Schade, Schlager, Schmalz, J. Schuderoff, Ed. Schuderoff, Sprenger, Terlahn, Weber, Witschel, Therese Z., und dem Herausgeber A. G. Eberhard, für das Jahr 1831. Mit einem Kupfer. 8. elegant gebunden 1 Thlr. 12 gGr. (15 Sgr.) oder 2 fl. 42 kr.

Die Freunde dieses Jahrbuchs werden auch in dem gegenwärtigen Jahrgange erfreuliche Nahrung für Geist und Herz, und namentlich den Schluß-Aufsatz zum Andenken an Philipp Melanchthon so zeitgemäß als erbaulich finden.

Rengersche Verlags-Buchhandlung
in Halle.

---

[531] So eben ist in eleganter Ausstattung erschienen und in allen Buch- und Musik-Handlungen zu haben:

A. E. Müller, kleines Elementarbuch für Klavierspieler, als wesentliche Grundlage der Kunst

das Klavier oder Pianoforte zu spielen. Neue Ausgabe mit Zusätzen von Carl Czerny. — Preis: 1 Thlr. 16 Gr. Leipzig im Bureau de Musique von C. F. Peters.

Dieses für den ersten gründlichen Unterricht als höchst brauchbar anerkannte und allgemein beliebte Werk entbehrt in seiner neuen Gestalt keinen der Vorzüge, welche es zeither rühmlichst auszeichneten, sondern sie sind noch vermehrt durch Erweiterung des Textes — Notenbeispiele mit Fingerübungen, vorzüglich bei dem Capitel der Verzierungen und überhaupt durch Verbesserungen, wie sie die Fortschritte der Kunst erheischten. — Mit vollem Rechte darf daher dieses Elementarbuch Lehrern und Schülern als vorzüglich zweckmäßig empfohlen werden; auch ist, ohnerachtet des vermehrten Inhalts, dennoch der frühere billige Preis unverändert geblieben.

---

[535] Bei Friedrich Vieweg in Braunschweig ist so eben erschienen:

Gesammelte Schriften
von
Wilhelm Traugott Krug,
Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig.

Erste Abtheilung.
Theologische Schriften.

Zwei Bände, 64 Bogen, auf groß Median geglättetem Velinpapier.

Subscriptionspreise.

Für die Unterzeichner auf sämmtliche 4 Abtheilungen von Krug's Schriften 2 Rthlr. 16 gGr.

Für die Unterzeichner der Abtheilung „theologische Schriften" 3 Rthlr. 8 gGr.

Diese aus zwei Bänden bestehende erste Abtheilung von Krug's gesammelten Schriften, enthält die theologischen Schriften desselben. Seit 35 Jahren hat der Verfasser keinen Gegenstand von Bedeutung in der theologischen Welt unbeachtet gelassen. Man findet daher in diesen beiden Bänden, welche gerade zu einem großen Jubelfeste der protestantischen Kirche erscheinen und eben deshalb dieser Kirche gewidmet sind, sowohl Schriften, welche in das wissenschaftliche Gebiet eingreifen, als solche, welche das religiöse und kirchliche Leben betreffen. Insonderheit ist es der große Kampf, in welchem unsere Zeit befangen ist — der Kampf zwischen Protestantismus und Katholizismus, Razionalismus und Irrazionalismus, überhaupt zwischen Licht und Finsterniß, Gewissensfreiheit und Gewissenszwang — worauf der Verfasser seine Aufmerksamkeit gerichtet hat. Auf welcher Seite der Kämpfenden er stehe, brauchen wir nicht zu sagen. Ob er seinen Platz mit Ehren behaupte, mag das unpartheiische Publikum entscheiden.

Die nächstfolgende zweite Abtheilung wird die politischen Schriften des Verfassers enthalten.

---

[563] Nachricht an Johann Sebastian Bach's Verehrer.

Ende dieses Jahres erscheint in meinem Verlage:

Joh. Seb. Bachs grosse Passionsmusik nach dem Evangelium Johannis im Clavierauszug von L. Hellwig. Ladenpreis 4½ Rthlr. Subscriptionspreis bis zum Erscheinen des Werks 3 Rthlr.

Zugleich wird zur Unterzeichnung auf die Partitur eingeladen, welche ich, im Besitz einer korrekten und ächten Handschrift derselben, ebenfalls herauszugeben gedenke, dafern bis zum Schluß des Jahres so viele Bestellungen eingehen, daß sich dadurch der größere Theil der Kosten deckt. Diese Ausgabe würde im Ladenpreis 6 Thaler kosten, die bis zu genanntem Termin Unterzeichnenden sollten aber nur 4 Thaler bei der bis Ostern nächsten Jahres erfolgenden Ablieferung zu zahlen haben.

Der große Beifall, den Bach's Passionsmusik nach dem Evangelium Matthäi sowohl in öffentlichen Aufführungen, als den im Druck erschienenen Ausgaben erhalten hat, wird dem obigen, mindestens eben so hoch stehenden, Kunstwerk im gleichen Maaße zu Theil werden.

Berlin, am 1. Nov. 1830.

T. Trautwein, Buch- und Musikhandlung.

---

[569] Weihnachtsschriften.

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Carove, Dr. F. W. Moosblüthen, zum Christgeschenk. 12. weiß Druckpapier sauber geb. Preis 1 fl. 48 kr. Velinpapier in gepreßtem Einband. 2 fl. 24 kr.

König, H., der Christbaum des Lebens. Eine Festgabe für sinnige Frauen und Freunde. 12. cart. Preis 3 fl. 30 kr.

---

[558] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.
Mit Beiträgen
von
Passow, Raumer, Voigt, Wachler, Wilken,
herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.
Zweiter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse des Kaisers Maximilian II. 12. 25½ Bogen auf feinem Druckpapier. cart. 2 Thlr., oder 3 fl. 36 kr. rhein.

Inhalt:

I. Geschichte Deutschlands von der Abdankung Karls V. bis zum westphälischen Frieden. (Erste Hälfte von 1558 — 1630.) Von F. v. Raumer.
II. Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Wesen seiner Zeit, von J. Voigt.
III. Vorbereitung und Ausbruch des Aufstandes der Griechen gegen die osmanische Pforte, von L. Wachler.
IV. Andronikus Komnenus, von F. Wilken.
V. Erinnerungen an ausgezeichnete Philologen des 16tem Jahrhunderts. (2. Heinrich Stephanus.) Von F. Passow.

Leipzig, am 15. November 1830.

F. A. Brockhaus.

[561] Christliches Festgeschenk.

Unsre wohlfeile Ausgabe (22½ Bogen zu 12 Gr.) des Buches:

Unser Heiland Jesus Christus.

Treu nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen, ist nun in allen Buchhandlungen zu haben.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

---

[543] Literarische Anzeige.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Taschenbuch
zur Verbreitung
geographischer Kenntnisse.

Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben von
Johann Gottfried Sommer,
Verfasser des Gemäldes der physischen Welt.

Neunter Jahrgang. Mit 6 Kupfer- und Stahltafeln. gr. 12. 1831. Gebunden mit Schuber 2 Rthlr.

Die günstigen Urtheile der vornehmsten kritischen Blätter des In- und Auslandes, so wie der von Jahr zu Jahr sich vergrößernde Absatz des hier angezeigten Taschenbuches überheben die Verlagshandlung selbst jeder weitern Lobpreisung und Anempfehlung.

Gemälde der physischen Welt.

oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde.

Nach den besten Quellen und mit beständiger Rücksicht auf die neuesten Entdeckungen bearbeitet
von
Johann Gottfried Sommer,
Professor am Conservatorium der Tonkunst zu Prag.
Fünfter Band,
auch unter dem Titel:
Geschichte der Erd-Oberfläche.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 7 Kupfertafeln und Steinabdrücken. gr. 8. Prag 1831. Preis 1 Rthlr. 16 gGr.

Auch dieser fünfte Band enthält in der zweiten Auflage mehrere Verbesserungen und Zusätze. Hauptsächlich hat der Herr Verfasser die von den Versteinerungen handelnden Abschnitte im Lichte der neuesten Forschungen zu erweitern gesucht und auch zwei neue Tafeln in Steindruck, fossile Thiere der Vorwelt darstellend, hinzugefügt.

Alle 6 Bände dieses lehrreichen und interessanten Werkes (203 Bogen Text und 67 Kupfer- und Steintafeln) auf Einmal genommen kosten im englischen Pappeband nur 8 Rthlr.

---

[534] Als ein vorzüglich geeignetes und angenehmes Geschenk für gebildete Frauen und Jungfrauen sind die folgenden beliebten Schriften von Henriette Hanke, geb. Arndt:

Die Schwiegermutter. Roman in 2 Theilen. 2¼ Rthlr.

Die Perlen. Roman in 2 Theilen. 2¼ Rthlr.

Der Blumenkranz in 8 Erzählungen. 2 Theile. 3⅓ Rthlr.

um so mehr zu empfehlen, da diese nach dem wirklichen Leben treu entwickelte und durchgeführte Schilderungen enthalten, der Erzählungston leicht, natürlich und gemüthvoll ist, und überall sich die reinste Moral, tiefe Kenntniß und feine Beobachtungsgabe des menschlichen Herzens, so wie der verschiedensten Welt- und inneren Familien-Verhältnisse in diesen eben so anziehenden als veredelnden und belehrenden Dichtungen aussprechen, wodurch sich selbige über die gewöhnliche Roman-Lectüre erheben.

(Zu haben in allen Buchhandlungen.)

---

[568] Für alle Zeitungsleser.

Von uns ist so eben an alle Buchhandlungen versandt und für 16 Gr. zu haben:

Frankreich und die letzten Bourbonen. Uebersicht der Vorfälle in Frankreich von 1814 — 1830, von Theodor Menge.

Das Buch schließt sich an alle geschichtlichen Werke, die mit Napoleons Abtreten vom Schauplatz enden, erklärt zugleich die verwickelten Umstände, aus denen die jüngste Revolution in Frankreich hervorging, und wird namentlich Allen ein lichtvoller Leitfaden seyn, die über den Prozeß der Minister Karls X. mit Bestimmtheit die Anklage kennen wollen.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

---

[522] Für homöopathische Aerzte und für ihre Kranken

erscheint im Verlage der Arnoldischen Buchhandlung wöchentlich 1 Bogen von der

Zeitung der naturgesetzlichen Heilkunst,

für Freunde und Feinde der Homöopathik; herausgegeben vom Dr. Schweickert.

26 Bogen kosten nicht mehr als 1 Thlr. in allen deutschen Buchhandlungen.

---

[544] J. Wilks bittet, den ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm verfertigten gold- und silberdrhtigen Nähnadeln, Stecknadeln, Rasier- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollen-Garne, zum Nähen, Sticken und Stricken ꝛc. die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat; sie sind einzig und allein in seinem neuen Lager Nr. 186. Regent-Street, und in keinem andern Hause in London zu finden. Auch hält er es für nothwendig, die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollen-Garne nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks,
Nr. 186. Regent-Street in London.

Digitized by Google

N°. 43.

Intelligenz-Blatt

1830.

[566] Bei P. G. Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bourrienne und seine freiwilligen und unfreiwilligen Irrthümer, oder Bemerkungen über seine Memoiren. Aus dem Französ. 2 Bände 2 Rthlr.

Clemens XIV. und Carlo Bertinazzi. Bis jetzt ungedruckter Briefwechsel. Aus dem Französ. übers. von F. A. Rüder. 14 Gr.

Fausts Gesundheits-Katechismus. Herausgeg. von J. G. Reinhardt. 11te Auflage. 3 Gr. Gebunden 4 Gr.

Funke, C. P., Naturgeschichte für Kinder. Herausgeg. von H. C. Lippold. 8te sehr vermehrte und verbes. Ausgabe. Mit schwarzen Kupfern 2 Rthlr. Gebunden 2 Rthlr. 8 Gr. Dieselbe mit illum. Kupfern 3 Rthlr. Gebunden 3 Rthlr. 8 Gr.

Von der Art und Weise der Vereinigung zusammengesetzter Staaten, nebst einer politischen Ansicht der Regierungsformen. 16 Gr.

---

[517] Neue Verlagswerke von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

welche durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen sind.

Adrian, Prof., Skizzen aus England. Erster Theil. Mit 3 Kupfern. Geh. 1 Rthlr. 18 gGr. oder 3 fl.

Diese Skizzen reihen sich an die früher erschienenen „Bilder aus England" von Adrian. 2 Theile.

Auffenberg, Freiherr von, der Renegat von Granada. Dramatisches Nachtgemälde in 5 Abtheilungen. Geh. 1 Rthlr. 18 gGr. oder 3 fl.

Byron, Lord, sämmtliche Werke. Herausgegeben von Prof. Adrian. 12 Theile. Mit dem Bildniß, einem Facsimile und dem Stammsitze Lord Byron's. Geh. Auf geglättetem Velinpapier mit den ersten Kupferabdrücken. 8 Rthlr. 12 gGr. oder 14 fl. — Auf Druckpapier 6 Rthlr. 18 gGr. oder 11 fl.

Die zweite Lieferung von 4 Bänden wird nächstens ausgegeben, und an der dritten und letzten unausgesetzt gearbeitet.

Byron's Bildniß von C. Barth. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Döring, G., der Hirtenkrieg. Novelle in drei Theilen. 3 Theile. Geh. 4 Rthlr. 20 gGr. oder 8 fl. 24 kr.

— — Phantasiegemälde für 1831. Mit 1 Kupfer von Fleischmann. Gebunden. 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 45 kr.

— — Erholungsstunden. Zeitschrift für gebildete Leser. 12 Hefte, mit Kupfer- und Musikbeilagen. Geheftet. 5 Rthlr. oder 8 fl.

Für Vernunft, Religion und Kirche. Zeugnisse aus allen Jahrhunderten. gr. 8. 2 Rthlr. 8 gGr. oder 4 fl.

Der Verfasser dieser Schrift ist einer der ausgezeichnetsten Theologen Deutschlands; dies nur vorläufig zu ihrer Empfehlung.

Kupfersammlung zu Cooper's Werken. Erste Lieferung in 12 Blätter zum Spion, Letzten der Mohikaner, Ansiedler, Lootsen, Lionel Lincoln und zur Steppe. 20 gGr. oder 1 fl. 24 kr.

Kupfersammlung zu W. Irving's Werken. Erste Lieferung in 8 Blätter zum Skizzenbuch, Bracebridge-Hall, Eingemachtes und zu den Erzählungen eines Reisenden. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Diese meisterhaft ausgeführten Kupferstiche eignen sich ganz vorzüglich zu Titelkupfern vor die Werke selbst. Coopers Werke, 57 Bändchen, kosten auf Velin 10 Rthlr. 4 gGr. oder 16 fl.; auf Druckpapier 6 Rthlr. 20 gGr. oder 11 fl. (Der neueste Roman: „die Wassernixe," erscheint nächstens in dieser wohlfeilen Ausgabe.) Irving's Werke, 40 Bändchen, kosten auf Velin 7 Rthlr. 12 gGr. oder 12 fl. 30 kr.; auf Druckpapier 5 Rthlr. 8 gGr. oder 8 fl. 42 kr.

Oettinger, E. M., das schwarze Gespenst. Taschenbuch für Satyre, Ironie und Persiflage ohne Goldschnitt, für 1831. Mit 1 Musikbeilage. 2 Abtheilungen Geb. 2 Rthlr. 8 gGr. oder 4 fl.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1831. Herausgegeben von Adrian. Mit Beiträgen von Adrian, W. Blumenhagen, G. Döring, Friederike Lohmann und Heinrich Zschokke. Mit 9 Kupfern von ausgezeichneten Meistern. In ordin. Einband 1 Rthlr. 16 gGr. oder 3 fl. In Pariserband mit ausgezeichnet schönen Thon-Kupferabdrücken von Felsing. 2 Rthlr. 20 gGr. oder 4 fl. 48 kr.

Rust, J., Ohne evangelische Frömmigkeit ist kein erfolgreiches Studium der Theologie denkbar. Eine Rede. Geh. 6 gGr. oder 27 kr.

Schopenhauer, Johanna, Novellen. 2 Theile. Geh. 2 Rthlr. 20 gGr. oder 4 fl. 48 kr.

— — sämmtliche Schriften. 24 Bände, mit dem Bildnisse der Verfasserin. Leipzig: F. A. Brockhaus. Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer. Subscriptionspreise auf Velin. 16 Rthlr. oder 28 fl. 48 kr.; auf Druckpap. 12 Rthlr. oder 21 fl. 36 kr.

Mit Ende dieses Jahrs hört dieser Preis auf, und tritt ein um die Hälfte erhöheter Ladenpreis ein.

Serrius, Dr. A., Eloa. Weihestunden der Andacht und des Gebets. Mit 1 Kupfer von Fleischmann. Geh. 12 gGr. oder 48 kr.

Dieses Werkchen athmet die reinste Gottesfurcht, und spricht diese in poetischen und melodischen Klängen aus, so daß neben der Erhebung des Gemüths auch die Bildung des Geistes gefördert wird.

The plays of William Shakspeare accurately printed from the Text of Mr. Steevens last Edition, with historical and grammatical explanatory Notes in German. By J. M. Pierre. Vol. 1. Containing: The Merchant of Venice. Geh. 8 gGr. oder 36 kr.

Für Lehrer, Lernende und jeden Freund der englischen Literatur eine höchst willkommene Gabe.

Weitzel, J., Scherz und Ernst zur Charakteristik unserer Zeit. Geh. 1 Rthlr. 18 gGr. oder 3 fl.
Diese Schrift ist besonders in gegenwärtiger Zeit für jeden Gebildeten vom höchsten Interesse.

Zimmer, J. G., Consistorialrath, Weihnachtsgabe in drei Predigten. Geh. 8 gGr. oder 30 kr.

Herabgesetzte Preise.

Rheinisches Taschenbuch. Die vier Jahrgänge 1822 — 1825 zusammen 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr. und die vier Jahrgänge 1826 — 1829. 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr.
Mit Beiträgen von Adrian, Louise Brachmann, von Gerstenberg, F. T. A. Hoffmann, Krug v. Nidda, Fr. Laun, Johanna Schopenhauer, C. Spindler, L. Starkloff, v. Tromlitz, Heinrich Zschokke u. A. Mit Porträts und Kupfern zu W. Scott, Cooper und Irving's Werken, von den besten Meistern gestochen. — Von den ersten vier Jahrgängen sind nur noch wenige Exemplare vorräthig.

Friedleben, Dr. Th., populäre Experimentalphysik für angehende Mathematiker, Dilettanten und die Jugend. 3 Theile mit 16 Steintafeln. Sonst 4 Rthlr. 6 gGr. oder 7 fl. 12 kr. jetzt 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr.
Damit dieses allgemein anerkannt gute Werk auch an Lehranstalten eingeführt werden könne, wurde der Preis desselben herabgesetzt.

J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

---

[557] Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.
Ein
biographisches Magazin
für die
Geschichte unserer Zeit.
Zweiten Bandes siebentes und achtes Heft.
(XV. XVI.)
Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung
von
Friedrich Christian August Hasse,
Professor der historischen Hülfswissenschaften an der Universität zu Leipzig.
Gr. 8. à Heft. 12 Gr.

Inhalt von Nr. XV.:

Biographien und Charakteristiken.
Ludewig I., Großherzog von Hessen.
Friedrich Bouterwek. Von Heinrich Döring.
Ulrich Heinrich Gustav, Freiherr von Schlippenbach. Von Dr. Georg Siegmund von Bilderling.
Biographische Andeutungen.
Johann Schweighäuser
Capitain Clapperton.
Miszellen.
Die Markgräfin von Anspach.
Miß Anna Seymour-Damer.

Inhalt von Nr. XVI.:

Biographien und Charakteristiken.
Johann Heinrich Dombrowski. Nach Chodzko. Von Carl Falkenstein.
Wilhelm Heinse. Von F. L—tsch.
Miszellen.
Ludwig XVIII. und Carnot.

Das erste Heft des dritten Bandes erscheint im Dezember 1830. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, 15. November 1830.

F. A. Brockhaus.

---

[527] Für Rechtsgelehrte
ist so eben der zweite Band von den
Erörterungen praktischer Rechtsfragen
aus dem allgemeinen und sächsischen Civilrechte und Civilprocesse, mit Beziehung auf die darüber im K. S. Appellationsgerichte ertheilten Entscheidungen; herausgegeben von Fr. v. Langenn und Dr. A. S. Kori.
erschienen, und durch alle Buchhandlungen für 1 Thlr. 8 Gr. zu bekommen. — Der erste Band kostet 1 Thlr. 4 Gr., mithin beide Bände 2 Thlr. 12 Gr.

Dresden und Leipzig, im Octbr. 1830.

Arnoldische Buchhandlung.

---

[541] Anzeige für Leihbibliotheken und Liebhaber der belletristischen Literatur.

So eben ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Don Miguel, der furchtbare Kronenräuber oder das politische Opferfest.
Romantisches Original-Blutgemälde neuester Zeit von Adolph von Schaden. 3 Bände mit Don Miguels Bildniß. Preis geheftet. 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Wir übergeben hier dem Publikum eines der ausgezeichnetsten Werke dieses geistreichen Schriftstellers mit dem Bemerken, daß noch wenig Bücher in Deutschland erschienen seyn werden, welche so vollkommen zeitgemäß, so ganz dem jetzigen Stand der Dinge angemessen sind, welche so treu das Leben und Treiben des Lissaboner Hofes darstellen, welche so ganz geeignet scheinen, ein helles Licht auf Don Miguel — dessen Erziehung, dessen Denk- und Handelsweise — kurz auf dessen ganzes Leben zu werfen. Wir begnügen uns statt aller lobpreisenden Anzeige zu bemerken, daß durch die täglich eingehenden Bestellungen unsere Auflage in Bälde vergriffen seyn wird.

Stuttgart im November 1830.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

---

[510] Bei uns sind erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Adolfi, Joh., gen. Neocorus, Chronik des Landes Dithmarschen. Aus der Urschrift herausgegeben von F. C. Dahlmann. 2 Bde. gr. 8. Druckpapier 4 Rthlr. 12 gGr. Schreibpapier 6 Rthlr.

Graba, C. F., Tagebuch, geführt auf einer Reise nach Färö im Jahre 1828. 8. 1 Rthlr. 4 gGr. ord.

Gries, Dr. J. C., die hamburgischen Stadt-, Erbe- und Rente-Bücher ihrer rechtlichen Bedeutsamkeit nach betrachtet. Aus den nachgelassenen Papieren herausgegeben von Dr. N. M. Westphalen. gr. 8. geh. 4 gGr.

Grimm, Charlotte, Blumenlese aus franz. Schriftstel-

Digitized by Google

lern zum Gebrauch für Mädchenschulen. 2 Theile. Mit einem Anhange, eine französische Uebersetzung von Houwalds Weihnachtsabend enthaltend. 8. Jeder 12 gGr.

Hansen, C. F., Sammlung von verschiedenen öffentlichen und Privatgebäuden. 8s Heft. gr. Patent-Format. schwarz 2 Rthlr. 16 gGr. lavirt 3 Rthlr.

Hefte, landwirthschaftliche, für die Herzogthümer Schleswig und Holstein. 1. Jahrgang. 1s und 2s Heft. 8. Jedes geh. 16 gGr.

Hoole, E., personale narrative of a mission to the south of India. 2 Parts. gr. 8. London 1829 und 1830. 3 Rthlr. 16 gGr.

Jomini, Baron de, tableau analytique des principales combinaisons de la guerre et de leurs rapports avec la politique des états. 2de Edition. St. Petersbourg. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gGr.

Krankenhaus, das hamburgische allgemeine. gr. 4. Mit Kupfern und Plänen. carton. 3 Rthlr.

Kunhardt, L. H., Hamburgs evangelische Jubelfreude am 3. Säkularfeste der augsburgischen Confession den 25. Juny 1830, dargestellt in Auszügen aus den daselbst an diesem Tage gehaltenen Predigten. gr. 8. geh. 8 gGr.

Kunststraße, über die neu anzulegende, zwischen Altona und Kiel. gr. 8. geh. 4 gGr.

Magazin der ausländischen Literatur der gesammten Heilkunde und Akten des ärztlichen Vereins in Hamburg. Herausgegeben von G. H. Gerson und N. H. Julius. 1830. 6 Hefte. geh. 6 Rthlr.

Michaelis, G. A., über das Leuchten der Ostsee nach eigenen Beobachtungen, nebst einigen Bemerkungen über diese Erscheinung in anderen Meeren. gr. 8. geh. 10 gGr.

Moltke, Graf M. von, über den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstande. gr. 8. geh. 8 gGr.

Rautenberg, J. W., Denkblätter der Predigten, welche in der Kirche zu St. Georg vor Hamburg gehalten sind. 1r Jahrgang. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gGr.

Reglement für die neu errichtete Polizey in London. gr. 8. geh. 4 gGr.

Rumohr, C. F. von, Ursprung der Besitzlosigkeit der Colonen im neueren Toscana. Aus den Urkunden. gr. 8. Druckp. 20 gGr. Velinpap. 1 Rthlr. 4 gGr.

Sabbath, der, der Juden in seinem Verhältniße zum christlichen Sonntage. gr. 8. geh. 4 gGr.

v. Santen, Versuch die Größe der Gesetzwidrigkeiten zu bestimmen. gr. 8. 12 gGr.

Schumacher, H. C., astronomische Nachrichten. 8r Band. gr. 8. Subscr.-Preis 4 Rthlr.

Der 1te Band fehlt jetzt gänzlich. Der 2 — 8e Band werden, auf einmal genommen, unter der Bedingung zur Annahme der Fortsetzung, noch zum Subscriptions-Preis von 28 Rthlr. abgelassen; einzelne Bände aber nur zu 6 Rthlr. gegeben.

— — ephemeris of the distances of the four planets Venus, Mars, Jupiter and Saturn from the Moon's Center for 1831. 4. geh. 2 Rthlr.

— — the same for 1832. 4. geh. 2 Rthlr.

Scott, W., the house of Aspen, a tragedy. gr. 8. geh. 12 gGr.

Strauch, L. C. G., zwei Predigten zur 3ten Jubelfeier der augsburg. Confession. 8. geh. 3 gGr.

Wedekind, A. C. Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters. 5s und 6s Heft gr. 8. geh. 1 Rthlr.

Hamburg, im Septbr. 1830.

Perthes und Besser.

---

[571] In der Taubertschen Buchhandlung in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schön ausgestattete und gehaltvolle Jugendschriften zu Weihnachts-Geschenken.

Schoppe, Amalia, geb. Weise, Fest-Gaben in moralischen Erzählungen und Mährchen, für Deutschlands gebildete Jugend von 8 bis 12 Jahren, mit 6 kolor. Kupfern gebunden 1 Rthlr. 8 gGr.

— — neue Schul- und Hausfibel. Nach einer verb. Lehr- und Lese-Methode. Mit 5 kolorirten Kupfern. Geb. 8 Gr.

— — dasselbe mit schwarzen Kupfern Geb. 5 Gr.

— — die Pflegemutter und ihre Pflegetöchter. Ein unterhaltendes und belehrendes Lesebuch für Deutschlands gebildete Jugend. Mit 5 kolorirten Kupfer. Geb. 1 Rthlr. 8 Gr.

— — bunte Bilder aus dem Jugendleben, in Erzählungen, Mährchen und Gesprächen, zur Bildung des Herzens und Erweckung des Verstandes. 2te Auflage. Mit 5 Kupfern. Geb. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — neue bunte Bilder. Ein unterhaltendes und belehrendes Lehrbuch für Kinder von 10 bis 15 Jahren. Mit 6 kolorirten Kupfern. Geb. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Wilhelm und Elfriede, oder die glücklichen Tage der Kindheit. Ein nützliches und unterhaltendes Lesebuch für gute Kinder, die ebensowohl Unterhaltung als Belehrung suchen. gr. 12. Mit 6 kolorirten Kupfern. Geb. 1 Rthlr. 8 Gr.

— — Erzählungen der kleinen Hamburgischen Auswanderer. Ein nützliches und unterhaltendes Lesebuch für die gebildete Jugend von 12 bis 14 Jahren. gr. 12. Mit 6 kolorirten Kupfern. Geb. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Lust und Lehre, in unterhaltenden Mährchen und Erzählungen für die liebe Jugend von 8 bis 12 Jahren. Mit 7 kolorirten Kupfern. Geb. 1 Rthlr. 12 Gr.

Reichenbach, M. A. B., Blumengewinde im Vater Rosenfelds Lieblings-Laube, oder Unterhaltungen über Gegenstände aus dem Natur-, Kunst- und Menschenleben ein neues und lehrreiches A.B.C.- und Lesebuch mit 25 fein kolorirten Kupfern, gebunden 1 Rthlr.

Solbrig's Deklamirbuch für Schulen. Eine Auswahl deutscher Gedichte, Monologen, Dialogen, Reden, Erzählungen und Anekdoten, religiösen, ernsten und launigen Inhalts, mit Erläuterungen über den Vortrag derselben, zum Behuf des Unterrichts auf Schulen und der Uebung in der Deklamation. Erster Band. Zweite ganz umgearbeitete Auflage mit dem Portrait des Verfassers. Preis broch. 1 Rthlr. Beide Bände komplet. 1 Rthlr. 18 Gr.

Zarnack, A., Sophronia, oder Unterredungen, Erzählungen und dramatische Spiele über deutsche Sprüchwörter. Herausgegeben von Dr. C. W. Spicker. 8. broch. 18 Gr.

Kerndörffer, H. A., Briefsteller für Frauenzimmer, oder faßliche Anleitung zu der Abfassung

Digitized by Google

der verschiedenen Briefe und ähnlicher nöthiger schriftlicher Aufsätze, nebst den erforderlichen Regeln der deutschen Sprache, der Rechtschreibung und der Schreibart. Ein Handbuch zum Selbstunterrichte. 2te Auflage broch. 18 Gr.

1531] So eben ist in eleganter Ausstattung erschienen und in allen Buch- und Musik-Handlungen zu haben:

A. E. Müller, kleines Elementarbuch für Klavierspieler, als wesentliche Grundlage der Kunst das Klavier oder Pianoforte zu spielen. Neue Ausgabe mit Zusätzen von Carl Czerny. — Preis: 1 Thlr. 16 Gr. Leipzig im Bureau de Musique von C. F. Peters.

Dieses für den ersten gründlichen Unterricht als höchst brauchbar anerkannte und allgemein beliebte Werk entbehrt in seiner neuen Gestalt keinen der Vorzüge, welche es zeither rühmlichst auszeichneten, sondern sie sind noch vermehrt durch Erweiterung des Textes — Notenbeispiele mit Fingerübungen, vorzüglich bei dem Capitel der Verzierungen und überhaupt durch Verbesserungen, wie sie die Fortschritte der Kunst erheischten. — Mit vollem Rechte darf daher dieses Elementarbuch Lehrern und Schülern als vorzüglich zweckmäßig empfohlen werden; auch ist, ohnerachtet des vermehrten Inhalts, dennoch der frühere billige Preis unverändert geblieben.

---

[575] Weihnachtsschrift.

In unserem Verlage erschien so eben:

Hymnen, ein Weihnachtsgeschenk für Kinder. Ausgabe auf weiß Druckpapier, geh. 10 Gr. oder 45 kr. rhein. Ausgabe auf fein Velinpapier, cartonnirt mit Goldschnitt 14 Gr. oder 1 fl. rhein.

Wir können mit Ueberzeugung dieses kleine Werkchen Eltern, denen es am Herzen liegt, den Saamen ächter Frömmigkeit in den kindlichen Gemüthern ihrer Liebe zu erwecken und zu nähren, als ein freundliches, Geist und Gemüth auf gleich edle Weise anregendes Festgeschenk empfehlen.

Frankfurt a. M. den 1. December 1830.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.

---

[573] Anzeige

über die Beendigung der 2ten sehr vermehrten und umgearbeiteten Auflage

von

Dr. W. F. Volgers

Handbuch der Geographie

für gebildete Leser und für höhere Schulanstalten. 2 Bände in gr. 8. mit Tabellen und Namen-Register zum Nachschlagen. 1830. 65 Bogen auf Velin-Druckpapier mit neuen Lettern. 2⅔ Rthlr.

Mit der so eben erschienenen zweiten Abtheilung ist dieses so günstig aufgenommene und vielfach schon verbreitete Werk wieder vollständig in allen Buchhandlungen zu haben, und erst jetzt wird es jedem Kenner um so einleuchtender werden, wie die bessernde Hand des thätigen Herrn Verfassers, die keine Seite ohne Verbesserungen und Zusätze ließ, dieser Ausgabe bedeutende Vorzüge vor der ersten gegeben hat. Wir verweisen statt weiterer Empfehlung auf die Göttinger gelehrt. Anzeigen, 1830. St. 126.

Zugleich können wir den Schulanstalten, welche die Fortsetzung des geographischen Lehrbuchs desselben Herrn Vers. erwarten, die Anzeige machen, daß der zweite Cursus (Schulgeographie für mittlere Klassen der Gymnasien, für Progymnasien, Real- und Töchterschulen) in wenigen Wochen die Presse verläßt.

Der 1ste Cursus oder Leitfaden (7½ Bogen ⅔ Rthlr.) ist so eben schon in der 4ten, und die Länder- und Völkerkunde für Bürger- und Landschulen, so wie für Erwachsene und Nichtgelehrte überhaupt, (2 Bände 45 Bogen in gr. 8. 1⅓ Rthlr.) in der 2ten verbesserten Auflage erschienen.

Hannover, im November 1830.

Hahn'sche Hofbuchhandlung.

---

[507] Bei Fr. Vieweg ist so eben erschienen:

Neuer Novellenkranz von Wilhelm Blumenhagen. 2r Theil. 8. fein Velinp. 2 Thlr.

Von dieser Sammlung ausgezeichneter Novellen eines unserer beliebtesten Erzähler, erscheint so eben der 2te Band, und wird allen Freunden geistreicher Lektüre empfohlen. Der erste Band, welcher sich der günstigsten Aufnahme zu erfreuen hatte, erschien im vorigen Jahr.

---

[544] J. Wilks bittet, den ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm verfertigten gold- und silberdrähtigen Nähnadeln, Stecknadeln, Rasier- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollen-Garne, zum Nähen, Sticken und Stricken ꝛc. die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat; sie sind einzig und allein in seinem neuen Lager Nr. 186. Regent-Street, und in keinem andern Hause in London zu finden. Auch hält er es für nothwendig, die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollen-Garne nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks,

Nr. 186, Regent-Street in London.

Verbesserung.

Im Intelligenzblatt Nr. 40. ist irrthümlich angegeben:

Jahrbücher, würtembergische, von Memminger. 1828. 2tes Heft. 3 fl. 30 kr.

anstatt 2 Hefte. 3 fl. 30 kr.

Digitized by Google

N°. 44.

Intelligenz-Blatt

1830.

Schiller's sämmtliche Werke.

Vollständige Ausgabe

in

Einem Bande.

Mit dem Portrait des Dichters in Stahl gestochen, einem Facsimile seiner Handschrift und einem Anhang.

Velinpapier. Preis 12 Gulden.

Die Unterzeichnete zeigt hiemit an, daß die zweite und lezte Abtheilung von Schiller's Werken in Einem Bande an alle resp. Subscribenten, welche ihr den Subscriptions-Betrag übermacht haben, versendet worden ist. Der Subscriptions-Preis von 8 fl. hat seit Ostern d. J. aufgehört und der Laden-Preis von 12 fl. findet fortwährend Statt, so daß für denselben noch Exemplare in allen guten Buchhandlungen zu erhalten sind.

Zu Weihnachts- und Neujahrs-Geschenken kann diese schöne Ausgabe ganz besonders empfohlen werden.

Stuttgart, den 1. Dezember 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der unterzeichneten Verlagshandlung sind zur Michaelis-Messe 1830 erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Almanach des Dames pour l'an 1831. 16. in Futteral gebunden. 3 fl.

Annalen, allgemeine politische. Neueste Folge. Herausgegeben von C. v. Rotteck, 1ter – 4ter Bd., in 12 Heften. 8. brosch. 12 fl.

Ausland, das, ein Tageblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. Mit Lithographien 3ter Jahrgang 1830. gr. 4. 16 fl.

Baumann, J., Bilder aus der Heimath. 1r Bd. 8. 1 fl. 36 kr.

Beschreibung der Stadt Rom von E. Platner, C. Bunsen, E. Gerhard, und W. Röstel. Erster Band. Allgemeiner Theil. Mit synchronistischen Tabellen, einem grossen Stadtplan und einem geognostischem Blatt. gr. 8. 6 fl. 45 kr., (wobei zu bemerken ist: dass der angezeigte grosse Stadtplan nebst dem geognostischen Blatt hier fehlen und besonders ausgegeben und berechnet werden.)

Bibliothek ausführlicher Völker- und Staatengeschichten, nach den bedeutendsten klassischen Werken des Auslands. Erster Band. Malcolm's Geschichte von Persien. Erster Theil. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1774 – 1778. Aus einem Briefwechsel dreier Offiziere der Potsdammer Garnison. Herausgegeben von Caroline de la Motte Fouqué. 8. 36 kr.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von W. v. Humboldt. 8. 3 fl. 12 kr.

Bröndsted, D. P. A., Reisen und Untersuchungen im eigentlichen Griechenland, 2tes Buch. gr. 4. broschirt Velinpapier 18 fl. ordin. Ausgabe 18 fl. 36 kr.

Correspondenzblatt, des Würtemb. Landwirthschaftlichen Vereins 1830. 12 Hefte. gr. 8. broch. 3 fl.

Elsner, J. G., die deutsche Landwirthschaft nach ihrem jetzigen Zustande dargestellt. 1r Band gr. 8. 1 fl. 24 kr.

Freyberg, M. Freihr. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden. III. 2tes, 3tes Heft gr. 8. 4 fl.

Goethe, sämmtliche Werke, Taschen-Ausgabe in 40 Bändchen, 7te und 8te und lezte Lfrg. oder 31tes — 40tes Bändchen. Ladenpreis Velinpapier 43 fl. 12 kr. weiß Druckpapier 28 fl. 48 kr. für alle 40 Bändchen.

Goethe, sämmtliche Werke. gr. 8. 6te und 7te Lfrg. oder 26ter bis 35ter Band
Subscriptionspr. für alle 40 Bde. | Velinpapier. 91 fl. 12 kr. | Schweizerpapier. 72 fl. | Druckp. 57 fl. 36 kr.

Hebel, J. P. Dr., biblische Geschichten für die Jugend. 2 Thlr. Neue Auflage. 8. 36 kr.

Herder, J. G. v., sämmtliche Werke, Taschen-Ausgabe in 60 Bändchen, 8te bis 10te Lieferung oder 43 — 60 Bändchen. Ladenpreis für alle 60 Bändchen Velinp. 48 fl. Druckp. 32 fl.

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser, herausgegeben von C. C. André. 1830. gr. 4. 16 fl.

Hohn, Prof. Dr. K. F., geograph. statist. Beschreibung des Regenkreises im Königreich Bayern. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik. Herausgegeben von einer Societät für wissenschaftliche Kritik. Jahrgang 1830. gr. 4. 21 fl.

Jahrbücher, würtemb., für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Von J. D. G. Memminger 1828. 2 Hefte. 8. 3 fl. 30 kr.

Journal, polytechn. Herausgegeben von Dingler. Jahrg. 1830. 24 Hefte. gr. 8. brosch. 16 fl.

Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama, allgemeine. 1830. gr. 4. 9 fl.

Kunstblatt, herausgegeben von Dr. Ludw. Schorn. Mit Kupfern und Umrissen. Jahrg. 1830. gr. 4. 6 fl.

Literaturblatt 1830. gr. 4. Redig. v. Dr. W. Menzel. 6 fl.

Mayr, A., Methodus Differentiandi. 8. 12 kr.

Menzel, W., Taschenbuch der neusten Geschichte. Erster Jahrgang. Geschichte des Jahres 1829. Mit 24 Bildnissen. 12. brochirt. 3 fl.

Morgenblatt für gebildete Stände, sammt den Beiblättern Literaturblatt, Kunstblatt und Intelligenzblatt, 24ter Jahrg. 1830. gr. 4. 20 fl.

Prechtl, J. J., technologische Encyklopädie oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauch für Cameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. 2r Band mit 18 Kupfertafeln gr. 8. 6 fl.

Revscher, Dr. A. L., vollständige historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der würtembergischen Gesetze. 3r Band. gr. 8. Subscriptionspreis 3 fl. 40 kr. Für Liebhaber von einzelnen Bänden Subscriptionspreis 4 fl. 24 kr. Ladenpreis 5 fl. 30 kr.

Schäffle, Präceptor, Beitrag zur Methodik des Rechnens. Mit einem Steindruck gr. 8. 36 kr.

Schiller's Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. 2 Theile. 8. 4 fl. 48 kr.

— — sämmtliche Werke. gr. 8. in Einem Bande in 2 Abtheilungen. 12 fl.

Schnitzler, J. H., Ausführlicher Bericht eines Augenzeugen über die letzten Auftritte der französischen Revolution während der zwei Wochen vom 26. Julius bis zum 9. August 1830. Mit dem Bildnisse La'fayette's und dem Grundrisse von Paris. gr. 8. brochirt 48 kr.

Schnurrer, Friedr. M. D., die Cholera morbus, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchte Heilmethode, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit der Charte ihres Verbreitungsbezirks. 8. brochirt 1 fl. 24 kr.

Schubert, G. A. Dr., Geschichte der Seele. 2 Thle. gr. 8. 7 fl. 12 kr.

Staatsakten und Urkunden, neueste, in monatlichen Heften 19ter bis 22ster Band oder 12 Hefte. gr. 8. broch. 16 fl.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1831 mit 10 engl. Stahlstichen. 16. in Futteral mit Goldschnitt. 5 fl. 24 kr.

Thibaudeau, Napoleon Bonaparte dargestellt in einer umfassenden Geschichte seines öffentlichen und Privatlebens, seiner politischen und militärischen Laufbahn, seiner Regierung und seiner Administration. Sechster Band. Consulat. Erster Theil. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Thiersch, Fr., über gelehrte Schulen. III. 2s. gr. 8. 1 fl. 45 kr.

Vogel, H. A., Lehrbuch der Chemie 1r Bd. gr. 8. mit 4 Steinabdrücken. 4 fl. 48 kr.

Vorschriften für das heilige Inquisitionsgericht. A. d. Spanischen übersezt von Dr. S—. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Wagler, Dr. J., natürl. System der Amphibien. Schreibpapier mit 8 Kupfern und einer Verwandtschaftstafel 8 fl.

Druckp. mit 1 Kupfer und einer Verwandtschaftstafel 5 fl. 48 kr.

Zeitung, allgemeine, Jahrgang 1830. gr. 4. 16 fl.

Namen und Sachregister dazu für den Jahrgang 1829. gr. 4. 30 kr.

---

[526] Neue Schriften für Aerzte und Wundärzte.

Dr. S. Hahnemann, reine Arzneimittellehre, 1ster Band, 3te verbesserte Auflage. Ladenpreis 2 Thlr. 16 Gr., im Prän.-Preis 2 Thlr.

Alle 6 Bände kosten im Ladenpreis 12 Thlr. 16 Gr., im Prän.-Preis aber nur 9 Thlr. 12 Gr. bis zur nächsten Ostermesse, in allen Buchhandlungen.

Neue Zeitschrift für Natur- und Heilkunde. Herausgegeben von Carus, Kreißig, Seiler ꝛc. Erster Band, zweites Heft. gr. 8. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Dresden und Leipzig, im Oktbr. 1830.

Arnoldische Buchhandlung.

---

[576] Preis-Verminderung.

Die nachverzeichneten Werke sollen auf unbestimmte Zeit für die beigesetzten, bedeutend ermäßigten Preise erlassen, und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Die Vorzeit, ein histdrisches Taschenbuch mit Beiträgen von v. Arnoldi, Rauschnick u. a. m., herausgegeben von K. W. Justi. 1820 bis 1827. 8 Bände mit vielen Kupfern. in 8. sonst zusammen 13 Rthlr. jetzt 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr. Einzelne Bände à 16 Gr.

L. von Wildungens Weidmanns-Feierabende, ein neues Handbuch für Jäger und Jagdliebha-

ed by Google

ber. 6 Bände mit Kupfern, in gr. 8. 1815 bis 1823. Sonst jeder Band 1 Rthlr. jetzt zusammen 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr. Einzelne Bände à 16 Gr.

Dr. A. von Tilesius, naturhistorische Abhandlungen und Erläuterungen, besonders die Petrefactenkunde betreffend. Mit 1 Heft von 8 Steindrucktafeln. Fol. cart. 1826. sonst illum. 10 Rthlr. schwarz 8 Rthlr. jetzt illum. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. schwarz 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Marburg und Cassel im November 1830.

Joh. Chr. Krieger.

---

[576] **Kirchenzeitung.**

für das katholische Deutschland

herausgegeben

im Verein mit mehreren Gelehrten

von

J. Sengler.

gr. 4. Jahrgang 1831. Preis 8 fl. oder 5 Rthlr.

Probehefte und ausführliche Anzeigen dieser, mit Beifall aufgenommenen Zeitschrift, liegen in allen guten Buchhandlungen zur Einsicht vor, und werden die Freunde dieser Lektüre in den Stand setzen, über ihren Werth zu urtheilen.

Die Verlagshandlung bittet, ihnen einige Aufmerksamkeit zu schenken und alsdann die Bestellungen durch die Buchhandlungen, oder durch die löblichen Postamtszeitung-Expeditionen zu machen:

München, den 1. Dec. 1830.

Frankh'sche Buchhandlung.

---

[560] Bei Karl Focke in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neueste gesammelte Erzählungen

von

Friederike Lohmann,

IIIr Band, sauber brochirt, Preis 1¼ Thlr.

Den zahlreichen Verehrern der nun dahingeschiedenen Dichterin wird es gewiß als eine wünschenswerthe Zugabe dieses Bandes erscheinen, daß demselben drei werthvolle Poesien, welche ihr Tod veranlaßte, beigegeben sind. Auch diene den Freunden ihrer Muse zur Nachricht, daß — binnen Jahresfrist — noch 3 bis 4 Bände dieser „gesammelten Erzählungen" erscheinen werden, und der letzte derselben eine kurze Biographie der Verfasserin erhalten wird.

---

[536] Bei A. Wienbrack in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hatim Tai's Abentheuer. Eine morgenländische Erzählung aus dem Engl. von Pr. 2 Theile. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

In keinem Roman geht es so abentheuerlich zu, wie in diesem. Böse und gute Geister, Feen, Zauberer, verborgene Schätze, Paläste, Talismane, Räthsel, Wüsten, Meere, Ungeheuer, Genien, Riesen und reitzende Mädchen, wechseln mit einander in den überraschendsten Kreisen. Hatim Tai selbst ist ein arabischer Prinz, dessen Freude Wohlthun ist, und der keine größere Seligkeit kennt, als Unglücklichen beizustehen. Auf solche Art findet die Phantasie und das Herz die vollste Befriedigung in einer ganz neuen, eigenthümlichen Art.

---

[540] Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen.

Das Buch der Prophezeyungen oder Geschichte und Apocalypse.

Ein Versuch die Offenbarung Johannis durch Zusammenstellung der wichtigsten prophetischen Erklärungen untereinander, und mit der Geschichte, dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen. 18 Bogen in gr. 8. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Für jeden wahren, glaubigen Christen, welcher von der Würde und Wichtigkeit der heiligen Offenbarung Johannis, von ihrem historischen Werth und von der Treue, mit welcher dieser Spiegel, die Welt, auch die Begebenheiten unserer bewegten Zeit in deutlichen Bildern wiedergibt, sich überzeugen will, ist dieses Buch von dem höchsten Interesse, von der größten Wichtigkeit. Es erhebt den wahrhaft Frommen zur heiligen Begeisterung, es überwindet den Ungläubigen, es tröstet den Unglücklichen und verweißt ihn auf Gottes Gnade und Allmacht. In dieser lezten Hinsicht höchst interessant, ist die, diesem Werke angehängte Lebensgeschichte des frommen Jung Stilling, in welcher man wahrhaft Gottes Finger sieht, aus welcher man erlernen kann, wie Gott den, welcher mit frommem Herzen an ihn glaubet, nie zu Schanden werden läßt. Wir dürfen daher dieß Buch mit vollester Ueberzeugung allen wahren und ächten Christen, als einen wahren und seltenen Schatz empfehlen.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

---

[556] Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten:

Hermes,

oder

Kritisches Jahrbuch der Literatur.

Vierunddreißigster Band.

Zweites Heft.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung

von

Karl Ernst Schmid.

Gr. 8. Geh. Preis des Bandes von 2 Heften 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt dieses Heftes.

VII. Kritik der Hegel'schen Philosophie nach der „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften".

VIII. Aeltestes russisches Recht.
Das älteste Recht der Russen in seiner geschichtlichen Entwickelung von Phil. Gust. Ewers.
Von Rheinhold Schmid.

IX. Tausend und Eine Nacht und ihre Bearbeitungen, historisch-kritisch beleuchtet.
Vierter Artikel. Uebersetzungen von Galland und seinen Nachfolgern.

Digitized by Google

X. Beleuchtung des von Wit v. Dörring in seinen „Fragmenten" dargestellten positiven Geheimbundes in der Schweiz.
Von K. B. M. H. v. M.
XI. Historische Uebersicht der Militair-Literatur.
Zweiter Abschnitt vom Jahr 1740 bis auf die neuesten Zeiten.
Von v. Hr.
XII. Kritische Miszellen.

Leipzig, am 15. November 1830.

F. A. Brockhaus.

---

[577] Im Verlag von Riegel und Wießner in Nürnberg sind folgende neue Bücher erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Araucana, aus dem Spanischen des Don Alonso de Ercilla, zum erstenmal übersetzt von C. M. Winterling. 2 Bde. gr. 8. br. Subscript. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Die poetischen Schönheiten dieses Original-Epos und dessen historischer Werth sind allgemein anerkannt und verbürgen dieser Uebersetzung, welche sich durch harmonisch selbstständigen Versbau — ohne sclavische Nachahmung bei voller Treue — auszeichnet, eine günstige Aufnahme.

---

[482] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Weg zur Gesundheit

oder die Kunst sich wohl zu befinden. Nach dem Französischen des Dr. Audin-Rouviére frei bearbeitet von einem deutschen Arzte. gr. 12. 27 kr.

Dieses Werkchen, ein wahrer Talismann der Gesundheit und des Wohlbefindens, führt das Motto: „Sage mir wie du lebst, und ich will dir sagen wie du stirbst." In 203 kurzen aphoristischen Sätzen liefert es die wichtigsten Resultate ärztlicher Gelehrsamkeit, Erfahrung und Forschung, und wird aufmerksamen Lesern, die nicht mehr wissen wollen, als was ihnen dienlich ist, zu einer heilsamen Makrobiotik in Nuce dienen.

---

[523] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vollständiges Handbuch
der Münzen, Maße und Gewichte

aller Länder der Erde. Für Kaufleute, Banquiers, Geldwechsler, Münzsammler, Handlungsschulen, Staatsbeamte, Künstler, Reisende, Zeitungsleser, und Alle, welche sich mit Völker- und Länderkenntniß beschäftigen oder die in den Werken des Auslandes befindlichen Vorschriften auf Künste und Wissenschaften anwenden wollen.

In alphabetischer Ordnung.
Von
Dr. Fr. Alb. Niemann.
gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Gr.

Dreist können wir das mit bewundernswürdigem Fleiß und unermüdlicher Emsigkeit ausgearbeitete Werk empfehlen, da es schnelle und ausführliche Belehrung über jede Münzart, jedes Gewicht und jedes Maß, die größten wie die unbedeutendsten, älterer und jetziger Zeit, aus nahen und entfernten Gegenden und Ortschaften gewährt, sie mit allgemein in Deutschland bekannten Größen vergleicht, und alle mühsame Berechnungen ihrer Werthe erspart. Keine Nation kann ein solches Werk aufweisen; denn deutscher Fleiß allein vermochte es, den Geschäftstreibenden aller Art, den Künstlern und Gelehrten ein so überaus nützliches Hülfsmittel zu verschaffen.

---

[529] Für Branntweinbrenner und Destillateure ist die siebente Auflage von der

Anweisung zum Destilliren aller möglichen Breslauer, Danziger und anderer Liqueure, Rosolis und Aquavite, in 211 Recepten ꝛc., nebst Zucker- und Farbenbereitung ꝛc., von einem Breslauer Destillateur,

erschienen und brochirt mit 1 Kupfer in allen Buchhandlungen für 21 Gr. zu bekommen von der

Arnoldischen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

---

[545] Bei F. Tendler in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu erhalten:

Geschichte der Magyaren
von
Johann Grafen Mailáth

4r und 5r Band. 4 Rthlr. 16 gGr. oder 8 fl. 24 kr. rhein.

Durch das Erscheinen des 4ten und 5ten Bandes ist dieses ausgezeichnete Werk beendet. Das einstimmige günstige Urtheil, welches deutsche, französische und englische Blätter gefällt haben, überhebt mich jeder Anpreisung, und ich zeige nur an, daß noch complette Exemplare zu 11 Rthlr. 16 Gr. oder 21 fl. rhein. zu haben sind.

---

[544] J. Wilks bittet, den ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm verfertigten gold- und silberöhrigen Nähnadeln, Stecknadeln, Rasier- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollen-Garne, zum Nähen, Sticken und Stricken ꝛc. die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat; sie sind einzig und allein in seinem neuen Lager Nr. 186. Regent-Street, und in keinem andern Hause in London zu finden. Auch hält er es für nothwendig, die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollen-Garne nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks,
Nr. 186, Regent-Street in London.

Digitized by Google

N°. 45.

Intelligenz-Blatt

1830.

[582] Für
Journal-Lese-Cirkel und Lese-Cabinette.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Unter obigem Titel haben wir vor bald drei Jahren ein neues Blatt in die deutsche Lesewelt eingeführt, dessen Fortsetzung wir nun für den vierten Jahrgang ankündigen, und deßhalb die Vorsteher und Unternehmer von Lesegesellschaften, so wie alle Freunde einer unterhaltenden und belehrenden Lektüre am Schluß des Jahres auf dasselbe aufmerksam machen zu müssen glauben, damit, wenn sie es für nächstes Jahr halten wollen, ihre Bestellungen schleunig einlaufen. Das „Ausland" hat sich in so kurzem Zeitraum einen ansehnlichen Kreis von Lesern gewonnen und dadurch das Zeitgemäße seiner Erscheinung, so wie das Recht seiner Existenz nachgewiesen. Jenen allgemeinen geistigen Verkehr, — der sich zwischen den verschiedenen Völkern der Erde — die schönste Frucht der jetzigen Civilisation — gebildet hat, nach Kräften zu fördern, war die Aufgabe unsers Blatts, ist die Pflicht, welche die Redaktion gegen das Publikum übernommen hat, und die gewissenhaft zu erfüllen sie in dem bisherigen Erfolge die stärkste Aufmunterung finden muß. War es schwierig, dieses Ziel auf einem noch unbetretenen Weg in einem, wenn auch in abstracto, durch unsern Plan vorgezeichneten, doch nicht empirisch von uns durchforschten Gebiet zu verfolgen; so dürfen wir jezt, nach so manchen Erfahrungen, die wir gemacht haben, nach so manchen Winken, die uns geworden sind, um so zuversichtlicher hoffen, das von Seiten des Publikums uns geschenkte Vertrauen immer mehr zu rechtfertigen. Von allem Bedeutenden in Kunst und Wissenschaft, Staat und Verfassung, Religion und Sitte, was das Leben außerhalb unserem Vaterlande darbietet, sey es in alter, ehrwürdiger Form, oder in der jugendlichen Kraft der umschaffenden Zeit, unsern Lesern Rechenschaft zu geben, und das zu thun mit bescheidener Freimüthigkeit, anständiger Sprache und in gedrängter und gewählter Darstellung — war unser Bestreben; so gedachten wir einen fortlaufenden Kommentar zur Gegenwart zu liefern, aber nicht eine trockene Aktensammlung, sondern Scenen aus dem vielgestalteten Weltdrama, selbst mit all seinen Abstufungen von Individualität der Charaktere in Personen, Gesellschaften, Parteien und Nationen. Dadurch, daß wir treu die Quellen angaben, aus denen wir schöpften, suchten wir unserem Blatte historische Beglaubung zu sichern; dadurch, daß wir uns, wo immer die Thatsachen sprechen, alles Räsonnement's enthielten, suchten wir unsern Lesern ein unverfälschtes, unbefangenes Urtheil zu bewahren. In dieser anerkennenden Achtung alles Bestehenden, alles Werdenden sollte man den Geist, die Einheit unseres Bestrebens erkennen, und in dieser Richtung wird auch für das kommende Jahr fortgefahren werden.

Die Redaktion.

* * *

Die unterzeichnete Verlagshandlung wird ihrerseits, so wie bisher, auch künftig durch beizugebende Charten und Lithographien das Interesse dieses Blattes zu erhöhen suchen. Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl.

Anzeigen von Reisewerken und anderen das Ausland betreffenden Schriften jeder Art, welche durch dieses Blatt am geeignetsten verbreitet werden dürften, werden für eine Gebühr von 6 kr. pr. Linie durch die Unterzeichnete eingerückt und verrechnet.

Stuttgart und Tübingen,
im December 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[585] In der unterzeichneten Verlagshandlung sind im Laufe des Jahres 1830 erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Almanach des Dames pour l'an 1831. 16. in Futteral gebunden. 3 fl.

Annalen, allgemeine politische. Neueste Folge. Herausgegeben von C. v. Rotteck, 1ter — 4ter Band, 12 Hefte. 8. brosch. 12 fl.

Ausland, das, ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. Mit Lithographien. 3ter Jahrgang 1830. gr. 4. 16 fl.

Baumann, J., Bilder aus der Heimath. 1ter Band. 8. 1 fl. 36 kr.

Beschreibung der Stadt Rom von E. Plattner, C. Bunsen, E. Gerhard, und W. Röstel. Erster Band. Allgemeiner Theil. Mit synchrostischen Tabellen, einem grossen Stadtplan und einem geognostischen Blatt. gr. 8. 6 fl. 45 kr. (wobei zu bemerken ist: dass der angezeigte grosse Stadtplan nebst dem geognost. Blatt hier fehlen und besonders ausgegeben und berechnet werden.)

Bibliothek ausführlicher Völker- und Staatengeschichten, nach den bedeutendsten klassischen Werken des Auslands. Erster Band. Malcolm's Geschichte von Persien. Erster Theil. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1774 — 1778. Aus einem Briefwechsel dreier Offiziere der Potsdammer Garnison. Herausgegeben von Caroline de la Motte Fouqué. 8. 36 kr.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von W. v. Humboldt. 8. 3 fl. 12 kr.

Bröndsted, Reisen und Untersuchungen im eigentlichen Griechenland. 2tes Buch. Folio. Velinpapier 18 fl. ord. Ausgabe 18 fl., 56 kr.

— — Ueber den Aufsatz im Hermes, „Villoison und Bröndsted ein Beitrag zur Geschichte der Pla-

giate," lies: Ein Beitrag zur Geschichte der Pasquille. Als Beilage zu den keilschen Untersuchungen. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Confucii Chi-King sive liber carminum, ex latina P. Lacharme interpretatione edidit Julius Mohl. 2 fl. 24 kr.

Correspondenzblatt des Würtemb. Landwirthschaftlichen Vereins 1830. 12 Hefte. gr. 8. broch. 3 fl.

Elsholz, v., Schauspiele. 1ter Band. gr. 8. 1 fl. 24 kr.

Elsner, J. G., die deutsche Landwirthschaft nach ihrem jetzigen Zustande dargestellt. 1r Band. gr. 8. 1 fl. 24 kr.

Fallmeraper, J. Phil. Prof., Geschichte der Halbinsel Morea, während des Mittelalters. 1ter Band. Geschichte des Untergangs der Hellenen im Peloponnes. gr. 8. 4 fl.

Fischer, J. B., Synopsis Mammalium cum addendis. gr. 8. 5 fl. 48 kr.

Fragmens relatifs a la religion de Zoroastre, extraits des manuscrits persans de la bibliothèque du roi. gr. 8. 1 fl. 24 kr.

Freyberg, M. Freih. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden III. 1tes und 2tes Heft. gr. 8. 4 fl.

Goethe, v., sämmtl. Werke, Taschen-Ausgabe in 40 Bändchen, 7te und 8te Lieferung oder 31tes bis 40tes Bändchen, Ladenpreis für alle 40 Bändchen. Velinpapier 43 fl. 12 kr., weiß Druckpapier 28 fl. 48 kr.

— — sämmtliche Werke. gr. 8. 4te bis 7te Lieferung oder 16ter bis 35ter Band. Pränum. für alle 40 Bdchn. { Velinpapier 91 fl. 12 kr. / Schweizerpapier 72 fl. / Druckpapier 57 fl. 36 kr.

Graff, E. G., Diutiska, Denkmäler deutscher Sprache und Literatur III. 3tes gr. 8. 2 fl. 36 kr.

Haindl, S., Construction der Verzahnungen mit besonderer Rücksicht auf die beste Form der Zähne mit 9 Platten. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Hebel, J. P. Dr., biblische Geschichte für die Jugend 2 Theile. Neue Auflage. 8. 36 kr.

Herder, J. G. von, sämmtliche Werke, Taschen-Ausgabe in 60 Bändchen. 8te bis 10te Lieferung oder 43s bis 60s Bändchen. Jede Lieferung Velinpr. 4 fl. 48 kr. Druckpr. 3 fl. 12 kr.

Hesperus, encyklopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von C. C. André. Jahrgang 1830. gr. 4. 16 fl.

Hördt, S. v., merkwürdige Verletzung eines Pferdes durch den Blitz. Fol. 48 kr.

Hoffmann, Fr., geognostischer Atlas vom nordwestlichen Deutschland. 18 fl.

Hohn, Prof. Dr. K. F., geograph. statist. Beschreibung des Regenkreises im Königreich Baiern. 1 fl. 36 kr.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Herausgegeben von einer Societät für wissenschaftliche Kritik. Jahrgang 1830. gr. 4. 21 fl.

Jahrbücher, würtembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. 1828. 2 Hefte. 8. 3 fl. 30 kr.

Immermann, K., Gedichte. Neue Folge. 8. 2 fl. 24 kr.

— — Miscellen. 1r Band. 8. 2 fl.

Journal, polytechn., herausgegeben von Dingler. Jahrgang 1830. 24 Hefte. gr. 8. brosch. 16 fl.

Justiz-, Cameral- und Polizei-Fama, allgemeine. 1830. gr. 4. 9 fl.

Kunstblatt, herausgegeben von Dr. Ludwig Schorn. Mit Kupfern und Umrissen. Jahrgang 1830. gr. 4. 6 fl.

Literaturblatt 1830. gr. 4. Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel. 6 fl.

Malchus, C. A. Frhrr. von, Handbuch der Finanzwissenschaft und Finanzverwaltung 2 Theile. gr. 8. 7 fl. 30 kr.

Mayr, A., Methodus Differentiandi. 8. 12 kr.

Memminger, J. D. G., Beschreibung der Oberämter Würtembergs. 7s Heft. Blaubeuren. gr. 8. Mit einer Karte des Oberamts und einer Ansicht von Blaubeuren. 1 fl. 12 kr.

Menzel, W., Narcissus, ein dramatisches Mährchen. 8. 2 fl.

— — Taschenbuch der neuesten Geschichte. Erster Jahrgang. Geschichte des Jahres 1829 mit 24 Bildnissen. 12. 3 fl.

Morgenblatt für gebildete Stände, sammt den oben angeführten Beiblättern Literaturblatt, Kunstblatt sammt Intelligenzblatt. 24r Jahrgang 1830. gr. 4. 20 fl.

Prechtl, J. J., technologische Encyklopädie, oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Cameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. 21er Band mit 18 Kupfertafeln. gr. 8. Ladenpreis 6 fl.

Reyscher, Dr. A. L., vollständige historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der würtembergischen Gesetze. 3r Band. gr. 8. Subscriptionspreis 3 fl. 40 kr. Für Liebhaber von einzelnen Bänden Subscriptionspreis 4 fl. 24 kr. Ladenpreis 5 fl. 30 kr.

Schäffle, Präceptor, Beitrag zur Methodik des Rechnens. Mit einem Steindruck gr. 8. 36 kr.

Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. 2 Theile. 8. 4 fl. 48 kr.

— — sämmtliche Werke. gr. 8. in einem Bande in 2 Abtheilungen. 12 fl.

Schmeller, J. A., die altsächsische Evangelien-Harmonie in genauem Abdruck der Münchner Handschrift mit den Lesarten und Ergänzungen der Cottonischen zu London. Velinpapier 4 fl. Schreibpapier 3 fl. 24 kr.

Schnitzler, J. H., ausführlicher Bericht eines Augenzeugen über die letzten Auftritte der französischen Revolution während der zwei Wochen vom 26. Julius bis zum 9. August 1830. gr. 8. Mit dem Bildnisse Lafayette's und dem Grundrisse von Paris. 48 kr.

Schnurrer, Fried., M. D., Die Cholera morbus, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchte Heilmethode, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit der Charte ihres Verbreitungsbezirks. gr. 8. broschirt 1 fl. 24 kr.

Schubert, G. H. Dr., Geschichte der Seele. 2 Theile. gr. 8. 7 fl. 12 kr.

Staatsakten und Urkunden, neueste, in monatlichen Heften. 15ter — 19ter Band. 12 Hefte. gr. 8. brosch. 16 fl.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1831 mit 10 engl. Stahlstichen. 16. in Futteral mit Goldschnitt. 5 fl. 24 kr.

Thibaudeau, Napoleon Bonaparte, dargestellt in einer umfassenden Geschichte seines öffentlichen und Privatlebens, seiner politischen und militairischen Laufbahn, seiner Regierung und seiner Administration. Sechster Band. Consulat. Erster Theil. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Thiersch, C., die Forstkäfer oder vollständige Naturgeschichte der vorzüglichsten den Gebirgsförsten schädlichsten Insekten, hauptsächlich der Borkenkäfer mit Angabe der Mittel zu ihrer Vertilgung mit 2 illum. Abbildungen. gr. 4. 1 fl. 36 kr.

— Fr., Ueber gelehrte Schulen III. 2. gr. 8. 1 fl. 45 kr.

Digitized by Google

Thiersch, Fr., Ueber den Zustand der Universität Tübingen seit dem 18. Januar 1829. gr. 8. 36 kr.
— — Ueber den angeblichen Jesuitismus und Obscurantismus des baierischen Schulplans vom 8. Febr. 1829. gr. 8. 1 fl.
Troxler, Dr., Logik, die Wissenschaft des Denkens und Kritik aller Erkenntniß zum Selbststudium und für Unterricht auf höhern Schulen. 3ter Theil. gr. 8. 2 fl.
Varnhagen van Ense, Erbards Denkwürdigkeiten. gr. 8. 3 fl.
Vogel, A. H., Lehrbuch der Chemie gr. 8. mit 4 Steinabdrücken. 4 fl. 48 kr.
Vorschriften für das heilige Inquisitionsgericht aus dem Spanischen übersetzt von Dr. S. — 8. 1 fl. 36 kr.
Wagler, Dr. I., Descriptio Amphibiorum Fasc. II. fol. 6 fl. 36 kr.
— — natürl. System der Amphibien. 8. Schrbpr. mit 8 Kupfern und einer Verwandtschaftstafel. 8 fl. Druckp. Mit 1 Kupfer und einer Verwandtschaftstafel. 3 fl. 48 kr.
Wolff, Prof. O. L. P., Sammlung historischer Volkslieder. gr. 8. 4 fl. 48 kr.
Zeitung, allgemeine, Jahrgang 1830. gr. 4. 16 fl.
Namen- und Sachregister dazu für den Jahrgang 1829 gr. 4. 30 kr.

---

[570] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Meigen, J. W., Systematische Beschreibung der Europäischen Schmetterlinge, mit Abbildungen auf Steintafeln. gr. 4. III. Bandes 1. Heft, schwarz 1 Thlr. 8 gGr. (I. und II. Band mit 80 Tafeln, 11 Thlr.)
— — dasselbe vom Verfasser sorgfältig illuminirt, 5 Thlr. 8 gGr. (I. und II. Band, 43 Thlr. 8 gGr.)
Mone, F. J., Quellen und Forschungen zur Geschichte der Deutschen Literatur und Sprache. Zum erstenmale herausgegeben. Erster Band. Erste und zweite Abtheilung. Mit einer Schrifttafel. gr. 8. 3 Thlr.
Segundo, J., einige Erläuterungen und Verbesserungen der Pferde-Gebisse, auch Beschreibung einer neuen Stange. Herausgegeben vom K. P. Obersten von Schepeler. Nebst einer lithographirten Tafel. gr. 8. geheftet. 8 gGr.
(Das Hauptwerk mit 5 lithographirten Tafeln in Folio. 1 Thlr. 12 gGr.)

---

[581] Vier neue interessante Werke.

So eben ist bei uns erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die Ungarn wie sie sind. Charakter-Schilderung dieses Volkes in seinen Verhältnissen und Gesinnungen von Aug. Ellrich. 1 Thlr. 6 Gr. (Ein kräftig, freimüthiges und zugleich sehr humoristisches Werk, dessen Verfasser fünfzehn Jahre in Ungarn lebte.)
Die Schlittenfahrt. Erzählung von Dan. Leßmann. 1 Thlr. (Dieses geistreichen Erzählers vorzüglichste Gabe.)
Die Sterner und die Pfitticher. Novelle von K. A. Varnhagen van Ense. 12 Gr. (Die einzige Novelle dieses allgemein geschätzten Schriftstellers.)
Der Wegweiser zum Seidenbau, von A. M. Bolzani. 2 Thlr. (Das Werk eines Praktikers, von dem Königl. Preuß. Ministerium empfohlen.)

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

---

[578] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Praktischer Rathgeber für das Geschäftsleben in Privat- und öffentlichen Verhältnissen. Ein vollständiges Handbuch für den Bürger, Kaufmann und Beamten,

von S. E. Solger, K. H. Agenten.

34½ kompresse Bogen in gr. 8. auf schönem weißen Druckpapier. Preis 1½ Thlr.

(Berlin. Verlag der Buchhandlung von Carl Friedrich Amelang.)

Das Bedürfniß der Zeitgenossen macht die Erscheinung mehrfacher Schriften vorstehender Art nothwendig; es kommt aber darauf an, wer es am besten, gründlichsten und umfassendsten zu befriedigen weiß.

Ein vielgeübter Geschäftsmann übergiebt in obigem Werke dem Publikum alles das beisammen, was es bisher nur vereinzelt in andern derartigen Schriften fand. Er giebt einen vollständigen Briefsteller für Jedermann, er giebt die zweckmäßigste Anleitung für den Bürger in Privatgeschäften, für den Kaufmann im Handelsverkehr, und für Beide, wie für den Beamten, was sie nur in öffentlichen Verhältnissen bedürfen. Innerhalb der Grenzen, die ein solches Werk haben kann, ist es unmöglich, dasselbe reichhaltiger auszustatten, als hier geschahe. Die besondere Nutzbarkeit vorliegender Schrift wird sich beim Gebrauche mit jedem Tage mehr bewähren.

---

[553] Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Geschichte
der
Kriege in Europa
seit dem Jahre 1792,
als
Folgen der Staatsveränderung
in Frankreich
unter König Ludwig XVI.
Vierter Theil. Mit drei Plänen.

Gr. 8. 28 Bogen auf feinem Schreibpapier. 3 Thlr.

Der erste Theil (1827, 24½ Bogen, mit 4 Plänen) kostet 3 Thlr., der zweite (1828, 20½ Bogen mit 4 Plänen) 2 Thlr. 8 Gr., der dritte (1829, 29 Bogen, mit 3 Uebersichtskarten) 3 Thlr.

Leipzig, 15. November 1830.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

[565] Kunstanzeige.

So eben ist erschienen:

Portrait Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm III. unter Direktion des Professor Buchhorn gezeichnet und in Linienmanier gestochen. Vor der Schrift Preis 1 Rthlr. mit der Schrift 20 Sgr.

Dieses neue Brustbild Sr. Majestät zeichnet sich sowohl in Hinsicht seiner Aehnlichkeit als des vorzüglich schönen Stichs wegen aus. Der ungewöhnlich niedrige Preis macht es überdies zur größten Verbreitung geeignet.

Die Buch- und Musikhandlung von T. Trautwein in Berlin hat den Hauptdebit übernommen, weshalb sich die auswärtigen Kunsthandlungen mit ihren Aufträgen an selbige zu wenden haben.

---

[580] Kunstanzeige.

Die 53. und 54. Suite der in unserm Verlage herauskommenden und von den ersten Künstlern gestochenen

Bildnisse

der

berühmtesten Menschen

aller Völker und Zeiten

wurden unlängst an die resp. Subscribenten versandt, und enthalten die nach den besten Originalen vorzüglich gestochenen Portraits von:

Boieldieu. Cimarosa. Cortez. David. Ferguson. Hagedorn. Hemsterhuis. Holberg. Hölty. Hummel. Lord Keith. Krug. Méhul. Moreau. Paganini. Poniatowsky. Rossini. Salis. H. Sontag. Tell. Uhland. v. d. Velde. Walpole. Zumsteeg.

Der ungemein niedrige Preis für jede Suite von 12 Portraits beträgt nur 1 Thlr. 8 Gr. wofür sie durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen sind.

Eine prahlende Empfehlung bedürfen diese Kupfer nicht, da sie allgemein bekannt sind.

Zwickau, im November 1830.

Gebrüder Schumann.

---

[579] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands, zu haben:

Bibliothek naturhistorischer Reisen für die reifere Jugend,

Auch unter dem Titel:

Des Freiherrn Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. Zur belehrenden Unterhaltung für die reifere Jugend bearbeitet von G. A. Wimmer, evangelischem Prediger in Oberschüzen. Vier Bände. Mit Humboldt's Portrait, neun prächtigen Ansichten und drei Charten. 12. Wien, 1830. Preis: In Umschlag broschirt 4 Thaler sächsisch. oder 6 fl. C. M. kartonirt 4 Thaler 8 Gr. sächsisch. oder 6 fl. 30 kr. C. M.

Der an der Spitze stehende Name des mehr berühmten als bekannten großen Reisenden verbürgt den Werth des Buches, in welchem nicht nur junge Gemüther, sondern auch alle, denen es um geistigen Genuß zu thun ist, Belehrung und Erholung finden können. Man hat nichts versäumt, um das Werk auf eine würdige Weise auszustatten. Die prächtigen, von vorzüglichen Künstlern Wiens gestochenen Kupfer dienen eben so zur Zierde als Belehrung, und bestehen nebst dem wohlgelungenen Portrait aus neun Ansichten, der Charte von Columbien und zwei Grundrissen. Die Schönheit der Abbildungen, wie auch Druck und Papier können nebst dem äußerst billigen Preise dem Werk nur zur Empfehlung gereichen.

Diese vier Bändchen bilden ein Ganzes, welches sich ganz besonders zu Weihnachts-, Geburts- und Namenstaggeschenken eignet.

---

[584] Bei F. Laue in Berlin ist erschienen:

Der arme Heinrich, ein erzählendes Gedicht des Hartmann von der Aue, metrisch übersetzt von K. Simrock. Nebst der Sage von „Amicus und Amelius" und verwandten Gedichten des Uebersetzers. brosch. Preis 22½ Sgr.

In dem Zeitalter der Hohenstaufen hat die deutsche Poesie Werke hervorgebracht, welche wir noch jetzt lieben und bewundern würden, wenn uns die Sprache jener Zeit noch verständlich wäre. Dies Hinderniß hinweg zu räumen, und der Nation ihr Eigenthum wieder zu geben, ist die Pflicht des Uebersetzers, und Herr Simrock hat seinen Beruf hiezu schon durch die Uebertragung des Nibelungen Liedes bewiesen. Das Gedicht vom armen Heinrich können wir als eins der schönsten und lieblichsten empfehlen, das die Deutschen überhaupt besitzen.

---

[544] J. Wilks bittet, den ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm verfertigten gold- und silberdrähtigen Nähnadeln, Stecknadeln, Rasier- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollen-Garne, zum Nähen, Sticken und Stricken ꝛc. die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat; sie sind einzig und allein in seinem neuen Lager Nr. 186. Regent-Street, und in keinem andern Hause in London zu finden. Auch hält er es für nothwendig, die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollen-Garne nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks,

Nr. 186, Regent-Street in London.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils.per jahrg.24:July-Dec.

Morgenblatt f ur gebildete leser.

3 1951 001 899 552 J

Digitized by Google